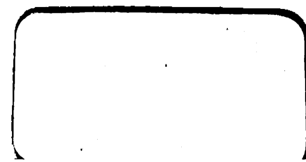




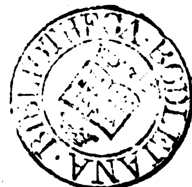
JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1805.

ZWEYTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition,

1805.

Das Kupfer nebst dem dazugehörigen Programm wird im August ausgegeben.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 1 JULIUS, 1805.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Cotta: *Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrage der Religion.* Herausgegeben von D. *Joh. Friedrich Flatt*, Prof. der Theol. in Tübingen. Achtes Stück. 1802. 206 S. Fortgesetzt von *Fr. Gottlieb Süskind*, Prof. der Theol. in Tübingen. Neuntes und zehntes Stück. 1803. (Jedes St. 20 gr.) Eilftes Stück. 1804. 224 S. 8. (16 gr.)

Wenn gleich die Fortsetzung dieses Magazins, dessen Tendenz besonders Veranlassung zur bedachtsameren Prüfung neuerer Urtheile über die auf dem Titel genannten Gegenstände zu seyn scheint, und in welchen viele für diesen Zweck bemerkenswerthe Abhandlungen mitgetheilt sind, seit dem IX Stücke von dem jetzigen Herausgeber allein besorgt wird: so hat doch Hr. D. *Flatt* auch künftig zu demselben Beyträge versprochen. — Das *achte Stück* enthält fünf Abhandlungen: I. *Etwas über Matth.* 14, 22—33, *und über Hn. D. Paulus Erklärung dieser Schriftstelle. Lavaters Manen geweihet von Joh. Schulthess*, Prof. der alten Sprachen in Zürich. Diese mit Heftigkeit abgefasste Bestreitung des Hn. *Paulus* hat der Vf. selbst hernach verworfen, und nach einer *in den theologischen Nachrichten*, (1802. S. 439) enthaltenen Anzeige, dem Hn. P. einen vollständigen Aufsatz über eben diese Materie mitgetheilt, worin er sich dahin erklärt hat, „dass er aus dem Context grosse Vermuthung geschöpft habe, jene Stelle möge, ganz oder zum Theil, eine blosse Interpolation seyn, und dass er nach einer neuen Erwägung des Textes überzeugt sey, *die Evangelisten reden nur von einem Gehen Jesu am Meer, und können ursprünglich gar nichts Anderes zu sagen im Sinne gehabt haben;* weil επι mit dem Genitiv und Accusativ in ähnlichen Stellen des N. T. und der alexandrinischen Übersetzung des A. T. ganz gewöhnlich in der Bedeutung *an*, *bey*, gebraucht sey. Wo Johannes sagen will, *an den See* (6, 16), da setzt er επι την θαλασσαν. Wo er sagen will: *in den See hinein*, da setzt er εις την θαλασσαν, (Joh. 21, 7.) Eben so ist Ap. Gesch. 8, 36 επι το υδωρ, *an ein Wasser*, und V. 38 εις τα υδατα für: *in das Wasser* gesetzt; vgl. Ap. Gesch. 17, 14. 27, 30. 38. 40. Joh. 21, 1. 4. Offenb. 17, 1. und in den LXX. Jer. 46, 2. 51, 13. 2 B. Mos. 14, 4.“ Diese Retractation, welche der Wahrheitsliebe des Vf. viel Ehre macht, überhebt den Rec. weiterer Bemerkungen über jenen Aufsatz. — II. *Warum haben nicht alle Evangelisten, und besonders die nicht, die Apostel waren, die Himmelfahrt Jesu ausdrücklich mit erzählt?* Wahrscheinlich ist in diesem Aufsatze vorzüglich auf Hn. D. *Ammon* (*Adscensus Jesu Christi historia biblica*, Göttingen 1800, auch in dessen *Novis opusculis theologicis*), Rücksicht genommen, weil dieser gelehrte Theolog eben aus dem Stillschweigen der beiden von Aposteln verfassten Evangelien seine Beurtheilung und Ansicht der Nachricht Ap. Gesch. 1, 9—11 von dieser Begebenheit hergeleitet hatte. In diesem Aufsatz hingegen wird auf Joh. 6, 62. 16, 8. Eph. 1, 20. 4, 10. Phil. 2, 9. Hebr. 1, 3. 4. 14. 6, 20. 7, 27. 8, 1. 1 Petr. 3, 22 die Behauptung gegründet, dass in allen diesen Stellen von einer körperlichen Himmelfahrt Christi, als von der gewissesten Thatsache, geredet werde; wie denn auch Ap. G. 2, 32—35. 3, 21. 5, 30—32. 7, 55 die Überzeugung von der historischen Wahrheit jener Begebenheit deutlich beweise. Aber die Auslegung dieser Stellen, welche dieser Aufsatz vorzieht, setzt gerade die Gewisheit einer sichtbaren und leiblichen Himmelfahrt Christi voraus, und kann ohne eine solche Voraussetzung gar nicht als nothwendig dargethan werden. Es ist die Frage: in welchem Sinne sagte Jesus, er werde dahin auffahren, wo er vorhin war? und er gehe zum Vater? Seinem Leibe nach war er ja nicht bey dem Vater gewesen; wie könnte er denn von leiblicher Himmelfahrt haben reden wollen? Es ist die Frage: was die Apostel bey den Worten dachten, womit sie Christum, als in den Himmel zu Gott eingegangen, und zur rechten Hand Gottes sitzend beschrieben. Nach ihrer Lehre von der Allgegenwart Gottes deuten ja diese Worte auf nichts weniger, als auf ein leibliches, räumliches Hingehen zu Gott; vielmehr müssen nach derselben die Worte uneigentlich verstanden werden. In dem Stillschweigen des Matthäus und Johannes von Jesu Himmelfahrt findet der Vf. nichts Befremdendes; weil es der Apostel Hauptgeschäfte war, von der Auferstehung Jesu, nicht aber von dessen Himmelfahrt, zu zeugen, und weil durch jene die Messiaswürde schon hinlänglich bewiesen werden konnte. Ihnen sey auch das Sichtbare bey dieser Begebenheit, dass eine Wolke ihn aufnahm und ihren Blicken entzog, nicht das Wichtigste, sondern die Erhöhung zur allmächtigen Regierung der Körper- und Geisterwelt der wichtigste Theil dieser Begebenheit gewesen, und dieser habe nicht durch menschliche Zeugnisse bekräftigt,

tigt, nicht als etwas Gesehenes erzählt werden können. Aber durch Wunder bewiesen sie, dass Christus allmächtig mit Gott über alles regiere, und nun durch sie so wirke, wie er vorhin sichtbar unter den Menschen wandelnd gewirkt hatte. Kaum sollte man denken, dass der Vf. selbst diesem Schlusse einige Beweiskraft zutraue. Sollten die Apostel *allein* von Christus Auferstehung zeugen, und war diese schon hinreichend zum Beweise, dass Jesus der Christ sey: warum erzählte denn Matthäus und Johannes so viele andere Wunder? Unleugbar betrachteten sie die Wunder als Bestätigung des Zeugnisses Jesu von seiner göttlichen Sendung und Messiaswürde; und unter allen Wundern war die Himmelfahrt eins der merkwürdigsten und einleuchtendsten, und sie waren Augenzeugen derselben nach Ap. Gesch. 1, 3—11, und himmlische Boten hatten ihnen den Zweck des Wunders gedeutet: wie soll man sich, diess alles vorausgesetzt, ihr Stillschweigen erklären? Nur dann lässt sich dasselbe erklären, wenn die Vorstellung von einer sichtbaren Himmelfahrt erst später entstanden ist, als Matthäus und Johannes. — III. *Über den Kanon des Eusebius* (*Kirchengeschichte III*, 25). Von M. *Karl Christian Flatt*. Eine Hauptabsicht des Vf. ist, zu beweisen, dass die Tradition, von welcher Eusebius redet, nicht mündliche, sondern schriftliche Zeugnisse von der Ächtheit oder Unächtheit der unter dem Namen der Apostel und ihrer Gehülfen vorhandenen Schriften bedeute. Leider aber setzt uns Eusebius nicht in den Stand, die Gründe zu prüfen, auf welche seine Vorgänger in ihren Schriften ihr Urtheil bauten, dass diese oder jene Schrift ächt sey. Bauten sie auf unsichere Gründe: so verschlägt es nichts, dass sie ihr Zeugniss schriftlich hinterlassen hatten. Bey der Meinung des Vf., dass Eusebius sich desswegen nicht entscheidend über die Apokalypse erklärt habe, weil ihre Göttlichkeit von einigen bezweifelt worden sey, und weil sie nicht nützlich seyn könne, wenn ihre Weissagung nicht göttlich sey, scheint der Vf. als gewiss vorauszusetzen, Eusebius habe die Apokalypse buchstäblich als Weissagung, und nicht allegorisch erklärt, wie doch nach manchen Winken des Eusebius, z. B. nach seinen Urtheilen über die Chiliasten, vermuthet werden könnte. — IV. *Etwas über die Principien a priori und a posteriori, durch welche man das Locale und Temporelle von der allgemeingültigen Lehre in der christlichen Offenbarungsurkunde scheiden will, aus dem Standpunkt des Offenbarungsgläubigen.* Von *Wilhelm Tobias Lang*, Pfarrer in Singen. Fortsetzung und Beschluss einer schon in den früheren Stücken angefangenen Abhandlung. Das einzige zu dem angegebenen Zweck taugliche Princip, ist nach dem Urtheil des Vf. folgendes: „Jede Lehre, welche von Jesu und den Aposteln mit den für alle Christen zu aller Zeit gültigen Tugendpflichten unmittelbar oder mittelbar in Verbindung gesetzt wird, ist nach der Absicht derselben eine wirkliche oder wesentliche Lehre des Christenthums, und kann keine Einkleidung, und keine bloss für den Eingang der Wahrheit benutzte irrige Volksidee seyn!" Allein es liesse sich leicht beweisen, dass dieser Satz, auch unter der vom Vf. angegebenen Voraussetzung einer aussernatürlichen göttlichen Offenbarung, nicht zum Princip der Unterscheidung desjenigen, was nach Gottes Antrieb ein von Gott begeisterter Lehrer nach dem subjectiven Bedürfniss eines gewissen Zeitalters und gewisser Menschen, oder als objectivgültige Glaubenslehre für alle Menschen, reden oder schreiben sollte, tauglich sey. Denn auch bey einem solchen Lehrer müssen wir die *Lehrweisheit* erwarten, welche den neuen göttlichen Unterricht an die menschlichen, bey seinen Zuhörern bereits vorhandenen Ideen anknüpft, und diese ihre menschlichen Ideen in der ihnen allein fasslichen menschlichen Sprache ausdrückt. Zur Tugend zu erwecken, und für die Erweckung derselben die kräftigsten Mittel zu benutzen, wird unstreitig ein Hauptzweck eines von Gott erleuchteten Lehrers seyn. Er wird demnach alle bey seinen Zeitgenossen vorhandenen religiösen Ideen anwenden, ihren Eifer für allgemeingültige Tugendpflichten zu beleben, und also ihre bloss menschlichen Ideen mit allgemeingültigen Tugendpflichten in Verbindung setzen. Mithin kann der Umstand, dass ein göttlicher Gesandter gewisse Sätze mit allgemeingültigen Tugendpflichten in Verbindung setzte, nur beweisen, dass diese Sätze für jene Zeiten und Menschen am schicklichsten genutzt werden konnten, sie zur Tugend zu wecken; aber nicht, dass solche Sätze für alle Menschen aller Zeiten zu demselben Zwecke gebraucht werden sollen. Der Vf. stellt sich das Geschäft eines göttlichen Gesandten zu leicht vor, wenn er meint, ein solcher Mann habe durch seine Wunder sogleich von der Wahrheit jeder Lehre überzeugen können, und desswegen keiner Anschmiegung seines Vortrages an Zeitbegriffe bedurft. Diess widerstreitet der Natur der menschlichen Seele, die keinen Vortrag fassen, und in ein Eigenthum ihrer Erkenntniss und Überzeugung verwandeln kann, der nicht an Sätze angeknüpft wird, welche sie schon als wahr und gewiss anerkannt hat. Was nach der Überzeugung eines Menschen mit anerkannten Grundsätzen nicht bestehen kann, das wird er keinem Wunderthäter glauben, wenn dieser auch Berge versetzen könnte. Diess bestätiget auch das N. T., nach dessen Zeugniss die Wunder nur dazu dienten, die um der Lehre willen Glaubenden im Glauben zu befestigen, und nur für solche, die glaubten, und unter der Bedingung des Glaubens geschahen. Für Ungläubige, die Wunder forderten, that Jesus keine Wunder. Es ist wahr, was der Vf. behauptet: ein göttlicher Gesandter kann keinen Irrthum *lehren!* Aber warum dürfte er ihn nicht *dulden?* warum nicht ihn *zum Besten desjenigen benutzen*, der noch nicht fähig ist, in dieser Hinsicht Wahrheit zu erkennen? — V. *Apologie des Wunder- und Offenbarungsglaubens gegen die Abhandlung eines ungenannten Verfassers in Henkes neuem Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte,*

te, B. I. St. 3. S. 453 ff. Vom Pf. *Hünerwadel* in Zofingen. Die Absicht ist, zu beweisen, 1) dass der Wunderglaube nicht unvernünftig, und 2) dass er nicht moralischschädlich sey. Vergebens aber sucht der Vf. darzuthun, dass der Wunder- und Offenbarungsgläubige sich nicht anmasse, etwas für Menschen durchaus Unerkennbares zu erkennen. Bey der Untersuchung dieses Gegenstandes darf die vollkommene historische Gewissheit vorhandener Wundernachrichten nicht vorausgesetzt werden, da die Geschichte an bekannten und zuverlässigen Beyspielen lehrt, wie leicht sich Menschen, selbst bey einer sorgfältig angestellten Prüfung geglaubter Wunderbegebenheiten täuschen können. Vielmehr müsste, unabhängig von allen Wundernachrichten, der Beweis geführt werden, dass es zuverlässige Zeugen von Wundern geben, und dass ein Mensch mit Grund von der Unerklärbarkeit und Unbegreiflichkeit einer Begebenheit, die er in der Natur beobachtet hat, auf eine aussernatürliche Ursache derselben schliessen könne. Vergebens sucht der Vf. zu beweisen, dass der Begriff eines Wunders, als einer unmittelbaren Wirkung Gottes in der Sinnenwelt, mit dem Begriffe von Gott, als von einem nicht auf Raum und Zeit eingeschränkten Wesen vereinbar, und dass die Offenbarung unbegreiflicher Geheimnisse, als blosse Entwickelung der Überzeugung von denselben, aus der freyen Selbstthätigkeit eines endlichen vernünftigen Geistes denkbar sey. Vergebens beruft er sich auf das Bedürfniss des Glaubens an Offenbarung, um die Nothwendigkeit *unmittelbarer* Offenbarung zu erweisen; denn diese setzte ein objectives Bedürfniss *unmittelbarer Offenbarung* in der Vernunft jedes Menschen voraus, welches nicht erwiesen werden kann. Vergebens beruft er sich auf den wohlthätigen Inhalt der christlichen Religionslehre, um zu beweisen, dass der Glaube an *unmittelbare Offenbarung* nicht schädlich gewesen sey. Ein jeder Glaube, der die Vernunft im freyen Forschen nach Wahrheit hindert, und sie in Absicht ihrer Urtheile und Gebote einem über alle Vernunft erhabenen, und ihr durchaus unbegreiflichen Unterricht unterwirft, kann nicht anders als schädlich seyn, wie wohlthätig auch immerhin sein der Vernunft begreiflicher Inhalt seyn mag! Wird die Vernunft nicht als Richterin über Wahrheit und Irrthum in Sachen des Glaubens und der Religion anerkannt: so ist die Menschheit, wie die Natur der Sache, die Geschichte und die Erfahrung noch zu unseren Zeiten lehrt, den Angriffen des Aberglaubens, der Religionsschwärmerey und des Unglaubens, und den abscheulichsten Ungerechtigkeiten und Bosheiten ausgesetzt, die als von der Religion geboten ausgeübt werden!

Im *achten Stücke* findet man: I. Prof. *Süskind's Beytrag zur Vertheidigung der Ächtheit des Evangeliums Johannes, in Beziehung auf die Schrift: Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht.* Um das Gewicht der *Tradition* von der Ächtheit dieses Evangeliums als entscheidend zu erweisen, wird dargethan, dass Irenäus und die folgenden Zeugen für die Ächtheit des Johanneischen Evangeliums sorgfältig zwischen den ächten und untergeschobenen Schriften der Apostel unterschieden haben. Allein durch diesen Beweis ist die obengenannte Schrift noch nicht widerlegt, welche nicht bloss die Zuverlässigkeit der Tradition in den Schriften der Kirchenväter seit Irenäus, sondern hauptsächlich der Tradition *vor* Irenäus, als der Quelle, aus welcher Irenäus wie seine Nachfolger schöpfte, bezweifelt hatte. Man muss es doch gestehen, dass in Absicht der Evangelien die ältesten Nachrichten sehr unvollständig und dunkel sind, da wir weder die Zeit, wann sie geschrieben sind, noch die Personen und Kirchen, welche dieselben aus den Händen ihrer Verfasser erhalten haben, noch die Gründe der Überzeugung der älteren Kirchen von der Ächtheit dieser Schriften, bestimmt angeben können. — Aber auch selbst in Absicht der erwähnten Kirchenschriftsteller fehlt dem Beweise, dass sie als kritisch zuverlässige Zeugen zu betrachten seyen, noch sehr viel. Der Vf. kann es nicht leugnen, dass sie selbst auch Schriften für ächt gehalten haben, die in der Folge als unächt verworfen sind, und wie viel muss nicht schon dadurch ihr Zeugniss am Gewicht auf der Wage der Kritik verlieren! Gern wird man dem Vf. zugeben, dass die Kirchenväter die Zeugnisse für die Ächtheit der allgemein als ächt angenommenen Schriften für völlig zuverlässig hielten, und also nach ihrer Meinung hinlänglich geprüft hatten; aber wer kann es leugnen; dass ihnen die einstimmige Sage apostolischer Kirchen genügte? und wer kann jetzt bis auf den Grund dieser Sage in den apostolischen Kirchen zurückgehen? — Gegen einen anderen Einwurf wider die Ächtheit des Evangeliums Joh., der davon hergenommen war, dass häretische Parteyen dasselbe nicht annahmen, ist mit Recht erinnert: dass sie es wohl für ächt halten, und doch aus dogmatischen Gründen verwerfen konnten. Aber eben desswegen beweiset auch der Gebrauch, den eine häretische Partey von diesem Evangelium gemacht hat, nichts weiter, als dass sie dasselbe für nützlich hielt, nicht dass sie die Ächtheit derselben untersucht, und sie wegen ihrer Ächtheit gebilligt hätten. — Endlich ist sehr gut bewiesen, dass Johannes der Apostel das Evangelium griechisch geschrieben haben kann. Von demselben Vf. ist II. *Noch etwas über die moralische Möglichkeit der Aufhebung verdienter Sündenstrafen*, zu bemerken. Der Vf. gründet diese Möglichkeit auf den Satz, dass Gottes Endzweck, möglichst vollkommene Sittlichkeit und Glückseligkeit, durch die Aufhebung der Strafen wirksamer, als durch die Vollziehung derselben, befördert werden könne. Rec. kann in die meisten Sätze dieser gelehrten und scharfsinnigen Abhandlung nicht einstimmen, so fest er auch übrigens aus anderen Gründen überzeugt ist, dass der Begriff von Strafen oder Strafübeln nicht mehr statt finde, sobald der Mensch der Gesinnung nach gebessert ist. Nach unserer Überzeugung fodert die Vernunft gar

nicht

nicht unbedingt, dass der Unmoralische *in Absicht seines äusseren Zustandes*, von welchem doch allein bey positiven Strafen die Rede seyn kann, unglückselig sey; sondern nur, dass ihn solche und so viele Übel treffen, als nothwendig sind, ihn aus seiner Sicherheit und Sorglosigkeit zur Erkenntniss seiner Verkehrtheit und Verworfenheit zu erwecken, und ihn zu dem festen Vorsatze zu leiten, künftig ganz seiner Pflicht und dem Gehorsam gegen Gottes heiligen Willen zu leben. Kann dieser Endzweck bey einem unmoralischen Menschen ohne äussere sinnliche Übel erreicht werden, und zwar in einer Ordnung der Dinge, deren höchster Zweck möglichste Moralität und Glückseligkeit ist: so fodert die Vernunft gar nicht nothwendig äussere Übel, die als positive Strafen den Unmoralischen treffen müssen. *Verdiente* Strafen können wohl nur die *natürlichen*, so lange der Mensch unmoralisch gesinnt ist und handelt, nie fehlenden, und *die zur Besserung nothwendigen positiven Strafen* genannt werden. Mithin könnte von *Aufhebung verdienter Sündenstrafen* nicht wohl die Rede seyn. *Nach Verdienst und Schuld*, das ist, so wie es zu seiner Besserung nothwendig ist, wird ein jeder gestraft. Aber mit der Besserung ist der Zweck der Strafe erreicht, und sie kann folglich den Gebesserten nicht mehr treffen, da er ein Gegenstand des Wohlgefallens Gottes ist. Übel werden ihn treffen, als Folgen voriger Vergehungen oder gegenwärtiger Übereilungen; aber diese treffen ihn nur als Erziehungsmittel zu vollkommenerer Tugend. — III. *Einige Bemerkungen über die psychologisch-historische Erklärungsart der neutestamentlichen Wunderbegebenheiten.* Von *W. T. Lang.* Sie beziehen sich auf Hn. *Paulus* Commentar über das N. T., und bestreiten die Erklärung desselben von Luc. 1, 5—38. 2, 7—20. Matth. 3, 15. So wenig aber Rec. behaupten möchte, dass die in den angezeigten Stellen erzählten Begebenheiten gerade so sich zugetragen haben, wie Hr. *Paulus* sie darstellt, und dass keine andere Erklärung jener Nachrichten möglich sey: so wenig scheinen doch die hier gemachten Einwendungen wider die Möglichkeit der psychologisch-historischen Erklärung obiger Abschnitte zu entscheiden. Der Vf. hält eine Ekstase des Zacharias für unglaublich, theils weil, nach der Beschreibung im Lucas, er gezweifelt habe, theils wegen seines Alters, theils wegen der Erfüllung dessen, was ihm zugesagt war. Aber wer vermöchte Zacharias Alter genau anzugeben, und entscheidend zu bestimmen, in welchem Alter ein israelitischer Priester, und noch dazu bey einem Geschäfte, das seine Phantasie ungewöhnlich exaltirte, und bey welchem die Priester, nach der Sage der Juden, öfter Visionen gehabt haben sollen, keiner Ekstase mehr fähig gewesen sey? War es doch natürlich, dass er zweifelte, und den Erfolg erwartete, um nach seiner subjectiven Überzeugung gewiss zu werden, ob ein himmlischer Bote zu ihm geredet, oder seine Phantasie ihn getäuscht habe! Und eben so natürlich war es, dass die wirkliche Schwangerschaft seiner Gattin, und besonders die Geburt eines Sohnes, für ihn der Beweis wurde, dass er sich nicht getäuscht habe; obgleich der Erfolg, weil nicht dargethan werden kann, dass er nach der Ordnung der Natur unmöglich war, zum Beweise einer übernatürlichen Causalität, die ihn gewirkt habe, nicht hinreicht. — Nähme man Luc. 1, 34 mit einem Ungenannten im neuen Henkeschen Magazin B. III. S. 399 an, dass γινωσκω als das Futurum erklärt werden müsse, weil die Juden die Geburt des Messias von einer Jungfrau erwarteten, und Maria desswegen fragte: Wie könnte ich Mutter des Messias werden; denn da würde ich ja keinen Mann haben müssen: so wäre auch der Einwurf des Vf. gehoben, dass eine Ekstase der Maria den Ursprung ihrer Schwangerschaft nicht erkläre. Aber nach Luc. 2, 7 scheint der Buchstabe der Erzählung doch von einer Schwangerschaft, deren Ursprung als übernatürlich beschrieben werden soll, erklärt werden zu müssen. Indessen von Erklärung des Buchstabens kann hier nicht die Rede seyn, wenn auf eine natürliche Erklärung der Begebenheit gedacht wird; und denkbar ist es doch, dass die Ekstase vor der Verehlichung der Maria zu setzen, und dass hernach dieselbe von ihr auf ihren ersten Sohn gedeutet sey.

(*Der Beschluss folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Halle*, b. Gebauer: *Methodik des öffentlichen Unterrichtes in Bürger- und Landschulen*, von *Friedrich Fricke*, Feldprediger des königl. preuss. Dragonerregiments von Voss. Erster Theil. Allgemeine Methodik. 1803. 315 S. 8. (1 Rthlr.) Ein sehr zweckmässiger Beytrag zur Methodik des Unterrichts, der eben seiner speciellen Beziehung wegen vielen Dank verdient, da in den meisten Land- und Bürgerschulen die wenigsten Lehrer wissen, *was* und *wie* gelehrt werden soll; und da selbst *Lehrer* der Seminaristen oft nicht mit den besonderen Bedürfnissen der Schulen bekannt sind, für welche sie Lehrer bilden sollen. Der Vf. hat mit kluger Wahl benutzt, was seine Vorgänger in diesem Fache leisteten; aber er hat überall überzeugende Beweise von seinem eigenen reifen Nachdenken über einen Gegenstand geliefert, der die rüstigen Hände der pädagogischen Polygraphen deshalb nicht so sehr beschäftigte, weil es hier viel zu *denken* und wenig *abzuschreiben* gab. Das Ganze dieses *ersten* Theiles zerfällt in 2 Hauptabschnitte, von welchen der *erste* die *Lehrobjecte*, der *zweyte* die *Behandlungs*-*art* der Lehrgegenstände zum Gegenstande hat. Die von S. 6 bis 125 eingeschalteten Proben, wie der Unterricht in Hinsich auf Verstandeswahrheiten und auf historische Gegenstände ge leitet werden müsse, möchten vielleicht zu ausführlich sche nen. Wenn man indessen bedenkt, dass dem angehenden Leh rer durch solche Beyspiele die Theorie durchaus versinnlic wird: so muss man auch für diese Beyspielsammlung dem V Dank wissen. Was im 2 Abschn. von dem Vortrage des Leh rers in Hinsicht auf Munterkeit des Docenten, und auf den z nehmenden Ideengang, der *vor* dem Unterrichte genau studi seyn muss, und über die Erweckung und Leitung des Int resse der jungen Gemüther gesagt wird, verdient den Beyfa jedes erfahrnen Lehrers und Beherzigung aller angehende Schulmänner in *hohen* und *niederen* Schulen. Wir wünschen d her diesem nützlichen Buche viele Leser, und hoffen, dass d Vf. den zweyten Theil bald nachfolgen lasse.

—O—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JULIUS, 1805.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Cotta: *Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrage der Religion.* Herausg. von D. *J. F. Flatt.* — Fortgesetzt von *F. G. Süskind*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

IV. *Ueber das Verhältniss der Erzählung von der Wache am Grabe Jesu.* (Matth. 7, 62—66. 28, 2—4. 11—13.) Diese Erzählung soll sehr wichtig seyn, die Wahrheit der Auferstehung Jesu zu beweisen. Denn hier wird behauptet, die Feinde Jesu würden die Wache nicht bestochen haben, wenn sie nicht von der Auferstehung Jesu überzeugt gewesen wären. (Aber dass sie die Wache *bestochen* haben, ist nicht ausdrücklich gemeldet.) Dass Jesu Freunde seinen Leib vorher aus dem Grabe genommen hätten, sey nicht denkbar. (Warum nicht? Nach Matth. 27, 62. Luc. 23. 53. 54. Joh. 19, 42 ist Jesu Leib nur desswegen in *das* Grab gelegt, weil es nahe war, und die Wache erst am folgenden Tage angestellt. Da wäre doch denkbar, dass Joseph, um den Leib Jesu geheim anderswo zu begraben, ihn in der Nacht aus dem Grabe genommen hätte, und Jesus damals wieder erwacht sey!) Man würde keine Wache an das Grab gestellt haben, wenn man nicht gewusst hätte, dass Jesus seine Auferstehung vorhergesagt habe. Also auch die so wichtige Vorhersagung der Auferstehung Jesu werde durch die Erzählung von der Wache gewiss, und da man jene Vorhersagung wusste: so suchte man sich auch gewiss seines Todes zu versichern, und liess desswegen sein Herz mit einem Lanzenstich durchbohren. Folglich auch das, dass an keinen Scheintod Jesu zu denken sey, mache die Erzählung von der Wache am Grabe Jesu noch gewisser, so dass seine Auferstehung ein unleugbares Wunder sey. Aber die Feinde Jesu erklären ja nicht, woher sie die Nachricht von jener Vorhersagung haben! Sie reden von einem vagen Gerüchte. Diess kann nach den Evangelien nicht von den Aposteln und durch Reden derselben veranlasst seyn, denn die glaubten nach den Evangelien vorher, ehe Jesus auferstanden war, nicht dass er auferstehen würde. Es ist daher am wahrscheinlichsten, dass jemand die Worte Matth. 26, 61. Joh. 2, 19 so verstanden hat, dass sie eine dunkle Vorhersagung seiner Auferstehung am dritten Tage enthielten, und dann fallt dieser Beweis weg, weil die Jünger diese Worte nicht von seiner Auferstehung verstanden, und weil sie auch nicht allein und nicht nothwendig von derselben zu verstehen sind. Was aber die zweyte Bemerkung betrifft: so muss diess Gerücht erst am folgenden Tage den Pharisäern zugekommen, und ihnen eingefallen seyn, eine Wache ans Grab zu stellen, sonst hätten sie sich dieselbe gleich erbeten. Also darf auch nicht geschlossen werden, dass sie sich des Todes Jesu zu versichern suchten, und ihm das Herz durchstechen liessen. An diese Folgerung ist um so weniger zu denken, da, nach der Erzählung, einer von der Wache, nicht etwa nach einem dazu erhaltenen Befehl, oder aufgefodert von einem Feinde Jesu, sondern aus eigenem Antriebe ihn in die Seite stach. Gesetzt endlich, er hätte diess auf Befehl gethan, und das Herz Jesu durchstechen wollen; (denn es ist allerdings wahrscheinlich, dass er, obgleich aus eigenem Antriebe, den Tod Jesu gewiss machen, und wenn er noch nicht todt sey, ihn tödten wollte;) ist denn damit erwiesen, dass der Stich das Herz nicht verfehlt, dass er nicht vielleicht eine der Ribben getroffen habe, und nur flach durch die Seite gedrungen sey? Also die grosse Wichtigkeit der Erzählung von der Wache am Grabe Jesu findet Rec. nicht erwiesen; aber die Widerlegung der Einwendungen gegen die Ächtheit dieser Erzählung, welche theils von Hn. *Paulus*, theils von Hn. Conrector *Russwurm* in *Augusti's* theol. Monatsschrift 1801. St. VI. gemacht sind, scheint dem Vf. sehr wohl gelungen zu seyn.

Im *X Stücke* sind vom Hn. Prof. *Süskind* drey Auffätze mitgetheilt. I. *Etwas über die neueren Ansichten der Stelle Joh.* 1, 1—14. Dass Johannes unter dem ewigen Wort die göttliche Weisheit verstanden habe, dünkt dem Vf. nicht unwahrscheinlich. Er sucht aber zu beweisen, Johannes beschreibe dieselbe als eine, zwar im göttlichen Wesen bestehende, jedoch als eine von Gott zu unterscheidende Person im göttlichen Wesen. Denn Johannes setze *Licht* und *Wort* als gleichbedeutend: nun sey unter dem Lichte offenbar Christus zu verstehen; also sey auch das *Wort* Christus, und bezeichne folglich eine von Gott unterschiedene Person. Beide Sätze kann Rec. nicht zugeben. Joh. 1, 4. 5 scheint es uns wenigstens am natürlichsten, *Leben* von der Belebung der ersten Menschen durch das Wort Gottes, und *Licht* von der Belehrung der Menschen durch Gottes Veranstaltung, seitdem Menschen auf der Erde lebten, zu erklären; weil in diesen Versen von den Zeiten *vor Johannes des Täufers Sendung* die Rede ist. Dawider streitet nicht, dass es heisst: *und das Licht leuchtet in der Dunkelheit;* denn diese Worte deuten sehr treffend auf das Licht der Religions-

ligionslehre des A. T., welches auch noch zur Zeit des Evangelisten den durch Vorurtheile geblendeten Juden leuchtete, welche die Religion Jesu nicht annehmen wollten, Joh. 1, 7—10 aber bedeutet *das Licht* die durch Christum die Welt nun erleuchtende Weisheit Gottes, nicht die Person Christus, welche die Menschheit mit einschliesst. Rec. sieht also nicht ein, wie aus dem Gebrauch der Ausdrücke: *Wort* und *Licht*, bewiesen werden könne, dass Johannes die göttliche Weisheit in Christo als eine im göttlichen Wesen für sich bestehende Person betrachten lehre. Der Vf. urtheilt ferner, Joh. 1, 1 würden die drey Sätze tautologisch lauten, wenn nicht *das Wort* als Person von Gott unterschieden, und angenommen würde, dass dieser Vers Gegensätze gegen des Cerinthus Meinung vom Logos, als einem aus Gott ausgeflossenen Äon, enthalte. Aber aller Schein von Tautologie verschwindet, wenn der zweyte Satz als Beweis des ersten, und der dritte als Beweis des zweyten erklärt wird. Das Wort war von Ewigkeit, weil das Wort nicht von Gott getrennt werden kann; ja weil es Gott selbst ist, oder eben das bezeichnet, was der Ausdruck: *Gott*, bezeichnet. Beziehungen auf Cerinthus Meinungen anzunehmen, findet Rec. Bedenken; weil Cerinthus, oder gnostisirende Juden überhaupt, dem Ausdruck: *Wort*, eine ihrem Sprachgebrauch eigene, und nicht ausser ihrer Secte gewöhnliche Bedeutung beylegten; und weil desswegen Johannes nicht erwarten konnte, dass seine Leser an diese Bedeutung des Ausdrucks: *Wort*, denken würden. — Gegen die Meinung, dass Johannes, wie Philo, den λογος als δευτερον θεον von Gott getrennt und Gott untergeordnet habe, streitet der Vf. mit entscheidenden Gründen. Nur dürfte auch der Grund wider jene Meinung entscheiden, dass Johannes den Sprachgebrauch Philo's nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt, und also nicht den Ausdruck λογος in dem Sinne, worin er in Philo's Schriften vorkommt, gebraucht haben kann. — II. *Über die jüdischen Begriffe vom Messias als Weltrichter und Todtenerwecker, und seinem Reich am Ende der Welt. Zur Beurtheilung der Hypothese, dass die Lehre Jesu über diesen Gegenstand Accommodation sey.* Hr. *Süskind* verwirft diese Hypothese, weil es nicht erwiesen werden könne, dass die Juden nur solche Ideen vom Messias als Weltrichter und Todtenerwecker, und von seinem Reiche am Ende der Welt, gehabt haben, welche mit den Aussprüchen genau übereinstimmten, worin sich Christus laut den Evangelien als solcher, und sein Reich beschrieben hat. Er beweiset dagegen durch viele aus jüdischen Schriftstellern zusammengetragene Stellen, wie verschieden die Ideen der Juden von diesen Gegenständen gewesen sind. Rec. erkennt die Sorgfalt, womit der Vf. diese Stellen zusammengebracht hat. Aber die Folgerung, welche derselbe aus der Verschiedenheit der jüdischen Begriffe zieht, scheint uns nicht consequent aus den Prämissen abgeleitet zu seyn. Ist es wohl nach der Natur der Sache anders zu erwarten, als dass, wie die Geschichte bestätigt, diese jüdischen Ideen sich in verschiedenen Subjecten auch verschieden modificirt haben? Ist es zu erwarten, dass gerade die Modificationen dieser Ideen, welche sich in den uns aufbehaltenen jüdischen Schriften finden, die einzigen gewesen, welche jemals stattgefunden haben? Ist es zu erwarten, dass in den Reden Jesu im N. T. gerade dieselben Formen dieser Begriffe sich finden, die in jüdischen Schriften anzutreffen sind? Kommt es hier überhaupt ja doch weniger auf die verschiedenen Formen und Darstellungen jener *Hauptideen*, dass der Messias Weltrichter und Todtenerwecker seyn werde, als auf diese Hauptideen selbst an! Und wer möchte es leugnen, dass die Juden in Christus und der Apostel Zeitalter, und schon früher, dem erwarteten Messias die Haltung eines Weltgerichts und die Auferweckung der Verstorbenen zugeschrieben haben? Demnach ist auch die Möglichkeit nicht zu leugnen, dass Jesus, was er von sich als Weltrichter und Todtenerwecker sprach, bildlich gesprochen, und die Redensarten, worin die Juden dem Messias, welchen sie hofften, Wirkungen physischer Macht und Gewalt zuschrieben, auf sein sittliches Reich und seine Wirkungen in demselben zur Veredlung der Menschen durch Wahrheit und Tugend übertragen habe. — III. *Bemerkungen über die Aussprüche Jesu, in welchen er sich die Auferweckung der Todten, das allgemeine Weltgericht, und ein Reich am Ende der Welt zuschreibt.* Weil die Juden bey den Worten: *Auferstehung* und *auferwecken*, an eine wirkliche Auferstehung gedacht haben; weil die Erwartung einer Auferstehung der Vernunft gemäss sey; weil es nicht bewiesen werden könne, dass gerade die im N. T. beschriebenen Begriffe von der Auferstehung bey den Juden geherrscht haben, als Christus unter denselben lebte; und weil endlich Christus sich in seinen Reden einen unmoralischen Betrug und lächerliche Prahlerey erlaubt haben würde, wenn er nicht von wirklicher Auferstehung, u. s. w. geredet hätte: so müsse er haben lehren wollen, dass er wirklich einst am Ende der Welt alle Todten erwecken, jedem Menschen sein ewiges Schicksal wirklich ertheilen, und seine treuen Bekenner in einem ewigen seligen Reiche vereinigen werde. Rec. zweifelt, ob die Gründe, welche der Vf. anführt, das beweisen können, was sie beweisen sollen. Jesus hatte sich ja so oft und deutlich erklärt, dass er durch seine Religionslehre, und sein Beyspiel im Leben und Tode, ein Reich Gottes als ein sittliches Reich der Wahrheit und Tugend stiften, dass er in *dem* Sinne für den Messias erkannt seyn, in *dem* Sinne allem Fleisch ewiges Leben geben wolle; warum konnten denn die Juden es nicht verstehen, dass er *bildlich* redete, wenn er von Auferstehung und Auferweckung der Todten sprach? Hat Paulus doch Eph. 2, 6. 7 *Tod* und *Auferstehung* auch für *Elend* und *Beseligung des Geistes* gesetzt! Wer kann beweisen, dass Jesus Zuhörer nicht die Begriffe hatten, die seine Reden erwähnen? Wer kann nur daran zweifeln, dass sie vom Messias Todtenerweckung am Ende der Welt, Gericht und Einführung der frommen Israeliten in sein Reich, und Verdammung der Abgötter erwarteten? Und das ist ja die Hauptsache! Wer kann *die* Auferstehung, welche die Juden erwarteten, und *ein solches* Weltgericht, der Vernunft gemäss finden? Und worin bestünde denn der

Schwulst

Schwulst der Reden Jesu, oder gar das Unmoralische des Inhalts derselben, wenn er bildlich verstanden seyn wollte? — IV. *Einige Bemerkungen über die psychologisch-historische Erklärungsart der neutestamentlichen Wunderbegebenheiten.* Von *W. T. Lang.* Hier sind gegen die Erklärung der Heilung der dämonischen Kranken mit vielem Scharfsinn Einwendungen gemacht, die sich indessen, wie Rec. glaubt, befriedigend beantworten lassen.

XI Stück. I. *Hat Jesus das heil. Abendmahl als einen mnemonischen Ritus angeordnet?* Fast als neu und unerhört, scheint der Herausg. in den Anfangsworten seiner Abhandlung die Zweifel vorzustellen: ob Jesus das Abendmal vielleicht blofs für seine Schüler, um ihnen den Zweck seines Todes recht zu versinnlichen, und nicht in der Absicht, als ein besonderes Gedächtnifsmahl seines Todes künftig wiederholt gefeyert zu werden, angeordnet habe? Allein mehrere Leser werden sich hier der Abhandlung im 14 Hefte *der Beyträge zum vernünftigen Denken in der Religion*, und der Aufserungen von *Thiefs*, in seinem praktischen Commentar über das N. T., erinnern, und schon deswegen eine neue Erörterung der aufgeworfenen Frage nicht überflüssig finden. Indessen schränkt sich diese Abhandlung nur auf die Beantwortung dessen ein, was Hr. *Paulus* in seinem Commentar über das N. T. gegen die Bejahung der obigen Frage eingewendet hat. Die Meinung, Jesus möge auf ein, vielleicht ihm bevorstehendes, tumultuarisches Zerreifsen seines Leibes hingedeutet haben, wird hinlänglich widerlegt, eben so, wie die Einwendung, dafs Matthäus, der wichtigste Referent, nichts von der Anordnung eines Gedächtnifsritus sage, und dafs die Worte: *Solches thut zu meinem Gedächtnifs,* auf das Passamahl hätten bezogen werden müssen, wenn Jesus sie gesprochen hätte; wie auch, dafs die Worte, *der für euch gebrochen wird,* nicht auf Jesu Leib, sondern auf das Brod deuteten, und die Worte: *das für euch vergossen wird,* nicht auf das Blut Jesu, sondern auf den Becher zu beziehen seyn, den er für seine Schüler in mehrere kleinere Becher ausgegossen habe. Der Vf. giebt zu, dafs der Bericht des Matthäus und Marcus, wenn wir keinen anderen hätten, uns nicht nöthigen würde, Jesu die Absicht zuzuschreiben, das Abendmahl als einen mnemonischen Ritus zu stiften. Paulus aber und Lucas werde seinen Bericht gewifs nach dem Zeugnisse der Apostel aufgeschrieben haben. Es sey kein Grund, an dieser Voraussetzung zu zweifeln, da die Apostel das Abendmahl überall eingeführt, und also gewifs Jesum so, und nicht anders verstanden haben. Der letzte dieser Gründe scheint der wichtigste zu seyn. Liefse sich denken, dafs die Apostel willkührlich, ohne einen Befehl Jesu, das Abendmahl zum Andenken seines Todes eingeführt hätten: so könnte man es wohl erklären, dafs man in der Folge die Worte der Einsetzung so durch Zusätze erweitert und deutlicher bestimmt habe, wie wir sie bey Lucas und Paulus lesen. Der Liturg hätte auch sehr wohl Jesum redend einführen können, wie es Hr. *Paulus* beschreibt. Die Hypothese, dafs Matthäus das Evangelium des Marcus zum Grunde gelegt, und deswegen von den Worten der Einsetzung des Abendmahls nicht mehr angeführt habe, weil er im Marcus nicht mehr davon gefunden, ist nicht befriedigend. Denn hielt Matthäus es für nöthig, mehr von der Anordnung des Abendmahls zu erzählen: so ergänzte und vervollständigte er gewifs auch hier den Marcus, wie an anderen Stellen, vorausgesetzt, dafs er ihn zum Grunde legte, welches doch kaum wahrscheinlich ist. Hielt aber Matthäus aus anderen Ursachen einen ausführlicheren Bericht von der Einsetzung des Abendmahls nicht für nothwendig: so bedarf es der Hypothese nicht, dafs er Marcus Evangelium zum Grunde legte. Hätten wir auch blofs Matthäus und Marcus Bericht, und daneben die Thatsache, dafs die Apostel das Abendmahl als Feyer des Todes Jesu angeordnet haben: so würde schon jener Bericht, mit dieser Thatsache verbunden, uns nöthigen, Jesu bey der Einsetzung des Abendmahls die Absicht beyzulegen, dafs es zum Andenken seines Todes künftig wiederholt werden sollte. Auch nach Matthäus und Marcus kündigte Jesus durch Gebet diefs Mahl als ein neues Mahl an, und bezeichnete dasselbe durch die bekannten Einsetzungsworte, als ein neues Religionsmahl für die, die Jesu glaubten, und durch ihn Vergebung der Sünden von Gott erwarteten. Konnte es denn seinen Schülern zweifelhaft seyn, dafs diefs ein neues Passamahl seyn solle, zu feyern die Wohlthat der Sündenvergebung, wie das alte Passamahl die Wohlthat der Rettung aus der Knechtschaft in Ägypten feyerte? — II. *Über den Versucher, Matth. IV, 1—8. Marc. I, 13. Luc. IV, 2 ff. Von dem verstorbenen Diak. in Zürich J. G. Schulthefs.* Ehemals hatte der Vf. in den *Beyträgen zum vernünftigen Denken in der Religion* die Hypothese vertheidigt, dafs Jesus eine innere Versuchung, Gedanken, Vorstellungen, Wünsche, die durch die Umstände der Zeit erweckt wurden, lebhafter habe schildern wollen, da er sie einem personificirten Versucher in den Mund legte. Allein bey unparteyischer Prüfung fand der Vf., diese Ansicht sey nicht so sehr aus dem Studium des Textes hervorgegangen, als aus dem in der Hermeneutik durchaus falschen Grundsatze, *dafs es ein Verdienst um die Aufklärung sey, die Person des Teufels aus der Bibel hinwegzuschaffen.* Die Gründe des Vf. für seine jetzige Auslegung, welche eine wirkliche Erscheinung des Teufels vertheidigt, sind folgende: 1) Der Abschnitt habe durchaus den Ton einer schlichten *historischen Erzählung.* 2) Wäre der Glaube an den Teufel ein Vorurtheil: so liefse es sich nicht denken, dafs Jesus, der sich so laut für das Princip erklärte, *vitam impendere vero*, dasselbe begünstigt haben würde. 3) Die Erzählung von der Versuchung auf dem Berge erlaube keine ungezwungene Erklärung von einer inneren Versuchung. 4) Die Natur, der Zweck und die Beschaffenheit der Versuchungen seyen der Arglist eines übermenschlichen Bösewichtes recht angemessen. — Man sieht leicht, dafs das Gewicht dieser Gründe durchaus von der Beantwortung der Frage abhängt, ob Jesus bey seinem Eifer für wahre Gottesverehrung und Menschenwohl es für nothwendig, oder für weise halten konnte, die jüdische

sche Meinung vom Teufel zu bestreiten? ob er es nicht vielmehr für rathsam, ja aus moralischen Gründen für nothwendig erkennen musste, seinen Zuhörern diese Meinung zu lassen, wenn er sie gleich für eine irrige Meinung hielt? Der Vf. hielt übrigens den Satan im Hiob und Zach. 3, 1 für eine Fiction des Dichters, und selbst 1 Chron. 21, 1, meint er, sey unter dem Satan wohl *ein arger Teufel von Cabinetsrath* zu verstehen, der den David verführte, das Volk zu zählen. Der Vf. des Buchs der Chronik dachte indessen wohl an den eigentlich sogenannten Satan, welcher nach dem Exil als Beförderer alles Bösen gedacht wurde. Alle drey Versuchungen erklärt der Vf. als Versuchungen zum Egoismus, und die beiden ersten, wie gewöhnlich, als Versuchungen zu einem egoistischen Missbrauch der Wunderkraft. Die Antworten Jesu scheinen aber vielmehr auf die Belehrung hinzudeuten, *dass der Mensch nie von Gott Wunder fodern solle, wo ihm natürliche Mittel zum vernünftigen Gebrauch angewiesen sind. Nur dann, wenn er thue, was er könne und solle, dürfe er die Sorge für sein Schicksal vertrauensvoll Gott überlassen.* Eher könnte man denken, der Teufel habe Jesum auf die Probe stellen wollen, ob er wirklich Gottes Sohn sey, und Wunderkraft habe. Dieser Gedanke findet aber auch nicht Statt, weil dann der Teufel eine für die Begriffe der Juden vom Teufel nicht angemessene Rolle, die Rolle eines wirklich *dummen Teufels*, in der Erzählung spielen würde. Deutet man aber die Versuchung bildlich, von den Reizungen, es darauf anzulegen, ein bürgerliches Messiasreich zu stiften, wie es die Juden sich dachten und wünschten, und bedeutet die Person des Versuchers nur die personificirte Versuchung selbst: so sind alle Schwierigkeiten der Auslegung gehoben. — III. *Einige Bemerkungen über die psychologisch-historische Erklärungsart der neutestamentlichen Wunderbegebenheiten.* Von *Wilhelm Tobias Lang*, Pfarrer in Berghausen im Kurfürstenthum Baden. Fortsetzung und Beschluss. Es ist von der Heilung des Paralytischen Matth. 9, 2—8. Marc. 2, 1—12. Luc. 5, 17—26 die Rede. Mit schwachen Gründen und ermüdender Weitschweifigkeit sucht der Vf. darzuthun, dass die Heilung des Paralytischen nicht so habe geschehen *können*, wie Hr. *Paulus* sie darstellt. Schon das wird man ihm nicht zugeben können, dass die Meinung der Juden von den Übeln, welche sie als positive Sündenstrafen ansahen, aus ihrer Meinung von einem vollkommenen Vergeltungszustande in diesem Leben entstanden sey; denn theils erwarteten sie wirklich vollkommene Vergeltung für Alle, erst nach diesem Leben; theils war ihre Unwissenheit in Absicht der natürlichen Ursachen gewisser Übel die Quelle der Meinung, dass solche Übel positive Verhängnisse Gottes, und übernatürlich seyn. Vergebens sucht er ferner die Erlässlichkeit der im Causalnexus gegründeten Folgen der Handlungen dadurch zu beweisen, dass manche Krankheit, die auf gewisse Sünden folge, doch heilbar sey. Vergebens will er darthun, Vertrauen und Niedergeschlagenheit hätten sich im Kranken nicht beysammen finden *können*, wenn er seine Krankheit nur für unheilbar *gehalten*, und bloss das Vertrauen zu Jesu ihm Muth gemacht hätte, seine Kräfte zu gebrauchen. Das Vertrauen, Jesus *könne* ihn heilen, führte ihn zu Jesu. Erst aber, nachdem Jesus erklärt hatte, dass er ihn auch heilen *wolle*, war er seiner Heilung gewiss. Unleugbar ist der von *Paulus* angegebene Zusammenhang der Begebenheit *möglich*, und das Gegentheil nicht klar aus der Erzählung erweislich. Dass die Heilung als ein Wunder angesehen wurde, giebt auch Hr. *Paulus* zu. — IV. *Über Matth. XI, 12 und Luc. XVI, 16 vom Archidiak. Tobler in Zürich.* Der Vf. meint, es sey von gewaltthätigen und räuberischen Versuchen, das Messiasreich herbeyzuführen die Rede. Seine Frage, ob etwa die Kirchenväter seine Erklärung hätten, ist verneinend zu beantworten. Diese mystisiren über diese Stelle. Seiner Auslegung aber steht theils die Parallelstelle Luc. 16, 16 entgegen, wo offenbar nicht von jüdischen Räubern und Mördern die Rede seyn kann, theils der Umstand, dass das Himmelreich in dieser Stelle nicht wohl anders, als vom Reiche Christi, nicht vom bürgerlichen Messiasreiche, welches Aufrührer mit Gewalt herbeyzuführen suchten, erklärt werden kann. Es ist also vom Eifer für die Anerkennung Christi als Messias die Rede; nur könnten die βιασται solche Leute seyn, welche nach Joh. 6, 15 Jesum nöthigen wollten, als König an ihre Spitze zu treten. — V. *Noch etwas zur Vertheidigung der Ächtheit des Evangeliums Johannis.* — VI. *Über einige anscheinende Widersprüche im Evangelium Johannis in Absicht auf das Höhere in Christo.* Vom Prof. *Suskind*. Beide Aufsätze sind wider die Einwürfe geschrieben, welche von Hn. *K. G. Horst* (nicht *Horstig*, wie er hier an mehreren Stellen heisst,) in *Henkes* Museum B. I. St. 1 gegen die Ächtheit des Johanneischen Evangeliums gemacht waren. Der Vf. zeigt, dass theils die Schlüsse aus dem Stillschweigen der älteren Kirchenväter nichts wider die Ächtheit des Evangeliums Johannis beweisen, theils die übrigen Horstischen Schlüsse nicht einmal die Wahrscheinlichkeit begründen, dass das Johanneische Evangelium untergeschoben sey, theils endlich, dass die angeblichen Widersprüche im Evangelium Johannis, als blosse Scheinwidersprüche, bey näherer Betrachtung verschwinden. — VII. *Vermischte Bemerkungen.* Vom Prof. *Suskind*. Sie vertheidigen des Vf. historisch-exegetische Untersuchung der Frage: in welchem Sinne Jesus die Göttlichkeit seiner Religions- und Sittenlehre behauptet habe, gegen Einwürfe, die Hr. D. *Eckermann*, in der Vorrede zum vierten Bande seines Handbuchs der christlichen Glaubenslehre vorgetragen hat, und gegen die Recension jener Schrift in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek. Da der Vf. sich nach S. 141 *bloss gegen positive Lehraccommodationen Jesu im engsten Sinn* erklärt, übrigens aber S. 140 zugiebt, *dass Jesus nicht jede nicht ganz richtige Meinung vollkommen berichtigt; sondern seinen Zuhörern unschädliche irrige Meinungen gelassen, und diese für dieselben als ein Mittel benutzt haben möge, wohlthätigen Unterricht an dieselben anzuknüpfen*: so kommt es darauf an, durch exegetische Gründe zu bestimmen, ob in dieser oder jener Stelle, vorausgesetzt, Jesus hätte sich in derselben accommodirt, eine positive Lehraccommodation anzunehmen sey, oder nicht. Beide Gelehrte, welche hier mit einander uneinig erscheinen, stimmen doch in der Anerkennung *einer wirklichen und unerklärbaren Caussalität Gottes überein*, in welcher die Sendung, und die Religions- und Sittenlehre Jesu ihren Grund habe. Nur behauptet Hr. *Süskind*, Jesus erkläre *bestimmt* sich darüber, dass seine Lehre in einer *übernatürlichen* und *unmittelbaren Caussalität Gottes* gegründet sey, und fordere den Glauben an eine Göttlichkeit derselben im engeren Sinne, d. h. an eine solche, um welcher willen die Lehre für wahr gehalten werden könne und solle; wenn auch die Vernunft die Wahrheit derselben aus inneren Gründen nicht zu erkennen vermöchte. — VII. *Über die Gründe des Glaubens an eine Gottheit, als ausserweltliche für sich bestehende Intelligenz, in Beziehung auf das neueste System der absoluten Identität.* Auf diesen gehaltreichen und keines Auszugs fähigen Aufsatz, der eine Fortsetzung erwarten lässt, und das neueste System in Beziehung auf den Glauben an eine Gottheit scharfsinnig prüft und bestreitet, möchte Rec. alle aufmerksam machen, für welche der Gegenstand ein Interesse hat, und welche sich die Prüfung des Systems absoluter Identität zu erleichtern wünschen. — VIII. *Über das Fundament des Glaubens an die Gottheit. Vom Prof. Flatt in Tübingen.* Dieses Fundament soll das Postulat der theoretischen Vernunft seyn, *dass ein vernünftiges Wesen der Urgrund aller Dinge sey.* Rec. hält dafür, dass die Nothwendigkeit dieses Postulats *a priori* nicht erwiesen werden könne. Vergebens bemüht sich der Vf. zu zeigen, Kant widerspreche sich selbst, wenn er Etwas als Urgrund der Welt anzunehmen für nothwendig, aber jeden Versuch zu bestimmen, was diess Etwas sey, für eitel erklärt. Ist die theoretische Vernunft unvermögend, *a posteriori* auf ein *Omnium prius* zu schliessen: so bleibt dieses *Omnium prius* für sie stets unbestimmbar, und eine blosse regulative Idee.

HR.

17 Num. 157. 18

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JULIUS, 1805.

JURISPRUDENZ.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Fr. von Bülow's* und *Th. Hagemanns*, königl. grofsbritt. u. braunschw. lüneburgischer Oberappellations - Räthe, *praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit*. Vierter Band. 1804. 517 S. 4. (2 Rthlr. 18 gr.)

Die Verfasser fahren auch in diesem Bande rühmlichst fort, dem Publicum eine bedeutende Anzahl rechtlicher Bemerkungen, gröfstentheils durch Entscheidungen des Tribunals zu Zelle unterstützt, vorzulegen. Sie erwarben sich dadurch, aufser dem allgemeinen Verdienste, welches guten Arbeiten dieser Art nicht abzusprechen ist, noch besonders das Verdienst, dafs sie die Geschäftsmänner ihres Vaterlandes mit den Grundsätzen und Meinungen des höchsten Justizhofes desselben bekannt machen, und dafs sie gesetzliche Vorschriften, oder sonstige, in die rechtlichen Verhältnisse Einflufs habende Einrichtungen, zu ihrer Wissenschaft bringen, welches ihnen zu einer glücklichen Verhandlung ihrer Geschäfte sehr zu Statten kommen kann. Das Verdienst wird dadurch um so bedeutender, weil eines Theils in den kurhannöverischen Landen über alle öffentliche Einrichtungen ein gewisses Dunkel verbreitet ist, und daher dem Geschäftsmanne oft sehr schwer wird, von den ersten Einrichtungen die nöthige Kenntnifs zu erhalten, anderen Theils weil die Gesetzgebung in denselben eben keine grofse Fortschritte gemacht hat. Es ist nämlich in den letzten Zeiten, in welchen fast alle deutsche Fürsten für die Gesetzgebung sehr thätig gewesen sind, in dem Hannöverischen für das eigentliche Civilrecht, insofern es nicht etwa mit Policey - oder Cameral-Gegenständen in einer genauen und nothwendigen Verbindung steht, so gut wie gar nichts geschehen. Es sind daher alle sogenannten Controversen des gemeinen Rechtes immer noch controvers, und durch unzählige Controversen des Particular-Rechts noch vermehrt worden. Es mufs deshalb dort öfter als anderswo der Fall seyn, dafs eine und dieselbe Rechtsfrage in den Provincialgerichtshöfen — deren unstreitig zu viele sind — bald so, bald anders entschieden wird; und es wird aus diesem Grunde eine wahre Wohlthat, wenn die Ansicht, welche der höchste Justizhof hat, zur Wissenschaft der Unterthanen gelangt, und dadurch ein *jus honorarium* zu Stande und in Umlauf kommt, welches den Übeln einer unthätigen Gesetzgebung einigermafsen abhilft.

Die üblen Folgen, welche aus dieser Unthätigkeit der Gesetzgebung entspringen, werden noch dadurch vermehrt, dafs selbst die vorhandenen Gesetze und Verordnungen nicht in eine Sammlung gebracht, und unter öffentlicher Autorität dem Publicum übergeben sind. Die Sammlungen von Landesverordnungen, welche unter öffentlicher Autorität erschienen sind, gehen nämlich nur bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Alle seit jenen Zeiten erlassene Verordnungen existiren nur einzeln, oder zerstreut in den seit den sechziger Jahren erschienenen hannöverischen Anzeigen. Es kostet daher oft sehr viele Mühe, ehe man nur einmal die Existenz einer Verordnung erfährt, oder ehe man ein Exemplar derselben auftreibt, und es ist vielleicht keinem Privatmanne, oder doch nur sehr wenigen gelungen, eine vollständige Sammlung derselben zusammenzubringen; ja es sind, wie Rec. gewifs weifs, nur sehr wenige öffentliche Behörden, welche eine vollständige Sammlung derselben besitzen. Eine jede Nachweisung darüber ist mithin dem Geschäftsmanne so lange äufserst willkommen, bis einmal von Seiten des Staats auch diesem Mangel abgeholfen seyn wird. In dem vorliegenden Bande finden sich 83 Erörterungen, welche natürlich nicht alle von gleichem Gehalte sind. Sehr viele haben es einzig und allein mit Gegenständen des Particular - Rechts zu thun, und bey weitem in den meisten wird auf das besondere Recht einer oder der anderen von den verschiedenen hannöverischen Provinzen Rücksicht genommen. Es ist nicht zu verkennen, dafs die Vff. hier auf eine sehr rühmliche Weise sich ganz ihres Gegenstandes bemächtiget haben, da hingegen wo sie sich in tiefere Untersuchungen aus dem römischen Recht einlassen, eine gewisse Unsicherheit, und wenn man so sagen darf, Schwerfälligkeit in der Behandlung sichtbar wird.

Der Geist, welcher im Ganzen die Vff. und das höchste Tribunal, dessen Entscheidungen sie mittheilen, belebt, die Ansicht über die Justizpflege und über ihren Zweck, welche daraus hervorgeht, ist unstreitig die einzig richtige, und sicher wird der Ruhm, den das Zellesche Oberappellations-Gericht bisher behauptet hat, und welcher auch selbst in diesen Zeiten, in welchen doch viele der kurhannöverischen Anstalten leider wohl nicht ganz mit Unrecht — wenn gleich mit Übertreibung — angegriffen worden sind, unangetastet geblieben ist, durch diese Sammlung aufs neue beurkundet werden. Möge der Geist, der bisher über denselben ge-

geschwebt hat, fortdauernd auf demselben ruhen, und möge dieser höchste Gerichtshof die Rechte und Mittel, welche ihm zustehen, sich gegen das Eindringen *unwissender*, *oberflächlicher*, und, was am schlimmsten ist, *leichtsinniger* Männer oder Jünglinge zu schützen, mit männlicher Kraft und wahrer Eifersucht handhaben! Diess ist der aufrichtige Wunsch, welchen Rec. als ein wahrer Verehrer dieses Gerichtshofes, und als ein warmer Anhänger des hannöverischen Landes, desto weniger unterdrücken kann, weil er es für äusserst wichtig hält, dass man mit *Achtung* und *Vertrauen* auf den höchsten Justizhof, und auf jedes *einzelne Mitglied desselben* hinsehen könne, und weil es leider nur zu wahr ist, dass man in dem Kurhannöverischen, wo sonst in vielen Stücken ein trefflicher Sinn für Rechtlichkeit herrscht, bey der Besetzung der Staatsämter, weit öfter, und fast immer nur darauf sieht, dass dem *Manne* geholfen werde, dem wegen seiner Verbindungen nun einmal geholfen werden muss, als darauf, dass dem *Staats-Amte* geholfen werde, und weil endlich bey dem unvermeidlichen Fortgange, den eine gewisse Corruption in den Principien nimmt, zu fürchten steht, dass auch das Tribunal davon ergriffen werden möchte, wenn es auch noch zur Zeit davon nicht ergriffen seyn, oder noch nicht darunter leiden sollte.

Es würde zweckwidrig seyn, wenn wir uns über alle einzelne Erörterungen verbreiteten; wir wollen uns daher nur bey einigen aufhalten, und mit der Freymüthigkeit, welche in Rechtssachen gelten soll, unsere Bemerkungen mittheilen.

In No. 2 wird bey der Erörterung des Rechtes eines Besitzers einer Windmühle, die Nachbaren zu verhindern, keine, dem Windzuge nachtheilige Anlage zu machen, behauptet, dass bey Windmühlen, die mit landesherrlicher Concession und zum Mitgebrauche für andere angelegt sind, den Eigenthümern der anliegenden Grundstücke, dadurch allein, dass sie dazu schweigen, wenigstens unter hinzukommender Verjährung, die Befugniss benommen werde, Anlagen zu machen, welche dem Betriebe der Windmühle nachtheilig sind. Schwerlich wird dieser für das Privat-Eigenthum und dessen möglichst freye Benutzung so gefährliche Satz, welcher gegen die ersten Grundsätze des Eigenthums-Rechts anstösst, nach welchen der Eigenthümer, ohne Nachtheil davon zu haben, sein Eigenthum beliebig benutzen und Anlagen machen und zu machen unterlassen kann, allgemeinen Beyfall finden. Auch ist eine Verjährung gar nicht dabey gedenkbar, ehe nicht von Seiten des Besitzers der Windmühle auf irgend eine rechtmässige und genügende Art zu erkennen gegeben worden ist, dass man sich eine Anlage, die dem Windzuge nachtheilig sey, nicht gefallen lassen wolle. Gewiss liegt aber eine solche Erklärung in der blossen Anlegung einer Windmühle noch nicht. Was für Folgen würde es haben, wenn das dieser Entscheidung zum Grunde liegende Princip jetzt, in unseren so cameralistischen Zeiten, in seinem ganzen Umfange entwickelt, und auf alle Fälle, auf welche es eben so gut passt, als auf diesen angewandt würde? Und welch eine unbillige Foderung ist es, wenn man verlangen will, dass die Eigenthümer der Grundstücke jederzeit sich melden sollen, um sich ausdrücklich Rechte zu erhalten, welche ihnen dem Gesetze und der Natur der Sache nach unstreitig zustehen, die ihnen aber vielleicht nie nützlich werden. — No. 6 handelt von dem eingeschränkten Gebrauche der Provocation *ex lege diffamari*. Der angeführte Fall wird durch die bekannte Regel, dass gegen den Besitzer — wenn er auch nur den jüngsten Besitz für sich hat — eine Provocation *ex lege diffamari* nicht statt finde, sondern ordentlich entweder *possessorie* oder *petitorie* geklagt werden müsse, völlig entschieden. Diese Erörterung, welche übrigens nichts neues enthält, contrastirt sehr mit dem, was *Gönner* im Handbuche des deutsch. gem. Processes Th. 4. S. 169 über den Nutzen dieses Rechtsmittels nicht ohne Grund sagt. No. 8—13 gehören in das für die kurhannöverischen Lande so wichtige, und demungeachtet noch auf sehr schwankenden Grundsätzen beruhende Meyerrecht. No. 10, worin einer Ehefrau eines Meyers auch dann alles Recht an der Meyerstelle abgesprochen wird, wenn solche gleich von ihr herrührt, und der Ehemann derselben bloss wegen eigener Verschuldung verlustig wird, scheint dem Rec. hart, und gegen die Grundsätze über die Erklärung der Pönal-Verordnungen, und des natürlichen Rechtes, dass eine Strafe und eine jede der Strafe nahe kommende Verfügung, so wenig als möglich einen dritten treffen dürfe, anzustossen. Die dafür angeführten allgemeinen Gründe liessen sich leicht widerlegen, und die aus der Calenbergischen Meyer-Ordnung angeführte Stelle, redet nicht ausdrücklich von dem Falle, wenn das Meyer-Gut von der Frau herrührt. Ohnehin hat dem Rec. oft geschienen, dass man bey dem Meyer-Recht und bey den Meyer-Ordnungen in dem Kurhannöverischen überhaupt einen viel zu einseitigen Gesichtspunkt vor Augen habe, und unter anderen viel zu ängstlich darauf sehe, dass der Staat und der Guts-Herr mit *Bequemlichkeit* zu seinen Gefällen komme, da man doch nur vorzüglich darauf sehen sollte, dass er deshalb sicher sey. No. 14 handelt von der Strafbarkeit unbefugter Auffoderungen in Zeitungen und Intelligenzblättern. Mit völligem Rechte, und ganz zu seiner Zeit, wird die öffentliche Auffoderung von Personen, deren Aufenthalt man weiss, und die einem ordentlichen Richter unterworfen sind, zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten, als eine unerlaubte Art der Selbsthülfe und als eine Beleidigung für den Aufgefoderten angesehen. Es ist ohne Zweifel ein unnützer Missbrauch der Publicität, wenn man auf diese Weise Privat-Angelegenheiten zur öffentlichen Kunde bringt, die auf keine Art dazu geeignet sind; und es ist diess wenigstens eben so unanständig und beleidigend, als wenn man jemanden an einem öffentlichen Orte, oder in einer grossen und guten Gesellschaft laut mahnen wollte. Jede Sache

che hat in dem Staate ihren ihr angewiesenen Gang, jede Abweichung davon, die einem dritten zum Nachtheil gereicht, besonders jede eigenmächtige Selbsthülfe, und noch mehr, jede Art der Selbstrache — diese liegt aber bey dergleichen öffentlichen Anzeigen gewöhnlich zum Grunde — muss, wenn gute Ordnung seyn soll, nothwendig verboten seyn. So lange daher der ordentliche und gewöhnliche Gang statt finden kann, dürfen die ausserordentlichen Mittel nicht gebraucht werden; so lange man daher z. B. weiss, wo der Schuldmann sich aufhält, und so lange die Rechtshülfe noch nicht versagt ist, darf man zu dem Ausserordentlichen einer öffentlichen Auffoderung nicht schreiten. Diess sollten alle Herausgeber öffentlicher Blätter und deren Censoren billig beherzigen, damit der Unfug, der mit dergleichen Auffoderungen zur Belustigung des Pöbels und zur Kränkung der Ehre manches braven Mannes, gewöhnlich von gemein denkenden Menschen, die keine ganz reine Sache haben, getrieben wird, einmal ein Ende hätte. Durch No. 22 wird die dunkle und schwierige Lehre von den Nullitäten schwerlich aufgeklärt werden. Auch möchten die meisten Beyspiele wohl keine *sententias nullas*, sondern nur *iniquas* enthalten. In No. 23 ist ein schätzbarer Beytrag zu der Lehre, von der Vollstreckung der Urtheile auf Requisition eines anderen Gerichtes. Bey verschiedenen Gerichten desselben Staates ist es Pflicht, bey Gerichten verschiedener Staaten hingegen Gefälligkeit. Der requirirte Richter darf die Rechtlichkeit des rechtskräftigen Urtheils selbst nicht erst untersuchen; wohl aber muss von ihm auf Einreden, die der Execution entgegengesetzt werden können, Rücksicht genommen werden. Auch wegen handgreiflicher Nullitäten darf er die Vollstreckung versagen. Wenn Incompetenz des requirirenden Richters, einen Grund abgeben soll, die Vollstreckung eines rechtskräftigen Urtheils zu versagen: so muss es nach Rec. Meinung doch eine absolute, und eine solche Incompetenz seyn, die nicht durch eine Prorogation gehoben werden kann. In No. 24 werden einige Fälle angeführt, in welchen, nach den kurbraunschweig-lüneburgischen Landesgesetzen und der Verfassung, kein processualisches Verfahren vor den höheren Justizbehörden statt findet. Man sieht aus dieser wichtigen Abhandlung unter andern, dass diejenigen Sachen, welche die Administration und Ökonomie-Direction der königlichen Domänen, die Verpachtung derselben, und alles, was dahin einschlägt, betreffen, wie auch die Ansetzung und Absetzung der Beamten, insofern diese letzteren eine ehrenvolle Entlassung und keine Cassation oder *dimissio ignominiosa* ist, ferner alle Gegenstände, welche die Besetzung der Bauernhöfe, über welchen der königlichen Kammer die Gutsherrschaft zusteht, die Klagen und Beschwerden, welche die Kammerbauern in Dienstsachen (Frohnen) über die Ämter und Forstbedienten haben, lediglich zum Ressort der königlichen Kammer zu Hannover gehören. Diese sehr ausgedehnte Befugniss der königlichen Kammer in Rechtssachen, bey welcher noch dazu das herrschaftliche Interesse im Spiel ist, selbst und ohne Appellation entscheiden zu dürfen, ist um so auffallender, weil in der hannöverischen Kammer keine besondere Deputation für Justizsachen, wie solche in den preussischen Kammern ist, sich befindet, und weil auf die Geschäfte, die darin behandelt werden, die einzelnen Secretaire einen zu grossen Einfluss haben, indem sie grossentheils den Vortrag machen, und ohne dass ihnen doch selbst eine entscheidende Stimme zukommt, die Sache leiten. Es können mithin alle die Übel leicht eintreten, welche dann entstehen, wenn nicht derjenige, der durch Lesung der Acten, oder auf andere Weise von einer Sache ganz und aus eigener Ansicht unterrichtet und überzeugt ist, die Entscheidung selbst, auf eigenen Namen und auf eigene Verantwortung zu fassen hat, sondern wenn diese erst dadurch hervorgebracht werden muss, dass ein anderer, auf dessen Namen und Rechnung sie dann geht, erst dazu gestimmt werde. Hierin liegt das Übel einer *Secretarien-Regierung*, worüber in Beziehung auf das hannöverische Land so viel gesprochen wird, welches aber die wenigsten, selbst im Lande, die darüber klagen, richtig ansehen, und daher oft mit grossem Unrecht das Personale der Secretäre angreifen, da sie doch lediglich die Verfassung tadeln, und darüber klagen sollten, dass diese sogenannten allmächtigen Secretäre nicht noch allmächtiger sind, und keine *Raths* Rechte haben. Diese Übel einer indirecten Administration sind zwar in der hannöverischen Kammer in den neuesten Zeiten deswegen nicht im vollesten Maasse eingetreten, weil zufälliger Weise die grösste Zahl der bloss aus Adelichen bestehenden Kammer-Räthe, Männer von wirklichem Verdienste und grosser Rechtschaffenheit sind, und weil die hannöverische Kammer sich durch eine grosse Sorgsamkeit für das Wohl der Unterthanen sehr vortheilhaft vor vielen anderen Kammern auszeichnet; und doch hat Rec. verschiedentlich darüber klagen hören, dass besonders die Dienst-Sachen (Frohnen) und die Gegenstände, welche mit der Besetzung der Bauernhöfe in Verbindung stehen, nicht immer so behandelt und entschieden würden, als sie wohl würden entschieden werden, wenn einem Justizhofe die Cognition darüber anheim gegeben wäre. Eben diese Bemerkungen gelten in Ansehung der Exemtion aller Licent-Accise, Landes-Ökonomie und Gemeinheits-Theilungs-Angelegenheiten, welche lediglich vor die Landes-Regierung, die bekanntlich in Hannover kein Justiz-Collegium ist, und in welcher keine eigentlich collegialische Behandlung der Geschäfte statt findet, allein oder in letzter Instanz gehören. Das für den Credit so nachtheilige *beneficium taxationis et adjudicationis* wird in der 26sten Erörterung billig sehr eingeschränkt, und nur bey Sachen, die nicht bloss zum Vergnügen dienen, dann statt gegeben, wenn eine *laesio ultra dimidium* vorhanden ist, und wenn darum binnen 10 Tagen nach erfolgter Subhastation nachgesucht wird. Es sollte billig ganz aufgehoben wer-

werden: auch kann nach Rec. Dafürhalten keine Läsion gedacht werden, wenn auf eine Sache, bey deren Subhastation weniger geboten wird, als der Eigenthümer erwartet, und die nach allgemeinen und daher oft unsicheren Principien aufgenommene Taxe aussagt; denn der wahre Werth einer Sache, die man nicht selbst gebrauchen will, ist der, den das Publicum dafür geben will. In No. 37 wird über den Arrest, und besonders über die Wirkung desselben in Ansehung der Begründung des *fori* in der Hauptsache sehr bestimmt und nach sehr richtigen Grundsätzen gehandelt. In No. 38 hingegen werden der Verjährung in Schuldsachen unstreitig zu enge Grenzen gesetzt. Nach No. 40 wird bey der Anwendung der L. Anastasiae, die Rücksicht auf äussere Umstände, Unsicherheit, Schwierigkeit u. s. w. wohl zu sehr und gegen den zu beachtenden Geist unserer commercialen Zeiten, ausgeschlossen. No. 44 und 45 enthalten sehr richtige und weise Grundsätze über die Zulässigkeit von Zeugen. Man sollte nach Rec. Dafürhalten höchst vorsichtig im Verwerfen eines Zeugen seyn. Der denkende Richter wird die Gefahren und Nachtheile, welche aus dem Abhören eines nach positiven Gesetzen verdächtigen oder verwerflichen Zeugen für einen concreten Fall entspringen können, grösstentheils abzuwenden wissen, dahingegen der Schaden, welcher aus der Verwerfung eines *in abstracto* verdächtigen Zeugen für den Beweisführer in dem concreten Falle erwächst, oft auf keine Weise wieder gut zu machen ist. Bedenklich hingegen scheint es dem Rec., den Producenten jemals dazu zu lassen, dass er beschwöre, ein verloren gegangener Zeuge werde für ihn ausgesagt haben, wie in N. 46 diess für zulässig geachtet wird. Wie leicht ist es möglich, dass der Producent Äusserungen seines Zeugen zu günstig für sich auslegt, und wie oft sind nicht die eidlichen Aussagen der Zeugen, welche sie in der Gerichtsstube ablegen, himmelweit von dem verschieden, was sie gegen die vielleicht zudringlichen Parteyen gesagt haben! No. 45—48 enthalten viele sehr brauchbare, mit vieler Sachkenntniss und nach richtigen Rechtsgrundsätzen aufgestellte Bemerkungen über die Benutzung der Weide-Gerechtigkeiten. No. 62 fodert wohl zu viele in den Gesetzen nicht gegründete Formalitäten zur Gültigkeit eines von dem Erben zu verfertigenden Inventariums. In No. 68 wird die Bestimmung des römischen Rechts, dass ein im Anfang des siebenten Monats nach vollzogenem Beyschlafe gebornes Kind für legitim zu halten sey, auf die ausser der Ehe erzeugten Kinder angewandt. Rec. hält zwar dafür, dass diese Entscheidung sich recht gut vertheidigen lasse; doch kann er nicht leugnen, dass es sehr zu wünschen wäre, dass bey dem grossen Missbrauche, den schlechte Weibspersonen, die sich schwanger fühlen, und diese ihnen so günstige Verordnung kennen, oder die nach entdeckter Schwangerschaft, durch ihre wirklichen Schwängerer damit bekannt gemacht werden, sich davon erlauben, und einen dritten Wohlhabenden zu einem Beyschlaf zu verleiten suchen, diese Verordnung eingeschränkt würde. Sie setzt doch offenbar etwas fest, was ganz gegen die Regel ist, und was, wenn jemals, doch nur als höchst seltene Ausnahme statt finden kann: es scheint daher höchst billig, dass mehr auf die Regel zurückgegangen und dass jederzeit auf die Beschaffenheit des Kindes, wenigstens einige Rücksicht genommen würde. Der *favor partus* ist zwar eine schöne Sache, allein es darf doch auf dessen Rechnung den Ungerechtigkeiten nicht Thür und Thor geöffnet werden; wenigstens sollten alle Privat-Ansprüche der Geschwängerten, bey einer frühzeitigen Entbindung von einem völlig ausgebildeten und ausgetragenen Kinde wegfallen. Unzählige Gründe, welche einem Gesetze zur Seite stehen, welches dem guten Rufe und der Ehre einer verheiratheten Frau das Wort redet, und ihr zu Gunsten eine schwache Möglichkeit für Wirklichkeit annimmt, fallen bey einer ausser der Ehe Schwangeren ohnehin gänzlich hinweg. Auch ist es mit der Verhütung des Kindermordes, worauf man bey diesen und ähnlichen Verordnungen in neuen Gesetzgebungen vorzüglich gesehen hat, eine eigene und gewiss zu weit getriebene Sache. In No. 70 werden mit vieler Vollständigkeit und Gründlichkeit die Gründe auseinandergesetzt, welche das Tribunal auf eine, von der königl. Landes-Regierung an dasselbe ergangene Anfrage, ob der Vater oder Grossvater verbunden sey, die unehelichen Kinder seines Sohnes oder Enkels zu ernähren, wenn des Schwängerers eigene Mittel dazu nicht hinreichen, sich verneinend zu erklären bewogen haben. Rec. pflichtet mit völligster Überzeugung dieser Entscheidung bey, wie er denn die ganze Frage nach dem römischen Rechte nicht einmal für zweifelhaft, und die Meinung der Rechtsgelehrten, die das Gegentheil lehren, für so unrichtiger hält, weil eine *obligatio immediate ex lege descendens* ohne eine ganz bestimmte gesetzliche Vorschrift nicht angenommen werden kann, und deshalb diese Meinung gegen die Grundsätze des Rechts eben so sehr, als gegen die der Billigkeit anstösst. Wenn neuere Gesetzgebungen, z. B. das preussische Gesetzbuch, und die im vorigen Jahre erschienene sachsen-gothaische Constitution die fleischlichen Verbrechen und den Kindermord betreffend, dem Grossvater diese Verpflichtung auflegen, so ist das für den Staat ganz bequem; allein es bleibt doch immer eine auffallende Inconsequenz in den Grundsätzen, wenn eben diese Gesetzgebungen dem Vater das Recht geben, sich einer Ehe des Sohnes deshalb zu widersetzen, weil er seine Kinder nicht zu ernähren im Stande ist, und doch denselben anhalten, die Folgen einer unrechtmässigen Handlung desselben, die wider seinen Willen begangen ist, zu tragen. Bemerken muss übrigens Rec. noch, dass es falsch ist, wenn S. 361 behauptet wird, Justinian habe den Vätern die Rechte der väterlichen Gewalt über die im Concubinat erzeugten Kinder gewährt. Diess ist weder in der Novelle 89 noch sonst irgendwo geschehen, sondern er hat nur festgesetzt, dass dem Vater die Befugniss zustehen solle, dergleichen Kinder legitimiren zu lassen, und hat also dadurch nur die Möglichkeit, einmal die väterliche Gewalt über sie zu erhalten, eingeführt.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1805.

JURISPRUDENZ.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Fr. von Bülow's* und *Th. Hagemanns praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

In No. 71 wird sehr gut ausgeführt, dass die Wirkung der Einkindschaft hinwegfalle, wenn die unirten Kinder den Zeitpunkt des Erbanfalls nicht erleben. Auch wird darin ferner behauptet, dass bey allen Erbverträgen der Mitpaciscent den Erbanfall erleben müsse, wenn er die Vortheile des Erbvertrags sich zueignen wolle. Rec. ist völlig überzeugt, dass diess letzte so seyn sollte, leugnet aber nicht, dass die allgemeine Natur und Beschaffenheit der durch einen Vertrag erworbenen Rechte einen mächtigen Zweifel dagegen errege. Die Ungewissheit, welche in so vielen Punkten bey der vertragmäsigen Erbfolge immer noch herrscht, setzt den ganzen Werth dieses Instituts ohne Zweifel sehr herunter, wie denn Rec. überhaupt nicht bergen kann, dass ihm die römische Gesetzgebung, nach welcher nur widerrufliche und einer freyen Abänderung unterworfene Dispositionen auf dem Todesfall gelten, höchst weise zu seyn scheinen, indem nur bey solchen Dispositionen eine wirklich zweckmäsige und den Umständen angemessene Verordnung, und Vertheilung des Vermögens sich gedenken lässt. Er will daher den Germanisten gern zugestehen, dass die alten Deutschen, welchen Erbverträge heilig waren, recht redliche Leute seyn mochten; allein es will ihm nicht einleuchten, dass es legislatorisch weise sey, ohne Noth Verordnungen, wie sie einmal unter gewissen Umständen und Voraussetzungen gemacht worden sind, auch dann noch für unabänderlich gelten zu lassen, wenn diese Umstände und Voraussetzungen nicht mehr vorhanden sind. Wie viele vernünftige und gute Eheleute würden nach einer mehrjährigen Ehe anders testiren, als sie vor der Ehe paciscirt haben! Sicher haben die verständigen Römer, bey dem Grundsatze, dass des Menschen Wille bis zum letzten Athemzug frey und ungebunden bleiben müsse, einen höheren Gesichtspunkt zum Grunde gelegt, als bloss um Nachstellungen nach dem Leben zu verhüten. Nach No. 73 haben auch die bloss Titulirten das *privilegium fori*, welches im Hannöverischen den landesherrlichen Bedienten zusteht. Wann wird doch das Unwesen mit den *privilegiis fori* aufhören! In N. 74 wird das Verfahren aus einander gesetzt, was bey Appellationen von den Erkenntnissen der in gewissen Fällen aus kurbraunschweigischen und kurhessischen Gerichtsobrigkeiten zusammengesetzten Gerichte zu beobachten ist. Das Ganze giebt einen Beytrag zu den seltsamen Einrichtungen, die sich in Deutschland finden, und welche, wenn es möglich wäre, einmal gesammelt zu werden verdienten. Übrigens ist die Anordnung so gut, als sie bey der verwickelten Lage seyn kann. Aus No. 75 sieht man, dass die Stadt Stade ganz besondere und ungewöhnliche Rechte in Ansehung der ihr zustehenden Gerichtsbarkeit hat. No. 78 enthält viele brauchbare Bemerkungen über manche bey den Speditions-Geschäften vorkommende Rechtsfragen. Doch fehlt es dieser Abhandlung, wie der 15ten, welche von dem Entreprise-Contract handelt, an durchgreifenden einfachen Principien. In N. 79 wird den Eingesessenen eines Patrimonial-Gerichts die Befugniss, die Gerichtsbarkeit zu prorogiren, abgesprochen. So wenig Rec. den Prorogationen überhaupt gewogen ist, und sogern er sähe, wenn diese ganze Lehre zu den Antiquitäten gerechnet werden könnte: so kann er sich doch nach der Lage der Dinge, wie solche einmal ist, nicht überzeugen, dass unter den Eingesessenen eines Patrimonial-Gerichts und eines landesherrlichen Gerichts ein solcher Unterschied gegründet sey, indem bey der Patrimonial-Gerichtsbarkeit bloss der Rechtsgrund und die Form, unter welcher sie dem Inhaber zusteht, von derjenigen verschieden ist, unter welcher die sonstigen Richter ihr Recht haben, im übrigen aber der Patrimonial-Gerichtsherr u. dessen Gerichts-Unterthanen in denselben Verhältnissen zum Staat stehen, und dieselben Rechte und Verbindlichkeiten auf sich haben, welche bey anderen Unterthanen statt finden. Bey Fällen, wie derjenige ist, bey welchen diese Frage in Erörterung gezogen wurde, und welcher zu den *actibus jurisdictionis voluntariae mixtae* gehört, möchte überhaupt die Anwendung der Lehre von der Prorogation wohl bedenklich seyn, indem der Richter dabey nicht eigentlich in der Qualität eines Richters, sondern als obrigkeitliche Person, welcher die Ausübung anderer landesherrlicher Regierungs-Rechte übertragen ist, concurrirt, und hiebey den Unterthanen natürlich diejenige Freyheit nicht zustehen kann, welche ihnen bey denjenigen Rechtsangelegenheiten zugestanden wird, die bloss das Mein und Dein betreffen, und welche sie ganz liegen lassen, oder durch Vergleich, durch Schiedsrichter und auf sonstige beliebige Weise abzuthun berechtigt sind, und in die sich der Rich-

ter nur dann mischen darf, wenn er darum angegangen wird. No. 81 enthält sehr richtige Grundsätze über die Verbindlichkeiten der Parteyen, persönlich im Gericht zu erscheinen. Die Würde und der Zweck des Richteramts erfodert es, dass, besonders da, wo der Richter nicht zu einer Maschine herabgewürdigt, sondern wo ihm eine zweckmässige Thätigkeit gestattet ist, die Regel sey, dass die Parteyen jederzeit, wenn es der Richter will, persönlich erscheinen müssen. In der letzten Erörterung wird die nach den kurbraunschweig-lüneburgischen Verordnungen wirklich sehr zweifelhafte Frage: von der obrigkeitlichen Bestätigung der Verträge, und von den Folgen, die mit dem Mangel derselben verbunden sind, sehr gründlich und richtig entschieden. Diese Rechtsfrage dient recht zum Beweise, wie müssig im Hannöverischen die Regierung der Ungewissheit in den Gesetzen zugesehen habe. Denn Rec. übertreibt gewiss nicht, wenn er behauptet, dass seit *Strubens* Zeiten einige hundert Processe hätten vermieden werden können, wenn diese Rechtsfrage, welche, so wie die verschiedenen Gesetze darüber jetzt sind, äusserst zweifelhaft ist, und ganz entgegengesetzte Ansichten zulässt, durch eine neue Verordnung, oder auch nur durch eine authentische Erklärung, um welche gewiss oft genug gebeten, und zu welcher hinlänglich vorgearbeitet worden ist, genauer bestimmt worden wäre; und es lässt sich in der That kaum begreifen, wie eine solche genauere Bestimmung eines zweifelhaften Landes-Gesetzes hat unterbleiben können. Möge die Stelle, welche diese Erörterung hier gefunden hat, für diese ganze Frage ominös seyn, und möge sie zum letztenmal streitig gewesen seyn! Gewiss lässt sich diess und überhaupt mehr Thätigkeit für Civil- und Criminal-Gesetzgebung, für alle Zweige der öffentlichen Verwaltung erwarten, wenn mit der hoffentlich bald wiederkehrenden Ruhe und Ordnung der Dinge, diejenigen Männer sich der Sache wieder annehmen, welche in den ganz letzten Zeiten vor der französischen Occupation, Einfluss zu bekommen schienen, und wenigstens neben denjenigen thätig und wirksam seyn konnten, welche aus Bequemlichkeit, Leichtsinn, Zerstreuungssucht und Schwäche der Beförderung des Guten sich selbst wenig annahmen, und durch ihren Stolz und durch den Nepotismus, den sie ausübten, der Beförderung desselben mächtige Hindernisse in den Weg legten, und möge dann ein neuer Band dieser Erörterungen das Publicum mit diesen glücklichen Fortschritten recht bald bekannt machen!

pp.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Helmstädt u. Leipzig, b. Cotta: *Staatsarchiv*, angelegt und geordnet vom Geh. Justizrath *Häberlin*. 38 bis 40 Heft. 1803. 405 S. 41 bis 44 H. 1804. 352 S. 45 H. 1804. 104 S. 8. (Jed. H. 10 gr.)

Der Herausgeber fährt mit dem rühmlichsten Eifer fort, seinem *Staatsarchiv* die Annehmlichkeit und Mannichfaltigkeit zu erhalten, wodurch es schon längst die Lieblingslectüre des unterrichteteren deutschen Publicums, und die Stütze gegen Bedrückungen mancher Provinzen, Gemeinheiten und Privatpersonen geworden ist. Wir glauben unserer Pflicht Genüge zu leisten, wenn wir die Leser nur auf einige der interessantesten Aufsätze aufmerksam machen. Heft XXXVIII, No. II. *Kaiserliche Laudemialgelder in Deutschland und Italien, und grosser Verlust, den der Reichshofrath daran leidet.* Die Laudemien, die sich in den letzten achtzehn Regierungsjahren Kaiser Karls VI noch auf die beträchtliche Summe von 953,212 Gulden belaufen hatten, nahmen seit dieser Zeit schon bedeutend ab. Nun cessiren mit dem Verlust von Italien und dem Oberrhein so viele andere Lehensfälle. Sämmtliche Reichsstädte bis auf sechs sind mediatisirt, die Stifter secularisirt, und alle werden als Surrogate für die verlorenen Lande besessen. Von allen Seiten her leiden folglich die kaiserlichen Laudemialgefälle einen unersetzlichen Abbruch. Und wenn das kais. Reichskammergericht zur Sicherung seines Unterhalts beschliesst, bis zur Ergänzung seines Fonds keine Präsentirten einzuberufen: so möchte, nach dem Vf. dieses Aufsatzes, auch den Mitgliedern des Reichshofraths zu gönnen seyn: „wenn kais. Maj. einige Räthe eingehen liessen, und ihre Besoldung unter die übrigen vertheilten, was bey dem Reichshofrath, der seine Geschäfte *in pleno* verhandelt, *ceteris paribus* noch thunlicher ist, als bey dem Reichskammergericht." Dieser Wunsch des Vf. scheint dadurch einigermassen in Erfüllung gegangen zu seyn, dass man neuerlich in den öffentlichen Zeitungen las: da gegenwärtig 6 Reichshofrathsstellen erledigt seyen, deren Geschäfte von den übrigen Reichshofräthen besorgt werden, so habe Se. kais. Maj. befohlen, die Besoldungen der erledigten Stellen unter die übrigen zu vertheilen. III. *Von der Steuerfreyheit des kais. Reichshofraths und der Reichskanzley.* Enthält einen interessanten officiellen Auffatz, der zu Begründung derselben bey der Gelegenheit verfasst worden ist, als unter der verwittw. Kais. Maria Theresia auch vom Personale des Reichshofraths u. der Reichskanzley die Interessensteuer bezogen werden wollte. Bis jetzt ist gleichwohl dasselbe im Besitze der Steuerfreyheit geblieben. IV. *Über die zu Frankfurt a. M. mit den dortigen katholischen geistlichen Stiftern und Klöstern vorgegangenen Veränderungen.* Ein Schreiben vom 12 Febr. 1803. Es ist dem Publicum bekannt, mit welcher weisen Mässigung der Magistrat der Reichsstadt Frankfurt bey Aufhebung der ihm durch den Reichsdeputationsschluss zugetheilten, innerhalb seiner Mauren gelegenen, Klöster zu Werke gegangen. Man darf allerdings in dergleichen Angelegenheiten die Handlungsart eines reichsstädtischen Magistrats nicht nach der eines monarchischen Staats beurtheilen: jener muss viel schneller von den sich darbietenden günstigen Augenblicken zu profitiren suchen, weil sonst jeder Zeitverlust ihm sogleich wieder unübersteigliche Hindernisse in den Weg thürmt. Dessen ungeachtet aber war der Magistrat zu Frankfurt nicht so rasch zu Werke gegangen, als die meisten deutschen Reichsfürsten, die sich in gleichem Falle befanden; es war demnach der dem Magistrat dieserwegen gemachte Vorwurf sehr unge-

ungegründet. Auch waren die Einkünfte jener Stifter und Klöster für den Verlust der Gemeinherrschaft der beiden Dörfer Sulzbach und Soden, für die der Reichsstadt aufgebürdete jährliche Renten von 34,000 Gulden, und für die Entrichtung der Pensionen der Geistlichen jener Klöster und ihrer Dienerschaften, nur eine sehr dürftige Entschädigung. Frankfurt ist zwar im publicistischen Sinne eine pur evangelische Reichsstadt; es hat aber dennoch mehrere katholische Bürger, deren Anzahl sich ungefähr auf 4 bis 5000 Seelen belaufen mag, und die bisher in diese Klöster eingepfarrt waren. Der Magistrat sorgte daher gleich bey Aufhebung dieser Klöster für eine neue Einrichtung des katholischen Gottesdienstes, räumte für diese verhältnissmäsig kleine Seelenzahl *drey* Kirchen ein, stellte dabey die nöthigen Seelsorger an, und behielt noch ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen sich bisher um die Erziehung der Jugend verdient gemacht hatten, mit seiner Kirche provisorisch bey. Die übrigen eben nicht reichen Klöster und Stifter wurden aufgehoben, und die Carmeliten und Capuciner erhielten nach Verhältniss ihres Alters jährliche Pensionen von 450 bis 600 Gulden. Diese Gehalte sind desto beträchtlicher, wenn man dabey in Betrachtung zieht, dass die Conventualen mancher sehr reichen Reichsprälaturen nicht mehr bekommen haben. Da der Magistrat diesen Mönchen bey der Aufhebung erklärt hatte, dass sie in diesen aufgehobenen Klöstern ihr *sodalitium monachale* nach ihren Ordensvorschriften und Statuten nun nicht mehr fortsetzen könnten: so deuteten sie solches falsch, und denuncirten den Magistrat bey dem heil. Stuhl zu Rom, als ob er sich unterfangen habe, ihnen die Auflösung ihrer Ordensregeln und Gelübde anzukündigen. Allein das erzbischöfliche Vicariat sah die Unwahrheit dieses Vorgebens sogleich von selbst ein, und liess den Klostervorstehern unterm 30 Nov. 1802 die Weisung zugehen: „dass der Magistrat durch die ihnen gegebene Erklärung die Auflösung ihrer Gelübde keineswegs verstanden haben wolle.“ Wegen der verschiedenen Armen-Stiftungen der katholischen Gemeinde gab der Magistrat, wie billig, die Versicherung, dass solche ihrer Bestimmung gemäss unter seiner Aufsicht, mit Zuziehung eines katholischen Geistlichen und einiger katholischen Bürger, zweckmässig verwaltet werden sollen. Überhaupt konnten wir die Schonung und das Zartgefühl nicht genug bewundern, womit der Magistrat in seinen Signaturen dem katholischen Theile seiner Mitbürger alle Besorgnisse zu benehmen, und sie über seine weise Handlungsart zu belehren suchte. Über die bey dem neuangeordneten Volksgottesdienst neuangestellte katholische Geistlichkeit hat sich der Magistrat, in den ihr Amt und Lehre nicht betreffenden Dingen, die weltliche Gerichtsbarkeit allerdings mit Recht vorbehalten; zumal da die jetzt secularisirte und also nicht mehr existirende Stiftsgeistlichkeit in Frankfurt selbst nicht einmal den Besitzstand des Entscheidungsjahrs von 1624 für sich hatte. XXXIX. I. *Reglement über die Vertheilung der Geschäfte zwischen den Landes-Collegien in den preussischen Entschädigungs-Ländern.* De Dato Berlin den 2 April 1803. Es ist ganz dem preuss. Staatsrecht gemäss. II. *Merkwürdige Reichshofrathserkenntnisse.* Allerdings ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem deutschen Staatsrecht zu Wien, dem Territorialstaatsrecht der deutschen Stände, und zwischen dem Staatsrecht, das die akademischen Lehrer in ihren Hörsälen vortragen; sie sind einander oft so unähnlich, dass man an ihrer Verwandtschaft zweifeln sollte. Wenn die Anekdote wahr wäre, die der Herausgeber in der Note erzählt: „dass während des letzten Kriegs die österreichische Staatskanzley der Reichskanzley die Weisung gegeben habe, nur von solchen Angelegenheiten im deutschen Reich Notiz zu nehmen, welche man allerhöchsten Orts an sie bringen würde;“ so wäre solches ein redender Beweis, wie sehr die Reichsangelegenheiten den Einflüssen des kais. Hofs und des erbländischen Ministeriums unterworfen seyen. Um so wichtiger ist die nähere Kenntniss des Staatsrechts des kais. Hofs: und da sich dessen Grundsätze am besten aus den kais. Reichshofrathserkenntnissen erlernen lassen, so will der Herausg. hier und in den folgenden Heften die merkwürdigsten Reichshofrathserkenntnisse aus den neueren Zeiten (die von diesem Heft sind von den J. 1777, 1778 u. 1784) liefern. V. *Über die Verfassung des preussischen Staats.* Dieser weitläuftige Aufsatz hat nach der Versicherung des Herausg. einen angesehenen preuss. Staatsbeamten zum Verf., und ist in gegenwärtigem Zeitpunkt, wo so viele Provinzen unter den preuss. Scepter gekommen sind, allerdings von doppeltem Interesse. Er enthält eine umständliche Beschreibung der preuss. Staatsverwaltung, von dessen Landescollegien, von dem bey denselben üblichen Geschäftsgange, ihren Wirkungskreisen, und von den ihnen untergeordneten Landräthen, Steuerräthen, Directoren u. s. w. Der Aufsatz ist zu gross, als dass wir hier einen Auszug davon geben könnten. VI. *Über die Beybehaltung der Bettelmönche.* Von einem sehr angesehenen und achtungswürdigen kathol. Geistlichen, der mit Recht gegen die Beybehaltung der Bettelmönche eifert, während die übrigen fundirten Klöster grösstentheils aufgehoben werden. Der Vf. sagt am Ende: „Möchten doch die protestant. Fürsten wohl erwägen, dass der Bettelmönch seiner Existenz nach ein Fanatiker seyn muss; dass er gewiss den Satz: ausser der kathol. Kirche sey kein Heil, behauptet; dass er gewiss nicht unterlässt, davon insgeheim Anordnungen zu machen, sobald er Nutzen dabey findet; dass er eben der Beichte wegen einen unsichtbaren Hebel in der Hand hat, wodurch er den Koloss des grossen Haufens bewegen kann, wie er will, und dass er es gegen Kaiser Joseph II in den Niederlanden gethan hat.“ Es ist allerdings zu verwundern, dass manche selbst protestant. Fürsten in den ihnen zugefallenen kathol. Ländern alle anderen freylich reicheren Klöster aufgehoben, und dabey nur die Bettelmönche, diese Geisel des gemeinen Volks, die lästiger als eine dreyfache Steuer sind, beybehalten haben. Dieses fällt in unseren Tagen desto mehr auf, je mehr man sonst der Betteley aller Art entgegen zu arbeiten sucht. Wir hoffen nicht, dass der Herausg.

in

in einer Note den Schlüssel zu diesem Räthsel geben, wenn er sagt: „Bettelklöster einzuziehen, verlohnte sich eben nicht der Mühe, im Gegentheil würde die Unterhaltung der Mönche Kosten verursachen. Jetzt leben die Leute auf Kosten der Unterthanen." VIII. *Darf ein deutscher Reichsstand auf Kosten des gemeinen Wesens ein Schauspielhaus erbauen?* Dem Magistrat der Reichsstadt Frankfurt a. M., der dieses thun wollte, wurde es durch ein Reichshofraths-Conclusum vom 8 Jan. 1778 untersagt. IX. *Erforderniss des kais. königl. Hofs zu seiner Unterhaltung im J. 1704.* XI. *Des verstorb. Reichshofraths v. Senkenberg Gedanken über den niederen Adel in Deutschland, das würzburgische Herzogthum Franken und das kaiserliche Landgericht daselbst.* Enthält ein kurzes Urtheil dieses Gelehrten über *Drümels tr. de Ducatu et judicio provinciali Franconiae*, das der damalige kais. Reichshofrathspräsident von ihm verlangt hatte, und das späterhin die Veranlassung zu Senkenbergs Abhandl. von den kais. Landgerichten in Franken, sonderlich dem zu Würzburg, als Anhang zum Tractat von der kais. Gerichtsbarkeit in Deutschland, Frankf. 1760. 4. wurde. XL. I. *Merkwürdige Reichshofrathserkenntnisse.* Dieser lange Artikel besteht nur aus dem einzigen §. 7 (wird §. 4 heissen müssen), *das staatsrechtliche Verhältniss zwischen Herr und Diener betreffend;* und enthält sehr schätzbare Beyträge aus der Praxis des kais. Reichshofraths über diese ohnehin noch höchstschwankende Rechtsmaterie, die jeder Rechtsgelehrte gewiss mit Dank aufnehmen wird. Wir sehen der baldigen Fortsetzung dieses für die Liebhaber des deutschen Staatsrechts interessanten Artikels mit Verlangen entgegen. III. *Was kostete das österreichische Militär zu Anfang der 1780ger Jahre?* Die 273,818 Mann starke Infanterie kostete damals 11,594,400 fl., die Cavallerie von 49,624 Mann, 6,909,868 fl., andere Corps wie z. B. Artillerie, Fuhrwesen, Staabsmilitär u. s. w. zu 29,182 Mann 2,431,473 fl. Es kostete demnach die ganze Armee von 352,624 Mann in Allem 20,935,741 fl.; und seitdem ist die Armee und deren Unterhalt zahlreicher und kostspieliger geworden. Der Vf. sagt am Ende: „Wie viel lässt sich nicht bey einem dauerhaften Frieden hieran ersparen, und zu einem Schatze zurücklegen, der Österreich bisher gefehlt und dieses Haus in den meisten Kriegen in eine lästige und dem wahren Interesse der österreichischen Monarchie allem Ansehen nach gänzlich zuwiderlaufende Abhängigkeit von England gestürzt hat." V. *Musterhafte Jeversche Verordnung, die Prüfung der Candidaten der Rechtsgelehrsamkeit betreffend.* Sehr zweckmässig. Es wäre zu wünschen, dass in den meisten deutschen Ländern die Candidaten der Rechtsgelehrsamkeit unter einer solchen genauen Aufsicht gehalten würden; dann würde der Staat tüchtigere Diener bekommen. XLI. I. *Rückkehr der Descendenz des Herzogs Friedrich Eugen von Wirtemberg zur evangelischen Religion gegen jährliche Erziehungssubsidien von Seiten der Landstände.* Die Stände bewilligten im J. 1769 eine jährliche Summe von 20,000 Gulden. IV. *Streitigkeiten, veranlasst durch den Reichsdeputationsschluss vom 25 Febr. 1803.* Der Herausgeber will diesen Streitigkeiten in den folgenden Heften einen eigenen Artikel widmen. Für diessmal liefert er zwey Fälle: 1) Die jetzigen Besitzer der diesseitigen Rhein-Pfalz gegen Pfalz-Baiern, die Staatsschulden und Sustentation der Diener und Pensionärs betreffend; 2) Hr. von Berlepsch gegen den Senat zu Hamburg, die Erfüllung einer Anwartschaft auf eine Präbende bey dem dasigen Domcapitel betreffend. V. *Gute Folgen der neuesten deutschen Staatsveränderungen.* XLII. II. *Beyspiel eines Inductions-Beweises deutscher Landeshoheit gegen die Reichsritterschaft;* ist ein Bericht des Grafen Franz von Erbach-Erbach an das Reichskammergericht, in Sachen der reichsritterschaftlichen Eingesessenen zu Laudenau, Winterkasten und Kleingumpen wider den Grafen von Erbach-Erbach und die unmittelbare Reichsritterschaft Orts Odenwald, vom J. 1800, wobey es auf die Frage ankam, welchem von beiden beklagten Theilen die Kläger schuldig wären, Beyträge zu den im Kriege gefoderten Requisitionen und die Pflicht der Landesvertheidigung zu leisten. Die Mehrheit des Senats erkannte wider Erbach, aber doch nur *cum clausula*, weil die Ritterschaft von den Imploranten die Steuer bezieht. XLIII. II. *Beyträge zur geheimen Geschichte der königl. preussischen und grossherzogl. toscanischen Entschädigungen;* für den Staatsmann und Statistiker von besonderer Wichtigkeit. IV. *Über die neuesten Vorfälle gegen Mitglieder der Reichsritterschaft, besonders in den pfalz-baierschen Entschädigungslanden in Franken, den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg.* V. *Entschuldigung der kleineren Fürsten und Herren* (Ysenburg, Leiningen, Hohenlohe, Salm-Reiferscheid) *über ihr ungerechtes Verfahren gegen die Reichsritterschaft.* XLIV. I. *Staatsrechtliches Verhältniss der Reichsritterschaft im Allgemeinen in Beziehung auf ihre Besitzungen in reichsständischen Territorien.* II. *Note des kaiserl. königl. Gesandten zu München an das dortige Ministerium, das landfriedensbrüchige kurpfalz-baiersche Verfahren gegen die Reichsritterschaft betreffend.* III. *Reichshofraths-Conclusum in dieser Sache.* VIII. *Bemerkungen des Herausgebers zu diesen Actenstücken.* X. *Beweggründe zur Resignation des Fürsten von Wied-Neuwied* d. d. Brüssel 30 Apr. 1802; vom Fürsten selbst eigenhändig aufgesetzt. XLV. I. *Kön. dänische Strandordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein, die Herrschaft Pinneberg, Grafschaft Ranzau und Stadt Altona*, v. 30 Dec. 1803; musterhaft, sowohl in Hinsicht auf die darin herrschenden billigen Grundsätze, als in Hinsicht auf die Fassung selbst. II. *Wahrer Abriss des neuesten praktischen deutschen Staatsrechts.* III. *Entwurf einer Verfassungs-Urkunde für die fränkische Reichsritterschaft unter pfalz-baierscher Hoheit.* VIII. *Russisch-kaiserliche Gesandtschafts-Note, den französischen Einfall in das deutsche Reichsgebiet betreffend;* voll Würde für Russland, aber auch demüthigend für das Reichsoberhaupt und die grosseren deutschen Reichsstände.

Tkht. T.R—G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JULIUS, 1805.

MEDICIN.

Landshut, b. Krüll: *Handbuch der Staatsarzneykunde zu Vorlesungen und zum Gebrauche für Bezirksärzte, Polizey- und Justizbeamte.* Von *Joh. A. Schmidtmüller*, Dr. Professor und Privatdocent zu Landshut etc. 1804. 342 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. wollte ein vollständigeres Compendium zu seinen Vorlesungen über Staatsarzneykunde abfassen, als *Metzger*, *Hebenstreit* und *Roose* geliefert haben; und indem er die Schriften dieser und anderer Vorgänger benutzte, schaltete er einige neue Lehren wie die von den Schutzpocken u. dgl. ein. Er sagt in der Vorrede, man werde leicht einsehen, „dass er im Vortrage selbst rücksichtlich des ihm bestimmten doppelten Publicums, mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, um auf der einen Seite nicht die Grenzen eines zu Vorlesungen bestimmten Lehrbuches zu übertreten, auf der anderen nicht durch eine handbücherliche Kürze ungeniessbar zu werden." Wir können zwar diesem Buche das Zeugniss eines brauchbaren Compendii nicht vorenthalten, aber auf der anderen Seite auch nicht verhehlen, dass nicht ein und das andere Kapitel, wie z. B. das vom Medicinalwesen für ein Compendium kürzer gefasst, und ein anderes, wie das wichtige 18 von den Vorkehrungen gegen Viehseuchen, umständlicher seyn sollte. Für ein Handbuch zum Selbstunterricht ist manches zu kurz abgehandelt, und für Polizey- und Justizbeamte müssten keine unverständlichen Worte statt ganz bekannter gewählt seyn, die ohnehin nur eine Affectation verrathen, wie z. B. *Fruchthälter*, *Fruchthältermund*, *Fruchthälterhals* statt Gebärmutter, Muttermund u. dgl., *Kerbthiere* statt Insecten, *Gespühr* statt Gefühl, *Kaiserlinge* statt Kinder, die durch den Kaiserschnitt zur Welt gebracht wurden. Dergleichen Worte sind so wenig deutsch, als das obige *Handbücherlich*, das oft vorkommende *rücksichtlich*, *allfalssig*, und die Worte *Nurphilosoph*, *Kindleinen* u. dgl. Auch giebt es keine Landgräflich-Badenschen Lande, sondern die jetzt Kurfürstlichen hiessen ehedem Markgräfliche. In einem Lehrbuche müssen auch solche Dinge nicht als Kleinigkeiten angesehen werden. Der Vf. theilt die Staatsarzneykunde in Gesundheitspolizey und gerichtliche Arzneykunde. Wir würden doch lieber bey der alten Benennung medicinische Polizey statt Gesundheitspolizey bleiben, da diese Lehre und ihre Anwendung nicht blofs mit Erhaltung der Gesundheit der Staatsbürger, sondern auch mit Besorgung der unheilbaren Kranken und Sterbenden sich beschäftiget. Er will nicht, dass man Kenntnisse von giftigen Pflanzen allgemein verbreite, so lange nicht eine bessere moralische Cultur das Eigenthum des grössten Theils der Menschheit geworden sey. Besser, meint er, sey es, jeden Menschen frühe zu warnen, Pflanzen zu geniessen, welche ein sehr trauriges schwarzgrünes Ansehen haben. Diess ist aber ein sehr unsicheres Zeichen. — Die Vertheidigung akademischer Streitschriften scheint dem Vf. im Ganzen unnöthig. Wir geben ihm darin recht, wenn vom künftigen praktischen Arzte die Rede ist; aber Doctor, Lehrer einer Wissenschaft, sollte alsdann doch keiner heissen dürfen, der nicht im Stande ist, eine Dissertation lateinisch zu vertheidigen. Nach §. 43 sollen sich die Bader und Barbierer nur mit den kleineren chirurgischen Operationen abgeben, worunter der Vf. die Behandlung leichter Verrenkungen und unbedeutender Beinbrüche zählt. Rec. gesteht, dass er keinen einzigen Beinbruch kennt, der nichts zu bedeuten hätte, und selbst nach dem Geständnisse des Vf. §. 425 sind sie von vieler Bedeutung. Die Hebammen sollen wenigstens ein Jahr lang theoretischen und praktischen Unterricht geniessen, und keine Person dazu beygezogen werden, die nicht noch unter 30 Jahr alt sey. — Wer zu viel fodert, erlangt nach dem Sprichwort nichts. Der Unterricht von einem ganzen Jahr ist zu viel gefodert. Denn wie wenig Frauen sind im Stande, ein ganzes Jahr lang von ihrem Hauswesen ohne grofsen Schaden abwesend zu seyn, um als arme Dorfhebammen angestellt zu werden, wobey sie des Jahrs weniger verdienen, als manche Dienstmagd. Und mit der Wahl der Frauenspersonen von jenem Alter zu Hebammen, hat es in Deutschland an den meisten Orten seine grosse Schwierigkeit, wo man nicht, wie in Russland, Leibeigene zum Unterricht schicken kann. — Bey solchen Missbildungen des Körpers einer Frau, bey welchen eine Leibesfrucht nur mit Lebensgefahr der Mutter durch den Kaiserschnitt entnommen werden kann, soll die Obrigkeit befugt seyn, eine solche Ehe aus eigener Macht zu trennen, weil sie für den Staat ganz fruchtlos sey. Diess leidet jedoch grosse Einschränkung: so lange man Beyspiele hat, dass Frau und Kind beym Kaiserschnitt am Leben erhalten wurden, und manche Frauen endlich zeitige Kinder lebendig geboren ha-

haben, bey deren vorhergegangenen Geburten unwissende und ungeschickte Hebammen und Geburtshelfer wiederholt versichert haben, dass diese Frauen kein lebendiges Kind zur Welt bringen können, und dass nur die von ihnen unternommene Zerstückelung des Kindes oder der Kaiserschnitt nothwendig sey. Eben so möchte es auch weder räthlich noch schicklich seyn (§. 145), dass ein verehelichter Seelsorger jungen Neuzuverehelichenden über ihre wechselseitigen physischen Obliegenheiten in der Ehe einen Unterricht ertheile. „An den gröfseren Geburtshäusern, schreibt der Vf., soll sich immer zugleich eine Geburtsschule einfinden.“ Statt: mit den gröfseren Gebährhäusern soll eine Lehranstalt für Geburtshelfer und Hebammen verbunden seyn. Warum aber nicht eben so gut mit kleineren, wenn das Land keine grofsen vermag? Viele Schwierigkeit möchte wohl für eine Polizey haben, was der Vf. §. 173 fodert: bey jeder Säugenden darauf zu achten, dass sie nicht länger säuge, als bis zum ersten Erscheinen der Zähne im Munde des Kindes.

Wer das Mehl aus Gewinnsucht mit Sand, Kreide oder gar *Bleyweifs* vermische, der soll nach §. 198 nur um ein geringes *gelinder* zu bestrafen seyn, als ein Giftmischer. Die Bestimmung der Strafe ist Sache des Richters. Uns Ärzten gehet das nicht an. Aber es ist ein grofser Unterschied, ob einer aus Gewinnsucht Sand oder Bleyweifs dem Mehl beymischt. Wer Bleyweifs beymischt, ist ein wahrer Giftmischer; und der Vf. schreibt §. 227 selbst, dass die Verfälschung der Weine mit Bleykalken, „wie eine wahre Giftmischerey zu betrachten“ sey. — Wer hingegen Sand dem Mehl beymischt, ist ein Betrüger, der deswegen seinen Nebenmenschen nicht tödtet. Die Behauptung §. 294, dass die Obduction eines schon in Fäulnifs übergegangenen Körpers von dem gerichtlich-medicinischen Personale als zwecklos und ungeziemend abgelehnt werden könne, leidet grofse Einschränkung. Das gerichtlich-medicinische Personale kann und darf diefs nicht durchaus ablehnen, da auch selbst bey einem in hohem Grade faulenden Körper noch ausgemittelt werden kann, ob sich z. B. Arsenik im Magen befindet, ob durch eine ohne genaue Besichtigung verborgene Wunde, z. B. durch eine in Kopf eines neugebornen Kindes gesteckte Nadel, eine Tödtung beabsichtigt und wirklich geschehen ist, oder nicht. Übertrieben ist gewifs die Behauptung §. 822, dass kurze Zeit nach der Castration eines erwachsenen Mannes der in den Saamenbläschen zurückgebliebene Saamen zu einer fruchtbaren Begattung hinreichen könne. Kurze Zeit nach einer vollkommenen Castration beider Hoden ist kein Beyschlaf gedenkbar. Man denke sich den langen Zeitraum der völligen Heilung, und erwäge, dass Castration bey Erwachsenen fast immer nur dann nothwendig ist, wenn die Saamenerzeugung längst wegen Krankheit der Hoden aufgehört hat. Bey genauer Analyse soll sich der Trug leicht entdecken, zu welchem Geschlecht ein vermeinter Zwittermensch gehöre. Dass es wirklich nicht leicht sey, lehrt die Verschiedenheit der Meinungen über die sogenannte *Maria Dorothea Derrier* in Berlin, die *Hufeland* und *Mursinna* zum weiblichen, *Stark* und *Martens* zum männlichen Geschlechte rechnen. Sehr wundern muss sich Rec. wie Hr. *S.*, als Prosector, noch die irrige Meinung der Alten nachschreiben konnte §. 334: „Das Hymen zerreifst leicht bey einem grofsen Schritte, bey einem Sprunge“ etc. Der (nicht das) Hymen liegt ja so entfernt vom Eingange in die Geburtstheile, dass bey einem noch so grofsen Schritte oder Sprunge eher das ganze Mittelfleisch zerreifsen kann, als der Hymen. Noch nie aber hat eine Person bey einem Schritte das Mittelfleisch, und also noch viel weniger den Hymen zerrissen. Unrichtig ist es auch, dass man bey noch bestehenden Ehen fast gar nichts von verspäteten Geburten höre. Allerdings kommen auch in der Ehe verspätete Geburten vor. Wir wollen nur an zwey gedruckte Geschichten erinnern, an *Arnold tractatus de partu serotino 324 dierum*, und an *Schützens* Geschichte einer sehr merkwürdigen 12 monatlichen Schwangerschaft. Der Vf. macht §. 373 einen Unterschied zwischen dem Leben eines Kindes, „welches dem Kinde als so zu sagen einem Theile der Mutter im Fruchthälter zukommt, und zwischen vollkommen selbstständigem Leben des Kindes aufserhalb der Mutter. Allein das Kind hat ein selbstständiges Leben in und aufser der Mutter. Das Kind kann ja in Mutterleibe die verstorbene Mutter noch lange überleben. Die Art der Selbstständigkeit und daraus fliefsenden Lebensäufserung wird nur durch die Geburt verändert. — Die gehörig angestellte Lungenprobe soll immer beweisen, dass ein Kind, welches nicht geathmet habe, auch nicht selbstständig aufserhalb der Mutter gelebt habe. Wenn die Lungenprobe aber weiter nichts beweisen kann, als diefs, so beweist sie sehr wenig. Zwischen Nichtathmen und dem vollkommenen Athmen ist noch ein grofser Unterschied; denn ein Kind, dessen Lungen zum Theil mit Luft angefüllt sind, das also wahrscheinlich unvollkommen unter oder nach der Geburt geathmet hat, hat deswegen noch nicht selbstständig nach des Vf. Begriff aufser der Mutter gelebt; und hingegen ein Kind, das aufser der Mutter noch lange, ohne zu athmen, lebte, hat eben das selbstständige Leben gelebt, wie in Mutterleibe. Die Erklärung des Vf. ist daher in Hinsicht der Lungenprobe eben so verfänglich, als der Einwurf, den andere der Lungenprobe machten, dass durch dieselbe nur bewiesen werden könne dass ein Kind nicht geathmet, nicht aber, dass es nicht gelebt habe. Bn.

Berlin, b. Rottmann: *Die neuesten Entdeckungen und Erläuterungen in der Arzneykunde*, systematisch dargestellt von D. *Friedrich Ludwig Augustin*, ordentl. Prof. der Kriegsarzneykunde am königl. Collegio medico-chirurgico zu Berlin. Vierter Jahrgang. Das Jahr 1801. 1804. 668 S. u. VIII S. Inhalt. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wahrlich, wenn alles das, was in diesem volumino-

minösen Bande enthalten ist, reine *Entdeckungen* oder wahre *Erläuterungen* wären, wie der Titel sie verspricht: so könnte man die Riesenschritte, welche die Medicin binnen einem Jahre gemacht hätte, nicht genug bewundern. Dass diess aber der Fall nicht sey, lehrt uns schon die flüchtigste Durchsicht des Buchs. Denn wenn z. B. S. 247 der Vf. schreibt: „Mit unüberlegter Anhänglichkeit an die ältere Humoralpathologie sucht *J. Pelgas* die Ursachen aller Krankheiten auf Ausartung und Fäulniss zu reduciren," u. s. w. — oder S. 262: „Ziemlich oberflächliche Werke über Pathologie und allgemeine Therapie sind von *Ph. Petit Radel* und *J. B. M. F. Maurice*:" so kann doch Hr. *A.* das, was jene Ärzte für die Medicin in den angeführten Werken geleistet haben, wohl selbst nicht für Entdeckungen oder Erläuterungen in der Heilkunde halten. Es wäre daher gewiss passender gewesen, statt des gewählten Titels dieser Arbeit etwa folgenden zu geben: *Neueste Verhandlungen in der Arzneykunde* etc. Und aus diesem Gesichtspunkte allein will Rec. vorliegendes Werk beurtheilen, überzeugt, auf diesem Wege mit Sicherheit den positiven und relativen Werth desselben bestimmen zu können.

Der relative Werth hängt offenbar von dem vorgesteckten Ziele ab, nach welchem der Vf. ringt. Dieses kann aber bey allen literarisch-geschichtlichen Werken als ein dreyfaches gedacht werden. Das erste ist eigentliche Geschichts-Forschung: unstreitig das höchste, aber auch am schwersten zu erreichende Ziel; und die Namen eines *Hensler*, *Gruner*, *Sprengel* und des sel. *Ackermann*, welche mit dem glücklichsten Erfolge das noch immer ziemlich öde Feld eigentlicher Geschichte der Medicin bearbeiteten, werden eben desswegen ewig ehrwürdig bleiben. Ein zweytes Ziel stecken diejenigen sich vor, welche für die künftigen Geschichtsforscher die überall zerstreuten Materialien getreu und vollständig zusammentragen und ordnen. Ein drittes, und unsers Bedünkens das letzte denkbar mögliche dient jenen zum Gesichtspunkte, welche durch eine verständige Heraushebung und Zusammenstellung der Resultate, die aus den gesammten Bemühungen der Geschichtsforscher und Denker in ihrer Wissenschaft bis jetzt hervorgegangen sind, dem Bedürfnisse der grösseren Menge zu Hülfe kommen, da es derselben gewöhnlich an Zeit und Gelegenheit, oft auch an der erforderlichen Masse gelehrter Kenntnisse fehlt, um selbst im Gebiete der Literatur und Geschichte sich umzusehen, damit doch auch diese Leute mit den Schicksalen ihrer Kunst und ihren ewigen Fortschritten nicht ganz unbekannt bleiben. — Die Absicht des Vf. scheint keine andere gewesen zu seyn, als gerade dieser Classe von Ärzten ein Repertorium alles Wissens- und Nachahmungswürdigen, was die neuesten Zeiten in der gesammten Heilkunde uns lehrten, in die Hand zu geben; und er könnte daher mit Recht auf den Dank des grösseren ärztlichen Publicums Anspruch machen, wenn die Ausführung wirklich seiner Absicht entspräche. Leider aber können wir diess nicht rühmen.

Vorliegender Band erschien 1804, und enthält sämmtliche Verhandlungen in der Arzneykunde, welche das Jahr 1801 erzeugte. Kann es nun aber z. B. einem praktischen Arzte gleichgültig seyn, erst nach einem Verlaufe von 3 Jahren mit den neu eingeschlagenen Wegen zur besseren, leichteren und gründlicheren Heilung einer Krankheit bekannt zu werden; und, wenn er also aus anderen Quellen sich die nothwendige frühere Kenntniss derselben erworben hat, (wie er denn es muss, wofern er nicht auf den würdigen Namen eines praktischen Arztes Verzicht leisten soll) was nützet ihm dann Hn. *A.* ganze Arbeit? — Noch mehr schwindet die von jedem wissenschaftlichen Werke zu fordernde Nützlichkeit bey genauerer Prüfung der Art, wie Hr. *A.* seine Darstellungen gearbeitet hat. Wir wollen hier einige Beyspiele ausheben. — Unter der Rubrik *Typhus* heisst es S. 333: „Das von *Currie* (Jahrg. I. S. 364) so sehr empfohlene Begiessen des Körpers mit *kaltem Wasser im Typhus* und in anderen Fieberarten fand auch D. *Shaw* in Edinburg sehr heilsam," und weiter unten auf derselben Seite steht: „Der grosse Nutzen *warmer Bäder im Typhus* ist allgemein bekannt. Dass auch das Einwickeln solcher Kranken in wollene mit warmem Wasser getränkte Decken eben dieses leiste, beweisen D. *Harke's* Erfahrungen." Hier werden also gegen dieselbe Krankheit zwey direct einander entgegenwirkende Heilmittel ohne weitere Kritik und Bestimmung der verschiedenen Fälle aufs Gerathewohl hin empfohlen. Nach welchem soll nun der Arzt greifen, der sich bey Hn. *A.* Rath holen wollte? — Ferner, S. 331: „Die zweckmäfsigsten durch eigene Erfahrung bewährten Vorbauungsregeln gegen ansteckende Fieberkrankheiten hat D. *John Haygarth* empfohlen." Unwillkührlich drängt sich hiebey jedem Leser die Frage auf: welches sind diese zweckmäfsigen Vorbauungsregeln? — Diese verschweigt Hr. *A.*, und wir müssen also nothgedrungen zur Haygarthischen Schrift selbst unsere Zuflucht nehmen. — S. 311 schreibt der Vf.: „in einem bey Gelegenheit des Prorectoratwechsels 1801 zu Marburg herausgegebenen Programme lieferte Prof. *C. F. Michaelis* die Beschreibung und Abbildung neuer Instrumente zur Compression der *Arteria pudenda communis*, zur leichten und bequemen Einsprützung in die *tuba Eustachii* der rechten Seite, zur Stillung der Hämorrhagie aus der *Arteria epigastrica inferior*, verbesserte Instrumente zur Lithothomie und neue Tourniquets für die *Arteria subclavia*." Was soll diese nackte Angabe neuer Erfindungen nützen, da es Hn. *A.* nicht gefallen hat, von ihnen eine nähere Beschreibung zu liefern? Dieses wäre gerade hier um so nöthiger gewesen, da akademische Gelegenheitsschriften oft sehr schwer zu bekommen sind. — Rec. hat nur diese wenigen Stellen ausgehoben, so wie sie ihm gerade bey der Niederschreibung seiner Kritik in die Hände fielen, getraute sich aber erforderlichen Falls sie bis auf 100 und drüber zu vermeh-

mehren. — Diese Nachlässigkeit des Hn. *A.* aber ist um so mehr zu bedauern, da aus anderen Stellen klar hervorleuchtet, wie trefflich und bündig derselbe auszuheben, zusammenzustellen und vorzutragen verstehe. So sind unter andern die Abschnitte, welche die theoretischen Bearbeitungen der gesammten Heilkunde und ihrer einzelnen Zweige, ingleichen der Artikel *Galvanismus* sehr genau und belehrend abgefasst. — Diesen ungleichartigen Gehalt des Buches glaubt Rec. daraus erklären zu können, dass Hr. *A.* öfters nicht die Urquellen benutzt hat, sondern zufrieden war, bloss aus dem Abflusse fremder Relationen zu schöpfen, wozu ihm freylich die vielen kritischen Blätter und periodischen Schriften gute Dienste leisteten. Und hier muss Rec. noch besonders auf eine Unart des Vf. aufmerksam machen. Hr. *A.* erlaubt sich nämlich, nicht bloss dergleichen fremde Nachrichten und Auszüge von Büchern zu benutzen, sondern sie geradezu, oft mehrere Seiten hindurch abzuschreiben. Am meisten hat die Salzburgische medicinisch-chirurgische Zeitung so ein Plagiat aushalten müssen. Hier eine Probe:

Augustin. S. 344.	*Med. Chir. Zeitung.* 1802. I. S. 114.
Prof. *Horn* sucht in Rücksicht des Kindbettfiebers folgende Fragen zu beantworten: Ist das sogenannte Kindbetterinfieber von allen übrigen Fiebern wesentlich verschieden; ist es ein eigenthümliches selbstständiges Fieber? Worauf beruht die wahre Natur dieses Fiebers? Finden reelle Unterschiede bey demselben statt, und worauf beruhen diese? Welches ist die *schwerste* (soll, wie aus der Urschrift erhellt, *sicherste*, heissen. *Rec.*) Behandlung? Untersucht man die Erfahrungen über die Zeichen des sogenannten Kindbettfiebers, so wird man die Annahme eines eigenthümlichen Kindbetterinnenfiebers zweifelhaft finden. Nicht nur bey Wöchnerinnen, sondern auch bey Mädchen und Unverheyratheten findet man öfters ganz dieselben krankhaften Erscheinungen, die das Kindbettfieber darbietet, wenn man die Störung der Milch- und Lochiensekretion ausnimmt; selbst bey dem männlichen Geschlecht beobachtet man bisweilen diese Form des Übelbefindens. Die Krankheit zeigt sich epidemisch und sporadisch wie andere Fieberformen. Eben solche Ähnlichkeit findet man in den übrigen Zeichen, in der Veränderung des Selbstgefühls der Kranken, der Temperatur, Frost und Hitze, Pulsveränderung, Localaffection des Unterleibes, in den sogenannten gastrischen Zeichen, Erbrechen, Verstopfung des Stuhlganges, Durchfall und den verschiedenen Farbenveränderungen desselben.	In Rücksicht des letzteren (Kindbettfiebers) sucht Hr. *H.* in gegenwärtiger Abhandlung folgende Fragen zu beantworten: Ist das sogenannte Kindbetterinfieber von allen übrigen Fiebern wesentlich verschieden; ist es ein eigenthümliches selbstständiges Fieber? Worauf beruht die wahre Natur dieses Fiebers? Finden reelle Unterschiede bey demselben Statt, und worauf beruhen dieselben? Welches ist die *sicherste* Behandlungsart dieser Fieber? — — — — — Die Annahme eines eigenthümlichen Kindbetterinfiebers wird bey näherer Untersuchung verdächtig. Nicht nur bey Wöchnerinnen, sondern auch bey Mädchen und Unverheyratheten findet man öfters ganz dieselben krankhaften Erscheinungen, die das Kindbetterinfieber darbietet, wenn man die Störung der Milch- und Lochiensekretion ausnimmt; selbst bey dem männlichen Geschlecht beobachtet man bisweilen diese Form des Übelbefindens. — — — — — — — — — — — Die Krankheit zeigt sich epidemisch und sporadisch wie andere Fieberformen. Weitere Ähnlichkeit findet man in den übrigen Zeichen: Veränderung des Selbstgefühls der Kranken der Temperatur, Frost und Hitze, Pulsveränderung, Localaffection des Unterleibes, in den sogenannten gastrischen Zeichen, Erbrechen, Verstopfung des Stuhlganges, Durchfall und den verschiedenen Farbenveränderungen desselben etc.

Doch genug der undankbaren Mühe, die nämliche Sache mit den nämlichen Worten doppelt niederzuschreiben, obgleich dieses Plagium noch 2 volle Seiten bey Hn. *A.* einnimmt. Um aber doch unsere Leser zu überzeugen, dass die angeführte Probe nicht die einzige war, welche wir auffinden konnten: so wollen wir ihnen noch ein kurzes Verzeichniss ähnlicher Sünden zum Nachschlagen in der *Salzburg. M. Ch. Zeitung* mittheilen, und bey jedem bloss die Seitenzahl in Hn. *A.* Buche und den Namen des Schriftstellers, von dem er gerade spricht, anmerken: S. 92—93, *Weiss.* 160—162, *Nolde.* 162, *Sommer.* 166—171, *v. Solingen.* 174, *Nissen.* 182, *Eckhardt.* 489—491, *Busch.* — Das ärgste von allen findet sich 468—478, also 10 Seiten lang, über *Scarpa.* Sollte jemand an den angeführten Stellen noch nicht genug haben, so ist Rec. zu einem anderen Dutzend erbötig. Da sich nun Hr. *A.* im Ganzen seine Arbeit so gar leicht gemacht hat, so wäre man freylich auf der anderen Seite berechtiget, wenigstens Vollständigkeit im Sammeln von ihm zu fodern. Aber auch hier ist ihm so manches, mitunter wichtige Aktenstück zur Geschichte der Heilkunde im Jahr 1801 entgangen. So vermisst Rec. *Kurt Sprengels* Handbuch der Semiotik, *desselben* kritische Übersicht des Zustandes der Arzneykunde in dem letzten Jahrzehend, *Michaelis* über die zweckmässigste Einrichtung der Feldhospitäler, das anatomische Prachtwerk der beiden *Caldani*, *Malacarne Ricordi della Anatomia chirurgica spettati al Capo e al Collo;* ferner die Angabe der *Chaussier'schen* Amputationsmethode; des vom *Bernard* in Paris erfundenen künstlichen Vorderarms.

So glaubt Rec. genugsam dargethan zu haben, dass vorliegende Arbeit des Vf. unmöglich den Beyfall prüfender Leser erhalten könne. Er wünscht daher zur Ehre desselben, dass dieser Band entweder der letzte sey, oder doch die nachfolgenden mehr das Gepräge der Gründlichkeit tragen mögen. Von den anerkannten Talenten und von dem Fleisse des Vf. kann man mit Recht etwas besseres verlangen.

(b.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Regensburg*, b. Montag- und Weiss: *Anzeige der in den kurpfalzbaierischen und kurerzkanzlerischen Staaten mit allerhöchster gnädigster Bewilligung errichteten künstlichen Gesundbrunnen.* Von *Fr. W. Fries*, Ehrenmitgl. d. physikal. Gesellsch. in Zürich. Ohne Jahrz. 22 S. 8. (2 gr.) Eine mit Zeugnissen von *Imhof*, Dr. und Medicinalrath *Besnard* und Hofr. *Schäffer* jun. versehene Ankündigung eines Instituts, Mineralwasser durch die Kunst zu bereiten, dergleichen in London, Paris und Winterthur seit mehreren Jahren schon existiren.

Agm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 JULIUS, 1805.

GESCHICHTE.

HEILBRONN am Neckar, b. Clafs: *Geschichte von Schwaben*, neu unterfucht und dargeftellt, von *J. C. Pfifter*, Dr. der Philof. und Repetent am K. theol. Stift zu Tübingen. *Zweytes Buch.* 1805. 348 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Den erften Theil diefes Werks haben wir mit dem verdienten Lob im vorigen Jahrgange Nr. 30 angezeigt, und freuen uns, die Erwartung fo bald gerechtfertiget zu finden. Weder an Gründlichkeit, noch an Darftellung, oder an Reife des Urtheils läfst diefes Buch etwas zu wünfchen übrig; was wir über einzelne Stellen bemerken werden, vermindert um nichts den Werth der grofsen Arbeit, noch die dem Talent gebührende Hochfchätzung; es ift auch nicht möglich, eine in fo vieler Rückficht fchwere Gefchichte, der nur theilweife gut vorgearbeitet worden, auf einmal, vollendet wie Minerva, aus dem Chaos hervorzuziehen. Immer ift Hn. *Pfifter's* Werk wahrer Gewinn für die gemeinvaterländifche Gefchichte, welche, wenn jeder Kreis fo bearbeitet würde, bald in vollkommnerer Geftalt auftreten könnte.

Vorliegende Abtheilung begreift die von Ernennung Burkhards des Erften zum Herzog Alemanniens bis auf Konradins Ermordung verfloffenen viertbalbhundert Jahre. *Herrgott's*, *Schöpflin's*, *Hefs* und viele andere, auch einzelnen Deductionen anhängenden Urkundenfammlungen find, fo wie die Jahrbücher, wohl benutzt, und, wie es einer ernften Gefchichte ziemt, gehörig angeführt. (Bey diefem Anlafs können wir uns nicht enthalten, oberdeutfchen Gefchichtsforfchern die angelegentliche Bitte zu thun, hin und wieder die bey *Schöpflin* und in S. Blafifchen Werken herausgegebenen Urkunden mit den Originalien zu vergleichen, und das Refultat auf irgend eine Weife bekannt zu machen. Diefes ift durchaus nicht bey allen erfoderlich: wohl aber bey folchen zu wünfchen, wo die Anfprüche der Fürften und Klöfter betroffen werden. Dem Recenfenten ift von einem redlichen und wohlunterrichteten Mann, der auch mit Urkunden umzugehen hatte, etwas beygebracht worden, das er nicht glauben will, aber, aus Intereffe für hiftorifche Wahrheit an einigen Proben verificirt oder vielmehr widerlegt zu fehen fehr wünfcht.) Im übrigen hat Hr. *Pfifter* auch ungedruckte Quellen, deren Refultat alfo reiner Gewinn ift, benutzt, und, wie es feyn mufs, angegeben. Die vornehmfte ift, (aufser anderen Wiener Handfchriften) eine dafelbft befindliche Brieffammlung aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert; neben oder zunächft nach derfelben der von *Lori* feinem Werk über den Lechrain beygefügte Urkundencodex. Proben fiehe S. 182, 185 f., 286, 300 f., 308, 310 f., 312 f, 319, 322, 331, 334 und an ein paar Stellen, die wir jetzt nicht wieder auffinden können. Urkunden aus Deductionen wie S. 317 find fo gut wie neu zu Tage erfcheinende.

Stellen, die einer zweyten Erdaurung würdig feyn möchten, find etwa folgende. S. 32 wird die berühmte Kaiferin Adelheid *Königs Hugo von Italien Tochter*, und in erfter Ehe Gemahlin Königs Lothar von Italien genannt: Auf diefe Weife hätte fie ihren eigenen Bruder geheirathet. Aber nein! Sie war *König Rudolfs II von Burgundien Tochter* von der fchwäbifchen Bertha, die freylich nach Rudolfs Tod Hug'en angetraut wurde (ihm jedoch nicht gefiel; beffer die junge Adelheid!) S. 55. Not. 106 ift in der zweyten Zeile *Luithulf* ftatt *Otto* verfchrieben. S. 57, Not.* ift „fagt *ein fächfifcher* Gefchichtfchreiber" (der nicht genannt wird) nicht eine Citation, wie der Vf. nach den Regeln hiftorifcher Kritik fonft zu machen pflegt; (S. 155 heifst es doch auch, „*fiehe die Chroniken hin und wieder.*") Dafs *Bern* S. 58 aus Ditmar zu dem 982 Jahr (als *civitas*, wo Fürftentage waren) angeführt, und S. 266 die im J. 1191 erbaute fchweizerifche Stadt diefes Namens damit verwechfelt werden will, ift wohl etwas eilig. Was ift gemeiner, als dafs diefer Name von alten Deutfchen der Stadt Verona gegeben wird? Wer kennt nicht Dietrich von Bern? So ohngefähr nennen auch die Byzantiner die italienifche Stadt. Hinwiederum nennen lateinifche Chroniken das fchweizerifche Bern, Verona in Burgundien. Ditmar mag hier einen deutfchen Bericht in Eile oder aus Mifsgriff unrecht überfetzt haben. Bern in der Schweiz hat (wenigftens als Civitas) im J. 982 fo wenig exiftirt, als Plinius, des Altern, *Bernenfes* Berner gewefen find. *Was für eine* Graffchaft an der italienifchen Grenze nach S. 76 jener alte Welf um 1027 verlor, zeigt der Freyherr *von Hormeyer* (tirol. Beytr. I, 134 f.): die im Norithal (*valle Noricana*; das Eifakviertel, Botzen). Kaifer Heinrich II war nicht Gemahl (S. 69), fondern Sohn Gifelen von Burgund der Schwefter (nicht Schweftertochter) König Rudolfs III. Dafs *das Dorf Läringen* den Namen eines Herzogthums je bekommen (S. 93, N. 197), hat, fo viel wir wiffen, niemand je fagen wollen: wohl aber, dafs

dafs die Grafen jenes altbreisgauischen Geschlechts einmal in Kärnthen zu herzoglicher Würde erhöhet, auch nach des Herzogthums Verluft den Namen nicht abgelegt haben. S. 95 N. 203 haben wir uns gewundert, über des Gegenkaisers Rudolf mütterliche Abkunft aus dem Hause *Öningen* etwas wegwerfend abgesprochen zu sehen. Die Händel Heinrichs IV mit den Sachfen gehören zwar nur wegen der eminenten Theilnahme des Herzogs von Schwaben in diese Geschichte: doch scheint, es hätte in einigen Zeilen die Natur der Klagen erläutert werden sollen. So wie es liegt, hätte ein wider Heinrich parteyischer Geschichtsschreiber es nicht anders machen können: es kömmt von grofsen schweren Klagen, in einem Tone, der sie zu billigen scheint, viel vor, ohne dafs der Lefer vernimmt, worin fie eigentlich bestanden, und inwiefern fie Grund haben mochten. Dem Vf. scheint unmerklich etwas von dem Eindrucke der einseitigen Erzählung Bertholds (S. 127) geblieben zu seyn. S. 124 wird von einem Grafen Otto gesprochen, ohne zu bestimmen, *wer* er und *wo* sein Schlofs war. Sollte S. 127 das „Haus Ruck" nicht Ruchaspermont seyn? S. 128 werden Hug'ens von Montfort Besitzungen so bezeichnet: „fie gingen von Rhätien bis an den Bodensee." Aber der rhätische Name ist vieldeutig; er erstreckte sich oft bis an denselben See und weiter; auch hatten die von Montfort nicht nur *bis an*, sondern *eigentlich an* dem See grofse Güter. Bey S. 168 ist zu bemerken, dafs nicht der vierte, sondern der dritte zäringische Bertold die bayerische Sophia geheirathet, und keinen Sohn hinterlaffen hat. Reinold, welcher S. 174 als Herzog von Burgund vorkömmt, war in Hochburgund *Graf*, wie er in einer anderen Stelle richtig genannt wird. Bey S. 195: dafs der heilige Bernhard um 1147 unmöglich von dem Verlust Jerusalems hat sprechen können, da er über vierzig Jahre später erfolgt ist. Sollte (S. 252) wirklich Philipp von Heinsberg, Erzbischof zu Cöln, der aus der Acht Heinrichs des Löwen das Herzogthum Westphalen gewonnen, fehr eifrig für Heinrichs Herstellung gewesen seyn? Ein Schreib- oder Druckfehler macht S. 255 aus dem Herzoge von *Meran* einen von *Mähren*. Die Söhne Heinrichs des Löwen waren *Neffen*, und nicht *Enkel* (272) des englischen Königs Richard Löwenherz. Was aber ist das für ein Neffe (man sieht nicht, ob des Papsts oder Kaisers), Sohn K. Richards, dem der Papst Philipps von Schwaben Tochter geben wollte (275)? Der Vf. meint wohl Otto IV, Richards Neffen. Wir schliefsen dieses mit der Bemerkung, dafs das Haus Kiburg das Haus Hohenstaufen nicht überlebt hat (333); es ist fünf Jahre früher ausgestorben; die späteren Grafen waren von habsburgischem Stamm. Noch müffen wir den Vf. bitten, bey der zweyten Ausgabe die Citate zu berichtigen; der Setzer (glauben wir) hat fich in denselben viel zu Schulden kommen laffen; wir haben fehr viele vergebens nachgeschlagen.

Mit gleicher Wahrheit, womit wir das aufblühende Genie vor Übereilungsfehlern warnen, die wir auf dieser Seite des Rheins nicht so leicht aufkommen laffen dürfen, mit eben der Wahrheit, und mit mehr Vergnügen, loben wir, nebst dem Fleifse, den *Geist*, den *Überblick*, und wollen davon Proben geben, die zugleich die Schreibart bezeichnen werden. S. 212: „Das war die erste Frucht der italiänischen Heerzüge, dafs fie Anlafs wurden zu befferen Gesetzen. Friedrich der erste that für die Lehenverfassung, was vierthalb hundert Jahre vor ihm Karl der Grofse für die Verfassung des Heerbannes gethan. Diese beiden Könige fahen, dafs kein Herrscher seine Macht ficherer begründet, als durch Gesetze, welche seiner Zeit angemessen find." Wir empfehlen die Beschreibung des Reichstags zu Mainz 1184 (S. 229 f.) S. 268 f.: „Karls des Grofsen Reich zerfiel allmälich, weil keiner seiner Nachfolger Kraft oder Muth hatte, etwas aufserordentliches zu wagen: Friedrichs (Kaifer Fr. I) Sohn (Heinrich VI) brachte durch seine Vermessenheit alles in plötzlichen Umsturz." S. 273: „Frankreich and England waren ursprünglich in derselbigen Verfassung wie Deutschand; aber ihre Könige haben bald die Erbmacht erhalten, und damit die Fürstenrechte vernichtet. In Deutschland blieben diese, durch die Tapferkeit der Fürsten, durch der Stände Festigkeit, und durch die Wachsamkeit des Papstes. Es konnte nicht anders seyn: Das Reich ward oft ein Spiel der Parteyen; aber ohne diese wäre die innere Freyheit nie gewesen." Ganz recht: Unsere ehrwürdige alte Reichsverfassung, so vieler Helden und Weisen Werk, mufs, zumal seit einigen Jahren, fich viel Böses unschuldig nachfagen laffen, weil man lieber den schweigenden Buchstaben anklagen mag als fich, oder weil man die völlige Auflösung vorbereiten möchte. Die Nation würde hiebey den Vortheil so vieler Mittelpunkte des Fleifses und der Cultur, so mannichfaltiger Freystätte gedrückter Menschen, und den edelsten Theil ihres Werthes, die Entwicklung so vielseitiger Individualitäten, verlieren: und — *nichts gewinnen*. Ihre künftigen Häupter würden zusammenhalten, oder nicht: In *diesem* Fall, welch unabsehliches Elend, welchem nirgendwo zu entgehen wäre! Im *ersten* Fall, was brauchts des Umsturzes der Gesetze? Wenn die Hauptmächte deutschen Namens *jetzt* zusammenhalten, so find die anderen gewifs zufrieden und ficher. Es ist wahr, wenn in einer freyen Verfassung jeder nur kurzfichtig fich, niemand das gemeine Wohl sucht, so kann sie leicht untergehen. Geht es aber in Spanien beffer? Irret nicht: an der Verfassung unserer Voreltern liegts nicht; weit näher, *in uns*, liegt der Fehler, in dem undeutschen Egoismus, in der unerhörten Verweichlichung unserer Charaktere. Gebt einem Honorius die französische Macht; je concentrirter fie ist, um so eher wird ihre Erschlaffung fichtbar werden; indefs die Zeiten unserer Väter durch Fürsten von geringer Macht gewaltige Monarchien beschränkt gesehen haben, weil sie es *wagten*, und weil man *fich verstand*. Wir kehren wieder zu dem Buche. S. 333: „Wie die Staufen in hohem Herrschergeist, die Welfen in starrem Widerstand, so ist dieses Haus (Zäringen — *Baden*) fich immer gleich geblieben in Mäfsigung, guter

Staats-

Staatswirthschaft und Beförderung der Friedenskünste. Dadurch hat es sich und sein Land unter allem Wechsel des Glücks erhalten. Es ist von den wenigen Häusern eines, das aus den uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag im Wohlstande geblieben ist." Wahr und gut gesagt; wer kann ohne Rührung bedenken, wie viel auch stilles, persönliches Verdienst in manchem fürstlichen und edeln deutschen Stamm, Generationen lang, ohne Prahlerey gewirkt hat! S. 339 wird bemerkt, wie mit dem Herzogthume die *allgemeine* Geschichte Schwabens aufhört: Aber nicht ohne Einschränkung läfst sich dieses zugeben. Die *Nation* ist geblieben; freylich in hundert Formen des Seyns; das ist aber eben des Geschichtsschreibers Sache, was allen gemein blieb, oder das gemeinsame Schicksal oder den Charakter so oder anders bestimmte, aufzufassen, zu zeigen, dafs und in welchem Sinn ein gemeines Vaterland noch ist, und noch Liebe verdient; im übrigen das jedem Gau Wichtige nach einem, freylich nicht leichten Plan so zu ordnen, dafs jedes aufzuführende Bild das andere beleuchte, und sie in aller ihrer Wahrheit einander folgen, bis auf diesen Tag. Das ist ein dieses Vf. würdiges Werk, und welches, wenn er dazu Zeit hat, Er vor anderen sehr gut vollbringen kann. „Das ist das Wesen der Geschichte," so endiget er, „dafs sie die allgemeine Aufgabe der bürgerlichen Verfassung durch die mannichfaltigsten Verkettungen hindurch führt, damit" (sie zeige, wie in ihr) „alles erreicht werde, was in die menschliche Natur gelegt ist." Ungern enthalten wir uns das schöne Stück von den Verdiensten des Hauses Hohenstaufen und über den Charakter desselben Zeitalters abzuschreiben; es ist nur für diese Blätter zu weitläufig. Ein wahres Verdienst findet der Vf. in dem besseren Schwunge, den diese Fürsten einer wirklich freyen, selbstthätigen Cultur im Norden gegeben; durch ihre Siege wurden die Deutschen das geehrteste Volk, da denn auch durch sie die Sprache ausserordentliche Fortschritte gemacht; Hierarchie und Despotismus untergruben einander, aus ihren Trümmern erhoben sich freyere Formen.

Aus diesem allen erhellet auch die Güte und Kraft der Schreibart. Wir würden sehr wenige Ausdrücke anders wünschen: Die Stelle S. 91 unten und 92 oben ist etwas schwer. „Er *erstieg* den Stuhl," S. 103, giebt eine gewisse sonderbare Vorstellung übermäfsiger physischer Höhe; *bestieg* dürfte genug seyn. S. 121: „Die Legaten waren verwundert, wie die Herrschaft *eines solchen Menschen* so lange ertragen worden wäre." Und *dieser Mensch* war Kaiser Heinrich IV, durch die unerschrockene Standhaftigkeit eines mehr als dreyssigjährigen Kampfs wahrlich zu ehrwürdig, um in der Geschichte *so ein Mensch* genannt zu werden. Bey einer neuen Ausgabe würde bequem seyn, unter dem Namen eines jeden Herzogs den Anfang und das Ende seiner Verwaltung, wohl auch am Rande die Jahre wichtiger Begebenheiten angezeichnet zu finden.

Hr. *Pfister* braucht keine Ermunterung; sein Trieb zum Vortrefflichen ist in ihm; aber unsere Unparteylichkeit ist das beste Lob; man braucht die ganze Wahrheit am liebsten gegen den, der sie leicht ertragen kann.

Ths.

BERLIN, b. Matzdorff: *Der kön. preussische und kurfürstlich brandenburgische wirklich geheime Staatsrath an seinem zweyhundertjährigen Stiftungstage, den 5 Jan. 1805. I. Kurze Geschichte der kön. preuss. kurf. brandenburgischen Regenten*, von *Christ. August Ludwig Klaproth*, k. preuss. geh. Kriegsrath, Staats- auch Kabinets-Archivar. II. *Versuch einer Geschichte des gedachten wirklich geheimen Staatsraths, nach Actenstücken des kön. geh. Staatsarchivs bearbeitet*, von *Karl Wilhelm Cosmar*. III. *Verzeichnifs der wirklich geheimen Staatsminister und der geheimen Staats-Secretarien, seit Errichtung des geheimen Raths-Collegii, den 24 Dec. 1604 a. St.* von *C. A. L. Klaproth*. XXIV u. 574 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Der angeführte umständliche Titel zeigt den Inhalt genau an. Zu dieser Stiftungsfeyer, welche eigentlich auf den 3 Jan. und nicht auf den 5ten fällt, hat der Hofmedailleur *Loos* in Berlin eine Medaille geprägt, deren Beschreibung der Vorrede angehängt ist.

In der unter Nr. I angeführten kurzen Geschichte der preuss. brandenb. Regenten haben wir nichts Neues oder Denkwürdiges gefunden. Die älteste Geschichte Brandenburgs liegt noch immer im Dunkel. S. 20 muss man für *Hachingen* im Frankenlande wohl *Hechingen* in Schwaben lesen; eben so ist S. 23 der Name des bekannten Rectors in Frankfurt a. d. Oder, der als ein Freund Tezels gegen Luther disputirte in *Wimpina* umzuändern. (Er nannte sich so von der Stadt Wimpfen, wo sein Vater sich am meisten aufgehalten hatte. Eigentlich hiefs er *Conrad Koch.*) Dafs nach S. 11 der Obotriten Fürst, Pribislav, den Albrecht den Bären zum Erben von Brandenburg eingesetzt habe, ist unstreitig eine Fabel. Albrechts siegreiche Waffen halfen ihm zum Besitz des Landes. — Nach S. 25 soll Lippold den Kurfürst Joachim II von Brandenburg, der am 5 Jan. 1571 in Käpenick starb, mit Gift im Wein umgebracht haben. Auch dieses ist unstreitig eine Legende und ein unerwiesenes Gerücht, welches Neid und Bosheit ausgedacht hatten. Bestätigt wird hier, dafs der Stallmeister *Froben* in der Schlacht unweit Fehrbellin 1675, zwar an der Seite seines Herrn, des Kurf. Friedr. Wilhelms des Grofsen, durch eine Kanonenkugel erschossen sey; dafs er aber nicht, wie man sonst fast allgemein erzählte, sein Pferd mit dem Schimmel des Kurfürsten vertauscht habe. Wir treten dieser Meinung völlig bey, da die Beweise für die Authenticität derselben nicht zu verwerfen sind.

Die Geschichte des wirklich geheimen Staatsraths unter Nr. II halten wir für eine verdienstliche Arbeit. Mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit sind die Acten des geheimen Staatsarchivs benutzt worden, und man kann diese aus den Quellen geschöpfte historische Darstellung, als einen dankenswerthen Beytrag zur Aufklärung mancher noch nicht

ge-

genug bekannten Ereignisse in der brandenburgischen Geschichte ansehen. Die nach und nach erfolgten Veränderungen mit diesem Collegium, die Eintheilung in Departements, die Erweiterung des Geschäftskreises desselben, die erhöhete oder verminderte Macht des geheimen Raths unter den verschiedenen Regenten sind hier gut entwickelt, und es lassen sich daraus manche Einrichtungen und Vorfälle erklären. Man sieht an mehreren Orten, dass der Vf. dieser Geschichte, Hr. *Cosmar*, mit sorgfältiger Vorbereitung und hellem Blick an dieses Werk gegangen sey. Man vergleiche unter andern nur sein Urtheil über den Oberpräsidenten *von Dankelmann*, S. 230 ff. von dem man sonst annahm, dass er unter Kurf. Friedrich III *gegen* die Annahme der Königswürde gestimmt habe, und dass dieses die Ursache seines Falls und seiner mehrjährigen Gefangenschaft geworden sey. Hr. *Cosmar* ist, wie mehrere neuere Geschichtsforscher, der entgegengesetzten Meinung, dass D. vielmehr *für* die Erwerbung der Königskrone gearbeitet habe. Man muss die aus den Acten geschöpften Gründe zur Bestätigung dieser Behauptung hier lesen, und man wird ihm gern beypflichten.

Das Verzeichniss der wirklichen geheimen Staatsräthe von 1605 bis 1804 ist auch für den wichtig, der über das Leben dieser Staatsmänner näheren Aufschluss wünscht; denn von jedem ist eine biographische, bald mehr, bald minder reichhaltige Nachricht beygefügt, je nachdem die Materialien dazu vorhanden waren. Wir erinnern uns zwar, in einem Bande der Denkwürdigkeiten der preussischen Staaten ein Namenverzeichniss der geheimen Staatsräthe in chronologischer Ordnung verzeichnet gefunden zu haben; es war aber blosse Nomenklatur. Ein umständlicheres und mit biographischen Nachrichten begleitetes Verzeichniss der wirklich geheimen Etatsräthe von 1640 bis 1688 unter der Reg. Kurf. Friedr. Wilhelms des Grossen ist in den *hist.-politisch-geographisch-statistischen und militärischen Beyträgen die preuss. Staaten betreffend*, 2 Th. B. 2 zu finden; wo auch gute und archivalische Quellen zum Grunde liegen. In vorliegender Schrift machen wir besonders auf die Nachrichten vom Grafen *Adam v. Schwartzenberg* und dem erwähnten *Eberhard v. Dankelmann* aufmerksam. S. 343 ist der Irrthum stehen geblieben, dass *Gerhard Rumelian von Kalchun*, genannt *Leuchtmar*, Hofmeister des Kurprinzen Friedrich Wilhelm gewesen sey. Diess war sein Bruder, *Johann Friedrich v. Leuchtmar*, wie auch schon in den Verbesserungen zu einer anderen Stelle (zu S. 181) richtig bemerkt worden ist.

V. H. B.

PARIS, b. Didot d. j.: *Traits caractéristiques de l'histoire de Russie.* An XII. 1804. XX u. 187 S. 8.

Der Titel ist dem Inhalt nicht angemessen. Allenfalls könnte er: *Traits choisis de l'histoire de Russie* heissen; allein eigentlich ist es ein historisches Gemälde Russlands seit der Regierung der drey Gebrüder *Rurik*, *Sinaf* und *Trouvor* bis zu der jetzigen von Alexander, in 155 Anekdoten eingekleidet. Aus den Zeiten der grossen Catharina und Kaisers Paul liefert die Sammlung für das oberflächliche Studium die interessantesten Erzählungen; allein der Geschichtsforscher wird auch in der älteren Zeit sehr vielen Stoff, Reichhaltigkeit und Interesse finden. Die Rubriken sind grösstentheils so allgemein gefasst, dass man den *historischen* Werth beynahe verkennen möchte. Die Auswahl ist übrigens so glücklich getroffen, dass die Vorurtheile der früher gebildeten Europäer gegen die russische Nation dabey verschwinden müssen. In einem Zeitpunkte und unter einer Regierung, wo letztere mit so sichtbarem Erfolge zu der Erreichung einer gleichen Culturstufe emporstrebt, kömmt ein solches Werk sehr gelegen. Doppelt vortheilhaft war aber dessen Abdruck und Verlag in Frankreich während der Spannung der beiden Cabinetter von Petersburg und St. Cloud. Es erklärt sich dieses durch den, unter der Zueignungsschrift an die Kaiserin Mutter von Russland zu lesenden, Namen des Verfassers. Es ist der durch die Sammlung dänischer Staatsverträge und durch neuere politische Schriften bekannte, kaiserliche Hofrath *Clausen*, welcher auf seiner gelehrten Reise durch Deutschland, England und die Schweiz dieses Werk zu Paris abdrucken liess.

II + 2.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Kummer: *Die Geschichte des (sächsischen) Prinzenraubes*; kritisch bearbeitet von *Christoph Schreiter*, Pfarrern zu Elterlein. 1804. 260 S. 8. (18 gr.) Die Geschichte der Entführung der beiden sächsischen Prinzen, Ernst und Albert, und ihrer Befreyung ist in frühern und spätern Zeiten oft bearbeitet worden. Doch war noch mancher Punkt übrig, der einer genaueren Untersuchung und Aufklärung bedurfte. Besonders war man über den Ort nicht einig, wo der Prinz Albert durch den Köhler Georg Schmidt aus den Händen des Kunz von Kaufungen befreyet wurde. Fast allgemein behauptete man vormals, dass dieser Auftritt bey Wiesenthal vorgegangen sey. In neuern Zeiten erklärte man sich mehr für den sogenannten Fürstenberg, ohne jedoch den eigentlichen Ort der Scene an diesem beträchtlichen Berge bestimmen zu können. Nach mühsamen Forschungen hat der Vf. gegenwärtiger Schrift, der in der Gegend des Fürstenbergs als Prediger angestellt ist, wenigstens so viel herausgebracht: dass der Prinz Albert allerdings am Fürstenberge, in der Nähe des vormaligen Klosters Grünhayn, auf die bekannte Art aus Kunzens Händen gerettet worden sey; dass zwar der Platz am Fusse dieses Berges, wo es geschehen, sich nicht genau und mit voller Gewissheit bestimmen lasse, aber höchst wahrscheinlich in der Nähe des sogenannten Fürstenbrunnens, der Oswaldskirche gegenüber, an der jetzigen grünhayner Strasse, am Eingange in den Wald, zu suchen sey, einer Gegend, die damals den Grafen von Hartenstein gehört habe. Bey diesen und anderen, zur Geschichte des sächsischen Prinzenraubes gehörigen, Untersuchungen zeigt Hr. *Schr.* nicht nur viel Fleiss und Belesenheit, sondern auch ungemein viel Forschungsgeist und Scharfsinn: und sollte er das Studium der sächsischen Geschichte fortsetzen, so wird er gewiss auch den Fehler der Weitschweifigkeit und Mikrologie, in den er bisweilen zu fallen scheint, vermeiden lernen. S. 18 stösst man auf einen *Kaiser* Wenzel; es soll *König* heissen.

T. R—G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JULIUS 1805.

PHILOSOPHIE.

ALTENBURG, b. Peterfen: *Beleuchtung und Beantwortung der Frage: Was ift Wahrheit?* Ein Beytrag zur populären Weisheitslehre von *Ch. Fr. Böhme,* Stiftspfarrer in Altenburg. 1803. 219 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. kommt durch viele Umwege, und nach langem Hin- und Herfchwanken auf die bekannte Erklärung von der Wahrheit, wonach fie in der *Übereinftimmung unferer Vorftellungen mit dem Gegenftande* befteht. Aber hier macht ihm der in der neueren Philofophie fo fchwankende Begriff des *Gegenftandes* um fo mehr zu fchaffen, da er behauptet, dafs wir nicht über unfere Vorftellungen hinauskommen können (S. 144), und der reale Gegenftand uns *gänzlich unbekannt* fey. Wenn dem fo ift: fo wäre Wahrheit nichts anders, als *Übereinftimmung unferer Vorftellungen mit Vorftellungen.* Diefen Begriff verwirft aber der Vf., weil er ihn für *idealiftifch* hält, und er felbft kein Idealift feyn will. Um nun allen Verdacht des Idealismus von fich zu entfernen, fucht er diefen im Vorbeygehen, und zwar durch das *Denken* zu widerlegen. Er fagt S. 103: „Wir können das Denken felbft wieder denken, d. h. das Denken zum Gegenftand unferes Denkens machen.— Es fragt fich nun: ift das Denken, als Gegenftand meines Denkens, ein blofs Gedachtes; oder, ob wohl allerdings jetzt gedacht, doch auch noch mehr, als diefs, noch Etwas aufserdem? Wir wollen das Gedachte, inwiefern es nicht blofs ein Gedachtes, fondern noch mehr ift, von dem blofs Gedachten durch den Namen des *Seyenden* oder auch des *Realen* unterfcheiden. — Gefetzt nun, man urtheile, denke folglich auch, dafs das Denken überhaupt ein folcher Gegenftand, ein Seyendes und Reales, *nicht* fey: fo nimmt man hiemit offenbar an, dafs Etwas, nämlich das Denken, als Gegenftand des Denkens, für *nicht-feyend*, für ein *Nichts*, erklärt werden könne durch *Etwas*, dasjenige Denken nämlich, in und mit welchem man diefe Erklärung thut, was *felbft nicht ift*, nicht Seyn und Realität hat. Das Nichtfeyende alfo, das Denken des Denkens, fagt, dafs Etwas, das gedachte Denken, und infofern Gegenftand des erfteren, nicht fey, und noch mehr, da beides ein Denken, und infofern einerley und das nämliche ift, das Nichtfeyende fagt, dafs es felbft nicht fey; es vernichtet fein eigenes Seyn. Folglich *thut es etwas, ohne doch felbft zu feyn.* Ift das auch nur denkbar? Enthält es nicht den klarften Widerfpruch?" u. f. w. Rec. zweifelt fehr, ob irgend ein Idealift durch diefes *verfchrobene* Räfonnement von der Unrichtigkeit feiner Meinung überzeugt werden wird. Der Vf. vermengt hier die Begriffe von *Wirklichkeit* und *Etwas*, von *Nichtwirklichkeit* und *Nichts.* Das Gedachte ift freylich immer *Etwas;* aber deswegen ift es nicht gerade ein *wirkliches*, *exiftirendes* Ding: und wenn es das letztere nicht ift, fo ift es deswegen nicht *Nichts.* Der Idealift wird nie behaupten, dafs der Gegenftand feines Denkens *Nichts* fey; aber deswegen ift er nicht gezwungen zuzugeben, dafs er *Etwas*, *von feiner Vorftellung verfchiedenes* fey. Man mufs ihm auch zugeben, dafs in vielen Fällen die Gegenftände unferes Denkens blofs *ideal* find. Wenn wir z. B. in der Mathematik die *Zahl* und die *Gröfse*, in der Moral die *Tugend* und das *Lafter*, und in allen Wiffenfchaften fo viel *abftracte* Dinge zu *Gegenftänden* unferes Denkens machen: haben wir da mit *wirklichen* Dingen zu thun, und find diefe Objecte nicht blofse Begriffe und Ideen? Der Vf. fagt ferner (S. 106): „Wenn es unentfchieden bleiben müfste, ob das Denken etwas Reales, oder blofse Vorftellung fey: fo müfste auch die Realität des *Denkenden* felbft für unentfcheidbar angefehen werden." Dem Rec. ift es unbegreiflich, wie der Vf., der der *Kantifchen* Philofophie zugethan zu feyn fcheint, auf den letzteren Grund das mindefte Gewicht legen kann, da nach diefer Philofophie das, was wir das denkende Wefen oder das Ich nennen, blofs ein *logifches* Subject ift, nach deffen Realität aufser unferer Vorftellung vernünftiger Weife nicht einmal gefragt werden kann. Wir find uns ja, wie *Kant* in feiner Vernunftkritik (S. 182) ausdrücklich fagt, *nur wie wir uns erfcheinen, nicht wie wir an uns felbft find*, bewufst. Das *Denkende* ift alfo kein *Gegenftand an fich*, fondern blofs *Gegenftand in der Vorftellung.*

Der Vf. verwickelt fich bey diefer Lehre in alle die Widerfprüche, die man längft der Kantifchen Philofophie vorgeworfen hat, und die die Anhänger derfelben nie auf eine befriedigende Art haben löfen können. So ift es z. B. ein offenbarer Widerfpruch, wenn er von dem Gegenftande fagt, dafs er uns *völlig unbekannt* fey, dafs wir *lediglich nichts* von ihm wiffen u. f. w., und doch zugleich behauptet, dafs *jenfeits unferer Vorftellungen* noch Etwas liegen müffe, das ihnen, ihrem *Inhalt* nach, zum Grund liege (S. 144). Wie kann man fagen, dafs

dass wir von dem Gegenstande *lediglich nichts* wissen, da wir doch wissen, dass er von unseren Vorstellungen verschieden ist; und ihnen zum Grunde liegt? Das letztere ist doch wahrlich nicht *Nichts*, sondern *Etwas*, ja, genau besehen, *sehr viel*. — Wäre der Gegenstand für uns etwas *völlig unbekanntes*, von dem wir gar kein Prädicat anzugeben wüssten: so wäre er für uns so viel als *nichts*. Demnach bestände die Wahrheit in der Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit Nichts; und so würde wohl die Wahrheit am Ende auf *Nichts* hinauslaufen.

Der Vf. muss das Missliche seiner Theorie von der Wahrheit gefühlt haben, denn er nimmt seine Zuflucht zu dem *Sollen*, einem bekannten Zauberwort, wodurch die Philosophie Wunder zu thun, und alles wieder gut zu machen glaubt. „Es *soll* Wahrheit geben, (ruft er S. 141 aus), folglich giebt es Wahrheit! Nur durch diesen *Machtspruch* können wir die Wahrheit retten. — Wir *gebieten* uns und allen Menschen Wahrheit, und stützen uns hiebey auf ein *gewisses Sollen*, von welchem wir *annehmen* und *voraussetzen*, dass es alle Vernünftigen der Erde binde. — Wie? wird auch der grösste und entschiedenste Skeptiker uns ableugnen können, dass er in allen seinen Aussprüchen, wenigstens aufrichtig, ehrlich und unparteyisch mit sich selbst und mit anderen zu Werke gehen *solle?* — *Er kann uns freylich das ableugnen;* er kann diess, sage ich, und soll dazu die Freyheit und Erlaubniss *auch von unserer Seite haben:* aber von nun an, werden wir auch *keines einzigen Worts mehr ihn würdigen*, und ihn sich selbst und seiner grenzen- und trostlosen Zweifelsucht überlassen können und *müssen*. Was wollen wir uns ewig umsonst mit einem Menschen noch zu schaffen machen, von dem wir nicht einmal je mit Gewissheit wüssten und erwarten dürften, dass er es in seinem Streite mit uns redlich und aufrichtig meine? Wir sind nun mit ihm auf immer, zwar nicht einig und ausgesöhnt, aber doch *zu Ende und fertig*." Diess ist freylich eine sehr leichte Art, mit dem Skeptiker *fertig zu werden*. Man *gebietet* und sagt ihm: *Du sollst;* und wenn dieser *Machtspruch* keinen Eindruck auf ihn macht, so erklärt man ihm, dass man *mehr nichts mit ihm zu schaffen haben wolle*. Rec. glaubt aber, dass vielmehr der Skeptiker den Vf. mit der Erklärung abfertigen wird, dass er mit einem Gegner, der ihn, statt der Gründe, mit *Machtsprüchen* bestreite, sich nicht einzulassen gedenke.

Es ist dem Rec. um so unbegreiflicher, wie der Vf. die Wahrheit auf das *Sollen* gründen kann, da er oben (S. 8) ausdrücklich gesagt hat, dass die Wahrheit die unerlässliche Bedingung sey, unter welcher allein nur, was ein Mensch nach Pflicht und Gewissen *thun soll*, sich mit Sicherheit bestimmen lasse. Sehr richtig! Um zu wissen, was ich *thun soll*, muss ich *richtige Begriffe* von meiner Pflicht haben. Das *Sollen* setzt also *Wahrheit* voraus; mithin kann diese nicht auf das Sollen gegründet werden. — Wenn es in der Philosophie bloss auf das *Gebieten* und auf *Machtsprüche* ankommt: so sieht Rec. nicht ein, warum man nicht auch das Daseyn Gottes, die Freyheit, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. sollte *gebieten* können. Wirklich hat *Kant* gesagt: *ich will, dass Gott existire;* und die Existenz Gottes (versteht sich, in der Idee,) dadurch zu beweisen geglaubt. Wer wird aber das für einen *Beweis* halten?

Was der Vf. (S. 149 ff.) von einer für alle Menschen gültigen *Gesetzgebung*, und von *allgemeingültigen* Wahrheiten sagt, kommt dem Ziele näher: nur mischt er auch hier wieder (S. 151) sein beliebtes *Sollen* ein, und gründet diese allgemeinen Gesetze auf die Übereinstimmung aller Menschen in Ansehung derselben, auf die Sprache u. s. w. was alles erst eine *Folge* davon ist. „Wahrheit, heisst es S. 156, ist Übereinstimmung unserer *subjectiven* Erkenntnisse mit den *objectiven* Gesetzen des menschlichen Erkennens überhaupt." Diese Erklärung, wenn sie recht verstanden wird, möchte wohl die richtigste seyn; und sie wird sich mit der obigen, nach der die Wahrheit in der Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit dem Gegenstande besteht, wohl vereinigen lassen: welches aber der Vf. nicht gezeigt hat.

Der Vf. unterscheidet zwischen den *formalen* und *materialen* Wahrheitsgesetzen: jene sind nach ihm 1) der Satz des Widerspruchs; 2) der Satz des zureichenden Grundes; 3) der Satz des ausgeschlossenen dritten. Das hat keine Schwierigkeit; aber mit den *materialen* Gesetzen kommt der Vf. ins Gedränge, da die Kantische Philosophie behauptet, dass es von unserer Erkenntniss, der *Materie* nach, kein allgemeines Kennzeichen der Wahrheit gebe. „Das wäre nun freylich schlimm genug", sagt der Vf. S. 165; und Rec. stimmt ihm hierin vollkommen bey. Denn wenn die Kantische Behauptung richtig wäre: so würde es für uns eigentlich gar keine Wahrheit geben. Nur in der Art, wie der Vf. den Knoten zu lösen sucht, kann ihm Rec. nicht beystimmen. Der Vf. unterscheidet die materialen Gesetze wiederum in *universale* und *generale*. Ein *universales* Wahrheitsgesetz giebt es nach ihm nicht, wohl aber ein *generales*, und dieses lautet so: „Alle unsere Erkenntnisse müssen mit einander übereinstimmen, und zusammen ein System ausmachen" (S. 171). Rec. zweifelt aber, ob hierdurch viel gewonnen wird. Zwar ist es immer ein gutes Zeichen für die Wahrheit eines Systems, wenn alles in demselben übereinstimmt; allein es lässt sich doch ein System denken, in welchem aus *falschen* Principien nach logischen Regeln durchgängig richtig gefolgert wird. Ein solches System würde sehr zusammenhängend; und doch falsch seyn. Es wird also bey einem System hauptsächlich auf die Principien ankommen, die demselben zum Grunde liegen: und hier entsteht die wichtige Frage, ob nicht auch die *Erfahrung* unter die Principien derjenigen Wissenschaften, in welchen von reellen Objecten die Rede ist, aufgenommen werden dürfe und

und müsse. Diese Frage hat der Vf. ganz unberührt gelassen, ob er wohl hie und da von einem *Stoffe* spricht, der uns gegeben werden müsse. Er behauptet vielmehr *Eine absolute* (materiale) Wahrheit, welche allen übrigen Wahrheiten zum letzten Grunde dienen könne (S. 189), ohne zu untersuchen, ob es für die eingeschränkte menschliche Vernunft eine solche Wahrheit geben könne. Er nimmt aber auch hier wieder seine Zuflucht zu dem *Sollen*, und zwar zu dem *absoluten Sollen*, oder zu dem *Sittengesetz*, und behauptet, „dass in diesem die Gründe *aller* Wahrheit enthalten seyen, und sich aus ihm müssen *entwickeln* lassen: dass alle *formale* und *materiale* Gesetze der Wahrheit erst durch jenes oberste, absolute und allgemein-gebietende Gesetz für uns Wahrheitsgesetze seyen, und alles, durch diese Gesetze bestimmte, *darum erst* wahr sey, weil es durch jenes Gesetz bestimmt und sanctionirt sey. Den Stoff, die Materie, den Gegenstand, oder wie wir es immer nennen wollen, soll uns im Einzelnen, für unsere Erkenntniss, das Sittengesetz *aus seinem Schatze nicht ganz* dargeben: aber dieses Gesetz müsse doch erst allen unseren Vorstellungen das Gepräge der Wahrheit aufdrücken. — Kurz, alles, was unsere Philosophie für wahr und richtig erkläre, das werde von uns *aus Pflicht* dafür verklärt“ (S. 193). Also wird das Sittengesetz ohne Zweifel auch der Grund der geometrischen Wahrheiten seyn, und der Vf. wird den Satz, dass die *drey Winkel eines Dreyecks gleich sind zweyen rechten*, *aus Pflicht* für wahr erklären. Zu solchen Ungereimtheiten führt eine Philosophie, in welcher die *theoretische* Vernunft herabgewürdiget, und der sogenannten *praktischen* Vernunft der *Primat* zuerkannt wird.

Der Vf. theilt die Wahrheiten in *nothwendige* und *zufällige* ein; welche Distinction ihren guten Grund hat. Allein er gründet sie wieder auf das *Sollen:* und da sieht Rec. nicht ein, wie es *zufällige* Wahrheiten geben kann. Wenn alle Wahrheit auf dem *unbedingt-gebietenden* Sittengesetze beruht: so muss *alle* Wahrheit nothwendig seyn. Der Vf. argumentirt nun folgendermassen: Das Sittengesetz gebietet mir *etwas zu thun*, folglich auch, mich ins Unendliche zu vervollkommnen; um dieses zu können, muss es, ausser den nothwendigen, auch *zufällige* Wahrheiten geben, deren Menge unzählich ist, und durch deren Einsicht ich immer vollkommener werden kann. — Diess sind aber lauter willkührliche und grundlose Folgerungen. Wie folgt erstlich aus dem *Sollen*, dass ich *etwas thun*; und aus dem letzteren, dass ich mich immer *mehr vervollkommnen* soll? Thut nicht derjenige, der sich seinem Vergnügen, seinen Neigungen, seiner Sinnlichkeit überlässt, auch *Etwas?* Will der Vf. diese und andere Fragen beseitigen: so muss er entweder ein anderes Principium aufstellen, oder sein Principium näher bestimmen. Durch das blosse *Sollen* lässt sich nichts beweisen.

Die Lehren von dem Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele u. s. w. will der Vf. weder zu den *nothwendigen*, noch zu den *zufälligen* Wahrheiten gerechnet wissen, und giebt hier bloss einen *Glauben* zu (S. 205). Er schiebt also zwischen die nothwendigen und zufälligen Wahrheiten den Glauben ein, und heisst ihn vernünftig, weil sich unser Verstand und unser Herz am besten dabey beruhigen können (S. 206). Allein das *Herz* hat in der Philosophie keine Stimme: und was den *Verstand* betrifft: so wird man den Vf. fragen, *warum* dieser sich bey der Lehre vom Daseyn Gottes beruhigen könne, d. i. man wird von ihm *Gründe* von dieser Lehre verlangen, da der Verstand nur in hinreichenden Gründen seine Beruhigung findet.

Rec. bedauert, dass ein Schriftsteller, der so viel Wahrheitsliebe zeigt, wie der Vf., und in dessen Werke sich so viele Spuren eines gesunden, schlichten Verstandes finden, durch das Studium der *Kantisch-Fichtischen* Philosophie auf eine so schwankende, und in manchen Hinsichten so unrichtige Theorie von der *Wahrheit* gekommen ist. Vielleicht werden seine Begriffe über diese Materie bestimmter werden, wenn er nicht nur die neuen und neuesten, sondern auch die älteren Philosophen lesen und studiren, und den drey Weisen, die er am Ende seines Buches, in einer mehr als seltsamen Zusammenstellung, besonders auszeichnet: 1) *Immanuel Kant;* 2) *Johann Gottlieb Fichte*, und 3) *Jesus, Mariens Sohn;* auch noch andere Weisen beyfügen wird.

Kr.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE. *Schneeberg*, in d. n. Verlagsh.: *Anfangsgründe der Psychologie für Anfänger dieser Wissenschaft.* Ohne Jahrsz. 160 S. 8. (12 gr.) Papier und Druck an diesem Buche weisen auf die letztere Messe, der Inhalt aber auf den Anfang der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück. Wahrscheinlich ist es ein schlecht nachgeschriebenes Collegienheft aus jener Periode, in das eine spätere Hand einiges nachgetragen hat. Die Nachlässigkeit im Ausdruck, der buntscheckige, halb deutsche, halb lateinische Vortrag, die grösstentheils lateinischen Überschriften der einzelnen Kapitel, der Mangel an Genauigkeit in Anführung von Büchertiteln, das Aufwerfen problematischer Fragen, die unbeantwortet bleiben; diess alles spricht für diese Vermuthung, und Rec. der nicht begreift, warum diese Anfangsgründe der Psychologie nicht schon längst als Manuscript zu Maculatur geworden sind, ist überzeugt, dass sie diesem verdienten Schicksale als Buch gewiss nicht entgehen werden. Dass diess hartscheinende Urtheil nicht ungerecht sey, werden folgende Stellen zur Genüge beweisen. „*Gesetzt, dass sich die Seele wirklich in der substantia cerebri albissima unter dem Cerebello aufhalte, so* ist doch höchstens nur das richtig, dass das *Sensorium bloss darinne eingewickelt sey.*“ — S. 32. Ob die Seele *vim divinatoriam* habe, ob sie *bisweilen den Körper verlassen*, ob sie es *bis zur Taumaturgie* (sic) *bringen*, und das göttliche Wesen schon in dieser Welt *sehen* könne? — alle diese Materien verdienten auf das strengste untersucht zu werden, um dadurch den Schlüssel zu vielen merkwürdigen und sonderbaren Behauptungen zu finden.“ Dass kein *sensus honesti* statt finde, beweist der Vf. S. 55 damit, dass es bey einem Kinde

mehr Mühe als beym anderen brauche, um ihm die Begriffe von Recht und Unrecht einzuschärfen, wovon der Grund in der *Sympathie* liege, die ihren Grund in den *fibris sensibilibus* und *vermittelst derselben im Sensorio habe.* Mit dem *Herrgottssinn* (sic) habe es die nämliche Bewandniss (S. 59). Der grosse Haufe werde bekanntlich *mechanisch* an den Begriff Gottes *gewöhnt* und Vernünftige bekämen ihn dadurch, dass sie von der Wirkung auf die Ursache schlössen. Überdiess fände man bey allen Völkern den Glauben *an eine gewisse Art von Offenbarung eingewurzelt*, und dieses führe auf die wahrscheinliche Muthmassung, *dass Gott in den ältesten Zeiten den Menschen die ersten Begriffe von sich selbst beygebracht* haben möge. Dass das Kind bey den Sprachzeichen etwas denken lernt, geschieht nach S. 82 bloss durch die Association zwischen den Fiebern (sic) des Gegenstandes und den Fiebern des Schalles. Werden diese zu gleicher Zeit erschüttert, so bringen *sie diese mechanische Wirkung hervor.*" Bey dem *Vapore subjectivo*, der Worte geschieht es nach S. 83 *unglücklicherweise*, dass öfters ein Wort, *wovon das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts abhängt*, nicht geachtet oder missverstanden wird. Es ist daher eine äusserst wichtige Pflicht des Menschen, dass er den richtigen und (?) *gemeinen* Begriff mit jedem Worte verbinden lerne. Um dieses zu bewirken, muss man die Philosophie genau studiren etc. Den Unterschied zwischen symbolischer und anschauender Erkenntniss bestimmt der Vf. S. 84 so: Symbolische Kenntniss nennt man *bloss das Zeichen*, anschauende aber, wenn man *die Sache selbst denkt. So lange wir die letztere besitzen, sind wir nichts besseres als Thiere (!)* Denn alsdann haben wir allein *sinnliche Begriffe (?)* S. 98 heisst es: Wir sprechen dem Kranken und dem von Liebe *getroffenen* die Realität seiner Empfindungen ab, weil wir nichts davon empfinden, und weil es ein durch Erfahrung bestätigter Satz ist, dass ein Gegenstand auf Leute von *geschickten* Organen und gesundem Verstand *allgemein gleiche Wirkung thue?*" — Dabey wimmelt das Buch von Druckfehlern z. B. *Dacine* für *Dacier*, *Autcheson* für *Hutcheson*, *Lock* für *Locke*, *willkommen* für *vollkommen*. Mehrere Stellen sind dadurch völlig sinnlos geworden, und andere geben ein lächerliches *Quid pro quo*, z. E.: Ein Verliebter erhebt ein gemeines Mädchen zur Gattin (für *Göttin*).

LC.

Lübeck, b. Römhild: *Skeptische Fragmente* oder *Zweifel an der Möglichkeit einer vollendeten Philosophie, als Wissenschaft des Absoluten*, von D. *H. Kunhard*, Conrector und Bibliothekar zu Lübeck. 1804. 84 S. 8. Diese in einem sehr bescheidenen Tone abgefasste Abhandlung soll beweisen, dass Philosophie unter der Erklärung einer Wissenschaft des Absoluten für die menschliche Vernunft immer eine unauflösliche Aufgabe bleiben werde. Der Vf. zeigt 1), dass alle unsere wahrhafte Erkenntniss entweder Wahrnehmung sey, oder eine auf Wahrnehmung gegründete Abstraction, Reflexion und subsumirende Vergleichung, deren Regeln die Logik enthält; 2), dass durch diese Abstraction und Reflexion nichts zu unserer Erkenntniss hinzukomme, als analytische Erkenntniss und Schluss, welche beide, weil sie nur auf Zergliederung des gegebenen beruhen, keine Erweiterung unserer Erkenntniss möglich machen; 3) dass der Mensch in Rücksicht aller seiner Erkenntniss an Wahrnehmung gebunden sey, äussere oder innere, indem er zum wenigsten erst jede seiner Erkenntnisse selbst in sich wahrnehmen muss, um sich ihrer bewusst zu werden. Hieraus folgt dann bündig und auf mancherley Weise, dass eine positive Erkenntniss des Absoluten für die menschliche Vernunft unmöglich sey, dass der Versuch, alles beweisen zu wollen, ein thörichtes Unternehmen bleibe, und eben so die Idee alles erklären zu wollen, indem die oberften Erklärungsgründe doch immer als etwas unerklärtes stehen bleiben. Vollkommen richtig; aber der Vf. hat sich seine Aufgabe im Ganzen nicht bestimmt genug gedacht: sonst hätte er auf einer Seite sich nicht um Unmöglichkeiten bemüht, welche wohl niemand leicht für möglich nehmen wird, auf der anderen Seite aber wohl auch nicht mit der Erkenntniss des Absoluten zugleich alles Wissen um die Nothwendigkeit synthetischer Urtheile verworfen! Im Streite, der einzig gegen die Erkenntniss des Absoluten gerichtet schien, wird er am Ende ganz zu einem Empiriker, welcher keine Nothwendigkeit als die der Logik anerkennen will.

Er führt alle unsere Erkenntniss auf die vier Formeln: Es ist so; es kann so seyn; es muss so seyn; es soll so seyn, zurück. Von diesen vindicirt er die erste der Wahrnehmung ohne Nothwendigkeit; die zweyte der Phantasie ohne Realität; die dritte der Logik ohne Inhalt; die vierte dem Glauben ohne Wissenschaft. In jeder werde aber durch das: Es nur eine leere Stelle angezeigt, zu welcher erst die Wahrnehmung den Inhalt liefere. Durch diesen letzten Grund und die Verweisung alles Müssens in die Logik will er dann zugleich mit der Philosophie, als einer Wissenschaft von den höchsten und unbedingten Ursachen alles Bedingten, auch die Philosophie als eine Vernunft-Wissenschaft aus Begriffen für unmöglich halten. Dagegen hätte er bedenken sollen, dass uns eine Erfahrung von unseren apodiktischen Erkenntnissen möglich und dass die Nothwendigkeit in Grundsätzen zwar unerweislich, aber doch deducirbar sey. (*Fries* System der Philosophie §. 265). Doch die Hauptsache ist hier die Behandlung der dritten Formel, es muss so seyn, welche er einzig der Logik zuschreibt. Wenn freylich die logische Form der Erkenntnisse die einzige wäre, und es keine Nothwendigkeit in synthetischen Urtheilen gäbe: so wäre mit der Philosophie nicht viel zu gewinnen. Gegen diese Nothwendigkeit wiederholt aber Hr. K. nur die seit *Hume* gewöhnlichen, unzulänglichen und fehlerhaften Einwendungen. Schon §. 1 zeigt er, dass er sich der richtigen Idee der Freyheit noch gar nicht bemächtigt habe, indem er die Analyse der Merkmale, so wie die Abstraction, also das blosse *willkührliche* innerer Thätigkeiten ein Werk der Freyheit nennt! Er widerlegt die Nothwendigkeit synthetischer Grundsätze in *abstracto* z. B. §. 26 den Grundsatz der Causalität dadurch, dass er anfangs statt der Formel: Jede Veränderung hat eine Ursache, die analytische: Jede Ursache hat eine Wirkung, fehlerhaft unterschiebt, dann aber nur die Erfahrungsnothwendigkeit in *concreto*, in dem Satze: die Sonne erwärmt den Stein, betrachtet.

Endlich §. 4 hält er sich mit *Eberhard* und *Schulze* in Helmstädt überzeugt, dass alle Axiomen und Postulate der Mathematik analytische Sätze seyen. Wie wär' es, wenn Hr. K. oder auch Hr. *Schulze* durch diese Entdeckung versuchten, den Mathematikern aus der Noth zu helfen? Wenn alle Mathematik nur Logik ist: so könnten sie ja wohl durch einige Zergliederung der einfachen Begriffe eines Differential und Integral aufweisen, welches Integral diesen oder jenen noch nicht entwickelten Differential zukomme, und so dem mühsamen Suchen nach neuen Formeln ein Ende machen. Oder wenigstens könnten sie *Kästners* leichterer Foderung Gehör geben, die er einmal den Logikern macht, durch Umkehrung den ersten Euklidischen Grundsatz aus dem Satze zu beweisen: Wenn die Wechselswinkel gleich sind, so sind die Linien parallel.

J. F.

Erbauungsschriften. *Coburg*, b. Ahl: *Der Volkslehrer, wie er nach dem Umfange seines Wirkungkreises seyn soll.* I Heft. 1804. 79 S. 8. (6 gr.) Unter diesem Titel liefert Hr. Adjunct *Rasche* zu Massfeld bey Meiningen, welcher sich am Schluss der Vorrede als Vf. unterzeichnet, vier Casualreden, die er bey der ihm übertragenen Einführung von vier neuen Religionslehrern hielt, und die ihm, auch ohne Localverhältnisse, einer allgemeineren Bekanntmachung werth schienen. Sie enthalten auch wirklich viele gute Lehren oder Winke für angehende Religionslehrer, so wie manches erbauliche Wort an die Gemeinen in einem herzlichen, väterlichen Tone gesprochen, worüber man manchen übelgewählten Ausdruck, (z. B. S. 5: „*gierige* Aufmerksamkeit"; S. 14: „*Sterbephül* befördert" u. a.) oder manches unschickliche Bild, z. B. S. 42 u. a. leicht vergisst. Die historische Notiz S. 77 ff. konnte entbehrt werden, wenn Hr. R. die Namen der Prediger und Gemeinen lieber gleich gehörigen Orts beygefügt hätte.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JULIUS, 1805.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Materialien zu neuen Ansichten für die Erfahrungsseelenkunde und andere physikalische Gegenstände*, von *L. P. G. Happach*. Erstes Stück. 1802. 210 S. Zweytes Stück. 1804. 186 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine nicht sehr unterhaltende Lectüre: der Materialien sind wenige, und die neuen Ansichten sind nicht die haltbarsten. Im ersten Stück sind vier Abhandlungen darauf verwandt, um bey Gelegenheit der bekannten Nikolaischen Phantasmen eine sogenannte neue Ansicht über die Gemeinschaft zwischen Seele und Körper zu geben, welche aus anthropologischen Erfahrungen gezogen seyn soll. Der Vf. sagt: „Mein Ich, das durch seinen Verstand sein eigenes allgemeines Gefühl, durch seine eigene sinnliche Organisation und Kraft zu handeln bestimmt wird, unterscheidet sich von meiner gröberen körperlichen Sinnlichkeit, hängt aber mit dieser durch ein noch zu wenig bekanntes und bestimmtes Band zusammen, so dass es wohl für sich thätig und wirksam seyn, der grobe Körper aber ohne dasselbe zwar seine Constitution und Organisation behalten, aber nicht wirksam werden lassen kann." — „So wie alle solide Körper erst aus Flüssigkeiten bestehen, und erst durch das Zukommen anderer verwandten Stoffe ihre Festigkeit erhalten, so ist es auch mit dem menschlichen Körper. Andere Stoffe verbinden sich mit dem Grundstoff, und krystallisiren sich an demselben. Er zieht seine Erhaltung und Nahrung theils aus der Luft theils aus der Erde. Aus der Erde erhält er gröbere Stoffe, welche das Solide desselben ausmachen, aus der Luft aber feinere, die sich zunächst mit dem Grundstoffe vereinigen, und nicht nur zur Vermehrung desselben dienen, sondern sich auch in der ganzen soliden Masse verbreiten. Erfahrungen lehren es uns, dass wir das, was wir Seele nennen mehr in den feinen Stoffen suchen müssen, dass es mehr in diesen feinen Sitz habe. Wo das Feinere aufhört und das Gröbere anfängt, lässt sich nicht bestimmen. Ich will diess das Körperliche und jenes das Geistige des Menschen nennen." Aus dieser unbestimmten Unterscheidung macht sich der Vf. nun die Vorstellung, das Feinere sey die nächste Hülle der Seele, das Gröbere aber nur eine zufällige Hülle der Hülle, so dass der Mensch bey der Entwickelung seines Wesens und seines Zustandes wohl die gröbere Hülle bald mehr oder weniger von sich trennen, bald auch ganz abstreifen und mit anderen vertauschen könne, ohne die feinere zu verlieren. Darin soll nun die neue Ansicht zur Erklärung der Fortdauer nach dem Tode, der Geistergemeinschaft mit noch Lebenden und schon Verstorbenen, und sogar eine Andeutung liegen, dass *Nikolais* Phantasmen nicht Spiele einer bloss kranken Phantasie, sondern vielleicht *wirkliche Phänomene* gewesen seyen! So wenig der Vf. von Metaphysik und Theorie hält, so wäre ihm doch etwas mehr von beiden zu wünschen.

Den Beschluss des ersten Stücks machen zwey Versuche, einer über die Theorie der Erde, der andere über das Sonnenlicht, von denen wir, um dem Vf. nicht zu nahe zu treten, lieber gar nichts sagen wollen. — Im zweyten Stück wird unter den beiden ersten Numern noch weiter ausgeführt, wie *Nikolais* Phantasmen doch Realität gehabt haben können; es wird den Verstorbenen bestimmter ein flüssigerer Körper im Himmel der Erde, d. h. in der Luft zugeschrieben, durch den sie uns wohl auch zuweilen erscheinen könnten. Das seyen aber doch keine Gespenster, denn vor Gespenstern fürchte man sich, hier aber müsse man sich nicht fürchten, denn es gehe alles mit natürlichen Dingen zu. In einer dritten Abhandlung, meine eigenen psychologischen Erfahrungen überschrieben, folgt dann eine Reihe Anekdoten von Visionen, Ahndungen u. dgl., welche Liebhaber mit Vergnügen lesen werden.

J. F.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Metaphysische Unterhaltungen für Liebhaber*, von *Chr. Wilhelm Snell*, Prof. und Rector des Gymnasii zu Idstein. 1804. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. geht von der Kantischen Unterscheidung der empirischen Erkenntnisse und der reinen Erkenntnisse *a priori* aus, und definirt dann die Metaphysik als die Wissenschaft, deren Inhalt diese reinen Vorstellungen ausmachen, zu unbestimmt, denn das befasst Logik und Mathematik mit in sich. Von der allgemeinen Metaphysik der theoretischen Vernunft sondere er Metaphysik der Sitten und Metaphysik der Naturwissenschaft ab, und will nur erstere abhandeln. Diese theilt er nach altem Schulgebrauch in Ontologie, welche die reinen Vorstellungen der Sinnlichkeit und des Verstandes entwickelt, und in Kosmologie, Psychologie und Theologie aus Vernunftideen ein, für Liebhaber, wer will es ihm wehren?

Neue Ideen oder sehr scharfe Bestimmungen, tief eindringende Untersuchungen oder auch nur meta-

metaphyfische Deductionen darf man hier nicht fuchen; aber das gewöhnliche der Kantifchen Philofophie ift den Begriffen nach mit ausnehmender Planheit und Deutlichkeit entwickelt. Die Ontologie fängt mit dem Dinge und den allgemeinften logifchen Prädikaten deffelben an, geht zu den gewöhnlichen kritifchen Vorftellungen von Raum und Zeit, Erfcheinung und Ding an fich bey der Sinnlichkeit fort, und entwickelt dann in Rückficht des Verftandes den Unterfchied der Erfahrung und der nothwendigen und allgemeinen Erkenntnifs, die Begriffe der Kategorien und Prädikabilien nach Kant. Hierauf folgen die Entwickelungen der Begriffe von Vollkommenheit und Zweckmäfsigkeit. Bey diefen artet die Planheit ein wenig zu fehr in Oberflächlichkeit aus, indem Vollkommenheit erklärt wird als die Übereinftimmung des Mannichfaltigen, das fich in einem wirklichen oder blofs denkbaren Gegenftande unterfcheiden läfst, zu Einem — wodurch fie von der Schönheit gar nicht unterfchieden werden kann. Übrigens finden fich hier die Hauptbegriffe aus Kants Kritik der teleologifchen Urtheilskraft erläutert. Eben fo im Folgenden die vom Unbedingten und andere Formen der Vernunftideen. Dem gemäfs wird denn erftlich von der Kosmologie gehandelt, in einer Entwickelung der Begriffe gemäfs den kosmologifchen Ideen in der Kritik der reinen Vernunft. Ein Anhang giebt die gemeinen Unterfchiede dogmatifcher kosmologifcher Meinungen an, — des empirifchen Realismus, des Syftems der Beyhülfe und der vorherbeftimmten Harmonie. Nachher aber weicht er in der Wortbeftimmung der Arten des Idealismus von Kant ab, indem er die Lehre, die Sinnenwelt fey nur Erfcheinung, kritifchen Idealismus nennt, von diefem aber einen empirifchen Idealismus unterfcheidet, nach welchem die Sinnenwelt nur Schein feyn foll, den Gott in der Vorftellungskraft zur Ausbildung derfelben erweckt, und einen rationalen, tranfcendentalen Idealismus, gewöhnlich Egoismus genannt, nach welchem das vorftellende Ich fich felbft den Schein der Sinnenwelt erzeugt. Die Charakteriftik diefes kritifchen Idealismus ift fehr klar und deutlich.

Es folgt die Pfychologie und Theologie mit den feit Kant gewöhnlichen Entwickelungen der Begriffe, welche aber mit viel Seichtigkeit behandelt find. Nach dem Vf. beruhen unfere Überzeugungen in Rückficht der Unfterblichkeit, Immaterialität und Subftantialität der Seele, und über das Dafeyn und Wefen der Gottheit auf lauter Wahrfcheinlichkeiten, von denen fich fein Raifonnement niemals freymacht. Es befchliefst das allgewöhnliche über die moralifchen Beweife der Unfterblichkeit und des Dafeyns Gottes, und eine Claffifikation der verfchiedenen dogmatifchen Lehren über das Dafeyn Gottes.

J. F.

TECHNOLOGIE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *D. A. Thaer's Befchreibung der nutzbarften neuen Ackergeräthe.* Erftes Heft mit 9 Kupfertafeln. 1803. IV. u. 82 S. Zweytes Heft mit 8 Kupfertafeln und dem Portrait des Vf. 1804. 30 S. gr. 4. (Jedes Heft 3 Rthlr.)

Der berühmte Vf. verfprach in der Einleitung zur englifchen Landwirthfchaft die beften englifchen Ackerwerkzeuge in richtigen Zeichnungen vorzulegen, und ihren Gebrauch zu befchreiben. Diefes Verfprechen hat er nunmehr zu erfüllen angefangen; ja, dem Titel diefer Hefte nach, fcheint er noch weiter gehen, und fich nicht blofs auf englifche Ackergeräthe einfchränken, fondern überhaupt alle neuen und nützlichen Ackerwerkzeuge liefern zu wollen. Mit welcher Sorgfalt und Achtung für das landwirthfchaftliche Publicum er gefammelt und gearbeitet habe, davon wird der Lefer fich bald überzeugen. „Mein Vorfatz (fagt der Vf. in der Vorrede) ift, kein anderes Werkzeug abbilden zu laffen, als ein folches, von deffen Nutzen ich mich felbft überzeugt, und deffen Gebrauch ich praktifch kennen gelernt, und völlig ausftudirt habe. Von diefen werde ich aber fo genaue und vollftändige Abbildungen im Ganzen und in einzelnen Theilen geben, dafs ein Arbeiter, der den verjüngten Mafsftab, den Cirkel und das Winkelmafs kennt, und die gehörige Aufmerkfamkeit darauf verwendet, folche nach den Figuren mufs verfertigen können." Diefem Plane ift Hr. T. durchaus treu geblieben. Die beygefügten Zeichnungen find mit einer mufterhaften Reinheit und mathematifchen Genauigkeit gefertiget; jeder Rademacher oder Schmid, welcher nach einem vorliegenden Rifs zu arbeiten verfteht, wird bey der Fertigung der einzelnen Theile, der Schrauben und Bänder keinen Anftand finden, wenn er nur immer die beygefügte Befchreibung zu Hülfe nimmt.

Wie fchwierig es fey, Ackerwerkzeuge, zumal Pflüge nachzubilden, ift jedem Landwirth aus Erfahrung bekannt. Ein Pflug, noch fo forgfältig verfertiget, darf nur einen halben Zoll flächer, oder tiefer eingreifen, als der Boden es fodert: fo kann die Arbeit dadurch bald ungemein erfchwert, bald um vieles erleichtert werden. Denn fo einfach diefes Werkzeug dem erften Anblick erfcheint, fo künftlich ift es in feiner Zufammenfetzung, wenn alle feine Theile fich in einem richtigen Verhältnifs und in einer feinem Gebrauch entfprechenden Verbindung befinden follen. Es ift daher die in Schottland übliche Methode, den Smallifchen Pflug fabrikmäfsig zu verfertigen, auch in Deutfchland, freylich immer mit Hinficht auf das Local, nachahmungswerth. In jener Fabrik hat man nämlich eine durchgefchnittene Form, worein jeder fertige Pflug genau paffen mufs, widrigenfalls er als untauglich verworfen, und aus einander gefchlagen wird.

Den Gebrauch der in diefem Werke befchriebenen Inftrumente hat der Vf. meift felbft ausfindig machen müffen, weil fich der Engländer bey Befchreibung der Handgriffe felten aufhält. Da er alfo den eigentlichen Gebrauch nur erft nach manchen Verfuchen herausgebracht, folglich nicht mechanifch, fondern aus Überlegung kennen gelernt hat: fo

so hofft er mit Recht, gegen die Fehler der Anwendung gründlich warnen, und die Vortheile deutlich angeben zu können. Auch hat er dabey manche eigene Verbesserungen angebracht. Die deutsche landwirthschaftliche Literatur hat demnach durch dieses Werk sehr viel gewonnen; und obgleich dasselbe zu kostspielig werden wird, als dass es jeder Landwirth sich anschaffen könnte: so ist doch zu vermuthen, dass die Reicheren sich diese Instrumente selbst verfertigen lassen, und durch ihr Beyspiel die Verbreitung derselben befördern werden.

Der Beschreibung des *Smallischen Pflugs*, im 1 Hefte, geht eine Theorie des Pflugs, und besonders eine genaue Bestimmung der Benennungen aller seiner Theile voraus, um bey der Verschiedenheit dieser Namen jedem Missverständnisse vorzubeugen. Vorzüglich machen wir hier die Leser auf den 2 §. aufmerksam, in welchem von dem Nutzen und von der Entbehrlichkeit des Vorgestells und der Räder gehandelt wird, da in der Folge mehrere Pflüge *ohne Räder* beschrieben werden sollen. Ein solcher Pflug wird in England ein *Schwing-Pflug* genannt, und der *Smallische* gehört selbst unter diese Classe. Uns, denen solche Pflüge noch nicht zu Gesichte gekommen, muss freylich die Behauptung des Vf., dass sie ohne Vordergestell und Räder, leichter als die gewöhnlichen zu handhaben seyen, sehr befremden; indess unterstützt der Vf. die gemachten Erfahrungen durch einen überzeugenden Beweis, den er aus den Gesetzen der Mechanik führt. Die meisten Theile des Smallischen Pflugs, das Streich- und Molderbret, die Griffsäule etc. sind von gegossenem Eisen; und dennoch bedarf er keiner stärkeren Bespannung, als unsere gewöhnlichen Pflüge. Der Baum und die Stürzen sind von Holz. Da die letzten, wie immer, dazu dienen, dass der Führer den Pflug, wenn er irgend einen Widerstand auf seiner Bahn findet, wieder in die gerade Linie bringen und den Fehler augenblicklich verbessern kann: so sind dieselben am Smallischen Pflug dem Mittelpunkte des Widerstandes möglichst nahe gebracht, und laufen gewissermassen in denselben hinein; sind aber hinten in der Masse verlängert, dass sie als ein kräftiger Hebel wirken, und mit geringer Kraft die dem Widerstand angemessene Richtung geben können. Jede auf sie angewandte Kraft ist von grosser Wirkung, weil sie einen soviel stärkeren Hebel ausmachen. Der Führer muss desswegen, durch Übung und Gefühl in der Hand, seine Kraft mässigen lernen. Übrigens ist dieser Pflug sowohl in der Structur des Voreisens, oder des Messers, als in der Form der Schaar von den gewöhnlichen sehr verschieden. Da man ihn nach der Versicherung des Vf. für 18 Rthlr. anschaffen kann: so muss man ihn für sehr wohlfeil halten, weil er ungemein haltbar ist, und lange geführt werden kann. Auf schwerem und Mittelboden, wo man wenigstens 5 Zoll tief pflügen will und kann, ist er am brauchbarsten. Auf leichtem Sandboden empfielt ihn der Vf. nicht, auch überhaupt da nicht, wo man nicht tief pflügen darf.

Des *verbesserten Cultivators*, oder des leichten Pflugs mit einem beweglichen Streichbret, bedient man sich in England, um die weiten Zwischenräume zwischen Kohl, Kartoffeln, Runkelrüben, Mays etc. zu bearbeiten. Man hat diesen Pflug auch mit zwey Strichbretern, damit die Erde an beide Pflanzenreihen zugleich angeworfen werden kann. Erstere werden mehr gebraucht, die Erde dicht von den Pflanzenreihen wegzunehmen, und sie in die Mitte des Zwischenraums zu legen, damit sie gelüftet, und gelockert mit dem doppelten Streichbretpfluge wieder angelegt werden kann. Weil die Reihen der Pflanzen nicht immer in gleicher Entfernung stehen: so muss das Streichbret an beiden Pflügen enger und weiter gespannt werden können. Mehrere Einrichtungen sind dazu versucht worden; aber dieser verbesserte *Cultivator* soll unter den bis jetzt erfundenen noch immer die zweckmässigste haben. Überdiess ist er so leicht, dass er nur ein Pferd erfodert. Da das Behacken des Kohls, der Kartoffeln, Möhren, Runkelrüben und anderer Früchte, so vieler Menschenhände bedarf, und einen so beträchtlichen Geld- und Zeitaufwand verursacht: so möchte dieser *Cultivator* wohl die grösste Aufmerksamkeit jedes vernünftigen, auf Ersparniss bedachten Landwirths verdienen.

Hierauf folgt, ebenfalls noch im 1 Hefte, der *Exstirpator* mit 11 Schaaren, 5 im vorderen, und 6 im hinteren Balken: so dass die letzteren in den Zwischenräumen, den die vorderen lassen, nachgehen. Die vorderen Schaaren werfen den hinteren die Erde vor, und diese schieben sie wieder zurück, so dass jede Erdscholle eine zwiefache Rührung und Bewegung erhält. — Der Vf. rühmt den vielfachen Nutzen dieses Instruments. Der Hauptvortheil, welcher damit erzielt wird, ist die Vertilgung des Unkrauts. Es rührt die Oberfläche des Bodens nach einer Tiefe von 1½ bis 2½ Zoll herum, und die Arbeit geht sehr geschwind, weil es eine Breite von sechs Fuss auf einmal überzieht. Um die Brache von Unkraut zu reinigen, ist der *Exstirpator* vorzüglich zu empfehlen. Auch zur Bestellung des Sommerfeldes ist er sehr dienlich, wenn solches schon im Herbst, was immer geschehen sollte, gewendet worden. Nicht minder erspriesslich ist es beym Kartoffelbau. Bekanntlich überläuft das Feld mit Gras, ehe solche aufgehen; und dieses kann leicht und auf lange Zeit vertilgt werden, wenn der Acker mit diesem Instrument überzogen wird. Der Vf. hat sogar bemerkt, dass sodann die jungen Pflanzen schneller hervorwachsen; wahrscheinlich, weil durch dieses Überziehen des Feldes die Oberfläche gut aufgelockert, und den jungen Keimen das Hervorbrechen erleichtert wird. Eben so brauchbar ist es zum Umreissen der Stoppeln, um Rüben oder sonst eine Herbstfrucht einzusäen.

Diess ist der Inhalt des ersten Heftes. Die in dem zweyten mit gleicher Sorgfalt gefertigten 8 Kupfertafeln machen uns mit drey *Drill-Werkzeugen* und mit der *Maulwurf-Egge* bekannt. Der gewöhnliche eng-

englische *Drill-Pflug* besteht aus einem Furchenzieher, mit dem zugleich der Saamenkasten verbunden ist. Dieses bringt den Vortheil, dass zur ganzen Operation nur eine Person nöthig ist. Bey dem hier beschriebenen Instrument ist aber beides getrennt. Das eine Werkzeug zur Ziehung der Furchen besteht für sich allein, und wird von einem Pferde gezogen: das andere, womit man den Saamen in die Furchen streut, wird von einer eigenen Person regiert und geschoben. Diese Trennung hat den Vorzug, dass die bey dem Furchenziehen gemachten Fehler sogleich verbessert werden können, welches bey den componirten Werkzeugen nicht geschehen kann, weil der Saame bey jeder Bewegung des Pflugs auch sogleich einfallt. Dazu kommt, dass wenn sich ein Saatgang im zweyten Werkzeuge verstopft, der Führer desselben leichter nachhelfen, auch wohl mit der Hand das nicht mit Saamen bestreute Land überfäen kann. Ob man nun gleich durch diese Trennung eine Person mehr braucht, so sollen sich doch die Kosten auf einen Morgen, nur um einen halben Groschen höher belaufen. Wir können indess nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. bey der Erläuterung der ersten Kupfertafel, welche die Operation des Drillens vorstellt, *dreyer Personen* erwähnt: nämlich einer, die mit der linken Hand den Zügel des Pferds, mit der rechten die Stange der Gabeldeichsel hält, um nach dem Zuruf des Hakenführers das Werkzeug auch zugleich etwas rechts oder links drehen zu können, im Fall das Rad aus der Furche weichen sollte; einer zweyten, die den Hakenbalken oder Furchenzieher führt; und endlich einer dritten, die den Saatkasten schiebt. Ohne Zweifel muss, bey nützlicher Anwendung dieses Instruments, der Boden durch vorhergegangenes mehrmaliges Pflügen und Eggen ungemein locker und rein gemacht worden seyn, weil sonst schwerlich der Furchenzieher, der mit 6 Hakeneisen versehen ist, von einem Pferde gezogen werden könnte. Bequem ist es, dass diese Hakeneisen auf 9, und auch wieder auf 12 Zoll von einander gestellt werden können. Der Vf. hält die Distanz von neun Zoll für hinreichend.

Mehr als diese Instrumente wird sich, unseres Ermessens, der *Bohnen*- und *Erbsen-Driller* empfehlen, da er äusserst einfach ist, und von einem Menschen geschoben werden kann. Diese Maschine, in welcher der Furchenzieher und Saatkasten vereiniget ist, gleicht einer Schubkarre mit zwey Rädern. Auf den Fall, dass tiefe Furchen mittelst des Furchenziehers gezogen werden sollen, kann durch eine am hinteren Theile des Kastens angebrachte eiserne Krampe ein Strick gezogen, und der schiebenden Person eine andere, welche voranziehet, zu Hülfe kommen. Wir sollten glauben, dass dieses Werkzeug vorerst in Gärten auf eine nützliche Art versucht, und als Vorbereitung zu einer mehr erweiternden Drill-Wirthschaft dienen könne. Je nachdem eine andere passende, mit kleineren Löchern versehene, Walze eingepasst wird, können auch feinere Saamen, als Rüben-Raps- und Klee-Arten, damit ausgesäet werden. Eine andere Maschine zur Drillsaat des Raps und ähnlicher feiner Sämereyen, die der vorigen ziemlich gleich seyn mag, ist auf der achten Tafel abgebildet. — Die *Maulwurf-Egge* ist sehr einfach, und verspricht bey der Sauberung der Wiesen von Maulwurfshügeln zweckmässige Dienste. Sie wird leicht von ein paar Pferden gezogen. Wer den Schaden kennt, den die Maulwurfshügel den Wiesen zufügen, wird gewiss dem Vf. für die Mittheilung und Beschreibung dieses Instruments danken, und überhaupt der Fortsetzung dieses Werks, welches erst in der Folge seinen Nutzen ganz bewähren wird, mit Vergnügen entgegen sehen.

Der Druck und das Papier dieser Hefte macht der Hahnischen Officin Ehre, und entspricht ganz den schönen Zeichnungen und Kupferstichen, die das Werk zieren.

S. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. (Ohne Druckort): *Über die Auswanderungen der Schwaben vorzüglich der Wirtemberger nach Preussisch-Polen, Podolien und (in) die Krimm, nebst Nachricht von diesen Ländern.* 1804. 64 S. 8. (5 gr.) Die seit den letzten paar Jahren abermals so häufig gewordenen Auswanderungen, aus Schwaben und Wirtemberg insonderheit, haben diese kleine Schrift veranlasst. Der Vf. bemerkt, die Auswanderungen seyen für Wirtemberg nicht so schädlich, als Ununterrichtete glauben. Menschen seyen im Lande, nämlich im gesegneten Theile Wirtembergs, genug vorhanden, und Geld werde nur wenig mitgenommen. Die stärkste Classe, und mehr als drey Viertheile der Auswanderer bestehen, aus Lumpen und Aushäusern, die zweyte Classe aus Unzufriedenen, die dritte aus Glücksrittern, und nur der kleinste Theil aus wirklichen Armen, die im Lande keine Nahrung finden können. Auch schamhafte Arme, die schuldlos im Vermögen zurückgekommen, und Separatisten, die mehrere Freyheit suchen, wandern häufig aus. Dass der grösste Theil der Ausgewanderten aus liederlichem Gesindel bestehe, weiss Rec. aus Erfahrung in dem Staate, welchen er bewohnt. Von den 87 Familien, die ein glückliches Vaterland unter einer milden Regierung in den Jahren 1802 und 1803 verliessen, waren 61 ohne alles Vermögen, die sich an die übrigen, welche noch einige Habe hatten, anschlossen. Auch *Holsche* (Geographie und Statistik von Preussen Th. II. S. 409) bestätiget dieses. „Der grösste Theil dieser Kolonisten, sagt er, besteht aus wirtembergischen Ausgewanderten, welche jedoch nicht zu den besten Bewohnern dieses glücklichen Landes gehört haben müssen, weil sie *durchaus* keine guten Wirthe sind." Um fernere Auswanderungen, vorzüglich die Folge des letzten Kriegs, zu verhüten, schlägt der Vf. vor, die Auswanderungslustigen auf die wirtembergischen Alpen zu versetzen, wo noch urbar zu machendes Land genug sey. Auch durch anzulegende Fabriken und Manufacturen, woran es so sehr gebricht, könnte mit Hülfe der Regierung dem Übel gesteuert werden. Am Ende fügt der Vf. eine kurze Beschreibung von Preussisch-Polen, Podolien und der Krimm bey, die aber sehr mager ausgefallen ist. Besonders geht er hier sehr hart mit Preussisch-Polen um, über das er aber, um besser unterrichtet zu seyn, das oben erwähnte Werk von *Holsche* lesen sollte. Dieses würde ihn vom Wahne abbringen, als ob die preussische Regierung den Eingewanderten Nichts schenke, sondern Häuser, Felder u. dgl. höchstens nur creditire. Jede Familie kostet der Regierung im Durchschnitte 1000 Thaler, und Rec. zweifelt, dass in Podolien und in der Krimm, deren Vorzüge der Vf. sehr herausstreicht, so viel für die Kolonisten gethan werde, als in den preussischen Provinzen.

S. i.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JULIUS, 1805.

OEKONOMIE.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Benjamin Bell's Versuche über den Ackerbau, nebst einem Vorschlage, die höhere Cultur der Felder zu befriedigen.* Aus dem Englischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von *Albrecht Thaer.* Erster Theil. 1804. XXXIV, 404 und 78 S. 8. (2 Rthlr.)

Der als Arzt bekannte Vf. hatte mehrere Veranlassungen, neben der Ausübung seiner Kunst, sich auf den Ackerbau zu legen, und ihn auf seinen Reisen durch das ganze Reich zu beobachten. Mit Bedauern sah er, dass der Ackerbau im Reiche nicht mit seiner Bevölkerung gleiche Fortschritte machte, und selbst bey seiner Verbesserung nicht in Verhältniss der vermehrten Consumtion und des National-Reichthums stehe. Die Handlung, die Manufacturen und hauptsächlich die sogenannten Stocks und Schuldscheine der Regierung und das unglaublich weit getriebene Handeln und Jobberey damit, zogen das Capital der Nation dermassen an sich, dass dem Ackerbau, im Verhältniss der übrigen Industrie-Zweige, zu wenig blieb; weil er unter allen der am wenigsten vortheilhafte war. Die auf ihn drückenden Lasten wurden dabey so gross, dass der englische Landwirth nicht anders als theuer verkaufen, mit den Ausländern aber, da man die Einfuhr des Getreides begünstigen musste, nicht Preis halten konnte. Die Untersuchung dieses, der Nation bey jeder mittelmässigen Ärnte Gefahr drohenden Übels und Vorschläge, wie dem abzuhelfen, dem Ackerbau besonders das ihm entzogene zureichende Betriebs-Capital wieder zu verschaffen sey, machen den Inhalt dieses ersten Theils aus: der folgende, welcher mehr über den praktischen Ackerbau enthalten wird, soll bald erscheinen. In der Vorrede berechnet der Vf. blos die indirecten Taxen, welche ausser der Landtaxe und Fenstertaxe auf dem Ackerbau ruhen, auf 12 Millionen Pf. St. jährlich, in welche die hohen Taxen, welche die Producte bezahlen, noch nicht mit eingeschlossen sind. Dann folgen 4 *Essays.* In dem ersten, über die *Besteurung des Einkommens,* will der Vf. dass die bisher zu unverhältnissmässig treffenden Auflagen allmälich in eine Abgabe vom Einkommen verwandelt werden sollen. Die Vorzüglichkeit und Billigkeit einer solchen Besteurungsart wird wohl jedermann anerkennen; wiefern aber die vom Vf. vorgeschlagene Erhebungsart ausführbar sey, lassen wir dahin gestellt seyn. Das ganze National-Einkommen berechnet er jährlich auf 243 Millionen Pf. St. — Der 2te Versuch, über die *National-Schuld,* die Fonds und den Verkauf der Landtaxe, sucht zu erweisen, dass dieses Schulden- oder Fundirungs-System nicht, wie einige behaupten, den National-Reichthum erhöht, sondern seine Vermehrung sehr beschränkt habe. Den nominalen Reichthum hat es doch allerdings wohl befördert, dass aber der reale dadurch gelitten habe, scheint auch dem Rec. unleugbar. — Der 3te Versuch handelt von der *Verbesserung des Ackerbaues,* oder vielmehr von den Mitteln, welche der Staat dazu anwenden solle. Nach der jetzigen Lage der Dinge sey in den vereinigten Britanien jährlich eine Summe von 500.000 Pf. St. zu Prämien erfoderlich. Ein Oberackerbau-Amt in der Hauptstadt, hauptsächlich aus kundigen Parlaments-Mitgliedern aus allen Gegenden zusammengesetzt, solle durch seine Verbindung mit untergeordneten Provincial-Ämtern oder landwirthschaftlichen Societäten die zweckmässige Vertheilung dieser Prämien anordnen. Ausserdem aber sollen auf 10 Jahre jährlich 2 Millionen Pf. St. zu zinsfreyem Anlehn für diejenigen bewilligt werden, welche beträchtliche Verbesserungen des Grund und Bodens, nachdem sie vorher durch Kunstverständige approbirt werden, vornehmen wollen. Wenn sie nach 10 Jahren wieder bezahlt werden, so leiht man sie aufs neue aus. So gross diese Summe scheine, so sey sie nur eine Kleinigkeit gegen das was jetzt seit einer Reihe von Jahren für Getreide ausser Landes gehe. Durch die Verwendung dieses für die Nation unverlornen Geldes, konnten die ungeheuren Summen, die für Getreide ausser Landes geschickt werden, erspart, und jeder Besorgniss eines Mangels vorgebeugt werden. Der Vf. fügt noch den Vorschlag hinzu, die in den Städten zusammengehäuften Manufactur-Arbeiter auf dem Lande herum zu vertheilen, und jeder Familie einen Küchengarten und Nahrung für eine Kuh zu geben, den sämmtlichen Landpredigern aber etwas Ackerland einzuräumen, und ihnen eine musterhafte Bestellung desselben zur Pflicht zu machen; womit dann auch Verbreitung des landwirthschaftlichen Unterrichts zu verbinden wäre. — Der 4te Versuch, über *Mangel an Lebensmitteln und Theurung,* bemerkt sehr richtig, dass der Augenblick, wo sie am empfindlichsten gefühlt werden, durchaus nicht der Zeitpunkt sey, Mittel gegen ihre Rückkehr anzu-

zuwenden, und dafs man, fobald die Noth überwunden, fie zu vergeffen, und auf ihre Verhütung nicht weiter zu denken pflege. Er widerlegt treffend die in England, fo wie allenthalben, herrfchenden Vorurtheile über ihre Entftehung, die gewöhnlich dem Kornwucher zugefchrieben wird, und beweift, dafs Theurung einzig und allein von wirklichem Mangel herrühre, weil bey einer folchen Concurrenz der Verkäufer, wie hier ftatt findet, kein Monopolium denkbar fey: dafs eine Reihe von theuren Jahren, folglich von fehlfchlagenden Ärnten, ftatt dem Landwirthe vortheilhaft zu feyn, ihm vielmehr verderblich werde; und zeigt ferner, dafs Wohlhabenheit und ein billiger Gewinn der Landwirthe den glücklichften Einflufs auf die allgemeine Wohlfahrt habe. Was er über die üblen Folgen der Befchränkung des freyen Kornhandels fagt, ift dem Rec. vor allem einleuchtend, und auch auf unfere Verhältniffe anwendbar. Nachdem der Vf. noch mehrere angebliche Urfachen des Mangels und der Theurung in England widerlegt hat, fchliefst er, dafs der Druck, worunter der Ackerbau feufzet, und die Hintanfetzung deffelben, fobald es auf eine fcheinbare Collifion des Intereffe der Städte, der Handlung und der Manufacturen ankomme, die Urfache der fo oft wiederkehrenden Noth in England fey. Diefe letzte Abhandlung ift für den deutfchen Lefer und jeden denkenden Landwirth ohne Zweifel die intereffantefte, und verbreitet über die Verhältniffe des Ackerbaues in England viel Licht. Hin und wieder ift der weitfchweifige Stil des Engländers und die häufige Wiederholung der Sätze etwas ermüdend.

Hr. *Thaer* hielt diefes Buch vor anderen englifchen Werken einer Überfetzung werth, beforgte fie, und fügte feine Bemerkungen und gelegentliche Raifonnements lieber in einem Anhange bey, als dafs er den Lefer durch viele Noten unterbrechen wollte. — Erft etwas über die englifche National-Schuld, über das Steigen und Fallen des Stocks, und die dadurch veranlafste Stock-Jobberey. Diefs fcheint wohl als erläuternde Anmerkung zum zweyten Verfuche gefchrieben, und etwas unpaffend hieher gefetzt zu feyn. — Über die Überfetzung englifcher Bücher über Landwithfchaft, wo er mit Hn. *v. Münchhaufen* mehr einen räfonnirenden Auszug als wörtliche Überfetzungen wünfcht, welche für deutfche Landwirthe mehrentheils unverftändlich feyen. Beyfpiele von vielen berühmten Ärzten in England, die fich auf den Ackerbau legten, und eine auffallende Reflexion über die fubjective Ähnlichkeit des Studiums beider Wiffenfchaften. Die Staats-Bedürfniffe fämmtlich durch eine Befteurung des Einkommens zu erheben, fey die natürlichfte und billigfte Auflage unter allen, habe aber grofse Schwierigkeiten bey der Ausführung. — Wichtigkeit des Betriebs-Capitals bey der Landwirthfchaft. Nächft Grund und Boden kommt es am meiften darauf an, und der arme Landwirth fey immer ein fchlechter Landwirth. Das Capital der Nation darf daher dem Ackerbau nicht entzogen werden, was doch gefchiehet, wenn man es vortheilhafter, auch nur auf Zinfen, anlegen kann, wozu hohe Schulden Gelegenheit geben. In England fey diefs befonders der Fall, zumal da fich mit den Stocks ein fo vortheilhaftes Spiel treiben laffe. Daher feyen dort fo kräftige Mafsregeln, wie *Bell* vorfchlägt, erfoderlich, um dem Ackerbau wieder das nöthige Capital zuzuführen. Jedoch hat Hr. T. manche Zweifel gegen die Art der Anwendung, die *Bell* vorfchlägt. Der Nutzen der Prämien fcheint ihm problematifch. Darlehne auf Verbefferungen fcheinen ihm zweckmäfsiger, wenn nur Mifsbräuche dabey vermieden, und die Wiederabtragung gefichert werden könnte. Er thut einen anderen Vorfchlag, wobey der Staat höchftens nur gjährige Zinfen zufchöffe. — So nützlich ein im gehörigen Gleichgewicht ftehender Betrieb der Manufacturen dem Ackerbau fey, fo nachtheilig werde er ihm, wenn er das Übergewicht bekomme; verbefferter Ackerbau werde aber immer Vermehrung der Population hervorbringen, und folglich den Betrieb anderer Induftrie-Zweige begünftigen. In England beruhe urfprünglich das Fabrikwefen auf höherer Acker-Cultur, nicht umgekehrt. — Auch in Deutfchland hebe fich der Ackerbau nicht im gerechten Verhältniffe mit der Population und anderen Gewerben, und das fey die Urfache, warum man, ohne gerade Mifswachs gehabt zu haben, in den meiften Gegenden jetzt fo oft Theurung und Mangel verfpüre. Die Vermehrung der Menfchenzahl habe man zum Theil einer richtigeren Behandlung der Krankheiten, auf welche die verfchiedenen Syfteme der theoretifchen Ärzte wenig Einflufs gehabt haben, zu verdanken, und allein die Kuhpocken-Impfung würde mehrere Menfchen am Leben erhalten, als die blutigften Kriege tödten könnten. Eine ftärkere Production werde alfo auch für Deutfchland dringend, fey aber leicht zu erreichen, wenn die Regierungen gehörige Mafsregeln nehmen.

Wenn *Bell* keinen Aufbruch des alten Graslandes und keine Urbarmachung der wüften Gemeinheiten, fondern eine möglichft hohe Cultur des einmal zum Ackerbau beftimmten Landes will: fo ift Hr. T., da wo noch viele wüfte aber culturfähige Plätze find, doch für eine extenfive Vermehrung des Ackerbaues und Einführung der Koppelwirthfchaft oder des Wechfels zwifchen Weide und Getreidebau. — Hr. T. glaubt ferner nicht, dafs die Engländer das Verhältnifs ihres Ackerbaues gegen ihre Population fobald wieder herftellen werden, und meint, das nördliche Deutfchland und die oftfeeifchen Häfen würden fortdauernd an ihnen gute Abnehmer für den Überflufs behalten. Durch die Getreide-Ausfuhr fey der Handel für diefe Gegenden activ geworden. Da nun diefe Staaten diefe Ausfuhr hinreichend produciren und immer vermehren können, wenn fie, ftatt eingefchränkt zu werden, ermuntert wird: fo müffe die-

dieser Zweig vor allen hier excolirt, das Capital und die Arbeit dieser Staaten dem Ackerbau vorzüglich gewidmet, nicht aber durch eine zu frühzeitige Übertreibung anderer Industrie-Zweige, worin man es den Engländern doch nicht gleich thun könne, ihm entzogen werden; bey welcher Gelegenheit er die Vorzüge eines producirenden Staats gegen einen Manufactur- und Handels-Staat in ein helles Licht stellt. E. LW.

Darmstadt, im Verlage der Herausgeber: *Die Pflaumen.* Herausgegeben von *Friedrich Justinian von Günderrode* und *Moritz Balthasar Borkhausen.* I Heft. 1804. II Heft. 1805. Beide zusammen 68 S. Text und 12 illuminirte Kupfertafeln in 8. (Jedes Heft 2 Gulden).

Die mehresten Gartengewächse und Obstsorten sind ursprüngliche Erzeugnisse wärmerer Klimate und durch Verpflanzung unter unseren Himmelsstrich schon mannichfaltig verändert. Die stete Pflege in Gärten hat die Ausartungen noch vermehrt, und gab die nächste Gelegenheit zur Erzeugung vieler Spielarten, die bald wieder der ursprünglichen Art sich nähern, bald noch mehr von derselben abweichen. Diese Umstände sind die Grundlage der häufigen Verwirrungen, welche in der Bestimmung der Obst- und Gemüssorten liegt. Hoffentlich werden die Abhandlungen, welche auf die jüngste Göttinger Preisfrage einlaufen, die Verwirrungen der Gemüssorten heben, und Arten und Varietäten aus einander setzen. Bey den Obstsorten findet der Forscher noch weit mehr Schwierigkeiten, in der grossen Menge so vieler Verwandtschaften und Annäherungen. Hier können wir nicht besser und sicherer ins Reine kommen, als wenn Kenner und Freunde der Obstbaumzucht einzelne Gattungen und Arten ausheben, und diese einem ununterbrochenen Studium und Achtsamkeit unterwerfen.

Diess ist hier der Fall mit den Pflaumen. *Duhamel* hat als gründlicher Pomolog vieles geleistet, und so mehrere neuere Franzosen, aber es fehlt noch viel daran, bis wir von jeder Sorte deutliche Beschreibungen und der Natur getreue Abbildungen haben. Was nützen auf der anderen Seite Abbildungen ohne distincte Unterschiede, wie sie die *Pomona franconica* im ersten Bande S. 73 liefert?

Hier wird jede Sorte genau nach folgendem bestimmten Plane beschrieben, zum Beyspiele: Aprikosen-Pflaume. Allgemeine Bemerkungen — Baum — Blatt — Blüthe — Frucht, welche letztere der Natur sehr getreu, nebst dem Umrisse des Kerns abgebildet ist. Die Verfasser versprechen, keine Beschreibung einer Sorte zu liefern, welche sie nicht wirklich vor sich gehabt haben; doch getrauen sie sich noch zur Zeit die Zahl der Hefte nicht zu bestimmen, indem manche Sorten, die sie bereits gepflanzt und aus der Entfernung erhalten haben, noch keine Früchte trugen, wobey folglich noch Ungewissheit herrscht, ob es alte Bekanntschaften oder neue Sorten sind. In dem ersten Hefte sind beschrieben und abgebildet: 1) *Prune d'Abricôt;* 2) *Abricotée;* 3) *Reine Claude à fleur double;* 4) *Imperiale rouge;* 5) *Imperiale violette;* 6) *Royale de Tours.* Im zweyten Hefte: 7) *grosse noire hative;* 8) *grosse luisante;* 9) *Rognon de coq;* 10) *Damas de Maugeron;* 11) *Drap d'or;* 12) *Mirabelle rouge.*

Rec. kann dieser Arbeit das Zeugniss geben, dass sie allenthalben das Gepräge des Fleisses und des feinen Beobachtungsgeistes an sich trägt; sie verdient in jeder Rücksicht alle Aufmunterung von Kennern und Liebhabern, die der baldigen Fortsetzung mit Erwartung entgegen sehen. Bh.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Handbuch der Forsttechnologie* von *Friedr. Ludw. Walther,* Prof. in Giessen. Mit 29 Kupfertafeln. 1802. 256 S. 8. (2 Rthlr.)

Es war schon lange der Wunsch aller Forstmänner, über einen so wichtigen Zweig der Forstwissenschaft, als die Forsttechnologie ist, ein vollständiges Handbuch zu erhalten. Dieser Gegenstand kommt zwar in einzelnen Forstschriften vor; er wird aber immer so kurz berührt, dass der suchende Forstmann nie ganz befriediget wurde. Es musste daher um so erfreulicher seyn, durch vorliegendes Handbuch etwas zusammenhängendes über die Forsttechnologie zu erhalten. Der Vf. hat die in mehreren älteren und neueren Schriften zerstreuten Gegenstände in ein Ganzes gebracht, um dadurch den praktischen Forstmann zu der richtigeren Behandlung seines Waldes ein brauchbares Hülfsmittel in die Hände zu geben. Indess kann die Ausführung der Sache mit dem Verdienstlichen des Unternehmens nicht ganz in Vergleich gestellt werden. Die allgemeine Einleitung macht den Leser nur sehr kurz mit der Eintheilung der Nutzhölzer überhaupt, mit der Zeit und Art und Weise ihrer Fällung bekannt, so dass der nicht Unterrichtete hieraus schwerlich den gehofften Nutzen wird ziehen können. Rec. würde lieber bey jedem Kapitel diese Gegenstände besonders und mit vorzüglicher Rücksicht auf die abzuhandelnde Nutzholzsorte angeführt, oder auch in einem besonderen Kapitel ausführlicher behandelt haben, als es in einer blossen Einleitung möglich war. — Der Vf. bringt alle Nutzholzsorten unter 4 Classen, nämlich: Flossholz, Bauholz, Werkholz und Nutzholz. Das Flossholz wird nach seinen verschiedenen Benennungen aufgezählt. Die Classe des Bauholzes theilt er in Landbauholz, Gruben- und Erdbauholz, Wasser- Mühlen- und Schiff-Bauholz. — Die ersten drey Sorten, die für den deutschen Forstmann das meiste Interesse haben, werden sehr kurz abgefertiget, dagegen das Schiffbauholz weitläuftiger abgehandelt. Das Werkholz wird abgetheilt in Schnittholz, Stammholz und Klotzholz, und das Nutzholz, welches der Vf.

vom Werkholz getrennt hat, theilt er ab in spaltiges und ganzes Stangenholz, in Gestell- und Geschirr- in Schnitzholz und kleines Nutzholz. Diese beiden Classen von Nutzholz, die für den ausübenden Forstmann die wichtigsten sind, werden im Allgemeinen zwar ziemlich weitläuftig abgehandelt, und durch die Kupfer sehr erläutert; allein Rec. hätte doch gewünscht, dass sie nicht wären getrennt, und die verschiedenen Holzsorten derselben nach den verschiedenen Handwerkern geordnet worden; diess würde die Übersicht sehr erleichtert haben. Die vielen dem Werke beygefügten guten Kupfer tragen zur Vollständigkeit desselben freylich sehr bey, und erläutern manchen zu kurz behandelten Artikel; nur Schade, dass dadurch das Buch zum Ankauf für viele zu theuer geworden! Ein Register würde auch noch die Übersicht des Ganzen und das Aufsuchen der einzelnen Artikel sehr erleichtert haben.

W. z. L.

KURZE ANZEIGEN.

Oekonomie. Penig, b. Dienemann u. C.: *Ökonomisches Hauptrechnungsmanual zur bequemen und genauen Berechnung aller Vorräthe, Einnahme und Ausgabe beym . . aufs Jahr 18 . . .* Zum nützlichen Gebrauche für alle Eigenthümer und Pachtinhaber grosser Landgüter herausgegeben von einem Ökonomen *C. D. T.* 1804. 113 S. in kl. Fol. (1 Rthl.) Kein Landwirth kann eine richtige Übersicht von seinen Einkünften erhalten, wenn keine ordentlichen Rechnungen über den Bestand seiner Haushaltung geführt, oder über jeden Wirthschaftszweig ein gewisses Register gehalten, und darin alle Einnahme und Ausgabe pünktlich aufgeschrieben wird. Besonders nothwendig sind dergleichen einzelne Berechnungen in *grossen* Wirthschaften; aber auch in kleineren ist wenigstens ein Journal, und eine jährliche Bilance unentbehrlich. Die tabellarische Form ist zu dergleichen Geschäften die einzige und leichteste Art, eine schnelle Übersicht zu haben. Der unbekannte Vf. vorliegender Tabellen äussert in der Vorrede hierüber ganz richtige Grundsätze, und will durch dieses Werk den Landwirthen ihre Arbeit erleichtern, und sie auf eine sehr bequeme Weise dahin führen, auf sichere Art zu berechnen; ob und wie sich ihre Güter und Einnahmen von Zeit zu Zeit verbessert oder vermindert haben. Da die Masse und Münzen in den verschiedenen Ländern verschieden sind: so hat der Vf. weder gewisse Masse noch Geldsorten im Manual aufgeführt; das nämliche hätte auch in den Getreide-Einnahmetabellen geschehen sollen, wo nur *Schocke* berechnet werden, die auch nicht aller Orten üblich sind. Ein gleiches gilt S. 27 von den Fudern, und S. 29 von den Eymern. Es ist dem Rec. unverständlich, wenn der Vf. S. 21 unter der Rubrik: *Nutzholz* — im Gegensatze von *Brennholz* — dasselbe nach Scheitholzklaftern berechnet. S. 25 wird unter der Rubrik: *Schweine*, das Markesin, der Frischling und die starke Sau verrechnet, und gleich zur Seite, aus dem Hirsch und dem Schmalthier, zwey Abtheilungen gemacht. — Die Einnahmen an ordentlichen Gerichtsgebühren und Strafgeldern sollen zwar auch in einer tabellarischen Form geführt werden, sie gehören aber schlechterdings nicht in ein *ökonomisches* Rechnungsmanual; auch giebt es eine grosse Menge sehr beträchtlicher Güter, bey welchen dergleichen Einnahmen gar nicht statt haben. — Diesem allen ohngeachtet, hat der Vf. jenen Güterbesitzern, in deren Gegenden die angeführten Namen gebräuchlich sind, ein bequemes Rechnungsmanual geliefert, das gerade zum Eintragen gebunden, und auf gutes Schreibpapier gedruckt ist. Andere können wenigstens die bequeme Form benutzen, und ihre üblichen Benennungen eintragen. In jeder Hinsicht muss man dem Vf. für seine Arbeit Dank wissen.

Sbst.

Wien, b. Degen: *Abhandlung, wie man mit grossem Nutzen in allen Ländern den Anbau der Kürbisse vermehren, und aus ihren häufigen Saamenkörnern ein vortreffliches und sehr gesundes Öl erzeugen kann.* Zur Belehrung und Ausübung allen Wirthschaftsbeamten und guten Haushältern aus wahrem patriotischen Eifer gewidmet von *Joh. v. Borcsányi*, k. k. pensionirtem Rittmeister. 1804. 36 S. 8. (5 gr.) Zum Legen nehme man die Saamen von den gelben Kürbissen, und vertheile sie in allen Obst- und Küchen-Gärten um die Zäune, Planken und Mauern, ferner in den Höfen um die Häuser, in den Gräben und wo kein Vieh hinkömmt. — In der Mitte des Wachsthums dienen die jungen Kürbisse dem Menschen statt eines Zugemüses zu einer sehr guten, nahrhaften, gesunden und äusserst schmackhaften in Ungern sehr gewöhnlichen Speise, wenn man solche gleich den weissen Ruben hechelt, oder in dünne Blätter schneidet, mit etwas Sauerteig einsäuert, und gleich den sauern Rüben zubereitet. Dieser zu häufige Gebrauch wäre aber nicht ökonomisch. — Aus den zeitigen Kürbissen nimmt man die Saamen heraus, und breitet sie ungewaschen auf trocknen und gereinigten Bretern aus, um diese abwechselnd in die Sonne bringen zu können. Das Trocknen in Backöfen ist noch bequemer, demnachst sammelt man sie in Säcke, die an luftige Örter im Trocknen aufgehängt werden. Vor dem Ölschlagen müssen sie nochmals in Öfen wohl gedörrt, alsdann in einer Windmühle gereiniget, und demnächst in einem hölzernen Stossmörser abtheilungsweise klein gestossen werden; das Gestossene wird gesiebt, mit kaltem Wasser vorsichtig angerührt, in einer kupfernen Pfanne geröstet, und heiss in die hier beschriebene besonders dazu eingerichtete Pressbüchse gebracht; das hier aufgeflossene Öl bleibt etwa 20 Tage zum Hellwerden stehen, und wird dann in reine Gefässe abgezogen. Auf einem niederösterreichischen Metzen von Kürbiskörnern ohne Hülsen erhielt der Vf. 7 Pfund und 16 Loth, aus einem solchen Metzen von Körnern mit Hülsen 5 Pfund 12 Loth Öl. Die dabey erhaltenen Kuchen sind eine vortreffliche Nahrung für alles Vieh. Rec. hat die Versuche nachgemacht. Nach dem Frankfurter Mass und Gewicht wiegt ein Schoppen geschälter Kerne ½ Pfund, und dieser gab 2¼ Unze Öl, welches anfangs grün und dick war, in Zeit 4—6 Wochen einen festen Bodensatz machte, dünner wurde und eine braune Farbe annahm. Der Geschmack ist nicht rein, aber doch sehr geniessbar und nicht widerlich.

Bh.

Technologie. Jena, in d. Crökerschen Buchh.: *Der wohlanführende Maler, oder Anweisung, wie man sich zur Malerey vorbereiten, mit Ölfarben umgehen, Grunde, Firnisse und andere dazu nöthige Sachen verfertigen, Gemälde geschickt auszieren, vergolden, versilbern, lackiren und saubere Kupferstiche ausarbeiten soll. Nebst einem Kunstcabinet seltener und geheimgehaltener Erfindungen, aus eigener Erfahrung aufgezeichnet von Joh. Melchior Cröker.* Neueste, sehr verbesserte Auflage. 1804. 546 S. 8. (16 gr.) Schon der Titel dieses Werks läfst vermuthen, dass Kunst und Handwerk in demselben nicht genau unterschieden seyn werden; und so ist es auch wirklich. Das Wenige, was den eigentlichen Künstler angeht, hat nicht viel Werth; für Flachmaler, Lackirer und Vergolder hingegen wurde schon besser gesorgt, am besten aber für diejenigen Halbkünstler, welchen ohne weiteren Zweck bloss gelüstet, allerley Kunststückchen zu probiren. Solchen dürfte vornehmlich der Abschnitt willkommen seyn, der den Titel *Kunstcabinet* führt, und worin von Wachsfiguren, Lichtziehen, Siegellack und Oblaten zu machen, Strohfärben, Kitten und andern dergleichen Dingen gehandelt wird.

M. H. . . s.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JULIUS, 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. de la Garde: *Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande*, von *A. von Kotzebue*. Zweyter Jahrgang. 1804. 245 S. Dritter Jahrgang. 1805. 256 S. 12. (Der Jahrgang 1 Rthlr. 16 gr.)

Der dramatische Lieblingsdichter des geschmackvollen europäischen Publicums zeigt sich in diesen Spielen, wie Jupiter vor dem Urtheil des Paris im zweyten Jahrgange derselben — im Schlafrocke, und zündet, wie jener, an den Blitzen seines Genius, einige zwar schnell verrauchende, jedoch schmackhafte Tabakspfeifen des Witzes und der Empfindung an. Aber nicht nur das, sondern auch *der* Umstand giebt diesen Spielen ein besonderes Interesse, dass der Dichter, der mit dem empfindungsvollesten Herzen Europas, und mit den nützlichsten ästhetischen und moralischen Ideen gleichsam Faro spielt, d. h. sie so leicht hinwirft, als er sie glücklich abzieht, jetzt, wo er den blossen unnützen Scherz sich zum Gegenstande gewählt hat, mit dem Spiele spielt, und indem er uns Spiele des Menschendarstellungsspiels (Drama genannt) zum Besten giebt, uns diese Schatten eines Traums, wie Hamlet sie nennen würde, dennoch mit so plastischer Kunst verkörpert. — Doch nein — der Dichter meldet den „Herren Kritikern" mit einer, eben so seinen feinen Ton bezeichnenden, als auf seinem erhabenen Standpunkte fast überflüssigen Bescheidenheit, dass seine Poesieen keine Kunstwerke sind, noch seyn sollen, sondern nur Beyträge zur geselligen Freude, und bemerkt bloss dabey, dass diese Spiele, wie die schon gelieferten, in mehreren *auserlesenen* Gesellschaften Vergnügen gewährt haben.

Für diese eine Bemerkung kann die Kritik dem Vf. nicht dankbar genug seyn, indem er ihr dadurch den richtigen Standpunkt angewiesen hat, diese wichtigen Werke gehörig zu würdigen: denn wichtig sind sie, nicht nur wegen ihrer originellen Abweichung von allen pedantischen Grillen, die antike Graubärte über Kunst gefabelt, oder moderne Schwärmer geträumt haben, sondern auch hauptsächlich für künftige Jahrhunderte als Belege, wie die auserlesensten Cirkel des gebildetsten Zeitalters von seinem gebildetsten Dichter zum geselligen Vergnügen gebildet worden sind. Wie müssen nicht diejenigen, welche die dunkle Periode des rohen Mittelalters als goldene Zeit preisen, beschämt erröthen, wenn sie den damaligen sogenannten guten Ton, wie er etwa in *Boccatzens* Decameron oder *Calderons* „Blume und Schärpe" geschildert ist, mit den verfeinerten Belustigungen unseres gebildeten Jahrhunderts vergleichen, die wir durch diese Spiele kennen zu lernen, das Glück haben; — eine Parallele, die gewiss äusserst interessant ist, welche zu ziehen aber Rec. der Nachwelt überlassen muss.

Doch es ist Zeit, diese ernsthaften Bemerkungen abzubrechen, und zur Anzeige der Spiele selbst überzugehen.

In Nr. I steht *das Urtheil des Paris* an der Spitze. Der Hund des Paris, der (wie in der Vorrede richtig bemerkt wird) sich allerdings viel gefallen lässt, erscheint als Prologus, und zwar, um in dem feinen Cirkel, worin er sich präsentirt, weder den Damen noch den Herren zu manquiren, mit einem Häubchen auf dem Kopf und einem Haarbeutel am Schwanze. So *a quatres epingles* ajustirt, sollte man glauben, er würde vielleicht zu elegant seyn, um seinem Charakter treu bleiben zu können, aber weit gefehlt! er ist vielmehr ein neuer Beweis, wie glücklich der Dichter seine Charaktere zu benutzen weiss. — Wiewohl nämlich die zierlichen Knittelverse dieses Hundes auch das verwöhnteste Ohr befriedigen: so vergisst er doch darüber das Bellen nicht. Zur Probe hebt Rec. die erste beste Stelle aus, z. B. folgende anspruchslose Zeilen:

Das Stück (nämlich das Urtheil des Paris)
ist — *salva venia* —
Vom Alarkos ein Anverwandter,
Es *spricht sich aus* — *rein* steht es da!

Und wie schön hat er Wort gehalten! — Reiner lässt sich die Schamlosigkeit nicht aussprechen, als in den drey Göttinnen im Urtheil des Paris, und man kann eine Wette darauf eingehen, dass Damen, die diese Nuditäten gehörig zu würdigen wissen, *du dernier ton* sind. Unsere Nachbaren jenseit des Rheins sind, wir können es stolz sagen, gegen die Cirkel, in denen *diese* Spiele gegeben werden, nur Kinder, und ihre schönsten ägyptischen Abende müssen diesen biedern häuslichen Freuden weichen. Wer noch zweifelt, der lese S. 23, wo die Göttinnen den nackenden Paris im Grase liegen sehen, oder die, wo Juno sich bequemt, dass ihrem Manne die Stirn juckt, Minerva in die saure Birn' (es ist vom Halstuch abnehmen die Rede) beisst, und nun alle drey Göttinnen, die sich vorher schon in die Haare fallen wollten, „wie Weinachtsdöckchen, das Unterröckchen bis auf die Waden aufgeschürzt," S. 41 vor

vor ihrem Richter Paris stehen, der sie, *Stück vor Stück*, untersucht. Die Schönheit dieser Gruppe spricht sich gewiss selbst aus, und würde in sich abgeschlossen seyn, wenn auch Helena nicht am Schlusse, wie ehedem Eulalia, von den ländlichen Kartoffeln, in des gekrönten Hirten Arme eilte.

War das erste Stück ein Beyspiel von feinem Witze, so herrscht in dem zweyten, *die Tochter Pharaonis*, launige Sentimentalität. Zwey edle *Roués*, die ihr Geld wirklich ohne allen Nutzen in ästhetischen Collegien und Schlittenfahrten verschwendet haben, stehlen einem Wucherer, dem sie ein schlechtes Bild für einen Raphael anschachern, 55 Louisdor, und statten, wie weiland St. Crispin der Schuster, mit 50 davon einen armen aber herzvollen Uhrmachergesellen und ein liebenswürdiges Gänschen, die sich gegenseitig lieben, aus. Durch Beglückung dieses holden Paars und die noch übrigen fünf Louisdor, die sie für sich selbst gestohlen haben, werden sie „so froh und reich, als wenn sie der Purpur schmückte;" und so schliesst sich diese neue edle Lüge, in moralischer und ästhetischer Rücksicht, würdig ihrer älteren Schwester an.

Hierauf folgt *Rübezahl*, bey welchem Rec. nur *die* Bemerkung sich erlauben will, dass dieser Charakter Anfangs — was freylich bey der Menge der neuen hier aufgestellten nicht leicht zu vermeiden war — in den des hündischen Prologus (s. oben) zu fallen scheint. Doch bald ermannt er sich, bis zum seltensten Edelmuthe, und beglückt eine treue und so genügsame Mutter, dass ihr selbst *die* Erdbeeren, die ihre lieben Kinder verzehren, der schönste Genuss sind. Diesem edlen Weibe führt er ihren Gatten, einen lahmen aber edlen Invaliden zu, beschenkt die ganze Familie mit Gold, und schliesst diese liebliche Dichtung eben so originell als sinnreich dadurch, dass er einen jungen Wildfang (den ungetreuen Liebhaber der ältesten Tochter jener glücklichen Familie) das *Bein brechen* läfst, und es ihm dadurch auch physisch unmöglich macht, der ihm in den Armen seiner kraftvollen Schönen bereiteten häuslichen Glückseligkeit zu entlaufen. Gewiss ein untrügliches Mittel, um selbst die störrische Genialität unserer neupoetischen Schwärmer zu fesseln!

Das darauf folgende Incognito steckt uns über das Wesen des Prologs und den Umstand ein Licht auf, den wir vorher irrigerweise als einen Fehler rügten. Der bellende Hund des Paris nämlich, so wie der Rübezahl, ist hier wieder als ein armer Dichter Süssauer personificirt, und dieser Hundscharakter ist mithin der durch die meisten hier gelieferten Stücke künstlich durchgeführte Chorus, der, wenn gleich durch Handlung in das Hauptinteresse verflochten, doch durch reine Sentimentalität über dasselbe erhoben ist. Das war der Zweck des Dichters, und wie glücklich ist er erreicht! Was dieser Chorus hier von Restauration trockener Gehirne und Erzeugung der Kunstproducte durch Opium, von armseligen Dichtern etc. declamirt, wird wahrscheinlich dem Unwesen der neueren Kunst den letzten Rest geben, und kann, als Gegengewicht des Opiums, vielleicht gar selbst dazu dienen, einem Hugo Grotius seine narkotische Kraft zu nehmen. Zugleich bezeichnet dieser Süssäuer emblematisch den Grundton dieses dramatischen Cyklus, indem er die süsse Sentimentalität des Stoffs — (im Incognito: die durch den Regierungs-Raths-Posten belohnte Liebe eines Edelmüthigen —) durch die Zitronensäure des Witzes, zu einer eben so schmackhaften als wirksamen Gährung bringt.

Auf einen rührenden pädagogischen Lückenbüsser, *die Uhr* und *die Mandeltorte*, folgt *Sultan Bimbambum*, der den Almanach für 1804 schliesst. Dieser Sultan ist eine vortrefflich durchgeführte Allegorie, nicht nur er selbst, sondern alle seine Umgebungen sind allegorisch. *Er* selbst; denn in den Versen: (S. 218)

Auf unsre eigne Hand zu leben und zu lachen,
Wir kommen nicht dazu vor lauter glücklich machen!

schaut sich der Geist dieser sinnreichen Spiele, die so gern leben und lachen möchten, wenn sie nicht das feinere Publicum durch gefühlvolle Sittlichkeit beglücken müssten, mit reingefälligem Lächeln gleichsam selbst an.

Eben so trägt der Ausspruch des Sultans (S. 231)

Wir haben ein' Akademie,
Wo man in einem Saal, mit Gravität und Pracht
Sich selbst und uns, die schönsten Complimente macht,

den Stempel der ächten Allegorie. Alle übrigen Personen des Stücks, von der humanen Maitresse Biribi, bis zu dem unter dem Tisch kriechenden Hofmarschall Bückling, sind, ohne einmal die anderen allegorischen Damen, Armuth, Jugend, Alter etc. zu rechnen, eine *auserlesene* Gesellschaft, die sich also, wenn sie dieses Stück darstellt, selbst objectiv werden muss. — Doch wir können bey diesem effectreichen Schauspiele (wo der Dichter sein Versprechen, keine Kunstwerke zu liefern, so schön gebrochen hat) nicht so lange, als wir es wünschten, verweilen, da wir die Leser noch mit den Schönheiten des folgenden Almanachs bekannt machen müssen.

Nr. II wird mit einem rührenden Drama: *Die hübsche kleine Putzmacherin*, eröffnet, dessen Inhalt folgender ist. Pauline, eine funfzehnjährige Waise, die sich durch Putzmachen Brod verdient, kommt, als sie eben Putz zu einer Dame tragen will, auf dem Glatteise zu Falle, und schlägt sich ein Loch in den Kopf. Ein reicher Jüngling aus Dresden hebt sie aus dem Kothe auf, führt sie zu Hause, lässt sie curiren und — beide verlieben sich in einander. Seine Mutter erfährt's, eilt nach Paulinens Wohnort, und miethet sich, um ihren Charakter zu prüfen, in demselben Hause ein, wo diese wohnt. Um das besser zu können, wählt sie das Incognito einer armen Haushälterin, wiewohl rechtlich gekleidet. Sie wird nach zweymonatlicher Bekanntschaft mit Paulinen von deren Edelmuthe durchdrungen; da letztere sich aber — des Contrastes wegen unsittlich drap-

drappirt, mit dem alten verliebten Hauswirth eine Putzmacherinnen-Scene mit ungemeiner Natur spielt, und ihm sechs Louisdor aus dem Beutel lockt: so zweifelt Madame Silber — so heisst die Mutter — an Paulinens Tugend und verbietet dem Sohne die Heirath. Letzterer zweifelt auch, Pauline weint, es giebt Spektakel, und man fürchtet schon ein tragisches Ende, als alles sich endlich dahin aufklärt, dass die Kleine mit dem alten Gecken nur darum coquettirt, und ihn um beträchtliche Summen geprellt hat, um seinem Stiefbruder, dem banquerottirten Manne ihrer kürzlich verstorbenen Wohlthäterin, zu helfen, worauf denn die reiche Madame Silber, von diesem schönen Zuge gerührt, mit Freuden in die Ehe ihres Sohnes mit der edelmüthigen Putzmacherin willigt.

Rec. erlaubt sich bey Gelegenheit dieses kleinen Dramas einen Wunsch und eine Bemerkung. Er wünscht nämlich, dass es dem Dichter gefallen möge „den Charakter des liebenswürdigen Wildfangs aus der Tochter Pharaonis mit dieser edlen Putzmacherin in einem grösseren Trauerspiele, etwa unter dem Titel: *Crispin und Crispiane*, durchzuführen, wie sie beide, in ihren schönen Bemühungen für die leidende Menschheit, dem Arme der gefühllosen Polizey erliegen; er bemerkt, dass die weiblichen Hauptcharaktere dieses Stücks, die rechtlich gekleidete Madame Silber und die unsittlich drappirte Pauline gleichsam symbolisch alle Charaktere der Kotzebuischen Kunstgebilde repräsentiren, deren Gewänder so schön in einander spielen, dass man immer ungewiss bleibt, ob man die lose rechtliche Kleidung für unsittlich, oder die fest anschliessende unsittliche Drapperie für rechtlich halten soll.

Der *Gimpel auf der Messe*, wiewohl Hollbergen nachgebildet, trägt doch — wie der Dichter in der Vorrede sehr richtig bemerkt — ganz das Gepräge seines Eigenthums. Ein *Chevalier d'industrie* Würfelknochen, ein selbstgemachter Baron — betrügt mit Hülfe seines Bedienten, eines alten akademischen Jugendfreundes und einer schmiegsamen Jungfrau — wie sie der Vf. eben so zart als witzig nennt — einen dummen Bengel von Pachterssohn um anderthalb Tausend Thaler, mit denen der Vater des letzteren ihn auf die Messe geschickt hat. Das ist der einfache Stoff dieses kleinen Phantasiegemäldes, aber *was* hat der Autor daraus gemacht! Seine dramatischen Spiele sind gleichsam ein Klimax, dessen Silberblick — um eine zweckmässige Metapher zu wählen — sich hier den feinen Cirkeln zeigt, die sie zu schauen gewürdiget wurden. Nachdem sich das Göttliche der Unsittlichkeit im Urtheil des Paris rein ausgesprochen hat, und die Tochter Pharaonis die höhere Moral mit dem aufgeklärtesten Weltsinne so herrlich amalgamirt; nachdem in der Putzmacherin die edelste Unschuld sich durch ungemeine Gemeinheit verschönert, und der Vf., so zu sagen, Stufenweise seine Zuhörer ästhetisch gebildet hat: rollt er in diesem Stücke den Vorhang auf und zeigt ihnen, statt edler Filous und tugendhaften Coquetten, nunmehr einen leibhaften Spitzbuben und ein wirkliches Bordell, die beide nichts weiter als *das* seyn sollen, zum Beweise des grossen Satzes: dass die Kunst mit der Moral nichts zu schaffen habe. In dieser Rücksicht sind sowohl gegenwärtiger *Gimpel*, als seine früheren Brüder, wahre Kunstwerke, und wenn der Vf. sie, nach der Vorrede zu Nr. I nicht so genannt haben will, so trieb er nur mit uns seinen Spass, um uns gegen das Ende mit der wichtigen Entdeckung zu überraschen: er sey nur scheinbarer Gegner der neuen Schule, und tadele sie nur dasshalb, weil sie sein Ideal nicht erreicht habe, dessen Genialität selbst ihre gewagtesten Hypothesen überflügelt. — So viel über dieses Schauspiel in ästhetischer Rücksicht! Denn wollten wir die philanthropischen Folgen in Erwägung ziehen, die solche selbst geschaffene schmiegsame Barons mit ihren selbst geschaffenen fast eben so schmiegsamen Lucretien auf die gebildeten Personen der feinsten Cirkel, die sie darzustellen das Glück haben, machen müssen, so müssten wir ein Buch schreiben, noch dicker als diese Spiele.

Auf obigen, sonst mit vieler Laune und Lebendigkeit gezeichneten kerngesunden *Gimpel*, folgt ein schwindsüchtiger *Candidat*, der durch seine originelle Gutmüthigkeit fast an das Poetische streift, diesen Fehler aber bey den auserlesenen Cirkeln, in denen er producirt wird, durch mehrere auserlesene Sentenzen, als z. B.:

„Durch Geistesfrüchte die Liebe edler Menschen in weiter Ferne gewinnen, ist ein köstlicher Genuss" (S. 123.)

oder:

„Mit dem was der Kopf erworben, das Herz beglücken, Welch ein seliges Gefühl!" (S. 138.)

wieder gut zu machen weiss, und die Zuhörer am Ende gar mit folgendem, fast gewagtem Satze überrascht: (S. 145)

„Um wohlzuthun, um Andre zu beglücken,
Ist nicht vonnöthen vornehm seyn und reich!"

Rec. braucht, nach dem angeführten, wohl nicht zu bemerken, dass auch dieser Candidat allegorisch gedacht ist. Er ist selbst Autor und so genügsam, dass eine Flasche Dinte, ein paar Ries Papier und ein Gänseflügel zu seiner Glückseligkeit auf ein ganzes Jahr hinreichen. Mit diesem Gänsekiele hat er die Preisaufgabe eines Wiener Menschenfreundes beantwortet, und erhält dafür 100 Ducaten mit der Post. Auf dem Dachstübchen eines ehrlichen Bürgers einquartirt, (der theils Huffschmidt, theils — da er weder sentimental, noch Spitzbube — für diese Spiele ein *hors d'oeuvre* ist —) bemerkt er, dass dessen Tochter und Geselle (Zwillingsgeschwister des durch Pharaos Tochter beglückten Paares) sich lieben, und macht es den jungen Leuten, dadurch dass er sein Honorar in ihre Sparbüchse schüttet, möglich, sich auf der Stelle zu heirathen.

Auch in diesem kleinen Drama ist die Zartheit, mit welcher sich der Dichter dem gebildeten Zeitgeiste anschmiegt, unverkennbar. Das Geld, die Gottheit unserer gebildeten Stände, vertritt in diesen

sen und seinen meisten Schauspielen die Stelle eines komischen Fatums; der Knoten schürzt sich fast immer um einen Geldbeutel, und wird nur dadurch auf verschiedene Art gelöst, dass entweder ein voller Beutel, wie im *Gimpel*, leer, oder ein leerer, wie in diesem *Candidaten* und anderen merkwürdigen Stücken des Vf., voll wird.

Hygaia, ein Geburtstags-Carmen, kann, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, auch bey allen anderen ähnlichen Gelegenheiten, und überall gebraucht werden, wo transparente Namen an der Tagesordnung sind. Die Sparbüchsen, diessmal in den Händen zweyer frommen Kinder, spielen wieder die Hauptrollen, nebenbey bekommt auch die Wissenschaftslehre ihre Abfertigung, und da das aus dem Munde der kleinen Unmündigen selbst geschieht, so wird auch dieses Gelegenheitsstück — was man seiner Kürze nach für einen Lückenbüsser halten sollte — als Allegorie einer freymüthigen Kunstpolemik im umgekehrten Sinne eben so bedeutend, als die hier durchgeführte Verwandlung des Bettlers in eine Göttin.

Mädchenfreundschaft, nach dem französischen Lustspiel: *le Pacha de Surêne*. Die bekannte Anekdote von drey jungen Mädchen, die sich ewige Freundschaft geschworen haben, und um nicht durch den Eheftand von einander getrennt zu werden, sich dem türkischen Kaiser für sein Serail antragen. Der Pacha des französischen Stücks ist hier in einen türkischen Gesandten, der den Liebhaber des ältesten Mädchens spielt, travestirt: was aber offenbar Eigenthum des deutschen Dichters ist, ist das lebhafte Colorit der 3 Hauptfiguren. Es ist Alles zu verwetten, dass, wenn sie, statt simplen Mamsells, Göttinnen wären, sie denen des Paris nichts nachgeben würden, so allerliebst zanken sie sich, so ungenirt entfalten sich in ihnen die liebenswürdigen Züge des Zeitalters. Nur einen zum Beyspiel! Der Pseudo-Gesandte schenkt einer der Freundinnen einen Brillantring — in demselben Augenblick springt die andere — die nachher als Gattin den verkleideten Jüngling beglückt, — hinzu, und will die Brillanten *getheilt* wissen! Die Wahrheit dieses der reizendsten Weiblichkeit entlauschten Zuges würde gewiss selbst im *Palais royal* nicht verkannt werden.

Der *Trunkenbold*, nach Hollberg, beschliesst den Jahrgang. Es ist die Schnurre von dem Bauer, der betrunken auf einem Misthaufen einschläft, dann in ein freyherrliches Schloss gebracht, sich einen Edelmann glaubt, sich wieder berauscht, und als er sich beym abermaligen Erwachen auf dem alten Misthaufen, auf dem er das erstemal entschlummert, wiederfindet, alles für einen Traum oder gar für ein Teufelsblendwerk hält, dadurch zur Busse bewegt und so mit Hülfe der Karbatsche (hier Meister Erich genannt) und der Hand seiner Ehefrau, die jene ihm reicht, von seiner Trunkliebe geheilt wird. Diese simple Fabel enthält, vielleicht zufälligerweise, abermals eine symbolische Geschichte obiger gesammten Spiele, nur freylich wieder im umgekehrten Sinne. Aus einer rein poetischen Ansicht der höchsten Gemeinheit erzeugt, träumten sie sich (s. die Vorrede zum zweyten Jahrgange) nur Ergiessungen des geselligen Witzes; die Kritik — der Kunst angetraute Gefährtin — entreisst sie diesem zu bescheidenen Traume, führt sie auf ihren höheren Standpunkt zurück, und reicht ihnen den verdienten — Lorbeer!

S. d. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Aarau*, b. Beck: *Bruchstücke und Beschreibung von der Verurtheilung des Altadministrator (s) Heinrich Häberling von Knonau — durch das zu Zürich, infolge der Proclamation Sr. Exc. des Hn. Landammanns der Schweiz, Hn. Rudolf von Wattewyl, vom 7 April, organisirte Kriegsgericht. — Von desselben Vertheidiger, Melchior Hirzel, Fürsprech von Zürich.* 1804. 48 S. 8. Heinrich Häberling von Knonau war ein ohngefähr vierzigjähriger Mann, dessen Ältern noch lebten, der von zwey Weibern, von welchen die zweyte auch noch am Leben war, drey Kinder hatte; von Jugend auf ein untadelhafter Landmann, dem Vernunft, Ehrlichkeit und Muth Credit gaben, so dass er vor und in der Revolutionszeit Ämter bekam, welche er treu, und so verwaltete, dass, nach dem Zeugniss eines der angesehensten Männer in Zürich, nie etwas über ihn zu klagen gewesen. In den Unruhen, welche gegen Ende des März an dem Züricher see ausbrachen, verbreitete sich das Gerücht, als würden die missvergnügten Gemeinden von den eidgenössischen Truppen mit äusserster Härte behandelt. Dieses erregte bey anderen Landleuten Mitleiden und Eifer. Auch aus seiner Gegend traten bey 40, endlich 70 Mann zusammen, um ihren Brüdern zuzuziehen. Erst unterwegens machten sie ihn, der wie andere mitzog, zum Führer, und foderten auch andere Gemeinden (er unterschrieb *mit*) zu gleichem Schritte auf. Aber vergeblich; die Waffen hatten schon entschieden. Häberling, der einen Tag und eine Nacht Führer gewesen, und weder selbst etwas verübt noch anderen etwas zugelassen hatte, ermahnte nun die Leute, aus einander zu gehen; welches geschah. Nach diesem wurde er gefangen, und kreuzweise geschlossen, nach Zürich gebracht. Anfangs hatte er einige Zweifel, ob das ausserordentliche Kriegsgericht befugt sey, ihn zu richten; diese wurden ihm durch einen Geistlichen ausgeredet. Gerichtet wurde er nach einem ihm unbekannten, in seinem Vaterlande nie promulgirten Gesetze, nach *Kaiser Karls V peinlicher Halsgerichtsordnung*. Diese will (§. 127), dass „wer gefährliche, fürsetzliche und boshaftige Aufruhren macht, nach Grösse und Gelegenheit seiner Misshandlung zu Zeiten enthauptet, oder mit Ruthen gestrichen und verwiesen werde; und sollen Richter und Urtheiler gebührlichs Raths pflegen, damit niemand unrecht geschehe." Nach diesem fremden Gesetz und ohne Rücksicht auf dessen Clauseln wurde dieser Mann verurtheilt, und aus Gnaden, statt der Enthauptung, füsiliert. Er war in der allergrössten Trauer über die Seinigen; der Jammer, da er Vater, Weib und Kinder und seinen besten Freund zum letzten mal sah, war für jedes menschliche Gefühl äusserst erschütternd. Hierauf fasste er sich als Mann; *Gellerts* Lieder waren immer sein Lieblingsbuch gewesen; den Tod scheute er nicht; nur so oft er an die Auflösung der zärtlichsten Bande gedachte, bewegte sich sein ganzes Herz. Er fiel, ohne convulsivische Bewegungen, „zufrieden" sagte er „wenn durch *sein* Unglück andere klug werden."

Das Urtheil über die Sache gehört nicht in die Literatur-Zeitung; und welcher edle Mann, welcher weise Regent wird dessen bedürfen! Die Erzählung ist actenmässig und ungeschmückt. „*Wer da stehet, der sehe zu, dass er nicht falle!*" ist das Motto auf dem Titel. Und wer kann sagen, dass er denn auch sogar fest stehe!

Ths.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1805.

STATISTIK.

PHILADELPHIA: *An account of Louisiana being an abstract of Documents in the offices of the departements of State and of the Treasury.* 1804. 48 S. 8. *Appendix to the account of Louisiana.* 87 S.

Bekanntlich trat Spanien durch den Tractat von St. Ildefonso im October 1800 die grosse und wichtige Provinz Louisiana an Frankreich ab. Ehe dessen Eskader zur Besitznahme eines so grossen Landes auslief, brach der Krieg mit England von neuem aus, und nun verkaufte die französische Regierung *Louisiana* an die vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Monat April 1803 für eine gewisse Anzahl Millionen Dollars. Das Schicksal dieser ungeheueren Provinz ist für alle künftige Zeiten entschieden. Die geographische Lage derselben, die Grenzung an Mexico, die ausserordentliche Fruchtbarkeit und die mächtigsten Ströme, welche sich in den mexicanischen Meerbusen, den Brennpunkt des speculativen Ehrgeizes aller Nordamerikaner, ergiessen, bestimmen dieses Land zur wichtigsten Rolle in dem Staaten-Verein Nord-Amerika's. Und diese Rolle wird sich schnell entwickeln, weil keine Provinz unter allen vereinigten Staaten so viele Mittel zur glücklichsten Landcultur und zum thätigsten Handel darbietet, als Louisiana. Im J. 1804 wurden am oberen Ohio eilf Seeschiffe aus Producten des Landes erbauet und ausgerüstet, welche zur Zeit des hohen Wassers 700 Stunden weit nach Neu-Orleans hinabfuhren. Aus diesem Grunde ist vorliegende statistische Schilderung dieses von der Natur so begünstigten Landes in der Epoche seiner Verbindung mit dem Staatskörper der Nordamerikaner über alles interessant. Sie wurde der Regierung von mehreren Sachverständigen, welche Louisiana am besten kannten, eingereicht. Da diese Schrift äusserst selten ist, und auch wohl nicht übersetzt werden wird: so halten wir es für verdienstlich, die Haupt-Thatsachen zusammenzudrängen.

Geographie. Es giebt noch keine Generalkarte von Louisiana. Die Grenzen west- und nordwärts sind noch nicht recht gekannt; ostwärts läuft die Grenze von der Quelle des Missisippi längs diesem Fluss bis zum 31sten Grad der Breite, und von hier soll sie weiter östlich bis zum Fluss Perdigo gehen, welcher sich östlich vom Fluss Mobile in die Bay von Mexico ergiesst. Nicht mehr als 24 bewohnte Bezirke giebt es, wovon die vorzüglichsten längs dem Missisippi liegen. Mehrere dieser Bezirke sind von einander durch unermessliche Wüsten getrennt, und haben nur zu Wasser Verbindung mit einander; 3—4 Monate Zeit braucht man, den Missisippi aufwärts, um von Neu-Orleans zu den entferntesten Niederlassungen zu rudern, welche Fahrt, 4—500 Stunden weit, abwärts im Frühling in 12—16 Tagen gemacht wird. Zwanzig Stunden von der Mündung des Missisippi fangen sparsame Pflanzungen an, welche nach der Stadt *Neu-Orleans*, 35 Stunden von der See, immer mehr zunehmen. Der Missisippi theilt sich 5 Stunden vor seiner Mündung in 3 Arme, wovon der östliche sich wieder in 2 spaltet; alle Arme halten 8—14 Fuss Wassertiefe. Alles Land an den Ufern des Missisippi, 14—20 Stunden aufwärts von dem Meere, ist Sumpf, und wird im Frühling, auch öfters bey der Fluth und bey Südost-Stürmen, 2—10 Fuss tief unter Wasser gesetzt. Oberhalb *Neu-Orleans* liegen an den Ufern des Missisippi die Kirchspiele Chapitoulas, der erste und zweyte *deutsche Bezirk*, Catahanose, Fourche und Iberville. Dieser District 35 Stunden lang bis zum Strome Iberville, der bey hohem Wasser mit den Seen Maurepas und Pontchartrain und vermittelst derselben mit dem Meere in Verbindung ist, wird *die Insel von Neu-Orleans* genannt. An der Westseite des Missisippi, 25 Stunden von Iberville entfernt, sind an den Strömen Fourche, Teche und Vermillon die Niederlassungen Bayou de la Fourche, Atacapas und Opelousas sehr reich an Vieh, Pferden und gutem Boden. Unmittelbar oberhalb Iberville längs dem Missisippi liegen die Bezirke Manchac, Baton-Rouge, Pointe-Coupée, und etwas landeinwärts an dem alten Bette des Flusses liegt Fausse-Riviere. Pointe-Coupée ist 50 Stunden von Neu-Orleans, und in diesem District wohnen ¾ Theile aller Einwohner Louisiana's, und ⅞ aller Erzeugnisse des ganzen Landes werden hier gewonnen. In allen genannten Bezirken am Missisippi und anderen Strömen sind die Pflanzungen dicht an den Ufern, welche der höchste Theil des Landes sind; die Ufer fallen landeinwärts nach den Niederungen allmälich ab, wo keine Cultur des Sumpfes wegen möglich ist, und die Tiefe des zu bearbeitenden Bodens von den Ufern an beträgt nur 40 Acker. Bey Baton-Rouge, 49 Stunden von Neu-Orleans, wird das Land höher, denn hier sind die Ufer

30 — 40 Fuſs über den höchsten Waſſerſtand des Miſſiſippi erhaben. Von Pointe-Coupée bis zum Cap Girardeau, oberhalb der Mündung des Ohio, wird alles Land an der Weſtſeite des Miſſiſippi 8—10 Stunden landeinwärts im Frühling 2—10 Fuſs hoch vom Waſſer überſchwemmt, einen ſchmalen Strich bey *Neu-Madrid* ausgenommen; an der Oſtſeite hingegen giebt es viele Gegenden, welche den Fluſs beherrſchen. Zwanzig Stunden oberhalb Pointe-Coupée iſt die Mündung des *Rothen-Fluſſes;* an deſſen Ufern ſind die Niederlaſſungen Rapide, Avoyelles und Natchitoches, die letzte 75 Stunden von der Mündung des Roth-Fluſſes. An der Nordſeite deſſelben, einige Stunden von ſeiner Vereinigung mit dem Miſſiſippi iſt der *Schwarze Strom*, an deſſen einem Arme liegt die neue Pflanzung Ouachita in einem ſehr fruchtbaren Bezirk. Vermittelſt des *Rothen-Fluſſes* werden Verbindungen mit den Grenzen von Neu-Mexico unterhalten. Von Pointe-Coupée bis zur Mündung des Arcanſas-Stromes, 180 Stunden entfernt, liegen am Miſſiſippi nur die kleinen Niederlaſſungen Natchez und Concord. Von der Mündung des Arcanſas, wo nur wenige Familien wohnen, bis *Neu-Madrid*, wieder keine Pflanzung. Weiter aufwärts liegen Cap Girardeau, St. Genieve, St. Louis. Dieſe Gegenden ſind ſehr fruchtbar, beſonders an den Ufern des Miſſouri, wo Auswanderer von Kantuky die Örter St. Charles und St. Andreas gegründet haben. Alle Niederlaſſungen vom Arcanſas an liegen in *Ober-Louiſiana* und werden unter dem allgemeinen Namen die Illinois benannt. Dieſer Theil des Landes bringt auf den Markt von Neu-Orleans das trefflichſte Pelzwerk. *Ober-Louiſiana* iſt nicht ſo flach als Unter-Louiſiana, und doch eben ſo fruchtbar. Die Weſtſeite des Miſſiſippi iſt hoch, geſund und von vielen Strömen durchſchnitten; die Oſtſeite vom Cap Girardeau oberhalb der Ohio-Mündung nach dem Miſſouri zu iſt das Land ſo niedrig, daſs es beſtändig Überſchwemmungen ausgeſetzt iſt, hingegen nahe an dem Miſſiſippi werden hin und wieder die Ufer äuſſerſt maleriſch, indem ſich dort Kalk- und Sandſteinfelſen von 300 Fuſs Höhe wunderbar zerriſſen gruppiren, und mit Wald bedeckt allgemach landeinwärts ſich verflächen. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt hier auſſerordentlich. Der Theil von Ober-Louiſiana, welcher an *Nord-Mexico* grenzt, iſt eine unermeſsliche Wieſe, mit Gras bedeckt, voll von Büffeln, Hirſchen und anderem Wild. In mehreren Gegenden ſind nur 3—4 Fuſs unter der Oberfläche der Erde ſo reiche *Bley-Minen*, daſs man ganz Europa damit verſehen könnte, wenn genug Hände da wären; auch ſoll man ſchon *Silber-* und *Kupfer-Minen* gefunden haben. *Salzwerke* giebt es viele. Tauſend engliſche Meilen den Miſſouri aufwärts iſt nicht weit von dieſem Fluſſe ein ungeheurer *Salzberg*, der 180 engliſche Meilen lang und 45 breit ſeyn ſoll. Eben ſo ſind an dem Miſſouri einige hundert Meilen von der letzten Niederlaſſung *Salpetergruben* gefunden worden, wovon, ſo wie von jenem Salzberge, viele Zentner nach St. Louis gebracht und verkauft worden ſind. Die Länder zwiſchen dem Miſſiſippi und Miſſouri ſind noch wenig bekannt. Zufolge der Ausſage der Kaufleute ſoll man 100 engliſche Meilen oberhalb ihrer Vereinigung in einem Tage, und 700 Meilen höher in 4—5 Tagen von einem Strome zum anderen zu Fuſs gehen können. Der Präſident *Jefferſon* wird im laufenden Jahre 1805 Landmeſſer, Zeichner und Botaniker den *Miſſouri* und den *Rothen-Fluſs* ſo weit als möglich aufwärts reiſen laſſen, um dieſe unbekannte Gegend zu erforſchen. Auch ſoll auf ſeinen Befehl der ganze Lauf und die Tiefe des Miſſiſippi und die Geſtalt ſeines Delta aufgenommen werden. — Nahe bey *Neu-Orleans* iſt der Kanal Carondelet, der mit dem Strom Bayou St. Jean, welcher in den See Pontchartrain 2½ Stunde vor der Stadt fällt, zuſammenhängt, und vermittelſt deſſen die Verbindung mit den Niederlaſſungen von Penſacola in Weſt-Florida, die unter ſpaniſcher Herrſchaft zu Louiſiana gehörten, unterhalten wird. Oſtwärts des Miſſiſippi 5 Stunden von Neu-Orleans liegen noch 2 Kirchſpiele, Poblacion de St. Bernardo genannt.

Einwohner und *Bevölkerungszahl.* Die erſten Einwohner von Louiſiana ſtammen von Franzoſen und Kanadiern ab; allein jetzt machen Amerikaner, Orkadier aus Neuſchottland, Engländer und Deutſche den gröſsten Theil aus. Nach einer im J. 1785 aufgenommenen Liſte waren in ganz Louiſiana, Penſacola und Natchez mit inbegriffen, 32,062 Einwohner ſowohl weiſse, als ſchwarze und farbige Leute. Die Stadt *Neu-Orleans* zählte damals 5028, und die zwey *deutſchen Kolonien* 3203 Einwohner, unter denen 1853 Sklaven waren. Nach den allerneueſten Überſchlägen wird jetzt die Zahl auf 21,244 weiſse, 1768 farbige und 12,920 ſchwarze Sklaven angeſetzt; und nach dieſer Liſte zählt *Neu-Orleans* 8056, darunter 2773 Sklaven; die zwey *deutſchen Kolonien* 4371, darunter 2666 Sklaven; und ganz *Ober-Louiſiana* nicht mehr als 6028 Menſchen, unter denen 883 Sklaven. Doch werden dieſe Angaben nicht für ganz richtig gehalten, und die ſpaniſche Regierung war überzeugt, daſs die ganze Volksmenge 50,000 überſtiege. Nach der Schätzung eines achtungswürdigen Mannes, welcher am genaueſten unterrichtet iſt, beläuft ſich die Zahl der weiſsen und farbigen Leute in Unter- und Ober-Louiſiana auf 50,150; der *ſchwarzen Sklaven* auf 39,820, der Miliz auf 10,340 Mann. Seit der Beſitznahme von Louiſiana durch die nordamerikaniſche Regierung ſind in dieſe neue Provinz 6700 Koloniſten theils aus Europa, St. Domingo und den übrigen Bundesſtaaten eingewandert. (Die Auswanderungen aus Schwaben, aus dem Hannöverſchen, vom linken Rheinufer ſind ſeit dem J. 1803 auſſerordentlich ſtark. In den Sommern 1803 und 1804 ſind aus Schwaben, beſonders aus dem Wirtembergiſchen, und aus der deutſchen Schweiz zwiſchen 8—10,000 Menſchen den

den Rhein hinunter nach Holland gefahren, um nach Amerika zu gehen. In diesem Jahre 1805 sind bis zu Ende Apr. schon wieder gegen 2000 Menschen den Rhein hinabgegangen. Unter den schwäbischen Auswanderern haben wir selbst Greise von 70 Jahren gesehen, die mit ihren Enkeln ein besseres Vaterland jenseit der weiten Meere suchen. Das Elend im Hannöverschen steigt dergestalt, dass die Menschen aus Verzweiflung Haus und Hof verlassen, und in Hamburg nach Amerika sich einschiffen. O Deutschland! Deutschland!! — Amerikanische und holländische Häuser haben Commissäre nach Deutschland gesandt, um Männer, Weiber und Kinder für Louisiana anzuwerben; ihre grosse Werbungs-Niederlage war im Monat April 1805 zu Frankfurt am Main). — *Indianer.* Diese bestehen in den Überresten von der Nation Houmas, 60 Köpfe, an der Ostseite des Missisippi 25 Stunden oberhalb Orleans; der Tounicas, 50—60 Köpfe, auf der Westseite des Flusses oberhalb Pointe-Coupée; zwey Dörfer der Chitimachas 100 Personen, der Atacapas 100 Personen an den Strömen Bayou, Teche und Vermillon, wandernde Stämme von Bilexis und Choctaws 50 Köpfe; zwey Dörfer der Alibamas 100 Personen in der Nähe von Opelousas, und 350 Conchates am Sabina-Strom zerstreut; in den Gegenden des Rothen-Flusses zwey Dörfer der Biloni 60 Köpfe, der Choctaws und Bilexes 350 Personen, die Nation der Cadoquies oder Cados, aus 3—400 Kriegern bestehend, (Freunde der Weissen, und die geschätztesten und edelmüthigsten von allen Indianern dieses weiten Landes), und 4—500 Familien Choctaws, die zerstreut leben; in den Gegenden des A[illegible]sa-Stroms drey Dörfer der Arcansas, aus 260 [illegible]iegern bestehend, brav und friedlich und den Franzosen stets zugethan, und eine beträchtliche Anzahl wandernder Familien der Cherokees, Choctaws und Chickasaws; an dem Strome St. Francis in Ober-Louisiana 500 Familien Miamis, Chickasaws, Cherokees, Pivrias, stets wandernd, Räuber und Mörder, verstehen fast alle das Englische, und einige lesen und schreiben es; in der Gegend von St. Genevieve 30 Köpfe, Pivrias, Kaskaskias und Illinois, die Überreste einer Nation, welche vor 50 Jahren 1200 Krieger ins Feld stellen konnte. Längs dem Missouri wohnen viele und zahlreiche indianische Völker, unter denen folgende die bekanntesten sind: die Osages, am Strome desselben Namens 80 Stunden vom Missisippi, 1000 Krieger stark, ein Menschenstamm von riesenmässiger und herrlicher Gestalt, von wildem und grausamem Charakter, den Weissen feind, und von allen anderen Indianern gefürchtet und gehasst. Sechzig Stunden höher am Missouri die Kanzas, 250 Krieger stark, eben so grausam wie die vorigen. Sechzig Stunden höher die Octotactos oder Otos, 200 Krieger. Vierzig Stunden höher die Panis, 700 Krieger stark, bekriegen oft die Spanier in der Gegend von Santa-Fe, von denen sie nicht weit entfernt sind. Sechzig Stunden höher die Mahas, 500 Krieger; funfzig Stunden höher die Ponces, 250 Krieger; hundert Stunden höher die Aricaras, 700 Krieger, und sechzig Stunden noch weiter am Missouri oder (510 Stunden vom Missisippi) die Mandanes, 700 Krieger, beide Freunde der Weissen. Noch höher hinauf kennt man die Länder nicht genau, ob man gleich weiss, dass mehrere zahlreiche Völker dort wohnen. Die Sioux oder Mandewessies-Indianer verhindern allen Handel und alle Schifffahrt der Missouri weiter aufwärts, und morden alles, was unter ihre Hände fällt. Nord- und südwärts vom Missouri wohnen viele indianische Völker, die aber wenig bekannt sind. Fünf und siebenzig Stunden oberhalb der Mündung des Missouri in den Missisippi wohnen die Ayoas, 200 Krieger. Die Sacs und Renards, 500 Krieger, leben am Missisippi, 300 Stunden oberhalb St. Louis, sind friedlich. (Diesen Aufzählungen zufolge leben also ohngefähr in ganz Louisiana 36—40,000 Indianer, Männer, Weiber und Kinder zusammen gerechnet.) — *Landbau.* Reifs, Baumwolle; Zucker, Tabak und Indigo sind die Erzeugnisse, welche für den Handel angebaut werden. Ein Acker von 180 Quadrat-Fuss giebt im Durchschnitt 1200 Zentner Zucker und 50 Gallons Rum. Im J. 1802 wurden aus Louisiana 1,576933 Zentner Zucker nach den vereinigten Staaten ausgeführt. Die Pflanzungen in *Ober-Louisiana* ärndeten im J. 1799 an Waizen, 88,349 Scheffel, an türkischem Korn 84,534 Scheffel, an Tabak 28,667 Pfund; an Salz wurden 965 Pfund, an Bley 170,000 Pfund ausgebeutet, und der Viehstand betrug 7980 Rinder und 1763 Pferde. — *Handel.* Die Ausfuhr-Artikel sind Zucker, Baumwolle, Indigo, Tabak, Reifs, Pelzwerk, Felle, Theer, Pech, Bley, Mehl, Pferde u. Rindvieh. Die Ausfuhr aller dieser Artikel betrug 1801 und 1802 2,158,000 Dollars, und die Einfuhr belief sich auf 2,500,000 Dollars, der Schleichhandel aus Ober-Louisiana nach Canada und nach dem Meer ist dabey ungerechnet. Der grösste Theil aller Einfuhr-Artikel wurde von den Nord-Amerikanern nach Louisiana verschifft. — *Manufacturen.* Ausser Fabriken für Schiesspulver und Haarpuder, Stricken, einigen Brantweinbrennereyen, einer Baumwollspinnmaschine und einigen Weberstühlen für die schlechten Bekleidungszeuge der Sklaven, giebt es keine Manufacturen. — *Schifffahrt.* Im Jahr 1802 segelten 268 Schiffe, worunter 80 Kriegsschiffe waren, in den Missisippi; davon waren 170 amerikanische, 97 spanische und 1 französisches. In demselben Jahre segelten aus dem Missisippi, ohne die Kriegsschiffe, 265 unbeladene Schiffe, unter denen 158 amerikanische, 104 spanische und 3 französische Schiffe waren. In den ersten 6 Monaten des Jahres 1803 kamen nach dem Missisippi 173 Schiffe, und 156 segelten ab. Die innere Schifffahrt von Pensacola, Mobile, aus den Gegenden des Sees Pontchartrain nach Neu-Orleans ist sehr beträchtlich; 500 Schiffe von 8—50 Tonnen schifften im Jahr 1802 aus dem See nach Orleans hin

und

und her, und führten Schiffbauholz, Holzkohlen, Theer, Pech, Rindvieh. — *Abgaben; Kosten der Regierung.* Die Abgaben aller Einwohner von Louisiana betrugen jährlich zwischen 5—6000 Dollars, und die von allen Ein- und Ausfuhr-Artikeln erhobenen 6 pr. C. trugen eine Summe von 120,000 Dollars ein. Die Ausgaben der Regierung für Beamte, Soldaten, öffentliche Gebäude und Festungswerke, Geistlichkeit, Geschenke an Indianer beliefen sich jährlich auf 650,000 Dollars. Die spanische Regierung sandte alljährlich von Vera-Crux 400,000 Dollars nach Louisiana, welche Summe mit den Abgaben und erhobenen Ein- und Ausgangs-Rechten die Ausgaben nicht bestreiten konnte; es war also stets ein Deficit. Hieraus ist eine Schuld entstanden, welche sich jetzt ohngefähr auf 450,000 Dollars belaufen soll. — *Schulen und Geistlichkeit.* In ganz Louisiana ist die einzige öffentliche Schule zu Neu-Orleans, wo in spanischer Sprache der Unterricht ertheilt wird. Kaum die Hälfte aller Einwohner von Louisiana können etwas, und nur 200 Personen vollkommen gut lesen und schreiben. Die Geistlichkeit besteht aus einem Bischof, der aber nicht in der Provinz wohnt, und 27 Pfarrern. Zu Neu-Orleans ist ein Urselinerinnen-Kloster, welches nur noch 12 Nonnen zählt, die Französinnen sind. Sie erziehen 12 Waisen, unterrichten junge Mädchen im Schreiben, Lesen und in weiblichen Arbeiten, und sind in der ganzen Provinz sehr geachtet. — *Bürgerliche Verfassung.* Kein einziger Beamter wird von den Bürgern erwählt. — *Gesetze, Gerichtshöfe, Gerichtsgang, Unkosten, Verbrechen, Strafen.* Die französischen Gesetze sind gänzlich verschwunden, und in der ganzen Provinz gelten jetzt nur die spanischen Gesetze, und die für die Kolonieen gegebenen Verordnungen. In dem *Appendix* ist die Organisation der Justiz, der Polizey u. s. w., welche im J. 1769 und 1770 von dem General-Capitän *Alexander Oreilly* im Namen der spanischen Regierung gegeben wurde, abgedruckt. Die erste Appellation ging von Louisiana nach dem Obergericht in der Havanna, von hier die zweyte Appellation an das Gericht von St. Domingo, in späterer Zeit nach Cuba, und die letzte Appellation ging an den indischen Rath in Spanien. Schwere Verbrechen sind selten. Die Strafen sind im Allgemeinen mild, z. B. Diebstahl und Raub an den Bürgern wird niemals mit dem Tode, sondern mit Ersatz und Gefängniss bestraft. — Zum Beschluss dieser Anzeige müssen wir aus der *Sklaven-Polizeyordnung*, welche den 1sten Jun. des Jahres 1795 von dem General-Capitän Baron *von Carondelet* gegeben und bekannt gemacht wurde, noch einige Verfügungen anführen. Im Eingang heisst es: „Um theils der ausserordentlichen Milde und Nachsicht, womit die Sklaven in manchen Pflanzungen behandelt werden, woraus Insubordination und Insolenz und böses Beyspiel entstehen, zuvorzukommen, und theils die Härte und Grausamkeit anderer Herren zu verhindern, so . . . — Jeder Sklave soll mit Tagesanbruch zu arbeiten anfangen, und mit Anbruch der Nacht aufhören; zum Frühstück soll ihm ½ Stunde, zum Mittagsessen 2 Stunden vergönnt seyn. Den Sonntag sollen sie nicht arbeiten, ausser in der Ärnte, wo aber der Herr ihnen 4 Schillinge für die Sonntagsarbeit bezahlen muss. — Niemand soll einem Sklaven auf einmal mehr als 30 Peitschenhiebe geben, doch kann diess in dem Zwischenraume eines Tages wiederholt werden. — Kein Sklave soll bey Strafe von 20 Hieben die Grenzen des Eigenthums seines Herrn überschreiten. — Jeder Sklave, der ohne Erlaubniss auf einem Pferde reitet, soll zwey Tage hinter einander 30 Hiebe, und der Feuergewehr, Pulver und Bley hat, soll drey Tage hinter einander 30 Hiebe erhalten. — Kein Sklave soll bey Strafe von 25 Hieben die Producte seines ihm zugestandenen Ackers ohne Erlaubniss seines Herrn verkaufen. Jeder Sklave, der bey Tag oder Nacht bey den Sklaven einer benachbarten Pflanzung ohne Erlaubnissschein seines Herrn angetroffen wird, soll 30 Hiebe erhalten. — Auf jeden entlaufenen Sklaven soll man schiessen, wenn er beym Ruf nicht stehen bleibt, oder man ihn nicht auf andere Art habhaft werden kann; auf jeden, der sich gegen seinen Herrn zu vertheidigen erfrecht, soll man schiessen." — Diess sey genug, um zu zeigen, wie die christlichen Europäer am Ende des 18ten Jahrhunderts mit ihren Mitmenschen von schwarzer Haut nach niedergeschriebenen und gedruckten Gesetzen verfuhren. Die Greuel, welche die Franzosen auf Domingo in den Jahren 1802 und 1803 an den Schwarzen dort begingen, übersteigt alle Vorstellungen. Darf alsdann noch das Loos befremden, das die Schwarzen den Weissen widerfahren lassen, wenn ihnen endlich einmal das Schicksal das Rachschwert, zur Bestrafung eines Jahrhunderte langen Verbrechens an der Menschheit, in die Hand giebt? □

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Richter: *Le Livre du second Age, ou Instructions amusantes sur l'Histoire naturelle des Animaux. Ouvrage orné de soixante-douze Figures, représentant: Quadrupèdes, Oiseaux et Insectes.* Troisième Edition, revue, corrigée et augmentée d'un Vocabulaire français-allemand. 1805. 138 S. Text und 24 S. Register 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Der Werth dieses angenehmen und nützlichen Kinderbuchs ist bekannt. In dieser neuen Auflage hat es durch das hinzugekommene französisch-deutsche Wörterbuch, in welchem die schwersten Wörter mit ihren Bedeutungen aufgeführt sind, eine sehr wesentliche Verbesserung erhalten. Das Titel-Kupfer ist recht artig, die Abbildungen der Thiere aber im Buche selbst sind hie und da zu grell und der Natur zu wenig entsprechend, z. B. die Lerche, u. a.

AN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JULIUS, 1805.

GESCHICHTE.

Augusta, (wohl aber in Italien): *Raccolta cronologico-ragionata di documenti inediti che formano la storia diplomatica della rivoluzione e caduta della repubblica di Venezia. Unicuique suum.* 1799. Zwey Theile. 396 u. 416 S. 4.

Der älteste unabhängige Staat in Europa, der durch Tapferkeit und Weisheit gegen die Oberherren Italiens, die Tyrannen der benachbarten Communen und gegen die osmanische Pforte in den Zeiten ihrer gewaltigsten Macht glücklich bestanden, ist in einem Augenblick ohne einigen Widerstand verschwunden. Durch den Hass des Volks? Das Volk zu Stadt und Land liebte die Regierung unaussprechlich, war zum Tode für sie bereit, war kaum zurückzuhalten, gerieth am Morgen des jammervollen Untergangs in die äusserste Wuth. So fehlten Vertheidigungsmittel? Diese Republik beherrschte den sechsten Theil Italiens; venetianisch war ein Fünftheil der italischen Volksmenge; Venedig hatte zwanzig Städte; vierthalbtausend Gemeinden; neun Millionen Ducaten Einkünfte; noch im letzten Augenblick zweyhundert und sechs Schiffe und achthundert Stücke, und nebst der herzlichsten Bereitwilligkeit einer bey funfzigtausend Mann starken Miliz (*Cernide*), eilftausend (leicht zu vermehrende) Slawonen, brennend von Begierde zur Schlacht, an Mehl, Getreide, Zwieback, Wein, Wasser, Vorrath mehrerer Monate, die Lagunen, das Meer, die Nähe grossbritannischer Flotten, das Recht, die Politik, die Ehrfurcht, die Liebe der Nationen. Dreyhundert übelversorgte Feinde mit Einer Canone, ohne Schiffe, erscheinen zu Marghera, und das tausendjährige Werk so vieler Tugend und Klugheit.... fällt. Nicht verlassener als andere Staaten war Venedig von Männern, alter Zeit würdig; noch lebte der ehrwürdige *Francesco Pesaro*, noch der edle *Niccolò Erizzo*, *Joseph Priuli*, mehrere würdige Enkel der Grossen. So kann, was ihnen geschah, wer weiss wie schnell, jedem begegnen. Dieses giebt der Frage, *wie es zuging*, ein jedem nahe liegendes, hochwichtiges Interesse. Diese Frage wird hier mit mehr Gründlichkeit und Evidenz als je irgend eine andere politische oder historische Frage vollständig beantwortet: so, dass, wenn man von dem Vf. auch nicht Ein Wort, sondern bloss und allein die Urkunden lesen will, kein Mann von Ehre oder Gefühl dieses zu thun vermag, ohne dass das Herz ihm zerrissen werde, das Geblüt koche, und die Haare zu Berg stehen. Dieses Buch, welches allein für alle Übel der letztabgewichenen Jahre schadlos halten könnte, wenn man Lehre daraus zöge; dieses, zu Schätzung des äussersten Grades von Verdorbenheit und Schwäche in dem menschlichen Herzen, und des Gangs und Gehalts der grossen Geschäfte unserer Zeit unentbehrliche Buch, das in allen Cabinetern und Rathssälen der etwa noch selbständig bleiben wollenden Staaten, wie vormals die Bibel, auf dem Tisch liegen sollte, ist auf das genaueste dem Buchhandel, der öffentlichen Kenntniss, entrückt worden: eben wie vor Zeiten dem macchiavellischen *Principe* geschah. Es hat Ähnlichkeit mit demselben, insofern der ganze Gang, Ton und Geist seiner, in moderne Phraseologie übersetzten Politik noch umständlicher dargestellt wird: Nur gab der Florentiner die Resultate, hier sieht man die Sachen: so klar aber, dass jene auch dem mittelmässigen Kopf in die Augen fallen müssen; man könnte und sollte aus diesem Buch einen zweyten Principe schreiben. Der alte hat die Künste der Unterdrückung enthüllt, welche in einem noch kraftvollen Jahrhundert üblich waren; dieser, nebst viel grösserer Profanation von Treu und Glauben, liefert eine höchst denkwürdige Schilderung der Folgen unbewaffneter Neutralität, übertriebener Verheimlichung der Staatsgeschäfte, übler Wahlen, Selbstbetrugs, falscher Mässigung und der Heucheley, die einen verrätherischen Plan hinter einem Schein von Erbärmlichkeit verbirgt, welchen die gemeinen Menschen zu entschuldigen geneigt sind. Wenn bey schon zu weit verbreiteter Herabwürdigung der Charaktere (so weit, dass man den Willen, sich noch helfen zu wollen, zu gestehen kaum wagen dürfte, und übel nähme, wenn andere helfen möchten) der praktische Nutzen dieses Buchs nicht mehr zu erreichen stünde, so ist seine Aufbewahrung doch Pflicht für die Nachwelt, um ihr die Ereignisse unserer Zeit begreiflich zu machen. Es ist auch zu wünschen, dass wohlgesinnte Männer einige Exemplare jenseits dem Ocean in die Länder bringen, welche nach Vollendung des Falls von Europa der interessantere Schauplatz eines erneuerten Kampfs zwischen Licht, Freyheit, Sclaverey und Barbarey seyn werden. Denn wenn ein träges, verblendetes, niederträchtiges Geschlecht vor den Lehren der Geschichte, und vor dem Anblick der Erfahrung Augen und Ohren zustopft: so bleibt edeln Geschichtschreibern doch *das*, nebst den Verbrechern die Namen so elender Häupter und Räthe,

the, wie wir in diesem Buch viele urkundlich dargestellt sehen, mit gebührender Infamie auf ewig zu proscribiren, damit die Nachkommen wissen, wie viel sie zu vergüten haben, und andere durch die Lautbarkeit der öffentlichen Meinung und einige Scheu vor der unparteyischen Strenge der Nachwelt, wo möglich, zu einigem Pflichtgefühl aufgeschreckt werden. Ein Auszug dieses Buchs würde merkwürdig seyn; wir finden aber nicht für gut, hiedurch die Neugier zu befriedigen: Man übersetze es, mit Sachkenntniss und Verstand; alsdann, wer sehen will, sehe. Was hier geschah, ist in anderen Ländern auch begegnet; und muss begegnen, wenn man sich selbst verläst. Ths.

Verona Ital. (zum Unterschied der österreichischen Seite), b. den Erben Merlo: *De vicendevoli amori di Messer Francesco Petrarca e di Donna Laura. Nuova edizione.* 1804. 139 S. 8.

Hr. Canonicus *Gian. Giacopo Dionisi*, ehrwürdig durch seine beharrliche Anhänglichkeit an Tugend und Wissenschaft, weihete, sobald die Revolutionsstürme sich einigermassen gelegt, den Rest seiner, dem achzigsten sich nähernden Jahre, aufs neue den gelehrten Forschungen, welche in früheren Zeiten für ihn der geliebteste Reiz des Lebens waren. Vorliegende Schrift beleuchtet einige Züge in dem Charakter des *Petrarca*, welche zu kennen allezeit gut ist; Wahrheit behauptet immer den Vorzug vor überspannten Vorstellungen. Dass die Moral des Vf. von der strengen Art ist, wird in unserem Zeitalter, welches viele Dinge leichter nimmt, dem Ruhm des grossen Florentiners keinen sonderlichen Abbruch thun; viele werden ihm nicht nur vergeben, sondern ihn um so mehr lieben, je mehr sie finden, dass er in der That nicht so ganz platonisch gewesen. Das eben zeigt Hr. *Dionisi;* wie nämlich Petrarca die Laura wahrhaft *sinnlich* geliebt, ob schon es nicht zur Vollendung gediehen; vornehmlich weil diese Liebe durch seine Dichtkunst mit so ausserordentlichem Ruhm so ätherisirt worden war, dass beiderseitige Eitelkeit nicht erlaubte, was gewöhnliche Sterbliche für den Preis der Liebe halten. Im übrigen müsse auffallen, wie Petrarca in dem Buch seiner Bekenntnisse (*Secretum*) mit überfeiner Moralität über *diese* Liebe (als wüsste er von einer ganz sinnlichen vollends nicht) sich Vorwürfe macht, indess er wirklich (und selbst in dem Jahr, wo er dasselbe Buch schrieb) mit anderen Weibern ein paar uneheliche Kinder gezeugt. (Vielleicht machte er sich nicht so viel Scrupel über die thierische Handlung, als über jene Liebe, die sich seiner Seele bemächtigte.)

Nach diesem erläutert der Vf. einen zwar längst gedruckten (*Petr. epist. Lugd.* (Genf) 1601; der 12 im 12 Buch), aber meist nicht oder übel verstandenen Brief des Petrarca an den Boccacio (*Joanni de Certaldo*). Hiezu bedient er sich der ächtesten Quelle, des lateinischen Gedichtes, wodurch Boccacio jenes Antwortschreiben veranlasste. Es ist nun offenbar, woran freylich viele Umstände auch sonst kaum zweifeln liessen, dass Petrarca in letzterem sich des Vorwurfs entledigen will, den Dante unrühmlich zu beneiden. Boccacio sandte ihm ein (im Vatican noch vorhandenes) selbstgeschriebenes Exemplar der *Commedia*, und giebt nicht undeutlich zu erkennen, dass er einigen Zweifel trägt, ob sein Freund diesem grossen Werke recht günstig sey.

Italiae iam certus honos, cui tempora lauro
Romulei cinxere duces, hoc suscipe gratus
Dantis opus vulgo, quo nunquam doctior ullis
Ante reor simili compactum carmine saeclis.
Nec tibi sit durum, versus vidisse poëtae
Exulis et patrio tantum sermone sonoros, u. s. f.

Petrarca nun protestirt gewaltig, dass er Dante hoch ehre: Als Jüngling habe er zwar ihn nicht lesen, auch in seine zahlreiche Bibliothek nicht aufstellen mögen, um nicht wider Wissen und Willen zur Nachahmung hingerissen zu werden (*Tantum fiduciae indueram, ut ad meum et proprium quendam modum suffecturum mihi ingenium arbitrarer*); jetzt lese er ihn, und er sagt hierauf über das grosse Gedicht manches Schöne. Es wird freylich dem Rec. wie dem Vf. um so deutlicher, je mehr Petrarca es leugnet, dass dieser die *divina commedia* mit einem gewissen Unmuth betrachtet haben mag: sie mochte ihm unübertrefflich scheinen; in der That ist in ihr ein ganz anderes, höheres Genie. In späteren Jahren (der Brief mag von 1360 seyn), da Petrarca durch seine lateinischen Gedichte (die niemand mehr liest, und auf die er das meiste hielt) und andere vortreffliche Thaten und Werke seinen Ruhm gesichert glaubte, mag er williger in die für Dante hochbegeisterte Nationalstimme auch seinen Einklang gegeben haben. Es ist weise und edel genug, dass er nie durch Hervorstellung der Unvollkommenheiten des gerühmten Werks dessen Glück zu trüben gesucht; das Gefühl der Verzweiflung, ein grosses Ziel auch, und noch näher, zu erreichen, mag selbst erhabene Seelen zuweilen bekümmern.

Die Titelvignette ist eine auf den Triumph 1341 sich beziehende Medaille: Er, mit dem Lorbeer, und der Umschrift: *Vates Augustus;* auf der Kehrseite *Urania.* Ths.

Königsberg, b. Goebbels u. Unzer: *Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs,* von *Ludwig v. Baczko*, Prof. der Geschichte bey der Artillerie-Akademie und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1804. XX u. 539 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Was dem verst. *Mangelsdorf* aus Mangel an Unterstützung nicht gelang, eine ausführliche Beschreibung Königsbergs, wozu er sehr viele Materialien gesammelt, genaue Nachrichten eingezogen, und sich den Zutritt zu den Archiven verschafft hatte, nach dem, in einer weitläuftigen Ankündigung vor etwa 10 Jahren bekannt gemachten, wohl durchdachten Plane, herauszugeben; das hat der als preussischer Geschichtsforscher rühmlichst bekannte Hr.

Hr. *v. B.* wenn auch nicht so gelehrt und ausführlich, wie man es dort zu erwarten berechtiget war, doch mit Klarheit, Gründlichkeit und in einer gefälligen Schreibart im Ganzen recht glücklich ausgeführt. Es liegen dabey die vom Vf. vor etwa 15 Jahren gelieferten einzelnen Hefte zur Beschreibung Königsbergs zu Grunde; und schon eine flüchtige Vergleichung lehrt, dass keine Mühe gespart worden ist, um jenem Entwurfe die nöthige Ausführlichkeit zu verschaffen, das Unvollständige zu vervollkommnen, das Fehlende zu ergänzen, das Unrichtige zu bestimmen, und dem Ganzen mehr Leben und Gewandheit zu geben. Man sieht es deutlich, dass sich der Vf. *Nikolais* Beschreibung von Berlin zum Ziel vorgesteckt, und ihr, so viel möglich, nachzukommen gesucht hat; aber in dem, was Königsberg als grosse Handels- und Seestadt, als Sitz einer Akademie und Grenzort des preussischen Landes an Russland und das ehemalige Polen, eigenthümliches hat, foderte ihre Beschreibung besondere Kenntnisse, tiefen Beobachtungsgeist und ein geübtes Kennerauge. Und gerade hier erregt es keine geringe Bewunderung, dass ein Mann, dem bekanntlich die Natur und das Schicksal so viel Hindernisse in den Weg gelegt hat, diese überwältiget, gleich einem *Sehenden*, so gut beobachtet, so vieles zusammengetragen, und mit einem Worte das geleistet hat, was geleistet worden ist. Man wird in dem, was man von einer Stadtbeschreibung zu erwarten hat, nicht leicht etwas Erhebliches vermissen; keinen Artikel ganz mager ausgeführt finden, ermüdende Weitschweifigkeit vermieden, und gedrängte Kürze unbeschadet der Deutlichkeit beobachtet sehen. Hier und da wäre etwas mehr Lebhaftigkeit des Vortrags zu wünschen, z. B. in der Beschreibung der Umgebungen Königsbergs, deren Mangel aber dem Vf. gerade am mehresten zu verzeihen ist, da sein Auge diese Anblicke entbehrt. Im 1 Abschnitt wird die mathematische und physische Topographie, im 2 die Geschichte, im 3 die Topographie, im 4 alles übrige *Statistische* der Stadt und des Orts beschrieben. Letzterer steht, seiner Weitläuftigkeit wegen, mit den übrigen nicht im genauen Verhältniss, und der erstere hätte mit dem dritten verbunden werden sollen, da er mit demselben gleiches Inhalts ist, und um so mehr, da er nur 17 Seiten füllt. Diese gewählte Ordnung und Trennung mancher zusammengehörenden Artikel hat einigemale eine unnöthige Wiederholung erzeugt. Am besten ist die Geschichte der Stadt — die Beschreibung des Handels, des Fabrik- und Armenwesens in Königsberg gerathen. Sehr beherzigenswerth ist, was S. 468 zur Berichtigung der Urtheile über die Armenanstalten gesagt wird. Königsberg kann gewiss mit jeder anderen grossen Stadt, die gute Armenanstalten hat, wetteifern; und Rec. hat nicht leicht einen Ort gefunden, wo so viele wohlhabende Privatpersonen andere Hausarme und Nothleidende edelmüthig unterstützen. Zusätze, Berichtigungen und Verbesserungen muss es natürlich bey einem solchen Werke geben, das eine so getheilte Aufmerksamkeit erfodert, obgleich der Vf. grösstentheils aus guten und richtigen Quellen geschöpft hat. Was Rec. hier erinnert, sind nur Kleinigkeiten, die bey einer neuen Ausgabe leicht berichtiget werden können. Was S. 3 vom Pregelstrom gesagt wird, ist in mehr als einer Hinsicht unrichtig und mangelhaft. Nicht bloss bey Steinbeck 1½ Meilen von Königsberg theilt sich der Pregel, sondern schon vorher bey Cremitten oder Langendorf, 4 Meilen von der Stadt. Nicht der *rechte* Arm heisst der *alte* und der *linke* der *neue* Pregel, sondern gerade umgekehrt. — Der Pregel bildet zwar *jetzt* die Insel Kneiphof, man weiss aber, dass der östliche Arm, der Communication willen, *gegraben* worden ist; nicht mit *zwey* Armen, sondern ungetheilt fliesst der Pregel ins frische Haf. S. 17 ist zuzusetzen, dass oft beträchtliche Stücke Bernstein auch im Pregel aufgefischt werden. Der Argwohn des Vf. S. 40, dass der im Bildniss auf einem Brunnen stehende *Hans Sagan*, der sich 1370 in der Schlacht bey Rudau so berühmt gemacht hat, der katholische Heilige, *Florian* sey, wird doch durch allgemeine Tradition widerlegt. — Den Hof des bekannten *Scalichius* (S. 54) hört man von gemeinen Leuten nicht *Kalixten*- sondern *Kalizkenhof* nennen. S. 55 wo gesagt wird, dass das ganze Land an dem *hesshusischen* Streite über *abstractum* und *concretum* Theil genommen habe, hätte zugesetzt werden müssen, dass sich sogar die Weiber auf dem Fischmarkte eine abstracte und concrete Hure geschimpft haben. — An der altstädtischen Kirche stehen jetzt nicht *drey*, sondern zwey Diakonen; dasselbe hätte auch bey der löbenichtschen und kneiphöfischen Kirche angemerkt werden sollen. Beym altrossgärtischen Kirchhofe (S. 147) fehlt die Merkwürdigkeit zweyer verschlungenen Bäume, die am Grabe zweyer Liebenden stehen, die sich im Leben nicht ehelich umarmen durften, wovon schon 1803 eine Beschreibung im Druck erschien. Hart ist das Urtheil, das Hr. *v. B.* S. 186 bey Gelegenheit des Mahlers *Knopke* fällt. „Er hatte das *Schicksal der besten Köpfe Preussens*; er wurde verkannt. — Wäre er ein *Ausländer*, mit halb so viel Anlage für seine Kunst und hinreichend *unverschämt* gewesen, seines Ruhmes wäre *hier* kein Ende." Zum Glück wird es durch Erfahrung widerlegt, welches man den Auswärtigen nicht erst sagen darf. — Dass die theologische Fakultät alle 14 Tage (S. 434) ihre Zusammenkünfte gewöhnlich halte — ist lange nicht mehr wahr, auch nicht leicht üblich gewesen; eben das gilt vom grösseren Fiscus S. 336, weil die Promotionen bey der theologischen Fakultät selten sind. — Nicht 3, sondern 4 Tage hält der Doctorandus in der theologischen Fakultät die *lectiones cursorias* (S. 336). Zu S. 339 gehört: Grafen, die inscribirt werden, zahlen das Triplum. — Nicht alle Schriften, die gedruckt werden, passiren eine dreyfache Censur, sondern nur Gedichte (wovon wieder, die auf Bändern, ausgenommen sind, die einfach censirt werden) und in ein bestimmtes Fach einschlagende Schriften.

ten. S. 340. Schon seit 6 Jahren lesen die Professoren der philosophischen Fakultät nicht mehr die Pädagogik *wechselsweise unentgeltlich*, sondern sie ist einem von ihnen vom Hofe aus aufgetragen worden zu lesen, gegen ein Honorar von 150 Rthlr. jährlich. Die Nachricht (S. 270), dass der *akademische Rendant* den Gehalt des ehemaligen 3 Hofpredigers ziehe, ist ganz entstellt. Die Wallenrodische Bibliothek ist seit Jahr und Tag unter gewissen Bedingungen der Akademie geschenkt worden, die sie vielleicht mit der akademischen vereinigen wird. Doch da die Nachrichten überhaupt nur bis zum Jahr 1803 gehen, so darf man über das, was später vorgefallen ist, mit dem Vf. nicht rechten. Hier ist nun der besondere Fall, dass gerade das Jahr 1804 so merkwürdig für die Verfassungen mehrerer hohen Collegien der Stadt geworden ist, und der Regierung, der Kammer, dem Consistorio, dem Hospitalcollegio u. s. w. eine andere Gestalt gegeben hat, so dass nun kein eigentliches Etatsministerium mehr existirt, und vieles nicht mehr wahr ist, was davon hier gemeldet wird. Mancher unrichtige Ausdruck z. B. „*das* Altar" die Soldaten tragen kurze *Stiefel*. S. 269 „ohne dass die Reihe *an sie* war" u. s. w. läuft als Provincialism mit unter. Kein Kapitel ist jedoch im Ganzen dürftiger ausgefallen, als das von der Akademie, und man würde berechtiget seyn, dem Vf. darüber Vorwürfe zu machen, wenn er nicht S. 12 der Vorrede ein eigenes Werk „das gelehrte Königsberg" verspräche, zu dessen baldiger Herausgabe wir ihn hiermit ermuntern. Bis dahin befriedige man sich mit folgender kleinen, dem Inhalt nach verwandten Schrift:

KÖNIGSBERG, b. Hering, Goebbels u. Unzer: *Über die Universität zu Königsberg.* Ein Nachtrag zu Arnold und Goldbeck. 1804. 94 S. 8. (13 gr.)

Der ungenannte Vf. (dem Vernehmen nach, Hr. geh. R. und königl. Leibarzt D. *Metzger* zu Königsberg) handelt nach einem Prolog und nach einer Einleitung über Universitäten überhaupt, von der Stiftung und Verfassung der Universität zu Königsberg, theilt einen Nekrolog der U. z. K. seit 1782, und ein Verzeichniss einiger Lehrer, welche die Akademie nach einigen Jahren wieder verlassen haben, mit, beschreibt das jetzige Personale d. U. z. K., und spricht über die mit einer Universität mehr oder weniger nothwendig verbundenen Anstalten am ausführlichsten, und im medicinischen Fache interessantesten, alles zu dem Zwecke, zu zeigen, dass sich diese auswärts etwas verkannte Universität mit ihren übrigen gepriesenen Schwestern wohl messen könne, und in keinem Stücke ganz zurück bleibe. Diesem Gesichtspunkte ist es wohl zuzuschreiben, wenn fast alles zu sehr gelobt, die Lehrer sehr erhoben, und einige Mängel zu sehr verdeckt sind. Ob sich gleich die Schrift gut lesen läst, und von einer geübten Feder herrührt: so scheint sie doch etwas flüchtig niedergeschrieben, und besonders die Charakterisirung der Lehrer etwas einseitig entworfen zu seyn.

EBST.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Venedig*, b. Rosa: *Expositionem Symboli, quae prodiit Patavii 1799, tribuendam esse S. Niceae Dacorum episcopo.* 1803. LXVI S. 4. Hr. *Johann Prosdocimus Zabeo*, Prof. der Theologie zu Venedig, durch eine Chrestomathie aus den Kirchenvätern in drey Bänden und eine *Logik der Theologie* bekannt, gab vor einigen Jahren das Glaubensbekenntniss heraus, welches ein heiliger Bischof Nicetas von Romatiana im fünften Jahrhunderte seinem Kirchsprengel vorschrieb. Nach Cave, (gewissermaßen) Dupin und anderen, wurde es einem aquilejischen Vf. zugeschrieben; man hielt, aus schwer zu fassenden Gründen, Romatiana für eine ungewöhnlichere Benennung Aquilejens. Hievon ist Hr. *Zabeo* mit Recht abgegangen. Romatiana ist eine, von Nissa und von Giustendil (Justiniana) wenig entfernte, dacische Stadt, welche in dem heutigen Serwien lag. Das gleiche ist bey Recension einer anderen Handschrift eben dieser Confession dem berühmten *Denis* aufgefallen; es trägt zu Befestigung der Sache bey, dass er und unser Vf. nichts von einander gewusst.

Im übrigen läst sich abnehmen, dass die Ketzer, mit welchen Bischof Nicaeas es aufzunehmen hatte, dieselben waren, welche in seiner Provinz das ganze Mittelalter hindurch den Eifer der Rechtgläubigen übten. Es wird viel seyn, wenn ihrer nicht jetzt noch sind: Wenn die Türkey einst, wie andere Länder, durchforscht werden kann, so wird auch die Kirchengeschichte Eroberungen machen; man wird Reste der alten Secten finden. Die, wider welche hier gekämpft wird, waren Kataphrygen, Marcioniten, *Manichäer*, Leute, welche nur einen Schein der Menschwerdung (*in phantasmate factam*) glaubten, und von einer körperlichen Auferstehung nichts wissen wollten. Von ihnen ruft Nicaeas zu der Kirche, der auch die hohen Kräfte, die Engel, zugehören. „Entsagen soll jeder dem Teufel und seinen Werken, als Theater, Tanz, Trunkenheit, Hurerey, wahrsagendem Loose (*Sortibus*) und — der *Cultur*" (*culturae*; welches Hr. *Zabeo* für Kleiderluxus nimmt. Es könnte auch auf Gottesdienst gehen; *Idole* werden zwar später genannt: Wenn aber diese die Verirrung der Heiden waren, so könnte jenes die unbildlichen Anbetungsgegenstände einiger Secten bezeichnen.)

Ths.

Hamburg u. *Mainz*, b. Vollmer: *Französischer Cornelius Nepos, oder Leben der vorzüglichsten Helden, die sich während der Revolution ausgezeichnet haben. Ein Muster zur Nachahmung für die reisende Jugend, und als Lehrbuch in Schulen vorzüglich brauchbar.* Aus dem Französischen von *Müller*. 1805. 187 S. 8. (12 gr.) Der Zusatz zum Titel: *Ein Muster* etc. ist hier ganz am unrechten Orte. Was soll die Jugend nachahmen? Soll denn alles, was jung ist, Soldat werden? Und was wird man nicht noch alles für Schulen brauchbar, ja vorzüglich brauchbar finden! Rec. möchte die Schule kennen, in der dieser französische Cornelius Nepos als Lehrbuch (wessen?) eingeführt werden könnte. Aber abgesehen von diesem Zusatze, haben diese Biographieen *Rochambeau's*, *Custine's*, *Wimpfen's*, *Dugommier's*, *Edmund Richer's*, *Guibar's* und *Alarre's*, das Verdienst eines guten Vortrags, und einer schicklichen Auswahl des Interessanten. Unter den angehängten militärischen Charakterzügen hat Rec. einige weniger bekannte gelesen.

π. o.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 JULIUS, 1805.

STATISTIK.

Münster, b. Waldek: *Abrifs der Länder- und Staatenkunde, besonders von Deutschland, mit beständiger Hinsicht auf die neuesten Veränderungen und kurzen historischen Notizen.* Bearbeitet von *Johann Heinrich Müller*, Lehrer an der Realschule zu Hattingen, in der Graffschaft Mark. Zum Schul- und Privatgebrauch. 1805. 346 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. fand sich, wie er in der Vorrede sagt, durch „das selbst empfundene Bedürfnifs und den leicht in die Augen fallenden Nutzen eines nach den gegenwärtigen Zeitumständen modificirten kurzen Abrisses der Länder- und Staatenkunde bewegen, dieses in der That mühevolle Geschäft zu übernehmen; denn der Weg, den er betreten mufste, sey gewissermafsen noch ganz ungebahnt." Er nennt sein Buch Länder- und Staatenkunde, da es doch meist nur eine magere Erdbeschreibung ist, die öfters in eine blofse Nomenclatur ausartet. In der Beschreibung der Staaten selbst, ist er nicht der natürlichen Lage gefolgt, sondern hat oft sehr entfernte Länder neben einander hingestellt, blofs weil sie unter einerley Titel zu bringen waren, wie z. B. die Republiken, oder die Königreiche. Deutschland hat er gar von Europa getrennt, und es hinter Amerika gestellt; eben so hat er Venedig bey Deutschland abgehandelt, als ob es jetzt ein deutsches Land wäre, weil es einem deutschen Besitzer gehört. Auf diese Art müfsten Ungern und das österreichische Polen auch zu Deutschland gehören.

Der Vf. hat seinem Werke einige geographische Vorkenntnisse, wie er es nennt, — vorangeschickt, worin er die mathematische und physische Erdbeschreibung abhandelt, ohne jedoch etwas neues zu sagen; destomehr hat er alte Fehler anderer Geographieen wiederholt, und diese noch mit neuen vermehrt. S. 23 setzt der Vf. den Montblanc irrig nach Valesien (Wallis), da er ganz im französischen Gebiet zwischen den Depart. Montblanc und Doria steht. Unter den feuerspeyenden Bergen S. 23 sind die Berge auf Volcano und Stromboli vergessen. Die geographische Darstellung selbst fängt der Vf. mit den entferntesten europäischen Ländern, Rufsland und der Türkey, an. Dem europäischen Rufsland giebt er 94,000 Quadratmeilen, und 33 Mill. Einwohner. 1803 sind im ganzen russischen Reiche 1,277,321 geboren worden, welches eine Bevölkerung von 32 bis 33 Mill. giebt, wovon ungefähr 26 bis 27 Mill. auf den europäischen Theil fallen können.

Der zweyte Abschnitt der Schrift enthält die Königreiche, bey welchen mit Portugal der Anfang gemacht wird. Die Volksmenge dieses Landes wird auf 3 Mill. angegeben; es hat aber nicht über 2,250,000 Einwohner. Eben so ist bey Spanien die Volksmenge von 11 Millionen zu hoch. Bey der Zählung im J. 1804 wurde die traurige Bemerkung gemacht, dafs die Volksmenge, seit der vorhergehenden Zählung, um eine volle Million abgenommen habe, und jetzt nur noch aus 9 Mill. bestehe. Die Behauptung, dafs England in guten Jahren Überflufs an Getreidearten habe, war zwar ehemals wahr; jetzt aber ist es umgekehrt. Ehemals konnte England vieles ausführen; jetzt mufs eingeführt werden, woran die ungeheure Ausbreitung der Viehzucht, zum Schaden des Ackerbaues, die sehr vervielfältigte Anlegung der Landhäuser, Gärten, Lustwälder, die zunehmende Bevölkerung, und der grofse Verbrauch der Flotte schuld sind. S. 54 ist die Bevölkerung von England mit beynahe 8 Mill. und Schottland mit 1800,000 unrichtig angegeben. England hatte 1802. 8,331,434; Wales 541,564 und Schottland 1,599,068 Seelen; mithin ist das erstere zu gering, das andere zu hoch angegeben. S. 56 schreibt der Vf. auch dem gewöhnlichen Haufen der Geographen nach, London habe 1 Million Einwohner. Höchstens kann man die Volksmenge dieser Hauptstadt, mit Einschlufs der Miliz und der Seeleute auf den Handelsschiffen in der Themse auf 900,000 rechnen. Eben so sind auch bey den meisten anderen Städten die Bevölkerungsangaben übertrieben. — Bey der Beschreibung Dänemarks ist die Quadratmeilenzahl Norwegens von 7200 zu hoch; es hat nur 6056. Die Einwohnerzahl Dänemarks wird unrichtig auf 2¼ Mill. gesetzt. Im J. 1799 wurden in Dänemark, Norwegen und den Herzogthümern 77,284 geboren, 59,878 waren gestorben, und 18,267 Ehen geschlossen worden: diefs giebt eine Bevölkerung von 1,925,000 Seelen. — Island hatte 1801, 47,207 und die Färöer Inseln 5265 Einwohner, demnach der ganze dänische Staat, ohne die aufsereuropäischen Besitzungen, nach runden Zahlen, 1,977,000, also noch keine 2 Millionen Seelen. Stockholm hat nicht 80,000, sondern nur 70,000 Einwohner. Im J. 1804 sind in Stockholm 2441 Kinder geboren worden, und unter diesen über 1000 uneheliche. Das ist mehr, als was Paris und Leipzig bisher in dieser Rücksicht aufweisen konnten! Wismar gehört nicht mehr unter die schwedischen Besitzungen.

gen. Der Satz, dafs der Boden in Preussen fast durchgehends fruchtbar sey, ist sehr unrichtig; der Vf. durfte nur auf die Landkarte sehen, wenn er auch sonst keinen anderen Führer gehabt hätte, um sich vom Gegentheil zu überzeugen.—Danzig hat nicht mehr 50.000 Einwohner, es ist leider von 60.000, auf 36.000 herabgekommen, seitdem es preussisch ist. Die Zahl der jährlich Gebornen ist nur noch 1400. Eben so ist der Verfall der Stadt Warschau, deren Einwohnerzahl der Vf. auf 66,000 angiebt, merkwürdig. In den letzten zehn Jahren des Königreichs Polen hatte Warschau 90 bis 95,000 Einwohner, unter welchen 15 bis 1800 Juden waren. 1796 waren es noch 57,000 Christen und 7600 Juden; 1800, 54,000 Christen und 9200 Juden; im J. 1803, 53,000 Christen und 9724 Juden. Sonderbar ist es, dafs, so wie die Christen abnehmen, die Juden zunehmen; und wenn es in dieser Progression fortgeht, so wird Warschau endlich eine Judenstadt werden. Die Einwohner von Gallizien und Lodomirien setzt der Vf. auf 4½ Mill. Genauer ist sie in Ostgallizien 3,650,000, und in Westgallizien 1,281,000, zusammen 4,930,000, also beynahe 5 Mill. S. 85 ist der Flächeninhalt von Ungern mit 3200 Quadratm., von Slavonien mit 340, von Kroatien mit 314, und von beiden Dalmatien zu 406 Quadratm. unrichtig angegeben. Ungern *allein* enthält 4033 Quadratm., Kroatien 477, Slavonien 333, Dalmatien 240, Siebenbürgen 730, zusammen 6010 Quadratm. Der Vf. bringt in allem nur 4260 Quadratm. heraus, welches offenbar viel zu wenig ist. Eben so ist die Quadratmeilenzahl von Neapel mit 1260 M. zu niedrig angegeben. Es sind 1437. S. 107 ist die bey Parma und Piacenza gegebene Seelenzahl mit 350,000, um 100,000 zu hoch. Eben so S. 108 bey Malta mit 150,000. Man ist jetzt von dem Zustande Maltas besser unterrichtet, und weifs, dafs die Insel wenig fruchtbar, und schlecht bewohnt ist, auch nur 2 Städte und 27 Dörfer enthält, so wie Gozo, ein Städtchen und 8 Dörfer. Die Besitzer dieser Insel sind gegenwärtig nicht mehr die Johanniter-Ordensritter, wie der Vf. sagt, sondern die Engländer, und die Zukunft mufs erst das Schicksal dieser Insel aufklären. Dafs der Vf. auf Paris noch 700,000 Einwohner rechnen konnte, ist unbegreiflich, da ja die gezählte Einwohnerzahl zu 547,000 in allen Zeitungen bekannt gemacht worden ist. Die Einwohnerzahl der batavischen Republik beläuft sich nicht mehr über 2 Mill., sondern nur auf 1,873,000, nach der neuesten Zählung. Holland hat davon 799,979; Seeland 81,916; Utrecht 108,820; Geldern 323,282; Overyssel 170,330; Gröningen 93,000; Friesland 96,846; und Brabant 207,708. Die Seelenzahl in Amsterdam mit 250,000 ist um 50,000 zu hoch; Amsterdam hat bey 8000 Gebornen, nur 200,000 Einwohner. S. 130 rechnet der Vf. den Gotthard mit 8587 Fufs Höhe, (nach andern 1650 Toisen) den Tödiberg, den Jura und andere, unter die höchsten Berge der Schweiz; hingegen die Jungfrau, Stella, das Finsterarhorn, Schrekhorn, Mönch, Eiger, die alle über 10,000, theils über 11,000 Fufs haben, nennt er nicht. Helvetiens Bevölkerung ist um mehr als 200,000 zu hoch angegeben. Bey der Eintheilung Helvetiens bringt der Vf. nur 18 Kantone heraus, da es doch 19 sind. Den Kanton St. Gallen hat er vergessen. Dagegen hätte er das Fürstenth. Neuenburg, das in keiner Verbindung mit der Schweiz mehr steht, hier wohl weglassen können. S. 132 und 133 zählt der Vf. Tirano, Bormio, Chiavenna zur Schweiz, da doch diese Orte und Gegenden zur italienischen Republik gezogen worden sind, und jetzt zum Depart. Adda und Oglio gehören. S. 135 rechnet der Vf. den Montblanc nochmals zu Wallis; dagegen hat er den grofsen Berg Rosa von 14,380 Fufs, den höchsten in Wallis, der dem Montblanc wenig nachgiebt, vergessen. Der Gemmiberg, den der Vf. dagegen anführt, hat nur 5166 Fufs Höhe. Die italienische Republik, deren Flächeninhalt der Vf. zu 1000 Quadratm. angiebt, hat nur 784 Quadratm.; auch hat sie nicht 3,800,000 Seelen, sondern nur 3,552,000. Wenn der Vf. S. 142 von dem genuesischen Baumöl als dem besten in Europa redet: so dachte er nicht an das vortreffliche Öl von Lucca, und das, welches auf den Inseln im adriatischen Meere gebauet wird. Poglizza kann nicht ein Freystaat, in dem Sinne genannt werden, wie Ragusa und andere, in deren Gesellschaft sie der Vf. anführt, denn die Einwohner haben sich ehemals den Venetianern unterworfen, sind aber von ihnen aus Dankbarkeit schonend behandelt worden. In dieser Eigenschaft sind sie an Österreich übergegangen. Es ist ungefähr das Verhältnifs, wie bey den Montenegrinern. Bey den Producten der Sieben-Inseln-Republik hätte der Vf. das vortreffliche Öl nicht vergessen sollen, welches meist nach Triest und Venedig verführt wird. S. 149 bis 166 wird Asien abgehandelt; Afrika von 167—178; Amerika von 179 bis 196; Australien von 197 bis 200. Und nun erst nach allem diesen kommt Deutschland vor, mit der Bemerkung, dafs es zu S. 31 gehöre.

Auch diese Beschreibung wimmelt, wie die ganze Schrift, von statistischen und anderen Fehlern. Den Main möchte Rec. doch nicht zu den Hauptströmen Deutschlands rechnen. Er ist bey Frankfurt, also 8 Stunden vor seinem Ausflusse, so seicht, dafs die Schiffe mit Stangen regiert werden müssen. Die Drave und Sau sind wohl viel bedeutender. Gräz hat nicht 36,000, sondern nur 28,000 Einwohner; Klagenfurt hat nicht 10,000, sondern nur 8000; Laibach nicht 20,000, sondern nur 14,000 Einwohner. S. 228 giebt der Vf. dem Herzogthum Venedig, nebst Friaul und Istrien, also ohne Dalmatien und die Inseln, 2,200,000 Einwohner. Nach bekannten Zählungen hat Venedig, das feste Land, 1.384,000 und Istrien 69,000 Einwohner, also zusammen 1,453.000 Einwohner. S. 229 ist die Einwohnerzahl von Padua mit 34.000 viel zu gering, und Vicenza mit 30,000 viel zu hoch angegeben. Auch die Zahl von München mit 50,000 ist zu hoch. *Hazzi* giebt sie, mit der Aue und dem Militär zu 48,750 an, wovon für diese beide 12,995 abzuziehen sind; mithin bleiben 35,750.

S.

S. 241 macht der Vf. bey den wirtembergischen Landschulen die richtige Bemerkung, dafs sie eine dem Geist der Zeit mehr angemessene Einrichtung erhalten sollten. Es war schon längst der Wunsch der Patrioten, dafs die vielen lateinischen Schulen in den Landstädtchen eingehen, und Bürgerschulen daraus gebildet werden möchten! Denn wozu soll dem Handwerker und Ackersmann das Latein dienen? Urach ist keine Fabrikstadt, nicht eine einzige Fabrik ist da, blofs Handwerker, vorzüglich Leinewandweber. Efslingen hat nicht 7000 Einwohner, sondern nur 5200; eben so Heilbronn nicht 7200, sondern nur 5400. Dagegen ist die Seelenzahl Wirtembergs mit 700,000 zu gering. Alt-Wirtemberg hat 670,000; Neu-Wirtemberg mit Kreuzthal 120,000, also zusammen 790,000 Einwohner. Wimpfen ist schon seit etlichen Jahren von Baden an Hessen-Darmstadt vertauscht worden. Biberach hat nicht 7000, sondern nur 5000 Einwohner. Der Theil der Rheinpfalz, welchen Baden besitzt, gehört nicht mehr zum oberrheinischen Kreise, sondern zum schwäbischen. Ulm hat, nach mehreren Zählungen nur über 11,000, nicht 14,000 Einwohner. Die baierischen Besitzungen in Schwaben, mit 330,000 Einwohnern sind wieder sehr übertrieben. Öttingen, Spielberg und Wallerstein haben jetzt nicht nur, wie vormals, den fürstlichen Titel, sondern sie haben auch durch den Schlufs der Reichsdeputation, Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath erlangt. Lindau ist schon im vorigen Jahre an Österreich vertauscht worden; eben so ein Theil der Abtey Weingarten. Eglofs gehört nicht Abensberg und Traun (Traun Abensberg), sondern dem von Waldstein, unter dem Titel Fürst von Windisch Gräz. Augsburg hat bey 900 bis 1000 jährlich Gebornen, höchstens nur 28,000 Einwohner (1804 wurden 978 geboren). Bamberg hat nicht 20,000, sondern, mit dem Militär 18,600 Seelen. Die 9 bis 10,000 Einwohner Ansbachs treibt der Vf. auf 13,000. Mannheim enthält nicht mehr 20,000, nur noch 18,800 Seelen; ehemals waren es 24,000. Heidelberg hat nicht 11,000, sondern 8900 Einwohner, beides nach der letzten Zählung. Wenn der Vf. Frankfurt 43,000 Einwohner zuschreibt, so ist dieses von Stadt und Gebiet zu verstehen; denn die Stadt allein hat bey 1100 Gebornen nicht über 30,000 Seelen. Die Bevölkerung Düsseldorfs mit 20,000, Elberfelds mit 17,000, Solingens mit 9000 Einwohnern ist viel zu hoch. Eben so die Einwohnerzahl Osnabrücks, mit 160,000, da es nur 136,000 hat. Rietberg ist jetzt, so klein es ist, ein Fürstenthum, da es durch den Reichsdeputations-Hauptschlufs von 1803 Sitz und Stimme im R. Fürstenrath erhalten hat. Nach S. 298 soll Magdeburg 87 Quadratm. und 284,000 Einwohner enthalten, und die Stadt Magdeburg 30,000. Das Land Magdeburg enthält mit Mannsfeld, 106 Quadratm. und 250,000 Einwohner; und die Stadt Magdeburg, nach Abzug der Garnison, der Neustadt mit 5000, und der Sudenburg mit 1600 Seelen, — welche beide Städte in ein ganz anderes Amt gehören, — 20,000 Einwohner. Nordhausen hat mit seinem ehemaligen Gebiet, nur 10,000 Einwohner. Hamburg mit 125,000, Lübeck mit 30,000 Einwohner, sind wieder ohne Prüfung nachgeschrieben. Dresden mit 55,000 zu 1600 Gebornen ist ebenfalls ohne Kritik hingesetzt. Berlin hat nach der neuesten Zählung 153,000 Einwohner ohne die Besatzung. Böhmen hat über 3,100,000 Einwohner. Auch Prag hat weit mehr als 80,000 Einwohner. Troppau hat nicht 3000, sondern bey 530 Gebornen 14,000 Einwohner.

Es würde dem Rec. leicht seyn, das Verzeichnifs der in dieser Schrift enthaltenen Unrichtigkeiten zu vergröfsern. Aber schon die angezeigten machen es klar, wie unkritisch der Vf. die älteren fehlerhaften Erdbeschreibungen benutzt, und wie wenig er die neueren und zuverläfsigeren Hülfsquellen gebraucht habe. Überhaupt läfst sich nicht absehen, welchem Bedürfnisse der Vf. mit seiner Arbeit habe abhelfen wollen. H.

Leipzig, b. Schumann u. Triest, b. Orlandini: *Beschreibung der Handlung und des Industriefleifses der K. K. Seestädte und Freyhäfen Triest und Fiume.* 1804. 193 S. u. XXIX S. Register. 8. (16 gr.)

Zuverläfsige Nachrichten über den Handel und Industriefleifs der Seestädte *Triest* und *Fiume* müssen jetzt für den Statistiker sehr erwünscht seyn, da der Handel derselben immer mehr aufblüht, und dadurch auch der österreichische Industriefleifs befördert wird. Dem Rec. ist daher diese Schrift, die der bekannte Vf. des *gewerbfleifsigen Deutschlands* herausgegeben hat, sehr willkommen, weil bis jetzt blofs einige beyläufige und zerstreuete Notizen über den Triester Handel, und noch wenigere über den Handel zu Fiume erschienen sind. Zwar hält er diese Beschreibung keinesweges für erschöpfend und mangelfrey, vielmehr vermifst er manches Wichtige, vorzüglich über den Industriefleifs, z. B. ausführlichere Nachrichten über die Schiffahrt nach diesen beiden Freyhäfen, und über die österreichischen Schiffe, die aus denselben auslaufen, über die Beschränkung des ungerischen Handels zu Fiume u. s. w.: doch liefert der Vf. schätzbare Beyträge zu einer künftigen vollständigeren Beschreibung des Handels und der Industrie in den Seestädten Triest und Fiume, und sein Fleifs verdient die gröfste Aufmunterung. Er hat die besten Notizen, welche von Triest und Fiume in verschiedenen Schriften vorkommen, kritisch benutzt, und sich durch Correspondenz mehrere Angaben und Berichtigungen verschafft. Ja er verspricht bey künftigen Ausgaben seine Beschreibung immer richtiger und vollständiger zu geben, damit sie *L'Espine's* geschätztem Werke über die Handlung Amsterdams nicht nachstehe.

Zuerst beschreibt der Vf. das *Gebiet von Triest*, und handelt namentlich von dessen Grenzen und Gröfse, seiner natürlichen Beschaffenheit und der Zahl seiner Einwohner. Der Flächeninhalt ist noch nicht genau bestimmt, indem er nach einigen 5, nach anderen 7 Quadratmeilen beträgt. Die Gegend hat

hat sanfte Hügel, nur gegen Norden wird sie von einem Gebirge, der *Karst* genannt, eingeschlossen. An Naturproducten liefert das Pflanzenreich südliche Früchte verschiedener Art, besonders vortrefflichen Wein, im Überfluss, und gutes Baumöl, das dem genuesischen nicht nachstehen soll. An Holz ist im Ganzen Mangel, der aber durch Steinkohlen ersetzt wird, so wie der Mangel an Kochsalz durch das von den Triestern bereitete Meersalz. Aus dem Thierreiche hat Triest Pferde, Schaafe und treffliche Fische im Überfluss. Von dem Triester Handel mit Fischen, handelt der Vf. weitläufig. Die Zahl der Einwohner ist im Steigen, indem jetzt die Stadt Triest allein nahe an 40,000 Einwohner hat. — Von S. 8 bis 52 wird von der *Stadt Triest* und ihrem Handel und Industriefleiss gehandelt. Der Vf. zählt I. ihre verschiedenen beträchtlichen *Manufacturen und Fabriken* auf; II. die verschiedenen *Handelshäuser*, nach folgender Ordnung: 115 börsemäsige Handelshäuser; 60 Grossohändler, die bey dem Mercantilgericht angemeldet sind; 28 Grossohändler, die zugleich im Kleinen verkaufen; 53 Grossisten, von denen der Vf. nicht bestimmt sagen kann, zu welcher Classe sie gehören; 4 böhmische Glashändler; 4 Buchhandlungen. Der Buchhändler *Creutz* führt auch die Törökischen Universalarzneyen, z. B. das *Specificum antivenereum externum*, die stärkenden Zeugungstropfen, u. s. w. mit welchen in den österreichischen Provinzen leider viel Unfug getrieben wird, ohne dass ihm die medicinische Polizey steuert. Der Verfertiger, Graf *Török*, ist ein Anhänger des berüchtigten Charlatans *Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus a Hohenheim*. Auch in Ungern befassen sich meist Buchhändler mit dem Verkauf der Törökischen Arzneyen. III. *Künstler und gewerbtreibende Personen anderer Art.* Unter dieser Rubrik nennt der Vf. bloss Apotheker und Buchdrucker. Warum nicht auch Uhrmacher, Goldschmiede und andere Künstler? IV. *Handelsanstalten:* Bergwerksproducten-Verschleiss-Direction, Börse, Güterbestätteramt, Freyhafen, u. s. w. Von S. 49 bis 52 beschreibt der Vf. die *Wichtigkeit des Triester Handels.* Er behauptet, dass Triest jetzt unter die ersten Handelsstädte Europas gezählt werden könne. Triest ist unstreitig wegen seiner vortheilhaften Lage, seiner wohlunterhaltenen Strassen, seines vortrefflichen Freyhafens und seiner nützlichen Canäle der wichtigste und schicklichste Vermittelungsplatz zwischen der Lavante, Italien, Deutschland und anderen Ländern von Nord- und Südeuropa. Indessen ist nach des Vf. gegründeter Versicherung für Triest kein Handelszweig so ergiebig, als der des Speditionswesens. Der Seehandel Triests fing im J. 1719 an aufzublühen, als der Platz für einen Freyhafen erklärt wurde. Jetzt kann man die Ausfuhr zu Wasser auf 18 Mill. Gulden schätzen. Der Fall Venedigs hat den Handel Triests hauptsächlich begünstigt. Der Vf. hätte auch anführen können, dass während des jetzigen Kriegs zwischen Frankreich und England Triests Handel im Steigen ist, und dass es sehr unpolitisch seyn würde, wenn sich der Kaiser von Österreich in diesen Krieg einmischen wollte. — Der Triester *Ausfuhrhandel* hat es zu thun mit den natürlichen Producten und Kunstartikeln Österreichs, Böhmens, Ungerns, der Lausitz, Sachsens, der Schweiz, des Reichs. *Eingeführt* werden alle Arten von Producten und Waaren aus Portugal, Spanien, Italien, der Levante, Barbarey, aus England, Holland, u. s. w. die dann wieder in die österreichischen Staaten, ins Reich und andere nördliche Länder u. s. w. versendet werden. In einem *Anhang zu Triest* liefert der Vf. 1) ein allgemeines Verzeichniss der Waaren, welche über diesen Platz eingeführt werden, mit Angabe des verschiedenen Gewichts, u. s. w. 2) einen wirklichen Preis-Courant. — Von S. 92 bis 98 handelt der Vf. von der zum Königreich Ungern gehörigen Seestadt *Fiume*. Fiume, deutsch. St. Veit am Pflaum, krainerisch Reka, ist nach Triest und Venedig der wichtigste Hafen und die ansehnlichste Seestadt der österreichischen Monarchie. Der Vf. führt die *Fabriken und Manufacturen*, die *Handlungen*, und die Sensale und Consuls an. S. 96 beschreibt er den Fluss *Fiume* (Flumen), der sich ins Meer verliert, und in welchen die Schiffe bequem einlaufen können. Fiume wurde im J. 1719 von Karl VI (S. 97 steht durch einen sonderbaren Druckfehler Karl XV) zu einem Freyhafen erklärt. Maria Theresia unterwarf Fiume der Commerzial-Intendenz zu Triest. In älteren Zeiten war der Handel Fiumes sehr unbedeutend; die Ausfuhr schränkte sich fast nur auf Getreide und Holzkohlen ein, und die Einfuhr bestand bloss in Salz und Öl. Der steigende Handel hat aber in neueren Zeiten viele Fremde hieher gezogen, daher sich die Stadt immer mehr vergrössert. Die Ausfuhr aus Fiume besteht vorzüglich in Holzwaaren, Flachs, Pottasche, Rind-, Schaaf-, Borstenvieh und Tabak. Auch Mineralien könnten zu diesen Artikeln hinzukommen, wenn der Transport aus dem innern Ungern erleichtert würde. Rec. fügt hinzu: der Handel von Fiume könnte viel blühender seyn, wenn Ungern Commerzfreyheit hätte, und sein Industriefleiss nicht unterdrückt würde. Aus Ungern könnten, in diesem Fall, über Fiume vorzüglich folgende Artikel in Menge ausgeführt werden: Metalle, Häute, Wolle, Salzfleisch, Pottasche, Holz, trefflicher Tabak.

—i.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Rudolstadt*, b. Langbein u. Klüger: *Kinderallmanach*, von *Karl Dilthey*. 1805. 84 S. 12. (4 gr.) Wie diess Büchlein zu dem Titel eines *Allmanachs* oder Almanachs gekommen ist, mag Hr. *Dilthey* sagen. Es sind Fragen über die Pflichten der Wohlanständigkeit und eines guten Betragens für Kinder. Abgerechnet, dass es mitunter ein wenig bunt und unordentlich in diesen Fragstücken hergeht, können doch Kinder, die das Büchlein wirklich lesen, manche gute und nützliche Lehre aus demselben lernen.

AN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS 1805.

STATISTIK.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr* 1803. Th. I, II. 1803. 779 u. 412 S. gr. 8. *Ebendasselbe auf das Jahr* 1804. I Th. 1804. 804 S. II Th. VI und 474 S. gr. 8. (Beide Theile auf Druckp. 2 Rthlr. 3 gr. auf Schreibp. 3 Rthlr.)

Mit Vergnügen sieht Rec. dieses Handbuch sich mit jedem Jahre erneuern, und zugleich fast mit jedem Jahrgange durch Sorgfalt des verdienten Herausgebers, sowohl in Ansehung der Ökonomie des Ganzen als der Genauigkeit im Einzelnen, immer mehr sich seiner Vervollkommnung nähern. Seine Abstammung von dem seit 1738 vier Jahre hindurch erschienenen Einen Bändchen in Querform, welches mehr einem Frankfurtischen Kalender ähnlich sah, ist durch Vergleichung kaum mehr zu erkennen. Neben dem im J. 1742 ertheilten und seitdem von zehn zu zehn Jahren, zuletzt 1802 erneuerten kaiserlichen Privilegium, welches (mit einem sonderbaren Druckfehler) vorangedruckt steht, wurde es durch eine im J. 1751, und noch mehr im Jahre 1766, wo es zuerst in zwey Bänden erschien, veränderte Form gemeinnütziger und weiter verbreitet. Vorzüglich aber war es die durch des rühmlichst bekannten kurbraunschweigischen Minister-Residenten Hn. *v. Schwarzkopf* Werk *über Staatskalender* veranlasste, und in dem Jahrgange 1798 zum erstenmale beobachtete zweckmäsigere Anordnung des Ganzen, welche, verbunden mit dem jährlich ersichtlichen Eifer zu verbessern und zu vervollständigen, dieses Handbuch fast für jeden Geschäftsmann zum wirklichen täglichen und unentbehrlichen Handbuche gemacht hat. Natürlich würde eine *Anzeige* des Jahrg. 1803 viel zu spät erscheinen, aber auch, nach dem, was wir so eben bemerkten, völlig unnöthig seyn. Allein gern ergreifen wir diese Gelegenheit, um mit einer kurzen Darstellung desjenigen, wodurch sich dieses Handbuch seit diesem Jahrgange von den vorhergehenden in der Anordnung unterscheidet, die Erwähnung einiger noch immer nicht verbesserter Irrthümer zu verbinden, und auf diese Weise das unsrige zu der Vervollkommnung desselben beyzutragen.

Im *ersten Theile* hat der *1ste Abschnitt*, der bisher die in selbstständigen Staaten erblich und monarchisch regierenden Häuser, und zwar in der *ersten Abtheilung* die europäischen, in der *zweyten* die vorzüglichsten der aussereuropäischen enthielt, seinen Inhalt auch in diesen beiden Jahrgängen im Ganzen beybehalten. Nur ist von dem Jahrgange 1803 an in der 1sten Abtheilung die Ordnung dahin abgeändert worden, dass die drey bisherigen europäischen *Kaiserhäuser*, welche vorher den Anfang machten, jetzo in die alphabetische Reihe der sämmtlichen europäischen Monarchen eingerückt sind; dass *Parma* nicht mehr, ausser Etrurien, in einem besonderen Artikel aufgeführt, sondern mit diesem verbunden ist. Hinzugesetzt finden wir mit allem Rechte den Beherrscher des *Kirchenstaats*, welcher vorher die geistlichen Fürsten in dem bisherigen zweyten Abschnitte eröffnete. Dagegen sind *Böhmen* und *Toscana* hier verschwunden, und nur im 2ten Abschnitte unter den Kurfürsten, als *Böhmen* und *Salzburg* genannt. Der in der vorigen Ausgabe enthaltene *Anhang* dieser Abtheilung, welcher die depossedirten Häuser *Bourbon*, *Modena* und *Polen* begriff, ist nunmehr weggefallen, indem *Bourbon* als ein Anhang zu *Spanien* aufgestellt, der Herzog von *Modena* mit seiner Familie im zweyten Abschnitte unter den deutschen reichsständischen Fürsten erwähnt, und die bisherige Rubrik *Polen* gänzlich weggelassen, und das fürstl. Haus *Poniatowsky*, dessen Sprössling der letzte König von Polen war, im Jahrgange 1804 S. 444 unter den weltlichen, nicht reichsständischen Fürsten aufgeführt ist. Bey der *zweyten Abtheilung* sind die neueren Nachrichten über die Veränderungen in den aussereuropäischen Regenten-Häusern sorgfältig benutzt; auch finden wir unter den indostanischen Fürsten den Schach von *Cabul* zugesetzt. — Desto wichtiger und durchgreifender ist die Veränderung, welche die Form der übrigen Abschnitte dieses Theils erhalten hat. Denn bisher waren in dem 2 *Abschnitte* die *geistlichen Fürsten* aufgezählt, sowohl die mit Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage versessenen geistlichen Kurfürsten und Fürsten in der *ersten Abtheilung*, (mit einem die Reichs-Prälaten, welche an einer Curial-Stimme Antheil hatten, enthaltenden Anhange,) als auch in der *zweyten Abtheilung* die deutschen und nichtdeutschen geistlichen Fürsten und Prälaten, welche an der deutschen Reichsstandschaft keinen Antheil haben. In dem *dritten Abschnitte* waren die *weltlichen Fürsten*, und in dem *vierten* die *Grafen* aufgestellt; in beiden Abschnitten trennten zwey Abtheilungen die *reichsständischen* Familien von den *nichtständischen*. Eine Abänderung in dieser Anordnung war durch den neue-

neuesten Reichsschluss vom $\frac{\text{24 März}}{\text{27 April}}$ 1803, welcher die Säcularisation so vieler geistlichen Staaten in Deutschland sanctionirte, gewissermassen nothwendig geworden, und diese ist in den vor uns liegenden Jahrgängen auf eine der deutschen reichsständischen Würde entsprechende, und überdiess sehr bequeme Weise getroffen worden. Der *zweyte Abschnitt* enthält nämlich jetzo in *drey Kapiteln* die *reichsständischen Kurfürsten, Fürsten und Grafen*, und in einem Anhange die resignirten geistlichen Stände; der *dritte Abschnitt* zählt im 1 Kap. die *fürstlichen*, und im *2ten* die *gräflichen Häuser* auf, welche keinen Antheil an deutscher Reichsstandschaft haben. Im Jahrgange 1804 findet man die in den Fürstenstand ganz oder nur zum Theil erhobenen reichsständischen Familien von *Fugger-Babenhausen, Metternich, Solms-Krautheim, Sinzendorf und Waldburg*, und die mediate fürstliche Linie des Hauses *Hatzfeld* an ihrer neuen Stelle eingerückt, den Artikel *Baiern* nunmehr richtiger unter *Pfalz-Baiern*, und *Aschaffenburg* unter *Erz-Kanzler* geordnet. Zum erstenmale findet man in diesem Jahrgange die Genealogie der nicht reichsständischen gräflichen Häuser *Coreth, Galowkin, Hahn*, und eines Astes des Hauses *Preysing-Lichtenegg* verzeichnet; die eine Zeitlang ausgelassenen Familien der mediaten Grafen *Diesbach* und *Ingelheim* sind, und zwar vollkommen berichtigt, wieder aufgenommen; eben so, jedoch wegen des Abgangs neuerer Nachrichten in ihrer vorigen mangelhaften Darstellung, die ebenfalls mehrere Jahre lang nicht aufgeführte Genealogie der italienischen fürstlichen Häuser *Altieri, Barberini, Borghese, Chigi, Colonna, Conti, Corsini, Doria, Gonzaga, Pallavicini, Piombino, Rezzonico, Ruspoli* und *Sforza*. Bey den meisten einzelnen Familien ist des durch die neuesten Territorial-Veränderungen Deutschlands erhaltenen Zuwachses im Allgemeinen gedacht, auch sind die in Folge dieser Erwerbungen angenommenen neuen Titel, soweit solche bereits bekannt waren, aufgeführt. Übrigens ist in den einzelnen Kapiteln die schon früher beobachtete alphabetische Ordnung beybehalten worden.

Der *zweyte Theil* des Jahrganges 1803 enthält wie bisher, das Personale der wichtigeren *Staatsbeamten* sowohl in, als ausser dem deutschen Reiche in *zwey Abschnitten*; nur sind letztere, welche bisher den 2ten Abschnitt füllten, nach dem Beyspiele des ersten Theils nunmehr den ersteren vorgesetzt, und S. 83 unter der Rubrik *Rom* mit dem Cardinals-Collegium vermehrt worden, welches vorher sehr unpassend im *ersten* Theile unmittelbar nach dem, den übrigen geistlichen Fürsten vorangehenden, Papste aufgezählt wurde. Da der die deutschen Staatsbeamten enthaltende 1ste Abschnitt sich stets nach der Ordnung des 1sten Theils richtet: so sind diesem zufolge jetzo auch die Kurfürstenthümer von den Fürstenthümern und Grafschaften getrennt worden. Unter diesen wird hier durch die zum erstenmal verzeichnete fürstlich *Waldeckische* Staats-Dienerschaft eine bisherige Lücke gefüllt; und als Anhang zu diesem 3ten Kapitel erscheint die *Burg Friedberg*, welche vorher erst am Ende des im 4ten Kapitel verzeichneten reichsstädtischen Personales Platz gefunden hatte. Die Erscheinung dieses 2ten Theils wurde lange durch den Wunsch des Herausgebers verzögert, die Resultate der durch die grossen Veränderungen in den einzelnen deutschen Territorien nothwendig gewordenen neuen Organisation der bisherigen Staatseinrichtungen und Landesverwaltungen diesem Jahrgange bereits einverleiben zu können. Allein nur bey wenigen war dieses möglich. Namentlich ist bey *Kur-Erzkanzler* (in den Zusätzen S. 406), *Kur-Wirtemberg*, bey den beiden *hessischen* Häusern und bey *Hohenlohe-Jaxtberg* die neue Staatsdienerschaft aufgeführt. Doch ist bereits bey sämmtlichen deutschen Staaten die statistische Übersicht durch eine ziemlich detaillirte Aufzählung sowohl des erlittenen Verlustes, als des dafür erhaltenen Ersatzes — nach den Rubriken: Quadratmeilen, Seelenzahl, Städte, Flecken und Dörfer, Klöster und Einkünfte. — vermehrt worden, wobey der Herausg. die Angaben eines *Traiteur, Normann, Gaspari, Höck* u. a. befolgt zu haben versichert.

Die ebenfalls verspätete Erscheinung des 2 *Theils* vom Jahrgange 1804 hatte, nach dem Vorbericht, vorzüglich ihren Grund in dem Bestreben der Verleger, auch diesen Theil möglichst correct und vollständig zu liefern. Daher finden wir auch die Staatsbeamten mehrerer deutschen Fürstenthümer hier zum erstenmale eingeschaltet, z. B. von *Kur-Salzburg, Modena-Breisgau, Nassau-Usingen, Oranien-Nassau-Fulda*; (nicht *Nassau-Oran.*, wie die Verleger stets schreiben; denn Fürst von *Oranien und Nassau*, oder kürzer *Oranien-Nassau* ist der Titel dieses Hauses;) bey anderen Staaten, z. B. *Hessen-Darmstadt, Thurn und Taxis*, ist die Staatsdienerschaft vollständiger als bisher aufgeführt. Dennoch ist es zu bedauern, dass die Bemühungen der Herausgeber nicht im Stande waren, so manche Lücke wegen vergebens erbetener Mittheilung und aus Mangel an anderen Hülfsmitteln zu füllen, so wünschenswerth diess auch für mancherley Classen der Geschäftsmänner seyn würde. Unter denjenigen deutschen Staaten, deren Staatsdienerschaft hier um deswillen fehlt, weil die Bitte um ein Verzeichniss derselben nicht berücksichtiget wurde, bemerken wir *Kur-Baden, Braunschweig-Wolfenbüttel, Nassau-Weilburg*, und *Sayn-Wittgenstein-Berleburg*. Die Folge der einzelnen Abschnitte und Kapitel ist übrigens dieselbe, wie im vorigen Jahrgange geblieben. — Einige Bemerkungen mögen die Sorgfalt des Rec., und seinen Wunsch, dieses Handbuch immer mehr von Flecken gereinigt zu sehen, bewähren. Im *ersten Theile* des Jahrganges 1804 ist bey *Baden* S. 59 (auch Th. II. S. 227) bemerkt, dass es die kurfürstliche Würde nebst dem *jure de non appellando* erhalten habe. Da aber dieses Recht nicht Baden allein bewilligt, sondern in Gemässheit des §. 33 des Deputations-Hauptschlusses vom 25 Febr. 1803 für ein allen Kurfürsten zukommendes Privilegium er-

erklärt worden ist: so hätte dieselbe Bemerkung auch bey Salzburg, Kur-Hessen und Wirtemberg wiederholt werden sollen. Auffallend ist es, das ehemalige hessencasselische Privilegium *de non appellando* (von 1742 u. 1791) im Vorbeygehen S. 120 bey Hessen-Darmstadt bemerkt zu finden. Nicht ganz genau ist es, wenn S. 59 versichert wird, dass Baden ansehnlichen Zuwachs an Besitzungen und die kurfürstliche Würde *durch die von Kaiser und Reich angenommene französisch-russische Vermittelungs-Acte vom* 8 *Oct.* 1802 erhalten habe. Denn nicht dieser sogenannte *Plan général*, sondern der viele bedeutende Zusätze und Abänderungen enthaltende Hauptschluss der ausserordentlichen Reichsdeputation vom 25 Febr. 1803 war es, welchen Kaiser und Reich durch ihre Genehmigung zum Reichsgesetz erhoben. Ohnehin hat Baden durch den erwähnten Hauptschluss, ausser der ihm bereits in dem früheren *Plan général* zugedachten Entschädigung noch mehreres erhalten, in welcher Hinsicht die erwähnte Stelle ebenfalls unrichtig ist. (Dieselbe Bemerkung gilt von mehreren anderen Stellen dieses Handbuchs.) Es widerspricht der jetzigen Verfassung des Reichstags, wenn ebendas. das Alterniren Badens mit Hessen, Wirtemberg und Pommern nur *als bisher geschehen* dargestellt wird, indem diese Verhältnisse bekanntlich im Reichsfürstenrathe fortdauern, und nach dem §. 31 des Deputationshauptschlusses im Kurfürstenrathe in Ansehung des Ranges zwischen Hessen, Baden und Wirtemberg ebenfalls ferner beobachtet werden. Bey *Baiern* S. 67 ist der von den *Hunnen* 907 bey Augsburg erfochtene Sieg erwähnt. Man sollte doch bald aufhören, die Hunnen mit den *Ungern* zu verwechseln. S. 64 ist bey *Kur-Hessen* das Fürstenthum *Hirschfeld* angeführt; richtiger hiesse es *Hersfeld*, wie auch der Titel der beiden hess. Häuser zeigt. Bey *Kursachsen* ist S. 71 das Jahr, in welchem die albertinische Linie zum Besitz der Kurwürde gelangte, unrichtig 1528 statt 1547 angegeben. Statt *Würtemberg* S. 74 stünde richtiger *Wirtemberg*, da des Landes Name von den *Viturgis*, seinen ehemaligen Einwohnern, herrührt. Die Gemahlinnen der Herzoge Wilhelm und Heinrich von Wirtemberg S. 76 und 77 sind in dem kurfürstl. wirtembergischen Addressbuche auf 1804 ausgelassen. Unrichtig wird S. 79 den mit einem Kreutze bezeichneten Häusern eine Curiatstimme in einem Grafen-*Collegio* zugeschrieben, da sie nur *Antheil* an einer solchen Stimme haben. Am 23 Apr. 1803 war es, wo der Fürst von *Brezenheim* S. 100 die Stadt Lindau an Österreich abtrat, welches am 29 Febr. 1804 davon Besitz nahm. Die Halbschwester dieses Fürsten S. 101 ist keine geborne Gräfin *von Barkstein*, sondern *von Bergstein*, wie aus einer bey der Reichsdeputation in Regensburg eingereichten Reclamation derselben (in den Beylagen zu dem Protocoll der Reichsdeputation. Regensb. 1803. 1ster Band S. 258) zu ersehen ist. Falsch ist es, wenn S. 120 das Privilegium, mit dem 18ten Jahre majorenn zu seyn, auf alle Prinzen des *landgräflich hessischen* Hauses erstreckt wird, nur auf die regierenden Landgrafen bezieht es sich. Nicht 1722, sondern 1724 war der vorige Landgraf von *Hessen-Homburg*, Friedrich Karl, S. 123 geboren. Dass der Fürst Karl Albrecht von *Hohenlohe-Schillingsfürst* S. 131 im Jahre 1796 Volljährigkeit erhalten habe, ist falsch, da ein Reichshofraths-Conclusum vom 22 März 1797 vielmehr die Fortsetzung der Vormundschaft befohlen hat. S. *v. Berg* juristische Beobachtungen und Rechtsfälle II Th. Hannover 1804 S. 343, wo auch der 11 *Febr.* 1776 als der Geburtstag des erwähnten Fürsten angegeben wird. S. 162 wird die Mutter des Stammvaters des *löwenstein-werthheimischen* Hauses immer noch *Clara von Dettingen*, aus einem reichsadelichen Geschlecht in Schwaben, genannt, obgleich schon längst, besonders nach *Spittler's* musterhafter Ausführung im Göttingischen historischen Magazin Bd. III, es keinem Zweifel mehr unterliegt, dass sie *Clara Dettin* geheissen, eine Sängerin und eines augsburgischen Bürgers Tochter gewesen sey. Das Dorf *Winterrieden* war ein Theil des Amtes *Thannheim*, ist also S. 169 bey der Entschädigung des Fürsten von *Metternich* unnöthig angeführt. Nicht 1753, sondern 1743 starb der S. 176 angeführte Fürst Wilhelm Hyacinth von *Nassau-Siegen*. Bey dem *nassauischen* Fürsten-Hause ist nunmehr der bekannte sogenannte Prinz von *Nassau-Siegen* mit seiner Familie weggelassen worden, welchen wir in einer neuen Ausgabe wieder eingeschaltet wünschen, da ein Handbuch, das sich sonst der Vollständigkeit so rühmlich befleissigt, selbst die Prätendenten, so gerecht oder ungerecht auch ihre Ansprüche immerhin seyn mögen, mit aufführen sollte. Bedenklich in politischer Hinsicht kann diess wohl um so weniger seyn, da ja auch S. 7 der sogenannte *Prätendent v. Grossbritannien* nicht vergessen ist, und ohnehin die Foderung des anmasslichen Prinzen von Nassau-Siegen dadurch neuerlich mehr Interesse erhalten hat, dass der §. 12 des Deputations-Hauptschlusses dem Hause *Nassau-Dillenburg* die Verbindlichkeit aufgelegt hat, jenen Ansprüchen Genüge zu leisten, welcher Verbindlichkeit gemäss der gedachte Prinz durch ein Aversionalquantum von 130,000 Gulden und durch eine jährliche Pension von 10,000 Thalern soll abgefunden worden seyn. Otto Ludwig, Graf *v. Schönburg-Waldenburg*, starb nicht 1661, wie hier S. 206 angeführt wird, sondern 1701. Die S. 237 für gemeinschaftlich angegebene *Bentheimische* Stimme im westphälischen Grafen-Collegio wird bloss von der jüngeren *Bentheim-Bentheimischen* Linie geführt. Nicht 1768, sondern 1786 starb der S. 264 angeführte Graf Christian Ernst von *Isenburg-Büdingen* in *Wächtersbach*. Nicht 1767, (S. 277) sondern 1768 ist der älteste Bruder des regierenden Grafen von *Neu-Leiningen-Westerburg* geboren. Die S. 290 sogenannte Linie von *Manderscheid-Blankenstein* hiess *Blankenheim*. Die durch gesperrte Schrift kenntlich gemachten Haupt- oder Unterscheidungs-Namen der Kinder des S. 323 angeführten Grafen Adolph von *Sayn-Wittgenstein-Berlenburg* sind bey No. 2 *Ludwig*, bey 3 *Louise*, und bey 4 *Gustav*. Nicht 1641, sondern 1632 starb der Graf Ernst von

Sayn

Sayn S. 325. Zu den neuen Acquirenten der cölnischen Lande S. 387 gehört auch *Nassau-Usingen*. Auch auf der rechten Rheinseite lag ein Theil des Bisthums *Basel* S. 389, und diesen hat *Baden* erhalten. Nicht 1797, sondern 1796 starb (S. 497) der Graf Gottlob von *Beust*. Der Graf Friedrich von *Reventlow* S. 679 ist auch dänischer Geheimerath und Curator der Universität Kiel.

Im *zweyten Theile* ist unter den Besitzungen des Kurfürsten von *Baden* S. 227 und 229 die durch den Deputations-Hauptschluss ihm zugefallene ehemalige Reichsstadt *Wimpfen* noch aufgeführt, ob sie gleich bereits 1803 durch einen Tauschvertrag an den Landgrafen von Hessen, gegen einige diesem zugetheilte Dörfer auf der linken Seite des Neckars, abgetreten wurde. Die durch den Deputations-Hauptschluss vielen deutschen Fürsten zugedachten neuen Virilstimmen im Reichsfürstenrathe sind sämmtlich als schon existent hier aufgeführt, obgleich dieser Punkt in dem kaiserlichen Ratificationsdecrete vom 27 April 1803 bekanntlich von der Genehmigung des Kaisers ausgenommen wurde, und also bis auf weitere Anordnung der höchsten Reichsgewalt suspendirt bleibt. — Das Jahr der Entstehung des Johanniter-Ordens wird S. 54 fälschlich 1048 statt 1099 angegeben. Die secularisirten geistlichen Reichsstände haben nicht ihre Unmittelbarkeit verloren, wie S. 221 behauptet wird, da ihnen der Fortgenuss derselben im jüngsten Deputations-Hauptschluss (§. 48) ausdrücklich zugesichert worden ist. Ebensowenig sind die *salzburgischen* Directorial-Gerechtsame im Reichsfürstenrathe weggefallen, obgleich S. 223 blos *Österreich* als Director angeführt ist. Die S. 229 als Besoldung eines Reichshofraths angegebenen 4000 fl. ziehen nur die Reichshofräthe von der gelehrten Bank, diejenigen hingegen, welche die Herrenbank bilden, bekommen nur 2600 fl. (Wiener Währung.) S. 235 ist die jetzige kurbadensche Herrschaft *Lichtenau* als Rest der hessendarmstädtischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg angegeben. Allein zu letzterer gehörte ausser den beiden Ämtern Lichtenau und Willstädt (nicht Wildstädt, wie S. 313 steht) noch das Amt Schaafheim, welches jetzo dem hessendarmstädtischen Fürstenthum Starkenburg incorporirt ist. S. 245 ist die Grafschaft *Bentheim* noch unter den kurbraunschweigischen Besitzungen aufgeführt, obgleich die von dem jetzigen Grafen geschehene Wiedereinlösung derselben schon in den Zusätzen zum ersten Theile S. 789, und im zweyten Theile S. 304 bemerkt ist. Nicht für den *ganzen* hessischen Rheinzoll zu St. Goar (S. 251) wurde *Kurhessen* entschädigt, sondern nur für die Hälfte desselben, von welcher aber auch ein Viertel, also ein Achtel des Ganzen, dem Landgrafen von Hessen-Rothenburg gehörte. Die andere Hälfte stand dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt zu. Die Hessen-Casselischen ¼ beliefen sich jährlich auf 3,500 fl. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatte bereits für den grössten Theil seiner Besitzungen das *Privilegium de non appellando*. Also hat er es nicht für seine *sämmtlichen* Lande, wie S. 13 steht, sondern nur für die neuerworbenen Besitzungen und für den kleinen Rest der Grafschaft Hanau-Lichtenberg erhalten. Das Kloster *Engethal* in der Wetterau (S. 341) hat der Graf von *Leiningen-Westerburg* bereits im vorigen Jahre an den Grafen von *Solms-Wildenfels* für 445,000 fl. verkauft. Der S. 378 erwähnte Vertrag zwischen den wild- und rheingräflichen Häusern wurde nicht am 28ten, sondern am 26sten Oct. 1801 geschlossen. Die S. 385 angeführte Entschädigung der Solmsischen Häuser ist nunmehr durch Vertrag so regulirt, dass Solms-Braunfels, dessen Verlust am meisten bedeutend war, die Abtey Altenburg privative erhalten hat. Die Abtey Arensburg hingegen bleibt zwischen sämmtlichen Linien gemeinschaftlich, und das dortige Klostergebäude wird zu einem Zucht- und Arbeits-Hause eingerichtet. Die Einkünfte der Abtey *Buxheim* (S. 367) wurden von dem Subdelegirten der zur Regulirung der Entschädigung der Reichsgrafen ausersehenen Commissionshöfe zu 23,500 fl. angegeben. Ein *Fürstenthum* Waldeck, welches S. 398 aufgeführt wird, existirt nicht; das Land ist nur eine Grafschaft. Der Vergleich zwischen Dänemark und Hamburg (S. 412), wodurch ersteres als Herzog von Holstein auf seine Rechte in Ansehung des Domcapitels in Hamburg verzichtete, wurde am 21 April 1803 geschlossen. In Ansehung des am 2 April 1804 zwischen Holstein-Oldenburg und Lübeck eingegangenen Vertrags (S. 413) ist zu bemerken, dass das agnatische königliche dänische Haus keinen Antheil daran nahm, sondern seine Rechte deshalb sich reservirte. Der angebliche Vergleich Nürnbergs mit Preussen vom May 1803 (S. 414) ist nicht zu Stande gekommen, wie aus den beiden im Febr. und März 1804 am Reichstage überreichten nürnbergischen Vorstellungen ersichtlich ist. Das S. 324 angeführte hohenlohische, ehemals limburgische Amt *Gröningen* hat nunmehr der Fürst von *Colloredo* erkauft, und am 27 Oct. 1804 in Besitz nehmen lassen.

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Baireuth*, b. Lübecks Erben: *Nützliche und angenehme Schule zum Unterrichte für Stadt- und Landkinder*. 2 Thle. 3te, verb. mit Lese- Declamir- Sing- Rechen- u. Schreibe-Übungen verm. Aufl. 1804. VIII. 236 und XXVIII, 224 S. 8. (16 gr.) Erzählungen, Lieder, Gespräche — alles planlos durcheinander, aus anderen Sammlungen zusammengetragen; für den Lehrer, der sie zu gebrauchen weiss, und auch in Familien, wo sie unter Leitung gelesen und gelernt werden, ganz nützliche Materialien. Die Katechisationen, in der Dolzischen Manier, doch ohne deren Vortrefflichkeit, liessen vieles gegen sich erinnern. Um nur Eines in Absicht der Probeunterhaltung *über die Unschuld* zu bemerken, so fehlt es ihr gänzlich an der Einfachheit, welche die Aufmerksamkeit stetig auf den Hauptpunkt festhält. Die Natur des Kindes erkennt man wenig in den Antworten. Gegen die Auswahl der Lieder lässt sich erinnern, was mit Grund gegen die des Mildheimischen Liederbuches erinnert worden. Da sollen z. B. die Kinder singen: „Schön röthlich die Kartoffeln sind" etc. — ein bezeichnendes Bild der weiland gepriesenen Popularität! — Der Zusatz: *„mit Lese etc. Übungen vermehrt"* heisst nichts anders, als was hier gedruckt steht, kann man nach Belieben lesen, singen, schreiben etc.

Nig.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JULIUS, 1805.

STATISTIK.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr* 1803 u. 1804. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Von S. 429 an bis zu Ende sind Zusätze und Berichtigungen zu beiden Theilen enthalten, die aber selbst noch einiger Berichtigungen fähig sind, besonders der Artikel *Frankreich*, welcher den grösten Theil dieser Zusätze einnimmt, allein durch den seitdem erschienenen *Almanach imperial pour l'an XIII par Testu*, manche Abänderungen leiden wird. Wir bemerken hiebey die Ängstlichkeit der Verleger S. 433, die Gattin des jüngsten Bruders des französischen Kaisers nicht zu erwähnen, und diess in dem Vorbericht S. V mit den Worten zu entschuldigen: „Die Nichterwähnung von Vermählungen, die aus öffentlichen Blättern bekannt geworden sind, wird man darin nicht rügen, da jene Verbindungen ohne Autorisation des Familien-Chefs eingegangen wurden, und daher als ungültig betrachtet werden." Eine Ängstlichkeit, welche in einem *allgemeinen genealogischen Handbuche*, in welchem bey so vielen anderen Häusern Vermählungen, welche von der Familie nicht anerkannt werden, als solche bemerkt sind, doppelt auffällt. Der — nun verstorbene — Graf *von Bassenheim* hat *nicht*, wie S. 440 angeführt wird, im J. 1804 die Sequester-Befreyung zu seinen noch nicht veräusserten Gütern auf dem unteren Rhein-Ufer erhalten, wiewohl er seit dem Aufenthalte des französischen Kaisers zu Mainz grosse Hoffnung dazu äusserte. Die von Kurbaden zu beziehende Pension des Bischofs von *Speyer* (S. 440) beträgt nicht 40,000, sondern 44,000 fl., wogegen der Bischof die nach dem jüngsten Deputations-Hauptschluss ihm zustehenden bis zum 1 Dec. 1802 erwachsenen Rückstände (*Arrérages*) durch einen Vertrag vom 22 März 1803 dem Kurfürsten überlassen hat. Von der erwähnten Pensions-Summe hält aber Kurbaden seit dem 1 Jun. 1804 den 4ten Theil zurück, weil sämmtliche im Österreichischen gelegenen Speyerischen Stifts-Capitalien mit Sequester belegt sind. — Wir ergreifen diese Gelegenheit, noch einige Berichtigungen zu den Angaben im *ersten Theile*, die Pensionen der abgetretenen geistlichen Regenten betreffend, hinzuzufügen. Der Bischof von *Basel* (S. 389) erhält freylich wegen seiner deutschen Besitzungen, also von Kurbaden, jährlich 10,000 fl., (also lag das Bisthum Basel nicht, wie wenige Zeilen vorher steht, ganz auf dem linken Rhein-Ufer;) aber ausserdem noch 10,000 fl. von denjenigen Bischöfen, welche im Besitze zweyer oder mehrerer Bisthümer waren, und daher zu Aufbringung dieser Summe den 20sten Theil der Revenuen eines ihrer Bisthümer abgeben. Die gefürstete Äbtissin von *Buchau* (S. 390) erhält von dem Fürsten von Thurn und Taxis eine jährliche Pension von 8,000 fl. Die 50,000 Thaler, welche Preussen jährlich an den Fürst-Bischof von *Hildesheim* und *Paderborn* (S. 393) zahlt, betragen nicht 80,000 fl., sondern, nach der Angabe des kurbrandenburgischen Subdelegirten in der 18ten Sitzung der Reichsdeputation zu Regensburg 88,500 fl. Die Pension des verstorbenen Fürst-Bischofs von *Kempten* betrug 25,000 fl., die des verstorbenen Fürst-Bischofs von *Regensburg*, *Bergtolsgaden* und *Freisingen* (S. 396) 60,000 fl. Nicht erst nach des Bischofs von Bamberg Tode, sondern jetzo schon erhält der Fürst-Bischof von *Würzburg*, mit Rücksicht auf seine Coadjutorie auf *Bamberg* (S. 399), 90,000 fl. Nicht 4000 fl., (S. 402) sondern 5,000 fl. beträgt die jährliche Pension des Abtes von *Neresheim*, welche der Fürst von Thurn und Taxis zu entrichten hat.

Wir schliessen unsere Anzeige mit dem dringenden Wunsche, dass dieses treffliche Handbuch stets freundliche und *schnelle* Unterstützung erhalten möge, damit die Erscheinung der künftigen Jahrgänge sich nicht so sehr, wie bey dem diessjährigen, verspäte. igt.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Mylius: *Geschichte des christlichen Königreichs Jerusalem. Von Karl August Wilhelm Spalding.* 1803. Erster Theil. XXII S. Zueign. u. Vorr. 320 S. Zweyter Theil. 258 S. kl. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

In diesem Werke sollte man dem Titel nach die Geschichte der Gründung, Bildung und Vernichtung — also eine Staatsgeschichte — des Königreichs Jerusalem erwarten. Es ist aber zu wenig auf seine innere Verfassung und deren Veränderungen Rücksicht genommen, um diese Erwartung ganz zu befriedigen. Demohngeachtet ist dieses Werk sehr nützlich, um einen richtigen Überblick der äusseren Geschichte dieses merkwürdigen Staates zu gewähren. Es wäre auch unbillig, diese Schrift ei-

einem strengen Gericht zu unterwerfen, da ihr Vf. selbst mit so vieler Bescheidenheit von ihr urtheilt, und sich selbst nur als historischen Dilettanten dem Publicum ankündigt.

In der Vorrede meint der Vf., dass es sehr schwer sey, die Geschichte der Kreuzzüge pragmatisch darzustellen. „Wenn der Vf., heisst es, den vorhandenen Quellen treu bleiben, das heisst, Geschichte schreiben wollte: so konnte er Trockenheit hier schwerlich vermeiden. Alte Begebenheiten können nach einer so langen Zeit nicht entwickelt, und in einander greifend vorgetragen werden, wenn sie von Augenzeugen mit wenigem Scharfsinne, voller Vorurtheile, meist nach dem augenblicklichen Eindrucke, den sie auf ihr Gemüth machten, verzeichnet wurden, ohne die Ursachen, den Geist und Zweck der Handelnden zu erforschen, und die begleitenden Umstände in Betrachtung zu ziehen.“ Wir möchten dieses Urtheil über die Quellen dieser Geschichte nicht so allgemein fassen. Unter den Geschichtschreibern der Kreuzzüge ist zwar eine grosse Anzahl abergläubischer Mönche, Schriftsteller von dem engsten Geist und den beschränktesten Einsichten. Aber dagegen finden sich unter ihnen auch einige Männer, welche durch Verstand und Urtheilskraft, Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe unter die besten Schriftsteller ihres Zeitalters, fast über ihr Zeitalter hinaus, gehören. Wir machen den Vf. nur aufmerksam, unter den von ihm benutzten Schriftstellern, auf den Erzbischof Wilhelm von Tyrus, welchem er selbst Th. II. S. 190 Gerechtigkeit widerfahren lässt, und auf einen von ihm nicht gekannten, für den Kreuzzug Königs Richard höchst wichtigen Schriftsteller *Gaufridus Vinisauf* (*Itinerar. regis Anglor. et alior. in terram Hierosolymitan. in Gale Scriptt. hist. Angl. t. II.* aus welchem ein Excerpt ist die *Anonymi Historia Hierosolymitana in Bongars. Gestis Dei p. Fr.*) Auch bey den schlechteren Schriftstellern glauben wir nicht, dass dem Geschichtschreiber nur die zwey Wege offen stehen, welche der Vf. in der folgenden Periode anzeigt: „Der Erzähler müsste entweder die Lücken durch eigene Urtheile und Voraussetzungen füllen, also mehr oder weniger dichten: das verderblichste, was der Geschichte widerfahren kann; oder solche Ereignisse, deren wahrer Ursprung und Zusammenhang verloren gegangen ist, müssen der Vergessenheit überlassen bleiben.“ Warum soll dem heutigen Geschichtschreiber einer vor 600 Jahren vorgefallenen Begebenheit alles eigene Urtheil über ihre Ursachen und ihren Zusammenhang untersagt seyn, vorausgesetzt, dass er auf Thatsachen dasselbe gründe? Der wahre Geschichtschreiber wird vielmehr das Urtheil seines Gewährsmannes von dem Factum sorgfältig unterscheiden, und wie viele tausend Male wird er sich gezwungen sehen, einen anderen Zusammenhang der Begebenheiten anzunehmen, als jenen, ohne deswegen zu dichten. Des Vf. Arbeit würde sehr gewonnen haben, wenn er in seinem Urtheile über die Charaktere der handelnden Personen, über die Ursachen und Folgen der Begebenheiten weniger strenge seinen Gewährsmännern gefolgt wäre. Es kommen in der Geschichte Jerusalems in dem Zeitraum, welchen diese Geschichte umfasst, wenige Begebenheiten vor, deren Zusammenhang und Ursprung aus den Berichten mehrerer Schriftsteller, meistens verschiedener Parteyen, bis zu hoher Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, die historische Kritik verzweifeln wird. In welcher Geschichte aus dem Mittelalter ist uns vergönnt, eine so grosse Reihe Schriftsteller von allen handelnden Parteyen, als hier mohammedanische und christliche, zu vergleichen? Aber um aus dieser Vergleichung die richtigen Resultate zu ziehen, muss eine genaue Kenntniss der Sitten und Gebräuche des Morgen- und Abend-Landes in jener Zeit, seiner Vorurtheile, seiner politischen und religiösen Verfassung den Geschichtschreiber unterstützen.

Die Geschichte des Reichs Jerusalem nach der Eroberung der heiligen Stadt durch Saladin, welche die meiste Schwierigkeit dem Geschichtschreiber darbietet, indem sie nur aus einer Menge französischer, englischer und deutscher Annalisten des dreyzehnten Jahrhunderts zusammengesucht werden kann, hat der Vf. ausgeschlossen. Die vollständigere Erzählung endigt sich mit dem Verlust Jerusalems im Jahr 1187. Von den übrigen Begebenheiten bis zur gänzlichen Vertreibung der Christen aus Syrien im Jahr 1289 ist eine sehr wenig befriedigende Übersicht in siebzehn Zeilen gegeben. Es lässt sich aber doch nicht behaupten, dass nach dem Jahr 1187 kein Reich Jerusalem wieder in der Wirklichkeit existirt habe, wenn es auch nicht wieder zu der Kraft, als unter Balduin I gelangte. Der Vf. hat sein Werk in *neun* Abschnitte getheilt, wovon die ersten *acht* die Regierungen der acht Könige von Gottfried bis Veit darstellen, der *neunte* eine Schilderung des Zustandes der abendländischen Christen in Syrien während ihres Besitzes von Jerusalem enthält. Vor jedem der ersten acht Abschnitte sind die gleichzeitigen Regenten angegeben. Statt der böhmischen Könige und der russischen Grossfürsten hätten hier zweckmässiger die wichtigsten Fürsten des Morgenlandes bemerkt werden können.

In dem Verzeichnisse der von dem Vf. benutzten Schriften finden wir die meisten der wichtigsten hieher gehörigen Schriftsteller angeführt. Wir vermissen nur ausser dem oben bemerkten *Gottfried Vinisauf*, welcher auch für die letzte Zeit der Regierung Königs Veit wichtig ist, *Abulfedae Annales moslem.* nebst den dazu gehörigen Erläuterungsschriften, *Abulfaragii Chron. syr.* und *Maillet Esprit des Croisades.* Vorzüglich scheint uns tadelnswerth, dass von den byzantinischen Annalisten gar kein Gebrauch gemacht worden ist.

Diese Geschichte des Königreichs Jerusalem ist keinesweges den zuletzt erschienenen Geschichten der Kreuzzüge, welche *Maimbourg* fast blindling aus

ausgeschrieben, zu vergleichen; sie ist aus den Quellen selbst geschöpft. Zum Grunde liegt ihr die Geschichte des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus und seines französischen Fortsetzers, aber auch andere Schriftsteller sind zu Rathe gezogen. Weil mehrere morgenländische Annalisten verglichen worden sind: so finden sich die Namen der morgenländischen Länder, Städte und Fürsten nicht so abentheuerlich verstümmelt, als in unseren meisten historischen Schriften, wo man anstatt von *Zenki* von einem Emir *Sanguinus* u. s. w. liest. In der Darstellung verräth sich eine Einbildungskraft, welche in das Zeitalter der Begebenheiten und in die Begebenheiten selbst sich zu versetzen weiss. Die Erzählung ist anmuthig, *die* Stellen ausgenommen, wo unglücklicherweise der Vf. in einer Art von Originalität sich gefällt, welche ihm nicht natürlich ist. Durch diese Originalität wird die Erzählung oft einförmig, steif und matt, der Ausdruck unedel, unrichtig und ungelenk. Wem können folgende Stellen gefallen: Th. I. S. 23. „So schlug hervor der Thor aus Amiens (Peter der Einsiedler) den Funken einer Raserey, die an zweyhundert Jahre wüthete, und *nur über zehn Millionen Leichen erlosch.*" Th. II. S. 19: „Fast ganz Edessa lag geschlachtet auf bluttriefendem Acker." Folgende Stelle aus der Charakteristik Gottfrieds von Bouillon ist eine der gelungenen, und wird unser Urtheil rechtfertigen: „In seinem Knabenalter ward er entflammt durch die Erzählungen rückkehrender Pilger; er nahm sich schon damals vor, die heiligen Örter, nicht als ängstlicher Wallfahrer, sondern mit einem Kriegsheere zu besuchen, um sie von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreyen. Aber (in welchem Sinn hier *aber?*) sein gerader Sinn ward nicht verdrehet durch die Frömmigkeit jener Zeit, strenge Sittlichkeit beherrschte sein ganzes Wesen, und nie ist befleckt worden sein Leben durch irgend eine ungerechte und unreine Handlung. Mitten in der Ausgelassenheit eines räuberischen Kriegs blieb er ein rechtschaffener Mann; mitten in der Zügellosigkeit eines Feldlagers beobachtete er die Pflichten des Klosters (?), denn durch die Annahme des Kreuzes hatte er sich gleichsam geweihet zum Geistlichen, *und blieb unverheirathet.* Anmafsungslos gegen den Freund, unerschrocken gegen den Feind; Unrecht war das einzige, was er fürchtete; Muthlosigkeit in Gefahr, und Übermuth in der Sicherheit gleich weit von ihm entfernt. Überhaupt zeichnete ihn aus eine seltene Gleichmüthigkeit, die ihn nie aus der Fassung kommen, oder dem Entschlusse untreu werden liess." Diese Stellen geben auch zugleich eine Probe von des Vf. versuchter Neuerung in der deutschen Wortstellung. Die deutsche Wortstellung hat gewiss sehr viel unbequemes durch ihre häufige Trennung zusammengehöriger Wörtern, und Entfernung des regierenden Wortes von dem regierten. Des Vf. Neuerung trägt aber zur Verbesserung dieser Unbequemlichkeit nichts bey. Auch ist er selbst nicht überall ihr treu geblieben, wie schon die angeführte Stelle beweist.

Die Anführung der Beweisstellen hat der Vf. unterlassen, weil er glaubte (Vorr. XIV), „dass ein Buch, welches einem vermischten Publicum gewidmet ist, dieses Übelstandes und der Störung im Lesen entübrigt seyn könne, die nur der eigentliche Geschichtforscher wünschen muss."

Es würde zu einer unnützen Weitläuftigkeit führen, wenn wir die Erzählung einzelner Begebenheiten genau beurtheilen wollten. Wir führen nur einige der Stellen an, wo die Vergleichung mit den Quellen uns einiges Irrige und Unbestimmte entdecken liess. Wenn der Vf. Th. I. S. 239 erzählt, König Balduin II habe zu Antiochien die Wittwen verheyrathet, hätte hinzugefügt werden sollen, dass diess die Wittwen der Besitzer von Lehen waren, von welchen Kriegsdienst zu leisten war, und dass nach der Lehensverfassung des Mittelalters, und insbesondere des Reichs Jerusalem, die Lehnsherrn die Wittwen ihrer Vasallen, welche die Vormundschaft der minderjährigen Söhne führten, zu einer neuen Vermählung anhalten konnten, damit nicht der zu leistende Lehendienst beeinträchtigt würde. In einem Lehenstaat als das Reich Jerusalem, welches in beständigem Kriege mit seinen Nachbarn sich befand, war diese Verordnung vorzüglich nothwendig. Vergl. *Assises et bons usages du Royaume de Jerus. ed. Thaumassière.* C. 189. *Thaumassière* Anmerk. zu C. 179. Aus eben dieser Verordnung erhält auch die Erzählung von der Vermählung der Fürstin von Antiochien (Th. II. S. 48) Licht. Ein Irrthum ist, wenn der Vf. den Namen *Surianer* in Syrer verwandelt, und Th. I. S. 285 behauptet, diess sey der gemeinschaftliche Name aller christlichen Religionssecten in Syrien. S. *Jacob. de Vitriaco hist. Hieros.* C. 74. wo ihre Meinungen und Gebräuche angegeben, und sie selbst von Jacobiten, Nestorianern u. s. w. unterschieden werden. Der armenische Name Toros hätte nicht durch *Theodor* übersetzt werden sollen, denn auch bey den Byzantinern heisst er Τόρος. Nicht der versuchte Einfall Reinholds von Chatillon, (der Vf. schreibt Schattilion, so wie Owernje, Schampanje) welcher Th. II. S. 174 erzählt wird, erbitterte Saladin, da er nicht wider die Gesetze des Kriegs anstiess, sondern der spätere schändliche Bruch des Waffenstillstandes im Jahr 1187, welchen der Vf. S. 208 erwähnt. S. *Abulfed. Ann. mosl.* beym Jahr 582. *Bohaed. Vita Sal.* p. 27. 71. Die Nachricht von der im Jahr 1182 im Reich Jerusalem ausgeschriebenen ausserordentlichen Kriegssteuer (Th. II. S. 176) ist nicht genau, denn es waren nicht nur zu Jerusalem und Akka vier Männer zur Bestimmung und Erhebung der Beyträge verordnet, sondern auch in jeder anderen Stadt des Reichs. In jenen beiden Städten waren nur die Generalreceptureu. S. *Guilelm. Tyr.* XXII, 23. In der Erzählung des Treffens bey Hittin (Hutin bey dem Vf.) hätte, als ein charakteristischer Zug aus der

Ver-

Verfassung des Reichs, angeführt werden sollen, warum der Graf Raimund von Tripolis, nicht der König das Vordertreffen führte. Wir wissen die Ursache aus der französischen Fortsetzung der Geschichte Wilhelms von Tyrus: *„Parceque en sa terre fu la bataille devoit il avoir la première pointe."* Diese Bemerkungen sollen nicht dazu dienen, den Fleiss des Vf. in ein ungünstiges Licht zu setzen, sondern nur unser Urtheil bekräftigen, indem wir versichern, die Erzählung meistentheils richtig und genau gefunden zu haben.

In dem letzten Abschnitt wird das Sittenverderbniss der Christen aus dem Abendlande, welche in Palästina sich niederliessen, und zu damaliger Zeit unter dem Namen *Poulains* (Pulani) allen Europäern verächtlich waren, beschrieben, und die Verfassung des Reichs (nicht ganz befriedigend) dargestellt. Wir hätten gewünscht, die Verhältnisse der grossen Vasallen, besonders des Fürsten von Antiochien, und der Grafen von Tripolis und Edessa, zur Krone, überhaupt die ganze Lehenverfassung des Reichs mehr entwickelt zu sehen. Die *Assises et bons Usages du Royaume de Jerusalem*, welche der Vf. unter den von ihm benutzten Schriftstellern aufführt, enthalten dazu reichliche Materialien, und verdienen zur Erläuterung der Lehenverfassung des Mittelalters überhaupt sorgfältiger, als bisher geschehen, benutzt zu werden. —lk—

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Levrault, Schoell u. C.: *Voyage à l'Ouest des monts Alléghanys, dans les états de l'Ohio, du Kentneky et du Tennessee et retour à Charleston par les hautes Carolines; contenant des details sur l'état actuel de l'agriculture et les productions naturelles de ces contrées, ainsi que des renseignemens sur les rapports commerciaux, qui existent entre ces états et ceux situés à l'Est des montagnes et la Basse Louisiane. Entrepris pendant l'an X. — 1802, sous les auspices de S. E. M. Chaptal,* Ministre de l'Interieur. Avec une carte très soignée des états du centre de l'Ouest et du Sud des états-unis. Par *J. A. Michaux*, M. D. membre de la société d'histoire naturelle de Paris etc. An XII. 1804. 312 S. gr. 8. (4 Rthlr. 4 gr.)

Dem beobachtenden Reisenden ist nichts schwerer, als bey den immer wechselnden Erscheinungen der Täglichkeiten, die allgemeinen Übersichten des ganzen politischen und physischen Zusammenhanges der bereiseten Länder nicht aus den Augen zu verlieren, und nicht durch die immer fortlaufenden Kettenglieder neuer Ansichten und Ereignisse ins Kleinliche, nur von dem Augenblicke interessanter Umstände fortgerissen zu werden. Der Arzt *Michaux* ist nicht frey von diesem Vorwurfe, ob man gleich nicht leugnen kann, dass er durch seine Umständlichkeit dem Leser, der ihm Schritt vor Schritt folgen muss, die Länder, die er durchwandert, sehr anschaulich macht. Hieraus liessen sich freylich viele nützliche und merkwürdige Resultate ziehen; worunter wir besonders eines auszeichnen, weil darin eine wichtige Lehre der Moral und der Statistik liegt, und weil der Charakter der Deutschen sich in einem vorzüglichen Lichte zeigt. *M.* bestätiget S. 55, was auch *Volney* bezeugt, dass alle Ortschaften, in denen sich Deutsche angebauet, sich durch Wohlstand und Ordnung auszeichnen, und dass Fleiss, gegenseitige Beyhülfe, Anhänglichkeit an vaterländische Sitten, Abneigung gegen starke Getränke und den, unter den englischen und irländischen Amerikanern sehr geliebten, Whiskey, so wie gegen die Geschwätzigkeit und das nachbarliche Umhertreiben der Franzosen, diesen Wohlstand erzielen. So angenehm es nun auch ist, zu sehen, wie aus dem Innern der häuslichen Ökonomie das grosse Wohl der Staats-Ökonomie hervorgehet, und wie praktisch das den Regierungen so heilsame, nicht genug zu empfehlende und viel zu wenig beobachtete *Laisses faire* der Menschheit redet: so ist doch zu bezweifeln, dass der Minister des Innern aus diesen Nachrichten des Reisenden vieles Licht für seine Handlungs- und Manufactur-Politik geschöpft haben wird. Selbst in der Botanik, die des Vf. Hauptgegenstand gewesen zu seyn scheint, hat man oft Ursache, mehr Genauigkeit und Bestimmtheit zu wünschen, wie z. B. in den, von ihm nur flüchtig berührten Eichen- und Wallnuss-Arten, wo nicht einmal die Namen richtig angeführt sind, z. B. S. 66. *Juglans pignut*, st. *J. glabra*, da *Pignut* der engl., so wie *Pacane* der franz. Volksnahme sind. S. 17 heisst sie *J. minima*, weil die Frucht klein ist, und da findet man *J. hickery* st. *J. alba* (*Hickory nut.*) *Quercus tinctoria* ist vermuthl. *Q. nigra*, und *Cerasus virginiana*, ist *Prunus padus virginiana*, den die Franzosen *cerisier de virginie* nennen, engl. *The american bird Cherry or Clustercherry*. Ungern vermisst man die botanische Beschreibung eines Strauchs, der mit dem ergiebigen Nutzen des Ölbaums den unschätzbaren Vortheil verbindet, die Kälte der nördlichsten Gegenden zu ertragen. Warum hat der Vf. S. 50 nicht im ganzen Norden des Erdbodens die dankbare Verehrung zu verdienen gesucht, welche die Athener der Einführung des Ölbaums widmeten, indem sie die Minerva selbst zur Schöpferin desselben machten? Man hat um so mehr Recht von ihm Bestimmtheit zu fodern, da er eine *Flora boreali-americana* und eine Monographie der N. A. Eichen herausgegeben hat, wiewohl auch diese nicht sorgfältig genug ist, wie der Vf. selbst S. 18 beweiset. S. 53 hätte die neue Art *Azalea* beschrieben werden müssen. Dass ein *Platanus occident.* 4 Fuss über der Wurzel, 47 Fuss im Umfange mass (S. 92), würde unglaublich scheinen, wenn sich des Vf. und seines Vaters Zeugnisse bezweifeln liessen. Vom *Ginseng* (*Panax quinquefolia L. vulgo Radix Nivi*) giebt der Vf. S. 182 einige Nachricht, sagt aber nicht ihren Gebrauch. Die Karte ist vorzüglich gut gestochen.

Die Abhandlung des Vf. vom gelben Fieber ist durch die neueren Journale bekannt geworden. In dem vorliegenden Werke ist nichts davon enthalten. Es ist zu vermuthen, dass der Vf. das Wichtigste seiner Beobachtung dem Minister, der ihn abgesandt, und das Unrichtigere dem Publico mitgetheilt hat, welches der verkehrte Weg zur Gemeinnützigkeit und zur Berühmtheit ist.

GDZ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1805.

TECHNOLOGIE.

Erfurt, b. Hennings: *Ökonomische Technologie, oder vollständige Anweisung zur Anlegung und Bereitung derjenigen Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden können.* Ein Handbuch für Landwirthe, Kameralisten und Polizeybeamte von *Joh. Christoph Gottlob Weise,* Herzogl. Weimar. Landfeldmesser. I Theil. 1803. 256 S. II Theil. 400 S. III Theil. 1804. 404 S. 8. mit Kupfern und Tabellen. (4 Rthlr. 4 gr.)

Das allgemeinste Nebengewerbe des Landwirths ist das Brantweinbrennen. Jedes Nebengeschäft dieser oder ähnlicher Art, sobald es in einem Lande überhäuft wird, leidet an seinem Absatze, und gewährt den Vortheil nicht, der für das aufgewandte Kapital, die Zeit und Mühe, gefodert werden kann. Das ist jetzt in den mehresten deutschen Gegenden mit den Brennereyen der Fall. Dazu kommt noch der nachtheilige Einfluss des Brantweins auf die Gesundheit und Moralität der Menschen. Der vernünftige Landwirth muss auf andere Nebengewerbe sinnen, die mehr Vortheile abwerfen. Mancher hat wohl schon an dergleichen Gegenstände gedacht, und zum Betrieb Lust gehabt, nur fehlte es an gutem deutlichem und vollständigem Unterricht, der bisher nur aus kostbaren Werken geschöpft werden konnte.

Hr. *Weise* hat schon längst in den beliebten Blättern für Polizey und Cultur unterrichtende Aufsätze über dergleichen Nebengewerbe mit Beyfall geliefert. Jetzt giebt er ein Ganzes. Der erste Band enthält die Anlegung einer Zuckerrafinerie, einer Salpetersiederey, einer Pottaschensiederey, die Verfertigung des Schiesspulvers und der weissen Stärke. Ausser den Nachträgen, die im zweyten Theile zur Ergänzung der Abhandlungen des ersten nachgeliefert werden, findet man hier einen vollständigen Unterricht vom Bierbrauen. Der dritte Theil ist der Essigbereitung, der Gewinnung der Öle und der Ziegelbrennerey gewidmet.

Der Vf. fängt mit der Zuckerrafinerie an. Sein Zweck dabey ist vorzüglich, Unterricht denjenigen zu geben, welche aus den Runkelrüben Zucker bereiten wollen. Andere Zuckerrafinerien sind keine Nebengewerbe für Landwirthe, und schon längst hat die Eifersucht der Britten die norddeutschen Rafinerien des westindischen Zuckers zum Stillstand gebracht. — Bey Anlegung der Salpetersiedereyen wird das Graben in Ställen etc. als ein widerrechtlicher Gebrauch verworfen, und S. 84 wird es wohl statt Salzsäure — Salpetersäure heissen müssen. — Die Privilegien zum Aschensammeln sind den Mitbürgern nachtheilig. Der Pottaschsieder muss sich seine rohe Waare gleich anderen Fabrikanten kaufen, und hat er dabey Verlust, so hört besser sein Geschäft auf, als dass er es zum Nachtheile aller fortsetzt, darum ist Rec. nicht mit S. 130 einverstanden. — Das Schiesspulver wird aus Fabrikaten, aus Salpeter und Schwefel etc. zusammengesetzt, man erhält auch dabey keine beträchtlichen Abfälle zum Gebrauche für die Ökonomie; darum möchte Rec. die Verfertigung desselben den eigentlichen Ökonomen nicht empfehlen. Die Bereitung der Stärke hat einen bestimmten Einfluss auf die Landwirthschaft, wegen der vortrefflichen Mastung für Schweine und Rindvieh, desshalb ist die Fabrikation derselben ein sehr nutzbarer Nebenzweig für den Ökonomen. Eben so wichtig ist die Essigbereitung und der Ölhandel. Der chinesische Ölrettig vermehrt sich aber nicht hundertfältig, und *Nau's* langjährige Beobachtungen empfehlen ihn nicht aller Orten in Deutschland. — Die Ziegelbrennereyen werfen im Ganzen wenig Vortheil ab, gewöhnlich nicht mehr, als dass der Brenner mit seiner Familie seinen Taglohn dabey sichert.

Was die Beschreibung der vorkommenden Geräthschaften und Handgriffe betrifft, die auch zum Theil mit Abbildungen erläutert werden: so muss Rec. dem Vf. das Zeugniss einer lichtvollen Darstellung geben. Man sieht, dass er die Gegenstände durchaus genau kennt, welche er abhandelt. Wer sich daher über diejenigen Gegenstände unterrichten will, die in dieser ökonomischen Technologie vorkommen, kann sich kein deutlicheres Handbuch mit geringerer Auslage anschaffen. Sbst.

Blosse Wiederholung eines Theils von obiger Schrift enthält folgendes Werk, von welchem wir hier sogleich die Beurtheilung eines anderen Recensenten beyfügen:

Erfurt, b. Hennings: *Der vollkommene Bier- und Essigbrauer, oder: leichter und für jedermann verständlicher Unterricht, alle Arten Biere und Essige, sowohl im Grossen als Kleinen selbst und wohlfeil zu bereiten und zu verbessern.* Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Kameralisten, Ökonomen, Wirthe, Bier- und Essigbrauer. Herausgegeben von *Joh. Christ. Gottl. Weise.* Mit Kupfern. 1804. 27 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Da die Anweisungen zur Bierbrauerey und Verferti-

fertigung der Essige, welche in der grösseren Schrift den Schluss des 2ten, und den Anfang des 3ten Theils ausmachen, in der That nicht ohne Verdienste sind: so ist die gute Absicht des Verlegers, sie mehr zu verbreiten, sehr zu billigen. Der Vf. hat als denkender Ökonom geschrieben, er verräth überall genaue Bekanntschaft mit dem Fache, das er bearbeitete, und da seine Theorie auf richtige physikalische Grundsätze gebauet ist, so zeichnet sich seine Schrift vor vielen ähnlichen aus. Zuerst handelt er von der *Bereitung des Essigs*, jedoch mit der Einschränkung, dass blos die einfachsten und am wenigsten kostspieligen vorgetragen werden, nämlich: die Fruchtessigbereitung, oder die eigentliche Essigbrauerey; dann der Wein-Obst- und noch einige andere Arten von Essigen. Hiebey von den Gebäuden, von den Geräthschaften, von der Wahl des Getreides, vom Wasser, vom Malzen. Mit Recht verlangt er, die Zugiessung des Wassers zum Einbrauen nach dem Gewichte und den guten Eigenschaften des Schrotes zu bestimmen, und nicht nach der Scheffelzahl; und so rechnet er auf ein Pf. gutes Schrot 7 Pf. Wasser. Gewöhnlich bedienen sich die gemeinen Essigbrauer zu sämmtlichen Aufgüssen auf das Schrot eines Wassers von gleicher Hitze, nämlich lauter siedenden Wassers; aber aus guten Gründen verlangt der Vf., dass das Wasser zum ersten Aufguss nur ungefähr 18 Gr. Reaum. Wärme haben solle, beym zweyten 30 Gr., und wenn die Würze abgelassen worden, soll der dritte Aufguss auf das gröſstentheils ausgezogene Schrot, mit einem Wasser von 60 Gr. Wärme erfolgen, dann nach einiger Zeit abgezapft, und auf ein Kühlschiff gebracht werden. Um endlich noch alle nutzbaren Theile aus dem Schrote zu ziehen, wird kochendes Wasser darauf gefüllt, wodurch die Öltheilchen ausgezogen werden, da hingegen die ersten minder warmen Aufgüsse blos den Zuckerstoff ausziehen sollen. *Bereitung des Weinessigs*. Hier beschreibt der Vf. besonders das Verfahren der Essigfabrikanten in Orleans, deren Product, wegen seines aromatischen Geruchs, in so gutem Rufe stehet. Auch von der Verfälschung des Essigs handelt er: welche Betrügerey ohne genaue chemische Untersuchung nicht leicht zu entdecken sey. Doch sey das die leichteste und sicherste Probe, die Reinigkeit eines Essigs zu erkennen, wenn man ihn der freyen Luft aussetze: wäre er rein, so würden sich eine Menge der kleinen Essigfliegen um ihn versammeln; niemals aber würden diese Fliegen zum Essig kommen, wenn er Vitriol- oder eine andere Säure enthielte, oder mit anderen scharfen Substanzen vermischt sey. Zum Schluss folgen einige Regeln zur Bereitung der sogenannten aromatischen oder *Kräuteressige*.

Wichtiger als diese, ist die, vom Vf. meisterhaft bearbeitete Abhandlung vom *Bierbrauen*, deren Grundsätze von jeder Braupolizey befolgt werden sollten, um an jedem Orte ein gutes und gesundes Getränke zu brauen. Zuförderst handelt der Vf. vom Wasser, von der Luft, vom Feuer, dann vom Thermometer, inwiefern es bey der Brauerey unentbehrlich sey, um nicht nur die Wärme der Flüssigkeit zum Einbrauen zu bestimmen, sondern auch die Wärme des Malzes beym Keimen, beym Darren, untersuchen zu können. Durch Rechnung sey aber doch mit der gröſsten Genauigkeit zu bestimmen, wieviel man Wasser von einem jeden Wärmegrad zu kochendem Wasser giessen müsse, um solches auf jeden beliebigen Grad Wärme zu bringen. In der darüber gegebenen Regel aber, und dem beygefügten Exempel (S. 75), befinden sich zwey starke Rechnungsfehler. Der erste: 80 mit 90 multiplicirt, geben nicht 2700, sondern 7200. Der zweyte: 10 mit 20 multiplicirt, geben nicht 400, sondern 200. Nur der letzte Fehler ist unter den angezeigten Druckfehlern berichtiget. Daher geben 90 Eimer kochendes Wasser à 80 Gr. Reaum., und 10 Eimer Wasser à 20 Gr. Reaum. Wärme, in ihrer Vermischung, nicht 29 Gr., wie in den Berichtigungen angezeigt wird, sondern 74 Gr. Reaum., und das ist denn doch ein auffallender Unterschied. Eben so ist auch S. 76 das daselbst befindliche Exempel falsch berechnet; denn 40 Scheffel Malz, das bey 53 Gr. Reaum. Wärme, und 20 Scheffel Malz, das bey 66 Gr. Wärme gedarrt worden, geben im Durchschnitt, nicht $58\frac{1}{17}$, sondern nur $57\frac{1}{3}$ Gr. Wärme. Aber wo giebt es eine Bierbrauerey, wo man sich des Thermometers beym Darren des Malzes bedient? und gleichwohl, wenn man aus den verschieden gedarrten Malzen gleich gutes Bier brauen will, ist doch nöthig, dass man den Grad der Hitze, womit gedarrt worden, mit der Wärme der ersten Mösche in Verhältniss setze, und das kann nur mittelst des Thermometers geschehen. Dann dient diess Instrument zur Bestimmung der Temperatur im Keller, wo das Bier verwahrt werden soll; zur Bestimmung der früheren oder späteren Gährung; zum Zusammenschlagen der Würze auf einerley Temperatur; ferner, wie Biere, die sich lange halten sollen, in jeder Jahreszeit, selbst in den heissen Monaten, gebrauet werden können; ja auch als Bierprobe, könnte man den Thermometer gebrauchen: denn wenn Wasser bey 80 Gr. Reaum., Öl bey 280 Gr. siedet, und die Würze aus einer Zusammensetzung von Wasser, Öl- und Salztheilchen bestehet, so muss also eine Würze desto mehr Öl- und Salztheilchen enthalten, je mehr Grad Hitze über 80, sie zum Sieden braucht. Hierauf handelt der Vf. vom Getreide zum Bierbrauen, wo manche Fehler gerügt werden, durch welche nie ein gutes Bier gebrauet werden kann. So auch über den Hopfen; wo der gelbe zahme Hopfen 10 pro Cent besser geachtet wird, als der grüne zahme. Erzählung, wie betrügerische Hopfenhändler den Hopfen verfälschen, was nur durch den schwachen Geruch zu entdecken sey. Auf die oft schädlichen, hier genannten, Zuthaten der Brauer, um das Bier geistreich zu machen, sollte die Polizey ein wachsames Auge haben. Von der Gährung, deren Theorie sehr gut erklärt ist. Von den Hefen: künstliche Hefen geben doch dem Biere nie den gehörigen Biergeschmack.

Nach

Nach diesen theoretischen Hauptsätzen der Brauerey geht der Vf. zum praktischen Theil derselben über. Zuerst von der Lage des Brauhauses. Vom Brauofen; hier wird die Rumfordische Einrichtung empfohlen, und durch ein Kupfer dargestellt, in welchem Ofen fast zwey Drittel Holz, in Verhältniss der alten Einrichtung, erspartet werden soll. Von den Braugefässen: das Gestell im Stellbottich wird hier getadelt, und ein anderes zugleich abgebildetes Werkzeug empfohlen, das *Paupie* in seiner *Kunst Bier zu brauen* bekannt gemacht, und *die Knospe* nennt. Dieser *Paupie* verwirft auch die ovalen Bottiche, und verlangt viereckige, deren Einführung Rec. auch längst in den Brantweinbrennereyen gewünscht hat. Aus guten Gründen verwirft der Vf. auch den *Hopfenseiger*, der aus Haselstöcken oder Holzspänen verfertiget ist, und empfielt einen anderen von Eisenblech, den er auch in Abbildung darstellt. Dann vom Malzhause. Die Tenne, wo das Getreide wachsen und trocknen muss, soll schlechterdings von Steinen seyn, um alle Fäulniss zu vermeiden. Malzdarre: hier beschreibt der Vf. die im Herzogl. neuen Brauhause zu Weimar befindliche Darre, die alles leisten soll, was man von einer guten Darre fordern kann, und fügt selbige in Abbildung bey. Beschreibung der englischen und brabantischen Darren, welche letztere im Kupfer beygefüget ist, und in welcher man, im Verhältniss der gewöhnlichen Darren, nur ein Zehentheil Holz bedarf, also neun Zehentheil erspart. Mit Recht nennt der Vf. das ein vollkommenes Malz, wenn der Keim eben aus seiner Hülle hervortritt: aber wie wenig nimmt man in den Brauereyen darauf Rücksicht! Gemeiniglich läfst man es zu lang wachsen. Gute Regeln beym Einquellen des Getreides. Je langsamer die Keimung, desto zuckerreicher sey das Malz. Nach *Combrune* verbrennt Gerste auf der Darre bey einer Hitze von 63½ Gr. Reaum. Da dieses nun in der Hitze, von dem niedrigsten Grade, wobey Malz gedarret werden muss, bis zu dem höchsten, wo es verbrennt, einen Unterschied von 25½ Gr. beträgt: so kann man aus der Farbe des Malzes den Grad der Darrung bestimmen, den es erhalten hat. Eine hier beygefügte Tabelle bestimmt die Farben des Malzes, die es bey den verschiedenen Graden der Hitze annimmt. Diese Kenntniss hat Einfluss auf die Dauer des Bieres; denn aus Erfahrung weiss man, dass ein Bier, dessen Malz bey einer Wärme von 58 Gr. Reaum. gedarret worden, zwey Jahre Zeit braucht, ehe es trinkbar wird. *Combrune* hat darüber eine hier beygefügte Tabelle gefertigt, welche nach den verschiedenen Graden der Darrung des Malzes die Zeit anzeigt, wann es trinkbar werde; nach derselben ist Bier, dessen Malz den niedrigsten Grad der Wärme (38 Gr.) erhalten hat, in zwey Wochen trinkbar. Luftmalz giebt ein gesünderes, aber weniger dauerhaftes Bier. Darrmalz kann zwar auch einen guten Trank geben, aber bey dessen Zubereitung gehen oft Fehler vor, welche die Aufsicht der Polizey verdienen. Um sich von der Güte des Malzes zu überzeugen, dient vorzüglich die Wage und das Wasser: 140 Pf. Gerste müssen circa 100 Pf. gutes Malz wiegen; und im Wasser müssen die Malzkörner oben schwimmen. Nach der Göttingischen Brauordnung v. J. 1766 wird ein Pf. Malz genau abgewogen, in einen Beutel gethan, Sommers im Schatten und Winters in geheizten Zimmern aufgehängt, und nach einigen Tagen wieder gewogen. Der Verlust von einem halben Lothe wird nicht geachtet; aber ist er grösser, so wird bis zu zwey Loth jedes fehlende Quentchen mit 10 Pf. Malz auf das Gebräude von 1210 Pf. Malz ersetzt. Wenn der Verlust grösser als zwey Loth ist, so wird für jedes ausgetrocknete Quentchen des dritten Lothes 20 Pf. nachgeschossen. Wenn aber mehr als drey Loth eingetrocknet ist, so wird ein solches Malz noch mit Geld bestraft. Billig sollte die Menge Malz zu einem Gebraue, nicht nach dem Maass allein, sondern hauptsächlich nach dem Gewicht bestimmt werden; weil das verborgene Interesse der Brauer, nämlich das zu lang gewachsene Malz, die Güte des Bieres verringert. — Über die Grade der Gährung, und der nothwendigen Temperatur der Luft zur Beförderung des Brauens. Hier liefert der Vf. eine Tabelle über die mittlere Wärme von 15 zu 15 Tagen für jeden Monat des Jahres, wie sie in Weimar in den Morgen- Mittag- und Abendstunden v. J. 1786 bis 1797 beobachtet worden; und in einer anderen nutzbaren Tabelle bestimmt er für alle Monate, die durch die Luft verursachten verschiedenen Zufälle, welche die Wärme der ersten Mösche verändern, weil es gewöhnlich kurz vor Sonnenaufgang kälter zu seyn pflegt, als um 8 Uhr Morgens. Man sieht hieraus, wie genau der Vf. in der Bestimmung der Wärme zu Werke gehet. — Zu wünschen wäre, dass ein allgemeines Grundgesetz zu einem zuverlässigen Verhältniss des Schrotes und des dazu gehörigen Gusses entworfen werden könnte; aber nicht allenthalben herrscht die Freyheit, so viel Malz, als man will, zu einer willkührlichen Menge des zu brauenden Bieres zu nehmen; Gesetze bestimmen die Stärke des Schrotes und des dazu gehörigen Wassers; die Preise des dazu nöthigen Getreides, Hopfens und Holzes ändern sich alle Jahre; auch die Abgaben und dergleichen Zubehör sind nicht allenthalben gleich. Diess veranlasste den Vf., eine Bierscale in zwey Tabellen zu geben, nach welcher in Fulda gebrauet wird. Zu Folge derselben wird der Brauherr sowohl, als das Publicum, bey jedem Steigen oder Fallen der Preise schadlos gehalten, und das Gleichgewicht des Verhältnisses des Malzes, Hopfens, Holzes, der Abgaben, der Einnahme und des Gewinnes zu dem Verhältnisse der Eimer Bier sehr bequem erhalten. Nur beym Verkauf der Lagerbiere würde das Verhältniss des Preises und Gewinnes eine Abänderung erleiden. — Sehr richtig erklärt der Vf. alle bisherigen Bierwagen für unzuverlässig und verwerflich. Denn an sich schwaches Bier, welches eine geringe Gährung gehabt, und daher weniger Weingeist entwickelt hat, wird mehr wiegen, als ein viel stärkeres, das vollkommen gegohren, und daher mehr Weingeist entwickelt. Unkundige aber schlie-

schliefsen, die Leichtigkeit des Bieres habe ihren Grund in mehr Waffer, da doch dieses oft von mehr entwickeltem Weingeist herrührt. Hat das Bier aber nicht vollkommen ausgegohren, und ist daher noch mit Hefen vermifcht: so enthält es auch noch heterogene Erdtheilchen. Unterfucht man eines folchen Bieres specififche Schwere, so findet man sie grofs, weil die Erdtheilchen die Wage in der Höhe erhalten; Unkundige aber schliessen davon auf seine Güte. Auch der Gebrauch des Areometers beym Bierbrauen ist unzulänglich, worüber der Vf. mehrere richtige Gründe angiebt, ftatt deffen aber *Richartfons* Secharometer (m. f. deffen Vorschläge zu neuen Vortheilen beym Bierbrauen) eine allgemeine Verbreitung verdiene. Nöthigenfalls könne man durch die Deftillation den inneren Gehalt des Bieres genau beftimmen. Doch fey auch durch die Bierwage ziemlich zu erfahren, um wieviel ein Bier verfälscht worden, wenn man nur von dem reinen Biere beym Brauen ein Probefäsſchen voll nähme, dieses mit der Wage unterfuchte, und selbiges in der Folge mit dem Schenkbiere vergliche: Z. B. Ein Fafs Bier hielte 200 Maafs, und die Wage hätte bey dem reinen Biere auf 50 Gr. geftanden, im Schenkfasse zeige sie aber nur 40 Gr.: so dividire man die 200 Maafs durch 50 Gr., so kommen auf einen Grad 4 Maafs; nun soll man auch 200 durch 40 dividiren; kommen 5 Maafs auf einen Grad. Ziehet man 4 von 5 ab, so zeigt der Reft, dafs auf 4 Maafs, ein Maafs Waffer, alfo auf das ganze Fafs, 50 Maafs zugegoffen worden.— Vom Verlufte der Würze durchs Einkochen, wie dieser zu berechnen. Vom Schroten des Malzes; es soll nicht so fein wie Brantweinsschrot gemahlen werden. Wie der Veruntreuung in der Mühle vorzubeugen. Von der schädlichen Erwärmung des Malzes beym Schroten in der Mühle. Vom Einmöschen und von den verschiedenen Arten der zum Ausziehen der Würze zu gebrauchenden Hitze: die vollkommenfte fey die, wo das Bier fähig werde, sich blofs durch die Zeit zu verbeffern, und von sich felbft klar und helle zu werden. Wie bey der Effigbereitung, so mufs auch hier bey jeder Art Bier vom ganzen Gebraue die erfte Möfche, oder die erfte Ausziehung, am wenigften, hingegen die letzte Möfche eine so ftarke Hitze bekommen, dafs selbige eine hinlängliche Menge Öltheilchen ausziehe, um die Säure der erften Möfche zu mildern, und die Würze zu verfüfsen. Es mufs daher die Hitze der erften Möfche, wo nicht ftärker, doch wenigftens gleich feyn der Hitze, bey welcher das Malz gedarrt worden. Grundfätze um blaffes haltbares Bier, sowohl ftarkes als leichtes, zu brauen. Praktifches Verfahren des Einmöfchens. Beschreibung und Abbildung einer englischen Maschine zum Einmöschen, bey welcher, ftatt 6 Menfchen, nur zwey erfoderlich find. Eine dergleichen Maschine, die durch einen kleinen Efel bewegt werden soll, werde anjetzt in der Herzogl. Brauerey zu Weimar errichtet, und koste 150 Thaler. Von der Brauerey in einer, und in zwey Pfannen. Berechnungen und Tabellen, wieviel Raum ein eingemöschtes Malz bey feinen verschiedenen Graden der Darrung einnimmt, wo der Vf. fehr genau zu Werke gehet. Hierauf folgen Regeln zur Beftimmung der Hitze der erften, zweyten un folgenden Möschen, bey leichten und bey ftarken Bi ren. Wieviel Hopfen zu leichtem, und zu ftarkem Bie zu nehmen, und wie feine harzigen Theile zu extrah ren. Verschiedenheit der Meinungen der Brauer: d die Möfche, oder die Flüssigkeit mit dem Malze, eh sie zur Gährung angefetzt werde, zum Abkochen in d Pfanne gebracht werden müsse? Der Vf. scheint dag gen zu feyn; er meint, der einzige Vortheil beftehe i einer feurigern Farbe des Bieres. Ein anderes Verfal ren mancher Brauer, die Würze allein ohne Hopfe durch Stroh zu filtriren, dann in der Pfanne zu kochen hernach wieder auf die Malztrebern zu giefsen, un nochmals zu filtriren, auch wohl dieses Verfahren ve schiedene mal zu wiederholen, verwirft er schlecl terdings. — Wie lange die Würze zu kochen? Tabel darüber. Aus den Trebern zu erkennen, ob solche g oder schlecht ausgezogen worden. Vom Abkühlen d Würze: in Köftritz habe man in der englischen Bie brauerey das Kühlschiff mit thönern Röhren versehe durch welche in heifsen Sommertagen Waffer aus de Brunnen geleitet werde, wenn die Würze auf den felben ftehe, wodurch diese in beftimmter Zeit den g hörigen Grad der Abkühlung erlange. — Über die n thigen Grade der Wärme zum Hefengeben. Einwi kung der Gewitter auf die Würze und das gähren Bier; Mittel dagegen. Wenn die Würze im Kühlschif eine röthliche Farbe annimmt, oder fommerranz werde, was das bedeute? Wieviel Hefen in jeder Jal reszeit zu geben, sowohl zu leichten, als zu Lagerbi ren? Tabelle darüber. Nach dem Hefengeben solle d Gährbottich fogleich mit feinem Deckel verschloffe werden. Aber dadurch wird ja der Einflufs der atm sphärischen Luft verhindert, die die Gährung befö dert — Zeitpunkt des Faffens der unter, und der ob sich gährenden Würzen. Dauer der Gährung im Kelle Auffüllen der Fäffer soll nicht mit Kofentwürze gesch hen. Schwefelung der Lagerfäffer, wozu *Roziers* M schine empfohlen wird. Um die Lagerfäffer spundv zu erhalten, dient die Hallesische Röhre, welche ebe falls beschrieben wird. Bereitung des Weisbiers od Breyhans. Ungemalzter Waizen, als Zusatz zum G ftenmalz, fey dem Weifsbiere offenbar schädlich. E genschaften guter und schlechter Biere. Brauansch ge von Braun- und Weisbier. Beschreibung und A bildung zweyer wohl eingerichteter Berliner Bra reyen, mit genauer Beftimmung der Gröfse aller d rin befindlichen Braugefäfse. Endlich, allgemeine R geln über die zweckmäfsige Anlage einer Brauere welche Regeln aber, wegen der algebraischen F meln, für alle Lefer doch nicht so leicht und verftän lich feyn dürften, als der Vf. auf dem Titel verspricht so wie auch das Versprechen, über alle Arten Bie Unterricht zu ertheilen, von ihm nicht erfüllt w den ift.

Es erhellt schon aus dieser Anzeige, wie viel G tes diese Schrift enthalte: der erfahrenfte Bierbrau wird sie nicht ohne Nutzen aus den Händen lege Schade, dafs durch so viele Druckfehler, die n zum Theil angezeigt worden, die Lectüre erschw wird!

Αλκ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JULIUS, 1805.

BOTANIK.

Genf, b. Paschoud, (käuflich b. Reclam in Leipzig): *Histoire des Conferves d'eau douce, contenant leur differens modes de reproduction et la description de leur principales especes, suive de l'histoire des Tremelles et des Ulves d'eau douce.* Par *Jean Pierre Vaucher*, Ministre du St. Evangile à Geneve, Professeur de Botanique. 1803. 285 S. 4. (Mit 17 Kupft.) (4 Rthlr.)

Keines unter allen Naturstudien darf sich rühmen, seinen Gegenstand, bey einer gleichen Mannichfaltigkeit, in solcher Ausbreitung verfolgt zu haben, als die Botanik. Der Botaniker will sehen, suchen, und sammeln: denn ihm ist die Natur auf lebendigen Blättern vorgelegt, und in der Vollständigkeit seines Gegenstandes auch die Wissenschaft auf wirkliche Weise gegeben. Jede Idee seines Studiums ist in einer Reihe von Gewächsen dargestellt, jede Frage von ihnen gelöset. Was das eine bringt, schliesst das andere auf, und in einem anderen schaut es sich wieder; hier wird es verzehrt, dort aus einander gelegt, von diesem verwandelt, und jenes fasst die ganze Entwickelung wieder zu einem Bilde auf. Es ist daher für unser Zeitalter ein erfreuliches Ereigniss, dass, da ein jedes Studium in seiner Form den Ideen nachstrebt, auch die Botanik den geschlossenen Umfang des Gewächsreichs vor sich versammelt findet. Die Entdeckung neuer Gewächse scheint schon so weit beendet zu seyn, dass das Unbekannte nur zu seinen Verwandten übergeht, und die Vollständigkeit aller Formen hält der Mannichfaltigkeit wieder das Gleichgewicht.

Die ersten noch schwachen Äusserungen dieser Lage zeigt das überall keimende Bestreben, das botanische Studium von der bisherigen Beschäftigung mit dem Vereinzelten zur allgemeinen Ansicht zu führen, so sonderbar auch die Anstalten, wodurch man die Vegetation aus jedem Winkel in Abstraction zu setzen sucht, erscheinen mögen. Hier forscht man mit Begier und Anstrengung über die Fasern, das Gewebe, die Säfte und die innere Bewegung; dort macht man das Grosse klein, und bauet es aus dem Kleinen wieder heran; unzufrieden mit dem verfänglichen Studium hoffen einige vom thierischen Leben die Lösung, und andere sind kindlich froh, dass irgend ein planer Unterschied vom Subjectiven und Objectiven u. dgl. m. an dem Gewächse gefunden sey.

Unter solchen Umständen ist die Classe der sogenannten kryptogamischen oder blütenlosen Gewächse das Hauptstudium der Zeit geworden. Von der älteren Botanik nach *Linnés* Ausdruck als Barbarey und Diebsgesindel der Gewächse wenig geachtet, haben sie jetzt die herrschende Neigung erhalten. Das Studium forscht überhaupt nach verborgenem Geheimniss, und hofft es handgreiflich aufzuschneiden; — wohin könnte es sich also besser wenden, als zu den kryptogamischen Gewächsen? — Den neugierigen Fragen kommt hier eine gleiche Antwort entgegen. Das Gewächs ist hier als ein einfacher Faden in Trennung und Verbindung vorgestellt; oder es wird als einzelnes Blatt sichtbar gewebt, noch an der Grenze von Luft und Wasser schwebend; das Grünen ist hier für sich zu einem Gewächse geworden; selbst bis auf den Schleim ist in einem eigenen Gebilde gezeigt, was an ihm sey; alle die zu einem Blicke verschlungenen Processe der Pflanzenbildung liegen hier von einander gesondert, und sogar das vielbesprochene Problem vom Thier- und Pflanzen-Wesen wächst hier zu eines jeden Ansicht hervor. — Noch steht freylich alles diess als eine Reihe von Besonderheiten da, die man auf bekannte Weise verzeichnet, ohne den Sinn der neuen Entdeckung zu ahnden. Der ganz entgegengesetzte Charakter dieser Vegetation nöthiget indess schon zu einer anderen Beobachtungsweise. Wenn sich in den blühenden Gewächsen nur ein einzelnes Glied jedesmal verändert, was die Zeit bringt, in ihnen wieder zusammengehalten, und als eine Zeugung angeschaut wird: so nimmt hier nicht selten die ganze Bildung in verschiedenem Ansatz eine so durchgreifende Verwandlung, dass das Gewächs nur aus dem Tagebuche des Beobachters als dasselbe erkannt wird. Die Unterscheidung aus sogenannten Merkzeichen wird hier mit jedem Schritte erschwert, denn die Historie der Vegetation wird beynahe der einzige Charakter. So wird also die Botanik in diesen kryptogamischen Gewächsen aus der bisherigen Arbeit verrückt; sie setzt der eingewurzelten Ansicht selbst ein Gegengewicht, sie verlässt die festen Formen der blühenden Gewächse, welche bis zu den letzten Spitzen mit Sicherheit umschrieben wurden, und geht zu diesen unbestimmten allgemeinen Bildungen über. Wie könnte die Botanik ihre Fesseln auf botanische Weise besser lösen? — Hier wird sie, zu sich in die Schu-

Schule tretend, sich selbst begreifen und übersehen lernen, um also den ersten Schritt zu einer neuen Bildung zu gewinnen.

Diese Bemerkungen, welche Rec. an jedem Theile der kryptogamischen Vegetation wiederfand, sind auch das Resultat seiner Betrachtung des vorliegenden Werkes. Eine unvermischte Anzeige des an frischer Beobachtung reichen Inhalts soll den Leser zuerst in den Stand setzen, sich von dieser eigenthümlichen Vegetation zu unterrichten, und die vorgelegte Ansicht zu prüfen; alsdann wird Rec. zur besonderen Beurtheilung des Gegenstandes gehen.

Die Conferven der kryptogamischen Vegetation, der Hauptgegenstand dieses Buchs, zeigen auf den ersten Blick nicht viel mehr als eine Faser oder einen Faden im Wasser, welcher das Wachsen, sich Vermehren, Verwachsen und Weben im Wasser, bey mikroskopischer Betrachtung so bestimmt unterschieden zeigt, dass Rec. sagen möchte, das verschlossene Stengelgebilde der Gewächse sey hier einmal zu Wasser geworden, und in seinen Faden zur Durchsichtigkeit ausgebildet. *Vaucher* unterscheidet sechs Familien dieser Wasserfaden nach der Form ihrer Wiedererzeugung. *Die 1ste Familie, Ectospermes*, besteht aus cylindrischen mit grünem Stoffe mehr oder weniger gefüllten verzweigten Röhren ohne Abtheilung. Die Röhren gleichen einer durchsichtigen elastischen Haut. Der grüne Stoff füllt sie bald gleichmässig, bald giebt er ihnen den Anschein von Abtheilungen, bald schwellt er das geschlossene Ende der Röhre dunkelgrün an. Sie sind häufig in kleinen Gräben und in fliessendem Wasser; entweder an der Oberfläche schwimmend, oder auf dem Grunde gehalten. Wenn die Entwicklung sich beschliesst, schwellt das Ende der Röhre rundlich an, es zerreisst und verstäubt sich. An den Röhren sitzen aber noch auf Stielchen kleine Kugeln, neben und zwischen welchen man hakenförmig gebogene Hörnchen bemerkt. Diese Hörnchen nehmen eine spirale Windung, und damit werden auch die Kugeln abgesondert. Aus den abgesonderten Kugeln wächst der Faden allmälich wieder hervor. — *2te Familie. Conjugées.* Ihre Faden sind in ganzer Ausdehnung einfach und ohne Verzweigung. Die Röhre ist in viele ihrer Axe perpendiculare Fächer getheilt, und der grüne Stoff hat in diesen Fächern eine regelmässige Form. Er bildet nämlich entweder Spiralen, die mit glänzenden Körnern vermischt sind, oder er liegt in den Fächern in eigenen inneren Röhren verschlossen, oder er liegt in ihnen in der Gestalt eines Sternchens. Hiedurch unterscheidet nun *V.* drey Ordnungen der *Conjugées*. In der ersten Ordnung findet man die Spirale in verschiedener Windung; enger, weiter, verflochten, und zuweilen an ihrer Statt einen unordentlich vertheilten grünen Stoff. Oft ist aber auch die Röhre leer, ohne Spuren einer Ausleerung. Die glänzenden Körner scheinen der Spirale fest anzuhängen, man findet sie indess auch ohne Körner. Wenn die Spirale verdirbt: so mischen sich die glänzenden Körner in den grünen Stoff. Die Scheidewände der Röhre bestehen aus einer durchsichtigen zarten Haut; sie scheinen einfach zu seyn; *V.* hält sie indess für gedoppelt. Er sah oft, dass eine Röhre sich in 2, 3, ja so viel Stücke theilte, als sie Fächer hatte, ohne sich dabey auszuleeren. Man könnte diesen Faden demnach auch als Vereinigung vieler, und jede Abtheilung als ein eigenes Gewächs betrachten, denn jede ist in sich verschlossen, hat eigene Spiralen Körner, und kann sich sogar für sich vermessen. In der bisher beschriebenen Einfachheit findet man diese Faden viele Monate hindurch. Im Frühlinge kommt nun aber aus allen Abtheilungen der Röhre eine unregelmässig gebildete, meist stumpfe Geschwulst oder Warze hervor. Diese Warzen verlängern sich und erreichen die Warzen des neben liegenden Fadens. Man sieht auch wohl zwey, drey und mehrere Faden in dieser Verbindung, wo dann der mittlere abwechselnd zu den Seitenfaden geht. Während diese Vereinigung gelingt, verwandeln sich die Spiralen in eine grüne Masse, und die 2 Massen der durch ihre Warzen verbundenen Fächer gehen in das Fach des einen Fadens zusammen. Grösstentheils giebt der eine Faden dem anderen in seiner ganzen Länge; doch wechselt diess auch. Die zwey in einer Abtheilung vereinten Massen nehmen in dieser die Gestalt eines einzelnen Kügelchens an, welches den grünen Stoff in einem unterscheidbaren Überzuge enthält. Eine lange Zeit bleiben die Faden in diesem Zustande unverändert. Allmälich verderben dann die Röhren, die Kügelchen fallen heraus, und behalten in dem Verderbnisse der Faden ihr Grün und ihre Form. Auch diese Kügelchen liegen eine lange Zeit unverändert. Plötzlich öffnen sie sich dann aber wie ein Samenkorn mit seinen Lappen, aus deren Grunde ein grünes Beutelchen hervorgeht. Dieses dehnt sich allmälich aus; man sieht auch bald die Spiralen mit glänzenden Körnern in ihm, die Fächer der Röhre kommen heran, der junge Faden trennt sich von seinem Korne, und wird wieder dem älteren gleich. Diese Beobachtung (wovon der vortreffliche *Decandolle* Augenzeuge war) geschah an der *Conferva jugalis Müller*. Von den anderen, dieser Art ähnlich gebildeten Faden erwartet *V.* im Allgemeinen dasselbe. Einzelne Besonderheiten hat er selbst schon gefunden; so sah er z. B. an einer anderen Art ein sich *unmittelbar* zum Faden ausdehnendes Kügelchen. — Die gesternten *Conjugées* enthalten, anstatt der Spiralen, einen mehr oder weniger dichten grünen Stoff, welcher anfangs beynahe die ganze Röhre füllt, und sich allmälich in zwey bestimmt unterschiedene Körper trennt. Diese erhalten dann die Gestalt zweyer Sternchen von vier oder sechs Strahlen; oft findet man aber auch statt der Sternchen zwey eyförmige Massen, oder zwey dreyzähnige Kämme. Die zwey Körper eines jeden Fachs gehen erst in der Copulation des Fadens zusammen. — Die dritte Abtheilung der *Conjugées* hat eine Röhre wie die anderen; sie ist in Fächer getheilt, enthält aber in jedem einen klei-

ne

nen Faden. Sie verbindet sich mit anderen nicht durch Wülste, sondern die zwey einander entgegenstehenden Fächer, beugen sich, dass die Conferven ein ellenbogenartiges Ansehen erhalten; die Winkelspitzen gehen dann zusammen. Sie sind lange in dieser Stellung, und *V.* meint, dass sich alle Fächer, der Reihe nach, in dieser Form verbinden werden. Ein Übergang aus einem Fache in das andere ist hier nicht bemerkbar, sondern aus der Röhre gehen unmittelbar die kleinen Faden hervor. Man sieht, wie sie noch zur Hälfte in der Röhre liegen, zur anderen Hälfte geboren. Sie trennen sich endlich ab, und zwar bey den mittleren Fächern zur Seite, beym letzten Fache am Ende der Röhre. — 3 *Familie. Hydrodictye.* Ein grünes sackähnliches Netz aus gewöhnlich fünfseitigen Maschen gewebt. Die Maschenseiten sind sich ungleich in Zahl und Gröfse; die Seiten der Masche bestehen aus cylindrischen Röhren mit grünem Stoffe und glänzenden Körnern gefüllt. Diese Röhren sind aber noch mit einer durchsichtigen Haut umgeben, welche die Enden verbindet. Jede der 5 Seiten schwellt allmälich an, und sondert sich aus dem Fünfeck los. Diefs geschieht durch eine Zerstörung der Haut, welche die Röhren enthält. Der nun abgetrennte Faden verflächt sich allmälich, wächst von Innen heran, erweitert seine Maschen, und verwandelt sich bald in ein dem ersten gleiches Netz. — 4 *Familie. Polyspermes.* Gröber gebildete grünlich schwarze Faden, deren Röhre durch unregelmäfsige Auffschwellungen unterbrochen ist, gleich einer gegliederten Antenne bey den Insecten. Sie gleicht den anderen Conferven nur in ihrem Wasseraufenthalte und in der fadigen Bildung. Anfangs sieht man eine Menge kleiner Fadenbüschel; jedes Härchen dieser Büschel ist eine *Polysperme.* Die Büschel haben folgende Erzeugung. Die Röhre des Fadens (über deren Bildung *V.* noch ungewifs ist) enthält grüne Staubkörperchen, welche sich, mikroskopisch betrachtet, als kleine verzweigte, aus Ringen zusammengesetzte Schnüre darstellen. Der letzte Ring wird mit den, ihm nähesten, dunkler und gröfser; einige hatten sich abgetrennt, und schienen Endringe gewesen zu seyn. So sieht man die *Polysperme* täglich diese Schnüre und Körner abtrennen. Endlich werden die Schnüre seltener, die Körner häufiger. Damit erhält die Conferve das Ansehen eines verwelkten, halbdurchsichtigen ausgeleerten Fadens. Die Körner verlängern sich nun aber wieder in dasselbe Gewächs und die beschriebenen Fadenbüschel sind eine Versammlung junger *Polyspermen.* — 5 *Familie. Batrachospermes.* Gelatinose, weiche, fettige Faden; sie kleben auf Papier so fest an, dass man sie nicht ohne Anfeuchtung abtrennen kann. Bey einigen scheint ein klebender Stoff zu seyn, allein andere lassen davon nichts vermuthen, und zeigen den schärfsten Umrifs. Sie sind gröfstentheils einfach oder doch wenig verzweigt, aber so fein und unzählich zertheilt, dass sie ein sammetartiges Ansehen erhalten. Bey 3 Arten geschieht diese Vertheilung aus einem Hauptstamme, welcher von durchsichtigen Ringen gebildet wird, oder vielmehr aus einer in jedem Fache mit grünem Stoffe gefüllten Röhre. Einer Art fehlt indefs dieser Hauptstamm, und sie vertheilt sich regellos. Bey allen Arten geht die Ramification in einen dünnen, höchst feinen Faden über, was, wenn er dem unbewaffneten Auge bemerkbar wäre, ein wimperiges Ansehen geben würde. Der Faden ist aus festen, beynahe eyförmigen, hinter einander gereiheten in einer Röhre verschlossenen Ringen gebildet. Diese Ringe verkleinern sich gegen die Spitze des Fadens, und werden allmälich unsichtbar. Im Inneren der *Batrachosperme mamelonée* findet man weifsliche Körperchen, woran kleine Faden von verschiedener Länge bemerkbar sind. Diese gleichen einer kleinen schon entwickelten Pflanze. Hat die Conferve ihr Wachsthum beendet, so zerreifsen und trennen sich die Ringe. Ein Theil davon bleibt an ihr kleben. Sie verlängern sich allmälich, werden durchsichtig, unterscheiden sich von dem Mutterfaden, durchbrechen ihre Hülle, stellen sich strahlend um einen Punkt und werden also wieder dem ersten Gewächse gleich. — 6 *Familie. Prolifères.* Hat der Faden sein Wachsthum beendet: so kommen in seiner ganzen Länge Anschwellungen oder Wülste, aus welchen eine Menge Faden, die dem Mutterfaden gleichen, hervorgeht. Man könnte sie auf den ersten Blick für *Ectospermes* oder *Conjugées* halten, denn die Röhre ist in Fächer getheilt, und enthält viele glänzende Körner, sie ist aber meist Fufslang. Die Wülste wachsen schnell, und bedecken sich mit einem Staube; dann kommen viele Faden hervor, welche sich schnell verlängern, und einem Haarbüschel gleichen. In diesen jungen Faden sind bald die Fächer bemerkbar, sie werden dem Mutterfaden ganz gleich und trennen sich von ihm, (wie *V.* vermuthet, da er den Trennungsmoment selbst noch nicht beobachtet hat). Sehr merkwürdig ist die bey dieser Gelegenheit mitgetheilte Beobachtung kleiner parasytischer Wasserfaden; ja diese parasytische Faden sollen wieder andere noch kleinere tragen! — Man unterscheidet den parasytischen Faden dadurch, dass er in der ganzen Länge der Conferve hervorkommt; vor seiner Entwickelung sieht man auf ihrer Röhre kleine, rundlich flache Anschwellungen, welche in ihrer Oberfläche nicht im Inneren geschehen. Alsdann unterscheidet sie auch die Entwickelung; wenn nämlich die entstandenen Faden der *Prolifere* gleichen, so schreibt sie *V.* der Mutter zu, als parasytisch sind sie von ihr verschieden. *V.* gesteht indefs, sie noch wenig untersucht zu haben.

II. *Geschichte der Tremellen. V.* theilt sie in 2 Gattungen, die fadigen (*Oscillatoires*) und die eigentlich bisher sogenannten (*Nostocs*). — Die *Oscillatoires* sind für den ersten Blick den Conferven sehr ähnlich. Sie bilden auf dem Grunde, oder der Fläche des Wassers einen grünen Teppich. Ihre Faden sind gefächert, und man würde sie für *Congujées* halten, wenn sie nicht durch ihre Einfachheit und den höchst kleinen Durchmesser unterschieden wären, auch haben die Fächer weniger Länge, als Brei-

Breite, was bey den *Conjugées* umgekehrt ist, und das Innere ist mit grünem Stoffe angefüllt, nicht regelmäſsig vertheilt, wie bey den *Conjugées*. Sie haben ein weiches, fettiges Subſtrat, gleich der Gallert bey den *Nostocs*, worauf ſie ſich ſtrahlig ausbreiten. Sie ſind nie über 5 bis 6 Linien lang, und oscilliren beſtändig zu den Seiten. Dieſe Oscillation bleibt auch in veränderter Stellung, ſie hört auf, bleibt im Fortſchritte eine Zeitlang ſtehen, iſt dann langſamer, dann geſchwinder, und überhaupt ſo veränderlich, daſs ſie nicht auf mechaniſche Weiſe geſchehen kann. Auch ziehen ſich dieſe Faden, wie ſchon *Desaussure* bemerkte, nach dem Lichte. An einem (*Osc. majeure*) glaubt *V.* deutlich Kopf und Schweif geſehen zu haben, aber nicht an allen Individuen dieſer Art. An den Ringen der Faden ſieht man keine Entfernung oder Zuſammenziehung, in dem grünen Stoffe bemerkt man ſtärker gefärbte Körner. Der oscillirende Faden theilt ſich in zwey und mehrere Stücke, welche allmälich wieder heranwachſen. Dieſe Theilung iſt von verſchiedener Länge, im Allgemeinen ungefähr 1/5 des Fadens. (Der Italiener *Corti* hat ſchon früher dieſe Trennung im wirklichen Momente geſehen.) — Die *Nostocs* unterſcheiden ſich durch ihre gallertige Subſtanz. Dieſe iſt grün und mit langen Faden angefüllt, die aus zuſammengereiheten Kügelchen beſtehen. Sie haben viel Ähnlichkeit mit den *Oscillatoires*, unterſcheiden ſich aber durch die grüne Gallert, worin ſie liegen. Bey den *Oscillatoires* iſt nur eine erdige Unterlage, die *Nostocs* ſind dagegen in die Gallert gleichſam gewebt. Auch ſind die Faden der *Nostocs* kürzer, gekrümmt, und ohne Bewegung; (ein andermal nennt *V.* die Bewegung der *Nostocs* „*presqu' insensible*".) Gegen das Ende der Entwickelung reiſst die Haut der *Nostocs* unordentlich auf, und der gallertige Stoff kommt halbflüſſig hervor. Die Haut bleibt am Steine hängen, die Gallert vertheilt ſich im Waſſer. Sie iſt mit gegliederten Faden gefüllt, welche ſich gewöhnlich in ein dickeres und runderes Kügelchen enden. Dieſes wird bald kugelich, trennt ſich unmerklich vom Faden, am folgenden geſchieht daſſelbe, und ſo iſt endlich der ganze Faden in Kügelchen verwandelt. Oft geſchieht die Trennung in mehrere Kügelchen auf einmal. Die Kügelchen hält *Vauch.* für den erſten Anfang der *Tremelle*, da alle junge *Nostocs* eine kugelichte Form haben, und er Kügelchen von verſchiedener Gröſse fand, wovon die gröſsten ſchon fadige Anſätze machten.

III. *Geſchichte der Ulven.* Sie haben mit den *Nostocs* Ähnlichkeit; ſie beſtehen aus einer häutigen, durchſichtigen, feinen Subſtanz, worin nicht articulirte Faden, ſondern ein Netz von den feinſten Kügelchen bemerkt wird. Bey der *Ulva latissima* ſah *Vauch.* nur Spuren eines Netzes. In der Mitte des Netzes ſind unregelmäſsige Punkte. Die *Ulva rivularis* hat eine durchſichtige mit vielen Kügelchen gefüllte Haut; dieſe Kügelchen liegen zu vieren, zuweilen aber auch ſo zuſammengedrängt, daſs ſie allein die Haut zu bilden ſcheinen. Die Wiedererzeugung geſchieht aus blaſenähnlichen Kügelchen, welche ſich in einfache Häute verwandeln.

Dieſs iſt der Haupt-Inhalt der vorliegenden Schrift, wovon Rec. um ſo mehr wünſcht, daſs dieſe Anzeige die Leſer zum näheren Studium eingeladen habe, als hier eine Menge einzelner Bemerkungen übergangen, und ein von der Schrift verſchiedener Vortrag gewählt werden muſste. *Vauch.* giebt nämlich ſeine Beobachtung gröſstentheils als Tagebuch. Dadurch hebt das Folgende oft das Vorhergehende auf, oder giebt ihm eine neue Beſtimmung; dazwiſchen durchkreuzen ſich Vermuthung, Erwartung und Beſtätigung; bald vermiſcht ſich die Vorſtellung von den Gründen des Vorgangs mit der Beobachtung, bald fällt die Unterſuchung in Einzelheiten, ſie ſchweift auf Nebenſeiten, faſst ſich hier und dort wieder, aber unvollkommen, zuſammen. Dieſs erſchwert das Studium dieſer Schrift auſserordentlich, da ſie ein jeder wieder umarbeiten muſs. Indeſs ſchadet das ihrem Werthe nicht, welcher dadurch vielmehr von einer anderen Seite erhöhet wird. Denn es liegt doch an dem Gegenſtande ſelbſt, daſs der Botaniker ſo lange hin und hergehen muſs, um ſeiner habhaft zu werden, und die Negativität dieſer Vegetation hat keinen anderen botaniſchen Ausdruck mehr, als in dem mühevollen, oft fruchtloſen Beſtreben des in der übrigen Botanik erfahrenen Beobachters. Eine aufrichtige Erzählung dieſer Schickſale, wie die vorliegende, iſt zugleich um ſo nothwendiger, als ohne dieſelbe von dem vorgelegten Reſultate nicht mit Sicherheit geurtheilt werden kann, wie weit die Beſchwerden der Beobachtung daran Antheil haben können. Sie iſt um ſo ſchätzbarer und als Muſter zu empfehlen, da es bey der herrſchenden Sitte, jedes Gewächs mit wenig Worten in dem Verzeichniſſe kenntlich zu machen, bisher noch wenig Beobachtern gefallen hat, bey den Kryptogamen auf die andere Natur derſelben Rückſicht zu nehmen. Überhaupt iſt nicht abzuſehen, was von den rüſtigen Verſuchen, die Waſſer-Algen in ein Differenz-Verzeichniſs zu bringen, erwartet werden könne. *Vaucher's* Schrift zeigt hinreichend, wie viel Sorgfalt, Zeit und Geduld zur vollſtändigen Kenntniſs erfodert werde. Dieſe Kenntniſs muſs nothwendig der Anordnung vorhergehen, wenn nicht verſchiedene Zuſtände deſſelben Fadens, als Arten, oder wohl gar als Gattungen beſchrieben werden ſollen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JULIUS, 1805.

BOTANIK.

Genf, b. Paschoud (käuflich b. Reclam in Leipzig): *Histoire des Conferves d'eau douce, contenant leur differens modes de reproduction et la description de leur principales especes, suive de l'histoire des Tremelles et des Ulves d'eau douce.* Par *Jean Pierre Vaucher*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wie viel wagen daher diejenigen, welche (wie sogar oft dabey gesagt wird) auf einer Reise, auf einem Spatziergange, neue Conferven zu entdecken, und aus einem solchen Anblicke über ältere Beobachtung zu entscheiden wissen; da doch jedem Unterrichteten bekannt ist, und in vorliegender Schrift gezeigt wird, wie, viele Monate, oft Jahre lang fortgesetzte Beobachtung desselben Fadens, und die Übersicht aller seiner Verwandlungen, erst die richtige Kenntniss geben. Darum hat bey der gegenwärtigen Lage der Botanik nur die Beobachtung über die Conferven und deren verwandte Vegetation einen Werth, welche zugleich ihre eigene Historie nach *V.* Beyspiele vorlegt.

Bey den mehresten Familien führt *V.* eine Reihe verschiedener Arten auf; diese sind in sehr scharf und bestimmt gezeichneten Figuren vorgestellt. Einige Leser könnten in Ansehung der Arten über Mangel an Vollständigkeit und Rücksicht auf Synonymen unzufrieden seyn. Allein, ist denn alles, was zu dieser Vollständigkeit zu rechnen wäre, mit der Sicherheit beobachtet, dass man schon an die systematische Aufzählung desselben denken darf? — Noch viel weniger ist aber von den flachen Beschreibungen und rohen Abbildungen der älteren Botanik für diesen Gegenstand zu hoffen; wenigstens ist die Bestimmung dieser noch unbestimmtern Synonymen jeder Willkühr preis gegeben. Überhaupt wäre zu wünschen, dass man bey Bestimmung der Arten und Synonymen jedesmal den Grund des Verfahrens und der Behauptung auszuführen, zur Regel setzen wollte. Ein jeder macht sich — weil es nun einmal erlaubt ist — das seinige fertig; der eine nimmt es dann an, der andere nicht, der dritte macht was anderes daraus u. s. w. Das alles geht in der Stille vor sich; jeder schreibt sich wieder an, wie der es aufgenommen, dieser es verrückt hat u. s. w.; so kommt es in die Bücher, und so hat es nach einer Reihe von Jahren seinen Platz behauptet. Wirft endlich einer es wieder fort, so rückt der andere es in Kurzem als Synonym wieder bey. Auf diese Weise hat man sich eine so furchtbare Gelehrsamkeit gesammelt, dass an das eigentliche Studium der Pflanzen gar nicht mehr zu denken ist. Zum Glücke stehen die Gewächse dazwischen in ihren sicheren und einfachen Zügen so fest, dass man den Schritt durch diese Verwirrung, als das historische Document der botanischen Klarheit und Anschaulichkeit betrachten möchte. Nur bey den Kryptogamen verschwindet diese äussere Bestimmtheit. Wird auch hier dasselbe Verfahren länger zugestanden, so ist freylich ein weiter Raum sehr gelehrter Bemühungen eröffnet; ob aber davon Segen zu erwarten sey, möchte sich früher entscheiden, als man zu glauben scheint. Es ist zwar in Ansehung der Kryptogamen schon oft von batanischer Strenge und Gründlichkeit die Rede gewesen; allein wenn diese Strenge nicht Grundsätze vorlegt, so ist sie nur eine Anstrengung zur Strenge zu nennen. Die eigene Versicherung, dass man die Sache richtig und gut gemacht habe, kann vor dem wissenschaftlichen Forum nicht zugestanden werden.

In Ansehung der *V'schen* Beobachtungen ist nun aber Rec. keineswegs der Meinung, dass die Nachforschung schon damit erschöpft sey; vielmehr könnte Rec. mancherley Abweichungen seiner und anderer Beobachtung bemerken, wenn hier der Ort wäre, solche Einzelheiten anzuregen. Die Geschichte der Oscillatoires verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Rec. hat sie leider bey aller Mühe noch nicht entdecken können; überhaupt ist die Geschichte der Ulven und Tremellen am wenigsten erforscht. Die Reproduction der *Conjugées* ist eine neue Entdeckung, welche bisher noch nicht von anderen bestätiget ist; die Geschichte der *Batrachospermes* möchte noch von vielen Seiten zu berichtigen seyn, besonders verdienen die parasytischen Conferven eine nähere Betrachtung. — Indess darf man bey der Vorliebe, welche die Botanik gegenwärtig am Versteckten und Kleinen zu nehmen scheint, bald eine Menge Beyträge erwarten, wovon zu wünschen ist, dass sie sich durch Fleiss und Genauigkeit den Arbeiten unseres vortrefflichen *Roth* anschliessen mögen.

Ein besonderes Interesse hatte bisher für die Botanik die Frage über die Erzeugung der Kryptogamen; die Conferven haben diesen Gegenstand von neuem aufgeregt. Der herrschenden Vorstellung gemäss, wird zur Fortpflanzung die Bestäubung des Griffels erfordert. Bey den Kryptogamen sind diese Theile ununterscheidbar geworden, zum wenigsten einer

einer willkührlichen Deutung hingegeben. Wo man ein Spitzchen fand, machte man daraus den Griffel; ein Häckchen war hinreichend, um als Staubfaden zu gelten, und irgend ein mikroscopisch Körnchen muſste den Blumenstaub bilden. Es ward indeſs bald verrathen, daſs man die Sache auch anders wenden könne, und die Menge neuer Fictionen machte die gesuchte Sexualität der Kryptogamen bald verdächtig. Auch unser *V.* ist damit in Ungewiſsheit; er klopft überall an, hat bald eine kleine Anthere, ein Hörnchen, u. s. w. bald eine *materia fecundans* im Verdachte, kommt aber doch gröſstentheils auf die redliche Versicherung zurück, daſs alles dieſs nur als Vermuthung gelten solle; zuweilen wird er auch auf präformirte Keime, auf Einschachtelung u. s. w. geführt. Demungeachtet ist ihm schon von verschiedenen Seiten vorgeworfen, warum er denn noch an die Sexualität glaube; mit der Fortpflanzung durch Keime werde man ja leichter fertig. Rec. möchte indeſs das Forschen nach den Fortpflanzungsorganen dem Geiste der herrschenden Botanik ganz angemessen nennen. Von dem Pistill ist nämlich bey blühenden Gewächsen bekannt, daſs es oft nur als Narbe, ja daſs selbst von dieser kaum eine Spur vorhanden ist; die Antheren verwandeln in vielen Fällen ihr Ansehen, in auf einem Blatte liegenden Staub, und es wird sogar eine *Anthera solida* zugestanden; ferner ist auch den Geschlechtern erlaubt, sich von einander zu entfernen. Warum sollte denn nicht bey den Kryptogamen die *Anthera* als Staub, die Narbe als allgemeine Fläche vorkommen können? — und wenn die Natur die Entfernung der Geschlechter durch Insecten, ja sogar durch einen Wind vermittelt, so wäre es doch nicht uneben, für die Kryptogamen was ähnliches zu hoffen. Der Staub könnte z. B. im Waſser aufgelöset als schwimmend den Faden in allen Fächern befruchten, oder ein guter Seher fände vielleicht in den Infusionsthierchen den Dienst der Insecten wieder? — Die Hauptfrage möchte dabey aber noch immer bleiben, was denn, wenn wirklich Staubfaden u. s. w. entdeckt würden, für die Fortpflanzung gewonnen sey? — Die gewöhnliche Meinung ist, durch die Bestäubung die Erzeugung des fruchtbaren Samenkorns begreiflich gemacht zu haben; allein das Räthsel kehrt damit um desto ärger wieder, wovon man sich nur durch eine befruchtende Kraft des Blumenstaubes erretten kann. Dieſs scheint diejenigen Botaniker geleitet zu haben, welche die Erzeugung der Kryptogamen durch Keime geschehen laſsen; denn der Umweg durch eine befruchtende Kraft ist bey einer keimenden Kraft erspart. Dadurch ist aber auch wieder für den leichtsinnigen Beobachter die beste Entschuldigung gewonnen. Hat man den Faden angesehen und beschrieben, so läſst man ihn keimen, wovon, da es doch unsichtbar geschieht, nichts weiter zu erwarten ist. Von einer anderen Seite geben diese Keime eine brauchbare Taschenspielerey. Wenn nämlich das einemal die samenähnlichen Körnchen, woraus der Faden heranwächst, die Keime bedeuten, so giebt es auch ein anderesmal verborgene unsichtbare Keime; denn keimen muſs doch alles. Wo jene fehlen, da ist dieses; wo man dieses sieht, darf man jene im unendlich Kleinen vermuthen; wo man Körnchen sieht, das Keimen erwarten u. s. w. Dieſs scheint anderen vorgeschwebt zu haben, welche die Meinung von einer *Generatio aequivoca* den Keimen entgegensetzen. Das äuſsere Ansehen giebt den Kryptogamen allerdings diesen Schein einer zufälligen Bildung. Könnte aber nicht auch dieses zweydeutige Ansehen vegetabilisch organisirt, und also wieder das Wesen dieser Gewächse seyn? — Wenn z. B. einige in den Schwämmen einen Samen annehmen, andere hingegen die Schwämme aus der Fäulniſs kommen laſsen: könnten da nicht beide Theile Recht haben, wenn die Samen des Schwammes, Samen der Fäulniſs wären, woraus er hervorgeht? Die Fäulniſs ist ja selbst ein lebendiger Proceſs, und wenn der Schwamm aus der sich selbst angesteckten Fäulniſs wiederkeimt, so ist seine *Generatio aequivoca* sein Eigenthum. Bey den Waſseralgen kommen ähnliche Fälle vor. Daſs man Conferven künstlich durch Auflösung anderer Vegetabilien erzeugen kann, ist bekannt. Wer sie zum ersten Male an ihrem natürlichen Aufenthalte sieht, wird sie für aufgelösete verdorbene Pflanzentheile halten, und der Einfluſs, welchen Luft, Waſser, Witterung, Licht u. s. w. auf ihre Entwickelung erhalten haben, ist so auffallend, daſs man leicht in Versuchung gerathen könnte, ihm alles zuzuschreiben. Wer dieſs sehen will, stelle, wie Rec. es im vorjährigen Sommer versucht hat, dieselbe Confervenart bey mehr und weniger Erfrischung des Waſsers an einen schattigen, lichten, halbfinstern, warmen und kühlen Ort, beobachte alles dieſs zugleich, bringe sie in den entgegengesetzten Zustand, und vergleiche den Erfolg. Es ist dabey nicht die Meinung, die alte Vorstellung zu vertheidigen; Rec. wünscht vielmehr, die Untersuchung auf die Frage zu lenken, wie bey dem Anschein einer solchen Erzeugungsweise, und einer solchen Veräuſserung des Lebens, doch die Vegetation auf diesen letzten Grenzen noch bestehe?

Abgesehen von den äuſseren Verhältniſsen, ist die Vegetation dieser Waſserfaden so einfach, und die zwar nicht leichte Beobachtung so befriedigend, daſs man keiner Fiction bedarf. Rec. will, um davon einen Beweis zu geben, die erste Familie der *Ectospermes* hier näher betrachten. Ein grünender Faden wächst in seiner Verlängerung fort; er begrenzt sich selbst, indem der Faden ein rundliches Ende nimmt, und sein grünendes Innere ausleert; er vermehrt sich zugleich in Verzweigung. Dann begrenzt sich der Zweig; die Verzweigung windet sich nämlich sogar in sich wieder auf den Stamm zurück, in den Hörnchen, und nimmt ein Kügelchen auf ihre Spitzen, welches wieder den Faden giebt. Alles dieſs ist zugleich; Begrenzung des Fadens auf sich selbst, Vermehrung über sich hinaus, und die Reflection, daſs eins das andere setze. Der erste Satz der organischen Geometrie in vegetativer Form.

Form. Folgt man dem Mikrofkope, fo wird nur die weitere Ausführung des Satzes gefunden. In dem Faden fieht man nämlich eine Menge grünender Pünktchen, alfo den Grund der Verlängerung als feinen Inhalt. Für fich betrachtet kann diefer grünende ftaubige Stoff fich auf verfchiedene Weife zeigen, wie er bey anderen Wafferalgen als Blatt u. f. w. vorkommt. Dafs alfo im vorliegenden Falle die Vermehrung der Länge fich auch in Form der Verlängerung zeigt, ift eine eigene Form, welche daher als die für fich durchfichtige Röhre des Inhalts unterfchieden ift u. f. w.

Die fchon in der älteren Botanik vorgetragene Meinung von animalifchen Äufserungen der Kryptogamen ift bey den Wafferalgen wieder angeregt. *Girod-Chantrans* fucht zu derfelben Zeit durch mikrofcopifche Beobachtung die Conferven als Polypenftämme und Aggregat von Infufionsthierchen vorzuftellen, da *V.* die Gefchichte ihrer Vegetation giebt. *V.* fetzt den Grund diefer Verfchiedenheit darin, dafs er die beobachteten Conferven, fo oft er gekonnt, mit frifchem Waffer verfehen, dafs hingegen *Girod-Chantrans* die feinigen mehrere Tage in demfelben Waffer gelaffen habe, wo denn durch Verderbnifs die bekannten Infufionsthierchen entftanden wären. Diefer Meinung *V's.* find viele Botaniker beygetreten. Allein von Seiten des *Girod-Chantrans* kann man hierauf noch erwiedern; ob denn erwiefen worden, dafs jene beftändige Erfrifchung des Waffers das natürliche Erfordernifs diefer Conferven fey? — Wir finden die Conferven in Bächen und an Wafferfallen nach *V's.* Behandlungsweife, aber doch auch eben fo fehr in ftehenden fumpfigen Waffern, unter Polypen und Infufionsthierchen: Konnte alfo nicht das, was wir Conferve nennen, gegen zwey Seiten fchweben, dafs beiden Beobachtern gleiches Recht zukäme, *V.* die vegetative Seite, *Girod-Chantrans* die animalifche Inclination verfolgt hätte? — Auch möchte der Unterfchied diefer Beobachtungen nicht allein am Waffer liegen. Wenigftens hat Rec. nicht felten bemerkt, dafs diefelben grünenden Körnchen, gleichfam unentfchlüffig gegen Tag und Nacht des Lebens, wenn fie eine Zeitlang im Dunkeln geftanden hatten, fich als Infufionsthierchen zeigten; dafs in vielen Arten diefer Thierchen derfelbe grüne Stoff der Conferven unterfcheidbar war, und dafs in den, mit diefen Thierchen gefüllten Gefäfsen, nachdem fie einige Zeit dem Lichte ausgefetzt waren, nicht nur weniger Bewegung bemerkt wurde, fondern auch bald vegetirende Conferven zum Vorfchein kamen. Rec. hält darum dafür, dafs bis zur Entfcheidung durch neue Verfuche beiden Beobachtern daffelbe Recht zugeftanden werden müffe. Man beobachte alfo nunmehr unter verfchiedenen Umftänden, wie es Rec. fchon oben bemerkte.

In welchem Verhältniffe nun die Vegetation diefer Kryptogamen zu den blühenden Gewächfen ftehe, zu den Schläuchen, Röhren, fogenannten Gefäfsen, Fafern, dem Gewebe der Rinde, u. f. w. welche man an den blühenden Gewächfen unterfcheidet, wird Rec. bey Gelegenheit eines anderen Werkes der mikrofkopifchen Botanik nächftens erörtern: daher er, zum Schluffe diefer Anzeige, nur auf diefe Beziehung hinzudeuten fich begnügt.

F. J. S—r.

Berlin, in d. akad. Kunft- u. Buchh.: *Deutfchlands wilde Gewächfe nach dem Linneifchen Gefchlechtsfyfteme geordnet, und durch forgfältige Zufammenftellung der von ihnen bekannten Wahrheiten, dem Liebhaber möglichft kennbar gemacht,* von *Johann Heinrich Karl Sack*, königl. preuff. Oberamtmanne und Mitgliede der königl. märkifchen ökonomifchen Gefellfchaft. Erften Theils erfter Band. 1804. XX u. 383 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. glaubt, der Mangel an Hülfsmitteln, welche die Schwierigkeiten des Studiums der Botanik, wenn nicht aus dem Wege räumen, doch vermindern, fey befonders Schuld, dafs man auch die in Deutfchland wildwachfenden Pflanzen noch lange nicht genug kenne. Ein vorzügliches Hindernifs, warum nicht mehrere fich mit dem Studium derfelben befchäftigen, fcheint ihm die lateinifche Sprache zu feyn, deren Kenntnifs fo vielen mangelt. Gegen die lateinifche Sprache wird oft von fo Manchen Klage geführt, in welche aber Rec. gern bekennt, keinesweges einftimmen zu können. Wer der lateinifchen Sprache nicht mächtig ift, wird nie im Stande feyn, fich eine gründliche Kenntnifs der Botanik zu verfchaffen, weil doch ftets die Hauptwerke ihm unverftändlich bleiben werden. Wenn alfo auch noch fo viel deutfche Handbücher, Grundriffe u. dgl. für die der lateinifchen Sprache nicht Kundigen gefchrieben werden: fo find diefe darum doch noch nicht fähig, zu dem Grade der Kenntnifs diefer Wiffenfchaft zu gelangen, dafs fie in der Folge derfelben felbft Nutzen fchaffen könnten. Für die Wiffenfchaft ift es alfo einerley, ob folche fich überhaupt mit derfelben befchäftigen oder nicht. Deutfche Werke für diefs Publicum können defshalb immer nur infofern Nutzen haben, dafs fie daffelbe zu einer angenehmen Befchäftigung leiten. Für die Wiffenfchaft wird Niemand dadurch gebildet werden. Ob es aber nicht oft der Wiffenfchaft Schaden bringe, dafs zu viele Dilettanten fich mit ihr befchäftigen, die alsbald, befonders in unferem lieben Vaterlande, wenn fie nur einige Ideen fich zu eigen gemacht haben, auch zu fchreiben anfangen, will Rec. nicht entfcheiden, obwohl er es glaubt. Wenn demnach Rec. gegenwärtiger Schrift in der Hinficht keinen grofsen Nutzen zugeftehen kann, dafs fie darauf hinwirkt, die Dilettanten zu vermehren: fo will er doch blofs *darum* derfelben die Nutzbarkeit noch nicht geradezu abfprechen.

Die über die wilden Pflanzen Deutfchlands in unferer Mutterfprache herausgegebenen Schriften fchienen dem Vf. theils zu koftbar, theils zu unvollftändig, theils, weil manche fich nur auf einzelne Gegenden befchränken, nicht allgemein genug. Diefs und

und das Vorhinangeführte vom Hinderniss der lateinischen Sprache für das allgemeinere Studium der Botanik nach der Meinung des Vf., bewog ihn zur Ausarbeitung dieses Werks, in dem er nicht bloss das Systematische, sondern auch das Wissenswürdigste aus dem angewandten Theile der Botanik deutlich und ohne Weitschweifigkeit zusammenzustellen für das zweckmäſsigste hielt.

Prof. *Willdenow*, ein Freund des Vf., hat diese Schrift mit einer Vorrede versehen, welche gewissermaſsen ein Urtheil über dieselbe in sich fasst. Dieser verdienstvolle Gelehrte glaubt nämlich, der Vf. habe einen guten Mittelweg eingeschlagen, nicht bloss Liebhabern dieser Wissenschaft ein zweckmäſsiges Handbuch zu liefern, sondern auch für Kenner manche eigenthümliche Beobachtungen hinzuzufügen. Besonders hält *Willdenow* dieses Werk geschickt, die Liebhaber der Botanik für das Studium des ökonomischen Nutzens der Pflanzen zu vermehren, für welchen Theil, wie er glaubt, Dilettanten gemeiniglich mehr leisten, als streng wissenschaftliche Botaniker. Zugleich meint er aber, dass von solchen Liebhabern auch für den systematischen Theil, insofern solcher aus Beobachtung in der freyen Natur Aufklärungen erhält, oft manches richtiger angesehen werde, als von Gelehrten, die selten die Studirstube verlassen. Zum Beweise, wie manchmal solche Gelehrte zu irrigen Meinungen Anlass geben, führt er sehr passend das Beyspiel von *Lichtensteins* Luftpolypen an. Es ist hier nicht der Ort, weitläuftig über diese Luftpolypen zu reden, die das Heer der Dilettanten in Deutschland schon als fast ungewiss bezweifelt annimmt, und auf Trugschlüsse neue Trugschlüsse baut; nur da diese Schrift ihm gerade Gelegenheit dazu bietet, kann Rec. sein individuelles Urtheil über dieselben nicht unterdrücken. Er glaubt nämlich, dass wenn Hr. *Lichtenstein* Mycologie und Lichenologie eifrig studirt hätte, er nie auf die Idee gekommen seyn würde, dergleichen niederzuschreiben.

Im allgemeinen stimmt Rec. Hn. *Willdenow* bey, dass, in der von ihm angegebenen Hinsicht, Schriften, wie die unseres Vf., immer gewissen Nutzen haben können, wenn sie mit der gehörigen Sorgfalt ausgearbeitet sind; dass aber vorliegendes Werk, welches eigentlich nichts als eine, immer noch unvollständige, Compilation ist, Bedürfniss gewesen sey, und also wesentlichen Nutzen schaffen werde, glaubt Rec. keineswegs. Dass der Vf. treu seine Quellen angiebt, und auch unter jedem entweder übersetzten, ausgezogenen oder abgeschriebenen Satze den Autor citirt, aus welchem er ihn nahm, ist allerdings zu loben; aber mit Recht kann man ihm doch vorwerfen, dass er, wenigstens nach des Rec. individuellem Urtheil, keine richtige Ansicht davon hatte, inwiefern ein Werk, wie das seinige, Bedürfniss sey oder nicht. Schriften wie *Suckows Handbuch der theoretischen und angewandten Botanik*, *Schkuhrs Handbuch der Botanik*, die *Flora der Wetterau* u. a. m. machen im allgemeinen das Werk des Vf. überflüssig, dessen einzelne eigene und neue Beobachtungen in einer Zeitschrift einen zweckmäſsigen Platz gefunden hätten. Diese aber für mehrere Bände mit so vielem Bekannten, aus anderen Schriften entlehnten zu vermengen, bedurfte es nicht, um sie zur Kenntniss des Publicums zu bringen. Aus der *Wetterauer Flora* sind allein wörtlich mehrere Bogen abgeschrieben, eben so aus *Willdenows Berlinischer Baumzucht*, *Schkuhrs Handbuch* u. a. m.: so dass von dem Eigenen des Vf. wenig übrig bleibt.

Auf den 383 Seiten dieses ersten Bandes des ersten Theils kommt der Vf. nur bis in die *Triandria Digynia* die Gattung *Melica* zu Ende. Würde er seine Schrift fortsetzen, wovon aber Rec. abrathen zu müssen glaubt: so würde sie sehr voluminös und nicht wohlfeil werden, ohne eine Lücke in der Wissenschaft auszufüllen. Für manchen Dilettanten, der keins der Werke besitzt, aus denen dieses zusammengetragen ist, mag es indess immer, wenn es gegen den Wunsch des Rec. sollte vollendet werden, des Ankaufs werth seyn; aber sicher wird auch irgend eins der ähnlichen Werke, deren wir schon genug besitzen, für den Zweck eines solchen Publicums für vollkommen hinreichend, dieses also für überflüssig erklärt werden müssen. —ſ.—

KLEINE SCHRIFTEN.

BOTANIK. *Wittenberg*, b. Zimmermann: *Enumeratio plantarum circa Vitebergam in aquis, locis paludosis et humidis praecipuarum nec non officinalium sponte crescentium*, cum praefam. *Traug. Car. Aug. Vogt*, Anat. et Physiol. P. P. O. etc. a D. *Jo. Ge. Wuensche*, Med. Pract. 1804. XVI u. 101 S. 8. (9 gr.) Es ist wahr, dass besonders in unserem deutschen Vaterlande der Unfug der Florenschreiber keine Grenzen zu kennen scheint: in den gegenwärtigen Bogen möchte er sie indess erreicht haben. Oder, fragt Rec. jeden seiner Leser, was soll die Aufzählung von 410 um Wittenberg wachsenden Pflanzen, nach ihren lateinischen, mehreren deutschen Namen, der Angabe der Blütezeit und des speciellen *locus natalis* für Wittenberg? Diess ist, was man hier findet. Warum die *in aquis, locis paludosis et humidis* wachsenden *vorzüglichen* (welche sind das?) Pflanzen eben gerade mit den officinellen aufgezählt werden mussten, weiss und erfährt man nicht. Aber der Vf. will uns mit einer möglichst vollständigen Wittenbergischen Flor noch künftig beschenken; und daher, und zumal, da er dieses Werk schon begonnen hat, liegt ja nichts daran, wenn man etwa in der jetzigen Enumeration diesen oder jenen Artikel vermissen möchte. Wir rathen dem Vf. vor der Hand doch sehr ab, seine botanisch schriftstellerische Laufbahn weiter zu verfolgen.

Ob es mit allen den aufgeführten Pflanzen, so wenige ihrer sind, seine Richtigkeit habe, lässt sich wohl nicht untersuchen, da nichts, als der lateinische Systemname, noch dazu ohne Autor, dastehet. In der Vorrede des Vf. heisst es, die *Oenanthe pimpinelloides* sey doch nichts, als Var. der *Pimpinella saxifraga!* Diese Vorrede, die Dedication (an die ganze Wittenbergische Universität) und der Titel sind durchaus so unlateinisch, dass man sie zu verstehen Mühe hat. Der erbetene Vorredner hat sich denn auch des ihm ohne Zweifel lästigen Geschäfts, wie man sieht, ohne grosse Liebe zum Dinge, bald entledigt. —h—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JULIUS 1805.

ALTERTHÜMER.

Paris, b. Laroche: *Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués par A. L. Millin*, Conservateur des antiques, médailles et pierres gravées de la Bibliothéque-nationale de France, Professeur d'histoire et d'antiquités etc. 1802. 1—9 Livraison in 4. Die 6 ersten Lieferungen oder Hefte machen einen Band aus, und enthalten, das Register mitgerechnet, 428 gedruckte Seiten, nebst 40 Kupfertafeln. Die 7, 8 und 9te Lieferung sind die erste Hälfte des 2ten Bandes, und haben zusammen 24 Kupfertafeln nebst 198 S. Text.

Ein günstiges Urtheil hätte vorliegendes Werk nur in dem Falle zu erwarten, wenn man dasselbe bloss als eine Reihe archäologischer Vorlesungen betrachten wollte, gehalten vor einem gemischten Publicum, welches nur überhaupt einiges von Alterthümern erfahren möchte, nicht aber sich über die Kunst und den Geschmack in den alten Monumenten gründlich zu unterrichten wünscht. Hr. *Millin* hat daher auch räthlich gefunden, zur angenehmen Unterhaltung seiner Leser oder Zuhörer, nach einer auch in Deutschland gebräuchlichen, doch nicht lobenswerthen Manier, manchmal Theater-Kritik und andere fremde Dinge in Noten anzubringen. Bey diesem Scheine von Oberflächlichkeit fehlt es ihm doch keinesweges an gelehrten Kenntnissen; nur verführen sie ihn sehr oft, von Nebendingen zu reden, und über denselben die Hauptsache ganz aus den Augen zu lassen. Wenn z. B. im 1sten Bande 3te Lieferung ein bemaltes Gefäss mit tanzenden bacchischen Figuren beschrieben und erklärt werden soll: so wird vornehmlich von Hauptbinden und von verschiedenen Arten des Epheu gehandelt. Bey einem anderen dergleichen Gefäss in eben derselben Lieferung liest man Vieles über die Hand- oder Schellen-Tremmel (*Tympanum*), über Trinkhörner und über die verschiedenen, bey den Bacchusfesten gebräuchlichen Tänze; hingegen erfährt man von den beiden Gefässen selbst nur äusserst wenig.

Andere noch merkwürdigere Monumente der alten Kunst sind von Hn. *Millin* eben so flüchtig übergangen worden. Für das Ganze ist indessen dadurch kein wesentlicher Schade geschehen; denn in Sachen, welche die Kunst betreffen, waltet durchaus weder gesundes Urtheil, noch ein richtiger Geschmack. Nirgends zeigt der Vf. wahren Sinn für das Schöne, eben so wenig geübte Beobachtungsgabe in Betreff des verschiedenen Stils oder der Manier der antiken Werke nach ihrem verschiedenen Alter. Hierüber liessen sich nun ohne viel Suchen und Wählen aus jeder Lieferung Beyspiele anführen: wir begnügen uns aber, um weder den Beweis ganz schuldig zu bleiben, noch übermässig weitläuftig zu werden, mit Aushebung einer einzigen Stelle aus der ersten Lieferung des zweyten Bandes, wo ein zu Athen am Parthenon ausgebrochenes und durch *M. de Choiseul-Gouffier* nach Frankreich gebrachtes Basrelief abgebildet und erklärt worden. Daselbst liest man nun S. 48 in der Note folgendes: „*Les plus belles figures antiques drapées sont, le Jupiter du palais Verospi, le Posidippe et le Menandre du musée Napoléon, l'Ariadne du même musée, la Flore Farnese, et celles du bas-relief dont je donne la description.*" Für Sachverständige brauchen wir keine weiteren Anmerkungen hinzuzufügen. — Missbilligung verdient es ebenfalls, dass Hr. *Millin*, ohne Zweifel aus Gefälligkeit, Monumente in sein Werk aufgenommen, welche eben nicht besonders merkwürdig sind, ob es ihm gleich bey seinem Amt und Verhältnissen an weit interessanteren nicht hätte fehlen können.

Von den Kupfertafeln sind einige recht gut und sauber gearbeitet; manchen anderen wird man zwar kein vorzügliches Kunstverdienst einräumen, doch fehlen ihnen die Eigenschaften nicht, die zum Zwecke der Auslegung nach des Vf. Weise erfoderlich seyn mögen: am wenigsten befriedigend in artistischer Hinsicht werden Kunstkenner, besonders diejenigen Blätter finden, welche Malereyen von alten Gefässen in gebrannter Erde darstellen sollen.

W. K. F.

Nürnberg, b. Frauenholz: *Dactyliotheca Stoschiana*, oder *Abbildung aller geschnittenen Steine, die ehemals der Baron Philipp von Stosch besass, die sich jetzt aber in dem königlichen preussischen Museum befinden. Nebst der Beschreibung derselben von Joh. Winkelmann und mit Anmerkungen und Erläuterungen von Friedrich Schlichtegroll*. Zweyter Band. 1805. Erster Heft. Mit XII Kupfertafeln und 60 S. Text in gr. 4.

Von diesem Werk ist zugleich auch eine französische Ausgabe erschienen unter dem Titel:

Dactyliotheca Stoſchiana, ou *Collection de toutes les pierres gravées qui appartenoient autrefois au Baron de Stoſch, et qui ſe trouvent maintenant dans le Cabinet du Roi de Pruſſe. Gravées en taille-douce et accompagnées de leur deſcription* par *J. Winkelmann et d'obſervations et explications* par *Fr. Schlichtegroll.* Tom. Second. 1805. (Prem. Cahier avec XII Planches.) 7 Bogen gr. Fol.

Nachdem ſchon im J. 1797 der erſte Band dieſes Werks mit 48 Kupfertafeln und 197 S. Text erſchienen war, traten verſchiedene Umſtände ein, wodurch die Fortſetzung deſſelben ſo lange unterbrochen wurde, bis der Verleger einen erweiterten und nicht weniger zweckmäſsig verbeſſerten Plan angenommen. Denn ſeinem erſten Vorhaben gemäſs ſollte nur eine Auswahl der vorzüglichſten Gemmen des Stoſchiſchen Cabinets in ſehr vergröſserten Abbildungen, und von Hn. *Schlichtegroll* erläutert, als elegantes Prachtwerk erſcheinen; nun aber wird ohne Ausnahme die ganze Stoſchiſche Gemmenſammlung (über 3000 Stücke) in Abbildungen, welche die Gröſse der Originale wenig überſchreiten, geliefert werden; nach vergröſsertem Maſsſtabe ſollen künftig nur noch einige der beſten Gemmen eingeſchaltet vorkommen, wozu theils die Zeichnungen, theils die Kupferplatten bereits fertig daliegen, und von dieſer vergröſserten Art ſind auch die 66 ſauber geſtochenen Abbildungen von altägyptiſchen oder jüngeren auf ägyptiſchen Götzendienſt ſich beziehenden Steinen, welche die 12 Kupfertafeln des vor uns liegenden 1-Hefts des 2 Bandes enthalten. Wir finden hier genau die Ordnung befolgt, welche *Winkelmann* in ſeiner Beſchreibung der Stoſchiſchen Gemmenſammlung beobachtet hat, ſo nämlich, daſs Hr. *Schlichtegroll* bey jeder Numer das Betreffende aus *Winkelmann* überſetzt, und überdem, ſo oft es ihm nöthig ſchien, eigene berichtigende Anmerkungen hinzugefügt hat. Das Publicum erhält alſo hiemit eine neue Ausgabe und Überſetzung der ſo ſeltenen Winkelmanniſchen Beſchreibung des Stoſchiſchen Cabinets geſchnittener Steine, durch gelehrte Zuſätze vermehrt, und, wie Winkelmann ſelbſt ſolches gewünſcht (ſ. deſſen Vorrede S. 11), mit den Abbildungen der beſchriebenen Gemmen ausgeſtattet. Die Hefte ſollen einander von 6 zu 6 Monaten richtig folgen, und mit dem 3ten Bande wird wahrſcheinlich das ganze Werk beendigt ſeyn.

Im Namen aller Freunde der Alterthumskunde wünſchen wir einer ſo nützlichen Unternehmung die günſtigſte Aufnahme, damit ſie ununterbrochenen Fortgang haben möge. —y—H.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Martini: *Erſte allgemeine Rechnenlehre*, oder *Rechenkunſt für und nach jeglicher* (für jede und nach jeder) *ſtetigen Eintheilung vermittelſt der Dekadik.* Allen angehenden Civil- und Bergbaukundigen empfohlen. Ein Beyund Nachtrag zu jedem mathematiſchen Lehrbuche, von Dr. *Joh. Friedr. Chriſtian Werneburg* in Göttingen. 1804. 164 S. 4. Angehängt ſind auf 26 S. und auf einem einzelnen groſsen Bogen die ſogenannten Verwandelungs- oder Überſetzungs-Tafeln, worauf die gemeinen dekadiſchen Zahlen von 0 bis 10^{15}, desgleichen die Quadrate und Würfel der einfachen Taunzahlen in die Taunzahlenſprache überſetzt ſind. (3 Rthlr.)

Die mathematiſche Welt mag ſich immerhin des Vf. berühmtes Taunzahlenſyſtem verbitten: er kann ſich dennoch nicht entbrechen, ſie in dieſer Schrift, welche in Verbindung mit anderen von ähnlichem Schlage die unübertreffbare Vollkommenheit deſſelben in das helleſte Licht ſetzen ſoll, aufs neue mit ſeinen Entdeckungen zu beglücken, läſst es aber in demüthiger Beſcheidenheit freylich dahin geſtellt ſeyn, ob ſein Taunzahlenſyſtem keine göttliche, jedoch natürliche, Offenbarung, als wofür es, nach ſeiner Verſicherung, wirklich Einige ausgeben wollen, ſeyn mag!!! Nun dieſe neue göttliche Offenbarung lehrt uns in der That wundervolle Dinge, die noch kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat, und die noch in keinen Menſchenverſtand ohne ſolche Offenbarungen gekommen ſind; wie unter der groſsen Menge nur folgende wenige Beyſpiele zeigen mögen. Nach S. 25 beträgt die Fläche eines ebenen Rechteckes, deſſen eine Seite $= 8^{\text{tois.}} + 3' + 6''$, die anderen $= 10^{\text{tois.}} + 5' + 8''$ iſt, nicht etwa $93\,\square^{\text{tois}} + 33\,\square' + 120\,\square''$, wie wir ſonſt nach dem dekadiſchen Syſtem finden, ſondern $93^{\text{tois}}\; 5^{I},\; 3^{II},\; 10^{III},\; 0^{IV}$. Nach S. 26 beträgt der Inhalt eines Riegels, deſſen eine Seite $= 9^{\circ} + 4' + 6'' + 9'''$, die andere $= 5^{\circ} + 8' + 4'' + 5'''$, die dritte $= 3^{\circ} + 4' + 8'''$ hält, nun nicht mehr, wie ehemals, $169\,c^{\circ} + 2420\,c' + 208\,c''\; 1128\,c'''$, die Ruthe zu 16 Fuſs gerechnet, ſondern 168^{ooo}, 12^{ooI}, 13^{oII}, 9^{III}, 4^{IV}, 5^{V}, 5^{VI}, 6^{VII}, 0^{VIII}. Nach S. 45—46 muſs man künftig $51\,\square^{\circ} + 56\,\square' + 25\,\square'' + 117\,\square'''$ nicht mehr ſo, ſondern durch 51^{oo}, 04^{oI}, 08^{II}, 02^{III}, 01^{IV}, 09^{V}, 09^{VI} ausdrücken, wenn man mit $5^{\circ} + 8' + 4'' + 5'''$ hineindividiren, und ſo dieſes Rechtecks zweyte Seite $= 9^{\circ} + 4' + 6'' + 9'''$, die Ruthe zu 16 Fuſs gerechnet, finden will. S. 151 u. f. wird auch zur groſsen Beglückung der Civilbaukundigen eine praktiſche Anwendung der vorgetragenen Lehren auf die Widerlagen der Gewölber gemacht, und nach *Belidors* Regel zu einer im übrigen gegebenen ſteinernen Brücke die Dicke ihrer Widerlagen, welche *Belidor* ſelbſt, nach dem mangelhaften dekadiſchen Syſtem fälſchlich $= 15', 5'', 4'''$ gefunden hat, nach dem Taunzahlenſyſtem auf drey vollen Quartſeiten weit genauer herausgebracht, nämlich $= 01$, 03^{I}, 01^{II}, 10^{III}, 01^{IV}, 06^{V}, 07^{VI}, ſoll heiſsen $15' + 1'' + 10'' + \frac{1}{12}''' + \frac{2}{12.12}''' + \frac{7}{12.12.12}'''$. Rec. machte ohne Offenbarung dieſe Sache auf einer Octavſeite ganz kurz ab, fand aber auch zur Strafe ſeines Leichtſinns nur 15', 05. Traurig bleibt es immer, daſs den

den Vf. keiner seiner Freunde auf eine glimpfliche Weise von dieser fixen Idee, durch welche er mit seinem Taunzahlensystem durchaus ein neuer Weltheiland werden will, abzubringen, und seine guten mathematischen Kenntnisse, die er wirklich besitzt, auf nützliche Untersuchungen zu leiten sich bemühet! Als höchstmerkwürdiges Geistesproduct von einem Manne, der Mathematik gelernt hat, und selbst lehrt, verdient dieses, dem durchlauchtigsten Kurprinzen von Pfalz-Bayern dedicirte, Buch allerdings in grofsen Bibliotheken aufgestellt zu werden; zu einem besseren Zweck hingegen ist es nicht zu gebrauchen. Schade nur um das dazu verschwendete kostbare Schreibepapier und um den ungemein schönen correcten Druck, wozu der Drucker ohne Zweifel sogar eine grosse Quantität neuer Nullen hat kaufen müssen, da fast alle Rechnungsexempel, die mehr als die Hälfte des ganzen Buches füllen, ja sogar auch die meisten Tafeln, beynahe lauter Nullen enthalten!

V—H.

Leipzig, b. d. Verf. u. b. Richter: *Der neue Vignola, oder Elementarbuch der Baukunst, der gemeinsten Fassung angemessen* von *J. R. L.* Architecten zu Paris, aufs neue ausgearbeitet etc. von *J. N. C. A. J.* K. Erster Theil, in welchem *J. B. de Vignolas Grundsätze der fünf Säulenordnungen* erläutert sind. 1804. 40 S. Fol. Mit 36 Kupf. (6 Rthlr. 16 gr.)

Auch französisch unter dem Titel: *Le Vignole moderne ou traité élémentaire d'architecture* etc.

Der Vf. hat sein Werk bestimmt *pour des personnes habitans de lieux eloignés des grandes Villes.* Wenn solche Leute ganz von allen Hülfsmitteln für das Studium der Baukunst entblöst sind, so möchten sie schwerlich von des Vf. gutem Willen Gebrauch machen. Denn man findet in seinem Buche nichts weiter, als: 1) eine dürftige Darstellung der Geschichte der Baukunst, wobey Vitruv C. 1. B. 2 ohne Zweck und Ordnung geplündert ist, aus welcher man eigentlich nichts erfährt; 2) eine Erklärung der geometrischen Figuren, so weit sie in der Baukunst wichtig sind; 3) Erklärung der Glieder der Säulenordnung; 4) Anweisung die fünf Säulenordnungen zu zeichnen; 5) Unterricht im Tuschen der Zeichnungen. (Vielleicht soll der zweyte Band mehr liefern, was aber nirgends versprochen wird). — Das Ganze scheint bloss eine Finanzspeculation zu seyn. Neues läfst sich aus dem Buche nicht erlernen. Eine Anweisung, Säulen zu zeichnen, findet sich beynahe in jedem Handbuche der Baukunst, und dort erhält man die Regeln zur Anwendung der Säulen nebst vielen anderen mit in den Kauf, wovon der neue Vignola nichts sagt. Überhaupt aber waren im 16ten Jahrh. *Regule delli cinque ordini d'Architectura*, wie sie *Jacob Vignola*, *Seb. Serlio*, *Scamozzi*, *Palladio* und viele andere lieferten, weit wichtiger, als sie es jetzt seyn müssen, da wir bereits durch die Arbeiten und durch das mühsame Studium jener Männer in den Stand gesetzt worden sind, über architektonische Schönheit, besonders über die Säulenordnungen, richtiger zu urtheilen: jetzt verlangen wir also mehr. Das scheint auch der Vf. gefühlt zu haben. Daher widmet er die zweyte Kupfertafel allein der Abbildung eines alten dorischen Dipteros, um die wahrscheinliche Entstehung der dorischen Säule zu zeigen! Darum wird auf der 4ten Tafel deutlich vorgestellt, wie Callimachus den Korb mit der Asche des korinthischen Städtchens von Akanthusblättern umgeben, abgezeichnet habe; ferner, wie sich eine Baumrinde, unter einem Deckel auf einem Klotze gelegt, wohl mit der Zeit krümmen und die Voluten der ionischen Säule veranlasst haben könne! — In der Hauptsache befolgt der neue Vignola die Regeln seines Ahnherrn; nur beym Fussschaftgesimse der korinthischen und römischen Ordnung wird eine Hohlkehle ausgelassen und das wohl mit Recht. Die Kupfer sind übrigens recht gut, und man kann dem, der bloss Säulen *zeichnen* lernen will, diess Buch, wenn er die Kosten nicht scheut, allerdings empfehlen.

K.j.R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Leipzig*, b. Rabenhorst: *Commentationes mathematicae*, auctore *Mauritio de Prasse.* Fasciculus primus. 1804. 54 S. 4. (20 gr.) Der Vf. hat sich schon früher durch geschickte Anwendungen der Hindenburgischen Combinationslehre auf Gegenstände aus der höheren Analysis eine rühmliche Stelle unter den wenigen erworben, welche neue und fruchtbare Methoden in der Wissenschaft einzuführen bestrebt sind. Er giebt uns auch diessmal einige Abhandlungen, die den nämlichen Zweck haben; sie betreffen freylich nur elementarische Gegenstände, geben keine neuen Resultate; aber sie enthalten scharfsinnige Kunstgriffe, sinnreiche Wendungen des Calculs, die ihnen dennoch unser Interesse erregen. Wir zeigen kürz den Inhalt der einzelnen an. I. *Additamenta ad theoriam serierum arithmeticarum ordinum superiorum.* Der eigentliche Zweck der Abhandlung ist, zu zeigen, dass, wenn gleichhohe Glieder arithmetischer Reihen von beliebiger Ordnung mit einander multiplicirt werden, die Producte eine ähnliche Reihe bilden, deren Ordnung die Summe der Ordnungen von jenen ist. Das Charakteristische seiner Methode; besteht darin, dass er die Glieder seiner arithmetischen Reihen selbst schon, nach der bekannten Summationsformel, aus Theilen zusammensetzt, und diess Gesetz ihrer Bildung bey den nachherigen Verbindungen zur Ableitung der dabey stattfindenden Beziehungen gebraucht. Übrigens kann sein Hauptsatz aus der bekannten Formel für die höheren Differenzen eines Products aus zwey veränderlichen Factoren, mit ein paar Worten abgeleitet werden, und wir würden diesen Weg als den leichteren und wissenschaftlicheren unbedenklich vorziehen. II. *Methodus nova series arithmeticas interpolandi.* Sollte wohl eigentlich Vorbereitung zu einer solchen Methode genannt werden. Es wird bewiesen, dass Glieder einer arithmetischen Reihe, die gleichweit von einander abstehen, aus ihr

ihr herausgerissen, selbst eine arithmetische Reihe der nämlichen Ordnung bilden. Es wird gezeigt, dass die Anfangsglieder der Differenzreihen von diesen letzteren, aus den Anfangsgliedern der Differenzreihen, welche die ursprüngliche Reihe hatte, zusammengesetzt sind. Dadurch begründet sich denn die Idee der umgekehrten Aufgabe, deren Auflösung, wie man leicht sieht, mit der Interpolation zusammenfallen würde, und sie ist eigentlich nichts anders, als ein specieller Fall der Elimination. Insofern gehörte sie also recht eigentlich in das Gebiet der combinatorischen Analysis. Statt dessen sagt unser Vf.: *Sed quoniam, si ad ipsam interpolationem redeat labor, nullius sunt utilitatis formulae generaliores, speravimus illis relictis, non ingratum fore lectoribus, quarundum serierum ordinis certi restitutionem tabula parata adjuvare.* Diese Tafel ist für die Reihen bis zur sechsten Ordnung gegeben; der mechanische Rechner kann dankbar dafür seyn; aber der Analyst fodert allgemeine Gesetze, ohne Rücksicht auf die Weitläuftigkeit der Rechnung. III. *Functiones logarithmicae et trigonometricae in series solutae.* Die Ableitung der Reihen für p^x; log $(1+Z)$; sin Z; cos Z; tang Z, nach den Kunstgriffen, die *La Grange* und *La Croix* dabey gebrauchen, wobey sich der Vf. selbst nur das Verdienst der genauen und ausführlichen Darstellung zueignen will und kann. Artig sind diese bekannten Kunstgriffe allerdings, aber wissenschaftlich gewiss nicht. Was wäre die Analyse, wenn sie bey der Entwickelung solcher Grundformen wie p^x und log $(1+Z)$ keinen directen Weg hätte? Zudem könnte man die Beweiskraft jener La Grangischen Kunstgriffe noch sehr in Anspruch nehmen. Wenn z. E. die Reihen, die man für p^x und dem gemäss für p^u gebildet hat, ein Product geben, welches mit der nach demselben Gesetze für p^{x+u} gebildeten zusammenfällt, und selbst das ist hier noch lange nicht bewiesen, so könnten sie deswegen noch alle drey unrichtig seyn. IV. *Theorematis binomialis demonstratio elementaris.* Der Vf. ist mit den bisherigen Beweisen nicht zufrieden: wir möchten fragen, was er an dem von *L'Huillier*, in der strengen Form, die ihm *Rothe* gegeben, auszusetzen findet? Er selbst geht folgenden Gang: Die in der vorigen Abhandlung abgeleitete Reihe für log $(1-Z)$ wendet er hier auf log $(1-x)^n$, während er $(1-x)^n$ durch eine fingirte Reihe ausdrückt, an; das was ihm hervorgeht, setzt er der Reihe n. log $(1-x)$ identisch, und bestimmt dadurch die fingirten Coefficienten, deren Werthe, nach gehöriger Entwickelung, das Gesetz des binomischen Lehrsatzes zeigen. Darüber wäre ungefähr das nämliche zu sagen, was bey der vorigen Abhandlung erinnert ist. Der Kunstgriff ist recht artig; die Rechnung mit vieler combinatorischen Gewandheit ausgeführt, aber soll in einer wissenschaftlichen Theorie die Lehre von den Logarithmen den Grund der Regeln des Potenziirens abgeben? — Wir hoffen die baldige Fortsetzung dieser Abhandlungen, deren erstes Heft in den IV eben angeführten enthalten ist; der Scharfsinn des Vf. verspricht noch viele Früchte für die Analysis.

S. S.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Factoren und Primzahlentafel von 1 bis 100,000 neuberechnet und zweckmäfsig eingerichtet, nebst einer Gebrauchsanleitung und Abhandlung der Lehre von Factoren und Primzahlen.* Für Mathematiker, Rechenlehrer und Kaufleute, von D. *Karl Chr. Fr. Krause*, Privatlehrer der Philos. und Mathematik zu Jena. 1804. 7 Bog. Fol. (1 Rthlr. 16 gr.) Jedem Arithmetiker ist Kenntniss der Factoren und Primzahlen und ihrer hauptsächlichsten Eigenschaften ein wesentliches Bedürfniss, sowohl bey der praktischen Ausübung, als bey analytischen Untersuchungen. Ohne eine solche Kenntniss zu besitzen, wird er immer in sehr eingeschränkten Grenzen bleiben, und manchen Vortheil entbehren müssen. So gross aber der Nutzen dieser Lehre ist: so bleiben dennoch dabey eine Menge Lücken, die noch auszufüllen sind, besonders bey den Primzahlen; auch haben wir gar keinen Überfluss an gründlichen Schriften über diesen Gegenstand. *Euler, La Grange,* vornehmlich aber *Gauss* in seinen *Disquisitiones arithmeticae* haben hierüber noch das Beste geschrieben. Weit mehrere Bücher aber hat man, welche die Factoren der componirten Zahlen und die Primzahlen enthalten: *Vega, Felkel, Lambert* u. a. m. haben deren in beträchtlicher Anzahl geliefert, die zum praktischen Gebrauch hinreichen, zum Theil aber theuer und selten sind. Deshalb wird Hn. *Krause's* Schrift nicht unwillkommen seyn, da sie zumal mit vielem Fleisse ausgearbeitet ist, und auf Empfehlung gegründete Ansprüche machen darf. Der Vf. schickt eine Erläuterung über die Factoren und Primzahlen überhaupt voraus, wodurch er seiner Arbeit einen Vorzug vor den übrigen Büchern dieser Art giebt. Bey den Primzahlen aber bleibt immer noch die schwere Aufgabe, bey jeder gegebenen Zahl A, durch eine allgemein passende gründliche Operation zu untersuchen, ob es eine Prim- oder componirte Zahl sey, unaufgelöst; denn die hier angegebene Methode, durch blosses Probiren diess zu entwickeln, ist zu mechanisch und weitläuftig. Wie bekannt, sind die Factoren von A (wenn es deren giebt) allemal $x+\sqrt{(A+x^2)}$ und $x-\sqrt{(A+x^2)}$ wo es darauf ankommt ein x in ganzen Zahlen zu finden, das $A+x^2$ zum Rational-Quadrat macht: aber bis jetzo hat man hierüber keine befriedigende Solution, sondern bloss Methoden, die sich nur auf partielle Fälle beziehen. Sehr gründlich und deutlich ist die Anweisung, diese Factoren- und Primzahlen-Tafeln anzuwenden. Die Tabellen selbst gehen noch weiter als die *Felkelschen*, welche bisher die ausgedehntesten, aber auch zugleich die seltensten waren; doch muss man dabey sehr genau die gegebenen Regeln in Obacht nehmen, um bey dem beschränkten Raum, nicht in Irrthümer zu verfallen. Den Beschluss machen verschiedene Anwendungen solcher Brüche, deren Zähler und Nenner Primzahlen sind, und andere Notizen. Der Druck ist correct und gut, das Papier aber sollte besser seyn.

W. A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Halle*, b. Hendel: *Lehrreicher Zeitvertreib bey müssigen Stunden; bestehend in einer Auswahl Anekdoten, Erzählungen, Aufsätzen und Gedichten.* Von *Fr. A. Andreä.* 1804. 364 S. 8. (20 gr.)

Wittenberg, b. Kühne: *Ragout für die Lesewelt, oder: Anekdoten, kleine Erzählungen, Satiren, Charaden und witzige Einfälle zur angenehmen Unterhaltung und zur Erschütterung des Zwergfells.* Fünfte Schüssel, oder zweyten Bandes erstes Stück. 1803. 96 S. 8. (6 gr.)

Frohburg: *Kirmes-Büchlein, enthält eine Sammlung der besten deutschen Trinklieder mit leichten Melodieen im Volkstone, Spruchwörter, gesellschaftliche Spiele, Charaden und Räthsel, zunächst der Feyer der Kirchweih, zugleich aber auch jedem Cirkel froher Menschen gewidmet.* Ohne Jahr. 188 S. 8. Hiezu: *Melodieen für Klavier oder Pianoforte zu den gesellschaftlichen Liedern im Kirmes-Büchlein.* 31 S. Queer-Folio. (16 gr.)

Berlin, b. Matzdorff: *Entlarvte Gauner-List und Räuber-Schliche, Prellereyen und Täuschungen. Interessant für die Lesewelt, nützlich für Inquisitoren und Polizey-Beamte.* Erster Theil: Mit einem Titel-Kupfer. 1805. 295 S. 8.

Breslau u. Leipzig, b. Gehr u. C.: *Raritäten aus Fabian Spasvogels Guckkasten.* Erstes Bändchen. (Auch unter dem Titel: *Schnaken und Schnurren im poetischen Gewande.* Oder *Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Laune.* Herausgegeben von *Fabian Spasvogel.* Erste Fortsetzung. 1803. 164 S. 12. (12 gr.)

Danzig, b. Goldstamm: *Räthsel und Charaden zum Nachdenken und angenehmen Vergnügen.* 1804. 64 S. kl. 8.

So wie unter gewissen Umständen keine Antwort doch eine Antwort ist: so kann bey gewissen Büchern keine Recension doch eine Recension seyn. Bey vorstehenden wenigstens, die sich und ihren Werth hinlänglich durch ihre Titel aussprechen, scheint es genug und übergenug zu seyn, zu sagen: sie sind da.

1 2 x 3 7.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 JULIUS, 1805.

NATURGESCHICHTE.

Landshut, b. Attenkofer: *Handbuch der Minerographie einfacher Fossilien.* Zum Gebrauch seiner Vorlesungen von D. und Prof. *Georg August Bertele* bearbeitet. 1804. XXXIV u. 536 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Als vor einigen Jahren *Vauquelin*, *Klaproth* u. a. Chemiker die merkwürdigen Resultate ihrer Fossilien-Analysen bekannt machten; als *d'Andrada*, *Schumacher*, *Esmark* u. a. aus den nordischen Reichen so manches neue Fossil nach Deutschland verpflanzten: konnte es nicht fehlen, dass nicht mehrere deutsche Mineralogen an Reformen der zeitherigen Mineralsysteme gingen; daher seit einiger Zeit die Menge neuer Oryktognosieen, bey der das vorliegende Werk, wie der Vf. selbst fühlte, nach dem ersten Anblicke überflüssig scheinen könnte. Allein es hat einen zu eigenthümlichen Plan, giebt zu bedeutende speculative Winke, und ist bey einer zweckmässigen Kürze, mit zu rühmlicher Präcision ausgearbeitet, als dass es nicht neben seinen Vorgängern und Nebenbuhlern ein dankbares Publicum finden sollte. — Da Hr. B. dasselbe für Lehrer und Schüler zugleich bestimmte, so setzte er sich die gröste Vollständigkeit mit genauer äusserer Charakteristik zum besonderen Zwecke vor; diess und die streng chemische systematische Anordnung zeichnet auch wirklich diese Bearbeitung aus, wodurch der Vf. die Mineralogie als physicalische Doctrin der heutigen lebendigen Ansicht der Natur mehr anzupassen, und sich so an die grossen geognostischen Ideen eines *Werner*, *Steffens*, *v. Humbold* u. a. anzuschliessen strebte.

Aus der Inhaltsanzeige ist des Vf. streng chemischemisches *Mineralsystem* ersichtlich, das manche Spuren von Scharfsinn mit manchen Fehlern vereinigt. Schon aus der Unvollkommenheit unserer bekannten chemischen Analysen mussten viele Unnatürlichkeiten entstehen, über die wir uns hier nicht weiter verbreiten können. Das vom Vf. aufgestellte System enthält die gewöhnlichen 4 *Classen*, und jede Classe ist zunächst in *Ordnungen* abgetheilt, die so auf einander folgen, wie sie, nach *Steffens* scharfsinniger Bemerkung, in jeder Classe zwey einander entgegenstehende, in einem Indifferenzpunkte zusammentreffende Reihen bilden. In der *Classe der Erden* kommen sonach die Kalk-Baryt- und Strontian-Erdeordnung, als die *kalkige Reihe*; die Talkerde, als das *vermittelnde Glied* beider Reihen, und dann die *kieselige Reihe*, nämlich die Kiesel-Alaun-Zinken-Glycin-Gadolin- und Agustit-Erdeordnung. — In der Classe der *Salze* folgen die Ordnungen in weniger ausgezeichneten Reihen, als schwefel-salpeter-salz-borax- und kohlenstoffsaure Salze auf einander. Die *Inflammabilien* sind in die Kohlen-Schwefel- und Wasserstoffkohlenstoffige-Ordnung rangirt. — Ganz ausgezeichnet aber bilden wieder in der *Metallclasse*, die Platin-Gold-Silber-Kupfer- und Eisenordnung, die *kohlenstoffige Reihe* (deren Charakter grössere Cohärenz ist); das Quecksilber macht die *Indifferenz* aus, und von da an geht die *stickstoffige Reihe* der Ordnungen des Zinn, Bley, Zink, Wismuth, Spiesglanz, Kobold, Nickel, Braunstein, Molybdän, Arsenik, Scheel, Uranium, Titanium, Tellurium, Chromium, Columbinum und Tantalum, abwärts fort, so wie sie sich durch die durch Eindringen des Lichts immer mehr und mehr gestörte Cohärenz stufenweise charakterisirt. — So weit billigen wir des Vf. Reihung ganz; in den niederen Stufen des Systems aber finden wir zu wenig Einfachheit. Zuförderst werden die Gattungen jeder weitläuftigeren Ordnung noch in *Unterabtheilungen* gebracht, die ebenfalls rein chemisch, aber gewiss nicht überall schon constatirt genug sind. Bey weitläuftigen Ordnungen, wie z. B. in der Kalk- und Kieselerde-Ordnung, ist diese Unterabtheilung zur leichteren Übersicht ganz gut; in anderen (z. B. in den Ordnungen der Inflammabilien) erläutert sie des Vf. chemische Ansicht dieser Verbindungen; in manchen aber, z. B. in den Talkerden- und anderen weniger zahlreichen Ordnungen, war diese Verfältigung der Unterabtheilungen überflüssig, oder erscheint gar widerlich, wie im Bleygeschlechte. Der *Gattungen* zählen wir überhaupt 305; also gegen 50 mehr, als das neueste Wernerische System, und ebenfalls weit mehr, als das Suckowische und andere Systeme enthalten. Hiedurch ist nun zwar die grösste Vollständigkeit bewirkt, aber nicht eine noch wünschenswerthere Reinheit des Systems. Unter den Gattungen, und noch mehr unter den *Arten*, finden wir manche problematische Fossilien, z. B. das gediegene Bley, das Palladium u. s. w.; manche auch, die ihre Selbstständigkeit gewiss nicht behaupten, werden mit aufgeführt; auch manche wohl unnöthige Trennung, z. B. des schiefrigen Jaspis, des erdigen Malachit u. s. w. Diese Liebhaberey, das System zu bereichern, erweitert zwar seinen Umfang, mindert aber nicht allein seinen Gehalt und seine Zuverlässigkeit, sondern dient auch zur Verbreitung wirk-

wirklicher Irrthümer. Wir finden hier manche Fossilien, die selbst *Suckow* nur als Arten aufstellte, zu Gattungen erhoben, z. B. den Dypure, Kupholit, Eisenopal u. a. Wie fern sich einige vom Vf. ganz neu bestimmte und hier zuerst bekannt gemachte Gattungen, z. B. der *Silicit*, der *flussaure Kiesel*, der *Möllit* und andere, als selbstständig bestätigen werden, ist noch abzuwarten.

Der Bearbeitung selbst gehen S. 1—4 einige *Einleitungsbegriffe* für den Gesichtspunkt des ganzen Werks voraus. Der Vf. theilt die *Mineralogie* bloss in zwey Doctrinen, die *Minerochemie* und die *Minerographie*, die Anwendung der Naturbeschreibung auf die äussere Kenntniss der Mineralien. Wir wollen darüber nicht rechten, dass diese Bestimmung die Geognosie, mineralogische Geographie u. s. w. von der Mineralogie ausschliesst; aber dass unter den Mineralien, überall die einfachen zu wenig von den zusammengesetzten Fossilien abgesondert werden, ist ein grosser Mangel an Präcision. Die *Minerographie* ist in ihrer praktischen Anwendung, nach Verschiedenheit der Mineralien, entweder *Oryktognosie* oder *Geognosie*. Gemeinschaftlich aber ist nach dem Vf. beiden Doctrinen der *präparative Theil* (S. 1—84), welcher sich fast bloss mit den Kennzeichen der Mineralien beschäftiget.

Neu, aber nach unserer Überzeugung nicht glücklich, ist die ganz allgemeine Behandlung der *Kennzeichenlehre*, nicht bloss in Bezug auf Oryktognosie, sondern auch auf Geognosie. 1) Die *äusseren Kennzeichen* werden (S. 1—61) ganz nach *Werner*, selbst in der Krystallographie, behandelt, obgleich die Anordnung etwas von der Wernerschen abweicht. Vergleicht man diesen Abschnitt mit anderen seit Kurzen erschienenen mineralogischen Handbüchern, so wird man zwar nichts Neues, aber überall Vollständigkeit, Kürze, Präcision und philosophischen Blick in den erklärenden und erläuternden Bestimmungen finden. 2) Zu den *physischen Kennzeichen* (S. 61—67) werden alle die gerechnet, die aus dem Verhalten der Mineralien als Theilganze zu anderen Körpern erkannt werden; also selbst Festigkeit, Härte, Zersprengbarkeit, Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und Anhängen an der Zunge; nächst dem Phosphorescenz, Elektricitätszustand, magnetische Eigenschaften und specifische Schwere, welche letztere mit vieler Wichtigkeit und Sorgfalt behandelt wird. Noch dürften die galvanischen Eigenschaften mancher Fossilien einige Erwähnung verdient haben. 3) Die *empirischen Kennzeichen* (S. 67) sind, wie in den meisten mineralogischen Handbüchern, zu wenig gewürdiget, und zu oberflächlich abgehandelt. 4) *Organische Kennzeichen* nennt Hr. *B.* solche, die von dem Habitus organischer Körper, oder von der Bildung ihrer einzelnen Theile entlehnt sind, um dadurch solche Fossilien zu erkennen, die ihrer Formation nach etwas Fremdartiges haben. Hier wird also (S. 67—77) die Lehre von den Versteinerungen in zweckmässiger Kürze abgehandelt, und dabey erst auf ihre Gattung, dann auf die Art der Veränderung des versteinerten Körpers, und endlich auf die Operation der Formung gesehen. 5) Zu der unpassenden Aufstellung und noch ganz rohen Skizzirung der *Kennzeichen der Zusammensetzung* (S. 78. 79) musste der Vf. schon dadurch veranlasst werden, dass seine Minerographie nicht bloss für einfache, sondern auch für zusammengesetzte Fossilien und Gebirgsarten berechnet ist. 6) Endlich sind noch (S. 79—82) die *minerochemischen Merkmale* aufgeführt, und zwar, nicht sowohl die Kennzeichen der Analyse, als vielmehr das, was *Werner* die chemischen Kennzeichen nennt, deren Bestimmung aber Hr. *B.* mehr ausgearbeitet hat.

Da der Vf. alle Mineralien in *einfache Fossilien, Petrefacten und Gebirgsarten* abtheilt, so beschreibt der nun folgende *praktische Theile* S. 83—536 bloss die *ersteren*, und zwar S. 83—316 die erdigen, S. 317—332 die salzigen, S. 332—352 die brennbaren Fossilien, und von S. 353 an die Metalle. — Jeder Abtheilung, sowie jeder Ordnung, geht erst der chemische Charakter, oder eine kurze Charakteristik des Ordnungsobjects, mit Angabe der dabey beobachteten Reihungsprincipien, voraus; bey welcher Gelegenheit dem wissenschaftlichen Leser hin und wieder, besonders bey den beiden letzten Classen, scharfsinnige Bemerkungen und neue Ansichten nicht entgehen werden. Die Gattungsnamen (mit Hinweglassung der Trivialbenennungen) sind deutsch, lateinisch und französisch nach *Werner* und *Haüy* angegeben. — Dann folgt von jedem Fossil eine vollständige, obgleich kurze, äussere Beschreibung, mit Hinweglassung der weniger bedeutenden Nuancen, meist nach *Werner, Karsten, Reuss, d'Andrada, Abilgaard* und *Schumacher*. Diess sind die nämlichen Quellen, aus denen auch *Reuss*, *Suckow* u. a. schöpften. Daher sind denn auch alle diese Charakteristiken grösstentheils unter einander gleichlautend; dass der Vf. aber die neueste, — *Suckows* — Mineralogie schwerlich benutzt habe, erhellt aus den ganz unvollständigen Beschreibungen vom phosphorsauren Kupfer, Eisenchrom, arseniksauren Eisen, der schaaligen Zinkblende, dem Spodumen, Sommit u. a. Fossilien, die sonst leicht hätten vervollständiget werden können. Die meisten Beschreibungen fand Rec. richtig, doch darf man es, wie diess auch in des Vf. Plan lag, mit den einzelnen Nuancen nicht so genau nehmen. Dass erstere im Ganzen bey weitem nicht so vollständig sind, wie bey *Reuss*, *Suckow* u. a., bemerkten wir schon oben; dadurch aber gewinnen sie an Übersichtlichkeit. Wirkliche Irrthümer fielen uns nur in der Beschreibung des dichten Gips S. 105, des stänglichen Baryt S. 130, des schlackigen Erdpechs, der Faserkohle und der Silberschwärze S. 363 auf. — Am genauesten und nicht bloss arbiträr ist bey jedem Fossil das specifische Gewicht bestimmt. Dann folgt die Angabe der Bestandtheile nach der jedesmaligen zuverlässigsten Analyse; ferner die Bemerkung des Gebrauchs (überall vollständig und richtig, obschon ganz kurz); seltener einzelne Notizen über das geognostische Vorkom-

kommen, und dann die Aufzählung der Geburtsorte. Letztere ist jedoch nur in Rücksicht der bayrischen Staaten genau; wo der Vf. theils *Fluels*, *Malls* und andere Nachrichten benutzte, theils eigene neue Bemerkungen mittheilt, und in dieser Hinsicht enthält sein Werk selbst manchen Beytrag zur Oryktographie der bayrischen Länder. So findet man das Vorkommen des Bologneserfteins, Mehlzeoliths, Porcellanjaspis, Heliotrops, krystallisirten dichten Feldsteins (Feldspath), flussfauern Kiesels, Cyanits, Stangensteins, Graphit, der Grabkohle, des dichten Malachit, der blauen und grünen Eisenerde, des Nigrin und anderer seltener Fossilen in der Oberpfalz und in Bayern erwähnt. — Eine genauere Angabe des geognostischen Vorkommens, so wie die für den wissenschaftlichen Leser durchaus nothwendigen historischen- und Literar-Notizen vermissen wir ungern gänzlich.

Es würde zu weit führen, hier die kleinen Irrthümer zu rügen, die wir hin und wieder, z. B. S. 211. 265. 301. 344. 440 u. s. w. fanden, — oder das nachzutragen, dessen Erwähnung wir bey dem oder jenen Fossil gewünscht hätten, — oder auch die Bemerkungen auszuheben, die uns weniger bekannt schienen (z. B. was der Vf. über die Ableitung der Steinkohlen aus dem Mineralreiche sagt); Lehrer, die diess Werk bey ihrem öffentlichen Unterrichte zum Grunde legen, und dazu ist es allerdings passend, werden diess Alles gehörigen Orts selbst bemerken.

Der Druckfehler sind sehr viel, und doch findet man noch manche, die wir wenigstens für Druckfehler halten wollen, (z. B. dass Hr. B. immer *empyrisch* statt *empirisch*; *de Luyart* statt *d'Elhuyar* u. s. w. schreibt, ferner das unrichtig angegebene Mischungsverhältniss des phosphorsauern Kupfers (S. 396 u. a.) nicht erwähnt.

Ob wir vom Vf. noch eine Versteinerungs- und Gebirgslehre zu erwarten haben, erhellt aus dem gegenwärtigen Werke zwar nicht; dagegen aber macht die Vorrede Hoffnung, dass jährlich eine mineralogische Nachlese zu letzterem gehalten werden soll, welche die etwanigen Berichtigungen und neuen Entdeckungen nachliefern wird; und hiezu sowohl, als zu der noch rückständigen Gebirgslehre, verdient Hr. B. alle Ermunterung. —n.

Leipzig, im Comp. für Literatur: *Epitome Entomologiae systematicae secundum Fabricium, continens genera et species insectorum Europaeorum, auctore M. Gustavo Friderico Hentschio*, R. M. Cand. 1804. 218 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Da der Vf. sich in seiner Vorrede kurz fasst, so ist es wohl am besten, ihn über den Zweck seiner Schrift selbst zu hören. Er sagt: „*Ad scribendum hunc qualemcunque Libellum animum adjiciens, duo potissimum spectavi. Primum studui insectorum genera et species brevi conspectu et ordine, quantum fieri potuit, lucido, oculis proponere, ut non solum facilius citiusque compararì et agnosci, verum quoque memoria teneri possent. Deinde volui Entomologis, quibus majora Linnaei, Fabricii, Herbstii aliorumque opera emendi potestas non erat data, systematicam et sufficientem*" (???) „*omnium* εντομων *in Europa notorum et magnae partis* των ἐξωτερικων *notitiam suppeditare*" *etc.* Rec. muss nun, da der Zweck aus Obigem bekannt ist, die Beschaffenheit der Schrift etwas genauer angeben. Der ersten Ordnung liegt *Fabricii systema Eleuteratorum* zum Grunde, aus welchem die Diagnosen der von *Fabricius* als europäisch angegebenen Käfer, planlos mit aussereuropäischen untermischt, in Abbreviaturen abgeschrieben sind. Das Vaterland ist hier und da angegeben, doch nicht immer. Es fehlt nicht etwa bey allen deutschen Arten, sondern es scheint, dass der Vf. in Weglassung und Beysetzung desselben ganz willkührlich verfuhr. So ist es z. B. bey den Gattungen *Heterocerus*, *Tiltus*, *Peltis* etc. nicht angegeben, dagegen findet man es bey *Trox sabulosus*, *hispidus*, *arenarius*, *Opatrum sabulosum*, und bey den übrigen sieben aus dieser Gattung aufgeführten Arten. Die ausländischen Gattungen sind mit Beysetzung der Fabriciusschen Charaktere angegeben, selten aber bey kleinen aussereuropäischen Gattungen die Arten. Bis an *Copris* findet man alle in *Fabricii systema Eleuteratorum* beschriebene Arten aufgezählt, bey den folgenden *generibus*, von aussereuropäischen Arten bald einige aufgenommen bald weggelassen, wie es der Zufall gab; wenigstens kann Rec. durchaus keinen Plan entdecken, der den Vf. leitete. *Lethrus aeneus* (bekanntlich ein *Lucanus*) z. B. wird diagnosirt, dagegen von *Erodius* keine Art u. s. w. Dass der Vf. so manche als Bewohner Europas längst bekannte Arten z. B. *Cossyphus* und andere wegliess, weil *Fabricius* ihnen ein aussereuropäisches Vaterland zuschreibt, zeugt eben nicht von seinen Kenntnissen in der Insectenkunde. Überhaupt verdient diese Schrift in jeder Hinsicht einen Platz unter den Fingerarbeiten. Rec. will nun zwar keinesweges einer jeden Fingerarbeit Nutzen und Brauchbarkeit geradezu absprechen; aber dieser glaubt er es doch mit vollem Rechte thun zu können, denn jeder, der nur einige entomologische Kenntnisse, oder auch nur einen Begriff von dem *wirklichen* Zustande irgend eines Zweiges der Naturgeschichte sich erwarb, weiss, dass aus blossen Diagnosen, wenn sie nicht mit der strengsten Kritik und der genauesten Vergleichung der verwandten Arten ausgearbeitet sind, bey dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft kein Naturproduct könne bestimmt werden. Am wenigsten aber ist es möglich, nach bloss aus *Fabricius* Werken abgeschriebenen Diagnosen, von denen viele schon über zehn Jahr alt, und nicht nach den Fortschritten der Wissenschaft gehörig verbessert sind, irgend ein Insect, welches man vorher nicht kennt, mit Gewissheit zu determiniren. Der Vf. folgt nämlich bey den übrigen Ordnungen, der *Entomologia systematica*; das *Systema Rhyngotorum*, welches ihm schon hätte bekannt seyn müssen, hat er nicht benutzt, ja er hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, den *Appendix der Entom. syst.* und das *Supplemen-*

mentum gehörig zu seinem Zwecke zu vergleichen. Die Arten, die *Fabricius* im *Appendix* mit der Nummer, wohin sie gehören, aufführt, setzt der Vf. zum Theil mit einer falschen Numer hinter die Gattung z. B. *Lynips compressa*, oder er setzt sie willkührlich hinter eine Abtheilung, wohin sie nicht gehören, ohne Numer, z. B. *Ichneumon flavatorius*, der bey *Fabricius* seinen Platz in der Abtheilung *Scutello albo, antennis totis nigris* hat, steht bey unserem Vf. in der Abtheilung *Scutello albo antennis albo annulatis* (von solchen Fehlern hätte ihn etwas Aufmerksamkeit auf die Fabriciussche Numer abhalten können); oder er trifft die rechte Abtheilung und hängt die Arten ohne Numer an, oder endlich, was das schlimste ist, er läfst sie ganz weg, z. B. *Ichneumon abbreviatus, ferrugineus, splendidus* u. a. m. die Rec. wenigstens nicht finden kann. Wie wenig der Vf. das *Supplement. Ent. syst.* kannte, beweisen besonders die Krebse, die in seiner Schrift noch im Jahr 1804 (!!!) als *Agonaten* chaotisch zusammenstehen, da doch des zu früh verstorbenen *Daldorfs* neues Licht über diese Familie schon 1795 den Entomologen nicht mehr ganz unbekannt war, und *Fabricius* bey Herausgabe seines Supplements von *Daldorf* zuerst geleitet, richtiger dieselben in drey Ordnungen theilte, und den falschen Begriff von Agonaten gänzlich aufhob.

Schliefslich mufs Rec. noch bemerken, dafs hin und wieder die Ableitungen der Gattungsnamen angegeben, und dafs die Diagnosen in Abbreviaturen geschrieben sind, von denen die schwierigern besonders erklärt werden. Nicht jedem wird es leicht seyn, sich diese geläufig zu machen. P. heifst z. B. bald *punctum* bald *palpi; ant.* bald *antennae*, bald *anticus*, bald *anterior; fl.* bald *flavus* bald *flexuosus; gen.* bald *genicula* bald *genua* u. s. w. Die vor den Namen gesetzten Zahlen sollen sich auf *Fabricius* Werke beziehen.

Diefs mag hinreichen, diese Schrift zu charakterisiren. Beyspiele ähnlicher Art, wie die, welche Rec. ausheben mufste, um sein Urtheil zu bestätigen, finden sich noch in Menge.

—β—

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. *Arnstadt* u. *Rudolstadt*, b. Langbein u. Krüger: *Naturgeschichte für den Bürger und Landmann*, von *Karl Heinrich Biel*. 1804. VIII u. 320 S. 8. (12 gr.) Mit dieser Arbeit, sagt der Vf. in der Vorrede, liefere ich die Erklärung der 4, 5, 6, 7 und 8 Vorbereitungslectionen unsers neuen Schwarzburg. Rudelstädt. und Frankenhäufs. Katechismus, und vollende damit die Arbeit, welche ich zum Besten der Schuljugend zu übernehmen wagte. Die Ordnung in welcher die Sachen, die den Inhalt dieser Schrift ausmachen, auf einander folgen, ist folgende: Den Anfang machen die Thiere, dann kommen die Pflanzen, hierauf wird von der Erdkugel und den Elementen, darauf von Mineralien, und zuletzt von Sonne, Mond und Sternen gehandelt. Wäre es nicht natürlicher gewesen, mit der Erdkugel und den Elementen den Anfang zu machen, sodann die Mineralogie, hierauf Pflanzen und Thiere folgen zu lassen, und mit Sonne, Mond und Sternen, wie auch geschehen ist, zu schliessen? Dass diess Buch keinen besonderen Artikel vom Menschen enthält, darf nicht befremden, weil die 1, 2 und 3 Lection dieses Katechismus vom Menschen handelt. Leider aber scheint es dem Hn. *Biel* überhaupt an gehöriger Kenntnifs der Naturgeschichte sehr zu fehlen. Zum Beweise nur einige Beyspiele: Die Thiere werden eingetheilt in Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten, Würmer; und doch kommt der Wallfisch als Säugethier unter den Fischen vor. S. 3 heifst es: der Ameisengräber gräbt sich eine trichterförmige Grube, um die Ameisen, die hineinfallen, zu erhaschen. Es (wahrscheinlich ein Druckfehler, statt: er) streckt seine schmale Zunge aus und läfst sie voll Ameisen kriechen: alsdann ziehet er sie geschwind zurück und verschlingt die Ameisen. Sind hier nicht der Ameisenlöwe, das Insect, und der Ameisenbär, das Säugethier, in Ein Thier zusammengeworfen? Am unbefriedigendsten ist der Theil, der von Mineralien handelt; denn hier ist eine Verwirrung und Verwechselung der Fossilien und mineralogischen Gegenstände, die nicht gröfser seyn kann. Quarz heifst ein Grubenstein; der Speckstein wird zu den Thonarten gezählt u. s. w. Auch wird von Mineralien, wenn auch alles an sich recht gut wäre, in einem Buche dieser Art, viel zu viel gesagt.

r.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Herrn von Büffons Naturgeschichte der vierfüfsigen Thiere.* Zu einem lehrreichen Lesebuch für die Jugend nach Campe's Lehrart bearbeitet vom Verfasser des Lesebuchs: Beschreibung der Reisen des Capitain Cook um die Welt. Erstes Bändchen mit 32 illuminirten Abbildungen auf 4 Kupfertafeln. 1804. IV u. 202 S. 8. (20 gr.) Weil des Vf. Bearbeitung der Cookschen Reisen drey Auflagen erhalten, und allgemeines Interesse des Publicums erregt habe: so zweifelt er keinesweges, dafs auch diese Schrift Beyfall ärndten werde; denn — fügt er hinzu — wer ist nicht begierig die Thiere näher kennen zu lernen, die entweder um und neben uns, oder auch in entfernten Gegenden wohnen? Obgleich diefs dem Rec. kein Grund scheint, dafs gerade dieses Lesebuch Beyfall erhalten müsse, so will er dem Vf. doch gern zugestehen, dafs es eben so gut, wie manche andere sey, um Kinder zu beschäftigen; dafs diese aber grofses Interesse daran finden werden, bezweifeln wir. Theils ist gar zu viel, was selbst Kinder, sobald sie eben lesen können, schon wissen, vorgetragen, und zu wenig Anziehendes ausgehoben, theils manches, z. B. der Abschnitt vom Hunde, so weitschweifig abgehandelt, dafs es Kinder ermüden mufs. In diesem ersten Bändchen werden nach *Büffon* die Hausthiere, und zwar von den wilden Thieren bis zum Fuchs, durchgegangen. Ohne Selbstprüfung ging der Vf. zu Werke. Sonst hätte er z. B. nicht den Lehrer sagen lassen: dafs *Büffon* der Stammvater der Naturgeschichte sey, und dafs er diese Wissenschaft in ein vollständiges System gebracht habe; dafs beym Hunde nichts allgemein charakteristisches als die innere Bildung anzutreffen sey u. s. w. Wenn der Vf. die Hausthiere nur als Nutzenbringende betrachtet, die Fleischfressenden hingegegen diesen, als Schaden verursachende, entgegensetzt, (S. 192) ohne sich weiter darüber zu erklären, so mufs diefs selbst Kindern auffallen, und nach der Art, wie er seine Kinder sonst fragen läfst, wundert es den Rec., dafs keines frägt: Wozu sind denn diese Thiere auf der Erde, wenn sie blofs schaden?

Die vier Kupfertafeln enthalten nicht schlechte Abbildungen der meisten im Buche abgehandelten Thiere. Allein Zeichnungen vom Pferde, Ochsen und einigen anderen Thieren, die jedes Kind kennt, wären wohl nicht nöthig.

—β—

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Fleischer: *Oeuvres complètes de M. de Florian.* Tome treizième. 1803. 144 S. 8. Mit 1 Kupfer. (12 gr.) Auch als *zweyter* Band der *Oeuvres posthumes de Florian.* Enthält: *Eliezer et Nephtaly*, ein Gedicht in Prose in vier Gesängen; und *Dialogue entre deux chiens*, eine Novelle nach *Cervantes*. Beide Stücke athmen den Geist ihres bekannten Verfassers. Der Abdruck ist mit lobenswerther Genauigkeit und Reinheit geschehen; des Lesers Aufmerksamkeit wird durch keine störenden Druckfehler unterbrochen.

Gch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JULIUS, 1805.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Oldenburg, b. Schulze: *Allgemeines Wörterbuch zur Verdeutschung und Erklärung der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten.* Zum bequemen Gebrauch für alle, welche jene Ausdrücke richtig verstehen und gebrauchen, oder auch vermeiden wollen, insonderheit für Schulen, von *J. C. A. Heyse.* Erster Theil von A bis K. Zweyter Theil von L bis Z. 1804. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede, dass sein vieljähriger Vortrag der deutschen Sprache und Rechtschreibung nach dem Handbuche des Hn. C. R. *Kruse* die Entstehung dieses Wörterbuchs veranlasst habe, weil derselbe im ersten Theile viele fremde Wörter angeführt hat, die einer Erklärung bedurften. Die mündliche Erklärung dieser Wörter würde viele Zeit erfodert haben; ein Wörterbuch aber war nicht nur zur Zeitersparung dienlich, sondern auch zum häuslichen Gebrauche und zur Vorbereitung der Schüler auf die Lehrstunde. Von den schon vorhandenen Wörterbüchern dieser Art schien keins dem Vf. bequem zum Schulgebrauche zu seyn. Entweder waren sie zu theuer, oder zu weitläufig, oder zu unvollständig, welches letzte, nebst der sonderbaren Schreibart, als ein Fehler des gemeinnützigen Wörterbuches von *Roth* angemerkt wird. Daher sammlete der Vf. viele Jahre lang an diesem Wörterbuche, wovon er behauptet, dass es an 2000 Ausdrücke mehr enthalte, als das *Campische.* Er bediente sich dazu der besten Hülfsmittel, auch fremder Wörterbücher, z. B. des italienischen von *Jagemann*, suchte auch in schweren Fällen, bey Wörtern aus der Rechtskunde oder Kunstsprache, schriftliche Belehrung sachkundiger Männer, und glaubt also, dass sein Werk die Stelle einer Synonymik vertreten, und dem Schriftsteller und Übersetzer nützlich seyn könne, um die Fremdheiten in der deutschen Sprache zu vermeiden. Dabey bezeichnete er den Ton der fremden Wörter und die richtige Aussprache mit deutschen Buchstaben, imgleichen das Geschlecht der französischen, wobey er sich die Freyheit nahm, ein Wort, das etwas lebloses bedeutet, nicht als ein Wort männlichen Geschlechts, sondern als ein geschlechtloses aufzuführen, z. B. *Divertissement*, ausser wo der deutsche Sprachgebrauch das Geschlecht der Wörter verändert hat, denn in diesem Falle werden zwey Geschlechter angegeben, z. B. *courtage m. et n.* Übrigens hat der Vf. auch durch Abkürzungen für die Wohlfeilheit dieses Buches gesorgt. Er hat alle Wörter mit deutschen Buchstaben drucken lassen, ausser dergleichen Ausdrücke, wie *ad interim* etc. Wörter, die ursprünglich griechisch, aber durch die Römer zu uns gekommen sind, hat er lateinisch mit Beybehaltung des C geschrieben, die anderen griechischen aber, die nicht durch die Lateiner auf uns gekommen, haben ihr K behalten, z. B. *Makrobiotik.* Diess ist zu billigen, obgleich nicht sehr viel darauf ankommt. Wo der schwankende Sprachgebrauch etwas anderes mit sich brachte, sind Ausnahmen gemacht. Endlich ist auch öfters zugleich, weils eigentlich hieher nicht gehörte, die Abstammung der Wörter angegeben worden.

Dieser ganze Plan ist also tadellos; auch die Behandlungsart ist im Ganzen zweckmässig. Bescheiden erklärt der Vf., er wolle Zurechtweisungen gern annehmen. Rec. will also das Werk aus den beiden Haupt-Gesichtspunkten der Vollständigkeit und Richtigkeit beurtheilen; und weil Hr. *Oertel* etwas früher sein ähnliches Wörterbuch vollendet hat, so wird eine kurze Vergleichung beider wetteifernden Schriftsteller zweckmässig seyn.

Die Vollständigkeit ist in Vergleichung mit *Campe*, *Krackherr*, und *Oertel* nicht so gross, dass sie die Erwartung befriedigen könnte. Gleich im Anfange vermisst man das französische *à* in der Bedeutung *für*, *gegen*, *um*, *zu* z. B. *à 5 pro Cent*, der Centner à 10 Rthlr. etc. ferner *A* und *O*, *Abacisor*, *A baculo ad angulum*, *Abälardisiren*, *Abajour*, *Abas*, *Abattuta*, *Abba*, *Abbreviatores*, *Abderitismus*, *Abdomen*, *abdominalis*, *abdossiren*, *Abrenuntiatio* u. s. w., welches alles *Oertel*, auch zum Theil schon *Krackherr* hat. Hr. H. kann diesen Mangel damit nicht rechtfertigen, dass er sein Buch besonders für die Schulen bestimmte: denn 1) musste es alsdenn nicht ein allgemeines Wörterbuch genannt werden; 2) sind auch offenbar solche Wörter weggelassen, welche nicht von allen Gelehrten, vielweniger von Schülern verstanden werden, besonders viele aus der griechischen Sprache, die mehrentheils nur von künftigen Theologen erlernt wird, z. B. *Acribie*, *Acridophagus*, *Acroama*, *Acronyctisch*, *Acroposthie*, *Acroterien*, *Adenologie*, *Adiaphorist*, *Adipsie*, *Aeolipila*, *Aërodynamik*, *Aërologie*, *Aërometer*, und viele andere. Wenn die Redensarten *ad computum*, *ad Calendas graecas*, *ad amussim*, *ad instar* und dergleichen dazu gerechnet werden; so kann man

man mit Wahrheit behaupten, dafs blofs in dem Buchftaben *A* einige hundert Ausdrücke fehlen, die man doch mit Recht in dergleichen Wörterbüchern fucht. Eben fo in anderen Buchftaben. Wenn man z. B. das *L* nimmt, und mit *Oertels* Wörterbuche vergleicht, fo kann man aus demfelben folgende Ausdrücke hinzufetzen *Làlà*, franz. für obenhin, *Labarum*, *Lachefis*, *Lago*, *Lagunen*, *Lagrimofo*, *Laiteux*, *Laicus*, (doch kommt Laye vor, wo aber das unrichtige *y* eben fo wenig als in May in Schutz genommen werden follte), *Lamdacismus*, *Laocoon*, *Lapis cauflicus*, *Lapis Philofophorum*, *Larga manu*, *L'argent*, *Lateran*, *Latet anguis in herba*, *Laticlavium*, *Latium*, *Latona*, *Laudiren*, *Laudum*, *Lazaroni*, *Lazerolen*, *Lechem*, *Lectifternium*, *Leda*, *Lega*, *Leges*, *Lemures*, *Lentement*, *Lentigo*, *Lentigines*, *Lepra*, *Lettera di Cambio*, *Lettres de repit*, *Levade*, *Leviren*, *Levis notae macula*, *Libitina*, *Lictor*, *Licando*, *Limbus infantum et Patrum*, *Liniment*, *Loy*, *Lues venerea*, *Lunaelabium*, *Lunambulift*, *Luogetenente*, *Lupanarium*, *Lycaon*, *Lycanthropie*, *Lysd'or*. In beiden Büchern aber fucht man, um nur bey diefem Buchftaben ftehen zu bleiben, folgende Wörter vergebens: *Lana caprina*, *Lanifex*, *Lanificium*, *Libet*, *Libitum*, *Ligula*, *Limes*, *Limites*, *Lipfana*, *Lithogeognofie*, *Lithoftratum*, *Loquela*, *Lucifuga*, *Ludus literarius*, *Luminare* (*fubftantivum et verbum*), *Lunula*, (*in codd. mff. et in calceis vet.*) *Lytrum*, λύτρον. Wir wollen noch einige Wörter anführen, die in beiden Büchern fehlen, befonders aus dem Latein des Mittelalters, welche man in den gewöhnlichen Wörterbüchern nicht findet, nämlich *Broglium* oder *Brolium*, (Brühl), *Brocardicum*, *Chorus* (ein Wifpel), *Foldiftorium* oder *Faldiftolium*, (Fallftuhl), *Hypaleipton*, *Indentura*, *Laffus*, *Lito*, *Lodo*, *Matta*, (Mahl-Metze), *Mallus*, (Gerichts-Stätte), *Modius*, *Metreta*, *Manica*, *Mola*, *Molendinum*, *Penicillum*, *Perfpicillum*, *Precaria* (*fcil. penfio*), *Solidus* (*fcil. nummus*), *Typologie*, *Typotheta*, *Verfus artificialis*, — *mnemonicus*, — *politicus*, *retrogradus five cancrinus*, *echoicus*, *Vinna*, *Xenodochium*, *Xenodochus*, *Xylographie*, *Xyloglyptica*, *Xylotheca*, *Zythopoeus*, *Zythopepta*. Bey dem öfteren Gebrauch diefer Bücher läfst fich noch eine weit gröfsere Nachlefe anftellen.

Was die Richtigkeit betrifft: fo hat Rec. zwar felten offenbar falfche Erklärungen gefunden, z. B. bey dem Wort *Interufurium*, welches mit *Anatocismus* verwechfelt wird; aber doch andere Unrichtigkeiten, befonders Unterlaffungs-Fehler, welche zugleich Verletzungen der Vollftändigkeit find. Dahin gehört der öfters vorkommende Fall, dafs von fremden Wörtern blofs die uneigentliche Bedeutung, als wenn fie die erfte wäre, angegeben, die eigentliche aber ganz verfchwiegen, und alfo der Lefer auf irrige Vorftellungen geleitet wird. Man fehe die Artikel *Abbé*, *Academie*, *Alkove*, *Almanach*, *Apoftill*, *April*, *Aquagium*, *Arabesken*, *Arche*, *Archiv*, *Arithmetik*, wo die Kantifche Verftandes-Schätzung fehlt. Diefs alles hat *Oertel* genauer erklärt. Z. B. Bey *Akademie* hat er zuerft die eigentliche Bedeutung aus dem Alterthume, nämlich ein Garten des Akademus zu Athen angeführt, hernach die uneigentliche, wo er Gelehrten- und Künftler-Verein unterfcheidet, (wiewohl er vergifst die Maler-Akademien zu benennen), endlich die noch entferntere Bedeutung von Erziehungs- und Bildungs-Anftalten, z. B. Univerfität, Handlungs- und Ritter-Akademie. Hr. *Heyfe* berührt blofs die letzte Bedeutung, gedenkt auch der *Academia della Crusca*, der *Academie des Inscriptions* u. f. w. gar nicht. Das Wort *Lauwine* erklären beide richtig, aber das befte deutfche Wort, *Schneewalze*, führt Hr. O. nicht an. Beide laffen es unbemerkt, dafs es eigentlich *labina* heifsen follte, weil es ein lat. Wort ift, und von *labi* herkommt. *Ifidorus Origg.* L. XVI, 1 *Labina*, *eo quod ambulantibus lapfum inferat. dicta per derivationem a labe* (*labendo*). Unter *Legat* ift O. weit ausführlicher, als *H.* und berührt Legations-Rath, — Secretär, auch die Legationen des Kirchenftaats, imgleichen *Legatum alimentorum*, *annuum* etc. So ift auch *O.* unterrichtender unter *Legende* und *Lex*, wo Hr. *H.* nicht befriedigend ift. Unter *Ligament* führt er zwar *Ligue* auf, aber Hr. *O.* erklärt auch das Fürften-Bündnifs diefes Namens im 30jährigen Kriege, wovon der Ausdruck, die ligiftifche Armee u. dergl. oft genug vorkommen. Unter *Lithos* ift Hr. *O.* ebenfalls reicher; im Gegentheil erklärt Hr. *H.* unter *Litre* das neue franzöfifche Fafs-Maafs ausführlich, welches Hr. *O.* ganz vergeffen hat, ift auch unter *Logik*, *Logiftik* unterrichtender. So findet fichs auch in andern Buchftaben, dafs der eine bald reicher, bald ärmer ift, als der andere. So z. B. bey dem Worte *Sacrament*, wovon Hr. *Oertel* als die erfte Bedeutung angiebt, jede feyerliche gottgeweihete Handlung. Allein *Feftus* erklärt *facramentum* durch *id*, *quod facratur interpofita fide*. Daraus entftehen zunächft zwey alte Bedeutungen, 1) eines Eidfchwurs, 2) eines von ftreitenden Parteyen an einem heiligen Orte niedergelegten Geldes. Die neuere kirchliche Bedeutung, die fich auf die angeführte erfte bezieht, auf Handlungen, welche die Kraft und Würde der Bundes-Eide haben, ift zwar kurz berührt, aber die andere auch neue chriftliche Bedeutung *pro myfterio* ift übergangen, wie auch die alte zweyte römifche. Unter *Jus* haben beide Vf. eine Menge von einzelnen Rechten erklärt, aber das *jus braxandi*, *feneftrarum*, *georgicum*, *gratiae*, *herbergariae*, *protimifeos*, *Wildfangiatus* u. dergl. ift doch unberührt geblieben. Befonders findet der Rec. das Wort *Terminus* nicht hinlänglich erläutert. Die Bedeutung einer beftimmten Zeitfrift ift zwar in beiden Wörterbüchern angegeben, wiewohl Hr. *Oertel* den *Terminum decretorium* und *praeclufivum* übergangen hat, allein der grammatifche Begriff, da *Terminus* foviel als *vox* ift, und alfo auch *Terminus aequipollens*, *aequivocus*, *univocus*, *adaequatus* etc. ift eben fo wenig berührt, als der *Terminus fyllogifticus* in der Logik. Die drey Hauptbegriffe, die in einem

Ver-

Vernunftschlüsse mit einander verbunden werden, hätten wohl eine Erklärung verdient, besonders der *Medius terminus*, der Verbindungsbegriff, weil dieser Ausdruck auch häufig im gemeinen Leben vorkommt, und für einen Vorwand gebraucht wird. Die Redensart der Rechtsgelehrten *in terminis* bleiben, hätte auch hiebey angebracht werden können: denn sie wird von solchen gemäsigten Ausdrücken gebraucht, worin nichts ehrenrühriges liegt. *Terminei* heisst auch die Wohnung eines terminirenden Mönchs, und diess Wort wird öfters von den Protestanten unrecht verstanden. Von den Terministen in der Kirchengeschichte hat *H.* gar nichts angeführt. Übrigens hat Hr. *Oertel* den Vorzug, dass er mehrentheils für Gelehrte brauchbarer ist, weil er die Herleitung der Wörter angiebt, das Griechische hinzusetzt, die Tonsylbe richtig bestimmt, die unrichtige Aussprache nebst der richtigen anmerkt, die eigentliche und uneigentliche Bedeutung der Wörter gut unterscheidet, fremde Wörter auch richtiger schreibt, als Hr. *Heise*, (der *Amaranth*, *Aperception*, *Appertus*, *Dinte*, schreibt); nur muss man ihm seine sonderbare Schreibart zu gute halten, und sichs nicht verdriessen lassen, lange nach einem Worte zu suchen, welches man in *C* erwartete, aber in *K* oder *Z* findet. Hr. *Heise* ist für Ungelehrte belehrender, weil er Thiere, Gewächse, ausländische Zeuge, Modegeräthe, Spiele, Färbestoffe, Werkzeuge der Gelehrten und Künstler, auch Kunstwerke sehr gut beschreibt, ohne sich auf die Herleitung der Wörter einzulassen. Sonst ist dem Rec. bey seinem Buche noch folgendes aufgefallen, welches zur künftigen Verbesserung dienlich seyn möchte. 1) Hr. *Heise* ist nicht allezeit in der Bezeichnung der Tonsylbe richtig. Bisweilen ist die Bezeichnung ganz vergessen, z. B. in *Aconitum*, hin und wieder ist sie undeutlich, z. B. in *Lucina*, *Pyramus*, bisweilen ist sie unrichtig, wie in *Solānum*, wo die zweyte Sylbe lang bezeichnet seyn sollte. Hr. *Oertel* hat dieses Wort gar nicht angeführt, und Hr. *H.* hat sich auch zu kurz gefasst. So ist auch das *e* in *Polyedron* unrichtig als kurz bezeichnet. 2) Die alphabetische Ordnung ist hin und wieder verfehlt. *Abelmosch* steht hinter *Aberration*, *Antik* hinter *Antinomie*, *Lupine* vor *Lupercalia*, *Linguist* vor *Lingot*, *Poissarde* steht ganz unrecht nach *Pontificalien* S. 202, da es doch S. 194 angeführt seyn sollte u. s. w. 3) Manches Wort wird gar zu kurz erkläret, z. B. *Lätare*, als der Name eines Sonntages in der Fasten. Sollte es nicht wenigstens heissen, des vierten Sonntages? Unter *Localität* hätten die Ausdrücke *locus classicus*, *parallelus*, *privatus*, imgleichen *Locabilität*, mit berührt werden sollen. Dass *Locus* schlechthin im Mittelalter eine Salzkothe bedeutete, wäre auch zu bemerken nicht überflüssig gewesen. Bey *Tinctur* ist zwar angemerkt, dass *Tinte* davon herkommt, aber die gewöhnliche unrichtige Schreibart *Dinte* sollte nicht gerechtfertiget werden. *Luther* schreibt schon Tinte 2 Cor. 3, 3. 2 Joh. 12. 4) Auch ist es zwar nicht eigentlich Unrichtigkeit, aber doch Unbequemlichkeit, dass Hr. *H.* viele Wörter unter ihren Stammwörtern aufführt. Wenn er diess für gut und der Kürze zuträglich fand, so musste er manches Wort wenigstens anführen, und den Ort nachweisen, wo man die Erklärung findet. So findet man das französische *Accès*, Anfall von einer Krankheit, unter dem lateinischen *Access*, nebst *accessible*, *Accessist*, *Accessit*, *Accessorium*, wobey *Accessiones* doch vergessen ist. Der Gelehrte weiss freylich, dass alle diese Wörter von *Accedere* herkommen, aber diess Buch und ähnliche sind mehr für Ungelehrte und Halbgelehrte bestimmt, und diese wissen doch aus Mangel der Sprachkunde die Ableitung eines Wortes nicht zu machen. 5) Überhaupt drängt Hr. *H.* vieles zu sehr zusammen, was besser abgesetzt wäre. So hat er unter *Langage* den Ausdruck *Languissant* angeführt, der zu *languir*, oder *languescere* gehört.

Wir dürfen am Schlusse dieser Recension nicht verschweigen, dass Hr. *H.*, bey übrigens grösserer Unvollständigkeit, doch verschiedene Wörter erklärt, die Hr. *Oertel*, der so freygebig ist, dass er auch viele deutsche, mit lateinischen Buchstaben gedruckte Wörter anführt, ganz übergangen hat. Man sehe folgende Wörter und mache daraus aufs Ganze einen Schluss: *Abellagium*, (welches Hr. *Oertel* unter *Abollagium* hat, aber am letzten Orte nur hätte nachweisen sollen), *Abelmosch*, *Acajou*, *Acatalepsie*, *Accordoir*, *Actorium*, *Ados*, *Adversaire*. *Aërolithen*, *Affermiren*, *Agami*, *Agatha*, *Agnese*, *Aguti*, *Akanthikone*, *Akeley*, *Alakdaga*, *Alart*, *Algebraisch*, *Alk*, *Alkanna*, *Aloeholz*, *Althee*, *Aludel*, *Amabile*, *Amarantholz*, *Amaru-Schlange*, *Amaryllis*, *Ammey*, *Amodiation*, *Amphibolie*, *Anacardien-Baum*, *Anacamptic*, *Angurie*, *Angustura-Rinde*, *Anhima*, *Anhinga*, *Ani*, *Anschovis*, *Anta s. Tapir*, *Antecelliren*, *Anthere*, *Anthora*, *s. Aconitum*, *Antibachius s. Palimbachius*, *Apaisiren*, *Apatit*, *Aptera*, *Aralie*, (*Berg-Angelica*), *Aras*, *Arcka-Palme*, *Arctior citatio*, *Arendasit*, *Argali*, *Argiroide*, *Argutien* u. s. w. Überhaupt ist Hr. *H.* reicher, auch grossentheils bestimmter und ausführlicher in der Erklärung ausländischer Wörter, die sich auf Naturgeschichte oder Handlung beziehen. Man sehe *Agave*, *Amphibien*, *Ahorn*, *Cacao*, *Calmar*, welches letzte im *Oertelischen* Buche ganz fehlt u. s. w. Auch bey *Antiphlogistik* hat sich Hr. *H.* befriedigender erklärt, als Hr. *O.*, und bey *Are* hat er auch das franz. neue Maass genau angegeben. Man kann also nicht sagen, dass ein Buch das andere entbehrlich mache; vielmehr wird eins durch das andere in vielen Stücken ergänzt. Um nur ein Beyspiel anzuführen, hat Hr. *O.* das Wort *Acacie* durch Anführung des gelehrten Namens *Robinia* bestimmter erklärt, als Hr. *H.*; aber dieser hat wiederum den Unterschied zwischen dem ächten und unächten Acacienbaum bemerkt, auch etwas vom Acacien-Saft hinzugesetzt, welches Hr. *Oertel* nicht hat.

Beide Bücher sind also zwar brauchbarer, als die bisherigen; beide Vf. verdienen wegen ihres Fleisses Lob; beide haben für einen richtigen Druck gesorgt, der be-

besonders in dem Buche des Hn. H. zu loben ist: aber Zusätze und Nachträge müssen beide Werke, und das *Heysische* noch mehr, als das andere bekommen, wenn sie recht gemeinnützig werden sollen. GZ.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Versuch einer Erläuterung der gothischen Sprachüberreste in Neapel und Arezzo*, als eine Einladungsschrift und Beylage zum Ulfilas von *Joh. Christian Zahn*, Prediger in Delitz an der Saale bey Weissenfels in Sachsen. 1804. XIV und 94 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf., welcher jetzt die berühmte gothische Übersetzung der 4 Evangelisten von dem Bischof Ulfilas, aus *Ihrens* genauer Abschrift des *Cod. argentei* in Upsal, abdrucken läfst, macht mit dieser vorläufigen Schrift den Liebhabern der alten gothischen Sprache ein angenehmes Geschenk. Er hat sie dem berühmten Sprachforscher, Hn. Prof. *Heynatz* in Frankf. a. d. O. gewidmet, weil derselbe *Ihrens* Abschrift und buchstäbliche Übersetzung besitzt, und sie dem Vf. mit rühmlicher Uneigennützigkeit mitgetheilt hat. Er erläutert darin die beiden alten Überbleibsel der gothischen Sprache mit der gröfsten Genauigkeit. Von dem ersten Denkmale zu Neapel wird *Ihrens* lat. Erläuterungs-Schrift S. 22—63 aus den *Novis actis regiae Societ. scientiarum Upsal.* Vol. III eingeschaltet. Die alte Schrift selbst ist ein lat. Kaufbrief einiger Sümpfe in der Gegend von Ravenna, welcher von 3 gothischen Priestern in ihrer Muttersprache, vielleicht aus Unkunde der lat. Sprache, unterschrieben ist. Diese 3 Unterschriften, welche Hr. Prof. *Gräter* neuerlich in der *Bragur* 7 Bd. 2 Abth. S. 68. in Kupfer gestochen, mit *Ihrens* u. *Suhms* Erläuterungen geliefert hat, werden hier Wort für Wort umständlich erklärt, und *Ihrens* Erklärungen hin und wieder berichtiget. Die Anmerkungen sind unter den Text gesetzt, aber von dem dunklen Worte *doamoda* sind sie wegen der Weitläuftigkeit eingeschaltet. Es bleibt noch immer ungewifs, ob es ein ehrenvolles Beywort des Diaconus, etwa *venerabilis*, oder ein Eigenname, oder die Bezeichnung eines Kirchen-Amts seyn soll. Das letzte scheint deshalb nicht sehr wahrscheinlich, weil der Mann schon durch das Wort Diaconus seinem Amte nach bezeichnet ist. *Ihrens* Erläuterungen sind wegen der S. 60—63 angefügten Betrachtungen über die Literatur der Gothen und ihre Schrift lesenswerth. Es ist unrichtig, wenn man sie als Unwissende und wohl gar als Feinde der Literatur beschreibt, die höchstens eine Runenschrift gehabt hätten; vielmehr ists offenbar, dafs sie ihre eigene Schrift gehabt, als sie Herren von Italien wurden, welches wider die Verf. des *Nouveau Traité de Diplomatique* T. II, p. 72 und andere zu merken ist. Der Unterschied der Buchstaben in *Cod. argent.* in den Wolfenbüttelischen Fragmenten und in dem Neapolitanischen Überbleibsel lehren auch, dafs die Kalligraphie und Tachygraphie bey ihnen eben sowohl, als bey den gebildetsten Völkern, verschieden war. Da ferner die Westgothen in Spanien die toletanischen, aus dem Lateinischen genommenen Buchstaben gebrauchten, nicht aber die wirklich gothischen: so ist *Wachters* Meinung irrig, dafs der *Cod. argent.* zum Gebrauch des tolosanischen Königs *Alarich* oder *Amalrich* geschrieben sey. Auch die von S. 63 folgenden Anmerkungen des Hn. *Zahn* über den Wechsel der gothischen Buchstaben, um den Wohllaut zu befördern, sind in der That lesenswerth, und man mufs gestehen, dafs diese Sprache einer höheren Ausbildung fähig gewesen wäre. S. 79 folgt die Erklärung des gothischen Überbleibsels, welches in Arrezzo aufgefunden, und zuerst in *Donii Inscript.* hernach in der *Benzelischen* Ausgabe des Ulfilas, und in *Büschings* Sammlung der Ulphilanorum S. 267 in Kupfer gestochen vorhanden ist. In diesen beiden Ausgaben ist die kurze gothische Unterschrift mit ulfilanischen Buchstaben geliefert, hingegen hat *Donius* die Buchstaben der Urschrift getreu beybehalten, und eben so *Knittel* in seinen *Fragmentis Ulphilanis*, auch *Janus Steenwinkel* in seinen *Taelkundigen Mengelingen* S. 84, denn dieser Gelehrte in Harderwyk wollte vor mehr als 20 Jahren den *Ulfilas* neu herausgeben. Die alte lateinische Urkunde selbst gehört, wie die erste, ins 5te Jahrh., ist auf Papier (vermuthlich nilotischem oder ägyptischem) geschrieben. Der Diac. *Gudilebus* oder *Gudilivus* verkauft an einen anderen Diac. *Lamud* 4 Unzen Einkünfte von verschiedenen Landgütern, und unterschreibt den lat. Kaufbrief in gothischer Sprache. Hr. *Zahn* beweiset durch Erklärung der einzelnen Wörter, dafs bisher keiner diese Unterschrift völlig richtig verstanden habe. Der Diac. *Lamud* heifst hier auch *alamoda*, und es mufs also wohl ein Ehrenwort seyn. Wir wünschen, dafs der gelehrte Vf. seinen Endzweck erreichen, und Aufmerksamkeit auf seine Ausgabe des *Ulfilas*, des ältesten Denkmals der deutschen Sprache, erwecken möge. Für viele in der Gelehrten-Geschichte wenig bekannte Gelehrte wäre es wohl nicht überflüfsig gewesen, wenn etwas von dem Alter und dem hohen Werth des *Cod. arg.* angeführt worden wäre. Vielen jungen Gelehrten ist *Ulfilas* ein unbekannter Name. Diese mögen das beherzigen, was in der Einleitung S. IX aus *Lüdekens* schwedischem Archiv angeführt wird, nämlich dafs das Buch jetzt schon so vermodert und verweset ist, dafs es nicht mehr in Kupfer gestochen werden kann. Desto erwünschter ist eine Ausgabe, die an innerer Güte vorzüglich, aber auch an äufserer Schönheit, wie die Probebogen lehren, alle älteren übertreffen wird.

GZ.

Druckfehler. In der Rec. des *Musenalmanachs von V. u. Ch.* No. 107 ist Col. 242 letzte Zeile statt: *friedsel'ge Klarheit*, zu lesen: *feindsel'ge*. Col. 244. Z. 23 u. 24 von unten ist statt: *sein Bewenden*, zu lesen: *kein Bedenken*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 25 JULIUS, 1805.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Pamplona, por la viuda y hijo de Longas: *Semana Hispano-Bascongada, la unica de la Europa, y la mas antigua del Orbe.* Por su autor D. *Thomas de Sorreguieta,* Presbitero. 1804. XII u. 208 S. gr. 8. — *Monumentos del Bascuence, ò Prosecucion de los precedentes Asteá* etc. *Segunda Parte.* Das übrige eben so. 134 S. 8.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, dass alte Volksstämme, zumal wenn sie durch ungünstige Umstände zusammen geschmolzen sind, und dabey von ihren Mitbürgern sich etwas gedrückt glauben, einen ganz eigenen Geist der Nationalliebe und des Nationalstolzes annehmen, der dann leicht auf die abenteuerlichsten Behauptungen verfällt. Diess zeigt sich in vollem Masse an dem ehrlichen *Vasken*, dem Pfarrer *Sorreguieta* zu Tólosa in der Landschaft Guipúzcoa. Er findet die höchste menschliche, ja göttliche Weisheit, die ältesten und zugleich wichtigsten Kenntnisse in Natur, Kunst, Philosophie, Religion, nicht sowohl bey seinem Volke selbst, das, wie er öfter klagt, den Schlüssel zu diesen grossen Geheimnissen verloren hat, als vielmehr in dessen *Sprache*. Seine bewundernden Ausrufungen, seine zur Bewunderung auffordernden Fragen nehmen kein Ende. Das hohe (vier- bis fünftausendjährige I, 149) Alter des jetzigen Vaskischen ist ihm daraus klar, weil (II, 56) eine so vollkommene Sprache von Niemand, weder von den Weisen unserer Tage, noch von den tiefgelehrten Vasken der Vorzeit, ersonnen werden konnte, indem ihre Form allen menschlichen Verstand übersteigt, bloss im Geiste Gottes zur Idee gelangen konnte, und durch ein Wunder den ersten Vasken eingegeben ward. Diess geschah bald nach der Sündfluth, zur Zeit der Sprachverwirrung in der Ebene Sinear; denn unmöglich hätten sonst die reinen Begriffe von Astronomie, Musik, Verehrung des alleinigen wahren Gottes, u. s. w. sich so ausbilden und erhalten können, wie sie — in dem einzigen Worte *Asteá* liegen. Aus diesem Wort entwickelt er alles Gesagte. Es bedeutet *die Woche* (das hinten stehende *a* ist der Artikel). Das spanische Wort für Woche (*Semana*) ist desshalb auf den Titel des ersten Theils gesetzt, so wie das Vaskische auf den Titel des zweyten. Zugleich heisst es *der Anfang*, wie der Vf. sagt, dem aber in der That nicht recht zu trauen ist, da er beym Erklären und Ableiten sehr gewaltthätig verfährt. Das Verbum *asi*, anfangen, hat freylich ein Participium *asten*; die Verbalia davon sind übrigens aber *asitzea* und *asiá*. Doch auch jenes möge den *Anfang* bedeuten. *Also*, fährt der Vf. fort, zugleich *die Schöpfung*. Wie vortrefflich nun, ruft er, dasselbe Wort für *Woche* zu gebrauchen, und dadurch deutlich auf das Dogma von der Erschaffung aller Dinge aus Nichts in sieben Tagen hinzuweisen! — Sonntag, Montag u. s. w. heissen vaskisch so: *Igandeá*, *Astelená*, *Astearteá*, *Asteazquená*, *Ostegunâ*, *Ostiralá*, *Larunbatá*. Drey Tage, sieht man, sind von *aste*, Woche, benannt; die zugesetzten Silben heissen: *len* erstes, *arte* zwischen oder mittleres, *azque* letztes. Also gleichsam: *prima Sabbati, media S., ultima S.* Hieraus schlossen andere Forscher, und wohl nicht mit Unrecht, dass die Vasken ehedem nur eine Aste von drey Tagen hatten. Dagegen sträubt sich der Vf. auf das äusserste, theils weil die heilige Sieben sich bey der Tagezählung aller Völker finde, theils weil den Vasken immer die wahre Kenntniss Gottes und der Schöpfungsgeschichte beygewohnt habe. Freylich, sagt er, folgen jene drey Namen sich jetzt unmittelbar; aber das kann ursprünglich unmöglich so gewesen seyn, da nach der gelehrtern cyklischen Zählungsart, die nur in den traurigen Zeiten der Zerstörung verloren ging, man das, was dem gemeinen Ansehen nach zusammen gehört, immer um zwey aus einander stellen muss, auch wirklich von jeher aus einander gestellt hat, wie bey den Planetennamen der Wochentage und in der Musik: laut der bekannten allerdings merkwürdigen Stelle im Dio Kassius 37, 18. Weil also die Planeten, welche sich so folgen: Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Merkurius, Luna, bey den Tagenamen in diese Reihe gestellt werden: Saturn, Sol, Luna, Mars u. s. w., und weil die schönere Harmonie *dia tessaron*, in *Quarten*, fortschreitet: so, schliesst er, müsse die wahre uralte Aste eigentlich so gelautet haben, welches er durch Tabellen und Figuren recht deutlich, wenigstens weitläuftig macht: *Astelena* (den Sonnabend bedeutend, denn wir sind hier in einer Zeit von ein paar tausend Jahren vor Christi Geburt), *Larunbata*, *Osteguna*, *Astartea*, *Igandea* u. s. w. Mit gleicher Willkühr entziffert er die noch nicht erklärten Namen: z. B. der letzte müsse eigentlich *Egunbea* heissen, von *egun* Tag, und *be* unten, niedrig; weil er auf den mittelsten folgte, also der herabsteigende Tag war; die herabsteigende Woche, würden die Alten eher gesagt haben. Jetzt ist es gerade der erste Tag, der Sonntag. Der Vf. erschöpft sich in

in Bewunderung der tiefen astronomischen und der richtigen musikalischen Kenntnisse der alten Vasken, mit heftigen Ausfällen gegen die jetzige Musik. Schon *Amiot* und *Roussier* vermutheten, es müsse ein älteres Volk als Sinesen und Ägypter geben, welches die Musik kannte und lehrte; dass es die Vasken waren, wussten jene Franzosen freylich nicht. Er zeigt noch, wie hoch diese Tagebenennung über die der Hebräer stehe, welche wie Kinder bloss 1, 2, 3 u. s. w. zählen, und über die der Ägypter, welche gleich allen anderen Völkern Planeten, d. h. Götzen hineinmischen. Woher dieser Vorzug? Erstlich, durch unmittelbare göttliche Belehrung; und dann, weil diese Wochenrechnung und die Sprache und das Volk älter sind, als alle Abgötterey, kurz weil die Vasken gleich vom Thurmbau aus Asien fortzogen, und sich in Spanien immer rein bey dem Glauben der Erzväter an den wahren Gott erhielten. So viel liegt in Einem Wort!

Indess kommen noch andere Wörter zu Hülfe. *Urteá* heisst *das Jahr*, und *ur* heisst *Wasser*. Offenbar sey demnach die *Sündfluth* gemeint, welche laut Mose gerade ein Jahr dauerte. — Am merkwürdigsten, sagt der Vf. mit Recht, ist der Name eines Volkes oder Landes. Man höre also seine Entzifferung. *Gu*, wir; *iz*, Sprache; *puzc*, getrennt; *co*, von; *ac*, die. So kömmt, kümmerlich genug, mit Wegwerfung eines *z*, Verwandelung eines *z* in *s*, Wegwerfung eines *c*, der um ein *c* verlängerte Name *Guipúscoac* heraus, der bedeuten soll: *Wir die von der getrennten Sprache*, nämlich: Wir seit der Sprachtrennung in Babel als gesondertes Volk Ausgezogenen. *Ac* ist der Plural des hinten stehenden Artikels, hier wegen des Plurals *gu* erforderlich, und daher vom Vf. statt des letzten *a* geradezu hingesetzt. Jede Silbe, ja jeder Buchstab hat bey ihm seine eigene Bedeutung. Das Pronomen personale ist ihm so wenig anstössig, dass er auf gleiche Art eine Menge Namen frischweg etymologisirt, also die Länder und Städte redend einführt, oder anreden lässt: z. B. *Isas* Meere, *bat* eins, *ni* ich, *a* Artikel; *Isasbatnia*, *Isbania*, *Hispania*: ich die Vereinigung zweyer Meere; eher wohl eigentlich die Trennung, des Oceans und des mittelländischen Meers. *Urnieta*, ich Wasserort; *Usurbil*, du dicht am Wasser. — Doch genug der Proben von diesen freylich mit etwas Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgestutzten Grillen, die noch dazu in schwerfälligem, wiederholendem, mit Auswüchsen überladenem Stil vorgetragen sind, auch dem Werke bereits Widerlegungen zugezogen haben, sowohl von Spaniern, als von den näheren Landsleuten des Vf., z. B. von einem *Paul Astarloa*, der in seiner *Apologia de la lengua Bascongada* (wie seltsam, eine Schutzschrift seiner Sprache zu schreiben!) gelegentlich unseren *Sorreguieta* anzapft, und daher von ihm am Schluss des zweyten Theils eine Antwort erhält.

Weit bedeutender wäre das Historische von dem Volk, und das Grammatische von der Sprache; nur leider ist beides gar sparsam eingewebt. Die *Guipuskoer*, sagt der Vf., sind der Urstamm der fünf Völkerschaften, die übrigen vier sind die *Navarrer*, *Alaveser*, *Biscayer*, *Basken*. Die letzten wohnen im südlichen Frankreich (seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts: II, 99). In Spanien ist gegenwärtig Navarra ein Königreich, Guip. und Alava Landschaften, Biscaya eine Herrschaft: alle vier weder zur Krone Castilien noch zur Krone Aragon gehörig, und mit besonderen Vorrechten versehen, als „die erstgebornen Söhne des spanischen Landes." Das Volk ist brav, wohlgesinnt, verständig, freyheitliebend. Ehedem besass es (wahrscheinlich) ganz Spanien; aber der herrliche Boden lockte fremde Eroberer an: Phönicier, Karthager, Römer; die mehr oder weniger das Urvolk aus den südlichen Provinzen wegdrängten. Seit 2000 Jahren litt es die bittersten Drangsale, von den Römern, Hunnen, Alanen, wandernden Deutschen, Arabern. Gegen die letztern focht es im 8 Jahrh. für die gothischen Könige Don Pelayo und D. Garcia Ximenez; und schloss sich nach und nach an Kastilien, „in Freundschaft mehr als in Unterwürfigkeit," namentlich Guipuscoa im J. 1200 bey der Belagerung von Vittoria, welche *D. Alfonso de las Navas* unternahm gegen Sancho den Tapfern, 13ten König Navarra's, welcher die Freyheiten der Guipuskoer gekränkt hatte. Dass der kleine Gebirgsraum, wo die Nation jetzt zusammengepresst lebt, nicht ihr ursprünglicher Wohnsitz ist, beweist sich nach einer richtigen Bemerkung daraus, weil man auf einer Reise von 3 Tagen drey verschiedene grössere Dialekte und zwölf kleinere antrifft. Was der Vf. vom Unterschiede beybringt, besteht meist in der Aussprache oder in einzelnen Silben; ausser die zwölf Monatsnamen, wovon wir I, 156 ff. drey völlig abweichende Reihen lesen. Der Vf. wünscht eifrig, dass die vier oder fünf latinisirenden Monatsnamen aus dem einen Dialekt herausgeworfen würden, und die vier Völkerschaften sich über die reinvaskische Benennung aller Monate vereinigten. Seit dem Ende des 16 Jahrh. hob sich die Literatur des Volks; seine berühmtesten Schriftsteller sind: *Lizarraga*, *Axular*, *Argainarat*, *Echeberri*, *Gasteluzar*, *Larramendi*, *Perruchegui*, *Carduvera*, *Mendiburu* u. s. w. Jetzt sey, glaubt der Vf. II, 14, diese Literatur so in Ehren durch ganz Europa, und bey den in Asien, Afrika und Amerika wohnenden Europäern, dass kein Gelehrter sich um die vaskische Sprache und Wohlredenheit unbekümmert lasse. Diese Meinung können wir mit dem patriotischen Vf. nicht theilen, und wollen lieber etwas zur Bekanntschaft mit dieser alten und merkwürdigen Sprache beyzutragen suchen.

Die Sprache der *Vasken* — denn so nennt man wohl am besten und ohne Verwirrung das gesammte Volk — diese Sprache, welche spanisch *el Bascuenze*, und bey dem Volke selbst *Euscara* heisst (der Vf. führt II, 115 sechs geringe Variationen des Namens an, und bringt etymologisirend und jauchzend die Bedeutung heraus: *der Bandmacher*, *der Binder*, *das Band*), schien von jeher so fremd und eigen-

eigenthümlich, dafs man sie gar nicht zu classificiren wufste. Der grofse *Leibnitz* warf den Gedanken hin, sie möge aus Afrika stammen, von wo so oft Eroberer nach Spanien herübergekommen sind. Eine solche Conjectur konnte Hn. *Rüdiger* wohl noch nicht berechtigen, in seinem *Grundrifs* §. 241 das Vaskische unter den afrikanischen Sprachen anzusetzen, zwischen dem Gienischen und Akrischen, womit es gar nichts gemein hat. Rec. weifs, dafs Hr. *Wilhelm von Humboldt* bey seinem Aufenthalt in Spanien sich ausdaurend mit dem Euscara beschäftigt hat, mehrmal an Ort und Stelle defshalb gewesen ist, an einem ausführlichen und gewifs erschöpfenden Werke darüber arbeitet, an dessen Vollendung ihn nur seine Versetzung als Gesandter nach Rom hinderte, und dafs er mehrmal geäufsert hat, er werde ohne Mühe das Vaskische um den wunderbaren Ruf bringen, dafs es mit keiner anderen Sprache übereinkomme. Möchte diefs Werk des sorgfältigen und geistvollen Mannes, zu Deutschlands neuer Ehre, bald erscheinen! — Da die vaskischen Wörter in dem angeführten Rüdigerschen Grundrifs theils Schreibfehler theils Lücken haben: so stehe hier das Richtigere und Vollständige. Zahlen: 1 *bat.* 2 *bi.* 3 *iru.* 4 *lau.* 5 *bost.* 6 *sei.* 7 *zazpi.* 8 *zorzi.* 9 *bederatzi.* 10 *amar.* 11 *amaica.* 12 *amabi* (10, 2). u. s. w. 19 *emeretzi.* 20 *oguei.* 21 *ogueitabat* (20 und 1). u. s. w. 30 *ogueitamar* (20 und 10). 40 *berroguei* (2 mal 20). 60 *iruroguei* (3 mal 20). 80 *lauroguei* (4 mal 20). 100 *eun.* Man sieht zugleich, wie bey Zusammensetzungen Buchstaben verändert, auch des Wohllauts wegen zugefügt oder weggelassen werden. Die Rüdigerschen 22 Substantive: Gott *Jaincoa* oder *Jaungoica* (wörtlich: Herr in der Höhe, also erst ein später gemachtes Wort). Himmel *cerua* (*ceru*, *celu*, aus dem Lateinischen genommen). Erde *lurra.* Wasser *ura.* Feuer *sua.* Sonne *eguzquia* (zum Tage gehörig: von *egun* Tag, und der Endsilbe *quia.* *Sorreguieta* leitet gerade umgekehrt ab I, 133 *egun* von *eguzquia*, und dann das letzte S. 179 ganz abenteuerlich). Mond *ilarguia* (von *il* sterben und *arguia* Licht: entweder todtes Licht, wegen Mangels der Wärme; oder ersterbendes, wegen des Wechsels. So auch *illuna*, todte stille Zeit, Nacht. Nein, sagt *Sorreguieta*, diefs ist zusammengezogen aus *ilargui-una*, Mondzeit [als wenn jede Nacht der Mond schiene!], und nur aus Religion nicht vollständig ausgesprochen, um durch Nennung des Gestirns nicht zur Abgötterey zu verleiten. Mensch *guizona.* Vater *aita.* Mutter *ama.* Sohn *semea.* Tochter *alaba.* Bruder *anaya.* Schwester, zwiefach: der Bruder nennt sie *arreba*, eine Schwester spricht *aizpa.* (Fast so hat der Ungar zwey ganz verschiedene Wörter für älterer Bruder und jüngerer Bruder, keines für Bruder überhaupt, sondern sagt: meines Vaters Sohn.) Kopf *burua.* Auge *beguia.* Ohr *belarria.* Nase *sudurra.* Zunge *mihia.* Haar *biloa*, auch *illea*, *ulea.* Hand *escua.* Fufs *oina.*

Wichtiger, als einzelne Wörter, ist die Umwandlung derselben, wobey wir unseren Vf. benutzen können. Der Artikel *a*, Plural *ac*, hat kein Geschlecht. Dafs er angehängt wird, geschieht in mehreren Sprachen, z. B. im Dänischen; auch das schon genannte Ungarische hat Suffixa. Hier aber steht er hinter dem letzten der zusammengehörenden Nominum, die also gleichsam in Eins verschmelzen, auch wohl am Ende einer ganzen Redensart. *Eguna*, der Tag; *egun bata*, der Tag eins; *egun lena*, der erste Tag. Declinirt wird durch Präpositionen (hier eigentlich, weil sie hinten stehen, Postpositionen), wie im Französischen durch *de* und *à*, im Englischen durch *of* und *to*, und in mehreren Sprachen, die defshalb keine eigentlich sozunennenden Casus haben, weil das Nomen unverändert bleibt. Wo eine Contraction des Artikels mit der Präposition ist, pflegt man einen Casus anzunehmen, giebt daher dem Italienischen, aufser dem Genitiv *del* und dem Dativ *al*, auch einen Ablativ *dal*, der dem Französischen fehlt; aber so sollte man billig noch mehr Casus zählen, für *sul*, *col*, *nel*; man scheute sich jedoch über die lateinische Grammatik hinauszugehen. Gerade so verhält es sich mit dem Vaskischen. Statt des Artikels, Nominativ *a*, Genitiv *aren* oder *arena*, u. s. w. setzen wir gleich das Substantiv her, wo sich Alles eben so angehängt wieder findet. Nomin. *Asteá*, die Woche. Gen. *astearen* oder *astearéna.* Dativ *asteari* oder *astearénzat.* Accus. wie Nominativ. Voc. mit dem Ausrufungswort *ah* oder *ó.* Ablative: *astearéquin*, mit der Woche; *asteagatic*, von der Woche; *asteagábe*, ohne die Woche; *asteagán*, in der Woche. Plural: *Asteac.* Genitiv *asteen*, *asteena* oder *asteenac.* Dativ *asteai* oder *asteenzat.* Die vier Ablative: *asteacquin*, *asteacgatic*, *asteacgabe*, *asteetan.* Auch das Indostanische, ohne diefs für verwandt mit dem Vaskischen defshalb erklären zu wollen, hat fünf Ablative, durch Postpositionen, bedeutend: in, durch, aus, noch einmal in, vor; man f. *Rüdiger's Neuest. Zuwachs*, 1796, S. 73. Synonyme giebt es wohl nicht in solchen Formen: und also ist hier das doppelte *in* gewifs verschieden, wie dort oben der zwiefache Dativ, wobey auch der spanische Vf. *an* und *für* hinsetzt, man also noch einen Ablativ mehr zählen könnte. — Conjugirt wird nur durch die Hülfswörter *izan* haben, und *naiz* ich bin. Infinitiv: *asi*, anfangen. Particip. Praesentis *astén*, Praeteriti *asi*, Futuri *asicó.* Praesens: *asten det*, ich beginne (eigentlich: ich habe beginnend). *asten dec*, du. *asten deu*, er. *asten degu*, wir. *asten dezute*, ihr. *asten dute*, sie beginnen. Eben so Perfectum: *asi det*, ich habe begonnen, u. s. w. Futurum: *asico det*, ich habe beginnen werdend. Das Passivum gebraucht das Verbale *asiá.* *Asia naiz*, ich werde begonnen. *asia zera*, du wirst. *asia da*, er wird. *asiac guera*, wir. *asiac zerate*, ihr. *asiac dira*, sie werden begonnen.

Noch ein paar Besonderheiten, die auf Reichthum und Cultur der Sprache hinweisen. Die Vasken haben mehrere Wörter für sein, *suus. Aren*, ihm gehörig, *orren* diesem gehörig, *bere* jenem gehörig. *ayen* ihnen gehörig, *beren* jenen gehörig. Gleichfalls: *orre-*

ortelá, wie dieser, *oscla* wie jener, *arala* wie er. Aber können sie wirklich kein Geschlecht ausdrücken, wie ihr einfacher Artikel anzudeuten scheint, und weil sich nirgend *ihr gehörig* findet? — Selbst die Verba nehmen Steigerungssilben an, und mehr als wir bey den Adjectiven haben. *Deabrutú*, einteufeln, dem Teufel übergeben, kommt offenbar aus dem Lateinischen her, gleichsam *diablotiren*. Nun giebt es: *deabruzcoágutu*, mehr einteufeln; *deabrutuéguitu*, übermäsig einteufeln; *deabrutuchoágutu* ein wenig mehr einteufeln. Eben so verändert sich das Wort *Jaincotú*, welches sich schwer auf Deutsch geben läfst: begotten? oder eingöttern? Auf Spanisch heifst es *endiosar*, wie jenes erste *endiablar*.

Jeb.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Pirna*, in d. Verlagsbuchh.: *Erster Unterricht in der englischen Sprache für Kinder.* Nach *J. V. Meidinger*. Von *J. Milton* und *K. G. F. Schwalbe*. Ohne Jahrzahl. 112 S. 8. (9 gr.) In 32 Lectionen abgetheilt; übrigens ganz den gewöhnlichen Gang englischer Grammatiken haltend. Bey der Aussprache wird angefangen, und so durch alle Theile der Rede fortgeschritten. In der 32 Lection kommen alle Adverbien, Conjunctionen, Präpositionen und Interjectionen auf einmal vor. Dabey verlangen die Vf. noch, dafs, bey dem Unterrichte in der englischen Sprache, für Kinder von 6 bis 10 Jahren, „das Abstracte, Steife und den Kindern Lästige" verbannt werde. An der Aussprache, der gewöhnlichen Klippe der englischen Grammatiker für Deutsche, sind auch diese hart gescheitert. Nur wenige Beyspiele aus der Menge. Nach ihnen soll *Danger* wie *Dehndschörr*, *All* wie *Oal*, *Was* wie *Uhwafs*, *Physician* wie *Fissihschönn* ausgesprochen werden. Zuletzt folgen noch einige Übungsstücke. Unter anderen lesen wir: „*Was this the once admired Lavinia, who, soon as she attracted the eye, subdued the heart?*" — Für Kinder von sechs bis zehn Jahren!!

Von denselben Verfassern ist:

Pirna, in d. Verlagsbuchh.: *Neue englische Sprachlehre, oder: gründliche Anweisung* etc. *Auf Erfahrung gegründet.* 164 S. 8. (12 gr.) Die Erfahrung, auf welche, besage des Titels, diese neue Sprachlehre gegründet seyn soll, mufs wohl die der vorangegangenen Grammatiken seyn; denn schwerlich haben die Vf. ihre Schüler nach England geschickt, um sich dort, z. B. in der Aussprache, abhören zu lassen. Sie haben ein halbes oder ganzes Dutzend englischer Grammatiken vor sich hingelegt, und aus jeder in beliebiger Folge das Nöthige abgeschrieben. Indessen, ganz fehlt es ihnen nicht an Originalität. Ihre Schüler sollen auch die, von schlecht unterrichteten Engländern begangenen, Sprachfehler nachmachen lernen. Unter mehreren Redensarten dieses Schlags, die als Muster aufgestellt werden, nur Eine. S. 115: „*My uncle does my aunt and I the honour*, mein Onkel erzeigt meiner Tante und mir die Ehre." Gerade wie die bekannte Grabschrift:

Weep not for me, my only dear,
I am not dead, but sleepeth here;
Therefore make haste, prepare to die,
For shortly you must come to I.

Oh.

Bamberg: *Kann man die richtige Pronunciation einer fremden Sprache erlernen?* Herausgegeben von *Heinrich Jück*, 1804. 1 Bog. 8. (2 gr.) Die Beantwortung dieser Frage ist in einem englisch geschriebenen Briefe an den Herausgeber von einem Unbekannten, der in der Einleitung *the most celebrated grammarian* genannt wird, enthalten. Er fodert von jedem, der die richtige Aussprache einer fremden, z. B. der englischen Sprache, lernen will, dafs er sich ein oder anderthalb Jahre unter den Landeseingebornen aufhalte, täglich mit ihnen umgehe, ihnen während dieser Zeit aufmerksam zuhöre, und immer dabey ein pythagorisches Schweigen beobachte. Sein Ausdruck derweile mufs blofs pantomimisch seyn. Wer sich nach dieser Vorschrift richtet, wird, nach Verlauf des gedachten Zeitraums, im Stande seyn, die erlernte fremde Sprache so leicht und fliefsend auszusprechen, als wenn er im Lande geboren wäre. — Über wen sich dieser hochberühmte Grammatiker hat aufhalten wollen, ziemt uns nicht zu entscheiden. Hätte Hr. J. seinen Brief nur wenigstens correct abdrucken lassen! Aber da findet man Sylbentrennungen, wie: *distinguis-hing*, *who-se*, *le-arn*, u. dgl.

Oh.

Alterthümer. 1) *London*, b. Wilson u. Comp.: *Jos. Hager*, Univ. Pap. Doctoris, *de Var Hunnorum pariter atque Hungarorum disquisitio, adversus Paulum Beregszaszy*, Phil. Prof. Patakiensem. 1800. 16 S. gr. 4.

2) *Rom*, b. Fulgoni: *Jornandis vindiciae de Var Hunnorum auctore P. Paulino a S. Bartholomaeo*, Carmelita discalceato, S. Congr. ab Indice Consultore, miss. orient. Syndico etc. 1800. 12 S. 4.

Beide Schriften sind ein Commentar über die Stelle bey *Jornandes*, einem Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts: *pars Hunnorum in fugam versa eas partes Scythiae petiit, quas Danubii amnis fluenta praetermeant, quae lingua sua Hunnivar appellant.*

Die Schrift Nr. 1 ist polemisch, wider den Prof. *Beregszaszy*, der in seiner Abhandlung über die Ähnlichkeit der hungarischen Sprache mit den morgenländischen, Leipz. 1796 eine frühere Schrift des D. *Hager* über die Verwandtschaft der Hungarn mit den Lappländern, Wien 1793 zu widerlegen suchte. Hr. *Hager* behauptet hier mit Grund, dafs aus dem einzigen Worte *Var*, bey *Jornandes*, welches sich auch in der hungarischen Sprache in der Bedeutung eines Schlosses befinde, z. B. in *Temes-var*, *Colos-var*, nicht auf eine Verwandtschaft zwischen Hunnen und Ungarn geschlossen werden könne, zumal da dieses Wort sich auch in dem deutschen *War*, *Ward*, *Warte* und in anderen Sprachen erhalten habe. Er vertieft sich aber hiebey so sehr ins Etymologisiren, dafs er die hebräische, persische, griechische, und sogar die ägyptische, indische und chinesische Sprache mit herbeyzieht, erklärt übrigens die Stelle bey *Jornandes* von einem Schlofs, welches die Hunnen nach ihrem Übergang über die Donau erbauet, und *Hunni-var*, Hunnen-Schlofs genannt haben sollen.

Der Vf. von Nr. 2 stimmt dem Dr. *Hager* darin bey, dafs sich eine Verwandtschaft der Hunnen und Hungarn nicht erweisen lasse, wirft aber demselben vor, dafs er die Stelle bey *Jornandes* nicht verstanden habe, indem dieser gar nicht von einem Schlosse jenseits des Flusses, sondern von dem Übergang über den Flufs rede. Die Hunnen wären unstreitig tatarischen Ursprungs, und in den meisten Sprachen tatarischen Ursprungs bedeute *var* Wasser, *vard* Flufs. *Hunni-var* sey also Flufs oder Wasser der Hunnen.

Unstreitig hat der Vf. von Nr. 1 über alles Etymologisiren den geraden Sinn der Stelle bey *Jornandes* übersehen, den Nr. 2 richtiger getroffen hat. Doch möchte vielleicht derselbe noch natürlicher und ungekünstelter hervorgehen, wenn man das Wort *Hunnivar* theilt: *Danubii fluenta, quae lingua sua Hunni Var appellant, welche die Hunnen in ihrer Sprache Var* (κατ' ἐξοχὴν den Flufs) *nennen.*

*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JULIUS, 1805.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

London, a. d. oriental. Druckerey, b. Cadell d. j. u. Davies: كتاب مسالك وممالك تصنيف ابن حوقل *The oriental Geography of Ebn-Haukal, an Arabian traveller of the tenth Century.* Translated from a Manuscript in his own Possession, collated with one preserved in the Library of Eton College, by *Sir William Ouseley*, Knt. LL. D. 1800. XXXII S. Vorr. u. 327 S. 4. mit einer Karte.

Paris, b. Didot d. j.: *Notice de la Geographie orientale d'Ebn-Haukal*, traduite du Persan en Anglois et publiée par *Sir W. Ouseley*. par *A. J. Silvestre de Sacy*. 1802. 106 S. 8.

Hr. *Ouseley* hat durch die Ausgabe des *Ebn-Haukal* eine wichtige Lücke in unserer orientalischen Literatur ausgefüllt, indem bisher ausser *Abulfeda* und *Edrisi* noch keine geographischen Werke der Araber bearbeitet, oder durch den Druck bekannt gemacht worden sind. In welcher Achtung *Ebn-Haukal* unter den Orientalern gestanden, erhellt schon daraus, dass *Abulfeda* ihn fast überall anführt und excerpirt. Aus einigen Stellen seines Werks, die Hr. *Ouseley* in der Vorrede bemerkt, wird es erweislich, dass er in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts der Flucht, oder zwischen den Jahren 902 und 968 nach Christi Geburt geschrieben habe. Dass aber dieses Werk, welches den Namen des Vf. nicht führt, und in persischer Sprache abgefasst ist, in der That *Ebn-Haukal's* geographisches Werk, aus dem Arabischen ins Persische übersetzt sey, beweiset Hr. *Ouseley* durch die Vergleichung einiger Citaten des *Ebn-Haukal* bey *Abulfeda* mit den aus diesem Werke ausgehobenen Stellen. Rec. hat sorgfältig *Abulfedae Chorasmiae et Mavaralnahrae descriptio, ed. Jo. Gravii, Londini* 1650 mit Hn. *Ouseley's oriental geography* verglichen, und sich noch mehrere Stellen angemerkt, die es unwidersprechlich beweisen, dass *Abulfeda's Ebn-Haukal*, und diese anonymische orientalische Geographie eins und dasselbe Werk sind. Zum Beweise mag folgende, von Hn. *Ouseley* nicht bemerkte Stelle dienen, die zugleich eine Probe von dem Verhältniss der persischen Übersetzung zu dem arabischen Original abgeben kann.

Abulfeda, ed. Gravii pag. 24.

Ebn-Haukal: In montibus Farganae auri et argenti fodinae reperiuntur, et in tractu Nisae superioris pix. His item e montibus Naphtha et Alfairuzag (lapis vulgo Turcois dictus) et ferrum et aes et plumbum effodiuntur. Lapides etiam nigros habent, qui instar carbonum ardent: tria plaustra drachma venduntur. Favillae eorum accensae sunt intense calidae, eis utuntur.

The oriental Geography, page 272.

In the territories of Ferghaneh there are mines of gold and silver, and the district of Bostay Zeirin affords springs of bitumen or pitch; and they say that in the mountains of أشروه *Ashehreh there are fountains of naphta, and mines of copper, and of turquoise stone, of lead, and of iron: all these are in the borders of Ferghaneh.*

Was nun dieses geographische Werk selbst betrifft: so ist es von ungleichem Gehalt. In den Gegenden, die der Vf. selbst bereiset hat, besonders in den persischen Provinzen, beobachtet er sehr genau, aber in der Beschreibung anderer Gegenden verlässt er sich zu sehr auf Erzählungen, die zum Theil ihn getäuscht und irre geleitet haben. Er begnügt sich nicht damit, wie *Abulfeda*, die Lage der Örter anzugeben, oder ihre Strassen, Tempel, Palläste und andere Merkwürdigkeiten anzuführen, sondern nimmt auch Gegenstände der Archäologie, der Geschichte, der Künste und Wissenschaften mit in seine Bemerkungen auf. Es enthält daher dieses Werk wirklich viel Neues und Wichtiges. Auch hievon ein paar Beyspiele.

Man hat bisher an der Authenticität der rabbinischen Nachrichten von vormaligen Besitzungen der Juden am caspischen Meer, und von einem Könige Cosri, welcher das Land Cosar am caspischen Meere beherrscht habe und zur jüdischen Religion übergetreten sey, gezweifelt. *Ebn-Haukal* bestätigt diese Nachrichten in der Beschreibung, die er von dem Lande Khozar giebt, S. 185 ff. „*After one passes Moukan to Derbend, for two days journey the country is Shirwan; from that to Semender — and from Semender to Atel. This Atel (Volga) is a certain river which comes from Rous and Bulgar. — The sovereign of Atel resides on the western side: he is styled King, and surnamed Baal. — In these territories are about ten thousand Mussulmans. The King's habitation is at a distance from the shore: it is constructed of burnt bricks; and this is the only building of such materials in all the country; the will not allow any body but the King to erect such a dwelling. The city of Atel has four gates: — The King of this country is a Jew: he has in his train four thousand Mussulmans, and Christians, and Idolaters; but his principal people are Jews. And this King has twelve thousand soldiers in his service, of whom when one* dies,

dies, another person is immediately chosen into his place; and they have no other commander but him. And this King has under him nine magistrates or judges: these are Mussulmans, Jews, Christians and Idolaters. The smallest in number of the inhabitants of this country are the Jews; the greatest in number are the Mussulmans and Christians: but the King and his chief officers are Jews" u. s. w.

Unter den samanidischen Münzen, die häufig an der Ostsee ausgegraben worden, findet man mehrere, die in kleine Stücke zerschlagen sind, und man hat bisher über die Ursache dieser absichtlichen Zerstückelung nur rathen und muthmasen können. *Ebn-Haukal* giebt uns hierüber den Aufschluss S. 258: „*Pecuniary affairs are transacted in Samarcand by means of gold, and of direms of Ismael, broken.*" Die Dirhems von Ismael sind die samanidischen Silbermünzen, von *Ismael ibn-Ahmed*, dem ersten samanidischen Regenten, also genannt. *Ebn-Haukal* will sagen, dass die Geldgeschäfte in Samarkand in Gold-Barren oder in ganzen und zerbrochenen Silbermünzen, nach dem Gewicht, gemacht werden.

Die Brauchbarkeit dieses Werks wird indessen dadurch sehr vermindert, dass es eine Übersetzung einer anderen, oft fehlerhaften, persischen Übersetzung ist, und dass in dieser besonders die Namen der Städte und Örter auf eine unverzeihliche Art durch die Copisten entstellt worden sind. Hr. *Ouseley* gab sie, wie er sie in seiner Handschrift vorfand, und er verdient für diese Genauigkeit und Treue den Dank der Freunde der orientalischen Literatur; indessen wäre es doch für die Gemeinnützlichkeit des Werks zu wünschen gewesen, dass er wenigstens die auffallendsten Fehler in kurzen Anmerkungen berichtiget hätte. Rec. hat sich blofs in der Beschreibung von *Mavaralnaher* folgende angemerkt; S. 259 werden zwey Bäche, welche durch die Stadt *Kasch* fliessen, angeführt, der eine wird genannt *Rud Kesaban* anstatt *Rud Kasarin* رود قصارين und der Name des andern *Aschur* اشور ist ganz ausgelassen. S. 261 hier und überall wird *Osruschna* اسروشنة falsch *Setruschteh* genannt. Ebendas. und anderswo steht nach der persischen Schreibart چاج (*Ouseley* schreibt *Chaje*) für شاش *Schaseh*, eine bekannte Stadt in *Mavaralnaher*, eben so *Cheganian* für صغانيان *Segawijan*, *Sheman* für شومان *Schuman*, S. 262 *Ramin* für *Zamin* زامين *Debzek* für *Darek* درك, S. 263 *Ghuz* für *Gazna* غزنة, *Khojend* für *Chogianda* خجندة, *Debzek* und *Deirek* für *Darek*. S. 266 *Bounket* für *Bencat* بنكث, S. 268 *Senjat* سنجات für *Esfigiab* اسفيجاب

Dass übrigens die Übersetzung getreu sey, daran läfst sich bey Hn. *Ouseley*'s bekannten Sprachkenntnissen nicht zweifeln. Der persische Text ist nicht mit abgedruckt, aber alle Namen sind mit den Original-Charakteren eingeschaltet. Im Anhange giebt der Herausgeber einige Stellen im Original, und einige erläuternde Auszüge aus anderen orientalischen Schriftstellern. Den Beschluss macht ein Namenregister.

Ein grosser Gewinn würde es für die künftige Bearbeitung dieses wichtigen orientalischen Reisebeschreibers seyn, wenn der arabische Text durch den Druck bekannt gemacht werden könnte.

Die oben angeführte Abhandlung des Hn. *de Sacy* beschäftigt sich theils mit der näheren Untersuchung über den Vf. des Werks und die Epoche, wann er schrieb, theils liefert sie Auszüge aus seinem Werke mit hinzugefügten gelehrten Bemerkungen. Dass *Ebn-Haukal* der wahre Vf. sey, wird durch mehrere Auszüge aus arabischen Schriftstellern bewiesen, zugleich aber sehr wahrscheinlich gemacht, dass diese persische Geographie nur ein Auszug aus dem grösseren Werke des *Ebn-Haukal's* sey, daher gleich im Anfang Arabien ausgelassen worden, auch mehrere, von anderen Schriftstellern angeführte Stellen, die dem Übersetzer nicht erheblich scheinen mochten, gänzlich fehlen. S. 17. 19. 47. Die Epoche, in welcher *Ebn-Haukal* schrieb, bestimmt Hr. *de Sacy* genauer. Der Vf. erwähnt nämlich schon der von *Obeidollah* im J. 303 der Flucht gegründeten Stadt *Mahadia* in Afrika, und führt bey *Fes* an, dass *Obeidolleh* diese Stadt noch nicht erobert habe, welche aber nach *Abulfeda* im J. 307, oder nach anderen Geschichtschreibern im J. 309, wirklich von ihm erobert ward. Daraus schliesst Hr. *de Sacy* mit Recht, dass *Ebn-Haukal* dieses Werk zwischen den Jahren 303 und 309 der Flucht, oder 915 und 921 nach unserer Jahrrechnung, geschrieben haben müsse. Diese Abhandlung oder Recension steht übrigens auch in dem *Magazin Encyclopedique, annee VII. T. VI. p.* 83 ff. abgedruckt.

*

DORPAT, in d. akadem. Buchh.: *Neue hebräische Sprachlehre für Anfänger*, zunächst für die Lehranstalten in den vier deutschen russ. kaiserl. Gouvernements, Lief- Kur- Ehst- und Finnland, entworfen von D. *Wilhelm Friedrich Hezel*, russ. kaiserl. wirkl. Hofrathe u. Prof. an der kaiserl. Universität zu Dorpat. 1804. IV u. 154 S. 8. (20 gr.)

Eigentlich eine veränderte Bearbeitung der *kürzern hebräischen Sprachlehre für Anfänger*, welche Hr. *H.* im Jahr 1787 herausgab. Er bemühte sich, dem gegenwärtigen Leitfaden „mehr Simplicität und in mancher Rücksicht, mehr Vollständigkeit, Leichtigkeit und Deutlichkeit zu geben" als das ältere Lehrbuch hatte, und Rec. muss bezeugen, dass diess dem Vf. nicht misslungen ist. Aber zum Verwundern ist's, dass Hr. *H.* auf die grossen Fortschritte, welche seitdem in der hebräischen Sprachlehre gemacht worden sind, so wenig Rücksicht genommen hat. Wenn er auch Gründe haben mochte, bey seiner alten Meinung zu bleiben, so hätte man doch erwarten sollen, dass er diess bemerkt haben würde; allein wir fanden selbst in der Vorrede keine Zeile dar-

darüber. Man findet also hier die alten Vorzüge und Mängel der sattsam bekannten Methode des Vf. Der 86 §. handelt die *Declination* und den *status constructus* offenbar viel zu kurz und mangelhaft ab. Die Conjugations-Formen (vom Vf. *Verbal-Formen* genannt) sind auch hier noch ohne Noth vervielfältiget. „*Es giebt deren*, heisst es S. 47, *gegen zwanzig*." Das ist sehr schwankend. So redet zwar der Naturhistoriker, der, die Entdeckung neuer Arten erwartend, die vorhandenen vorläufig auf *circiter* angiebt; nicht so der Grammatiker einer todten Sprache, die, mehr wie irgend eine andere, ein geschlossenes Ganzes zu nennen ist. Und wie viel wäre überhaupt gegen die Zulässigkeit der S. 48 ff. charakterisirten Formen zu erinnern! Die Sprache des Vf. ist für ein Lehrbuch im Ganzen genommen einfach und bestimmt; doch kommt zuweilen ein Ausdruck vor, den wir nicht billigen können, z. B. S. 45: „Eigentlich haben die Hebräer nur eine Art, ihre Zeitwörter *abzuwandeln*, zu konjugiren (conjugiren), folglich eigentlich nur *eine* Konjugation (Conjugation)." Noch hat man die Reichhaltigkeit der Paradigmen, den correcten und saubern Druck und das vorzüglich gute Papier als Vorzüge dieser Grammatik zu betrachten. **M.**

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

Gotha, b. Steudel u. Keil: *English Library. Authors in Prose.* Vol. I. containing the first Part of Tom Jones. 1804. XXVII u. 406 S. Vol. II. containing the second Part of Tom Jones. 1804. XVI u. 446 S. Vol. III. containing the third Part of Tom Jones. 1804. XIV u. 386 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch unter dem besondern Titel:

The History of Tom Jones a Foundling, by *Henry Fielding*, Esq. In four Volumes. Vol. I. II. III.

Ungeachtet schon zu Basel ein Abdruck der vorzüglichsten englischen Schriftsteller erschienen ist, der sich nicht wenig durch sein Äusseres empfielt: so ist doch der Preis desselben für den unbemittelten Liebhaber der englischen Literatur zu hoch, als dass das Unternehmen, eine möglichst wohlfeile Ausgabe der vorzüglichsten Geisteswerke einer sich in Hinsicht der Ausbildung so sehr auszeichnenden Nation zu liefern, nicht allgemeine Aufmunterung verdienen und finden sollte. Zuerst nun erhalten wir hier den *Tom Jones* von *Fielding*, ein Werk, das in jeder Hinsicht verdient, an der Spitze der prosaischen Schriften zu stehen. Nur Schade, dass das Publicum sich damit begnügen muss, einen blossen Abdruck der Baseler Ausgabe vorzufinden, und zwar mit allen ihren Fehlern, deren Zahl zugleich nicht wenig durch neue vergrössert worden ist. Bey den älteren classischen Schriftstellern der Engländer, zu denen der schon im J. 1754 verstorbene *Fielding* wohl mit Recht gerechnet werden darf, deren Werke bereits so manche Auflage erlebt haben, ist dem, welcher einen correcten Abdruck derselben zu besorgen sich anheischig macht, fast eben der kritische Geist nothwendig, wodurch sich der Herausgeber eines classischen Werkes der älteren Sprachen auszeichnen muss, wenn er seiner Arbeit dauernden Werth geben will. Es ist fast unglaublich, wie verschieden und abweichend selbst in den einheimischen Ausgaben einiger englischen Schriftsteller die Lesarten sind, wie es Rec. nur erst kürzlich bey der Vergleichung einiger wenigen Ausgaben des *Vicar* gefunden hat. Diese verschiedenen Lesarten nun nach Möglichkeit zu sammeln, sie mit der Wagschale der Kritik gegen einander abzuwägen, und die beste herauszuheben, sollte in jeder Hinsicht der sich zur Pflicht machen, der sich ein bleibendes Verdienst um einen Schriftsteller zu erwerben, und den Dank des Publicums auf immer zuzusichern wünscht. So hätten nun auch bey dem *Tom Jones* wenigstens einige der vorzüglichsten Ausgaben verglichen werden müssen, um dem neuen Abdrucke einen etwas mehr als augenblicklichen Werth zu geben; allein wir erhalten, wie es schon bemerkt worden ist, nichts, als den Text der Baseler Ausgabe, mit allen darin befindlichen, oft nicht unbedeutenden Fehlern, wie es sich schon bey der flüchtigsten Vergleichung ergiebt. Um nicht der kleineren Fehler zu erwähnen, welche die neue Ausgabe mit der Baseler gemein hat, dass zum Beyspiel Th. I. S. 156 Z. 1 *no* statt *now*, S. 238 Z. 20 *no* statt *not*, und S. 319 Z. 1 *for* statt *forth* steht: so fehlt Th. I. S. 241 Z. 9 vor *Molly* das des Zusammenhanges wegen so nothwendige *I say*, und S. 198 Z. 22 nach *unfavorable* das Wort *ones*. S. 330 Z. 3 von unten, ist höchst sinnentstellend *provision* statt *profusion*, und S. 398 Z. 5 v. u. nicht weniger unverständlich *one* statt *other* beybehalten worden. Th. II. S. 34 Z. 3 von unten heisst es völlig sinnwidrig: *At length she thundered forth in the following* *articulate* *sounds*, statt *she thundered forth the following* *inarticulate* *sounds*; und S. 38 Z. 7 findet sich das dem Sinn zuwiderlaufende *action* für *affection* wieder.

Aber nicht bloss die Aufsuchung, Vergleichung und Sichtung der verschiedenen Lesarten reicht zur Besorgung einer völlig correcten Ausgabe eines so classischen Werkes, wie *Tom Jones* ist, hin; der Herausgeber muss zugleich mit einem durch Kritik gestärkten Auge versehen seyn, um auch die Fehler aufzufinden, die sich vielleicht gleich bey dem ersten Abdrucke eingeschlichen, und durch alle nachfolgenden Ausgaben fortgepflanzt haben. So ist es offenbar, um nur zwey Stellen anzuführen, dass es, wenn auch keine Ausgabe diese Lesarten liefert, Th. I. S. 112 Z. 4 *in order to* *make* *his defense*, und Th. II. S. 383 Z. 16 *are* statt *and* heissen muss. Denn wo wollen wir ausserdem in dem Satze: *I question not but the ingenious author of the Spectator was principally induced to prefix Greek and Latin Mottos to every paper from the same consideration of guarding against the pursuit of those scribblers*, *who*, *having no talents of a writer but what is taught by the writing master*, *and yet nowise afraid or ashamed to assume the same titles with the greatest genius*, *than their*

their good brother in the fable was of braying in the lion's skin; — wo wollen wir in dieser Periode ohne jene Veränderung mit dem Fürworte *who* hin, welches doch als Nominativ nothwendig ein Verbum zur Begleitung haben muss? (S. *Wagners* englische Sprachlehre, §. 340.) Aber auch so sind, wie Rec. erst jetzt bemerkt, alle Schwierigkeiten noch nicht gehoben; sondern wegen des ohne Beziehung dastehenden *than* ist die Einrückung von *no more* nach *greatest genius* zur vollständigen Verkettung des Ganzen durchaus erforderlich.

Noch wäre zu wünschen, dass den für Deutschland bestimmten Abdrücken der englischen Schriftsteller Erklärungen solcher Wörter und Redensarten hinzugefügt würden, welche den gewöhnlichen Wörterbüchern fehlen; so wie auch eine Auseinandersetzung der englischen Gebräuche, Landeseigenthümlichkeiten und anderer Gegenstände, auf welche angespielt wird, und die wohl nicht einmal allen Lehrern der englischen Sprache bekannt seyn möchten, ein nothwendiges Erfordernis wäre. So bemerkt z. B. *Adelung* in seinem nach *Johnson* bearbeiteten, und sich noch immer auszeichnenden englischen Wörterbuche zwar, dass *to bear the cloth*, *in Kriegsdiensten stehen*, und auch, *ein Geistlicher seyn*, heisse; aber das wird nicht von ihm angeführt, dass *cloth* oft den ganzen Stand der Geistlichen, so wohl als der Krieger, und selbst der Bedienten bezeichne, welches zu wissen doch zum Verständnis mehrerer Stellen in *Fieldings* Werken durchaus nothwendig ist. — Wer wird ferner wohl folgende Stelle (XI, 8): *there arrived — a noise, not unlike, in loudness, — to those sounds, which, in the pleasant mansions* [of] *that gate, which seems to derive its name from a d*[u]*plicity of tongues, issue from the mouths, and som*[e]*times from the nostrils of those fair River — Nymph*[s] *ycleped of old the* Naiades; *in the vulgar tong*[ue] *translated Oyster-Wenches:* — wer wird diese Stel[le] verstehen können, ohne zu wissen, dass *Billing*[s]*gate* der Name eines nicht weit von *London-Brid*[ge] an der Themse befindlicher Sammlungsplatz d[er] Londner Fischweiber ist, den der Vf. also von de[m] lateinischen *bilinguis* herleitet? So möchten au[ch] wohl Wenige folgende Stelle entziffern: (III, 2) *R*[ea]*der, perhaps thou hast seen the gallery of beaut*[ies] *at Hampton-Court. Thou mayst remember e*[ach] *bright Churchill of the Gallaxy, and all the toa*[sts] *of the Kit-Cat. etc.* — *Bode* hat in seiner Übersetzu[ng] an beiden Stellen seinem eigenen Genie freyen L[auf] gelassen, und ohne Rücksicht auf die Anspielun[g] des Engländers Sätze aufgestellt, die dem deutsc[hen] Leser von selbst verständlich sind.

Von dem hier angezeigten Abdruck der en[gli]schen Schriftsteller nun verspricht der Verleger [alle] zwey Monate eine Fortsetzung zu liefern; auch [sol]len alle Jahre zwey Bände Gedichte, unter dem [Ti]tel: *English Library, Poems;* — erscheinen. N[och] wird dem Publicum Hoffnung gemacht, dass in [der] Folge zu diesem Abdrucke neue Lettern genom[men] werden sollen: es ist zu bedauern, dass der [Ver]leger nicht gleich durch den Gebrauch derse[lben] dem Abdrucke eine schönere Aussenseite hat ge[ben] können.

Rw.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Duisburg*, b. Bädeker u. Kürzel: *Jonae et Obadiae Oracula Syriace.* Notas philologicas et criticas addidit *H. A. Grimm*, Theol. D. ejusd. Histor. Eccles. et Ling. Orient. in Acad. Duisburg. Prof. P. O. 1805. 41 S. 8. Zunächst liess Hr. Prof. *Grimm* diese kleine Schrift als Probe der neuangeschafften syrischen Typen drucken. Sie wäre also zuförderst in typographischer Hinsicht zu betrachten. Die Consonanten sind, obgleich etwas mager, im Ganzen symmetrisch und sauber; doch ist das *Final-Lomad* und *Ee* nicht in gehöriger Proportion. Unter den Vocalen sieht *Etzotzo* etwas krüppelhaft, und *Zekofo* nicht deutlich genug aus. S. 9 und 15 stehen die Zeilen zu eng, was einigen Übelstand verursacht. Was diesem Abdruck aber eigentlich Werth giebt, sind die von Hr. *G.* hinzugefügten kritischen und vergleichenden Anmerkungen. Wenn auch darunter für den Kenner gerade nichts von besonderer Erheblichkeit seyn sollte, so werden doch dem angehenden Schriftforscher die bemerkten Unterschiede zwischen dem Texte und dieser Übersetzung, sowie die Vergleichung desselben mit den übrigen alten Versionen, sehr nützlich und lehrreich seyn. Wir wollen zum Beweis unserer Aufmerksamkeit Einiges ausheben und mit unseren Erinnerungen begleiten. Jonas I. 4 steht zu den Worten: *Welpho methaphcho* S. 2 folgende Anmerkung: ܡܬܚܫܒܐ *jactabatur ad frangendum. Haud male explicat Syrus Hebr.* חשבה להשבר *propr. navis cogitabat fore, ut frangeretur,* i. e. „*parum aberat, quin frangeretur, propemodum rupta est. LXX* ἐκινδύνευε τοῦ συντριβῆναι. *Vulg. periclitabatur conteri.*" Will man keine hier ganz unerwartete Prosopopöie annehmen, so muss חשבה metonymisch genommen werden: *Das Schiffsvolk* (*Hamal*[lach] V. 5) *glaubte* u. s. w. Aber merkwürdig ist, dass die alten [Über]setzungen ein Wort ausdrücken, das mit diesem *haphuc*[h] monirt. Vielleicht wäre חבשה statt חִשְּׁבָה zu lesen, von [חבש] *alligavit, continuit, compressit*? So würde begreiflich, v[on] die Alten von dem *Glauben* oder *Denken* des Schiffs [nichts] wissen. S. 9 bemerkt der Vf. zu Jon. II, 11, dass der [Syrer] den hebräischen Text ויקא, *et evomuit*, durch: *phaldeh* [ausge]drückt habe. Das Zeitwort ܦܠܛ heisse nicht nur *eripuit* [libe]*ravit*, sondern auch, wie im Chaldäischen, *evomuit*. W[ir be]zweifeln diese Synonymität mit dem unedleren Worte. Es ist vielmehr gerade wie das lateinische *exonerare* zu [erklä]ren. Wir wollen damit nicht leugnen, dass der Sinn ni[cht am] Ende derselbe sey; aber hier ist blofs von der Bedeutu[ng des] Worts die Rede. Jon. III, 10 muss der Syrer einen a[ndern] Text vor sich gehabt haben, da die Abweichung vom O[riginal] zu gross ist, als dass man es für blosse Paraphrase („*p*[...]*berius reddita*") halten sollte. S. 13 ist in der Note ein [Druck]fehler [illegible] statt [illegible]. S. 19—22 ist noch angehängt [Scho]*lion Ephraemi ad Cap. III. 4.* aus *Assemanni Biblioth.* T. I. S. 70. 71 ebenfalls mit einigen lesenswerthen Be[merkun]gen ausgestattet. Am ausführlichsten sind die Anme[rkungen] über den Propheten *Obadia* S. 23 ff, die als ein kritisch[er Com]mentar angesehen werden können, und einen neuen [Beweis] von der philologischen Genauigkeit und Gründlichkeit [geben,] die man bey dem Vf. zu finden schon längst gewohnt ist.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JULIUS, 1805.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Strasburg, b. König: *Was haben wir, als Christen, zu fürchten, zu hoffen, zu thun, in den neuen uns bevorstehenden Zeiten?* Überlegungen mit seinen Zuhörern angestellt von D. *Johann Lorenz Blessig*, Amt-Prediger in der neuen Kirche. 1 u. 2 Heft. 1802. 3 u. 4 Heft. 1803. 5 Heft. 1804. 502 S. gr. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Der Standpunkt, auf welchem der Vf. bey Abfassung dieser trefflichen Vorträge sich befand, musste ihnen den Charakter der höheren praktischen, tief eingreifenden Anwendung religiöser Wahrheiten geben. Er hielt sie am Morgen des Jahrhunderts, das seinen leidenden Mitbürgern den Segen des Friedens und der wieder verliehenen freyen Religionsübung brachte, die verödeten Tempel von neuem öffnete, und dem öffentlichen Vortrage der Religion seinen wohlthätigen Wirkungskreis wieder anwies. Die Ertragung gemeinschaftlicher Leiden musste die Religionslehrer jener Gegenden ihren Zuhörern näher bringen, und die edle Erduldung der Verfolgungen, die sie in den Zeiten des Terrorismus um ihres Amtes willen traf, musste sie ihren Gemeinen theurer machen. Reich waren jene angstvollen Zeiten an fruchtbaren Erfahrungen. Die Zeit solcher Stürme rückt den Charakter der Menschen mehr ins Licht; in lauten Thatsachen äusserten sich Gesinnungen, die sonst, durch den Schleyer der Convenienz bedeckt, vom Prediger nicht so treffend gerügt werden können. Die Sehnsucht nach Rückkehr der Ordnung und sittlicher Verfassung giebt dem Lehrer der Ruhe und Tugend gebietenden Religion in solchen Lagen Gelegenheit, jene Sprache der ergreifenden Warnung mit einem Nachdruck zu reden, dessen Wirkung in glücklicheren Zeiten der moralische Eigendünkel so gern verkümmert. Wie viel Gutes vermögen also auf einem solchen Standpunkte die Vorträge eines geistvollen, beredten Mannes zu bewirken, der auch in Zeiten der Stürme die geistigen Bedürfnisse seiner Gemeine mit fester Beobachtung im Auge behielt, und nun, nach wiedergekehrter Empfänglichkeit, muthvoll den warnenden Sittenspiegel aufstellt, furchtlos jedes moralische Gebrechen aufdeckt, und durch die furchtbare Wahrheit seiner Gemälde erschüttert! Da wird es fühlbar, dass *praktisch* predigen mehr verlange, als einen praktischen Gegenstand wählen, und dass nur derjenige es könne, der eine genaue Kenntniss des Geistes der Zeit besitzt. Wir glauben, alles zum Lobe dieser vorzüglichen Arbeiten zu sagen, wenn wir überzeugt zu seyn versichern, dass ihr würdiger Vf. alles leistete, was sich von dem Religionslehrer in solchen Momenten des Wirkens erwarten lässt. Sie sind ein würdiges Seitenstück zu *Haffner's* Festpredigten, voll reifer Beobachtung, bewährter Erfahrung, furchtloser Freymüthigkeit, rednerischer Kraft und ergreifender Wärme. Die vielfachen wichtigen Ereignisse und Erfahrungen der vergangenen Revolutionsjahre werden unter seiner Bearbeitung eine warnende und tröstende Stimme an die Gemüther. Der Vf. benutzt sehr reichhaltig biblische Geschichte und biblische Aussprüche, aber neben diesen auch interessante Züge aus der allgemeinen und vaterländischen Geschichte, und treffliche Äusserungen neuerer Weisen. Die Reichhaltigkeit der Ideen und die in diesen gedrängten Vorträgen herrschende Sprache setzt inzwischen sehr gebildete Leser voraus. — Sie machen sämmtlich Ein Ganzes nach einem wohldurchdachten Plane aus. Einzelnes aus einzelnen Predigten auszuheben, verbietet hier der Raum. Wir wollen nur Einer Predigt, der vorletzten, *über die Einführung des neuen Gesangbuches*, als einer musterhaften Casualrede, namentlich gedenken. Mit Menschenkenntniss, Feinheit, weiser Nachgiebigkeit und kräftiger Vorstellung ist hier von dem würdigen Vf. alles aufgeboten, was die noch ungünstig Gesinnten umstimmen, und jede noch vorhandene Bedenklichkeit heben könne. „Diess Buch, spricht er am Schlusse, soll unsere Nachkömmlinge nicht binden; es soll den Fortgang zum immer Besseren nicht hemmen. Hört es, ihr Jüngsten unter den heute versammelten Zuhörern. In euern Schooss lege ich hiemit *mein Testament* nieder. Wenn in den kommenden Tagen die segensvolle Erkenntniss des Herrn, die Wahrheit, die in Christo Jesu ist, immer lauterer hervorstrahlt, und wenn Wärme und Kraft mit dem Lichte gleichen Schritt hält: so erhebt dann muthig eure Stimme zur Abschaffung, wie ich jetzt zur Einführung dieses Gesangbuchs. In der Zwischenzeit habe ich die Hoffnung zu Gott: diess gegenwärtige Liederbuch werde, im Übergange zu etwas Vollendeterem, manchen Wankenden unter uns halten, manchen Leichtsinnigen wecken, manchen Gebildeten weiter erziehen, und manchen Redlichen befestigen in dem Worte des Lebens bey Jesu.“ — Zuletzt noch als Beylage: Erlesene Stellen aus den Reden von Portalis, Simeon etc. V. Pf.

Riga, b. Hartknoch: *Über Menschenleben, Christenthum und Umgang.* Eine Sammlung von Predigten aufs ganze Jahr für gebildetere Leser, von *Karl Gottlob Sonntag*, Oberpastor an der Kronskirche in Riga. Zweyten Bandes erster Theil. 1796. 368 S. 8. Zweyten Bandes zweyter Theil. 1802. 500 S. (2 Rthlr. 12 gr.)

Rec. hat diese Predigten lange vorher besessen, ehe ihm die Beurtheilung derselben ist aufgetragen worden; er hat insbesondere den neuesten Theil derselben unter sehr verschiedenen Gemüthsstimmungen gelesen; hat diesen Theil mehreren gebildeten Personen in die Hände gegeben, und auch die Urtheile noch anderer Leser darüber gelegentlich abgehört, und alle stimmen mit ihm überein, dass die Lectüre dieser Predigten eine Wirkung auf das Gemüth äussere, welche höchst selten eine gelesene Predigt hervorgebracht habe. Diese Predigten fesseln die Aufmerksamkeit, indem sie uns das innere Leben und das äussere Verhalten gebildeter, verfeinerter, lebhaft und tief empfindender Menschen, ihre Bedürfnisse, ihr Streben, ihre Verirrungen und Verwöhnungen mit grosser Treue und Lebhaftigkeit darstellen; sie erwärmen das Herz für Religion und Tugend, indem die Wahrheiten der Religion und die Grundsatze der Sittenlehre überall aus den Bedürfnissen und Gefühlen des Herzens, und aus den Foderungen der Vernunft entwickelt und auf alle Lagen des Lebens angewandt werden; indem sie überall das edlere Denken und Handeln, Dulden und Geniessen, Streben und Hoffen des religiösen und sittlich guten Menschen mit Wahrheit und Innigkeit schildern. Sie fördern den Entschluss der Selbstverbesserung und der Erziehung der Unserigen, indem sie uns einen treuen Spiegel vorhalten, worin wir uns und unsere Zeitgenossen in bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, im Umgange und in der Einsamkeit, im Genuss des Vergnügens und auf dem Krankenbette erblicken, und manches an uns und den Unserigen als fehlerhaft wahrnehmen, was wir bisher aus der Acht liessen; wobey wir denn allerdings öfters genug eine Schaamröthe auf unseren Wangen und einen Seufzer der Reue in unserer Brust fühlen, aber doch nie den Muth und die Hoffnung verlieren, die Flecken verwischen, das Fehlerhafte verbessern, und manchen Schaden wieder gut machen zu können. Und wenn diese religiösen Vorträge schon dadurch manches Gemüth beruhigen: so wirken sie auch übrigens mit eigener Kraft auf Erheiterung des Geistes, indem sie Wunden aufsuchen und verbinden, welche die Moralisten nur zu oft nicht bemerken, sondern in sich verbluten lassen; indem sie mehr als gewöhnlich auf die Leiden und Beschwerden des anderen Geschlechts Rücksicht nehmen, und davon eben sowohl die reichhaltigen Quellen zu verstopfen, als der ganzen Lage, den Verrichtungen und Pflichten desselben eine höhere Ansicht zu geben suchen; indem sie überhaupt auf die dunkelsten Stel-

len des Menschenlebens so viel Licht des Christenthums fallen lassen, als nöthig ist, um Furcht un[d] Missmuth zu verscheuchen. Wie sehr überdiess di[e]se Predigten, besonders die letzte Sammlung de[r]selben, durch ihre freyere Form, ihre durchau[s] verständliche, reine und kräftige Sprache, durch i[h]re Entfernung von aller Pedanterey irgend ein[e] Schule anziehen und festhalten können, mag m[an] aus dem schliessen, was der Vf. in der lesenswe[r]then Dedication an den nun verewigten *Telle[r]* vor dem zweyten Theile, selbst von ihnen sag[t]: „Keine mühsam vollendeten Kunstwerke einer o[f]ficiellen Beredsamkeit wollte ich liefern, sonde[rn] vertrauliche Mittheilungen eines beobachtenden G[ei]stes und fühlenden Herzens; aus Drange des ei[ge]nen inneren Bedürfnisses; in einer Sprache, d[ie] zwar zuweilen mit ihrem Gegenstande zugleich h[ö]erhöbe, aber doch für gewöhnlich innerhalb d[es] Gesichtskreises mittelmässig gebildeter Leser h[ie]hielte. Statt es anzulegen auf eine gewisse Einh[eit] des Tons, die im Grunde sich wohl in Eintön[ig]keit verlieren möchte, suchte ich die wahre äst[he]tische Einheit gerade darin, dass jeder Materie [die] *eben ihr* zukommende Darstellung gegeben wür[de.] Wo denn bey einer merklichen Verschiedenheit jener, auch diese durchaus nicht sich gleich se[yn] darf; nicht einmal in einem und demselben Vor[tra]ge. Auch bin ich der Meinung, dass, bey einer [ho]miletischen Darstellung, Anmuth und Wirkung [ge]winnen, und die strenge Richtigkeit der Zeichnu[ng,] falls sie nur sonst vorhanden ist, nicht verlie[rt,] wenn auch eben nicht, als Beleg der gemach[ten] anatomischen Studien, überall unter der Carnat[ion] das Skelet sich hervordrängt."

Eben diese Dedication erinnert uns, dass [die] Ursache von der sechsjährigen Verspätung des [letz]ten Theiles dieser Predigten in den politischen [Ver]hältnissen gelegen hat, worin sich in jenem Z[wi]schenraum alle denkenden Männer des russischen [Rei]ches befanden. Was der Vf. selbst glaubt, das[s er] während der Zeit Manches an der Gestalt und [dem] Tone seiner Predigten verbessert habe, wird dem [auf]merksamen Leser nicht entgehen; sowie er w[ahr]nehmen wird, dass schon der erste Theil des zw[ey]ten Bandes mehrere Vorzüge vor dem ersten [Ban]de besitzet. Wenn dieses Hn. S. allerdings zum [Ruh]me gereicht: so muss man indessen auch geste[hen,] dass er an seiner Stelle ungewöhnliche Auffode[run]gen hat, seinen Prediger-Arbeiten einen imme[r hö]heren Grad von Vollkommenheit zu geben; w[ie] denn überhaupt unstreitig für den Prediger [einer] grossen Stadt und vor einer gebildeten Gem[einde,] wo man noch Predigten hört, leichter ist, e[twas] Vorzügliches zu liefern, als für diejenigen, we[lche] in kleinen und mittleren Städten bloss oder h[aupt]sächlich Zuhörer aus niederen Ständen haben. [Man] gehe nur einmal unsere Prediger vom ersten R[ange] durch, und sehe zu, bey was für Gemeine[n sie] angestellt sind, oder angestellt waren. Wie auch Rec. der festen Überzeugung ist, dass e[r]

ter Prediger *auf der Kanzel* bey einer gebildeten Gemeine ungleich mehr ausrichten wird, als ein eben so guter Prediger bey einer Gemeine von niederen Bürgern und Bauern, bey allen Rücksichten auf ihre Fassungskraft und ihre Bedürfnisse. — Da schon die Wahl der abgehandelten Sätze viel Empfehlendes hat: so zeichnen wir einige davon aus, deren Ausführung dem Rec. vorzüglich gefallen hat. Im ersten Theile: *Das Verhalten der Christen in Hinsicht auf die herrschenden Fehler der Stände und Berufsarten.* (Evang. am Trinitatisfeste.) *Die meisten Freuden auf der Erde werden gerade von denjenigen Menschen am wenigsten genossen, die sie am leichtesten haben könnten.* (Evang. am 2ten S. n. Tr.) *Über ernste Stunden* (über B. d. Weisheit 7, 22.) *Über die geheime Abneigung, die Menschen oft gegen ihre Mitmenschen haben* (Ev. am 6ten S. n. Tr.), wo aber die Aufzählung der Arten nicht vollständig, und gerade die merkwürdigste vergessen ist, welche man die physische nennen möchte, da sie auf sinnlichen Eindrücken des einen auf den anderen beruhet. — Im zweyten Theile: *Ein jeglicher Tag hat seine Plage*, Homilie über das Ev. am 15ten S. n. Tr. *Über das Scherflein der Wittwe*, Marc. 12, 41 f. *Verlieren oder gewinnen wir durch die Zunahme an Jahren?* Ps. 90, 5. 9. 10. *Der Mensch kann täglich und stündlich Menschen glücklich machen.* (Ev. am 26sten S. n. Tr.) *Über das Gefühl: allein zu stehen*, über Joh. 1, 24. *Trost und Pflicht in Hinsicht auf die eigenthümlichen Beschwerden und Leiden des weiblichen Geschlechts.* (Ev. am 2ten W. Feyert. Luc. 2, 15 ff.) *Homilie über das Lied: meine Lebenszeit verstreicht.* — Dass nicht übrigens eine strenge Kritik auch kleine Flecken an diesen Predigten, selbst an den neuesten, ausfinden, und besonders hin und wieder an dem Stile eine grösere Correctheit vermissen könnte, wollen wir nicht in Abrede seyn. Hf.

Bremen, b. Seyfert: *Entwürfe zu den Sonn- und Festtagspredigten*, in der Kirche zu St. Stephani in Bremen gehalten von *J. L. Ewald*, Dr. der Theol. und zweytem Prediger an dieser Kirche. *Siebenter Jahrgang.* 1803. 250 S. gr. 8. (20 gr.)

Hr. E. liefert hier eine Sammlung von 31 abgekürzten Predigten, wovon jede einen halben Bogen einnimmt, die sich aber, des Inhalts unbeschadet, leicht auf einen Viertelbogen zurückbringen, aber hiemit noch für keinen Predigtentwurf ausgeben liesse. Zwar fehlt es nicht an Unterscheidungszeichen aus dem lateinischen und griechischen Alphabet; aber die Gedanken laufen in einander, und die Worte holen sie herbey. Dieses Gewirr ist nicht selten so grofs, dass man es fast bezweifeln sollte, dass Hr. E. diese Vorträge niedergeschrieben habe. Dass sie gleichwohl gedruckt sind, liesse sich wohl aus der Theilnahme erklären, mit welcher manche extemporirte Predigten angehört werden, zumal von solchen, die auch noch mit Zungen reden möchten, und die es dem Prediger gleich ansehen, ob er die Salbung habe. Sonach liesse sich vielleicht manche Stelle auf Rechnung des eilfertigen Concipienten bringen, z. B. gleich in der ersten Predigt S. 3 von dem *Segen Gottes*, woran bey den *Conjuncturen der Kaufleute* alles gelegen ist. S. 4. Von den *neuen Vortheilen*, die man *jede Woche* vom Gebet, vom Kirchengehen und Bibellesen verspüren kann. S. 5. Von dem Schutze Gottes, ohne welchen man in *manchen* Fällen über seine *Sittlichkeit* vergebens wacht, und wobey man in *allen* Fällen sich gesichert halten kann, nur dass die Anwünschung desselben zum Neujahr ein frommer Wunsch bleibt, indem man nie weiss, ob man unter diesem besonderen Schutze steht. S. 8. Von dem festen Glauben an Gott, den man sich allein nicht geben, aber um den man bitten kann, dass Gott ihn gebe, welches wiederum eine Wirkung dieses Glaubens ist, der sich am Ende in Nichtglauben auflöst, wenn nicht Gott das Vermögen zu beten ungebeten schenkt. S. 9. Von dem schönen luftigen Hause der Weltweisheit und Vernunftreligion, welches der Prediger bewohnt hat, ehe er durch Leiden, in denen ihm Niemand und er am wenigsten sich selbst helfen konnte, gleich den Weisen aus Morgenland, zu Jesus gezogen wurde. Dergleichen Aeusserungen, sollte man vermuthen, beruheten auf Missverstand eines im Denken noch zu wenig geübten Zuhörers. Auch stösst man hin und wieder auf wirkliche Schreibfehler. — Aber die einzige Note S. 17 wirft diese Conjectur über den Haufen. Diese Herzensergiessungen sind wirklich durch Hn. E. Feder geflossen. Schade, dass er die „Reihe von Wahrheiten, die er, nach S. 13 sich ausgedacht, und die Alle begreiflich und erweislich waren, wie sich's versteht, und Alle schön unter sich zusammenhingen, wie sich's versteht", seit den Leiden, die ihn, gleichsam zur wohlverdienten Demüthigung, betroffen, gänzlich aus dem Kopfe (wofür er vormals nur Wahrheit bedurfte) verloren zu haben scheint! Schade zum wenigsten für seine Recensenten, die keine erklärte Vorliebe für das Unbegreifliche und Unerweisliche haben, worin Hr. E. sich, und vermuthlich auch seinen Zuhörern und Lesern, gefällt! Die Brocken von Schriftgelehrsamkeit, die er seitdem gesammlet hat, geben ihm selbst zu wenig Nahrung, als dass man ihre Mittheilung nicht verbitten möchte. Doch spendet er gelegentlich aus seinem eigenen Vorrath eine Note. So will ihm S. 15, dass Jesus eine Dornenkrone getragen habe, aus Matth. 7, 16 und 13, 7. 22 einleuchten. S. 84 heisst das griechische Wort Joh. 11, 33 nicht betrübt werden (wie doch das, ihm entsprechende, hebräische אנף zuweilen, sondern ergrimmt, empört werden, wie *Luther*, nicht *Stolz*, übersetzt hat. T.

Würzburg, b. Stahel: *Fest- und Casualpredigten.* Herausgegeben von *Kaspar Heinrich Burkard*, der Philos. Dr. und Domprediger zu Würzburg. 1804. 383 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Predigten müssen eine erfreuende Erscheinung

nung für Jeden feyn, der die wahre Rechtgläubigkeit in dem Beftreben findet, den hohen Charakter der Chriftenthumslehre, ihre heilige Tendenz zur Aufklärung und Veredlung der Menfchheit, feft ins Auge zu faffen, und mit Kraft und Würde praktifch darzuftellen. Die Lehre des Evangeliums wurde nur allzuoft in jeder Kirche von Lehrern, die ihren hohen Geift nicht zu faffen vermochten, zur Verdüfterung derGemüther und zur Erfchlaffung der fittlichen Kräfte gemifsbraucht. In vorliegenden Predigten ift dagegen das fefte Streben fichtbar, die edelften Kräfte der Menfchen aufzuregen, durch helle Einficht zum fittlichen Entfchlufs zu leiten, und den frommen Eifer durch religiöfes Gefühl zu ftärken. Die meiften diefer Cafualpredigten find an Fefttagen gehalten, die der Kirche des Vf. eigen find. Welchen willkommenen Stoff hat da der Geiftes-Arme, der nur Legenden zu erzählen, und durch Hinweifung auf fremdes Verdienft den Tugendeifer zu lähmen verfteht! Bey unferm Vf. find diefe Reden gerade die vorzüglichften, und auch für Proteftanten erbaulich. Seine Bearbeitung macht jene Heiligenfefte zu Feften dankvoller Erinnerung, prüfender Vergleichung der früheren und jetzigen Zeit, und der frommen Entfchliefsung, die Verdienfte der verherrlichten Entfchlafenen nachzuahmen. Wahl und Bearbeitung der Texte und Materien gereichen dem Vf. zur Ehre. Richtige Anficht der Religion, praktifches Eindringen in die Verhältniffe des menfchlichen Lebens, Freymüthigkeit des Urtheils, Wärme, Kraft und Würde der Sprache find empfehlende Eigenfchaften der meiften diefer Vorträge. Die Kritik würde ihnen diefes Lob unbedingt ertheilen, wenn alle fo forgfältig ausgearbeitet, fo wahr und richtig vorgetragen wären, wie es jedoch die mehreften find. Eine fpecielle Kritik, die ihre Bemerkungen zu belegen Raum hat, mag ihre Foderungen dem Vf. an anderen Orten vortragen. Sie wird von ihm, der fo viel zu leiften vermag, bey künftigen Arbeiten hier und da genauere Verfolgung und Ausführung der Difpofition, forgfältigere Verbindung der einzelnen Sätze, gefchmackvollere Wahl der Bilder, Vermeidung allzuanthropopathifcher Vorftellungen, und gröfsere Beftimmtheit des Ausdrucks erwarten. Die Vernachläffigung diefer homiletifchen Foderungen findet fich jedoch nur in manchen diefer Predigten; andere find durchaus vortrefflich. Die Sammlung felbft enthält 19 Vorträge. Wir können hier nur von einigen eine kurze Inhaltsanzeige liefern. I. *Über die Leichtigkeit der Pflichten, und die füfsen Folgen eines heiligen Lebens.* Am Gedächtnifstage aller Heiligen. Matth. XI, 30. Mit treffender Beziehung ift diefer Satz gewählt, um, wie der Eingang andeutet, der irrigen Vorftellung von jener finfteren Heiligkeit, die im fruchtlofen Entfagen und in Selbftpeinigungen gefucht wird, die Freudigkeit eines wahrhaft heiligen Lebens entgegenzuftellen. III. *Über die Beftimmung des weiblichen Gefchlechts.* Am Fefttage der heil. Katharine. Matth. XXV, 4. Ein felten bearbeitetes Thema. Die Predigt ift voll heilfamer Lehren für das weibliche Gefchlecht. Nur ift der Text nicht gut gewählt. VI. *Von der Verftocktheit des Herzens.* Am Fefte des heil. Stephanus. Matth. XXIII, 37. Der Vf. wird hier im 1 Theile feiner Difpofition ungetreu, und unterläfst es, die aufgeftellten Merkmale des Begriffs zu entwickeln. Er fagt S. 97: „Ein Herz, das bey dem Bewufstfeyn feines Unwerths die Nothwendigkeit nicht mehr fühlt, fich zu beffern; ein Herz, das unempfindlich ift gegen alle Vorftellungen der Vernunft, ein Herz, das keine Verpflichtungsgründe, keine Antriebe mehr zum Guten in fich trägt, verdient den Namen eines verftockten Herzens;" und doch macht er es S. 99 zur Unterabtheilung, das Bild folcher verhärteter Menfchen aufzuftellen, die a) keine Gefetze der Welt erweichen, b) ja felbft die Ahndungen der herabgewürdigten Natur nicht zurückrufen können. Wenn der Vf. ferner in diefer Predigt den Verfuch tadelt, die *Leidenfchaften* der Kinder zu unterdrücken, und fogleich darauf fagt: „Die Leidenfchaften des Menfchen find das Feuer unferes Lebens: ohne diefe, wie kalt und finfter wäre der Menfch; fie geben uns Wärme und Licht:" fo verleitet ihn der Mangel an philofophifcher Beftimmtheit des Ausdrucks zu einer gefährlichen Behauptung. X. *Über Freud und Leid im menfchlichen Leben, als eine Anftalt Gottes zu unferer Vervollkommnung.* Am Fefte des heil. Jofephs. Matth. I. 10. Woher weifs der Vf. fo viel von Jofephs Gefchichte und Charakter? Wenn zu den Leiden Jofephs die Verftofsung Mariens aus Bethlehem gezählt wird: fo ift das eine hiftorifche Übertreibung, die fich der Vf. feiner Difpofition zu Lieb nicht hätte erlauben follen. Gänzlich unverftändlich ift uns folgende Stelle, S. 189: „Sehet ihr jene von wenigen bemerkte, und von vielen verachtete Hütte? Sie ftehet noch an dem verruchten Bethlehem. Wiffet! Jefus, diefer unvergängliche Reichthum, den die Motten nicht freffen, die Diebe nicht entwenden können, ift hier für euch aufbewahret, Jefus, die höchfte Wonne wirft fich hier in die Arme jener, welche nicht murren, er beglückt die, welche gern leiden. Der Weg ift freylich befchwerlich, aber er ift ja nicht weit, und am Ende, welches Vergnügen erwartet euch!"

V. Pf.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Salzburg*, b. Dugle: *Gelegenheitsreden für das Landvolk*, 10 Sammlung. Predigtentwürfe auf die Fefte Mariens. 1804. 311 S. 8. (15 gr.) Diefe Gelegenheitsreden find zunächft denkenden Predigern gewidmet. Das Hauptbeftreben des Vf. war, in jedes Feft eine beftimmte moralifch-praktifche Idee zu legen. Die Hauptfätze find zweckmäfsig und anziehend. Zum Beyfpiele mögen die Sätze auf das Rofenkranzfeft dienen: *Die gemeinfchaftliche Andacht, gewürdiget nach ihrem wohlthätigen Einfluffe und ihrem rechten Gebrauche — Die weife Benutzung alter und neuer Erbauungsmittel — Bemerkungen über eine geordnete häusliche Andacht.* Der Inhalt ift fach- und gedankenreich, die Anordnung natürlich, der Vortrag edel und beredt, doch nicht überall populär und einleuchtend genug. Sie zeichnen fich durch Richtigkeit der Grundfätze, durch Reinheit der Lehre und Sittlichkeit, und durch einen feinen Gefchmack aus: kurz, fie machen ihrem Vf. Ehre, und find ein fchönes Zeichen der Zeit. Angehängt find einige Notizen über den Urfprung und die Feyer diefer Fefte. ψ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 29 JULIUS 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Epigrammen und vermischte Gedichte*, von *Johann Christoph Friedr. Haug.* 1805. Erster Band. 382 S. Zweyter Band. 532 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Haug* ist seit geraumer Zeit fortdauernd ein so thätiger Mitarbeiter an den meisten deutschen Musenalmanachen und anderen periodischen Schriften, dass man eine allgemeine Bekanntschaft mit seinem Namen voraussetzen darf. Wenn seine Poesieen auch selten darauf ausgehen, die Sinnenwelt durch einen Abglanz vom Unendlichen zu verklären: so versteht er es doch, unser Gemüth mit heiteren Erscheinungen zu ergötzen. Sein Element ist das französische Epigramm. Wir besitzen auch von ihm mehrere Sinngedichte, welche unsere Meister in dieser Gattung, *Lessing*, *Kästner* und *Gökingk*, unter die ihrigen aufzunehmen nicht zu erröthen brauchten.

Der erste Band der vorliegenden Sammlung besteht aus lauter Sinngedichten (1001 an der Zahl); der Vorrede nach nur eine *Auswahl* der sämmtlichen Epigrammen dieses fruchtbaren Dichters. Aber freylich stösst man auch in dieser Auswahl auf Gedichte, welche des Auswählens nicht recht werth seyn möchten. Mitunter scheint der Fehler in einem bloss localen Interesse zu liegen. Indessen wird man doch oft für einen schielenden Einfall bald wieder durch treffenden Witz entschädigt.

Dem Unglücke beym Herunterleuchten in die Tiefe, abzugleiten und selbst mitzufallen, ist Hr. *H.* mehrentheils ausgewichen; doch ist der Pfad des Epigrammatisten allzuschlüpfrig, als dass er jenen Unfall immer hätte vermeiden können, und der Einfall z. B. auf die Krönung eines Reimers:

„Du freuest dich der Lorbeern um dein Haupt?
„So werden Schinken oft umlaubt."

wird auch wohl mit Recht ein solcher *Fall* genannt werden. Übrigens stehen die der griechischen Weise nachgeformten, Empfindung aussprechenden Epigramme, z. B. I. S. 64 und S. 68 den komisch-satirischen weit nach.

Im *zweyten Theile*, welcher die *vermischten Gedichte* enthält, sind die vorzüglichsten Stücke ebenfalls diejenigen, deren Hauptzweck in einer epigrammatischen Wendung besteht. Doch giebt es auch mehrere, die sich durch ein zartes und inniges Gefühl empfehlen. Hier befinden sich auch viele Übersetzungen aus dem Englischen, Italienischen u. s. w. desgleichen Bearbeitungen altschwäbischer Minnelieder. Allein nur selten ist es dem Vf. gelungen, den Ton und die Seele seiner Originale in unsere Sprache rein herüber zu bringen. So hat Thomsons Hymne durch den Hexameter ausserordentlich an Kraft verloren, wie schon der Anfang beweisen kann:

These, as they change, almighty Father, these
Are but the varied God. — —

welches unser Dichter, lange nicht so poetisch, durch:

Dieser Wechsel der Zeiten, allmächtiger Vater, enthüllt nur
Deine Gottheit in neuen Gestalten. — —

gegeben hat. Bald darauf übersetzt er die Worte: *the forest smiles*, durch: *die Waldung lebt*, das bey weitem matter aussieht, und das schöne Bild gar nicht wieder giebt. Ungleich besser ist ihm die bekannte Popesche Ode: *The dying christian to his soul* II. S. 227 gerathen. — Dem Bruchstück aus Marino's Kindermord II. S. 452 wird, ohngeachtet Hr. *H.* die Stanzen des Italieners in immer fortlaufende, reimlose Jamben verwandelt hat, keine grosse Genauigkeit nachzusagen seyn; ja die in dem ersten Drittheil des verflossenen Jahrhunderts erschienene Übers. von *Brockes* sogar, giebt oft das Original getreuer wieder. Und Brockes, der den Marino Stanze für Stanze in achtzeilige, *gereimte* Verse übertrug, hatte es doch mit einer noch viel uncultivirteren Sprache zu thun! So übersetzt Brockes den Vers:

Tré rigoroso Vergini vicine
Sono assistenti a l'Infernal Tiranno
E con sferze di vipere e di spine
Intente sempre a stimular lo stanno.
Crespi hun di serpi inanellato il crine,
Ch' horrida intorno al volto ombra lor fanno
Scettro ei sostien di ferro, e mentre regna,
Il suo regno, e se stesso abhorre e sdegna.

Es stehn drey Furien bey diesem Hölltyrannen,
Um auf der Folterbank ihn ewig anzuspannen,
Und ihn ohn' Unterlass zu zerr'n und zu zerspornen
Durch Peitschen angeschärft mit Nattern und mit Dornen.
Die Locken ihres Haars sind krumme, magre Schlangen,
Ihr falber Schatten schwärzt die abgezehrten Wangen.
Sein Zepter ist von Stahl; es merkt wer ihn beschaut,
Dass ihm vor seinem Reich, ja vor sich selber graut.

Bey Hn. *H.* hingegen heisst der Vers folgendermassen:

Drey Jungfraun, hager, unerbittlich, grass,
Umzingeln den Tyrannen, *stürmen* ihn
Und *spornen ihn mit Vipergeisseln wund.*
Statt Ringellocken überschatten *wüst*
Ihr Antlitz *Schlangenwirren!* — Eisern ist
Sein Zepter. Ihn ergreifen im *Geherrsch'*
Ob seiner Herrschaft, Abscheu, Wuth und Schreck.

Wer möchte wohl mit einer solchen Verdeutschung zufrieden seyn! — Das so herrliche Gedicht der Clotilde

tilde von Sürville, wovon II. S. 24 eine Übersetzung steht, hat zwar ein viel schöneres, deutsches Gewand als der Marino erhalten, aber von der alten Zeit ist keine Spur darin geblieben, und die heisse Liebe, welche kunstlos daraus lodert, hat sich zu prächtigen Worten bequemen müssen. — Durch *Voss* und andere neuere Sprachkünstler sind wir allzusehr verwöhnt, als dass wir nicht immer mehr von einem Übersetzer verlangen sollten. Wenn daher Hr. *H.* Clotildens:

De tes beaux yeulx partoit ma loy,

in:

„Deine Winke schienen mir Befehle"

verwandelt: so möchte das eher den Vers in Prosa zersetzen, als ihn poetisch wiedergeben heissen. Schon dass unser Dichter ein anderes Metrum gewählt hat, wird als eine unerlaubte Licenz betrachtet werden müssen. Einem ächten Kunstwerke in der Übersetzung eine fremde äussere Form geben zu wollen, ist vielleicht nicht viel thunlicher, als einem Menschen den Körper nehmen, um seinem Geiste eine andere Gestaltung zu verschaffen. Denn an ächten Kunstwerken verhält sich Wesen und Form, wie Seele und Leib; sie sind und verschwinden mit einander.

Bey den *Liedern der Minnesänger* scheint Hr. *H.* diess ebenfalls gefühlt zu haben. Wenigstens hat er seine Bearbeitung derselben grösstentheils in dem ursprünglichen Versmasse unternommen. Wir wollen auch nicht leugnen, dass aus den meisten unter seiner Hand recht artige *neue* Lieder geworden sind. Aber die süsse, weiche Sprache, welche sie vorzüglich charakterisirt, ist fast gänzlich verschwunden. *Winli's* Worte z. B.

So wolt ich froeidenrichen sin
Danne Küng oder Künigin,

lauten in seiner Übersetzung (II. S. 58):

Dann trüge freudenreichern Sinn
Kein König, keine Königin.

Wer möchte diese vier auf einander folgenden K, bey der grössten Anstrengung, einem nur nicht vollkommen fühllosen Ohre zu Dank aussprechen!

Hr. *H.* scheint im Ganzen die Sache nicht mit hinlänglichem Ernst unternommen zu haben. Bey einiger Aufmerksamkeit hätten sich Unworte, wie: *Abendweft* II. S. 231 unmöglich behaupten können; auch kommen auf der nämlichen Seite, *Murmelbäche, Pappelhaine*, ja *Nachtigallenmelodieen* vor, welche dem Liede *Walthers von der Vogelweide*, weder eigen sind, noch zusagen. Allein Hn. *H's.* Vorsatz ist gewesen, die alten Sänger zu *verbessern*, wie man unter andern in dem Minneliede nach *Werner von Tuifen* (II. S. 252) deutlich gewahr wird, weil er hier manches, statt seiner Umänderung, wörtlich hätte wiedergeben können. Es fragt sich jedoch noch sehr, ob z. B. die Zeile:

Min froeide ist leider kranc;

durch die Verwandlung in:

Ich bin vor Liebe krank,

mehr, als manches andere gewonnen habe. — Überhaupt sollte wohl niemand daran denken, diese heiligen Reste einer poetischen Zeit der unserigen passen zu wollen: denn der Missgriff ist wahr nicht geringer als der, sie den heutigen Dicht zum höchsten Muster ihres Strebens aufzustel. Mehr vielleicht als irgend ein Werk der Dichtk hangen diese Minnelieder mit ihrem Zeitalter zus men; und das Gemüth, das von ihren wunderba Tönen ergriffen seyn will, muss sich zuvor mit nigkeit in die damaligen Sitten und Gebräu versenken. Sie sind Kinder, die in ihren zierlic Spielen bewusstlos das Höchste aussprechen. Ih die kindliche Sprache nehmen, und eine in u ren gebildeten Zirkeln übliche dafür aufdrin wollen, hiesse sie zu Zierpuppen umgestalten, man deren wohl unter unserer heutigen Kinderw hier und da kokettiren sieht. Als Kinder wollen sie ihrer ursprünglichen Reinheit genossen werden, o ganz ungenossen bleiben. Daher scheint uns die A nach welcher Hr. *Tieck* viele der alten Minnelie bearbeitet hat, was sich auch gegen manches einze sagen liesse, immer die einzig richtige. Wie Hr. sie zu behandeln pflegt, werden zwar mitunter, schon gedacht, hübsche, *neue* Lieder daraus; de gleichen solche alten Silbermünzen, die man oh alle Schonung gescheuert hat. Blank sind sie gew den, aber das Gepräge ist ihnen unter der Operati verloren gegangen.

Den lateinischen Gesang aus dem Mittelalte *Dulce cum sodalibus sapit vinum bonum* etc. hat un Dichter wirklich mit Geschicklichkeit in die näm che Versart übergetragen; auch, wie im Origin in den vierzeiligen Strophen auf das Endwort de Zeile, alle 3 folgenden reimen lassen. Wenn der le te Vers zuviel von seiner Kraft verloren haben so te: so trägt unstreitig die Verschiedenheit der b den Sprachen grössere Schuld, als der Übersetz

Im Ganzen also möchte wohl Hr. *H.* als Origin dichter, oder als Nachbildner der seinem Genius so a gemessenen, französischen auf eine Pointe hinausl fenden Poesieen, glücklicher als in eigentlichen Üb setzungen älterer poetischen Werke seyn. Zum B lege unseres Lobes und zur Empfehlung der ganz Sammlung wollen wir hier nur einige von sein Gedichten (I. S. 19. I. S. 165. II. S. 41) wie wir zufällig aufschlagen, ausheben:

Kluge.

Ach! der junge Herr Baron
Spielt mit seinen Dorfgemeinen
Die verkehrte Passion:
Alle leiden hier für Einen.

Er und Sie.

Ihr Gatte starb. Sie grämte sich zu Tode.
Das, Weiber, ahmet nach! Es ist die neuste Mode.

Als er Louisen ein Veilchen bot.

Ich schwöre nicht nach Dichtersitte,
Dass dieses Veilchen schöner blüht,
Wenn es in deines Busens Mitte
Vom Anhauch deines Lebens glüht.
Nah ist des armen Blümchens Ende!
Es welkt dahin im Abendroth,
Und ach! — und findet da den Tod,
Wo ich das Leben fände.

Sollt

Sollten auch von den Gedichten im Anhange zum 2ten Theile, die hauptsächlich des Dichters Gattin angehen, nicht alle der Kunst Genüge thun: so zeugen sie doch alle von dem Glück der Ehe dieses Sängers und von seinem dankbaren Herzen.

A—z.

1) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Ouverture pour 2 Violons, 2 Flûtes, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Cors, 2 Tromp., 2 Bassons, Tymb. Viole, Violoncelle et Basse.* Compos. par *Louis van Beethoven.* (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Grande Simphonie pour 2 Violons, 2 Obves, Flûtstrav. 2 Cors, 2 Bassons, 2 Tromp., Tymb., Viole, Violoncelle et Basse.* Compos. par *F. A. Hoffmeister.* (2 Rthlr. 8 gr.)

3) Ebendaselbst: *Sinfonie pour plusieurs Instruments.* Compos. par *J. Brandl.* (2 Rthlr.)

Sey es auch, dass die unter No. 1 angezeigte *Ouvertüre*, als isolirtes Tonstück betrachtet, (Rec. kennt nämlich das Ganze nicht, dem sie zur Einleitung dient,) weniger hinreissende Geniezüge enthalte, als mehrere der früher bekannt gewordenen Werke des Vf.: dennoch ist sie für diejenigen, welche Kunstwerke, hauptsächlich in Hinsicht auf bleibenden Werth schätzen, eine wichtige Erscheinung dieses Tonsetzers, von dem die musikalische Welt noch manches sich vorzüglich auszeichnende Kunstwerk erwartet, und zu erwarten berechtiget ist, weil sie den Beweis enthält, dass der Vf. darauf aufmerksamer wird, das Genie im Zügel zu halten, und die Auswüchse desselben zu beschneiden.

Es scheint in der Regel zu seyn, dass feurige, mit vorzüglichem Genie ausgerüstete Tonsetzer, wenn sie nicht so, wie z. B. unser *Haydn*, den Gipfel des Parnasses stufenweis erklimmen, sondern gleichsam mit einem Male den Flug bis dahin beginnen wollen, in der früheren Hälfte ihrer Laufbahn dem Genie zu sehr den Zügel schiessen lassen. Überladungen aller Arten, besonders Überladung des verarbeiteten Materials, wodurch die schöne Einheit des Kunstwerkes verscheucht, und der Totaleindruck desselben geschwächt wird, sind dann die gewöhnlichsten Folgen. Auch unser verdienstvoller *B.* bestätigte seither nicht selten die Wahrheit dieser Bemerkung, wie z. B. seine, ausserdem mit Recht beliebte, Sinfonie aus c dur, beweiset, welche die Kritik von Überladungen verschiedener Arten nicht freysprechen kann. Ganz anders verhält es sich bey der angezeigten aus c dur und im C Takte gesetzten Ouverture. Hier herrscht vollkommene Einheit, die Auffassung des Ganzen wird durch den überladenen Gebrauch der Blasinstrumente nicht erschwert, der Charakter ist weniger schwankend und der Totaleindruck bestimmter.

Der Vf. von No. 2 hat die Liebhaber seiner Sinfonieen, einem Tonstücke dieser Gattung aus seiner Feder ziemlich lange entgegen sehen lassen; wahrscheinlich werden sie sich jedoch dafür durch die Bekanntmachung dieser Sinfonie völlig entschädiget halten. Sie unterscheidet sich von den älteren, uns bekannt gewordenen Sinfonieen des Hn. *H.* durch mehrere thematische Bearbeitung, durch den anjetzt beliebten Gebrauch der Ausweichungen in entferntere Tonarten, und durch das mehr Hervorstechende der Blasinstrumente. Auch ist dabey der Vf. in die kleinen Abweichungen der Formen eingegangen, die sich seit der Erscheinung seiner älteren Sinfonieen in dieser Gattung der Tonstücke behauptet haben. Kurz, sie giebt den Beweis, dass der Vf. auch in der Sinfonie mit dem Geiste der Zeit gleichen Schritt zu halten wisse. Die Tonart d dur ist die Grundtonart dieser Sinfonie, und sie beginnt mit einem, Aufmerksamkeit erregenden Einleitungsfatze in langsamer Bewegung und im C Takte, dem ein weit ausgeführtes *Allegro con fuoco* im ¾ Takte folgt, welches in Hinsicht auf Ausführung und Haltung dem Vf. in diesem Werke am vorzüglichsten gelungen ist. Das Adagio in a dur, (C Takt), enthält Veränderungen über ein liebliches und dabey sehr naives Thema, in welchem die Coda am mehresten hervorsticht. Der letzte Satz ist ein *Allegro con brio* im C Takte, und in eine dem Rondo ähnliche Form gekleidet. Über den eigentlichen Kunstwerth der Sinfonieen des Hn. H. hat das Publicum schon längst entschieden; es wird daher hinreichend seyn, hier nur noch zu bemerken, dass die so eben angezeigte Sinfonie in mehr als einer Rücksicht vor seinen früheren hervorsticht, und dass sie, weil der Vf. sowohl für Saiten- als Blas-Instrumente sehr applicabel setzt, und merkliche Schwierigkeiten der Ausführung vermeidet, solchen musikalischen Gesellschaften sehr willkommen seyn muss, für welche die mehresten Sinfonieen von *Haydn* u. *Mozart* noch zu viel Schwierigkeiten enthalten.

No. 3 enthält, besonders in den beiden Allegrosätzen, eine gute Anlage, und manches Hervorstechende in der Behandlung des Hauptsatzes. Bey dem allen entspricht sie bey der Ausführung nicht völlig der Erwartung, wozu man sich nach der ersten Durchsicht (insoweit nämlich diese Durchsicht bey ausgeschriebenen Stimmen möglich ist) berechtiget hält. Rec. glaubt die Ursache darin zu finden, dass sich der Vf., um seinem Werke den Geist des Zeitalters einzuhauchen, allzu merklich bestrebt hat, den anjetzt nicht selten bis zum ästhetischen Unsinne getriebenen Gebrauch der öfteren Ausweichungen, und besonders der Ausweichungen in entfernte Tonarten, nachzuahmen, wobey manche Ausweichung zu einschneidend gerathen, und zu grell tingirt ist. Ein Verfahren, welches Rec. in anderen Gattungen der Tonstücke des Vf. nicht bemerkt hat. — Das letzte Allegro würde Rec. nicht wieder mit den Blasinstrumenten allein haben anfangen lassen, weil dieses schon in dem ersten Allegro geschehen ist, und weil die Wiederholung dieses Verfahrens, besonders so kurz nach einander gebraucht, der beabsichtigten Wirkung desselben nothwendig Abbruch thun muss. — Diese übrigens recht brav gearbeitete Sin-

Sinfonie ist in der Tonart d dur gesetzt. Der erste Satz, dem ein Andante ¾ Takt in d moll als Einleitung vorhergehet, ist ein Presto im C Takte. Der langsame Satz bestehet aus einem Andante aus H moll, und dem letzten *Allegro molto* hat der Vf. ebenfalls einen Einleitungssatz von langsamer Bewegung und zwar im ¾ Takte vorher gehen lassen. Wann wird aber die Nachahmungs-Sucht aufhören, die Menuet in der Sinfonie bloss zum allgemeinen Tummelplatze des *tempo rubato* zu machen!

CQ.

1) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Trois Quatuors concertants pour deux Violons, Alto et Basse*, par *Angela Benincori*. Oeuvr. III. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *III Quatuors concertans pour Flûte, Violon, Alto et Violoncelle*, composés par *Schoenebeck*. Oeuv. XIV. (2 Rthlr.)

Rec. kennt die beiden früher herausgekommenen Werke des erstgenannten Vf. nicht, freuet sich aber, mittelst dieser drey Quartetten mit der Arbeit desselben bekannt zu werden, und Gelegenheit zu bekommen, sie den Liebhabern der Quartett-Musik zu einer angenehmen und befriedigenden Unterhaltung empfehlen zu können. Durch künstliche Verwebung der Harmonie, durch Versetzungen und Umkehrungen der nach verschiedenen Gattungen des doppelten Contrapunktes gesetzten Stimmen, und durch andere dergleichen Behandlungen des harmonischen Theils des Satzes, welche Kenner in den mehresten Quartetten von *Mozart* und *Haydn* bewundern, zeichnen sich zwar diese drey Quartetten nicht aus; dennoch werden sie solchen Ausführern und Zuhörern, die nicht geradezu die höchsten Kunstanfoderungen machen, viel Vergnügen und Interesse gewähren. Die eigene Manier des Vf. läfst sich nicht wohl mit der Manier eines unserer beliebten Quartett-Componisten vergleichen. Sie wollen daher, ehe sie ganz gefasst werden können, mehr als einmal gehört seyn; und ihr Inhalt ist auch gröfstentheils so beschaffen, dafs sie von selbst die Ausführer zur Wiederholung reizen. Die Gedanken sind oft ganz neu, und die Behandlung derselben in Hinsicht auf die Vereinigung der übrigen Stimmen mit der Hauptmelodie ist gröfstentheils originell. Nicht selten enthalten sie etwas lange Episoden, die jedoch gut in das Ganze verwebt sind. Die Modulationen sind oft fremd und überraschend, zuweilen aber auch nicht ohne zu auffallende Härte. Alles diefs gilt vorzüglich von den beiden Allegrosätzen und von der Menuet des 2ten, und von dem 1sten Allegro und von der Menuet des 3ten Quartetts, die Rec. am vorzüglichsten gefallen haben. Zuweilen wird die Stimme, welche die Hauptmelodie vorträgt, durch die in den übrigen Stimmen, in Hinsicht auf jene, enthaltenen heterogenen Notenfiguren allzusehr verdunkelt, der Satz überladen, und es hält alsdann schwer, jede Stimme gehörig zu fassen. Sie verlangen übrigens vier Spieler, die ihres Instrumentes völlig mächtig sind; besonders verlangt die erste Violine vor der Ausführung durchgesehen zu seyn, und es möchte wohl für die mehresten Violinspieler zu viel gewagt seyn, sie *prima vista* vortragen zu wollen. — Das Adagio scheint dem Vf. weniger zu glücken, als die Sätze von geschwinderer Bewegung und muntererem Charakter; wenigstens haben die langsamen Sätze dieser drey Quartetten den Rec. nicht befriediget. Sie enthalten zu wenig cantable Melodie, und dagegen zu viel unwirksame Notenfiguren. So wünschte z. B. Rec., die im Adagio des 2 Quartetts auf der unteren Hälfte der 12 Seite der ersten Violine enthaltenen fürchterlichen Noten-Thürme in diesen Quartetten nicht gefunden zu haben.

Das erste dieser Quartetten ist in der Tonart b dur gesetzt, und sticht unter allen am wenigsten hervor. Das zweyte in a dur ist unstreitig das vorzüglichste derselben; besonders ist das Rondo ganz originell, sowohl in Ansehung seines Thema und der Zwischensätze, als auch in Ansehung der Behandlung und Vereinigung der Nebenmelodieen mit der Hauptmelodie. Das erste Allegro des dritten Quartetts in f moll, ist ebenfalls originell behandelt. Schade, dafs der Rhythmus in demselben hin und wieder etwas holperich ist! Dem Rondo dieses Quartetts, bey welchem die harte Tonart F zum Grunde liegt, mangelt aber diese Originalität, wodurch sich das erste Allegro auszeichnet. Überdiefs ist es bis zum Ermüden lang, ungeachtet einige Episoden hinein verwebt sind, denen niemand seinen Beyfall versagen wird.

Den Quartetten in No. 2 mangelt das Hervorstechende der Gedanken, und das Originelle der Manier, wodurch sich No. 1 zu seinem Vortheile auszeichnet. Sie enthalten zwar weder allenthalben zusammengeraffte, noch schon oft verbrauchte Gedanken; im Gegentheile findet sich in denselben manche schöne Phrase und manche gute Nachahmung und Versetzung. Nur der Inhalt der übrigen Stimmen, welche die Hauptmelodie begleiten, und die Art, wie jene mit dieser vereiniget sind, hat nichts Anziehendes. Besonders hat der Vf. seiner Arbeit durch den überhäuften Gebrauch einer seiner Lieblingsfiguren geschadet, die aus dem Wechsel einer Achtel- und zwey darauf folgender Sechzehntheil-Noten bestehet, und nicht allein in dem ersten Allegro und im Rondo des ersten Quartetts, sondern auch in dem Rondo des zweyten, und im ersten Allegro des dritten, theils unter den Figuren der Hauptmelodie, theils in der Begleitung derselben, sehr oft vorkömmt. — Die Adagio-Sätze dieser Quartetten (besonders das Adagio des 2ten Quartetts) haben Rec. am besten gefallen, und behaupten in mehr als einer Rücksicht den Vorzug vor den langsamen Sätzen von No. 1. Übrigens scheinen die Quartetten des Hn. S. vorzüglich für solche Spieler berechnet zu seyn, die keine merklichen Schwierigkeiten auf ihrem Instrumente überwinden können; und diesen können sie allerdings zur Abwechselung empfohlen werden.

CQ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JULIUS, 1805.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Über das Verhältniss des gesunden Verstandes und der philosophirenden Vernunft zum gemeinen Verstande und zur speculirenden Vernunft.* Von K. L. Reinhold, Prof. in Kiel. 1803. 30 S. 8. (5 gr.)

Diese Abhandlung ist aus den *Beyträgen zur leichtern Übersicht des Zustandes der Philosophie beym Anfange des neunzehnten Jahrhunderts Heft 6* abgedruckt worden. Verfasser und Verleger verdienen Dank dafür, da diese Schrift die gegenwärtigen Überzeugungen *Reinholds* von dem Wesen der Philosophie, auf eine, auch denjenigen Lesern, welche nicht schulgelehrte Philosophen sind, verständliche Weise darzustellen bestimmt ist, und die Überzeugungen des Vf. der Aufmerksamkeit des Publicums werth sind. Denn, wenn irgend jemand unter unseren philosophischen Schriftstellern mit Ernst und Eifer sich bestrebt hat, die Philosophie in ihrem innersten Grunde bestimmt aufzufassen und darzustellen, so hat es der achtungswerthe *Reinhold* gethan. Er hat diesem ernsten Eifer seine eigenen Theorieen zum Opfer gebracht, und sich nicht gescheut, auf die Gefahr, ein Unbeständiger gescholten zu werden, durch die That zu bekennen, dass er sich für perfectibel halte, und *Wolf* wie *Kant*, und *Fichte* wie *Schelling*, und *Jacobi* wie *Bardili*, für seinen Endzweck, rein-philosophische Wahrheit zu entdecken, benutzt habe. Ob und in wiefern *R.*, durch seine reine und redliche Hingebung an die Lehrgebäude anderer, seinem Genius (den Rec., wie er bey dieser Gelegenheit offen und freudig bekennt, ungemein ehrt, weil er ihm viel verdankt) gehuldigt habe, darüber wird unten einiges bemerkt werden. Zuförderst werde der Inhalt dieser Schrift dargestellt, wie ihn der Rec., nach wiederholtem Lesen, frey und denkend gefasst hat, und ohne einseitige Schulterminologie.

Der Mensch ist nicht Gott. Er begreift und ergreift also nicht, gleich dem Einig-Unendlichen, das Wesen der Dinge (das Seyn an sich) rein und unmittelbar, er begreift und ergreift es in menschlich-wahrnehmbarer Form und Gestalt, d. h. als Erscheinung. Der *bestimmte* Mensch ist ein Einzelner, und seine Ansicht des, dem Menschen erscheinenden, Wesens wird durch seine individuelle Lage und Stimmung bestimmt. Für den bestimmten Menschen also umschwebt, in theoretischer und praktischer Hinsicht, bald mehr bald weniger, auch Schein das erscheinende Wesen. Aber der Mensch hat ein vernünftiges Erkenntnissvermögen. Durch dieses weiss er, dass er das Seyn an sich nur in erscheinenden Gestalten erblickt, und dass diese erscheinenden Gestalten durch Schein auf mannichfache Weise entstellt werden können und werden: aber er erkennt auch, dass und wie Wesen, Erscheinung und Schein unterschieden sind. Durch das vernünftige Erkenntnissvermögen gelangen wir demnach zu menschlicher Wahrheit: denn diese ist da, wo der Nebel des Scheins zerrinnt, und durch die subjective Hülle der Erscheinung das reine Seyn und Wesen angeschaut wird, wo also die drey, für den einzelnen Menschen in Eins gemischten (Seyn an sich, Erscheinung und Schein) vernünftig unterschieden, und die eigenthümlichen Charaktere eines jeden derselben vernünftig aufgefasst werden. Das vernünftige Erkenntnissvermögen des Menschen äussert sich theils als Verstand, theils als Vernunft im engeren und höheren Sinne dieses Worts. Der Verstand erkennt den Unterschied zwischen Schein und Wesen, die Vernunft weiss nicht nur den Schein, sondern auch die Erscheinung vom Wesen selbst zu unterscheiden. Beide vereinigt müssen thätig seyn, wenn wir der Wahrheit mächtig werden wollen. Du musst Vernunft gebrauchen, um das Sinnlich-erscheinende nicht für das an sich Seyende zu halten: du musst Verstand anwenden, um das Wesen nicht in einem Schein-Gebilde deiner Phantasie zu suchen. Der Verstand muss dich vor den Nichtigkeiten der Träumerey und Schwärmerey; die Vernunft vor dem Irrwahn und Dünkel der Seichtigkeit und herzlosen Klügeley sichern. Wer seinen Verstand und seine Vernunft in inniger Vereinigung anwendet, dessen Verstand ist gesund, denn er lebt in dem Elemente der Wahrheit, und dessen Vernunft ist philosophirend, denn sie hat sich zu deutlichen und bestimmten Ideen über die Natur des menschlichen Wissens, und das wahre Verhältniss des Wesens zu der menschlichen Ansicht desselben gebildet. Für den grossen Haufen, dessen Verstand der Geist der Vernunft nicht beseelt und ihr Licht nicht erleuchtet, ist der wahre Zusammenhang und der wahre Unterschied zwischen Wesen und Erscheinung, und den über beide sich verbreitenden Schein in Dunkel gehüllt. Sein Verstand ist gemein und schwankend, und dieses gemeine Schwanken giebt ihn, bald dem Vorwitz des Unglaubens, bald dem Wahnsinn des Aberglaubens preis, je nachdem er das wahre Seyn an

an sich als täuschenden Schein von sich stöfst, oder in Sinnenerscheinungen allein, der Vernunft und dem Verstande zum Trotz, Wesen und Wahrheit zu finden wähnt. Der gute Kopf, geleitet durch seine helleren Verstandesbegriffe, und das gute Herz, begeistert durch sein tiefes Vernunftgefühl, bemerken leicht, dafs der grofse Haufe, das Licht und die Wärme des Göttlichen im Menschen entbehrend, von dem Wege der Wahrheit in das Labyrinth des Irrthums hineingezogen wird, und sie sehen sich daher nach einem besseren Wege um; aber sie können ihn nicht entdecken, so lange die hellen Verstandesbegriffe des Einen nicht zu tief-bestimmten Vernunft-Ideen, und das tiefe Gefühl des Andern nicht zu klar-bestimmten Verstandes-Einsichten geworden. Sie schauen der Wahrheit (speculirend) *nach:* aber sie schauen sie nicht (im Geiste der Philosophie) *an*. Je inniger indefs die Herzens-Freude an der Wahrheit, je lebendiger also der Glaube an sie und die Liebe zu ihr ist: desto besser gelingt das Bestreben, das wahre An sich zu erkennen. Aber, wo der kalte Begriff, herzlos, vorherrscht, da ist es mit dem Suchen nach Wahrheit kein wahrer Ernst, und der gekünstelte Versuch, ihre Spur zu entdecken, verliert sich in leere, müssige Nachforschung, und wird ganz zu eitlem Schul-Wahn und Thorheit, wenn er zu der Anmafsung führt, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Seyn an sich und Erscheinungen zu leugnen, und den vernünftigen Herzensglauben an Etwas, was über allen Schein und alle Erscheinung erhaben ist, für subjective Täuschung zu erklären.

Die speculirenden Individuen, die die Unphilosophie des vulgären Verstandes bemerken, aber weder den Sitz seines Irrthums, noch den Urquell der Wahrheit deutlich und bestimmt erkennen, müssen in ihren Speculationen nothwendig auf verschiedene Wege gerathen, deren einer dem anderen entgegenläuft, weil ihre Versuche einseitig sind, und von verschiedenen, einander oft entgegengesetzten, Standpunkten aus, angestellt werden. Der gute Kopf führt sie zur positiven, das gute Herz zur negativen Speculation; und wenn jene meint, durch ein Kunststück des Verstandes allein ein haltbares Vernunftsystem zu Stande bringen zu können, so glaubt diese (die negative Speculation), dafs das lebendige Gefühl des Gewissens alle intellectuelle Begründung der Wahrheit entbehrlich mache, ja dafs ein Wissen, welches höher liege, als dieses Gefühl und der aus ihm hervorquellende Glaube, unmöglich sey. Die positiv-speculirenden trennen sich in Skeptiker und Dogmatiker. Jene meinen, dafs es menschlich-unmöglich sey, reines Wesen und Erscheinung von einander zu unterscheiden: diese halten eine Unterscheidung derselben für möglich, aber ihr Unterscheiden selbst ist einseitig und irrig. Bald erheben sie objectiv-dogmatisch die Erscheinung zur Dignität des absoluten Seyns, wie z. B. im Dualismus, Pantheismus, Materialismus und gemeinen Idealismus, mit zwey Worten, in der vorkantischen Metaphysik geschehen ist: bald setzen sie das Seyn an sich zu einem blofs Erscheinenden herab, und erklären, subjectiv-dogmatisch, alles Seyn, dessen Abhängigkeit vom Bewufstseyn nicht auf irgend eine Weise und von irgend einer Seite dargethan werden kann, für Schein, wie z. B. im Kantischen Kriticismus und *Fichte's* Wissenschaftslehre geschieht: bald amalgamiren sie, absolut-dogmatisch, die Ideen des transcendentalen Idealismus und Pantheismus, wie z. B. *Schelling*, dessen System die consequenteste aller dogmatischen Theorieen ist, und den charakteristischen Satz des Dogmatismus, Seyn an sich = Erscheinung ganz unverholen ausspricht. *Jacobi's* Philosophie erhebt sich über den Skepticismus sowohl, als über den Dogmatismus, indem das Gefühl des Göttlichen, aus dem sie hervorgeht, weder die Leugnung der Erkennbarkeit des Unterschiedes zwischen wahrem, erscheinendem und blofs scheinendem Seyn zuläfst, noch auch die dogmatische Behauptung, diesen Unterschied durch blofsen Verstand in seiner innersten Tiefe ergründen zu können. Aber, auch die Jacobische Lehre, ist noch nicht wahre Vernunftlehre oder Philosophie, sondern Speculation, weil sie von menschlich erkennbarer Wahrheit zwar klare, aber nicht deutliche Begriffe hat, und, wie alle speculative Theorieen das *Denken*, wodurch du allein das wahre Wesen und seinen Unterschied von Erscheinung und Schein vernimmst, von dem *Vorstellen*, mittelst dessen die Erscheinung zugleich mit dem, in dieselbe sich mischenden, Schein aufgefafst wird, nicht scharf genug unterscheidet.

Wahre Philosophie ist nur insofern möglich, als das reine Seyn von Erscheinung und Schein, nicht blofs klar, sondern deutlich unterschieden wird und dieses deutliche Unterscheiden gelingt nur dann wenn man den reinen Charakter des Denkens, und seinen wesentlichen Unterschied vom blofsen Vorstellen, und sein Verhältnifs zu diesem ergründet. Die bisherige Logik hat zwar das Denken vom Fühlen, Empfinden und Anschauen, aber nicht von dem Vorstellen durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse unterschieden. Sie genügt daher der wahren Philosophie nicht, und hat die speculirenden Köpfe irre geleitet. Um diesen Irrweg zu vermeiden, und sich in Besitz der wahren Vernunftwissenschaft, d. h. der Philosophie zu setzen, mufs man folgende Grundsätze durchdringen und von ihnen durchdrungen seyn. 1) Wenn Wahrheit, d. i. Einigkeit zwischen Seyn und Denken, für den Menschen möglich seyn soll: so mufs das vernünftige Denken in seiner Anwendung im Bewufstseyn des Menschen mit dem Seyn an sich, in einer, zwar nicht erscheinenden aber inneren und wesentlichen Beziehung stehen. Das vernünftige Denken mufs ein Seyn an sich ankündigen, das Seyn an sich auf ein vernünftiges Denken hinweisen. 2) Das Denken geht also, so gewifs Wahrheit ist, über das Vorstellen hinaus, denn dieses ist nur subjectiv. 3) Vorstellungen, als solche, stellen das Wesen vor, wie es, der Subjectivität gemäfs

mäfs modificirt, fich darftellt. Vorftellungen alfo geben nur Erfcheinungen, und Erfcheinungen indiciren, noch nicht denkendes, fondern blofs vorftellendes Wefen. Wenn demnach Erfcheinung nicht für Seyn an fich genommen, mithin die Erkenntnifs des Menfchen Schein werden foll: fo mufs das, blofs fubjectiv-darftellende Vorftellen der Kritik des, bis zum Wefen hindurch dringenden, Denkens untergeordnet werden. Sowie die Erfcheinung dem Seyn, fo ift die Vorftellung dem Gedanken unterworfen. 4) Es ift ungereimt, das Denken für etwas blofs fubjectives zu halten. Denn, wie könnte ein blofs fubjectives, und, als folches, vom Objectiven isolirtes, wahre Objectivität (Seyn an fich) offenbaren? „Die wahre Philofophie geht aus von demfelben Denken, welches im ganzen Weltall, in der gefammten Natur, aufser und in dem Menfchen allenthalben, wo nicht der Schein täufcht, fchaltet und waltet, welches fich durch alles Berechnete, Geregelte, Zweckmäfsige, und, nur als folches, auch Beftehende, Wefende, wahrhaft Natürliche äufsert, und wodurch allezeit und überall die Erfcheinung dem Seyn an fich unterworfen wird, und vermittelft diefer den Schein daran aufhebenden Unterwerfung, als die wahre Subjectivität, mit dem Seyn an fich, als der wahren Objectivität, befteht." Darum ift und heifst auch die wahre Philofophie der *rationale Realismus*, denn fie ift gegründet auf die Überzeugung, dafs nur durch rein vernünftiges Denken das Wefen der Dinge vernommen werden könne. 5) Nach der Anficht des rationalen Realismus hat die wahre Objectivität oder das Seyn an fich drey charakteriftifche Merkmale, Möglichkeit, Wirklichkeit, und durch Möglichkeit beftimmte Wirklichkeit. Keines von diefen Dreyen ift das andere, und doch keines ohne das andere. Sie machen in ihrer unzertrennlichen Vereinigung das Wefen, als folches, aus. 6) Wenn man fich diefe, durch vernünftige Anwendung des reinen Denkens begriffenen, Charaktere des Seyns an fich durch vollftändige Analyfe verdeutlicht: fo überzeugt man fich, dafs das Wefen, weder blofse Natur, noch Gott, noch Identität diefer beiden, fondern nichts weniger und nichts mehr, als Offenbarung Gottes an der Natur fey. Denn α) die Möglichkeit, als Urquell alles Wefens, weifet hin auf einen Gott, der über der Natur ift, β) die durch die Möglichkeit beftimmte Wirklichkeit, als in dem Wefen wirkende und etwas bewirkende Kraft (Urfache), weifet hin auf ein Naturfyftem unter Gott, fo wie γ) die Wirklichkeit auf Natur-Erfcheinungen, d. h. auf die Arten und Individuen, die auf dem Grund und Boden des Univerfums der Vorftellung des Menfchen fich darbieten. 7) Wenn man fich des Geregelten, Zweckmäfsigen, Berechneten in der Natur, worin das Wahre derfelben befteht, und wodurch fich Gott an ihr offenbart, bewufst wird, fo erlangt man die wahre philofophifche Erkenntnifs. 8) Gemäfs diefer Erkenntnifs ift es die Beftimmung und der Endzweck und das wahre Wefen des Menfchen, dafs er wiffend und wollend die Offenbarung Gottes an der Natur befördere, wie es durch die vernunftlofen Individuen, ohne Wiffen und Willen, inftinctmäfsig gefchieht. Nur wer den Geift und das ewigfefte Gefetz Gottes in der Natur erkennt, hat vernünftige Einficht, und nur, wer Gott vor Augen hat, handelt mit Vernunft. 9) Die wahre Philofophie vernichtet weder den Herzensglauben an das Göttliche, noch das empirifche Wiffen des gefunden Menfchenverftandes: aber fie läutert den einen, wie das andere, indem fie diefelben durch die Anwendung des rein-vernünftigen Denkens vom Schein befreyt, und in der Wahrheit, deutlich wiffend, begründet. Aber, wie die Sonne den Nebel in Nichts auflöfet, fo vernichtet fie die Speculation, die fich über Glauben und empirifches Wiffen, anmafsend erheben will. Aus diefer Anzeige, welche, viele intereffante Neben- und Zwifchen-Ideen übergehend, nur das Wefentliche der Reinholdifchen Abhandlung darzuftellen beftimmt ift, erhellet:

I. Es foll in diefer Schrift, gleichwie in anderen, anonymifchen und nicht anonymifchen, Schriften des Vf., das πρωτον ψευδος der irrigen Theorieen, und das wahrhafte Princip der wahren Philofophie kenntlich gemacht werden.

II. Die bisherige, fogenannte formale oder allgemeine, Logik trägt, nach der Überzeugung des Vf., vorzüglich, ja im Grunde allein, die Schuld des fcientififch-philofophifchen Irrthums.

III. Das wahre und höchfte Problem der Philofophie ift: das Denken, feinem Wefen nach, von dem blofsen Vorftellen zu unterfcheiden, und die richtige Auflöfung diefes Problems giebt das wahrhafte Princip der wahren Philofophie.

Das Urtheil über den zweyten und dritten Punkt fchliefst das Urtheil über den erften ein. Nur über jene alfo hat Rec. nöthig, fich zu erklären.

Was nun zuförderft den zweyten Satz betrifft: fo haben allerdings, fowohl die fkeptifch, als dogmatifch-irrenden Denker, wenn fie, fich felbft und andern, irgend verftändlich feyn wollten, ihre Begriffe, Urtheile und Schlüffe, den Gefetzen der Logik gemäfs, in ihrem Bewufstfeyn ordnen, und in ihrem Vortrage darftellen müffen. Aber das Gleiche haben auch die Philofophen, deren Geift der Vf. felbft für einen Geift der Wahrheit anerkennt, *Platon* und *Leibnitz*, thun müffen und gethan. Darf man nun daraus, dafs die irrenden fowohl, als die nicht irrenden Denker, wenn und infofern fie ihre Anfichten *verftändlich* machen wollten, fich durch die Principien der Logik leiten laffen mufsten, den Schlufs ziehen, dafs die Logik die Schuld des Irrthums in der Philofophie trage? — Diefes wird der, fo logifch-gefetzmäfsig denkende *Reinhold* nicht zugeben, fondern, ohne Bedenken, zugeftehen, dafs, nach folcher Art zu fchliefsen, mit gleichem Grunde behauptet werden könne, dafs der Logik das Verdienft der Entdeckung der Wahrheit beyzumeffen fey. „Aber, die Logik giebt keine Idee von dem Denken κατ᾽ ἐξοχην, und deffen wefentlichem Un-

Unterschied von dem Vorstellen! Sie sagt bloss, dass das Widersprechende nicht denkbar sey, ohne das reale Wesen des Widerspruchs deutlich und gründlich zu entwickeln! Sie behauptet bloss, dass Identität das Kriterium des Denkbaren sey, ohne sich um den Sachbegriff der Identität zu bekümmern! Sie lässt also die Natur des reinen Denkens im Dunkeln, treibt mit dem Widerspruch ein blosses Versteckenspielen, und weiss im Grunde nichts, als die Tautologie: Widerspruch = Widerspruch, Identität = Identität!" Allerdings ist es (das Versteckenspielen abgerechnet) so, wie hier angemerkt wird, und es ist so, aus guten, aus wissenschaftlichen Gründen. Denn die Logik beschränkt sich, wie jede, einzeln als ein organisches Ganzes sich darstellende, Wissenschaft soll, auf ihr Gebiet, und will Logik, nicht aber zugleich Metaphysik seyn, und, was ihr zum Vorwurf gereichen soll, muss ihr zum Verdienst zugerechnet werden! Wahrlich, wenn irgend eine Wissenschaft, in ihren würdigsten Inhabern, sich innerhalb ihrer Grenzen gehalten, aber auch, innerhalb dieser, ihr Gesetz mit ausnahmloser Strenge geltend gemacht hat, so ist es die Logik. Weder *Platon*, noch *Aristoteles*, weder *Leibnitz*, noch *Kant*, weder *Spinoza*, noch *Hume*, haben gedacht und gesagt, dass die Logik die Schöpferin der Eingebungen ihres Genius sey; aber sie haben gewusst und durch die That erklärt, dass sie ihren Ideen logische Form geben mussten, um sie selbst zu verstehen, und anderen verständlich darzustellen. Die Sache ist, nach Rec. Einsicht, diese. Die Logik beschränkt sich, und muss sich beschränken, auf das Geschäft, wissenschaftlich zu zeigen, wie man seine Begriffe, Urtheile und Schlüsse (sie mögen ein Werk des gemeinen oder des höheren Denkens seyn) verständig zu organisiren habe, um sie, für sich selbst und andere, in einem haltbaren Sinne darzustellen. Rec. hat schon, in seinen ersten Arbeiten für diese Wissenschaft, darauf aufmerksam zu machen gesucht, dass, durch falsche Freunde und Sophisten, manches in einige Lehrgebäude der Logik eingemischt sey, was bloss für die Rhetorik gehört. Er ist, bey fortgesetztem Nachdenken zu der Überzeugung gelangt, dass die ganze Logik nichts sey, als eine *rein philosophische*, (also von aller Sophisterey entfernte, und alle Sophisticationen aufdeckende) *Rhetorik der Verständlichkeit*. Eben darum aber darf auch die Logik, wenn sie das, von der Vernunft ihr angewiesene, Gebiet nicht überschreiten will, nicht weiter gehen, als bis zu den *Principien der Verständlichkeit*, d. h. bis zu den Sätzen des Widerspruchs und der Identität. Sie geht, diese Sätze, als ihre Principien und Grenzsteine anerkennend, nur bis zu der Bemerkung, *dass* das Widersprechende nicht verständlich denkbar sey, und bloss das Nicht-widersprechende (Identische) sich denken lasse; aber, *was*, seinem Wesen nach, Widerspruch enthalte, das zu bestimmen, überlässt sie, sofern es wissenschaftliche Wahrheit betrifft, dem höheren Denkvermögen, (welches sie, eben desshalb, als die höhere Logik, ehrt,) und sofern es gemeine, sinnlich vorstellbare, Gegenstände betrifft, dem gesunden Verstande (welchen sie eben darum auch, als die natürliche Logik, sehr hoch schätzt). Es wird die Logik desswegen, weil sie nur Philosophie der verständlichen Vorstellung und Darstellung seyn will und soll, auch nicht bloss, als nothwendig für den Philosophen, sondern auch, als unentbehrlich für jeden anderen Gelehrten, geachtet, und, wenn man auch dem positiven Theoretiker und dem blossen Geschäftsmanne die höhere Vernunftansicht seines Fachs und seines Geschäftskreises erlässt, so giebt man ihnen doch nicht die Erlaubniss, in ihrer Theorie oder Praxis unlogisch zu seyn. Die Untersuchung über den inneren Gehalt des reinen und höheren Denkens, und seinen Unterschied von dem gemischten und niederen überlässt die Logik der *Metaphysik*. Will man, mit *Kant* und anderen, den Theil der Metaphysik, der der Erforschung des Wesens des Denkens und der realiter verschiedenen Arten desselben gewidmet wird, Logik, oder bestimmter, transcendentale Logik nennen, so hat man hiezu Grund in der Sache: ja, nach Rec. Überzeugung, ist der Übersetzungsname, Vernunftlehre, den man der eigentlich sogenannten Logik gegeben, ein Name, welcher allein der höheren Philosophie gebührt, und, will man übersetzen, die Logik eine Verstandeslehre zu nennen. Auch ist unleugbar, dass die Metaphysik das Wesen des Denkens noch tiefer ergründen und deutlicher beschreiben könne und müsse, als bisher geschehen ist, und der Vf. erwirbt sich ein neues, grosses Verdienst um die Philosophie, dass er dieses metaphysische Geschäft so thätig zu befördern sucht, und zur Betrachtung des negativen und positiven Kriteriums der Wahrheit aus einem höheren, als dem bloss logischen, Standpunkte, mit eindringender Wärme auffodert. Doch wünschte Rec., dass ein Mann, dessen Stimme in Angelegenheiten der Philosophie so bedeutend ist, auch nicht dem Scheine nach, zu der Herabsetzung der Logik stimmte, die in unseren Tagen von mehreren, aus Furcht vor der Strenge logisch genauer Kritik, mit recht ängstlicher Beflissenheit betrieben worden ist. Zwar hat die Wissenschaft deren Wahrheit durch die classischen Denker aller Zeiten und Völker, und selbst durch die unwandelbare und nie wankende Praxis des gesunden Menschenverstandes bewährt ist, ihre Vernichtung nicht zu befürchten; aber es ist doch zu besorgen, dass unselbstständige Jünglinge durch die Worte der Imponirenden, und noch mehr durch missverstandene Äusserungen Geachteter und Achtungswürdiger gegen ein nothwendiges Wissen gleichgültig gemacht werden: eine Besorgniss, welche bedeutend ist für jeden, der es weiss, dass das Studium der Logik den meisten für Studium der Philosophie überhaupt gilt, und dass durch die Logik, die der vernünftige Lehrer, besonders auf Universitäten, auch als Vorübung und Reiz zum Philosophiren benutzen wird, schon mancher zur philosophischen Ansicht seines Wissens und Lebens gereizt worden ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JULIUS, 1805.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Über das Verhältniss des gesunden Verstandes und der philosophirenden Vernunft zum gemeinen Verstande und zur speculirenden Vernunft.* Von *K. L. Reinhold*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn Rec. den Vortrag des scharfsinnigen Denkers richtig gefasst hat, so denkt er in Absicht der wahren Philosophie grösstentheils einstimmig mit Ihm. Die Bemerkungen, zu welchen der, oben ausgehobene, dritte Satz den Rec. veranlasst, werden das eben Gesagte näher bestimmen.

Wahrheit und Wesen sind mehr, als blosse Erscheinung, sie werden durch bloss subjective Fassungskraft nicht in ihrer reinen Gestalt erkannt, und es muss, so gewiss die Wahrheit ist, ein mehr, als subjectives, ein reines, ein höheres Denken geben. Dieses höhere Denken ist das eigenthümliche und einzige Organ, wodurch das wahre Wesen philosophisch aufgefasst werden kann. Aber es ist auch bloss *Organon* der Philosophie, nicht ihr *Princip*, nicht das Höchste, welches sie vermittelst dieses Organons sucht, um die Vernunft für Wissen und Handeln vollkommen zu organisiren: und die Analyse des höheren Denkens ist zwar ein durchaus nothwendiges Geschäft für den Philosophen, der eine deutliche Einsicht in das Wesen des philosophischen Organs haben muss, aber sie ist keinesweges die Philosophie κατ᾽ ἐξοχην.

Das *reine* Denken ist das Organ der Philosophie, nicht das *rechnende* oder überhaupt mathematisirende. Dieses führt vielmehr, in der reinen Philosophie angewendet, zu todtem Formelwerk und irrigen Ansichten. Denn das mathematisirende Denken ist construirend (dieses Wort nach dem Kantischen Sprachgebrauch verstanden), es denkt und behandelt nicht die reine Idee, sondern kleidet die Idee in sinnliche Formen; in dem mathematisirenden Denken wird also der Gedanke nicht in seiner Reinheit, sondern vermischt mit Sinnlichem festgehalten und erwogen. *Wolfs methodus mathematica* hat der Ausbreitung der Leibnitzischen Ideen ungemein geschadet, und unsere *Baumgarten*, *Mendelssohne* und *Eberharde* würden der Philosophie noch herrlichere Dienste geleistet haben, wenn sie *Leibnitzens* Philosophie nicht durch das trübe Glas des Wolfischen Systems betrachtet hätten. (Der Name *Leibnitz-Wolfische* Philosophie, den man der vor *Kant* herrschenden beygelegt, ist, dass Rec. diess beyläufig bemerkt, historisch richtig, aber dabey vor dem Irrthum, den viele hegen, dass die *Leibnitz-Wolfische* Philosophie rein-leibnitzische sey, zu warnen.) Das „*berechnete*, geregelte Denken, welches allenthalben in der Natur hervorleuchtet," ist allerdings nothwendiges Object der philosophischen Contemplation, und ergötzt den Denker durch den wunderbaren Parallelismus der Sinnen- und Ideen-Welt; aber selbst dieses sogenannte berechnete Denken kann nicht *rechnend* aufgefasst werden, wie es nicht nach Rechnungsregeln gemacht ist, sondern diese vielmehr erst gegeben hat. *Baco* und *Buffon* und *Rousseau* haben die feste Regel, die sich in und ausser dem Menschen offenbart, nicht rechnend erkannt, und die Sänger der Ilias und Odyssee, in deren Werken gewiss das Gesetz des reinen Denkens sichtbar ist, haben diese Werke, nicht rechnend, sondern rein denkend und dichtend gebildet. Reine Vernunft-Ideen und Vernunftschlüsse aus ihnen, das sind die Elemente des Philosophirens, und in allen classischen Philosophieen als solche anerkannt und angewendet worden. Aber Studium der Mathematik ist eine wesentliche *Vorübung* zur Philosophie, denn es gewöhnt an das, von der Philosophie gefoderte, durch keinen Schein verwirrte, keine Einbildung zerstreute und an unwandelbare Normen sich haltende Begreifen, Urtheilen und Schliessen. In diesem Sinne ist das Platonische ὀδεις αγεωμετρητος εισιτω zu verstehen, das er daher auch an dem *Eingang* seiner Hallen den Fremden, nicht aber im *Inneren* seinen philosophischen Freunden zurief.

Das erste Postulat der Philosophie — Postulat in der mathematischen Bedeutung der unendlichen Ausdehnung der Linie, nicht in der neu-philosophischen genommen — ist das Bestehen der Vernunft und die Beförderung derselben ins Unendliche. Sowie nun die Mathematik (man erlaube hier diese, bloss parallelisirende, Ansicht, und denke an Euklides Linien-Arithmetik in der Proportionslehre u. s. w.) die Linie, construirend, bis zu ihrer höchsten Potenz (im mathematisch-unendlichen und dem Weltensystem) wissenschaftlich verfolgt: so forscht der philosophirende Denker, speculirend, der Vernunft bis zu ihrer höchsten Dignität nach, und die Philosophie ist, ihrem Wesen nach, nichts anderes, als die gesunde Vernunft auf der höchsten Stufe ihrer scientifischen und praktischen Organisation. Wo die Vernunft ihres vollen Selbstbewusstseyns im höchsten Grade geniesst, und sich bis auf die höchste Stu-

redet, wo nach dem Zeugnisse des verdienstvollen Hn. Justizrath *Rothe* die Justizverwirrung so groß war, dass die Wohlthat der Vergleichs-Commissionen gewiss allda nicht zu verkennen ist, so wie es höchst undankbar seyn würde, die fast die Kräfte der Menschheit übersteigende Arbeit der Vergleichs-Commissarien zu verkennen.

Wenn man die Worte der Recension in ihrem wahren Gebrauche gegen die Einführung der Vergleichs-Commissionen in Holstein wieder herstellt, sind sie gewiss nicht für leidenschaftlich zu halten, da es eine gänzliche Unkunde der Gerichtsverfassung in Holstein verrathen würde, wenn man daselbst die Vergleichs-Commissionen auf einen anderen Fuss, als den in der Recension der Recension selbst gerühmten Preussischen einführen wollte. Rec. darf, ohne zu viel zu thun, sagen, dass in keinem Lande eine bessere Justiz herrscht als in Holstein, und ist überzeugt, dass man sich nicht stark genug gegen die Einführung der Vergleichs-Commissionen erklären kann. Ist das leidenschaftlich, wohlan, so sind auch Leidenschaften hoher Grad von Pflicht! — Es ist nicht in der Recension des *Memoire* gesagt, dass den Parteyen untersagt sey, nach misslungenem Versuche der Vergleichs-Commissionen noch anderswo einen Vergleich zu stiften. Wer kann so etwas auch nur ersinnen? — Dass in allen Real-Iniurien *ex officio* verfahren werden soll, hält Rec. nach *Quistorp* nur mit den Grundsätzen einer guten Polizey-Ordnung für Recht, wenn gleich die classische Schrift des Hn. *Weber* hier gegen ihn ist.

GDZ.

KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Wien*, b. Gerold: *Schematismus des kaiserlichen, auch kaiserlich-königlichen Hofes und Staates, besonders aber in der Haupt- und Residenz-Stadt Wien befindlichen höchsten und hohen unmittelbaren Hofstellen, Chargen und Würden, niedern Collegien, Instanzen und Expeditionen nebst vielen andern zum allerhöchsten Hof, den k. k. Erbländern und der Hauptstadt Wien gehörigen geistlichen, weltlichen und Militär-Bedienungen, Versammlungen, Stellen und Ämtern.* Mit Inhalt- und Namen-Register versehen. 1805. 536 S. 8. Die Erwartung, dass mit dem österreichischen Kaiserthume eine Verbesserung dieses Staatshandbuchs beginnen würde, ist noch nicht erfüllt, und bleibt daher jetzt auf das rühmliche Versprechen der *Degenschen* Buchhandlung geheftet. Selbst die Erwerbungen durch die Friedens-Tractaten von Campo-Formio und von Lüneville, namentlich die venetianische Provinz, sind noch nicht darin aufgenommen; überall auch das rühmliche Beyspiel des *Militär-Almanachs* unbefolgt geblieben. Rec. beschränkt daher diese Anzeige auf einzelne Wahrnehmungen, so wie sie sich nach der Seitenzahl folgen. S. 9 erlitt das Gesandtschaftspersonale seit dem Abdrucke mehrere Veränderungen. Z. B. die neue Gesandtschaft bey dem oberrheinischen Kreise und bey Kurhessen fehlt; auch die bey Niedersachsen. S. 70 findet man das Personale der im Auslande so merkwürdigen Bücher-Censur. Es bestehet aus 13 Censoren und den Subalternen. Höchst weitläuftig ist S. 319 der Commentar über ein *gräflich löwenburgisches Convict, bey den P. P. Piaristen in der Josephstadt.* — Äusserst ausführlich ist gleichfalls das Verzeichniss der *Bothschafter, Gesandten, Abgesandten, Residenten, Abgeordneten, Räthe, Reichshofraths-Hof-Agenten, wie auch Legationssekretär* (so ist bis auf die mangelhafte Orthographie die Gradation beobachtet) von der Stadt *Aalen* an, mit Inbegriff der Kaiser und Könige bis auf den Agenten der Gebrüder *Zyllenhard.* — S. 456 bemerkt man unter den Rittern des Theresien-Ordens 9 brittische und 6 russische Officiere. — Der Abschnitt von *Ungarn* ist in lateinischer Sprache abgefasst. — Die Zahl der Consuln füllt die S. 529 bis 536. In Triest allein residiren 21 auswärtige Agenten, unter welchen auch einer von der ionischen Republik sich befindet.

11+2.

ERDBESCHREIBUNG. *Leipzig*, b. Steinacker: *Reisen zu Wasser und zu Lande* etc. von *Joh. Friedrich Kessler*, königl. spanischem pens. Chirurg. Mit einem Kupfer. 1805. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Als Chirurg ging *Kessler* (geb. i. J. 1742 zu Altenburg) wie so mancher junge Mensch, voll süsser Hoffnungen und Träume in die Welt, sein Glück in derselben zu suchen, und hegte ein ganz besonderes Verlangen übers Meer zu gehen, die Eldorado's aufzusuchen, welche die damals allgemein gelesenen Robinsonaden so reizend schilderten, dass wirklich diesen Schilderungen die sogenannte neue Welt manchen ihrer Bewohner zu verdanken hatte. So kam er 1760 zu den preussischen Truppen, wurde aber 1763, nach geschlossenem Frieden, dienstlos, fing an zu wandern, nahm endlich 1769 kaiserliche Kriegsdienste, und kam nach Italien als Fourier. Im Jahr 1772 wurde die Anzahl der Fouriere vermindert; *K.* erhielt seinen Abschied, und ging in neapolitanische Dienste. Als Protestant kam er in Neapel in Verlegenheit, und musste 1774 diese Stadt verlassen, worauf er in florentinische Seedienste ging, in welchen er 1775 von Seeräubern gefangen genommen und in die Sklaverey nach Algier geführt wurde. Hier erbarmte sich seiner der französische Consul, und nahm ihn 1777 in sein Haus, brachte es auch dahin, dass er im Sept. 1778 von spanischen Missionairs *de Nuestra Sennora de la Redencion*, nebst anderen Sklaven, losgekauft wurde. Er kam hierauf in spanische Kriegsdienste, in welchen er bey verschiedenen Gelegenheiten verschiedene Theile Spaniens so genau kennen lernte, als wohl selten ein Reisender sie kennen lernen wird. Er giebt uns besonders gute Beschreibungen von Gibraltar, Barcelona, Barcelonetta, ein Gemälde von Madrid, welches in mehreren Linien der kargen *Fischerschen* Darstellung dieser Stadt weit vorzuziehen ist. Wir folgen ihm nach Frankreich in den Krieg, ziehen mit ihm nach Spanien, und lesen seine Schilderungen von den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten etc. der Spanier mit Vergnügen. — Der Vf. sehnte sich endlich in sein Vaterland zurück, in den Ort, wo er erzogen worden war, und ging mit Urlaub, als Pensionair, zu seiner Schwester, deren Mann Pfarrer zu Frankenthal bey Gera ist. Hier kam er im Jul. 1803 an, und hier hat er seine Reisen geschrieben, und fühlt sich glücklich. Aber sein Schwager kann ihn nicht bey sich behalten, ohne sich und seiner kleinen Ökonomie zu schaden. *Kessler* ist ein Greis; er wird sein Vaterland wieder verlassen müssen. „Ich fühle es, sagt er S. 326, mein Herz wird bluten, wenn ich zum letztenmal die lieblichen Bäume und die trauten Blumen unter meinem Fenster begrüsse, meine Augen werden in Thränen schwimmen, wenn ich zum letztenmal die kleine, einfache Laube besuche, in der ich diese Blätter niederschrieb, das Herz meiner Schwester wird brechen, wenn ich den letzten Bruderkuss auf ihre Lippen drücke, und von ihr auf ewig scheide, denn unsere Wege laufen hienieden nicht mehr zusammen; nur dort, wo der Geist unserer Ältern weilt, werden wir uns wieder finden!" — — Man legt das Buch in der That nicht ohne Wohlwollen gegen den Vf. aus der Hand, der so viel Angenehmes und Nützliches erzählt hat, und ruft: Möge der Wunsch, in seinem Vaterlande sein Leben beschliessen zu können, dem guten Alten gewährt werden!

V. S.

Monatsregister

vom

Julius 1805.

Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

Kren-

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. In-

III. Intelligenzblatt des Julius.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ankündigungen.

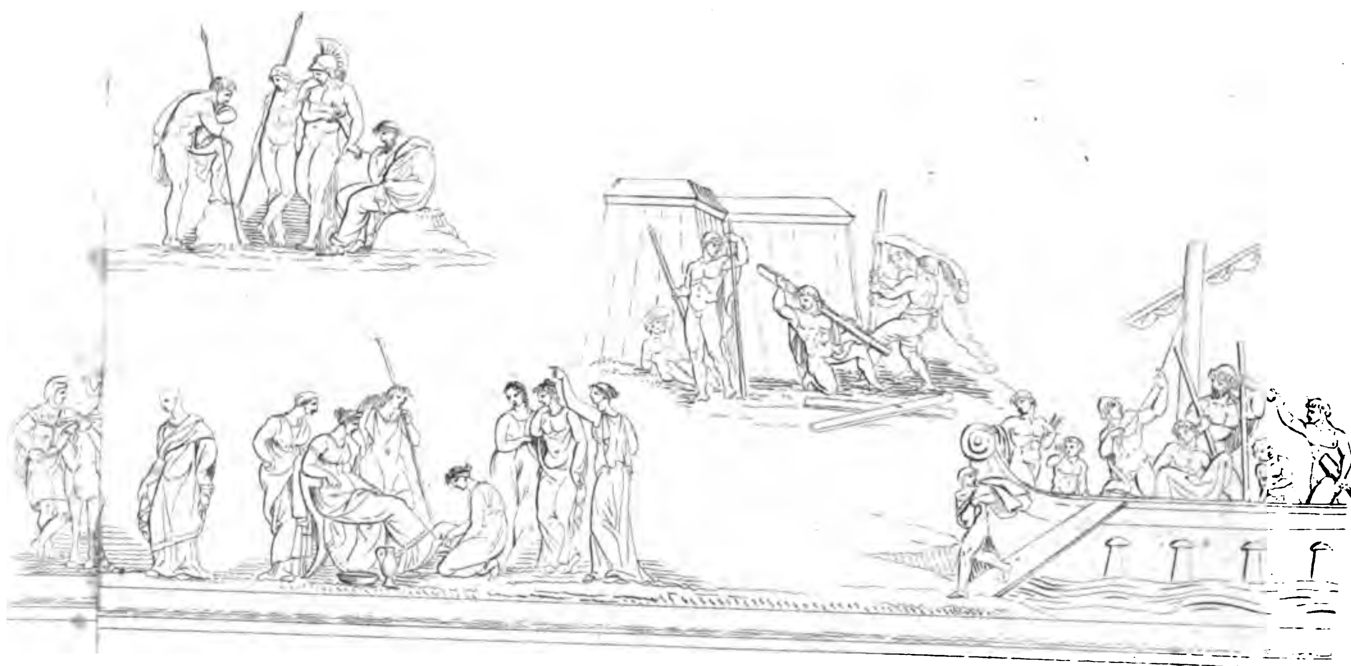
Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ne-

Ge... nehlich ... über die Zeit, in welcher er gelebt hat etwas näher auseinander zu setzen.

Von dem Künstler, welcher es unternimmt, Polygnots Bilder nach Beschreibungen bildlich wieder

... nes und Gefälliges überall vorwalten zu lassen. Im Falle des Gelingens müsste freylich ein solches Verfahren weder das Kräftige, Grosse, in den Formen benachtheiligen, noch den Ausdruck oder die Bedeutung schwächen, das Mächtige, das Starke würde



Über Polygnots Gemälde

auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit Beziehung auf die von Fr. und Joh. Riepenhausen entworfenen Umrisse und Erläuterung derselben.

Zur weimarischen Kunstausstellung vom Jahr 1803 wurden von den Gebrüdern *Fr.* und *Joh. Riepenhausen* aus Göttingen eine Folge gezeichneter Umrisse, Figuren und Gruppen eingesendet, nach der Beschreibung des Pausanias von einem der Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi entworfen. Dise Bemühungen der Hn. Riepenhausen wurden schon damals vom Publicum günstig aufgenommen; auch haben wir ein Programm zum 1sten Band der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1804 derselben öffentlich als einer verständig ausgedachten Unternehmung Meldung gethan, und über den Kunstwerth der Ausführung die erfoderlichen Bemerkungen hinzugefügt. Weil aber die genannten Künstler bey ihren eingesendeten Entwürfen keine Zusammenstellung des Ganzen versucht: so fanden wir uns veranlasst, nicht nur unsere Gedanken von den Malereyen des Polygnotus in der Lesche zu Delphi überhaupt mitzutheilen, sondern auch, so weit blos typographische Mittel zureichen mochten, durch besondere Tafeln die wahrscheinliche Anordnung jener Gemälde darzustellen. Die Zeichnungen der Hn. Riepenhausen umfassten indessen nicht das Ganze, was Pausanias von Polygnot's Gemälden in der Lesche zu Delphi berichtet hat; sie beschränkten sich vielmehr blofs auf den Inhalt des einen grofsen Gemäldes an der rechten Seite oder Wand, welches an dem einen Theil die Eroberung von Troja, an dem anderen die Verherrlichung der Helena und die Heimfahrt der Griechen bedeutete.

Unsere Künstler haben ihre Zeichnungen, seitdem wir solche gesehen, nochmals revidirt, in Kupfer gestochen, und nunmehr in Dietrichs Verlage zu Göttingen in 14 Blättern Queer-Fol. nebst noch einer neu hinzugekommenen Tafel, welche die Composition des ganzen Werks zeigen soll, erscheinen lassen, begleitet von einer gedruckten Erläuterung auf 1 Seiten in 4, denen das Gebäude der Lesche im Auf- und Grundrisse vorgesetzt ist.

Zur Recension dieses Werks aufgefodert (vgl. No. 14 dieses Jahrg.), verbinden wir mit derselben gegenwärtig noch die Absicht unsere in dem oben erwähnten Programm vom J. 1804 bereits dargelegten Gedanken über Polygnot's Geist und Kunst, vornehmlich aber über die Zeit, in welcher er gelebt hat etwas näher auseinander zu setzen.

Von dem Künstler, welcher es unternimmt, Polygnots Bilder nach Beschreibungen bildlich wieder darzustellen, darf man weder das Unmögliche fodern, noch etwas Überflüssiges oder Zweckloses verlangen. Unter dem Unmöglichen verstehen wir aber getreue Bilder der ursprünglichen Gestalten, Gebärden, Bekleidungen etc., welche einen vollkommen bestimmten Begriff, ja die klare Anschauung der Specialeigenschaften jener verloren gegangenen Bilder gewähren könnten; dieser ist auch wohl nur in dem Falle noch zu hoffen, wenn etwa zufällig alte Copien derselben aufgefunden würden. Überflüssig wäre unter den gegebenen Umständen ein geistloses Nachäffen des älteren etwas steifen griechischen Kunstgeschmacks: denn wiewohl höchst wahrscheinlich Polygnots Arbeiten von demselben noch nicht völlig befreyt gewesen sind, so ist es doch keineswegs diese Alterthümlichkeit, warum Werke des gedachten grofsen Künstlers, wenn auch jetzt noch dergleichen im Original vorhanden wären, vornehmlich zu schätzen oder nachzuahmen seyn dürften, weil unter den, uns noch übergebliebenen, Resten der griechischen Kunst ohne allen Zweifel sich vieles von schönerem Geschmack, genauer abgewogenen Formen, und also von dieser Seite betrachtet, auch Mustermäfsigeres findet. Allein der ernste hohe Sinn mit reiner Naivetät im Bunde, mit bewundernswürdigem Vollgehalt und verständiger Zweckmäfsigkeit in der Wahl aller zur beabsichtigten symbolischen Darstellung des Gegenstandes dienlichen Motive, das sind die grofsen nacheifernswerthen und vermuthlich niemals übertroffenen Verdienste, welche Polygnots Ruhm durch alle Zeiten getragen haben und noch tragen werden; wir halten sie aber keinesweges für Dinge, die von dem damals herrschenden Nüanzen im Geschmack der Ausführung abgehangen, oder dieselben nothwendig wieder bedingen, sondern für ewige Grundlagen der Kunst überhaupt im höchsten Sinne. Die Hn. Riepenhausen haben sich demnach Ansprüche auf Beyfall und Dank von den Kunstfreunden erworben, weil sie in ihrem Darstellungsversuch des Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi den alten strengen etwas steifen Geschmack, als zur Sache nicht wesentlich nothwendig, vermieden, hingegen die löbliche Absicht verrathen, Mannichfaltigkeit, Schönes und Gefälliges überall vorwalten zu lassen. Im Falle des Gelingens müsste freylich ein solches Verfahren weder das Kräftige, Grofse, in den Formen benachtheiligen, noch den Ausdruck oder die Bedeutung schwächen, das Mächtige, das Starke würde

de dem schönen Zarten gegenüber nur noch gewaltiger erscheinen, und dieses im Gegensatz mit jenem noch mehr Anmuth erhalten. Hier aber könnte man von dem Künstler, der es übernehmen will, Bilder des Polygnot wieder darzustellen, billig etwas mehr verlangen, als in den Blättern der Hn. Riepenhausen geleistet worden. Denn was wir schon ehemals gegen ihre gezeichneten Entwürfe zu erinnern nöthig gefunden, ist gröſstentheils auch jetzt noch gegen die Kupferstiche geltend zu machen, nehmlich die Umrisse der Fig. sind gar oft fehlerhaft, das Verhältniſs der Theile ist nicht genau beobachtet, Ausdruck und Charakter sollten wahrhafter, abwechselnder und kräftiger seyn; Greise erscheinen weder alt, noch abgelebt, Kinder eben so wenig wahrhaft kindlich, die Frau ist nicht gegen die Magd, der Herr nicht vom Diener gehörig unterschieden.

Obgleich, dem Gesagten zufolge, Darstellungen der Polygnotischen Gemälde in treuer Übereinstimmung mit den Urbildern durch neu verfertigte Entwürfe nach des Pausanias Beschreibungen unter die unmöglichen Dinge zu rechnen sind: so muſs man dennoch wünschen, ja wir empfehlen es allen strebenden, willigen, talentvollen Künstlern angelegentlichst, daſs die Sache noch nicht als abgethan durch die Riepenhausischen Entwürfe, deren Verdienst wir übrigens nicht miſskennen, betrachtet, sondern vielmehr als eine sehr reichhaltige, für die Darstellung besonders günstige Aufgabe angesehen werden möge, welche Mehrere mit gutem Erfolg bearbeiten können. Das Werk des Pausanias ist in dieser Hinsicht ein reicher, noch wenig benutzter Schatz; und unter das Köstlichste, was derselbe enthält, gehören ohne Zweifel die Beschreibungen von den Gemälden des Polygnot. Auch das schönste Talent wird schwerlich einen günstigeren Gegenstand wählen können, um seine Kräfte zu prüfen.

Wenn es aber bey einem solchen Unternehmen dem Künstler erlaubt seyn muſs, der vom Pausanias uns überlieferten Nachrichten sich mit Freyheit zu bedienen, und ohne den altgriechischen Kunstgeschmack nachzuahmen, der wahrscheinlich in Polygnots Original-Gemälden herrschte: so wird ihm hingegen ein genaueres Forschen nach der wahrscheinlichen Anordnung der einzelnen Figuren und Gruppen zum Ganzen in jenen Gemälden um so mehr nützlich, ja unentbehrlich seyn, als eben diese Anordnung in den Geist des Werks wesentlich eingreift, die symbolische Art darzustellen, deren sich Polygnot bedient hat, motivirt, und wieder von derselben motivirt wird. Da nun die Riepenhausische Tafel, welche die Anordnung des ganzen Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zeigen soll, unter den von diesen Künstlern dem Publicum übergebenen Entwürfen gerade der unbefriedigendste ist: so haben wir die unserm Ermessen nach nöthigen Abänderungen mit demselben vorgenommen, und legen nun in der beygefügten Kupfertafel einen neuen Versuch Kunstfreunden und Alterthumsforschern zur Prüfung dar.

Schon *Caylus* in seinem Entwurf eben dieses Gemäldes fehlte vornehmlich darin, daſs er Polygnots symbolisch gedachte Figuren in die dramatische Compositionsform der neueren Malerey zwingen wollte, und gleichen Irrthum haben auch die Hn. Riepenhausen jetzt begangen, wiewohl sie im Übrigen den antiken Sinn und Geschmack weit besser ausgedrückt, als der Franzose, oder mit anderen Worten, sie haben, nachdem ihnen gelungen, dem Grafen Caylus weit vorzuschreiten, sich doch auf diesem Punkt wieder gegen ihn zurück gewendet. Man vermiſst in ihrer Tafel das Hüben und Drüben, Gegensatz und Gleichgewicht, wie auch die durchlaufenden Linien, worauf, dem Princip von symmetrischer Anordnung zufolge, der alte Maler seine Figuren und Gruppen gestellt. Man kann zwar das Werk als ein Doppelgemälde ansehen, es ist vielbedeutend, voller Sinn und Gehalt in allen seinen Theilen; nichts destoweniger muſs alles unter sich in Verbindung gebracht seyn, alles muſs als ein geordnetes Ganzes ohne Verwirrung erscheinen. Die Figuren der beiden einander entgegengesetzten Hälften dürfen demnach nicht von ungleicher Gröſse seyn, wie solches, wahrscheinlich um den beabsichtigten Unterschied merklicher zu machen, auf der Tafel der Hn. Riepenhausen der Fall ist. Sie verfehlten den wahren Sinn endlich auch noch besonders damit, daſs die Stadtmauer, welche Epeos einzuwerfen sucht, als eine wirkliche Trennung der einen Hälfte des Gemäldes von der andern gebraucht wird, wodurch Polygnots gemalte Dichtung von ihrer hohen symbolischen Würdigkeit einbüſst, und einen unangenehmen Zusatz von gemeiner Realität erhält, wie jedermann gleich fühlen und einsehen muſs, der mit den Werken der alten Kunst nicht bloſs oberflächlich bekannt ist.

Da unsere Tafel keine neue oder verändrte Darstellung der einzelnen Theile beabsichtigt, sondern nur die Berichtigung der Composition des Ganzen: so konnten wir uns auch der Riepenhausischen Figuren und Gruppen groſsentheils wieder bedienen, damit den Sachkundigen die Vergleichung beider Tafeln desto bequemer werde; jedoch sind wir ihnen über die vorgenommenen Abänderungen Rechenschaft zu geben schuldig.

Erstlich haben wir alle Figuren von gleicher Gröſse gehalten, und auf parallele Linien gesetzt haben angenommen, daſs die unterste Reihe derselben nicht wie nach einem perspectivischen Plane gleichsam vertieft im Bilde, sondern unmittelbar über einem etwas vorspringenden Gesims oder Endigung einer hohen Lambris gemalt gewesen. Daher werden die sämmtlichen Figuren zur Linken tiefer gerückt; das Kind, welches erschrocken zum Altar flüchtet, worauf der Harnisch liegt, von der Gruppe der Laodice mehr abgesondert, wie selbst der Text zu verstehen giebt; auch darf es als eins der bedeutendsten Motive im ganzen Stück frey in die Augen fallen, und weil Polygnot die Ursache der Furcht des Kindes von der Gruppe des Neoptolem's, der die Tro-

janer

jener noch verfolgt, abzuleiten scheint, so wurde es deswegen mit derselben durch die Linie in Verbindung gebracht. Ferner glaubten wir dem Sinn der Darstellung sowohl, als der Beschreibung des Pausanias gemäss, den Raum zwischen den Figuren der beiden Atriden und der Wohnung des Antenors dergestalt vergrösern zu dürfen, dass höher hinauf der Haufe erschlagener Trojer Platz gewann, welcher sodann in der symmetrischen Anordnung des Ganzen jener Gruppe gegenüber steht, wo man auf der anderen Seite des Gemäldes die Gezelte abbrechen sieht.

Odysseus wurde herum gewendet, weil sich vom Polygnot nicht erwarten lässt, dass er ihn, den Klügsten und Vorsichtigsten der griechischen Helden, mit dem Unbesonnesten derselben in Verbindung gebracht, wohl aber etwa in hoher sittlicher Absicht, durch Charakter und Handlung verschieden, beide neben einander wollte contrastiren lassen.

Epeus, der die Mauer niederreisst, ist als Symbol höchst bedeutend; deswegen sowohl, als weil ihn Pausanias gleich vor dem Polypoites und Akamas nennt, musste er neben sie und in die unterste Reihe gesetzt werden; denn so entfernt, verkleinert, zu oberst in das Bild verwiesen, und an den unendlichen Stadtmauern sich abmüdend, wie man ihn auf der Riepenhausischen Tafel erblickt, steht er dem Sinn der Sache zuwider, nicht weniger auch dem guten Geschmack.

Die Figuren der Andromache und der Medesikaste wurden zu dem Ende hin weiter auseinander gerückt, auch die zwischen ihnen stehende Polyxena anders gezeichnet, damit die beiden höher auf einer zweyten und dritten Linie befindlichen Gruppen gefangener Trojanerinnen in der Composition gleichsam eine Base hätten, denn die Solidität, die wir in allen Monumenten des älteren griechischen Stils wahrgenommen haben, scheint es zu erfodern. Von diesen drey Figuren soll die Sitzende zur Rechten, mit dem Kind die Andromache vorstellen; aber die neben ihr stehende wünschten wir, nach Massgabe des Texts, als Medesikaste, und die gebückt auf der Ferse sitzt, als Polyxena angesehen, da die Umrisse der Hn. Riepenhausen sie hingegen unrichtig, diese für Medesikaste, und jene für die Polyxena geben. Die in der Mitte stehende Figur erscheint dieser Ursache wegen auf unserem Blatt etwas abgeändert.

Nachdem nun die von den Hn. Riepenhausen entworfenen Umrisse betrachtet worden, und für die Zusammenstellung des Ganzen einige Verbesserungen vorgeschlagen sind: bleibt uns noch übrig auch der gedruckten Erläuterung zu gedenken, welche die genannten Künstler ihren Tafeln beyfügten.

Wir ehren und schätzen das schöne Talent der Vff. in seinen verschiedenen Äusserungen nach Würden, und hegen überhaupt den besten Willen gegen sie, können uns aber an ihrer ahndungsvollen, gestaltlosen Ansicht der Kunst des Alterthums durchaus weder erfreuen, noch dieselbe für die wahre, nützliche und fördernde halten. Wer mag z. B. wohl verstehen, was die — *unendlich geheimnissvolle Offenbarung des Gemüths* — seyn soll, von welcher S. 19 geredet wird? Eben daselbst findet sich die erweislich unrichtige Behauptung — Malerey sey ihrer Natur nach symbolischer als die Plastik, und auf der 20 Seite verstricken sie sich in einen noch unverzeihlicheren Irrthum. „Niemals (so heisst es) war der Grieche zu der Erfindung eines solchen Kunstwerks gelangt, in welcher sich der Geist der ganzen Welt, mit allem seinen Glanze, allen seinen Verborgenheiten, und seiner entzückenden herrlichen Hoheit offenbart; diese lag ausserhalb des Umfangs seiner Möglichkeit, und war späteren Zeiten vorbehalten, in welchen eine andere göttlichere geheimnissvollere Religion, eine andere, durch sie wiedergeborene Welt mit neuer Vortrefflichkeit überströmen sollte." Wem ist in diesen Phrasen die neukatholische Sentimentalität nicht bemerklich? das klosterbrudrisirende, sternbaldisirende Unwesen, von welchem der bildenden Kunst mehr Gefahr bevorsteht, als von allen Wirklichkeit fodernden Calibanen.

Zum Beschluss erlaube man uns noch einige Betrachtungen, welche dahin abzwecken sollen, in kunstgeschichtlicher Rücksicht die Zeit näher auszumitteln, wann Polygnot eigentlich gelebt und gemalt habe. Es ist keinem gegründeten Zweifel unterworfen, dass unser Künstler ein groser Verbesserer der zu seiner Zeit noch unmündigen, und nur erst später zur Vollendung gelangten Malerey war; und so lassen uns auch die Specialnachrichten der Schriftsteller in Polygnots Gemälden, neben Gedanken von unschätzbarem Gehalt, doch noch eine sehr grosse Einfalt, ja man möchte beynahe sagen, Spuren von Rohheit in der Ausführung erkennen; Plinius aber rechnet ihn unter diejenigen Künstler, welche noch vor der 90 Olympiade berühmt waren. Soll man nun annehmen, wie der Sinn des Texts beym Plinius wirklich zu bedeuten scheint, Polygnot habe ganz kurz vor der erwähnten Zeit geblüht: so entsteht ein nicht wohl zu begreifendes Missverhältniss des seinen Malereyen zugeschriebenen Stils gegen denjenigen, welchen man in den, alsdann mit ihnen für gleichzeitig zu achtenden plastischen Monumenten bemerkt; und dieses Missverhältniss erzeugt wieder eine Störung in dem der Kunstgeschichte zum Grunde liegenden Begriff vom allgemeinen Gange und ruhig stufenweisen Emporsteigen der Kunst im Alterthum. Nicht befriedigend wäre es, wenn man sich darauf berufen wollte, dass der Plastik als älterer Kunst in der damaligen Zeit noch Vorschritte über die Malerey eingeräumt werden müssen; weil dieses Vorausschreiten der Plastik doch nur die mechanischen Mittel und Fertigkeit betreffen konnte, keineswegs aber den Geschmack überhaupt, den Stil der Formen. Der Bildhauer mochte vielleicht seinen Stoff besser handhaben, seinen Willen gewandter ausdrücken — als der Maler mit unvollkommenerer Technik zu thun im Stande war. Aber sie strebten doch beide nach einem Ziele hin, ihre Geschmacksbildung war dieselbe, und die Foderungen, welche von dieser Seite beide zu erfüllen

füllen hatten. Es lohnt also wohl der Mühe, nachzuforschen, ob Polygnots Werke nicht füglicher in eine, etwas frühere Zeit zu setzen wären, als nach der unbestimmten Angabe des Plinius gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Plutarch führt im Leben des Cimon beyläufig an, der Maler Polygnot habe Cimons Schwester, Elpinice, geliebet, auch das Bildniss derselben in der Halle zu Athen, welche Poecile hiess, als Laodice angebracht. Nachrichten des Plinius und des Pausanias zufolge, war Polygnots Gemälde in der Poecile zu Athen, ohngefähr des nämlichen Inhalts wie das auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit dessen Erinnerung wir uns auf diesen Blättern beschäftigt haben. Doch davon nichts weiter, denn zu unserm jetzigen Zweck ist es hinlänglich zu wissen, dass Polygnotus die Elpinice gemalt und geliebt hat, weil beides zu der Vermuthung berechtigen kann, diese Dame sey damals noch in blühendem Alter schön und liebenswürdig gewesen, welches hingegen nicht mehr der Fall seyn möchte, da sie zum Perikles ging, um für ihren angeklagten Bruder zu bitten, und die demüthigende Antwort erhielt: *Elpinice, du bist zu alt, als dass du dergleichen thun solltest.* Cimon wurde hierauf aus Athen verbannt im 1 Jahr der 80 Olympiade. Er sowohl als seine Schwester konnten zu derselben Zeit kaum weniger als 40 Jahre alt seyn. Denn Plutarch bemerkt ebenfalls, Miltiades, ihr Vater, habe sie alle beide *noch sehr jung und unverheyrathet nachgelassen.* Miltiades aber ist gestorben im 4 Jahr der 72 Olympiade.

Sind nun diese historischen Angaben richtig, und die daraus gezogenen Folgerungen wahrscheinlich: so kann Polygnot, wenn er ein hohes Alter erreichte, und wir ihm, als dem Liebhaber der Elpinice, mit ihr und dem Cimon gleiche Jahre geben, wohl bis gegen die 90 Olympiade hin, gelebt haben; allein aus dem oben angeführten scheint darum doch nicht minder klar zu erhellen, dass diejenigen Gemälde, die seinen Ruhm als Künstler vornehmlich begründet, noch vor der 80 Olymp. sind verfertigt worden; folglich früher, als die grofsen plastischen Meisterstücke des Phidias und Polyklets. Durch diese Untersuchung erhielten wir also für die Gemälde des Polygnot ein ohngefähr 50 Jahre höheres Alter, als ihnen sonst nach dem Plinius zugeschrieben werden durfte, und alles Missverhältniss des Stils derselben gegen die Zeit, in welcher sie entstanden sind, löst sich nunmehr harmonisch auf.

Weimar, d. 1 Jul. 1805. W. K. F.

N a c h t r a g.

Das glücklich bemerkte Alter der Elpinice scheint allerdings ein gutes Datum zur genaueren Bestimmung der Zeit zu geben, wann Polygnotus gearbeitet habe. Die allgemeine Bestimmung beym Plinius macht auch durchaus kein Hinderniss, wie die Vergleichung der ganzen Ausführung bey ihm zeigt. Er will nicht sagen, dass Pol. *kurz* vor Olymp. 90 geblüht habe, sondern er gebraucht diesen Zeitpunkt als Epoche, um die ältesten kunstmässigen Maler, zu welchen vorzüglich Pol., nebst dessen Vater und Lehrer Aglaophon gehört, von den folgenden, unter welchen Zeuxis und Parrhasius oben an stehen, abzusondern; es muss vielmehr nach Plinius als sehr wahrscheinlich gelten, dass P. die 90 Olymp. nicht *überlebt* habe. Aber hiemit ist noch nichts über *die Zeit seiner Celebrität* bestimmt, welche beträchtlich früher fallen kann, wenn wir, wie aus anderen Gründen wahrscheinlich wird, den Pol. ein Alter von 80 Jahren und drüber erreichen lassen. Sonach kann man, ohne Widerspruch von irgend einer Seite, die Geburt des Pol. in Ol. 63 oder 67 setzen.

Jetzt kömmt alles darauf an, auszumachen, ob Pol. schon vor Phidias Hauptarbeiten, deren Zeitpunkte hinlänglich bekannt sind, gemalt habe, und in welche Zeit die Ausmalung der Poecile falle.

Die Ausmalung aber der Poecile fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in Ol. 82 u. 83, und gleich im Anfange der nächsten Ol. fängt Phidias an für Perikles zu arbeiten; zuerst die Minerva, die Ol. 85, 2 fertig wird. Ol. 85, 4 folgt dann der Bau der Propyläen, woran 5 Jahre gearbeitet wird. Diese Zeit von Ol. 84—87, zusammen 12—15 Jahre, scheint die höchste Blüthe des Phidias zu seyn. — Die Liebschaft des Pol. mit Elpinice, der Schwester u. Gemahlin des Cimon müsste vorzüglich in Ol. 83 fallen, wenn nicht etwa der Maler sie in der Zeit der Ehe selbst liebte. Bereits Ol. 72, 4 hatte Cimon sie zur Frau, wie eine beglaubigte Anekdote der Alten beweiset. Ol. 80, 1 lebte Elpin. noch, wie eine andere Erzählung bey Plutarch ergiebt. Nehmen wir nun an, dass sie beym Tode des Cimon (Ol. 82, 4) noch lebte, so würde die 83 Ol. von Einer Seite ein günstiger Zeitpunkt jener Liebschaft seyn. Geben wir aber der Elp. in Ol. 72, 4 nur 16 Jahre, (und weniger ist kaum möglich,) so wäre sie in der 83 Ol. ziemlich weit über das Alter der Liebe hinaus, wie sie denn wirklich in dem Jahre, wo sie beym Pericles für ihren Bruder bat, nach obiger richtigen Bemerkung, etliche und 40 Jahre gehabt haben muss. Allein es ist keinesweges gewiss, ob Elp. bis zum Tode des Cimon, oder nur bis zu dessen Verbannung, in seiner Ehe blieb, und ob nicht vielmehr Cimon sie frühzeitig an den Callias abtrat. — Bey dieser Ungewissheit und einigen anderen eben so unbestimmbaren Umständen läfst es sich nicht wohl ausmachen, ob Pol. seine Geliebte in der ersten Jugend, oder erst später als Laodice vorgestellt habe. Das erste ist wegen des Alters von Pol. kaum wahrscheinlich, und so bleibt übrig, dass er ein Bild von ihr, was er vielleicht schon in jüngeren Jahren gemacht, beym Ausmalen der Poec. bloss wiederholt habe, wie öfter ikonische Statuen selbst nach dem Tode der vorgestellten Personen gearbeitet wurden. Zugleich folgt aus Allem, dass Pol. wirklich einige Jahre vor den Meisterstücken des Phidias gemalt; so wie auch nichts dagegen ist, wenn jemand den Pol. etliche Jahre älter als den Ph. machen wollte, wodurch schon die Schwierigkeit vermindert werden möchte, die der gelehrte Kunstforscher erregt hat.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1805.

THEOLOGIE.

Halle, b. Hendel: *Theologische Symmikta*, von *Theodor Friedr. Stange*, Prof. d. Theol. u. Ephorus des reform. Gymn. zu Halle. *Erster* u. *zweyter Theil*. 1802. zusammen 417 S. *Dritter Theil*. 1805. 204 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. hat nach der Vorrede die Benennung *Symmikta* gewählt, weil der Titel *vermischte Abhandlungen* nicht völlig den Inhalt des Buchs ausdrückte, indem derselbe nicht blofs didaktischen, sondern gröfstentheils elenktischen Inhalts ist. Er erinnert deswegen, dafs das griechische συμμιγνυειν nicht blofs vermischen, vermengen, sondern auch mit dem Feinde handgemein werden', bedeute, und setzt zuletzt hinzu: mag sie doch immer der Spötter theologische Scharmützel nennen! Rec. hat nichts gegen jene Benennung, und will auch von dem letzteren keine weitere Anwendung machen, obgleich sich die Manier des Vf. mit einem Scharmützel im Felde in mehrerer Rückficht vergleichen liefse. Er schätzt die Kenntnisse des Vf., und billiget es sehr, dafs er die Behauptungen angesehener Männer, die er ungegründet fand, und denen andere auf das Ansehen jener Männer ohne weitere Untersuchung zu folgen pflegen, näher zu würdigen sucht, ihnen seine Gründe entgegensetzt, und sie in ihrer Unhaltbarkeit darstellt. Es ist immer verdienstlich, einseitigen Vorstellungen vorzubeugen, und das Wahre vom Scheinbaren zu unterscheiden. Selbst die Berichtigung anscheinender Kleinigkeiten kann wichtig werden, und zur wahren Ansicht der Sache hinleiten. Allein die Art, wie sich der Vf. gegen seine Gegner benimmt, mifsfällt dem Rec. durchaus, und er mufs gestehen, dafs ihm eben dieses das Durchlesen des Buchs sehr erschwert hat. Mit Recht fodert man von einem Gelehrten, der gegen andere polemisirt, dafs er seine Gegner mit der ihnen zukommenden Achtung behandle, gegen den guten Ton, den jeder Gebildete im gesellschaftlichen Umgange nie vergifst, nicht anstofse, und es überhaupt durch sein humanes Betragen zeige, dafs es ihm um Wahrheit, nicht um Kränkung und Herabwürdigung des Gegners zu thun sey. Gegen dieses alles hat aber der Vf. dieser Schrift oft gefehlt. Er verbittet zwar in der Vorrede alle Consequenzmacherey der Recensenten, und sagt, „dafs er dieser Kritiker wegen das offenherzige und aufrichtige Zeugnifs von sich ablegen müsse, dafs er die von ihm getadelten Gelehrten weit über sich erkenne; dafs seine geringe Gelehrsamkeit mit derjenigen, die diese Männer besitzen, gar nicht könne verglichen werden; ja er müsse mit Johannes sagen: ὡν ὀυκ ειμι ἱκανος λυσαι της ἱμαντας των ὑποδηματων ἀυτων; dennoch glaube er in denen (den) Punkten, die er tadelt, seinen Gegnern überlegener zu seyn. Das (der) müsse ein Strohkopf seyn, der diese ἐναντιοφανα nicht zu componiren wisse." Allein wenn es mit diesem Geständnifs ein wahrer Ernst ist, wie ist es denn damit zu vereinigen, dafs der Vf. sich niedriger Beynamen und beleidigender Ausdrücke bedient, und es offenbar darauf anlegt, seinen Gegnern recht wehe zu thun? Würde es Hr. S. wohl wagen können, wenn er sich mit seinen Gegnern selbst über die Sache unterredete, solche niedrige und beleidigende Ausdrücke zu gebrauchen? Rec., der mit den hier bestrittenen Gelehrten in keiner anderen Verbindung stehet, als dafs er sie als anerkannte verdienstvolle Männer schätzt, ohne deswegen allem, was sie behauptet haben, beyzustimmen, kann sich kaum entschliefsen, einige dieser harten Ausfälle als Probe auszuzeichnen. Hr. *Eichhorn* wird besonders bey jeder Gelegenheit hart angefahren. Er heifst ein Wortklauber, ein *abcdarius*, von dem man beynahe glauben sollte, er verstünde nicht einmal das Abc weder der Völker- nach Literargeschichte; ja er wird der Confusionsrath genannt, und es wird dabey gesagt, die Regierung zu Hannover hätte ihm diesen Titel schicklicher geben können, als das Hofraths-Prädicat u. s. w. *Kant* wird der philosophische Phantast genennt, und ihm wird unverzeihliche Unwissenheit und Unbesonnenheit und eine armselige Belesenheit vorgeworfen u. s. w. Auch andere Gelehrte, die nicht direct bestritten werden, bekommen gelegentlich derbe Seitenhiebe. Der Vf. sucht ordentlich Gelegenheit, um sie austheilen zu können z. B. S. 7. 153. Doch es ist wirklich zu erniedrigend, sich bey solchen niedrigen Ausfällen länger aufzuhalten. Von einem Professor der Theologie und einem Ephorus sollte man sie am wenigsten erwarten. — Wir sind unseren Lesern die nähere Anzeige des Inhalts dieser Schrift noch schuldig.

Der erste Theil enthält 9 Abhandlungen. 1) *Über die Benennung Semitische Sprachen wider Eichhorn.* Der Vf. bestreitet die Gründe, welche *Eichhorn* in dem 6 B. seiner Bibliothek S. 772 aufgestellt hatte, um zu zeigen, dafs die gewöhnlich so genannten orientalischen Sprachen besser und schicklicher Semitische genennt würden. Manches ist hier mit Grund erinnert, obgleich nicht alles zweckmäfsig ist. Der Vf.

Vf. bemerkt, dafs Sprachen nicht von Urhebern und Stiftern der Völker benennt werden, fondern von den Ländern, wo fie urfprünglich gefprochen werden, und wo fich die Sprache eigentlich gebildet und fixirt hat; dafs die mofaifche Völkertafel wirklich der Behauptung von *Eichhorn* entgegenftehe, und dafs man aus ihrer Vergleichung deutlich fehe, dafs auch andere Völker, als Semiten, eine von den fogenannten orientalifchen Sprachen geredet haben, ob fie gleich nicht in Vorder-Afien wohnten. Ganz richtig wird bemerkt, dafs Winke vorhanden find, dafs nicht allein Japhetiten fondern auch Chamiten diefe Sprache oder Dialekte redeten, und dafs man fie deswegen nicht Semitifche nennen könne. Gegen die Behauptung von *Eichhorn*, dafs die Semiten die Erfinder der Sylben- und Buchftabenfchrift feyen, und alle chemitifche Völkerftämme fich anfangs der Hieroglyphen bedient hätten, wird erinnert, dafs das erftere mit den Nachrichten der Gefchichte ftreite, nach welchen den Chamiten, den Ägyptiern oder Phöniciern, die Erfindung der Buchftabenfchrift zugefchrieben wird, und dafs das letztere ganz unerweislich fey. Wenn aber der Vf. den Gedanken äuſsert, dafs die Hieroglyphen eben fowohl von den Buchftaben könnten entftanden feyn, als diefe von jenen, fo kann Rec. ihm nicht beyftimmen. Das erftere ift nicht einmal der Natur der Sache gemäfs. Gut ift inzwifchen die Bemerkung, dafs die Sprache eher gewefen fey, als die Buchftabenfchrift, und dafs, wenn die Semiten die Buchftabenfchrift gehabt, und die Chemiten diefe von ihnen erlernt hätten, noch nicht könne gefolgert werden, dafs die gewöhnlich fogenannten orientalifchen Sprachen nur von Semiten herrührten. Auch wird gezeigt, dafs ohne hinreichenden Grund angenommen wird, dafs die Cananiter nicht urfprünglich, fondern erft nach ihrer Niederlaffung unter den Semiten hebräifch geredet hätten. Die Meinung, dafs die Cananiter urfprünglich an dem rothen Meer gewohnt, und nachher fich an das mittelländifche Meer begeben hätten, wie Herodot als Sage erzählt, wird von dem Vf. beftritten. 2) *Über die Benennung Chriften wider Kant*, welcher die Benennung Chriften als eine Sonderbarkeit des deutfchen Sprachgebrauchs anfahe, gleich als ob es mehr, als einen Chriftus gebe und jeder Gläubiger ein Chriftus wäre, und hinzufetzte: Sie müfsten fich Chriftianer nennen. Hr. S. antwortet darauf: Chriftus fey kein *nomen proprium*, fondern ein Amtsname, und könne deswegen auch von den Gläubigen gebraucht werden — der Name Chriften fey eigentlich eine Zufammenziehung und Abkürzung des Worts Chriftianer, und der deutfche Sprachgebrauch unterfcheide beide Namen Chriftus und Chrift. Zugleich bemerkt er, dafs die Anhänger Jefu von den Heiden *Χριστιανοι* und *Chriftiani* feyen genennt worden, weil fie den Namen *Χριστος* für ein *nomen proprium* gehalten hätten. Das Ungegründete, das *Kant* von der veränderten Ausfprache Jawoh anftatt Jehovah vorbringt, wird zuletzt noch bemerkt. 3) *Über die Namensveränderung der Sarai in Sarah.* Die gefuchte und gezwungene Erklärung von Michaelis wird billig verworfen. Allerdings mufs die Namensveränderung der Sarah mit der Namensveränderung Abrahams eine Übereinftimmung haben. Der Vf. betrachtet den Namen שָׂרַי als die Form in Kal von שׂרה *principem effe*, und überfetzt ihn *femina princeps, Augufta*; oder, wenn man auf das Jod am Ende noch befonders Rückficht nehmen will *princeps eft dominus*. Der Name שָׂרָה ift aber die Form Pihel anftatt שֵׂרֵרָה *reges et principes paritura*. Sie follte aus dem intranfitiven Zuftande, ebenfo wie Abraham, in einen tranfitiven verfetzt werden. Die alexandrinifche Überfetzung fchreibt daher auch den veränderten Namen *Σαρρα*. 4) *Über die Stelle Hebr.* 11, 6. Hr. S. findet in diefer Stelle keinen Beweis der Wirklichkeit Gottes, und beftimmt den Sinn alfo: Wer Gott gefallen will, der mufs das Vertrauen zu Gott haben, dafs er fich um ihn bekümmert, für ihn forgt, und auf fein Thun und Laffen fchauet; und daher fowohl belohnet als beftrafet. 5) *Die kritifchen Anmerkungen J. D. Michaelis und W. E. L. Zieglers über die Sprüche Salomo's find gröfstentheils fehr unkritifch.* Diefe Abhandlung enthält, wenn man von den bitteren Ausfällen die Augen wendet, viel Gutes, und verdient gelefen zu werden. Sie zeigt, dafs manche Änderung unnöthig, und wirklich unrichtig ift, und es kommen auch eigene Bemerkungen darin vor. Wir können nur einige Proben mittheilen. Bey K. 1, 10 wird bemerkt, *Ziegler* wiffe nicht, was er mit אל חבא anfangen folle. Das arab. יבא *digitis annere* anzunehmen, paffe nicht. Richtiger hätte noch gefagt werden können وبا heifse eigentlich mit vorwärts gebogenem Finger winken, dafs jemand herzu kommen folle, und dafs diefs gar keinen Sinn gebe. Der Vf. hält הֲבָא für die chaldäifche Form in Aphel von אבה oder אבא, und fagt, die Aramäismen feyen in den fpäteren hebräifchen Büchern nichts Befremdendes. Allerdings läfst fich diefs behaupten; aber wenn man nicht הֲבָא punktiren will, fo möchte doch Rec. lieber die Lefeart תאבה annehmen, welche durch 32 Kennic. Handfchr. und 24 bey *de Roffi* beftätiget wird, und die ebenfalls mit der Überfetzung der alten Verfionen zufammenftimmt. Rec. erinnert fich auch nicht, dafs ihm die Form Aphel von אבה vorgekommen ift. K. 1, 20 wird die Änderung von *Michaelis*, welcher תִּרְנֶה von رنا *lauren*, liefet, verworfen, weil der Parallelismus die gewöhnliche Lefeart hinlänglich beweife. Hr. S. glaubt das ה in תָּרֹנָּה könne, wenn man es nicht für das paragogifche ה, wie Hiob 11, 17 annehmen wolle, das *Afform. f. 3 perf. plur.* נה feyn; und zwar von der Form רון, die mit רנן oft verwechfelt werde. Das letztere ift doch etwas gefucht, befonders wenn חכמות der Singular ift. K. 2, 7 wird gezeigt, dafs *Ziegler* ohne Urfache מָגֵן ausfpreche, und man keinen Grund habe ein *verbum* מגן zu erdich-

dichten. Der Vf. sagt, wenn מָגֵן nicht Schild seyn solle: so könne es das *particip. Hiph.* von גנן seyn, welches mit der Übersetzung der 70 zusammenstimme. Das erste Wort im Vers will er lieber im *particip.* רצן רִצֵּן lesen, damit es dem folgenden מָגֵן als *particip.* entspreche, und es durch *obducere, obtegere* übersetzen. Rec. nimmt מגן lieber in der gewöhnlichen Bedeutung *Schild*, und das *Cthib* würde er als *Infinitiv* aussprechen, der bekanntlich oft in der Bedeutung des *praeterit.* und *fut.* gebraucht wird. K. 10, 25 will *Ziegler* יְסֹּד punktiren, das *part. Pahul.* kommt aber nirgends in der Bibel vor, und die gewöhnliche Leseart giebt einen bequemen Sinn יסוד עולם ist *wie ein bejahrtes Fundament* zu übersetzen. Das כ *similitud.* ist wie gewöhnlich zu ergänzen. Ebenfalls unnöthig ist die Änderung ינחל K. 11, 29; es müsste alsdann doch יִנָּחֵל punktirt werden. Die gewöhnliche Leseart ist bequemer. Wer sein Haus beunruhiget, der wird nichts vor sich bringen, er wird Wind erhalten. 6) *Über einige Benennungen theologischer Wissenschaften.* Der Vf. bestreitet vorerst diejenige, welche den Namen Dogmatik von der Religionstheorie nicht gebraucht haben wollen, weil δογμα die *Meinung* bezeichne. Er bemerkt, dass δογμα auch bey den Alten die evangelische Lehre selbst anzeige, und von einzelnen Lehren der christlichen Religion gebraucht werde, dass auch Cicero schon δογματα von den Grundsätzen der Philosophie gebrauche. Wenn er S. 156 *Pfaff* für den Urheber der Benennung Dogmatik angiebt: so ist diess nicht richtig. *Joach. Hildebrand* gab schon 1692 eine *theologiam dogmaticam cum praecipuis controversiis sacris* zu Helmstädt heraus; und *J. B. Niemeier* eine *theologiam dogmatum fidei* 1702. Die Benennung *theologia polemica* missbilligt Hr. S., und will den Namen *elenctica* beybehalten haben, klagt aber darüber, dass man ihn nicht einmal richtig zu schreiben wisse. Wenn er S. 162 sagt, *Bechmann* habe seinem Buche zuerst den Titel *theologia polemica* gegeben: so hat er nicht bemerkt, dass *J. H. Alsted* schon 1620 eine *theologiam polemicam* geschrieben hat. Mit der Benennung theologische Encyklopädie anstatt Einleitung in die theologischen Wissenschaften ist auch Hr. S., sehr unzufrieden. 7) *Einige wenige Belege zu dem Satz: die alten Dogmatiken sind nicht ganz zu verachten.* Hr. S. excerpirt hier aus *Turrettins* Elenktik, was er über die Beweisstellen, die man um die *scientia media* zu erweisen anführt, gesagt hat. Er meint, *Döderlein* und noch weniger *Mursinna* würden diese Stelle noch anführen, wenn sie den *Turrettin* gelesen hätten. Auch führt er an, *Michaelis* würde seine Erklärung von πορνεια *Hurenlohn* Apostg. 15, 20. 29 nicht für neu ausgegeben haben, wenn er *Maresii systema theolog.* S. 94 gelesen hätte. 8) *Dass der Mensch seine künftigen Schicksale nicht weiss, ist kein Beweis der göttlichen Güte.* 9) *Warum hat man am 1 Jenner 1801 eine Jubelfeyer angestellt?*

In dem zweyten Theile finden sich folgende Aufsätze: 10) *Über das Tikkun Sopherim Habak.* 1, 12. Nachdem der Vf. vorläufig darüber geklagt hat, dass die neueren sogenannten Kritiker und namentlich Hr. *Eichhorn* nicht wüssten, was *Tikkun Sopherim* sey, erklärt er נמות für die einzig richtige, wahre und unverfälschte Leseart. Er hält das Wort aber nicht für die erste *pers. pl. fut.* sondern betrachtet es als das *Particip. in Niphal*, und zeigt, dass dieses nach der Grammatik könne gerechtfertigt werden. לא נמות wäre also *immortalis.* *Döderlein*, der תמות vertheidigen wollte, wird der elende Kritiker genennt. Auch *Michaelis* bekommt wieder seine Abfertigung, weil er sich darüber verwundert, dass keine Handschrift hier תמות habe. Hr. S. sagt: *admiratio est filia ignorantiae.* 11) *Etwas über die Erbsünde wider W. A. Teller.* Nur sehr weniges über die Erinnerungen, welche *Teller* über dieses Dogma bey der Ausgabe von *Burnets* Schrift gemacht hat. 12) *Warum wird die Bibel ein Testament genennt?* Es wird bemerkt, dass das lateinische *testamentum*, welches die Vulgata anstatt διαθηκη gebraucht hat, bey *Irenäus* und anderen auch die Bedeutung Einrichtung, Gesetz, Zeugniss, habe. 13) *Die Stelle 1 Mos. 49, 10 aus dem Parallelismus erklärt.* Im Ganzen ist es die gewöhnliche Erklärung, nur näher bestätiget. Die Worte לא יסור nimmt der Vf. als Antwort auf die Frage im vorhergehenden Vers: wer wird ihn reizen? und übersetzt: *Juda wird das Scepter erhalten.* עד כי wird durch *denn, so dass* übersetzt. מבין רגליו von der Zeugung erklärt, und שילה *sein Sohn* übersetzt. Diese Bedeutung wird insbesondere durch die Stelle 5 Mos. 28, 57 bestätiget, wo der Vf. שִׁלְיָה nicht durch Nachgeburt, sondern durch leibliche Tochter oder Geburt übersetzt, und mit dem syrischen ܫܠܝܐ vergleicht. Übrigens glaubt Hr. S., dass *Jakob* wirklich der Verfasser dieses Liedes sey, und dass diese Weissagung auf den Salomo gehe. 14) *Über einige biblische Beweisstellen der christlichen Moral.* Es wird gezeigt, dass einige Stellen unrichtig als Beweisstellen gebraucht werden; besonders werden einige Stellen, die man von der Heiligung anzuführen pflegt, durchgegangen; und es wird gezeigt, dass ἁγιωσυνη, ἁγιασμος, ἁγιοτης den Sünden der Unreinigkeit u. Unkeuschheit entgegengesetzt werden. 15) *Die biblischen Interpreten und Kritiker unserer Zeit übersehen oft die leichtesten Sachen.* Es werden zwey Beyspiele angeführt. Das erste ist aus den Scholien von *Rosenmüller* über Ps. 11, 7 entlehnt. *Rosenmüller* (der Vf. sagt: der jüngere *Rosenmüller* mit dem *Zunamen* Ern. Frid. Car.) führt daselbst verschiedene Erklärungen von dem *Adf.* מו in פנימו an. Hr. S. macht darüber seine Bemerkungen, und sagt, die simpelste Auslegung sey: *Sein Antlitz blickt auf das, was recht ist.* פנימו respondirt dem יהוה; das יחזו dem אהב, und ישר dem צדקה. Das andere Beyspiel ist aus Ps. 16, 2 genommen, wo man sich über die Leseart אמרת und אמרתי stritt. Beides sagt Hr. S. ist gleich gut, beides ist die zweyte Person *sing. fem.* Auch das

Afform

Afform ... ist in der zweyten Person *Praet.* im Hebräischen wie im Syrischen gebräuchlich. Vergl. Jerem. 31, 21. Ezech. 16, 20. 22 u. s. w. 16) *Über die Geschichte der hellenistischen Sprache des N. T. wider Plank.* Die Stelle in *Planks* Einleitung in die theologischen Wissenschaften 2 Th. S. 42, wird hier weitläuftig glossirt. Es kommen manche Berichtigungen und Ergänzungen vor, aber auch viele unnütze Kleinigkeiten. Unangenehm ist es, dass die Bemerkungen des Vf., die oft ganze Seiten einnehmen, immer zwischen die Worte von *Plank* als grosse Parenthesen eingeschoben werden. 17) *Etwas über die Geschichte des Dogma vom heiligen Abendmahl wider Lessing und Ernesti. Lessing* suchte in seinem Berengar. Tur. zu zeigen, dass nicht die reformirte, sondern die lutherische Meinung die älteste sey. Darüber werden hier Erinnerungen gemacht. Z. B. *Lessing* nannte die lutherische Lehre die Lehre von den prägnanten Zeichen, mit der Lehre der Reformirten die Lehre der blossen Zeichen. Der Vf. zeigt, dass dieses unrichtig sey, indem eigentlich der Reformirte prägnante Zeichen annehme u. s. w. Gegen *Ernesti* wird gezeigt, dass in der Stelle aus *Justins* Apologie nichts von Luthers Meinung enthalten sey. 18) *Hat Seb. Münster die Neuheit der hebräischen Punkte mit dem Elias Levita geglaubt? Hezel* hat in seiner hebräischen Sprachlehre und in der Geschichte der hebräischen Sprache gesagt, Seb. Münster habe der Meinung des Elias Levita, dass die hebräischen Vocale eine spätere Erfindung seyen, beygestimmt. Hr. S. giebt sich viele Mühe zu zeigen, dass diess nicht der Fall sey, und beruft sich hauptsächlich auf die Vorrede zu *Münsters* hebr. Bibel. Rec. muss gestehen, dass, wenn er die Worte in der Vorrede mit anderen Stellen vergleicht, es ihm noch zweifelhaft bleibt. Es ist aber hier der Ort nicht, dieses auseinander zu setzen. 19) *Einige theologische Anfragen.* 20) *Anmerkungen über eine Eichhornische Recension.* Die Recension von des Vf. *Anticritica* in der Biblioth. der bibl. und morgenländ. Literatur 6 Bd. S. 722 ist hier abgedruckt, und mit Gegenbemerkungen begleitet.

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Steinacker: *Pestalozzi's Religionslehre, vornehmlich aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts gezogen und mit untermischten kritischen Anmerkungen katechetisch-dialogisch bearbeitet* von M. *Christ. Gottlob Hempel.* 1804. 110 S. 8. (9 gr.) In *Pestalozzi's Nachforschungen* etc. giebt sich, wie der uneigenommene Leser längst weiss, überall das Streben nach einem nicht-historischen, nach einem absoluten Erkenntniss von der Religion, ihrem Ursprunge, Wesen und Zweck aufs klärste zu erkennen. Man kann einräumen, dass diese Nachforschungen ihr Ziel verfehlt haben, und die Darstellung derselben in jener Schrift des richtigen Ausdrucks und der wahren Form gänzlich ermangele; aber wer überhaupt Sinn für ein *freyes* Forschen und Untersuchen hat, wird das genannte Streben lieben und loben, und den Mann hochachten, der seiner fähig war. Hr. H. hat die Resultate der Pestalozzischen Nachforschungen über Religion in vorliegender Schrift, wie in einer früheren dessen Lehre vom Menschen, in Anspruch genommen, und diess auf eine Art, wodurch seine Schrift nicht eine Widerlegung der Pestalozzischen, sondern eine Anklagsacte gegen den Mann selbst, und eine Denunciation desselben beym christlichen Publicum wird, so dass nur gleich der Scheiterhaufen angezündet werden könnte, um ihn, als den Erzfeind des Christenthums, gehörig zu verbrennen. Diese Anklage ist zugleich ein, mit *Pestalozzi* unter den Augen des Publicums angestelltes Verhör, worin *F.* der Denunciant, Kläger, Inquisitor und Richter, und *A. Pestalozzi*, der Angeklagte ist, der dem *F.* Rede stehen muss, und aus dessen Nachforschungen viele einzelne Gedanken als Zeugen gegen ihn, die Kinder gegen den Vater, aufzutreten gezwungen werden. Kurz, nicht katechetisch-dialogisch, wie der Titel der Schrift sagt, sondern inquisitorisch-verketzernd, wie die Schrift selbst lehrt, hat Hr. H. *Pestalozzi's* Religionslehre bearbeitet. Er nimmt die Religion in Bezug auf ihren Ursprung bloss als *Factum* lediglich als Etwas, das sich von allen Zeiten her durch eine, und zwar gleichfalls factische Offenbarung begeben habe, und welchem sich jeder, besonders nachdem es sattsam durch Begriffe und in ihnen bewiesen sey, ergeben müsse, wenn er sein Heil suchen und finden wolle; und mit diesem historischen Begriffe von der Religion greift er, wie mit der Hauptwaffe, die Resultate der Nachforschungen Pestalozzi's an. Man dürfte selbst noch gegen die Art des Angriffs nichts einwenden, wenn Hr. H. nur im Entferntesten das oben genannte Streben geahndet, und den Vf. der Nachforschungen darum wenigstens mit einiger Achtung behandelt hätte; aber hiervon ist in seiner Schrift keine Spur, sondern nur das Gegentheil zu finden. Desto grösser ist der Eifer für das historische und gehörig heräsonirte Christenthum; und das Hauptstratagem im Bekämpfen des Feindes besteht in einem pfäffischen Wenden und Drehen der Pestalozzischen Gedanken, Worte und Redensarten (z. B. von der Traumkraft, als dem, was zur Erkenntniss der wahren Religion führe) bis sie absurd und lächerlich genug gemacht sind, um als Unsinn weggeworfen zu werden. Wer möchte wohl unbedingt der Verehrer Pestalozzi's und seiner Lehre seyn, und vor seinen und deren Mängeln die Augen freywillig verschliessen? Rec. gewiss nicht, und Pestallozzi selbst nicht! Aber welcher ruhige *Forscher* möchte andererseits jene Lehre in der Art prüfen, wie der Vf. gethan? Dieser schliesst seine Katechisation mit den Worten: „Kommt Christen, und ihr alle, die ihr noch Ehrfurcht vor Gott habt, und am Geiste noch unverstümmelt seyd, kommt, lasst uns beten! Vor einem verschobenen Menschenverstande, vor thörichten Resultaten eigener Nachforschungen, und vor philosophischer Superklugheit in der Religion behüte uns lieber Herr Gott. Amen!" Dd.

Bremen, (b. Seiffert): *Actenstücke zur Geschichte der neuesten, besonders kirchlichen Angelegenheiten der Reichsstadt Bremen.* 1, 2, 3, 4 Heft. 1803. 442 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.) Was für einen Begriff der Herausg. wohl mit *Actenstücken* verbinden mag? Wir anderen verstehen darunter Verhandlungsschriften in Rechtshändeln; in vorliegender Sammlung hingegen findet man *Recensionen* von Flugschriften, die sich auf die neuesten kirchl. Angel. d. Reichsst. Br. beziehen, Notizen aus den *Marb. theol. Nachr.* u. a. dgl. Beyträge zur Geschichte der dortigen Streitigkeiten, mitunter freylich auch einige Actenstücke, die aber den kleinsten Theil dieser Sammlung ausmachen. Bequem ist indessen diese Sammlung doch für Liebhaber, die gern alles über solche öffentliche Vorfälle beysammen haben; wir zweifeln jedoch, ob sich deren ausser Br. viele finden werden. In Br. selbst ist man dieser Streitschriften so sehr überdrüssig, dass wir es bey einer blossen Anzeige der Existenz dieser 3 Hefte füglich bewenden lassen können. Einst nach völlig ausgemachter Sache wird es immer noch Zeit genug seyn, zu zeigen, dass das entferntere Publicum, welches die örtlichen Verhältnisse nicht genug kannte, durch Partey-Schriften irre geführt, sich grösstentheils eine unrichtige Vorstellung von dieser Angelegenheit machte; und wenn es dann, durch unparteyische Männer eines Besseren belehrt, von seinen ersten irrigen Vorstellungen zurückkömmt: so mag es sich in Ansehung derselben an diejenigen halten, die es zu ungerechten Urtheilen über Collegia verleitet haben, welche in dieser Sache nichts als Gerechtigkeit, nichts als Gleichheit der Rechte verlangen, und zu allem, was billig ist, noch bis auf diesen Augenblick von ganzem Herzen bereitwillig sind. 3.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 AUGUST, 1805.

THEOLOGIE.

HALLE, b. Hendel: *Theologische Symmikta, von Theod. Fried. Stange, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der *dritte Theil* enthält acht Aufsätze: 1 und 2) *Antikritik* der Recensionen des 1 und 2 Theils dieser Schrift in dem 74 und 88 B. der N. allg. d. Bibliothek. Der Vf. hat auch diese Recensionen wieder abdrucken lassen und seine Antworten darunter gesetzt. Besser hätte er seine Hauptbeschwerden kurz in einer Vorrede vorgetragen, und den Platz zu anderen Abhandlungen genützt. 3) *Erklärung der für sehr schwer gehaltenen Stelle*, 1 Petr. 3, 18—20. Hr. *St.* ist mit den neueren Interpreten, die hier eine Mythe finden, nicht zufrieden. Er giebt den Sinn der Stelle also an: „Christus ist zwar nach seiner schwachen und niedrigen Natur unterdrückt, aber nach seiner höheren lebt er noch immer und ist wirksam; durch diese hat er auch jenen geretteten frommen Noachiden vormals Rettung verkündiget, da sie schon wankelmüthig und unglaubig wurden, als Gott nach seiner Langmuth sehnlich wartete (nämlich auf Besserung der Gottlosen), und zu den Zeiten Noah die Arche erbauet wurde, durch welche nur wenige Menschen, nämlich acht, von der Wasserfluth gesichert wurden.“ Diese Erklärung ist fast ganz neu; aber sie hat doch wirklich etwas gesuchtes. Θανατωθεις wird durch *unterdrückt* übersetzt, weil das Wort Röm. 8, 13 in der uneigentlichen Bedeutung *schwächen, unterdrücken* vorkommt. Aber es ist doch unläugbar, dass das Wort mehrmals auch in seiner eigentlichen Bedeutung *tödten* im N. T. vorkommt. Warum sollte also die eigentliche Bedeutung hier nicht vorgezogen werden? Bestand nicht auch die Unterdrückung der menschlichen Natur vornehmlich darin, dass Jesus getödtet wurde? Eben so wenig Grund ist vorhanden, ζωοποιειν hier in der Bedeutung *am Leben erhalten* zu nehmen. Wenn auch die 70 es anstatt חיה und החיה gebrauchen, so ist es doch unläugbar, dass es die Bedeutung *lebendig machen*, *erwecken* hat. Der Vf. behauptet zwar, dass es in allen Stellen des N. T. durch *am Leben erhalten* könne übersetzt werden; aber Joh. 5, 21 ist es offenbar ein Synonymum von εγειρειν, denn sonst müsse zuletzt auch dieses Wort wiederholt werden. Dass σαρξ und πνευμα hier nicht in der Bedeutung *Leib* und *Seele* zu nehmen sey, wird gut gezeigt, und die angenommene Bedeutung wird auch durch die Vergleichung einiger Stellen aus den apostolischen Vätern als dem Sprachgebrauch gemäss bestätiget. Bey εν ω wird bemerkt, dass man übersetzen könne *durch diese hohe Kraft* und auch *darum und desswegen weil er so wirksam ist.* Dass unter πνευματα εν φυλακῃ abgeschiedene Seelen zu verstehen seyn, wird bestritten, weil φυλακη nie im N. T. den Ort der abgeschiedenen Seelen bezeichne. Aber könnte desswegen nicht Petrus das Wort doch so gebraucht haben? Die Bedeutung ist doch wohl mit dem Sprachgebrauch zu vereinigen, und die Antwort wegen der Stelle Offenb. 20, 7 ist gar zu subtil; τοις εν φυλακῃ πνευμασι ist dem Vf. nichts anderes als τοις πνευμασι φυλαχθεισι *sc.* απο του ὑδατος, die Frommen, die vor der Wasserfluth verwahrt wurden, Noah und seine Söhne. Er nimmt hier die gewöhnliche Periphrasis durch die Präp. εν an, wie Mark. 1, 23. 5, 25 u. s. w., und zeigt, dass φυλασσειν eigentlich die Verwahrung und Sorge anzeigt, dass nichts von einer Sache entwendet werde, und dass es wirklich auch von der Noachischen Geschichte 2 Pet. 2, 5 gebraucht werde, welche Stelle überhaupt der Vf. als Parallelstelle betrachtet. Er giebt auch zu, dass man φυλακη von dem Orte, wodurch jemand aufbewahrt wird, von der Arche selbst, verstehen könne. Auf die Frage, warum Petrus den Noah und seine Familie πνευματα nenne, wird geantwortet, dass dieser Ausdruck überhaupt auch von Menschen gebraucht werde, und dass hauptsächlich hier die frommen Noachiden πνευματα im Gegensatz gegen ihre Zeitgenossen, wovon der Ausdruck בשר 1 Mos. 6, 3 vorkommt, genannt würden. Dass πνευματα von abgeschiedenen Seelen gebraucht werde, wird bestritten. Hebr. 12, 23 wird der Ausdruck πνευματα δικαιων τετελειωμενων nicht von den Seligen in dem Himmel, sondern von den Christen unter dem N. T. erklärt. Bey πορευθεις εκηρυξε wird das erste Wort als gewöhnlicher Pleonasmus erklärt und κηρυσσειν in der Bedeutung *Rettung, Heil verkündigen* genommen; ποτε wird zu εκηρυξε gezogen und απειθησασι von den Noachiden, die anfänglich ein Misstrauen in die göttliche Verheissung und Drohung setzten, erklärt. Rec. muss gestehen, dass ihm diess letztere, so wie die Erklärung von πνευματα, sehr gezwungen vorkommt; übrigens stimmt er aber darin mit dem Vf. überein, dass die Lehre von der Höllenfahrt Christi aus dieser Stelle nicht bewiesen werden kann. 4) *Über Christi Armuth.* Der Vf. bestreitet hier die Behauptung mehrerer Theologen, dass Jesus in der grössten Armuth gelebt habe. Er ist nicht ein-

einmal überzeugt, dass Jesus arm und nothdürftig gewesen sey, und sagt, seine Ältern wären zwar keine reichen Leute oder Kapitalisten gewesen, sie hätten aber doch ihr gutes Auskommen haben und nach ihrem Stande anständig leben können. Das letztere hat er aber nicht näher auseinandergesetzt, oder wahrscheinlicher zu machen gesucht, wie doch gewissermassen hätte geschehen können. Der Vf. meint auch, da Jesus ausdrücklich τεκτων, ein *Künstler*, genannt werde, und man ihm nicht absprechen könne, dass er Genie gehabt habe, so habe es ihm auch nicht an Absatz seiner Waare fehlen können, er habe daher nothwendig sein gutes Auskommen haben müssen. Um dieses nun mehr zu bestätigen, werden die Stellen, woraus man die Armuth Jesu zu erweisen sucht, näher beleuchtet. Der Vf. findet sie alle unzulänglich, um jene Behauptung daraus abzuleiten. Matth. 8, 20 erklärt er die Worte ὐκ ἐχει πυ την κεφαλην κλινῃ als eine Weissagung Jesu von seinem künftigen Kreuzestod, und glaubt sie am besten aus Joh. 19, 30 erläutern zu können. Der Sinn soll seyn: Die Füchse haben Gruben und die Vögel Äste und Zweige, wo sie sich verbergen und sichern können; hingegen der Messias ist vor nichts geschützt, er wird nicht einmal auf seinem Lager ruhig sterben können, er wird eines grausamen Todes sterben müssen. Schwerlich wird ein unbefangener Ausleger dem Vf. hier beystimmen können. Die Erklärung ist gar zu künstlich ausgedacht. Auf diese Weise hat gewiss der Schriftgelehrte die Antwort nicht verstanden, und nicht verstehen können, und wozu sollte sie dann gegeben seyn? Sie stimmt auch gar nicht zu dem Vorhergehenden. Auch die anderen Stellen 2 Kor. 8, 9. Phil. 2, 7. und Matth. 21, 5 erklärt der Vf. so, dass nichts von der Armuth Jesu darin enthalten ist. Aber in der Stelle Phil. 2, 7 kann doch der Ausdruck μορφην δυλυ λαβων nicht wohl so verstanden werden: Christus nahm Sklaven-Natur an sich, dadurch, dass er sich wie ein Sklav kreuzigen liess. Das folgende ἐταπεινωσεν u. s. w. kann nicht als eine Erklärung davon angesehen werden, sondern ist eine Gradation. Die Stelle Luk. 8, 3 hat der Vf. vergessen anzuführen. Sie ist wirklich seiner Meinung, dass Jesus seinen nöthigen Unterhalt ohne Beyhülfe anderer gehabt habe, nicht günstig. Rec. bemerkt noch, dass die Behauptung des Vf. nicht ganz neu ist. In den Beyträgen zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion 4 H. S. 160 ist etwas ähnliches als Muthmassung vorgetragen, nämlich der Gedanke, dass Jesus seinen ihm zugefallenen und erworbenen Reichthum bey dem Antritt seines Lehramts zurück gelassen habe, wovon insbesondere 2 Kor. 8, 9 erklärt wird. 5) Ist die gewöhnliche Pronunciation מְנֻחָה 1 Mos. 49, 15 richtig? Michaelis wollte das Wort מְנֻחָה oder מַנְחָה *Gegend* aussprechen und es von נחה ableiten, theils weil er in der gewöhnlichen Leseart an-statt מְנֻחָה eine Anomalie fand, theils wegen des folgenden טוֹב welches טוֹבָה seyn müsse. Hr. *St.* ist sehr unzufrieden darüber, und kann sich gar nicht darein finden, dass mehrere diese Conjectur angenommen haben. Er zeigt, dass nichts anomalisches in der Schreibart des Wortes sey, und dass טוֹב auch substantive gebraucht werde. Überhaupt enthält die Abhandlung manche gute Bemerkungen, aber die verächtlichen und groben Seitenhiebe, die darin vorkommen und mit der Humanität nicht zu vereinigen sind, verdienen eine abermalige Rüge. Von *Michaelis* wird gesagt, dass er Abcschützereyen schreiben könne, ihm wird Leichtsinnigkeit, Unbesonnenheit, Keckheit in einem verächtlichen Tone vorgeworfen, und *Eichhorn* wird ebenfalls der nachlässige, der elende, der grosse *si dis placet*, genannt. Dieses ist doch in der That nicht auszuhalten. 6) *Sind Socinianer auch Protestanten?* Der Vf. bestreitet die Behauptung, dass die Socinianer auch Protestanten seyen, weil sie wie die Protestanten bey dem Vortrage der Religionswahrheiten Vernunft und Schrift gebrauchten. 7) *Erklärung der Stelle* Apostg. 17, 30. 31. Diese Stelle, die man gewöhnlich als Beweis gebraucht, das Christus am jüngsten Tage das ganze menschliche Geschlecht mit Gerechtigkeit richten werde, stellt nach des Vf. Erklärung Christum bloss als einen Herrn und Regenten vor, der durch seine Lehre die Welt erleuchten und regieren werde. Die Worte κρινειν ἐν δικαιοσυνῃ müssen nach dem hebräischen Sprachgebrauch erklärt werden Ps. 9, 8. 72, 2 u. s. w. 8) *Etwas über die Ausgaben der Fragmente des Heraclides Ponticus de rebus publicis.* Dieser Aufsatz, *ad fugam vacui* beygefügt, ist gegen Hn. *Köler* gerichtet, der in seiner Ausgabe von den Fragmenten des Heraclides Halle 1804 glaubt, die Ausgabe, die sich bey dem Buche des *Cragius de republ. Laced.* 1593 findet, sey die *editio princeps*; und gar vermuthet, dass *Cragius* diese Fragmente selbst gemacht habe. Hr. *St.* zeigt, dass dieses alles ungegründet ist: Die erste Ausgabe von den Fragmenten des Heraclides ist die Römische, welche *Camillus Peruscus* mit *Aeliani var. hist.* zu Rom 1545 herausgab. Darauf folgte die Ausgabe des *J. Tornaesius* mit der lateinischen Version des *J. Vulteius Lugd.* 1587, und darauf erst die Ausgabe von *Cragius*, welcher jene Fragmente ohne Zweifel aus einer vorhergehenden Ausgabe abdrucken liess.

T. D.

DANZIG, b. Troschel: *Das Urchristenthum, nach dem Geiste der sämmtlichen neutestamentlichen Schriften entwickelt. Ein Versuch in der Specialhermeneutik des N. T.* Th. I. Die Ev. des Matth. Mark. Luk. und die Apostelgeschichte. 1804. 15½ Bog. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. konnte bey wiederholter Durchlesung des N. T. immer weniger den Wunsch unterdrücken, dass jeder Schriftsteller des N. T. nach den in ihm enthaltenen Lehren und nach der ihm eigenthümlichen Darstellung dieser Lehren isolirt behandelt werden möchte, weil er glaubt, dass dem einfachen Geiste des N. T. durch erkünstelte Erklärungen neuerer Exegeten Gewalt angethan worden sey; besonders schien

schien ihm die historische Behandlung des N. T. noch viel zu wenig angebaut. Um also ein reines Resultat des Studiums des N. T. für eine Specialhermeneutik zu gewinnen, machte er diesen Versuch, aus welchem man die einzelnen Schriftsteller des N. T. nach ihren Eigenthümlichkeiten soll kennen lernen, weil man unter einfache Rubriken alles zusammengestellt finde, was jeder Vf. einer Schrift des N. T. über die Grundwahrheiten des Christenthums in sich enthalte, und durch diese Zusammenstellung die Übersicht erleichtert, und der Leser zu sichern Resultaten geführt werde. In diesem Werke, welches aus drey Theilen bestehen wird, nimmt man also, wie der Vf. versichert, das N. T. wie es ist; man will nicht erklären, wie Jesus gedacht haben könne, sondern man stellt auf, was er ausdrücklich gesagt hat. Die Wunder läfst man in ihrer Unerklärbarkeit stehen; die einfache Gnomensprache wird beybehalten; jeden Schriftsteller des N. T. läfst man für sich sprechen, unbekümmert, ob und inwiefern er mit anderen übereinstimme, und bringt, was er sagt, unter eine lichtvolle Übersicht. Bey diesem Verfahren werden, heifst es, alle Künsteleyen der neueren Exegese, alle verunglückten Versuche, die Wunder des N. T. natürlich zu erklären, und die Dämonologie, die Versöhnungslehre, die Messias-Ideen u. dgl. aus dem N. T. hinwegzudrängen, in ihrer ganzen Blöfse erscheinen; freylich wird manche sogenannte Beweisstelle in der Dogmatik sich in einem anderen Lichte zeigen; aber eben so gewifs wird das unbefangen gezogene Resultat sich ungleich mehr zu dem orthodoxen als zu dem heterodoxen Lehrbegriffe hinneigen. Der Rec. findet hierbey nur zu erinnern: 1) Das Geschäft des Auslegers, als solchen, ist allerdings vollendet, wenn er a) grammatisch interpretirt, oder nach den Regeln der Sprache seines Originals den Sinn des Vf. genau zu bestimmen sucht; b) auf die damals herrschenden Zeitbegriffe zur Erläuterung der von ihm zu erklärenden Urschrift Rücksicht nimmt, oder historisch interpretirt. Aber es ist ohne Zweifel von Nutzen, wenn c) der philosophische Kopf seine Meinung über den Inhalt der Schrift sagt, damit man wisse, was er davon halte, welchen Werth er darauf lege, und was für einen Gebrauch er davon mache und gemacht wissen wolle. Wenn er z. B. die Nachrichten von dem Tode, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu als Exeget zu bearbeiten hat, so ist es nicht genug, dafs er grammatisch den Sinn der Evangelisten unparteyisch erst setze, und historisch die Vorstellungen der damaligen Juden von den Kennzeichen des erwarteten Messias nachweise; man erwartet auch von ihm, dafs er sage, was er von diesen Nachrichten halte, was er als wirkliche Thatsache dabey annehme, wie er diese seine Ansicht durch die von ihm erklärten Nachrichten rechtfertige, wie viel mithin die Berichte der Evangelisten bey ihm gelten, und was für eine Beweiskraft zur Begründung gewisser Dogmen er ihnen zuschreibe oder nicht zuschreibe. Der grammatische Ausleger wird z. B. keinesweges leugnen, dafs die Evangelisten manche Ereignisse in dem Leben Jesu als ausserordentliche Begebenheiten vorstellen, ob er gleich auch beweisen kann, dafs man Verschiedenes bis dahin ausserordentlicher gemacht hat, als es selbst nach dem Sinne der Erzähler war; er leugnet nicht, dafs manches allerdings von den Referenten in das Gebiet des Wunderbaren gespielt sey; als historischer Exeget begreift er auch wohl, warum diefs geschah, und dafs die Evangelisten ehrlicher Weise die Sache nicht wohl anders erzählen konnten; allein als philosophischer Kopf zeigt er, was, als wirkliche historische Thatsache, dabey anzunehmen sey; er weist aus der Erzählung der Evangelisten selbst die Umstände nach, welche auf diese Ansicht der Sache führen und sie rechtfertigen. 2) Bey des Vf. Verfahrungsart kann manches erschlichen werden, was freylich dem orthodoxen Lehrbegriffe günstig seyn mag, defswegen aber noch nicht haltbar ist. Wunderthätige Heilungen werden, weil alles in seiner angeblichen Unerklärbarkeit gelassen werden soll, überall, auch wo es noch grammatisch zweifelhaft ist, willkührlich vorausgesetzt; Jesus geht auf dem See, wiewohl andere gefragt haben, ob er nicht an dem See gewandelt habe; er kömmt übernatürlich in die Welt, weil es Künsteley wäre, anzunehmen, dafs er ἐκ πνευματος ἁγιου, und doch natürlich, obgleich nicht durch Beywohnung Josephs, in die Welt gekommen seyn könnte; er fährt gen Himmel, und man begreift nicht wie; ein leidender Messias, den die Propheten geweissagt haben sollen, wird eingeschwärzt; Wunder als Beweise der Seher des Messias werden unversehens eingeschoben; und diefs soll dann alles doch zum Urchristenthume gehören, und aus den Quellen selbst geschöpft seyn. 3) Der Vf. sagt zwar, seine Zusammenstellungen seyen eine mühsame Arbeit; diefs kann aber der Rec. unmöglich glauben; ihm deucht, dafs jeder seiner Leser, dem das N. T. nur einigermafsen geläufig ist, mit der gröfsten Leichtigkeit eine solche Arbeit fertigen könnte. 4) Der Vf. läfst die Evangelisten, deren jeder sich durch seine Zusammenstellungen durch sich selbst erklären soll, unerklärt, und defswegen kann der Leser nicht so viel aus seinem Buche lernen, als er wünscht; er bekömmt über vieles gar kein Licht; er weifs nicht, was er aus so manchem, worauf er stöfst, machen soll; unbefriedigt legt er eine Schrift, die er mit dem ehrlichsten Verlangen, durch sie in seiner Erkenntnifs weiter zu kommen, in die Hand nahm, wieder weg. — Ungern gesteht der Rec., dafs auch er einer dieser Leser sey; doch will er über das Ganze noch nicht entscheiden, sondern erst die versprochene Fortsetzung erwarten. ho.

Bremen, b. Seyffert: *Des Propheten Jesaias perspectivisches Zeitengemälde*, oder: *Trostbuch für das Volk Gottes im Auszuge.* Nebst zwey Beylagen: *Trostgesang und hebräischer Trostbrief*

brief an die jüdische Nation, von Johann Caspar Velthusen. 1803. 182 u. 20 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. äusert in der Vorrede den frommen Wunsch, „dafs doch der Geift Jefu und feiner Apoftel, deffen lebhafterer Eindruck feinen Empfindungen höheren Schwung gegeben habe, fich der Gemüther feiner chriftlichen Lefer fo kräftig bemächtigen möge, dafs fie einer Nation, der wir, unter Gottes lenkender Vorfehung, unfer wefentlichftes Heil verdankten, bey jeder Gelegenheit gern mit brüderlicher Herzlichkeit die Hände bieten möchten." Wir ehren diefen Wunfch, können aber doch den eigentlichen Plan des Vf. bey der Zufammenftellung der einzelnen Stücke diefes perfpectivifchen Zeitengemäldes, das zuerft theilweife im brem. und verd. theol. Magazin erfchien, nicht völlig errathen. Was wir gefunden haben, wollen wir dem Lefer kürzlich mittheilen.

In einem voranftehenden Gedichtchen: „bey wiederholter Anficht des perfpectivifchen Zeitengemäldes im Jefaias" wundert fich Hr. *V.* darüber, dafs Jefaias „*Jahrtaufende voraus, was kommen wird*, fehen konnte," und wünfcht, von ihm belehrt zu werden, „wie das Rad der Welt fich morgen drehen" werde. Hierauf folgt das *Troftbuch* für das Volk Gottes; — Überfetzungen, zum Theil ganz glückliche, zum Theil aber auch harte und gezwungene und zum Theil blofse Paraphrafen jefaianifcher, oder wenigftens unter Jefaias Namen bekannter Stücke in allerley Sylbenmafsen. Bey genauerer Anficht diefer hier zufammengeftellten Stücke dürfte man jedoch darin eher allgemeinere Propheten-Ausfichten, als eigentliche perfpectivifche Zeitengemälde finden. Auch enthalten diefe verfchiedenartigen Stücke nicht lauter Troft, fondern auch Warnungen, Drohungen, u. f. w. Die Stellen, die der Vf. überfetzte, find gar nicht näher bezeichnet, und man mufs fie felbft in dem hebräifchen Urtexte auffuchen, um die Überfetzungen damit vergleichen zu können. Wären nur nicht auch bisweilen ganz fremdartige Stücke an einander gereiht worden! Nicht überall weifs Hr. *V.* fich in feinen Sylbenmafsen leicht zu bewegen, mehrere Stellen find äufserft hart zu fcandiren, am wenigften fcheinen dem Vf. die Hexameter gelungen zu feyn. Zu den glücklichern Stellen gehört folgende:

> Tröftet! tröftet mein Volk; fpricht der Gott Ifraels:
> Doppelt ward ihm fein Mafs Elend und Kampf zu Theil.
> Seine Schuld ift gebüfset;
> Sprecht nun Hoffnung ihm ein, und Muth.

Eben fo athmen wenigftens gute Gefinnungen in folgender Stelle:

> Diene nur jeder dem Herrn, nach feiner beften Erkenntnifs,
> Juden, den Heiden ein Licht zum Preifse des ewigen Schöpfers;
> Chriften, erlöfst von der Schmach des die Menfchheit entehrendften Joches.
> Juden, Erben des Sinnes dem Herrn fich weihender Väter;
> Chriften, nicht minder geweiht zum Dienft der heiligften Gottheit:
> Beide nicht für des Erdballs verwelkende Freuden! —

Folgende Zeilen follen Hexameter feyn:

> Seht! dort tritt Er auf, der meinen Entwurf einft hinausführt,
> Den ich unter allen hervorzog, der innigft Geliebte!
> Auf ihm ruhet mein Geift. Mein Gefetz wird er kundthun den Völkern.
> Nicht laut auf den Gaffen erheben die Stimme, das Rohr nicht,
> Das fich bieget, zerdrücken; u. f. w.

Bisweilen hat fich Hr. *V.* auch — und mit glücklicherem Erfolg — der gereimten Jamben bedient, z. B. S. 18. 19:

> Ermattet fchmachten fie im dürren Lande;
> Die Zunge lechzt: kein Quell ift auszufpähn.
> Ich laffe plötzlich Ström' im heifsen Sande,
> Und Balfamftauden in der Wüft' entftehn,
> Auch Cedern unter ihren Füfsen,
> Und Myrthen überall entfpriefsen!

S. 23 kommen einige gelungene Zeilen vor. Die Abwechfelung mit den verfchiedenartigften Sylbenmafsen in einem Gefange bringt nicht die befte Wirkung hervor. Hr. *V.* hingegen fcheint geglaubt zu haben, dadurch feinen Lefern annehmlicher zu werden. Inwiefern die Befiegung *Edoms*, *Bosra's*, *Babylons*, wovon in diefem Troftgefange die Rede gleichfalls ift, jetzt noch tröftend für die jüdifche Nation feyn könne, will Rec. nicht entfcheiden. Der S. 90 ff. befindliche *Troftgefang an die jüdifche Nation* enthält einige recht glückliche Strophen.

Angehängt ift diefer Schrift: *Iggaereth Thanchumim feu Epiftola confolatoria ad gentem judaicam, haufta ex fontibus prophetarum.* Diefer Troftbrief, der in dem *Spicileg. Commentat. theol. fasc. III.* p. 274 ff. ins Lateinifche überfetzt ift, wurde fchon ehemals vom Vf. zum Druck befördert, theils in der Hoffnung, vermittelft deffelben feinen akademifchen Zuhörern die Parallelismus-Harmonie näher vor den Sinn zu bringen, theils, um den Ungeübteren das geläufige Lefen des Hebräifchen, durch Entfernung aller, anfänglich zu fehr das Auge verwirrenden Punkte und Accente zu erleichtern. Um diefen Zweck noch mehr zu erreichen, ift der ganze Troftbrief S. 106 ff. mit lateinifchen Buchftaben abgedruckt worden. Zuletzt fucht fich der Vf. S. 120 ff. noch gegen einige Misdeutungen zu verwahren. Wir ehren die reinen Abfichten des gelehrten und achtungswürdigen Vf., zweifeln aber an dem grofsen Gewinn für die gute Sache, den er fich von diefer Schrift zu verfprechen fcheint.

Wi.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 AUGUST, 1805.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Unger: *Drey Preis-Schriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.* 1804. 8.

Von diesen drey Preisschriften bezieht sich die letzte auf die von der physikalischen Classe der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgeworfene Preisfrage; diese wird von dem Rec. übergangen, welcher sich allein mit den beiden ersteren in die Criminalrechts-Wissenschaft einschlagenden Abhandlungen beschäftigen wird. Beide betreffen die von der philosophischen Classe gedachter Akademie im J. 1803 aufgegebene Preisfrage.

Der Titel der ersten Preisschrift lautet so:

Versuch einer Beantwortung der von der philosophischen Classe der hochlöbl. königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1803 aufgegebenen Preisfrage: Wie weit, wenn anders überhaupt, darf die moralische Schätzung einer Handlung bey der Festsetzung eines Strafgesetzes und bey der Anwendung desselben in Anschlag kommen? Von Friedrich August Boysen, Prediger bey der Schlosskirche zu Quedlinburg.

Die Absicht der Akademie war nicht nur, wie man aus der Fassung der aufgeworfenen Preisfrage sieht, auf die Entscheidung des jetzt besonders rege gewordenen Streits über die Zulässigkeit der moralischen Beurtheilung der Handlung des Verbrechers bey Beystrafung desselben, sondern auch im Falle der Bejahung darauf gerichtet, dass genau bestimmt werden sollte, wie weit die moralische Schätzung einer Handlung sowohl bey der Abfassung eines Strafgesetzes, als bey der Anwendung desselben in Anschlag komme. Mit Recht verlangte die Akademie, dass die Kämpfer um den Preis sich nicht an allgemeinen Bejahungen und Verneinungen begnügen, sondern die Rechte und Pflichten des Gesetzgebers von denen des Richters genau unterscheiden sollten. Denn es könnte wohl seyn, dass das, was dem Richter nicht verstattet wäre, dem Gesetzgeber eingeräumt werden müsste; aber auch dieser Unterschied konnte die Akademie noch nicht befriedigen; sie verlangte vielmehr, dass die Verfasser genau angeben sollten, wie weit der Gesetzgeber oder der Richter die moralische Schätzung der Handlung in Anschlag zu bringen habe; sie erwähnte überdiess nur der moralischen Schätzung der *Handlung*, und wollte damit zu erkennen geben, dass, wenn es auch unmöglich seyn sollte, über den ganzen moralischen Werth eines Menschen zu entscheiden, sich doch eine solche Schätzung der Handlung denken lasse, welche sich auf die innere Pflicht des Handelnden bezieht, deren *Verletzung* erkannt werden kann, wenn es auch nicht möglich ist, zu bestimmen, ob und wie weit eine Handlung, welche äusserlich dem Sittengesetze gemäss ausgefallen ist, auch aus Achtung gegen dasselbe unternommen worden sey. So ist z. B. Dankbarkeit gegen Wohlthäter eine Gewissenspflicht, deren Umfang sich nicht bestimmen lässt, deren Beobachtung auch nie mit Zuverlässigkeit erkannt werden kann, weil es ungewiss ist, ob nicht blosse Vorliebe für den Wohlthäter, Convenienz, oder Klugheit die Triebfeder davon gewesen sey; aber auch das Gegentheil davon offenbart sich, wenn z. B. ein Vagabund bey einer alten armen Bekannten unentgeltlich Abendbrod und Nachtquartier findet, welches ihm sonst überall versagt wurde, und dennoch diese Wohlthäterin ermordet, weil er zwey Groschen bey ihr findet, die er in Brantwein vertrinken will. Wenn ferner die Akademie die Übel nicht verkannte, welche daraus entstehen, wenn man die Tugend zu erzwingen hofft: so wusste sie doch auch, wie viel dem Staate daran liege, dass das Sittengesetz in Achtung stehe; und es schien ihr also der Mühe werth, genauer zu bestimmen, wie weit diese Achtung auf die Bestimmung der Strafe Einfluss haben könne, ohne in die Rechte des Gewissens einzugreifen.

Die vor uns liegende Preisschrift trägt unverkennbare Spuren des Fleisses an sich, welchen der Vf. anwendete, um die Foderungen der Akademie zu befriedigen. In Rücksicht auf diese löbliche Absicht und auf die überall herrschende Gründlichkeit muss man die Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit übersehen, welche aus der bey diesem Gegenstande entbehrlichen mathematischen Form des Vortrags entstanden ist. In eben dieser Rücksicht hat ihm auch wohl die Akademie die Nachlässigkeit in der Schreibart verziehn, wenn er z. B. S. 61. §. 90 sich selbst zum Beyspiele macht, und sagt: *wenn ich nachdrücklich durchgeprügelt werde.* Dagegen wird man nicht nur durch die Sache selbst, sondern auch durch viele schöne Stellen, von denen wir einige in der Folge anführen werden, schadlos gehalten.

Den Plan der Schrift hat der Vf. selbst in der Vorrede kurz und bestimmt angegeben. Er geht von

von den Rechten des Menschen zu den Rechten des Bürgers über; zeigt, dass zu Beschützung der Bürger die Strafe nothwendig sey, handelt sodann von dem Unterschiede zwischen dem rigoristischen Verfahren und der moralischen Zurechnung; die letzte wird sodann als die rechtmässigste und erspriesslichste dargestellt und ausführlich abgehandelt. Weil aber die rigoristische Strafart den Schein an sich trägt, als werde durch sie die Sicherheit der Staatsbürger vorzüglich befördert: so bemühte sich der Vf. zu zeigen, dass dieses nur Schein sey, erörterte mit dieser Rücksicht ausführlich die verschiedenen Arten und Grade der Verbrechen, und stellte den Zusammenhang zwischen der politischen Schädlichkeit und der unmoralischen Beschaffenheit der Handlungen dar. Nachdem er die innige Verwandschaft der äusseren Güte und Schädlichkeit der Handlungen mit ihrer innern Beschaffenheit vor Augen gestellt hat, bestimmt er zuletzt, wie weit die Moralität der Handlung auf die Strafbarkeit derselben Einfluss habe.

Der Rechtsgelehrte würde vielleicht das Amt des Gesetzgebers und Richters noch genauer unterschieden haben; auch wünschten wir, dass mancher Grundsatz anders bestimmt wäre: aber das Ganze verräth einen richtigen Blick, und bietet auch zuweilen neue Ansichten der Sache dar.

Die in dem 1 Kap. enthaltene Einleitung hat uns sehr wenig Genüge geleistet, vielmehr hätten wir gewünscht, dass der Unterschied der Rechtslehre und der Moral noch schärfer wäre angegeben worden. Unser Vf. legt §. 5. S. 9 den Satz zum Grunde: *Betrachte dich sowohl als alle andere Menschen stets als Zweck, nie bloss als Mittel zur Erreichung beliebiger Absichten allein.* Dieser Grundsatz ist, wie man sieht, gebotsweise gefasst; er musste aber in einen assertorischen verwandelt werden, ehe er zur Grundlage der Rechte dienen konnte. Denn bey den Rechten ist das Erlaubte die Hauptsache, und selbst die Überschreitung der Grenzen des Erlaubten darf von demjenigen, dessen Rechte dadurch verletzt worden sind, so lange ungerügt bleiben, als nicht diese Nachsicht eine Verletzung der Rechte Anderer in sich schliessen würde. Hätte aber auch der Vf. seinen Satz so gefasst: *Kein Mensch darf sich eines anderen Menschen, als eines blossen Mittels zu Erreichung beliebiger Absichten bedienen* — so würde uns doch auch diese Fassung wegen der Missverständnisse, die sie veranlassen kann, nicht gefallen, weil die Absichten des Handelnden nur einen indirecten Einfluss auf die Bestimmung der Rechte haben. Ich bin zwar berechtiget, meine Massregeln nach der zu vermuthenden Absicht dessen zu nehmen, welcher sich mir in einer drohenden Stellung mit blossem Degen nähert. Dagegen kann ich es nicht als einen Eingriff in meine Rechte betrachten, wenn der Andere mich durch freundliches Zureden dahin bringt, dass ich mich als blosses Mittel zu seinen Zwecken brauchen lasse, wenn er mir nur dadurch nicht wider meinen Willen irgend eines meiner Güter entzieht. Das Fehlerhafte in der Formel des Vf. hat indessen auf die weitere Ausführung keinen nachtheiligen Einfluss gehabt. Denn sobald die Einwilligung des Anderen in die mir allein nützliche Handlung hinzukommt, muss man annehmen, dass doch mein Zweck auch den seinigen befördert habe. Dieser manchen Missdeutungen unterworfenen Formel ist es jedoch zuzuschreiben, dass der Vf. sich oft so ausdrückt, als gehe er aus dem Gebiet der Rechtslehre in das der Moral über. Aber erwägt man seine Behauptungen näher: so findet man bald, dass die Vermischung der rechtlichen und der moralischen Begriffe nur scheinbar ist. Wenn er z. B. im §. 9 sagt: *der böse Wille begeht daher jederzeit, sobald er zur That überschreitet, eine unrechtmässige Handlung, und ist eben hierdurch gefährlich* — so fehlt er zwar dadurch, dass er jede äussere Handlung, die einen bösen Willen zu erkennen giebt, für eine unrechtmässige Handlung auszugeben scheint; allein er versteht, wie der Zusammenhang zeigt, hier unter dem Worte That, eine Handlung, wodurch die Rechte Anderer verletzt werden sollen, wenn auch die Verletzung selbst noch nicht erfolgt ist.

Besser ist das 2 Kapitel ausgefallen, welches den Begriff der Strafe festsetzen soll. Der Vf. geht von dem Gedanken aus, dass der Schutz des Staats die Selbsthülfe überflüssig machen soll, und also, da er nicht alle Beleidigungen physisch verhindern kann, ein *Übel* androhen müsse, dessen Vorstellung für fähig gehalten werden kann, denjenigen Reiz der gemissbrauchten Sinnlichkeit zurück zu halten, welcher der Sicherheit Anderer gefährlich werden könnte (§. 29 S. 22). Die Gefährlichkeit der Verbrechen misst der Vf. nach dem Grade des bösen Willens ab, mit welchem sie begangen werden. Unter einem bösen Willen aber versteht er einen solchen, welcher Andere als blosse Mittel zu einem beliebigen Zwecke behandelt (wobey man freylich voraussetzen muss, dass derjenige, welcher sich um die Einwilligung des Anderen zu einer nur ihm nützlichen Handlung bewirbt, doch durch die nachgesuchte Einwilligung selbst zu erkennen giebt, dass er ihn als ein Wesen betrachtet, welches seine eigenen Zwecke hat). Der Vf. hat ganz Recht, wenn er annimmt, dass der, welcher sogar die Existenz des Anderen angreift, ihn am meisten als blosses Mittel braucht. Hiermit eröffnet er eine ganz richtige Classification der Verbrechen nach ihrer allgemeinen Gefährlichkeit. (S. 23 ff.) — Die Todesstrafe wird aus dem Rechte der Nothwehr hergeleitet (§. 34), und er macht (§. 35) die ganz richtige Bemerkung, dass der gegen die Rechtmässigkeit der Todesstrafen gemachte Einwand, als ob die Gefährlicheit des Mörders durch ewiges Gefängniss oder Landesverweisung verhütet werden könne, deswegen nicht eingreife, weil die Strafe nicht ein Sicherheitsmittel gegen einen bestimmten Verbrecher wäre, und die Furcht vor einer blossen Einschränkung der Freyheit nicht abschreckend genug seyn

seyn würde. — Er bemerkt hierauf (§. 38 ff.), dass eine Strafe um so härter sey, je mehr die Furcht, welche das Strafgesetz erweckt, den Reiz zum Verbrechen überwiegt, und dass daher ein Volk, welches noch wenig zum Gehorsam gegen die Gesetze gewöhnt ist, oder dessen Gefühle nur einen geringen Grad der Reizbarkeit erhalten haben, durch harte Strafgesetze in Ordnung erhalten werden muss, da hingegen eine gebildete Nation bey einem reizbaren Gefühle nur gelinderer Gesetze bedarf, ja, dass vielmehr bey dieser eine übermäsige Härte Widerwillen gegen die eingeführte gesetzliche Ordnung erregen würde. Es scheint nun freylich, als ob das Beyspiel der Franzosen diese Behauptung widerlege. Wollte man aber auch zugeben, dass die alten grausamen Strafen nöthig wären, um die dort überhandnehmenden Verbrechen zu mindern, so würde doch diess eine blosse Folge der Revolutions-Scenen seyn, die bey einer Nation, die ruhig ihren Gang fortgehet, und sich an keine blutigen Begebenheiten gewöhnt hat, nicht eintreten würde. Überhaupt schliesst man viel zu leicht aus der vermehrten Anzahl der Verbrechen auf die Nothwendigkeit, die Strafgesetze zu schärfen. Vergrösserte Volkszahl, vermehrte Bedürfnisse, verringerte Mittel des Unterhalts, Irreligiosität und ähnliche Ereignisse können die Anzahl der Verbrechen vermehren, ohne dass man darum hoffen darf, die Anzahl derselben durch härtere Strafgesetze zu vermindern; und es fällt sogar ins Lächerliche, wenn man genug gethan zu haben glaubt, indem man hier und da ein oder ein paar Jahre Zuchthaus- oder Festungs-Strafe zu der bisherigen Strafe hinzufügt.

Trefflich ist das, was unser Vf. §. 44 über die Gelindigkeit der Strafgesetze und über die Mannichfaltigkeit der Strafarten sagt. Die Strafe, sagt er, sey nur eine Nothwehr, und könne so wenig als diese immer ihren Zweck erreichen; und wir fügen hinzu, dass das Strafgesetz sogar aufhören würde, zu wirken, wenn es schon so weit gekommen wäre, dass keine Verbrechen mehr begangen würden. Denn alsdann würde gar nicht mehr gestraft, und es würde also auch der Nutzen hinwegfallen, welchen man von der abschreckenden Wirkung der Strafvollziehung erwartet. Alsdann würde man sogar wünschen müssen, dass zuweilen ein Verbrechen begangen würde, damit durch Bestrafung desselben das Andenken des Strafgesetzes zur Verhütung künftiger Verbrechen in den Gemüthern erhalten würde. Dahin wird es nun zwar niemals kommen, aber eben deswegen muss man sich auch nicht wundern, wenn der Strafgesetze ungeachtet noch immer Verbrechen begangen werden, und der Staat muss statt der leichteren Mühe, die Strafgesetze zu schärfen, lieber die Quellen der Verbrechen aufsuchen, und diese verstopfen, so weit es möglich ist. — Nicht weniger richtig ist das, was unser Vf. ebendaselbst über die Unmöglichkeit, einen allgemeinen Maasstab zu finden, nach welchem die Grösse des Reizes zum Verbrechen gegen die Grösse des anzudrohenden Strafübels abgemessen werden könnte. Er glaubt daher mit Recht, dass die Strafe nach der verschiedenen Lage, und also auch nach dem verschiedenen Stande der Verbrecher sich richten müsse; denn was für den einen ein furchtbares Übel sey, mache auf den anderen keinen Eindruck, und ein Reiz, der unter gewissen Umständen unüberwindlich zu seyn scheine, könne unter anderen sehr leicht unterdrückt werden.

Im 3 Kap., welches von der Pflicht des Staats bey den Strafen handelt, sagt der Vf. ganz richtig, dass die Sicherheit der Bürger die Absicht des Staats bey der Strafe sey (§. 46); moralische Güte beruhe auf dem freyen Willen des Menschen und könne also nicht erzwungen werden (§. 47). Die moralische Besserung könne also nur als Nebenzweck (§. 48) betrachtet, oder auf eine negative Art befördert werden, indem man die gemeinschädliche Thätigkeit hindert, und dadurch veranlasst, dass die Thätigkeit des Menschen sich da äussere, wo sie der Gesellschaft nützlich ist. Nun würde zwar, wie wir hinzusetzen müssen, die blosse gemeinnützige Richtung der Thätigkeit noch keine innere moralische Güte nothwendig voraussetzen, weil blosser moralischer Egoismus Ursache seyn kann, warum man sich gewöhnt, die uns selbst nützliche Thätigkeit auch auf das Wohl Anderer zu richten; allein diese durchgängig gemeinnützige Thätigkeit wäre nicht nur das Merkmal wirklich gemeinnütziger Absichten, sondern sie würde auch bey dem Handelnden selbst ein Haupthinderniss seiner Besserung heben, und ihn mit der Zeit selbst fühlen lassen, dass er, wenn er diese Gemeinnützigkeit zum Zwecke macht, der Würde eines vernünftigen geselligen Wesens gemäss handle. — Wenn die Gesellschaft, so bemerkt unser Vf. §. 55 ff., die Pflicht hat, nicht mit Verletzung seiner Sicherheitsrechte gegen den Verbrecher Nachsicht zu beweisen: so darf er doch eben so wenig seiner eigenen Sicherheit die ihm, als Menschen, schuldige Achtung aufopfern. *Kant* hat, wie *Schleyermacher* in seiner Kritik der Moral zeigt, nicht ganz consequent verfahren, wenn er bey den Pflichten gegen Andere nur deren Glückseligkeit zum Zwecke macht; vielmehr müssen wir dabey auch den Zweck der Menschheit überhaupt zu erreichen suchen, wenn wir uns nur dabey vor dem Irrthume hüten, als ob die Tugend, welche doch in der höchsten und reinsten Geistes-Thätigkeit besteht, erzwungen werden könne. Nie dürfen wir daher unter dem Vorwande der Tugendliebe in die Freyheit Anderer eingreifen; aber wir sind auch eben so verbunden, nichts zur Sicherheit der Gesellschaft zu thun, was Mangel an Achtung gegen die Tugend zu erkennen geben könnte; vielmehr müssen wir aus allen Kräften dahin arbeiten, damit das Reich der Tugend sich erweitere. Dazu würden wir aber auch selbst in dem Falle verpflichtet seyn, dass wir nur die Glückseligkeit Anderer zum Gegenstande unserer Pflichten gegen sie machen

chen dürften: denn diese würde unter lasterhaften Menschen nicht zu finden seyn.

Was unser Vf. unter einem freyen Willen verstehe, darüber erklärt er sich S. 45 fq: „Ein freyer Wille ist derjenige, welcher durch *keine Beschränkung* abgehalten wird, sich vermittelst der Vernunft gewissen Gesetzen gemäfs, zu bestimmen; mit welcher Erklärung des freyen Willens wir für den praktischen Gebrauch zufrieden seyn können. Es ist eine speculative, hier nicht zu entscheidende Frage: ob die gröfsere Zuneigung des Handelnden zu dem einen oder zu dem anderen Gesetze durch eine ehemals gehabte sinnliche Anschauung, oder durch eine ursprüngliche Bestimmung der Seele, als eines Dinges an sich, veranlafst wurde. Es ist genug, dafs die Vorstellung des Gesetzes ebenfalls Veranlassung zu einer solchen Bestimmung des Gemüthscharakters werden konnte." — Einen guten Willen nennt er den, welcher sich durch die Achtung gegen das Pflichtgesetz bestimmt (S. 46), und über die Verschuldung erklärt er sich S. 47 §. 74 wie folgt: Hat eine Handlung, der (in Beziehung auf den Zweck, von welchem die Rede ist,) aller moralische Gehalt abgeht, Folgen, welche die Handlung für böse erklären würden, sobald sie einen wirklichen moralischen Gehalt hätte, so ist sie eine *Verschuldung* (*culpa*); wofern man annehmen kann, dafs diese Handlung durch eine andere moralische Handlung bestimmt wurde, durch welche sich der Handelnde aufser Stand gesetzt hatte, die gesetzwidrige Folge seiner Handlung zu vermeiden." — Der Begriff, welchen sich unser Vf. von der Verschuldung (*culpa*) macht, ist in der Hauptsache richtig; nur mufs man dabey die verschiedenen moralischen Beziehungen nicht aus der Acht lassen, welche bey derselben äufseren Handlung angetroffen werden können. So kann z. B. ein Mensch, der nach dem Orte eilt, wo er die Stimme seines Freundes hört, aus Pflichtgefühl handeln, indem er seinen Weg dahin beschleuniget, aber an die Pflicht, Feuersgefahr zu verhindern, hat er nicht gedacht, und so durch seine Verschuldung eine Feuersbrunst verursacht; allen Misverständnissen aber wird durch die von uns in eine Parenthese eingeschlossenen Worte abgeholfen. Überhaupt giebt unser Vf. durch Weglassung solcher Beziehungen einigemal zu Misdeutungen Anlafs. Wenn er z. B. §. 97 S. 67 von einem *überwiegend freyen Willen* spricht: so versteht er darunter, wie sich aus dem Zusammenhange und in Vergleichung mit §. 77. S. 48 ergiebt, einen solchen, welcher in Beziehung auf das durch die Handlung verletzte Gesetz überwiegend frey ist, d. i. wo sogar sinnliche Reize, ein vorzüglicher Verstandesgebrauch oder äufserliche Hindernisse gegen die böse Handlung stritten, und wo es also nur an der besonderen Stärke derjenigen bösen Neigung liegt, welche bey dem Verbrechen vorausgesetzt wird, z. B. wenn der Sohn nach reiflicher Überlegung einen gegen ihn gütig gesinnten und ihn freundlich liebkosenden Vater aus Gewinnsucht tödtet. Ein wahres Übermafs an Freyheit ist zwar auch hier nicht vorhanden, weil dieses an sich betrachtet, nicht einmal denkbar ist, vielmehr wurde der Mörder durch seine Gewinnsucht so beherrscht, dafs er nicht im Stande war, den dagegen kämpfenden Gründen der Vernunft und Sinnlichkeit Raum zu geben; aber in Beziehung auf die Nebengründe, welche nicht in der verbrecherischen Absicht selbst liegen, war er überwiegend frey, weil sehr starke Gründe gegen den Mord vorhanden waren, die auf einen weniger boshaften Menschen gewifs gewirkt haben würden.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir Alles, was der Vf. im 4 Kap. von der moralischen Würdigung, und im 5ten von dem Verhältnisse der Gröfse der Verbrechen zu der Gröfse des bösen Willens sagt, hier ausziehen wollten, da der Gang seiner Ideen schon aus dem vorausgeschickten Plane erhellt. Im 6 Kap. zeigt der Vf., dafs die politische Schädlichkeit der Verbrechen sich ebenfalls nach dem Grade des ihnen zum Grunde liegenden freyen Willens richte, und im 7ten führt er aus, dafs der Staat die moralische Würdigung der Verbrechen nach der Pflicht, die er sich selbst schuldig ist, anwenden müsse. Hier beweist er gegen die Rigoristen, dafs die Rücksicht auf Hindernisse der Freyheit und den moralischen Werth der Freyheit nicht nur gerecht, sondern auch nützlich sey. Sehr treffend zeigt der Vf., dafs es nicht nur unmöglich sey, bey den jetzigen Gesetzen rigoristisch zu verfahren, sondern dafs auch kein Gesetz denkbar sey, welches ein solches rigoristisches Verfahren durchgängig verstattete. Denn sollte ein solches Gesetz existiren, welches alle möglichen Fälle unter sich begriffe: so müfste es mehrere ungleichartige Fälle mit derselben Strafe belegen, weil es unmöglich ist, alle möglichen Schärfungs- und Milderungs-Gründe bey jedem Verbrechen insbesondere so genau zu bestimmen, dafs man jeden dieser Fälle als einen für sich bestehenden betrachten könnte, und es ist nicht möglich, diese Verschiedenheit der Fälle durch gesetzliche Bestimmungen anders zu umfassen, als indem man die Schärfungs- oder Milderungs-Gründe, es sey nun überhaupt, oder bey den besonderen Verbrechen in Classen bringt, und es nun dem Urtheile des Richters überläfst, was für eine Strafe in dem gegebenen Falle, wo vielleicht mehrere Milderungs-Gründe mit einander oder auch mit Schärfungs-Gründen zusammenkamen, zu bestimmen sey. Wollte man aber auf die verschiedenen Schattirungen der Fälle durch die eintretenden Schärfungs- oder Milderungs-Gründe gar keine Rücksicht nehmen: so würde die auf alle diese Fälle bestimmte Strafe zugleich zu gelinde und zu hart ausfallen; das erstere, weil es nicht möglich ist, sich alle die Abscheulichkeiten zu denken, welche mit einer gewissen That verbunden seyn können; das letztere, weil Fälle eintreten können, in welchen die Strafbarkeit der That beynahe ganz verschwindet.

(*Der Beschlufs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 AUGUST, 1805.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Unger: *Drey Preis-Schriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Oft werden sonst sehr strafbare Handlungen durch die gutartigsten und gemeinnützigsten Neigungen zu Tage gefördert, an deren Erzeugung und Fortpflanzung also dem Staate unendlich viel gelegen ist. So kann z. B. die innigste, durch eine ganz besondere Verpflichtung zur Dankbarkeit noch verstärkte Zuneigung gegen den Monarchen einen sonst sanftmüthigen, zu Beleidigungen gar nicht geneigten Mann verleiten, eine freche Verläumdung der Regierung durch öffentliche schimpfliche Behandlung zu ahnden. Hätte man auch den Staupenschlag, oder wohl gar die Todesstrafe auf eine solche That im Allgemeinen gesetzt: so würde doch der Thäter sich dadurch nicht haben abhalten lassen, sie zu begehen. Das einzige Mittel also, den Geist, der durch die ganze Gesetzgebung herrschen muss, mit sich selbst in Übereinstimmung zu bringen, ist die Festsetzung oder doch Zulassung der Schärfungs- und Milderungs-Gründe. Wenn die Rigoristen mehr Beyfall erhalten, als sie verdienen, so liegt diess wohl in der Weichlichkeit, mit welcher man zuweilen bey der Anwendung der Gesetze verfahren ist, und die man mit der Milde verwechselt, welche keinen anderen Zweck hat, als den, nicht mehr Übel zu verhängen, als der Zweck erfordert. Vgl. §. 232.

Vorzüglich lesenswerth ist das, was unser Vf. im §. 233—236 über die wahre Gerechtigkeit im Gegensatz des Rigorismus sagt. Er sagt unter andren: „Nichts spricht mehr an das menschliche Herz, als die Gerechtigkeit. Wenn gleich die Güte die Herzen erobert, so wird doch zuweilen ihr Glanz verdunkelt, wenn sie über einen Unwürdigen ihren wohlthätigen Ausfluss verschwendet; und sie arbeitet alsdann auf Kosten des Verstandes, der sich durch eine menschenfreundliche Neigung bestechen lässt. Strenge, auch wenn es ihr gelingt, entfernt das menschliche Herz von sich, eben desswegen, weil sie, stolz auf ihr Glück und ihren Muth, sich selbst vom Herzen trennt, und sie empört das Herz ganz gegen sich, sobald sie das Missgeschick erfährt, ihre Absicht zu verfehlen. Allein die Gerechtigkeit leistet allem ein Genüge: sie stellt zu gleicher Zeit den Geist und das Herz auf eine Höhe, auf welcher selbst der Neid sie im Anfange bewundern und zuletzt — lieben muss."

Diese Probe zeigt, dass es dem Vf. gelungen seyn würde, gedrängter und unterhaltender zu schreiben, wenn er nicht geglaubt hätte, den gefälligen Vortrag dem Ernste des Zwecks aufopfern zu müssen.

Die zweyte diesen Gegenstand betreffende Schrift, welche der erstern beygefügt ist, führt den Titel: *Wie weit die moralische Schätzung einer Handlung bey der Festsetzung oder Anwendung eines Strafgesetzes in Betrachtung kommen darf; — eine Abhandlung, welche bey der königl. Akad. der Wissenschaften das Accessit erhalten.* Von *J. G. Gebhard*, königl. preuss. Kirchenrath.

Diese Schrift scheint beym ersten Anblick eine der ersten ganz entgegengesetzte Tendenz zu haben. Sie geht von der Bemerkung aus, dass die Vermischung der Theologie mit der Rechtswissenschaft eine Vermischung der rechtlichen Verbindlichkeiten mit den Gewissenspflichten veranlasst habe, und sie setzt den Grundsatz fest, dass der Staat nicht über den Menschen als Menschen, sondern über den Staatsbürger und also nur über den Menschen, so weit er den Gesetzen des Staats unterworfen ist, entscheiden dürfe. Indessen sieht man doch schon aus den zuletzt angeführten Worten, dass unser Vf. den Menschen und Bürger nicht als zwey einander entgegengesetzte Dinge betrachtet, ob er gleich den Unterschied zwischen dem Menschen, der zugleich Staatsbürger ist, und dem Menschen, als solchem, zu weit getrieben hat.

Es fehlt dieser Schrift nicht an schönen und treffenden Bemerkungen, aber an einem festen Gesichtspunkte und einer durchgängigen Bestimmtheit. Den Gesichtspunkt hat sich unser Vf. schon dadurch verrückt, dass er S. 6 annimmt, der Richter wolle bey der Rücksicht auf die moralischen Triebfedern der Handlung das Unmoralische in der Handlung bestrafen, und er schliesst hieraus weiter, dass, wenn das Unmoralische in der gesetzwidrigen Handlung bestraft werden müsste, kein Grund abzusehen sey, warum nicht überhaupt alle unmoralischen Handlungen gestraft werden sollten. Hierbey hat er übersehen, dass diejenigen, welche auf das Moralische in der zu bestrafenden Handlung Rücksicht nehmen, das Unmoralische nicht als solches, sondern nur in der Eigenschaft des Gefährlichen in Rechnung bringen, weil sie voraussetzen, dass die Bosheit nach dem Masse ihrer Grösse auch gefährlich sey. Der Vf. hat nicht genug erwogen, dass blosse äussere Handlungen keine wahren Handlungen sind, dass die Handlung irgend einen moralischen Gehalt ha-

haben muss, wenn sie für gesetzwidrig erklärt werden soll, und dass der böse Wille, welcher gegen das Gesetz ankämpft, eine um so grössere Gegenwirkung erfordere, je grösser seine schädliche Tendenz ist. So lange der in seinem Inneren gefährliche Mensch sich so zu beherrschen weiss, dass sein böser Wille in keine gesetzwidrigen Handlungen ausbricht, so lange hat der Staat kein Recht, seine Freyheit zu beschränken; er kann es auch nicht, weil keine Gewalt die wahre innere Thätigkeit geben kann, welche zur Tugend erforderlich ist. Sobald aber der böse Mensch das Gesetz verletzt, setzt er durch seine eigene Handlung die Richter in die Nothwendigkeit, seine Absichten zu erforschen und ihn darnach zu richten, weil die Erforschung der Absicht nothwendig ist, um die Straffälligkeit des Handelnden einzusehen. Denn wie ist es möglich, jemanden als einen vorsätzlichen Mörder zu strafen, ohne nach der Absicht zu fragen, in welcher er das Feuergewehr abgefeuert, oder den Stein geworfen hat? Die bösen Absichten sind es ja auch nur, welchen der Staat durch Strafgesetze entgegenarbeiten will. Denn, dass ein Stein wegen seiner Schwere herunterfalle, und einen Menschen tödte, lässt sich nicht verbieten. Nur die ohne Absichten nicht denkbare menschliche Willkühr ist es, welche durch die Strafgesetze ihre Richtung erhalten soll. Es scheint zwar, als müsse man den Richter auf Erforschung der nächsten Absicht des Handelnden einschränken; allein diese wird sich selten finden lassen, ohne dabey auf die entferntere Rücksicht zu nehmen. Absichtlich wurde das Gewehr abgefeuert, aber welche entferntere Absicht sollte durch diese Handlung erreicht werden? Sollte ein wildes Thier oder ein Mensch getroffen werden? Es ist aber auch nicht genug, zu wissen, dass die Absicht des Schiessenden auf den Menschen gerichtet war, welcher getroffen wurde; man muss auch nachforschen, ob es wahr ist, dass bey dem Schusse nur die Erhaltung des Eigenthums beabsichtiget wurde, welches der fliehende, auf andere Weise nicht zurück zu haltende Dieb an sich genommen hatte. Wer da, wo ihn die Hülfe des Staats verliess, sich selbst Recht zu verschaffen suchte, stört die Sicherheit des Staats entweder gar nicht, oder doch weniger, als der, welcher die Störung der allgemeinen Sicherheit beabsichtigte, und bey diesem hält gewiss Bosheit und Gefährlichkeit gleichen Schritt, wenn auch jener wegen seiner geringen Achtung gegen Menschenleben einen grossen moralischen Unwerth haben kann. Hieraus ergiebt sich, warum die Rücksicht auf das Unmoralische der Handlung hauptsächlich nur bey der Milderung der Strafe durch Gesetze oder richterliche Erkenntnisse in Betrachtung kommen kann. Denn es ist gewiss kein Eingriff in die bürgerliche Freyheit, wenn man nach den geheimen Triebfedern einer Handlung forscht, um den Handelnden gar nicht oder geringer zu bestrafen, als sonst geschehen müsste. Dagegen würde der Staat sein Recht überschreiten, wenn er bey der Handlung, die entweder gar keine oder nur eine geringe Verletzung der Rechte in sich schliesst, auf die innere Gefährlichkeit des Menschen Rücksicht nehmen, und ihn mit Rücksicht auf diese strafen wollte. — S. 24 wirft unser Vf. die Frage auf: Hat der Beleidigte, als Staatsbürger, ein Recht, die Genugthuung, die er fordert, so weit auszudehnen, dass er vor dem Richterstuhle des Staats nicht nur für das Genugthuung fordern kann, was in der ihm zugefügten Beleidigung gesetzwidrig, sondern auch für das, was darin unmoralisch ist? Darf der Wohlthäter, könnte man fragen, wegen der Undankbarkeit seines Mitbürgers Genugthuung fordern? Gewiss nicht. Denn in dem Augenblicke, da er den Dank als Lohn für seine Wohlthat forderte, würde er aufhören, Wohlthäter zu seyn. Aber dem Staate ist daran gelegen, dass der gemeinschädlichen Neigung, welche das Verbrechen hervorbrachte, entgegengearbeitet werde, und diese muss gewiss gross seyn, wenn sie durch das Gefühl der Dankbarkeit nicht zurück gehalten werden konnte.

Wenn unser Vf. S. 27 und 28 sagt, es könne ein an sich besserer Mensch oft eine sehr unmoralische Handlung begehen, und es könne z. B. der, welcher seinen Wohlthäter in der Hitze des Streits ermordet, unmittelbar nach der That durch die bitterste Reue zu erkennen geben, dass er ein ungleich besserer Mensch sey, als der, welcher einen Unbekannten, dem er keine besondere Verbindlichkeit schuldig war, ermordete. Aus diesem Einwurfe folgt aber nur, dass auch die Reue unmittelbar nach der That ein Milderungsgrund sey, welcher den sonst eintretenden Verschärfungsgrund heben könnte. — Wenn der Vf. S. 31 meint, der Gesetzgeber könne, wenn er auch selbst nach seinem feinen moralischen Gefühle die Milderungsgründe zu bestimmen verstände, dennoch nicht ein eben so feines Gefühl bey dem Richter voraussetzen: so liegt diess vielleicht an seinem Mangel juristischer Erfahrungen. Denn diese würden ihn belehrt haben, dass die verschiedenen Abstufungen der Verbrechen, wenn sie sich auch nach der moralischen Unwürdigkeit oder Würdigkeit der Thäter richten, dennoch meistentheils sehr kenntliche äussere Merkmale haben.

Überhaupt streitet unser Vf. mehrmals mit Vorurtheilen, von denen jetzt wenig oder gar keine Spuren mehr in unseren Gesetzen und Gerichtshöfen anzutreffen sind, und von allen Gründen, welche unser Vf. gegen die moralische Zurechnung vorträgt, verdienen nur diejenigen Rücksicht, welche sich auf die Gewissens-Freyheit beziehen.

So sehr aber auch unser Vf. gegen die moralischen Rücksichten bey Bestrafung der moralischen Verbrechen zu kämpfen scheint: so sagt er doch selbst am Schlusse seiner Abhandlung S. 72 von dem Richter: „Er darf und soll bey einem jeden Vergehen, auf die mildernden oder erschwerenden Umstände genau Rücksicht nehmen. Er handelt sonst ungerecht, und schwächt die Moralität der Staatsbürger. Zu diesen mildernden Umständen gehören auch der

falsch

falsch angewandte Naturtrieb des Mitleids, und die verworrenen oder schwärmerischen Religionsbegriffe, der moralisch gute Charakter, und die gute Absicht des Verbrechers bey dem Verbrechen. Er darf zwar einen höchst unmoralischen Menschen, welcher zum erstenmal ein Verbrechen begangen hat, nicht härter bestrafen, als einen anderen, welcher eben dieses Verbrechen begangen. Er soll aber doch denjenigen Verbrecher, welcher ein und dasselbe Verbrechen, oder andere, öfter begangen hat, weil er für den Staat ein gefährlicherer Mensch ist, mit der härteren Strafe belegen, welche der Gesetzgeber bestimmt hat, um die bürgerliche Gesellschaft vor einem solchen Menschen sicher zu stellen."

Nimmt man alles das, was nicht nur in diesen Preisschriften, sondern auch von *Feuerbach*, *Grolman*, *Kleinschrod*, *Klein* und besonders von *Almendingen* über diesen Gegenstand gesagt worden ist, zusammen, und prüft Gründe und Gegengründe, so kommt man zuletzt auf folgendes Resultat.

Der Staat muss vor allen Dingen diejenigen Reize aus dem Wege räumen, welche auch dem gutartigen Bürger zu gemeinschädlichen Handlungen oder zu Eingriffen in die Freyheit Anderer verleiten können. Er muss z. B. dafür sorgen, dass kein Unschuldiger in die Nothwendigkeit gerathe, aus Hunger zu rauben oder zu stehlen; er muss keine Bedrückungen dulden, wodurch der Bürger zu Störung der öffentlichen Ordnung gereizt werden kann; er muss überhaupt den Übermuth derer unterdrücken, welche alles ihrem Eigendünkel oder ihren Privatzwecken ohne Schonung Anderer aufopfern. Soweit man aber dem gemeinschädlichen Willen keine minder schädliche Richtung geben kann, muss man ihm die Furcht vor der Strafe entgegensetzen. Diese Furcht wirkt nach Verhältniss der Grösse und der Gewissheit der Strafe; je gewisser aber die Strafe ist, desto geringer kann das Strafübel seyn. Daher sind in einem Staate, wo die Polizey wachsam und die Criminalprocedur zweckmässig ist, gelinde Strafen hinreichend.

Die gemeinschädliche Neigung steht nicht immer mit dem angerichteten, ja nicht einmal mit dem beabsichtigten Schaden in Verhältniss. So würde z. B. derjenige, welcher in der Meinung, einem Sterbenden das Sterben zu erleichtern, das Kopfkissen unter dem Kopfe weggenommen hätte, ihn vorsätzlich getödtet haben; aber es würde sogar eine ausgezeichnete Missbilligung der That zu Verhütung ähnlicher Vergehungen ausreichen, wenn man nicht besorgen müsste, dass die böse Absicht sich hinter die Larve der guten Meinung verstecken möchte. Dadurch werden Strafen nothwendig, welche den doppelten Fehler zu haben scheinen, dass sie an der einen Seite für den gutartigen Verbrecher zu hart, an der anderen aber für den boshaften zu gelinde sind, bey denen sich aber dieser Widerspruch hebt, wenn man erwägt, dass dieser dennoch, wenn seine böse Absicht entdeckt wird, eine härtere Strafe, jener aber, wenn seine gute Absicht offenbar ist, eine gelindere zu erwarten hat, dass aber doch in den meisten Fällen unvorsätzlicher Verschuldung eine sehr strafbare Gleichgültigkeit gegen die bösen Folgen der Handlung anzutreffen ist.

Muss man also bey Bestimmung der Strafen eben sowohl auf die Gefährlichkeit der Neigung, welche bey der That zum Grunde liegt, als auf die Schädlichkeit des Ausgangs sehen, und ist der Staat selbst schuldig, die Veranlassung zu schädlichen Handlungen aus dem Wege zu räumen und den Übermuth zurückzuhalten: so folgt, dass die Strafe, wo nicht wegfallen, doch gemindert werden müsse, wenn die Einrichtungen im Staat oder der Übermuth des Beschädigten die Beschädigung veranlasst, oder wenn das Verbrechen, welches in der Regel aus einer gemeinschädlichen Handlung fliesst, durch eine gutartige motivirt würde.

Ob nun also gleich die Strafe in der Regel der Neigung zum Verbrechen das Gegengewicht halten muss: so kann doch selbst die Stärke des Reizes einen Grund zur Milderung der Strafe an die Hand geben, wenn nämlich diese Stärke des Reizes nicht in der Grösse des bösen Willens liegt, welcher das Verbrechen hervorzubringen pflegt, sondern in der Einwirkung einer anderen minder schädlichen oder wohl gar gutartigen Neigung, oder in einem Zustande des Gemüths, welche keine Macht der Gesetze überwältigen kann. Dahin gehört eine ausserordentlich heftige Leidenschaft, welche dem Handelnden alle Besinnung raubt, jedoch mit folgender Massgabe. Auch die heftigste Leidenschaft kann auf einige Augenblicke, z. B. so lange der Soldat unter Gewehr steht, oder der Untergebene mit seinem Vorgesetzten spricht, zurückgehalten werden. Man kann die Furcht vor der Strafe an gewisse Gegenstände so binden, dass demjenigen, welcher eben Hand daran legen will, in der grössten Heftigkeit der Leidenschaft die Hand gleichsam erstarrt. Aber fordert man von den Staatsbürgern durchgängig auch bey ihren geselligen Unterhaltungen, und sonst im gemeinen Leben eine solche angespannte Aufmerksamkeit auf sich selbst: so fordert man entweder etwas unmögliches, oder man verwandelt den Staat in ein Zuchthaus, in welchem keiner einen Augenblick vor Streichen sicher ist. Desswegen aber dürfen die in der Wuth der Leidenschaften begangenen Handlungen nicht ganz unbestraft bleiben. Sie können doch durch Gewöhnung an eine grössere Besonnenheit mehr oder weniger vermieden werden. Es kann aber auch die Furcht vor einer gelinden Strafe hinreichen, um die Besonnenheit bey allen Handlungen zu vermehren, wenn sie auch nicht im Stande ist, alle Ausbrüche der Leidenschaft zu hintertreiben.

Wird die Strafe auf diese Weise bestimmt, so wird sie auch mit den Grundsätzen der moralischen Schätzung der Handlungen durchgängig übereinstimmen, und sie wird durch das moralische Gefühl gebilliget werden, welches Richter und Zuschauer auf eine unwiderstehliche Weise ergreift. Alsdann

wird

wird die Anwendung der Strafgesetze auch dem gemeinen gesunden Menschenverstande als gerecht erscheinen.

Zwar wird bey den Verbrechen, welche das Eigenthum verletzen, die Eigennützigkeit des grossen Haufens härtere Strafen fordern, als nach obigen Grundsätzen bestimmt werden können; aber wehe dem Staate, der diesem Verlangen nachgiebt! Er waffnet gegen sich die kühnsten Unglücklichen, die es bald mehr, bald weniger durch eigene Schuld des Staats geworden sind, und die um so kühner und grausamer seyn werden, je geringer die Schonung ist, mit welcher man sie selbst alsdann behandelt, wenn sie des Menschen schonten, der in ihre Hände fiel.

Nach dem System der Gesetzgebung muss sich auch die Ausübung des richterlichen Amtes richten. Wäre es möglich, Gesetze für alle besondere Fälle zu geben, so müsste man die richterliche Willkühr beschränken, und dadurch den Bürgern das edle und beruhigende Gefühl geben, dass er allein von den Gesetzen abhänge. Da diess aber nicht möglich ist, so müssen wenigstens die Grundsätze angegeben werden, nach welchen die Strafen verschärft oder gemildert werden sollen. Man glaubt zwar der bürgerlichen Freyheit, als dem grösseren Gute, alles übrige aufopfern zu müssen; aber man bedenkt nicht, dass, wenn allein der Buchstabe des Gesetzes entscheiden soll, dieser Buchstabe eben so sehr von dem Despotismus auf der einen, als auf der anderen Seite von der Bosheit der Beherrschten gemissbraucht werden kann. Überhaupt nimmt man einen ganz unrichtigen Gesichtspunkt, wenn man voraussetzt, der Staat schliesse mit dem Verbrecher einen Vertrag, nach welchem ihm erlaubt seyn solle, zu rauben, wenn er sich gefallen lassen wolle, gehängt zu werden. Würde dieser Vertrag wirklich geschlossen, so würde ja der Mörder ein Recht haben, dem Staate, der ihn am Morde hindern will, zuzurufen: Lass mich erst morden, dann rädere mich!

Kl..n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Göttingen*, b. Dieterich: *De jure emphyteutico commentatio — auctore Carolo Groscurd.* 1803. 85 S. 8. (5 gr.) Die Einleitung dieser sich durch eigenes Forschen in den Gesetzen vortheilhaft auszeichnenden Schrift handelt, nicht ohne Scharfsinn, vom Eigenthume und den verschiedenen Arten dinglicher Rechte. Dann folgt eine geschichtliche Einleitung in die Lehre von der Emphyteuse, welche, wiewohl sie eben nicht pragmatisch zur Aufhellung schwieriger Theile dieser Lehre angelegt worden, doch als Beweis von eigener Belesenheit des Vf. in den nicht juristischen Classikern, die unter unseren Rechtsgelehrten immer seltener wird, eine rühmliche Erwähnung verdient. Dieser geschichtlichen Auseinandersetzung ist die Ausführung einer, so viel Rec. bekannt, dem Vf. eigenthümlichen Idee, dass Emphyteuse und Superficies nach der neuesten römischen Gesetzgebung nicht verschieden seyen, angehängt worden. Zwar würden beide Rechte in den Pandecten, z. B. l. 16. §. 2. *d. pignerat. actione* als verschieden neben einander gestellt, und möchten damals darin von einander abgegangen seyn, dass jene bey *rebuspublicis*, diese bey Privatpersonen zugehörigen Grundstücken vorgekommen sey. Im Codex aber und in den Novellen komme das Wort *superficies* nicht mehr vor, und man müsse annehmen, dass das hier so häufige, als in den Pandecten seltene Wort *emphytheusis* von beiden zu verstehen sey, unter denen sich auch, dem Begriffe des Rechtes selbst nach, gar kein Unterschied ersinnen lasse. — Diese Gedanken verdienten, als dem Vf. eigenthümlich und einer genauern Prüfung nicht unwerth, kurz ausgehoben zu werden. Zwar scheinen sie Rec. an sich verwerflich: aber sie können eine genauere Bestimmung des Unterschiedes zwischen Emphyteuse und Superficies veranlassen, als man gewöhnlich aus der, von Hn. *Thibaut* widerlegten Annahme, als habe der Emphyteut eine Art von *dominium*, herleitet. Dieser Unterschied nun ist bey den Pandecten-Schriftstellern sicher nicht der, vom Vf. angegebene, worauf weder die Namen jener Rechte, noch andere bedeutende Umstände hinführen. Das Recht dessen, der eine *superficies* hat, geht verloren, wenn diese *superficies*, z. B. das, auf dem Boden erbauete Haus, untergeht; l. 39. §. 2. *D. d. damno infecto.* Nicht so bey dem *ager vectigalis*, welches, in den Pandecten gebräuchliche Wort selbst schon angiebt, dass das Recht nicht an der *superficies*, sondern am Boden haftet. Demnach ist ein in der Sache selbst liegender Unterschied vorhanden, welchen sorgfältiger zu entwickeln, hier zu weit führen würde. Dieser Unterschied muss rechtlich noch immer fortdauern, da er weder im Codex, noch in den Novellen aufgehoben ist. Denn den Umstand, wenn er auch richtig seyn sollte, dass des Rechtes der *superficies* in diesen jüngeren Theilen des *Corpus juris* nicht erwähnt wird, lässt gewiss der Vf. selbst bey genauerer Prüfung nicht als Aufhebung des bisher Bestandenen gelten. — Von S. 34 bis zu Ende wird das Recht der Emphyteuse selbst in einer recht guten Ordnung und ziemlicher Vollständigkeit entwickelt. Doch vermisst Rec. einige Untersuchungen, z. B. die schwierige, wie es bey dem *Pactum de retrovendendo*, bey der Rescission *ob laesionem enormem* und in ähnlichen Fällen mit dem sogenannten Laudemium zu halten sey. Einzelne gute oder fehlerhafte Bemerkungen auszuheben, ist hier nicht der Ort. Nur auf die sehr gute Auseinandersetzung über Accessionen eines in Emphyteuse gegebenen Grundstücks S. 60 will Rec. aufmerksam machen, und dagegen vor der S. 56 aufgestellten Meinung, als werde das Emphyteut-Recht bey unbeerbtem Tode des Emphyteuten vom Eigenthümer consolidirt, da die Gründe, wodurch der Vf. den Fiscus auszuschliessen meint, keinesweges ausreichen dürften, warnen. — Sprache und Stil des Vf. sind auffallend ungleich, im Anfange ziemlich unrein und unlateinisch, nachher aber fliessend und richtig.

?

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Über das Recht des Papstes, die deutschen Synodal-Richter der dritten Instanz für jede geistige Streitsache zu bevollmächtigen, zur Erläuterung des §. 5. des XIV Artik. der kais. Wahlkapitulation, bey Gelegenheit der annahenden reichstäglichen Berathschlagungen über ein neues Concordat mit dem römischen H fe.* Eine Einladungsschrift zu den Vorlesungen von Dr. *Theodor Konrad Hartleben*, öff. ord. Lehrer des deutschen Territorial-, Staats- und Polizey-Rechts zu Würzburg etc. 1804. 54 S. 8. Die Frage ward schon ernsthaft untersucht, als die alte deutsche Kirchenverfassung noch bestand; besonders in Köln und Salzburg. Der Vf. musste sein Gutachten darüber dem Erzb. von Salzburg ausstellen, das er uns hier im Drucke mittheilt. Er behauptet, es sey genug, wenn die Erzbischöfe und Bischöfe ein Synodal-Gericht mit Consens ihrer Kapitel zu dem Ende niedersetzten, um in Streitsachen, die in letzter Instanz an den Papst gebracht worden, in dessen Namen, zu entscheiden, wenn er nur ein für allemal dem Papste die Mitglieder desselben genannt, und dieser sie als *iudices delegatos in partibus* würde bestätiget haben, ohne dass es nöthig sey, diese Bestätigung oder Delegation bey jedem neuen Processe aufs neue zu verlangen, oder über jeden einzelnen Process erst an die Curia nach Rom zu referiren. Dieses sollte nun, meint der Vf., auch durch das neue Concordat sanctionirt werden, welches die deutsche Kirche nun bald mit dem Papste abschliessen werde. In einem Anhange von wenigen Seiten bestimmt er seine Lehrgegenstände und deren Grenze: Polizeywissenschaft, mit Berücksichtigung des Polizeyrechts — Reichsgeschichte in Bezug auf die deutsche Staatsverfassung, Staats- und Territorial-Recht — deutsches Territorial-Recht mit Berücksichtigung des kurpfalzbayrischen Staatsrechts.

F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST 1805.

MEDICIN.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Versuch einer Topographie der Stadt Würzburg in Beziehung auf den allgemeinen Gesundheitszustand und die dahin zielenden Anstalten* von Dr. *Phil. Jos. Horsch*, Stadt-Physicus, Arzt des Bürgerspitals und der Gefängnisse in Würzburg. 1805. 410 S. gr. 8. 4½ Bog. Tabellen. (2 fl. 54 Kr.)

Der Werth medicinischer Topographien vorzüglich für das Staatsinteresse ist allgemein anerkannt, und jede Arbeit dieser Art ist schon verdienstlich, wenn sie auch nur zum Theil dem Zwecke entspricht. Der erste und wichtigste Gegenstand derselben ist eine genaue, der Natur getreue Darstellung des allgemeinen Gesundheitszustandes, nicht nur aller Bedingungen, von welchen derselbe abhängt, sondern auch der Abweichungen, welche die Gesundheit erleidet. Daraus zieht der Staat folgende Vortheile. Entweder erhält er die Überzeugung, dass seine zum Behuf der öffentlichen Gesundheit getroffenen Vorkehrungen hinreichend sind, und dem Zwecke entsprechen, oder dass er noch so manches anzuordnen, zu verändern oder zu verbessern habe, um dem Volke jene Genüsse der Gesundheit zu gewähren, die sowohl zur glücklichen Existenz, als auch zur thätigen Mitwirkung und Ausführung der Staatszwecke erfoderlich sind. Der zweyte Vortheil ist die Übersicht der Populations-Verhältnisse. Er sieht, ob die Population zu- oder abnehme, und findet zugleich die Ursache von beidem, er lernt dadurch, wie sich der Verf. vorstehender Schrift ausdrückt, seine äussere, wie durch das obige, seine innere Kraft schätzen, und erhält die Mittel, beide zu erhöhen, und sicherer zu begründen. Zugleich gehen hieraus die Maximen hervor, wie die Nation ihrem Charakter und ihrer Lebensart gemäss zu behandlen sey, und vor allem gelangt er zur Einsicht, wie Cultur und Industrie als die wichtigsten Mittel zur möglichsten physischen und moralischen Vervollkommnung des Volkes zu leiten und zu befördern seyn. Dabey wird immer noch ein grosser Vortheil durch Bemerkung derjenigen Hindernisse, welche diesen Zwecken entgegenstehen, erreicht. Gewiss sind die Foderungen, die man an den medicinischen Topographen macht, nicht gering, und zu ihrer Erfüllung gehören weit umfassende Kenntnisse; allein das Verdienst, diesen Bedingungen vollkommen Genüge geleistet zu haben, ist gleich gross. Wir freuen uns von vorliegender Schrift sagen zu können, dass der Vf. hinter keinem seiner Vorgänger in diesem Zweige der Literatur zurückgeblieben ist, und in manchen Punkten an Genauigkeit und Gründlichkeit viele als gut anerkannte Topographien übertroffen hat.

Die Schrift zerfällt in 3 Abschnitte. Der erste enthält die Betrachtung der Momente, welche auf den Gesundheits-Zustand von Würzburg Einfluss haben. Nachdem der Vf. das Locale geschildert hat, wendet er sich zu den Bewohnern, und dann zu den Einflüssen der Lebensweise, und zuletzt zu der Beschaffenheit der Atmosphäre, und bestätiget das, was von diesen Einflüssen angeführt ist, durch die Beobachtungen des Verlaufs der Krankheiten. Rec. muss bekennen, dass ihm dieser Plan der Ausarbeitung sehr zweckmässig scheine, und Nachahmung verdiene; indem auf solche Weise der Gesundheits-Zustand am genauesten und auch dem Entfernten zur deutlichen Einsicht dargelegt werden kann. Unter die vorzüglichsten Theile dieser Topographie gehören die Populations- und Mortalitäts-Berechnungen welchen eine physische Beschreibung und kurze Bemerkungen über Charakter und Lebensart der Einwohner vorangeschickt sind. Die Volksmenge von Würzburg beläuft sich auf 21000 Menschen, das Verhältniss beider Geschlechter gegen einander ist sich beynahe gleich. Die mittlere Zahl der Verstorbenen ist 663, und im Durchschnitte ist die Zahl der Verstorbenen grösser als die der Geborenen, worüber der Vf. auch durch Tabellen befriedigende Auskunft giebt. Der Übergang zu den besonderen Einflüssen macht die Erwägung der Schädlichkeiten, welchen die Kindheit und die Jugend ausgesetzt ist. Die Sterblichkeit unter den Kindern ist, wie an den meisten Orten, sehr gross: es stirbt jährlich das 13te Kind männlichen, und das 14te weiblichen Geschlechtes, und die Zahl der verstorbenen Kinder verhält sich zur Summe der Verstorbenen überhaupt, wie 24:65. Die Reflexionen über die Krankheits-Tabellen enthalten eigenthümliche Bemerkungen über den Wechsel, die Succession und Verwandschaft der Krankheitsformen, welchen kurze theoretische Versuche zur Bestimmung derselben beygefügt sind. Einige dieser Ideen, zu deren künftiger Ausführung der Vf. erwünschte Hoffnung macht, hebt Rec. aus, um die Aufmerksamkeit der Ärzte darauf zu lenken. Die Veränderungen der Temperatur und des Pulses, als die wesentlichen Er-

Erscheinungen des Fiebers, können nach dem Vf. nur in dem System der blutführenden Gefäse statt finden. Für den allgemeinen Begriff des Fiebers sey das Verhältnifs jenes Systems zu den übrigen gleichgültig; durch das bestimmte Verhältnifs desselben zu den einzelnen Systemen werden die Fiebergattungen als Krankheitsformen bestimmt. Er fodert daher vor allem von den Nosologen zu untersuchen, welche wesentliche Veränderung jedes organische System erleide, wenn Abnormität seiner inneren Verhältnisse gesetzt ist, und unter welcher allgemeinen Form diese Erscheinungen hervortreten nach dem verschiedenen Verhältnisse des in seiner Function gestörten Systems zu den übrigen. Das Fieber, nimmt er an, müsse nicht jederzeit auf das ganze Gefäfssystem verbreitet seyn, sondern es könne ein überwiegender Gegensatz seine allgemeine Verbreitung hindern; örtliches Fieber nennt er Entzündung. Die diesen Formen zu Grunde liegende Krankheit könne sthenisch oder asthenisch seyn, nach Verschiedenheit der ursachlichen Einflüsse; es sey daher einseitig, alle Fieber als asthenisch zu betrachten. Überhaupt habe man zur Bestimmung des Wesens der Krankheitsformen als solcher noch zu wenig geleistet. Den Typhus betrachtet er als eine der gefährlichsten und bösartigsten Krankheiten, welcher enorm überwiegende Asthenie zu Grunde liege, seine Form sey eine der zusammengesetztesten, und die Menge der concurrirenden Krankheitsformen, welche allgemeine Störung und Alienation in allen Functionen verrathen, bestimmen ihm den Grad der Bösartigkeit. Er tadelt hiebey, dafs man jetzt alle asthenische Fieber mit diesem Namen belege, und daher sich oft auf seine Kuren vieles zu Gute thue. Den Typus der Fieberarten rechnet er lediglich zu ihrer Form.

Der zweyte Abschnitt beschreibt die Anstalten, welche das physische Wohl der Bewohner Würzburgs bezwecken. Wir finden hier eine solche Menge nützlicher Anstalten in einer Stadt vereinigt, welche oft in ganzen Ländern beysammen nicht angetroffen werden, und doch scheinen einige der milden Stiftungen, und sonstige Fundationen der Aufmerksamkeit des Vf. entgangen zu seyn, z. B. das vorhandene Kapital, um die Stadt stets mit dem nöthigen Vorrathe von Getreide zu versehen, die Stiftung des sogenannten Jungferngeldes, welches sowohl vom Stadtmagistrate, als dem vormaligen Stifte Neumünster jährlich einigen neuverehelichten Bürgertöchtern zur Belohnung der guten Aufführung ausgetheilt wird, und für die Person 30—36 fl. rh. beträgt. Indessen ist nicht zu verwundern, dafs ihm diese und einige andere Stiftungen entgingen, indem nie Notizen von denselben ins Publicum kamen, und der Schein eines gewissen Geheimhaltens über sie verbreitet ist. Über die Armenanstalten ist der Vf. am ausführlichsten. Er liefert nicht nur eine Beschreibung und historische Notizen derselben, sondern auch Vorschläge zu ihrer Verbesserung, welche um so mehr die Aufmerksamkeit der thätigen baierischen Regierung verdienen, da man dem Vf umfassende Kenntnisse sowohl von den Gebrechen, als überhaupt von der Polizey des Armenwesens einräumen mufs. Zu bewundern ist es, dafs bey der, der ursprünglichen Anordnung nach so vortrefflichen Armencommission in Würzburg kein Arzt Mitglied ist, da der wahre Arme nur unter die Kranken gehört, und der Arzt allein, die wahren Armen richtig zu unterscheiden, die nöthigen Kenntnisse hat. Der Vf. schildert die bestehende Arbeitsanstalt, und zeigt unpartheyisch ihre gute und fehlerhafte Seite; die letzte zu verbessern, wird bey der neu eingetretenen Regierung nichts schweres mehr seyn, da die Polizeyanstalten in den älteren baierischen Staaten als ein hervorstechendes Muster voranleuchteten. In den hier bestehenden Pfründe-Häusern werden stets 5—600 arme Personen mit allen Bedürfnissen unterhalten. Das Juliushospital enthält allein 140 Pfründner, wovon nur der 4te Theil aus der Stadt ist; die Josephspflege ist eine neue Stiftung vom J. 1795 für alte Dienstbothen, und unterhält 26 innere Pfründnerinnen und 25 äufsere, von diesen erhält jede jährlich 75 Guld. Diese äufseren Pfründen sind erst im vorigen Jahre errichtet worden. Unter die wohlhabendsten Pfründehäuser gehören das Bürgerhospital, welches seit 1319 besteht, und das Hospital zu den 14 Heiligen, oder sogenante Hosspital, welches 1494 gestiftet wurde. Nächstdem werden 6—700 Personen vom Armeninstitute unterstützt und ernährt, und das Waisenhaus verpflegt 56 Kinder. Eben so mannichfaltig sind die Heilungsanstalten für Arme; diese werden in ihren Häusern von besonders angestellten (aber unbesoldeten) Armenärzten, und einem Wundarzte, der 200 Guld. Besoldung hat, in ihren Wohnungen behandelt, und erhalten nebst den Arzneyen die nöthigen Bedürfnisse. Die Krankenwarte ist jedoch noch ganz vernachläfsigt, wie überhaupt in der Stadt nicht für taugliche Krankenwärter gesorgt ist; und doch existirt allda schon seit mehreren Jahrhunderten eine besondere Stiftung zu dieser Absicht, welche der Vf. wieder auf ihren Zweck zurückgeführt wünscht, und zugleich den einfachsten Vorschlag zur Errichtung eines Krankenwärterinstituts ertheilt. Hier wird auch das berühmte Juliushospital als Krankenhaus betrachtet. Dasselbe hat das Jahr hindurch wenigstens 600 Kranke, und ist sowohl seiner vortrefflichen Einrichtung wegen, als auch als Sitz der klinischen Schule hinlänglich bekannt. Was läfst sich aber auch nicht von einem Hospitale erwarten, das bis 120.000 Gulden jährliche Einkünfte hat? Und doch bedürfte es noch mancher zweckmäfsiger Verbesserung. Am ausführlichsten handelt der Vf. von den beiden Instituten, nämlich dem für kranke Handwerksgesellen, und dem für kranke Dienstbothen; das letzte ist erst seit 1802 errichtet. Die Idee hiezu war schon vor 1790 in Würzburg entworfen, aber viel früher in Bamberg ausgeführt worden. Die Geschichte und Beschreibung der Anstalten für Wahnsinnige, für Epileptische, und für

für venerische Kranke sind sehr genau und ausführlich. Nebst diesen Anstalten ertheilt der Vf. Nachrichten vom Militärhospitale, und dem bestehenden Gebärhause; ferner von dem Ehehaltenhause, welches gegenwärtig theils als Krankenhaus, theils als Siechenhof für Arme benutzt wird, und vom Siechenhause, welches Personen mit unheilbaren ekelhaften Krankheiten aufnimmt. Den Beschluss dieser Beschreibungen machen die Gefängnisse, das Zuchthaus, und Arbeitshaus, Stockhaus, als Landesgefängnisse, und die Gefängnisse der Stadt. Diesen, den erwähnten Pflegehäusern, dem Ehehalten- und Siechenhause steht der Vf. als Arzt vor, und die Übersicht, welche er hier gegeben hat, beweist, auf welche Weise er den mühevollen Dienst versehe.

Der dritte Abschnitt enthält die Medicinalanstalten der Stadt Würzburg. Vorangeschickt ist ein sehr merkwürdiges Actenstück, eine Medicinalordnung von 1502, gewiss eine der ersten in Deutschland, welche in jeder Rücksicht eine öffentliche Bekanntmachung verdiente. Die interessantesten Anstalten sind die im Juliushospitale vereinigten Lehranstalten, der botanische Garten, das anatomische Theater, mit seiner ausgezeichneten Präparatensammlung, das chemische Laboratorium, die beiden clinischen Schulen, die chirurgische und die medicinische. Mit Vergnügen las Rec. die Nachrichten von den Verdiensten des Veteranen *Siebold*, des Stolzes der Würzburger Universität, der verdienten Lehrer, *Heilmann*, *Pickel*, *Thomann*, *Barthel* und *Elias v. Siebold*, und mehrerer anderer. Diese Unpartheylichkeit, wie überhaupt das offene Urtheil des Vf., bezeichnen zugleich seinen Charakter von einer sehr vortheilhaften Seite. Doch bedauert Rec., dass diese interessante Schrift in einer Zeit bearbeitet wurde, als der ganzen Medicinalverfassung so bedeutende Veränderungen bevorstanden, und zum Theil bereits eingetroffen sind, wie vorzüglich an der Universität, woher die Nachrichten von den neueren Verfügungen fehlen. Rec. wünscht daher recht sehr, dass der Vf. einmal diese Schrift mit Rücksicht auf die neueren Verbesserungen des Medicinalwesens umarbeite, welches um so weniger überflüssig seyn möchte, da überhaupt noch so wenig von den vielen vortrefflichen Anstalten in Würzburg geschrieben ist, von welchen mehrere als Keime zu betrachten sind, die erst eine zweckmäsige Entwickelung zu erwarten haben. Chir.

Leipzig, b. Schäfer: *Die Kinderstube von ihrer physischen Seite dargestellt.* Zur Beherzigung für Hausväter und Hausmütter u. s. w. Nebst einer Vorrede von Dr. *Joh. Chr. Rosenmüller.* Mit (2) Kupfern. 1803. XVI u. 162 S. kl. 8. (20 gr.)

Wir sind ganz mit dem Ausspruche des Hn. Vorredners einverstanden, dass diese Schrift ihrer Bestimmung Mütter zu belehren, ganz angemessen sey. Sie giebt über eine Menge von Gegenständen, welche die physische Erziehung der Kinder in dem ersten Lebensjahre betreffen, eine zwar kurze, aber gründliche Belehrung; der Vortrag ist einfach, aber der Fassungskraft jeder Mutter angemessen; die Gründe für oder wider gewisse Rathschläge sind einleuchtend u. treffend, und letztere nicht gesucht, sondern Resultate eines nüchternen Verstandes und der Erfahrung. — Eine Schrift dieser Art kann nicht einen Schatz von neuen Wahrheiten enthalten, und es würde daher unzweckmäsig seyn, wenn wir uns weitläuftig über den Inhalt derselben herauslassen wollten. Wir wollen vielmehr bloss die Hauptrubriken angeben, und hie und da einige der einzelnen darin behandelten Gegenstände mit unserer Beurtheilung aufführen. In der Einleitung klagt der Vf., dass Weiber u. Aberglaube in den Kinderstuben herrschen, und hält sich an die Verständigen. Dann handelt er in 14 Kap. folgende Gegenstände ab. 1. *Ehen.* Über zu frühe und zu späte u. s. w. 2. *Schwangerschaft.* Verhalten in derselben; Gelüste sollte man nicht befriedigen, weil sie selbst schon von Krankheit zeigen; (ist wohl zu viel gesagt;) das Tanzen, Schnüren, Aderlassen, Laxiren, Besuchen grosser Gesellschaften wird untersagt. 3. *Entbindung.* Behandlung der Nachgeburt, Besichtigung des Körpers, Verfahren beym Scheintode. (Die Nabelbinde solle nicht täglich abgenommen werden, weil sich sonst leicht Geschwüre am Nabel erzeugen; diess verstehen wir nicht.) 4. *Reinlichkeit.* Gut. Man solle erst nach den 6 Wochen die Kinder lau baden, vorher bloss waschen; wir ziehen das Bad von der Geburt an vor, weil das Kind darin einer gleichmäsigen Temperatur ausgesetzt ist, und beym Waschen nicht der Fall seyn kann. 5. *Wochenstube.* Sorge für frische Luft; gute Rathschläge: nur das Räuchern mit auf glühendes Eisen gegossenem Essig möchten wir lieber mit dem Verdunsten des Essigs auf dem Ofen oder über einer Lampe vertauschen. Über Wärme und Beleuchtung des Zimmers. Glänzende Dinge müssen nicht so gestellt werden, dass das Kind nach ihnen von der Seite sehen muss, weil es sonst schielen lernt. 6. *Stillen*, Regeln für Säugende. Ein Versehen ist es wohl, wenn ihnen, mit Recht, blähende Dinge z. B. Hülsenfrüchte untersagt werden, und doch Bohnen und Erbsen unter den erlaubten Dingen aufgeführt sind. Den Rath, Kinder in der Nacht nicht zu stillen, können wir nicht billigen, und er widerspricht auch der Angabe des Vf., dass Kinder im ersten Vierteljahre alle 2 Stunden einmal die Brust bekommen müssen; aber gut ist es, Kinder bald so zu gewöhnen, dass sie des Nachts nur ein paar Mal die Brust bekommen. Sehr richtig sucht der Vf. in der Mode, Kindern zu frühzeitig und zu reichlich Nahrung von der Brust zu geben, den Grund zu vielem menschlichen Elende; aber wenn er sagt, man solle im zweyten Monate schon anfangen, Kindern andere Nahrung zu geben, und es sey zu lange gewartet, wenn man sie bis zum halben Jahre bloss mit der Brust nähre, so stimmt unsere Erfahrung damit nicht zusammen; uns scheint es besser, vorausgesetzt, wenn die Mutter viele und gute Milch hat, auch das Stillen gut verträgt, mit Darreichung von anderen Speisen so lange zu warten, bis man merkt, dass der Körper einer stärkeren

keren

keren Nahrung bedarf, was meistens erst nach 3 Monaten der Fall seyn wird. Doch gestattet der Vf. nur wenig weiss Brod oder Zwieback ¼ — 1 Loth mit verdünnter Milch. Er empfiehlt hier auch frisch bereitete Molken, hebt diese Vorschrift aber in der Folge, wir glauben mit Recht, fast ganz wieder auf; denn Molken würden leicht laxiren machen, und überhaupt nicht allemal gut bereitet werden. 7. *Entwöhnen*, muss allmälich und nicht zu einer willkührlich festgesetzten Zeit geschehen. 8. *Ammen;* Gründe für das Selbststillen und eindringende Ermahnung dazu; nützliche Regeln die Behandlung der Warzen, und die Wahl und Pflege der Ammen betreffend. 9. *Aufziehen ohne Brust.* Er empfiehlt bloss Milch mit Quecken- oder Fenchel-Abkochung verdünnt und etwas Zwieback; Gries, Hafergrütze u. s. w. sey im ersten Vierteljahre schädlich; (diess ist übertrieben, Zwieback ist wohl kaum verdaulicher.) 10) *Kinderküche*, zweckmässig. Es werden alle Geräthschaften nach dem besten Material bestimmt, und einfache Kost empfohlen, besonders Fleischbrühen, Eygelb, Zwieback, Reismehl u. s. w. Obst und Wurzeln werden verworfen, nur Kartoffeln und märkische Rübchen ausgenommen; (aber letztere sind äusserst blähend, und erstere zwar nahrhaft, aber doch schwer und unsicher, weil sie sich nicht gleich sind, und wir würden einen gut bereiteten Mehlmus, den der Vf. ganz verwirft, ihnen vorziehen.) Künstliche und geistige Getränke, Bier, Chokolate u. s. w. werden mit Recht verworfen. 11. *Bekleidung.* Sie bedecke gehörig, ohne zu warm zu seyn; der Kopf ist mehr gegen die Sonnenstrahlen als gegen die Kälte zu schützen. 12. *Ruhe und Schlaf;* er taugt nicht bey vollem Magen; vorzüglich schädlich ist es, wenn kranke Wärterinnen die Kinder mit in ihr Bette nehmen; sanftes Wiegen schadet nicht, aber wohl heftiges, und wenn das Kind die Augen dabey offen und den Magen angefüllt hat; es wird eine schwebende Wiege empfohlen; die hohen Kinderstühle werden verworfen, weil das Kind sich das Brustbein und die Ribben an der anderen Leiste eindrückt; niedrige sind gut, nur muss das Kind ja nicht immer auf denselben sitzen, wenn sie zugleich zum Leibstuhl dienen; (sehr richtig) es ist eckelhaft und es entstehen gern Mastdarmvorfälle, wohl nicht vom Sitzen, wie der Vf. zu glauben scheint, sondern weil die Kinder glauben, so lange sie auf dem Stühlchen sitzen, haben sie nichts anders zu thun, als die Bestimmung desselben zu erfüllen, und so endlich den Mastdarm herauspressen. 13. *Bewegungen der Kinder.* Die Kinder müssen immer volle Freyheit behalten, ihre Glieder zu bewegen und zu üben, so lernen sie von selbst laufen; (sehr richtig) man vermeide also alles, was das Kind hindert, sich zu bewegen, als das beständige Tragen auf dem Arme, das Einwickeln u. s. w. Die Laufbänder, Gängelwagen werden verworfen, und die Erfindung des Herzogs von Meiningen als die zweckmässigste angegeben, Kinder laufen zu lernen; sie besteht darin, dass Tücher in die Stube ausgebreitet, und mit gepolsterten Schranken umgeben werden, die dem Kinde bis an die Brust reichen, an welchem es aufstehen und gehen lernt. 14. *Kinderwärterinnen;* leider! ist es wahr, dass es meist Leute sind, die sonst zu nichts taugen; leider wahr, dass sie ihre Bequemlichkeit nur immer beabsichtigen, und die ersten Leidenschaften in den zarten Kinderseelen erwecken. Unter anderen Dingen fodert er von ihnen mit Recht, dass sie das Schreyen der Kinder wohl zu unterscheiden lernen müssen, um es nicht immer durch Nahrung stillen zu wollen, dass die Ausbildung des sittlichen Gefühls durch gute Beyspiele eine Hauptsorge seyn müsse.

Das Kupfer stellt das von *P. Frank* angegebene Instrument, das Erdrücken der Kinder im Schlafe zu verhüten, und eine schwebende Wiege vor.

N. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Braunschweig*, b. Fleckeisen: *Rettungstafeln bey Scheintodten und plötzlich Verunglückten. Vorzüglich für Nichtärzte.* 1803. 14 S. 8. (1 Stück geheftet 1 gr. 30 Stück 1 Rthlr.) Diese von Hn. *Kraus* in Göttingen verfassten Tafeln haben keine Vorzüge vor den bekannten Struvischen und Ackermannischen Noth- und Hülfs-Tabellen: sie enthalten manche so unbestimmte und zweckwidrige Regeln, dass sie leicht mehr schaden, als nützen können. Der Vf. empfiehlt z. B. bey Arsenikvergiftung den Gebrauch der Schwefelblumen oder des gemeinen Schwefels, ohne die Dosis davon anzugeben. Gegen scharfe Pflanzengifte, Hahnenfuss, Wolfsmilch, Fingerhut, Saubrod u. s. w. sollen dieselben Mittel dienen, wie gegen Arsenik: also auch in solchen Fällen sollen Schwefelblumen angewendet werden?? — Bey der Vergiftung durch Kupfer warnt er, ja nichts Wässeriges zu gebrauchen: und doch rühmt er das Seifenwasser. — Innere Mittel sollen den, von tollen Hunden gebissenen, Personen nichts nützen, sondern dieselben nur ängstigen. Die dadurch verursachten Wunden soll man mit Schröpfköpfen besetzen, auch wohl dem ganzen Umfange nach ausschneiden. Ist diess aber nicht die Sache des Wundarztes? — Der Vf. scheint kein Freund der Tabaksklystiere zu seyn: wenigstens erwähnt er dieselben nicht, sondern empfiehlt bey Scheintodten vorzüglich Klystiere aus einer Abkochung von Kamillen, Lavendelblumen, Münze und ähnlichen Reizmitteln. Rec. will zwar dieses nicht missbilligen; wünschte aber, dass der Vf. gezeigt hätte, in welchen Fällen solche Klystiere vor, und in welchen nach dem Lufteinblasen mit Nutzen anzuwenden sind. Ein sogenanntes Erdbad soll Personen, die vom Blitze getroffen worden, schädlich, und ein kaltes Bad Erfrornen gefährlich seyn. Solche und andere Sätze hätten von dem Vf. nicht ohne Beweise hingeworfen werden sollen. Zur Erklärung dieser Tafeln verspricht er jedoch eine ausführlichere Anweisung, Scheintodte zu retten, herauszugeben. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass solche medicinische, vorzüglich für Nichtärzte bestimmte, Schriften vor dem Abdrucke einem Medicinalcollegium zur Prüfung vorgelegt werden möchten.

eca.

Druckfehler. In No. 112. S. 283. Z. 18 v. o. muss statt *Geschlecht* gelesen werden *Gattung*, und S. 283. Z. 26 ist hinzuzufügen: *und dem Genus nach wenigstens sehr merkwürdig.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 AUGUST, 1805.

PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Kajetan Weillers*, Dr. und Prof. der Philosophie und Rector des Lyceums (in München), *Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie, zunächst für seine Zuhörer.* 1804. XII u. 531 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

„Die Philosophie befindet sich gegenwärtig in einem revolutionären Zustande. Was bey Revolutionen immer zu geschehen pflegt, das ist auch hier der Fall. Die *Leidenschaften* haben an dem Gange der Ereignisse einen gröfseren Antheil, als die *Vernunft*.“ Mit diesen Worten beginnt die Vorrede, um es hieran augenfällig zu machen, wie nothwendig es sey, die Anarchie zwischen Kopf und Herz zu endigen. Mit kühnem Muthe will Hr. *W.* der vielköpfigen Hydra den Todesstreich versetzen: ob mit Herkules Kraft, und zum Nutzen und Frommen der Menschen, muss durch das Werk entschieden werden. Die äussere Gestalt der Philosophie ist allerdings eingegangen in den Kampf des Zeitalters, und steht in Gefahr, von einem, der da die Macht besitzt, überwunden, dessen Farbe tragen zu müssen, wie es in der politischen Welt vor unseren Augen sich zugetragen hat. Es ist kaum zu erwarten, dass die Göttliche jetzt schon anerkannt werden sollte von dem gesunkenen Volk. Doch sey uns jeder Strahl von Hoffnung willkommen; er erwärmt und erregt die Seele zur Herbeyführung des Besseren. So scheint es denn auch beym ersten Anblick mit unseres Vf. Beginnen sich zu verhalten. Aber wir sind zu oft vom Strohfeuer getäuscht worden, als dass wir es wagen sollten, dem ersten Anblick schon zu trauen. Man verheisst uns hier S. VI: „Ruhe, aber auch Lebendigkeit, und Lebendigkeit des ganzen Geistes, Liebe und Achtung für Wahrheit, und nur für Wahrheit, aber für reelle, und nicht blofs für logische anzuregen, und so durch die Beruhigung der kleineren Geisteskräfte und durch die Berührung der gröfseren die Heiterkeit, den Muth, das Selbstgefühl, die innere, höhere Thätigkeit einzuleiten, ohne die alles sogenannte Philosophiren höchstens ein todtes Speculiren, oder gar nur ein unruhiges Phantasiren ist.“ Wenn diese Worte alle in Erfüllung gehen sollen, so fodern sie doch nicht weniger, als eben so viele Thaten, und an der Thatkraft eines Mannes, der im *ganzen Geist* lebendig ist, läfst sich wohl nicht zweifeln. Der Einspruch: wie doch der ein ächter Geist seyn könne, der nicht immer ganz lebendig ist, mag bey solchen Erwartungen wenig Bedeutung haben: lernen wir ja doch (S. X) den Weg, der auf dem Gebiete der Philosophie eingeschlagen werden soll, und haben dabey auch den Trost, dass wir den Mann, der sich (S. XI) nicht in die *volle* Rüstung der Schule verbergen will, so recht im Herzen zu erkennen. Und dass wir ihn ruhig erforscht haben, ganz, so wie er es fodert, dafür bürge die eben so ruhige Vergleichung seines Werks mit unserem Urtheil, auf dass letzteres nicht auch unter die Schmähungen gerechnet werde, welche niemand zu achten hat, ausser demjenigen, der sie verdient. Doch dieses hat uns ein hartnäckiger Dämon zugeflüstert.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Abtheilungen: den *negativen* und den *positiven Theil*. Vernichten soll der eine die revolutionäre Anarchie, der andere die Jugend zu Kindern Gottes erziehen helfen, auf dass da erscheine, was oben verheissen ist, auf dass Kopf und Herz in Eintracht zur Erreichung des Unerreichbaren, des Unaussprechlichen streben. Was fehlt dieser Eintheilung, dass sie vortrefflich sey? Das Zeitalter hat so vieles eingerissen, und so wenig aufgebaut, dass es jedem Guten erfreulich seyn muss, neben den Trümmern auch ein Gebäude aufgeführt zu sehen, in welchem es bequem sich wohnen, und behaglich auf die zurückgebliebenen Spuren einer Heldenthat hinblicken läfst.

Im §. 1 lesen wir vom Erwachen der Vernunft. Es wird hier zwar nicht gesagt, auf welche Art sie erwache, und welchermafsen sie vorher geschlafen. Es soll mit diesem Erwachen in dem Menschen eine sonderbare, vorher unbekannte, Selbstentzweyung entstehen: doch, ob das Erwachen der Vernunft von der Selbstentzweyung komme, oder diese von jenem, wird hier nicht gesagt; vielleicht erfahren wir's im Reiche Gottes, das aus dem zweyten Theile uns entgegenstrahlt. „Der Mensch ist zwar auch zuvor schon mit sich selbst nicht eins. Er ahndet aber da noch nicht, dass er es seyn kann und soll, — und fühlt es auch noch nicht bestimmt, dass er es noch nicht ist. — Diese Änderung ergreift ihn bald sehr nachdrücklich. Es packt ihn ein *ganz ungewohnter Zweifel*, ein Zweifel über sich selbst. Er begreift sich nun nicht mehr. Er begriff sich zwar zuvor auch nie. Allein er verlangte sich damals nicht zu begreifen.“ u. s. w. Es wird sich wohl niemand beygehen lassen, nach solchen Darstellungen von des Menschen Selbstentzweyung dem Vf. natürliche Darstellungsgabe abzusprechen; denn das Unbegreifliche wird nur von dem natürlich dargestellt, der auf eine unbegreifliche Weise davon spricht. Diese Gabe bewährt der Vf. in §. 9, wo es heisst: „es sey der blofse Blindgläubige, (wenn er

er übrigens zur Vernunft erwacht ist) sowenig als der Selbstdenker ohne alle Philosophie. Jeder habe seinen Massstab, an welchem er alles messe, was ihm im Reiche des Wahren vorkommt." u. s. w. Man halte aber ja jene Gabe nicht für das Übel selbst, von welchem §. 6 gesagt wird: „das Übel beginnt in dem Kopfe. Es breitet sich zwar bald über den ganzen Menschen aus. Sein Anfang ist aber doch — der Zweifel. Wo kann also auch die Heilung beginnen müssen? in dem Kopfe." Dieses Übel ist allerdings, wie die Anmerkung sagt, eine der gröfsten Wohlthaten, die dem Menschen werden können. Was so heftig leidet, wird sich zu erhalten streben, der Kopf wird sich bemühen, das höhere Wahre zu erkennen, durch welches in ihm Einheit werden soll. „Ein bestimmtes Streben erhält, zumal, wenn der Kopf so grofsen Antheil daran hat, immer auch bald einen bestimmten Namen. Das Streben nach diesem Neuen, Wichtigen, Wahren wurde schon früh mit dem Ausdruck: *Philosophiren*, bezeichnet." Dazu drängt die Menschen ein unwiderstehlicher Trieb. Auch giebt es (§. 11) Glückskinder, denen die *Lebensweisheit* so gleichsam angeboren ist. Aber „sie befriediget das Bedürfniss (!) der Vernunft nicht umfassend und nicht sicher genug. Sie befriediget mehr nur das Herz als den Kopf. Auch steht es bey dem blofsen Naturgang nach Wahrheit — um die Befriedigungen der Vernunft *sogar sehr schlimm*." Der Kopf muss demnach doch ein eigensinniges, viel verlangendes Ding seyn. „Die Natur sieht sich daher auch hier immer genöthigt, sich der Hülfe der Kunst anzuvertrauen." Das Wort *Kunst* ist hier der Anmerkung nach in der weitesten Bedeutung genommen, und fasst Kunst und Wissenschaft in engerer Bedeutung in sich; besagt also mehr, als Wissenschaft. Demnach ist die Lebensweisheit mehr Sache des Herzens, die Kunstweisheit mehr Sache des Kopfs; Kunst ist über Wissenschaft und doch auch wieder ein Streben, das „an der Hand der Absicht mit deutlichem Bewufstseyn des Zwecks, unter der Leitung eigener Vernunftthätigkeit" fortschreitet. Die Wissenschaft ist aber von alten Zeiten her als wahre Vernunftthätigkeit bekannt. Sie wird also auch hinwiederum die Kunst leiten, welche jedoch über ihr ist. Nur ein Übelgesinnter könnte sagen, beide kämen auf solche Weise nicht vom Platze. Und wenn ein solcher sich unterstehen sollte, zu behaupten, eine Kunst von dieser Art verwirre noch mehr, als die blinde Natur: so ist er auf die §§. 13—27 zu verweisen, und sein Muth wird ihm vergehen. Doch einigermafsen mag er sich wieder erholen durch den Ausspruch des §. 27: „die Philosophie, sie die Kunde von dem höchsten, alles umschliessenden Einen — kann so wenig Theile haben, als ihr Gegenstand Theile hat. Allein ihr Studium (oder besser, die Anstrengung, sich ihrer zu bemächtigen,) kann Theile haben." — So werden dann, wills Gott, auch wir die Philosophie nach und nach aus diesem Buche erlernen.

„Was ist Philosophie?" — Die Antwort wird der Consequenz gemäfs bis dahin verschoben, wo man mit allen Theilen fertig seyn wird. Die Untersuchung beginnt nach den Worten des Vf. mit einer Verlegenheit. In der Ahndung regt sich zuerst etwas, welches zwar angiebt, was die Philosophie *nicht ist*, nicht aber, was sie *ist*. Hiebey müssen wir uns erinnern, dass wir noch in der negativen Untersuchung begriffen sind, worin es dann auch negative Ahndungen giebt. Wir bewundern den seligen Mann, der die Unterscheidungen so ins Feine zu treiben weiss; wir bewundern zugleich seine Bescheidenheit, da von Verlegenheit zu sprechen, wo ihm, dem Ahndungsvollen, die Welt schon in klarer Verschiedenheit da liegt. Leicht schwingt er sich nun über die Verschiedenheit hinaus, (§. 35) sprechend: „Philosophie ist nicht blofs die Kunde, (so *soll es* heifsen, um das häsfliche Wort: *Wissenschaft* zu vermeiden) von irgend einem Bedingten, von irgend einem nur insofern Wahren, als ein Anderes wahr ist, sondern von dem Unbedingten (Absoluten,) von dem „*an sich*" *Wahren*." — Das Bedingte soll das Merkmal der Nothwendigkeit als bezeichnendes seiner Unterordnung an sich tragen, und wird hier aus dem reichen Kenntnissschatze des Vf. aufs herrlichste charakterisirt, so, dass wir lernen, wie Nothwendigkeit, Zwang, Abhängigkeit, ganz eins und dasselbe sind, und die Natur als das Gebiet der strengen, unausweichlichen Nothwendigkeit betrachtet werden muss. Desswegen reflectirt sich die Philosophie auch nicht in der Physik (oder vielmehr *Phisik* nach der Schreibart des Vf.); sondern sie fängt erst so an, (§. 40) wo diese aufhört; denn „diese befasst sich nur mit der Erklärung des Ineinanderwirkens der nun ein Mal in Bewegung begriffenen Räder des gesammten Naturmechanisms, der nun ein Mal lebenden Fasern des gesammten Naturorganisms." — So kann demnach die Physik niemals etwas tüchtiges seyn, und wird in dieser Gestalt auch nicht zur Philosophie vorbereiten, genau so, wie der Vf. es meint. Es ist kein geringer Schmerz, dieses von der den Alten so geliebten Physik zu vernehmen, und wir hätten darum gewünscht, der Vf. möchte seine eigene, viel besagende Behauptung (§. 37) „die Natur sey ein *vollständiges System* von Bedingtheiten," nicht so leicht aufgegeben haben. Indessen er hat es, und wir müssen uns auf andere Art helfen. Ohngeachtet man also in der Physik auch in einer unendlichen Anhäufung (§. 41) nicht zum Unbedingten, sondern immer nur zu einem höheren Bedingten gelangt, so kommt uns doch in der Anmerkung zum nämlichen §. die Verheissung, wie vom Himmel, dass man eine, wenigstens kleine, Strecke auf dem Gebiet des Bedingten zurückgelegt haben müsse, um das Unbedingte nur überhaupt (!) ahnden zu können, und dass man beträchtlich vorgerückt seyn müsse, um es bestimmt (!) zu ahnden.

Nachdem wir nun geahndet haben, was die Philosophie nicht sey, gelangen wir an die *Classification der verschiedenen philosophischen Versuche*, welche durchaus nicht nach den Regeln der Schule sich richten soll: denn es ist noch nicht ausgemacht, „dass das Absolute der Speculation und nur dieser zugänglich sey. Die Welt wenigstens wollte öfters schon, auch ohne Speculation, da angekommen seyn, wo die Schule so oft und lange vergeblich hinstrebte — wenig-

nigstens ist eine Kenntniſs des Absoluten ohne Speculation vorstellbar. Wir stellen uns z. B. im höchsten Wesen die vollkommenste Einsicht ohne alle Speculation vor." — Wir haben uns bisher vorgestellt, die Speculation sey die reine Durchsicht und Klarheit der Intelligenz, und da diese selbst absolut ist, die einzige Form für das Absolute, welche, bey ihrer weiteren Einbildung in die Seele die Gestalten der Wissenschaft und der Kunst annimmt, und halten (aber ganz unmaſsgeblich) dafür, daſs die §. 46 angegebenen Gesichtspunkte der Schule, nämlich, „nicht nur mit dem *Denkvermögen*, (durch Speculation,) sondern auch mit dem *Gefühlvermögen*, (durch unmittelbare geistige Berührung (!)) und mit dem *Begehrungsvermögen* (durch freye Selbstthätigkeit) zur Bekanntschaft des Absoluten (zur Philosophie) zu gelangen" — nur rohe, empirisch-psychologische Gesichtspunkte sind, worin der Geist der Speculation sich niemals fesseln lieſs, wodurch demnach auch ihre bisherigen Geburten niemals charakterisirt werden können. Auf jedem von jenen Gesichtspunkten befindet man sich nach dem Vf. „entweder bey einem Inbegriff von Behauptungen, bey einem Dogmatism, oder bey einer endlosen Zweifeley, bey dem Scepticism. Der Dogmatism kann vollständig seyn. Er kann Kopf und Herz — Denken und Handeln — umfassen. Die Gewiſsheit sagt dem ganzen (!) Geist des Menschen zu. Nicht so vollständig kann der Scepticism seyn. Dieser kann sich nie des ganzen Geistes, wenigstens nie anhaltend bemächtigen. Er kann höchstens das Denken, den Kopf, aber nicht auch das Handeln, das Herz besetzen." — Wieder ein Beweis von des Vf. hoher Ahndungsgabe! Ob sich nämlich gleich seine Seele sträubt gegen alle und jede wissentliche Speculation, und sich lieber verwirrt, als an jene Herrschsüchtige hingiebt: so will sie doch auch nichts wissen von einem Organismus der Zweifeley, gleich jenem des Dogmatismus und wir achten bey den bisherigen Beweisen der Vortrefflichkeit auch diese menschliche Schwäche an dem Mann, daſs er (§. 51) behaupten mag: es lieſse sich der Scepticism (jener Grundverschiedenheit vom Dogmatismus ungeachtet) dennoch auch auf dieselbe Art eintheilen. *Quandoque bonus dormitat Homerus.*

„Der Dogmatism schlägt gewöhnlich zweyerley Wege zur endlichen allumfassenden (?) Vereinigung ein. Er leitet entweder das Vorstellen vom Seyn, (das Ideale vom Realen), oder das Seyn vom Vorstellen, (das Reale vom Idealen) ab, und erscheint daher entweder als *Realism* oder als *Idealism*" (§. 53). Der eigentliche Idealismus (§. 55) muſs nicht bloſs das Seyn vom Vorstellen, sondern beides von einem höheren, von einer *Idee* ableiten. Diese Idee ist entweder von der Art, daſs diese beiden darin Eins sind, und durch irgend eine Trennung (?) *aus* ihm, und durch dasselbe entstehen, oder von der entgegengesetzten, daſs sie darin nicht Eins sind, aber doch *an* ihm, und durch dasselbe entstehen. Im ersten Fall ist das Absolute, (die oberste, Alles tragende Idee) nichts anders, als eine Verschmelzung der beiden höchsten Beziehungen (Relationen), aus welcher durch eine darauf folgende Scheidung die beiden Ingredienzien wieder getrennt zum Vorschein kommen. Das Absolute gerinnt durch den einen chemischen Process zu dem, was es *ist*, und löst sich durch einen anderen wieder auf in das, was es *scheint*. Im zweyten Falle ist das Absolute etwas so sehr über alles Relative Erhabenes, daſs es dessen zu seiner eigenen Beschaffenheit gar nicht bedarf, weder in einem getrennten, noch in einem verschmolzenen Zustande. Hier ist es vielmehr für sich in aller Hinsicht ohne alle Ausnahme selbstständig, so, daſs es für sich keines anderen als seiner selbst, in *keiner* Hinsicht (*weder in wahrer, noch in scheinbarer*) und daſs doch alles Andere, um wenigstens in irgend einer Hinsicht Etwas zu seyn, seiner bedarf. Hier ist daher keine bloſse *physische* Vereinigung in einem *höchsten physischen* Einem, sondern eine *höhere* Einheit in einem *höchsten wahrhaft absolut* Einem (in innerer und äuſserer Hinsicht Einem). Der eigentlichere Idealism (§. 57) kann also, wie man sieht, („denn dieſs ist doch nicht zu verkennen,") von zweyerley Absoluten ausgehen, von einem physischen, und von einem höheren. Er kann auftreten als *absoluter Idealism im physischen Sinne*, und als *absoluter Idealism im höheren Sinne.* Man kann die erste Art den *absoluten Verstandes-Idealism*, die andere den *absoluten Vernunft-Idealism* nennen. Diese vielen verschiedenen Versuche (§. 58) sind sich sehr entgegengesetzt. Sie können also nicht alle lautere Wahrheit seyn. Sie sind aber insgesammt nothwendige und nur vom Verstande verschieden geleitete Regungen der Vernunft. Sie können also auch nicht alle lauter Irrthum seyn. Es kann in jedem etwas Irriges, es muſs aber auch in jedem etwas Wahres liegen. Die Vernunft kann sich nicht regen, ohne Wahrheit hervorzubringen. Eigentlich (§. 60) ist das Gefühl, die Ahndung dieses gemeinschaftlichen Wahren, das sich in allen mehr oder weniger ankündigt, Philosophie, und es ist daher jeder der angeführten Versuche Philosophie, aber freylich gröſstentheils nur Philosophie im Gefühle, in der Ahndung. — „Die Philosophie (§. 61) ist also so alt und allgemein, als die Vernunft. Immer, und überall, wo diese rege ist, ist, (aber freylich gewöhnlich nur unter sehr beschränkten, oft unter sehr widerstreitenden Gestalten) Philosophie vorhanden. *Ihr Ausdruck* kann fehlen, kann oft ganz fehlen, (oft ganz das Gegentheil von ihr aussprechen). *Sie selbst* aber kann da, wo Vernunft ist, nie, wenigstens nie ganz fehlen." — Diese Stellen sprechen sich, (um hier einen berüchtigten Ausdruck zu gebrauchen) allzudeutlich aus, und es ist ein wahres Kunststück, wie naiv der Vf. hier das deutliche ins Unbegreifliche spielen läſst.

„*Würdigung der verschiedenen philosophischen Versuche.*" Die praktischen, oder, wie Hr. *W.* sie nennt, die mystischen Versuche erheben sich (§. 68) allerdings oft zu einer ruhigen und schönen, aber nicht zu einer deutlichen und festen Ansicht des Absoluten. Indeſs ist doch dieses (§. 69) an den mystischen Versuchen ein sehr merkwürdiger Umstand, daſs ihnen ohne Speculation, wenigstens ohne hohe Speculation, das Urwahre, wenn auch nicht in einem ganz deutlichen und dauer-

dauerhaften, wenigstens in einem sehr lebhaften und innigen Licht vorschwebt. Als Muster eines solchen Mysticismus wird auch Sokrates aufgestellt. Hr. *W.* hat ohne Zweifel Gründe entdeckt, vermöge welcher dem Sokrates die Speculation abzusprechen wäre; er wird sich ein neues Verdienst erwerben, wenn er uns dieselbe mittheilt: denn nicht gut ist es, in solchen Dingen zu irren. — Von den theoretischen Versuchen heifst es: „Sie unterscheiden sich von den blofs praktischen oder mystischen zunächst dadurch, dafs sie das, was sich diese blofs zu kennen (zu fühlen, u. dgl.) begnügen, auch auszusprechen suchen. Sie streben nach einem Ausdruck des Absoluten, und zwar nach einem Ausdruck in Worten." — Ja wahrhaft goldene Worte müssen das seyn! Wer sie inne hat, und zu gebrauchen weifs, ist glücklich. Sagt uns nichts weiter von Speculation und Wissenschaft, und wie das alles heifst, was der Erkenntnifs Haltung giebt, und inneres Leben; das Wort, der Ausdruck ists, was wir haben müssen. Vom Gefühl zum Wort, vom Wort zum Gefühl, hie und da auch zum Gedanken, zur geistigen Berührung, mit dem Unerreichbaren, das ist der Gang der wahren Theorie und Praxis. — Vermittelst des Verstandes und der Vernunft, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten zwar hier (§. 76) noch nicht bestimmt angegeben werden können, werden die verschiedenen philosophischen Versuche geboren, die sich eigentlich auf drey Hauptarten zurückbringen lassen: denn nur in diesen sprach sich bisher (§. 81) die Schule ganz und deutlich aus. „Es zeigen sich nämlich (§. 80) der philosophischen Untersuchung eigentlich überall nur vier Wege, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Das Absolute, durch welches alles Relative, also auch das höchste (das Seyn und das Vorstellen) begriffen werden soll, kann entweder schon in dem, was gewöhnlich *Seyn* heifst, oder in dem, was man gewöhnlich *Vorstellen* nennt, oder endlich in einem *Höheren* bestehen, als diese Beiden sind. Dieses Höhere aber kann nun selbst wieder entweder blofs als die Einheit von jenen beiden Niederen, (folglich nur als ein in *gewisser* Hinsicht Höheres) oder als eine ganz darüber hinausliegende Einheit (folglich als ein in aller Hinsicht Höheres) angenommen werden." — Diese Vorstellungsarten werden von §. 82—94 erwogen. Es ist die Geschichte der Philosophie in der kleinsten Mignatur; schade, dafs einige Figuren, wahrscheinlich von einem Klekser beym Nachhelfen ganz verdorben sind. Man könnte z. B. beym Platon sich allerley denken, wenn diese hohe Gestalt nicht mit Materie übertüncht wäre (§. 82), in welcher sich so etwas vom Absoluten spiegeln soll: denn bey der Erklärung des Gemäldes wird gesagt: „selbst Plato fand zwar nicht das Absolute selbst — in der Materie. Er fand aber doch in dieser auch ein Absolutes." — Die Gestalten des *Fichte* und *Schelling* (§. 91. 92 ff.) sind nicht weniger überfahren. Wenn doch Sudler sich nicht an die Ausbesserung kunstvoller Darstellungen wagten! — Es ist uns zwar nicht bewufst, dafs der neuere Idealism (§. 93) behaupten soll: das Vorstellungsvermögen bringe die Gegenstände hervor, und wisse alsdann von ihnen, als eigenen Producten. Solcher originellen Entdeckungen finden sich mehrere. Eine Folge derselben ist, die von §. 99—152 gegebene Darstellung der entscheidenden Merkmale gegen die Ächtheit der angestellten Versuche, welche indefs in demjenigen selbst liegen, was sie als Absolutes aufstellen. „Die eine Art (§. 99) stellt das Seyn im Raume als das erste auf, die zweyte das Vorstellen in der Zeit, die dritte die Einheit oder Ununterschiedenheit von beiden." — Hier stofsen wir zuerst auf die Frage: „was ist das Relative (§. 101)?" — Es ist kein *An sich*, sondern blofse Erscheinung. Es ist daher an sich *nichts*. Es ist nur als Gegensatz eines Anderen ein Etwas. Will man (§. 103) also das Relative erkennen, so kann man es nur durch sein Entgegenstehendes." — Diese Charakteristik des Relativen ist äufserst merkwürdig: denn wir lernen hieraus, dafs das Relative als ein Nichts an seinem Entgegenstehenden als einem anderen Nichts, also das Nichts am Nichts sich abspiegle. Dennoch ist es (§. 108) dem Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen, in welchem sich nach dem Sinn der Philosophie sonst so die Totalität und absolute Realität hält und trägt und ihre innere Freyheit behauptet. Dafs diese Erkenntnifs des Relativen (§. 109) dem Gesetz der *Unbegreiflichkeit* unterworfen sey, haben wir auch schon geglaubt. — Die Versuche, welche das Seyn als das Absolute anerkennen, rein oder bildlich, werden von §. 114 an, als sich beziehend auf das *Seyn im Raum*, dargestellt. Auf eine klügere Art läfst sich diesen Versuchen nicht beykommen: man müsse den Feind erst schwächen, ehe man sich mit ihm schlägt, und diefs geschieht hier, indem alle bisherige Ansichten des absoluten Seyns als in einem grenzenlosen Raume zerstreuet, verdünnt und aufgelöst, betrachtet werden. Damit geschieht diesen Ansichten ganz recht, warum haben sie alles bis zur Durchsichtigkeit geläutert, worin kein ehrlicher Mann etwas bestimmtes mehr ins Auge zu fassen vermag? Dieses Seyn ist überall die blofse unausweichliche, der eisernen Nothwendigkeit unterworfene Natur (§. 121); die Systeme (§. 119) wissen sich freylich gewöhnlich sehr leicht zu helfen. Sie lassen das zum Grund gelegte todte Seyn auf irgend eine Art sich regen, und so umfafst es alsdann immer auch alles Wirken. Allein wo sie dieses thun, da spielen sie auch nur mit Begriffen. Denn: man bleibe sich (was nicht streng genug gefodert werden kann) consequent! ist das blofse todte Seyn, oder Bestehen nicht ganz von dem ganzen Reiche des Lebens ausgeschlossen? — Wir wollen uns diefs gewissenhaft merken; denn der Vf. hat uns in dieser Äuserung einen der angelegensten Wünsche offenbart, wie er selbst beurtheilt zu seyn nur wollen kann. Er spricht consequentermafsen dem todtgemachten Seyn im Raume alles Leben ab. Wäre es nicht Vermessenheit, zur Rechtfertigung der Versuche über die Lehre vom absoluten Seyn nur noch ein Wort weiter zu verlieren? Eine schöne Entdeckung aber dürfen wir hier nicht unberührt lassen, die nämlich, dafs (§. 121) der Organismus eben so blind dem Zwang oder der hier sogenannten Nothwendigkeit für sich allein unterworfen ist, wie der Mechanismus, ohne der Freyheit theilhaftig zu seyn, kurz dafs ihm keine Idee zum Vorbild dient, sein ganzes Wesen vielmehr in dem gewöhnlich sogenannten Causalverhältnifs bestehe.

(*Der Beschlufs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 AUGUST, 1805.

PHILOSOPHIE.

München, b. Lentner: *Kajetan Weillers*, etc. *Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie, zunächst für seine Zuhörer*. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. prüft nun weiter von §. 126 an die *Philosophie, welche vom Vorstellen, als Absoluten ausgeht*, (die *Philosophie* der *Subjectivität*). Nicht wenige werden begierig seyn, zu wissen, wer die Theilnehmer einer solchen Philosophie wohl seyen; einige werden sogar auch glauben, dergleichen Philosophen, wenn es anders welche giebt, seyen ausgemachte Narren, und ein Maler erwürbe sich wenig Verdienst um die Welt, wenn er sie auch noch so kunstmäfsig zeichnete: denn solche Zeichnungen würden doch nur die zerstörte Menschheit darstellen. Auch ist es unter diesen Umständen nicht zu verwundern, dass dem Vf. die Philosophie des Subjectiven, wie die des Objectiven, unter den Händen zu nichts wird. Wie wird daher Manchem zu Muthe werden, wenn er seinen *Kant*, *Fichte* und *Schelling* als die Häupter und Stifter dieser Vorstellungsphilosophie dargestellt sieht! Aber es ist recht so: nichts ist so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen, und wenn auch diese schöne Entdeckung nicht ursprünglich dem Vf. ganz angehört: so ist sie doch nirgends deutlicher und unbegreiflicher, geordneter und verwirrter, und in jeder Hinsicht unerreichbar dargestellt, als hier von §. 127—152. Diese Darstellung ist also die treue Kopie von der Erscheinung der Subjectivitätsphilosophie, wie sie in das; von den Göttern begünstigte, ganz ungewöhnliche Vorstellungsvermögen des Vf. hernieder stieg. Wir wagen es nicht, einzelne Stellen abzuschreiben; es ist hier alles in einem gediegenen Zusammenhang; eine eiserne und diamantene Consequenz fesselt den Leser. Wer aber gerade hier die Redseligkeit und unvergleichliche Kunst des Hn. *W.* recht erkennt, wird gerne in solchen Fesseln bleiben. Für die Unsinnigen, welche dieses an ihm nicht erkennen wollen, läfst er aus angeborner Gutmüthigkeit dasselbige Pförtchen offen, wodurch sie hereingekommen sind. Wer kann ihm verübeln, dass er solche Leute nicht weiter vorwärts führen mag? Wir aber, die wir kindlich und unbefangen dem Gange des Vf. nach allen Winden gefolgt sind, haben es nun hinlänglich begriffen, dass in dem bisher dargestellten nichts von Philosophie zu erblicken sey.

Nach solchen Proben von der negativen Stärke des Vf. sollen wir nun zu seiner positiven Wunderkraft fortschreiten, und diefs wird uns leicht, denn: „wenn (S. 143. §. 1) der Irrthum seinen Kreis vollendet hat, so regt sich die Wahrheit von selbst, d. i. ohne unser absichtliches Zuthun, schon bestimmt und kräftig. Eigentlich ist der Irrthum nichts Anderes, als eine unrichtige Äufserung der sich regenden Wahrheit." — Beym Rückblick auf den vollendeten Weg können wir uns demohngeachtet aber nicht der schmerzhaften Empfindung erwehren, welche uns die Betrachtung der Versunkenheit unserer Zeit verursacht. Ist es nicht schändlich, dass ein Mann von der Kraft und Begeisterung, wie unser Vf., sich in niedrige Kämpfe mit eitlem Wahn, mit teuflischen Gaukeleyen und unreinen Gespenstern einlassen muss, um endlich die Gemüther für seine Wohlthaten empfänglich zu machen? Wir würden indessen doch mit ihm hadern, dass er uns, die wir doch vielleicht zu den Besseren gehören, seine eigenen höheren Ansichten so lange vorenthalten hat, wenn wir aus seinem Benehmen nicht ermessen könnten die ihm einwohnende Achtung für alles, was dem Menschen Trost oder Verderben bringen kann. Zudem ist es einleuchtend, dass „die (§. 5) auf dem philosophischen Felde mögliche Anarchie noch nie so vollständig war als jetzt. Jetzt sind, die Sache in ihrer *strengen Consequenz* (?) und *nur in der Theorie* genommen, alle intellectuelle und moralische Bande gesprengt. Aufs bodenlose Nichts ist alles hingeführt. Aber nur aus der Vollendung der Unordnung, nur aus der Auflösung kann die neue Ordnung beginnen." — Alles ist doch gut und brauchbar, wenn man es recht zu nutzen versteht: die elenden Hüllen, die uns täuschten, werden vor unseren Augen abfallen, und dastehen wird die Wahrheit in reinem Glanz. Mit bangem Herzen haben wir bisher gehofft und gefürchtet: die Angst schwindet, die Hoffnung wird zur Gegenwart, die Furcht zur Vergangenheit. Wie verlangt uns nach diesem seligen Zustand! — Aber das Himmelreich will verdient seyn; wir müssen erst durch ein Fegfeuer, worin nur die ersten leichten *Regungen einer neuen Philosophie* zu schauen sind. Wer ahndet, was folgen wird, läfst sich auch diefs noch gefallen, besonders wenn er, vielleicht ein heimlicher Anhänger jener Vorstellungsphilosophie, aus diesem ersten Abschnitte des positiven Theils einsehen lernt, wie Hr. *W.* den armen Sündern, *Kant*, *Fichte* und *Schelling* nicht allein Gerechtigkeit, sondern auch Barmherzigkeit widerfahren läfst. Bey „allen ihren Ungereimtheiten, wegen deren andere sie der Hölle werth achten würden, und zum Theil geachtet haben, erkennt er, der Grofs-

Grofsmüthige, doch einige Spuren des Besseren an ihnen, ja er hält sie sogar für würdig, neben einem Unbekannten und mit ihm gemeinschaftlich das Höhere, das Bessere, das über alles relative Erhabene zu ahnden. Mit Bedauern erfahren wir, (aus den eigenen Worten in der Oberdeutsch. Lit. Zeitg.) dass Hr. *W.* in diesem Unbekannten sich geirrt habe, was uns seines Ahndungsvermögens wegen nicht wenig beunruhigt. Wir selbst können hiebey die Ahndung nicht ganz beschwichtigen, er möge in seiner Barmherzigkeit gegen jene grofsen Sünder und verkehrten Gemüther zu weit gegangen seyn. Diese Ahndung will nicht verschwinden, obgleich er im Abschnitt II. §. 31—47: *Von dem gemeinschaftlichen Gebrechen und Resultat der bisherigen Schulversuche*, noch einmal ernstlich warnt vor jenen endlosen Abgründen, über welche uns der erste Theil weggeführt hat, ja sogar zur letzten Verwahrung die gehaltvollen Worte ausspricht: „*der speculativste* (§. 42) *consequente Versuch lieferte am Ende das Maximum von Ausdruck und das Minimum von Geist*, — einen unendlichen Ausdruck, und die Null von Geist. *Der mystischte* (§. 44) *consequente Versuch lieferte am Ende das Maximum von Geist und das Minimum von Ausdruck*, — lauteren Geist und die Null von Ausdruck. Das wahre Resultat (§. 46) soll aber eine *verhältnissmäſsige Verbindung des Geistes mit dem Ausdrucke*, soll also keine Begünstigung des einen auf Kosten des andern, sondern das möglichst vollständigste Gleichgewicht von beiden seyn. Die Denkkraft (§. 47), die Speculation liefert den Ausdruck; das Gefühl und die Willensthätigkeit aber den Geist. *Jeder Versuch also, welcher ganze Befriedigung verschaffen will, soll alle unsere höheren geistigen Kräfte und alle in gleichem Grade aufbieten.*" — Doch wir hoffen noch immer, dass die Ahndung uns täuscht, und gehen getrost zum Absch. III. §. 48—183 über. Es sind *Blicke in die Organisation des menschlichen Geistes*, zur Entscheidung der Fragen: was vermag die Empfindung? was der Verstand? was die Vernunft? was das Gefühl? was der Wille? — „Der Geist überläſst sich (§. 58) giebt sich hin, leidet insofern er empfindet. Er kann vielleicht zugleich auch thätig seyn. Das ist er aber alsdann nicht als empfindend. Sein Leben ist nicht weniger zusammengesetzt, als das des Körpers. Was ist nun das (§. 64), was durch Empfindung erhalten wird? eine Nachricht von einem Mannichfaltigen, von einem, aber vor der Hand freylich nur verworrenen Vielen (?) Die Empfindung als solche (§. 67) gelangt nicht über sich selbst hinaus; sie bleibt vielmehr immer nur in sich selbst versunken, nur auf sich selbst allein beschränkt ohne alle Ahndung alles *ausser ihr*. Sie sieht *nur* sich und sonst nichts." — Herrlich! wenn wir nur wüſsten, wie sie zu einem mannichfaltigen, verworrenen Vielen käme. „Die thätige Seite des Erkenntnissvermögens (§. 73) ist der Verstand. Er ist das Vermögen (§. 76) zu begreifen, zu urtheilen und zu schliessen. Das Begreifen als ein Begriffe-Bilden, ist nichts anderes (§. 77), als ein Zersetzen und ein Verbinden des Zersetzten. Das Urtheilen (§. 78) ist nur ein wiederholtes Begreifen, also auch nichts anderes, als ein Zersetzen und Verbinden des Zersetzten. Das Schliessen (§. 79) unternimmt dasselbe mit ganzen Urtheilen, was das Urtheilen mit Begriffen, und das Begreifen mit einzelnen Merkmalen unternimmt. Das Schliessen ist also nur ein noch öfter wiederholtes, ein fortgesetztes Urtheilen und Begreifen. Es ist daher auch der Charakter des Schliessens mit dem des Urtheilens und Begreifens wesentlich einer. Es ist das Schliessen ebenfalls nichts anders, als ein Zersetzen und Verbinden des Zersetzten. Der Grundcharakter (§. 80) der ganzen Verstandesthätigkeit besteht daher in einem Zersetzen und in einem Verbinden dieses Zersetzten. Der Grundcharakter der ganzen Verstandesthätigkeit besteht also mit anderen Worten im Reflectiren. Das Reflectiren ist ein beständiges Getrennthalten von zwey Entgegengesetzten. Es kann (§. 85) über das *Zwey*, über die Entgegensetzung nicht hinaus. Es kommt nie zum Einen, zur Einheit, zur eigentlichen Ver-*Einigung*. Es kommt nur zur Ver*Bindung*" (wie aber?) „Der Verstand (§. 105) gelangt also für sich allein nie zum Reellen. Er ist, wenn er sich nur mit sich selbst begattet, der *Vater aller Grübeleyen*, der *Vater aller Unbegreiflichkeiten*, der *Vater aller Ungewissheiten.*" — Aber nur muthig immer höher und höher: „es ist ein Princip (§. 111) in uns, welches selbst zu geben, selbst zu afficiren, welches das, was das Gegebene, die Affectionen, bearbeitet und leitet, d. i. das Denken selbst wieder in einem höheren Sinne zu bearbeiten und zu leiten im Stande ist. *Dieses höhere Princip heisst Vernunft.*" — Ist diese Definition nicht wie eine Divination, ausgesprochen von der Begeisterung? — „Sie enthält *Ideen*, oder wenn der Ausdruck *enthalten* anstöſsig seyn sollte, sie schafft Ideen, und giebt in diesen nicht mehr ein bloſses Subjectives, welches nur für gewisse vernünftige Subjecte, sondern ein Objectives, welches für alle Vernunftwesen gültig ist, nicht mehr ein hohles Ideelles, das für sich allein nur zu einem bloſsen Spiele taugt, sondern ein reelles Ideelles her, welches im Stande ist, das sonst unvermeidliche bloſse Spiel in hohen, d. i. in Bedeutung habenden, Ernst zu verwandeln" (§. 121). Solche Ideen sind (§. 122 ff.) die der Schönheit, der Erhabenheit, der Wahrheit, der Sittlichkeit, der Heiligkeit. Allen diesen Ideen (§. 127) liegt eine gemeinschaftliche Uridee zum Grunde, die — der *Einheit im höchsten, im eminenten Sinne.*" — Unbeschreiblich müssen diese Ideen allerdings seyn, sonst hätte wohl Hr. *W.* wenigstens einen leichten Federzug zu ihrer Bezeichnung gewagt. — „Die Vernunft entscheidet in *oberrichterlicher Instanz* über Begriffe und Urtheile eben so, wie über Schlüsse. Aber ihre Begriffe sind *Ideale*, die nicht bloſs erklären, sondern auch anziehen. Ihre Urtheile sind *Urtheilssprüche*, die nicht bloſs eine gelehrte, sondern auch eine richterliche Gewalt ausüben. Ihre Schlüsse sind *Visionen* (im besseren Sinne), die nicht bloſs kalt folgern, sondern lebhaft sehen machen. — Das Gefühl (§. 155) ver-

verhält sich gegen die Empfindung, wie die Vernunft gegen den Verstand. Es ist (§. 156) ein unmittelbares Vorstellen eines selbstgeschaffenen Werthes, eines höheren Werthes, eines Werthes an sich." („Welche Erhabenheit über den Gedanken, wie gefühlvoll vom Gefühl gesprochen.") — Es macht das *Wissen*, was durch die Vernunft möglich wird, zu *unserem Wissen*; das *Begreifen*, das durch die Vernunft möglich wird, zu *unserem Begreifen*; die *Gewissheit*, die durch die Vernunft möglich wird, zu *unserer Gewissheit*. Ein Wissen, ein Begreifen, ein Gewissseyn, *das nicht von einer unmittelbaren geistigen Berührung ausgeht*, *ist Unsinn*. Welches Organ unsers Geistes aber, ausser dem des Gefühles, macht uns diese Unmittelbarkeit möglich? — Dazu aber muss noch der Wille kommen, ohne welchen die Vernunft (§. 169) nur manchmal in das zusammengesetzte Spiel von Erscheinungen blitzt, und das Gefühl diese höheren sprühenden Funken auffasst. Man nehme uns (§. 170) den Willen weg! was sind wir? wunderbare Automate, aber keine lebendigen Geister. Der Wille (§. 176) ist das Vermögen, sich zu einem Hervorbringen frey aus sich selbst zu bestimmen. Er ist (§. 177) die gewaltigste unter unseren geistigen Kräften. In ihn hinein vermag keine der übrigen zu greifen, um ihn zu lenken nach ihren Zwecken; aber alles in uns (§. 182) ist unter die Gewalt des Willens gelegt. — Wahrlich! schliesst endlich der Vf., „wenn uns noch eine Kraft in uns sehr unbekannt ist, so ist es der Wille." — Wunderbar! setzen wir hinzu, dass mit allen diesen Erläuterungen doch nichts weiter, als ein flacher Blick in die Organisation des menschlichen Geistes gethan ist, und zwar noch durch ein sehr vielseitig geschliffenes Glas, welches die Klarheit der Erkenntniss, mithin die Reinheit der Speculation trübt, und der optischen Täuschung unterwirft. Es beginnt wahrlich unsere Ahndung sich zu bestätigen und zu erhellen. Hr. *W.* hat sich in der That von der absoluten Einheit, welche jene unselige Speculation erfasst zu haben wähnt, hinreissen lassen, nur sieht er sie durch sein Glas mit anderen Augen an. Er erkennt sie weder im Subjectiven an, noch im Objectiven. Aber wie gelangt er zu ihrer Erkenntniss? — durch die Vernunft, durch das Gefühl, durch den Willen; also doch wieder durch den nur in seinem Glas gebrochenen Strahl des Subjectiven. Hr. *W.* kann, nach dieser Täuschung, das volle Vertrauen auf sich uns nicht mehr zumuthen. Wir achten ihn indessen als einen Betrogenen, bey dem es sogar nichts ganz leichtes gewesen, ihn in den Betrug zu verstricken. Muthig und tapfer kämpft er gegen die subjective Philosophie im Absch. V: *was ist das Absolute nicht?* geräth aber im Absch. VI: *durch welches Organ gelangt man zum Absoluten?* aufs neue wieder in seine, von geborgtem und gebrochenem Licht erbaute Welt, und da heisst es denn am Ende (§. 299) wie am Anfang: „Zur Philosophie gelangt man nur, wenn man Kopf und Herz, beiden mit gleichen Schritten folgt, wenn man eben so viel und richtig fühlt und handelt als denkt." — Wie aber gehen dem Vf. jene geborgten und gebrochenen Strahlen wieder zusammen zu einem Licht? und nicht allein diese Ver-*Bindung* wollen wir sehen, — nein, ein höheres, reineres, herrlicheres Licht. Zu diesem himmlischen Gesicht macht uns der Vf. aufs neue Hoffnung, da er, wie wir bis jetzt noch glauben, in dem Bisherigen am Ende seine Selbsttäuschung eingesehen, und mit rühmlicher Kraft sich über seine eigene Niedrigkeit, worin er von den Andern sicher nur eine Zeitlang verstrickt seyn konnte, erhoben haben wird. In diesem Glauben wenden wir uns zum Abschnitt VII: *Was ist das Absolute?* — „Die Merkmale des Absoluten sind nicht als eigentliche, sondern als uneigentlich (§. 302) und bloss für den Verstand bezeichnend anzusehen. Die relativen Merkmale sprechen nur den Kopf an (§. 303); die absoluten aber das Herz (§. 306). Diess geschieht in der Idee der Schönheit (§. 310), der Erhabenheit, Wahrheit u. s. w. (§§. 311. 312). Die Idee der Heiligkeit (§. 314) erhebt uns auf die höchste Stufe, erhebt uns zur unmittelbaren und vollendeten Ansicht des Absoluten. Das *Absolute* ist also (§. 316) *das Heilige*. Aber nur das von der Vernunft mit ihrer hohen Idee nur bezeichnete, übrigens aber für sich selbst schon lebendige Heilige ist das Absolute (§. 317). *Das Absolute* (§. 320) *ist also* — *Gott*, aber Gott im Sinn der Vernunft, das lebendige Heilige, nicht Gott im Sinn des Verstandes, ein unter andern etwa auch noch heiliges Wesen (?)." — Dass alle Ansichten der Dinge bey ihrer Vollendung wenigstens hinführen auf Gott oder irgend ein Sinnbild oder einen Begriff, den man der reinen Anschauung untergeschoben, diess hat die Geschichte der Philosophie bisher sattsam gelehrt. Diese höchste Erkenntniss muss aber eine unmittelbare seyn, wie sie sich auch schon in der Sinnenanschauung an den Nachbildern des ewigen Urbildes als eine solche ankündigt. In keiner der sogenannten Gemüthskräfte kann sie fehlen, wenn sie gleich unter den Formen der Differenzen das Eine und Ewige aufzufassen bestrebt sind. Die Erkenntniss Gottes ist also keineswegs eine transcendente. Das Urbild wird nur von seinem Ebenbild erkannt: nur in der gleichen Seele, wie Platon sagt, kann die Seele sich spiegeln; nur in Gott schauet Gott sich an. Wie ist aber hiemit auszugleichen die Ansicht des Hn. *W.*? Nach dem falschen Sinnbild: *über alles erhoben muss Gott seyn*, wie er nun auf dem Standpunkt seines Sinnes oder Verstandes sprechen könnte, und wie der gemeine Verstand von jeher gesprochen hat, setzt er Gott ausser der Ewigkeit der Anschauung: denn niemals wird ein Verhältniss zu finden seyn zwischen den Ideen des Schönen, Erhabenen, Wahren, Heiligen und einem ewigen lebendigen, heiligen Gott, *ausser* und *über uns*. Überhaupt können dergleichen Vorstellungen von Gott niemals anders, als anthropomorphistisch ausfallen. Indem man nämlich die organische Form des Geistes (wenns noch gut geht,) als das Wesentliche ansieht, als den gemeinschaftlichen Charakter, von welchem Vernunft, Gefühl und Wille gehalten und getragen werden, indem das ewige Wesen, welches sich in der organischen Form nicht anders, als unter dem Charakter der Schönheit, Wahrheit, Gerech-

rechtigkeit, Allwissenheit, Heiligkeit u. s. w. offenbaren kann, und zwar in allem auf unendliche Weise, nicht in unmittelbarer Anschauung, d. h. in der Anschauung seiner selbst erkannt wird: so ists natürlich, dass der Mensch, welcher diese göttliche Anschauung nicht hat, das Wesen der Wesen bekleidet mit seiner Idee, so dass ihm der Gott, zu welchem vorher kein Verhältniss des Verstandes statt finden sollte, mit dem uns nur Andacht, Anbetung, Sehnsucht, u. s. w. in Verbindung bringen kann, nun auf einmal erscheint als die potenzirte Idee des Menschen, als eines Individuums im Universum. Ein Verhältniss, das eigentlich keines ist, muss sich vernichten, so wie die Sache schärfer ins Auge gefasst wird. Andacht, Anbetung, Sehnsucht u. dgl. m. sind Zustände, welche mit der Negation noch sehr behaftet sind, und auf die Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit, Heiligkeit, als die göttlichen Ebenbilder in der menschlichen Idee, zunächst sich beziehen. Sowie der Geist der Anschauung Gottes als seines absoluten Seyns nicht blofs in Momenten der Begeisterung, sondern in Ruhe und klarer Besonnenheit theilhaftig wird, niemals mehr seiner Reinheit vergessend, durch die Macht der zeitlichen Verhältnisse; steigt die Weisheit, die Wissenschaft und die Kunst auf ihn hernieder, und er erhebt sich in seiner Form, und vermählt sich mit ihnen, und ist ewig eins mit sich selbst. So ist er heilig, und lebt wirklich und wahrhaftig in Gott, und ist nicht aus sich selbst gewichen zu einem fremden Götzen, in dessen Auge sein Anbeter doch nur als eine verworfene Creatur erscheint, deren er nur durch ihren Abfall von dem wahren Gott, durch die Verleugnung ihrer selbst habhaft geworden ist. Diesem nach wäre dann auch der Ausspruch (§. 335): „die Kenntniss des Heiligen ist Philosophie" auf keine Weise erschöpfend; wie denn überhaupt alles vom Absoluten gesagte, genau angesehen, blofs in Worten besteht, die, wir müssen es nach langem vergeblichen Kampf der Hoffnung mit der Überzeugung endlich eingestehen, sich durchaus verhalten wie das Echo jener anfänglich verworfenen, und zu Boden geschlagenen Systeme. Nur ist dieser Wiederhall nicht rein, sondern gleich dem Ton, der von vielfacher Felsenkluft gebrochen und zurückgeworfen, endlich zum verwirrten Schalle wird. So ist es auch nicht wunderbar, sondern es geschieht durch einen unverstandenen Instinct, dass der Vf. von der *Anbetung* im *Allerheiligsten* (§. 407) unmittelbar zu seiner alten Heimat, dem Seyn und Vorstellen, sich wendet, wodurch wir denn nachher (§. 457—462) die artigen Bestimmungen von Philosophie erblicken. Zuletzt wird noch gesprochen von den Wahrheitsfunken in den bisherigen philosophischen Versuchen, und wir müssen gestehen, der Vf. hat sich ein wunderschönes Feuerchen davon angezündet.

So hätten wir denn vergeblich gehofft, und uns des Besseren gefreuet, und sind nun doch betrogen. Von einem Betrüger? — nein, von einem Manne, der durch seinen bestimmungslosen Verstand und durch die Macht einer chaotischen Phantasie um sein wahres Selbst betrogen ist. Diesen Betrug haben wir schon frühe vorausgesehen; schon der Titel der Schrift ist sehr ominös, und drängt einem den Gedanken auf, ob der Vf. durch seine *freye* Ansicht sich etwa von der wissenschaftlichen Strenge lossagen wolle. Wir waren so zutraulich, dem Gange des Vf. einen spielenden Einfluss auf uns zu verstatten; er war uns solang lieb und werth, als er im irrenden Ritterthum verstrickt, uns Beweise von Eifer und Muth für die gute Sache an die Hand gegeben. Als wir aber endlich erkennen *mussten*, dass seine gute Sache noch viel schlimmer ist, als die schlimme Sache, welche er besiegt und sich unterworfen zu haben glaubt: konnten wir nicht länger, in Bezug auf dieses Werk wenigstens, ihm auch nur das geringste zutrauen, und wir sagen es ohne Scheu, die Philosophie, welche in diesem Werk gelehrt wird, ist eine gesetzlose, schwärmerische Willkühr, ohne Spur von Kraft und That. Und was gesetzlos ist, ist eben soweit von der Nothwendigkeit, als von der Freyheit entfernt, und schwärmt ebendesswegen zum Transcendenten hin, weil es keine Beschlossenheit in sich hat. Ohne den Ernst der Wissenschaft ist alles Streben eitel, kraft- und thatenlos: wo aber ist in diesem Buche eine Spur von Wissenschaft und wahrer Speculation zu finden? Reine und strenge Erkenntniss erzeugt auch ein concises, in sich zusammenhängendes Werk, woran nirgends unnütze Fülle und wässeriger Schwulst zu sehen ist. Betrachten wir aber die darstellende Kunst des Vf. nach ihrem wahren Werth: so läfst sich an ihr eben dieser eitle, im Wortschall sich gefallende Pleonasmus nicht verkennen. Gleichwie gemeine Menschen nicht selten vorgeben, über gewisse Dinge schweigen zu wollen, dennoch aber in einem Athem davon plaudern: so verstummt auch dieser Mann vor dem, was er das Unaussprechliche heisst; redet aber, ohne Ende davon; denn weder das Schweigen, noch das Reden, hat Bedeutung an demjenigen, der ohne Wissenschaft von etwas redet, und es verdrängt eines das andere. Daher gleicht eben auch der Vortrag dieses seltsamen Mannes ganz demjenigen, wodurch *Shakespeare* im zweyten Theile von Heinrich IV den Friedensrichter *Schaal* bezeichnet.

Und ein solches Werk, worin vieles anzutreffen ist, nur keine Spur von Wissenschaft und Kunst, ist als Lehrbuch aufgestellt, in den philosophischen Lyceen von Bayern! — Es ist den Regierungen nicht zu verargen, wenn sie selbst keinen directen Antheil nehmen an dem Fortschritt der Philosophie und aller in ihr begriffenen Wissenschaften; dafür lassen sie billig diejenigen sorgen, denen es näher obliegt, die Wissenschaft zu pflegen, und die jungen Gemüther zu ihrer Strenge und Gediegenheit zu bilden. Aber leider! dringen sich nicht selten die seichtesten Menschen durch einen äusseren Anstrich auch der edelsten Regierung auf, und täuschen auf eine sündliche Weise das Vertrauen: denn nicht dass sie blofs, wie in Griechenland die Sophisten, die jugendlichen Seelen durch Pro und Contra verwirren — sie rauben ihnen auch allen Bestand durch eine unselige Schwärmerey, welche sich in lächerlichen Sprüngen von Wörtern zu Wörtern aufschwingt, in Wahrheit aber die Seele verzehrt und ausdorret. Was soll aus der Generation werden, die solchen Unterricht geniesst? — Wem ruhige Erkenntniss und die Seligkeit des Menschen eine Angelegenheit ist, den wird sie auch anspornen, zu verhüten, dass die Verwirrung nicht noch gröfser werde, als sie unserer Zeit schon wirklich einwohnt. Aber eben desswegen muss es ohne alle Rücksicht gesagt werden, dass die Vertrauten der Philosophie sich nicht der weltlichen Dinge entschlagen sollten, allzu sehr auf die formellen Vorzüge dieser Ansicht vor einer anderen wesentlich eben so wahren bedacht: in Eintracht müssen sie vielmehr der Wahrheit und ihrer Erkenntniss in den Jünglingen pflegen, mit Würde abweisend die Attentate der Schlechten, in den Gang der Bildung einzugreifen. Dadurch allein werden es endlich die Regierungen erkennen, dass es nur diese besonnenen Männer sind, welche zur höheren Bildung der jungen Staatsbürger den Beruf haben. Diesem Bestreben der Besseren steht nichts mehr entgegen, als jene seichte Lehre, die sich die Philosophie des Kopfs und des Herzens nennt, und welche die Wissenschaft (wie unlängst *Voss* in Rücksicht einer gewissen Behandlungsweise der Classiker gesagt hat) ganz *cavaliermässig* tractiret. Gegen dergleichen vornehmen Unsinn ist sogar der bisherige Schlendrian im philosophischen Unterricht, der hie und da besonders im katholischen Deutschland noch sehr herrschend ist, vorzugswerth. Ernst und Eintracht aber werden und müssen das Bessere herbeyführen. Vernichtet sind alsdann alle diese Trödeleyen, und die Philosophie gelangt, erhaben über lahme Formeln, zur wahren und absoluten Form, welche gegenwärtig nur von sehr Wenigen ihrem inneren Leben nach erkannt wird. K. J. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 AUGUST, 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Neustrelitz, b. Albanus: *Über Meklenburgs Credit-Verhältnisse nebst einigen Reflexionen über Getreide-Preise und Güterhandel* vom Kammer-Rath Dr. *Zimmermann*. 1804. XV u. 279 S. 8.

Der grosse Güterhandel, der in dem Meklenburgischen nach dem amerikanischen Kriege hauptsächlich durch die ausgedehntere Verkäuflichkeit der Lehngüter entstand; die Geldfluth, womit der Getreidehandel das Land während der Revolutionszeit überschwemmte, und der mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts doch plötzlich wieder eingetretene Geldmangel waren Erscheinungen, die jedem, der über das Wohl und Wehe des Landes nachzudenken im Stande war, zu Betrachtungen über die Folgen, und wie dem Nachtheile, den das Übel zu drohen schien, vorgebeugt werden könne, wecken mussten. Die meklenburgische ökonomische Gesellschaft erhöhete diese allgemeine Sensation noch, indem sie auf die beste Beantwortung der Frage, wie dem Geldmangel abzuhelfen sey, einen Preis setzte. Hr. *Zimmermann*, der die Geld- und Credit-Verhältnisse des Landes bey seinen mancherley Geldgeschäften seit vielen Jahren kennen gelernt hatte, hatte diesen Gegenstand schon vorhin seiner Untersuchung unterworfen, und wurde nun durch die Umstände veranlasst, zwar nicht mit um den Preis zu werben, aber doch seine Gedanken über die Sache zu sammlen, zu ordnen, und bis zu festen Resultaten zu bearbeiten. So entstand diese Schrift — eine herrliche Schrift, die auf jeder Seite von der gründlichen Sachkenntniss, der geläuterten Erfahrung, einem glücklichen Beobachtungsgeiste, dem völlig gereiften Studium und der reinsten Vaterlandsliebe des Vf. zeugt. Wenn sie auch nur Meklenburg allein gewidmet seyn sollte, wie es bey der Anspruchlosigkeit des Vf. fast das Ansehn hat: so verdient sie doch gewiss in Deutschland allgemein bekannt zu werden; indem sie die erste ist, die für einen deutschen Staat von der dritten Grösse einen Gegenstand zu untersuchen wagt, den man bisher nur noch kaum in den Staaten der ersten Grösse der Untersuchung fähig gehalten hat. Der Vf. giebt, nachdem er einige allgemeine Grundsätze der Staatswirthschaft aufgestellt hat, eine allgemeine Übersicht der meklenburgischen Geld- und Credit-Verhältnisse vom 7jährigen Kriege an bis jetzt. In jenem Kriege hatte das Land zwar ungemein gelitten; an Geld hatte es ihm aber nicht zu fehlen geschienen. Bey der damaligen bekannten Verschlechterung des Gehalts der Münzsorten war wenigstens die Geldmasse ungemein vermehrt worden. Der Kreis für den Umlauf war in dem Lande ohne Handel und ohne Fabriken klein, und es bedurfte also dazu keiner sehr grossen Summen. Der Umlauf ging rasch vor sich, weil er sich immer nur auf den Ankauf der Unterhaltungsmittel für die Armeen und auf die Geldwechseley einschränkte. Die Ärnten und die Preise waren meistens gut gewesen. In der auf den Krieg folgenden Periode bis zu 1776 wurde aber der Mangel an Geld so wie an Credit ungemein merkbar. Die Herabsetzung der schlechten Münzsorten, der vom Kriege herbeygeführte Luxus, Missjahre und die Viehseuche hatten das wenige noch vorhanden gewesene Geld weggeschwemmt; und dazu hatte die Unsicherheit der Hypotheken auch noch den Credit vernichtet. Mit einem Male besserten sich indessen die Conjuncturen wieder. Die Ärnten wurden gut. Der amerikanische, und nachher auch der baierische Krieg wirkten auf den Vertrieb des Getreides und die Preise. Die Constitution vom 21 May 1776 wegen des Verkaufs der in Concurs gerathenen Güter erfolgte. Ausländer fingen nun an, Güterankäufe zu machen. Geldanleihen im Auslande kamen zu Stande. Am Ende dieser Periode schlägt der Vf. den baaren Geldvorrath von Meklenburg auf 4 Millionen Thaler an. Ein Anschlag, von dessen Richtigkeit wir uns aber, ungeachtet unseres grossen Vertrauens auf die Einsichten des Vf., doch nicht überzeugen können. Der Grund, worauf er dabey bauet, ist allein der, dass *Gadebusch* in seiner pomm. Staatskunde den Geldstock von Schwedisch-Pommern, das nur 70 Qu. M. gross ist, auf 1200,000 Thl. berechnet; wornach also Meklenburg für seine 245 Qu. M. Oberfläche 4 Mill. Thl. haben müsse. Allein ungerechnet, dass der *Gadebusch.* Behauptung sehr bedeutende Einwendungen entgegenstehn: lässt sich ja auch so ein Schluss aus der Analogie, wenn vorher nicht die Identität der Umstände dargethan ist, gar nicht rechtfertigen. Eine Geldmasse von 4 M. würde auf jeden der 363000 Menschen, die in Meklenburg wohnen, an die 12 Thl., auf eine Familie von 5 Menschen also 60 Thl. *baar* Geld bringen: wie lässt sich das bey einem Lande, das weder Fabriken noch Handel hat, denken? Indessen, um den Vf. in seiner Darstellung weiter folgen zu können, wollen wir zugeben, dass der Geldvorrath damals wirklich 4 M. gewesen sey. Nun kam die Revolutionsperiode. Der Preis der Güter und des

Getreides stieg plötzlich immer höher und höher; Käufer und Pächter drängten sich von allen Seiten zu. Wenn Meklenburg für seine Producte vorhin 3 M. Thl. eingenommen hatte, so musste es nun wohl noch einmal so viel, also in den 12 Jahren bis zum allgemeinen Frieden 33 bis 36 M. Th. mehr eingenommen haben. Wollte man dagegen nun auch auf den so sehr erhöheten Luxus und die Kriegskosten nach einem von dem Vf. gegebenen Detail 25699200 Th. in extraordinäre Ausgabe setzen: so hätten am Ende dieser Periode doch noch immer 7 bis 10 M. übrig seyn müssen, die mit dem Vorrathe am Anfange derselben die ungeheuere Summe von 11 bis 14 M. ausgemacht hätten. Mit dem Eintritte des Friedens zeigte sich aber auf einmal ein ganz anderes Resultat. Das baare Geld war so sehr verschwunden, dass allgemeine Klagen über den Mangel desselben entstanden, und die Zinsen wirklich auf 5 von 100 hinaufgingen. Um dieses sonderbare Resultat zu erklären, zeigt der Vf., dass die Geldeinnahme des Landes in der vorhergehenden Periode so beträchtlich nicht gewesen sey, als man nach der Erfahrung aus den neueren Zeiten in der Berechnung angenommen habe. Misswachs, Künsteleyen und unüberlegte Veränderungen in der Bewirthschaftung der Güter, und die unverhältnissmässige Vermehrung des Waizenbaues mit ihren Folgen, haben die Production ausserordentlich vermindert; die höheren Preise haben bey den erwähnten widrigen Umständen den Abgang an Getreide nicht ersetzen können, und daher rühre nun jetzt der Mangel. Der Vf. meint, dass der active Geldstock gegenwärtig wirklich nur noch 3½ M. betrage. Eine noch grössere Verminderung desselben sey aber nicht nur möglich, sondern sogar auch nicht unwahrscheinlich. Denn wenn man gleich zugeben wolle, dass die Production und folglich auch die Exportation wieder bis zu dem ehemaligen Betrage steige: so sey es doch nicht wahrscheinlich, dass die Getreidepreise sich auf ihrer bisherigen Höhe halten können. Jedoch, gesetzt auch, dass sie um 20 bis 25 auf 100 über dem Stande vor der Revolution blieben, und dass die grösseren Ausgaben für den vermehrten Luxus, für den gesteigerten Preis der auswärtigen Bedürfnisse und auf Zinsen für die vergrösserten Schulden dagegen bis auf 1 Mill. herabgebracht werden: so werde dem Lande denn doch jährlich noch 1 Viertelmillion fehlen. Diese Wahrscheinlichkeit sey für Meklenburg in Hinsicht auf die Pachtverhältnisse, den Geldverkehr und den Güterhandel äusserst schreckhaft; und man müsse eine gänzliche Zerrüttung befürchten, wenn nicht bey Zeiten zweckmässige Massregeln ergriffen werden, das Unglück abzuwenden.

Nun führt der Vf. die Massregeln, auf die man denken könnte, nach einander an. Diejenigen, denen er seinen Beyfall nicht giebt, sind die Einführung des Papiergelds; die Errichtung einer Zeddel- oder Leihe-Bank; Anleihen im Auslande; und die Veranstaltung eines Creditsystems. Was für triftige Gründe er gegen alle diese Hülfsmittel aufstellt, lässt sich hier nicht sagen. Wem die Sache wichtig ist, der muss das Buch darüber selbst nachlesen — er wird sich gewiss in einem hohen Grade befriedigt finden. Wir bemerken nur von den Gründen gegen das Creditsystem den so sehr auffallenden, dass es die Güterbesitzer, die so hoch gekauft, oder ihre Güter so hoch verschuldet haben, mit einem Male zu Grunde richten müsse, indem die dazu nöthige Veranschlagung der Güter den weit geringeren Werth derselben, folglich die Insolvenz der Inhaber gleich bey der Einführung an den Tag bringen werde. Hierauf wendet sich der Vf. zu denjenigen Vorschlägen, die er für zweckmässiger hält; und diese bringt er unter 2 Rubriken. Erstlich nämlich müsse man die Überbilanz im Verkehre mit dem Auslande zu erhalten, und dann zweytens die Vermehrung des Geldumlaufs zu bewirken suchen. Jene Überbilanz werde man sich durch die Beförderung der Manufacturen und Fabriken verschaffen; und dabey, glaube er, werde man seinen Zweck gewiss erreichen, wenn man eine Summe von 100,000 Th. jährlich 15 bis 20 Jahre lang mit der gehörigen Vorsicht dazu anwenden wolle. Um den Geldumlauf zu vermehren, müsse man erstlich den Credit heben, und dann das Privateigenthum vermehren, und die kleinen eigenthümlichen Besitzungen vervielfältigen. In Betreff des Creditwesens werden die Gebrechen, an denen dasselbe im Meklenburgischen noch leidet (— und vielleicht noch minder als in manchem anderen deutschen Staate leidet) freymüthig gerügt, und der Gesetzgebung sehr überdachte Vorschläge gethan, wohlthätig dagegen einzuwirken. Was die Vermehrung des Privatvermögens betrifft, so sieht es der Vf. mit Recht für eine grosse Unvollkommenheit Meklenburgs an, dass über 200,000 Einwohner dieses Landes von dem Besitze einiges Grundvermögens gänzlich ausgeschlossen sind; und trägt dringend darauf an, es ihnen zu geben; und um die kleinen eigenthümlichen Besitzungen zu vervielfältigen, empfiehlt er die Gelegenheit zum Anbauen zu vermehren, und die Bauernhöfe erblich zu machen; giebt zu dieser letzteren Operation auch gleich einen Plan an, worinnen die Gründe für und wider dargestellt sind, und die Art der Ausführung angegeben ist. Übrigens missbilliget der Vf. alle Verbindung mercantilischer Operationen mit diesem oder jenem Creditinstitute, und erklärt nur etwa die Anlegung einer Depositenbank in Rostock noch für rathsam, um denen, die Zahlgeschäfte haben, dieselben dadurch zu erleichtern.

Diess sind die Grundlinien des interessanten Buchs, die wir hier nachgezeichnet haben, mehr um unsere Leser auf das Buch selbst aufmerksamer zu machen, als um den Inhalt desselben damit zu erschöpfen. Eine Menge von vortrefflich ausgearbeiteten Nebenpartien, als die über den Güterhandel, über die Ursachen der letzten Theurung, über die Einrichtung des Hypothekenwesens, über die Veranstaltung einer Getreidehandlung für das Land u. d. m. haben wir aber nach dem Plane dieser Blätter ganz übergehen müssen, so schön und lehrreich durchgeführt sie uns auch geschienen haben. Dass übrigens gegen manche vom Vf.

an-

angenommene Data und gewagte Behauptungen noch Einwendungen mit Grunde gemacht werden können, versteht sich bey so schweren Materien, als hier abgehandelt sind, von selbst; und der Vf. giebt seinen Lesern selbst mit einer ungemein rühmlichen Bescheidenheit Winke dazu. Sichtbar scheint ihm weniger daran gelegen zu seyn, seine Ideen geltend zu machen, als daran, dass das, was zum wahren Besten des Landes gereicht, wirklich ausgefunden werde. *α.*

Berlin, b. Voss: *Über Gesetzgebung und Staatenwohl.* Nachlass von *Th. G. v. Hippel.* 1804. 200 S. 8. (18 gr.)

Obgleich die Kritik über den Werth der früheren *Hippelischen* Schriften längst entschieden hat: so wird es Rec. doch erlaubt seyn, bey dieser letzten Veranlassung nochmals einen eigenen, freyen Blick in den Geist dieses Schriftstellers zu thun. Dass das *bene de mortuis* nur dem moral. Charakter (oftmals als *beneficium flebile*) zu statten kommt, dass jedoch der Tod bey literarischen Gegenständen kein Privilegium zur Täuschung der Lebenden ausstellen kann, verstehet sich ohne Beweis. Aber dass eine unbefangene Kritik dieses letzten *Hippelischen* Products ihren Nutzen haben könne, leuchtet schon dann ein, wenn man nur das ausgezeichnete Lob vor Augen nimmt, welches diesem Schriftsteller zu Theil worden ist, und erwägt, dass die blinde Erneuerung desselben, ein Meer unberufener Nachahmer seiner Manier bewegen könnte, einem neuen Strom zur Sündfluth der Literatur herbeyzuführen. — *Hippel* ist aus 3 Gesichtspunkten zu beurtheilen, welche im *Ensemble* die Tendenz seines Geistes bestimmen: aus dem philosophischen, aus dem politisch-juristischen, und aus dem stilistischen. Wir fangen mit dem letzten, als dem an, welchem der Vf. die Aufmerksamkeit des Publicums vorzüglich zu danken hat. In der That, wir würden nicht begreifen können, wie *H.* um dieses willen je sein Glück gemacht haben sollte, wenn wir nicht auf einige Ähnlichkeit seiner Manier mit der *Sterneschen* in *Humphry Klinker, Tristram Shandy* und den sentimentalen Weisen zurückblickten, und an den dauernden Enthusiasm, der diesem Genie zu Theil worden ist, und an das Verlangen nach mehr Werken solcher Art uns erinnerten. Es ist wahr, dass *H. einige*, aber leider! nur einige *äussere* Ähnlichkeit mit *Sterne* hat; eben in dem Mangel der inneren liegt ein Hauptfehler seiner Schreibart. Ist schon *H.* nicht in die Mysterien der *Sterneschen* Kunst eingeweihet: wie viele unter seinen Verehrern werden diess um so weniger seyn! Es ist nöthig, dass Rec. in aller Kürze den Versuch anstellet, die genialische Kunst *Sternes* in ihre Elemente zu zerlegen, um dem Verdienst *Hippels* von dieser Seite auf den Grund zu kommen. — Stelle man sich doch ja nicht vor, dass jene auf ein regelloses Quodlibet seiner Bemerkungen sich reducire: als solches wäre sie ein kunstloses Chaos, mithin ein der Schönheit widersprechendes — ein hässliches Gemengsel, Abdruck der Üppigkeit eines überreizten Gehirns, das Product roher oder gecki scher Selbstgefälligkeit in der Nachlässigkeit, die auf die Fülle u. Mannichfaltigkeit, auf die Feinheit u. Tiefe der einzelnen durch einander geworfenen Bemerkungen und Sentenzen pocht, und um dieser Vorzüge willen die Verzeihung der ersten Fehler eines Kunstwerks zu ertrotzen glaubt. Allein vor den Augen des Kunstrichters würde ihr höchster Werth so verschwinden, und nichts könnte ihn gegen den Ausspruch bestechen: welch' ein garstiges Werk hat dieser feine, lebendige Kopf geliefert! Doch nicht so mit *Sterne*. Freylich wechselt dieser mit den mannichfaltigen Arten der Darstellung in einer Schnelligkeit, die, verliert man den Faden seines Geistes, zur kunstwidrigen Regellosigkeit zu werden scheint; bald erzählt er, bald reflectirt er, bald beschreibt er, bald stellt er dar: aber er wechselt hierin mit dem glücklichsten Talente in den richtigen Momenten ab. Sein Genius sagt ihm, wann die Erholung, oder der Antrieb des Geistes den neuen Wechsel bedarf. Opium, Nieswurz oder den Stachel wählt er, je nachdem das Gefühl, oder die Denkkraft des Lesers in die Krisis der Überspannung oder der Ermüdung kommt, und der grösste Verlust, der Verlust am Interesse auf der Spitze stehet. Aus dem Rocken der Geschichte entspinnt er das Leben seiner Werke; an die Mannichfaltigkeit der Charaktere und Situationen reihet er den Wechsel der Empfindungen, der Ansichten, der Bemerkungen mit kritischem Witze, und so wird das bunte Gewebe ein wahres, in seiner Wirkung schönes Gebilde. Der Geist wird vom Geiste beseelt, das Gefühl vom Gefühl belebt, gereizt und befriediget; alles, wie es der talent- und gefühlvolleste Menschenkenner nur wünschen — kaum erwarten kann. So wechseln denn nun in ihm alle Arten der Empfindungen, das Erhabene mit dem Gemeinen, das Moralische mit dem Jovialischen, die Schwärmerey mit der Satire, das Weibliche mit dem Heroischen, das Tragische mit dem Komischen ab; Schatten und Licht sind vertheilt, die Übergänge bald rasch u. kühn, bald schmiegen sie sich an der Hand des Witzes, und so sind *Sternes* Werke, Werke der tiefsten, umfassenden Menschenkenntniss und des geläuterten Geschmacks, das Reich der menschl. Empfindungen u. socialen Bemerkungen. Es verstehet sich übrigens von selbst, dass Er nicht *nach* Regeln, sondern Er als die Regel sich, oder sie selbst schrieb. — Die Manier *Sterne's* lässet sich auf Gegenstände wie Ehe, oder wie Gesetzgebung u. Staatenwohl, gar wohl anwenden. Diese Sujets sind von einer so grossen Fruchtbarkeit für Empfindung u. Witz, als irgend welche. Allein wenn die Anwendung mit Glück geschehen soll, so muss die Tendenz der Schrift ästhetisch seyn, und sie darf, da ihr besonderer Charakter der Humor ist, durchaus keinen wissenschaftlichen Zweck blicken, oder den didaktischen emporragen lassen. Der Ernst des Systems, die Form der Abhandlung, der Faden der philosophischen Theorie sind die specifiken Mittel zur Vertreibung des Humors, u. dieser, in der Gesellschaft jener, wird zum Possenreisser. Wahrlich, so ist es mit *Hippel!* Er giebt philosophische Abhandlungen: der Zettel ist das gemeine Schulsystem seiner Zeit, der Einschlag sind witzige Einfälle von verschiedenem Gehalte, Digressionen, Episo-

soden, Intermezzi, Parenthesen und wie man sie weiter nennen mag, durch die zwar die Runzel der Theorie einerseits etwas ausgeebnet, andererseits aber zum Frazzengesichte des launischten alten Weibes wird. Eine fatale Unterhaltung, die weder belehrt, noch erbaut, noch erheitert. Und doch liesse sich die wunderliche Matrone noch geduldig anhören (denn sie hat auch manchen Friedrichsd'or in der Tasche), wenn sie nur nicht die Prätension hätte, in ihrem altmodischen Sonntagskleide ihren Geschmack rechtfertigen, und die Jugend zu ihrer Mode durch Falte und Ernst bewegen zu wollen. So ist es hier: *Hippel* stellt das Thema im Gewande des Erhabenen auf (S. 8) „die positive Gesetzgebung ahme der göttlichen, oder natürlichen nach, müsse natürlich seyn und eine weltbürgerliche Absicht haben", und behandelt es komisch-witzig. In der That, heisst das nicht ein humoristischer Gottesdienst, wo der Priester die Monstranz in der Attitüde von *pas de deux* präsentirt? — Was thut Plato im buntscheckigen Gewande des Harlequin?

Als Philosoph gehört *Hippel* der Kantischen Schule hier ganz, sogar bis auf die Nachahmung der Manieren Kants in seinen Wendungen, biblischen Anspielungen, Vergleichungen, Erläuterungen und in seinen Kunstausdrücken an; diese letzteren hat er, wie er sagt, oft in der gemeinfasslichen Sprache umschrieben. Wir haben in seiner philosophischen Theorie durchaus nichts Originelles gefunden; ja wir fanden uns vielmehr durch die Lectüre dieser Schrift in die Jahre 1794 — 98, oder in die Periode zurückgeworfen, wo die Kantische Schule ihr Wesen in der Staatsphilosophie, nach den Lehrsätzen ihrer prätendirten eigenen Stoa, nach Rousseau, nach den Tagblättern der französischen Anarchie und — nach der Bibel trieb. Wahrscheinlich nahm der Vf. irgend ein Compendium des philosophischen Staatsrechts vor sich, wählte das Kapitel der Gesetzgebung (in Erwartung der Dinge, die da kommen könnten), schrieb nieder, was ihm bey jedem Satze, und wie es ihm einfiel — und bestimmte so das Product sicherlich nicht für die Presse. Gott behüte uns vor unseren Freunden! möchten wir dem Herausg. im Namen *H's* zurufen. —

Als politischer Jurist tritt der Vf. nur mit einzelnen eingeschalteten Blicken auf, die zum Theil treffliche Beweise seiner Belesenheit und originellen Reflexion, zum Theil aber auch schief, ja falsch sind. Wir sagen für einen grossen Theil unserer Leser über diese Qualität *Hippels* Alles, wenn wir sie an die Geistesstimmung vieler unserer philosophischen Juristen zur Zeit der französischen Revolution erinnern. Jene demokratische Heiligkeit, jenen drohenden und warnenden Ton gegen die Monarchen, jenes erhebende Selbstgefühl bey dem Anblicke der französischen Machthaber, mit einem Wort, den ganzen politischen Charakter jener Zeiten finden sie hier; und wenn auch nicht dieser Geist der Schrift es bewies, *wann* sie geschrieben worden, so setzen es doch Äusserungen des Vf. wie S. 35 völlig ausser Zweifel. Dass *Hippel* von seinem Vorhaben ein grösseres ernstes Werk über die Gesetzgebung auszuarbeiten, abstand, wollen wir ihm, gelindest ausgedrückt, nicht verdenken.

Die Überschriften der Abhandlungen sind: *Einleitung* von S. 1—13. Der Mensch, der Bürger S. 14—59. Die bürgerl. Gesetzgebung muss väterlich seyn S. 60—84. Ihr muss weltbürgerl. Absicht zu Grunde liegen S. 85 — 115. Monarchische Regierungsform besonders im Verhältniss der Gesetzgebung S. 116—174. (Fast blosse *Rousseausche* Philosophie. Der adeliche Vf. behauptet unter Anderem: Die Erblichkeit der Regierung sey weit weniger nöthig, als die des Adels! —) Über die Kürze der Gesetze S. 175 bis z. E.

Als Total belehrt diese Schrift nicht: denn indem der Faden der Abhandlung alle Augenblicke abgeschnitten wird, verschwindet der Zusammenhang, und der Leser wird durch die Intermezzi zerstreut und geblendet. Manche einzelne Bemerkungen sind zwar, wie wir schon gesagt haben, trefflich; aber um sie von dem Unkraute zu sondern, muss man den Vf. übersehen können, wo dann seine Belehrung wegfällt. Der Philosoph und philosophische Jurist findet, wie es kommt, wenig oder nichts Neues, und das Alte in keinem gefälligen Gewande; der Nicht-Philosoph aber verstehet den Vf. nicht. Wir wissen demnach nicht, welchen Werth wir dieser Schrift zuerkennen sollen, oder vielmehr, wir wollen hierüber unser Urtheil nicht aussprechen; wir sind aber überzeugt, dass derjenige, welcher den Gesetzgeber zu machen hat, das Product mit Gleichgültigkeit zur Seite legt. Das Äussere der Schrift macht dem Verleger Ehre.

O.St.G.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Rostock*, in d. Müllerschen Officin: *Gedanken über die Frage: Ist in Meklenburg eine erweiterte Industrie ohne erhöhete Cultur der Ländereyen gedenkbar? Veranlasst durch die Schrift des Hn. Kammer-Raths Zimmermann: Über Meklenburgs Credit-Verhältnisse* etc. Vom Domänen-Rath *Jacob Christian Martin v. Ihlenfeld*, Freygesessenen auf Schwastorff etc. 1 B. 8. Hr. *Zimmermann* hatte über Meklenburgs Credit-Verhältnisse, besonders über die, von der dortigen Landwirthschafts-Gesellschaft schon seit mehreren Jahren aufgegebene Preisfrage: *Ob in Meklenburg eine Bank oder eine Art von Creditsystem zu gründen sey?* viele eingreifende, zum Theil freylich auch wohl fast zu schmerzende Wahrheiten gesagt. Er verwarf die Gründung einer Bank oder jeder anderen Anstalt, die auf ein Creditsystem Beziehung haben konnte, ganz; um aber eine grössere Geldcirculation in Meklenburg zu bewirken, empfahl er, in den unteren Ständen mehr Thätigkeit und Industrie durch die Verarbeitung roher inländischer Producte zu verbreiten, woran es freylich in Meklenburg leider! ganz und gar fehlt. Um aber diess zu bewirken, sollten die Gutsbesitzer eine bestimmte Reihe von Jahren hindurch ein Opfer bringen, um dadurch den inländischen Fabrikaten den Vorzug der Wohlfeilheit gegen die ausländischen zu verschaffen. Diesen Vorschlag sucht Hr. *v. I.* dadurch zu entkräften, dass Meklenburg, als eigentlicher Agriculturstaat, zunächst auf den erhöheten Ertrag der Ländereyen bedacht seyn müsse, ehe an eine Beyhülfe für die Industrie gedacht werden könne. Vielleicht sind beide Verfasser in diesem Punkte nicht auf ganz richtigen Wegen. Beide haben immer in der Hauptsache Recht; allein wenn hier ein Zirkel im Demonstriren vermieden werden soll, so müssen die Gründe auf eine andere Art entwickelt werden, als es von beiden geschehen ist. Diese kleine Piece, die freylich nur Aphorismen enthält, verdient indessen wegen mancher anderweitigen, nur von ferne gegebenen Winke, besonders in Hinsicht der Bauernwirthschaften, Aufmerksamkeit. Auch, da sie gleichsam die erste Avantgarde eines furchtbaren Corps ausmacht, das gegen Hn. *Z.* sich jetzt im Stillen rüstet, darf sie, um zu weiterem Nachdenken Veranlassung zu geben, nicht ausser Acht gelassen werden.

K.f.N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1805.

GESCHICHTE.

Prag, b. Barth: *Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns*, von *A. G. Meissner*. Erster Theil. 1803. 323 S. Zweyter Theil. 1804. 424 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. ist der Kritik seines Buchs selbst entgegen gegangen, und zwar mehr höflich als freundlich, so dass er sie, wie Höfliche auch sonst wohl diejenigen, welche sich ihnen nähern, entkräftet, wo nicht es ihr unmöglich macht, ihre Pflicht zu erfüllen. Er lässt ihr nämlich keinen festen Punkt, von welchem sie ausgehen könnte. Fragt sie nach der Geschichte des Geistes unseres Künstlers, nach dem geheimeren Gange der Entwickelung, Ausbildung, Befestigung und Anwendung seiner Talente: so antwortet Hr. *M.*, das habe ich nicht geben wollen, sondern weit mehr den Menschen, als den Künstler, ins Auge gefasst, obwohl auch manche historische Notizen über diesen und seine Werke beygebracht. Gehet sie mit den Anforderungen der historischen Kunst an den Biographen zu diesem Buche: so wird ihr entgegnet: ich habe keine Biographie liefern wollen, sondern nur Bruchstücke zu einer. Findet sie sich darein, behauptet aber doch, selbst solche Bruchstücke müssten wenigstens so gewählt und aufgestellt seyn, dass das Bild des Helden von selbst lebendig und in aller seiner Eigenthümlichkeit hervorträte, dass darum z. B. ein Verhältniss zwischen dem mehr oder weniger Bedeutenden stattfände, durch Menge, durch Breite und Schwere der Ausführung von unbedeutenden Nebensachen, der äusseren, gleichgültigen Lebensverhältnisse des Helden, dieser nicht erdrückt, der Leser nicht zerstreuet und von der Hauptsache abgezogen würde: so erwiedert der Vf., er habe weit mehr für *N's.* Freunde, als für die Welt geschrieben. Wenn nun Hr. *M.* einmal nichts geben wollte, als ein — *Er und über ihn*, von jenem aber weit weniger, als von diesem: so ist da freylich nichts zu thun, als anzugeben, was denn wirklich in diesen zwey ziemlich starken Bänden enthalten ist; und man darf nur fragen, warum der Vf. nicht lieber etwas seiner selbst und seines Freundes Würdigeres der Welt vorlegte, da er es doch wahrscheinlich vermochte, *N.* es gewiss verdiente, und es zu geben hier überdiess weit weniger schwierig war, als bey vielen anderen Künstlern? *N.* war nämlich keiner von den Musikern, die man mit den Wassernymphen vergleichen könnte, die im Teiche unter allerley Schwimmenden, Kriechenden, und auch wohl Modernden unbemerklich wachsen, wanken und gedeihen, bis sie plötzlich aufschiessen, eine sehr schöne Blume über der Wasserfläche hervortreiben, und dann wieder zurücksinken, bis ein neuer Zweig sich auf gleiche Weise emporschwingt. *N.* glich auch denen nicht, die fester und länger stehen, und mit der Akazie zu vergleichen sind, die im Walde, gehörig umgeben, gut fortkömmt, beträchtliche Äste, feines Laub, und vortreffliche Blüthen bringt, wenn auch das Holz nicht viel taugt und gemeiniglich leidet vom — Windbruch: *N.* glich unseren einheimischen Obstbäumen, wo alles, was überhaupt ihrer Natur nach kommen kann, etwas langsam und nicht in südlicher Vollendung, aber sicher und recht ordentlich alle Jahre kömmt, die sehr fest und sehr lange stehen, auch im Alter noch angenehme Blüthen und gute Früchte tragen, und nur allmälich, ganz dem allgemeinen Gesetze der Natur gemäss, und sogar mit gewissem Anstand, zur Ruhe gehen. — Doch wir vergessen, dass wir hier nicht selbst über *N.* zu sprechen, sondern anzuzeigen haben, wie in dem Buche über ihn gesprochen worden.

Naumann: Er, und über ihn — jenes hat man vornehmlich zu schöpfen aus mancherley, zum Theil wirklich interessanten, charakterisirenden Anekdoten, und aus den nicht wenigen Fragmenten von seinen Papieren; dieses bestehet wieder aus Anekdoten, aus umständlicher Erzählung seiner Schicksale, aus Raisonnements von mancherley Art, die sich aber zuweilen ins Alltägliche verlieren und sehr breit auslaufen, und aus Urtheilen Anderer über ihn, als Menschen und Künstler; die jedoch, wenn man von den Verhältnissen derer, die sie äussern, von ihrem Range in der bürgerlichen Gesellschaft u. dgl., absiehet, nicht selten unbeträchtlich sind. Von zwey besondern Kapiteln gegen das Ende des zweyten Bandes wird in der Folge gesprochen werden.

Seltsam ist es, dass Hr. *M.* wegen Einrückung jener Papiere *N's.* so oft um Entschuldigung bittet, da doch eben sie für jeden, der *N.* kennen lernen und nicht bloss ein Buch gegen die Langweile zur Hand nehmen will, das Wichtigste und Anziehendste seyn müssen. Ist es denn zu verkennen, dass einzelne geistreiche Aussprüche des Künstlers über seine Kunst, deren Wesen und Anwendung, über sein Gefühl und seinen Zweck bey Abfassung dieses oder jenes seiner Werke, auch wenn sie nur leicht hingeworfen und ohne allen Anschein von wissen-

schaft-

schaftlicher Gründlichkeit, ohne Deductionen und Erweise dastehen, — dass diese Aussprüche nicht etwa nur anziehender, sondern oft auch lehrreicher und zweckdienlicher sind, als gelehrte Deductionen, ergrübelte, chimärische Analysen u. dgl.? Und ist es denn auch mit dem, was ein guter, und so unbefangener, kindlicher Mensch, als *N.* besonders in früheren Jahren war, über sein Inneres, als moralisches Wesen, aussagt, anders? Bedarf die Mittheilung solcher Herzensergiessungen einer Entschuldigung, und die Berichterstattung, welche goldene Dosen, wie freundliche Anreden und Belobungsschreiben ein Künstler erhalten, keiner? Verdienen die Leser das kränkende Misstrauen, das Hr. *M.* bey dieser Gelegenheit äussert? und wäre es ihnen zu verübeln, wenn sie sich durch die Frage rächten: von welchem Standpunkte aus muss ein Schriftsteller selbst die Dinge in der Welt betrachten, wenn er *so* entschuldigen und *so* misstrauen kann?

Wir geben noch eine nähere Anzeige des Inhalts dieser Schrift mit unseren Bemerkungen; und da nichts langweiliger zu lesen ist, als eine Inhaltsanzeige, wenn sie nicht in einigen Zusammenhang gebracht worden, so versuchen wir, ihr diesen zu geben.

N. war von ehrlichen, armen Landleuten in Blasewitz bey Dresden geboren. Das Beyspiel der gewissenhaften, aber in jedem Betracht sehr beschränkten Ältern, die einfachste Lebensweise, der Druck der Verhältnisse, erleichterten zwar dem Knaben, gut zu werden, liessen aber auch seine Talente nicht emporkommen. Sittsamkeit, Gelehrigkeit, Fleiss und Hang zum stillen, beschaulichen Leben zeichneten ihn schon früh unter seinen Gespielen aus. Auf die Tonkunst wurde er zuerst dadurch geleitet, dass sein Vater in den wenigen Stunden der Ruhe und des gemüthlichen Wohlseyns auf der Geige spielte. Seiner Neigung zur Musik kam erst der Unterricht des Schulmeisters, etwas später, als *N.* die Dresdner Kreuzschule besuchte, die Belehrung an dieser und das aufmerksame Anhören der Musik der Residenz zu Hülfe. Sie nahm überhand, diese Neigung, und schien sein ganzes Wesen ausfüllen zu wollen; aber er sollte sie, nach dem strengen Willen der befangenen Ältern, besiegen und durchaus ein tüchtiges Handwerk erlernen. Man brachte ihn zu einem Schlosser in die Lehre: das war gut; denn eben diese grobe, schmutzige Handthierung widerstand seinem zarten Wesen so ganz, und reizte den Sanftmüthigen, Demüthigen, Gehorsamen so heftig, dass er entlief, und sich nun lieber dazu verstand, das Vieh zu hüten, als sich jener verhassten Thätigkeit weiter zu ergeben. Man musste ihn endlich gewähren lassen; der kleine Hirt hing, wie ein morgenländischer, bey seinem bequemen, sorglosen Geschäft seinen Träumen und musikalischen Ideen nach, und lernte zu Hause auch recht gut Klavier spielen. (Die Schilderung dieser kleinen Ereignisse ist wirklich anziehend und mit Liebe verfasset; hätte sie Hr. *M.* noch zarter behandelt, so würden sie fast dieselbe Wirkung, wenn auch im mindern Grade, hervorbringen, wie eine liebliche Vossische Idylle.) Ein schwedischer Musiker kam zufällig ins Haus, lernte den jungen *N.* und sein Talent kennen, und nahm ihn mit sich nach Italien, unter dem Versprechen, ihn dort zum Künstler ausbilden zu lassen. (Auch hier sind die näheren Umstände interessant und gut erzählt.) Statt diess Versprechen zu erfüllen, entzog ihm der wüste, rohe Mensch alle Befriedigung seiner geistigen — ja auch, seiner körperlichen Bedürfnisse, gebrauchte ihn zu den niedrigsten Diensten, und behandelte ihn auch sonst äusserst drückend und sklavisch. Der in eine, ihm ganz fremde Welt gestossene, muthlose Jüngling ertrug geraume Zeit alle Erniedrigungen, so dass ihm dadurch eine, selbst späterhin kaum zu besiegende Schüchternheit, Heimlichkeit und Geneigtheit zum Misstrauen aufgezwungen wurde; doch ketteten ihn seine Leiden desto enger an seine Kunst, als der einzigen ihm zugänglichen Quelle des Trostes, der Stärkung, der Freude. So eingeschränkt er von allen Seiten war, so konnte es ihm doch in Italien, der Welt der Kunst und *damals* vornehmlich auch der Musik, nicht an dieser Labung fehlen. Entscheidend wurde für *N.* nach einiger Zeit vornehmlich die Bekanntschaft mit dem berühmten *Tartini*, der ihn herzlich lieb gewann, und ihm seinen Unterricht, nicht nur im Violinspiel, sondern auch in der Theorie, ja späterhin sogar in der Mystik der Tonkunst schenkte. (Ein *hors d'oeuvre* ist zwar, was bey dieser Gelegenheit sehr ausführlich über *Tartini* und sein System gesagt wird, indem es ohne speciellen Einfluss auf *N.* blieb; an sich aber ist es nicht ohne Interesse.)

Nun war dem Jüngling seine innere Welt aufgeschlossen; nun mochten Armuth, Verachtung und andere Lasten ihn beugen: er war nicht mehr unglücklich, ja er bekam sogar den Muth, sich seinem Tyrannen zu entziehen und es darauf zu wagen, ob er sich durch Unterrichtgeben werde erhalten können. Es gelang; er benutzte nun seinen Lehrer weiter, machte die ersten und glücklichen Versuche in der Composition, und wurde dadurch auch dem, damals in Dresden alles vermögenden *Hasse* empfohlen. Nun unterfängt er sich sogar eine Oper *(für zehn Zechinen!)* in Musik zu setzen; sie wird in Venedig auf die Bühne gebracht, sie gefällt: wer ist glücklicher, als *Naumann!* Sehen Sie, schreibt er den Ältern, da er berichtet, das Publicum habe bey seiner Oper geklatscht; sehen Sie, wie Gott mich nirgends verläfst! Jetzt fängt der junge Mann an, sich zu fühlen und fasst Muth, den vormals gesenkten Blick höher zu werfen: er schickt der Mutter seine besten Compositionen, sie soll sie der kunstliebenden, verwittweten Kurfürstin überreichen. Die ehrliche Bäuerin führt das wirklich aus, im Stolz auf den geliebten Sohn; *N's.* Arbeiten gefallen ungemein, er wird in sein Vaterland zurückberufen, ehrenvoll aufgenommen, angestellt, aber, wie nun die Verhältnisse in Sachsen gleich nach dem sieben-

jäh-

jährigen Kriege waren, so ärmlich bezahlt, dass er kaum leben kann. Aber glücklich seyn in der Zusammenstimmung seines inneren und äusseren Berufs, glücklich seyn in freyer, geschätzter Anwendung seiner besten Kräfte: das kann er doch! Damit er sich noch mehr Einsicht und Erfahrung in der Verwendung seiner Kunst aufs Theater erwerben möge, sendet man ihn nochmals nach Italien. Er macht mancherley, und immer, mehr oder weniger glückliche Versuche, findet jedoch, dass ihn die Natur mehr zum Ernsthaften, als zum Komischen in seiner Kunst berufen habe; was sich sodann in der Folge seines ganzen Lebens bestätiget hat. Wo es ihm nun verstattet wird, ergiebt er sich jener Gattung, kömmt nach Dresden zurück, gefällt, besonders durch Arbeiten für die Kirche, immer mehr, und ist nun eine Art von *italienischem* Componisten, nicht besser, aber auch nicht geringer, als die meisten. Noch hat er nämlich den Platz nicht gefunden, auf welchem sich seine Künstler-Individualität weiter entwickeln, freyer ausbreiten, und fester, bestimmter hervortreten könnte. (Die Berichte auch über diesen Abschnitt des Lebens *N's*. sind grösstentheils interessant; sie würden es aber weit mehr seyn, wenn sie nicht durch Beyläufiges und Unbeträchtliches zerstückelt und gedehnt, und wenn sie durch den *inneren* Zusammenhang, von welchem der äussere, in den Verhältnissen, doch nur ein Wiederschein ist, der durch jenen erst lebendige Farbe und Bedeutung erhält, verbunden worden wären.)

Jenen Platz, der *N.* eigenthümlich gebührte, konnte er an *dem* Hofe nicht finden, der mit auszeichnender Vorliebe, in der Kirchenmusik nur eine gewisse mittlere, obschon allerdings achtungswerthe Gattung, in der Theatermusik aber nur das Fremde, das Ausländische, hegt und pflegt. König Gustav von Schweden liess *N.* diesen Platz finden, indem er ihm die grossen, edeln, aber nicht eigentlich heroischen, noch weniger romantischen Opern, *Amphion*, *Cora*, und später, *Gustav Wasa*, in Musik zu setzen, und selbst an Ort und Stelle einzustudieren und aufzuführen auftrug. In dieser Gattung fand *N.* sich selbst und sein Eigenstes; und da er in Stockholm in den Stand gesetzt wurde, auch in Absicht auf Wirkung dieser seiner Arbeiten sogleich Versuche aller Art zu machen: so schwang er sich hier zu der höchsten Stufe, auf welcher sich zu *halten* seiner Individualität möglich war. *Einzelnes* aus der Folge, z. B. in seiner *Medea*, im *Protesilao*, in einigen Oratorien, Messen und im Vaterunser, stehet zwar höher, ist aber weniger originell, ist nicht durch das Ganze gleich gehalten, ist, wenn man uns nicht falsch verstehet, weniger *N.* selbst, als ein verständig modificierter Anderer, z. B. ein bereicherter, verfeinerter, verzierter *Hasse*; oder auch, es verliert sich aus dem Charakteristischen, Lebendigen, in kalte Gründlichkeit, geschickten Fleifs, reflectirte Allgemeinheit. — Hr. *M.* wird es geschehen lassen, dass wir hier wenigstens mit einigen Grundzügen anzudeuten versuchen, worüber wir, und wahrscheinlich jeder Leser, bestimmt und ausführlich in dem Buche selbst gesprochen wünschten.

Nachdem der Vf. *N.* nach Schweden und Dänemark begleitet, und dabey, zwar nicht wenige sehr interessante Anekdoten, aber auch vieles Unbedeutende so umständlich referirt hat, dass man wirklich zu *N's.* persönlichen Freunden gehören muss, um nicht gelangweilt zu werden, führt er eben so ausführlich an, wodurch nun endlich auch Deutschland, und namentlich Dresden, *N.* mehr Achtung und anständigere Auszeichnung bewies; verbreitet sich, meistens nur historisch, doch genau und sorgfältig, über alles, was *N.* schrieb, wofür ihm jedermann danken wird, und auch über seines Freundes kleinere, häusliche Verhältnisse, Verbindungen mit vornehmen Herrschaften u. dgl., wofür ihm nicht jedermann danken wird. Noch umständlicher und äusserst gesprächig berichtet eine Dame die Geschichte von *N's.* letzten Lebenstagen in einem Aufsatze, den Hr. *M.* ganz eingerückt hat. Von ihm selbst findet man nun noch eine kürzere Übersicht dessen, was *N.* als Mensch war, und auch als Künstler leistete. Diese Kapitel sind mit Geist und Sorgfalt ausgearbeitet und zu loben, obgleich das erste fast nur wiederholt, was vorher schon zerstreuet gesagt worden, und das zweyte nicht tief genug eingehet, nicht fest genug zeichnet, nicht bestimmt genug würdiget. Diess letztere Kapitel ist auch um mancher feinen und treffenden Nebenbemerkungen willen jungen Musikern sehr zu empfehlen.

MÜNSTER u. LEIPZIG, b. Waldek: *Leben Peters des Grossen*, von *G. A. von Halem*. Erster Band. 1803. 343 S. Zweyter Band. 424 S. Dritter Band. 1804. 280 S. gr. 8.

Das Buch ist schon von den meisten kritischen Blättern angezeigt, daher wir es nur mit einigen Bemerkungen begleiten. — Der *Beruf*, eine Geschichte des russischen Czaars zu schreiben, musste dem Vf. entweder aus seinen *Materialien* oder aus seiner Kunst der *Bearbeitung* kommen, er musste entweder jene für neu oder diese für genügend halten.

Von Materialien hatte er die *in Deutschland bekannten* vor sich. Verdienstlich führt er in der Vorrede fast vollständig die Literatur über Peter den Grossen an, nicht ohne Würdigung der Glaubwürdigkeit; sowohl die Quellen, als die Biographieen, die zerstreueten Hülfsmittel und einzelnen Notizen. Allein, wenn auch seit 1725 keine Lebensbeschreibung des Kaisers ausser Russland erschienen ist, so konnte doch kein neuer Biograph, in oder ausser Russland, der wichtigen inländischen Schriftsteller entrathen: so kann z. B. ohne den kritischen Gebrauch von *Golikow's* Thaten P. d. G. aus glaubwürdigen Quellen gesammelt und nach der Jahrfolge geordnet, Moskau 1788. 12 Bände, eine neue Biographie, sey ihr Vf. ein Russe oder Nichtrusse, durchaus nicht auf Vollständigkeit oder Unentbehrlichkeit für den Historiker Anspruch machen.

So-

Sonach dürften wir hier keine neuen Facta, wohl aber eine neue und fruchtbare *Zusammenstellung* derselben zu suchen haben, obwohl eine pragmatische Anordnung ohne Vollständigkeit nicht wohl gedacht werden kann. — Da es gerecht ist, den Schriftsteller nur nach dem zu beurtheilen, was er nach seinem eigenen Geständnifs geleistet zu haben glaubt: so sehen wir uns um, ob der Vf. selbst seinen *Zweck* angezeigt habe. Er thut dieses im Vorbericht also: „Der Spur des ausserordentlichen Mannes zu folgen, der, die ihn umringenden Vorurtheile besiegend, den Gedanken fasste, seine Nation umzugestalten und seinem Reiche den gebührenden Platz in dem europäischen Staatenvereine zu erkämpfen — *das war mein Zweck.*" Wenn wir unter dem „Folgen der Spur" das verstehen, dafs entwickelt werden solle, wie Peter, im Zusammentreffen seiner Naturanlagen mit den äusseren Umständen, oder in seiner Freyheit, dazu kam, jenen grofsen Gedanken selbst aufzufassen und mit eigener Geistesthätigkeit auszuführen; wie er unter dem Gebote der Nothwendigkeit, oder mit freyem Bewufstseyn *dieser* Mensch, *dieser* Held, *dieser* Regent werden mufste: so finden wir in der chronologischen Erzählung seiner Begebenheiten davon eigentlich *keine Spur*. Es heifst zwar S. 61: „Er *fühlte* nach Sophiens Entfernung seinen grofsen Beruf, die Nation der Russen zu *entwilden*, die alten Grenzen herzustellen" etc. Allein diefs wird nur *gesagt*, nicht vor den Augen des Lesers entwickelt, oder als nothwendiges Resultat seines Wesens dargestellt. So hat der Vf. in den vier Zeiträumen, die er in dem ersten Theile abhandelt (nämlich 1) von Peters Geburt bis zur Endigung der Regentschaft der Zarewna Sophia 1672—1689; 2) bis zur Kriegserklärung gegen Schweden 1700; 3) bis zur Gründung von St. Petersburg 1703; 4) bis zum Siege bey Poltawa 1709) den Czaar durchgängig nur als Weisen und Helden ohne Flecken, ja beynah als *gebornen* grofsen Mann dargestellt, da ihm doch mehrere Umstände — die der Vf. selbst in den Anmerkungen angiebt — Gelegenheit zu einigen Schattenpartien hätten geben können, welche sein Gemälde nicht entstellt, sondern anziehender und wahrer gemacht haben würden.

Es bleibt uns nichts übrig, als die *Sprache* und die *Einkleidung* der erzählten Begebenheiten. Der Vf. protestirt gegen alle *poëtische* Behandlung seines Gegenstandes, und will blofs reiner Historiker seyn. Er drückt sich darüber, etwas unbestimmt, S. 24 also aus: „Ihn singen nicht *Mythen*, es ist die *Muse* der Geschichte, die seine Thaten bewährt" (als ob eine Muse etwas anderes, als Mythen vortragen könnte!); und in der Zueignung an Alexander I: „*Nicht Kalliope's* Tuba töne zu seinem Preise! Würdiger feyere ihn die *Muse* der Geschichte. Ihr horchend schrieb ich kühn diefs Werk." — Wir kennen keine Muse der Geschichte, die mit *Kalliope* nicht verschwistert wäre, und urtheilen, dafs der Vf. etwa habe sagen wollen: Man darf Peters des Grofsen Thaten nur treu und einfach erzählen, und er ist dadurch glorreicher gepriesen, als durch den dichterischen Aufwand, den das Epos machen könnte; ich will daher, ohne dem Gegenstande etwas zu entziehen, blofs *Geschichtschreiber* seyn. — Wenigstens aber hat der Vf. sehr poëtisch angefangen (er giebt sogar vorn, nach epischer Art, den *Inhalt* seiner Erzählung an) und man verliert in den ersten Abschnitten ihn selbst und seine Bestrebung nicht einen Augenblick aus den Augen, welches der Hauptfehler aller historischen und epischen Werke zugleich ist; in der Folge nur scheint er selbst die Anstrengung einer kostbaren und episirenden Sprache nicht ausgehalten zu haben; daher er sich in den letzteren Abschnitten immer mehr und mehr der trockenen Historie nähert, bis er den Leser, ohne einen merklichen Abfall im Vortrage, zu den *Anmerkungen* übergehen läfst.

Mehrere neuere Historiker oder Geschichtserzähler bedienen sich einer gewissen vornehmen, zuweilen an Bombast anstreifenden Sprache. Diefs scheint so zuzugehen: Undurchdrungen von ihrem Gegenstande, und ohne ihn in seiner Nothwendigkeit zu begreifen, haben sie, durch mehr oder weniger fleifsige Studien, einen rohen Stoff in sich aufgenommen, mit dem Vorsatze, ihn künstlerisch wieder von sich zu geben. Sie poëtisiren also das, was ursprünglich als Prosa in ihnen liegt, nicht ohne Anstrengung, schnitzeln und meifseln alles, bis auf das Kleinste, kostbar aus, und verfallen unvermerkt aus der Kunst in Künsteley.

Das Buch wird übrigens für Viele eine angenehme Lectüre seyn; die Begebenheiten sind ordentlich gestellt, und, wie sich von dem bekannten Vf. erwarten läfst, lebhaft vorgetragen. Man lieſt Lebensbeschreibungen von Peter, wie von Friedrich dem Grofsen, immer gern; beide können, wie auf ihren Bildern, nicht ganz verfehlt werden; doch wartet man mit Recht von beiden noch auf ein getroffenes Portrait, das zugleich Kunstwerk ist.

Endlich ist das Buch gut und schön gedruckt, und mit einem Bildnisse Peters des Grofsen, nebst mehreren Vignetten, von *Bolt*, geziert. C. F.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Steinacker: *Leipziger Messscenen*. 1 Heft. 20 S. 2 Heft. 18 S. 3 Heft. 19 S. 1804. 4. mit illuminirten Kupfern. (Jedes Heft 1 Rthlr. 8 gr.) Es ist, bey der Darstellungssucht unserer Zeiten, fast unbegreiflich, wie das bunte, mannichfaltige Feld der Leipziger Messscenen so lange hat unbebaut liegen können, und es ist gewifs, dafs jeder, der das Terrain kennt, auf welchem hier agirt wird, gegenwärtige Abbildungen, nicht ohne Theilnahme in die Hände nehmen wird. So trifft man z. B. in illuminirten Darstellungen, unter denen sich *Geifsler* als Verfertiger nennt, solche Scenen an, wie den Büchertrödler (besonders gut ausgeführt); die Glücksbude; die Freuden des Rofsplatzes; der Guckkasten; die griechische Gesellschaft (sprechend wahr); Orgel-Musik auf der Strafse; der Schuster; der russische Tanz u. s. w. Man findet sich, hat man einer Leipziger Messe beygewohnt, allenthalben wieder, und man würde, auch ohne Leipzig zu dieser Zeit gesehen zu haben, sich recht wohl dabey unterhalten, wenn die beygedruckte Erklärung der Scenen etwas geschmackvoller, und die eingemischten Verse dem Verfertiger besser gerathen wären. L. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 12 AUGUST, 1805.

STATISTIK.

Köln, b. Ödenkoven u. Thiriart: *Statistique du Département de la Roer*, par *A. J. Dorsch*, Sous Préfet de la Societé d'Agriculture du département de la Seine et de celle des sciences et des arts séante à Mayence. An. XII (1804). XIV u. 527 S. gr. 8. avec 2 Cartes topograph. (3 Rthlr.)

Vom Roerdepartement, einer, wie Hr. *Dorsch* sehr richtig bemerkt, der schönsten und reichsten Landschaften des alten und neuen Frankreichs, welche einen vortrefflichen, sehr cultivirten Boden, eine blühende Industrie und einen lebhaften Handel besitzt, von diesem Departement hatten wir bisher nichts, als *Wasserfall's* sehr dürftigen und äusserst fehlerhaften sogenannten Kalender, der sich vorzüglich durch wiederholte bittere Anmerkungen gegen die alten Regierungen — damals Modeton — auszeichnet. *Breton's* Beschreibung in seiner *Voyage dans la ci devant Belgique* hat zwar verschiedene gute Sachen. Er behandelt aber das Departement nur oberflächlich und als Reisender. Sehr angenehm wird daher jedem Freunde der Statistik diese Beschreibung eines *Geschäftsmanns* seyn, der Gelegenheit hatte, an der Quelle selbst zu sammeln. An gutem Willen und Kenntnissen, dem Werke einen hohen Grad von Vollkommenheit zu geben, fehlt es Hn. *D.* nicht, allein selbst an der Quelle ist es den Statistikern im alten Frankreich und um wie viel mehr noch im neuen unmöglich, solche statistische Beschreibungen zu liefern, wie wir von verschiedenen deutschen Staaten, besonders preussischen Provinzen, haben. Es liegt am ganzen Verwaltungssysteme, das sich, wenn Rec. sich so ausdrücken darf, noch nicht gesetzt hat, das mit sich selbst noch nicht im Reinen ist. Hr. *D.* giebt diess auch ausdrücklich S. VIII zu erkennen. So viel Mühe er sich auch gab, eine richtige Bilanz über die Producte des Ackerbaues, der Fabriken und des Handels — wie man sie z. B. von preussischen Provinzen hat — zu liefern: so war ihm doch nicht möglich, die Data dazu zu erhalten. Die Regierung selbst besitzt sie nicht vollständig. Diese und mehrere andere Lücken fallen daher dem Vf. nicht zur Last. Seine Beschreibung ist mit grossem Fleisse ausgearbeitet, und behauptet, nebst jener des Hn. *Zegowitz* vom Saardepartement, wo nicht den ersten, doch gewiss einen ganz vorzüglichen Platz unter den vielen Statistiken der französischen Departements. Das Ganze zerfällt in 4 Abschnitte. Der erste handelt von der Lage, den Grenzen, Flüssen, der alten und neuen Territorial-Eintheilung, der Grösse und Bevölkerung, den Abgaben, Einkünften und Schulen, der Verfassung des Departements u. s. w.; ferner enthält derselbe eine sehr gute, kurze Beschreibung der Städte und ein genaues Verzeichniss der Mairien mit der Volksmenge. Die Grösse des Departements kann noch nicht genau angegeben werden, weil die Vermessung noch nicht beendiget ist. Hr. *D.* schätzt den Flächeninhalt auf etwas mehr als 300 franz. Quadrat-Lieues (108 geogr. Quadratm.). *Ehrmann* giebt in den Tabellen zum Zeitungslexikon, vermuthlich durch einen Druckfehler, nur 221 franz. Quadrat L. ($75\frac{14}{25}$ g. Quadratm.) an, und andere haben diesen unrichtigen Ansatz nachgeschrieben. Der oben angeführte *Breton* nimmt 289 franz. Quadrat L., *Chanlaire* aber 6697 Quadrat-Kilometer an. Diese betragen, $11\frac{1}{5}$ Myriameter auf einen Grad angenommen, $122\frac{1113}{10000}$ geographische Quadratmeilen. Das ganze Departement enthält überhaupt 338 Mairien, wovon 126 auf den Gemeinde-Bezirk von Aachen, 70 auf jenen von Köln, 89 auf Krefeld und 53 auf Kleve kommen. Die ganze Bevölkerung bestand im Jahre 10 in 590687 Seelen, im Jahre 7 nur in 516246. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, die Bevölkerung habe während dieser Zeit um so viel zugenommen. Die erste Zählung war ganz unrichtig, indem von den Orts-Vorständen fast durchgängig die Volkszahl geringer angegeben wurde. Auch sind inzwischen Viele von den Ausgewanderten zurückgekehrt. Gesammte Abgaben betrugen im J. 1804; 3,844,236 Franken. Hr. *D.* berechnet die Einkünfte der vorigen Herrschaften auf 2,476,069 Gulden. Franzosen und unwissende deutsche Zeitungsschreiber haben hieraus geschlossen, dass die Abgaben in jenen Gegenden sehr vermindert worden seyen. Hr. *D.* behauptet das nicht, hat aber zu diesem falschen Schlusse dadurch Gelegenheit gegeben, dass er die übrigen Einkünfte der Republik hier nicht zugleich angegeben hat. Die Einkünfte der alten Herrschaften werden hier ausserordentlich hoch und selbst höher angenommen, als sie bey der Reichsdeputation angegeben wurden, wo man bekanntlich immer das *maximum*, oft das *duplum* und *triplum* vorlegte. Zweytens stecken unter den Einkünften von Preussen die Maszölle und der Ertrag der an die batavische Republik gekommenen Theile, und bey allen grossen und kleinen Herrschaften die Rhein- und Landzölle. Bey den ersteren Angaben sind diese nicht mit in Anschlag gekommen, und sie sind doch bey den ge-

dende aber liegt in der auf dem Titel angedeuteten kurzen Schilderung des Charakters der vornehmsten unter den entschädigten Fürsten. Die Freymüthigkeit dieser Schilderungen möchte wohl nicht überall gleich angenehm seyn, so behutsam auch der Vf., der viel vom Schicksal gelitten haben will, auftritt, und so wenig sie sich immer auf eigene Beobachtung, sondern eben so oft auf blosse Gerüchte gründen. Vornehmlich aber zeichnet sich dieses Werk noch von einer Seite aus, die mit Beyfall zu erwähnen, bey der jetzigen Lage der Dinge und der Nothwendigkeit, die Aufmerksamkeit auf das, was uns dabey nütz ist, zu richten, Rec. für Pflicht achtet. Er meint die weltbürgerlich wahre Ansicht der politischen Gestalt Europas und der Lage Deutschlands, und das danach geregelte Urtheil über die Begebenheiten und Ereignisse unserer Zeit; ohne Zweifel wichtiger, als man dasselbe gewöhnlich abgeben hört, und die Einsicht und Reflexion Vieler hervorzubringen im Stande zu seyn scheint. Der Blick, mit welchem der Vf. die Entschädigungsvertheilungen, die Lage Deutschlands und das, was Deutschland und Deutsche thun sollten, betrachtet, zeigt einen richtigen, denkenden, über das Gewöhnliche sich erhebenden Beobachter; sein Bestreben, den Nationalgeist zu wecken, damit die Zeiten des Grabgesanges über ein einst kraftvolles und weitgeachtetes Volk, (unsere östlichen Nachbaren sind uns ein warnendes Beyspiel!) entfernt werden mögen, verdient den Beyfall und die Aufmerksamkeit der Nation. Die Bemerkungen des Vf. ergreifen das unverstimmte Gemüth des weltbürgerlichen Beobachters, zu ihrer Aufsuchung empfiehlt Rec. die Lesung des Buches und die Beherzigung desselben. Der Freund des Vaterlandes muss sich über solche Erörterungen freuen. Denn jemehr die Stimmen seiner Bürger über die wahrscheinlich erfolgenden Ereignisse sich vereinigen, jemehr sie laut den Bedarf unter diesen Umständen aussprechen: desto eher und desto gewisser ist zu hoffen, dass wir aus unserer Schlafsucht, aus unserer behaglichen, aber thörichten Gleichgültigkeit bey einer einseitigen Ansicht der Dinge aufgeschreckt werden, dass wir unsere Lage im wahren Lichte betrachten lernen, und mit Verlassung gleich schädlicher Furcht, Kleingläubigkeit oder Verzweiflung (gleich unverantwortlich) Hand zur Rettung des Vaterlandes anlegen werden. So wenig in den angelegentlichsten Sachen der Menschheit und der allgemeinen Politik, als in den Meinungen über das, was wir Deutsche jetzt thun müssen, darf man glauben, dass der richtige Weg, die wahre Ansicht der Dinge, schon genug gezeigt, und in die Augen springend sey, dass darüber schon eine Meinung im Vaterland herrsche. Schon die ersten Sätze des Vf. zwecken auf die Wahrheit hin, dass nicht die physische Macht, (das Gebieten über halbe Millionen stets gerüsteter Männer) das Schicksal und die Sklaverey Deutschlands und Europas entscheiden dürfe, oder allein könne; dass vielmehr die moralische Macht weit stärkere, siegreichere Waffen gebe, wie sich so gut bey Marathon, als auf den Feldern von Leuthen und Rossbach, oder den Kämpfen unserer Tage, diese nothwendige Herrschaft gezeigt habe. Diese moralische Macht, Herrscher! wird aber nur durch Aufklärung erworben und zu ihrer Kraft gebracht. „Der Enthusiasmus, den man für die Behauptung von allem, was dem Menschen hehr und ehrwürdig ist, in Bewegung setzt; der giebt einem Staate Kräfte zur Besiegung der Hindernisse" (S. 9). Ist es aber wohl nichts Ehrwürdiges, mit der Selbstständigkeit des Vaterlandes unsere Nationalehre zu behaupten? Haben wir Ursach im Ganzen mit der Weise unzufriedener als andere Völker zu seyn, wie der Mensch in uns geachtet wird? Die Gefahr, welche uns droht, ist nicht nur an sich so gross, sie wird es noch mehr durch die Schnelle, mit der sie über uns hereinbrechen kann; daher muss man stets gerüstet seyn, sie zu empfangen. Erwartung des Unglücks mindert dasselbe schon um die Hälfte! Unsere Bemühungen müssen also jetzt dahin gehen, zu verhüten, dass wir vor der Vereinigung unserer Kräfte nicht schon unterjocht sind, dann lassen sich weder physische noch moralische Kräfte anwenden. Wenn die mindermächtigen Stände ein Heer aufstellen können, das hinlänglich ist, jeden ersten Andrang aufzuhalten, so können sie versichert seyn, dass sie gerettet werden. Hätten die Schweizer ein gerüstetes Heer voll Gemeingeist, hätten sie ihre Pässe hinlänglich besetzt gehabt, nie würde das Directorium in die glücklichen Thäler Helvetiens Mord, Brand und Verheerung getragen haben. Was muss Deutschlands Schicksal seyn, bey seinen überall offenen Marken, wenn wir uns erst dann vereinigen wollen, wenn der Feind schon unsere Kräfte vermindert! Durch eine Mittelmacht wird ja auch so die allgemeine und besondere Freyheit immer am besten bewahrt. So trefflich auch Vieles gesagt ist, so scheint der Vf. doch auf genauere Prüfung, auf consequenteres Durchdenken und Bearbeiten noch aufmerksam gemacht werden zu müssen; oft erhält Rec. wenigstens andere Resultate. Vielleicht wenn der Vf. alles im Zusammenhange noch einmal betrachtet, gelangt er wohl zu gerechterer Beurtheilung der reichsritterschaftlichen Angelegenheit, bey deren Ansicht das hohe Princip der Gerechtigkeit ihm nicht vorschwebte, da er sie, wie diese ganze Classe von Reichsbürgern, sehr unrichtig und ungerecht beurtheilt. Die Mängel, welche der Vf. rügt, liegen bloss in der Form, und ohne Zweifel wird man thätig Hand anlegen, sie zu verbessern. — Ob die beygefügten 5 Portraits ähnlich sind, darüber kann Rec. nicht urtheilen.

H. St. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST 1805.

ERDBESCHREIBUNG.

Erfurt, b. Hennings: *Allgemeines historisch-statistisch-geographisches Handlungs- Post- und Zeitungs-Lexikon für Geschäftsmänner, Handelsleute, Reisende und Zeitungsleser* u. s. w. eingeleitet und angefangen von Prof. *Theophil Friedrich Ehrmann*, fortgesetzt von D. *Heinrich Schorch*, Prof. zu Erfurt. *Zweyter Band.* Mit einer Posttabelle und statistischen Übersichten des Handels der europäischen Staaten, und der Nebenländer und Besitzungen derselben in anderen Erdtheilen. 1805. 4. in gespaltenen Columnen 1436 Seitenzahlen. (2 Rthlr. 16 gr.)

In diesem Bande, welcher von der Stadt *Faaborg* in Fünen anhebt, und bis zu *Itzwörden*, einem Dorf im Herzogth. Bremen, fortgeht, ist der Buchstabe F von den vorigen Mitarbeitern; die Fortsetzung vom Buchstaben H an hingegen von dem jetzigen Herausgeber Hn. *Schorch*. (Wer die Artikel unter dem Buchstaben G verfasst habe, darüber läfst uns die Vorrede in Ungewifsheit.) Mit der Bearbeitung des Hn. *Schorch* sind zweckmäfsige Abkürzungen im Druck eingeführt worden, wodurch freylich viel Raum für den Inhalt gewonnen wird. Nach dem Plane sollen die Länder, welche nach den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens in Verbindung mit Deutschland geblieben sind, ganz speciell beschrieben werden, und aufser diesen am ausführlichsten die Reiche Frankreich und England, nebst den Staaten von Rufsland und Nordamerika. Doch soll auch kein Ort des übrigen Europa und der anderen Erdtheile fehlen, der für eine solche Darstellung der Geographie wichtig genug ist.

Dieser Plan empfiehlt sich durch seine für die jetzigen Zeitumstände in die Augen fallende Nutzbarkeit; besonders da wir finden, dafs bey einigen anderen Staaten, als Batavien, Helvetien, und einem Theile Italiens, die in den neuesten Zeiten ebenfalls eine Veränderung ihrer Verfassung und Eintheilung erfahren haben, auch eine ziemlich specielle Darstellung beobachtet worden ist, indem diese Länder den auf dem Titel genannten Personen nicht minder wichtig sind, als Nordamerika nur seyn kann.

Dem vorgezeichneten Entwurf zufolge, müssen wir gestehen, dafs die Ausführung demselben gemäfs ist. Wir haben wahrgenommen, dafs unter andern bey einzelnen deutschen Provinzen und Ortschaften die durch den Lüneviller Frieden herbeygeführten Veränderungen in Hinsicht des Besitzthums sowohl, als auch bey den Staaten in Hinsicht auf die jetzige Organisation derselben die Darstellung richtig gebraucht ist, wie die Beyspiele von Kurhessen und Hessen-Darmstadt beweisen, wo die Einbufse dieser Fürsten und ihre Entschädigungen mit Angabe des Areals, der Seelenzahl u. s. w. angezeigt worden sind. Später eingetretene Veränderungen wird der versprochene ergänzende und berichtigende Anhang nach Vollendung des Ganzen gewifs liefern. Wir rechnen dahin die Artikel, die zur italienischen Republik gehören, da bekanntlich dieselben durch die Erhebung dieses Freystaates zum Königreich andere Beschreibungen in einiger Hinsicht erhalten müssen. Die bedeutendsten Beschreibungen in diesem Bande haben *Florenz*, *Florida*, *Foix*, *Frankfurt a. Mayn*, *Frankfurt a. d. Oder*, *Freyenwalde*, *Georgien*, *Glogauischer Kreis*, *Glogau*, *Gotha*, *Grofs-Britanien* (mit den neuesten statistischen Angaben), *Guienne*, *Habesch*, *Halle a. d. Saale*, *Hamburg*, *Hessen*, *Hohenzollern*, *Holstein*, *Jersey*, *Italien*, *Italienische Republik*, u. a. m. Bey dem ausführlichen Artikel *Frankreich* fanden wir noch die Constitution als Republik, unter consularischer Regierung. Alles, was darauf Bezug hat, mufs jetzt abgeändert werden, und daher vom Kaiser, den grofsen Würden des Staats, den Grofsbeamten des Reichs, dem Senat, Staatsrath, dem gesetzgebenden Corps, dem jetzigen Tribunat, dem hohen kaiserlichen Gerichtshofe, u. s. f. die Rede seyn. (Dieser ganze Artikel ist fast wörtlich aus *Gaspari* entlehnt.) — Wir bemerken noch, dafs von den neuen, dem jetzigen Zustande angemessenen Beschreibungen uns unter mehreren richtigen aufgefallen sind S. 165 *Französisches Amerika*. Mit Recht ist bemerkt, dafs Louisiana jetzt an die vereinigten nordamerikanischen Staaten abgetreten ist. *Flandern*, der österreichische und holländische Antheil, gehört Frankreich; S. 223 das ehemalige mainzische Amt *Fritzlar* Kurhessen; *Fulda* S. 251 Nassau-Diez; *Ober-Geldern* S. 334 Frankreich; *Goslar* (sonst freye Reichsstadt) Preussen, u. dgl. m. (In *Halle a. d. Saale* sind eigentlich drey Seminarien, das theologische, philologische und pädagogische. Die beiden Gymnasien, das lutherische und reformirte werden laut höherer Verordnung vereiniget.)

Wir sind der Meinung, dafs das Lexikon überaus reichhaltig und vollständig ist; wenn gleich mehrere Namen übergangen seyn sollten. Auch sind die

die neuesten und bewährtesten Hülfsmittel benutzt, wie diess unter andern die Artikel *Holzkreis* und *Holzzelle* bezeugen, wobey *Krugs* topogr. Wörterbuch der preuss. Staaten zweckmäsig benutzt ist. Warum verweiset der Herausg. aber bey den Wörtern *Helvetien*, *Helvezische Republik*, auf den in der Folge erst vorkommenden Artikel *Schweiz*, da doch hier nach der richtigsten neuen Benennung hin und wieder z. E. bey *Glarus* die helvezische oder helvetische Republik aufgeführt wird? Wir hätten die Darstellung unter dem Buchstaben H gewünscht. — Ob nicht einige ganz unbedeutende Dörfer und Vorwerker, unbeschadet des Plans und des beabsichtigten Zwecks, hätten wegfallen können, müssen wir der Prüfung des Herausgeb. anheimstellen. Wir wünschen dem Werke eine grosse Verbreitung, und daher möglichste Raumersparung, wie jetzt schon durch Abkürzung angefangen ist. Der Titel: *Allgemein* kann zwar in seiner strengsten Bedeutung nie passen; es kann aber dennoch eine planmäsig vollständige Beschreibung auch dann noch statt finden, wenn manche ganz unwichtige Namen wegfallen.

Die drey vom Hn. Prof. *Ehrmann* entworfenen Tabellen sind sehr gut, und zwey derselben geben eine deutliche Übersicht der Naturerzeugnisse, Fabrikate, Handelsstände, Rechnungsarten u. s. w. der europäischen Staaten, so wie ihrer Nebenländer in den anderen Erdtheilen. V.H.B.

Leipzig, b. Rein u. C.: *W. Wittmann's*, der Arzeneykunde Doctors, *Reisen in der europäischen Türkey, Kleinasien, Syrien und Ägypten, in den Jahren* 1799, 1800, 1801 *und* 1802 *nebst Bemerkungen über die Pest und andere in der Türkey herrschende Krankheiten, wie auch einem meteorologischen Tagebuche.* Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit Desgenettes, Larrey's, Pugnet's, Sotiras und anderer Untersuchungen über die Pest übersetzt von *J. A. Bergk*. Erster Band. Mit vielen Kupfern. 1804. XIV. und 298 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Als die Franzosen festen Fuss in Ägypten gefasst hatten, entwarf bekanntlich das englische Ministerium den Plan, einige Officiere und gemeine Soldaten nach der Türkey zu schicken, damit sie in Verbindung mit den Türken gegen den gemeinschaftlichen Feind agiren sollten. In dieser militärischen Gesandtschaft, die nebst einer Anzahl freywilliger Officiere und gemeiner Soldaten von der königlichen Artillerie, zusammen aus 76 Personen bestand, befand sich auch unser Verfasser. Nachdem der wichtigste Theil der Gesandtschaft in dem Dec. des J. 1798 zu Lande nach Constantinopel gereist war, folgte Hr. W. im April 1799 mit den Übrigen zu Wasser nach, und theilt von diesem Augenblick an seine in Form eines Tagebuchs abgefassten Bemerkungen den Lesern mit. Dieser erste Band endiget sich da, wo die Armee des Groswesirs nach Ägypten aufbricht, um die Franzosen aus diesem Lande zu verjagen.

Diese neue Reisebeschreibung scheint dem Rec. nur einen geringen Werth zu haben, und für Länder- und Menschenkunde nur eine schwache Ausbeute zu liefern. Die wichtigsten Nachrichten, die wir hier antreffen, haben wir schon längst weit vollständiger und lehrreicher durch *Dallaway*, *Tott*, *Lechevalier*, *Eton*, *Lüdecke* und andere Reisende, welche die von Hn. W. berührten Gegenden u. Länder beschrieben haben, erhalten, und was die dem Vf. eigenen Notizen betrifft, so sind sie grösstentheils entweder so unbedeutend, dass man sie ihm gern erlassen hätte, oder das Resultat so flüchtiger Beobachtungen, dass sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt gar nicht befriedigen, oder wenigstens erst durch einige von dem Übersetzer mitgetheilte Aufklärungen z. E. S. 119. 157. 177 etwas geniessbarer werden. Dieses gilt ganz vorzüglich von den ersten 9 Kapiteln, oder bis zum Eintritt des Vf. in Syrien. Ja, S. 197 ff. werden eine Menge in Palästina umlaufende an biblische Namen, Örter und Denkwürdigkeiten geknüpfte Sagen und alberne Mährchen, die gewinnsüchtiger Betrug oder fromme Einfalt erfunden und geglaubt haben, treu nacherzählt, von S. 222 bekommen wir sogar eine wahrhafte Beschreibung der heiligen Örter zu Jerusalem und an anderen Stellen zu lesen, welche gewöhnlich die frommen Pilgrimme in Judäa, Galiläa u. s. w. besuchen. Dieser langweilige, von den ehrwürdigen Vätern des lateinischen Klosters zu Jerusalem mitgetheilte Aufsatz, der für einen interessanten topographischen Abriss der Gegend ausgegeben wird, welcher die merkwürdigsten, in der heiligen Schrift vorkommenden Gegenstände enthalte, hätte ganz unterdrückt, und nach den kurz vorhergegangenen Proben der Geduld des Lesers nicht noch mehr zugemuthet werden sollen. Zwar sagt Hr. B., er habe diesen Abschnitt deshalb mit übersetzt, damit die Leser sähen, wie es in dem Kopfe eines Mönchs in Palästina beschaffen sey, wer verlangt aber dieses zu wissen? Für die Belehrung und den Beutel der Käufer wäre diesemnach besser gesorgt worden, wenn der Inhalt der ersten 9 Kapitel in einem sehr gedrängten Auszuge mitgetheilt, und bloss das allein Interessante, wohin wir unter andern mehrere Nachrichten über Buyukdere S. 34 ff., über die Sophienkirche in Constantinopel, über mehrere Feyerlichkeiten, die hier beschrieben werden, z. E. S. 184, und die lehrreiche Beschreibung eines von dem Vf. secirten Chamäleons S. 186 rechnen, ausgehoben worden wäre. Viel günstiger indessen müssen wir von den beiden letzten Kapiteln dieses ersten Bandes urtheilen. Denn diese liefern nicht nur über die physische Beschaffenheit von Syrien, den Charakter, die Lebensweise u. s. w. der Einwohner dieses Landes schätzbare Nachrichten; sondern sind auch reich an Thatsachen, die die traurige Gestalt des türkischen Reichs und die Ohnmacht der Regierung eben so schön offenbaren, als sie uns in die Militärverfassung jener

ner Länder, die Beschaffenheit der türkischen Armeen und die Einrichtung der Läger, helle Blicke werfen lassen. Wir wollen einige Beyspiele anführen. Die Syrer, heisst es S. 260, sind im Ganzen von einer mittelmäsigen Statur, sehen dürr und mager aus, sind aber sehr thätig und munter. Ihre Geschwindigkeit sowohl im Gehen, als im Laufen ist sehr gros, und da sie eben sowohl an Mangel als an Beschwerlichkeiten gewöhnt sind, so können sie eine sehr beschwerliche Arbeit eine beträchtliche Zeit hindurch bey sehr wenigen Lebensmitteln aushalten. Im Gesicht sehen sie mager und kränklich aus, und ihre Hautfarbe ist so dunkel, dass sie sich bisweilen fast dem Schwarzen nähern. Ihr Haar ist glänzend schwarz, die Weiber tragen es sehr lang und lassen es bis auf den Leib herunterhängen. Über die gedrückte, bedaurenswürdige Lage der Fellahs, d. h. der Pächter oder Landleute, verbreitet sich der Vf. S. 262 sehr lehrreich, woraus hier Folgendes: „Der Fellah wohnt in Dörfern oder in einzeln liegenden Wohnungen auf den Ebenen, und steht unter der Herrschaft eines Beys, ja vielleicht eines Mamelucken oder Cashefs, der anfänglich bey Einem der Beys ein Sklave gewesen ist, das Vertrauen seines Herrn gewonnen, und nicht allein seine Freyheit, sondern auch die Regierung über eine gewisse Anzahl von Dörfern erhalten hat, deren Abgaben er für sich bezieht. Bey seinen despotischen Hudeleyen unterstützt ihn ein Unterbeamter, der Gindi (Gindex) heisst. Diese erlauben sich wechselsweise die schreyendsten Bedrückungen gegen ihre armen Untergebenen.“ Unter den in Syrien herrschenden Krankheiten ist nach S. 267 die Pforophthalmie, ein eingewurzeltes Augenübel, die vorzüglichste und gewöhnlichste. Sie herrscht so allgemein, sagt der Vf., dass in der Stadt Jaffa beynahe zwey Drittheile von den Einwohnern durch diese Krankheit die Sehkraft entweder blos auf einem Auge, oder auf allen beiden eingebüsst hatten. Nicht blos in den bekannten Ursachen, sondern auch in den engen Hütten u. Wohnungen, in denen die Einwohner leben, glaubt Hr. W. einen Hauptgrund dieser Erscheinung suchen zu müssen, und erhebt diese Vermuthung zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Was die Übersetzung betrifft: so glaubt Rec., auch ohne das Original verglichen zu haben, nach den vielen von Hn. B. bereits gelieferten Arbeiten dieser Art, ihre Treue voraussetzen zu dürfen; nur wünschte er, dass sie in einzelnen Theilen mehr Geschmeidigkeit und Gedrängtheit erhalten hätte. Die untenstehenden Anmerkungen, die theils erläutern, theils berichtigen, theils nachtragen, zeugen von einer vorzüglichen Belesenheit in den wichtigsten Reisebeschreibungen der älteren und neueren Zeit, und verleihen dieser *Wittmannschen* Schrift einen grossen Werth und einen höheren Grad von Brauchbarkeit. Zuweilen sind aus Versehen frühere Anmerkungen späterhin wiederholt, z. E. S. 157 u. 196; S. 64 u. 242. Auch sind S. 168 die Worte: „vergiftet habe“ hinter *zurücknehmen wollte,* ausgelassen worden. Die 15 Kupfer, die das Werk sehr vertheuern, hätten auf wenigere reducirt, und lieber eine Reisekarte beygelegt werden sollen.

D.B.

Leipzig, b. Gräff: *Briefe eines Südländers.* Herausgegeben von *C. A. Fischer.* 1805. 392 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Leser finden hier eine Sammlung grosser und kleiner, belehrender und unterhaltender, wichtiger und vielleicht unwichtiger Aufsätze, die gewissermassen, um diesen Ausdruck zu brauchen, aus einem literarischen Schiffbruch gerettet worden sind. Der Vf. hatte nämlich den Plan gehabt, eine Zeitschrift herauszugeben, die sich mit den physikalischen, literarischen, sittlichen und mercantilischen Verhältnissen der südlichen Länder von Europa beschäftigen sollte, und er hatte sich deswegen in Marseille niedergelassen, wo ihm dieser Plan, der vielen Handelsverbindungen wege am leichtesten ausführbar zu seyn schien.

Leider zeigte sich aber schon nach wenig Monaten, dass jene Unternehmung in den jetzigen Zeitumständen, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden war. Jene Länder waren zerrüttet, und die Verbindungen, bey der gänzlichen Stockung des Handels, äusserst erschwert; mehrere vorhin bestehende Zeitungen, Journale u. s. w. waren eingegangen, und die etwa noch erscheinenden kamen nur äusserst langsam an; alles zusammen musste den Herausgeber bestimmen, auf seinen Plan Verzicht zu thun. Da er indessen schon mehrere, besonders das südliche Frankreich betreffende, Materialien gesammelt hatte: so entschloss er sich, wenigstens diese bekannt zu machen, und so die kleine Sammlung zerstreuter Blätter herauszugeben, die man vor sich liegen hat.

In diesem Vorberichte des Vf. findet man den Gesichtspunkt, aus welchem das vorliegende Bändchen angesehen seyn will. Es sind Bruchstücke aus seinem Tagebuche, die er sich bey seinem Aufenthalte im südlichen Frankreich über Avignon, Aix, Marseille, Toulon, Hieres, Nizza, Nismes, Montpellier u. s. w. sammlete; mit lebendiger Beobachtungsgabe aufgefasst, und sehr anziehend dargestellt. Der Mann vom Fach findet hier nichts Neues, aber die Freunde der Länder- und Menschenkunde, so wie jeder gebildete Leser, werden hier mancherley Belehrung und angenehme Unterhaltung finden. Wird Hr. Prof. *Fischer*, der seine literarische Laufbahn nur mit zu regem Fleisse beginnt, des horazischen *nonum prematur in annum* mehr eingedenk seyn: so darf er auf eine sehr achtungswerthe Stelle unter den nützlichen und angenehmen Schriftstellern seiner Nation sicher Rechnung machen; er schreibe mehr *multum* und weniger *multa.* Wir können sodann mehreren Schriften, die so gediegen und schön sind, wie seine Gemälde von Madrid, mit Verlangen entgegensehen.

—M—

London,

LONDON, b. Baldwin: *Walks and Sketches at the Cape of good Hope; tho which is subjoined a Journey from Cape-Town to Blettenbergs-Bay* etc. By *Robert Semple*. 1804. 152 S. 8. (2 Rthl.)

Obgleich diese Bogen einige, nur flüchtig hingeworfene Bemerkungen enthalten, die, ohne die Geographie der südlichen Erdspitze von Afrika im Wesentlichen zu bereichern, und neue, durch gründlich angestellte Untersuchungen gemachte Entdeckungen im wissenschaftlichen Gebiete der Natur- Erd- und Völkerkunde zu verbreiten, manchen unangenehmen Eindruck, wegen der, in der Vorrede und an mehreren Orten herrschenden üblen Laune und sonderbaren Schreibart, wider den Vf. erwecken könnten: so verschaffen sie doch einige neue Ansichten und Gestalten von den besonders seit *Kolbe* bis auf die neuesten Zeiten der Engländer beschriebenen Gegenständen am Kap, die noch von keinem Vorgänger des Vf. aus einem solchen Gesichtspunkte, wie sie Hr. S. betrachtet, angesehen worden sind. Dadurch erhebt sich dieses Büchlein zu einer angenehmen originellen Lectüre, und zwar um so mehr, da der Ton des Vf., der vielleicht Vielen nicht gefallen dürfte, empfindsam, neu, und in der Darstellung seiner Schilderungen oft entscheidend künstlich angebracht ist. Wir wollen das Ganze, das in 8 *Kapitel* zerfällt, in der Kürze unseren Lesern mittheilen, doch zuförderst bemerken, dass der Vf. in den Jahren 1800 und 1801 am Vorgebirge der guten Hoffnung war, und daselbst seine Beobachtungen anstellte. Kap. 1 beschreibt der Vf. ausführlich, und in Vergleichung des Raums gegen alle vorige europäische Reisenden am Kap, die Kapstadt, an der Hand eines dortigen Freundes geleitet, sehr befriedigend, wobey er gelegentliche Bemerkungen einstreut, die am rechten Orte, oft mit Naivität angebracht sind. Kap. 2 ist den Bewohnern daselbst gewidmet, von denen er behauptet: Kein Volk auf der ganzen Erde habe einen so gemischten Charakter, als der der jetzigen Kap-Bürger sey, da die Vermischung aus allerley Nationen denselben innerhalb 3 Jahrhunderten hervorgebracht und bestimmt habe. Im 3 Kap. werden die Sclaven am Kap mit vieler Gründlichkeit beschrieben, und von deren Sitten, Gebräuchen, Nationalcharakter, Nahrung und Kleidung, Betragen, Tugenden, Laster, Belohnung und Strafen derselben befriedigende Nachrichten gegeben. Die *Malayen* sollen die rachsüchtigsten aller seyn. Das 4 Kap. enthält die Beschreibung eines Spazierganges, den der Vf. nach dem *Löwenberge* und in die dortige Gegend, wohin die Engländer, während der jüngsten Besitznahme des Kaps, eine neue Strasse anlegten, mit seinem Freunde unternahm, und wobey interessante Gegenstände aller Art vorkommen. Im 5 Kap. wird der *Tafelberg* in einem rührenden, und mit der hohen Begeisterung des Vf. übereinstimmenden, angenehmen und meistens sehr richtigen Schilderung dargestellt. Das 6 Kap. ist dem sogenannten *Rohrthal* (holländ. *Ried-Valley*) gewidmet; dieser flache Moorgrund, der mit Schilfgras und Binsen bedeckt ist, und in welchem man nichts als salziges Seewasser antrifft, enthält den Richtplatz, worüber der Vf. einige treffende Bemerkungen mittheilt. Im 7 Kap. macht er auf seine Reise nach der *Simonsstadt* aufmerksam; trefflich ist die Beschreibung von *Constantia*, und der ganzen umliegenden Gegend, wo der herrliche *Kap-* oder *Constantia-Wein* wächst. Der Vf. nennt den Besitzer aber (nach der englischen Aussprache des holländischen) irrig *Cloote* statt *Kloete* (lies *Klute*). Dergleichen Fehler kommen mehr vor. So heisst auch im 8 Kap. die Bay, wohin der Vf. seine letzte Reise anstellte, nicht *Blettenbergs* - sondern *Plettenbergs-Bay*. Diese Reise, die ungefähr 6 Wochen dauerte, ist sehr merkwürdig, und nimmt den grössten Theil des Buchs von S. 49—152 ein. Alles ist darin unterhaltend.

K.C.B.

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Leipzig*, b. Weigel: *Reise durch Kursachsen in die Oberlausitz nach den evangelischen Brüdergemeinorten Barby, Gnadau, Herrnhut, Niesky und Kleinwelka.* Nebst einer Schilderung des bürgerlichen, religiösen und sittlichen Zustandes der evangelischen Brüdergemeine. 1805. 467 S. gr. 12. (Nebst einer Reisekarte.) (1 Rthlr. 12 gr.) So mancherley auch immer über die Herrnhuter und ihre Einrichtung ist geschrieben worden: so verdienen sie dennoch, da sie einigermassen einen *statum in statu* bilden, eine genauere Rücksicht. Vorliegendes Buch, welches darüber Aufschluss geben will, gehört auch wirklich zu den besseren dieser Art; und wenn gleich der unbekannte Verf. in mancher Hinsicht zu viel verlangt, und das *Iliacos intra muros peccatur et extra* ganz aus dem Gesichtskreis zu verlieren scheint: so erfüllt er doch dasjenige, was er auf dem Titel versprochen, so ziemlich, und bietet über die äussere und innere Verfassung der Brüdergemeine eine gute, wenn gleich nicht immer ganz genügende Ansicht dar. — In den übrigen hier mitgetheilten Notizen aber ist manches Schiefe und Falsche. So wird z. B. S. 74 bey Gnadau der Lackirfabrik, als der einzigen in Sachsen gedacht, da sich doch in Wittenberg schon seit einigen Jahren eine ähnliche von *Ceglarsky* eingerichtete, befindet. S. 106 bey Hubertsburg scheinen dem Vf. die auf dem Schlosse wohnenden Personen merkwürdiger zu seyn, als der daselbst geschlossene Friede. S. 112 hätte bey Meissen wohl *Böttgers*, des Porcellains-Erfinders, von welchem überdiess noch so manches gesagt werden konnte, Erwähnung geschehen sollen. Beym Naturalienkabinet zu Dresden S. 118 hätte füglich sollen angemerkt werden, dass die Naturalien daselbst (und vorzüglich die Quadrupeden) so schlecht, wie fast in allen Rec. bekannten anderen Sammlungen, conservirt worden. S. 127 ist bey Bauzen nicht angegeben, worin eigentlich der Handel bestehe. — Einige noch vorkommende Sonderbarkeiten kann Rec. unmöglich mit Stillschweigen übergehen: z. B. rechnet der Vf. die Geschichte durchaus nicht unter das wissenschaftliche Fach. Dann schlägt er S. 268 in den herrnhutischen Orten die Errichtung eines Absonderungshauses, wo sogar geschwängerte Personen einen Aufenthalt finden könnten, vor. S. 57 kommt noch eine eigene Zusammenstellung von dem Blühen der Künste und Wissenschaften mit der nächtlichen Beleuchtung vor. — Auch auf den Stil hätte mehr Aufmerksamkeit verwendet werden sollen.

X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 AUGUST, 1805.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Schäfer: *Der Frühlings- und Sommergärtner*, oder: *Anweisung, jede Art von Blumen, wohlriechende niedrige Strauch- Stauden- und rankende Gewächse, nebst Küchengartenkräutern, so wie auch Obstorangerie, nach Art der Chinesen in Scherben zu erziehen, zu pflanzen und abzuwarten, und dieselben für den Winter aufzubewahren und zu erhalten.* Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von *F. G. Leonhardi*, Prof. der Ökonomie zu Leipzig, etc. und von *J. H. Seidel*, Kurf. Sächs. Hofgärtner etc. 1803. VI u. 163 S. kl. 8. (mit einem ausgemalten Titelkupfer und 2 Kpft. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Leonhardi* wurde von mehreren Gartenfreunden, seit der Erscheinung des Dieterichschen Wintergärtners aufgefodert, nach diesem Muster und nach dem Plane des seit einigen Jahren unterhaltenen kleinen Blumen- und Gemüsgartens von demselben Vf., ein ähnliches Handbüchlein für die Frühlings- und Sommergärtnerey auszuarbeiten. Er entschloss sich daher, den Gartenfreunden theils einen Leitfaden zur Beurtheilung der Gartenanlagen in Rücksicht auf Boden, Lage, Absicht der Pflanzungen und ihrer verschiedenen Verhältnisse unter einander zu liefern, theils ihnen eine kurze Übersicht und Beschreibung solcher Blumengewächse zu geben, welche zur verschönerten Anlage eines dem Vergnügen gewidmeten Gartens dienen, in Deutschland im Freyen fortkommen, und den ganzen Frühling und Sommer hindurch den Garten ununterbrochen durch ihre Farbenspiele beleben. Was der Vf. in der Vorrede verspricht, das liefert er auch, theils aus eigenen Erfahrungen, theils aus guten Quellen; in zweifelhaften Fällen erbat er sich die Belehrung des Hn. *Seidel*. Die Einleitung handelt von den Schicksalen und der langsam erfolgten Ausbildung der Gartenkunst. Hiervon ist zwar in mehreren Gartenschriften die Rede; indess steht diese Abhandlung, welche von guten Kenntnissen zeugt, keinesweges am unrechten Orte, und Rec. zweifelt nicht, dass sie den Gartenfreunden Nutzen gewähren wird. Zuerst redet Hr. *L.* von der Gartenkunst der Alten, und geht dann zu den jetzigen Modegärten über. Durch die Bemühung der Engländer, sagt er, ist die Gartenkunst wieder geworden, was sie vom Anfange an hätte bleiben sollen, nämlich: zwanglose, einfache Nachahmung und Verschönerung der Natur. Was also die wohlthätige Natur Charakteristisches in ihren Landschaften zerstreut enthält, das soll in diesen, nach den verschiedenen Jahreszeiten geordneten Gärten gesammelt, vereinigt und verschönert dargestellt werden.

Das Ganze ist in 6 Abschnitte getheilt. Der erste handelt von der Lage des Gartens und der Zubereitung des Bodens. Ein sehr nützlicher, mit vieler Einsicht geschriebener Auffatz. Der zweyte handelt von dem Endzweck der Blumengärtnerey. Über die Anpflanzung der Lustgebüsche eines grossen Gartens, und die Zusammenstellung der Bäume und Sträucher nach den Farben ihrer Blüthen haben uns zwar einige Gartenschriftsteller, besonders *Hirschfeld* in seiner Theorie der Gartenkunst (4 Band S. 52 ff.), vortreffliche Anleitungen gegeben; aber unser Vf. redet nur von Anlegung und Nutzen der Blumengärten, die gewöhnlich im Besitze solcher Gartenliebhaber sind, denen es an ausgedehntem Raume zur Anlage eines grossen, mit allen Theilen der Gartenkunst ausgeschmückten Gartens mangelt. Allerdings müssen Blumengärten so geordnet werden, dass Anmuth und Heiterkeit den Hauptcharakter derselben ausmachen. Daher sagt er auch richtig, dass bey Anlegung der Blumengärten der Gartenkünstler für die Beständigkeit der Blumenflor und für die Abwechselung der Farben und Wohlgerüche zu sorgen habe. Der 3 Abschnitt liefert die Beschreibung und Erziehung der Frühlings-, Sommer- und Herbstblumen. Diese Gewächse sind nach den Monaten, in welchen sie blühen, eingetheilt, und in Hinsicht ihrer Dauer mit den, selbst von *Linne* festgesetzten, Planetenzeichen bezeichnet, nämlich: einjährige Gewächse mit ☉, zweyjährige mit ♂, perennirende mit ♃, Stauden und Sträucher mit ♄. Eben so ist auch die verschiedene Höhe der Blumengewächse, zur Ersparung langweiliger Wiederholungen einer und derselben Bestimmung, durch Buchstaben ausgedrückt worden. An dieser Abhandlung hat ohnfehlbar Hr. *Seidel* Theil, insofern von den Zierpflanzen und ihrer Erziehung die Rede ist, nur hätte er auch durchgängig zeigen sollen, dass er diesem Unternehmen gewachsen sey. S. 39 heisst es: Die Schwerdtlilie, Iris oder Regenbogenblume — Iris — enthält über 70 Arten. Rec. findet in *Species plantarum ed. Willdenow* nur 54 Arten angezeigt; wo sind die übrigen Arten beschrieben? Die deutschen Namen verschiedener Pflanzen sind nicht gut gewählt, und einige lateinische nicht richtig geschrieben. Z. B. S. 207 S. 42 u. s. w. Überdiess sind auch mehrere Pflanzen zweymal

mal beschrieben, z. B. die Gattung *Pulmonaria* S. 76 und 97, *Pinguicula vulgaris* S. 94 und 136, *Iris lisyrindicum* (*sisyrinchum*) S. 137 und 192, *Anemone coronaria* S. 64 und 107, *Anemone hortensis* S. 65 und 107, *Calendula officinalis* S. 165 und 206, *Gladiolus communis* S. 115 und 191. Dass viele inländische Gewächse, die sich durch Wuchs, durch Schönheit ihrer Blumen, oder andere artige Eigenschaften auszeichnen, in diesem Buche als Zierpflanzen mit aufgenommen sind, finden wir zweckmäsig; nur hätte man bey der Auswahl derselben etwas vorsichtiger seyn sollen. Statt der ganz gemeinen Pflanzen, z. B. *Marrubium vulgare*, *Ranunculus auricomus*, *Anagallis arvensis* u. a. m. würde Rec. folgende, ebenfalls in Deutschland häufig wildwachsende Pflanzen empfehlen: *Echium vulgare. Fumaria bulbosa. F. fabacea* u. a. m. Sehr ungern vermisst Rec. die vortreffliche *Lonicera grata*, das überaus schöne *Antirrinum alpinum*, *Epilobium angustissimum*, *Saxifraga crassifolia* u. s. w. S. 191 ist zwar die Lilie angezeigt, aber die Arten dieser schönen Pflanzengattung, welche eine grosse Zierde der Gärten ausmachen, und den Liebhabern Vergnügen gewähren, hätten billig beschrieben werden sollen. Da in diesem Abschnitte die Pflanzen nicht alphabetisch geordnet sind: so wäre ein Register höchst nothwendig, zumal da bey einigen die Blühzeit nicht richtig angegeben ist. Einen Blumenfreund, der nicht genau weiss, in welchem Monate die Pflanzen blühen, wird es schwer fallen, dieselben in diesem Buche aufzusuchen. Desshalb bitten wir die Vff. mit der zweyten Ausgabe ein Register zu liefern. Die Cultur der folgenden Zierpflanzen, welche in den meisten Gärten in Deutschland unterhalten werden, ist in diesem Buche weitläufiger abgehandelt: *Crocus vernalis. Iris. Cyclamen vernale* (*hederaefolium*). *Narcissus. Hyacinthus. Fritillaria. Anemone coronaria* und *A. hortensis. Tulipa gesneriana. Ranunculus asiaticus. Cheiranthus. Dianthus;* die Arten der letztern Gattung sind in drey Classen getheilt: 1) Gartennelken; 2) Pinks; 3) Bartnelken. Die vorzüglichsten Krankheiten und Feinde der Nelken und die Mittel dagegen sind viel zu oberflächlich abgehandelt. — 4 Abschn. Über die Lage, Auswahl und Zubereitung des Frühlings- und Sommergemüsgartens; 5 Abschn.: Übersicht der anzubauenden Frühlings- und Sommergemüsse; 6 Abschn.: Von der chinesischen Zwergbaumzucht, oder Obstorangerie, nach Dr. *Diel's* Anleitung.

Wir bemerken noch, dass auf der 2. Kupfertafel ein zum Vergrösern und Verkleinern eingerichteter Stubengarten abgebildet ist. Dieser besteht in einem Gestelle, auf welchem die Gewächse nach ihrer Grösse geordnet werden können. Eine genaue und durch Abbildung erläuterte Beschreibung dieses Blumengestelles ist in derselben Buchhandlung unter folgendem Titel zu haben:

Abbildung und Beschreibung eines neuen und geschmackvollen Blumengestelles für Zimmer und Garten brauchbar, zum Verlängern und Verkürzen, so wie es die Lage und Umstände des Orts zum Aufstellen erfodern, nebst neuen und geschmackvollen Blumenbretern, die auch vor Fenstern, die keine Simse haben, zweckmäsig befestigt, verkürzt und verlängert werden können. 1803. 16 S. kl. 8. Mit zwey Kupfertafeln. (8 gr.)

Wer den Frühlings- und Sommergärtner kauft, kann diese besondere Ausgabe entbehren.

H—ch.

Eisenach, b. Wittekindt: *Ökonomisch-botanisches Garten-Journal*, herausgegeben von *Fr. G. Dietrich*, Fürstl. Sachsen-Weimarischem Hofgärtner, u. s. w. Fünften Bandes erstes Stück. 185 S. Zweytes Stück. 186 S. 1804. 8. (Jedes Stück geheftet 18 gr.)

Die vier ersten Bände dieses Journals haben bereits den verdienten Beyfall des Publicums gefunden, der auch diesem 5 Bande nicht versagt werden kann, da er mehrere sehr gute Aufsätze enthält. *Der 1 Abschnitt des 1 Stücks* liefert zwey ökonomische Aufsätze: I. *Bemerkungen über den Flachsbau, aus dem Tagebuche eines Reisenden mitgetheilt*, von *J. C. M. Reinecke.* Diese wichtigen Bemerkungen waren angeblich durch einen Reisenden gesammlet, der England, Irrland, die Niederlande, die Pfalz, Wirtemberg und Schlesien bereiste, blos in der Absicht, sich mit der Cultur des Flachses in den verschiedenen Ländern bekannt zu machen, und um die gesammleten Erfahrungen bey Betreibung eines ganz vollkommenen Flachsbaues zum Behuf einer anzulegenden, der besten schlesischen und holländischen gleichkommenden Fabrik, anzuwenden. Weil aber die Ausführung dieser Fabrik durch äussere Umstände verhindert worden, so wolle man hier die Früchte dieser Bemühungen mittheilen, um sie nicht verloren gehen zu lassen. Es wird also hier der Flachsbau in Brabant, Seeland, Jülich, England, Irrland, Pfalz, Wirtemberg und Schwaben, und in Schlesien, in gedrängter Kürze erzählt; zugleich werden die wesentlichsten Vorzüge gezeiget, wodurch sich der Flachsbau in diesen Ländern vor unserm thüringischen besonders auszeichnet. Diese Vorzüge werden nun auf den thüringischen Flachsbau angewendet, dessen Fehler gerüget, und gezeigt, wie er nach Anleitung der Cultur in jenen Ländern zu verbessern sey, um diesem gleich zu kommen. II. *Ob es im Grossen mit Nutzen dahin zu bringen sey, in einem Jahre auf einem Felde zwey Ärndten zu machen?* Vom Pfarrer *Frenzel* zu Ossmannstedt. Der Vf. verneint die Frage, einmal: wegen des in unserm nördlichen Deutschlande herrschenden Klimas; zweytens: weil wir ausser den gewöhnlichen Körner- oder Winterfrüchten, keine Körnerfrüchte hätten, die in wenig Monaten zur vollkommenen Reife gelangen könnten. Selbst die Sömmerung gestattet er nur in solchen Gegenden, wo gutes fettes Land ist. Da nun, wie die Erfahrung lehre, Doppelärndten der Melioration des Bodens nie zu statten kommen, sondern denselben deterioriren, so bliebe immer die Regel in ihrem Werthe, nämlich: viel Stroh bey seiner Länderey zu gewinnen suchen, damit es in der Folge nicht an Dünger fehle; dadurch

durch verbessere man sein Land viel sicherer, als durch häufige und starke Sömmerung, wo man alsdann auch mehr Vieh halten könne, als sein Nachbar, der diese Regel nicht befolge. Aus diesem Grunde billiget auch der Vf. den Kleebau im Grofsen nicht, sondern gestattet ihn nur in gehörigem Verhältnifs, um den Gewinn an Getreide und Stroh zugleich beyzubehalten. — Der 2 *Abschnitt des 1 Stücks* enthält drey botanische Aufsätze: I. *Das entdeckte Geheimnifs der Natur in Bau und Befruchtung der Blumen*, von Hn. Rector *Christian Conrad Sprengel*, geprüft von *F. J. Frenzel*. *Sprengel's* vortreffliches Werk ist bekannt genug. Er lehrte zuerst die dichogamische Einrichtung der Blumen, die bey vielen Pflanzen statt hat, kennen, enthüllte den oft räthselhaften Bau vieler Blumen, und zeigte, wie bey dem Bau jeder Blume die weiseste Absicht des Schöpfers immer dahin ziele, den in ihr befindlichen Honigsaft gegen Verderbnifs zu schützen, und die Geschlechtstheile in eine solche Lage zu bringen, dafs die Insecten, welchen dieser Honigsaft bestimmt ist, entweder den Antherenstaub in der einen Blume abstreifen und in der andern aufs Pistill bringen, oder dieses in einer und derselben Blume zugleich verrichten, und so die Befruchtung befördern. Er unterschied die Wahre- und Schein-Nektarien, lehrte uns die Saftdrüsen, Safthalter, Saftdecken und Saftmale der Blumen kennen, und zeigte, wie ihr Bau, ihre Lage, ihre Farbe zur Erreichung jener Absicht abzwecke. Mehrere dieser scharffinnigen Beobachtungen prüft hier Hr. *Frenzel* mit Scharffinn, und widerlegt sie nachdrücklich. Um aber diese Controvers gehörig beurtheilen zu können, mufs man nothwendig alle die angezeigten Untersuchungen mit Aufmerksamkeit wiederholen; sonst bleibt dieser Auffatz, dessen erste Abtheilung schon im 2 Stücke des 4 Bandes dieses Journals zu finden ist, nur trocken und zum Theil unverständlich. II. *Von der Luft im Baume und in den Pflanzen, ohne Bestimmung, was für Gasarten in den Pflanzen enthalten sind.* Vom Pfarrer *F. J. Frenzel* in Ofsmannstedt. Sehr interessante Bemerkungen, zu deren Untersuchung der Vf. durch die verschiedenen Meinungen der Naturforscher im deutschen Obstgärtner, 1 B. S. 275 über die Luft im Baume und der Pflanzen, und in welchen Theilen sie zu finden, veranlafst wurde, wo er denn seine Beobachtungen zugleich über das Netz- und Zellengewebe; ob aus Spiralfiber-Röhren, Wafferröhren entstehen, und aus Wafferröhren, Holzfibern entstehen können; ob die Spiralfiberschrauben sich in Holznerven verwandeln, oder sich mit Coagulationsmasse anfüllen; wie die Theile und Gefäfse, Fibern, Nerven und Coagulationsmasse zu beschauen, dafs man sich bey ihrem Anblick durchs Mikroscop keine unrichtigen Begriffe von allen Theilen im Baume und in Pflanzen mache; von der Coagulationsmasse selbst, nicht in chymischer Bestimmung, u. s. w. mittheilt. Alles diefs ist keines Auszugs fähig. III. *Verzeichnifs einiger Pflanzen, welche im J. 1803 im Herzogl. Karthausgarten zu Eisenach geblühet haben*, vom Herausg. Bereits im 2 Heft des 4 Bandes lieferte Hr. *D.* ein solches Verzeichnifs; das gegenwärtige ist die zweyte Lieferung. Man findet darunter seltene und schöne Pflanzen, die er zum Theil mit Bemerkungen über ihre Cultur begleitet hat, und die auch bereits in seinem Gartenlexikon, so weit es heraus ist, beschrieben sind. Die in diesem Verzeichnisse mit aufgeführte *Madia viscosa, mihi*, ist das die nämliche, die *Jacquin* und *Cavanilles* in ihren Werken abgebildet haben, und die auch *Willdenow* in seinem *Spec. plantar.* unter diesem Namen aufführt? Nach der Dietrichschen Beschreibung seiner Pflanze scheint sie es zu seyn; woher also das *mihi?* Bey *Veratrum nigrum* hätte auch gesagt werden können, dafs sie das Versetzen nicht verträgt, und gewöhnlich nach zwey, drey Jahren erst wieder blühet.

Im 2 *Stück* des 5 Bandes enthält der 1 *Abschnitt* drey ökonomische Auffätze: I. *Über den Einflufs der Bestandtheile des Bodens auf die Vegetation.* Von *C. L. Wundram*, Doctor der Philos. und Prediger zu Eboldshausen im Fürstenthum Göttingen. Ein Auffatz, der zwar nichts Neues enthält, aber doch die Bekanntschaft des Vf. mit der neueren Chemie bezeugt, indem er die Bestandtheile und Eigenschaften der verschiedenen Grunderden, als der Kieselerde, der Thonerde, der Kalkerde, der Bittererde; dann die Gegenwart des Eisens, der Schwefelsäure, der Phosphorsäure und des Waffers beschreibt, was jedem Landwirth zu wiffen nöthig ist. II. *Über die Zerstückelung der Domainen- und adelichen Landgüter*, von *J. F. Frenzel.* Nur unter gewissen Umständen ist der Vf. für die Zertheilung, wobey er als Beyspiel das ehemalige Graf von Marschallische Rittergut Ofsmannstedt, zwey Stunden von Weimar gelegen, anführt, das eben wegen der vortheilhaften Umstände, auf eine sehr nutzbare Weise verstückelt wurde. III. *Beurtheilung einer Hypothese des Hn. Lamarck von der Condensation der Feuchtigkeit im Pflanzenreiche*, von *J. F. Frenzel. Lamarcks* Hypothese gehet von da aus: Europa habe seit ungefähr zweytausend Jahren, durch Zuwachs an den Seeküsten, am Umfange beträchtlich gewonnen. Hieraus folgert er, dafs die Oceane in sich selbst zurücktreten. Dieser Zurücktritt sey mit einer Verminderung der Flüssigkeit verbunden, und zu dieser Verminderung sey die Condensation der Feuchtigkeit die Ursache. Man solle einen Kern in einen fruchtbaren Boden stecken; der Kern entwickle sich zu einem Baume, der Baum werde nach hundert Jahren gefällt, verbrannt, in seine Bestandtheile aufgelöst. Was würde geschehen? Die Flüssigkeiten die er enthielte, würden in die Luft verfliegen, aber was übrig bliebe, würde in Hinsicht der Masse immer mehr betragen, als der eingesteckte Kern. Woher dieses Residuum? So lange der Baum lebte, zog er theils aus dem Boden, theils aus der Luft eine Menge Feuchtigkeiten, welche die Basis seines Wachsthums und Gedeihens ausmachten; und indem dadurch sein Stamm mit allen seinen Zweigen gebildet wurde, entstand aus der Flüssigkeit, auf einem

uns

uns bis jetzt unbekannten Wege, eine Masse, welche in ihre Bestandtheile aufgelöst, zuletzt die Erdmasse vermehren müsse. Diess Beyspiel dehnt *Lamarck* auf die ganze Vegetation der Erde aus, wodurch eine beständige Abnahme der Flüssigkeiten schlechterdings nothwendig sey. So langsam auch das Condensations-Geschäft von statten ginge, so sey doch erwiesen, dass es vorrücke, und daraus folge, dass es sein Ziel nicht eher finden werde, bis dass nach vielen Millionen Jahren die Basis der Vegetation verschwunden sey. — Alle diese Ideen, worauf sich *Lamarcks* Hypothese gründet, widerlegt nun Hr. *Frenzel* gründlich, so dass *Lamarck* mit allem seinem französischen Witze schwerlich etwas dawider einzuwenden haben dürfte. — Der *zweyte* Abschnitt dieses Hefts, *Botanik*, enthält die Fortsetzung des Aufsatzes im ersten Heft: *Von der Luft im Baume und in den Pflanzen* etc. von Hn. *Frenzel*. Der Vf. fährt hier fort, den deutschen Obstgärtner zu widerlegen, und besonders *von der Richtung der Holznerven, und ihren Endungen im Stamme und Ästen des Baumes* zu handeln. Der *dritte* Abschnitt dieses Hefts, *Gartenkunst*, enthält vier Aufsätze: I. *Aphorismen über die Erdarten und ihre künstliche Mischung*. Der Vf. will die Beurtheilung der Eigenschaften aller Erdarten nach einem Masstabe bestimmt wissen. Dieser sey in der Menge der Flüssigkeit zu finden, welche eine Erdart verschlucken könne, so wie diese Verschluckung blos auf die Grösse der einzelnen Erdtheilchen beruhe, gleichviel aus welchen Bestandtheilen selbige bestehe. Er nennt das die Capacität der Erdart, mittelst deren Kenntniss man durch Rechnung im Stand gesetzt ist, verschiedene Erdarten in solchem Verhältniss zu mischen, um die einzelnen Erdtheilchen in gleicher Grösse, als der schicklichsten zur Ernährung der Pflanzen, zu erhalten. So richtig indessen das Raisonnement des Vf. zu seyn scheint, so wenig möchte doch wohl im Grossen davon Gebrauch zu machen seyn, und lieber wird der Gärtner sowohl, als der Landwirth, bey seiner einmal gewohnten Art zu düngen verbleiben. Die Abhandlung verdient gleichwohl gelesen zu werden. — II. *Über die Cultur der Alpenpflanzen*, vom Herausg. Bereits in seinem Lexikon der Gärtnerey und Botanik, Th. 1. S. 16 hat er eine künstliche Anlage dazu beschrieben, aber einige nöthige Anmerkungen vergessen, die er nun hier beyfügt. Hr. *D.* verspricht zugleich selbige in seinem Lexikon gehörigen Orts nachzutragen. — III. *Über die Cultur der Ananaspflanzen*, vom Handelsgärtner *J. G. Rückert* in Wetzlar. Durch Erfahrung ist er überzeugt worden, dass viele künstliche Pflege, in Absicht auf Wärme und Feuchtigkeit, den Winter hindurch, zur Grösse und Vollkommenheit der Früchte nicht so viel beytrage, als man sich gewöhnlich vorstelle. Er hielt eine Partie Pflanzen den Winter durch trocken auf einer Stellage im Treibhause. Im April setzte er sie in ein frisch Lohbeet, nachdem er sie zuvor gereiniget und in frische Erde gepflanzt hatte, und erhielt im August und September die schönsten Früchte. — IV. *Über die Ostheimer Weichsel*, vom Pastor *Büttner* zu Öttingshausen. Der Vf. beschreibt hier eine vortreffliche Kirsche, die er besitzt, und die von einigen irrig für die Ostheimer Weichsel gehalten wird, sich aber von selbiger sehr unterscheidet. Nirgends findet er selbige beschrieben. — *Der letzte Abschnitt* dieses 2 Stücks enthält vier vermischte Abhandlungen: I. *Bemerkungen über die Kohl- und Weisskrautraupe*, von *J. F. Frenzel*. Beschreibung der verschiedenen Arten, darunter eine befindlich, die noch vor ihrer Verpuppung in ihren Leibern lebendige Maden erzeugen, welche sie ablegen, und die alsdann gleich im folgenden Frühjahre als Raupen erscheinen. Vorgeschriebene, aber schon bekannte Mittel, alle diese Arten zu vertilgen. II. *Über das Entstehen des Thaues. Ein naturhistorisches Fragment*. Von *C. L. Wundram*. Nach Aufführung der bisherigen Meinungen über die Entstehung des Thaues, giebt der Vf. die ganz richtige und befriedigende Antwort: dass der Thau nicht aus der Höhe herabfalle, auch nicht aus der Erde, oder aus den Gewächsen hervorkomme; sondern er werde nach einem heissen Tage, durch die Abkühlung des Erdbodens, vermittelst der sich verdichteten Dünste, gebildet, und lege sich an die Gewächse, als an die kältesten Gegenstände. III. *Über Haselnusskätzchen und Haselnussblüthe, Berichtigung, Vertheidigung und Beschluss*. Von *J. Büttner*. Schon im 3 Band 2 Stück behauptete der Vf., durch unrichtige Beobachtungen verleitet: dass die Kätzchen der Haselnussstaude, so wie aller Bäume, zur Befruchtung gar nichts beytrügen, und dass selbige, ohne Kätzchen, gleichwohl Nüsse trügen. Im 4 Bande bekräftiget er durch fernere Beobachtungen seine Behauptung, und so glaubt er berechtiget zu seyn, an dem System der Befruchtungslehre zweifeln zu dürfen. In dem nämlichen 4 Bande aber schon überführt ihn Hr. *Frenzel* seiner falschen Beobachtungen, und widerlegt zugleich beym Schlusse die vermeintliche Erzeugung des Saamens an Kohlblättern, die Hr. *Büttner* ebenfalls als wahr angenommen hatte. In dieser letzten Abhandlung vertheidigt sich nun Hr. *Büttner*, bleibt fest auf seiner Behauptung, und nimmt beharrlich die Erzeugung des Saamens an Kohlblättern in Schutz. Aber in der gleich folgenden Abhandlung IV giebt Hr. *Frenzel* seine *Gegenerklärung*, widerlegt von neuem die unrichtigen Beobachtungen seines Gegners, und so hätte denn dieser fast hitzig geführte Streit ein Ende, ohne dass man sich einander bekehrt hat. — Mit Vergnügen sehen wir einem folgenden Bande dieses Journals entgegen, besonders wenn der Herausgeber alle Controversen zu vermeiden sucht.

Αλκ.

Druckfehler. Nr. 151. S. 593 Z. 7 v. u. st. Sanculottismus l. *Sansculottismus*, S. 595 Z. 15 v. u. st. Kaueras l. *Kanevas*. — Nr. 152 S. 602 Z. 9 v. o. st. mindern l. *niedern*. — Nr. 153 S. 610 Z. 5 v. o. muss es heissen: 15) *Dafür leistet der Bauer dem Hofe an ordinärer Frohn zu Pferde 156 Tage. [Wöchentlich drey Tage mit einem Pferde.] An so genanntem Hülfsgehorch: 15 Tage u. s. w.* — Z. 14 v. o. fehlt das Wort: *Hülfsgehorch*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1805.

TECHNOLOGIE.

1) Leipzig, auf Kosten des Verfassers: *Holzsparkunst.* Ein Buch für Jedermann von M. *J. Chr. Hoffmann. Erster Theil.* 1800. 160 S. m. 13 Kpf. *Zweyter Theil,* b. Schädel. 1804. 179 S. m. 10 Kpf. 8. (Jed. Band 1 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Anweisung zur Construction eines Verkohlungs-Ofens, welcher mehrere Stuben Tag und Nacht heitzt, und worin den ganzen Winter hindurch, ohne Kosten, ein beständiges Feuer unterhalten werden kann,* von *Boreux,* Architekten und Ingenieur. Herausgegeben von Dr. *C. G. Eschenbach,* Prof. der Chemie in Leipzig. 1804. 34 S. m. 3 Kupf. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Eisenach, b. Wittekindt: *Karl Christian Rommerdts sehr verbesserte gesunde, wohlfeile, und angenehm ins Auge fallende Stubenheitze und Kochöfen.* 1804. 66 S. 8. m. 2 Kupf. (12 gr.)

4) Rostock, b. Müller: *Vorschläge zur bessern Einrichtung der bisherigen Kochheerde und Öfen zum Zweck der so nöthigen Holzersparung* vom Obristlieutenant *von Both.* Allen biedern Einwohnern Meklenburgs gewidmet. 1803. 54 S. 8. m. 1 Kupf.

Die gering scheinende Kunst, das Brennmaterial mit höchster Sparsamkeit zu verbrauchen, erweckte bekanntlich in den letzten 40 Jahren das Nachdenken vieler scharfsinnigen Köpfe. Ein Reizmittel kam hinzu, das den einmal angefachten Eifer nie erschlaffen lassen kann, sondern beständig die Bemühungen, jenen Zweck zu erreichen, rege erhalten, und uns immer neue Erfindungen über diesen Gegenstand hoffen lassen wird. Wahr ist es freylich:

labor omnia vicit
improbus et duris urgens in rebus egestas;

allein so lange unsere Noth noch so allgemein fortdauert, wird jeder Einzelne der seinigen durch die Vorschläge Einzelner noch nicht abgeholfen glauben, sondern zu seinem Besten neue ersinnen, sie für besser als alle vorhergehenden halten, sie anpreisen und — vergessen werden. Diess Schicksal haben in der That die mehresten Schriften über Erbauung holzsparender Anlagen gehabt, woher es auch wahrscheinlich rührt, dass die Neueren, oft ohne ihr Wissen, Vorschläge früherer Vorgänger für neue ausgeben. So lange wir noch nicht sichere Grundsätze zur Erbauung der Schornsteine kennen, ja so lange wir diese noch nicht zu berechnen verstehen, bleiben alle Vorschläge zu holzsparenden Anlagen schwankend, und höchstens nur bey gewissen sehr speciellen Localumständen zulässig.

Unter den vorliegenden Schriften über den angeführten Gegenstand zeichnet sich unstreitig No. 1 am vortheilhaftesten aus. Es war schon ein rühmliches Unternehmen, ein Buch über einen, jetzt so wichtigen, Gegenstand zu liefern, das sich mehr mit allgemeinen, deutlich und verständlich vorgetragenen Regeln beschäftigte, und das nicht bloss willkührlich gewählte Beyspiele enthielt, die, wie unser Vf. mit Recht urtheilt, nur nach Localbeschaffenheiten modificirt werden müssen. Einen grösseren Vorzug giebt Hr. *Hoffmann* seinem Werke durch die musterhafte Parteylosigkeit, mit der er andere eben so wie sich selbst beurtheilt. So war z. B. im ersten Theile, auf *Werners* Autorität (wie es scheint) behauptet worden, nur eiserne Öfen könnten zu Sparöfen eingerichtet werden. Rec. war längst überzeugt, dass *Werner* u. a. hierin offenbar zu weit gehen, und hatte bey dieser Behauptung schon den Vf. wegen einer zu grossen Nachgiebigkeit im Verdachte, als er zu seinem grössten Vergnügen im Anfange des zweyten Theils diese Meinung gänzlich verworfen, und dagegen bemerkt fand, dass Unterkasten von glasirten Kacheln und eiserne Auffätze, aller vernünftigen Theorie nach, die besten holzsparenden Öfen geben müssen. (In der Anwendung bestätigen sich auch Öfen aus unglasirten Kacheln, oder selbst von Lehmpatzen aufgemauert, sehr gut.) Wenn indess der Vf. S. 176. Th. II durch eine Belohnung von 40 Rthl. die Bemühungen mehrerer Sachverständigen zu erregen sucht, um über folgendes zu entscheiden: „1) dass die, in diesem zweyten Theile an mehreren Orten aufgestellten Grundsätze über das Material der Öfen, über die Anordnung desselben in Bezug auf einen schnell oder anhaltend erwärmenden Ofen schlechterdings falsch sind; oder 2) dass diese Grundsätze nicht nur schon praktisch ausgeführt, sondern auch in irgend einer Schrift im November 1803 bereits bekannt gemacht, und durch eben die Gründe, oder durch bessere unterstützt worden sind; oder endlich 3) dass bereits andere durch Schriften bekannt gemachte Vorschläge existiren, durch welche mehr, als durch seine Vorschläge geleistet werden kann": so können wir freylich die gute Absicht des Vf. für die allgemeine Verbreitung der zu holzsparenden Feueranlagen nöthigen Kenntnisse nicht verkennen, fühlen uns aber zugleich

gleich verpflichtet, bey [illegible]rer Anzeige des Inhaltes dieser Holzsparkunst etwas sorgfältiger zu verfahren, als wir sonst vielleicht gethan haben würden. — Alle angeführten Beyspiele im ersten Theile im 13, 14, 16 und 17 Kapitel beruhen auf dem Grundsatz, dass ein holzsparender Ofen durchaus ein eiserner seyn müsse. Diesen verwirft der Vf. in der Folge selbst wieder, wie schon angeführt worden. Die Hauptsache, worauf also hier gedrungen wird, ist die Erreichung einer möglichst grossen Oberfläche bey dem kleinsten inneren Raume des Ofens; daher sind alle Rauchgänge seiner Öfen frey, stehen von einander abgesondert, als Säulen. So consequent der Vf. sich bey diesem Vorschlage bleibt: so hat er doch durch eine solche Isolirung der Rauchgänge keinesweges etwas neues angerathen; da bekanntlich der Diac. *Korte* (in seiner *prakt. Anweis. holzsparende Stubenöfen mit wenigen Kosten zu bauen*, Hamb. 1799) in anderer Absicht dasselbe vorschlug. Niemand aber hat noch so sehr, als unser Vf., die Unzweckmässigkeit der Register und der Thüröffnungen bey den Windöfen behauptet, und auf die Ausführung des Vorschlages so sehr gedrungen, die Luft von aussen über die Flamme schlagen zu lassen, wie er. Den Einwand gegen die Stellung des Rauchrohrs am Chryseliusschen Ofen S. 117 würde auch *Jachtmann* völlig gebilliget haben. — Im zweyten Theile werden Entwürfe zu Öfen mitgetheilt, die zugleich zum Kochen, Braten und Destilliren angewandt werden können, auch von einem solchen, worin zugleich eine Blase zum Erhitzen des Wassers befindlich ist u. s. f. Man könnte diese als neue Beyspiele zu den sehr unzählig oft gemachten Vorschlägen rechnen, wenn nicht unser Vf. insoferne durch eine systematische Darstellung sich wieder vortheilhaft auszeichnete, dass er diese Vorschläge zu Belegen anwendet, um die Möglichkeit der Verkürzung und Verlängerung der Rauchgänge durch angebrachte Ventile zu zeigen, wodurch in der That, ohne dass es der Vf. ausdrücklich bemerkt, das schnellere Verbrennen des Holzes nach Umständen befördert werden muss. Eine Vervollkommnung der gewöhnlichen Ofen wird im 6 Kapitel gezeigt, die auf der Hebung dreyer Umstände beruhet, wodurch die Wirkung des Feuers vermindert werden muss, nämlich: 1) Mangel an atmosphärischer Luft; 2) zu langsames Zuströmen der atmosphärischen Luft; u. 3) zu schnelle Abkühlung der Flamme. Der Vf. scheint indess selbst einzusehen, dass seine vorgeschlagenen Luftkanäle nicht vermögend sind, eine hinlängliche Menge frischer Luft über die Flamme hinzuströmen, und in der That möchten solche Vorrichtungen, (abgerechnet, dass sie nicht jedesmal anzubringen sind) anstatt das schnelle Verbrennen des Holzes zu befördern, dasselbe weit mehr verzögern, als bey der gewöhnlichen Methode geschieht. Ganz seinen Grundsätzen treu, sucht der Vf. S. 103 auch die Russischen Öfen zu verbessern. Die Bemerkung über die Unzuverlässigkeit der Bestimmungen der Länge und Kürze der Rauchkanäle ist allerdings bis jetzt noch sehr wahr; indess können mehrere Erfahrungen genauere Bestimmungen und selbst algebraische Untersuchungen nicht unmöglich machen. Zur schnelleren Verbreitung der warmen Luft im Zimmer sollen in dem Unterkasten Durchsichten angebracht werden, wodurch eine Circulation der Luft entsteht. Gleichfalls ist die vorgeschlagene Verbesserung der Kanonenöfen S. 129 eine Anwendung der oft wiederholten Behauptung von der Vergrösserung der Oberfläche des Ofens. S. 139 kommt der Vf. auf die Thermolampen, Thilorierschen und Boreuxschen Öfen u. s. w. und beschreibt am Ende seinen neuen Rauchverzehrenden Ofen, der den Vorzug eines Luftzustromes durch ein besonderes Ventil vor den übrigen hat. Den Beschluss macht die Beschreibung eines Kochheerdes, der in seinem Wesentlichen dem Wernerschen nicht unähnlich ist.

Mögen doch bald recht viele, bey dem Vf. eingelaufene, Abhandlungen uns öffentlich belehren, dass man die hier geschehenen Vorschläge wirklich, und mit Nutzen, ausgeführt habe. Der Vf. wird sich dagegen gerne mit dem frohen Bewusstseyn begnügen, nicht weniges zur Vervollkommnung unserer Kenntnisse in einer so äusserst schwierigen Sache, wie die Anlage der Feuerstellen ist, gethan, ohne sich gerade das Verdienst anmassen zu wollen, den ganzen reichhaltigen Gegenstand schon erschöpft, und *allein* wichtige Belehrungen darüber gegeben zu haben. Denn offenbar hat, von dem Vf. des *Vulcanus famulans* an, jeder frühere und spätere Schriftsteller *etwas* in diesem Fache aufgeklärt; aber völlig abgeschlossen kann man die Verhandlungen darüber noch nicht nennen: dazu gehören die Erfahrungen vieler nachfolgenden *Clavelins!* —

Die folgenden Schriften enthalten blofs Beyspiele, und sind für die allgemeine Erweiterung unserer Kenntnisse in der Holzsparkunst mehr oder minder bedeutend. No. 2 enthält die Abbildung und Beschreibung des längst berühmten Boreuxschen Verkohlungsofens, der immerhin wirklich angelegt seyn mag, aber doch keine vollkommenen Kohlen zu liefern scheint. Überhaupt wird der immer problematische Absatz derselben die allgemeine Anwendung dieser Öfen dem Privatmanne, so wie die unverhältnissmässige Holzconsumtion, dem Staate bedenklich machen. Die gute Übersetzung des Hn. Prof. *Eschenbachs* hätte sehr gewinnen können, wenn es dem trefflichen Chemiker gefallen hätte einige Erfahrungen über diesen Ofen mitzutheilen!

Der Vf. von No. 3 bezieht sich auf seine 1803 herausgekommene *Anweisung Stubenöfen und Küchkochöfen holzsparend zu erbauen*, und theilt in dieser vorzüglich die Verbesserung mit, „vermittelst eines dicht anschliessenden Schiebers die grosse Quantität Wärme des zu Nachmittagszeiten leer stehenden Kochkastens zu verbreiten, und dem Ofen die Einrichtung zu geben, von der Stube aus in demselben zu kochen.“ Übrigens werden die schon einmal mitgetheilten Regeln wiederholt, den Aschenkasten

kasten unter dem Fufsboden und den Feuerheerd so niedrig als möglich zu legen. Vorzüglich dringt der Vf. auf die Anlage einer eisernen Luftröhre, die horizontal durch den Ofen gelegt wird, und die so wichtig für sein Zimmer ward, dafs nur diefs das einzige (obgleich temporäre) Mittel war, die Wände vom Salpeterfrafse zu befreyen.

Dem Vf. von No. 4, der nach S. 46 in seinem hohen Alter nur den Wunsch zu erfüllen strebte: „durch die Ausbreitung nüzlicher Kenntnisse unter den Unerfahrenen noch einiges Gute zu stiften“, gebührt wegen seiner guten Absicht aufrichtige Hochachtung. Er sagt: „aufrichtig ist mein Wunsch, für mein geliebtes Vaterland etwas Gutes zu Stande zu bringen, und lohnend wird das Gefühl für mich bleiben, wenn man ihn nicht verkennt. Nur darum sparte ich keinen Aufwand meiner Kräfte und meines ganzen Vermögens; mein ganzes Leben habe ich ihm geweihet“. Durch diese Aufserungen wird man geneigt, die Schrift nachsichtig zu beurtheilen, obgleich man sie wegen ihres Inhalts vielleicht für ganz unbrauchbar halten möchte. Alles, was nur im Entferntesten auf Holzersparung Bezug hat, ist hier ohne Ordnung und Deutlichkeit zusammengeworfen. Der Kochheerd ist der Wernersche, und der abgebildete Ofen aus dem 3ten Bande der schwed. Abhandl. unmittelbar entlehnt, obgleich der Vf. nach S. 43 noch die eisernen Luftröhren durch den Ofen, angewandt hat. Die Einleitung (S. 7—19) kann in forstwirthschaftlicher Rücksicht für Meklenburg wichtig werden, wenn die Berechnung auf genaue Data sich gründet. K. j. R.

Dresden, in C. d. Arnoldischen Buchhandl.: *Einzig aufrichtige Anweisung zum Destilliren aller möglichen Breslauischen, Danziger und anderer Liqueure, Rosolis und Aquavite in 211 Recepten, mit deutlicher Erklärung jeder Verfahrungsart und Zucker- und Farben-Bereitung, nebst einem Anhang für Brantweinbrenner*, von einem 16 Jahre prakticirenden Breslauer Destillateur G. B. K. Zweyte, rechtmäfsige und verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer. 1804. 15½ Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, die er aus Patriotismus, und nach einer auf Erfahrung gegründeten Praxis (!) geschrieben hat, nennt sie: *einzig in ihrer Art*, und um den Namen *einzig* — zu behaupten, meint er alles geben und auf dem Altare des Vaterlandes opfern zu müssen, zumal da er über seine seltene Kunst (!) zum erstenmal als Schriftsteller vor ein erleuchtetes Publicum trete. Nach diesen vielversprechenden Aufserungen, und nach den Versicherungen des Vf., dafs ihm noch keine einzige Schrift vor Augen gekommen sey, die das Destilliren der so berühmten und selbst im Auslande gesuchten Breslauer feinen Liqueure und Danziger Aquavite gewissenhaft und gründlich lehre, dafs ihm zwar hin und wieder gedruckte Receptbücher bekannt geworden, die aber nichts weniger als aufrichtig, sondern höchst verworren und falsch wären, hätte man allerdings von ihm etwas vollkommenes erwarten müssen; aber da wir bereits über diese Kunst weit bessere Anweisungen haben, der Vf. auch in der That darin noch zurück ist: so würde er es wohl nicht gewagt haben, mit der seinigen aufzutreten, wofern ihm unter mehreren guten Anweisungen, besonders *Althofs wohlerfahrener Destillateur und Liquorist*, zu Gesicht gekommen wäre. Denn diese Schrift enthält alles, was über diese Kunst zu sagen ist, und macht alle anderen Anweisungen entbehrlich. Die vor uns liegende Schrift zerfällt in drey Theile, von welchen der erste und stärkste, zufolge des Titels und einer beygefügten Tabelle, 211 Recepte enthalten soll, die sich aber nur auf 209 erstrecken, und worunter sich auch 5 bis 6 medicinische z. B. für die Augen befinden. So wie allemal Aquavit-Recepte sehr verdächtig sind, wenn sie zu viel Ingredienzien enthalten: so ist diefs auch hier der Fall, indem manche aus 30 Speciebus zusammengesetzt sind. Mehrere von diesen Recepten bestehen blofs aus der Zusammengiefsung verschiedener Aquavite. So ist z. B. der *Krambambuly* aus dem kurfürstl. Magen-, dem Abbée-Elixir, dem Wachholder- Badian- Kümmel- Pomeranzen- Zitronen- Kirsch- und Persico- Liqueur, also aus 9 verschiedenen zuvor bereiteten Liqueurs, componirt. Auf diese Weise lassen sich freylich unendliche Arten Aquavite bereiten, weil durch die Vermischung nur zweyer Arten, allemal ein anderer Geschmack entstehen mufs. Mehrere in dieser Schrift enthaltene Recepte hat Rec. mit anderen Receptbüchern verglichen, aber kein einziges conform gefunden: diefs ist der Fall auch mit anderen Anweisungen darüber. So wird z. B. das beliebte Chemnitzer Luftwasser in jedem Receptbuche anders beschrieben: welches ist nun das richtigste? Fast scheint es, als ob jeder Destillateur seine Recepte selbst componirte. Das möchte nun seyn, wenn nur alle Aquavitmacher ihre gewählten Ingredienzien nach ihren inneren Bestandtheilen kennten, wozu freylich chemische Kenntnifs gehört, damit nicht die Befriedigung des Gaumens auf Kosten der Gesundheit erfolge. So hat z. B. unser Vf. bey Bereitung des Elixir proprietatis vorgeschrieben, dafs die dazu gehörigen Ingredienzien, als: Myrrhen, Aloe und Saffran, drey Wochen lang in Spiritus weichen sollen. Aber Weingeist löset ja nur den harzigen Theil der Aloe auf, der hier schädlich ist, und läfst den gummichten Theil derselben liegen, daher die Aloe nothwendig in Wasser aufgelöset werden mufs; es ist also die Vorschrift des Vf. durchaus falsch. So werden auch mehrere seiner Recepte dadurch unbrauchbar, dafs er viele Ingredienzien mit — wahrscheinlich schlesischen, Provinzial-Namen belegt, die man in anderen Gegenden nicht kennt; denn was ist z. B. Titian, Fermentill, Busenblumen, Jochandel, Ankovan, Partschkraut, Kassika, Metvan, Edelbeerkraut, Ziegenbart? was ist Springaufblüthe? etwa das Maybl ümchen, *convallaria majalis?* was Poregablumen;

men; etwa Boragen? was bedeutet: *Angelica St. non alarand*, *diambr.*, *dianb.*, *Tosta*, *Ducius?* was ist *Topasolis* für eine Farbe? und was ist das 168ste Recept für ein Liqueur: *Soy Aquavitae?* Durch solche Missdeutungen muss nothwendig jede Schrift unbrauchbar werden, zumal wenn die Recepte durch ganz besondere Ingredienzien, als Dachslungen, die auch hier vorkommen, verdächtig sind. — Der 2te Theil handelt *vom Kochen des Zuckers und Färben der Liqueure.* Um mit Zucker zu färben, nimmt der Vf. zu 17 Pfund reinen weissen Zucker, noch 3 Pf. braunen Kandieszucker, wenn die Farbe nicht sehr braungelb werden soll; zu dunkelbrauner Farbe aber nimmt er 16 Pf. weissen Zucker und 4 Pf. Kandieszucker. Letzteren stösst er zu Pulver, schüttet ihn zu dem weissen Zucker, giesst die gehörige Quantität Wasser darauf, und wenn es zum erstenmal aufkocht, schüttet er das Weisse von 3 bis 4 Eyern dazu, das er zuvor mit etwas Wasser durcheinander geschlagen hat, und lässt es unter beständigem Rühren abschaumen. Dieses Zuckerwasser, das nun sehr schön braun färbet, giesst er heiss in den Spiritus. Die Beschreibung der übrigen Farben enthält nichts Neues. — Der 3te Theil ist ein *Repertorium sämmtlicher zum Destilliren erfoderlichen Ingredienzien, oder Apotheke eines Breslauers und Danziger Destillateurs.* Diesem folgt ein *Anhang für Brantweinbrenner zur zweyten Auflage des gemeinnützigen Destillirbuchs*, in welchem der Vf. grosse, noch unbekannte Vortheile zu verkündigen verspricht. Es sind folgende: wie im Sommer eben so viel Brantwein als im Winter zu erlangen sey. Ist längst bekannt; auch sein Rath, dickes und salpetriges Fliesswasser im Sommer, durch Asche, eine Metze auf einen Scheffel Getreide gerechnet, zu verbessern. Der zweyte Vortheil bestehet darin: wie man die Mösche (der Vf. schreibt Metzsch) in der Blase, ohne Gefahr des Anbrennens, gar nicht zu rühren brauche, sondern sogleich den Helm aufsetzen könne, um zu verhindern, dass kein Geist als blauer Dunst entweiche. Er giebt also den Rath, man solle auf einen Scheffel in der Blase für 1 Gr. 6 Pf. Baumöl und für 6 Pf. Essig zusammenrühren, die Blase damit inwendig von oben bis unten bestreichen, wodurch die Mösche nie anbrennen würde. Welcher Rath! Das Baumöl wird sich nach der Oberfläche der Mösche ziehen, hier eine Decke machen, und das Aufsteigen der Dämpfe hindern! Ein zweyter Rath des Vf. auf diesen Fall ist der: man soll auf einen Scheffel Mösche in der Blase, eine Metze ganzen Hafer nehmen, diesen auf den ganzen Boden der Blase herumstreuen, dann eben soviel Asche über den Hafer streuen, und nun die Mösche, anfänglich ganz behutsam, darauf füllen. So brauche man gar nicht zu rühren, und könne den Helm gleich aufsetzen. Wenn die Mösche nun anfinge zu kochen, würden die Haferkörner nach und nach in die Höhe steigen, und die Asche auf dem Boden ihren Platz einnehmen, wodurch ebenfalls das Anbrennen verhindert, und die Blase zu scheuern nie nöthig seyn würde. Wenn auch Rec. zugiebt, dass durch dieses Mittel der Boden der Blase gesichert sey: so kann aber doch Hafer und Asche unmöglich die Seitenwände der Blase schützen! Und wo soll alle Asche herkommen, wenn in einer Brennerey, und in einer Blase, täglich 16—18 Scheffel Getreide gebrannt werden, also eben so viel Metzen Asche erfoderlich sind? — Endlich will der Vf. für die, die keine Destillirblase (er meint eine eigene Weinblase) haben, und doch abgezogenen Brantwein machen wollen, folgenden *grossen Vortheil* lehren: Man soll gerade zur Läuter (also zur zweyten Destillation) in der Blase die benöthigten Ingredienzien, als Kümmel, Anies u. dgl. thun, dazu ohngefähr für 1 Gr. 6 Pf. grobe, stark mit Salz eingeriebene Brodrinde, und 1 Viertelpfund in Stücken gebrochene Kreide; diese Zuthaten würden das ganze Pflegma an sich ziehen, und wohlschmeckenden abgezogenen Brantwein geben, wenn man eben so viel abdestillirte, als vom gemeinen Brantwein. Vom Kohlenpulver, zur Reinigung des Brantweins, weiss also der Vf. nichts, sonst würde er nicht Salz, Brod, Kreide empfehlen. Aber wenn auf diese Weise eben so viel abdestillirt werden soll, als beym gemeinen Brantwein: so ist das Destillat zu arm an Weingeist, und kann nicht für Aquavit gelten, es sey denn, dass man nur halb so viel als gewöhnlich ablaufen liesse. — In der Einleitung spricht der Vf. von der Stärke des Kornbrantweins, aus welchem Spiritus bereitet werden soll, von 5 — 10 gradigen Brantwein, von seiner messingenen, von den Berliner elfenbeineren, und von den Breslauer gläsernen Probierwagen. Aber wer versteht diese Sprache, da der Vf. nicht die Eintheilung dieser Wagen, den Wein-geist- und Wasserpunkt, anzeigt? Seine untrügliche Probe, den Spiritus bey der Destillation zu probiren, ist diese: Wenn sein zu erwartendes Quantum bald vollzählig ist, so lässt er auf den Finger etwas Spiritus laufen, eilt damit zu einem entfernt stehenden Lichte, und zündet den Spiritus am Finger an; brennt er noch gut und still, so destillirt er fort, bis dass der Spiritus am Lichte knaftert, wodurch er beygesellte Wassertheilchen zu erkennen giebt. Rec. mag seine Finger zu so einem Versuch nicht hergeben. Das zu dieser Schrift gehörige kleine Kupfer macht den Begriff von der Destillir-Anstalt des Vf., der sich, zufolge der Einleitung, in Potzdam aufhält, um sich in einer Provinzialstadt dasiger Gegend zu etabliren, vollkommen. Man erblickt auf diesem Kupfer das ganze Laboratorium des Vf., den Ofen, wie er im vorigen Säculo Mode war, ohne Züge, mit einem neben der Blasenöffnung hervorgehenden Rauchrohre, die Blase selbst noch einmal so hoch als breit, nur bis zur Hälfte eingemauert; doch hat sie einen langen Hals, und einen erdbeerförmigen Helm mit Traufrinne. Die Vorlage ist ein ganz offen stehendes Geschirr, in Form eines *pot de chambre*, und in der Ferne befindet sich ein Tisch mit einem brennenden Lichte, an welchem sich der Vf. eben den Finger anzündet. — In einer neuerlich (im Sept. 1804) im Reichs-Anzeiger erschienenen Anzeige, bietet J. W. Schmidt in Berlin, der sich zu dieser Schrift, die anfänglich 3 Rthl. gekostet haben soll, als Verleger nennt, selbige zu 12 Gr. feil, weil Nachdrucker (!) sie zu 1 Rthl. verkauften. NN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 AUGUST, 1805.

CHEMIE.

Leipzig, b. Crusius: *Journal der Pharmacie für Ärzte, Apotheker und Chemisten*, von D. *Johann Bartholomä Trommsdorff*, Prof. der Chemie und Pharmacie auf der Univerfität zu Erfurt, wie auch Apotheker dafelbst. *Zwölfter Band, erstes und zweytes Stück.* 1804. 659 S. 8. Mit 2 Kupfertafeln. (2 Rthlr. 4 gr.)

Die eigenthümlichen Abhandlungen, welche in diesem Bande des Journals für die Pharmacie eben fo, wie in den vorhergehenden Bänden, ungefähr die erfte Hälfte jedes Stückes einnehmen, haben theils den Hn. *Trommsdorff* felbft, theils die Hn. *Schnaubert*, *Bucholz*, *Dingler*, *Voigt*, und andere Gelehrte oder Künftler, die den Herausgeber fonft fchon mit Beyträgen zu unterftützen pflegten, zu Urhebern, und enthalten, neben manchen ziemlich unbedeutenden Bemerkungen, auch mehrere Verfuche und Beobachtungen, die des Aufhebens wohl werth waren. Wir wollen daher unfere Lefer mit dem Inhalte der vorzüglichften Auffätze kürzlich bekannt machen. *Erftes Stück:* 1) *Noch einige Nachricht von der neu entdeckten metallifchen Subftanz.* Hr. *Trommsdorff* ift nicht fo glücklich gewefen, eine gröfsere Menge von der, wie er glaubt, neuen metallifchen Subftanz, deren Eigenfchaften er unlängft in diefem Journale befchrieben hat, zu erhalten; er hat alfo auch keine neuen Verfuche damit anftellen, noch die, welche er bereits unternommen hatte, wiederholen oder fortfetzen können; er meldet uns nur, dafs diefe Subftanz in einem Steinbruche bey Eifenach vorgekommen fey, dafs fie fich vom Queckfilber und Zinke, fo wie vom Spiesglafe, Wifsmuthe und Arfenik, wefentlich unterfcheide, und dafs fie ihm allerdings ein neues Metall zu feyn fcheine. Man kann, unfers Erachtens, aus den wenigen Beobachtungen, die der Vf. bis jetzt bey der Bearbeitung diefes Erzes gemacht hat, noch keinen ficheren Schlufs ziehen, und mehrere Verfuche müffen erft angeftellt werden, bevor man zu entfcheiden wagen darf, ob jene Subftanz ein noch nicht bekanntes Ding in fich habe, oder ob fie vielleicht ein *Metallum pncum* fey? 2) *Chemifche Unterfuchung des Arfenik-Wafferftoffgas.* Hr. *T.* hat fich diefe Luftart, deren Hr. *Scheele* zuerft gedacht hat, aus Zinn mit tropfbar flüffiger Arfenikfäure erhitzt, auch aus Eifenfeile mit weifsem Arfenik vermifcht und mit Salzfäure erhitzt, aus gekörntem Zinke, weifsem Arfenik und verdünnter Schwefelfäure u. f. w. bereitet, und dann mehrere Verfuche damit angeftellt, um die Eigenfchaften und das Verhalten derfelben gegen andere Körper kennen zu lernen; er hat gefunden, dafs man diefes Gas aus einem Gemenge von weifsem Arfenik, gekörntem Zinke, Vitriolöle und Waffer am vollkommenften und reinften erhält, dafs es den Arfenik in metallifcher Geftalt in fich hat, ftark nach Knoblauch riecht, etwas fchwerer, als reines Wafferftoffgas, aber leichter, als die atmosphärifche Luft, ift, mit oxygenifirter Salzfäure vermifcht den Arfenik in metallifcher Geftalt fahren läfst, und dafs diefes Metall in einem Kubikzolle des Gas ungefähr ¾ Gran ausmacht. 3) *Vorfchläge zur Verbefferung der Gazometer, vorzüglich zur Vereinfachung des Lavoifierifchen*, von *Voigt*. Der Vf. macht einige, wie uns dünkt, nicht ungegründete Einwendungen wider die Rathfchläge, die die Hn. *van Marum* und *Mayer*, in Rückficht auf die Verbefferung diefes Werkzeugs, gegeben haben, und lehrt uns dann, wie wir es anzufangen haben, wenn wir daffelbe fimplificiren und wohlfeiler darftellen wollen. Die Angaben des Vf. find durch Zeichnungen erläutert, und wir zweifeln nicht, dafs die Künftler, die fich mit der Verfertigung folcher Gazometer abgeben, feine Vorfchriften mit Nutzen befolgen werden. 4) *Bemerkungen über die Darftellung reiner Gasarten.* Die Mittel, die Hr. *Schnaubert*, der Vf. diefes Auffatzes, anwendet, um feine Abficht zu erreichen, beftehen darin, dafs er der pneumatifchen Röhre eine beffere Einrichtung, als fie gewöhnlich hat, giebt, und die Entbindungsflafche mit der zur Entwickelung der Luft nöthigen Flüffigkeit jedesmal bis an die Mündung anfüllt, um alles atmosphärifche Gas aus diefer Flafche zu entfernen. Die Einrichtung der Röhre, worauf viel ankommt, hat der Vf. durch eine Zeichnung deutlich zu machen gefucht, und er verfichert, dafs, wenn man feine Vorfchläge befolgt, man brennbares Gas, kohlenfaures Gas und andere Luftarten ganz frey von atmosphärifcher Luft erhalten könne. Hr. *S.* belehrt uns zugleich, dafs er bey mehreren Verfuchen die Beobachtung gemacht habe, dafs die beiden Gasarten, die mit den Namen: Phosphorwafferftoffgas und gephosphortes Wafferftoffgas, belegt worden find, kein beftimmtes Verhältnifs ihrer Beftandtheile haben, fondern in einander übergehen. 5) *Verfuche mit tannifirtem Zinne*, von *Schnaubert*. Diefes Product ift, den Beobachtungen des Vf. zufolge, in mit Waffer verdünnter Schwefelfäure nicht auflöslich, in concentrirter Schwefelfäure aber zergeht es bald, und ftellt damit eine klare braune Auflöfung dar, die bey der Vermifchung

miſchung mit Waſſer einen Niederſchlag abſetzt, der Zinnoxyd zu ſeyn ſcheint; auch vom Scheidewaſſer, ſelbſt wenn es ſehr verdünnt iſt, wird jenes Product aufgenommen und es bildet ſich eine röthlich braune Flüſſigkeit, die ſich mit Waſſer, mit blauſaurem Kali u. ſ. w. vermiſchen läſst, ohne getrübt zu werden, mit luftvollem Kali aber, ferner mit Hydrothionſchwefel-ammoniaca u. ſ. w. verbunden, eine Zerſetzung erleidet, ſo daſs ein rothbrauner oder purpurrother Niederſchlag zu Boden fällt u. ſ. w. 6) *Über die Wirkung der flüſſigen Ammoniaca auf den Phosphor* von demſelben Vf. Wenn man, ſagt Hr. *S.*, Phosphor mit Ammoniaca übergieſst und die Miſchung erwärmt, ſo ſteigen keine Blaſen von Phosphorwaſſerſtoffgas auf, es erhebt ſich nur ein Dunſt, der weiſslich ausſieht und wie Phosphor riecht; das flüchtige Kali verhält ſich alſo anders, als das vegetabiliſche Laugenſalz, gegen den genannten entzündlichen Körper, und dieſer erleidet durch eine ſolche Bearbeitung mit jenem Kali nur wenig Veränderung; denn der Vf. fand, daſs, ob er ſchon undurchſichtig und einem weiſsen ſchmutzigen Wachſe ähnlich geworden war, er ſich doch jetzt noch eben ſo leicht, als vorher, entzündete. 7) *Einige pharmaceutiſch - chemiſche Bemerkungen*, von *Michaëlis*. Es ſey Thatſache, meint der Vf. daſs die Säuren und Schleime bey dem ſogenannten Digeſtionsgrade der Wärme mit mehr Kraft auf die Metalle wirken, als bey der Hitze, bey welcher das Auflöſungsmittel kocht, und er habe beobachtet, daſs eine aus 16 Theilen Waſſer und einem Theile Weinſteinrahm bereitete Flüſſigkeit bey jener Temperatur das Glas des Spieſsglaſes nach und nach ſo vollkommen aufgelöſt habe, daſs nur ungefähr $\frac{1}{12}$ Mineralkermes zurückgeblieben ſey, und daſs das Eiſenextract mit Apfelſafte bey mäſsiger Wärme ebenfalls beſſer gerathe, als bey einem ſtärkeren Grade der Hitzè; man ſollte alſo, fährt er fort, bey dieſen und ähnlichen Arbeiten, wenn man gute Producte erhalten will, minder raſch, als man gewöhnlich zu thun pflegt, zu Werke gehen u. ſ. w. 8) *Einige Bemerkungen über die Nomenclatur* von Ebendemſelben. Hr. *M.* ſchlägt vor, ſtatt *Atramentum rubrum, Rubramentum*, ſtatt *Aqua Sambuci, Aqua ſambucea*, ſtatt *Solutio ſalis, Solutum ſalis*, u. ſ. w. zu ſagen, und er bemüht ſich zugleich, dieſe neuen Benennungsarten zu rechtfertigen. Wir können uns hier nicht in eine weitläuftige Prüfung der Gründe einlaſſen, die der Vf. in dieſer Hinſicht beybringt; aber einige derſelben ſind offenbar von der Art, daſs ſie mehr beweiſen, als ſie beweiſen ſollten, und wenn man ſich durch dieſelben veranlaſst finden könnte, die Änderungen zu treffen, die hier vorgeſchlagen werden, ſo würde man auch künftig viele andere eingeführte Benennungen, z. B. die aus dem Mineralreiche hergenommenen, oder von Vegetabilien u. ſ. w. entlehnten Namen mehrerer Menſchen u. ſ. w. gegen andere Namen vertauſchen müſſen. — Noch gedenkt Hr. *M.* einer gewiſſen Eigenſchaft der Würznelken; von der er ſchon an einem anderen Orte geredet hat, und nimmt dabey Gelegenheit, ſich über Hn. *Göttling* zu beſchweren, der, wie es ſcheint, von dieſer Bemerkung unſers Vf. nicht viel Aufhebens gemacht hat. Der Gegenſtand ſelbſt iſt höchſt unbedeutend, und die Ausfälle wider einen verdienten Mann ſtehen hier am unrechten Orte. 9) *Kleine Bemerkungen*, von *Kaſtner*. Der Vf. empfiehlt die aus Gartenſchnecken bereitete Gallerte ſtatt der Hauſenblaſe zum pharmaceutiſchen Gebrauche, beſonders auch zur Bereitung des ſogenannten engliſchen Pflaſters, und ein aus Spierſtaudenblumen, womit man eine Portion Roſenblätter und eine Auflöſung von etwas Bergamotten- und Citronenöl in Alkohol vermiſcht hat, deſtillirtes Waſſer ſtatt des Pomeranzenblüthenwaſſers, und beſchreibt zugleich die Verfahrungsarten, die man befolgen muſs, wenn man jene Gallerte, das engliſche Pflaſter und das genannte abgezogene Waſſer gut erhalten will. 10) *Über einige Begriffe in der Chemie*, von Ebendemſelben. In dieſem Aufſatze redet der Vf. von der Verſchiedenheit, die zwiſchen Rauche, Dampfe und Gas ſtatt findet, und trägt ſeine unvorgreifliche Meinung über den Begriff, den man eigentlich mit dem Worte: Salz, verbinden ſoll, vor. 11) *Verſuch einer chemiſchen Analyſe des fetten Nephrits*, von Ebendemſelben. Den hier erzählten Erfahrungen zufolge hat das genannte Foſſil, ſo wie der Serpentinſtein, etwas Chromium in ſeiner Miſchung; doch macht dieſes metalliſche Oxyd nicht ganz $\frac{1}{100}$ darin aus, indeſs die Kieſelerde $\frac{50}{100}$, die Talkerde $\frac{31}{100}$, die Thonerde $\frac{10}{100}$ und der Eiſenkalk $\frac{13}{200}$ beträgt. 12) *Kleine pharmaceutiſche Bemerkungen*, von *Elich*. Der Vf. theilt einige die Zubereitung des garayaniſchen Chinaextracts betreffende Anmerkungen mit, und benachrichtigt die Leſer, daſs er einen Zuſatz von gebrannter Bitterſalzerde zur Violenbrühe, aus der man Violenſyrop machen will, ſehr gut befunden, und daſs die Ammoniaca aus durch Froſt verſtärktem und dann aus verzinnten kupfernen Gefäſsen deſtillirtem Eſſige etwas Zinnkalk niedergeſchlagen habe. 13) *Eſſigäther durch Zerſetzung des Bleyzuckers*, von *Dingler*. Sechszehn Unzen dieſes metalliſchen Salzes, mit einem Gemiſche aus 10 Unzen Vitriolöl und 16 Unzen Weinalkohol übergoſſen und deſtillirt, gaben dem Vf. 14 bis 16 Unzen einer Flüſſigkeit, aus der ſich, nachdem ſie von der ihr anklebenden freyen Säure durch gelöſchten Kalk gereinigt, dann über 3 Unzen erdige Schwefelleber abgezogen, und mit einer dünnen Kaliauflöſung in Waſſer vermiſcht worden war, 12 Unzen guter Äther abſonderte. 14) *Verſuch einer Erklärung, warum das mit einer Bleyzuckerauflöſung, oder mit anderen Metallauflöſungen getränkte Papier ſo leicht Feuer fängt*, von *Märklin*. Die Urſache, warum dergleichen Papier die ſo eben angeführte Erſcheinung gewährt, liegt, nach dem Vf., darin, daſs der ins Glühen verſetzte Kohlenſtoff des Papiers dem Metalloxyde den Sauerſtoff entzieht, und daſs dieſes Princip mit jenem Stoffe zugleich als Kohlenſäure entweicht, ſo daſs nun das oxydirte Metall als Wärmeleiter dienen, und das Glimmen des Papiers unterhalten kann. 15) *Verſuch einer neuen auf Erfahrung gegründeten Theorie der Ätherbildung und Beſtimmung der Beſtand-*

ftandtheile des Äthers, von *Meyer*. Der Vf. erklärt die künftlichen Naphthen für nicht ganz oxydirte und mit Kohlenftoffe verbundene Säuren, und behauptet, dafs fich kein Waffer in denfelben befinde, und dafs der Sauerftoff nur einen entfernten Beftandtheil von ihnen ausmache; die Verfuche, welche diefes Urtheil bekräftigen follen, find aber, wie auch der Herausgeber erinnert, nicht fo überzeugend, wie Hr. *M.* glaubt, und man mufs Bedenken tragen, ihm beyzupflichten. 16) *Chemifche Unterfuchung des rohitfcher Sauerbrunnen*, von *Süefs*. Diefes Mineralwaffer, das im cylliner Kreife in Steyermark entfpringt, gehört unter die eifenhaltigen Säuerlinge, die, neben der Kohlenfäure und dem Eifen, noch Natron, Bitterfalzerde, Kalk, Thonerde, Kochfalz, Glauberfalz, Gyps, Bitterfalz und etwas falzfaure Erde in ihrer Mifchung haben. Der Vf. hat noch einige andere mineralifche Waffer, die in der Nähe von Rohitfch hervorquellen, aber nicht fo reichhaltig an Eifen, Salzen u. f. w. find, als jenes, unterfucht, und er macht hier die Lefer auch mit den Refultaten diefer Nachforfchungen bekannt. 17) *Wechfelfeitige Reduction des neuen franzöfifchen und des nürnbergifchen Apothekergewichts*, von *Schnaubert*. Der Vf. hat auf diefe Berechnung viel Fleifs gewendet, und die Lefer, die über das Verhalten der gröfseren und kleineren Gewichte der einen Art gegen die der anderen Art belehrt feyn wollen, werden feine Arbeit mit Danke annehmen und benutzen. 18) *Chemifche Kabinette und Tabellen*. Hr. *Meyer*, der diefen Auffatz eingereicht hat, fagt uns, dafs er im Begriffe fey, Tabellen herauszugeben, die für diejenigen, welche fich feine chemifchen Probierkabinette angefchafft haben, fehr brauchbar feyn follen. — Die Merkwürdigkeiten, die Hr. *Tr.* unter der Rubrik: *Auszüge aus Briefen*, in diefem Stücke angeführt hat, finden wir ziemlich unwichtig, und wünfchen, dafs er künftig alle Briefe, die fo wenig Intereffe für das pharmaceutifche und chemifche Publicum haben, wie die, aus welchen er hier etwas mittheilt, in feinem Pulte behalte.

Zweytes Stück. 1) *Verbefferungen des Medicinalwefens im Öfterreichifchen*. Hr. *Tr.* theilt unter diefer Auffchrift einen Auszug aus dem vor 2 Jahren in Wien herausgekommenen *Gefetzbuche über Verbrechen und fchwere Polizeyübertretungen*, gegen die Sicherheit des Lebens mit, inwiefern diefes durch unbefugte Ausübung der Arzney- und Wundarzneykunft, durch den Verkauf verbotener, oder fchlecht bereiteter Heilmittel, durch Verwechfelung der Arzneyen in den Apotheken u. f. w. in Gefahr kommen kann, und meldet uns, dafs er einige Erinnerungen, die er zu einigen Paragraphen diefer Verordnung machen zu können glaubt, in der Folge den Lefern zum Beften geben wolle. 2) *Über die Agufterde*, von *Trommsdorff* und *Bucholz*. Die Vff. beweifen, dafs der Beryll von Johanngeorgenftadt im fächfifchen Erzgebirge keine eigenthümliche Erde in fich habe, dafs das Educt, das Hr. *Tr.* ehedem unter dem fonderbaren Namen: Agufterde (oder Sansgefchmackerde, wie einer unferer Freunde diefes Wort zu überfetzen pflegte,) aufgeführt hat, ein Product aus Phosphorfäure und Kalk fey, und dafs das erwähnte Foffil eigentlich zu den Apatiten gehöre. 3) *Anleitung zur Bereitung des englifchen Opodeldok*, von *Michaelis* und *Thiemann*. Diefes Arzneymittel ift, den Verfuchen des Hn. *Michaelis* zufolge, eine mit etwas Kampfer, Ammoniaca, Rosmarin- und Thymianöl vermifchte Auflöfung einer aus Natron und Talg bereiteten Seife in Weingeifte, und man kann fich daffelbe leicht felbft verfertigen, wenn man die fo eben genannten Materien in einem fchicklichen Verhältniffe, das Hr. *M.* angegeben hat, unter einander vereinigt. Hr. *Thiemann* hat, bey feinen Nachforfchungen, faft diefelben Beftandtheile im Opodeldok entdeckt, doch ift er von dem Dafeyn der Ammoniaca in demfelben nicht fo überzeugt, als jener Vf. 4) *Prüfung der bertholletifchen Methode, das Kali durch Hülfe des Weinalkohols rein darzuftellen*, von *Bucholz*. Die hier befchriebenen Verfuche lehren, dafs fich das Kali, wenn man es auf die bertholletifche Weife behandelt, wohl von allem Kohlenftoffe, fo wie auch vom Kalke, Eifenoxyde und Schwefelfäure, aber nicht von aller Thonerde und Salzfäure (von welchen beiden Materien die letztere vielleicht im Kali zugegen gewefen feyn, die erftere aber einen Beftandtheil des zum Verfuche gebrauchten Kalkes ausgemacht haben kann,) befreyt und rein darftellen läfst. Wenn man fich alfo ein ganz reines Kali auf dem genannten Wege verfchaffen will: fo mufs man, fagt Hr. *B.*, Weinfteinlaugenfalz nehmen, und fich den zu diefer Arbeit nöthigen Kalk aus weifsem Marmor oder aus Aufterfchaalen brennen u. f. w. 5) *Über die vortheilhaftefte Abfcheidungsart der concentrirten Effigfäure aus dem Bleyzucker*, von Ebendemfelben. Wenn man diefen fauren Geift recht gut erhalten will, fo mufs man gegen 4 Pfund Bleyzucker eine Mifchung von 18 Unzen, 5 Drachmen und 1 Skrupel Vitriolöl (von 1,880 Eigenfchwere) und 24½ Unze Waffer nehmen und dann deftilliren; man erhält fo 4 Pfund Deftillat, und aus diefem, durch die Rectification über 2 Unzen Bleyzucker, 62 Unzen Effigfäure, die völlig frey von Bley und Schwefelfäure ift, und welche die Hälfte ihres Gewichts reines Kali zu fättigen vermag. 6) *Beantwortung der Frage: Ift es vortheilhafter, durch die Sättigung des Kalis mit der auf vorftehende Art bereiteten Effigfäure das effigfaure Kali zu bilden, als durch die Sättigung mit deftillirtem Effige?* von Ebendemfelben. Aus der Berechnung, die der Vf. angeftellt hat, fcheint fich zu ergeben, dafs man wohlfeiler zu feinem Zwecke gelangt, wenn man fich der aus Bleyzucker gefchiedenen Säure zur Sättigung des Kali bedient, als wenn man vom deftillirten Effig Gebrauch macht. Wir müffen indeffen bekennen, dafs uns jene Säure immer höher zu ftehen gekommen ift, als der Vf. ihren Preis angiebt, und dafs wir mittelft des deftillirten Effigs immer ein fehr gutes geblättertes Weinfteinfalz erhalten haben. 7) *Einige Verfuche über die Natur des Eyweifses, nebft Bemerkungen über die Gallerte im Blute*, von *Schnaubert*. Der Vf. hat das Eyweifs, und auch das Gel-

Gelbe des Eyes, mit sauren und anderen Flüssigkeiten, sowohl in der Wärme als in der Kälte, vermischt, und die Erscheinungen, die sich hierbey, so wie bey anderen Versuchen, die besonders mit dem Eyweisse angestellt worden sind, zu erkennen gegeben haben, genau angemerkt und sorgfältig beschrieben. Er hat, bey der Vergleichung der Eigenschaften des sogenannten Eyweisstoffes, (den schon mehrere Naturforscher vom Eyweisse selbst sehr wohl unterschieden haben,) mit denen des Klebers und des fadenartigen Theils des Blutes, eine auffallende Ähnlichkeit unter diesen Materialien der organisirten Körper wahrgenommen, und er ist daher sehr geneigt, diese Principien für identisch, und den fadenartigen Theil für nichts weiter, als für geronnenen Eyweisstoff zu halten, der im Blute sehr fein zertheilt und gleichsam im Begriffe, sich abzusetzen und die Muskelfaser zu bilden, ist. Übrigens behauptet Hr. *S.*, dass der Eyweisstoff nie rein in der Natur vorkomme, sondern immer mit Natron, oder mit anderen Substanzen verbunden sey, dass man ihn aber aus Eyweiss, durch die Behandlung desselben mit verstärktem Weingeiste und siedendem Wasser und durch die weitere Bearbeitung der so erhaltenen geronnenen Masse in einer Presse u. s. w. von allen ihm beygemischten Theilen scheiden und ganz rein darstellen könne. 8) *Neue Einrichtung der Thermolampe zum pharmaceutischen Gebrauche*, von *Bünger*. Dieser Vf. macht hier die Apotheker nur vorläufig auf das genannte Werkzeug, und auf die, wie er versichert, sehr gute Einrichtung, die er bey demselben getroffen hat, aufmerksam, verspricht aber, bald eine vollständigere Beschreibung desselben herauszugeben. Hr. *B.* hat auch einen aus 2 Cylindern bestehenden Windofen, in welchem man alle in einem solchen Ofen vorzunehmende Arbeiten verrichten und sich zugleich siedendes Wasser machen kann, erfunden, und er hat sich für verpflichtet gehalten, dieses Werkzeug, dessen Zusammensetzung er deutlich angiebt und durch eine Zeichnung erläutert, seinen Collegen bestens zu empfehlen. 9) *Chemische Analyse des Augits und des weissen Lepidoliths.* In dem Augit, der in der Gegend von Fulda vorkommt, hat der Vf. dieses Aufsatzes (vermuthlich Hr. *Trommsdorff*) 54 Theile Kieselerde, $6\frac{1}{4}$ Theile Kalk, 14 Theile Talkerde, $3\frac{1}{16}$ Theile Thonerde, 7 Theile Eisenoxyd und etwas über 5 Theile Kali, in dem weissen Lepidolith aus dem ruhlaer Revier aber 52 Theile Kieselerde, 31 Theile Thonerde, $8\frac{1}{4}$ Theile Kalk, $\frac{1}{4}$ Eisenoxyd und 7 Theile Kali gefunden. 10) *Auszüge aus Briefen.* Hr. *Kastner* hat in den unentwickelten Blattknospen des Ebereschenbaums denselben bittern Bestandtheil angetroffen, der in den bittern Mandeln zugegen ist. Man kann daher, wenn man gemeines Wasser über jene Knospen abzieht, ein Arzneymittel darstellen, das sich von dem Kirschlorbeerwasser fast gar nicht unterscheidet; Hr. *Gehlen* versichert, dass er in der Senegawurzel einen eigenthümlichen näheren Bestandtheil entdeckt habe; Hr. *Döbereiner* urtheilt, dass das Verfahren, mittelst dessen man aus Bleyzucker Essigäther erhält, viel Vorsicht erfodere, wenn man sich ein reines und zum arzneylichen Gebrauche geschicktes Product verschaffen will; es sey ihm ein Fall bekannt, wo man durch einen so verfertigten Äther, der noch Bleytheilchen enthielt, einen Menschen fast ums Leben gebracht hätte; der essigsaure Kalk könne mit mehr Vortheil, als jenes metallische Salz, und auch ohne alle Gefahr, zur Abscheidung der zur Darstellung dieses Äthers bestimmten Säure angewendet werden, und er habe aus 18 Unzen trocknen essigsauren Kalks, 8 Unzen Vitriolöls und 12 Unzen Weinalkohols, 10 Unzen und 2 Drachmen reinen Äther erhalten; Hr. *Polex* hat aus 57 Pfunden nordhäuser Vitriolöls 9 Pfund flüchtiges Salz bekommen, das gleichsam lederartig, aber nicht hart, noch zerbrechlich, war; der nach dieser Rectification des Vitriolöls zurückgebliebene Todenkopf hatte weder Eisen, noch Kupfer in sich, er verhielt sich vielmehr wie Alaun, der wahrscheinlich seine Entstehung von den zur Destillation gebrauchten Gefässen gehabt hat u. s. w. — Unter den aus französischen, holländischen u. s. w. Zeitschriften übersetzten Abhandlungen, die der Herausgeber in diesen Band seines Journals aufgenommen hat, kommen wieder einige vor, die der Übertragung in unsere Sprache entweder gar nicht werth waren, oder die sich wenigstens zu einer vollständigen Übersetzung nicht qualificirten, da sie, neben einigen eigenen Bemerkungen, sehr viel allgemein bekannte Dinge, z. B. vom Kakao, von der Schokolade, den spanischen Fliegen, dem weinsteinsauren Kali u. s. w. enthalten. Wir bitten daher den Herausgeber recht sehr, dass er künftig den Wunsch, den wir schon mehrere Male geäussert, und neuerlich wiederholt haben, erfüllen, und besonders die nichts Merkwürdiges enthaltenden Vorreden und Einleitungen, die die Vff. bey mehrern Abhandlungen anzubringen für gut gefunden haben, ferner die weitläuftigen Umschreibungen, die hier und da angebracht sind, die aber eine an sich deutliche Sache nicht erläutern können, (so sind z. B. S. 212, 2 St. einige Salze, die jeder Leser kennt, wenn man sie unter den gewöhnlichen Namen aufführt, unter mehreren Namen, die zusammen 7 oder 8 Worte ausmachen, und der Alaun gar unter 4 Namen, die zusammen 12 Worte ausmachen, aufgeführt, u. s. w.) wegstreichen, und die Fehler, die zuweilen ein Mitarbeiter begeht, und die von Unachtsamkeit oder von Unwissenheit zeugen, (z. B. 1 St. S. 87 u. 97 Z. 21, 22 S. 101 Anm. wo statt Schwefelsäure geheimer Salmiak stehen sollte u. s. w.) verbessern möge.

σχ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Nürnberg*, in d. Steinischen Buchh.: *Der praktische Waid- und Schönfärber, oder: aus eigener Erfahrung mitgetheilte Geheimnisse der Färbekunst auf Wollen und Leinen.* Von *Joseph Mollenhauer*, praktischem Färber in Fuld. 1804. 83 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift wird für die Mittheilung der hier als Geheimnisse bekannt gemachten Färberecepte nicht viel Dank einzuärndten haben, indem der praktische Färber darin nichts findet, was ihm nicht schon bekannt ist oder aus andern Färberbüchern zu Theil ward; füglich hätten daher diese Bogen ungedruckt bleiben können.

y + y

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 AUGUST 1805.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Brauer: *Predigtentwürfe über die sonn- und festtäglichen Evangelia und andere biblischen Texte* von *Rudolph Jänisch*, Pastorn an der Hauptkirche zu St. Katharinen und Scholarchen in Hamburg. *Siebenter Jahrgang.* 308 S. gr. 8. (16 gr.)

Es sind nicht sowohl Predigtentwürfe, als vielmehr Predigtfragmente, die der Vf. Amtshalber drucken läfst. Sie verdienen es im Ganzen wohl, den zahlreichen Sammlungen seiner Amtsgenossen und Amtsverweser, auch den seines unmittelbaren Vorgängers, an die Seite gestellt zu werden; ausserdem aber haben sie mehr Mängel als Vorzüge an sich. Letztere bestehen eigentlich nur darin, dafs der Vf. sich alles unfruchtbaren Dogmatisirens und nachtheiligen Polemisirens enthält, und solche Materien auszuwählen fortfährt, die wirklich für die Kanzel gehören. Hin und wieder ist doch ein Missgriff geschehen, z. B. am 4 Epiphaniasf. *Stürme und Ungewitter als Herolde der Gröfse unseres* (gleichsam von den Juden angeerbten Volks-) *Gottes.* Am 1 Osterf. Wie wichtig der Glaube an die Auferstehung Jesu sey: 1) Für unseren Glauben *ans Christenthum* überhaupt; 2) für unsere Erwartungen jenseits des Grabes insonderheit. Am 2 Osterf. Ohne Hofnung für ein anderes Leben ist gerade der Christ (der insofern schon kein Christ ist) äusserst unglücklich, wo auch der, vom Vf. gewählte, Text 1 Cor. 15, 19 das gar nicht sagt, was er aus ihm herleitet; indem μόνον nicht auf ἐν τῇ ζωῇ ταύτῃ zurück geht, sondern zu εἰ ἠλπικότες ἐσμὲν ἐν Χριστῷ gehört. Am Johannist. Über das Verhältnifs der mosaischen und christlichen Religion zu einander: 1) die mosaische Religionsverfassung sollte die Welt auf die vollkommnere Religion des Christenthums vorbereiten, — welches sich höchstens denen sagen liesse, die, wie die Galater, von dem Christenthum zum Judenthum zurücktreten möchten. Am 4 Adv. Der, vielen Christen zu ihrer eigenen Schande unbekannte Gott: 1) Gott hat sich uns hinreichend und auf das deutlichste geoffenbaret a) durch die Natur und Vernunft b) noch vollständiger — durch die nähere Offenbarung in der heiligen Schrift; 2) dennoch ist er vielen Christen fast ganz unbekannt; 3) diefs aber gereicht zu ihrer eigenen grofsen Schande. Aus dieser Eintheilung läfst sich zugleich der Werth abnehmen, welcher diesen Blättern, als *Predigtentwürfen*, zukommt. Der angeblich 2te Theil der Predigt ist oft nur ein Anhang zum 1sten, z. B. S. 9. 17. 25. 29. 33. 93. 162. 233. 257; oft vertritt dagegen der 1ste Theil die Stelle des gleichwohl vorangeschickten Eingangs, z. B. S. 13. 41. 54. 145. 185. 261. Thema oder Eintheilung ist häufig so unrichtig angegeben, dafs jenes mit dieser wiederum verschwindet, z. B. S. 225. 249. 281, wenn es nicht, wie S. 133 von selbst ausbleibt. Auch die Theile heben sich nicht selten einander auf, z. B. S. 165. 198. 230; oder sie stehen, wie S. 136 in einem ungleichen Verhältnifs gegen einander, oder, z. B. S. 37. 205 in umgekehrter Ordnung. Bey solchen Verstöfsen wider die Logik läfst sich hier keine philosophische Präcision des Vortrags erwarten. Sie findet sich da am wenigsten, wo sie am meisten erfoderlich gewesen wäre, z. B. in der Predigt: Gott kann die Anschläge der Bosheit bald zunichte machen, in den beiden Osterpredigten u. a. Am Sonnt. Miser. Dom. will Hr. J. zeigen: Müthige Aufopferung des Lebens 1) ist in *manchen* Fällen Pflicht; 2) und dann ungemein edel und ehrwürdig. Auf die Frage: in *welchen* Fällen? antwortet er, 1) da, wo unser Beruf und *unsere Bestimmung* es fodert; 2) wo *das Wohl unserer Brüder* es fodert; 3) wo Wahrheit und *Tugend* es fodern. Am Sonnt. Septuag. spricht er über die Pflicht der Genügsamkeit und Zufriedenheit, wie sie (diese Pflicht) 1) für uns ein wirklich groser *Gewinn, und dabey* 2) in sich selbst äusserst vernunftmäfsig ist. Es fehlt also diesen Predigtauszügen, bey allem Bestreben des Vf., sich deutlich zu machen, auch an wahrer Popularität. Die Schreibart ist im Ganzen ungebildet, weitschweifig und trocken, und stellenweise ganz incorrect, wie man denn dem Vf. auch seine Orthographie, das einzige, was er von *J. M. Göze* angenommen zu haben scheint, streitig machen dürfte. Erschöpft ist in diesem Jahrgange kein einziges Thema, auch nicht das speciellste, z. B. am Bufstage, oder das, wobey sich Hr. J. lediglich an den, deshalb zusammengesetzten, Text hat halten wollen, wie am Charfreytage. In der 2ten Fastenpredigt kommt S. 59 eine historisch unrichtige Erklärung vor. Die Casualrede: was kann den Menschen dahin bringen, sich an dem Leben seiner Mitmenschen zu vergreifen? entfernt sich, je näher sie zum Schlufs kommt, desto weiter von der Pastoralklugheit. Für den Kanzelvortrag ist auch die nicht geeignet: von dem

dem unleugbar grofsen *Nutzen* öffentlicher Armenanftalten für — den *Staat*. T.

Bremen, b. Seiffert: *Beyträge zur Erweckung und Belebung chriftlicher Andachtsfreude und zur Bildung eines redlichen Herzens.* Predigten und kürzere Auffätze von *J. H. von Afchen*, Prediger in Bremen. 1804. 368 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Betrachtungen über Gegenftände der chriftlichen Sittenlehre, welche in unferem Zeitalter vorzüglich Beherzigung verdienen etc. Erfter Theil.

Diefe Betrachtungen handeln vorzüglich von dem Werthe der chriftlichen Andachtsübungen überhaupt und der öffentlichen Gottesverehrungen insonderheit, von Gebetserhörung, Aufrichtigkeit vor Gott, gegen Menfchen, und von dem Eid. Es wird darin viel Rückficht auf das Eigenthümliche des Chriftenthums genommmen. Sie find mit Wärme und Beredfamkeit gefchrieben, und nicht ohne Gründlichkeit und Ordnung, doch hie und da etwas zu wortreich, und als Predigten, felbft zu fachreich. In einem Theile der erften z. B. werden alle mögliche Arten der Andachtsübungen angegeben, und in dem anderen, worin zur fleifsigen Abwartung derfelben ermuntert wird, ift die Ausführung folgende: Ihr müfst fleifsig feyn in der, jener und in allen diefen Arten von Andachtsübungen, die nun alle wieder erwähnt werden. Diefs mufs dem Zuhörer und felbft dem Lefer langweilig werden. Unter Gebetserhörung hätte der Vf. nach Rec. Wunfch, jeden Nutzen verftehen follen, den ein wohleingerichtetes Gebet hat, fo würde er richtiger und beftimmter darüber gefprochen haben. Als Ermunterung zum fleifsigeren Befuch der Kirche hätte der Grund eindringlicher vorgeftellt werden follen, dafs das Chriftenthum durchaus ein fleifsiges öffentliches Bekenntnifs zu Chrifto fodert, und dafs Jefus feine Abfichten vornehmlich durch Zufammenkünfte feiner Jünger hat erreichen wollen, fie ohne diefe gar nicht erreichen kann; ein Reich ftiften wollte, welches ohne Zufammenhalten und Verfammlungen derfelben nicht möglich ift. Die Aufrichtigkeit hätte nicht, wie gewöhnlich, als Übereinftimmung des Äufseren mit dem Inneren befchrieben werden follen, denn diefe Übereinftimmung ift nicht immer eine Tugend; dabey fände auch, wenn fie immer gefodert werden follte, keine Verbefferung des Inneren ftatt. — Richtiger verfteht man dadurch das Verhalten, worin das Äufsere mit dem zufammenftimmt, wie man innerlich theils ift, theils doch zu feyn wünfcht. So ift z. B. der fchon aufrichtig, der, wenn er auch noch Rachfucht in feinem Inneren empfindet, doch für feine Feinde betet, weil er wünfcht, von Rachfucht eben dadurch immer mehr befreyet zu werden, und fich fo zu ftimmen, dafs er von ganzem Herzen feinen Feinden Gutes wünfchen könnte, ob er es gleich noch nicht kann. Wie alles das, was der Vf. aus der Aufrichtigkeit herleitet, aus ihr fliefse, ift nicht ganz deutlich gezeigt worden. Über den Eid (warum *Eidfchwur*?) wird fehr viel Wahres und Beherzigenswerthes gefagt, wie denn überhaupt diefe Schrift den befferen Erbauungsbüchern für etwas gebildete Chriften beyzuzählen ift. Daher wir ihr viele Lefer wünfchen, und es gerne fehen werden, wenn Verfaffer und Verleger durch hinlänglichen Abfatz in Stand gefetzt find, auch den verfprochenen zweyten Theil diefer Betrachtungen zu liefern. Df.

Prag, b. Widtmann: *Kürzere Kanzelvorträge auf alle Sonntage eines ganzen Jahrs*, zum Gebrauch für die (?) Seelforger (?) befonders auf dem Lande, von *Michael Kajetan Hermann*, Pfarrer zu Dehlau. Erfter Jahrgang. I Th. 2te vermehrte und verbefferte Auflage. 1804. 410 S. II Th. 1802. 396 S. Zweyter Jahrgang. I Th. 636 S. II Th. 368 S. 1804. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Diefe Vorträge haben faft alle gewöhnlichen Eigenfchaften guter Predigten fürs Landvolk. Sie find populär, plan und verftändlich, mit biblifchen Erzählungen, Exempeln und Sprüchen reichlich ausgeftattet, voll Gutherzigkeit und Wärme, gefunder Einfälle und Gemeinfprüche, gefchickter Wendungen und Darftellungen, fo dafs es nicht zu verwundern ift, wenn ein fchleuniger Abfatz eine zweyte Auflage, wie der Vf. verfichert, erfoderte. Wenn es aber auch unter dem Landvolke Menfchen giebt, die felbft denken, und das Feine, Edle und Schöne eines Vortrags empfinden, und Nahrung für Geift und Herz zugleich fuchen; wenn die Zahl diefer Menfchen durch immer häufigere Lectüre, und durch Umgang mit gebildeten Menfchen, fich täglich vermehrt: fo möchten diefe Predigten wohl in der Länge ihr Glück unter den Landleuten nicht machen. Und für Prediger auf dem Lande find fie fogar, laut des Titels, beftimmt? Für aufgeklärte und gefchmackvolle gewifs nicht. Diefe werden nicht leicht Eine ohne Anftofs lefen, viel weniger fich entfchliefsen können, davon Gebrauch zu machen. Für unaufgeklärte und gefchmacklofe mögen fie noch feyn. Aber diefe werden durch fie für ihre Bildung nichts gewinnen. Übrigens find die Gedanken nicht überall richtig: Wir follen nichts erwarten, was mit Gottes Weisheit nicht übereinftimmt. (Wie wiffen wir diefs?) Die Hoffnung, die fich auf Gott ftützet, foll fich blofs auf feine Macht und Güte gründen? (Hat dazu die Weisheit nichts zu fagen?) Die Beyfpiele find oft fehr unpaffend; das Lob Alexanders, das Cäfar gelefen habe, fey von guter Wirkung gewefen. (Dafs Cäfar viele hundert Städte zerftörte, und Millionen von Menfchen fchlachtete? Und was wiffen die Landleute von Alexander und Cäfar?) An unfchicklichen Ausdrücken fehlt es auch nicht: Millionär, Metaphyfik, Realifirung, Kornjude. Und welch ein fchlechter Exeget der Vf. fey, lehrt unter anderen die Erklärung der Verfuchungsgefchichte Chrifti, wo der Satan feine Rolle trefflich fpielt. Φ.

Leip-

Leipzig, b. Crusius: *Andachtsbuch einer christlichen Familie auf alle Tage im Jahre über biblische Sprüche oder erbauliche Liederverse* von *Jacob Gaupp*, drittem evangel. Prediger zu Grofs-Glogau. 1804. 917 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

An Schriften dieser Art ist bekanntlich kein Mangel, und es scheint ein neues *Erbauungsbuch auf alle Tage des Jahres* bey seiner Einführung in das Publicum einiger Entschuldigung zu bedürfen. Der Vf. glaubt sie dem seinigen zu geben, wenn er in der Vorrede sagt: „Der Geschmack und die religiösen Bedürfnisse der Menschen sind zu vielseitig, die Anzahl der Freunde der Religion und einer vernünftigen Andacht ist (auch) zu grofs, als dafs nicht mehrere Bücher von einer Art neben einander sollten bestehen können. — Wir wollen diese Rechtfertigung um so bereitwilliger als gültig annehmen, da das vorliegende Buch, ob es wohl im Allgemeinen den Ton der *gewöhnlichen* Erbauungsschriften der Art ebenfalls anstimmt, sich gleichwohl dadurch unterscheidet, dafs der Vf. es *nicht* auf Erbauung im engeren Sinn, sondern mehr auf *Belehrung* und Weckung des Nachdenkens über die wichtigeren christlichen Glaubenswahrheiten und Sittenvorschriften angelegt hat. Die Betrachtungen stehen darum in einer gewissen systematischen Verbindung und folgen in ihrem Gange dem „*kleinen Auszuge aus der heiligen Schrift*“, der in den schlesischen Kirchen und Schulen eingeführt ist. Ihren Geist, namentlich in dogmatischer Rücksicht, darf man sich etwa eben so denken, wie man ihn in den besseren älteren Lehrbüchern der protestantischen Kirche anzutreffen gewohnt ist. — Die kleinen Aufsätze — die mehresten nehmen *zwey* gedruckte Seiten ein, und über jedem steht ein Bibelspruch oder Liedervers — aus welchen das Buch zusammengesetzt ist, scheinen dem Rec. nach Gehalt und Sprache ungleich zu seyn. Wenn in einigen (wie S. 105. 109) das Räsonnement oberflächlich erscheint, und nicht selten (wie S. 323) die Consequenz, wenigstens der Hauptsätze, nicht genug ins Auge springt; wenn in anderen der schon ganz abgetretene asketische Weg wieder eingeschlagen wird; wenn besonders gewisse kirchliche Dogmen allzusehr in der dürftigen und veralteten Compendienmanier aufgestellt und beglaubigt werden; wenn der sogenannte Wunderbeweis mit besonderer Wichtigkeit vorangesetzt und ausgeführt wird, dagegen andere, z. B. jener Joh. 7. 16—17 angedeutete sehr populäre Beglaubigungsgrund der Lehre Jesu, mindestens in den Hintergrund gestellt werden; wenn mehrere Betrachtungen aus dem Umfang der Sittenlehre durch schärfere Anwendung der Philosophie und durch concentrirte Ideenfolge, bedeutend gewinnen würden, und wenn hie und da die zum Grund gelegten Bibelstellen (wie S. 101) nicht glücklich gewählt seyn möchten; so findet man doch in vielen dieser Aufsätze zu solchem Tadel keine Veranlassung, und in den meisten spricht sich jener gute Sinn, der auf das Verstehen und Festhalten der biblischen Religionserkenntnifs dringt, um dadurch dem innersten Gemüth des selbstbewufsten Menschen Leben und Besonnenheit, den sittlichen Grundsätzen einen fruchtbaren Boden zu geben, vernehmlich genug aus. — Die asketische Sprache dieser Schrift ist im Ganzen würdig und angemessen; zuweilen stört ein Ausdruck aus der veralteten Terminologie der Asketik: auch können wir den Gebrauch mancher unschicklichen Worte (z. B. Hurenglieder S. 454) nicht gut heifsen. Wenn S. 451 von den „Zeugen der süfsen keuschen Liebe“ die Rede ist, so scheint diefs gegen jene Delicatesse zu verstofsen, deren feine Grenzlinie am wenigsten der asketische Schriftsteller verkennen darf. NA.

Baireuth, b. Lübecks Erben: *Der Landprediger am Altar und Krankenbette*, eine Sammlung kleiner geistlicher Reden auf allerley nur immer vorkommende Fälle, als ein Versuch, vor einer Landgemeinde fafslich und erbaulich zu reden. Herausgegeben von *Wolfgang Hieronymus Bayerdörfer*, Pfarrer zu Affalterthal. *Erster Theil.* (Neue Ausgabe). 1797. 411 S. *Zweyter Theil.* 1794. 360 S. *Dritter Theil.* Herausgegeben von *Johann Ludwig Wilhelm Scherer*, Prediger zu Echzell im Hessen-Darmstädtischen. 1802. VIII und 374 S. *Vierter Theil.* 1804. IV und 352 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.) (Der dritte und vierte Theil haben den beygelegten Titel: *Der Stadt- und Landprediger, eine Sammlung geistlicher Reden etc.* I und II Theil.)

Der sel. *Bayerdörfer* gesteht selbst in der Vorrede, dafs die neue Auflage des *ersten* Theils „nicht sowohl dem wahren Werth seiner Arbeit, als der gütigen Rücksicht — des theologischen Publicums auf seine redliche *Absicht* zuzuschreiben sey. Er hat damit seinem Recens. einen nicht unrichtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung angegeben. Des Vf. redlicher Wille und frommer Eifer sind in seinen Arbeiten unverkennbar; aber es fehlt durchgängig an geläuterten dogmatischen Begriffen, und, so wie er sie hatte und seinen Lesern giebt, vermifst man die originelle Anwendung und geschmackvolle Darstellung derselben. Auf welcher Stufe der theologischen, wie der Geschmacks-Bildung der Vf. stand, davon führt Rec. *zwey* Stellen zur Probe an. In einer Krankenbesuchsrede kommen die Worte vor: „In jener Nacht, vor seinem ewig denkwürdigen Todestage, stand Jesus unser Mittler vor dem göttlichen Gerichte, und übernahm von seinem Vater die schwere Last aller Welt Sünden, und ihre schrecklichen Strafen“ etc. und in der Rede bey Beerdigung eines Kindes: — „die Verstorbene, in Liebessprache unsere *Mieze (sic!)* genannt“ etc. — Die sehr häufig angebrachten Liederverslein sind aus ganz veralteten Liedern genommen. — Dem *zweyten* Theile sind „Vorschläge“ angehängt, wie ein Prediger mit Schwermüthigen und Angefochtenen umzugehen habe; und hier wird man aus vielen Worten auch zweckmäfsige und anwendbare Ideen herausfinden.

Im

Im Wesen, wie im Ton contrastirend mit jenen ersten, sind die von Hn. *Scherer* besorgten folgenden Theile. Wenn *jene* für den heutigen denkenden Prediger im Grunde nur den historischen Werth haben, dass er daraus die in tausend Schriften gangbare asketische Sprache aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und zugleich einen wohlmeinenden Geistlichen an dem Vf. kennen lernt: so wird er *hier*, unter verschiedenartigen Beyträgen mehrerer Vff., häufiger auf solche stossen, die eine gesunde und der jetzigen Zeit angemessene Nahrung für den Geist geben, und denen, die einmal nicht auf eigenen Füssen stehen und gehen können, zu einiger Ermunterung und Stärkung empfohlen werden dürfen. Dem Herausgeber wird das hieher gehörige Publicum vermuthlich am meisten für seine *Altargebete* danken, da gerade in diesem, sich von mehr als einer Seite empfehlenden Fache der Liturgik am wenigsten vorgearbeitet ist. Die von ihm mitgetheilten Gebete haben in einzelnen Stellen Schwung und Kraft; im Ganzen sind sie etwas wortreich und im Ausdruck hie und da vernachlässiget. Das Gebet am Neujahrsfest hebt z. B. mit folgenden etwas abgenutzten Phrasen an:

Schon ist ein Theil des Erdenwallens
Von uns vollendet wieder.
Ins Meer der Zeit ist's alte Jahr geschwommen,
Ein neues ist herangerückt u. s. w.

Am vorzüglichsten haben Rec. die Gebete am Osterfest geschienen. In den ähnlichen Gebeten und Liedern eines Hn. *Carriere* erkennt man nichts so deutlich, als die Vorbilder, denen der Vf. nachstrebt.

Eine ins Einzelne gehende Kritik der hier gelieferten Predigten, Predigtentwürfe, u. s. w. müssen wir Prediger-Journalen überlassen. Rec. setzt nur noch einige Anmerkungen hinzu. Im Allgemeinen zeichnen sich die Arbeiten des *Herausgebers*, der Hn. *Palmer, Böhme, Beckhaus, Breitenstein* — durch Neuheit der Ansichten, durch Gedankenreichthum, wie durch zweckmässige Darstellung aus. Andere Mitarbeiter entstellen ihre sonst lobenswerthen Beyträge durch Mängel, denen sie bey vermehrtem Fleiss und bey Festhaltung des nothwendigen Zwecks jeder religiösen Rede abhelfen könnten. Die Gebete des Hn. *Thurn* (z. B. III Th. S. 70) sind steif und trocken, und ermangeln ganz jener Natürlichkeit und Herzlichkeit, der unerlasslichen Eigenschaften für jedes ächte Gebet. — Ein Hr. *E—g—s* gefällt sich in hochtrabenden und nicht selten leeren Redensarten. An dem Sarge eines Candidaten ruft er unter Andern aus: „Wir schwören, Schlummerer, (?) bey deiner Todesblässe der Tugend Treue, die das Dunkel der Gräber lichtet u. s. w. — Ein Hr. *Sommer* redet in einer Confirmationsrede von dem „Jubiläum der Kindheit, dem Adel der Menschheit und Vernunft" — schwerlich verständlich für die Confirmanden. — Hr. *Engels* ermüdet sich und die Leser durch gehäufte und noch dazu verbrauchte Bilder, z. B. „der schattigte Baum winkt dem müden Wanderer, der Hafen dem von Wellen *gepeitschten* Schiffer, die Freyheit dem Gefesselten und so — reicht jene Welt dem Müden die Schale der Erquickung und Labung dar etc. — Die Participialconstruction — „das höchste Lebensziel *erreicht*, sehnte er sich nach Ruhe" oder: — „auf der Erde *ausgesungen*, singt er jetzt ein himmlisches Lied" ist völlig undeutlich.

Rec. glaubt durch diese Ausstellungen, die er mit anderen vermehren könnte, den Wunsch hinlänglich motivirt zu haben, dass der Herausgeber in Absicht auf manche unreife Beyträge seiner Mitarbeiter künftig mit mehr Strenge verfahren möge!

N A.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Mannheim*, b. Schwan und Götz: *Religionsvorträge, bey besonderen Veranlassungen im Kabinet der Frau Erbprinzessin von Thurn und Taxis, und bey ihrer öffentlichen Gottesverehrung gehalten*, von *Georg Heinrich Lang*, Herzoglichem Meklenburg-Strelitzischem und Hochfürstlich Thurn und Taxischem Kirchenrathe und Hofprediger. Erste Sammlung. 1804. 225 S. 8. (18 gr.) Diese Predigten haben, bey einzelnen Mängeln, grosse Vorzüge. Der Vf. besitzt die Kunst im hohen Grade, local, passend und eindringend zu reden. Sein Geist ist reich an Darstellungen und Wendungen, sein Herz ergiesst sich in sanften Gefühlen, und sein heller Religionsblick macht seinen Vortrag zu einer lehrreichen und interessanten Lectüre. Die biblischen Stellen weiss er geschmackvoll zu benutzen. Er versetzt sich mit Leichtigkeit in den Geist der Andacht und theilt sie mit. Bey diesen Vorzügen sey es dem Rec. vergönnt, auf einige Mängel aufmerksam zu machen. S. 17 fand er einen unschmackhaften Ausdruck: *Für den Glauben an Gott noch nicht die Schalheit eines Getränks bekommen haben, dessen Geist längst ausgedunstet ist.* S. 18 war ihm die Bemerkung auffallend, *dass Gott die Weltmaschine nicht in ungestörter Ordnung und ungeschwächter Kraft spielen lassen solle.* Wie kommen S. 20 die wenigeren, auserwählten Menschen in die Reihe der Undankbaren und Boshaften? Nach S. 21 kann Gott nicht Verzicht thun. Worauf? Auf die Dankbarkeit? Oder auf die daraus entspringende Freude? die aber der Vf. unmittelbar vorher ihm abgesprochen hat. Wie kann S. 46 die Vorsehung der Erfolg einer geglückten oder verunglückten Reise seyn? Manche Predigten scheinen uns zu complimentenreich, und die Anrede, *Durchlaucht*, sollte bey dergleichen Gelegenheiten billig wegfallen. Die Perioden sind hie und da zu gedehnt und schleppend.

Φ.

Leipzig, b. Crusius: *Homilien über einige Sonntagsevangelia.* Herausgegeben von M. *Philipp Rosenmüller*, Diaconus in Wiehe und Pastor in Garnbach. 1 Band. 1804. 138 S. 8. (12 gr.) Der Vf. dieser Homilien, Hr. *R.*, ein für's Gute sehr thätiger Mann, zeigt sich auch so in diesen Vorträgen. Als Erstlinge eines jungen Predigers sind sie um so mehr mit Nachsicht zu beurtheilen, da sie uns eine gültige Bürgschaft leisten für das, was in Zukunft, in diesem Fache, von ihm zu erwarten ist. Er wird gewiss bald selbst einsehen: dass man mit weniger Aufwand von Worten und doch lichtvoller und kräftiger seinen Text behandeln kann; dass es auch in Homilien nicht darauf ankommt, jede Zeile des Textes mit einer Nutzanwendung auszustatten, sondern die Hauptmomente auszuheben und lehrreich zu machen. Dann wird gewiss die Fortsetzung seiner Homilien, besonders über die Episteln, wo wir, aus begreiflichen Ursachen, — viele Episteln eignen sich ganz und gar nicht zu solchen Vorträgen — wenige Arbeiten dieser Art haben, von dem Publicum, für welches er arbeitet, gern aufgenommen werden. Möchte nur die Vorsehung ihm bald einen anderen Wirkungskreis anweisen, wo er sorgenfreyer an seiner Ausbildung arbeiten, und mit seinen, nicht gemeinen Prediger-Talenten, Nutzen stiften könne!

J.J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 AUGUST, 1805.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Courcier: *Conaissence des Tems, ou des mouvements célestes, à l'usage des Astronomes et des navigateurs. Pour l'an XIV de l'ère de la Republique francoise.* Publiée par le Bureau des Longitudes. Nivose an XII (1804). 512 S. gr. 8. (2 Fr. et avec les additions 4 Fr.)

Unter allen astronomischen Jahrbüchern ist dieses das älteste. Es erschien zuerst unter *Picard* im J. 1679. Ums J. 1760 erhielt *La Lande* die Redaction. Späterhin erhielt sie *Jaurat* (1776), *Mechain* (1788), und endlich das Bureau der Meereslänge 1795. Seit 1796 bis jetzt hat aber *La Lande* wieder den meisten Antheil an der Herausgabe. — Das Bureau der Meereslänge, auf dessen Ordre die *Conaissence des Tems* erscheint, besteht aus folgenden Mitgliedern: *La Grange*, *La Place* sind als Geometer dabey, *La Lande*, *Mechain* (seit der Zeit gestorben in Barcellona), *De Lambre* und *Messier* als Astronomen, *Fleurieu* und *Bougainville* als alte Seefahrer, *Buache* als Geograph, *Caroché* als Mechaniker, *Chabert* und *Prony* sind überzählig. *Le Francois La Lande*, *Bouvard* und *Burkhardt* sind Adjuncte.

Die *C. d. T.* hat zwey Abschnitte. Der erste ist der Kalender bis Seite 232. Der zweyte bis 512 enthält astronomische Abhandlungen und Tafeln. Die erste Seite jedes Monats zeigt den Auf- und Untergang von Sonne und Mond für Paris. Die zweyte enthält die Länge der Sonne, ihre gerade Aufsteigung und Abweichung nebst der Zeitgleichung. Die dritte Länge und Breite des Mondes von 12 zu 12 Stunden. Die vierte seine gerade Aufsteigung von 12 zu 12 Stunden, und seine Abweichung von 6 zu 6. Die fünfte seine horizontale Ortsverrückung von 12 zu 12 Stunden, und seinen halben Durchmesser. Ausserdem findet man hier noch die nahen Zusammenkünfte des Mondes und der Planeten mit Sternen. Die sechste Seite enthält die Orte der Planeten. Ceres und Pallas sind hier noch nicht eingeführt, — Uranus steht hier unter dem Namen *Herschel*. Wenn *La Lande* noch länger lebt, so kommen die übrigen auch wohl unter dem Namen, *Piazzi*, *Olbers* und *Harding* hinein. — Die siebente und achte Seite enthalten die Stellungen und Verfinsterungen der Jupiters-Trabanten. Die vier letzten Seiten jedes Monats enthalten die Abstände des Mondes von der Sonne, *Antares*, α im Adler, *Fomahaut*, α im Pegasus, α im Widder, *Aldebaran*, *Pollux* und *Regulus*. Diese Mondabstände geben der *Conaissence des Tems* einen entschiedenen Vorzug vor den übrigen astronomischen Jahrbüchern, weil diese sich bey ihren Rechnungen noch der alten Mondtafeln von *Mason* bedienen, hingegen alle Abstände in der *Conaissence des Tems* nach den neuen vortrefflichen Mondtafeln von *Bürg* berechnet werden, wobey noch zugleich auf die neuentdeckten Gleichungen von *La Place* Rücksicht genommen wird. — Dann kommen Tafeln für die Strahlenbrechung, für die Verwandelung der Bogen in Zeit, und ein Verzeichniss von 600 der vorzüglichsten Sterne von *Le Francois La Lande*. Darauf folgt eine Tafel, welche die Länge und Breite von 1300 der vorzüglichsten Städte über die ganze Erde angiebt, von *Buache* aufs neue durchgesehen. Den Beschluss machen 16 Seiten Erklärung über die Einrichtung und den Gebrauch des Jahrbuchs und der Tafeln.

Dieser erste Theil wird einzeln für die Seefahrer verkauft, und bleibt jedes Jahr derselbe bis auf geringe Abänderungen. Wir haben deswegen den Inhalt dieses Theils so ausführlich angegeben, damit wir uns bey der Anzeige der künftigen Jahrgänge desto kürzer fassen können.

Bey den geraden Aufsteigungen des Sternverzeichnisses hat man durchaus 4 Sec. hinzugefügt. Man scheint also in Frankreich mit dieser Correction des Hn. *Maskelyne*, über die man so viel gestritten hat, jetzt einverstanden zu seyn. Bey den Sternbedeckungen vom Monde hat man den Unterschied in der scheinbaren Breite des Sterns und des Mittelpunkts des Mondes für den Augenblick des Austritts angegeben. Dieses ist sehr zweckmässig, weil, wenn der Beobachter den Punkt auf dem Mondrande nicht vorher weiss, wo der Stern herauskommt, er den Austritt leicht um mehrere Secunden verfehlt. Zugleich sind alle Sternbedeckungen angegeben, so bald der Stern nicht kleiner ist als vierte Grösse. — Diese sehr zweckmässigen Einrichtungen machen das Jahrbuch beynah für jeden Astronomen unentbehrlich. — Die *C. d. T.* wird an die berühmtesten Astronomen umsonst vom Bureau der Meereslänge vertheilt.

Den Beschluss des ersten Theils macht eine Anzeige der höchsten Fluthen fürs Jahr 14 nach der Theorie von *La Place*. Dieses hat Veranlassung zu einem Artikel in den französischen Zeitungen gegeben, der ungefähr so abgefasst war, als ob *La Place's* Theorie eine neue Erfindung wäre, wodurch man die hohen Fluthen vorher wissen könnte. Indess ist

es weiter nichts als die alte Neutonsche Theorie von Ebbe und Fluth, berechnet nach dem gewöhnlichen Mondlauf. Da die Richtung des Windes auf die Fluth einen so grofsen Einflufs hat, und sich diese nicht voraus bestimmen läfst: so kann an einem Tage, wo hohe Fluth angezeigt ist, gerade sehr niedrige seyn, und so umgekehrt. — Übrigens ist es bekannt, welche Verdienste sich *La Place* um die Mondtheorie erworben hat, und es ist auch sehr gut, es vorher anzuzeigen, wann die anziehenden Kräfte von Sonne und Mond ihr Maximum haben; nur hätten die Pariser Journalisten und nach ihnen die Deutschen etwas nicht für eine neue Erfindung sollen ausgeben, was man vor hundert Jahren schon wufste.

Alle Zeitangaben in der *C. d. T.* sind nicht nach dem Decimalsystem, eben so wenig ist die Kreistheilung nach diesem System. *La Lande* soll nie sehr dafür gewesen seyn, und man scheint es beym blofsen Decretiren bewenden zu lassen. Alle Uhren auf der National-Sternwarte (jetzt wirkl. kaiserlichen Sternwarte) und auf der der Kriegsschule gehen nach alter Zeit. Es scheint den Franzosen an Beharrlichkeit und Kraft zu fehlen, um eine so grofse Veränderung durchzuführen. Jetzt war der rechte Moment gekommen. Die beobachtende Astronomie war durch die Einführung der ganzen Kreise eben so revolutionirt wie zu *Bradlys* Zeiten. Die mit den älteren Instrumenten gemachten Beobachtungen konnte man ohnehin nicht gebrauchen, weil sie nicht die Genauigkeit der neuen hatten. Gab man nun den neuen Instrumenten durchaus Decimaltheilung, so war in zehn Jahren wieder die alte Harmonie unter den Beobachtungen. — Doch scheint es, als wenn die Ausführung der grofsen Ideen, welche in der Revolution geweckt wurden, einem anderen Volke vorbehalten wären, das weniger leichtsinnig, weniger veränderlich und weniger plaudernd ist, als das französische:

——— Worte sind Beute des Sturms;
Im Kampf mit dem eisernen Schicksal,
Siegt nur die rüstige That.

Indefs werden die Keime nicht wieder verloren gehen, und wenn in Frankreich der Boden zu schlecht war, auf den sie fielen, so dürfen wir hoffen, dafs sie unter anderen Völkern, zwar langsam, aber desto fröhlicher gedeihen werden.

Der zweyte Theil der *C. d. T.* enthält folgende Abhandlungen: 1) Bemerkungen über die Stundentafeln, von *La Lande.* 2) Beobachtungen über den Cometen von 1802, von *Messier.* 3) Tafeln für die Abirrung des Lichts und das Schwanken der Erdachse für 140 Sterne. 4) Ein Sternkatalog von 148 Sternen, von *Vidal.* 5) Formeln um die scheinbaren Mondabstände in wahre zu verwandeln, von *Delambre,* (nebst mehreren Tafeln). 6) Geschichte der Astronomie fürs Jahr X (1802), von *La Lande.* Es sey uns erlaubt hier einiges daraus anzuführen. So wie im vorigen Jahr die Geschichte der Astronomie mit der Entdeckung der Ceres anfing, so fängt sie jetzt mit der Entdeckung eines zehnten Planeten an, den Dr. *Olbers* in Bremen entdeckte. Hr. *Burkhardt* hat im Moniteur vom 14 Nov. neue Elemente gegeben, welche den Beobachtungen bis zum 20 October genugthun. Hr. *Burkhardt* hat auch die Stöhrungen des Olbersschen Planeten berechnet, die auf mehrere Grade gehen. Hr. *Gaufs* hat im Journal des Hn. von *Zach* eine Ephemeride berechnet, die bis zum 1 Jul. 1803 geht; aber Hr. *Burkhardt* wird, wenn er die Berechnung seiner Stöhrungen vollendet hat, uns Elemente geben, die viel sicherer sind. Im Anfange des Januars fand Hr. *Olbers* den Planeten des *Piazzi* wieder, der lange Zeit verschwunden war. Man hat ihn bis in den Julius beobachtet. Seit dem 15 Februar hat Hr. *Gaufs* neue Elemente davon berechnet; aber Hr. *Burkhardt* unternimmt die Stöhrungen davon zu berechnen, und er wird genauere Elemente finden. (Wenn man dieses liest: so glaubt man, dafs das gröfste Verdienst bey der Berechnung der Elemente auf Seiten des Hn. *Burkhardts* wäre, *qui nous donnera des élémens encore plus sur;* — und doch ist es gerade umgekehrt, wie man auch in Paris vielleicht einsehen würde, wenn Hr. Dr. *Gaufs* das Glück hätte, dort zu leben. Die Sache verhält sich nämlich so: *Piazzis* Planet war völlig verloren gegangen. Schuld war vorzüglich das Geheimthun des Entdeckers und das Mittheilen von Beobachtungen, die Anlafs zu dem Verdacht gaben, dafs sie mit Vorsatz wären verfälscht worden. *Piazzi* berechnete die Elemente seines Planeten, — er suchte ihn und konnte ihn nicht wieder finden, weil seine Elemente um mehrere Grade falsch waren. Eben so ging es mit *Burkhardts* Elementen, und *La Lande* gab sogar den neuen Planeten auf, weil man ihn nicht wieder finden konnte. Dieses war am Ende des Jahrs 1801. Dr. *Gaufs* in Braunschweig erfand um diese Zeit eine neue Methode, die Elemente eines Planeten zu berechnen, welche völlig frey ist von allen hypothetischen Voraussetzungen. Er nimmt dabey nur an, dafs der beobachtete Himmelskörper sich in irgend einem Kegelschnitte bewege, und braucht weder, wie die übrigen Astronomen, anzunehmen, dafs seine Bahn ein Kreis oder eine Ellipse oder eine Parabel sey, noch ob die Beobachtungen in der Sonnennähe oder in der Sonnenferne oder in irgend einem anderen Theile der Bahn liegen. — Durch diese neue Entdeckung gelang es Dr. *Gaufs,* aus den Beobachtungen *Piazzi's,* (der nun endlich die wahren mitgetheilt hatte) so genaue Elemente herzuleiten, dafs sie nur 20 Minuten vom Himmel abwichen. Jetzt war es leicht, den neuen Planeten wieder zu finden, und Dr. *Olbers* fand ihn gleich den ersten Abend, als er ihn nach der Gaufsischen Ephemeride suchte. Dieses war den 1 Januar 1802. In Paris hatte man sich gar nicht einmal die Mühe genommen, ihn nach der Gaufsischen Rechnung zu suchen, und man war sehr erstaunt, als man aus Deutschland die Nachricht von dem wiedergefundenen neuen Planeten erhielt. Im März entdeckte *Olbers* die Pallas, und drey Wochen nachher bestimmte *Gaufs* schon ihre Elemente. In Paris, wo man bey der Berechnung der Elemente der alten

ten Methode folgte, glaubte man im May immer noch, daſs die Pallas in 12 Jahren um die Sonne lief. Endlich sahen sie aus *Gauſs* Rechnung, daſs sie hiezu nur 4 Jahre 220 Tage gebraucht, so wie die Ceres. — Diese Überlegenheit des deutschen Geometers schmerzte die französischen Astronomen tief, weil sie im Planetencalkul ihre Hauptstärke setzen, und sich *für* die ersten Geometer der Erde halten. — Sie gingen nun gleich dabey, die Perturbationen zu berechnen, die die neuen Planeten vom Jupiter erleiden, weil dieses so der hergebrachte Gebrauch ist. — Dr. *Gauſs* hätte dieses nicht gethan und wollte es nicht thun, weil er seine Zeit besser zu nutzen wuſste. Alle die Perturbations-Rechnungen sind vergeblich, so lange die elliptischen Elemente der Bahn nicht genau bekannt sind, und diese können nur durch fortgesetzte Beobachtungen entdeckt werden. Dr. *Gauſs* begnügte sich deſswegen, seine Ephemeride nach den neueren Beobachtungen zu verbessern, wodurch sie immer eine Genauigkeit erhielt, welche den Astronomen das Aufsuchen leicht machte. Und dieses war hinlänglich, da man nach einigen Jahren in ein paar Wochen die Stöhrungen genauer bestimmen kann, als jetzt in sechs Monaten. Die Arbeit, die jetzt hierin geschieht, ist fast durchaus vergeblich, und es ist für einen Astronomen wohl nicht schwer, eine Arbeit zu finden, bey der er seine Zeit besser nutzen kann.) Wir fahren fort, noch Einiges aus *La Lande's* Geschichte auszuheben. Der König von Neapel hat *Piazzi* 1206 Fr. Gehalt-Zulage bey Gelegenheit der Entdeckung der *Ceres Ferdinandea* gegeben. Die ☾ Tafeln von *Bürg* und von *Bouvard* wurden jede mit 3400 Fr. gekrönt. *Bouonaparte* präsidirte an dem Tage im Institut. — *La Place* entdeckt eine neue Mondgleichung von 16 Sec., die eine Periode von 185 Jahren hat. — *Bürg* schlägt einen Ruf mit 3000 Fr. Gehalt nach Paris aus. Der Druck der Beobachtungen von *Ibn Junis* ist in der Druckerey der Republik vollendet. *Mechain* geht nach Ivica um die Gradmessung der 93000 Toisen von Barcellona fortzusetzen. Dr. *Schröter* giebt den zweyten Theil der Fragmente über den Mond heraus, in dem man die Sorgfalt und die Geduld sieht, mit welcher dieser geschickte Astronom die Oberfläche des Mondes beobachtet hat. Dr. *Benzenberg* in Hamburg stellte 31 Versuche im Thurme von St. Michael über die Umdrehung der Erde an. Den 7 Junius gab *La Lande* die beiden letzten Bände der grosſen Geschichte der Mathematik von *Montucla* heraus. Den 29 Dec. erschien der dritte Band von *La Place's* Mechanik des Himmels. Die Astronomie verlor in diesem Jahre *Darquier* in Toulouse, er starb den 10 Januar in einem Alter von 84 Jahren. Den 31 Januar starb *Bogdanich*, und *Vega* ertränkte sich im September in der Donau. (Der unglückliche Major von *Vega* hatte sich vielleicht an seinem groſsen *Thesaurus logarithmorum* hypochondrisch gerechnet.) Die Abweichung der Magnetnadel fand Hr. *Lenoir* den 20 Junius 22° 6'. *Verniquets* schöner Plan von Paris ist jetzt erschienen. Er kostet 600,000 Franken aufzunehmen und 110,000 Fr. zu stechen. (?) Nun folgen vermischte Planeten- und Cometenbeobachtungen von *Herschel*, *Olbers*, *Vidal*, *Burkhardt*, *La Lande*, *Flaugergues*. 7) Über die schwedische Gradmessung. 8) Eine schätzbare Abhandlung von *Girard* über die alten Maſse der Ägyptier. 9) Über die Tafeln des Jupiters und über die Maſse des Saturns, von *La Place*. 10) *Maskelynes* Katalog der 36 Fundamentalsterne und der 9 Sterne, welche im *Nautical Almanac* gebraucht werden. 11) Über die Abweichung fallender Körper von der Senkrechten. (*La Lande* sagt hier: *M. Guglielmini publia en 1792 des experiences sur la chute des corps. M. Flaugergues en a fait a Viviers et M. Benzenberg à Hamburg.* Früher hatte *La Lande* gesagt, daſs *Flaugergues* diese Versuche unternommen hätte, daſs es ihm aber an den Mitteln gefehlt, sie nach seinem Sinne anzustellen. Es ist schlimm, daſs *La Lande* bey solchen Nachrichten so wenig Genauigkeit hat). 12) Über die Steine, welche aus der Atmosphäre gefallen sind. 13) Über die raumdurchdringende Kraft der Teleskope, aus dem Englischen von *Herschel*. 14) Über die neuen Spiegelkreise des *Mendoza*, von *Burckhardt*. 15) Register über die 45 Bände der *C. d. T.* von 1760 bis 1805 von *Cotte*. Dieses Register ist sehr brauchbar, da es nach den Gegenständen geordnet ist, und man ohne dasselbe oft lange nach einer Abhandlung in der *C. d. T.* suchen muſs. Der Buchhändler *Courcier* macht zugleich bekannt, daſs die Bände der *C. d. T.* vor 1760 für 2 Fr. bey ihm zu haben sind. Die seit dieser Zeit erschienenen kosten 3 Fr. und die selteneren Jahrgänge 5 Fr. 15) Über die gröſste Hitze und Trockenheit des Sommers von 1803, von *Cotte*. Das Thermometer stand den 31 Jul. auf 29 Grad. Das Barometer war die ganze Zeit über beynahe unveränderlich. Die Hitze dauerte beynahe ununterbrochen 3½ Monate. In dieser Zeit waren nur 9 Regentage, an denen aber doch nicht mehr als 11,7 Linien Regen fiel. In derselben Zeit pflegen sonst 7 ½ Zoll Regen zu fallen. Die Ausdünstung, die in dieser Zeit gewöhnlich nur 9 ½ Zoll beträgt, betrug jetzt 14 Zoll. Beynahe alle Brunnen waren trocken. In einigen Departements muſste man das Wasser 3 und 4 Stunden weit holen, und man bezahlte 30 Sous, um ein Pferd nur einen Tag zu tränken. Die Seine zu Paris war so niedrig, wie sie es noch nie war, der Arm, welcher am *Quai des Augustins* flieſst, war beynahe trocken. Am 21 Sept. war es 9 Zoll unter dem Nullpunkte, an dem Fluſsmesser, der den niedrigsten Stand im J. 1719 zum Nullpunkt hat. Eine Niedrigkeit des Wasserstandes, die vielleicht in mehreren Jahrhunderten nicht statt gefunden hatte. 16) Auszüge aus den meteorologischen Registern der National-Sternwarte in Paris, vom 11ten Jahr der Republik, von *Bouvard*. 17) Den Beschluſs macht ein Verzeichniſs der Mitglieder des Bureau für die Meereslänge, nebst der Angabe der Straſse und der Hausnumer, wo sie in Paris wohnen.

Rec.

Rec. schliesst diese Anzeige mit der Bemerkung, dass wir *La Lande's* rastlosem Eifer für Astronomie mehr verdanken, als wir jetzt noch glauben. Er ist es, der alle die verschiedenen Arbeiten der Astronomen von Europa sammelt, und sie durch seine Verbindungen den übrigen Astronomen und der Welt bekannt macht. — Für alles interessirt er sich, es geschehe im Inn- oder Auslande, alles sucht er mit einander in Verbindung zu setzen. Und er kann dieses um so mehr, da er in seinem langen thätigen Leben beynahe das ganze Feld der Astronomie durchlaufen hat, und sich nicht, wie die meisten Gelehrten, nur auf einen Zweig seines Fachs gelegt. Deswegen ist ihm nichts fremd und nichts für ihn ohne Bedeutung. Wenn dieser Senior der Astronomen einmal nicht mehr seyn wird, dann werden wir fühlen, was jeder an ihm verlor, und wie schwer es seyn wird, jemand wieder zu finden, der so glücklich für die verschiedensten Interesse in der Wissenschaft ein neuer Mittelpunkt werde.

—e—e—e.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Hamburg*, b. Perthes: *Anweisung aus einer beobachteten Distanz des Mondes von der Sonne oder einem Fixsterne die geographische Länge zu finden, wobey der Gebrauch des Nautical-Almanak und der dazu gehörigen Tables requisite etc. erfodert wird.* Von *J. T. Reinke*, Strom- und Canal-Director auch Grenzaufseher zu Hamburg etc. 1803. 35 S. gr. 8. (6 gr.) Die Wichtigkeit dieser Aufgabe, von deren richtigen Auflösung nicht selten das Leben vieler Menschen und der Wohlstand mancher Familien abhängt, hat schon sehr oft die vorzüglichsten Mathematiker veranlasst, sie zum Gegenstande ihrer tiefsinnigsten Untersuchungen zu machen; und wirklich, seit der grossen Verbesserung der Mondstafeln und anderer dazu erfoderlichen Hülfsmittel, kann man dieses grosse Problem als völlig aufgelöset ansehen. Sollen jedoch diese Verbesserungen recht wohlthätig werden, so ist es durchaus nothwendig, dass die Methode der Auflösung möglichst einfach gemacht werde, um den Schiffer, der ihrer am mehresten bedarf, nicht nur in den Stand zu setzen, die Länge seines Schiffes in kurzer Zeit sicher auszumitteln, sondern ihm auch, bey seiner oft so grossen Unwissenheit in mathematischen Rechnungen, die ganze Operation auf alle Weise zu erleichtern, und es ihm fast unmöglich zu machen, Fehler und Irrthümer zu begehen, die er oft mit dem Verluste seines ihm anvertraueten Schiffes, wohl gar mit seinem und seiner Gefährten Leben bezahlen muss. Durch die Bemühungen eines *Dunthorne*, *Maskelyne*, *Borda*, *Mendoza* etc. ist auch wirklich bereits fast alles geleistet, was hierin geleistet werden konnte, und der Schiffer kann durch Hülfe ihrer Vorschriften, mittelst leichter mechanischer Rechnungen, in kurzer Zeit zur richtigen Kenntniss der Länge seines Schiffes gelangen. Auch Hr. *R.*, dem als Bürger einer grossen Handelsstadt die Auflösung des Längenproblems am Herzen lag, versuchte schon vor 20 Jahren seine Kräfte daran, und arbeitete vorzüglich darauf hinaus, die Berechnung noch deutlicher und kürzer zu machen, als es durch alle damals ihm bekannten Auflösungsmethoden geschehen konnte. Nach wenigen Versuchen gerieth er auf die, in dieser kleinen Schrift entwickelte Methode, von deren Genauigkeit, Kürze und Bequemlichkeit er sich durch praktische Anwendung so sehr überzeugte, dass er sie im Jahre 1786 dem Dr. *Maskelyne* in einer kleinen Abhandlung überschickte, mit der Anfrage, ob er es der Mühe werth hielte, sie der Commission wegen der Meereslänge vorzulegen. Die Antwort des Dr. *Maskelyne* fiel aber dahin aus, dass er nicht glaube, dass das *Board of Longitude* einen Preis dafür ertheilen werde: er stelle es indessen in des Vf. Willen, ob er sie selbst einsenden wolle. Dieses that jedoch Hr. *R.* nicht, sondern legte sie 17 Jahre lang bey sich nieder, indessen er seine Methode mit Ruhe und Unbefangenheit prüfte, und sich völlig überzeugte, dass sie vor allen anderen noch immer den Vorzug verdiene, und daher dem Schiffer äusserst nützlich, so wie dem Astronomen willkommen seyn werde. In dieser festen Überzeugung glaubte daher der Vf. eine Sünde zu begehen, wenn er sie dem Publicum vorenthielte.

Von dieser Sünde hätte nun zwar Hr. *R.* sich leicht absolviren können, wenn es ihm eingefallen wäre, dass dieselbe Methode schon 20 Jahre früher von *Dunthorne* erfunden und bekannt gemacht worden, wesshalb auch ohne Zweifel Dr. *Maskelyne* es ablehnte, sie dem *Board of Longitude* als eine neue Erfindung vorzulegen. Inzwischen bleibt doch der Vf. immer auch Erfinder davon, wenn er gleich nicht der erste war, und er konnte sie immerhin neben der Dunthorne'schen um so mehr bekannt machen, da er ihr eine etwas andere Einrichtung gab, die allerdings dem ungeübten Schiffer von einigem Nutzen werden kann.

Hr. *R.* löset die Aufgabe durch die beiden bekannten trigonometrischen Formeln auf: aus den drey gegebenen Seiten eines sphärischen Dreyecks einen Winkel, und dann weiter, aus zwey gegebenen Seiten und dem eingeschlossenen Winkel die diesem Winkel gegenüberstehende Seite zu finden, welche hier die gesuchte wahre Entfernung des Mondes von der Sonne oder einem Fixsterne ist. Die ganze Formel lautet demnach so: $\text{ch MS} = \text{ch MD} - \frac{\text{Sin ZM} \; \text{Sin ZS}}{\text{Sin Zm} \; \text{Sin Zs}} (\text{chmd} - \text{chms})$ worin MS den gesuchten wahren Abstand des Mondes von der Sonne oder dem Sterne, ZM den wahren, Zm den scheinbaren Scheitelabstand des Mondes, ZS und Zs dieses für die Sonne oder den Stern, und MD, md den Unterschied der wahren und scheinbaren Höhen des Mondes und der Sonne oder des Sterns bedeutet.

Um diese Formel bequem berechnen zu können, werden verschiedene in den *Tables requisite* etc. vorkommende Tafeln benutzt. Was nicht aus diesen gefunden werden kann, dazu giebt Hr. *R.* drey Tafeln A, B, C. Taf. A hat zur Überschrift: Correction des ☾ und enthält die Differenz von Logar. *Sin. complem. alt. verae* ☾ und Log. *Sin. complem. alt. appar.* ☾ bis zur 6 Decimalstelle. Diese Tafel ist die beträchtlichste, und nimmt beynahe 22 Seiten ein. Taf. B und C enthalten ebenfalls bis zur 6 Decimalstelle die Differenz von Log. *Sin. complem. alt. verae* ☉ *aut* ✱ und Log. *Sin. compl. alt. appar.* ☉ *aut* ✱ und sind mithin sehr klein, weil der Unterschied zwischen scheinbarer und wahrer Höhe der Sonne und der Sterne nicht gross seyn kann. Einen Hauptvortheil suchte Hr. *R.* seiner Methode durch die Einrichtung zu geben, dass in der ganzen Rechnung durchaus nur subtrahirt zu werden braucht (den Fall ausgenommen, wenn der Abstand des Mondes von der Sonne oder dem Sterne grösser als 90° ist, in welchem *Cosin. Differ. altit. appar.* ☾ *et* ☉ und *Cos. dist. appar.* ☾ *et* ☉ addirt werden), damit besonders der Schiffer durch abwechselndes Addiren und Subtrahiren nicht in Gefahr komme, Fehler zu begehen. Nützlich kann freylich diese Gleichförmigkeit der Rechnung dem Schiffer werden, der an mechanisches Rechnen gewöhnt ist, und oft in eine Lage kommt, die ihm nicht gestattet, Nachdenken und Anstrengung zu einer Zeit anzuwenden, wo es ihm gerade am nöthigsten ist, dieses Problem aufzulösen.

Zur Erläuterung dieser Methode fügt der Vf. vier vollständige Exempel bey, die das ganze Verfahren und die Anordnung der Rechnung deutlich zeigen. Die dazu gebrauchten Mondsabstände sind von dem (gegenwärtig mit auf der russischen Entdeckungsreise unter *v. Krusensterns* Leitung begriffenen) Dr. *Horner*, zu Hamburg und Wandsbeck gemessen, und geben zwar ein unter sich sehr gut übereinstimmendes Resultat; aber sonderbar genug ist es, dass dadurch die Länge von Hamburg, die nach den neuesten und zuverlässigsten Beobachtungen $= 30' \, 31'',4$ in Zeit von Paris ist (*v. Zach* monatl. Correspond. 1804. Nov. S. 392) hiernach $= 33' \, 1'',5$ mithin um drittehalb Zeitminuten, oder mehr als einen halben Grad grösser ausfällt, welches um desto auffallender ist, da die Messungen zu ganz verschiedenen Zeiten, nämlich den 19 und 21 Dec. 1799 und 12 April 1802 angestellet wurden.

HDLL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1805.

TECHNOLOGIE.

Göttingen, b. Dieterich: *Recherches théoriques et expérimentales sur l'effet des machines et outils, dont on se sert pour produire des mouvemens instantanés; principalement sur l'Effet du Mouton pour l'enfoncement des pieux.* Par R. *Woltman*, Directeur des constructions hydrauliques à Cuxhaven, au service de la République de Hambourg. Avec une traduction allemande et 5 Figures. 1804. 198 S. gr. 8. (16 gr.)

Der deutsche Titel ist:

Theoretische und praktische Untersuchungen über die Wirkung der Maschinen und Werkzeuge, deren man sich bedient, um augenblickliche Bewegungen hervorzubringen; hauptsächlich über den Effect des Rammes zum Eintreiben der Pfähle. Nach vorstehendem Französischen übersetzt, auch mit einigen theils eingeschlossenen, theils angehängten Bemerkungen noch mehr erläutert, und mit einer Zugabe vermehrt.

Diese vortreffliche Schrift beschäftiget sich mit einem Gegenstande, der besonders für Ingenieure und Architecten von gröfster Wichtigkeit ist, und der bisher noch immer mancherley Berichtigungen nöthig hatte. Zuerst erklärt der Vf. den Gebrauch der Rammmaschine überhaupt, und zeigt, dafs der Name *Ramm* (in englischer und niedersächsischer Sprache ein *Schafbock*) mit dem alten *Aries* gleichbedeutend ist. Der ältere Sturmbock und der neuere Ramm unterscheiden sich nur darin von einander, dafs die Stöfse des ersten in horizontaler Richtung gegen Mauern geschahen, der letzte aber zum Eintreiben der Pfähle meistens in lothrechter Richtung wirkt. Unter allen Rammmaschinen ist die *gemeine* und die *englische* am meisten im Gebrauch. Bey ersterer, wo das Tau an dem Rammklotze fest sitzt, und damit auf und nieder gezogen wird, ist die Bewegung nicht so gleichförmig, und veränderlicher als bey der englischen, wo der, mittelst einer Art Zange gefafste Klotz ganz frey wieder herabfällt. Hr. *W.* bemerkt, dafs es am vortheilhaftesten sey, wenn der Rammklotz der ordinären Maschine nur 5 bis 6 Fufs hoch aufgezogen wird, wenn jeder Arbeiter ohngefähr 30 Pfund des Klotzes zu ziehen bekömmt, wenn in Einer Minute 25 Schläge geschehen und immer eine Minute lang ausgeruht wird. Je mehr Arbeiter an der Maschine angestellt sind, desto gröfser ist der Kreis, den sie einnehmen, folglich auch desto schiefer die Richtung ihrer Zuglinien, und einander desto mehr entgegengesetzt, wodurch ein Theil der bewegenden Kraft ganz verloren geht. Auch das mechanische Vermögen der Arbeiter wird dadurch geringer. Diese und andere Bemerkungen, welche der Vf. seinem specielleren Unterrichte voranschickt, verdienen allerdings recht sehr beherziget zu werden.

Unsere deutschen Autoren setzen den Effect des Ramms proportional seinem Gewichte und dem Quadrate der Geschwindigkeit, womit er auf den Pfahl stöfst: *Perronet* behauptet aber, dafs man die gröfste Wirkung allein von dem Gewichte des Ramms zu erwarten habe, um grofse Pfähle einzuschlagen. Auch *Belidor* betrachtet den Pfahl als eine Last, die durch den Stofs des Ramms (Klotzes) mufs in Bewegung gesetzt werden. Hr. *W.* pflichtet diesem bey, und gründet darauf seinen Calcul von der Wirkung des Ramms. Am allerwichtigsten war es, den Widerstand des Grundes zu bestimmen, worin der Pfahl eingerammt ist, damit er nicht unter der Last, z. B. der steinernen Brücken, Schleusen etc. tiefer einsinken könne. Dieses interessante Problem war noch nie *theoretisch* aufgelöst worden. Der Vf. liefert hier den ersten Versuch dazu, mit lehrreichen Exempeln erläutert, nachdem er zuvor einen deutlichen Begriff vom Widerstande des Erdreichs gegeben, und einige Lehrsätze und Formeln über Geschwindigkeit, Bewegung etc. vorangeschickt hat. Rec. will aus der Berechnung nur folgende Resultate hier mittheilen: Es ist vortheilhafter für die Praktik, einen schwereren Rammklotz zu nehmen, als denselben höher zu heben, welches auch die Erfahrung *Perronet's* bestätigte; die gemeine Rammmaschine hat meistens den Vorzug vor der englischen; alles übrige gleich gesetzt, lassen sich leichtere Grundpfähle leichter einrammen, als Pfähle von schwererem Holze. Dafs der Widerstand des Grundes in den meisten Fällen gröfser seyn müsse, als die zu tragende Last, ergiebt schon der Augenschein; bisweilen mufs er noch einmal so grofs seyn; nur da, wo das Gebäude ohne Schaden sich setzen darf, kann die Last dem Widerstande gleich kommen.

Nun sucht der Vf. aber auch die Wahrheit seiner Berechnungen durch Experimente aufser Zweifel zu setzen, welche in der That sehr sinnreich gewählt sind. Dergleichen hat auf seinen Antrag auch

auch der Bauinspector *Mehne* in Hamburg angestellt. Sie stimmen alle ziemlich mit der Theorie überein. — Die *Zugabe* enthält noch Resultate von Versuchen, die Hr. *Mehne* angestellt hat, und Bemerkungen des Vf. über die Ursache der Verschiedenheit der Resultate nach der Rechnung und nach der Erfahrung. Hch. Ce.

Erlangen, b. Palm: *Schauplatz der Künste und Handwerke, oder vollständige Beschreibung derselben.* Mit Kupfern. *Ein und zwanzigster Band.* 1805. 120 S. gr. 4.

Auch unter dem besonderen Titel:

Der Strumpfwirkerstuhl und sein Gebrauch, nebst den damit verbundenen Maschinen, deutlich beschrieben und durch genaue Abbildung aller einzelnen Theile umständlich erläutert für Manufakturisten und Freunde der Technologie, von *Karl Christian Langsdorf,* Prof. der Mathematik, wie auch der Technologie auf der russisch-kaiserlichen Universität zu Wilna etc. und *Johann Michael Wassermann,* Manufacturist zu Erlangen. *Erster Theil.* Mit 14 Kupfertafeln. 1805. 120 S. gr. 4. (2 Rthlr.)

Der Strumpfwirkerstuhl ist eine so nützliche, aber auch eine so künstliche Maschine, dass davon eine vollständige und deutliche, mit genauen Abbildungen versehene, Beschreibung sowohl dem Fabrikanten selbst, als dem blossen Liebhaber der Technologie, gewiss sehr willkommen seyn wird. Bisher fehlte es noch immer an einem solchen Werke, da die vorhandenen Beschreibungen, selbst die von *Lehmann* nicht ausgenommen, noch viel zu wünschen übrig liessen. Erst durch vorliegende Schrift ist jenem Mangel besser abgeholfen. Hr. *Langsdorf* lernte bey dem Manufacturisten *Wassermann* in Erlangen den Strumpfwirkerstuhl sehr genau kennen, und erwarb sich auch von den darauf vorzunehmenden Arbeiten mancherley Kenntnisse. Er vereinigte sich deswegen mit Hn. *Wassermann* dahin, dass *er* die vollständige Beschreibung des Stuhls übernahm, Hr. *W.* aber die Beschreibung der Stuhlarbeiten und der zu ihren mannichfaltigen Abänderungen noch erfoderlichen einzelnen Vorrichtungen. Hr. *W.*, der, wie Hr. *Langsdorf* in der Vorrede bemerkt, vorher nie einigen Unterricht, weder in der Mathematik noch im Zeichnen, genossen hatte, lieferte die Zeichnungen zu dem Werke, ausser der perspectivischen Darstellung des ganzen Stuhls, Tab. XIV, welche von dem Zeichenlehrer *Hofmann* in Erlangen herrührt. Das ganze Werk zerfällt in *zwey Abschnitte.* Der *erste* enthält die *Beschreibung des Strumpfwirkerstuhls,* von *Langsdorf;* der *zweyte* ertheilt *Belehrung in der Bearbeitung dieses Stuhls nach allen seinen Abweichungen,* von *Wassermann.* Hr. L. geht im *1sten Abschnitte* erst alle einzelnen Theile der Maschine, so wie sie auch in den Kupfertafeln entworfen sind, genau durch, und dann zeigt er die genaue Verbindung aller dieser Theile am ganzen Stuhle. Hr. *W.* lehrt im *2ten Abschnitte* das Wirken der Strümpfe auf dem Stuhle, ferner der Mützen (aus Baumwolle, Wolle und Seide), der Handschuhe, Westen, Hosen, Pohlröcke oder Kinderkleider, und der Strumpfzeuge von Wolle zu Mannsröcken und zu Unterröcken für Frauen. Es folgt dann die Beschreibung und der Gebrauch einiger sogenannten *Blechmaschinen* zu mancherley Faconirungen; der sogenannten *Links* und *Rechtsmaschine;* der *Riegelmaschine* zu übers Kreuz laufenden Maschen; der *Werfmaschine;* der *Kantenmaschine,* die eine Art Spitzengrund zu Kopfputz und verschiedenen Kleidungsstücken liefert; der *Kollirkettenstuhl,* wo durch eine besondere Vorrichtung der Strumpfwirkerstuhl mit dem Weberstuhle in Verbindung gesetzt ist; und *eine Maschine zur Verfertigung und Aufbäumung der Kette.* — Hr. L. macht uns Hoffnung, dass Hr. *Wassermann* bald den *zweyten Theil* nachliefern werde, der die Beschreibung mehrerer Vorarbeitmaschinen und einer von Hn. *W.* selbst angegebenen Walzen-Pressmaschine enthalten soll. Rec. muntert ihn dazu mit Überzeugung auf. Hch. Ce.

Erlangen, in d. Bibelanstalt: *Kurze Beschreibung der Künste und Handwerke.* Ein Anhang zum allgemeinen Lesebuche für den Bürger und Landmann. Vierte Auflage. Aufs neue durchgesehen, verbessert und vermehrt von *Johann Andreas Ortloff,* Prof. der Philos. zu Erlangen. 1803. 180 S. 8. (4 gr.)

Die vorzüglichsten Künste und Handwerke sind zwar in diesem Buche nur so abgehandelt, dass der mündlichen Erklärung des Lehrers das meiste übrig gelassen bleibt; zum Selbstunterricht eignet es sich gerade nicht. Der Lehrer wird es aber wegen seiner Reichhaltigkeit und guten Einrichtung bey den Schülern sehr gut gebrauchen können, besonders wenn er Zeichnungen und Modelle dabey zu Rathe zieht, und mit seinen Schülern auch wohl die verschiedenen Werkstätte selbst besucht.

In der *Einleitung* erklärt der Vf. zuerst, was ein Handwerk und was eine Kunst ist. Dann zeigt er einige allgemeine technologische Werke an; darauf folgt eine kurze Geschichte der Handwerke und Zünfte; und zuletzt kommen einige Betrachtungen über die wissenschaftliche Behandlung der Handwerke. Dann werden die Handwerke und Künste selbst einzeln abgehandelt. Der Vf. theilt sie ein: 1) *in Handwerke und Künste, welche sich mit der Nahrung des Menschen beschäftigen;* 2) *in solche, welche die Kleidung des Menschen besorgen;* 3) *in diejenigen, welche sich mit der Wohnung des Menschen beschäftigen;* und 4) *in solche, welche das Hausgeräthe, die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Menschen besorgen.* Zu No. 1 rechnet er den Müller, Bäcker, Conditor, Metzger und Bierbrauer; zu No. 2 den Kürschner, Roth- Loh- und Weisgerber, Schuster, Handschuhmacher, Hutmacher,

cher, Perückenmacher, Leinweber, Raschweber, Tuchmacher, Tuchscheerer, Seidenweber, Färber, Schneider, Knopfmacher, Bortenwirker, Strumpfwirker; zu No. 3 den Mäurer, Steinhauer, Ziegler, Zimmermann und Dachdecker; zu No. 4 den Töpfer, Schreiner, Drechsler, Glasmacher, Glaser, Glasschleifer, Siebmacher, Wagner, Fafsbinder, Bürstenmacher, Kammmacher, Seifensieder, Lichtzieher, Riemer und Sattler, Leimsieder, Seiler, Papiermacher, Buchbinder, Buch- und Kupferdrucker, Potaschensieder, musikalischen Instrumentenmacher, Huf- und Waffenschmidt, Schlosser, Nagelschmidt, Messerschmidt, Zeugschmidt, Feilenhauer, Büchsenschmidt, Pulvermüller, Windenmacher, Grofs- und Klein-Urmacher, Zinngiefser, Kupferschmidt, Klempner, Nadler, Roth- und Gelb-Giefser, Rothschmidt und Rothschmidtsdrechsler, Gürtler, Zirkelschmidt, Schriftschneider und Schriftgiefser, Mechanikus, Goldschläger, Gold- und Silber-Drathzieher, Gold- und Silber-Arbeiter, Kupferstecher, Maler, Bildhauer, Bader und Apotheker.

Rec. hat diese Eintheilung sehr zweckmäfsig gefunden. Nur einige vorzügliche Gewerke vermifst er hier ungern, z. B. den Baumwollenweber (von dem sich doch jetzt viel angenehmes sagen liefs), den Münzer (der die Neugierde der Kinder besonders zu reizen pflegt), den Zuckersieder und einige andere. Auch die Ordnung, wie die verschiedenen Künste und Handwerke auf einander folgen, hätte an einigen Stellen wohl etwas anders seyn können. So hätte Rec. z. B. lieber den Uhrmacher, den Mechanikus, den Zirkelschmidt und den musikalischen Instrumentenmacher neben einander gesetzt. Es wäre gewifs auch recht nützlich gewesen, wenn der Vf. zur Bequemlichkeit für Lehrer und Lernende unter jedem abgehandelten Gewerbe ein oder ein paar der vorzüglichsten Bücher darüber, z. B. den Theil des Schauplatzes, worin der speciellere Unterricht davon, nebst Zeichnungen zu finden, genannt hätte. Einige wenige Unrichtigkeiten find bey einer neuen Ausgabe leicht wegzubringen, Z. B. S. 126. Die Uhren lassen sich nicht eintheilen in Gewicht- oder Pendel-Uhren und in Feder-Uhren, (denn es giebt auch Feder-Uhren die zugleich Pendel-Uhren sind, nämlich die Tafel-Uhren, wie auch aus der weiteren Beschreibung selbst erhellt); sondern in Gewicht-Uhren und in Feder-Uhren, oder in Pendel-Uhren und Unruh-Uhren. S. 129. Die Unruhe wird nicht durch die Spiralfeder bewegt, sondern die Spiralfeder durch die Unruhe. Vielleicht wäre es auch wohl gut gewesen, wenn der Vf. mit wenigen Worten auf die Mühseligkeiten und Gefahren, die mit einigen Handwerken verknüpft sind, aufmerksam gemacht hätte. — Am Ende dieses gutgeschriebenen Buchs giebt der Vf. noch eine kurze Übersicht von einigen deutschen Erfindungen, von Handwerksgebräuchen, Ordnungen u. d. gl.

Hch. Ce.

MATHEMATIK.

1) Halle, b. Hendel: *Sammlung aufgelöseter algebraischer Aufgaben, nebst einer Einleitung in die Buchstabenrechenkunst und Algebra*, von *Johann Philipp Grüson*, königl. preuss. Prof. der Mathematik bey dem adelichen Cadettencorps und bey der Bau-Akademie, auch wirklichem Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften etc. *Erster Theil.* Enthaltend bestimmte Aufgaben vom ersten Grade mit einer unbekannten Gröfse. Neue verbesserte und sehr stark vermehrte Ausgabe. 1805. X und 332 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

2) Cassel, auf Kosten und im Verlage des Verfassers: *Kleine Sammlung algebraischer Aufgaben und deren Auflösung vom 1sten, 2ten und 3ten Grade; zum Gebrauch für Lehrer und Anfänger dieser Wissenschaft* von *Johannes Gundlach*, Prof. der Mathematik. 1804. 119 S. kl. 8.

Die Lehre von den Gleichungen und ihre Auflösung ist der wichtigste Theil in der gesammten Mathematik. Eine zahlreiche Menge von Aufgaben, welche die gemeine Arithmetik darbietet, läfst sich am leichtesten und kürzesten durch Gleichungen auflösen, und alle Beweise der Elementargeometrie beruhen auf selbigen. Die höhere Mathematik insbesondere beschäftiget sich im ausgebreitetsten Umfange mit der Auflösung der Gleichungen. Eine gut ausgewählte Sammlung algebraischer Gleichungen ist daher ein sehr nützliches Unternehmen, besonders wenn der Sammler dem Unterrichtenden zugleich eine deutliche Anleitung giebt, wie aus den Bedingungen der Aufgabe die sogenannte Fundamentalgleichung gefolgert wird; denn gerade dadurch werden ihm die Grundbegriffe der Wissenschaft selbst, die Verhältnisse, welche die bekannten und unbekannten Gröfsen gegen einander haben, geläufiger, und überhaupt sein Urtheil im Schliefsen bestimmter und schärfer. Der Sammler sollte sich also bey der Auswahl der Aufgaben nicht allein auf arithmetische Fälle einschränken, sondern auch aus anderen Theilen der Mathematik belehrende Beyspiele ausheben, welche sich kurz und einleuchtend in algebraische Formeln einkleiden lassen. Denn da er doch einmal die Gründe von demjenigen Theile der Mathematik als bekannt voraussetzen mufs, aus welchem er Beyspiele herholt: so würde er ohne Zweifel durch Vervielfältigung von Aufgaben aus allen Theilen der Mathematik dem Anfänger desto aufmerksamer auf die wichtige Lehre der Gleichungen machen, und ihm dadurch zugleich belehrender werden. Allein die wenigen Sammlungen algebraischer Gleichungen, welche wir von den Hn. *Uflacker* und *Hirsch* besitzen, und die beiden vor uns liegenden, enthalten gröfstentheils blofs arithmetische Aufgaben. Hr. *Grüson* ist schon als ein vorzüglich guter Mathematiker rühmlichst bekannt, und es hätte ihm gar nicht schwer

schwer fallen können, auch andere, mehr anwendbare Beyspiele aufzufinden. Die Geometrie, Trigonometrie, praktische Geometrie, der mathematische Theil der Naturlehre u. s. f. liefern dergleichen in sehr grosser Menge. Indessen kann Rec. die Sammlung des Hn. *Grüson* dem Anfänger zur Übung mit Recht empfehlen, da sie eine sehr deutliche Einleitung in die Buchstabenrechenkunst, und eine lichtvolle Entwickelung der Bedingungen aller hier aufgeführten Aufgaben enthält.

Auch die kleine Sammlung des Hn. Prof. *Gundlach*, welche sich nicht allein mit Gleichungen vom ersten Grade beschränkt, sondern auch Gleichungen vom zweyten und dritten Grade untersuchet, ist für Anfänger empfehlungswürdig. Der Vf. setzt aber die Kenntnisse der Kunstgriffe, welche bey Auflösung der Gleichungen in Anwendung kommen müssen, voraus, und es werden bloss aus den Bedingungen der Aufgabe die Fundamentalgleichungen angegeben. RF.

KURZE ANZEIGEN.

TECHNOLOGIE. *Glogau*, in d. neuen Güntherschen Buchhandlung: *Beschreibung neuerer Erleichterungen und Verbesserungen bey dem Erdstampf oder Piséebau*, von *Unverricht*, Eigenthümer des Gutes Jauernick bey Schweidnitz. Mit Kupfern. 1803. 91 S. 8. (12 gr.) Der Vf. führt S. 17 die Vortheile des Piséebaues an, die in Wohlfeilheit, Feuerfestigkeit, grösserer Zuträglichkeit für die Gesundheit der Bewohner, Festigkeit und Holzersparung bestehen sollen. Es ist indess ausgemacht, dass diese Gründe nur nach Beschaffenheit der Localumstände richtig seyn können. Der S. 13 angeführte Grund für die Festigkeit der pisirten Wände, wegen des ungetheilten Drucks der Luft, ist ganz unrichtig. Überhaupt wird Niemand daran zweifeln, dass Mauern von Piséesteinen, oder auch von alten Pisée zusammengestampft, nicht fester zusammengedrückt werden können, als gewöhnliche Massivmauern; man befürchtet nur das Erweichen derselben vom anspülenden Regen- und Schneewasser. Die Methode S. 86 die Wände mit Kalk zu bewerfen (welche bloss die bekannte Goldfussische ist) hat sich bisher auch nicht allenthalben als durchaus bewährt bestätiget. Die Beschreibung der zu dieser Bauart nothwendigen Werkzeuge (S. 22) ist sehr genau, und die instructiven Kupfer verdeutlichen alles hinlänglich, obgleich wenig Neues dabey vorkommt, ausser dass der Vf. das Abwechseln der Aufsetzkasten an den Ecken verwirft. Der 6te Abschnitt S. 51 giebt deutliche und hinlängliche Belehrung über das eigentliche Verfahren bey der Arbeit, wobey das Einlegen der gebrannten Ziegel an den Ecken dem Vf. eigenthümlich ist. Auch lässt der Vf. an jeder Seite der Mauer einen 2 Zoll starken Mörtel Streifen mit hineinstampfen, und hiedurch wird den nachtheiligen Wirkungen des Regens Einhalt gethan, auch soll die Masse dadurch schneller trocknen, so dass ein Gebäude, das 4 Sommermonate gestanden hatte, und dann abgeputzt wurde, sich seit einigen Jahren sehr gut erhalten hat. Zuletzt wird des neueren Piséebaues unter der Benennung der Erdquadern gedacht. Ein 12 Zoll lang, 9 Zoll breit und 9 Zoll hoch zusammengestampfter Piséestein soll nach S. 78. 100 bis 120 Pfund wiegen. Des Vf. Bereitungsart dieser Steine ist die alte Methode mit Stösseln. Das ganze Werk ist wegen der Deutlichkeit des Vortrages zu empfehlen. K. j. R.

Hof, b. Grau: *Anleitung zur Ätzkunst besonders in Crayon und Tuschmanier, nach eigenen praktischen Erfahrungen* herausgegeben von *Johann Heinrich Meynier*, Lector der französischen Sprache auf der Universität Erlangen und Lehrer der Zeichenkunst am Gymnasio daselbst. 1804. 230 S. 8. Nebst 12 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 4 gr.) Blicke auf die höhere Kunst würde man freylich in vorliegendem Werke vergeblich suchen, eben so dürfte auch der geübte Kupferstecher wenig Neues daraus erlernen; Dilettanten aber, welche ohne Unterricht von einem tüchtigen Meister sich mit Radiren und Arbeit in Crayon- und Tuschmanier beschäftigen wollen, finden hier eine deutliche Nachricht von mancherley Handgriffen, die ihnen ihr Vorhaben erleichtern können. Die Kupfertafeln stellen theils Werkzeuge dar, theils sind sie bestimmt, die Wirkung der vom Vf. angegebenen Verfahrungsweisen anschaulich zu machen.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Dieterici: *Darstellung geometrischer Wahrheiten für den Künstler, Kaufmann, und überhaupt für den Nicht-Mathematiker*, von *S. Sachs*, königl. Ober-Hofbauamts-Inspector. 1804. VIII u. 86 S. 8. Weil die Mathematik unter allen Wissenschaften den grössten Einfluss auf das praktische Leben äussere, und nicht jeder in seiner Sphäre eine ausgebreitete Kenntniss derselben nöthig habe: so unternahm es, laut der Vorrede, Hr. S. die wichtigsten geometrischen Wahrheiten ohne Beweis darzustellen, und sie so für das gewöhnliche Leben geniessbarer zu machen. Rec. leugnet zwar nicht, dass Vorschriften dieser Art von einigem Nutzen seyn können; allein es liegt auch am Tage, dass sie für denjenigen, der die Mathematik braucht, unvollständig sind, indem er sie nicht gehörig zu prüfen, und mit Sicherheit anzuwenden im Stande ist. Es bleibt also immer sicherer, wenn sich derjenige, der zu seinen Geschäften mathematische Kenntnisse nicht entbehren kann, auch mit den Gründen bekannt macht. Er wird hiezu nicht mehr Zeit anzuwenden haben, als er zur Fassung der ihm vorgeschriebenen Regeln braucht. Auch giebt Hr. S. nicht allemal die leichtesten und richtigsten Ansichten. So ist z. B. die Vorschrift, welche er bey Aufgaben, die zur Regel Detri gehören, gegeben, nicht in allen Fällen richtig: er sagt, man solle den Fragsatz mit dem Mittelsatz multipliciren, und das herauskommende Product durch den Vordersatz dividiren. Allein bey den Fällen, die zur umgekehrten Regel Detri gehören, muss das Product zweyer Sätze durch den Fragesatz dividiret werden, wenn man das richtige Facit haben will. Abschn. II. von den Winkeln wird gesagt, dass das Mass eines rechten Winkels 90 Grade sey. Allein das Mass eines Winkels muss wieder ein Winkel seyn, und es ist bloss etwas Willkührliches, den rechten Winkel in 90 gleiche Theile zu theilen; denn nach der jetzt gewöhnlichen Eintheilung der Neufranken wird der rechte Winkel in 100 gleiche Theile (Grade) eingetheilt, und man könnte daher mit eben dem Rechte sagen, das Mass eines rechten Winkels müsse 100 Grade seyn. Die eigentliche Lehre ist diese: Wenn man aus der Spitze eines Winkels mit jedem willkührlich gewählten Halbmesser einen Kreisbogen macht, diesen in eine Anzahl gleicher Theile theilt, und aus den Theilungspunkten gerade Linien nach dem Winkelpunkte zieht: so wird dadurch der Winkel in eben so viele unter sich gleiche Theile getheilt, als der Kreisbogen hatte. Nimmt man daher den rechten Winkel zum Masse aller übrigen Winkel an: so wird derselbe in 90, 100 u. f. gleiche Theile getheilet seyn, wenn der Quadrant mit jedem willkührlichen Halbmesser in so viel gleiche Theile ist getheilt worden. Daher können weder der Quadrant noch seine Theile das Mass des rechten Winkels seyn. Die Kreisbogen geben bloss das Verhältniss der Theile von dem rechten Winkel an, und es ist folglich der Quadrant, oder die halbe Peripherie, als ein uneigentliches Mass der Winkel zu betrachten. Im Abschn. III handelt der Vf. von den Flächen. Ehe er die verschiedenen Arten der Dreyecke erklärt hätte, würde es sehr zweckmässig und unterrichtend gewesen seyn, den Satz aufzustellen, dass in jedem Dreyecke die drey Winkel zusammen genommen, nicht grösser als zwey rechte Winkel seyn können; denn alsdann würde z. B. die Erklärung von dem rechtwinklichten Dreyecke, dass nur Ein Winkel ein rechter seyn kann, bestimmter und einleuchtender geworden seyn. — Es erhellt aus allem diesen, dass eine Vorschrift ohne beygefügten Grund unsicher ist, und den, welcher sie anwendet, leicht in die Irre führt. RF.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 AUGUST, 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *The Plays of William Shakspeare, accurately printed from the Text of Mr. Steeven's last Edition, with a selection of the most important Notes.* Vol. I. 1804. 456 S. Vol. II. 1804. 388 S. Vol. III. 1805. 312 S. 8. (3 Rthlr.)

Durch *Wielands, Eschenburgs* und *Schlegels* Übersetzungen der Shakspeareschen Schauspiele vorbereitet, und durch das in neueren Zeiten so herrschend werdende Studium der englischen Sprache unterstützt, fing man in Deutschland seit den letzten beiden Decennien sehr eifrig an, den grossen Dichter in dem Originale zu lesen, und fühlte dabey sehr lebhaft das Bedürfniss einer wohlfeilen und zweckmässigen Handausgabe, deren in England eine grosse Menge, von sehr verschiedenem Werthe, erschienen ist, welche gleichwohl diesseit des Kanals immer noch nicht ohne Schwierigkeit zu haben sind. Deutsche Buchhändler berechneten diese Umstände auf das Unternehmen, *Shakspeare's* Werke in Deutschland englisch zu drucken; und so erschienen bereits zwey Ausgaben: die eine von Prof. *Wagner*, (Braunschweig 1797. VII Vols. 8.), und die andere bey *Thurneisen* in Basel (1800). Die Forderungen der Kritik würden dabey folgende seyn. Der Herausgeber muss sich als einen Mann aufstellen, der mit dem Geiste und mit den Formen des Dichters, sowie seiner Vorgänger und Zeitgenossen, innigst vertraut ist, der alle die Hülfsmittel, welche England geliefert hat, aus eigener Ansicht kennt, und die vorzüglichsten benutzt; der die Kunst versteht, mit Geschmack und Correctheit englisch zu schreiben, um die englischen Kritiker zu epitomiren, oder seine eigenen Ideen und Interpretation mit Gewandheit und Kürze in demselben Idiom vortragen zu können. Der Text muss nach den besten Ausgaben mit höchster Correctheit abgedruckt, und bey den vielen, selbst unter englischen Kritikern noch zweifelhaften Lesarten, müssen diejenigen aufgenommen werden, die dem Zusammenhange und dem Geiste des Dichters am meisten entsprechen. Aus dem fast unübersehbaren Meere von *Variorum* Noten, womit die englischen Commentatoren den Dichter ausgestattet haben, und die man in der Reedschen Ausgabe mit überladener Vollständigkeit gesammelt findet, müssen mit umfassender Kenntniss, mit scharfer Urtheilskraft diejenigen ganz kurz ausgehoben werden, welche die schwersten Stellen, entfernte Anspielungen, dunkele und veraltete Wörter erklären. Diese stehen, englisch, unter dem Texte; etwa so, wie bey der Ayscoughschen Ausgabe, oder der, welche vor 14 Jahren bey Rivington in London in 7 Bänden in 8 erschien. Mit drey oder vier Worten kann oft Ein schweres Wort, worüber man in keinem Wörterbuche Auskunft findet, erklärt werden; und es ist zu mühsam und aufhaltend, sie jedesmal in einem Anhange am Ende des Bandes zu suchen. In diesen gehören blofs längere Erklärungen und Entwickelungen, die dort zu viel Raum einnehmen würden. Jedem Schauspiele muss eine gedrängte Darstellung des Plans und der Quellen vorangehen: sowie eine ästhetische Würdigung des Effects, den der grosse Dichter beabsichtigte, und dessen, *was* er geleistet und *wie* er es geleistet hat. Ein so vollständiges als gründliches Shakspearesches Glossarium müsste die ganze Masse von dunkeln Wörtern, die gegenwärtig veraltet sind, oder welche sich der originelle Britte selbst schuf, kritisch interpretiren. Die Engländer haben dergleichen schon, wenigstens im Skelett; aber unendlich viel ist hier noch zu thun übrig, und nur von *deutscher* Gelehrsamkeit und umfassender Kenntniss zu erwarten. Vor allen Dingen wäre aus der, jetzt wiederum so sehr hervorgezogenen, sassischen Sprache für eine logische Etymologie der alten Wörter, sowie für die Entstehung des ganzen inneren Baues der englischen Sprache unendlich viel zu holen und zu thun! — Der Britte kann und wird hier nie viel leisten; nur der *Deutsche kann* das; und ihm dürfte es vorbehalten seyn, der Welt ein Glossarium über *Shakspeare*, seine Vorgänger und Zeitgenossen zu liefern, dergleichen noch nicht da ist. Ja, würde ein solches Glossarium noch weiter ausgedehnt, und von *Chaucer* bis auf *Milton* heruntergeführt, und zugleich auf die verwandten Dialekte der dänischen, schwedischen und frisischen Sprachen Rücksicht genommen: so könnte dadurch ein Werk entstehen, das für das gründliche Studium der früheren Periode der englischen Dichtkunst von ausserordentlichem Gewinn seyn, und eine für sich bestehende interpretirende Einleitung zu derselben werden müsste. Der Gelehrte in England kennt die alte Sprache der Sassen gar nicht; oder, was er davon weiss, ist so dürftig, so unzusammenhängend und einseitig, so falsch angesehen und verstanden, dass diese armselige Buchstabenkenntniss nie zu dieser so reichen Fundgrube ächter und glücklicher Sprachforschung vordringen kann. Ein zweckmässiger

ger Index, nach Anleitung des Ayscoughschen, nur minder weitläuftig und ins Einzelne gehend, müsste das Ganze beschliessen.

Diess wären etwa, *in nuce*, die Forderungen, welche Rec. immer an den Herausgeber eines *Shakspeare's* in Deutschland machte, und nach welchen er, vor Jahren schon, in England selbst den Gedanken fasste, selbst eine solche Ausgabe zu versuchen. Im Besitz bedeutender und kostbarer Hülfsmittel, begünstigt durch mancherley Verbindungen mit gelehrten Engländern, seit zwanzig Jahren mit dem Dichter vertraut, den er jungen Britten zu erklären wiederholt aufgefordert wurde, glaubte er einigen Beruf dazu zu haben. Andere sind ihm zuvorgekommen; eigene Arbeiten anderer Tendenz haben die Ausführung hinausgesetzt. Bis jetzt ist das Ideal, das ihm beständig vorschwebte, noch nicht erreicht. Hr. Prof. *Wagner* hat nichts, als den Text geliefert, und der versprochene Commentar ist nicht erschienen. Die Baseler Ausgabe ist ein vollständiger Nachdruck der Dodsley-Reedschen, die, so vortrefflich auch in ihrer Art, wenig geeignet ist, für das Bedürfniss der grossen Majorität von Lesern des Continents zu sorgen, und dabey so kostbar, das nur wenige sie kaufen können.

In der vor uns liegenden Ausgabe sind jene Forderungen ebenfalls nicht befriediget; allein sie bereitet ihnen vielleicht den Weg, und überzeugt noch lebendiger von der Richtigkeit des Gesichtspunktes, von welchem sie ausgehen. Irret Rec. nicht, so ist sie ein blosser Nachdruck von folgender: *The Plays of William Shakspeare, neatley and accurately printed from the complete and elegant edition, published by G. Steevens in 1793 in 15 Vols.* 8. (bekanntlich, die oben erwähnte Reedsche) *with a careful selection of the most important notes. In eight Vols.* 12. (2 Guin.) die er nicht bey der Hand hat, um sie vergleichen zu können. Wenigstens rühren die Noten daher. Die Auswahl derselben, wenn sie anders ausgewählt, und nicht blofs abgedruckt sind, wie die englische Ausgabe es vorschrieb, läfst noch sehr viel zu thun übrig. Sie enthalten nichts Eigenthümliches von dem deutschen Herausgeber; im Gegentheil sehr oft viel überflüssiges für den deutschen Leser: noch öfter lassen sie schwere Stellen und Wörter, wo alle unsere Wörterbücher schweigen, ohne alle Interpretation und Aufhellung. Wie soll der Anfänger, oder der ungeübte Leser sich nun da helfen? — Vielleicht wusste es der Herausgeber selbst nicht! — Wir müssten eine eigene Abhandlung schreiben, wenn wir die Beweise beybringen wollten. Ungleich bequemer und zweckmässiger wäre es auch, wenn alle kurzen Worterklärungen unter dem Texte fortliefen, und nur die ausführlichen sich am Ende gesammelt fänden. Das Äussere also, Correctheit, Druck und Papier wären die nächsten Erfordernisse, wodurch diese Ausgabe eine gute Aufnahme suchen müsste; und wirklich verdient sie von dieser Seite alle Empfehlung. Die Schrift passt sehr gut zu dem bequemen Taschenformate; das Papier, wenn gleich etwas dünne, ist weiss, und die Correctur ist mit vieler Aufmerksamkeit besorgt. Nur hin und wieder sind wir auf kleine Unrichtigkeiten gestossen, die den Druck entstellen. Wir wünschen, dass der Verleger durch einen schnellen Absatz aufgemuntert und unterstützt werde, auf eine Ausgabe zu denken, wie wir sie in einem leichten Umrisse angedeutet haben; eine Ausgabe, die, gehörig verstanden und mit Kenntniss und Talent ausgeführt, Deutschland zur Ehre gereichen, und den selbstsüchtigen Britten zu dem Geständnisse nöthigen könnte, dass er auch hier noch viel von uns zu lernen habe. Das schön gearbeitete Portrait *Shakspeares*, das dem ersten Bande beygefügt ist, wird den Käufern eine angenehme Zugabe seyn. Schade nur, dass es keine Abbildung nach dem Leben ist und seyn kann! Das einzige Gemälde von *Shakspeare*, das auf Originalität Anspruch macht, ist durch ein unvorsichtiges Reinigen, oder einen anderen Zufall geworden, wie *Reed* sagt, wenig besser als:

„the shadow of a shade,"

und die vielen Kupferstiche, die wir von ihm haben, sind keinesweges Darstellung der Natur, sondern blofs ein Product der Kunst und der Phantasie. Eben desswegen hat die Reedsche Ausgabe auch keinen derselben aufgenommen. A—Z.

ALTENBURG, b. Rink: *Bibliotheca Castellana, Portugues y Provenzal*, por Dr. *H. Schubert*. T. I. 1804. 224 S. 8.

Dieses Unternehmen hat, besonders für unsere Zeit, wo man endlich angefangen, die Poësie der blühendsten Zeiten des Mittelalters, und jener glücklichsten und heitersten Länder des südlichen Europa's mehr und mehr zu würdigen, ein sehr entschiedenes Verdienst. Man hat endlich jene rohe Anmassung, welche mit stolzer Verachtung auf die Jahrhunderte einer vermeintlichen Barbarey herabsah, wenigstens zum Theil abgelegt, und wohl erkannt, dass jenen Zeiten die nämliche Sonne geschienen habe, als uns; auch ihnen war der Frühling heiter, und die Liebe gesellte sich zu ihnen nicht minder, als zu den unsrigen: so war ihnen auch das Heilige heilig, und mit frommer treuer Inbrunst hat man auch in jenen Jahrhunderten das Höchste erkannt, nach ihm gestrebt. War es doch zu allen Zeiten eine Erde, ein Gott, und ein vielfach strebendes Geschlecht der Menschen. — Aus seinen Werken hat man das Mittelalter vornehmlich höher würdigen lernen, und endlich hat man auch die bunte, jugendliche Poësie desselben mit neuer Liebe und ernster Unparteylichkeit aufgenommen. Man hat den Wahn abgelegt, als ob damals die Kunst von der Erde gewichen sey, und als ob vornehmlich die Spanier und Portugiesen (eben die liederreichsten Völker) völlig arm an Gedichten, als ob diese allein unter allen Völkern von der Kunst versäumt wären. — Die vor uns liegende Bibliothek giebt in dem ersten Bande eine sehr interessante und ausführliche Nachricht, von den ältesten spanischen Dichtern vor dem 15 Jahrhundert, von denen man einige bisher in Deutschland selbst dem Namen nach nicht gekannt hat. Selbst die Spanier begonnen bis auf *Sanchez* (dessen Notizen der

der Vf. benutzt hat) die Geschichte ihrer Dichtkunst mit dem *Juan de Mena* und *Poscan de Garcilasso*, welche beide zu Anfang des 15 Jahrhunderts lebten. Vor ihnen hat aber eine sehr ansehnliche Zahl von Dichtern gelebt und gedichtet. Ein altes Epos (*El Poema de Alexandro*), das dem Rec. besonders für die Geschichte der Künste und Wissenschaften des Mittelalters merkwürdig scheint, und das in seiner wunderlichen Anlage und Manier doch vieles Schöne und Eigenthümliche enthält, ist wahrscheinlich bald nach dem ältesten Gedicht der Spanier, dem Gedicht vom Cid, entstanden. Der Vf. jenes Gedichts vom Alexander war ein gewisser *Lorenzo d'Astorga*, der gegen die Mitte des 14 Jahrhunderts gelebt zu haben scheint. Vor diesem und etwa ein halbes Jahrhundert später als der Vf. des Gedichts vom Cid, dichtete ein gewisser *Gonzalo de Berceo* viele Gedichte, gröſstentheils mystischen Inhalts, wovon aber einige (besonders *El lucto de la Virgen el dia de la Pasion de su fijo*) die zarteste Liebe und Inbrunst athmen. Die älteren spanischen Dichter, welche man in der angeführten Bibliothek genannt findet, und deren Namen meist in dem daselbst übersetzten, äuſserst merkwürdigen Brief des ersten *Marques de Santillana*, (Namens *Iñigo Lopez de Mendoza*, geboren 1398 gestorben 1458,) nebst einigen Urtheilen des *Marques*, der ein groſser Verehrer des *Dante* und selbst Dichter war, enthalten sind, sind folgende: Nach dem merkwürdigen Gedicht vom Cid, dessen Vf. unbekannt, das aber sehr wahrscheinlich schon in der Mitte des 12 Jahrhunderts gedichtet ist, stehen der Zeitfolge nach die Gedichte des *Gonzalo de Berceo*, (lebte zu Anfang des 13 Jahrh.). Hierauf scheint uns ein (wahrscheinlich verloren gegangener) Roman, *Votos del Puvon* genannt, welchen der *Marques* in seinem Briefe anführt, und nach diesem das Gedicht vom Alexander (von *Lorenzo d'Astorga*) gestellt werden zu müssen; wenigstens kömmt die Sprache im letzteren Gedicht der, welche in den Poësieen des *Berceo* herrscht, sehr nahe, sie ist voll lateinischer, provensalisch- und lemosinischer sowie voll altfranzösischer Worte, wie es die älteste spanische Sprache zu seyn pflegt. Noch in der Mitte des 13 Jahrh. dichtete König *Alfonso* der Weise, ein Sohn *Fernando's*. Hierauf im 14 Jahrh. dichteten *Juan Ruiz* (ohngefähr 1336), *Pero Lopez de Ayala*, der Ältere, und *Macias* oder *Mathias*, mit dem Beynamen der Liebende (*el enamorado*). Der erstere dichtete meist mystische, der andere in seinem *Rimado del Palacio* halb politische Reime, die Gedichte des *Macias* scheinen aber nach den wenigen Proben, die wir noch davon haben, jenen schönen Beynamen des Dichters völlig zu rechtfertigen. Hierauf folgen *Don Juan de la Cerda*, *Pero Gonzalez de Mendoza*, der *Rabbi Santo*, *Alonzo Gonzalez de Castro*, der Archidiaconus von *Toro*, *Garci Fernandez de Gerena*, und vor allen die berühmtesten und beliebtesten Trobadoren ihrer Zeit, *Alonso Alvarez de Illiezcas* und Meister *Franzisco Imperial* (*Ginoves*), welche alle um das Ende des 14 und den Anfang des 15 Jahrhunderts zu setzen sind, sowie *Pedro Velez de Guevara*, *Fernan Perez de Guzman*, der Herzog *Fadrique de Castro*, *Juan de Gayoso*, *Alfonso de Morana* und *Fernan Manuel de Lando*. Dieſs sind die ältesten spanischen Dichter, von denen die Bibliothek einige Notizen giebt, denen an mehreren Orten Proben altspanischer Gedichte beygefügt sind. Zugleich wird man darin einige schätzenswerthe Notizen über einige der ältesten portugiesischen und lemosinischen Dichter finden. Rec. kann diese Gelegenheit nicht vorüber lassen, ohne eines alten, äuſserst seltenen spanischen Cancionero's zu erwähnen, der sich unter den vielen Schätzen der Dresdner Bibliothek befindet. Er scheint dem Drucke nach, welcher altgothisch und ohne alle Interpunction ist, aus dem 15 Jahrhundert (die Jahreszahl ist nicht angegeben) zu seyn, und enthält die meisten Gedichte der ältesten spanischen Dichter aus dem 14 und 15 Jahrhundert. Sein Titel ist: *Cancionero general de muchas y diversas obras, de todos, o de los mas principales trobadores despaña en lengua castellana assi antiguos como modernos, en devocion, en moralidad, en amores, en burlas, romances, villancicos, canciones, letras de invenciones, motes, glosas, preguntas, respuestas, compilado y maravillosamente ordenado por hernando del castillo.* Es finden sich in dieser seltenen Sammlung die Gedichte von 138 alten spanischen mit Namen genannten Dichtern, von denen wenigstens die gröſsere Hälfte im 15 Jahrhundert gelebt und gedichtet hat, während nur die geringere Zahl aus den früheren Zeiten scheint. Merkwürdig ist es, daſs in diesem beträchtlichen Folianten, welcher eine so vollständige Sammlung alter spanischer Gedichte enthält, sich auch nicht ein einziges findet von jener Gattung, die man gewöhnlich Romanzen nennt, von welcher doch, wie man oft fälschlich geglaubt hat, die älteste spanische Poësie ausgegangen seyn soll. Es ist allerdings eine Abtheilung dieses *Cancionero* überschrieben: *Los romances*; diese Romanzen sind aber nichts anders, als eine Art leichter Liebesgedichte, welche alle nach Einer Norm gedichtet scheinen. Zur Probe möge hier nur eine der kürzesten stehen:

Maldita seas ventura
que assi me hazes andar
desterrado de mis zierras,
de donde soy natural;
por amar una señora
la qual no deviera amar.
Adame la por mi bien,
y saliome por mi mal,
por que ame donde nospen
galardones alcanzar.
Por hazer plazer amor
amor me hizo pesar.

Denen, welche die eigentliche Bedeutung des Worts *Romançe* und *Romançär* vor Augen haben, wird dieses freylich nicht befremdend vorkommen, staunen würden sie aber allerdings, wenn sie in einer so beträchtlichen Sammlung, statt der in der altspanischen Poësie einzig und ausschlieſslich geglaubten (sogenannten) Romanzen, auch nicht eine Spur von diesen, sondern nach Art der Gedichte der Trobadoren: Hymnen an Marien und andere Heroen der katho-

katholiſchen Religion, Liebeslieder, Streitgedichte und ſogenannte *preguntas* u. ſ. w. erblickten.

Das Gedicht vom Cid, um wieder auf das erwähnte Werk zu kommen, macht den vorzüglichſten Inhalt des erſten Bandes dieſer Bibliothek aus. Es trägt in Sprache nicht minder als in der Versart das Gepräge eines ſehr hohen Alterthums. Es iſt naiv, und an vielen Stellen ſehr rührend. An poëtiſchem Werth ſteht es vielleicht dem alten Gedicht von den *Haymons*-Kindern am meiſten paralell; ſonſt iſt es aber für die Geſchichte der ſpaniſchen Poëſie ſehr charakteriſtiſch und bedeutend, indem, wie der *Cid Ruy Diaz* den ſpäteren ſpaniſchen Helden ein Vorbild war, ſo aus dieſem Gedicht das älteſte Ideal der Dichtung, das dem ſpaniſchen Geiſt in jenen Zeiten vorſchwebte, hervorleuchtet. Rec. erlaubt ſich hier den Anfang des Gedichts treu und faſt wörtlich überſetzt, ſo wie ganz in derſelben Versart (Reime und Aſſonanzen) beyzufügen. Im Anfang des Gedichts, ſo weit es bis auf unſere Zeiten gekommen, fehlen einige Seiten, worin wahrſcheinlich die Verwüſtungen beſchrieben waren, welche auf dem Schloſs des *Ruy Diaz* auf Befehl König *Alonſos*, bey welchem ihn ſeine Feinde verläumdet hatten, angerichtet worden waren:

— — — — — — — — — —

Da ihm die Augen alſo heftig thauen,
Da wendet er das Haupt (den Gräul) zu ſchauen.
„Ich ſehe Thür und Käſten ſind zertrümmert
Die Stangen leer, da Fell und Mäntel hingen,
Da ſonſten Falk und Adler bunt geſchimmert.“ —
— Da ſeufzt mein Herr, gar inniglich bekümmert,
Es ſprach mein Herr gar gut und ernſte Rede:
„Geprieſen ſeyſt du Vater in der Höhe!
Das haben mir die Feinde angerichtet.“ —
Hier zogen fürther ſie mit ſchneller Eile,
Ein Rabe flog am Forſt zur rechten Seiten
Und einer links, da ſie gen Burgos reiten.
Die Schultern zuckt mein Herr, und ſchaut empor:
„Das Land, o Alvar Fanez, muſs ich meiden“
Durch Burgos ritt mein Herr, mit ſeinen Schaaren
Und ſechzig Fähnlein Reuter mit ihm waren.
Da kommen Mann und Frauen, ihn zu ſchauen,
Die Bürger ſammt den Weibern ſtehn am Fenſter,
Sie weinen heftig, alſo tief bekümmert,
Und alle riefen laut mit einer Stimme:
Gott welch ein treuer Lehnsmann war der Ritter!
— Verlangend ihn zu laden wagts doch keiner,
Denn groſs war König Don Alfonſo's Zürnen,
Gen Burgos ward vor Nacht deſſelben Schreiben,
Gar ernſt und ſehr beſiegelt dargebracht:
„Daſs keiner herbergt meinen Herrn zu Nacht,
Sonſt treffe ihn der ſtreng' und wahre Ausſpruch,
Daſs er verliere Güter ſammt den Augen
Und überdem noch Leib und Seele, beide“
— Da trugen groſses Leid die Chriſtenleute,
Und ſuchten ſchweigend meinen Herrn zu meiden.
— Der Kämpe eilt, die Herberg zu bereiten
Er fand verwahrt die Thür von allen Seiten,
Aus Furcht vor'm König, der es ſo bereitet:
„Daſs wenn er ſie nicht ſprengt, ſie Keiner öffnet.“ —
Es riefen laut die Leute meines Herrn,
Doch die von innen wolltens nicht erwiedern.
Da ritt mein Herr in Eile zu der Thür.
Und ſtieſs mit bügelfreyem Fuſs dafür.
Die Thüre ging nicht auf, die wohl verſchloſſen,
Ein Mägdlein von neun Jahren kam herfür,
„O Held der ſtets zum Heil das Schwerdt gegürtet,
Der König wills nicht, Abends kam ſein Schreiben
Gar ſehr beſiegelt, das uns ſtreng beſagte,
Daſs keiner Euch hinein zu laſſen wagte,
Wofern er Haus und Hof nicht wolle laſſen,
Die man ihm ſammt dem Augenlichte nähme. —
Was frommts Euch, Herr, daſs ſolches Leid uns treffe,
Euch möge huldreich, Gott der Höchſte helfen.“ —
Das Mägdlein ſprachs und ging ins Haus zurück.
Da ſah mein Herr, wie ihm der König zürnte,
Die Thüre lieſs er, ritt durch Burgos ſchnelle,
Und ſtieg vom Pferd bey St. Mariens Schwelle,
Da knieend, betet er von ganzer Seelen,
Als er gebetet ritt durchs Thor der Helde,
Daſs er zur Herberg Arlanzon erwählte.
Er hielt bey dieſer Stadt im freyem Felde,
Hier ſtieg er ab, hier ſchlug er auf die Zelte.
Mein Herr, der ſtets zum Heil das Schwerdt gegürtet,
Der blieb im Feld, da keiner ihn bewirthet.
Wo ihm ſo nahe Freunde und Bekannte,
Da weilt mein Herr, als wärs im öden Lande etc.

Aus dieſem Anfang wird ſich vielleicht ohngefähr die Manier dieſes alten Gedichts erkennen laſſen, welches aber in ſeiner Mitte noch weit ſchönere und poëtiſchere Stellen enthält. Intereſſant iſt die Geſchichte der Grafen von Carrion und der Töchter des Cid, intereſſant ſind die meiſten früheren Abentheuer des Cid, vor und nach der Eroberung Valenzias. Man darf freylich an dieſes einfältige Kind einer alten treuen Zeit nicht die Forderungen machen, welche wohl an ein Heldengedicht der neueren Zeit gemacht werden können; auch hat ſein Vf. wohl nicht im mindeſten ein Epos im hohen Sinne, ſondern nur die treue Erzählung der Thaten des gröſsten Helden der alten ſpaniſchen Geſchichte, des *Cid Ruy Diaz* geben wollen. Doch hat das Gedicht vom Cid unſtreitig einen höheren poëtiſchen Werth als das Gedicht vom Alexander, das doch ſchon aus weit gebildeteren Zeiten ſcheint. — Der Vf. der Bibliothek hat dem Gedicht vom Cid noch einen Index angehängt, in welchem die, in neuerer Zeit nicht mehr gebräuchlichen Wörter aus der altſpaniſchen Zeit erklärt ſind. Er ſcheint gröſstentheils nach dem Index, der ſich an der Ausgabe des Gedichts vom Cid von Sanchez (in der *Colleccion de Poesias Castellanas anteriores al ſiglo XV*) befindet, gearbeitet; doch weicht er von dieſem oft ab, und hat einige nöthige Zuſätze.

So hat dieſe Bibliothek auf eine nicht unwürdige Weiſe begonnen, und ihre Fortſetzung*) wäre höchſt zu wünſchen, damit das Studium ſo fruchtbarer Sprachen und einer ſo blühenden poëtiſchen Welt endlich Allen zugänglich, Allen erleichtert werde. Was ſich an dieſem erſten Bande mit Recht tadeln lieſse, iſt die Weitläuftigkeit einiger Stellen jener oben angeführten Notizen, (z. B. die über das Buch vom Schatz u. ſ. w.), welche wohl conciſer ſeyn könnten. Wozu die weitläuftigen Anführungen der Streitigkeiten *Sarmiento's* und Anderer? Doch wird hoffentlich der Vf., ſo wie ihn noch wichtigere Gegenſtände der ſpäteren ſpaniſchen Poëſie ernſter und ernſter anziehen werden, jene Weitläuftigkeit der hiſtoriſchen Bemerkungen, die nur eine geringe Zahl Literatoren, nicht die wahren Jünger der Kunſt intereſſiren können, von freyen Stücken aufgeben.

ΣKP.

*) Nachdem dieſe Recenſion bereits eingegangen war, iſt von der *Bibliotheca Castellana* der 2 Band 1804. 405 S. erſchienen. (Beide Bände koſten 3 Rthlr. 4 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 AUGUST, 1805.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Schüppel: *Monographia Siricum Germaniae atque generum illis adnumeratorum*, auctore *D. Fr. Klug*, cum tabulis aeneis coloratis VIII. 1803. XII u. 64 S. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. übergiebt dem entomologischen Publicum diese Monographie als eine Probe, wie er die ganze Ordnung der Piezaten zu bearbeiten gedenkt, um in der Folge ein allgemeines System über diese Insecten herauszugeben. Er bittet die Freunde der Entomologie, wenn sie nach dieser Probe ihn geschickt zu seinem Unternehmen glauben, ihm neue und zweifelhafte Arten aus dieser Ordnung mitzutheilen, damit sein Werk einen höheren Grad der Vollständigkeit erreichen könne. Bey Bearbeitung dieser Monographie war der Vf. noch fast blofs auf seine eigene Sammlung beschränkt. Deshalb lieferte er auch jetzt nur eine genaue Auseinandersetzung der deutschen Arten, die ihm alle aus Autopsie bekannt waren; denn zu einer vollständigen Monographie fehlten ihm noch einige ausländische Species. Monographie der europäischen *Sirices* hätte er seine Schrift nennen können, da sich bis jetzt in Europa keine sichere Art dieser Gattung gefunden hat, die nicht auch in Deutschland vorkäme. Nur *Sirex Struthiocamelus Villers* ist dem Vf. noch zweifelhaft; doch glaubt er, es könne wohl eine Varietät des Männchens von *Sirex Juvencus* seyn. *Sirex reflexus* desselben Autors gehört aber nach des Vf. Versicherung gar nicht zu dieser Gattung, selbst nicht im weitesten Sinne, sondern ist entweder *Ichneumon cultellator*, oder doch ein diesem sehr verwandtes Insect, von dem der Vf. bemerkt, dafs es mit Unrecht von *Fabricius* zu *Ophion* gebracht sey, und wohl eine eigene Gattung auszumachen verdiene.

Rec. freut sich, in dem Vf. dieser Schrift einmal wieder einen Entomologen zu sehen, der den Regeln, welche die Natur und aus Beobachtung der Natur abstrahirte Erfahrung heiligen, mit Festigkeit und Wärme anhängt, der nicht die Schwierigkeiten scheut, sorgfältig die kleinen Mundtheile, die allein ein festes entomologisches System geben, zu analysiren, und der sich nicht von dem unseligen Hange nach so genannten natürlichen Systemen, einem Hange, der jetzt die gröfsere Menge von Entomologen gewaltsam ergriffen hat, weil ein paar achtungswürdige Männer an der Spitze dieser antifabriciusschen Schule stehen, hat verleiten lassen, die sichere, freylich schwierigere Bahn entomologischer Untersuchungen zu verlassen.

Die meisten Entomologen, welche Selbstuntersuchungen scheuen, glauben, wenn sie ein vages, anders modificirtes künstliches System, das ohne bestimmte Gesetze auf alle Theile des Insectenkörpers zur Begründung von Gattungen Rücksicht nimmt, als Leitfaden wählen, sie folgen einem Systeme, das dem letzten Zweck des Studiums, dem Systeme der Natur, welches nur unserm Verstande denkbar, aber nie zu erreichen ist, sich in einem hohen Grade genähert hat, oder wohl gar dieses schon selbst ist. Ohngefähr eben so wie diese nicht selbst untersuchenden, blindlings folgenden Entomologen, denken denn auch die Begründer solcher Systeme, die allseitige Verwandtschaften und Abweichungen zur Basis wählen, und sich nicht an streng künstliche, von Einem Theil, oder von Theilen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen, abstrahirte Charaktere binden wollen. Es ist nicht schwer, einzusehen, dafs die Vertheidiger dieser Meinung den Gesichtspunkt, aus welchem man die reine Systematik betrachten mufs, dafs sie nämlich *sicheres* Auffinden der Naturkörper bewerkstelligen soll, aus den Augen verlieren, und sich durch scheinbare Leichtigkeit ihrer Systeme täuschen lassen. Sicherheit kann man nur von einem System erwarten, das sich streng künstlich an feste Gesetze bindet. Ein solches kann zur Grundlage irgend einen Theil des Insectenkörpers oder mehrere, die zusammen eine Einheit ausmachen, wählen, darf aber diese nie mit anderen Theilen vermengen, weil dadurch die, jedem wissenschaftlichen System, so auch dem entomologischen, durchaus nothwendige Einheit des Princips gestört wird. Diefs ist des Rec. entomologisches Glaubensbekenntnifs, der ungern der Anarchie zusieht, die seit mehreren Jahren in der Entomologie herrscht, und welche nicht eher aufhören wird, bis so gründliche Forscher, wie unser Vf., durch glückliche Ausführung die Vortheile künstlicher Systeme immer deutlicher beweisen. Die von den Mundtheilen entlehnten Kennzeichen für das entomologische System, auf die zuerst *Fabricius* aufmerksam machte, (eine Idee, die seinen Namen in den Annalen der Entomologie stets unsterblich machen wird,) verloren besonders durch *Fabricius* selbst, weil er nicht stets diese Theile mit der gehörigen Sorgfalt untersuchte, einen Anhänger nach dem andern, da die Gegner dieses Systems individuelle Fehler, welche *Fabricius* beging, mit grellen Farben als Fehler des Systems aushoben, und so die

die Schaar der nicht selbst genau prüfenden Entomologen täuschten.

Durch den Vf. dieser Schrift gewinnt die geringgewordene Zahl streng systematischer Entomologen wieder ein schätzbares Mitglied, und nichts ist mehr zu wünschen, als dass für die verschiedenen Zweige der Entomologie Männer aufstehen mögen, die mit eben dem Geist und Scharfsinn, mit eben dem hohen Grade analytischer Gewandheit, wie der Vf. ausgerüstet, die Bearbeitung derselben unternehmen. Dann werden der individuellen Fehler weit weniger, und den Gegnern nicht Gelegenheit geboten werden, diese fälschlich gegen das System selbst zu benutzen.

Die Mundtheile, welche nach einer leicht anzustellenden Schlussfolge, die besten Repräsentanten für den ganzen Organismus jedes Thiers, mithin des Insects sind, zieht auch unser Vf. zur Charakterisirung der Insectengattungen, jedem anderen Kennzeichen, als Grundlage künstlicher Systeme, mit Recht vor. Er verbreitet sich in der Vorrede besonders über das neue Piezaten-System des trefflichen *Jurine*. Rec., der das Vergnügen hatte, als er einige Zeit lehrreich bey Hn. *Jurine* zubrachte, sich eine genaue Einsicht in dieses System zu verschaffen, welches die Deutschen nur aus *Panzers* Anzeige in der Erlang. Lit. Zeit. vom May 1801 kennen, denkt über dasselbe gerade wie Hr. *Klug*. Dieser, indem er die Verdienste *Jurines* um die genauere Untersuchung der Flügel der Piezaten, als zur genaueren Kenntniss der einzelnen Insectentheile sehr wichtig, nach Würden schätzt, sagt: er sey überzeugt, dass diese Untersuchung als Hülfskennzeichen bey zweifelhaften Arten sehr leiten könne, weil oft Verschiedenheiten im Geäder der Flügel mit Verschiedenheiten in den Mundtheilen coexistiren, aber als Hauptbasis des Systems bey den Piezaten verwirft er es mit Recht aus folgenden Gründen. Im allgemeinen billigt er es nicht, dass Hr. *J.* bisweilen neben dem Flügelgeäder *mandibulas* und *antennas* mit zu Charakteren benutzte, weil dadurch die Einheit des Systems gestört wird. Doch davon abgesehn, scheint es dem Vf. auch deshalb verwerflich, weil es auf Charakteren beruht, die sich nicht bey allen anderen Insecten-Ordnungen anwenden lassen. Er fragt sehr richtig die selbst in Deutschland zahlreich gewordenen Anhänger dieses Systems, das sich allerdings durch Leichtigkeit auszeichnet, ob sie jeder Insecten-Ordnung ein eigenes Princip zum Grunde legen wollen? Dass man durchaus nicht bey den verschiedenen Abtheilungen der Insecten verschiedenartige Principe einführen dürfe, glaubt Rec. besonders einleuchtend zu machen, wenn er anführt, dass dadurch jede Vergleichung aufgehoben wird, aus der ja einzig die Verschiedenheiten sich ergeben. Wenn man bey einer Ordnung Füsse, bey der anderen Flügel, bey der dritten Mundtheile u. s. w. als Principe für die Zerfällungen annimmt: so findet ja gar keine Vergleichung, mithin kein Auffinden von Verschiedenheiten zwischen den *Ordnungen* statt. Allen Ordnungen muss daher ein und dasselbe Princip zum Grunde liegen, damit man die Verschiedenheiten, die sich in den zum Princip angenommenen Theilen bey den verschiedenen Ordnungen finden, als comparative Charaktere aufstellen könne. Die Zahl der flügellosen Piezaten, und die Gattungen ohne Flügelgeäder scheinen dem Vf. ebenfalls ein wichtiger Einwurf gegen die Jurinische Methode, sowie auch die Variationen des Flügelgeäders bey verwandten Arten derselben Gattung, und die Übereinstimmung desselben bey wesentlich verschiedenen, z. B. *Larra* und *Bembex*, *Sphex* und *Scleriphon*. Je häufiger zu dem Jurinischen System, ohne genaue Prüfung desselben, sich Anhänger fanden: um so mehr glaubte Rec. des Vf. triftigen Gründe gegen dasselbe ausheben zu müssen.

Jurines Abweichungen von dem einzigen Princip des Flügelgeäders scheinen Rec. auch ein redender Beweis für künstliche Systeme nach den Mundtheilen zu seyn. Denn auf andere, minder wesentliche, minder constante, Theile gebaute Systeme vermögen nicht leicht ihre Einheit des Princips zu erhalten, weil die Vff. derselben doch nicht zu sehr gegen das, was die Natur deutlich ausspricht, sündigen wollen, weil sie dann andere Theile mit benutzen, und so in gemischte Systeme verfallen.

Unser Vf. hat das Problem, Gattungen nach den Mundtheilen deutlich und bestimmt zu charakterisiren, zur vollkommenen Zufriedenheit gelöst; so, dass auch gewiss die Gegner dieser Methode ihm ihren Beyfall nicht werden versagen können. Das Einzige, was Rec. nicht billigt, ist, dass der Vf. unnöthiger Weise bey dem Charakter der von ihm angenommenen Gattungen die Antennen mit aufführt. Rec. glaubte diess vorausschicken zu müssen, um die Leser mit dem Geiste, der in dieser Schrift herrscht, bekannt zu machen, und wendet sich nun zum Speciellen, von dem er die wichtigsten Resultate kurz angeben wird.

Alle deutschen Insecten, welche *Fabricius* in der Gattung *Sirex* ehedem zusammenstellte, die zum Theil nach minder sicheren Kennzeichen von anderen schon in Gattungen zerfällt waren, versieht der Vf. mit festen Gattungscharakteren, bestimmt die Arten genau, berichtiget sorgfältig die Synonymie, citirt mit Selbstprüfung die hauptsächlichsten Schriftsteller, und fügt so schöne Abbildungen der Gattungskennzeichen, Arten und zum Theil Varietäten hinzu, wie man sie selten erblickt. Bey den einzelnen Gattungen giebt er erst eine *diagnosis generis*, dann eine genaue *descriptio*, welcher er, so viel es ihm bekannt war, die allgemeinen Verschiedenheiten der Geschlechter, die Art der Metamorphose, den Aufenthaltsort, die Weise des Fliegens, und den Schaden, den etwa eine Gattung verursacht, folgen lässt. Die einzelnen Arten werden meistens neu diagnosirt, treffend beschrieben, und die oft zahlreichen Varietäten und Verschiedenheiten der Geschlechter, so viel wie möglich, angegeben. Die Gattung *Oryssus*, welche *Fabricius* im

Suppl.

Suppl. Entom. syst. zuerst aus *Sirex vespertilio* begründete, macht den Anfang. *O. vespertilio* Taf. I. Fig. 1—3 ist die einzige hier aufgezählte Art, zu der das Synonym *Sphex abietina Scop. Entom. Carn.* gehört, und dessen Männchen *Oryssus coronatus Fabr. Suppl.* ist. Das von *Christ* (v. d. Bienen Taf. XXVI. Fig. 5) unter dem Namen *Sphex abietina Scop.* abgebildete Insect erklärt der Vf. für einen *Pompilus Fabr.*, über den er nichts habe ausmachen können. *Hybonotus Kl. Jurine* setzte unter dem Namen *Urocerus* aus *Sirex Camelus* und *Dromedarius* ein eigenes *genus* fest, welches der Vf. annehmen zu müssen glaubte. Den Namen zu ändern, und statt desselben *Hybonotus* einzuführen, bewogen ihn mehrere Gründe, welche allerdings zu einer solchen Veränderung das Recht geben. Nur den letzten kann Rec. unmöglich für vollgültig achten. Dieser bezieht sich nämlich blofs darauf, dafs der Name *Hybonotus* paffender fey, als *Urocerus*. Diefs darf nie in Betracht kommen, denn ficher laffen fich für die meiften Gattungen paffendere Namen finden. Der Charakter diefer Gattung ift: *Maxilla compressa intus unidentata, Labium cylindricum integrum medio palpigerum. H. Camelus* Taf. I. Fig. 4. 5 und *H. Dromedarius*, Taf. I. Fig. 6—7 find die beiden einzigen deutfchen Arten. Das Citat aus *Scop. Ent. Carn.* 742, welches *Fabricius* zu *Sirex Camelus* zieht, gehört nach dem Vf. zu *Ichneumon persuasorius Linn. Sirex.* Hiftorifch werden die von *Linné, Geoffroi, Fabricius, Lamark* diefer Gattung beygelegten Charaktere vorausgefchickt. Der vom Vf. angegebene Charakter ift: *Labium cylindricum integrum medio inflexum corneum, Maxillae breves, subulatae, incurvae acuminatae, Palpi brevissimi, inaequales, anteriores cylindrici, posteriores longiores subclavati pilosi.* Nach der auffallenden Verfchiedenheit der Palpen, die wohl berechtigt hätte mehrere Gattungen aus *Sirex* zu machen, theilt der Vf. diefes *genus* in Familien. *Familia I. Palpi anteriores biarticulati, articulis brevissimis cylindricis aequalibus, posteriores quadriarticulati, articulo primo brevissimo cylindrico, secundo et tertio itidem cylindricis, quarto omnium maximo subgloboso.* Hierher gehören 1) *S. Gigas* Taf. II. Fig. 1—5 zu dem als Varietäten *S. Psyllius, S. Mariscus* und *S. hungaricus Christ.* gezogen werden. Acht Varietäten find im Ganzen angegeben und zum Theil abgebildet. 2) *S. Augur* Taf. III. Fig. 1. 2. Taf. IV. Fig. 3. Diefs ift *S. gigas Panz. Fn. Inf.* LII. F. 3, der *capite fusco, postice late flavo* diagnofirt wird, von dem *S. gigas Kl. capite nigro macula pone oculos utrinque flava* abweicht. Rec. mufs geftehn, dafs ihm die fpecififche Verfchiedenheit beider noch nicht ganz einleuchtend ift. Vom *Augur* werden fechs Varietäten befchrieben. 3) *S. Fantoma* Taf. III. Fig. 3 *capite nigro, postice luteo.* Diefe vom Vf. angegebene Diagnofe fcheint Rec. nicht hinreichend. Die Diagnofe von *S. Augur* ftimmt bis auf die Farbe ganz mit diefer überein. *Fuscus* und *niger, flavus* und *luteus* find aber zu verwandte Farben, als dafs man in der Diagnofe blofs danach Verfchiedenheiten angeben follte. 4) *S. Juvencus* Taf. III. Fig. 4. 5 und Taf. IV. Fig. 1. 2. Als Varietät des Männchens von *S. Juvencus* wird *S. noctilio Fabr.* hierher gezogen. Auch *S. nigricornis Ludw.* (Erfte Aufzählung der bis jetzt in Sachfen entdeckten Infecten S. 56) welcher keineswegs *S. nigricornis Fabr.* ift, wie Hr. Prof. *Ludwig* fälfchlich glaubte, gehört nach dem Vf. als Varietät zu *S. Juvencus. Familia II. Palpi anteriores uniarticulati, cylindrici, apice obtusi vix ciliati, posteriores triarticulati articulis prioribus cylindricis aequalibus, ultimo subgloboso. S. Spectrum* Taf. IV. Fig. 5. 6. Taf. V. Fig. 1 *litura ante oculos utrinque testacea. S. emarginatus Fabr.* ift das Männchen deffelben. *Familia III. Palpi anteriores uniarticulati, breves cylindrici, posteriores biarticulati, articulis aequalibus, primo cylindrico, altero subgloboso.* 1) *S. fuscicornis* Taf. V. Fig. 5 von dem *S. Camelogigas Christ.* fynonym ift. 2) *S. magus* Taf. V. Fig. 2. 3. 4. Als das Männchen diefer Art wird *S. nigrita* angegeben, den *Fabricius*, der leider in feinen Schriften die Arten fo felten nach den Verwandtfchaften zufammenftellt, von feinem Weibchen durch fieben zwifchengefetzte, zum Theil höchft verfchiedene, Arten trennte.

Die kleinen Species der ehemaligen Gattung *Sirex*, die durch das *labium apice tridentatum* fich befonders auszeichnen, werden hier in der Gattung *Astatus* zufammengeftellt. Der Name *Trachelus*, den diefe Gattung auf den, noch bis jetzt, foviel Rec. weifs, nicht herausgegebenen, nur an feine Freunde verfchickten, Tafeln zum Jurinifchen Werke führt, wäre paffender gewefen, da *Astatus* und *Astacus* zu verwandte Namen find, die man vermeiden mufs. Die vom Vf. aufgezählten Arten find: *A. Troglodyta* Taf. VI. Fig. 1. 2. a. b. 2) *A. pygmaeus* Taf. VI. Fig. 3. 3) *A. spinipes* Taf. VI. Fig. 4. a. b. (*Banchus Panz.*) Der Vf. hält fich faft überzeugt, dafs diefes Infect das Weibchen von *A. pygmaeus* fey; da aber eigene feft überzeugende Beobachtung dem vorfichtigen Vf. jene Vermuthung noch nicht zur Evidenz erhob, fo zog er es vor, diefes Infect als Art aufzuführen. 4) *A. pallipes* Taf. VI. Fig. 6 *ater, nitidus, tibiis tarsisque omnibus testaceis.* Auf Wiefen. 5) *A. floralis* Taf. VI. Fig. 5. a. b. *ater, nitidus abdomine fasciis anoque luteis.* Auf Blumen. 6) *A. analis* Taf. VII. Fig. 1. *ater nitidus, ano luteo.* 7) *A. punctatus* Taf. VII. Fig. 2. a. b. *ater nitidus abdomine punctis, anoque luteis.* Beide auf Blumen. Diefe vier letzten Arten find vom Vf. entdeckt und hier zuerft befchrieben. Rec. wünfcht, dafs der Vf. in Rückficht der Gefchlechter diefer Arten noch etwas ausmitteln möge. Man erfährt bey denfelben nichts darüber, und mufs daher glauben, dafs dem Vf. nichts davon bekannt gewefen fey. Ift diefs, fo mufs man wohl, bis genaue Beobachtung über die Gefchlechtsverfchiedenheit entfcheidet, diefe Arten noch nicht als feft begründet, fondern nur als proviforifch aufgeftellt, betrachten. 8) *A. tabidus* Taf. VII. Fig. 3. a. b.

Die

Die letzte Gattung, unter dem Namen *Sapyga*, den ihr *Jurine* beylegte, gehört eigentlich nicht in die natürliche Verwandschaft der ehemaligen *Syrices*, wird aber von dem Vf. hier abgehandelt, weil *Fabricius* ein von *Daldorf* bey Kiel zuerst entdecktes Insect mit dem Namen *pacca* zu seiner Gattung *Sirex* setzte, und Hr. K. alle deutschen Insecten, die ehedem zu *Sirex* gezählt wurden, einer genauen Prüfung unterwerfen wollte. Der sogenannte *Sirex pacca* ward dem Vf. von *Fabricius* selbst mit der Bemerkung gesandt, dass er der *Scolia prisma* nahe verwandt sey, und wohl mit dieser eine eigene Gattung auszumachen verdiene. Diese charakterisirt der Vf. also: *Os lingua inflexa trifida, maxillae ad apicem subemarginatae*, und zählt die zwey Arten, die *Fabricius* andeutete, auf. 1) *S. punctata*, unter welchem Namen er *S. pacca*, *Scolia quinquepunctata*, *Sc. quadriguttata*, welche das Männchen, und *Sc. sexguttata* die Varietät ist, vereinigt, und Taf. VII. Fig. 4. 5. 6 abbildet. 2) *S. prisma*. Synonym ist *Masaris crabroniformis Panz. Fn. Inf. Germ. XLVII.* 22. Angabe der Schriften, welche der Vf. benutzte, unter denen man nichts wichtiges vermisst, und die Kupfererklärung machen den Beschluss dieser gehaltreichen Schrift. Die achte Tafel liefert die Abbildungen der genau analysirten Gattungskennzeichen.

Rec., der viel aus dieser Schrift gelernt zu haben versichert, hält es für Pflicht, alle Freunde der Entomologie aufzufodern, den würdigen Vf., von dem gewiss jeder bald mehr zu lesen wünscht, nach Kräften zu unterstützen, damit er bald im Stande sey, durch sein System der Piezaten, über diese noch lange nicht genug bearbeitete Insecten-Ordnung Licht zu verbreiten. Rec. würde dem Vf. rathen, die einzelnen Gattungen, wie sie seine Vorgänger aufstellten, zuerst, nach und nach, auf ähnliche Weise wie diese Monographie, zu bearbeiten, und erst dann, wenn er so alle Gattungen durchgearbeitet hat, sein vollständiges System herauszugeben. Das Publicum würde davon den Gewinn haben, bald wieder etwas von dem Vf. zu lernen, und er selbst auch im Verlauf der Zeit mehr Unterstützung von auswärtigen Entomologen erhalten, die ihn in den Stand setzen würde, endlich ein möglichst vollständiges System der Piezaten zu liefern.

Der Verleger verdient wegen des schönen Drucks und Papiers, der Vortreflichkeit der Zeichnungen, die er selbst verfertigte, des Stichs und der Illumination alles Lob.

—β—

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Erfurt*, b. Keyser: *Die Seereisen, ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung in der Naturgeschichte und Physik des Meeres, in der Schiffahrts-, Länder-, Völker- und Producten-Kunde*, von *Adolph Friedrich Höpfner*, Rector zu Greussen im Schwarzburgischen. Erster Band. 1804. XII und 274 S. 8. (18 gr.) Diese Schrift soll Ungelehrten, jungen Leuten und Kindern Vorkenntniss von dem beybringen, was ihnen, wenn sie Reisebeschreibungen mit Nutzen lesen wollen, zu wissen nöthig ist. Rec. denkt sich den Nutzen, den diese Schrift haben kann, noch grösser. Der Vf. erzählt vieles von den Gefahren und Mühseligkeiten der Seereisen; sollte nicht das Lesen dieser Schrift manchen unerfahrenen Menschen, dem die Laune anwandelt, zur See zu gehen, von seinem Schwindel heilen können? Auch ist ein Buch dieser Art als ein angenehmes Geschenk für viele anzusehen, weil sein Inhalt mit Dingen bekannt macht, welche vorzüglich denen, die weit von der See leben, grösstentheils ganz fremd, und die doch für jeden Witsbegierigen von grossem Interesse sind. Möchte nur der Vf. bloss solche Gegenstände, wie man sie nach dem Hauptworte des Titels, *Seereisen*, erwartet, mitgetheilt, und nicht auch solche, die Völker- und Länder-Kunde betreffen, mit aufgenommen haben. Dass der Vf. auch selbst gefühlt zu haben scheint, dass in diese Schrift nur Gegenstände der ersten Art gehören, beweist sowohl der Inhalt dieses Theils, in welchem Erzählungen, vom Schiffe, Seegel, Ebbe und Fluth, Stürmen auf der See, Möven, Boot, Matrosenkost, Anker, Oberfläche des Meeres, Seehunden, Haifisch, Bleywurf, Seeräubern, Meersalzwasser, Passatwinde, Feuerschein zur See, Sanct Elmesfeuer, Harpunen, Wasserhosen, Tropikvogel, fliegenden Fischen, Delphinen, Schildkröten, Piloten, Kegelschnecken, Helle des Seewassers u. s. w. vorkommen; als auch der Zusatz auf dem Titel: Länder- und Völker-Kunde, welcher sonst ganz überflüssig seyn würde. Die Schrift selbst ist in 21 Abende abgetheilt. An jedem Abend erzählt ein Onkel den Kindern seines Bruders, was er auf seinen Reisen erfahren hat, und die Kinder unterbrechen nur allzuoft, nach der Weise ermüdender Kinderschriften, die Erzählung durch Fragen. Nicht immer werden die Quellen angegeben, aus welchen geschöpft worden ist. Wenn aber mehreres durch den eigenen Fleiss des Vf. zusammengetragen worden wäre, wie unter andern das, was vom Seewasser erzählt wird: so wäre dieser Fleiss sehr rühmlich. Was übrigens S. 155 von den Schildkröten gesagt wird, dass sie des Nachts ihre Eyer bebrüteten, ist gewiss eine Täuschung. Es ist gegen alle Analogie der Amphibien, welche so wenig, als andere kaltblütige Thiere, ihre Eyer selbst bebrüten. Sie überlassen diess der Sonnenwärme, und geben daher entweder ihre Eyer ins Wasser von sich, oder scharren sie in den Sand u. s. w.; wie diess diejenigen, von denen hier die Rede ist, nach der eigenen Erzählung des Vf., auch thun. In einer Schrift, die für Ungelehrte und Kinder bestimmt ist, sollten auch nicht Worte, wie Quart (als Mass) Sextant, Friction u. s. w. ohne Erklärung, wenn sie nicht ganz vermieden werden könnten, vorkommen, und von venerischen Säften sollte gar nichts gesagt werden. Ferner musste auch, wenn der Vf. vorzüglich für diese Classe von Lesern sein Werk fortsetzen wollte, Vieles was zu gelehrt ist, wegbleiben, und Manches hingegen vollständiger beschrieben werden.

r.

TECHNOLOGIE. *Nürnberg*, in d. Stein'schen Buchh.: *H. F. A. Stöckels*, Hofschreiners zu Schleiz, *praktisches Handbuch für Künstler, Lackirliebhaber und Ölfarben-Anstreicher.* Dritte rechtmässige, ganz umgearbeitete und mit einem Anhang vermehrte Auflage. 1804. 264 S. 8. (1 Rthlr.) Der Titel: *praktisches Handbuch*, ist dem Inhalt ganz angemessen, weil in allem, was der Vf. vorträgt, nur die unmittelbar handwerksmässige Anwendung bezielt wird, und unter dieser Bedingung scheint uns das Werk Empfehlung zu verdienen. Inwieferne die gegenwärtige dritte Auflage, gegen die beiden früheren gehalten, verbessert worden, kann Rec. nicht sagen, da er keine Gelegenheit gehabt, solche mit einander zu vergleichen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 AUGUST, 1805.

BOTANIK.

Leipzig, b. Martini: *Illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum cum Centuria iconum*, recensente *Petro Simone Pallas*, Eq. Aur. Acad. Petrop. Fasc. I. Tab. I—XII. 1803. 20 S. gr. Fol. (8 Rthlr.)

So erfreut denn der würdige Veteran *Pallas* das botanische Publicum wieder mit einer Schrift, die das Resultat mühsamer und lang fortgesetzter Beobachtungen ist. Fast keine natürliche Pflanzenfamilie bedurfte einer kritischen Revision so sehr, wie die, welche der Vf. mit dem Namen *Halophyta* belegt. Er begreift unter derselben die Gattungen *Salicornia*, *Anabasis*, *Salsola*, *Sueda Forsk.* (*Lerchia Hall.*), *Polycnemum* und *Camphorosma*; und diesen widmet er vorerst seine Erläuterungen. Er macht aber Hoffnung, in der Folge auch andere schwierige Gattungen, wie *Hedysarum*, *Artemisia*, *Potentilla*, u. s. w. von denen er schon eine Menge Zeichnungen hat anfertigen lassen, genauer zu bearbeiten.

Die Halophyten des *Pallas* findet man so abgesondert noch in keiner natürlichen Pflanzenanordnung zusammen, sondern sie waren mit sehr abweichenden Formen gewöhnlich zu einer Section vereinigt. Bey *Adanson* in seinen *Familles des plantes* stehen die ihm davon bekannten Gattungen in der 35 Familie der *Blitis*, zu welchen er auch, um nur ein paar Beyspiele anzuführen, die, auf Natürlichkeit gesehen, weit abweichenden Gattungen *Amaranthus*, *Blitum L.* u. s. w. rechnet. In *Jussieu's generibus plantarum secundum ordines naturales dispositis*, denen eigentlich eine strenge Künstlichkeit zum Grunde liegt, stehen diese *Halophyta Pall.* in der sechsten Ordnung der sechsten Classe *Atriplices*, sind aber z. B. mit *Basella*, *Spinacia*, *Chenopodium* u. a. m. vereinigt, wodurch die charakteristische Natürlichkeit verwischt wird. Hr. *Trattinnick*, der sich auch daran wagte, die Pflanzengattungen nach einer natürlichen Methode zu ordnen, hat drey dieser Gattungen *Salsola*, *Polycnemum* und *Camphorosma* in seiner siebenten Abtheilung der fünften Familie *Simplices Atriplices*. Manche Gattungen, durch die *Jussieu* die Natürlichkeit der Halophyten störte, liess Hr. *Trattinnick* zwar hier weg; aber *Petiveria*, *Beta*, *Chenopodium*, mit denen er sie vereinigt läfst, lösen auch bey ihm das natürliche Band, welches jene Gattungen zu Einem Ganzen vereinigt. *Anabasis* wird von Hn. *T.* zur 80 Abtheilung dieser Familie, den *Basellis*, gerechnet. *Salicornia* findet man in der 14 Familie, und zwar allein stehend in der Abtheilung *Salicorniae*. Wer nur etwas Gefühl für Natürlichkeit hat, wird die weite Trennung der *Salicornia* von den übrigen Halophyten nicht begreifen können. Wer sollte es sich denken, dafs in einer sogenannten natürlichen Methode *Salicornia*, z. B. mit *Isoetes*, *Salvinia*, *Lycopodium*, *Porella* (einer *Jungermannia*) *Cuscuta* u. s. w. zu einer Familie hätte gebracht werden können, wie diess von Hn. *T.* geschah. In des verstorbenen *Batsch Tabula affinitatum regni vegetabilis* stehen die Halophyten in der ersten Familie der sechsten Ordnung der fünften Classe, *Incompletae Seminiferae Oleraceae*, aber auch mit vielen abweichenden Gattungen vereinigt, wie *Rivina*, *Herniaria*, *Illecebrum* etc. Aus dieser Übersicht, welche Rec. seinen Lesern von den Anordnungen in den verschiedenen sogenannten natürlichen Methoden glaubte geben zu müssen, erhellt, dafs vor *Pallas* niemand die obengenannten Gattungen als natürliche Einheit zusammenbegriff.

Um mit Glück gerade diese schwierige Familie, um deren Kenntnifs sich der Vf. schon in früheren Schriften so verdient machte, bearbeiten zu können, vereinigten sich für ihn viele günstige Umstände. Die Gegenden ums caspische Meer, Sibirien und die Tartarey sind vielleicht die reichsten an diesen Gewächsen, und sie durchwanderte der unermüdete Vf. mit forschendem Blick zu wiederholten Malen. So konnte er diese Gewächse, die in botanischen Gärten, ohne dafs sie ihre natürliche Gestalt verändern, sich fast gar nicht cultiviren lassen, frisch beobachten. Als er im Jahr 1793 die letzte Reise in die Wüsten ums caspische Meer anstellte, begleitete ihn ein geschickter Maler, den er unter seiner Aufsicht nach der lebendigen Natur Zeichnungen der Halophyten verfertigen liess. Nur die Entfernung von Kupferstechern und Buchdruckern verzögerte die Herausgabe dieses wichtigen Werks bis jetzt.

Ehe der Vf. sich zur speciellen Bearbeitung wendet, schickt er in diesem ersten Hefte eine allgemeine Einleitung über die Gattungen der Halophyten voraus, deren Hauptresultate Rec. um so mehr hier mittheilen mufs, je wichtiger sie sind, und je weniger man hoffen kann, dafs dieses nach Verhältnifs so theure Werk in den Händen vieler Botaniker sey. Zuerst tadelt der Vf. die von den Autoren angegebenen generellen Charaktere, die, da sie meistens nicht von dem natürlichen Zustande dieser Gewächse abstrahirt wurden, mannichfaltige Irrthümer ent-

enthalten. So legte *Jussieu* der *Salicornia* einen *calycem tetragonum circa semen inflatum* bey, da doch alle zu dieser Gattung gehörigen Pflanzen nach unserem Vf. keinen *Calyx* haben. *Anabasis* soll nach *Jussieu* einen *Calycem quinquepartitum* haben. Nach *Pallas* ist der *Calyx tribracteatus*, und die *denticuli*, welche um den Saamen sitzen, sind für die *Corolla* anzusehen. Die *Suedae Forsk.* oder *Lerchiae Pall.* wurden von *Linné* und kürzlich wieder von *Cavanilles* fälschlich mit den *Salsolis* vereinigt. Am nächsten kam *Schreber* der Natur, ohne doch von einzelnen Fehlgriffen frey zu seyn, welche, ohne sie hier namentlich anzuführen, deutlicher erhellen werden, wenn wir die vom Vf. festgesetzten Gattungscharaktere durchgehen, mit denen dann jeder selbst die Schreberschen vergleichen kann. — Das Wesentliche, wodurch der Vf., theils diese Gattungen unter sich, theils von allen übrigen im künstlichen System zu unterscheiden sucht, wurde nicht, wie Rec. gewünscht hätte, kurz in botanischer Form angegeben, sondern man muss gestehen, dass die Kennzeichen des Vf., zum Theil wenigstens, *Characteres oratorii* sind, die mit Recht *Linné* in seiner *Philosophia botanica* tadelt. Rec. hat sich die Mühe gegeben, aus den paar Folioseiten, die der Vf. mit diesen Charaktern füllt, das Wesentliche so kurz wie möglich auszuheben, und theilt es seinen Lesern mit, nebst einigen Bemerkungen, wie man die alten Meinungen gegen die neue zu verstehen habe.

Salicornia. (*Calyx et corolla nulla*) *Stamina filamento brevissimo, anthera saepe didyma. Pistillum germine infero, stigmate bifido. Semen unicum in singulo flore lanulatum, massa spongiosa pericarpium mentiente inclusum.* (*Flores ternati in amento omnino nudi*). Dass die Schriftsteller bisweilen zwey Stamina annehmen, rührt daher, weil die Anthera der mittleren Blume sehr früh abfällt, und dann die zwey übrigen Blumen, deren Antheren auch nach einander zum Vorschein kommen als eine angesehen wurden. (Vgl. *Ehrharts Beyträge VII. p.* 178 und *Vahls enumeratio plantarum I. p.* 10.) Was man sonst in den *Salicorniis* als *Calyx* glaubte ansehen zu müssen, nennt Hr. P. mit Recht eine *Squama articulum coronans*, die nicht zu den Fructificationstheilen gerechnet werden kann. Das *Pistillum*, welches Einige *superum* glaubten, ist diess nicht. Die Meinung rührte wohl daher, dass man nicht auf die mittlere, wie oben erinnert, früher abfallende Anthere Rücksicht nahm. *Anabasis. Charact. essent. Calyx fructificans tribracteatus. Semen conchiforme depressum.* Von den Autoren wurden manche nicht zu dieser Gattung gehörige Pflanzen zu derselben gezählt. *Salsola Char. ess. Bratteae petaloideae, post deflorationem calycis fructificantis. Semen orbiculatum continens corculum spirale. Descr. gen. Calyx excolor quinquefidus, post deflorationem exserens bracteas petaloideas. Corolla nulla. Stamina filamentis brevissimis. Pistillum. Germen orbiculatum. Stili plerumque duo. Stigmata recurva. Semen unicum corculo spirali vel conduplicato.* Dass die *Plumula* bey dieser Gattung lebhaft grün ist, spricht deutlich gegen die Meinung, dass die grüne Farbe bloss vom Lichte herrühre, welches doch zur *Plumula* keinen Zugang hat. *Sueda.* Diese Gattung ward als verschieden von *Salsola* und *Chenopodium* zuerst von *Haller* angesehen, der ihr in den *Comment. Goetting.* 1752 p. 223—224 den Namen *Lerchia* beylegte. Späterhin, 23 Jahre nachher, begründete sie *Forskåhl* gleichsam von Neuem unter dem Namen *Sueda.* (Vgl. *Forsk. Fl. Aegypt. Arab.* p. 69.) *Linné* und neuere Botaniker achteten nicht darauf, sondern verbanden die hierher gehörigen Arten wieder mit *Salsola.* Unser Vf. stellt diese Gattung mit Recht wieder her, und nimmt nothgedrungen den spätern Namen an, weil *Linné*, auf *Hallers Lerchia* nicht achtend, sich selbst eine andere *Lerchia* in der *Monadelphia Pentandria* gebildet hatte. *Pallas* erkannte die Beobachtungen *Forskåhls* für richtig, und so ist es nicht nöthig, hier etwas davon zu wiederholen. *Polycnemum.* Diese natürliche, den künstlichen Charakter aber so wenig anerkennende Gattung, dass Arten mit zwey, drey, und fünf Nominibus vorkommen, will der Vf. doch auch zusammen als eine eigene Gattung ansehen. Die Charaktere derselben findet der Leser in manchen Schriften gut auseinandergesetzt. Hr. P. macht nur bey derselben die für Rec. wenigstens neue Bemerkung, dass in den meisten *Polycnemis pentandris* eine *Syngenesia antherarum* statt findet. Von *Camphorosma* wird nichts besonders erwähnt. Den Schluss der Einleitung machen allgemeine Bemerkungen über die Aufnahme des Salzes in diesen Pflanzen, die zum Theil nicht bloss gesammelt, sondern auch angebaut werden, um Soda aus ihnen zu bereiten. Besonders vom Standort auf salzigem Boden hängt ihre salzige Beschaffenheit ab. Merkwürdig ist es, dass vor der Blüthezeit alle *Salsolae, Suedae* und *Polycnema* mehr Soda liefern als nach derselben, und dass sie im völlig reifen Zustande fast gar keine mehr hergeben. Der Grund davon ist aber leicht einzusehen. In der Jugend sind die Wurzeln dieser Pflanzen sehr gross, und ihre Nahrung wird fast einzig aus dem salzigen Boden geschöpft; im Alter haben sie kleine Wurzeln, und ihre Ernährung wird mit durch Aufnahme aus der Atmosphäre befördert. Daher das umgekehrte Verhältniss in der Menge der Soda zum Alter der Pflanze.

So nöthig die Revision der Gattungen der Halophyten von einem Manne, wie unser Vf. war, eben so nöthig war auch eine sorgfältige Kritik der Arten. Chaotisch stand bey diesen Vieles, besonders in Rücksicht auf die Synonymie, durch einander. *Pallas* war der Mann, der Licht in dieses Dunkel bringen konnte, da, wie oben erwähnt, so glückliche Umstände für ihn zusammentrafen. Seinen Beruf, für diese Familie etwas Zusammenhängendes zu liefern, hat er auch hinlänglich schon durch die Fragmente beurkundet, welche sich über dieselbe in seiner Reise finden.

Dieses erste Heft, dem Rec. von Herzen bald viele folgende wünscht, liefert die Abbildungen und Be-

Beschreibungen von elf Arten und einer Varietät. Nach vorausgeschickter Diagnose, folgt die Synonymie, eine weitläufige Beschreibung (die auch hier, so wie wir es schon bey den Gattungen bemerkten, ohne Verlust hätte kürzer gefasst werden können), Bemerkungen über die Varietäten, Wohnort und Nutzen. Die hier abgehandelten Arten sind: I. *Salicornia acetaria Pall.* Tab. I et II. F. 1. *annua strictim erecta subramosa, amentis oppositis cylindricis terminalibusque.* Ein neuer Name zu einer bekannten Pflanze. Es ist diess nämlich nichts anderes als *Salicornia herbacea Linné.* Was den Vf. zu dieser, wie zu mehreren dergleichen Namenänderungen bewog, sieht Rec., der sie nicht billigen zu können gesteht, keinesweges ein. Dass die Dauer hier wie bey einigen der folgenden Arten mit in die Diagnose aufgenommen wurde, möchte der strengen Systematik nicht angemessen seyn. Die Varietäten, welche angegeben und abgebildet sind, findet man auch schon in *Smiths flora britannica* und *Vahls enumeratio plantarum* recht gut auseinandergesetzt. II. *Salicornia prostrata Pall.* Tab. III. *Caule ramosissimo divaricato trifariam prostrato, articulis apice subsinuatis, amentis crebris oppositis terminalibusque.* Diese allerdings in mehreren Punkten von der vorigen abweichende Art ward ehedem von *Pallas* nur als Varietät derselben angesehen. Sie ist seine *Salicornia herbacea β* It. I. p. 378 App. 479 Tab. A. F. 1. Die in jenem Werke gelieferte Abbildung ist nur kleiner, sonst steht sie der hier gegebenen nicht nach. Die Wurzel dieser Pflanze gab *P.* in der Reise als ausdauernd an; in diesem neuen Werke wird dagegen behauptet, sie sey wie bey der vorigen Art jährig. III. *Salicornia pygmaea Pall.* Tab. II. F. 2. *Caule pusillo moniliformi, articulis globosis, amentis confertis crassissimis cylindricis.* Diese Art wird hier zum erstenmal beschrieben und abgebildet. Sie scheint von allen übrigen hinreichend verschieden zu seyn. IV. *Salicornia strobilacea Pall.* Tab. IV. *Suffruticosa ramosissima assurgens, amentis creberrimis oppositis cylindricis, extremorum ramorum sensim minoribus.* Diese Pflanze ist als eigene Art schon bekannt, und früher von *Buxbaum*, *Gmelin* und *Pallas* selbst abgebildet. Fragenweise citirt der Vf. *Salicornia cruciata Forsk. Fl. Aegypt. Arab.* zu dieser Art. Dieses Synonym möchte aber wohl nicht hierher gehören. *Vahl*, der beide Arten die *S. strobilacea* und *S. cruciata* kannte, hält die letztere für eine verschiedene Species. V. *Salicornia foliata Pall.* Tab. V et VI. *Frutescens prostrata alterne ramosa articulis folio productis, amentis extremorum surculorum alternis oblongis.* Diese Art zerfällt in zwey Varietaten *α*) *Salicornia arabica L. Pall.* It. I. App. 481 N. 92 Tab. A. F. 3, *β*) *Salicornia foliata Pall.* It. I. App. 482 N. 93. (*Salicornia perfoliata Forsk.?*). Dass *Salicornia foliata Pall.* und *Salicornia arabica Linn.* nichts als Varietäten seyen, wird man dem Vf. gern zugeben; aber die *Salicornia perfoliata Forsk.*, die freylich auch nur fragweise hinzugezogen wird, scheint doch hinreichend abzuweichen, um eine eigene Art bilden zu können. Rec. hat die Autorität *Vahls* für sich, der wahrscheinlich diessmal besser entscheiden konnte, wie *Pallas*, der wohl kein Forskålhlisches Originalexemplar sah. Zur *Salicornia foliata α.* wird Buxb. Cent. 1. p. 7 Tab. II. Fig. 1. *Salicornia arborescens Tamarisci facie* einzig von *Pallas* gezogen. So viel sich Rec. nach der Buxbaumischen Abbildung vergewissern kann, zweifelt er, dass dieses Citat hierher gehöre. Bey VI. *Salicornia caspica L.* Tab. VII. *Frutescens ramis articulatis appositis, amentis pedunculatis elongatis,* giebt der Vf. dasselbe Buxbaumische Citat wieder an. Es herrscht hier offenbar eine Verwirrung, die Rec. nicht ganz zu lösen vermag. Von *Vahl* und *Willdenow* wird diess Buxbaumische Citat zur *S. caspica* gezogen, und Rec. hält es auch für wahrscheinlicher, dass es hierher gehöre, besonders wenn er die Abbildung in *Pallas* Reise I. Tab. A. Fig. 2 mit jener vergleicht. Nach der jetzt von dem Vf. gelieferten Abbildung, die einen ganz anderen Totalhabitus hat, möchte man diese Art freylich schwerlich mit der Buxbaumischen für dieselbe halten. Mit Bestimmtheit kann Rec. nicht entscheiden. VII. *Anabasis tartarica* Tab. VIII. *Frutescens surculis annuis articulatis, ramosis extremo floriferis subspicatis.* Diess ist leider wieder ein neuer Name zu einer nicht neuen Art. Es ist *Anabasis aphylla L.*, welche *Pallas* ehedem, weil er die Blüthen nicht gesehen hatte (Siehe *Pallas* Reise p. 493) als Varietät zu seiner *cretacea* zog. *Buxbaum* lieferte schon auf der achtzehnten Tafel seiner ersten *Centuria* eine recht gute Abbildung. *Salsola articulata Forsk.* wird fragweise als Synonym beygesetzt. *Cavanilles articulata* gehört nach *Willdenow* gewiss hierher. Das von *Gmelin* angezogene Synonym aus *Barrelier Kali geniculatum aphylanthes gilvis paleaceis flosculis Hispanicum* (*icon* 215) gehört nach *Pallas* gewiss nicht hierher, sondern zu einer *Salsola*, wie man aus den Fructificationstheilen sehen kann. Wir kommen weiter unten auf die Art, zu der es gehört. VIII. *Anabasis cretacea Pall.* Tab. IX. *perennis surculis annuis simplicissimis, floribus solitariis lateralibus.* Die hier gelieferte Abbildung ist keinesweges der in *Pallas* Reise Tab. K. Fig. 4 gelieferten vorzuziehen. Das Citat aus *Gärtner* Cent. V. Tab. 77 Fig. 4 möchte wohl zur vorigen Art gehören. IX. *Salsola prostrata L.* Tab. X. *suffrutescens assurgens, foliis linearilanceolatis villosis caulibus subspicatis, floribus glomeratis.* Hierher gehören *Gmel. Fl. Sib. III.* Tab. 18. F. 2 und Tab. 20 F. 1, letzteres *excluso synonymo Barrelieri.* X. *Salsola Dasycantha Pall.* Tab. XI. *annua erecta ramosa, foliis alternis, filiformibus pubescentibus, floribus lanuginosis.* Bey dieser Art findet eine grosse Verwirrung statt, die sich auch in *Willdenows* Ausgabe der *Specierum plantarum* eingeschlichen hat. Um diese endlich einmal zu heben, kann man es entschuldigen, dass der Vf. einen neuen Namen wählte. Es ist diese Art nämlich *Salsola laniflora Gmel. jun. itin. I.* p. 100 Tab. 47. *Linné* im Supplement verwechselte diese mit der Pallasischen *Salsola lanata* und *Sueda sedoides.* Nach dieser Verwech-

wechselung nannte *Gmelin*, der Göttinger, im Natursystem die *Salsola lanata Pall. Salsola laniflora. Willdenow* bleibt bey diesem Irrthum, und behält den Namen *laniflora* für die *laniflora Linn. Suppl.*, *laniflora Gmel.* und *lanata Pall.* zusammen, zwey höchstverschiedene Arten. Zur *Salsola Dasycantha Pall.* gehört demnach als reines Synonym nur die *Salsola laniflora Gmel. itin.* XI. *Salsola rigida Pall.* Tab. XII. *fruticans, fragilis, tomentosa, foliis carnosis cylindraceis, lanuginosis.* Hierher gehört das Citat aus *Barrelier*, welches *Gmelin* fälschlich zu *Anabasis tartarica* (seiner *Salsola baccifera Salicorniae facie*) zog. *Linnés vermiculata* wird als Synonym angegeben, der Name hätte also bleiben können. Ob die *vermiculata Pall.* (siehe Reise App. Nr. 103) hierher gehöre, weiss der Vf. jetzt selbst nicht mehr gewiss.

Diess ist der Inhalt des ersten reichhaltigen Hefts dieses Werkes, in dem man ausser den vorzüglichen allgemeinen Bemerkungen viele treffliche Berichtigungen in der Synonymie nicht verkennen wird. Rec. hat die angezogenen Schriftsteller alle sorgfältig verglichen, und sich in den meisten Fällen von der richtigen Ansicht des Vf. überzeugt, nur zuweilen hat er geglaubt, seine Zweifel äussern zu müssen.

Was die Abbildungen betrifft, so sind sie, so weit Rec. sie mit der Natur hat vergleichen können, treu, und liefern durch die Grösse und hinzugefügten Analysen ein deutliches Bild von den Arten. Schön sind sie aber keinesweges, was doch der Vf. von seinem Verleger erwartet zu haben scheint. Einzelne stehen selbst den von *Pallas* früher in anderen Schriften gelieferten in mancher Hinsicht nach, und nur dadurch, dass sie illuminirt sind, welches bey diesen Gewächsen nicht unwichtig scheint, haben sie wieder einigen Vorzug. Im allgemeinen aber muss Rec. über den sehr hohen Preis von 8 Rthlr. für diese 12 Tafeln erstaunen, da z. B. die weit besseren 12 Tafeln zu *Willdenows Hortus Berolinensis* nicht viel über die Hälfte kosten.

—β—

KURZE ANZEIGEN.

BOTANIK. *Leipzig*, b. Barth: *Pflanzen-Kalender*, oder: *Versuch einer Anweisung, welche Pflanzen man in jedem Monat in ihrer Bluthe finden könne, und auf welchem Standorte.* Von *F. A. Heyne*, Herz. Sächsischer (m) Rath (e). 1804. Erstes Heft. XXIV u. 166. Zweytes Heft. 167—403 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Mit einem Blicke übersehen zu können, welche Pflanzen in jedem Monate blühen, und auf was für einem Standorte man sie suchen soll, gereicht dem angehenden Botaniker allerdings zur Erleichterung seines Studiums; ein guter Pflanzenkalender ist ihm also ein erwünschtes Buch. Wie aber ein solcher Kalender eingerichtet seyn müsse, und ob der obengenannte gerade am zweckmässigsten sey; darüber wollen wir mit dem Vf. nicht rechten: ein jeder Leser wird sich davon ein eigenes Ideal nach seinen individuellen Bedürfnissen erdenken, und gewiss nicht zwey werden darüber einerley Meinung seyn. Wir begnügen uns daher, nur anzuzeigen, wie Hr. *H.* den seinigen eingerichtet hat; und überlassen den Lesern, selbst zu beurtheilen, ob sie ihre Bedürfnisse dadurch befriediget finden. Hr. *H.* ist dem Linnéischen System gefolgt; hat aber nur aus den ersten 23 Classen Pflanzen aufgenommen. Die Classe, in die jede Pflanze gehört, ist mit einer römischen; die Ordnung mit einer arabischen Zahl bezeichnet; das Geschlecht und die Art aber sind mit den Linnéischen lateinischen Namen angegeben; dabey ist ein deutscher Name mit aufgeführt, der, wie der Vf. versichert, der gewöhnlichste ist. Wirklich sind jedoch die deutschen Namen der Arten oft nur wörtliche, und nicht einmal immer wohlgetroffene Übersetzungen der lateinischen, als z. B. *galega officin.*, *gebräuchliche* Geisraute. Die aufgenommenen Pflanzen sind meist deutsche; der ausländischen haben wir nur wenige, und auch nur solche bemerkt, die in unseren Gärten häufig, und zwar im Freyen cultivirt werden. Das Verzeichniss der deutschen ist nicht ganz vollständig; aber doch ziemlich zahlreich: nach unserem Überschlag enthält es an die 6000 Arten. Wenn Pflanzen in mehreren Monaten blühen, als z. B. *Senecio vulg. Linn.* so sind sie in demjenigen aufgeführt, in welchem sie zuerst blühen; bisweilen aber doch auch wiederholt worden, wie z. B. *cornus arbor.* den wir erst unterm Januar und dann auch unterm März finden. Einige Pflanzen z. B. *bromg. secal. Linn.* scheinen uns nicht unter dem Monate zu stehen, in welchem sie eigentlich blühen. Vielleicht hat sie aber der Vf. unter einem anderen Grade der Länge beobachtet, als Rec. Standörter sind 26 unterschieden, und unter jedem Monate sind die in demselben blühenden Pflanzen unter diesen 26 Rubriken aufgeführt. Dass aber dabey keine völlige Richtigkeit hat Statt finden können, versteht sich von selbst, da viele Pflanzen mehr als einen Standort vertragen. In einem Anhange hat der Vf. die 19 Linneische Pflanzenclasse neu geordnet, um Anfängern die Übersicht derselben zu erleichtern; und unter jeder Ordnung auch gleich die dahin gehörigen Geschlechter aufgeführt.

a.

Eisenach, b. Wittekindt: *Die kleinen Freunde der Pflanzenkunde*, von *Adolph Friedrich Höpfner.* Erster Theil. 1804. VI u. 244 S. 8. (12 gr.) Hr. *H.* giebt hier unter 63 Rubriken von Pflanzen, ihrer Natur, Bauart und Nutzen, und unter 2 Rubriken von einigen botanischen Kunstausdrücken, und von dem Unterschiede zwischen den Thieren und Pflanzen, eine Belehrung für Kinder. Die Eigenschaften, wodurch sich solche Schriften für Kinder auszeichnen müssen, sind gute Auswahl nicht nur an sich interessanter, sondern auch dem Fassungsvermögen der Jugend angemessener Gegenstände, strenge Beobachtung der Wahrheit und Richtigkeit, Eleganz und Gefälligkeit im Vortrage. In Ansehung der Auswahl hat Hr. *H.* unseren Wünschen völlig Genüge geleistet. Die Materien, worauf er sich eingelassen, sind jedem gebildeten Menschen zu wissen nöthig und nützlich, und auch Kinder können sie begreifen, und müssen Interesse daran finden. Auch gegen das, was gesagt wird, haben wir nur hier und da noch Etwa[illegible] erinnern gefunden. So ist es z. B. unrichtig, S. 44, dass die Halme der Getreidearten inwendig voll lockern Marks seyen; S. 183 dass ein Unterscheidungszeichen des Wunderwaitzens auch darin bestehe, dass aus einer Wurzel wohl zehn Halme treiben; S. 185 dass das beste Mittel, die Quecken auszurotten, sey, das Land oft zu pflügen; S. 151 dass die Heide schlechtes Honig und Wachs gebe, wenn die Bienen nicht noch andere Nahrung dabey haben; S. 152 dass die Wurzeln der Heide die Erzeugung des Torfs befördern. Den Vortrag finden wir zwar fehlerfrey, aber etwas trocken, und für Kinder nicht anziehend genug. Durch die Gesprächsform werden zwar manche Wendungen und Übergänge erleichtert; andere aber auch desto unnatürlicher. In den Übergängen scheint uns Hr. *H.* überhaupt nicht immer glücklich zu seyn. So giebt z. B. S. 184 folgender vom Waitzen zur Quecke „aber werdet ihr es wohl glauben, wenn ich euch sage, dass eins unserer beschwerlichsten Unkräuter (die Quecke, *triticum repens*) eine Waitzenart ist,“ den Kindern einen sehr unrichtigen Gesichtspunkt an. Ungemein würde das Buch gewonnen haben, wenn der Vortrag durch Kupfer versinnlichet worden wäre; auch hätte die Anführung der lateinischen Linnéischen Namen für manche Kinder Nutzen haben können.

a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 AUGUST 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Erfurt, b. Keyser: *Über Theurung des Getreides und Administration der Domainen- oder Kammer-Güter als gegenwirkendes Mittel* von D. *Christian Julius Stelzer*. 1804. 148 S. 8. (8 gr.)

Diese Abhandlung ist aus dem freyen literarischen Magazin für das Gemeinwohl der Völker und Länder besonders abgedruckt worden, um sie, ihres gemeinnützlichen Inhalts wegen, weiter bekannt zu machen.

Der Vf. schickt die Ursachen der bisher anhaltenden Getreide-Theurung voraus, und sucht sie vorzüglich in dem überspannten Waizen-Baue, da dieser aus dem Acker mehr Nahrungstheile, als der Roggen, nehme, und zu stark ins Ausland gehe, und dann in dem ausserordentlichen Verbrauche des Brantweins, durch den der 24ste Theil alles gezogenen Roggens verzehrt werde, der überhaupt nichts Gutes wirke, und als ein Feind des allgemeinen Wohls zu behandeln sey. Er empfiehlt dabey dessen möglichste Einschränkung und höhere Versteuerung, daneben aber die möglichste Beförderung des Bierbrauens, und die Verminderung der desfallsigen Abgaben. Hiernächst verweilt der Vf. bey der Veredlung des Viehstandes, hält sie, vorzüglich bey Schafen, die ohnehin fast durchgängig mehr gehalten werden, der Verminderung der Getreidepreise für nachtheilig, und will aus mehreren Gründen die spanischen Schäfereyen nicht *befördert*, nicht geschützt, sondern nur *tolerirt* wissen. Dagegen stellt er den vollkommenen Ackerbau, als das erste Glück des Staats, und daher die Vermehrung desselben und seines Ertrages als nothwendig auf, stösst aber dabey auf neue bekannte Hindernisse, auf Besömmerung, die nothwendige Brache, die Dreyfelder-Wirthschaft, die Gemeinheiten, die Koppel- und Mitweiden. — Er beklagt S. 63 ff. den Mangel zureichender Magazine auf den Nothfall, ohne darunter die *Festungs-Magazine*, die er S. 140 wieder für unentbehrlich hält, zu verstehen, und ohne den *allgemeinen Land-Magazinen* das Wort zu reden. Dagegen glaubt er S. 67, dass die *Provinzial-Kreis-* oder *Districts-Magazine* zweckmässiger und besser berechnet wären, ohne sich, S. 72, hier für die *fliegenden* und überall *gegenwärtigen idealischen* Magazine zu erklären, die er jedoch S. 133 wieder hervorsucht. Er wünscht dagegen S. 78, dass auf den Domainen-Gütern wenigstens zwey Natural-Jahres-Gefälle vorräthig gehalten würden, und glaubt, dass dadurch bey der Sorgfalt, über die Vollziehung des Verbots der Ausfuhr bey hohen Getreide-Preisen zu wachen, jede Getreidetheurung, wenigstens die, welche von besonderem Einflusse ist, nämlich die Roggentheurung, verhütet werden würde.

Zu Erreichung dieses Endzwecks ist der Vf. mit dem Zeitpachte der Güter S. 92 gar nicht zufrieden, und zieht solchem sogar den Erbpacht vor, von dem, nach seiner Meinung, doch noch etwas Gutes gesagt werden könnte, das für den Staat auf andere Art gar nicht zu erreichen sey. Rec. kann sich jedoch schon hierin mit dem Vf. nicht vereinigen, indem er sowohl jeden Erbpacht überhaupt, als auch besonders die S. 91 bemerkten einzelnen Erbverpachtungen der Domainen-Güter an die Unterthanen, nach allen damit zu verbindenden Begriffen und nach so manchen Erfahrungen, für äusserst nachtheilig und zweckwidrig hält, und diese Art der Verlosung in mehreren Schriften und Ausarbeitungen als eine cameralische und rechtliche Missgeburt aufgestellt hat. — S. 92 ff. will der Vf. behaupten, dass die Domainen-Güter die einzigen, wenigstens die besten Mittel wären, mehrere unentbehrliche Provinzial-Korn-Magazine zu begründen, welche überall (?) gegenwärtig, immer (?) wohlfeil mit frischem Getreide gefüllt, und mit dem geringsten Kosten-Aufwande erhalten werden könnten, und dass die Korn-Magazine dieser Art das einzige Mittel zum grossen, wohlthätigen, den Staat beglückenden Zweck wären. Er glaubt daher, dass nur Administrationen der Domainen-Güter dieses wohlthätige Mittel, über alle Einwendungen erhaben, in die Hände geben könnten. Er sucht darauf Einwürfe gegen die Administration aufzustellen, und sie zugleich zu entkräften.

Ob nun gleich der Vf. sein Augenmerk vorzüglich auf Kursachsen richtet, und deshalb manches rücksichtlich und örtlich beurtheilt werden muss: so sollten doch auch schon deswegen die in den mehresten Fällen sehr nachtheiligen Sperren nicht in Schutz genommen werden. Sie sollten wenigstens in einzelnen Abtheilungen eines Kreises unter sich selbst niemals, und auch von Kreis gegen Kreis nur bey besonderen Ereignissen Statt finden. Dagegen sollten sich die sämmtlichen, oder doch einander nahe liegenden Kreise über die Ausfuhr ins Ausland mit einander vereinigen, und bey dieser Vereinigung jederzeit mit ächtem Patriotismus, wenn dessen Existenz in *Deutschland* noch denkbar ist, zu

Werke gehen. Wenn übrigens die Administration der Domainen-Güter dem Zeitpachte so sehr vorzuziehen seyn soll: so wird zugleich anzunehmen seyn, dass zu den Administratoren nur gute, und zu den Pächtern bloss schlechte Personen gewählt, und beybehalten werden. In beiden Fällen ist wohl, wenn ohne Parteylichkeit gegen die Sache selbst zu Werke gegangen wird, jedes Individuum von Administratoren oder Pächtern zu beurtheilen. Selbst bey gleich guten Subjecten möchte sich Rec. aus mehreren Gründen, deren Aufstellung hier zu weitläuftig werden würde, eher für den Zeitpacht erklären. Das S. 96 angegebene Beyspiel, dass bey der Administration des Domainen-Gutes, Wendelstein, zu welchem vor 12 Jahren nach dem Anschlage von 5400 Rthlr. kein Pachter zu finden war, jährlich 18000 Rthlr. berechnet werden, kann so lange nichts beweisen, bis alle Umstände, die vorherige Verfassung des Gutes, die bey der Administration eingeschlagenen Verbesserungsmittel — unter die ja selbst das äusserst nachtheilige Brantweinbrennen gehören kann — mit den detaillirten Rechnungen vorgelegt werden. Auf einen gleichen Zeitraum können zum Vortheile der Verpachtungen eben so wichtige Erhöhungen angeführt werden, ohne dass selbigen Rec. aus diesem Grunde den Vorzug einzuräumen wagt. Man sollte freylich die Güter nicht geradezu an den Meistbietenden verpachten. Unter Mehreren sollte man nur den, in vielen Rücksichten empfehlungswürdigsten, selbst gegen ein leidlicheres Pachtgeld wählen; und auch diesen dürfte das Gut vorerst nur auf 3 oder höchstens 6 Jahre zu überlassen seyn. Zeigt er sich in dieser Zeit als ein thätiger, wirthschaftsverständiger und rechtschaffener Mann: so möchte dann mit diesem die Pachtverlängerung auf 12 und mehrere Jahre immer rathsam seyn. Bey einer solchen wird er vieles, das der Vf. nur dem Administrator zueignen will, eben so gut besorgen, z. B. die Obstbaumzucht, die S. 85 nur bey den Administrationen für ausführbar gehalten wird, auch befördern, wie Rec. auch hiervon Beweise liefern, ja darthun könnte, dass er auf Domainen-Gütern, auch während deren Verpachtung, ansehnliche Obstanpflanzungen bewirkt habe. — S. 96 versichert der Vf., dass besonders in Sachsen mehrere Edelleute die Administration ihrer Güter mit Vortheil eingeführt hätten. Rec. kennt auch verschiedene Gutsbesitzer, von denen aber eben jetzt zwey von ihrem Eifer, selbst zu administriren, und mit Maschinen und sonst alle mögliche Versuche anzustellen, zu ihrem wahren Vortheile und zur Zufriedenheit ihrer Freunde, zurückgekommen sind, und ihre Güter wieder verpachtet haben.

Wir können daher keinesweges mit dem Vf., der S. 139 seine Vorschläge, auf den Fall des wahren Getreide-Mangels, selbst nicht für auslangend hält, die Administration der Domainen-Güter, als die bequemste und wohlfeilste Gelegenheit, nach und nach Vorräthe zu sammeln, und dadurch der Theurung zu steuern, ausgeben; müssen vielmehr, zu Erreichung dieses wichtigen Endzwecks, vortheilhafte Magazine anzulegen, lieber andere Mittel und Wege empfehlen, und der kleinen Abhandlung des Senators *Breitenbach*, hier nur um deswillen gedenken, weil er S. 163 f. bis zum Jahre 1800 74 Schriften über diesen Gegenstand anführt, worüber die nachherigen ohnehin bekannt sind. Bey der näheren Kenntniss, allgemeiner Grundsätze und aller nöthigen Hülfsquellen dürfte es aber in jedem Lande und Ländchen auf die genaue Bekanntschaft mit dem Local, mit dem Charakter des Fürsten, mit den Gesinnungen der Minister und der Departements-Chefs, und auf manche andere Umstände ankommen, die reiflich erwogen und berücksichtigt werden müssen, wenn man an diesen bedenklichen Klippen nicht scheitern, sondern sie zur Sicherheit des Hafens benutzen will.

Wir würden übrigens weniger weitläuftig gewesen seyn, wenn nicht der Vf. diese kleine Schrift S. 144 für eine Einleitung zu einer grö[illegible]en Verhandlung über mehrere berührte Gegenstände ausgegeben; und nicht geäussert hätte, dass er durch das Gesagte die Discussionen, welche eine endliche Entscheidung herbeyführen könnten, reizen wollte.

XI.

(Ohne Ort u. Verlagshandl.): *Beobachtungen ohne Brille über die Säcularisation der geistlichen Bisthümer und Besitzungen; besonders in Hinsicht auf die Bisthümer in Franken, Bamberg und Würzburg. Von einem Einwohner dieser Länder.* 1803. 182 S. 8 (16 gr.)

Die nach dem Lüneviller Frieden laut gewordenen Stimmen gegen die Säcularisation geistlicher Stiftungen zu Gunsten der Erbfürsten, und die so natürliche (aber vielleicht, wie sie ausgeführt wurde, politisch-schlecht berechnete) Bemühung, das Ungewitter, welches dieser Frieden für die Geistlichkeit herbeyführte, zu bannen, besonders die von den Anhängern der letzteren oft wiederholte Berufung auf die Vorzüge der geistlichen Regierung, und die erneuerte Behauptung, dass unter dem Krummstab gut wohnen sey; sollen den Vf., wie er sagt, bewogen haben, „*in diesen (22) Briefen die grobe Unwahrheit dieses Satzes darzustellen, welche jene einseitigen Menschen mit frecher Stirne den Lesern aufbürden wollten.*" Diese wenigen Worte lassen schon die Tendenz des Vf. und die Quelle seines Berufs zum Mitstreiter nicht verkennen, und gestatten über die Manier seines Werks im Allgemeinen zu urtheilen. Es würde eine fehlerhafte Kritik seyn, wenn mehr als eine Anzeige des Tadelnswerthen dieses Werkes, der höchst parteyischen, inhumanen, ungerechten, (kaum weiss der Vf. die Ausdrücke recht herabsetzend und böse genug zu finden, ohne Schonung sieht man die Namen ausgeschrieben oder so angedeutet, dass man nur ein Varrentrapp'sches Handbuch, und ein wenig Kenntniss der Literatur zu haben braucht, um sie alle entziffern zu können) ja ins Pasquill übergehenden strafbaren Art der Behandlung dieses Thema's gegeben würde, mit welcher der Vf. (wahrscheinlich selbst ein Würzburger, wenigstens nennt er sich ja einen Ein-

Einwohner dieser Staaten, obgleich er im Werke selbst stets für einen Reisenden gelten will) über die Geistlichkeit aller Classen, den Adel, die Fürsten, die Civilbeamten jedes Standes, Gelehrte mit und ohne Namen herfällt, und, wahrscheinlich von unedler Rache getrieben, über alle seine Geissel schwingt. Selbst der Juden verschont er nicht, auch über „diese krebsartige Beule der Menschheit" ergiesst er, ein würdiger Vorgänger der noch unvergessenen neuesten Stimmen, langausgesponnene Schimpfworte. Alles sucht er hervor, was die Regierungen von Bamberg und Würzburg in Schatten setzen kann, Alles, was schlechten Regierungen vorgeworfen wird, findet man hier als Fehler dieser beiden zusammengestellt. Vorwürfe aller Art, richtige und falsche, werden auf einander gehäuft, so dass das Beherzigungswerthe in dem Haufen des Unwichtigen und Unwahren mit verloren geht. Dabey wird viel über Regierungskunst räsonnirt, eine Menge Vorschläge dessen, was geschehen sollte, folgen einander; erbauliche Betrachtungen, Worte über die Verbesserung der Religion kommen an die Reihe; theils aber nicht verdauet, theils, so richtig die Bemerkungen an sich seyn mögen, finden sie in dieser Gesellschaft, und bey diesem Ton, keinen Boden, wo sie spriessen mögen. Dagegen wird, wie der Titel erwarten liess, über die Säcularisation im Allgemeinen nicht gesprochen, ihre rechtliche oder politische Seite nicht gewürdigt, und nichts gesagt, was nicht durch bambergische oder würzburgische Anekdoten motivirt wäre. Hat ein Verfahren dieser Art stets die Verachtung aller rechtlichen Menschen gegen sich, so gewiss in einem höheren Grade diese Anekdoten und Insinuationen, die zu einer Zeit erschienen, als die geistlichen Fürsten ihre Sitze haben verlassen, und die vornehmlich angegriffene Geistlichkeit so gedemüthigt aus allen ihren Verhältnissen hat heraustreten müssen. Selbst das Verdienst, welches solchen Herzenserleichterungen oft noch zu Theil wird, dass der künftige Geschichtsforscher aus ihnen Züge seines Gemäldes, Farben zu seiner Darstellung entnimmt, dürfte diesem Buche nicht einmal zugestanden werden können: denn der Vf. hat die Notizen, welche man als wahr annehmen könnte, durch die Nachbarschaft der augenscheinlich unrichtigen und hämisch ersonnenen, und durch seine Diction, welche nur tiefe Indignation erregen kann, so verdächtig gemacht, dass Niemand zu dieser Quelle gehen wird. Wir haben schon angedeutet, dass der Vf. wenig Menschen schont. Unter diesen ist jedoch der treffliche *Franz Ludwig*, dem das gebührende Lob nicht vorenthalten wird. Aber er war auch — und nun kommt eine andere Seite dieses Buches, welche dasselbe höchst interessant macht, und den unwilligen Leser allein abhält, dasselbe in der Hand zu behalten — ein Illuminat. Ungemessen ist das Lob dieser Gesellschaft. Wer zu ihrer Fahne nicht geschworen hat, wird hart behandelt, sie selbst aber, als das Licht solches Schattens, auf die höchste Stufe der Wichtigkeit und Verdienstlichkeit gehoben. Sie hat *Franz Ludwig* gebildet, daher erklärt sich auch das Lob mehrerer guten Eigenschaften des letzten Fürstbischofs v. Würzburg; denn beide waren eine Zeitlang Mitglieder „*dieser erhabenen Gesellschaft*"; aber wie hätte ein solcher Bruder es ihnen verziehen, dass sie „*ihre ehrenvolle Stelle deckten*" und sich „*von der reinen Quelle der Weisheit und der Liebe entfernten?*" (S. 143). Aus einem solchen Kitzel ist der ganze, hierher gar nicht gehörige 17 Brief entstanden, bestimmt, einen der ersten u. biedersten Fürsten Deutschlands herabzusetzen. Es sey uns vergönnt zur Charakteristik des Vf. nur noch eine Stelle des gedachten Briefes herzusetzen: „*Indessen ist es wohl möglich, dass er in der sorglosen Aufrichtigkeit eines truglosen Bruders Fingerzeige von der Unfehlbarkeit dieser Kunst* (den Stein der Weisen zu finden) *erhalten hat, die er nun weiter auszudeuten und zu ergründen bemüht ist.*" Wer noch mehr in den Grund zu sehen wünscht, von welchem der Vf. eine Ecke des Schleyers gelüpft hat (S. 144), der lese das Buch, das zur Geschichte des Illuminatismus und der geheimen Orden beytragen, und auf ihr Treiben und Bemühen aufmerksam machen kann, obgleich der Gesellschaft selbst mit dem Unternehmen dieses Bruders schwerlich ein Dienst geschehen seyn wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am 2 Busstage 1805, beym kurfürstl. sächs. evangel. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten, und auf ausdrückliches Verlangen dem Druck überlassen*, von D. F. V. *Reinhard*, Oberhofprediger. 1805. 32 S. gr. 8. (3 gr.)

2) *Leipzig*, b. Höhm: *Was haben wir in Zeiten gemeiner Noth vornehmlich zu beherzigen und zu thun?* — Eine Predigt, am 2 Busstage 1805 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten und auf Verlangen dem Druck übergeben von D. *J. G. Rosenmüller*, Superintend. 1805. 19 S. gr. 8. (2 gr.)

Bey der drückenden Theurung, unter der das Vaterland seufzte, war es äusserst nothwendig, dass Volkslehrer von Geist und Kraft ihre Stimme erhoben, und der öffentlichen Meinung eine Richtung zu geben suchten. Schon durch die Wahl des Textes zu dem obenbenannten Tage, wurde sämmtlichen kursächsischen Predigern ein Wink gegeben, diesen feyerlichen Landestag vorzüglich zu benutzen, und jedem, wie sich der Vf. von No. 1 ausdrückt, zu sagen, was ihm jetzt nöthig und nützlich ist. Dieser Wink ist wohl von allen verstanden und beherzigt worden. — In dem herzlichen Eingange dieser Predigt öffnet sich der Redner die Herzen seiner Zuhörer durch ein rührendes Gemälde, wie es sonst war, und wie es jetzt ist; giebt seinen Amtsbrüdern eine versteckte, manchem vielleicht nöthige Weisung, welche Gegenstände an solchen Tagen und zu solcher Zeit auf die Kanzel gebracht werden müssen, um nicht Dinge zu berühren und zu untersuchen, mit welchen die Religion nichts zu thun hat, und die der öffentlichen Gottesverehrung fremd sind; — wodurch er sich selbst zugleich stillschweigend rechtfertigt, dass er nicht solche Dinge zur Sprache bringe; was vielleicht ein Theil des Publicums erwartete, — und bahnt sich so den Weg zu dem zeitgemässen Thema: *Von dem hohen Werth der wahren Verehrung Gottes zur Zeit einer öffentlichen Noth.* Unter wahrer Verehrung Gottes versteht er wahre, herzliche Frömmigkeit. Diese zeigt dann ihren hohen Werth a) in Berichtigung unserer Urtheile; b) in der Leitung unserer Gefühle; c) als Regel unseres Verhaltens; und d) als Linderung unserer Sorgen. Alles diess wird lichtvoll, kräftig und in der, diesem Kanzelredner besonders eigenen, verständlichen, reinen und schönen Sprache bewiesen. Grosse Wahrheiten werden dem leidenden Theil der Nation, sowie — jedoch mit der nöthigen Berücksichtigung des Wohlstandes und der Delicatesse — denen gesagt, die solcher öffentlichen Noth vorzubeugen oder zu steuern haben. Die Verläumder, die leichtgläubigen Auffasser und Verbreiter falscher, zur Zeit öffentlicher Noth besonders schadenbringender Nachrichten; die, welche die Quelle der Noth gar nicht in sich selber, sondern

lediglich

lediglich in andern suchen; die kalten, gleichgültigen, unempfindlichen Menschen; die schändlichen Wucherer; alle erhalten sehr zu beherzigende Lehren. Zur Mäsigung auch in dem Urtheil über fehlende Brüder; zur brüderlichen Theilnahme mit der Leidenden Noth; zur Zufriedenheit, nicht zur starren Unempfindlichkeit, sondern zu der Zufriedenheit wird hier ermuntert, die der Gedanke erregt: ohne Gottes Willen geschieht nichts, und er hat bey Allem weise und väterliche Absichten. Gezeigt wird, dass die öffentliche Noth zu grösserer Thätigkeit, zur Sparsamkeit etc. aufrege. Auf Gott wird jeder ernstlich hingewiesen, den die Glücklichen wie die Leidenden so sehr aus den Augen verloren haben. Er ists, der uns züchtiget; aber er kann auch überschwänglich mehr thun, als wir bitten und verstehen. — Der Psalm, aus dem der Text genommen ist, wird vor der eigentlichen Abhandlung erklärt, und dann der Text selbst Psalm 50, 15 in der Predigt meisterhaft benutzt. — Man könnte fragen: ob dieser Vortrag, worin der ärmeren Classe soviel Wahres und Nützliches gesagt wird, in die *Hofkirche* für das Publicum des Oberhofpredigers gehöre? Aber, wenn man hört, dass das Publicum des Vf. zwar zum Theil aus Personen der höheren Stände besteht, er aber auch unter seinen Zuhörern sehr viele aus den geringeren, ja selbst aus den geringsten Classen zählt; dass gerade in Dresden die Theurung bedenkliche Äusserungen und Bewegungen hervorgebracht hat; wenn man erwägt, dass in dieser Predigt doch nicht *bloss* zu den Ärmeren gesprochen wird: so wird man diese Frage gern zurücknehmen. Und da nun auch dieser Vortrag — wie gleich bemerkt werden wird — vor die Ohren der ganzen Nation gekommen ist, so haben ihn auch alle die gehört, die ihn besonders anwenden können. Auf höhere Verordnung ist nämlich diese Predigt von allen kursächsischen Kanzeln verlesen worden. Wer aus dieser Verordnung den Schluss ziehen wollte, man hätte die kursächs. Prediger nicht für geschickt genug gehalten, alles das, was diese Predigt enthält, wenn auch nicht in *der* Form, ihren Gemeinden sagen zu können, der würde damit so viele verdienstvolle Männer des kursächs. Klerus beleidigen, die gewiss auch bey dieser Gelegenheit die Belehrungen, die, den Zeitumständen gemäss, für *ihre Zuhörer* besonders passend waren, in einer für sie verständlichen und kräftigen Sprache vorgetragen haben. Unstreitig verordnete man das Vorlesen dieser Predigt nur deswegen, um durch das Wort eines Mannes, den viele Bürger und Landleute hoch verehren, dem, was jedes Orts der Prediger gesprochen hatte, mehr Nachdruck zu geben; und man überliess es daher auch den Predigern, dieser Predigt die ihnen nöthig scheinenden Erläuterungen hinzuzufügen. — Zwey starke Auflagen von dieser Predigt sind schnell vergriffen worden. Wenn man nun auch die Exemplare abrechnet, welche die Prediger erhalten haben — *Drey* erhielten zusammen *Ein* Exemplar, das sie sich mittheilen mussten —: so giebt doch der starke Absatz derselben den erfreuenden Beweis, dass auch religiöse Wahrheiten in unseren Tagen nicht bloss Hörer, sondern auch Leser finden, wenn sie mit weiser Benutzung der Zeitumstände, schön und mit Würde vorgetragen werden.

Denselben Text hat der ehrwürdige *Rosenmüller* benutzt, in seinem gewöhnlichen väterlichen Tone über das im Titel angezeigte Thema zu sprechen. Wir sollen 1) über die Ursachen dieser Noth nachdenken; und dann 2) nicht nur Gott um Hülfe anrufen, sondern auch das Unsrige zur Verminderung der Noth nach unserem Vermögen beytragen. Er nimmt im 1 Th. nicht bloss auf die Brodnoth, sondern auch auf andere bürgerliche und häusliche Noth, Noth mit Untergebenen, Kindern, Dienstboten etc. Rücksicht, und sagt sehr wahr: dass Geringschätzung der Religion und das daraus entspringende moralische Verderben, die fast einzige Quelle des Elendes sey, worunter die Menschen seufzen. Diese Geringschätzung bringt den Wucherer dahin, ohne Erbarmen die Noth der Armen nur für seinen Beutel zu benutzen. Ohne Gefühl für Religion und Tugend stielt, mordet, sengt und brennt der Ärmere; freylich fällt ein grosser Theil seiner Verschuldung auf die zurück, welche seine Noth mindern können, aber nicht wollen. — Geringschätzung der Religion ist die Ursache vieler unglücklichen Ehen etc. — Wie wahr, wie der innigsten Beherzigung so werth, ist nicht alles diess, und was er vom Gesinde, vom Lesen verpestender Schriften etc. sagt. Im 2 Th. zeigt er: dass wir allerdings Gott um Hülfe anrufen, d. h. unsere Gedanken auf Gott richten müssen, der helfen will und kann; aber auch durch Verehrung Gottes, sowohl durch äussere, durch Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienst, als auch, und besonders, durch innere, durch Besserung, Rechtschaffenheit, menschenfreundlichen Sinn, zur Minderung der allgemeinen Noth das Unsrige beytragen, und uns so des göttlichen Wohlgefallens würdig machen müssen. Obrigkeiten, Vorgesetzte, Lehrer, Ältern, besonders der höheren Stände, ruft er auf, durch weise Gesetze, zweckmäsige Anstalten, durch Belehrungen und Beyspiele zur Minderung und Wegschaffung mancher allgemeinen Noth; und Reiche, Güterbesitzer, wohlhabende Landleute ermuntert er, barmherzig zu seyn, wie der Vater im Himmel es ist, und so besonders zur Steurung der Brodnoth thätigst zu wirken. Letzteren legt er die Drohung des Jacobus 5, 1 ans Herz, und erklärt, die Stelle, in der Anmerk., den Zeitumständen gemäss. So väterlich der Ton im Ganzen ist: so wird er doch sehr ernstlich und stark, wenn von den Wucherern die Rede ist. Aber auch der sanfteste Mann muss zum hohen Unwillen gereizt werden, durch das empörende, schändliche Benehmen solcher Elenden, die den Namen Menschen kaum verdienen. Eine Stelle dieser Predigt kann sich Rec. nicht enthalten hier mitzutheilen. „Nach dem Beyspiel der höheren Stände richten sich grossentheils die mittleren und unteren; nach dem Beyspiel der Vorgesetzten, Untergebene; nach dem der Ältern, ihre Kinder. Wenn Jene Gott und sein Wort gering schätzen, sich der Üppigkeit, der Wollust und Unmäsigkeit ergeben, sich aus Betrug und Ungerechtigkeit kein Bedenken machen: so werden die meisten ihrer Untergebenen oder ihrer Mitbürger vom geringerem Stande — und (erlaubt sich Rec. hier zuzusetzen) zum grossen Nachtheile der Höheren und Vorgesetzten selbst — ihrem Beyspiele folgen. Diess ist eine Wahrheit, die durch die Erfahrung aller Zeiten bestätiget worden ist, und noch täglich bestätiget wird. — Auch diese Predigt ist stark gekauft, und zweymal aufgelegt worden.

Rec. schliesst diese Anzeige mit zwey Anmerkungen. 1) Auch Luther eifert zu seiner Zeit schon, in seinem Vaterlande, wider die Wucherer und hartherzigen Reichen. Und zwar — sagt er, *Sämmtliche Schriften* 15 Theil, Leipz. Ausg. 1732 S. 369 — hat uns Gott viele Jahre her reichlich versorgt: noch hilft nichts, will gleichwohl jedermann verhungern. Dazu helfen die Geizhälse und Wucherteufel, die mit Korn und Wein dahinten halten, wollens den Leuten nicht um einen gleichen Pfennig lassen, sondern warten, bis ihre Waare höher steigen und mehr gelten möge; das sind Unchristen. Und S. 372: „Wo bleiben die Armen, die das trockne Brod nicht haben, welche ja die Reichen nicht sollten Noth leiden lassen, wenn sie für den grossen Überfluss und Unkosten dazu kommen könnten, den sie auf Kleidung und Prunk wenden; da nicht allein alles überflüsig und vollauf seyn muss, sondern auch vieles unnützlich umkommen und verderben. Sie lassen sich nicht dauren, was zur Pracht und Wollust gehört; wo sie aber einem Armen Hülfe thun sollen, des beschweren sie sich und thuns ungern und sind so, (unwillig,) als stünde ihr Verderben darauf." — *Sic olim, sic et nunc.* 2) Was der würdige *Rosenmüller* von Verachtung der öffentlichen Gottesverehrungen sagt, wie oft ist diess Wort nicht schon von ihm und von seinen Amtsbrüdern auch in Sachsen und grossentheils vergebens gesagt worden! Es wird auch diessmal, es wird auch in Zukunft vergebens seyn, wenn nicht zweckmäsige Masregeln von denen getroffen werden, vor deren Ohren die Klagen so vieler bekümmerten Prediger schon vielfältig gebracht worden sind. Weltliche Obrigkeiten könnten hier freylich viel thun; aber die meisten wollen nichts thun, sie haben keinen Sinn für diese grosse Angelegenheit. Mancher Gerichtshalter, mancher Amtmann besucht selbst mit seinem Amtspersonale wenig oder gar nicht die Kirche, und kann und mag also auch die Unterthanen dazu nicht anhalten, oder wegen des Nichtbesuchens derselben bestrafen. Nur von der obersten geistlichen Behörde ist hier Hülfe zu erwarten, und doch wohl mit Recht zu fodern. Kann sie nicht helfen, nun so entbinde sie doch die Prediger der Verpflichtung, ein sogenanntes Sonntagsmandat jährlich von der Kanzel abzulesen, das, so wie viele andere, fast niemand hält und worüber so viele spotten. Es ist wahrlich grausam, dem Prediger die Vorlesung eines solchen Mandats zur Pflicht, ihn in den Augen des grossen Haufens lächerlich zu machen, und sein Amt und sein ehrwürdiges Geschäft so recht geflissentlich herabzuwürdigen!

J. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 AUGUST, 1805.

ÖKONOMIE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Grundsätze des landwirthschaftlichen Rechnungswesens, nebst Formularen zu dessen zweckmässiger Einrichtung*, von *Heimbert Joh. Hinze*, Privatlehrer der Cameralwissenschaften zu Helmstädt. 1800. VIII u. 245 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine genaue und leicht zu überschauende Rechnungsführung ist nicht so leicht, als sie dem ersten Blick erscheinen mag, weil der Gegenstände, die berechnet werden sollen, zu viele, weil sie nicht selten vermischt und in einander verwebt sind, und weil die Einnahmen und Ausgaben, in Rücksicht ihres Betrags und ihrer Ergiebigkeit, mehr oder weniger von zufälligen Ereignissen abhängen. Die Auffindung einer Methode, welche, einfach und bequem, doch alles umfasst, muss daher jedem Landwirth ein willkommenes Geschenk seyn. Hr. *H.* glaubte desswegen dem landwirthschaftlichen Publicum einen Dienst zu leisten, wenn er ihm eine solche auf Grundsätze gebaute Rechnungsart vorlegte, zumal da die von Hn. *Riedel* in Leipzig herausgegebenen Tabellen, theils zu willkührlich, theils nur nach individuellen Landwirthschaften geformt seyen, und das praktische Lehrbuch des Hn. *Müller* über Privat- und Cameral-Staatsrechnungen, noch weniger allen Foderungen eines jeden einzelnen Landwirths entspreche, ihm aber eine dreyssigjährige Erfahrung mehr in Stand gesetzt habe, die Mängel, welche man in den gewöhnlichen Rechnungsführungen finde, genugsam zu beurtheilen und zu verbessern. Der Vf. hat sein Werk in drey Abschnitte getheilt. Der erste ist den allgemeinen, der zweyte den besonderen Grundsätzen landwirthschaftlicher Berechnungen in ihren verschiedenen Arten gewidmet; und der dritte trägt einige Belehrungen über die den Pächtern und Administratoren der Domainen oder Kammergüter obliegende Rechnungsführung vor. Die allgemeinen Grundsätze dieser Lehre sind zunächst aus dem Wesen des Haushalts und jeder richtigen Rechnungsform hergenommen, und eben so einfach, als fasslich dargestellt. Theils beziehen sie sich auf die Form, theils auf den wesentlichen Inhalt der einzelnen verschiedenen Register, theils auf die Personen, unter welche die Führung dieser verschiedenen Register zu vertheilen ist. Was die Form betrifft, so erklärt er sich, bey allen diesen Registern für die tabellarische, als diejenige, wodurch Mühe und Übersicht erleichtert werde. Die besonderen Grundsätze bestimmen die Anwendung der allgemeinen Regeln auf die einzelnen landwirthschaftlichen Rechnungen; nämlich auf die quartal-, monatliche-, wöchentliche Haushaltungs-Extracte, auf die Saat, Ärndte und Dresch-Register. Die Einnahm- und Ausgabe-Rubriken dieser verschiedenen Tabellen, sind genau und vollständig angegeben. Diesen Bestimmungen der Register folgt die Beschreibung des Hauptrechnungs-Manuals, in welchem am Schlusse jedes Monats die Resultate der ersten vorgetragen werden, und zwar unter drey Hauptabtheilungen, unter Vorratheinnahme und Ausgabe; ferner die Grundlinien einer Generalbilanz am Schlusse jedes ökonomischen Jahres, nebst den Rubriken eines richtigen Inventariums, um beständig von dem Daseyn, oder Abgang, und der Beschaffenheit der vielen Geräthschaften, welche zum Betrieb der Wirthschaft gehören, unterrichtet zu seyn. Das Haushaltungs-Jahr rechnet der Vf. von Johannis zu Johannis. Wo diese Rechnungsart eingeführt ist, wird sie schwerlich abgeschafft werden. Aber es wäre doch hier der Ort gewesen, sich über die verschiedenen Rechnungs- und Pacht-Termine zu erklären, ihre Vortheile und Nachtheile aufzuzählen, und den vorzüglichsten zu bestimmen. Uns dünkt immer der erste Februar, zum Antritt jeder Bewirthschaftung, folglich auch zum Anfang jeder darüber zu führenden Rechnung der natürlichste und bequemste zu seyn. Der dritte Abschnitt giebt die Rechnungs-Rubriken an, welche bey Rechnungen von Administration der Domainen-Güter vorkommen. Um diese Regeln deutlicher darzustellen, sind zwey Rechnungsformen beygefügt, eine bey der herzogl. braunschweigischen, eine andere bey der königl. preussischen Kammer gewöhnliche; denen noch einige Belehrungen über die Art, wie dergleichen Rechnungen abzunehmen, zu moniren, die Monita zu beantworten etc. beygesetzt sind.

Die nach obigen Grundsätzen ausgearbeiteten Formulare für die Haushaltungs-Extracte, und für 14 Arten verschiedener, in einer Wirthschaft nöthigen Register, dann für das Haupt-Manual, für den jährlichen General-Extract nebst Bilanz, für das Inventarium, für eine ausführliche und eine abgekürzte Pachtrechnung, und endlich für einen Quartal-Extract sind bey weitem das Praktischnützlichste dieses Werks. Sie leisten alles, was sie leisten sollen, und werden dem Rechnungsführer, sobald einmal die Linien gezogen, oder die Formulare gedruckt

druckt sind, nur wenig Zeit wegnehmen. Letzteres kann nur unbedeutende Kosten verursachen; und sollte man auch diese scheuen, so würde das erste von dem Verwalter, in einigen langen Winterabenden, ohne Anstrengung geschehen, und die Register auf das ganze Jahr vorgearbeitet werden können. — Wir hätten bloss noch gewünscht, dass der Vf. bey der Lehre und nach den angegebenen Grundsätzen zur Fertigung der einzelnen Wirthschafts-Rechnungen und Register, auch etwas von der zweckmässigen Einrichtung eines selbst bey diesen Tabellen noch immer unentbehrlich bleibenden Journals, besonders was die Einnahme und Ausgabe an Geld betrifft, beygebracht hätte. Übrigens glauben wir diese Rechnungsmethode, wegen ihrer Kürze und Bequemlichkeit, um so mehr jedem angehenden Landwirthe empfehlen zu dürfen, da selbst erfahrne Verwalter und Pächter, welche bereits eine ihren Absichten und ihrem Haushalt entsprechende Rechnungsführung eingerichtet haben, noch manches davon werden benutzen können. S. H.

Erfurt, b. Keyser: *Die Hausbierbrauerey, oder: vollständige praktische Anweisung zur Bereitung des Malzes und Hausbieres; nebst Beschreibung einer Braumaschine, mittelst der man auf eine leichte Art ein Hausbier selbst brauen kann; wie auch die Bereitung verschiedener Obstweine und Essige.* Von *Johann Gottfried Hahn*, der naturforsch. Gesellschaft zu Jena, und der Forst- und Jagdsocietät zu Dreissigacker ordentlichem Mitgliede. Mit einem Kupfer. 1804. Vorrede u. Inhaltsanzeige XXXII S. u. 240 S. 8. (16 gr.)

Umsonst, sagt der Vf., habe er sich nach einem Werke umgesehen, das den Ökonomen eine erschöpfende und zweckmässige Anleitung zum Hausbierbrauen ertheile. Selbst in den Schriften von *Riem*, *Stael*, *Krünitz* und anderen mangle sie gänzlich. Was versteht denn der Vf. unter Hausbierbrauerey? Wird etwa das Bier in einem Privat-Brauhause auf eine andere Art, als in einem öffentlichen gebrauet? In der Hauptsache muss doch wohl dasselbe Verfahren Statt finden. Es ist daher mehr als Unbescheidenheit, alle von der Bierbrauerey handelnden Schriften als unbrauchbar zu verwerfen. Selbst der Verfall der Bierbrauereyen ist vorzüglich durch das in neueren Zeiten sehr stark eingeführte Hausbierbrauen entstanden, und wird dadurch noch mehr befördert. Nach Rec. Erfahrungen findet man gerade in jenen Gegenden das schlechteste Bier, und überhaupt elende Brauanstalten, in welchen einem jeden nur etwas bemittelten Manne das Hausbierbrauen verstattet ist. Man sollte daher, um die öffentlichen Brauereyen wieder in Aufnahme zu bringen, vorzüglich dahin wirken, dass alles Hausbierbrauen, sowohl in den Städten, als auch auf dem platten Lande, aufhöre. Hierdurch würde auch der Staat in verschiedener anderer Rücksicht, vorzüglich aber an Feuermaterial, viel gewinnen.

Die ganze Schrift des Vf. ist eine ziemlich oberflächliche Compilation, welche fast nichts, als längst bekannte Sachen enthält. Manche Vorschläge sind dabey ohne Prüfung und Auswahl mitgetheilt. So ist z. B. der S. 84 gemachte Vorschlag, die Oberhefen zu trocknen, sie nachher in einer hinlänglichen Quantität Wasser aufzulösen und sich dann derselben zu bedienen, durchaus nicht ausführbar, und Rec. muss aus eigener Erfahrung dem Vf. widersprechen. Eben so wenig ist das darauf folgende Mittel, die Hefen aufzubewahren, anwendbar: alles diess dient zu nichts, als schreibrüstigen Autoren zu vielen Bogen zu verhelfen. S. 130 beschreibt der Vf. eine einfache Braumaschine, mittelst der man ohne viele Geräthschaften auf eine leichte und geschwinde Art ein Hausbier zu brauen im Stande sey. Der Vf. hat diese Braumaschine weder erfunden, noch sie in praktischer Anwendung gesehen, sondern er glaubt bloss, dass sie zur Hausbierbrauerey sehr gut zu gebrauchen sey, und theilt uns hierüber folgende Notiz mit: Einer seiner Freunde habe die Zeichnung und Beschreibung dieser, von ihm aber verbesserten, Braumaschine unter den Papieren seines Vaters gefunden, und ihm solche mitgetheilt. Die Verbesserungen, welche der Vf. angebracht haben will, übergeht er ganz mit Stillschweigen, ungeachtet er doch solche hätte erwähnen sollen. Ob nun übrigens diese Maschine wirklich mit Vortheil anwendbar sey, kann Rec. aus Mangel eigener Erfahrung nicht entscheiden. S. 162 handelt der Vf. von Bereitung der Getränke aus verschiedenem Obste und aus Honig. Dieses Kapitel, sowie das folgende, welches von Bereitung verschiedener Essige handelt, und schon das dritte von der Art, wie ein gutes Hausbier mittelst der beschriebenen Geräthschaften und Materialien gebraut werden kann, ist ganz aus anderen Büchern zusammen geschrieben. Man vergleiche nur, um bloss diess anzuführen, S. 167 mit dem 3 Hefte des 2 Bandes der *ökonomischen Beyträge* S. 128, desgl. S. 179 mit dem a. B. S. 141 u. s. w. — Freylich liegen unter der vielen Spreu auch einige Waizenkörner; allein wer mag sich die Mühe nehmen, diese herauszusuchen? Ew.

1) Mainz, b. Pfeiffer: *Stephan Calvel's* etc. *Praktisches Handbuch für Baumpflanzungen.* Herausgegeben zufolge der Einladung und unter der Leitung des Ministers des Inneren. Mit einem Kupfer. Übersetzt von *Heinrich Brühl*, Prof. der theoretischen und praktischen Geometrie. Im Jahr XII (1804). VIII u. 127 S. 8. (16 gr.)

2) Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Kleine ökonomische Aufsätze.* Von *F. C. Medicus*, kurpfalzbayerischem Regierungsrathe, etc. 1804. 138 S. 12. (8 gr.)

Zwey nützliche und empfehlungswürdige Schriften für den gemeinen Landwirth, welcher gern über eine zweckmässige Einrichtung seiner Wirthschaft nachdenkt. Beide sind zwar zunächst für die durch den Krieg verunglückten Landbewohner der Rheingegenden bestimmt, sie werden aber auch jedem anderen Landwirth willkommen seyn, weil er darin mit

mit den vorzüglichsten Gewerbsquellen genauer bekannt gemacht wird, aus denen sich so vieler Segen über die Landbewohner verbreiten läfst.

Nr. 1 entstand in der deutschen Übersetzung, auf Veranlassung des Präfecten zu Mainz, Hn. *Jeanbon St.-André*, durch Hn. Prof. *Brühl*, weil ersterer durch den Obstbau den Bewohnern des linken Rheinufers eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen glaubte. Das Buch ist in 10 Kapitel abgetheilt: I. *Von der Erde und ihren verschiedenen Eigenschaften.* II. *Von den verschiedenen Gattungen der Erde.* In diesen beiden Kapiteln hat der Vf. eine Theorie zum Grunde legen wollen.. Diefs ist an sich löblich. Ob sie aber richtig und so beschaffen sey, dafs der gemeine Landmann mit richtigen Naturkenntnissen die Vorbereitung zur glücklichen Baumpflanzung unternehmen könne, bezweifelt Rec. §. 2 heisst es: „An und für sich selbst ist die Erde beynahe gar nicht fruchtbar. Sie wird es aber durch die Salze, und andere die Fruchtbarkeit begünstigende Dinge, welche sie erhält. Diese bilden sich in ihrem Inneren durch die Fäulnifs anderer Pflanzen, durch die Einwirkungen der Luft und des Dunstkreises, und durch den Dünger, mit welchem sie der Fleifs des Landmannes versieht." Ohne zu wissen, welche Salze hier gemeint sind, die die Erde erhalte, oder die in ihr gebildet werden sollen, und ohne zu wissen, woraus sie gebildet werden können: kann da jemand verstehen, wie er zur Fruchtbarkeit der Erde, die von den Salzen abhängen soll, durch Kunst etwas beytragen könne? Und führen denn die Salze nicht immer auch einen erdigen Bestandtheil bey sich, wenn man das flüchtige Laugensalz davon abrechnet? — Wie könnte man behaupten, dafs die Erde an und für sich unfruchtbar sey, wenn man nicht jede Erdart für sich insbesondere darunter verstehen wollte? Es ist daher eine ungegründete Meinung, wenn in dieser Schrift an mehreren Stellen auf ein unbekanntes Salz zur Fruchtbarmachung der Erde verwiesen wird, welches aus der Luft kommen, und eben auf eine so unbekannte Art der Erde beygemischt werden soll. Dafs aber der Vf. die Unzulänglichkeit seiner Theorie selbst einsah, bekennt er in der Folge §. 14 selbst. III. *Von der Umrodung des Bodens und den Löchern zur Setzung der Bäume.* Des Vf. Befruchtungsprincip bestimmt ihn anzunehmen, dafs die Erde in der Tiefe ihre Fruchtbarkeit defshalb verliere, weil sie den Einwirkungen der Luft nicht so ausgesetzt seyn könne, als wenn sie auf der Oberfläche liege. Dafs aber die Wurzeln weniger den in der Erde abgesetzten Salzen, als den ihrer Natur angemessenen Erdarten nachgehen, ist ohnstreitig aus dem Grunde anzunehmen, weil die Wurzeln der Bäume oft Mauern sprengen, um die rechte Erdart zu verfolgen, und weil keine Erde die Salze in solcher Menge enthalten, und viele auch gar nicht haben kann, welche gleichwohl einen Theil der Nahrung der Bäume und Pflanzen mit ausmachen. Die Erfahrung selbst widerlegt auch schon diese Theorie durch solche Fälle, wo die Erde ihre Lockerheit an sich so hat, dafs die Luft die gröfste Menge von Salzen darin sollte bilden und absetzen können, und wo doch die Bäume weniger freudig wachsen, als in einer anderen minder lockeren Erdart. Und wer sucht denn den Grund nicht in der Beschaffenheit des Bodens selbst? — IV. *Von der Auswahl der Bäume.* Viele gute Belehrungen. V. *Verzeichnifs derjenigen Bäume, die man am gewöhnlichsten pflanzt, und den verschiedenen Arten des Bodens, die zu ihrem Wachsthum am meisten geeignet scheinen.* In einem Nachtrage werden noch mehrere andere zu eben diesem Behuf bestimmte Bäume angeführt. VI. *Von dem Versetzen der Bäume, und der Art, sie von einem Orte zum anderen zu bringen.* VII und VIII. *Von der nöthigen Vorsicht bey dem Ausnehmen der Bäume und ihrer Wiederpflanzung.* IX. *Von dem Pflanzen der Bäume.* Ist sehr umständlich abgehandelt. Wenn aber der Vf. den Gebrauch in den Gegenden der ehemaligen Normandie, die Erde um den Fufs der Bäume den Winter über wegzuräumen und ihre Wurzeln zu entblöfsen, §. 128 aus folgenden zwey Gründen empfiehlt, weil die Wirkungen der Luft und des Dunstkreises den Wurzeln und dem Wurzelhalse die Nahrungssäfte besser zuführen könnten, welche, ohne dieses Mittel, nicht so leicht und nicht in so grofser Menge eingedrungen wären; und weil die Kälte dem zu frühen Triebe des Saftes Einhalt thäte, indem die Bäume dadurch vom Blühen zurückgehalten würden, und folglich weit weniger durch späte Fröste, und durch die üble Witterung im Anfang des Frühlings litten: so dürfte diefs zwar eine Folge von seiner Theorie seyn, aber er scheint nur nicht bedacht zu haben: 1) dafs die Wurzeln gar nicht bestimmt sind, Nahrung unmittelbar aus der Luft anzunehmen; 2) handelt er seiner eigenen Erfahrung zuwider, nach welcher er wohl weifs, dafs die Wurzeln von Hitze und Kälte Schaden leiden; und 3) aus eben diesem Grunde räth *Medicus* in einem Auffatze der obengenannten Schrift dagegen an, den Boden um den Baum herum mit Dünger zu bedecken; nur müsse man wenigstens einen halben Schuh im Umkreise um den Stamm herum den Dünger entfernt halten, und diese so entstandene Höle mit abgefallenem Laube ausfüllen. X. *Von der zur Unterhaltung einer Baumpflanzung nöthigen Sorgfalt.* Der Leser sieht, dafs dieser Schrift für den Zweck, wozu sie bestimmt war, an Vollständigkeit nichts abgeht.

Nr. 2 enthält folgende acht Auffätze: 1) *Rückblick auf das zurückgelegte achtzehnte Jahrhundert in Betracht der Landescultur in der Rheinpfalz.* 2) *Von dem Sparkassee.* 3) *Von Aufbewahrung des Heues in freyer Luft. Heuberge.* 4) *Von dem Düngen der Wiesen, und anderen hier einschlagenden Bemerkungen.* 5) *Über eine grosse Verschwendung in der Landwirthschaft.* 6) *Über den Luzerner-, oder ewigen Kleebau.* 7) *Rother Klee;* und 8) *Über eine neue Methode, kranke Bäume zu heilen.* Diese Auffätze waren, wie der Vf. selbst anzeigt, schon mit dem, von der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften seit 1766 herausgegebenen Landkalender dem Landmanne in die Hände gebracht worden. In welchem Sinne diese Auffätze geschrieben, und in welcher Absicht sie der Vf. hier noch einmal abdrucken liefs,

liefs, vernimmt der Lefer aus folgender Erklärung: „Der Ton, fagt Hr. *M.*, in welchem diefe Auffätze gefchrieben feyn müffen, verdient grofse Beherzigung. Der gelehrte Stil ift dem Landmann eben fo zuwider, als der niedrige fogenannte populäre Ausdruck. Er will alles mit Klarheit, mit einem edeln Ausdrucke und mit Herzlichkeit vorgetragen haben, (Rec. bezeugt, dafs er es durchaus fo richtig gefunden hat,) und in dem Abfatze des Landkalenders fand man jederzeit deutlich, ob man die Abficht des Landmannes erreicht habe, oder nicht. Da ich gar viele Auffätze feit dem Jahre 1766 in diefem Landkalender verfertigt habe, fo habe ich es nicht für unnützlich gefunden, verfchiedene derfelben hier zufammen drucken zu laffen, um die Art und Weife darzulegen, wie man fich bemüht habe, auf den kurpfälzifchen Landwirth fich einen nützlichen Einflufs zu verfchaffen." — Hr. *M.*, der fchon fonft durch feine nützlichen Schriften fich um das Publicum verdient gemacht hat, verdient auch diefsmal unferen Dank, da er das Gute, welches fchon in feinem Vaterlande fo herrlich gefruchtet, auch im Auslande Frucht bringen laffen will. . . . Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Erfurt*, b. Keyfer: *Franz Anton von Refch über die beften und wohlfeilften Leuchtftoffe und vortheilhafteften Gewinnungsarten derfelben. Eine von der Landesverbefferungs-Deputation zu Afchaffenburg veranlafste Preisfchrift über die Beantwortung der Preisfrage: welches find die beften Surrogate ftatt der Leuchtfpäne für den Landmann im Spesfart? welche das Acceffit erhalten hat.* 1803. 31 S. 8. (3 gr.) Obfchon die Frage nur für ein beftimmtes Local aufgegeben ift, fo ift doch der Gegenftand im Allgemeinen fo wichtig, dafs er für ganz Deutfchland eine genaue Unterfuchung verdient. Die Bewohner der bergigen Waldländer halten in allem feft an ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen. Am fchwerften aber find diejenigen abzuftellen, welche mit unmittelbaren Vortheilen verknüpft find. Alle Arten von Waldnutzung, Brenn- und Werkholzhieb, Laubrechen, Spanklözemachen, Afchbrennen, und alles was einer guten Forftökonomie fchädlich ift, übten die Schwarzwälder, Fulder, Spesfarter etc. von jeher aus. Die Förfter und Forftbeamten fetzten zwar Rügftrafen feft, aber die Bauern zahlten nicht, und aus Armuth derfelben exequirte man nicht. So griff das Übel allenthalben fo fehr um fich, dafs nur die gefchärfteften Mafsregeln den gänzlichen Ruin der Waldungen abhalten konnten. Aufserdem fuchte man dem Landmann andere Mittel an die Hand zu geben, feine Holz- Düng- und Lichtbedürfniffe auf eine wohlfeile Art zu erfetzen. Zu dem Ende fcheint auch die Landesverbefferungs-Deputation in Afchaffenburg die vorftehende Preisfrage ausgefetzt zu haben. Die Abhandlung, welche den Preis gewonnen hat, fteht in *Nau's* vermifchten Auffätzen, (Frankf. 1804. 36 S. 8.), und hat den Landescommiffär *Behlen*, einen jungen thätigen Mann, zum Verfaffer.

Hr. *R.* geht in der Bearbeitung diefer Materie ganz fyftematifch zu Werke. Zuerft wird von dem Gebrauche der Schleifsen oder Leuchtfpäne, dann von der Schädlichkeit derfelben und von der nöthigen Abftellung im Spesfart geredet. Er bemerkt ferner fehr richtig, dafs man nicht leicht ein vollkommenes Surrogat finden dürfte, und alle andere Leuchtmittel theuer feyn müffen, als Holzklöze, die fich der Bauer im Wald gehauen und zu Haufe zu Spänen gehobelt hat. Dann geht er die Beftandtheile und Producte durch, woraus fette Öle gewonnen werden. Hierher gehören: Rübfen, *Braffica napus* und *campeftris*; Schnittkohl, *B. arvenfis*; Ölrettig, *Raphanus Chinenfis oleiferus*; Leinfaamen, *Linum ufitatiffimum* und *perenne*; Hederich, *Raphanus Raphaniftrum*; Senf, *finapis fativa nigra*, vorzüglich Alba; Taback, *Nicotiana tabacum*; Wallnufsbaum, *Juglans nigra*; Hafelnufs, *Corylus avellana*; Kaftanien, *Fagus filvatica*; Lindenfaamen, *Filia europaea*; Rofskaftanien, *Aefculus hypocaftanum*; Weinbeerkern, *vitis vinifera*. Der Rübfenbau wird fehr empfohlen, aber es fragt fich: 1) Erfriert die Winterfaat nicht zu häufig? 2) Ift fie nicht als leckere Koft des Wilds, diefem zu fehr ausgefetzt? 3) Gedeiht diefe Pflanze auf den magern Bergäckern der Spesfarter, die doch vor allem erft ihre Kartoffel-, Kraut- und Fruchtfelder zu düngen fuchen, ehe fie an ihr Brennöl denken? Der chinefifche Ölrettig komme in jedem Boden fort, wenn das Land mehr locker oder thonig, als fett und nicht neu gedüngt fey. Als öltragende Pflanze könne er fich gegen das Gewicht des Saamens auf 50 p.C. belaufen. Es ift fonderbar, wie widerfprechend die Nachrichten über den Anbau diefer Ölpflanze find. Sie komme überall gut fort, fagen viele Landwirthe, ihr Ertrag fey reichlicher, wie jeder andere ölgebende Saamen. Wenn gleich dem letzteren nicht widerfprochen wird, fo ift man doch über das Fortkommen der Pflanze im Grofsen noch nicht einig. Vielen ift ihr Anbau nicht geglückt. Rec. beruft fich dabey nicht allein auf das Gefagte in Schriften, fondern auch feine öfteren Verfuche, die bereits vor vielen Jahren, und dann wieder im verfloffenen Jahre angeftellt worden. Es wurde ein halber Morgen angefäet, der Saamen ging fchön auf, aber nach 6 Wochen zerftörten ihn die Erdflöhe fo, dafs er fchlechterdings nicht mehr wuchs, aufser die Pflanzen, die unter Obftbäumen ftanden, und die des Schattens halber von den Erdflöhen verfchont blieben. S. 11. Das Öl von Leinfaamen brenne nicht fo lange, wie jenes vom Rüböl, rauche zu ftark, und fey der Gefundheit fchädlich. Rec. ift von letzterem nicht überzeugt, es wird häufig in den fchlefifchen Gebirgen gebrennt, wo die Menfchen keine nachtheiligen Wirkungen davon fpüren. Auch glaubt Rec., dafs in einem Berglande, wo der Flachs fo vortrefflich geräth, kein Gewächs zur Aufnahme der Landescultur fchicklicher fey, als gerade der Flachs; fein Anbau, das Verfpinnen und Weben deffelben im Lande, mit guten Bleicheinrichtungen nach *Hermbftädts* Vorrichtungen, könnte einen Wohlftand verfchaffen, dafs bald jeder Bauer im Stand wäre, Öl zu brennen, da er gegenwärtig froh ift, daffelbe zum Schmelzen zu benutzen. §. 11. Unter den öltragenden Pflanzen zeichne fich vor anderen der Taback aus. — Das mag wahr feyn, aber der Taback wächft nicht in den Gebirgen des Spesfarts, und erfodert zu koftfpielige und mühfame Erziehung. — Der Hederich wird vom Vf. nicht zum Anbau empfohlen, man könne diefen bekannten Unkrautfaamen durchs Sieben der Körnerfrüchte gewinnen. Rec. würde den Anbau des Hederichs fehr empfehlen, wenn das Auffpringen der Saamenkapfeln nicht fo äufserft bedenklich wäre. Beym Büchelöl hat der Vf. zu keinen Erfahrungen Gelegenheit gehabt. — In diefem Jahre war in der Gegend des Rec. die Büchelmaftung fehr gerathen, auch find Buchwaldungen hier im Überflufs; dennoch koftete das Mafs Bücheln 16 gute Grofchen, folglich das Malter gerade einen Friedrichsd'or. Daraus werden 10—12 Mafs oder 40—48 Pfund Öl und 12 Ölkuchen gewonnen. Zum Brennen taugt es nicht, aber fehr gut zu Speifsen. — Nach des Vf. Berechnungen wären für 12000 Familien zwifchen 69—78000 Pf. Mainzer Mafs Rüböl oder Leinöl erfoderlich, und dafür eine Summe von 53600 und refp. 65000 Rthlr. die aus dem Lande gingen. Es möchte daher fehr räthlich feyn, um diefes zu verhindern: wenn 1) die Orts-Herrfchaft mit guten Beyfpielen voranginge, und auf herrfchaftlichen Grundftücken Verfuche zuerft anftellte, um durch die ftille Gewalt, die in dem Beyfpiel liegt, das Eigenerzeugen der öltragenden Pflanzen im Lande zu beleben; 2) wenn von diefen öltragenden Pflanzen, Saamen erzogen, und unter die Unterthanen zur weiteren Ausfaat und Vermehrung vertheilt würde; 3) wenn die Unterthanen mit Prämien zum Anbau ermuntert; 4) die Prämien vorzüglich denjenigen ertheilt würden, welche diefe Pflanzen felbft anzubauen und das Öl daraus zu gewinnen fuchen, und dadurch einen Gegenftand des Handels erzeugen, wodurch fremdes Geld ins Land gezogen werden kann; 5) wenn zu befferer Überzeugung ein öffentlicher Unterricht in gemeinnützigen Blättern von dem Anbau diefer öltragenden Pflanzen und den zu erwartenden Vortheilen bekannt gemacht und unentgeltlich vertheilt, und endlich 6) wenn das Schleifsen mit harter Ahndung verpönt, das Schleifsenbrennen als polizeywidrig geftraft, und die Strafe unnachfichtlich vollzogen würde. — Nach des Vf. Beobachtungen brennt: 1 Loth Talg 50, 1 Loth Baumöl 96, 1 Loth Rüböl 128, 1 Loth Leinöl 112, 1 Loth Tabacksöl 144, 1 Loth Senföl 128, 1 Loth Büchelöl 96 Stunden. Darum wird auch Senf- Tabacks- und Schnittkohl-Saamen zum Anbau vorzüglich empfohlen. Beym Brennen dienen die Dochte von Werg beffer, als die baumwollenen.

Bh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in Comm. b. Sander: *Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst.* Herausgegeben von *A. Hirt*, königl. preuff. Hofrath, ord. Mitglied der königl. Akademie der Wiffenfchaften etc. 1805. Erftes Heft. *Die Tempelgötter.* Mit 12 Kupfertafeln und 26 Vignetten (alles Umriffe) nebft XVIII u. 102 S. Text gr. 4. (4 Rthlr.)

„Jede Schule, fagt Hr. *Hirt* in der Einleitung, hat ihr Compendium, nach welchem der Unterricht in der Mythologie mehr oder weniger ausführlich, mehr oder weniger gründlich ertheilt wird.— Doch, was allen diefen gröfseren und kleineren Compendien noch mangelt, ift eine Darftellung der mythologifchen Gegenftände nach den Denkmalen der bildenden Kunft. — Der erfte Zweck unferes Bilderbuches ift daher, dem Unterricht in einem, für die äfthetifche Erziehung der Jugend fo wichtigen Fache mehr Vollftändigkeit zu geben, indem man diefes *bildliche* Compendium neben jedem anderen *gefchriebenen* in den Schulen einführen kann."

Neben diefem erften und vornehmften Zweck beabfichtigt das vorliegende Werk auch noch einen anderen, nämlich den Unterricht in der Archäologie, und einen dritten, die Bildung des guten und wahren Gefchmacks, des ächten Sinnes für edle und fchöne Geftalten an den Denkmälern der alten Kunft.

Nach des Vf. Abficht foll das Werk in einzelnen Heften erfcheinen, und jedes Heft gleich dem gegenwärtigen Erften, 12 Kupfertafeln nebft einer beträchtlichen Anzahl Vignetten enthalten. Es wird eine mythologifche und hiftorifche Ordnung beobachtet, und die Monumente follen nach beftimmten Claffen zufammengereihet werden. Das erfte Heft nehmen die Bilder der Tempelgötter ein, die Untergötter und Genien werden zunächft nachfolgen; alsdann die Mythen der Heroen, theils nach Stämmen, theils nach Epochen und Völkern abgetheilt. Auf die mythologifchen Gegenftände folgen die Wettkämpfe und Spiele; die religiöfen Verrichtungen, Opfer, Todtenfeyern u. dgl. Auf diefe endlich, Bildniffe berühmter Perfonen und hiftorifche Monumente überhaupt: 1) der griechifchen Völkerfchaften; 2) der Römer; 3) der fremden Völker, welche Gegenftände der bildenden Kunft für die Griechen und Römer waren.

So viel über die Anordnung des ganzen Werks. Was den Specialinhalt des vorliegenden erften Hefts betrifft, fo fängt folches nach der allgemeinen Einleitung damit an, dafs der Vf. erftlich feine Gedanken vom Götterideal überhaupt vorträgt, und fodann der Reihe nach die auf den Kupfertafeln nach antiken Monumenten gezeichneten Darftellungen der verfchiedenen Gottheiten erläutert. Diefelben find folgende: Saturn, Rhea, Jupiter, Juno, Neptun, Ceres, Apollo, Phöbus, Diana, Vulkan, Minerva, Mars, Venus, Mercur, Vefta, Pluto und Proferpina, Bacchus, Äfculap, Hygea und Telesphorus, Mitheas, Deus Lunus oder Menfis, Ifis mit Horus, Hebe, Iris, Victoria, Fortuna, Fatum, Nemefis, Spes; alle in mehreren ganzen Figuren dargeftellt, und, zur deutlichern Anfchauung der Gefichtszüge, auch einzelne Köpfe nach gröfserem Mafsftabe.

Es ift eingewendet worden, dafs junge Leute, welche mit den Alterthümern erft bekannt werden follen, aus diefem Bilderbuche verhältnifsmäfsig zu Vieles über die antiken Denkmäler der bildenden Kunft erfahren, hingegen zu wenig von den Fabeln und Sagen, welche jenen Denkmälern zum Grunde liegen. Allein nach der oben ausgezogenen Stelle der Einleitung will Hr. *H.* fein Werk vornehmlich nur als eine bildliche Begleitung der fchon vorhandenen mythologifchen Compendien angefehen wiffen, und unter diefer Bedingung nehmen wir keinen Anftand, folches als zweckmäfsig zum Unterricht angelegentlichft zu empfehlen. Je vortheilhafter wir aber vom Werth und Nutzen des Ganzen denken, defto forgfältiger haben wir auch das Einzelne geprüft, und finden uns, zur Beförderung der guten Sache, an unferem Theil verpflichtet, dem würdigen Vf. über verfchiedene Stellen feines Textes Bemerkungen mitzutheilen, gegen welche er, falls fie ihm ungegründet fcheinen follten, in den verfprochenen Beylagen zu künftigen Heften des Bilderbuchs feine jetzt gehegten Meinungen in Schutz nehmen mag.

S. 9 rechnet der Vf. unter die Nachbildungen des älteren griechifchen Stils, in fpäteren Zeiten, 3 Reliefs im *Mufeo Capitol. Tom. IV. tav.* 22. 43. 56. Wir haben zwar die angeführten Kupferftiche nicht zur Hand; allein Hr. *H.* kann unter den erwähnten 3 Reliefs fchwerlich andere meinen, als die Brunneneinfaffung mit 12 Göttern, das Basrelief, unter welchem der Name des Kallimachus eingegraben fteht, und eine runde Ara mit den Figuren des Apollo, der Diana und des Mercurius geziert, weil aufser diefen, und dem Fragment eines bekleideten alten Mannes mit Leyer und Stab, fonft keine Reliefs im altgriechi-

chischen Geschmack gearbeitet, zur capitolinischen Sammlung gehören. Nun möchten wir aber nicht gern anders, als allenfalls nur durch die aller unwiderlegbarsten Gründe überführt, zugeben, dass die Brunneneinfassung, so wie das Basrelief mit dem Namen des Kallimachus, keine ächten altgriechischen Werke, sondern blofs später verfertigte Nachahmungen des altgriechischen Stils seyen, welches hingegen von der runden Ara wahrscheinlich ist. Jene beiden Werke unterscheiden sich von dieser letztern sehr auffallend durch die Proportion der Figuren, sowie durch den Charakter derselben überhaupt; alles zeigt eine weniger gebildete Kunst an. An dem Relief der Brunneneinfassung sind bey allen Figuren die Mundwinkel aufwärts gezogen, das Kinn vorliegend und gespitzt, die Augen senken sich gegen die Nase zu, und oft sind dieselben, wenn schon die Köpfe im Profil stehen, *en face* gebildet. Das Unvermögen der Kunst verräth sich auch durch missrathenen Ausdruck, z. B. am Apollo, welchen der Künstler vermuthlich als zu der Leyer singend darstellen wollte. Ferner ist das Verhältnis der Köpfe zur übrigen schlanken Gestalt zu grofs. Minerva, Jupiter, Neptun, Mars, etc. haben alle mehr nicht als 6½ Kopfslänge, Apollo allein erreicht kaum das Mafs von 7 Köpfen. Am Basrelief des Kallimachus scheint die Kunst etwas weiter vorgerückt zu seyn. Die Gestalten sind überhaupt besser, die Züge angenehmer; zwar gehen die Mundwinkel auch hier immer noch etwas aufwärts, die Augen sinken gegen die Nase zu, und das Kinn liegt vor; aber alles ist gemäfsigter, alle Theile stehen in wechselseitig besserm Verhältnifs. Charakter, Ausdruck und Bewegung haben mehr Wahrheit, mehr Leben erhalten; bey den bekleideten Figuren bemerkt man sogar einige nach der Natur gearbeitete Falten. Mit den drey Figuren auf der runden Ara hat es eine andere Beschaffenheit. Der Künstler wollte, — wenn wir uns bey genauer Betrachtung des Werks nicht geirrt haben, — durch steife Stellungen, gerade ausgestreckte Finger, kleine symmetrische Fältchen, etc. sich blofs die Maske alter, unbeholfener Einfalt vorhalten, ohne darum sein besseres Wissen ganz zu verleugnen. Daher sind die Proportionen gut, die Form der Glieder keineswegs mager, in den Köpfen ist keine Spur von Mifsgestaltung, sondern rein idealische Züge; ja es kann der Apollo, von dieser Seite betrachtet, für eine der schönsten und edelsten Bildungen gelten, die sich in antiken Basreliefen erhalten haben.

Freunde und Kenner der Kunst werden S. 22 nicht ohne einige Verwunderung von der berühmten ehemals capitolinischen, nun nach Paris gegangenen, sogenannten Juno lesen: „*Sie verdiene nur unter die sehr mittelmäfsigen Kunstwerke gerechnet zu werden.*" Der Vf. läfst sich zwar damit entschuldigen, dass er fast überall entschiedene Vorliebe für charakteristische Darstellung bezeigt, und weil die göttliche Hoheit, welche der Juno als Himmelskönigin zukommt, bey der eben angeführten Statue in der That nicht gefunden wird, sich daher leicht für berechtigt halten konnte, geringer von derselben zu denken, als sie in Betracht ihrer übrigen Vorzüge verdienen mag. Wahrscheinlich rührt das Mifsverständnifs blofs von dem Namen her, welchen man ihr willkührlich beygelegt. Denn ein treffliches Kunstwerk ist sie allerdings, und wegen des schönen Gewandes mit Recht berühmt. Sie steht in hoher Würdigkeit, doch freylich mehr menschlich grofs und königlich, als göttlich erhaben da. Warum sollte sie aber auch, weil Charakter und Züge dem Ideal einer Juno wenig angemessen sind, nicht lieber für das Bildnifs irgend einer griechischen Königin gelten können? Rec. findet sich aus mehreren Gründen zu dieser Vermuthung geneigt. Der beschränkte Raum einer Anzeige gestattet es ihm nur nicht, seine Gedanken hierüber umständlich zu entwickeln.

S. 32 will Hr. *H.* von allen zur Familie der Niobe gehörigen Figuren, die zu Florenz beysammen aufgestellt sind, *nicht eine* für Original halten. Rec. mufs dagegen bemerken, dass eine solche Behauptung blofs in zu eilfertiger Beschauung dieser Monumente ihren Grund haben kann: sicherlich ist Hr. *H.* ein viel zu geübter Kenner der Kunst, als dass ihm die wundervolle Schönheit, Geist und Vollendung einiger Figuren verborgen geblieben wären, wenn er mit Mufse und gehöriger Sammlung zu Florenz selbst Betrachtungen über die Familie der Niobe hätte anstellen wollen oder können. Eben so wären auch, um die Originalität des belvederischen Apollo verdächtig zu machen, haltbarere Gründe beyzubringen gewesen, als S. 33 geschieht, wo nach nicht genug bewährter Sage behauptet wird, diese Figur sey aus lunensischem Marmor gearbeitet.

Da Hr. *H.* S. 35 der seit einiger Zeit von verschiedenen Alterthumsforschern angenommenen Meinung beypflichtet, ein, unter dem Namen Alexander bekannter Kopf, vormals im capitolinischen Museum, und gegenwärtig in Paris, sey das Bild des *Phöbus*: so sehen wir uns zu Einwendungen gegen ein solches Vorgeben genöthigt, welches fortgepflanzt und befestigt, dem Kunstgeschmack und der Alterthumskunde schädlich werden dürfte. Sieben in der um die Haare liegenden Binde befindliche Löcher, worin Spitzen oder Strahlen von Erz gesteckt haben sollen, veranlafsten die neuere Benennung des erwähnten Monuments. Nun liefse sich zwar bezweifeln, ob diese Löcher auch wirklich so alt sind, als der Kopf selbst, und dieses zugegeben, alsdann noch fragen, ob die einzusteckenden sieben Strahlen von Erz nicht etwa nur allegorischer Schmuck eines Bildnisses seyn könnten. Allein, um Weitläufigkeit möglichst zu vermeiden, wollen wir blofs anführen, dass, indem der Name eines Phöbus für den genannten Kopf geltend gemacht werden soll, die Würde der alten Kunst damit gefährdet ist. Alles, was man sich von festen Regeln derselben gedacht, von weise erfundenen und stätig befolgten Typen, ja das ganze gerühmte und bewunderte Ideal in den Göttergestalten wäre für uns ein blofser Traum; wer aber noch guten wahren Glauben an den reinen Geist und Geschmack der alten

alten Kunst hat, oder auch nur mit unbestochenen Sinnen unser Monument betrachtet, wird an dem wallenden Umriss der Nase (denn nur die Spitze derselben ist neu), an den flachen Wangen und merklich angedeutetem Knochen gegen das Auge hin, desgleichen an anderen Merkmalen, bald Portraitzüge wahrnehmen. Die von der Stirne emporstehenden und mit den Spitzen sich wieder herunterneigenden Haarlocken, wie an Jupitersköpfen, sollen ohne Zweifel auf Verwandtschaft mit dem Gott zielen; und so passt zum wenigsten die Meinung derer, welche hier den Alexander abgebildet glauben, im Allgemeinen weit besser auf das Monument, als auf dasselbe die Meinung derjenigen passt, welche eine rein idealische Darstellung und den Sonnengott darin zu erkennen vermeinen. Denn wäre auch der erwähnte entscheidende Umstand vorherrschender Portraitzüge nicht so auffallend, als er wirklich ist: so stehen der Benennung eines Phöbus doch noch andere Schwierigkeiten im Wege, die kaum weniger schwer zu beseitigen seyn dürften. Erstlich können wir uns keines antiken Götterbildes erinnern, welches, wie dieser seyn sollende Sonnengott, schon über das Jünglingsalter hinaus, und gleichwohl ohne Bart dargestellt wäre. Zweytens keines antiken Götterbildes, woran die Haare der Augenbraunen angegeben wären, wie sie doch hier sehr deutlich angegeben sind. Dieses Merkmal bitten wir vornehmlich in Betrachtung zu ziehen; es läst sich dasselbe keineswegs auf zuweit getriebenes Detail und kleinliche Manier in der Ausarbeitung des Marmors schieben, weil zugegeben werden muss, unser Denkmal rühre, wenn auch nicht gerade aus Alexanders, doch immer noch aus guter Zeit her, und es herrsche im Ganzen desselben ein sehr guter Geschmack, ein hoher edler Sinn. Wo aber wäre noch ausser den sieben Strahlen der Hauptbinde auch nur etwas symbolisch die Sonne bedeutendes, in einem verständig tiefen, poetischen Sinne gegründetes der Formen oder des Ausdrucks oder des Charakters zu finden? und wie, so möchten wir in solchem Fall noch besonders unseren würdigen Freund, Hn. *H.* fragen — wie würde es mit dem Charakter dieses von ihm gerühmten Bildes des Phöbus beschaffen seyn?

Hier sey nun unseren kritischen Bemerkungen ihr Ziel gesetzt. Wir äussern aber gern noch einmal, dass uns Hn. *Hs.* Bilderbuch im Ganzen ein sehr nützliches Unternehmen dünkt, und dass wir mit vielem Vergnügen der baldigen Erscheinung neuer Hefte desselben entgegensehen. Die wohl überlegte, des Vf. weitläuftige Bekanntschaft mit alten Denkmälern beurkundende Auswahl der auf den Kupfertafeln und Vignetten abgebildeten Monumente, gehört mit zu den guten Eigenschaften des Werks; und der Künstler, Hr. *Erdmann Hummel*, hat seine schon bekannte Kunstfertigkeit an den festgezeichneten Umrissen aufs neue bewährt. Druck und Papier des Bilderbuchs sind ebenfalls einer rühmlichen Anzeige werth.

W. K. F.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Wahrheit ohne Schminke über den freyen Getreidehandel.* Von einem *unparteyischen sachverständigen* Manne zur Beherzigung für jede Classe von Lesern, besonders für *Minister*, *Cameralisten* etc. herausgegeben. 1804. XVIII u. 196 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. eifert in einer allerdings ungeschminkten Schreibart gegen jede Fruchtsperre, findet die Vergleichung derselben mit einem weichen Ruhebette, auf dem ein träger Staatsmann wohlfeile Zeiten träume, die doch der thätige nur mit Anstrengung verschaffen und erhalten könne, sehr treffend, und hält die Erzeugung des Getreides für eine Art von Fabrik, mit deren Waaren ein um so freyerer Handel gestattet werden müsse, je unentbehrlicher sie seyen. Er erkläret die Getreidesperre geradezu für eine nicht zu rechtfertigende Gewaltthätigkeit, wodurch die Sicherheit des Eigenthums der Menge gestört werde, um einigen Staatsbewohnern, durch eine zweckwidrige Veranstaltung der Gemächlichkeit, die Nothdurft bequemer zu erhalten. Er nennt es eine höchstungerechte Beschränkung der natürlichen Freyheit, wenn ein Mitbürger den anderen zwingen dürfe, ihm und nicht dem Nachbar seine mühsam erzeugten Producte, und zwar um geringeren Preis, zu überlassen. Alle künstlichen Polizeyanstalten, meint er, würden das nicht bewirken, was der ungehinderte Umlauf der Lebensmittel von selbst zu Wege bringe. Die Nothwendigkeit eines Verbots der Ausfuhr sey bloss Träumerey des Vorurtheils. Sie höre dann von selbst auf, wenn die Volksmenge und die Consumtion mit dem Ertrag in Verhältniss stehe (und wenn der Reiz des Gewinns bey höheren Preisen der Nachbarschaft aufhöret?) Der Mangel sey nie allgemein, und durch den freyen Handel werde eben das Gleichgewicht hergestellt. Ackerbau und Städte könnten nur bey ganz ungestörter Concurrenz aufblühen. Man sollte sonst andere Waaren auch sperren, um den Landmann zu entschädigen, besonders wenn Misswachs ihn treffe.

Schlechte Ärndten, Mangel an Vorräthen, geringe Preise, Furcht, Speculation, durch Sperren gehemmte Zufuhr seyen Ursachen des Steigens der Getreidepreise, und keiner werde durch ein Verbot der Ausfuhr abgeholfen. Vielmehr das Gegentheil sey durch die Erfahrung bestätigte Folge derselben. Theurung sey kein so grosses Übel, als der Mangel. Sperren könnten aber da nichts hinbringen, wo es einmal fehle, sondern veranlassten nur Versteckung, heimliche Ausschwärzung, Hinauftreiben der Preise und eigentliche Hungersnoth. Wo man diese unmoralische Beschränkung des Fruchthandels nicht kenne, da stehe das Getreide in niedrigerem Preise und Hungersnoth sey unerhört. Ganz wohlfeile Zeiten wären für ein Land kein Glück. Der Bauer werde dann so träge wie sein Ochs; die Armuth überfalle ihn, wie ein gewappneter Mann, und er müsse Hof und Pflug verlassen. Sogar die Manufacturisten

risten in England baten unter Jacob II, er möge doch die Fruchtpreise zu erhöhen suchen, das Beyspiel von Frankreich zur Zeit des Sülly nicht zu gedenken. Nie sollte man den Aufkäufer, der Vorräthe sammelt, in seiner Betriebsamkeit hindern. (Auch wenn er bey seltener Frucht für das entfernte Ausland aufkauft?) Überhaupt redet er, mit *Philippi vertheidigtem Kornjuden*, Berlin 1765, den Kornaufkäufern das Wort, und es ist ihm ein Räthsel, wie man sich wider sie erklären könne.

Alle durch die Wachsamkeit der Polizey veranlassten Berechnungen der Erzeugnisse, der Vorräthe, und der Consumtion in einem Lande seyen höchst unzuverlässig und täuschend. Die hierauf beschlossene willkührliche Fruchtsperre treffe also nie den richtigen Zeitpunkt, schwäche mithin den Nationalreichthum, vermindere das baare Geld im Lande, und unterdrücke den Geist der Agricultur. Man sollte sich lieber der natürlichen Ordnung der Dinge unterwerfen, und einer höheren Vorsehung vertrauen. Waizen und Hafer sollten wenigstens von der Sperre ganz ausgeschlossen bleiben; (wie soll aber der Unterschleif verhütet werden?) Die gewaltsamste Beschränkung des Eigenthums endlich sey es, wenn das Verbot auch auf die Kartoffeln ausgedehnt werde; (da sie doch den Getreidebau immer mehr verdrängen, und ein fast unentbehrliches Surrogat des Korns sind? auch die Preise aller Consumtibilien zugleich zu steigen pflegen?)

Zur wohlfeilen Zeit, gleich den Hamstern und Bienen, mäsige Vorräthe zu sammeln, das sey der Klugheit gemäss. Jeder Privatmann, der Raum und Geld habe, sollte das thun, aber auch bey zunehmender Theurung seine Consumtion freywillig einschränken. Von jedem Acker Winterfeld sollte eine Metze Korn oder Gerste jährlich zum Magazin geliefert, oder der Überfluss eines jeden dort deponiret, und nach einigen Jahren, oder zur Zeit einer Theurung sollte daraus, um den Mittelpreis, Frucht oder Mehl oder Brod an die Dürftigeren verkauft werden, um das Gelieferte davon zu bezahlen. (Was für eine beschwerliche Berechnung, der gewöhnlichen vom Vf. selbst angeführten Einwendungen gegen alle missliche Magazinanlegung zu geschweigen!) Sähe man dennoch Mangel voraus, so sey die Beyschaffung der Früchte geschickten Kaufleuten zu übertragen. Gegen die Bestimmung eines Maximums spricht der Vf. ernstlich.

Das ängstliche Geschrey des Städters, besonders des von Besoldung lebenden, bey steigendem Fruchtpreise, und das Mitleid der Obrigkeiten, auch wohl die List der bey der Sperre gewinnenden Pächter veranlassten gemeiniglich das Verbot der Ausfuhr. Ohne richtige Übersicht des Ganzen werde „*dem Kinde der ungezogene Wille gelassen*", bloss weil es einmal so gewöhnlich sey. Eine Polizey, die auf Sperre antrage, habe diesen Druck des Landmanns und das daraus entstehende Elend bey ihrem Herrn und dereinst beym Weltgericht schwer zu verantworten. Sie sey Afterärzten ähnlich, die Symptome curiren wollten, statt das Übel in der Wurzel anzugreifen. Sie spreche ihr Urtheil über ein Land so kaltblütig, wie der Arzt ein Brechmittel verordne, ohne die überwiegenden Vortheile des freyen Fruchthandels und die schädlichen Folgen jener *Scheinhülfe* zu bedenken. Mit starken Farben werden endlich einige Beyspiele von gesperrten und ungesperrten Ländern geschildert. Bey diesen ist, unter andern, Toskana und Bayern besonders genannt. Eine merkwürdige pfalzbayerische Verordnung vom 16 März 1795 wider die Fruchtsperre macht den Beschluss.

Man kann dem Vf., der ehemals selbst ein Gutsbesitzer war, nicht absprechen, dass er seine Meinung mit Freymüthigkeit und Energie zu behaupten sucht. Die Wahrheit liegt ohne Zweifel in der Mitte. Ein Land, in welchem das eigene Bedürfniss kaum gebaut ist, würde übel daran seyn, wenn auf der einen Seite gegen dasselbe gesperrt wird, und auf der anderen die Ausfuhr gestattet werden sollte. Grosse Reiche sind mit einzelnen Landesstrichen, die zum Theil von der Convenienz des Nachbars abhängen, in der Politik nicht zu vergleichen. Der Schriftsteller kennt oft Localumstände nicht, nach welchen der Staatsmann urtheilen muss. Auch von einer Zeit auf die andere kann nicht einmal ein sicherer Schluss gelten. Ein Irrthum ist noch zu berichtigen: dass das Weimarische Amt *Altstedt ungestört* die Freyheit behalten habe, seine (überflüssig gebauten) Früchte nach Nordhausen verfahren zu dürfen; da es vielmehr, einer Convention mit den Nachbarn oder seiner Lage wegen, wenn die Durchfuhr durch das gesperrte Kursächsische versagt wurde, daran bisweilen verhindert worden ist.

Cth.

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Erfurt*, b. Keyser: *Das Ganze der Pferdezucht*, oder: *vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung der Pferde, ihre Verwendung, Kenntniss und Heilung ihrer Krankheiten*, von *Johann Christian Gotthard*, der W. W. und R. R. D. der Privat- und Staatsökonomie auf der k. preuss. Universität zu Erfurt Professor. 1 Band. 1800. XVI u. 592 S. 2 Band. 1804. XVI u. 312 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) Da der Vf. dieses Werks von keinem Theile der Pferdezucht praktische Kenntnisse besitzt; da er so wenig Pferdezüchter als Pferdewärter und Pferdehändler, noch weit weniger aber praktischer Pferdekenner, Reiter und Thierarzt ist: so lässt sich von ihm durchaus nur eine Zusammentragung aus anderen Schriften, ohne Sachkenntniss und eigene Erfahrung, erwarten. Eine solche Compilation findet man hier. Mit eben so viel Bereitwilligkeit als Mangel an Beurtheilung, schrieb Hr. *G.* aus guten und schlechten Schriften für die Pferdezucht ab. Wo ihn seine Vorgänger verliessen, da hat auch er Lücken. Auf diese Weise ist denn freylich ein Ganzes — jedoch nur in Hinsicht des Mangelhaften entstanden, das, in diesem Sinn genommen, alle Bruchstücke, die je über die Pferdewissenschaften geschrieben worden sind, hinter sich zurück lässt. Vorzüglich aber hat der Vf. die Schriften des Hn. von *Tennecker* benutzt, und dessen Messgeschenk für Pferdeliebhaber, dessen Taschenbuch und vereinigte Wissenschaften der Pferdezucht, fast wörtlich abgeschrieben. Da aber alle diese Schriften nur unvollständige Abhandlungen enthalten, die oft selbst noch viele Berichtigungen verdienen: so gewinnen auch die Leser bey dieser gleichsam neuen, jedoch nicht verbesserten, Auflage der Tenneckerschen Werke weiter nichts.

L. T. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 AUGUST, 1805.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Quien: *Tableau des révolutions du Syſtême politique de l'Europe depuis la fin du quinzième Siècle*, par *Fréderic Ancillon*, Prof. à l'Académie militaire, (ſeither auch Hiſtoriographe de la Maiſon de Brandebourg, Membre de l'Académie des Sciences à Berlin). *Première partie. Tome premier.* 1803. LXXVI und 446 S. *Tome second.* XLVII und 574 S. *Seconde part. Tom. troiſ.* 1805. XXIV und 523 S. *Tom. quatr.* XL und 578 S. 8. *)

Eine mit guter Auswahl, gründlicher Einſicht und geſundem Urtheil in einladender Schreibart abgefaſste Darſtellung der Begebenheiten, welche den groſsen europäiſchen Staatenbund begründet, wohlthätig gemacht und bis jetzt erhalten haben, und der Maximen und Sitten, welche die Kraft jedes Reichs bald hoben, bald niederdrückten, war immer noch Bedürfniſs der vornehmeren Claſſen unter uns, noch mehr in Ländern, wo gelehrte Bildung ſeltener iſt. Wahrheit ſo viel möglich (bey der Menge meiſt partheyiſch beſchriebener Begebenheiten *überall* ſie zu treffen, dürfte unmöglich ſeyn), Vergeſſenheit der eigenen Individualität, ſo daſs keine Nation, keine kirchliche, keine politiſche Partey über Verdienen in Licht oder Schatten geſtellt werde, und ein über alle Rückſichten erhabener, das Ganze beſeelender Geiſt des Rechts, nie dem Glück ſchmeichelnd, ſondern die aus den mühſeligſten koſtbarſten Erfahrungen hervorgehende Lehre rein darſtellend, dieſe, von ächter Geſchichtſchreibung überhaupt untrennbaren Eigenſchaften, werden zumal einer ſo umfaſſenden Arbeit beywohnen müſſen; denn ſie iſt für Männer, die meiſt nicht weiter forſchen, und von deren Anſicht oft wichtige Entſchlüſſe abhängen. Von ſo einem Buche iſt mehr zu fodern, es iſt ihm aber auch einiges mehr als anderen Geſchichtbüchern zu erlaſſen. Obſchon wir weit entfernt ſind, über die Anführung der Quellen im Allgemeinen ſo zu denken, wie hier Th. 1, Vorr. 75 (*Il m'eût été facile de charger cet ouvrage de citations; le lecteur inſtruit jugera si j'ai conſulté les sources; — l'échaffaudage doit dispareitre quand le bâtiment est élevé*); gleichwohl geben wir zu, daſs bey einem Werk, wo keine eigenthümlichen Entdeckungen, oder kritiſch herausgeſchiedene Reſultate, ſondern die Beſtimmung der *Anſicht*, die Heraushebung der *Geiſter*, Zweck iſt, Anführungen wegbleiben können. So mag eine ungewöhnliche Menge ausführlicher Charakterſchilderungen in eigentlicher Hiſtorie nicht zugelaſſen werden, in einem Gemälde, wie dieſes, iſt ſie wohl unvermeidlich: Wie viele glänzen in des Vellejus kurzer Geſchichte; weil er nicht wie Polyb oder Livius ausführlich genug ſeyn konnte, auf daſs der Leſer ſie aus den Begebenheiten finde. Es iſt wahr; ſie ſollen auch in dieſen Büchern keine Nomenclatur von moraliſchen Eigenſchaften ſeyn, und nicht, wie bey den ſpäten Claſſikern oder in vielen, ſonſt vorzüglichen Werken der Franzoſen, durch geſuchte Antitheſen Überraſchung, anſtatt Belehrung, erwirken wollen, ſondern die auszeichnenden Züge, wie andere Facta, nur ſo vereiniget, nur zuſammengedrängt, übrigens in der antiken Einfalt darſtellen. Und Schriftſteller in einer, ſolchen Spielen vorzüglich günſtigen Sprache ſind an dieſes beſonders zu erinnern; Jünglinge vor dieſer fehlerhaften Seite der ſchätzbarſten Werke vorzüglich zu warnen. Tacitus ſelbſt und Montesquieu ſind gefährliche Muſter, inſofern ihr groſser Geiſt, mit allen Früchten des fleiſsigſten Forſchens bereichert, ſich erkühnen durfte, dem Leſer manches zu gebieten, was er von andern ſich nicht gefallen zu laſſen braucht; hiedurch eben iſt in Zeiten ſinkenden Geſchmacks das unerträgliche Wortgeklingel entſtanden. Dieſen Punkt berührten wir, um zu zeigen, daſs die vielen Charakterſchilderungen in dem vorliegenden Buch, als von ſeiner Natur unzertrennlich, die Art aber derſelben meiſt gut, gleichwohl nicht immer ohne Gefahr nachgeahmt werden mag.

Wir wollen den Inhalt vorlegen, den Geiſt kennen lehren, hierauf einige Verbeſſerungen *machen*, wo der Buchdrucker fehlte, und *vorſchlagen*, wo über der langen Arbeit auch der Vf. von kleinen Verſehen beſchlichen worden zu ſeyn ſcheint.

Die Vorreden ſind von zweyerley Art; politiſch einige; andere Abhandlungen über Punkte der hiſtoriſchen Kunſt; ausführlich, weil auf Leſer berechnet,

*) Von dieſem Werke iſt bereits bey demſelben Verleger eine deutſche Überſetzung angefangen worden, welche den Titel führt: *Friedrich Ancillon's Darſtellung der wichtigſten Veränderungen im Staatenſyſteme von Europa ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von D. *Friedrich Mann.* 1 Th. 1 B. 1804. 480 S. 2 B. 1805. 566 S. 8. (3 Rthlr.)

rechnet, welche nach Art unserer Zeit auf Theorien halten, und welche, da die Gegenstände ihnen nicht so bekannt seyn mögen, einer erschöpfenden Entwicklung bedürfen. Die historische Kunst ist von den Alten in ihren Werken praktisch gezeigt, von Grammatikern und Rhetoren, wie der halikarnassische Dionysius, in eigenen Tractaten abgehandelt worden: aber jedes Zeitalter hat seine Weise. In beiderley Abhandlungen hat Hr. *Ancillon* viel Gutes beygebracht. Hierüber berufen wir uns zumal auf die Lehren der dritten Vorrede: „*L'équilibre parfait améneroit un repos parfait — qui ne seroit peut-être pas même* (gewiss nicht) *un bien pour l'humanité. Mais en formant selon les occurrences contre toutes les puissances qui marcheroient à la domination, une masse de forces imposante, on peut et l'on doit empêcher l'excès d'une préponderance quelconque, avec toutes les injustices qu'elle entraineroit.*“ *Il sied bien à une grande puissance de ne pas ressentir des bagatelles, mais elle ne doit pas donner le change sur les bornes de sa patience.*“ Selten möchten wir etwas anderes bestimmt sehen. Die Aristokratien werden beschuldiget, allzu unbewegbar, zu thatenscheu, zu seyn, und Bern und Venedig als abschreckende Beyspiele genannt (I, XXIX). Aber beide haben bis kaum hundert Jahre vor ihrem Untergang viele grosse und oft glückliche Kriege geführt; zwischen zwey der grössten Mächte und verbündete Cantone gedrängt, musste Bern, erschöpft vom candiotischen und von dem letzten peloponnesischen Kriege (1714) musste Venedig vom Schauplatz abtreten, ohne dass es der Aristokratie, welche viele Jahrhunderte militärisch geglänzt, zugeschrieben werden könnte; die Demokratien, die mindermächtigen Fürsten haben es auch gethan.

Der Plan des Werks ist gut geordnet. Die Einleitung besteht aus zwey Abschnitten, in deren erstem die Hauptmomente der Geschichte seit Untergang des abendländischen Kaiserthums, wie im zweyten die im funfzehnten Jahrhundert vorgefallenen Veränderungen, welche Europens Staatensystem bereitet haben, in zweckmässiger Kürze vorgestellt werden (I, 1—240). Das eigentliche Schauspiel nimmt mit Karls VIII italischer Unternehmung den Anfang, und führt im 1 Th. die Geschichte bis jenseits der Kriege Karls V mit Franz I (241—405). Hierauf wird das mediceische Jahrhundert der schönsten Arbeiten des menschlichen Geistes geschildert (406—446). Der wieder aufgenommene Faden führt durch Karls V Zeit in ihren übrigen Verhältnissen; die Reformation wird mit so viel Strenge beurtheilt, dass man eher geneigt wäre, diese zu wenig rücksichtig auf Zeit und Umstände, als irgend eine Vorliebe oder Spur von dem Stande des Vf. in dieser Schilderung zu finden T. II. (1—136). Sie führt auf die scandinavischen und englischen Staatsveränderungen, wobey die Reformation mitwirkend, oft leidend, endlich siegend, erschien (137—211). Weiter folgt Philipps II drohende Politik, durch die französischen Bürgerkriege in religiösem Vorwand, durch den Kampf der Niederlande um Freyheit, durch der Königin Elisabeth weise Regierung, lange beschäftiget, endlich vereitelt (212—509). Man folgt der Geschichte bis, nach Heinrichs IV Tod, alles mehr und mehr den letzten Kampf der alten und neuen Glaubenspartey in Deutschland herbeyführt (S. 510—574). Nach einer kurzen Rast in Betrachtung des Zustandes der Wissenschaften am Anfange des vorletzten Jahrhundertes (T. III, 3—40) sieht man den schrecklichen dreyssigjährigen Krieg, oder die so lang fortwährende Verwickelung und Folge von Kriegen, Richelieu, Gustav Adolph, wie viele grosse Feldherren, welche Staatsmänner (41—259)! Um nicht weniger anziehend durch ganz eigenen Charakter ist Portugalls Befreyung (260—297); tröstlich, wenn man erwägt, es sey dem Nationalwillen doch möglich, ein aufgedrungenes Joch bey etwas günstigeren Umständen wieder los zu werden; eine grosse Lehre für Völker, die in bösen Augenblicken, wo Übermass der Kühnheit und Übermass der Abspannung sich gegenüber stehen, sich viel gefallen lassen müssen! Geschehe mit *Formen* was da will; wenn nur der *Geist* nicht erlischt, wenn nur die Erinnerung bleibt, wenn nur das heilige Feuer im Herzen unterhalten wird. Hr. *Ancillon* schildert nach diesem die englischen Bürgerkriege (sehr geschickt) (298—465) und die Komödien der Fronde (466—523) mit dem Gefühl, dessen sie würdig sind. Es enthält der vierte Theil, was man die Zeit Ludwigs XIV zu nennen pflegt; so, dass, während seiner Minderjährigkeit und Mazarins Leben, die wunderbare Christina und Karls X erschöpfende Thatensucht (IV, 3—41), die Umwandlung der Verfassung Dänemarks, ohne grosse Männer, durch benutzte Volksstimmung, (42—60), endlich der pyrenäische Friede (61—94) beschrieben wird. Alsdann die Epoche des Glanzes und der Obermacht, mit den lebhaftesten Farben, die Menge der grossen Diener und Feinde Ludwigs, des Königs Übermuth (so gross, dass man kaum hätte glauben sollen, er könne übertroffen werden), die lange Geduld endlich aufgerüttelt (eben so durch den Hohn seines Prahlens, wie durch die Willkühr, womit er handelte), und der grosse Ludwig endlich von einer Coalition meist schwacher Regenten, die ein paar gute Feldherren und die Stimme Europens für sich hatten, schmählich heruntergebracht, und sein allbedrohendes Reich anderen wieder gleich gestellt. Episodenweise wird natürlich die Revolution Hollands 1672, Grossbritaniens 1683 und Spaniens Dynastieänderung, nebst dem goldenen Alter sowohl der französischen (197—268) als englischen (554) Literatur, wohl beschrieben. So viel von der Einrichtung des wohlgerathenen Werks; man kann sie nicht anders als klar und verständig finden.

Die Denkungsart war schon aus den oben angeführten Stellen der Vorreden als frey und edel zu erkennen; wofür denn thörichte oder gewonnene Schmeichler, feige, feile Zeitgenossen den Vf. nicht loben werden,

den; aber die Nachwelt wird besser urtheilen. Wie sehr er dieses verdiene, wollen wir noch deutlicher machen.

Bekanntlich ist die Besorgniss der *Universalmonarchie* nicht ein Hirngespinst *unserer* Zeiten, wohl aber haben die, welche sie in verschiedenen Zeiten zu gründen suchten, die Welt über die *Möglichkeit* derselben zu täuschen getrachtet, oder zeigen wollen, dass sie nicht von ihnen, sondern von ihren Gegnern zu befürchten sey. Hr. *Ancillon* hat wohl erläutert, worin eigentlich die unter diesem Namen drohende Gefahr besteht. „Ludwig XIV gedachte wohl nie, die sämmtlichen Staaten Europens in unterthänige Provinzen zu verwandeln, oder seinem Reiche sie förmlich einzuverleiben; aber Vorschriften sollten sie von ihm nehmen, seiner Eitelkeit und Prachtliebe dienstbar seyn; die Furcht, ihm zu missfallen, sollte der leitende Grundsatz aller Cabinette werden. Fürsten, eigentlich vermummte Sclaven, sollten durch jede Unterwürfigkeit von ihm Erlaubniss erkaufen, weiter fort zu existiren; die Völker allen Nationalstolz, wie die Fürsten alle Würde, aufgeben; alles entmuthet, alles jämmerlich von ihm das Gesetz nehmen (IV, 196)". „*Das* ist die in neueren Zeiten zu befürchtende Art von Universalmonarchie, dass *Eine* Macht ein so entscheidendes Übergewicht habe, dass sie anderen nur den Namen der Unabhängigkeit liesse, und durch Furcht vor Krieg sie alle ganz nach *ihrem* Willen bestimmte (I, 360)". „Sobald eine Macht alles vermag, was sie will, wird sie wollen, was sie nicht sollte; nichts wird ihr ehrwürdig, nichts heilig seyn; kühn wird sie alles wagen; es wird vorbey seyn mit der Freyheit (III, Vorr. 9)". „Aber wo wäre, wird die pöbelhafte Gemeinheit fragen, *wo* das grosse Übel hiebey? Unterdrückung, der schreyendste Missbrauch der Gewalt wäre die untrennbare Folge, ein schrankenloser orientalischer Despotismus ohne irgend eine Hülfe; von dem an keine freye Entwickelung des Geistes, kein wahres Leben, keine selbstständige Persönlichkeit mehr (I, 68 ff.)" „Eine völlige Entwürdigung menschlicher Natur, der Tod aller eigenen Würde, der Untergang alles edeln Lebens- und Geistesgenusses wäre die gewisseste Frucht (I, Vorr. 17 ff.)" Was brauchen wir weiter Zeugniss; die schöne alte Römerwelt bestätiget jedes Wort! „Es ist also durchaus erfoderlich, dass Macht, der Macht entgegenwirkend, die Entwicklung dieser vergiftenden Thätigkeit, den Fortgang dieses allverschlingenden unseligen Laufs, durch kraftvollen Widerstand aufhalte" (III, Vorr. 9. 10). Hiezu habe Ludwig XIV seine Zeitgenossen gebracht. „Man würde seine furchtbare Übermacht nie angetastet haben, wenn man irgend *ein Ziel* seiner unruhigen Herrschsucht gesehen hätte; aber das habe weder sein Stolz, noch jenes *nimmersatte Bedürfniss unaufhörlicher Bewegung* und immer neuer Lorbeeren erlaubt (IV, 195)." Dass aber mit der Unabhängigkeit eine Nation alles verliert; wird an Portugalls Beyspiel 1580 schon gezeigt. „Selbst eines milden guten Herrn glücklicher Sclave hört auf, sich selbst anzugehören; und so verliert sich alle Ehre, alle häusliche Eigenthümlichkeit, alle Vaterlandsliebe eines Volks; jammervolles Andenken bleibt, wird bald gefährlich, und erstirbt am Ende (II, 441)"; und hierauf, wie schändlich Portugall betrogen ward, als es sich *einverleiben* liess u. s. f. Nachdem bey Anlass Jacobs II bemerkt worden, „dass nur durch Schwäche Kronen verloren gehen, und dass die, welchen die höchste Gewalt entrissen wird, es gemeiniglich wohl verdienen, durch den unseligen Leichtsinn, womit sie sich hingeben (IV, 390), stellt Hr. *Ancillon* dar, mit welchem Scharfsinn, mit welcher Beharrlichkeit, mit welchem Nutzen für die Welt Wilhelm von Oranien der Dritte das System *des contre forces* wie er es nennt, (sonst unter dem Namen des Gleichgewichtes berühmt) eingeführt hat. Er schildert Wilhelmen mit so wenig Parteylichkeit (IV, 139, 367 ff.), dass er des Guten eher zu wenig sagt: er vergisst, dass Wilhelm *so* kalt nicht war, nicht von seiner ersten Jugend an lebenslänglich wenigstens *Einen* Freund zu haben, den er über alles liebte, und dass von Ritter Temple und anderen, die es um die *Sache* ernstlich meinten, er mit nicht weniger persönlichem *Vertrauen* als Achtung behandelt wurde. Desto unverdächtiger ist das der Frucht seiner Geistesarbeit ertheilte Lob: Es wird gezeigt, wie vortrefflich der Utrechter Friede Wilhelms System festhielt und auf eine Weise entwickelte, wodurch „keine Macht aufgeopfert, keiner solche Vortheile zugestanden wurden, wobey das Gleichgewicht gelitten hätte (IV, 540)." Weil von derselben Zeit Englands Continentalverhältnisse beginnen, wird die Natur derselben gewürdiget. „Die allgemeine Unabhängigkeit fodere diese Verbindung. Mehrmals hätte eine andere Macht, wenn sie von der See her nicht gestört worden wäre, die Unterjochung des festen Landes mit Erfolg versuchen können. Wenn verblendete oder bestochene Minister diese Verhältnisse gemissbraucht haben: so beweise dieses nicht gegen ihren wesentlichen Nutzen überhaupt; sie sey offenbar in der Natur gegründet (IV, 463 ff.)" Hier wird unter dem „festen Lande" besonders das mittlere Europa von Schweden bis Malta gemeint, von welchem gesagt werden kann, dass es bey jener Verbindung in mancher Hinsicht den Kern der wahren Cultur und moralischen Civilisation enthält, so dass für unverblendete Menschen, denen das allgemeine am Herzen liegt, was in Mysore, was am Phasis und Oxus geschieht, gegen die Alteration der Staateneintheilung *in dieser unserer Weltgegend* durchaus gar nichts ist, und in keine Betrachtung kommen kann.

Im ersten Theile S. 16 möchte die Stelle vom arabischen Alphabeth so zu berichtigen seyn, dass durch den Koran Sprache und Schrift eine Art Universalität in den Morgenländern bekam; übrigens weiss der Vf. wohl, dass jedes der genannten Völker sein eigenes, ja zum Theil mehr als Ein

Al-

Alphabeth gebraucht. S. 17: Yemens Eroberung durch die Römer, wenn man die Windbeuteleyen der Dichter abrechnet, hatte in der That nie Allgemeinheit noch Dauer. S. 19: Die parthische Dynastie in Persien war von der sassanidischen ganz verschieden, und hatte längst aufgehört; aber die Sassaniden waren (wenig unterbrochen) immer die Nachkommen Chosru Anushirvan's. S. 29: Waraka war keineswegs Mohammeds Nichte, sondern seines Oheims gelehrter Sohn (*Abulf.* I, 29). Sehr gut werden S. 32 die Siege der Araber erklärt: „Es war keine Zusammensicht, keine Verbindung zwischen den Staaten, welche sie nach einander zerstörten." S. 64 ff. werden die Ungerechtigkeiten Karls des Grofsen gerügt: „Genie entschuldiget die Verbrechen nicht; über äusserlicher Gröfse darf die Sache beleidigter Menschheit nicht vergessen werden. Leicht ist Erobern, wo, wie damals, kein vereinter Widerstand ist." Übrigens bestieg er den Thron in seinem 26sten, nicht 24sten Jahr, 768, nicht 63 (S. 41). S. 34 ist Kurdestan wohl Druckfehler, die Türken sind aus Turkestan. Die Kreuzzüge sind gut behandelt, und man sieht, dass ihre Wirkung auf Europa zu eingreifend vorgestellt worden. Genau genommen läfst sich Bagdad nicht *an das Ende* des achten Jahrhundertes setzen. Abu (nicht *Abna*) Dshjafar starb 775, und Harun, sein Enkel, war erst sein *dritter* Nachfolger. S. 202: Karl der Kühne, da er in seinem drey- und vier und vierzigsten Jahr den Schweizerkrieg führte, dürfte nicht mehr *jeune imprudent* gewesen seyn. S. 207: 53 Jahre hat Friedrich III regiert, 41 Jahre die Kaiserkrone getragen. S. 228: Die Einführung des Christenthums in Ungarn ist nicht Geysa, sondern seinem Sohne Stephan zuzuschreiben, welcher ungemeine Schwierigkeiten fand; und nicht von Hedwig, der Tochter König Ludewigs (S. 231) von der russischen Sophie, zeugte Jagello die Könige seines Geschlechtes. Vortrefflich ist Gasto von Foix gemalt (328). S. 335 ist für Bellenzona, das bereits schweizerisch war, Val Madia zu nennen; und nicht die *kleinen* allein (348), *alle* 12 Cantone behielten die ennetbürgischen Vogteyen. Bey Bicocca ist nicht 1521 (374), sondern ein Jahr später gestritten worden. Die Betrachtungen über Karls V und König Franzens Kriege (394. 401) sind recht gut; schön und nach unserer Meinung überhaupt richtig die Urtheile über die Literatur (430 z. B.) im letzten Kapitel. Th. II, S. 74: ein *halbes*, nicht *anderthalb* Jahre dauerte das Zwischenreich nach Maximilian dem ersten. S. 89 erklärt sich der Vf. wider die symbolischen Bücher *sehr stark*: „*les Luthériens ne firent qu'échanger une servitude contre l'autre, ils se soumirent à un véritable despotisme*" u. s. f. Man ist weit davon den Missbrauch zu entschuldigen. Dass aber zwischen den Extremen auch gar keine Mittelstrafse erlaubt seyn soll! Unbeschränkte Freyheit in Verbreitung aller (also auch der verkehrtesten) Meinungen über Gegenstände, die, wie die Welt einmal ist, mit Erhaltung der moralischen Gesellschaft zusammenhängen, wohin führt sie als durch den Weg der Ungebundenheit unter die Zuchtruthe des Despotismus! Im übrigen ist der Weg zwischen beiderley Abgründen sehr schmal und schlüpfrig; hier ist nicht Raum für einen vollkommenen *Guide des voyageurs*. S. 126. Die Geschichte kennt keine Heyrath Kaiser Ferdinands I mit einer Tochter des Gegenkönigs Zapolya; noch wissen wir die Existenz dieser Prinzessin. Gustav Wasa (S. 154) und auch die übrigen so oft *poetischen*, Könige der Schweden, vortrefflich geschildert. Nicht 27, sondern 37 Jahre herrschte der erste Wasa (S. 165), und nicht 12, sondern 27 Jahre hat der unglückliche Christiern im Gefängniss verlebt (S. 175). Auch war Philipp II keine 32, sondern noch nicht 29 Jahre alt, als ihm sein Vater Spanien übergab (218), und nicht Sulejmann, sein Vater Selim im J. 1517, hat Ägypten (236), nicht Heinrich II, sondern schon 1536 Franz, sein Vater, Savoyen und Piemont erobert (249).

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Grätz*, b. Ferstl: *Ästhetische Zweige der Empfindung und Wahrheit aus dem Haine der deutschen Literatur.* Seinen gefühlvollen Landsleuten gewidmet von *F. S.* einem Steyermärker. 1802. 132 S. 8. (10 gr.) Der gute Steyermärker, der gern seinen ästhetischen Landsleuten was schenken wollte, und doch nichts Eigenes hatte, ging bey *Eckartshausen, Kotzebue, Salis, Herder, Denis, Richter, Göthe, Claudius, Hirschfeld, Wieland, Schreiber, Klopstock, Shakespeare* (??), *Ratschky, Berghofer, Utz, Kühl, Schiller, Lafontaine, Voss, Meissner, Matthison, Gabriele v. Baumberg, Fessler, Schütze, Wenzel, Gessner, Eulog Schneider, Funk* u. a. (eine lange Wanderung!) umher, und bettelte. Da gab ihm denn jeder der Herren für seine 20 Rubriken ein oder ein paar Stellchen aus seinen Schriften, und liessen ihn laufen. Hr. *Eckartshausen* liess sich dabey am besten sehen. Gemeiniglich gaben sie, was einem Bettler gehört, Bettlergaben. So z. B. unterzeichnete *Kotzebue* für den Abschnitt *Gott*, folgenden herrlichen Beytrag:

O fasse Muth, du Leidender,
Die Reis' ist bald vollendet;
Es ist ein Gott.

V.

Leipzig, b. Richter: *Auch eine Reise auf meinem Zimmer* von *Karl Stern.* 1805. 124 S. 8. (12 gr.) Hr. *Stern* gehört in die Classe derer, denen auf Reisen nichts über die *Bequemlichkeit* geht. Das ganze Büchlein gleicht einem Widerhalle dieses Worts. Der Reisende dehnt sich von einem Fenster seines Zimmers zu dem anderen, nimmt uns bald vor ein Bild, bald vor eine Uhr, bald vor sein Pult, bald vor eine Reitgerte u. s. w. Sind nun diese Gegenstände an sich nicht eben von überflüssigem Interesse, so ist es doch das, was er darüber sagt, gemeiniglich eben so wenig. Seine Reise unterbrechen allerley sentimentale Bekanntschaften, deren Acquisition Hn. S. auch keine sonderliche Mühe gemacht haben kann. Denn sie wüssten sich in ihren Reden gewiss weniger glücklich in den Schranken des Alltäglichen zu halten, wenn sie nicht die Alltäglichkeit selbst wären. Dadurch bekommt denn dieses leichte Büchlein einen so hohen Grad von Übereinstimmung zwischen den vorkommenden Gegenständen, und dem, was über solche gesagt worden, dass man ihm eine gewisse Vollendung kaum absprechen kann. Und doch; — denn es giebt mehrere Stellen, in denen der Vf. seiner lieben Bequemlichkeit auf Augenblicke untreu wird, und die denn zeigen, dass es ihm gar nicht an dem Talent als Schriftsteller angenehm zu seyn, gebrechen würde, wenn er künftig dem süssen Nichtsthun geringeren Einfluss auf seine Arbeiten verstatten wollte.

A—e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1805.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Quien: *Tableau des révolutions du Système politique de l'Europe depuis la fin du quinzième Siècle*, par *Fréderic Ancillon*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Schilderung der inneren Unruhen Frankreichs im sechzehnten Jahrhundert (f. z. B. S. 276), der Charakter des niederländischen Unternehmens (f. z. B. 393, 397) sind sehr gut gezeichnet. Ja wohl haben weder die Niederländer noch die alten Schweizer etwas Neues, nur im Gegentheil das Alte, nicht über abstracte Theorien einen blutigen Versuch, sondern das erprobte Gute gewollt. Mit welcher unparteyischen Gerechtigkeit der Vf. zu urtheilen pflegt, hat er an einem brandenburgischen Regenten bewiesen: „Es habe Georg Wilhelm die Gefahren wohl vorhergesehen, aber denselben nicht vorzubeugen gewusst. Die schrecklichen Zeiten haben eine grosse Seele erfordert, seine sey schwach gewesen. Immer misstrauisch auf sich, und ohne Misstrauen auf treulose Räthe, habe er Unthätigkeit mit Ruhe, Furchtsamkeit mit Klugheit verwechselt, und hiedurch sein und seiner Unterthanen Unglück bewirkt" (S. 561). Durch einen Verstoss heisst Th. III, 72 Kaiser Ferdinand II der *Bruder* seines Vorfahren, er war desselben *Vaters Neffe*. S. 103 ist statt Manstein *Mansfeld* zu lesen. Wer betrachtet nicht mit höchster Theilnahme die Entwickelung der grossen Krise, da Deutschland verloren schien, „als man sich begnügte, in der Stille abzuwarten, wie weit Ferdinand endlich gehen würde, und Ferdinand ohne allen Rückhalt, ja gegen alle Politik, von der Schwäche der Fürsten und von der Unthätigkeit Europens überzeugt, versuchen zu wollen schien, wie weit die Geduld gehen könne" (S. 111). Herrlicher Charakter des rettenden Helden, des schwedischen Königs, den man gar nicht gefürchtet; er aber rechnete auf den allgemeinen Hass, auf die Sehnsucht der Hülflosen (136, 139, 151, 163). Es ist eine der Geschichte würdige Frage (259), woher es kam, dass der grossen Männer so viele sich damals zusammendrängten und folgten: „In so gewaltsamen Krisen fühlen sich die grossen Talente, und man ist genöthiget, sie an ihren Platz zu stellen. Die Macht der Ereignisse bricht durch die Gebräuche und Etiketten; die kleinen Leidenschaften müssen schweigen. Wenn die Menschheit mit Verbrechen und Unglück zu kämpfen hat, so entflammt sich das Genie; es findet Materie zu Arbeiten, durch welche es über sich selbst erhoben wird." In Beschreibung der brittischen Bürgerkriege sind Stellen, des Alterthums würdig (f. III, 300). Cromwell ist gut analysirt (401); wie er früh zwey Dinge einsah, dass in Revolutionen die Gemässigten immer zu Grunde gehen, und dass immer am Ende die Bewaffneten das Gesetz geben. In der That, „man fängt an, über die Freyheit hinaus zu schwärmen, und endlich (wie um sich dafür zu strafen) wirft man sich weit hinter die Freyheit zurück; die Ermüdung sieht alsdann weiter nichts vor, berechnet nichts" (464). Th. IV, 79 lies Cosimo III. Ludwig XIV wird sehr billig beurtheilt (98), und was Frankreich seyn kann, wenn es seine Kräfte nicht missbraucht, vortrefflich gezeigt. Es thut wohl, in der düstern Galerie von Gemälden superfeiner Minister, die mit vielem Geiste die Bürde und das Verderben der Völker geworden, das musterhafte Bild Ritter *William Temple's* zu finden (131, 164); wir haben ihn bey aller Gelegenheit als das vollkommenste Ideal, nach dem ein Staatsmann sich bilden sollte, empfohlen. S. 143 auf der zweyten Zeile von unten ist ein arger Druckfehler: *gegen* Holland soll Wilhelm III ein Bündniss zusammengebracht haben. S. 275 sieht man, wie auch die Übergabe Strassburgs mitten im Frieden *volontaire* genannt wurde; spätere verlieren die Ehre der Erfindung. S. 290 hätte besser bestimmt werden mögen, *in welchem Sinne: „l'unité dans l'église seroit toujours funeste.*" Wäre die Religion auf die eigentlichen uralten Grundlehren zurückgebracht, woher das Unglück, dass Gott (Vorsehung, Unsterblichkeit, sind in ihm) *durchaus* geglaubt würde! Die Verfolgung der Hugenoten ist eine vorzügliche Stelle. Gerechtes Lob der englischen Nation im Jahr 1688; nie war in einem grossen Reich eine schönere, nie eine so weise Revolution. — Von *Tököly* kann man nicht sagen, *que sa resistance lui a coûté la vie* (414); er ist 22 Jahre nach der Belagerung Wiens, im Jahre 1705, zu Nicomedia ruhig verstorben. Auch ist S. 486 ein Missverstand möglich: *Pfalz* und *Köln* seyen im spanischen Successionskriege französisch gewesen. So wenig war das Johann Wilhelm Kurfürst von der Pfalz, dass er nach dem Fall des Kurfürsten von Bayern um seine Treue vom Kaiser belohnt worden. Sollte (nach S. 512) Philipp V daran gedacht haben, sich nach Ostindien auf wenig bedeutende Inseln und nicht eher nach Mexico oder Peru zu retten? Eine gute Betrachtung ist S. 516 bey Anlass der englischen Hofcabale 1711: „oberflächliche Menschen, oder welche

che die Geschichte der Menschheit gern höhnen", haben den ganzen Utrechter Frieden der Historie mit *Lady Masham* (nicht Marsham) zugeschrieben; es waren höhere Grundsätze. Wenn S. 544 Frankreich als *l'amie naturelle de l'Allemagne* erscheint, so ist nöthig, weithin zurückzudenken; alsdann möchte man einschieben *de l'extrême confusion et de l'affoiblissement de l'Allemagne.* Doch wer wird die Ironie verkennen! Die Pfalz haben sie verbrannt; im siebenjährigen Kriege sollte Contade Westphalen wüste legen. Andere Proben sind nicht so alt. Im Fach der Literatur wird eigentlich die französische (vorzüglich), dann die englische, auch die spanische und italienische gewürdiget. Wir haben uns gewundert, unter Frankreichs Geschichtschreibern (S. 236) den besten, Mezeray (zumal wenn man ihn hat, wie er war, ehe ihn die Censur entmannte), *nicht* genannt zu sehen; es ist weniger verwunderlich, dass er auf *Colbert's* Pensionenliste nicht blieb. Sollte *Bossuet's* Universalhistorie (S. 234) nicht *allzusehr* erhoben seyn? Wir finden in der ersten Abtheilung eine Anzahl glücklicher Ausdrücke, überwogen von der, alles durchdringenden schiefen Ansicht des Bischofs; in der zweyten, ganz *ihn*, in seinem Fache, trefflich *als solchen;* in der dritten, viel schönes, in Frankreich dazumal neues, aus den Alten und Machiavel. Dass *unsere* Sprache so metaphysisch seyn soll (231), hatten wir an Luther, an unseren Chroniken, im Umgange des Volks, nicht bemerkt; wenn die Narrenkappe allgemein gesucht wird, kann freylich Schellen auch sie leihen. S. 566 wird *Milton's* Todesjahr, nicht allegorisch, sondern durch einen Druckfehler, für sein Geburtsjahr ausgegeben.

Bey einem Werke von mehr als zweytausend Seiten sind wenige und kleine Unrichtigkeiten, und grösstentheils der Schrift und dem Druck zuzuschreiben! Der Geist des Buchs ist gut, ist edel, das Buch unterrichtend; wir wünschen es in viele Hände, mehr noch in Köpfe, die seine Lehren fassen; wir sind auf die Fortsetzung begierig. Ths.

ALTENBURG, b. Rink: *Flavius Stilicho, ein Wallenstein der Vorwelt.* Ein Beytrag zum letzten Theile der römischen Geschichte. Von *Christian Ferdinand Schutze*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. 1805. VI u. 159 S. 8. (16 gr.)

Hr. *S.* ist (nach S. 5 der Einleitung) überzeugt, dass Parallelbiographien „der historischen Wahrheit oft mehr Eintrag thun, als wahren Gewinn verschaffen;" noch mehr, man kann auch überzeugt seyn, dass sie gewöhnlich ein leeres Witzspiel sind, und unter der Würde der Historiographie, da man sich ohne weiteres verpflichten kann, bey den parallelisirten Helden für *eine* anscheinende Ähnlichkeit, immer zwey und mehr wesentliche Verschiedenheiten aufzustellen, und dadurch jene wieder aufzuheben; wie es denn bekannt ist, dass die Weltgeschichte eben so wenig als die Natur — Doubletten liefere. Mit wem hat man z. B. nicht *Friedrich den Grossen*, ohnerachtet man ihn den *Einzigen* nennt (wie man denn jeden Menschen so nennen könnte) und den jetzigen Kaiser der Franzosen verglichen! und mit wem könnte man sie vergleichen? — Darum will auch Hr. *S.* eine Parallelbiographie von *Stilico* und *Wallenstein nicht* liefern, woran er um so mehr wohl gethan hat, weil sich in der That, ohnerachtet seiner Andeutungen, sowohl in den Umgebungen, als in dem Charakter Beider wenig oder gar keine Ähnlichkeit findet. — Er *hofft* ferner, zu Aufhellung historischer Dunkelheiten Einiges beygetragen zu haben, und *fürchtet*, dass die Schilderung des Helden durch die angeführten Zeitbegebenheiten in Schatten gestellt worden seyn möge. In Beidem hat er Recht.

Die Geschichte des *Stilico*, oder vielmehr der Begebenheiten seiner Zeit ist, in 6 Kapiteln, mit Benutzung der *Quellen* (vorzüglich des *Claudian*, *Zosimus*, *Orosius*, sodann des *Rutilius*, *Jornandes*, *Isidorus*, *Tiro*, *Prosper* und anderer Chronikenschreiber und Mährchenerzähler) so wie der *Hülfsmittel*, (z. B. *Buat Histoire ancienne des peuples de l'Europe* und besonders *Gibbon*) mit der bey allen diesen Schriftstellern sehr nöthigen *Kritik* erzählt, und dadurch sowohl in der Specialgeschichte des *Stilico*, als in der allgemeineren des weströmischen Reichs manches näher bestimmt, was einem künftigen Geschichtschreiber dieser traurigen und doch höchst denkwürdigen Zeitperiode willkommen seyn wird. Als Beyspiel führen wir an, was über die Zeitbestimmung von Alarichs Einfalle in Italien (i. J. 402 nicht 400), über Rhadagais u. dgl. gesagt worden ist. Dadurch hat der Vf. eine lobenswerthe Vorarbeit geliefert. — Und ein Beytrag zur *Geschichte der Zeit* ist das Buch auch allein, nicht ein Gemälde des, auf dem Titel genannten, Mannes. Zwar hat der Vf. so viel, als ihm möglich war, gethan, seine Forschungen zu einer Monographie zu ordnen; er hat alles aufgesucht, was man etwa historisch von der Lebensgeschichte *Stilico's* weiss oder vermuthet; er hat alle die Zeitbegebenheiten übergangen, in die er nicht werkthätig eingriff: aber er hat in seinem eigenen Gemüth die Individualität des Mannes nicht construirend und begrenzend herausgehoben, und daher auch nicht einen *Charakter* desselben aufgestellt (denn von seinen Thaten spricht er rechtfertigend und in einzelnen Redensarten deutet er auf Ehrgeitz, Herrschsucht etc. als auf etwas Allgemein-Angenommenes). So wie daher das eigene Urtheil des Vf. schwankend erscheint, so schwankt auch vor den Augen des Lesers das Bild des Helden, und er wird aus einer lebendigen Person zu einer todten Begebenheit. Allein dieser romanisirte Vandale, dessen Genie gerade *jetzt* die morschen Pfeiler der zusammenstürzenden Römergrösse stützen musste, damit der Nachwelt die Vortheile einer *allmählichen Auflösung* gerettet würden, der gerade auf dem Wendepunkte der alten und neuen Welt- und Völkergeschichte so bedeutend dasteht, und durch sein Genie, seinen Charakter, seine Thaten und Schicksale so merkwürdig ist, — verdiente es wohl, dass er schärfer ins Auge gefasst und in seiner Freyheit und

und Nothwendigkeit, historisch und künstlerisch, gewürdigt würde.

Der Stil ist der eines Geschichtforschers (daher auch viel gelehrte und kritische Noten den Text begleiten), und besser, als der Titel zu verrathen scheint. Ausdrücke, wie folgende: *machte ihn zurückführen* S. 39, die *Freude* der sehnlichsten Erwartung S. 93, *beyflüchten* S. 122, *dankbare Ähnlichkeit* S. 136 u. a. halten wir für Druckfehler.

F.

Leipzig, b. Hinrichs: *Geschichte Bonaparte's, ersten Consuls der französischen Republik*, a. d. Französischen, mit Zusätzen, Portrait und zwey Karten versehen. Dritte Auflage. *Erster Band.* 1803. 244 S. *Zweyter Band.* 1803. 176 S. *Dritter Band.* 1803. 162 S. *Vierter Band.* 1804. 338 S. 8. (Der vierte Band hat auch noch den besonderen Titel: *Geschichte Napoleon Bonapartes, Ersten Kaisers der Franzosen von seiner Geburt an bis auf gegenwärtige Zeiten.*) (3 Rthlr. 12 gr.)

Es ist mit den Biographien überhaupt eine eigene Sache. Insgemein wird darin Lob oder Tadel übertrieben, und ein Portrait des Helden aufgestellt, das mehr Bild einer begeisterten Phantasie als der kalten, überlegenden Vernunft ist, mehr zu den Traumgestalten, als in das Gebiet der Wirklichkeit gehört. Schlimmer ist es, wenn der Held des Biographen ein ausserordentlicher Mann ist; am allerschlimmsten, wenn er noch lebt und grosse Macht hat: da erfährt man nie die reine Wahrheit. Immer mischen sich Parteysinn oder Vorurheil, Schmeicheley oder Tadelsucht, Liebe oder Hass in die Feder, und man erhält mehr einen historischen Roman, als wahre Geschichte. So lange Friedrich II noch lebte, unternahm es kein Schriftsteller von Bedeutung, sein Leben zu beschreiben. Aber kaum war er todt, als eine Menge von Schriftstellern auftrat, die es wagten, seine Thaten zu erzählen, und seinen Charakter zu schildern. Bey Bonaparte hat man so lange nicht warten wollen. Schon zu der Zeit, da er noch als Oberfeldherr in Italien commandirte, erschienen von ihm zu Paris Lebensbeschreibungen, die in Deutschland schnell übersetzt wurden. Das vorliegende, aus dem Französischen übersetzte und mit Zusätzen vermehrte, Werk soll sich von den frühern Schriften dieser Art hauptsächlich dadurch unterscheiden, dass das Gemälde des Helden nach der Natur und von einem aufmerksamen und scharfen Beobachter des grossen Zeitgenossen gezeichnet sey. Diess versichert der deutsche Bearbeiter. Auch sollen mehrere hier erzählte Thatsachen und Anekdoten auf den Aussagen von Augenzeugen beruhen, die jedoch nicht genannt sind. Der erste Band fängt mit Bonaparte's Geburt an, und reicht bis zu seiner Rückkehr aus Ägypten; der zweyte geht bis zum Frieden zu Amiens; der dritte bis zum organischen Senatusconsult vom 5 Aug. 1802; der vierte bis zur Umwandlung der französischen Republik in ein erbliches Kaiserthum. Die erste Ausgabe, die im J. 1802 erschienen seyn soll, ist dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen, und nach dem Vorbericht zum dritten Bande zu urtheilen, ist die gegenwärtige nur die zweyte, ob sie gleich auf dem Titel als die dritte angegeben ist. Der vierte Band ist neu, und, was die Charakteristik Bonaparte's und der französischen Nation betrifft, aus deutschen und englischen Schriften gezogen. Über manche Dinge geht der Vf. leicht und schnell hinweg. So wird zwar die Kühnheit und Tapferkeit der Franzosen bey dem Übergange über die Adda am 10 May 1796 sehr gerühmt, aber nicht bemerkt, dass es dem österreichischen Feldherrn Beaulieu zu einem ernstlichen Widerstande an Munition fehlte. Dagegen hat der Vf. nicht vergessen, ganze weitläuftige Berichte des Generals Bonaparte an das Directorium zu Paris und sogar dessen bekannte lange Unterredung mit den Mufti's und Imans im Innern der Pyramide des Cheops einzurücken. Eben so hat er sich, im vierten Bande, über die letzte Verschwörung wider Bonaparte und über die Errichtung des französischen Kaiserthums sehr kurz gefasst, und nur auf die Hauptfacta eingeschränkt. Der eigentliche Zweck des Vf. oder Herausgebers war die Charakterzeichnung des jetzigen Kaisers der Franzosen. Doch scheint das unvollendete Gemälde mehr schmeichlerische Lobpreisung als wahre Schilderung des allemal merkwürdigen Mannes zu seyn, wird aber wohl vielen, die sich gern die Zeit kürzen, Vergnügen machen. Andere, denen die Zeit edel ist, werden lieber warten, bis der Held seine Rolle ausgespielt hat.

G. v. F.

Breslau, b. Barth d. j.: *Handbuch der schlesischen Geschichte für Liebhaber und Schullehrer in niedern Schulen*, auch als Leitfaden in den obern Classen zu gebrauchen, von *Johann Daniel Hensel.* Zweyte mit der Geschichte der neuesten Zeiten vermehrte Ausgabe. 1804. 192 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat die Geschichte in 6 Abschnitte und 234 §. getheilt. §. 1 dient als Einleitung. Der 1 Abschnitt enthält die älteste Geschichte als Provinz von Polen bis 1160. Der 2te unter eigenen Herzogen bis 1356. Der 3te unter böhmischer Hoheit bis 1474. Der 4te unter ungarischer Regierung bis 1526. Der 5te unter österreichischen Regenten bis 1740. Der 6te unter preussischer Regierung bis jetzt. In jedem Abschnitt wird die Geschichte des Landesherrn, soweit sie Bezug auf Schlesien hat, der einzelnen Herzoge, und der Verfassung in allerley Hinsicht abgehandelt.

Wir zweifeln nicht, dass dieses Buch in den Schulen und zur Übersicht recht brauchbar gefunden werden wird; doch erlauben wir uns folgende Bemerkungen: §. 1 sagt der Vf., dass 75 Quadratmeilen Berge, Wasser u. dgl. unbewohnt sey, und nur 610 Meilen bewohnt werden könnten. Diese Summe ist zu gross, denn in Schlesien ist unmöglich der 9te Theil ödes Land; kaum wirds der 20ste seyn. — Die Endjahre der zwey ersten Perioden sind unrichtig angegeben; erstere schliesst mit 1163: von diesem Jahre fangen erst eigene Herzoge in Schlesien an. Die

Die 2te aber endigt sich 1335; in welchem Jahre die Gesandten des Königs Casimir von Polen zu Breslau Verzicht auf Schlesien thaten. In dieser Periode hätte der Herzogin Hedewig, die um Schlesiens Cultur sehr viel Verdienste hat, billig erwähnet werden sollen. §. 103. Der collawratsche Vertrag von 1504 und das hannussische Privilegium von 1531, zwey wichtige Documente für Schlesien, sollten angeführt seyn, weil auf beide noch viele heutige Verfassungen beruhen. S. 104. §. 131 wird gesagt, dass Wallenstein Glogau besessen; diess hat er nie als Regent beherrscht. S. 121 hätte die Einführung der ersten Grundsteuer im J. 1527 nicht vergessen werden sollen. — Die Domänen haben während der österreichischen Regierung wenig, und gewiss nicht, wie der Vf. S. 121 meint, die Hälfte der Landesabgaben getragen. Die Domänen waren oft verpfändet und wurden schlecht bewirthschaftet. Der siebenjährige Krieg ist für dieses Buch zu weitläuftig geschrieben, und wenn nach S. 163 gesagt wird, dass dieser Krieg dem preussischen Staate 180,000 Menschen, welche das Leben verloren, gekostet habe, so ist diess ein Irrthum, denn Schlesien allein hat nach dem Buche vom Wohlstande Schlesiens, 178,000 Menschen in diesem Kriege verloren. S. 175 ist bey den Ministern der Graf von *Münchow* vergessen, welcher von 1742 bis 1753 Minister war. S. 176 tragen die Zölle mehr als 30,000 Rthlr. und Servis ist keine landesherrliche Abgabe, sondern nur ein Ausgleichungs-Mittel, wegen der Einquartierung der Soldaten, weil nicht alle Städte und Häuser mit Militär belegt sind; und da die Städte nicht soviel aufbringen als nöthig ist, so schiesst der Landesherr noch eine ansehnliche Summe zu. S. 178. Nicht 200, sondern beynahe 400,000 Stein Wolle werden in Zeuge und Tuche verwandelt. S. 194 werden zwey Hebammen-Schulen genannt, es sind deren aber drey, zu Glogau, Breslau und Oppeln.

Möchte der Vf. bey einer neuen Ausgabe, die Geschichte mehr so behandeln, dass man aus der Darstellung der Gegenstände, die heutige Verfassung gleichsam hervorgehen sähe! Möchte er mehr die Geschichte der Menschen, als die des Landesherrn bearbeiten! Zm. C.

Berlin, b. Frölich: *Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer*, von K. Fr. Becker. I bis VIII Theil. 1801 bis 1804. 268½ Bog. IX Th. 1805. 640 S. 8.

Weltgeschichte selbst können Kinder noch nicht lernen; aber man kann sie zur Weltgeschichte vorbereiten. Man kann aus dem grossen Vorrathe der Geschichte dasjenige, was den Kenntnissen und dem Verstande der Kinder angemessen ist, herausheben, und in einen leichten, verständlichen Vortrag einkleiden. Schilderungen der Thaten grosser Männer, besonders derjenigen, die sie in ihrer Jugend ausführten, die für die Einbildungskraft etwas anziehendes haben; Beschreibungen der Sitten und Gewohnheiten der alten Völker; mährchenhafte Erzählungen, an welchen die Geschichtschreiber des kindlichen Zeitalters der Menschheit so reich sind, — diese können, selbst für Kinder von weniger als zehn Jahren, einen angenehmen Zeitvertreib abgeben, und zu einer guten Grundlage des historischen Unterrichts dienen.

Nach diesen Grundsätzen fing der Vf. dieses Werkes seine Arbeit an. Er hebt mit dem gegenwärtigen Zustande der Welt an, um die Kinder allmälich zu der Frage, wie diess alles entstanden sey, hinzuleiten. In dieser Einleitung kömmt jedoch manches vor, was theils unrichtig, theils unzweckmässig ist; dass es z. B. in Rom Leute gegeben habe, die in einem Jahre mehr als 90 Millionen Thaler verthan hätten; dass die heutige Türkey und das ehemalige Griechenland einerley sey; dass in Ägypten in den ältesten Zeiten nur ein Staat bestanden habe; dass man von den metallenen Bechern und Becken der Israeliten auf ihre Bekanntschaft mit dem Bergbaue schliessen könne. Dass Noah zweymal Herr genannt wird, z. B. S. 32 „was passirt von dem alten Herrn Noah an," und S. 33 „Herr Noah wartet schon," das erinnert an den tändelnden Ton der raffischen Lehrbücher, der höchstens im mündlichen Vortrage zu verzeihen ist. Auch passt es wohl nicht für Kinder, wenn B. I, S. 288 von Salomo's vielen Weibern die Rede ist, und wenn derselbe bedauert wird, dass er nicht die Seligkeit kennen lernte, im Besitze einer einzigen, treuen, redlichen, verständigen Gattin — die höchsten Freuden des Lebens, die Freuden des stillen, häuslichen Glücks, zu geniessen. So verdienstlich es übrigens um ein sonst brauchbares Werk seyn würde, die ziemlich vielen Stellen desselben, wo die Richtigkeit oder Zweckmässigkeit beleidigt ist, genauer anzugeben: so wenig eignet sich doch eine so genaue Angabe für das Publicum unseres Instituts. Die neun Bände dieses Werkes, die jetzt vor uns liegen, handeln die Weltgeschichte bis zum Ende der Regierung Friedrichs II ab. In den drey ersten Bänden sind die den Kindern gewidmeten Erzählungen meistens zweckmässig gewählt und vorgetragen. Vom vierten Bande an ändert sich aber die Art der Darstellung. Aus der Weltgeschichte wird eine, nach den universalhistorischen Zeiträumen abgetheilte, Staatengeschichte. Der Vf. hat sie, wie er sagt, für das Interesse von zwölfjährigen Knaben berechnet. Aber so anziehend auch manches ist, was er zumal aus der Lebensgeschichte berühmter Männer erzählt: so kömmt doch manches vor, was nur für Schüler der obern Classen, was nur für Studenten, lesbar ist. Überhaupt aber wird, um dieses Buch für Kinder, denen es doch eigentlich gewidmet ist, mit Nutzen zu brauchen, ein einsichtsvoller Lehrer nöthig seyn, und für diesen kann die Beckersche Weltgeschichte eine brauchbare Materialiensammlung abgeben.

Ig.

Druckfehler. In Nr. 187 S. 363 Z. 18 v. unten l. *in der feinsten Miniatur* st. *in der kleinsten Miniatur.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 AUGUST, 1805.

NUMISMATIK.

Nürnberg, b. Lechner: *Sonne, Mond und Sterne auf Siegeln und Münzen des Mittelalters, was sie bedeuten?* von *J. G. Reuter*, kurfürstl. erzkanzl. Geh. und Revis. Rath. Mit 6 Kupfertafeln und 3 Vignetten. 1804. 100 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieser mit einem grofsen Aufwande von Gelehrsamkeit und Fleifse ausgearbeiteten Schrift schränkt fich nicht blofs auf Siegel und Münzen des Mittelalters ein, was man nach dem Titelblatte erwarten mufste, fondern er nimmt bisweilen feine Beyfpiele auch aus der neueren Münzkunde, die doch auf das Mittelalter nur felten anwendbar ift; ja S. 7—25 zieht er fogar die alten römifchen und griechifchen, parthifchen und perfifchen Münzen, dann die alten chriftlichen Denkmäler und gefchnittenen Steine in feinen Plan hinein. Nun ift freylich nicht zu leugnen, dafs ein gefchickter Archäolog durch Vergleichung früherer Monumente auch die Denkmäler der mittleren Zeiten nicht felten glücklicher erläutern wird, als ein Gelehrter, der nicht Archäolog ift. Allein, wie gefagt, ein *gefchickter* Archäolog. Hr. R. hingegen ift mit Allem, was griechifche, römifche etc. Monumentenlehre betrifft, fo ganz unbekannt, dafs man fich nicht genug wundern kann, wie er es wagen wollte, darüber etwas drucken zu laffen. Ein paar Stellen *von Vielen* mögen als Belege diefes harten, aber wohl überdachten Urtheils gelten. S. 6 verfpricht er Beyfpiele von antiken Münzen aller Gattung aufzuführen. Indeffen hat er von den aufserrömifchen Münzen blofs ein Sück von Neapel, einige parthifche, und, wenn man diefe noch hieher rechnen will, einige perfifche Königsmünzen, und zwar die letzteren aus der Dynaftie der Saffaniden. So wenig diefs nun auch im Ganzen ift: fo ift doch felbft bey diefem Wenigen gar manches zu erinnern. Z. B. S. 7. 8 fagt der Vf. Folgendes: „So befindet fich das Zeichen des *Mondes* auf den Münzen befonders von Neapel und mehrerer anderer Städte wechfelsweis mit der Diana, als ihrer Schutzgöttin, nebft der Umfchrift: *Diana lucifera.*" Welches Neapel meinte hier der Vf.? das in *Campanien*, oder das in *Macedonien*, oder endlich das in *Paläftina*? Münzen hat man von allen drey Städten diefes Namens, aber mit der Auffchrift: *Diana lucifera*, kennt Rec. keine, und gewifs exiftirt auch keine. Auf das campanifche und macedonifche Neapel würde ohnehin die lateinifche Auffchrift nicht paffen, und fände man ja auch auf einer Kolonialmünze von Neapel in Paläftina die angegebene Vorftellung und Legende: fo würde das Stück für einzig in feiner Art gelten müffen. Denn ein folcher Typus und eine folche Auffchrift wäre gar nicht in dem Geifte der alten Kolonialmünzen. Ferner, welche andere Städte mochte der Vf. im Sinne haben? Städtemünzen mit der Diana giebt es bekanntlich fehr viele, und mit dem Zeichen des Mondes eben nicht fehr wenige. Aber eine Städtemünze mit der Umfchrift: *Diana lucifera* kennt Rec. überhaupt nicht, und fchwerlich wird eine exiftiren. Ja felbft wenn man allenfalls annehmen wollte, Hr. R. habe mit den Worten: *Diana lucifera*, blofs die Überfetzung einer griechifchen Auffchrift angeben wollen: fo würde diefs wenig helfen, weil, foviel Rec. weifs, keine Münze mit einer griechifchen Auffchrift gleichen Inhalts bekannt ift. — Ferner, wenn der Vf. in der Note zu diefer Stelle fagt: „Auch auf den Gefchlechtsmünzen der Familien *Clodia*, *Minucia*, *Sempronia* etc. werden *Apollo* und *Diana* als ihre befonderen Schutzgottheiten unter der Geftalt von *Sonne* und *Mond* vorgeftellt; und zwar letztere zwifchen mehreren *Sternen*, welche als das Gefolge diefer ihrer Königin anzufehen find, fo dachte Hr. R. bey diefem *etc.* vermuthlich an die Stücke der Familien: *Afinia*, *Fabia*, *Porcia*, *Poftumia* und *Titia*. Allein alle diefe Münzen, fowie die Stücke der Familien *Minucia* und *Sempronia* find Goltzifche Waare. Nur von der Familie *Clodia* hat man ein ächtes Stück diefer Art, aber auch wieder ein paar Stücke von Goltzifcher Compofition. Übrigens hätten die Denarien des *Cornelius*, des Sohnes von *Sulla*, Erwähnung verdient. cf. Doctr. V. 192—194. Eben diefs gilt von einer vermuthlich nicht in Rom geprägten Kupfermünze mit der Auffchrift: *ROMA*. cf. Doctr. V. 47. Dafs aber Hr. R. die Denarien des *L. Lucretius Trio* überging, war in der Ordnung, da nach *Eckhel's* fcharffinniger Vermuthung (Doctr. V. 239) die Sterne fich auf das Siebengeftirn, *feptem triones*, (*Trio*) Sonne und Mond aber auf den Namen *Lucretius* beziehen, *quod haec fidera uberiorem prae aliis lucem diffundunt.* — Was endlich die altrömifchen Kaifermünzen betrifft, die der Vf. anführt: fo herrfcht hier eine Verwirrung, die allein fchon hinreichen würde zu beweifen, dafs die alte Numismatik Hn. *Reuters* Fach nicht fey.

sey. Ohne alle chronologische Ordnung werden Stücke von früheren und späteren Kaisern und Kaiserinnen aufgeführt, gerade als ob der Geist der römischen Münzen auch noch zu *Constantins* des Gr. und seiner Nachfolger Zeit derselbe gewesen wäre, der in den Münzen Augusts und seiner Zeitgenossen sichtbar ist. Noch weniger hält dieser Abschnitt die Kritik aus, wenn man ihn im Detail betrachtet, z. B. S. 7 scheint Hr. R. gar nicht zu wissen, dass *Elagabalus* selbst, und zwar schon in früher Jugend, Priester des Gottes *Elagabalus* war. Auch von diesem Gotte hat er, wie es scheint, keinen deutlichen Begriff, cf. *Doctr.* VII. p. 249—252. Auch was S. 8 über *Julians* Münzen mit *Securitas reipub.* (nicht *Securitas orbis*, wie der Vf. irrig las) gesagt ist, muss aus *Doctr.* VIII, 133 berichtiget werden, *et sic de ceteris.* Denn mehr ins Detail zu gehen, verbietet der Raum unserer Zeitschrift. Nur folgende Stelle S. 14, die mit den Bemerkungen über neuere Münzen, und besonders S. 75 in näherer Verbindung steht, will Rec. noch ausheben. Hr. R. sagt nämlich: „In einem ganz besonderen Verstande erscheinen auf einer Goldmünze der beiden KK. *Postumus*, Vater und Sohn, die mehrerwähnten Bilder der *Sonne* und des *Mondes* mit der Umschrift: *Claritas Augg.*, um dadurch nämlich ihre *hohe Würde*, die sie bekleideten, anzuzeigen, wovon unten die nähere Anwendung sich besonders zeigen wird.“ Allein fürs erste ist es eine grosse Frage: ob je ein jüngerer Kaiser *Postumus* existirt habe. cf. *Doctr.* VII. 447. 448. Dann hat *Eckhel* l. c. hinlänglich bewiesen, dass der zweyte Kopf vielmehr den *Hercules*, als den Sohn des *Postumus* vorstelle. Ferner ist die Aufschrift nicht *Claritas Augg.*, sondern *Claritas Aug.* Ein wesentlicher Umstand! Endlich kann man nach dem, was der scharfsinnige *Eckhel* sagte, wohl nicht mehr zweifeln, dass Typus und Aufschrift der vorliegenden Münze sich auf des Kaisers *rühmliche* und eines *Hercules* würdige Thaten beziehe. — An die hohe Würde die er bekleidete, ist gar nicht zu denken. S. 19—25 ist von Monumenten nur wenig gesagt; *Gori* ist meistentheils Führer des Vf., doch zog er auch *Allegranza*, *Paciaudi*, *Ciampini* u. a. zu Rathe. Indessen eigene Erfahrungen finden sich nicht. Dafür ist eine grosse Menge Bibelstellen, wo von jenen Himmelskörpern die Rede ist, zusammengetragen. Rec. der kein Theolog ist, muss ihre Prüfung den Bibelexegeten überlassen. Nur muss er erinnern, dass Hr. R. auf die Monumente der *Basilidianer* und *Gnostiker* mehr Rücksicht hätte nehmen sollen, da bekanntlich gerade diese an Sternen vorzüglich reich sind. Freylich für die folgende Untersuchung wäre diess sehr überflüssig gewesen; aber der gegenwärtige Paragraph würde durch sorgfältige Absonderung der christlichen Meinungen von dem gnostischen Unsinne an Bestimmtheit viel gewonnen haben. — S. 25 kommt er nun zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung, über welchen, wie der Vf. sich ausdrückt, die vornehmsten Münzkenner und Diplomatiker bereits von langen Jahren her spänniger Meinung sind. Es ist nämlich die Frage: Sind Sterne, Sonne und Mond auf Siegeln und Münzen des Mittelalters nichts bedeutende Zierrathen, oder haben sie Sinn und Bedeutung? Rec., der bey literarischen Untersuchungen aller Art die Mittelstrasse höher als Gold schätzt, würde bey Beantwortung dieser Frage im Allgemeinen sich weder für die erstere noch für die letztere Partey erklären. Denn wer wird leugnen, z. B. dass *Christus* oder *Maria* auf Münzen nur darum zwischen Sternen vorkommen, weil man ihre vorzügliche Heiligkeit dadurch bezeichnen wollte? Hingegen mit welchem Grade von Wahrscheinlichkeit lässt sich behaupten, dass bey Münzfürsten, wo nach Verschiedenheit der Stempel, bald ein Sternchen, bald ein Kügelchen, bald ein Cirkel, bald gar nichts vorkommt, der Stern einen besonderen Bezug auf den Münzherrn, oder auf den Typus der Münze haben müsse. Rec. giebt daher dem Vf. gern zu, dass sich oft, sehr oft bestimmen lasse, ob die angebrachten Sterne, Sonne und Mond etwas bedeuten, und sogar, was sie bedeuten. Aber eben so wenig kann es Besitzern angesehener Münzsammlungen schwer werden, durch Vergleichung verschiedener Münzen derselben Art in hundert und wieder hundert Fällen zu beweisen, dass jene Himmelskörper nichts als Zierrathen sind. In den meisten Fällen aber dürfte es das rathsamste seyn, lieber seine Unwissenheit offenherzig zu gestehen, als zu gewagten Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen. Hr. *Reuter* hingegen, der in dem Grundsatze selbst ohne Zweifel mit Rec. einverstanden ist, aber übrigens seine Hypothesen nicht für gewagt zu halten scheint, versucht die mannichfaltigen Bedeutungen der Sterne etc. auf Siegeln und Münzen des Mittelalters aus einander zu setzen. Er beginnt diesen Versuch damit, dass er einige der berühmtesten Gelehrten, welche schon vor ihm diese Frage behandelten, als: *Olearius*, *Joh. Andreas Schmidt*, *Schlegel*, *Heineccius*, *Leuckfeld*, *Ludwig*, *Harzheim* und *Gercken* citirt, und freymüthig gesteht, dass von allen bloss die beiden ersteren Gelehrten sich für seine Meinung erklärten; man müsste nur den wankelmüthigen *Ludwig*, der bald diess, bald jenes annahm, dazu rechnen wollen. Vollständig ist diess Verzeichniss freylich nicht, und sollte es auch nicht seyn. Doch will Rec. von neueren Schriftstellern noch *Schönvisnern* anführen, der zu No. 53 und 60 sich sehr bestimmt zu *Schlegels* Meinung hinneigt. — S. 29—45 führt der Vf. mehrere Siegel und Münzen mit Sternen etc. an. Fehlte es hier nicht am Raume: so wäre freylich gar vieles zu erinnern, z. B. die Beschreibungen stimmen, besonders in Rücksicht auf die Umschriften, nicht immer mit den Kupferstichen überein; die Münze *Friedrichs II* mit *Pergamum* ist auf der Anfangsleiste schwerlich sehr getreu abgebildet. Denn wenn auch die Gesichtszüge und die Kleidung wohl getroffen sind, wo-

woran Rec. zweifelt: so haben doch die Buchstaben, und besonders die *R* auf dem Originale sicher eine andere Form. Auf jeden Fall ist der Vorwurf, der S. 38 *Köhlern* gemacht wird, ungegründet. Die Verschiedenheiten, die sich bey seiner Abbildung finden, rühren nicht von minder wohl erhaltenen Münzen, noch von einer fehlerhaften Zeichnung her, sondern einzig und allein von Verschiedenheit des Stempels. Rec. hat ein sehr wohl erhaltenes Stück vor sich liegen, das um sehr wenig kleiner ist, als das Köhlersche, und wo die Zeichen von Sonne und Mond gleichfalls fehlen, nur dass unter *Pergamum* auf beiden Seiten ein Kügelchen ist, das doch vermuthlich nicht zwey Monde wird vorstellen sollen. Überhaupt herrscht bey *diesen* Solidis eine sehr grosse Mannichfaltigkeit. Man vergleiche nur das Gebäude der Rückseite bey *Joachim* und *Reuter* mit jenem bey *Köhler*, und man wird finden, dass sie sich sogar in zwey ganz verschiedene Arten theilen, wovon die ersteren in der Regel kleiner, die letzteren grösser sind. Rec. hat von beiden Arten Stücke vor sich liegen, und zwar recht gut erhaltene Exemplare. Nach *Muratori* bey *Argelati* I. p. 54 Tab. 43, 1 und 3 *scheint* es auch von den letzteren kleinere Stücke zu geben. Zu einer dritten Art dürften die Münzen bey *Muratori* l. c. Num. 2 und *Carli* p. 198 Tab. II. 2 gehören. Aber auch im Einzelnen sind die Stempel sehr verschieden, und statt der Sterne finden sich häufig Cirkel in verschiedener Anzahl und Lage. Im *Indice delle monete d'Italia* bey *Zanetti* II. p. 74. 75 sind acht verschiedene Stücke angegeben. *cf. Bellini de monetis non observatis* p. 8, wo aber die Abbildungen eben so schlecht sind, als das Latein fehlerhaft ist. Noch ungetreuer sind die Kupferstiche bey *Paruta* Tab. 194, 9. 10. Rec. will das Verzeichniss von Abbildungen und Beschreibungen solcher Münzen nicht länger fortsetzen, glaubt aber noch insbesondere bemerken zu müssen, dass die Aufschrift der Kopfseite *Fredericus Imprt.* und nicht, wie S. 38 geschieht, *Fridericus Imp.* zu lesen sey. — S. 45—90 trägt Hr. R. seine Meinung über die Bedeutung jener Gestirne auf Siegel und Münzen vor. Er glaubt nämlich, wenn Sonne und Mond vorkommen, so müsse man ihre Deutung aus dem im 11ten Jahrhunderte aufgestellten Staatssysteme hernehmen, wo der Papst als die Sonne, der Kaiser als der Mond erscheint (Ps. 135. V. 7. 8. 9), oder umgekehrt der Papst durch den Mond, der Kaiser durch die Sonne bezeichnet wird. Er belegt diess mit vielen Beyspielen, die alle von der Art sind, dass sie seinen Satz erläutern, aber nicht begründen können; dass die Münze von *Bergamo* nichts beweise, ist schon oben gezeigt worden. Und was insbesondere das auf der Schlussleiste abgebildete Stück von *Ascoli* mit dem Namen und Wappen *Alexanders VI* betrifft: so dürfte ein Heller aus dem 15ten Jahrhunderte über eine Münze, die um zwey Jahrhunderte älter ist, wenig Licht verbreiten. — Dasselbe Staatssystem der geistlichen und weltlichen Macht trägt der Vf. auch auf die Sterne über. Durch sie, als mindere Lichter, sollen die den Päpsten und Kaisern untergeordneten Bischöfe und weltlichen Fürsten nebst den übrigen diesen abermal untergeordneten, sowohl geistlichen als weltlichen Vorstehern, Prälaten, Grafen u. s. w. verstanden werden. Und zwar soll es davon unendliche Beyspiele von Siegeln und Münzen des Mittelalters geben. Doch gesteht Hr. R., dass dieses Princip nicht auf alle Fälle anwendbar sey, sondern dass weltliche Münzherren häufig durch die Sterne blofs ihre hohe Geburt, grosse Würde, ausgezeichnete Titulatur und andere Vorzüge haben bezeichnen wollen, sowie auf der anderen Seite geistliche Personen bald die Heiligkeit des Stiftspatrons, bald das geheiligte Ansehen des vorgestellten Bischofs oder Abts heraushoben. Sterne auf Gebäuden endlich sollen Zeichen der Heiligkeit des Ortes seyn. Diess ist Hn. R's. System. Was Rec. davon denkt, hat er schon oben bemerkt. Er würde gar nichts einzuwenden finden, wenn der Vf. seine Behauptungen minder allgemein abgefasst hätte. So aber! — Indessen giebt Rec. es weiter für gar nichts als für seine Meinung aus, und er ist so entfernt, Hn. R. förmlich widerlegen zu wollen, dass er sogar jede mit Gründen unterstützte Widerlegung für unmöglich hält. Denn wenn es auch bey irgend einer Münze erwiesen wäre, dass weder das Staatssystem der geistlichen und weltlichen Macht, noch die übrigen religiösen Erklärungsversuche sich anwenden lassen: so bleibt doch immer ein Ausweg, nämlich die *hohe Würde*, übrig. Wer einmal das Münzrecht hat, wird sich wohl irgend eines Vorzugs rühmen können. Allein damit ist für den Vf. nicht viel gewonnen. Denn dieselbe Allgemeinheit der Anwendung hat auch die Gegenpartey für sich. Sobald man die Sterne für Zierrathen gelten lässt: so ist die zu grosse Ausgedehntheit des Grundsatzes vielleicht nur minder versteckt, als bey der Reuterschen Hypothese. Indessen die Wahrheit zu gestehen, Rec. zweifelt, und wird bey einer anderen Gelegenheit ausführlicher untersuchen, ob *Schlegel* u. a. wirklich so ganz unbedingt und ohne alle Ausnahme die Sterne auf Siegeln und Münzen für Zierrathen hielten. Wahrscheinlich liessen sie eben so gut Ausnahmen zu, als es Hr. R. thut, wenn er S. 45 behauptet, dass die Gestirne, *wo nicht immer, doch gemeiniglich und überhaupt* als eine wahre Bildersprache anzusehen seyen.

Doch genug von dem Texte! Noch mögen ein paar Bemerkungen über die Kupferstiche und über die gehaltvollen Noten hier stehen. Die ersteren sind minder anziehend für den Numismatiker als für den Sphragistiker, da Hr. R. mehrere anekdote Siegel bekannt machte. Es ist zu wünschen, dass die Abbildungen getreuer sind, als Rec. von der ganz verzeichneten Münze der *Galeria Valeria* versichern kann. Die Noten sind nicht selten wahre Allotria; aber, für sich betrachtet, voll Erudition und ächten

ten inneren Gehaltes. Dahin gehört vor allen anderen das, was S. 39—42 über den Gebrauch der Infel gesagt wird, und womit man *Maders* kritische Beyträge S. 124—129 mit Nutzen vergleichen wird. — S. 81 stellt er eine neue Idee vom Mainzerrade auf, welche allerdings die Prüfung, die er wünscht, von Mainzer Gelehrten verdiente. Er sagt nämlich: „Wie wäre es, wenn selbst das *Mainzer-Rad* ursprünglich nichts anders als eine Sonne oder ein Stern gewesen wäre, welchen die Erzbischöfe nach dem Beyspiele anderer sowohl geistlicher als weltlicher Fürsten in dem mehrerwähnten Systeme (der geistlichen und weltlichen Gewalt) sich beygeleget hätten? Welches dann um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt, als die bey *Seeländer:* zehn Schriften etc. von Mainzer Bracteaten auf der Tab. II. Nr. 32 und 33 vorgestellten Erfurter Freypfennige viel Ähnliches mit einer Sonne haben; besonders aber ein vor uns liegendes Original, welches einen förmlichen Stern ohne Einfassung vorstellt." — S. 90—93 wird über die Sterne, die sich nicht im Felde des Siegels, sondern im Wappenschilde selbst finden, manches Gute gesagt. Der Vf. macht es durch mehrere Beyspiele wahrscheinlich, dass solche Sterne u. dgl. bald die renuncirten geistlichen Brüder von den weltlichen auszeichnen, bald die abgetheilten Familien und nachgeborenen Söhne von der Hauptlinie und dem Stammhalter, bald auch den Vater von dem Sohne oder diese unter sich absondern. — Doch Rec. muss schliessen. Er thut diess mit der beruhigenden Zuversicht, der Hr. geh. Rath *Reuter* werde in dem freymüthigen Tone der gegenwärtigen Anzeige die Achtung, die wahre Hochachtung, erkennen, die Rec. für ihn hegt. Bey Schriftstellern vom gewöhnlichen Schlage nimmt man auch mit Wenigem vorlieb. Viel aber erwartet man von dem, der viel zu leisten gewohnt ist. Und der Vf. der Schrift über den *Albansgulden* hat seine Leser berechtiget, etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten.

E—l. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Schöne: *Gerichtsbarkeits-Topographie von der Mittelmark, der Priegnitz, der Uckermark und einem Theile der Altmark*, entworfen von dem Kammergerichts-Registrator *Licht*. I und II Theil. 1803. III und letzter Theil. 1804. gr. 4. (5 Rthlr.)

Dieses Werk, welches in alphabetischer Ordnung sämmtliche in den gedachten Landesdistricten liegende Städte, Dörfer, Vorwerke, Stifte, Hüttenwerke, einzelne Etablissements, Krüge, Mühlen (insofern solche eigene Namen haben) umfasst, bemerkt bey jedem Orte, in welchem der gedachten Landesdistricte, und zwar, in welchem Kreise derselben, er belegen, — welche Städte ihm am nächsten und wie weit von ihm entfernt liegen, — wem die Jurisdiction über ihn zustehe, und welche Justizperson solche verwalte. Bey den Städten ist zugleich die Entfernung derselben von der Residenz bemerkt, und da die Jurisdiction über solche und die umliegenden Gegenden oft sehr zertheilt ist: so ist in solchen Fällen bemerkt, ob dem Magistrat des Orts nur die Civil-Jurisdiction und welcher Behörde die Criminal-Jurisdiction zustehe, ob und welche Theile der Stadt oder der umliegenden Gegenden der Jurisdiction einer anderen Behörde, als der des Magistrats, des Amts etc. unterworfen seyen. Man sehe z. B. die umständlichen Bemerkungen bey Berlin, Charlottenburg, Fürstenwalde, Potsdam, Schwedt u. s. w. Bey den Magistraten und Stadtgerichten ist der Name der dirigirenden Justizperson angeführt. Weil die Besitzer der Orte und die Gerichtsverwalter sich abändern: so sollen nach der Vorrede des Vf. diese Änderungen in Zusätzen jährlich bekannt gemacht werden. Dem 2 und 3 Bande sind bereits dergleichen Zusätze beygefügt. Die Vollständigkeit und Genauigkeit dieses Werks verbürgt der Umstand, dass sich solches einzig und allein auf *officielle Notizen* von den Gerichten dieser Landesdistricte gründet, die von dem Kammergerichte eingefordert sind. Ein Vorzug, dessen sich wohl keine Topographie, ausser dieser, rühmen kann. Gedachtes Collegium interessirt sich selbst für die Genauigkeit dieses Werks, und hat daher von mehreren Orten noch nähere Anzeigen eingefordert, die der Vf. in den Zusätzen aufgenommen hat.

Dass ein solches Buch einem jeden Gerichtshofe, jedem Richter und Justizcommissarius in der Mark nothwendig sey, bedarf keines Beweises. Allein auch anderen Behörden und Privatpersonen ausser der Provinz, ist es wegen ihrer Verbindung, in der sie mit der Mark und dem Kammergericht stehen, nützlich. Es zeigt ihnen, welche Behörde sie in Rechtsangelegenheiten zu requiriren, vor welchem Gerichte sie ihre Klage anstellen müssen, u. s. w. — Bey den vorzüglichen Hülfsmitteln des Vf. kann man den Wunsch nicht unterdrücken, dass es ihm gefallen möchte, bey einer zweyten Auflage dieser so vollständigen und genauen Topographie noch folgende Rubriken, mit aufzunehmen: 1) Ob die Güter Lehn- oder Allodial-Güter sind. 2) Der Werth derselben nach dem ritterschaftlichen Creditsystem. 3) Die Pfarren, wer solche zu besetzen habe. Mit der gedrängten Kürze, der sich der Vf. beflissen hat, könnten diese Bemerkungen in die stehenden Columnen, ohne die Bogenzahl zu vermehren, aufgenommen werden, ob wir gleich gern zugeben, dass sie dem Vf. eine neue und schwierige Arbeit machen dürften. Allein er berechtigt uns einigermassen zu dieser Forderung. Wer viel hat, von dem kann man auch viel fordern.

P. C. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 31 AUGUST, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. d. O., in d. akad. Buchh.: *Der gefährliche Umgang. Eine Geschichte in einer Reihe von Briefen, die in einem gewissen Zirkel geschrieben und für andere zur Lehre und Warnung herausgegeben worden.* Nach dem Französischen des Hn. *de la Clos* frey bearbeitet und mit einer Nachschrift begleitet. 1ster Theil. 1798. XX u. 430 S. 2ter Theil. 1799. 546 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr)

Das französische Original, wovon diess deutsche Werk eine theils abgekürzte, theils erweiterte Bearbeitung seyn soll, führt den Titel: *Les liaisons dangereuses, ou lettres recueillies dans une société, et publiées pour l'instruction de quelques autres; par C... de L... etc.* Es erweckte bey seiner ersten Erscheinung grosses Aufsehen, wurde bald verboten, und dadurch um so geschwinder in mehreren Auflagen verbreitet. Eine deutsche Übersetzung erschien davon schon 1783 zu Leipzig. Da Rec. das Original nicht zur Hand hat, so vermag er nicht zu entscheiden, ob seine Bemerkungen den französischen Vf., (erst Officier unter der Artillerie, nachher, während der Revolution, Secretär des Herzogs von Orleans, und als solcher, wie man glaubt, ebenfalls guillotinirt) oder den deutschen Bearbeiter treffen. Diess ist indess jedem gleichgültig, dem es nur um richtige Würdigung des Inhalts zu thun ist.

Das Werk enthält eine Sammlung von Briefen von und an Personen, die theils heuchlerisch und leidenschaftlich sinnlich, theils aus Grundsatz schlecht, schlau, üppig und treulos sind; die nicht allein die Früchte ihrer Verderbtheit zu geniessen suchen, sondern sogar darauf stolz sind; die sich keiner Entehrung der weiblichen Keuschheit und Sittsamkeit schämen; die durch Vorspiegelung täuschender Gründe, selbst mit Beyhülfe der Religion und Geistlichkeit ihre niedrigen Absichten verfolgen, der jugendlichen Einfalt und Unbefangenheit Hohn sprechen, über anvertrauete Geheimnisse ohne Bedenken schwatzen; die, indem sie entgegengesetzten Parteyen dienen und rathen, keinen Anstand nehmen, sich mit der Gottheit zu vergleichen, die durch die widersprechenden Gebete der Sterblichen von ihrem unwandelbaren Rathschlusse nicht abweiche; die lieber aus Vergnügen, als aus Noth, betriegen, ihre niedrige Leidenschaft durch den Namen eines unfreywilligen Gefühls entschuldigen, einen Preis darauf setzen, die Unschuld *eines langsamen Todes* sterben zu lassen, und darauf sinnen, einen *Katechismus der Liederlichkeit* aufzusetzen. Mit schamloser Frechheit verabreden Personen, die in Liebesverhältnissen stehen, sich zu neuen Abenteuern, und kaum wird eine kleine Reise unternommen, als gleich in dem ersten Nachtquartiere, ohne vorhergegangene Anwendung einer Intrigue, der Leidenschaft geopfert wird. Ein Liebhaber ersucht seine Geliebte, ihre Gunstbezeugungen keinem ausschliessend, als ihm, zu schenken, er sehe es aber als gleichgültig an, wenn er jene mit mehreren theile. Keine Bekanntschaft wird leicht ohne schlechte Absicht angeknüpft, und diese ohne bedeutende Schwierigkeit erreicht. Ein einziger Charakter, der einer Präsidentin von Tourvel, behauptet sich ziemlich, und verletzet erst nach schwerem Kampfe die Grundsätze der Religion und Pflichten des ehelichen Verhältnisses. Alle übrigen Personen erscheinen, nach den Bedürfnissen gesellschaftlicher Verbindungen, gewandt, unterhaltend, verschmitzt, und voll Verstellungskunst, aber an Herzen und Charakter niedrig und verwerflich. Die Hauptrolle spielt eine Marquisin von Merteuil, die stets mehr oder weniger auf die Plane der anderen wirkt, und sie nach Leidenschaft und Egoismus leitet. Hieraus sieht man leicht, dass das Ganze nichts enthalte, als Handlungen, welche Verführung der Jugend und Tugend beabsichtigen, die mit einem frostigen Wortschwalle, oft in einem einförmigen und faden Tone und mit erkünstelter Empfindung erzählt, und durch kaltes Räsonnement scheinbar zu Lehren einer Lebensweisheit für höhere Stände erhoben sind. Einzelne Briefe gewähren inzwischen durch die Art der Darstellung, wie eine Verführung beendigt sey, augenblickliche Unterhaltung. Eben diess dürfte auch von der Entwickelung des Schicksals der intrigirenden Personen gelten, von denen eine ihren Verstand verliert, die andere in ein Kloster geht, um für ihre Sünden zu büssen, eine dritte im Zweykampf umkömmt, und endlich die erwähnte Marquisin von Merteuil durch Blattern so entstellt wird, als wenn ihre niedrige Seele ganz auf dem Gesichte hätte abgebildet werden sollen, dann in einem Processe ihr ganzes Vermögen verliert, und zuletzt Diamanten von beträchtlichem Werthe, die zum Nachlasse ihres Mannes gehören, entwendet, und damit nach Holland entweichen will u. s. w. Wenn ein zur Üppigkeit erkohrner Gegenstand sich nicht leicht und willig zu dem beabsichtigten Zwecke leiten lassen will: so werden die abgenützten Scenen wiederholt, Geld an Unglückliche unter Umständen, wo man gewiss bemerkt wird, zu

zu ſpenden, oder wohl gar mit eigener Ermordung zu drohen. Aus obigem erſieht man leicht, daſs die Anlage des ganzen Romans und deren Ausführung eben ſo mangelhaft als fehlerhaft — indem ſelten beſondere Aufmerkſamkeit des Leſers erweckt, oder durch Mannichfaltigkeit der Scenen in Anſtrengung erhalten wird — als unintereſſant und nicht belehrend ſey: man möchte denn gerade das Gegentheil von dem thun ſollen, was von den handelnden Perſonen erzählt und gethan wird. Dieſe Art zu lehren, iſt aber äuſserſt verkehrt und gefährlich; jenes, weil es jeder geſunden Lehrmethode zuwider iſt, dieſes, weil in manchem Leſer oder mancher Leſerin zu viel Unbeſonnenheit oder leidenſchaftlicher Stoff iſt, um es einzuſehen, daſs ſie ſich im wirklichen Leben, in ihrer Art, auf demſelben Standpunkte, als die im Werke redenden Perſonen, befinden, oder, um nicht einem ähnlichen Schickſale entgegen zu gehen, bey Zeiten dem egoiſtiſchen Epicureismus entſagen zu können. Rec. möchte daher dem Bearbeiter ſeine eigenen Worte S. 168, im I Theile, zurufen: „*Lieber Himmel, was ſind die ſchönen Geiſter einfältig!*"

Die Sprache iſt im 1ſten Theile einförmig, ſchleppend und langweilig, im 2ten aber mehr abwechſelnd, mannichfaltig und unterhaltend, und enthält mehr, und über einzelne Vorfälle und Empfindungen richtiges Räſonnement, ſo wie auch einige den Charakteren angemeſſene Abwechſelung der Schreib- und Darſtellungsart. Übrigens ſtieſsen uns manche Sprachfehler und Idiotismen auf, z. B. „es ſcheint für Jemand *entſchieden*, ſt. beſchieden; nach unſerer Zuſammenkunft verlänge *ich* nicht wenig; ich werde ihm immer *güter;* ein paar *Worten;* die ſchönſte *Forme;* auf eine *Ausrede* ſt. Entſchuldigung, fallen; ihrer Fräulein u. ſ. w.

In einer Nachſchrift im 2ten Bande, von S. 459 an, iſt die ſchreckliche Kataſtrophe, mit der in den Briefen ſich die Geſchichte der Marquiſin ſchlieſst, von dem deutſchen Berichtiger fortgeſetzt, und aus nachgelaſſenen Papieren, die aber nicht für authentiſch gehalten werden, ergänzt. Hier iſt die Manier des Geſprächs zwiſchen ihr und einem Manne, der erſt die Rolle eines Policeybeamten, verſehen mit einem Verhaftsbefehle, dann die eines Räubers ſpielt, und zuletzt als Verwandter ihres verſtorbenen Mannes, Namens Balzac, ſich zeigt, unterhaltend und anziehend. Dieſer vermehrt durch ſeine Behandlung ihre Reue über ihr voriges Leben, hält ihr die Folgen ihrer Greuelthaten lebhaft vor, verſetzt ſie unter gute Menſchen, und bewirkt ihre gänzliche moraliſche Umwandelung, (!!) ſo daſs er ſie ſogar zur Erzieherin ſeiner Töchter (!!!) annimmt, und bis an ihr Lebensende bey ſich behält. Zuletzt folgt noch ein Brief der Marquiſin an Balzac über das moraliſch Gute und Böſe, der hier ganz am unrechten Orte ſteht, und keine, als allgemein bekannte Lehren und Aufſchlüſſe enthält. C.

1) Leipzig, im Comptoir f. Literatur: *Geiſtesblüthen,* oder *Materialien zum Denken für edle Weiber und Mädchen*, von *G. W. Anti-Rouſſeau.* 1801. 110 S. kl. 8. (5 gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Berens: *Sentenzen aus Jean Pauls und Hippels Schriften; aus Dya-Na-Sore, Agnes von Lilien, Walter und Nanny.* Für Humanität und Menſchenbildung. 1801. 264 S. kl. 8. (12 gr.)

Da ſelbſt edle Weiber und Mädchen keinen groſsen Hang zum Nachdenken äuſsern; war es wohl ein guter Gedanke, ſie dazu veranlaſſen zu wollen. Auch iſt es, bey der leichten Sinneſart dieſes Geſchlechts gewiſs das einzig zweckmäſsige Mittel, den Verſuch durch intereſſante Aphorismen zu machen, die pikiren, anlocken, und nur auf Augenblicke feſſeln. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daſs die Auswahl ihrem Geſchmack, ihrer Faſſungskraft und ihrem zarten Gefühl des Schicklichen nicht entgegen ſey.

Die Geiſtesblüthen (No. 1) enthalten manches duftende, aber auch manches übelriechende Blümchen z. B. S. 26, wo ohne Noth und noch dazu ganz unpaſſend von „Nothdurftverrichten" die Rede iſt. Es ſind Reflexionen und Maximen *à la Rochefoucauld;* nur vermiſst man dieſes Weltmanns feſten Takt im Beobachten, ſeinen treffenden Scharfſinn im Erklären, ſeine Feinheit der Wendungen und ſeine nette und elegante Kürze des Ausdrucks, mit einem Wort, alle jene Eigenſchaften, durch welche ein Büchlein dieſer Art claſſiſch wird, und die dem bekannten franzöſiſchen Werkchen ſeinen bleibenden Werth geben. Indeſs iſt unſer Vf. nicht ohne einen gewiſſen Bemerkungsgeiſt; ſeltener ſchon gelingt ihm die Erklärung der bemerkten Erſcheinungen, z. B. No. 110, wo die beabſichtigte Erklärung des Problems, warum ſo wenig Sterbliche es wagen, lieber glücklich zu ſeyn, als zu ſcheinen, nicht eigentlich gegeben, ſondern nur weiter hinausgeſchoben wird. Auch ordnet er wohl die Wahrnehmung nicht unter ihre rechte Rubrik, z. B. S. 60, wo es heiſst: „Die Welt um uns her ſchaffen wir; ſelten ſchafft uns ſie um". Wer erwartet hier nicht eine Bemerkung über die ſelbſtſtändige Wirkſamkeit gewiſſer Charaktere, die die Wirklichkeit um ſich her umbilden? Statt deſſen iſt die Rede von den Täuſchungen der Einbildungskraft, durch welche wir die Welt anders ſehen, als ſie iſt. — Als eine der gelungeneren Reflexionen heben wir folgende aus. S. 26: „Es giebt Leute, die kein Geſchäft haben, als ihren Vergnügungen nachzuhängen: glücklicher ſind diejenigen, welche kein gröſseres Vergnügen empfinden, als wenn ſie ihren Geſchäften nachhängen." Übrigens ſcheinen die einzelnen Gedanken, mit Ausnahme weniger, deren Urheber genannt ſind, ganz das Eigenthum des Vf. zu ſeyn.

No. 2 dagegen führt durchaus fremdes Gut. Der Ausſchreiber dieſer Abſchnitte — denn eigentliche Sentenzen ſind es nicht — hofft gutmüthig genug, durch dieſe Handarbeit Männer von Talent und Wiſſenſchaften auf die originellen Schriftſteller unſeres

Vater-

Vaterlandes aufmerksam zu machen. Seltsam fürwahr, läfst er sich in der Vorrede so vernehmen: „Es ist doch wahrhaftig einmal Zeit, unsere Nation zu würdigen, und das auf heimischem Boden zu pflücken, was wir oft mühsam fremden Ländern entwinden.“ Ein solcher Misbrauch, der von dem schön erwachenden Eifer für vaterländisches Verdienst, zum Vorwande einer unerlaubten Speculation gemacht wird, könnte in der That die grosse Angelegenheit in Miscredit bringen helfen.— Aufmerksam auf *Jean Paul*, *Hippel* u. s. w. machen zu wollen, war wohl etwas sehr überflüssiges: dagegen die originellen Eigenschaften dieser Geister durch charakterisirende Züge hervorzuheben, und durch eine Auswahl der passendsten Beyspiele vor die geistige Anschauung zu bringen, das hätte sich der Mühe verlohnt. Aber freylich hätte dazu mehr gehört, als ein paar Finger, die, ohne Beziehung auf eine leitende Idee, mechanisch abschreiben.

G. L. H. r.

KLEINE SCHRIFTEN.

NUMISMATIK. *Nürnberg*, b. Lechner: *Über die Krönungs-Münzen der römischen Könige Rudolph I, Adolph, Albert I und Heinrich VII.* Von *J. G. Reuter*, kurf. erzk. Geh. und Revis. Rath. Mit drey Münz-Vignetten. 1804. 36 S. 8. (4 gr.) Der Vf. spricht von den merkwürdigen Solidis mit der Aufschrift: *VRBS AQVENSIS VINCE* oder *VRBS AQVVENSIS VINCE* oder *VRBS AQVENSIS VINCE. M.* oder *VRBS AQVENSIS VINCE. S. M.* Auf der Vorderseite dieser Münzen sitzt immer der römische König auf einem Throne, die Krone auf dem Haupte, in der Rechten den Scepter, oder ein blosses Schwert, in der Linken den Reichsapfel. Auf der Rückseite ist eine bethürmte Kirche; nur bey den Rudolphinischen Stücken ist ein bethürmtes Kirchengewölbe, unter welchem eine Krone angebracht ist: so wie gerade nur auf diesen Stücken der König ein blosses Schwert hält, da bey den übrigen immer ein Scepter in der rechten Hand des Königs vorkommt. Man kannte solche Solidos bisher nur von *Rudolph I*, *Adolph* und *Albert I*. Allein in gegenwärtiger Abhandlung lernen wir auch ein ähnliches Stück von *Heinrich VII* kennen, das der Vf. in seiner eigenen Sammlung von *Kaiser-Groschen* (wie er sich S. 6 etwas uneigentlich ausdrückt) nebst den Stücken der drey ersten Kaiser besitzet. Schon durch die blosse Bekanntmachung dieses Stückes hätte sich Hr. *R.* ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Münzkunde des Mittelalters erworben. Doch er beschränkte sich nicht darauf, sondern theilt dem Publicum bey dieser Gelegenheit zugleich seine Meinung sowohl über die Bestimmung dieser Münzen, als über die noch immer räthselhafte Aufschrift der Rückseite mit; beides mit einer Selbstzufriedenheit, die Rec. unangenehm afficirte.

Was nun die Bestimmung obiger Münzen betrifft: so haben sie einige z. B. *Ludewig*, *Hergott* u. a. für Krönungsmünzen erklärt, während andere, z. B. *Voigt Nummi Germaniae medii aevi etc.* p. 43. 44, diese Hypothese geradezu für unwahrscheinlich erklärten. Ohne sich in diesen Streit einzulassen, nennt sie Hr. *R.* ohne weiteres Krönungsmünzen. Und wirklich, wenn man bedenkt, dass sich *fast dieselbe*, für jene Zeiten immer ungewöhnliche, Aufschrift der Rückseite bey vier auf einander folgenden Regierungen (1273—1313 also in einem Zeitraume von 40 Jahren) wieder findet: so erhält diese Conjectur allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, besonders wenn man zugleich den Typus der Vorderseite mit in Anschlag bringt. Doch freylich nur insoferne der Ausdruck *Krönungsmünzen* soviel heisst als: Eine Münze, die in *Aachen*, damals als der römische König *Rudolph I* u. s. w. dort war, sich krönen zu lassen, geprägt wurde, und zwar mit Hinsicht auf die Krönungsfeyerlichkeit. Denn dass diese Münzen wirkliche Auswurfsmünzen waren, würde Rec. ohne nähere Beweise weder bejahen noch verneinen. (Man sehe *Mader* S. 105—108.) Auf jeden Fall hätte uns der Vf den Beweis seiner Behauptung nicht schuldig bleiben sollen. Allein so leise er auch über die Frage von der Bestimmung jener Münzen wegschlüpft: so wusste er doch bey der Auflösung der vielfach gedeuteten Inschrift, die auf der Rückseite befindlich ist, den Vorwurf einer unzweckmäfsigen Kürze zu vermeiden. Er führt nämlich die verschiedenen bisher aufgestellten Erklärungen an, widerlegt sie theils mit Gründen, theils (wie z. B. *Voigts* Meinung, der zufolge man *Sancta Maria* lesen müsste) mit allgemeinen Behauptungen, trägt seine Meinung, oder, wie er sagt, seine Auflösung vor, und spricht dann gelegenheitlich über die Ansprüche der deutschen Kaiser (als Nachfolger der alten römischen) auf die Herrschaft der Welt. Es überschreitet die Grenzen unserer Zeitschrift, jeden einzelnen Paragraph kritisch zu prüfen. Nur soviel bemerkt Rec. im Allgemeinen, dass die Aufeinanderfolge dieser Paragraphen nichts weniger als logisch richtig, der Ton nicht selten absprechend und die Schreibart vernachlässiget ist. Denn die Ausdrücke *„vordersamst, demnächst, des Endes, dergestalten, allda, desfalls, unhinlänglich,“ u. dgl.* erinnern an — vergangene Zeiten. Eben so unglücklich ist Hr. *R.* dann, wenn er sich auf das Conjecturiren einläfst. Zum Beweise kann sich Rec. auf die Erklärung, die der Vf. von der Aufschrift: *Vrbs Aquensis vince S. M.* giebt, berufen. Er lieset nämlich: *VRBS. AQVENSIS. VINCES. Mundum*, und beweiset diess aus dem Vorzuge, den *Aachen* vor allen anderen Städten Deutschlands erhielt, da es sogar *Karl der Grosse* für das zweyte *Rom* erklärte, und den daselbst erbauten prächtigen Pallast, auf dessen Spitze der *Adler*, als das uralte Zeichen des römischen Reichs, aufgestellt war, für den Hauptsitz des Kaiserthums diesseits der Alpen angesehen wissen wollte. Diesen Vorzug giebt Rec. ohne Bedenken zu, obschon in den Bemerkungen S. 25—30 viel Willkührliches mit unterläuft, was Hr. *R.*, wie es scheint, selbst nicht in Abrede seyn wird. Allein, um von dem Punkte zwischen *vince* und *S* nicht zu sprechen, warum sollte man denn das *S* so deutlich durchstrichen haben, als diess bey mehreren Stücken, und namentlich bey einem Stücke, das Rec. oft und sorgfältig ansah, der Fall ist? Gerade *so* ist das *S* immer geformt, wenn man *Sanct.* abkürzen wollte. Ein blosses *S* kann es nicht wohl seyn; denn dieser Buchstabe sieht bey *Adulfus*, *Vrbs*, *Aquensis* u. s. w. ganz anders aus; auf *den* Stücken nämlich, die Rec. verglich. Denn auf der Titelvignette bey Hn. *R.* scheint, dem Kupferstiche zu Folge, auch bey *Albtus* etc. das *S* durchstrichen zu seyn. Verhält sich diess wirklich *so*, so würde freylich dieser Einwurf kein grosses Gewicht haben. Doch bliebe es auch dann noch sonderbar, dass diese ungewöhnliche Form des *S* so oft und bey so verschiedenen Regierungen bey derselben Gattung von Münzen vorkomme. Eben diess gilt auch von dem Punkte zwischen *Vince* und *S*. Denn nur durch die oben berührten Umstände wird der Punkt bedeutend, da sonst die Interpunctionszeichen auf Münzen des Mittelalters häufig am unrechten Orte stehen. Allein auf unseren Stücken hat man um so weniger Ursache einen Stempelfehler anzunehmen, da sie übrigens für jene Zeiten richtig und selbst zierlich genug sind. Ausser diesen Gründen, die von der äusseren Form der Umschrift hergenommen sind, muss Rec. Hn. *R's.* Hypothese auch aus inneren Gründen für unwahrscheinlich erklären. Wenigstens die Beweisstellen, die der Vf. anführt, haben nicht viel Gewicht. Die Stelle des *Otto Frising.*: *„Sedem regni Francorum Palatium Aquisgrani ac imperium urbis Romae habet“* ist noch die wichtigste von allen. Die Verse, die nach *Ditmar's* von Merseburg Bericht auf dem kaiserl. Pallaste zu *Aachen* standen:

Carolus insignem reddens hanc condidit urbem:
Quam liberavit post Romam constituendo.

sind sogar gegen Hn. *R.* *Alcuin* aber spricht offenbar als Dichter, der die Lieblingsstadt seines Herrn etwas uneigentlich *Romam secundam* nennt, folglich nicht als ein Geschichtschreiber, der das angiebt, was ist, sondern als ein Seher, der die Zukunft für die Gegen-

Gegenwart nimmt. Dahin bezieht Rec. vorzüglich die beiden letzten Verse:

„*Stat pius arce procul Carolus loca singula signans,*

Altaque disponens venturae moenia Romae."

Wippo's Stelle *in Vita Conr. Sal.* p. 429: „*Ubi (Aquisgrani) publicus thronus regalis a Carolo locatus totius regni archisolium habetur*" ist nur Bestätigung einer längst bekannten Sache, gehöret aber nicht hieher. Denn zwischen der ersten Stadt Deutschlands und einem zweyten Rom ist wahrlich eine ungeheure Kluft. — Die Vermuthung, dass *Karl der Grosse* auf seiner bleyernen Bulle bey *Eckard Rer. Franc. Or. II.* 91 wahrscheinlich *Aachen* unter der Gestalt eines befestigten Stadtthores mit der Inschrift: *Renovatio Romani Imperii* vorgestellt habe, ist willkührlich, und kann daher kein Beweisgrund seyn. Dasselbe gilt auch von ähnlichen Bullen seiner Nachfolger. Wie aber der Vf. sogar von *Karls IV* goldener Bulle, und von anderen Bullen *der* Art, mit *Aurea Roma* und *Roma caput mundi regit orbis frena rotundi* halb und halb vermuthen konnte, dass durch das *Aurea Roma* wohl *Aachen* gemeint seyn dürfte, ist schwer zu begreifen. Als man diese Aufschrift zuerst wählte, standen die deutschen Kaiser mit *Rom* in zu genauer Verbindung, als dass sich denken liesse, sie haben durch *Aurea Roma* eine andere Stadt als *Rom* selbst bezeichnen wollen. In späteren Zeiten behielt man die Umschrift bey, wie diess im Curialstile so häufig geschieht. Ohnehin machten die römisch-deutschen Kaiser nicht als deutsche Kaiser, sondern als Nachfolger der alten römischen Kaiser, folglich als *römisch-deutsche* Kaiser Anspruch auf die Herrschaft der Welt. Es war also natürlich, dass man die Aufschrift: *Aurea Roma* auch dann noch beybehielt, als die Lage der Dinge sich längst geändert hatte. — Die S. 27 in der Note angeführten Münzen müssten erst kritisch geprüft werden, um Autorität zu erhalten. *Meyer, Peter a Beeck* u. s. w. können wohl kaum als hinreichende Bürgen gelten. — Die Verse *Vrbs Aquensis Vrbs Regalis* etc. kommen auf Münzen, so viel wir wissen, erst lange nach *Heinrich VII* vor, und können für jene Zeiten nichts beweisen. Aus diesen Bemerkungen glauben wir folgern zu dürfen, dass Hn. *R's.* Hypothese noch lange nicht erwiesen ist; ja Rec. muss sogar gestehen, dass die Voigtische Conjectur, seiner Meinung nach, bey weitem den Vorzug verdiene. Die Gründe dafür hat schon der scharfsichtige Numismatiker *Mader* in seiner vortrefflichen Münzschrift: *Kritische Beytr.* etc. S. 105 ff. auseinandergesetzt. Man sehe nur in den *Gundlingianis* St. XVIII. S. 244 die vorgebliche Fundationsurkunde der Marienkirche zu Aachen. Mag auch diese Urkunde die Prüfung nicht aushalten; zu *Rudolphs I* und seiner unmittelbaren Nachfolger Zeit fiel es schwerlich jemand ein, dieselbe für unächt zu halten. Hielt man sie aber damals und lange vorher (nach *Gundlings* Versicherung wurde die Urkunde *Friedrich dem Ersten* von den Domherren der Marienkirche überreicht) für ächt: so müsste die Ehrfurcht gegen die Kirche selbst um vieles erhöhet werden. Übrigens wird die Voigtisch-Madersche Conjectur noch durch den Typus der Rückseite — eine Kirche, ein Kirchengewölbe — und durch die Verehrung *Mariens*, die gerade um diese Zeit so sehr an der Tagesordnung war, sehr begünstiget, nichts davon zu sagen, dass die Aufschrift: *Vrbs Aquensis Vince* auf Rudolphinischen Stücken es wahrscheinlich macht, dass auch bey den übrigen Kaisern *Vince*, und nicht *Vinces*, gelesen werden müsse.

So wenig indessen Rec. diese Schrift im Ganzen rühmen kann, so verräth doch der Vf. grösstentheils eine so ausgebreitete, eine so seltene Belesenheit in Werken, die sich auf das Mittelalter beziehen, dass schwerlich ein Numismatiker das Schriftchen ohne Erweiterung seiner Kenntnisse durchlesen wird. Mit Vergnügen fanden wir daher S. 25 Note 3 das Versprechen, dass Hr. *R.* seine bereits ausgearbeitete Abhandlung *De Aurea Moguntia* einst dem Publicum mittheilen werde. Möchte er doch in der Zwischenzeit seine Kräfte sorgfältiger prüfen, vor Hypothesensucht sich hüten, bey gelehrten Erörterungen das *Dic, cur hic* beherzigen, und mit freymüthiger Prüfung fremder Meinungen bescheidenes Misstrauen in seine eigenen Einsichten verbinden. Dann wird er sich auch nicht mehr, wie hier S. 30. 31 und noch mehr in der folgenden Abhandlung, auf antike Numismatik, die nun einmal sein Fach nicht ist, einlassen. Dann wird er sich wohl in Acht nehmen, die Stelle Hiobs: *ut investigavimus, ita est*, zum Motto zu wählen, da sie, im Contexte genommen, viel zu absprechend ist. Dann wird aber auch Rec. die Freude haben, recht viel Gutes auszeichnen zu können. Von dem Guten, das sich in der gegenwärtigen Abhandlung findet, heben wir vorzüglich den S. 6 Note 4 geäusserten Wunsch einer Brachygraphie aus Münzen des Mittelalters aus. Auch mainzische und kölnische Geschichtforscher werden viel Brauchbares hier finden, besonders in Rücksicht auf das Krönungsrecht. Noch ist zu bemerken, dass die vorliegende Abhandlung, wie S. 7 Anm. 5 gesagt wird, im Grunde nur eine vermehrte und verbesserte Auflage eines schon 1785 in das pfälzische Museum, Heft X. S. 1011 eingerückten Versuches ist. Rec. bedauert, jenes Museum nicht bey der Hand zu haben, und folglich die Zusätze und Verbesserungen nicht bestimmt angeben zu können. Er schliesst diese Anzeige mit der Bemerkung, dass Hr. *R.* als Schlussvignette eine kleine Münze stechen liess, auf deren Vorderseite eine Krone, auf der Rückseite aber ein einfacher Adler ohne Inschrift ist. Sie ist nicht anekdot, sondern findet sich, nach des Vf. ausdrücklicher Angabe, schon bey *Meyer* Aachensche Geschichte I. Tab. I. Nr. 20. *Meyer* erklärte sie für eine Auswurfsmünze *Karls des Grossen*, doch ohne selbst vielen Werth auf seine Erklärung zu legen. Eben desswegen lässt sich auch Hr. *R.* auf keine ausführliche Widerlegung dieser bizarren Hypothese ein, und beschränkt sich bloss auf die allerdings gegründete Bemerkung, dass Krone und Adler auf Münzen *Karls des Grossen* etwas ganz ungewöhnliches sind. Nach seiner Meinung gehöret sie in die Zeiten *Ludwigs IV*, von dessen Söhnen sich bey *Joachim* Groschencab. XI. Nr. 38 - 50 Stücke mit vollkommen ähnlichem Gepräge finden sollen. Er glaubt daher, dass sie *Karln IV* oder seinem Sohne *Wenzel* zugeeignet werden könne. Denn von *Ludwig IV (V)* selbst dürfte sie schon darum, wie er sagt, weniger seyn, weil von ihm schon zweyerley zu *Aachen* geprägte Münzen mit *Rex* und *Imp.* existiren. Rec. dem die gerühmte Ähnlichkeit zwischen diesem Stücke und den Münzen im Groschencab. l. c. nicht einleuchten (denn die Art des Gepräges ist weder den bayerischen Münzen, noch dem Zeitalter *Ludwigs IV* ausschiesslich eigen) will, da es ihm an Vergleichungspunkten fehlt, nichts entscheiden. Übrigens nahm sie Hr. *R.* in diese Abhandlung auf, weil er sie, willkührlich genug, für eine Auswurfsmünze hält, die folglich als solche hier einen Platz verdiente. E—l. S.

ERDBESCHREIBUNG. *Stendal*, b. Franzen u. Grosse: *Kurzgefasste Beschreibung der Stadt Genthim.* Von *Johann August Christoph v. Einem*, Pastor daselbst und zu Rossdorff. 1803. X u. 166 S. 8. (12 gr.) Der Staatsminister, Graf *Schulenburg*, foderte im J. 1779, zum Behuf der ausführlichen topographischen Beschreibung des Herzogthums Magdeburg (Berlin 1785) die Steuerräthe dieser Provinz auf, ihm genaue Special-Topographien mit Zuziehung der Obrigkeiten und Prediger jedes Ortes, einzusenden. Dieser Auftrag veranlasste den Vf. dieser Schrift, mit dem damaligen Bürgermeister *Gläser*, das Städtchen Genthim zu beschreiben, und dessen Geschichte zu entwerfen. Dieser Aufsatz wurde in der Folge erweitert und geht jetzt so sehr ins Detail, dass sogar die Namen aller Häuser-Besitzer, der obrigkeitlichen Personen, Postmeister, Accise-Einnehmer, Prediger und Schullehrer aufgeführt werden. Bey dieser Gelegenheit erzählt auch der Vf. seine Schicksale, und liefert in der sechsten Beylage ein Verzeichniss seiner Schriften, unter denen die Kirchen-Geschichte des achzehnten Jahrhunderts und das Kirchen- und Ketzer-Lexicon die erheblichsten sind. — Von statistischen Notizen heben wir folgende aus: Genthim ist ein Mediatstädtchen, steht unter dem königl. Amte Altenplathov, hat 235 Häuser und 39 Scheunen. Der Markt und die Neben-Gassen sind nicht gepflastert. Die Anzahl sämmtlicher Einwohner ist 1649, wovon die meisten Lutheraner und einige reformirt sind. Die Schule hat 3 Lehrer und 270 Schüler. Der reformirte Prediger zu Jerichow hält jährlich dreymal öffentlichen Gottesdienst in der Genthimschen Stadtkirche. 201.

Monatsregister

vom

August 1805.

Verzeichniss der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

Lang-

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Gund-

III. Intelligenzblatt des Auguft.

Bemerkungen über Literatur und Kunft.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Luca-

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Schul- und Universitäten-Chronik

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 SEPTEMBER 1805.

THEOLOGIE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke.* 1798 — 1803. Sechs Bände in 8. Jeder Band besteht aus drey Stücken. (10 Rthlr. 12 gr.)

In den Jahren 1794 — 1797 hatte Hr. Abt *Henke* sechs Bände eines älteren Magazins für die oben genannten Wissenschaften herausgegeben. In Beziehung auf dasselbe wird diess neue Magazin auch als *der siebente bis zwölfte Band des älteren* nach einem anderen Titel gezählt. Auch dieses Magazin ist eine schätzbare Sammlung von Auffätzen, deren gemeinschaftlicher Zweck in der Ankündigung, und aus dieser wiederholt im ersten Bande des älteren angegeben ist. „Die Verfasser dieser periodischen Schrift," heisst es da, haben sich vornehmlich zur Bearbeitung und zum Anbau der auf dem Titel bemerkten Hauptfächer der gelehrten Theologie vereinigt. Diese schienen ihnen, bey dem vielleicht ausschweifenden Eifer des Zeitalters, alle Wissenschaften, so auch die theologischen, blofs für den unmittelbar gemeinnützlichen Gebrauch zu cultiviren, jetzt gar sehr vernachläffigt zu werden, und doch noch immer so mannichfaltiger genauerer Untersuchungen, nützlicher Erweiterungen und Berichtigungen, bedürftig zu seyn. Ihr vornehmster Zweck aber, bey diesen Bemühungen um die Aufnahme und Verbesserung der gelehrten theologischen Studien, ist darauf gerichtet, eine Totalrevision des gesammten christlichen Religions- und theologischen Lehrsystems einzuleiten, und zu fördern und zu Stande zu bringen. Scharfe, freymüthige, wiewohl mit Würde und Bescheidenheit angestellte Prüfungen und Läuterungen der Dogmen, genauere Auslegungen der Schriftstellen, auf welchen das Ansehen derselben beruht, sorgfältige historische Entwickelungen ihres Aufkommens, ihrer Abänderungen und mannichfaltigen Vorstellungsarten, werden daher den wichtigsten Stoff der Abhandlungen ausmachen. Die Verfasser werden dabey um so ernstlicher zu Werke gehen, je mächtiger der Widerstand ist, welcher zu unseren Zeiten, in manchen Gegenden, der Verbreitung und Benutzung lichtvollerer Erkenntnisse in der Religion entgegengesetzt werden will."

Der Beyfall, welchen diese periodische Schrift gefunden hat, zeugt von der Empfänglichkeit, wenigstens eines grofsen Theils des theologischen Publicums, für unbefangene Untersuchungen des Wahren, und Sonderung desselben vom Falschen, im theologischen Lehrsystem. Zwar gab es vor zehn Jahren, und es giebt noch jetzt nicht Wenige, die dergleichen Versuche, sich der Wahrheit mehr zu nähern, als für die Religiosität des Volks, und als für die Religion selbst gefährlich ansehen. Allein wenn die Theologen nicht mit den Fortschritten in allen übrigen Theilen der Wissenschaften gleichen Schritt halten: so wird durch ihre Schuld die Achtung für Religion und Theologie geringer, und der Hang zum Unglauben, zuerst unter den Gelehrten und unter den gebildeteren Ständen, und dann, durch das Beyspiel derselben verbreitet, auch unter den niedrigsten Volksclassen, immer grösser werden, und dadurch wird die Religiosität des Volks nothwendig sinken. Die Religion kann in unseren Zeiten nur durch eine solche Art des Vortrags, in Kirchen und Schulen, zu ihrer vollen Wirksamkeit im Menschen erhoben werden, durch welche keine der religiösen Überzeugungen mit anderen als gewifs erkannten Einsichten in Widerspruch gesetzt, sondern vielmehr der Religionsglaube das Mittel wird, Einheit und Zusammenhang, Licht und Kraft in das ganze System menschlicher Erkenntnifs zu bringen. Aber fern ist noch das Ziel, dem wir entgegenstreben, und der Hindernisse im Wege zu demselben sind viele, hauptsächlich weil die richtigen hermeneutischen Grundsätze bey der Auslegung der Bibel, an streitigen und schwierigen Stellen, entweder noch gar nicht anerkannt werden, wie von denjenigen, die am Buchstaben festhalten, wenn er auch den unbegreiflichsten Sinn giebt, oder weil die richtigen Grundsätze der Auslegung unrichtig angewendet werden, wie von denen, die den Vff. biblischer Bücher jüdische, an anderen Stellen geradezu verworfene Volksmeinungen andichten. Auch jetzt noch ist deswegen dieses Magazin, worin so mancher prüfungswerthe Punkt zur Sprache gebracht wurde, zur Anregung eigenes Nachdenkens, und wegen des vielfach lehrreichen Inhalts sehr nützlich. Die Übersicht desselben kann am bequemsten nach der Eintheilung gegeben werden, die der verdienstvolle Herausgeber im Register gemacht hat, wo alle Abhandlungen unter vier Hauptfächer, nämlich der Religionsphilosophie, der Exegese, der Kirchengeschichte, und vermischter Auffätze, geordnet sind.

Also I. *zur Religionsphilosophie* gehören die Abhandlungen, welche entweder *philosophische Religionslehre,* oder *geoffenbarte Religion überhaupt und die christliche*

liche besonders, oder *deren Bearbeitung und Lehrmethode*, oder *einzelne Lehrsätze derselben* betreffen.

Einen Beytrag zur *philosophischen Religionslehre* liefern drey Abhandlungen: 1) *Sollte die Vernunftreligion zur völligen Beruhigung der Menschen wirklich nicht zureichend seyn?* Band V. S. 1 ff. 199 ff. Der ungenannte Vf. vertheidigt die Vernunftreligion gegen die Beschuldigung der Unzulänglichkeit mit überwiegenden Gründen. Nicht allgemein aber dürfte das Beyfall finden, was er für *Kant* geschrieben hat, um ihn das Verdienst zu vindiciren, den einzig sicheren Überzeugungsgrund des Glaubens an das wirkliche Daseyn Gottes in ein helleres Licht gesetzt zu haben. Was Rec. dagegen erinnern möchte, ist in einem anderen hieher gehörenden Auffatze: 2) *über die allgemeine Religion des Hn. Prof. Jakob in Halle, an Hn. D. G. in A. von einem katholischen Geistlichen*, Bd. V. S. 130 ff. gröfstentheils enthalten. Wider den Kantischen Satz, den auch Hr. *Jakob* adoptirte, dafs die erkennende Vernunft nicht Quelle und Mittel religiöser Überzeugungen sey, und andere ähnliche, sind hier treffende Bemerkungen gemacht. — 3) *Revision der Urtheile über Wunder und Offenbarung*, von *Gottlob Samuel Ritter* in Buttstädt, *B. I. S. 206 ff.* Dieser empfehlungswerthe Auffatz zeigt, wie natürlich in der alten Welt, bey geringer Kenntnifs der Natur, der Glaube an Wunder und aufserordentliche Offenbarung entstehen mufste, und warum noch jetzt die Ungelehrten zu demselben so geneigt sind. Er zeigt, dafs es eigentlich keine Geschichte der Wunder und aufsernatürlichen Offenbarung in dem Sinne geben könne, worin wir Geschichtschreiber der Weltbegebenheiten haben, weil Wunder und Offenbarung gar kein Gegenstand der Erfahrung sind. Er theilt die Urtheile über Wunder und Offenbarung in *dogmatische, skeptische* und *kritische* ein. Er zeigt, dafs der Glaube an Wunder und Offenbarung nicht ohne einen Cirkel im Schliefsen wieder auf blofsen Glauben gegründet werden könne, und unterwirft dann besonders die dogmatischen Philosopheme von *Newton* und *Leibnitz*, da jener in der Natur, dieser im Reiche der Gnade, Wunder für nöthig hielt, einer kritischen Revision. Das Resultat derselben ist, dafs weder im Begriff von Gott, und der Welt und der menschlichen Seele, noch in der Erfahrung Gründe zu entdecken seyen, unmittelbare Wirkungen der Allmacht im Reiche der Natur oder der Gnade anzunehmen.

Für *die geoffenbarte Religionslehre und die christliche besonders* sind fünf Auffätze zu bemerken. 1) *Über die Gründe, welche uns berechtigen, eine Offenbarung anzunehmen.* B. II. S. 391 ff. von *Ch. F. F.* Der Vf. erinnert richtig an den Nutzen des Glaubens an Offenbarung, um den im Denken Ungeübten etwas Sicheres zu geben; woran sie sich halten können. Aber man kann weiter gehen, man kann mit Recht sagen, die Offenbarung sanctionirt die Grundsätze aller wahren Religion, wenn sie hinlänglich erweislich ist, auch für den geübten Denker, als die ewigen Wahrheiten, woran er stets fest halten, und sich in seinem Denken orientiren soll. Was hier über Wunder und Weissagungen geschrieben ist, hält die Probe nicht aus. Als subjective Überzeugungsgründe können sie nützen, und als solche hat Jesus sie gelten lassen. Aber objective Beweiskraft derselben setzte die, an sich unmögliche, Erkennbarkeit unmittelbarer Wirkungen der Allmacht voraus. Treffender sind die Bemerkungen über die Untauglichkeit der von Fichte gegebenen Deduction des Glaubens an Offenbarung. 2) *Was ist vom Glauben der Menschen an Wunder überhaupt, und an eine übernatürliche Offenbarung insbesondere zu halten?* B. I. S. 453. Dieser Auffatz ist bestimmt, zu zeigen, dafs der Begriff von Wundern und Offenbarung aus Gründen der theoretischen und praktischen Vernunft verwerflich sey. Er behauptet, Wunder sind unmöglich, weil eine Ursache aufser der Zeit mit einer Wirkung in der Zeit verbunden, nicht denkbar sey, als ein Nexus ohne Zusammenhang, und weil eine unmittelbare Wirkung der Allmacht auf die Seele eines Menschen dieselbe als Maschine behandeln, ihr ihre Freyheit rauben, und Gott als Naturwesen gedacht würde, wenn man Wirkungen in der Natur von seiner Allmacht unmittelbar ableite. Auch ist auf *Ammon's* ehemalige Offenbarungstheorie Rücksicht genommen. 3) *Ideen über Religion, Mythologie und Christenthum, in Beziehung auf den Zeitgeist*, von *C. G. H.* B. VI. S. 441. Der Vf. gehört zu denjenigen, welchen alle Religion nichts weiter als ein subjectives Streben ist, das Verlangen nach dem Idealischschönen, dessen Höchstes das Übersinnliche seyn soll, zu befriedigen; nichts weiter als heilige Dichtung, wie ihm überhaupt das Schöne das Höchste, und mehr als das Gute ist, welches er mit dem blofs Rechtlichen zu verwechseln scheint. Ein Irrthum hat die Behauptung veranlafst, S. 443, dafs dem Fetischmacher die Welt als mit ihm eins erschien: denn er hielt, wie die Geschichte beweiset, nicht alles für belebt; nur sein Fetisch vergegenwärtigte ihm seinen Gott. Der Geschichte widerstreitend ist des Vf. Ansicht des Mosaismus. Wahr und nothwendig aber ist seine Erinnerung gegen kalte und abstracte Kanzelvorträge; indessen dürfte seine Meinung, dafs durch einen sinnlicheren Cultus jetzt die Religion und Religiosität gewinnen würde, schwerlich beyfallswerth seyn. Der gebildete Mensch will *Wahrheit*, die den Verstand und das Herz befriedigt; ihm kann *blofse Dichtung* nicht genügen. 4) *Kritische Darstellung der Hindernisse des Glaubens an Moraltheologie*, von *Gottlob Samuel Ritter*. B. II. S. 277. Ein Versuch, die Einwendungen zu widerlegen, welche gegen die Moraltheologie, oder die Behauptung *Kants* gemacht sind, dafs der Glaube an Gott und Unsterblichkeit aufser der praktischen Vernunft gar nicht hinlänglich, als Postulat der praktischen Vernunft aber vollkommen sicher begründet sey. Rec. zweifelt, dafs die Absicht des Vf. bey anderen, als bey Kantianern, werde erreicht werden. Gegen den kosmologischen und

und physikotheologischen Beweis wird der ungerechte Vorwurf wiederholt, dass die Zufälligkeit der Welt nicht erweislich sey, und dass durch einen ungeheuren Sprung natürliche Erscheinungen aus einer übernatürlichen Ursache erklärt werden. Wenn der Vf. S. 295 behauptet, die bey allem Wechsel der Erscheinungen herrschende unveränderliche Gleichförmigkeit im Erscheinen setze gewisse unveränderlich bleibende harmonisch wirkende Ursachen voraus, durch welche sich alles schon hinlänglich erklären und begreifen lasse: so bedachte er nicht, dass diess doch nicht gerade *ewige und unabhängige Ursachen* voraussetze; und welchen Grund hätten wir, diese Ursachen für *ewig* zu halten? Wir begreifen ja nicht, wie etwas ewig seyn kann? und noch weniger, wie etwas Beschränktes und Abhängiges in Absicht seines Daseyns unabhängig und schrankenlos seyn könne? Nur die Wahrnehmung des Zufälligen in der Welt nöthiget die Vernunft, an etwas Ewiges zu glauben, weil wir einsehen, dass das Zufällige nur im Ewigen den Grund seiner Wirklichkeit habe. Wo sind aber gewisse unveränderlich bleibende Ursachen denkbar, welche durch ihr harmonisches Zusammenwirken alles erklären und begreiflich machen könnten? Wo ist die gerühmte, aber nicht erwiesene, Gleichförmigkeit im Erscheinen? Wo ist eine Ursache der ersten Thiere jeder Art, und der ersten Menschen, die sich unveränderlich gleichbleibend fortwirkte? Wo die Ursache des harmonischen Zusammenwirkens der einander doch zu widerstreiten scheinenden Kräfte? Die Vernunft kann den Grund des Zufälligen nicht in der Welt denken, und sie hat daher auch gar keinen Grund, die Welt für das Ewige zu halten, oder in der Welt das Ewige zu suchen! Deswegen fodert sie den Glauben an einen Schöpfer der Welt und Menschen, den sie allein als den Grund der Wirklichkeit alles Zufälligen denken kann. — Der Vf. hat übrigens nur einen Theil der Einwendungen berührt, welche die kantische Moraltheologie treffen. — 5) *Kann Religion reine Moralität hervorbringen?* von B. B. V. S. 490. Die Frage wird bejahet; es ist aber mehr von Beförderung reiner Moralität, und Vorbereitung und Hinleitung zu derselben, als von Hervorbringung derselben die Rede. Indessen kann nicht allein, sondern wird unfehlbar, wahre Religion, reine Moralität *wirken* und *hervorbringen;* wenn anders unter reiner Moralität nur Achtung und Erfüllung der Pflicht, weil sie Pflicht ist, und nicht eines zu hoffenden Vortheils oder sonst zu fürchtenden Schadens wegen, verstanden wird. Denn der Glaube des ächten Christen an Gott, der das Gute, weil es gut ist, will, und der die Menschen zum Streben ihm ähnlich zu werden, erschaffen und berufen hat, fodert gerade zu reiner Moralität auf, und belebt dieselbe auf das wirksamste. Der Christ weiss es, dass er nur nach dem Masse ist, was er seyn soll, je nachdem er aus reiner Achtung für das Gebot Gottes handelt. Hingegen ohne durch andere Gründe vorher zum Glauben an Gott erweckt zu seyn, wird der Mensch schwerlich auf dem Wege zu demselben kommen, den *Kant* angewiesen, und den auch der Vf. zu unbedingt angepriesen hat.

Auf die *Bearbeitung der christlichen Religionslehre*, und die dabey zu beobachtende *Lehrmethode*, ist in zwey Aufsätzen besondere Rücksicht genommen. 1) *Die Nothwendigkeit der Vereinfachung des Systems der Dogmatik, erwiesen und dargestellt* von D. *Gottlieb Schlegel*, Generalsup. und Prokanzler zu Greifswalde. Die Gründe wider und für diese Nothwendigkeit sind neben einander gestellt, um das Übergewicht der letzteren zu zeigen. Dann ist im Allgemeinen die Art der Vereinfachung angedeutet, und zuletzt ein vereinfachter Abriss beygefügt. Es kommt dabey am Ende alles auf Vereinigung über die Principien an, nach welchen das Wesentliche vom Nichtwesentlichen, die Lehre von der Lehrform zu unterscheiden sey. 2) *Beytrag zur Kritik der Theologie im engeren Sinne des Worts, und Bemerkungen über die Art, sie der Jugend vorzutragen.* Von M. *Heinr. Kuhnhardt*, Adjunct der philos. Facultät zu Helmstädt. B. I. S. 1. Über diese Kritik liesse sich leicht wieder eine Kritik schreiben, wenn hier der Ort dazu wäre. Der Vf. theilt Bemerkungen mit 1) über Wissen und Glauben in der Theologie; 2) über die Hindernisse religiöser Aufklärung; 3) über den Einfluss der Theologie auf die Sittlichkeit, und beschliesst 4) mit einer Kritik der Eigenschaften Gottes im Allgemeinen, und besonders der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Die Barmherzigkeit und Gnade, Geduld und Langmuth, verwirft er ganz; sie sind auch in der That nicht Eigenschaften Gottes, nur biblische besondere Namen seiner Güte; aber was die Bibel dadurch lehren wollte, ist doch sehr wahr und wichtig. Die Frage, warum Menschen noch im künftigen Leben gestraft werden, wagt der Vf. nicht zu beantworten. Er hätte sie nur so fassen sollen: warum nicht alle in diesem Leben sich bessern? Dann würde der freye Wille des Menschen als der Grund davon, und die Nothwendigkeit der Strafübel für solche Menschen im künftigen Leben ihm leicht eingeleuchtet haben. Den Begriff der Macht des Schöpfers schränkt er auf *die* Macht ein, welche nöthig war, die Welt zu schaffen. Aber eben der Begriff des Erschaffens erhebt ja zum Begriffe uneingeschränkter Macht, die dem, was nicht war, Daseyn und Wirklichkeit gab; denn eine grössere Macht, als die, durch blosses Wollen das Gewollte wirklich machen können, ist nicht denkbar. Der Gedanke, dass der Schöpfer unseres Geistes durch die Vernunft seinen Endzweck und Willen uns vorhält, würde den Vf. auch auf andere Urtheile geleitet haben. Endlich bey den äusserst harten und absprechenden Urtheilen über den hannöverischen Katechismus dachte der Vf. schwerlich an die Verhältnisse zur symbolischen Lehrform der lutherischen Kirche, welche in einem Landeskatechismus zu beobachten nöthig schien; obgleich Rec. glaubt, nur wirklich biblische Formen seyen in protestant. Landeskatechismen nothwendig.

Einzelne christliche Dogmen oder Lehren sind in acht Aufsätzen behandelt. 1) *Beurtheilung des kirchlichen Dogma von den Engeln*, von *Karl Gottl. Horstig*. B. I. S. 471. Diess Dogma als Dogma wird als veraltet, und unserem Zeitalter nicht mehr angemessen, und der Glaube an Engelgegenwart und Engelwirksamkeit als schädlich, dargestellt. Es ist aber nicht davon die Rede, dass es ausser den Menschen noch auf anderen Weltkörpern eine unermessliche Welt vernünftiger Wesen gebe. 2) *Über Tit. 2, 13 und 1 Joh. 5, 20 als vermeinte Beweisstellen für die Gottheit Christi*. B. IV. S. 87. Treffend ist Tit. 2, 13 von der Seligkeit, die Gott und Jesus Christus geben werde, erklärt; aber ganz misslungen scheint dem Rec. die von 1 Joh. 5, 20 gegebene Auslegung, nach der ὁ αληθινος θεος Repräsentant des wahren Gottes zu übersetzen seyn, und ουτος sich nothwendig auf Χριστου beziehen soll. Das Letztere ist hier eben so wenig nothwendig, als das Erstere nach grammatisch-historischer Auslegung erlaubt seyn kann. 3) *Bemerkungen über den Glaubenspunkt, Christus ist empfangen vom heiligen Geist und geboren von der Jungfrau Maria*. B. III. S. 365. Rec. hätte nicht erwartet, Gal. 4, 4 (wo Hiob 14, 1 zu vergleichen ist,) und Joh. 1, 12. 13 (wo gar nicht von der leiblichen Geburt die Rede ist,) als Stellen genannt zu finden, die den Glauben der Apostel an wundervolle Entstehung Jesu voraussetzten. Hebr. 7, 4 kann auch nichts beweisen, denn da ist αγενεαλογητος, wie αμητωρ, welches nicht auf Jesum passt, der eine Mutter hatte, ein Beweis, dass nicht von der geistigen Abkunft Christi in der Vergleichung die Rede sey. Eben so wenig glaubt Rec., Jes. 7, 14 wolle der Prophet andeuten, dass eine Jungfrau übernatürlicher Weise Mutter eines Sohnes werden solle. Das Merkwürdigste in diesem Aufsatze ist eine Sammlung von Beyspielen des Glaubens der alten Welt an übernatürliche Zeugungen, unter welchen 1 B. Mos. 6, 1 mit Recht genannt ist; wo aber die *Elohim* dann nicht die *Mächtigen* und *Angesehenen* seyn können, und also das nicht zutrifft, was der Vf. dabey anmerkt. Aus jenem Glauben der alten Welt lässt sich denn die Entstehung des Glaubens an Jesus übernatürliche Empfängniss leicht ableiten. Kaum aber dürfte jener Glaube als ein Grund anzusehen seyn, der Gott bewogen habe, ein solches Wunder aus Herablassung zu den Menschen zu veranstalten; zumal da die Nachrichten davon in Absicht ihrer Quelle so dunkel und ungewiss sind. In den Bemerkungen über die Lehrweisheit, die bey der zarten Behandlung dieses und ähnlicher Gegenstände zu beobachten ist, stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein. Rec. fand es immer am besten, zu lehren, dass alles uns Unerklärbare in der Geschichte Jesu zu den Mitteln gehöre, welche Gott so zusammentreffen liess, dass sein heiliger Endzweck, die Stiftung seines Reiches unter den Menschen, in jenen älteren Zeiten erreicht, und der Glaube an Jesus auf die in jenem Zeitalter kräftigste Weise befördert würde. 4) *Der nächste Zweck des Todes Jesu, und wie derselbe noch zu unserer Zeit zur Beruhigung der Menschen in der Vergebung der Sünden anzuwenden sey?* Von D. *Gottlieb Schlegel*. B. II. S. 118. Mit dem vom Vf. schon gewohnten liberalen Geiste, und mit vorurtheilsfreyer Auslegung wird hier *die Befestigung des neuen Bundes* als nächster Zweck des Todes Jesu erwiesen, und gezeigt, wie alle andere Zwecke aus diesem abgeleitet werden können, wie die Apostel denselben nach der Denkart und dem Bedürfniss ihrer ersten Leser modificirt haben, und wie fruchtbar er jetzt noch für Christen dargestellt werden kann. 5) *Ein Wort über den Exorcismus*, von *Christian Friedr. Fritsche*, Prediger zu Steinbach in Sachsen. B. VI. S. 95; bezieht sich auf *Heydenreichs* Monatsschrift, IV, 258 ff. wo der Exorcismus bey der Kindertaufe in Schutz genommen ward. Aus Erfahrungen, die Rec. durch mehrere bestätigen könnte, werden hier die höchst schädlichen Folgen dieser Formel bey Ungelehrten, und die gewöhnlich damit verbundenen abergläubischen Begriffe beschrieben. 6) *Wer ist mein Nächster?* Von *M. A. von Winterfeld*, kön. preuss. Major. Nach diesem Aufsatze soll Luc. 10, 30 lehren: *wer sich am meisten um uns verdient macht, sey unser Nächster*. Ein Irrthum, den Luthers Übersetzung veranlasste, wo es heissen sollte: Wer dünkt dich an dem unter Mörder Gerathenen als sein Nächster gehandelt zu haben? Diess zeigt der folgende Ausspruch Jesu: So ahme dem nach! Das ist, hilf liebevoll einem jeden, dem du helfen kannst und musst, wenn er auch dein Feind, Matth. 5, 45, ja wenn er auch nach deiner Meinung ein Irrgläubiger wäre.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Neue Auflagen und Fortsetzungen schon beurtheilter Werke.

Erbauungsschriften. Bremen, b. Seyffert: *Andachten über Leiden, Tod und Auferstehung unsers Herrn. Nach Johannes*. Von *Christ. Georg Ludw. Meister*, Dr. und Prof. der Theol., Pastor Primarius an der Kirche zu U. L. Frauen und Rector des Gymnasii illustris in Bremen. Aus dem 2ten Th. *der religiösen Unterhaltungen* besonders abgedruckt. 1804. 212 S. 8. (16 gr.) S. die Recension dieses 2 Theils J. A. L. Z. 1805. No. 40.

Magdeburg, b. Keil: *Predigten mit Hinsicht auf den Geist und die Bedürfnisse der Zeit und des Orts*, gehalten von *C. G. Ribbeck*. Vierter Theil. 2te Aufl. 1804. 332 S. 8. (1 Rthlr.) S. Recens. des 6 Th. der ersten Aufl. 1804. No. 302.

Ebendaselbst: *Magazin neuer Fest- und Casual-Predigten, Tauf- und Traureden, Beichtermahnungen und anderer kleinerer Amtsvorträge*. Von *C. G. Ribbeck*. 7r Th. 1805. 343 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) S. Recens. des 6n Th. 1304. No. 302.

Leipzig, b. Crusius: *Homilien über einige Sonntagsevangelien und Episteln*. Herausgegeben von M. *Philipp Rosenmüller*, Diakonus in Wiehe und Pastor in Garnbach. 2tes Bändchen. 1805. 140 S. 8. (12 gr.) S. Recens. des 1sten Bändchens 1805. No. 196.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Religionsvorträge bey besonderen Veranlassungen im Kabinette der Frau Erbprinzessin von Thurn und Taxis und bey ihrer öffentlichen Gottesverehrung*, gehalten von *Georg Heinrich Lang*, Herzogl. Meklenburg-Strelitzischem und Hochfürstl. Thurn- und Taxischem Kirchenrathe und Hofprediger. 2te Sammlung. 1805. 232 S. 8. (18 gr.) S. Recens. des 1sten Theils 1805. No. 196.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER, 1805.

THEOLOGIE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

7) *Pragmatische Darstellung der Urtheile des biblischen Alterthums über eheliche und uneheliche Geschlechtsverbindungen.* Von *Gottl. Sam. Ritter.* B. II. S. 158, und 8) *Urtheile des biblischen Alterthums über eheliche und uneheliche Geschlechtsverbindungen, auf Veranlassung der pragmatischen Darstellung derselben von neuem untersucht*, von *F. H. Lindemann*, Superintendenten zu Lüne im Lüneburgischen. B. III. S. 508—551. Der letzte Auffatz ist eine Widerlegung des ersten. Hr. *R.* ist ein heftiger Gegner der Ehe, und behauptet, dafs nur Nothzüchtigung, nicht aber ausfsereheliche Geschlechtsverbindung, Unkeufchheit fey. Er fetzt den Zweck des Geschlechtstriebes richtig in Fortpflanzung des Geschlechts. Er fchliefst aber zu rasch, dafs jede freywillige Verbindung zu diesem Zwecke erlaubt fey; denn die durch folche Gefchlechtsverbindung erzeugten Menfchen haben auch Rechte; folglich kann nur eine folche Geschlechtsverbindung erlaubt feyn, die auch den Zweck hat, den Erzeugten alle ihnen fchuldigen Pflichten zu erfüllen, d. h. nur eine Verbindung auf Lebenszeit zur Erzeugung und möglichsten Erhaltung, Veredlung und Beglückung der Erzeugten. Hieraus ergiebt fich die Rechtmäfsigkeit der positiven Ehegefetze in Staaten, als durch welche die Rechte der Kinder von der gefetzgebenden Gewalt im Staate fanctionirt find. Aus Hn. *R.* Begriffe von Keufchheit und Unkeufchheit folgt nun auch der Tadel, womit er die Monogamie tief unter die Polygamie herabsetzt; weil er meint, dafs jene die Vermehrung des Menfchengeschlechts hindere, diefe hingegen befördere, wie er durch das Beyfpiel der ungeheueren Völkermaffen erweisen will, die aus dem Orient, wo die Polygamie herrschte, ausgegangen feyen. Hr. L. erinnert aber mit Recht, dafs die Polygamie im Orient nicht als die Urfache der grofsen Bevölkerung deffelben im Alterthum anzufehen, fondern der Grund derselben in anderen Umftänden des Klima und der Lebensart zu fuchen fey, und dafs Polygamie dem Naturgefetze widerftreite, nach welchem die Zahl der erwachfenen Perfonen beider Gefchlechter ungefähr gleich ift. Auch meint Hr. *R.*, weil Liebe die Bedingung jeder Ehe fey, und die Beftändigkeit in der Liebe nicht geboten werden könne; fo dürfe jede Ehe nur fo lange gültig feyn, als der eine von beiden Ehegatten nicht für vortheilhafter halte, den ehelichen Contract aufzuheben. Aber der Ehevertrag kann rechtlich nur auf Lebenszeit gefchloffen werden, aus obigen Gründen; und läfst fich alfo nur widerrechtlich, durch Brechung von Seiten des einen Theils, aufheben. Zwar nicht finnliche Liebe, aber Treue in Pflichterfüllung kann geboten werden. Auch aus der Bibel will der Vf. des erften Auffatzes beweifen, dafs nur Ehebruch, nicht aufsereheliche Verbindung, die keines Anderen Rechte kränke, für unerlaubt erklärt werde. Hr. *L.* hat dagegen richtig bemerkt, dafs fchon der Vf. von 1 Mof. 2 die Ehe Eines Mannes und Einer Frau als von Gott geftiftet befchreibe, und auf Hn. *R.* Einwendung, Adam habe freylich nur Eine Frau nehmen können, weil nur Eine erfchaffen gewefen fey, hätte erwiedert werden können: Gott würde, wenn er Polygamie gewollt hätte, für Adam mehr als Eine Frau gefchaffen haben. Hr. *R.* hat es überfehen, wie das ganze A. T., wenn es gleich wahrhaft die Abweichungen vom göttlichen Gebote der Monogamie erzählt, doch derfelben den Vorzug vor der Polygamie giebt (*Michaelis* Mof. Recht §. 95), und Hr. *L.* hat gegen ihn bewiefen, dafs aufsereheliche Gefchlechtsverbindung als *fchändend* betrachtet wurde. Diefs hätte aus den mofaifchen Ehegefetzen, die Hr. *R.* misdeutet, auch dargethan werden können; z. B. aus dem Gebote, dafs der Gefchwächten durch die Ehe ihre Ehre wieder gegeben werden foll, wenn der Vater nichts wider die Ehe hat. In Abficht des N. T. hat Hr. *L.* richtig aus Matth. 19, 4 bewiefen, dafs Chriftus aus der Anordnung Gottes, nach welcher nur Ein Mann und Eine Frau gefchaffen wurden, fchliefsen lehrt, die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau, auf die ganze Lebenszeit gefchloffen, fey allein dem Willen Gottes gemäfs. Aus Matth. 15, 19. 21, 31. 32. Marc. 7, 21 ift auch klar, dafs Chriftus die Hurerey unter die böfen von Gott verbotenen Handlungen rechnet. 1 Tim. 3, 2 ff. ift auch die Polygamie als unchriftlich ftillfchweigend verworfen, weil vorgefchrieben wird, keinen Polygamen zum Bifchof zu beftellen.

II. Für *die Exegefe* find in diefem Magazin viele, und zum Theil fehr fchätzbare Beyträge aufbewahrt. Auf die *Theorie der Auslegung der Bibel* beziehen fich folgende fünf: 1) *Über die neuerlich empfohlene moralifche Auslegung der Bibel, mit Hinficht*

auf ihren Gebrauch beym populären Religionsunterricht. B. I. S. 377. Sehr einleuchtend wird bewiesen, wie unnütz, ja wie schädlich diese Auslegung, und dass Auslegung und Anwendung zu unterscheiden, wie auch, dass die moralische Anwendung des Inhalts der Bibel längst für nothwendig erkannt sey. 2) *Bruchstücke einer Vorlesung über die Accommodationen im N. T.* B. II. S. 249 ff. 3) *Über die Accommodationen, besonders im N. T.* Von *J. C. C. Nachtigal.* B. V. S. 109 ff. Wer noch zweifelt, ob Accommodationen im N. T. von der Lehrweisheit Jesu und der Apostel zu erwarten, und nach Jesus und Paulus eigenen Äusserungen, nothwendig anzunehmen seyen, der lese diese Aufsätze! Möchte nur auch über die vorzüglich streitige, hier nicht beantwortete Frage: *was als Accommodation zu betrachten sey,* allgemeinere Einstimmigkeit zu erwarten seyn! 4) *Ist die Lehre von Accommodationen im N. T. Neologie?* B. II. S. 638. Nein; schon *Lightfoot* trug sie vor. 5) *Historische Entwickelung des biblischen Begriffs des Wortes Prophet.* B. IV. S. 540 ff. Welche Personen im A. und N. T., und warum sie Propheten genannt wurden.

Für *die Kritik und Geschichte der Bibel* sind drey Aufsätze merkwürdig. 1) *Über die kanonischen Bücher des Alten Testaments, als Quellen der jüdischen Geschichte betrachtet:* von *C. G. Enkelmann*, Propst zu Usedom. Ein sehr lesenswürdiger, mit Einsicht und Freymüthigkeit geschriebener Aufsatz. Er schliesst mit folgender wichtigen Bemerkung, B. III. S. 85: „Man glaube nur nicht, dass der gemeine Mann die Unzulänglichkeit und den Zwang gewisser Erklärungen von biblischen Begebenheiten, die durch die zu ängstlich gefasste und zu weit ausgedehnte Inspirationslehre veranlasst werden, nicht bemerke und einsehe! Er beweiset das Gegentheil deutlich genug durch die spöttische Art, womit er solcher biblischen Geschichten und ihrer gewöhnlichen Erklärungen erwähnt. Und welches ist nachtheiliger, wenn der gemeine Mann, wie mir selbst genug Beyspiele vorgekommen sind, Geschichten wie z. B. von Bileams redendem Esel, Jakobs Betrügereyen, Davids Schandthaten u. s. w. theils zum Spott über die Bibel, theils zur Entschuldigung seiner eigenen Lüste und Unordnungen missbraucht; oder wenn er auf die Gedanken gebracht wird, dergleichen Begebenheiten, die ihm vorhin zum Anstoss gereichten, könnten und dürften auf eben die natürliche Art erklärt und eben so beurtheilt werden, als ob sie in menschlichen Geschichtbüchern stünden, ohne dass die Bibel etwas von ihrer Achtung verliere?“ Leicht ist die Antwort auf diese Frage, und des Rec. Erfahrung bestätigt ihm des Vf. Bemerkung, die gewiss jeder brave Prediger als wahr bestätigen wird, der nicht darauf ausgeht, die Vernunft und das Selbstdenken seiner Zuhörer zu unterdrücken, wodurch man nur blindgläubige Anhänger des Buchstabens, nicht Bekenner der Religion des Geistes bilden kann. 2) *Nachtrag zu den Fragmenten über die allmäliche Bildung der alttestamentlichen Bücher;* von *Otmar.* B. I. S. 306. Diese Fragmente stehen im 2 und 4 Bande des älteren Magazins. Hier werden dieselben theils gegen die Einwendung des Hn. Pastor *Frank* vertheidigt, dass in den Fragmenten aus der Chronologie des Sup. *Frank* Sätze unrichtig angeführt seyen, theils wird dem Hn. D. *Eckermann* darin beygestimmt, dass der Pentateuch vor der Trennung der beiden Reiche Juda und Israel schon der Hauptsache nach so, wie wir jetzt ihn besitzen, vorhanden gewesen; da vorher in den Fragmenten behauptet war, erst in der babylonischen Gefangenschaft sey der Pentateuch zusammengesetzt worden. Gegen Hn. *Eckermann* wird gezeigt, dass der Vf. nicht die Entstehung des Pentateuchs nach dem Exil behauptet habe, und gegen einzelne Sätze in seiner Widerlegung (*theol. Beyträge* B. V. St. 1) werden Erinnerungen gemacht. 3) *Über die Beweggründe zur Tugend im A. T. und in den apokryphischen Büchern desselben*, von *Johann Daniel Schulze*, Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig. B. VI. S. 40. Vielleicht würde dem Vf. dieser nützlichen Sammlung manches deutlicher geworden seyn, wenn er Gehorsam gegen Gott oder Frömmigkeit, die auch Weisheit, Klugheit, Gerechtigkeit heisst, statt Tugend gesetzt hätte. Die Verfasser des A. T. setzten den Glauben an Gott, und die Anerkennung der göttlichen Gebote, und der Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen dieselben, als Quelle alles Guten im Menschen. Religion, und ihre Lehren und Sprüche würden uns oft weniger mit unseren Ideen im Widerspruch erscheinen, wenn man nicht in der neueren Philosophie Tugend und Religion von Neuem zu trennen versucht hätte. Auch wäre vielleicht zwischen den Beweggründen und Ermunterungsgründen nicht ohne Nutzen unterschieden worden. Denn der religiöse Beweggrund ist im A. T. nur der: *es ist der Wille Gottes und sein Gebot.* Um den Gehorsam gegen Gott zu erwecken, wird theils der Mensch an die Wahrheit, dass Gott sein Schöpfer und Herr ist, theils an einzelne Eigenschaften Gottes erinnert. Um ihn zu überzeugen, dass dies oder jenes Gute der Wille Gottes sey, wird ihm Gottes Wohlgefallen am Guten, Gottes Missfallen am Bösen, Gottes Beyspiel vorgehalten. Als Ermunterung zum Guten wird Belohnung zugesagt und Strafe dem Bösen gedroht, oder an das warnende Beyspiel der Bösen, und an das ermunternde Beyspiel der Guten erinnert, oder an Ehre und Schande bey anderen Menschen, oder an die Liebe derselben, oder an den Nutzen, den man ihnen schaffen könne, u. s. w.

Über einzelne Stellen des A. und N. T. sind B. VI. S. 237 *exegetische Anmerkungen*, von *Georg Christoph Dahme*, CR. und Generalsup. zu Celle, der Aufmerksamkeit der Exegeten zu empfehlen. — Zur *Erklärung des A. T. insbesondere* gehören folgende Aufsätze: 1) *Sollte Moses keine Negern gekannt, und derselben nie erwähnt haben? und sollte das Menschengeschlecht von mehreren zugleich erschaffenen Stammältern entsprossen seyn?* von *Johann Friedr. Telge*, Prediger im Osterstadischen Büttel. B. VI. S. 163. Hr. T.

T. sucht den Beweis, dafs Moses *Neger* gekannt habe, zuerst aus 4 B. Mos. 12, 1 zu führen, wo erzählt wird, Moses habe eine Kuschitin geheyrathet. Aber eine Kuschitin konnte ja auch aus Arabien, und durfte nicht gerade eine Negerin seyn. Die Unzufriedenheit der Mirjam zu erklären, darf man nicht annehmen, dafs Moses zweyte Gattin eine Negerin gewesen sey. Moses Schwester war, wie *Michaelis* schon richtig bemerkt, wohl defswegen unwillig, weil Moses eine Frau nahm, die nicht von Abrahams Geschlecht war. Die Geschichte Abrahams, Isaaks, Jacobs und seiner Söhne, bestätiget die Abneigung derselben von Heyrathen, die nicht mit Töchtern ihrer Verwandten geschlossen wurden. Sowie jene, dachte auch die auf ihren Nationaladel stolze Mirjam. Der Vf. ist sogar zweifelhaft, ob überhaupt der weissen Farbe der Haut der Menschen in der Bibel erwähnt werde. *Adam* soll von der rothen Farbe genannt seyn. Aber roth hiess im Hebräischen *Adom* und *Edom*, nicht *Adam*. Der Name *Adam* ist von *Michaelis* (*Supplem. ad Lex. Hebr.*) richtiger von *Adamah*, die Erde, abgeleitet, griechisch γηγενης. Warum wäre auch Esau gerade auszeichnend *Edom* genannt von der rothen Farbe, wenn sie die gewöhnliche war? Aber bey Jeremias IV, 7 werden Menschen genannt, *weiss wie Schnee und Milch*, und Hohel. V, 10 heisst der Geliebte weiss und roth. Es kann also nicht zweifelhaft seyn, ob die Hebräer die weisse Farbe der Haut kannten und schätzten. Der Gedanke S. 186, dafs 1 B. Mos. 1, 26 מרמיאבנו zu lesen seyn möchte, hat nicht allein die überwiegenden Zeugnisse der Kritik wider sich; sondern auch den Parallelismus. Dafs nach S. 187 auch 1 B. Mos. 2, 24 והיו שניהם לבשר אחד zu lesen sey, beweisen die alten Übersetzer nicht, die ohne שניהם zu lesen, doch dem Sinne gemäss so übersetzen konnten. Die Vermuthung, dafs diese Stelle noch schöner glänzen würde, wenn es hiesse: *vehajah mischnehem basar echad*, scheint dem Rec. nicht treffend; denn היה heisst im Hebräischen nicht, *es ward aus*; sondern, *es ward' nach*. Die Frage also, ob Moses Neger gekannt habe, ist hier nicht befriedigend beantwortet. In Hinsicht der zweyten Frage giebt der Vf. zu, dafs es Mose nicht widerspräche, wenn man annähme, ursprünglich seyen in verschiedenen Gegenden verschiedene Menschenpaare zugleich erschaffen worden. Er sucht aber zu beweisen, dafs die Neger auch, sowie die Weissen und Kakerlaken, von Adam abstammen können. Über diesen Gegenstand, den nur gründliche Naturkenner gehörig untersuchen können, sollten Theologen nicht streiten! Paulus behält Ap. Gesch. 17, 26 recht, wenn auch unzählige Menschen ursprünglich geschaffen sind. Sie sind doch ἐξ ἑνος αἱματος, doch alle verwandt, alle von Gott dem Wesen nach gleich geschaffen, und zu gleicher Bestimmung. Wider das *principium indiscernibilium* kann es unmöglich streiten, (wie S. 192 vermuthet wird,) wenn das Menschengeschlecht aus mehreren Menschenmassen hergeleitet wird, weil auch dann die den Menschen von allen anderen Wesen unterscheidenden Merkmale als bey allen ursprünglich gleich gedacht werden können. 2) *Über die Erzählung von einer Überschwemmung zur Zeit Noahs*, 1 B. Mos. 6—9. B. IV. S. 550. Bestätigung der Hypothese *Eichhorns*, dafs sie ein historischer Mythus, aus zwey verschiedenen Sagen zusammengesetzt sey. Nur glaubt Rec. nicht, dafs der Urheber dieser Erzählung bey den Göttersöhnen an mächtige Menschen, und bey den Töchtern der Menschen an Töchter der Sclaven der Mächtigen gedacht habe. 3) *Einige Worte über die Aufopferung Isaaks von Abraham*, 1 B. Mos. XXII, von M. *Karl Philipp Conz*, Diakon. zu Vayhingen im Wirtemberg. B. V. S. 179. Der Vf. hält eine alte Sage für die Quelle der Erzählung. 4) *Versuch eines natürlichen Aufschlusses der wunderbaren Erzählung von Jakobs Ringen mit Gott*, 1 B. Mos. 32, 25—33 *nebst einigen Bemerkungen über die Versuche des Zeitalters, alle Wunder der Bibel natürlich zu erklären*. Von D. *W. C. L. Ziegler*. B. II. S. 29. Voran steht die richtige Bemerkung, dafs die Wundererzählungen der Bibel nicht eigentlich erklärt werden können. Der Vorschlag, Wunder als praktische Reflexionsbegriffe zu betrachten, hat das wider sich, dafs die alte Welt die Wunder wirklich glaubte, und dafs nicht aus Reflexionen praktischer Vernunft, sondern aus anderen Quellen der Wunderglaube abzuleiten ist. Jakob könnte, wie der Vf. meint, die Hüfte schon am Abend, beym Übersetzen der Seinigen über den Strom, vielleicht verrenkt, aber, so lange er warm war, diess nicht bemerkt, und hernach geglaubt haben, er habe sie im Traume verrenkt. Rec. zweifelt, ob an ein eigentliches *Verrenken* zu denken sey, da nachher nie gesagt wird, dafs Jakob hinkte. Es konnte nur ein heftiger Schmerz in der Hüfte seyn, der ihn am Morgen zu hinken nöthigte. 5) *Bestätigungsgründe der Erklärung des Übergangs der Israeliten durch das rothe Meer zur Zeit der Ebbe, aus Vergleichung der Beobachtungen der neuen Reisebeschreiber über die Natur dieses Meers*. Von *Gottl. Sam. Ritter*, in Buttstädt. B. IV. S. 291. Ein sehr vorzüglicher Aufsatz, der dem Rec. auf eine völlig befriedigende Art, besonders durch *Niebuhr's* und *Irwin's* Beobachtungen, es zu bestätigen scheint, dafs die Ebbe den Durchgang der Israeliten, die Fluth das Umkommen der Ägyptier bewirkte. Von demselben Vf. ist ein Aufsatz 6) *über Josua Worte: Sonne stehe still in Gibeon, und du Mond im Thal Ajalon*, Jos. 10, 12, *und über die Leitung der israelitischen Armee durch Heereszeichen*. B. VI. S. 1 worin über Curtius IX, 9 treffende Bemerkungen in Beziehung auf Ebbe und Fluth im Indus und rothen Meere gemacht werden; worin Rec. aber die Vermuthung, dafs *Sonne* und *Mond* Jos. 10, 12 ein grösseres und kleineres Heerzeichen bedeuten sollte, nicht wahrscheinlich findet. Die Worte scheinen aus dem erweislichen Sprachgebrauche der alten Welt natürlicher erläutert werden zu können, und nicht, wie der Vf. meint, nach dem schon vollendeten Siege über die Feinde gesprochen zu seyn. 7) *Bemerkungen über ein Bruchstück von einem alten Psalterium trilingue*, von *Joh. Friedr.* Tel-

Telge, B. V. S. 310, und 8) *über ein Psalterium triglotton.* B. VI. S. 87 beziehen sich auf die von *Petrus Artopoeus*, Prediger in Stettin, veranstalteten beiden Ausgaben der Psalmen, nach dem hebräischen Text, und mit der lateinischen und griechischen Übersetzung. 9) *Zur Exegese und Kritik der Psalmen.* Von *Ge. Alex. Ruperti*, Rector des Gymnasiums zu Stade. B. I. S. 503. Über Ps. 11. 12. 13. 14. 15. 17. 19. 20. 21. 22. Ps. 22 wird hier so erklärt, als habe David ihn auf der Flucht vor Absolon gesungen. Rec. scheint der ganze Inhalt des Psalms, und besonders der Anfang und das Ende zu dieser Zeit nicht zu passen, die vorzüglich nur in der ersten Nacht der Flucht, und den folgenden Tag, hernach aber gar nicht mehr so sehr gefahrvoll war. Der ganze Inhalt stimmt mit Davids Umständen auf der Flucht vor Saul überein. Auch kein einziger Zug deutet auf Empörung, oder darauf, dass David schon König war. Nie wird Zion hier erwähnt, u. s. w. 10) *Über einige streitige Stellen in den Psalmen*, von *J. C. Nachtigal.* B. II. S. 337. Die geschmackvolle und an neuen, prüfungswerthen, aber nicht immer probehaltenden, Muthmassungen reiche Bearbeitung der Psalmen des Hn. *N.* ist seitdem bekannter worden. Rec. bemerkt daher nur, dass auch hier Ps. 40, wie es scheint ohne hinlänglichen Grund, als aus verschiedenen Liedern zusammengesetzt beschrieben wird, und dass in den Gegensätzen, wo Verehrer Jehovens vorzugsweise vor Götzenknechten glücklich gepriesen werden, der Name *Verehrer Jehovens* von jedem Israeliten erklärt ist, auch da, wo Rec. unter dem צַדִּיק nach den Attributen, die der Psalm ihm zueignet, nur den wirklich Frommen, und unter dem רָשָׁע den Bösen verstehen kann. 11) *Der 29 Psalm, metrisch übersetzt mit Anmerkungen;* von *J. F. Telge.* B. V. S. 69. Eine Umschreibung des Psalms in 10 Stanzen, oder 14 gereimten Versen. Die erhabene Darstellung des Gegenstandes hat durch diese, zum Theil ausmalende, Umschreibung nicht gewonnen. In den weitläuftigen Anmerkungen ist Gelehrsamkeit unverkennbar. Es fehlt aber der exegetische Scharfblick, der den mit wenigen Worten angedeuteten Sinn richtig zu treffen weiss. 12) *Der 110 Psalm, metrisch übersetzt*, von D. *J. C. Velthusen.* B. IV. S. 385. Auch diese Verdeutschung hat nicht sowohl treue Übersetzung, als Darstellung des Sinnes zum Zweck. So vollständig fand der Vf. in diesem Psalm von Christus Reich geweissagt, dass er den dritten Vers vom Tode und von der Auferstehung des Erlösers erklären konnte! Freylich aber geht er von der Voraussetzung aus, dass der Psalm als von Christo weissagend erklärt werden müsse; anstatt ohne eine solche Voraussetzung, durch grammatische und historische Interpretation allein, den Sinn zu erforschen. 13) *Proben einer neuen Bearbeitung der Koheleth*, B. I. S. 286, *und über streitige Stellen der Koheleth*, von *J. C. C. Nachtigal*, B. III. S. 150 verdienen die Aufmerksamkeit des künftigen Bearbeiters jenes Buchs vorzüglich. Die Übersetzung liest man, wie ein deutsches Original, worin Ideen des hebräischen religiösen Alterthums dargestellt wären. Aber die Hypothese des Vf. dass das Buch aus Wettgesängen einer Sängerversammlung entstanden sey, und die Treue der Übersetzung, bedürfen einer unbefangenen Prüfung, welche sich nicht durch den Namen *Koheleth*, zu der Voraussetzung verleiten läst, diess Buch *müsse* das Werk einer Weisenversammlung seyn. Alles diess gilt auch 14) *von den Bruchstücken einer Einleitung in das Buch der Weisheit, als Gegenstück der Koheleth, und als Vorbereitung zum Studium des Neuen Testaments*, B. II. S. 68, *und von dem Versuch einer neuen Übersetzung des Buchs der Weisheit*, von *J. C. C. Nachtigal*, B. II. S. 459. Die Vermuthung, dass das Buch ursprünglich aus den Antworten zusammengesetzt sey, die von Weisen über einzeln vorgelegte Fragen in israelitischen Weisenversammlungen, in verschiedenen Zeitaltern gegeben seyen, und dass der ursprünglich hebräische Text früh durch die griechische Übersetzung verdrängt sey, und die Meinung, dass das Studium der griechischen *Sprache* den Juden seit Hyrkans und Aristobulus Zeit verboten gewesen (da der Talmud, und Josephus (Alterth. 20, 9) doch nur von griechischer *Weisheit*, Philosophie und *Gelehrsamkeit* oder Religionsphilosophie reden, die der Jude nicht an die Stelle seiner Religionslehre setzen solle, und da doch zur Zeit Christus und der Apostel gewiss auch die griechische Sprache in Jerusalem und Judäa gesprochen wurde.) haben Vieles wider sich. Für ein griechisches Original sprechen in diesem Buche so viele Worte und Wendungen, die nicht wohl als Übersetzung aus dem Hebräischen angesehen werden können. Die Hebraismen aber dürfen in der griechischen Schrift eines Juden gar nicht befremden. Eben so wenig scheint es befremdend, wenn ein alexandrinischer Jude, durch Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie gebildet, seine Ideen über Religionsphilosophie und Moral, die immer einen durch seine Volksreligion umgrenzten Kreis durchliefen, in Gnomenähnlichen Wiederholungen vorträgt, und ein solches Buch, wie das Buch der Weisheit, nicht auf einmal, sondern die einzelnen Theile desselben zu verschiedenen Zeiten, bey verschiedenen Veranlassungen, in verschiedener Gemüthsstimmung, aufgeschrieben hat. Manier und Schreibart des Ganzen scheinen Einen Urheber des Ganzen zu verrathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Weissenfels* u. *Leipzig*, b. Böse: *Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri*, entworfen von M. *Johann Christian Förster*, ehemal. Domprediger der hohen Stiftskirche zu Naumburg und Schulinspector, auch nachmals gewesenem Superint. und Pastor zu Weissenfels. Siebente Auflage. 1804. 295 S. 8. (6 gr.) Die *erste* Ausgabe dieses Lehrbuchs erschien im Jahr 1786. Dass jetzt schon die *siebente* nöthig war, ist ein Beweis, dass es Eigenschaften eines vorzüglich guten Volksbuchs haben muss. Und diese wird auch jeder unbefangene Beurtheiler desselben anerkennen müssen.

—st—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 SEPTEMBER, 1805.

THEOLOGIE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

15) *Ein neues Jerusalem. (Eine Weissagung im Jesaias, Kap. 66)*, von *J. F. Telge.* B. III. S. 87. Durch die Hypothese, dass Jes. 66 von Christus reinerer Religion und deren allgemeinerer Ausbreitung weissage, lässt der Vf. sich zu gezwungenen Auslegungen verleiten. So findet er Jes. 66, 3 wo Synkretisten beschrieben werden, die mit dem Cultus, den sie Jehova nach Moses Vorschriften weihen, auch Menschenopfer, Opfer von Hunden und Schweinen, und Götzenopfer jeder Art verbinden, (gerade wie sie Jes. 66, 17 auf eine ähnliche Art beschrieben werden,) eine Zeit geschildert, worin alle Opfer aufhören würden. Ja Jes. 66, 23 wo ausdrücklich des Neumonds und Sabbats, als der Feste erwähnt ist, zu welchen künftig Verehrer Jehovens aus mehreren Ländern und Weltgegenden herbeyströmen würden, findet der Vf. die Aufhebung des Sabbats geweissaget, und jeden Tag der Woche für gleich erklärt in Absicht der Anbetung des Jehova. Sogar auf die nun wieder vergessenen Theophilanthropen in Frankreich ist er desswegen unwillig, weil sie den Sonntag wieder eingeführt haben, und nennt das eine Tagwählerey, und eine inconsequente Vorliebe für den Tag, welche reineren Religionsgrundsätzen zuwiderläuft. 16) *Vorrede zu einer Verdeutschung des Jeremias.* B. I. S. 482. Noch ist, soviel Rec. weiss, die hier vor sechs Jahren angekündigte Verdeutschung nicht erschienen. Der Vf. wollte, mit möglichster Vermeidung allerley Hebraismen, den Jeremias so reden lassen, dass ein deutscher Leser sogleich beyden Worten eben das dächte, was der Übersetzer dabey dachte. Denn dass Jeremias noch etwas Anderes, und mehr bey den Worten gedacht habe, leugnet der Ungenannte selbst nicht. Rec. kann übrigens nicht rathen, eine solche erklärende Verdeutschung bekannt zu machen. Denn der Vf. dürfte nicht einmal überall treffend genug verdeutscht haben; wenn er z. B. Jeremias, statt eines göttlichen Antriebs zu erwähnen, bisweilen nach S. 483 sagen liesse, *er sey auf den sonderbaren Gedanken oder auf den Einfall gekommen*, diess oder das zu thun u. s. w. Der Vf. hält den Jeremias und alle Propheten des A. T. für Schwärmer, weil sie an Offenbarungen Gottes durch Träume und Gesichte glaubten. Damit wäre zugleich der Stab über das N. T. gebrochen, wo die Vff. denselben Glauben an den Tag legen. Aber macht ein psychologischer Irrthum einen Mann, der ihn hegt, schon zum Schwärmer? Der Vf. meint, sie hätten auch deswegen allein, oder doch vornehmlich sich für Gesandte Gottes gehalten, weil Gott ihnen im Traum erschienen sey, und im Traume sie beauftragt habe. Er beweiset diess aber nicht, und kann es nicht beweisen. Der verständige Eifer dieser Männer für Frömmigkeit und Tugend, und der ganze Geist des israelitischen Religionsglaubens, der Gott stets in einer unmittelbaren Verbindung mit guten Menschen, und alles Gute als Gottes Werk zu denken erweckte, giebt uns den Schlüssel zu allem Räthselhaften in ihren Ausdrücken; wir dürfen nur nicht vergessen, dass die Propheten den Geist des Menschen als von Jehovah eingehaucht, und also des Geistes oder der Vernunft Anforderungen an den Menschen als Anforderungen Jehovens betrachteten. Da wurden ihnen dann *auch* Träume und Visionen *Bestätigungen* ihres Berufs und ihrer Pflicht, diess oder jenes zu reden oder zu thun, weil sie mit dem ganzen Alterthum die Träume und Visionen für etwas Göttliches hielten. Aber die Vernunft war und blieb immer Herrscherin, und die Anforderung der Vernunft blieb Hauptkennzeichen einer göttlichen Anforderung, und der Probierstein, nach welchem entschieden wurde, was Gott wolle oder verbiete. 17) *Erläuterungen über Ezech.* XXXVII, 1—14, von D. *J. C. Velthusen.* B. III. S. 478. Nach diesem Aufsatze soll die Erklärung dieser Stelle, und Jes. 26, 19. 20 und Dan. 12, 2 äusserst gezwungen und unbefriedigend seyn, wenn Auferstehung als Bild der Wiederherstellung des Staats der Israeliten, und nicht ganz buchstäblich von Wiederherstellung erstorbener Leiber zu einem künftigen Leben, gedeutet werde. Es werden zwar mehrere Parallelen aus Ovids Metamorphosen angeführt; aber diese sollen nur *abgeleitete trübe Bäche*, hingegen eine uralte hebräische *Auferstehungslehre* soll originell und Quelle jener seyn. Aber einen Beweis, dass es im A. T. eine *Auferstehungslehre* gebe, und eine Vereinigung dieser Voraussetzung mit den Stellen, die alle Hoffnung auf eine Rückkehr aus dem Scheol abschneiden, findet man nicht. Nach S. 497 soll Paulus 1 Kor. 15, 55. 2 Kor. 5, 4 und Johannes der Dichter in der Apokalypse, und Ezechiel an der hier erläuterten Stelle, die Worte Jes. 26, 19. 20 von eigent-

eigentlicher Auferstehung verstanden haben, und also die ältere Auslegungsart durch drey sehr authentische, der hebräischen Sprache sehr mächtige, mit den Ideen und dem ganzen Geiste der jüdischen Nation vorzüglich vertraute Interpreten, bestätiget werden. Aber wir vermissen einen hinlänglichen Beweis für die Meinung, dass Ezechiel, Paulus und Johannes, die Worte Jes. 26, 19 *eigentlich interpretirt* haben. Der Vf. hat ausser seinem sogenannten Harmonieprincip, welches sich gar nicht zu einem Princip der Exegese qualificirt, weil es durchaus unbestimmt, und von der subjectiven Einsicht jedes Auslegers in seiner Anwendung abhängig ist, nichts von Belang wider die Gründe angeführt, die von den besten Exegeten gegen die ältere Auslegungsart vorgetragen sind, und sich, ohne irgend einer Autorität zu bedürfen, durch sich selbst jedem unbefangenen Forscher einleuchtend machen lassen. 18) *Über einige dunkele Stellen im Propheten Micha*, von *A. T. Hartmann*, Prorector am Friedrichsgymnasium zu Herford. B. IV. S. 93. Sie sind nun vollständiger erklärt in des Vf. Übersetzung und Erklärung des Micha (Lemgo 1800), die reich an neuen, wenn gleich noch streitigen, doch der bedachtsamsten Prüfung würdigen Ideen ist. 19) *Über Hab.* 3, 8—13. B. V. S. 104. Durch diesen Versuch hat die Erklärung dieser Stelle schwerlich etwas gewonnen. Der Vf. will V. 91 עֶרְיָה zu יְשׁוּעָה construiren, und unter יְשׁוּעַת עֶרְיָה *victoriam nudantem* verstehen, einen Sieg, der die Feinde ganz bloss macht, die *spolia opima* davonträgt. Aber das Wort עֶרְיָה ist ja in der Bedeutung der *Blösse* bekannt, und nur *jeschuat erjah* könnte ein Sieg der Blösse, oder entblössender Sieg, heissen. Es bedarf gar keiner Abweichung von den Accenten, denn עֶרְיָה kann am natürlichsten zum folgenden gezogen werden. Eben so unnöthig ist die zuletzt vorgeschlagene Abtheilung des Wortes צַוָּאר in zwey Worte: צַו אר. Der Vf. hat die letzten Worte übersetzt: *Aber du, der du die Grundvesten der Urwelt gleichsam aus ihrer Ruhe geweckt hast, gebiete jetzt: es bleibe Licht.* 20) *Vermischte Bemerkungen, exegetischen und historischen Inhalts*, von *G. S. Ritter*. B. VI. S. 527. Grösstentheils über das A. T. Zuerst wird, um den *Ursprung der Abgötterey* zu erklären, auf den Hang unwissender Menschen, das Bild mit der abgebildeten Sache zu verwechseln, aufmerksam gemacht. (Aber dieser Hang ward Quelle des *Bilderdienstes*, dem der Glaube an Götter voranging, und diese Bemerkung zeigt vielmehr, warum der Bilderdienst bey Abgöttern so allgemein, ja selbst Blindgläubigen so theuer, und hingegen Hellersehenden so anstössig ist.) — Demnächst ist *Zweck und Absicht des Abendmahls* historisch nach Begriffen des Alterthums entwickelt. Der Vf. erinnert an die bekannte Gewohnheit der Alten, bey einem Bunde einige Tropfen ihres Bluts Anderen zu kosten zu geben, um sie dadurch zur Treue zu verpflichten. (Diess gehört wohl nicht hieher, denn diesen Gebrauch verabscheuten die Juden, als heidnischen Gräuel. Das Abendmahl lässt sich natürlicher als ein nach jüdischen Gebräuchen und Begriffen angeordnetes Religionsmahl erklären. Zudem bezog es sich nicht auf Jesus Schüler allein, die seine Religion ausbreiten sollten, sondern auf alle Bekenner derselben.) — Eine 3 Bemerkung, *zur Geschichte der Israeliten in Ägypten*, beantwortet die Frage, warum man dieselben nicht zum Ackerbau gebrauchte, durch Erinnerungen an die grosse Fruchtbarkeit des Landes, das beynahe ohne Arbeit seine Früchte gab. Diese Antwort möchte nicht befriedigen. Man muss noch hinzusetzen, dass in Ägypten die Ackerbauer einen eigenen geschätzten Stand ausmachten, dass die Israeliten hingegen Hirten, und dass die Dienste, welche man von den Israeliten foderte, den Ägyptiern verhasst waren. — Die 4 Bemerkung zu 2 B. Mos. 21 zeigt, dass nach Herodot. II, 75 es in jener Gegend gefährliche Schlangen gebe, und sucht die Erzählung, dass diejenigen, welche nach der aufgehenkten Schlange blickten, wieder gesund wurden, natürlich zu erklären. Dass man ihnen ein Gegengift gab, ist wohl die wahrscheinlichste Vermuthung. Der Biss der Schlangen ward als Strafe des Aufruhrs beschrieben, und wer zum Panier zurückkehrte, fand Hülfe. Richtig ist bemerkt, dass Luthers Ausdruck: *feurige Schlangen*, nicht so eigentlich zu verstehen sey. Er hat im Hebräischen gar keinen Grund. — Zuletzt ist noch das *Verhalten Christi gegen seine Mutter und seine Brüder*, bestimmt durch ihr Betragen gegen ihn, nach Matth. 12, 48—50. Marc. 3, 31. Luc. 8, 19. 20 erläutert, und dabey Joh. 7, 5 ff. verglichen. Unleugbar ist wohl das Misstrauen der Brüder Jesu, welches in Johannes Worten ausgedrückt werden soll. Aber in Jesus Worten: *Wer ist meine Mutter* u. s. w. liegt nicht nothwendig Härte. Vieles kommt auf den Ton an, womit sie gesprochen wurden, und auf die vorhergegangenen Worte. Sie sollten vielleicht bloss andeuten, dass Jesus in seinem Lehrvortrage sich durch Anmeldung eines Besuchs nicht unterbrechen lassen wolle. Dass Marc. 3, 21 das Wort ἐξεστη nichts für Jesum Erniedrigendes hätte ausdrücken sollen, beweist die Bemerkung nicht, dass man auch Verrückte für vom Geiste Gottes getrieben hielt. Die Worte ἐξεστη, μαινει, δαιμονιον ἐχει, werden im N. T. immer nur von Menschen gebraucht, welche als Schwärmer, Verrückte, Besessene, von Propheten unterschieden werden sollen.

Die Auslegung des Neuen Testaments insbesondere haben folgende Aufsätze zum Gegenstande: 1) *Beyträge zur Erklärung des N. T. aus dem sogenannten Buche der Weisheit Salomos.* Von *J. C. C. Nachtigal.* B. III. S. 136. 279 ff. Der Vf. bemerkt selbst, dass diese Beyträge selten mit *Kuinoel Observat. ad N. T. ex libris apocryphis V. T.* zusammentreffen. Der erste erläutert die Worte δικαιος, δικαιοσυνη, δικαιουσθαι; aber an manchen Stellen, z. B. Math. 23, 35 wo αἱμα δικαιον für das hebräische דַם נָקִי, wie Jon. 1, 14 in der griechischen Übersetzung, und Röm. 9, 30. Hebr. XI, 7 wo δικαιοσυνη für *Wohlgefallen Gottes* steht, würde Rec. eine andere Erklärung vorziehen. Überhaupt müssen die Worte δικαιος u. s. w. von *wahrer*

Ver-

Verehrung Jehovens, die nicht in Ceremonien besteht, gedeutet werden, wenn ihr Sinn ganz gefasst werden soll. Die im zweyten Beytrage zu mehreren Stellen des N. T. angezeigten Parallelstellen des Buchs der Weisheit sind bemerkungswerth. 2) *Beyträge zur historischen Interpretation des N. T., aus den damals herrschenden Zeitbegriffen.* Von *Otmar dem Zweyten.* B. III. S. 201. B. IV. S. 123, 492. Der Vf. erklärt sich S. 539 über diese Beyträge folgendermasen: „Ich gebe zu, dass mehrere Stellen nicht nach dem Geiste des Schriftstellers selbst erklärt sind; aber welcher Exeget darf ausserhalb *seiner subjectiven* Überzeugung sich anmasen, den Geist des Schriftstellers einzig recht beschworen zu haben? Genug, wenn nur diese Beyträge in jungen thätigen Männern den Entschluss wecken, die historische Exegese auf die nöthige Kritik des N. T. folgen zu lassen, und alle willkührliche, moralische und moderne Deutung von Büchern zu entfernen, die in der Simplicität ihres Stils, in der Denkungsart ihrer Concipienten, und in dem ganzen Geiste der Zeit die sichersten Beweise enthalten, dass sie nicht nach den Grundsätzen der neuerfundenen Accommodationstheorie, sondern nach damals herrschenden religiösen Begriffen erklärt werden müssen." — Wenn man mit diesen Äusserungen die vorher erwähnten Aufsätze über Accommodationen im N. T., B. II, 249. B. V. S. 509 vergleicht: so erhellet, dass der Vf. mit Unrecht alle Accommodation im N. T. verwirft. Willkührlich ersonnene Accommodationstheorien wären freylich verwerflich. Aber da, wo deutliche Aussprüche es beweisen, dass man eine Rede missdeuten würde, wenn man sie eigentlich erklärte, wie das in Jesus Reden und in den Aufsätzen der Apostel so oft der Fall ist: da würde die Erklärung der Worte aus Zeitbegriffen eine *willkührliche und unerweisliche* Erklärung seyn, weil sie den Redenden oder Schreibenden mit sich selbst in einen Widerspruch setzen würde. 3) *Kleine Anmerkungen zu Stolz Übersetzung des N. T., III Ausgabe vom J. 1798.* Von *H. W. A. Cramer.* B. III. S. 424. B. IV. S. 393. B. V. S. 261. Sie sind zum Theil bey der jetzt erschienenen vierten Ausgabe dieser Übersetzung benutzt. Schade, dass auch die beste Übersetzung ohne kirchliches Ansehen, wie die Luthersche, wenig auf den grösseren Haufen der Christen wirkt! Die Cansteinische Bibelanstalt in Halle könnte sich ein grosses Verdienst um die protestantische Kirche erwerben, wenn sie zu ihrer wohlfeilen Ausgabe der Bibelübersetzung Luthers bey allen, besonders für die Glaubens- und Sittenlehre wichtigen Stellen, welche einer Berichtigung bedürfen, kurze Glossen von einem der Sache gewachsenen Ausleger hinzusetzen liesse! 4) *Bruchstück einer historisch-kritischen Prüfung der vier kanonischen Evangelien, nach ihrem Verhältniss gegen einander, vornehmlich in chronographischer und chorographischer Ansicht, als noch immer vermisste Grundlage zur endlichen Verständigung über Jesu Geschichte und Lehre.* B. VI. S. 193. Matth. 26, 6—13. Marc. 14, 3—9. Joh. 12, 1—8 ist mit Luc. 7, 36 verglichen, in der Voraussetzung, dass alle diese Erzählungen von derselben Begebenheit berichten. Weil nun im Lucas sich fast Alles anders findet, als in den drey anderen Erzählungen: so wird vermuthet, jene sey durch Missverstand veranlasst, und wie verschieden schon die alten Interpreten und Scholiasten über das Verhältniss dieser Berichte urtheilten, wird durch Anführung ihrer Äusserungen über dieselben bewiesen. Rec. findet Luc. 7, 36 kein Bedenken, der Sage zu glauben, dass auch ein Pharisäer Jesum zu sich gebeten habe, und glaubt, die Erzählung im Lucas lasse sich so erklären, dass alles Anstössige wegfällt. Er zweifelt selbst, ob Joh. 12, 2 ff. von eben der Begebenheit die Rede sey, die Matthäus und Markus erzählen, und ob Simon der Aussätzige der Gatte der Martha gewesen; ob nicht vielmehr auch hier durch spätere Sage aus zwey Mahlzeiten Eine gemacht, oder der einen zugeeignet sey, was sich doch nur bey der anderen ereignet hatte? 5) *Über den Ausdruck: ὁ υἱος του ανθρωπου im N. T.* Von *K. Chr. L. Schmidt,* Pfarradjunct zu Wilmenrode. B. II. S. 507. Ein sehr vollständiger Beweis, dass dieser Name so viel sey, als *Messias.* — 6) *Eine Meinung über die Geschichte der Taufe und Versuchung unsers Herrn.* B. IV. S. 339. Jesus sey, durch Blitz und Donner bey seinem Gebet nach der Taufe, seiner ihm von seinen Ältern schon bekannt gemachten Bestimmung zum Messias noch mehr versichert, in die Wüste am Sinai gegangen, um sich in der Einsamkeit auf sein Geschäft vorzubereiten, wo er jeden Gedanken, der ihn von seiner Bestimmung hätte abziehen können, durch Erinnerung an Gott überwunden habe. 7) *Über das Wort μωρος,* Matth. 5, 22. Von *J. C. C. Nachtigal.* B. III. S. 190. Es bedeutet den *Götzenknecht,* wie hier sehr deutlich bewiesen wird. 8) *Einige Bemerkungen über des Hn. D. Paulus Erklärung des Wandelns Jesu auf dem Meere.* B. IV. S. 321. Die Erklärung streite gegen die aufbehaltene Nachricht. 9) *Etwas über den Aftersabbat* Luc. 6, 1. Von D. *Fr. Dan. Winterberg.* B. II. S. 56. Es sey der erste Sabbat nach dem Pascha zu verstehen. 10) *Noch etwas über Luc. 10, 41. 42.* Von *J. St. Tychsen,* Prediger zu Selent in Holstein. B. I. S. 186. Hier ist der Sinn so gefasst, dass bey ἑνος supplirt wird μερου της διακονιας. Ganz befriedigt diess nicht; denn die Dienste, welche Martha besorgte, waren ja auch nöthig, Jesus und seine Schüler anständig zu bewirthen. 11) *Die Parabeln vom ungerechten Haushalter und vom reichen Mann.* Von *K. Phil. Conz.* B. V. S. 184. Probe und Ankündigung der seitdem erschienenen geschmackvollen Bearbeitung der Parabeln des N. T. 12) *Versuch die gewöhnliche Erklärung Luc. 16, 1 ff. zu rechtfertigen.* Von D. *P. F. Muzel.* B. IV. S. 365. Für Rec. ist diese Erklärung ganz befriedigend. 13) *Erklärung des 5 Kapitels Johannes, zur Probe aufgestellt.* B. V. S. 330. Im Ganzen beyfallswerth, nur hie und da zu kurz, wo die völlige Deutlichkeit noch mehr Entwickelung des angedeuteten Sinnes foderte, und anderswo zu viel unnöthige Declamation. Neue Ansichten hat Rec. weder gefunden, noch zu finden erwartet. 14) *Über das Wort Jesu am Kreutze: Mich dürstet!* Von D. *Gottl. Schlegel.* B. IV. S. 288. Vielleicht

leicht habe Jesus eine oder die andere Stelle des A. T., worin die Worte: **mich dürstet**, bildlich gebraucht waren, zu seinem Troste angewendet, und man habe ihn missverstanden, als fodere er zu trinken; wie man auch seinen Ausruf: *Eli, Eli* u. s. w. missverstand. 15) *Pragmatische Betrachtung über die Rede zweyer Freunde Jesu in weissen Kleidern bey seiner Himmelfahrt.* Von *G. Schlegel.* Sehr lesenswerth! Indessen glaubt Rec. nach Luc. 24, 4. Lucas habe eine Erscheinung höherer Wesen in menschlicher Gestalt andeuten wollen. 16) *Was war der Grund der Verwunderung am ersten christlichen Pfingstfeste?* B. II. S. 486. Dass *Galiläer* unvorbereitet mit solcher Begeisterung redeten, wird als Ursache der Verwunderung erwiesen. 17) *Beyträge zur Erläuterung von Ap. Gesch.* 11, 4—13. Von *J. C. C. Nachtigal.* B. VI. S. 100. Anzeige der verschiedenen Hypothesen und ihrer Schwierigkeiten, und Gründe für die Vermuthung, dass bloss verschiedene Mundarten der aramäischen Sprache unter den fremden Sprachen, welche geredet wurden, zu verstehen seyen. 18) *Über Röm.* 8, 19—24. Von *J. C. C. Nachtigal.* B. II. S. 254. Die Stelle ist nicht von einem künftigen Leben, wovon Rec. sie nach Röm. 8, 18 versteht, sondern von der Bekehrung der Nichtchristen zum Christenthum erklart. 19) *Über Röm.* 8, 19 ff. *und Joh.* 3, 1 ff. von *C. G. Bauer*, Inspector und Oberprediger zu Zossen. B. IV. S. 376. Hier ist die αποκαραδοκια und δοξα von einer nahen glücklicheren Zeit für die Christen verstanden. Aber αποκαραδοκια deutet, wie Philip. 1, 20, nicht bloss auf eine nahe bevorstehende Zeit; und bey der Kürze des Erdenlebens, stand ja dem wahren Christen immer, die mit seinem Tode anfangende selige Zukunft, als nicht weit entfernt, bevor. 20) *Zur Geschichte der Erklärung des σωμα πνευματικον*, 1 Kor. 15, 44. B. IV. S. 69. Eine ähnliche Geschichte der Erklärung der für die Dogmatik merkwürdigsten Stellen würde in vieler Hinsicht nützlich seyn. 21) *Einzige Deutung der Stelle* 2 Kor. 12, 7. Von D. *Fr. Sam. Winterberg.* B. II. S. 43. Der Pfahl ins Fleisch und Satansengel bedeute eine Rotte feindseliger Menschen. 22) *Der Brief an die Galater verdeutscht.* B. II. S. 1. Ein Probestück, das noch vieler Verbesserungen bedarf. Bald ist die Übersetzung zu frey, bald ist sie zu wörtlich. 23) *Geschichte der Auslegung von Gal.* 3, 20. Von D. *F. S. Winterberg.* B. I. S. 552 ff. *Versuch einer Erklärung der Worte Gal.* 3, 20. Von *A. G. Fenzel.* B. III. S. 295 ff. *Noch ein Versuch über Gal.* 3, 20. Von *Joh. Friedr. Telge.* B. III. S. 306. *Über Gal.* 3, 20. Von D. *P. L. Muzel.* B. IV. S. 387. Die von Hn. *Muzel* gegebene Erklärung hält Rec. für die richtige. Ein Vermittler setzt Uneinigkeit voraus. Folglich zeigt schon der Name Vermittler, dass das Volk eines Vermittlers bedurfte, und von Gott abgewichen war; denn Gott bleibt sich immer gleich! 24) *Bemerkungen über* 1 *Tim.* 3, 14—16. Von D. *W. C. L. Ziegler.* B. I. S. 491 ff. Rec. zweifelt, ob diese Stelle mit 1 Tim. IV, 1 ff. zusammenhänge, und, wie in diesem Auffatze behauptet wird, dem Körperhasse der Enkratiten entgegengesetzt sey. 25) *Zur Erklärung von* 1 *Petr.* 3, 18—21. Von D. *P. L. Muzel.* B. VI. S. 494. Σαρξ soll das Irdische, πνευμα hingegen das Himmlische in Jesu bedeuten. Rec. kann unter σαρξ nur den Leib verstehen, denn nur der starb nach Matth. 10, 29, und also πνευμα nur von der Seele Jesu erklären. 26) *Über eine bevorstehende Veränderung der Erde, nach* 2 *Petr. III.* B. III. S. 315. Eine Vertheidigung der buchstäblichen Erklärung dieses Abschnitts, mit Beweisen, dass die Meinung von einer der Erde bevorstehenden Veränderung sehr alt sey. Das Alterthum der Meinung kann aber für die Wahrheit derselben nichts entscheiden. 27) *Eine Anmerkung zu* 1 *Joh.* 5, 20. B. IV. S. 591. Der Sinn soll seyn: *In seinem Sohne Jesus Christus ist dieser wahrhaftige Gott.* Diese Veranderung der Interpunction streitet wider den Zusammenhang, und ist unnöthig. Auch ohne sie lässt sich alles in dieser Stelle leicht erklären.

Zum Fache der *Kirchengeschichte* gehören endlich folgende Aufsätze: 1) *Johannes und Jesus.* B. VI. S. 373. Im ersten Abschnitt wird vermuthet, Johannes habe die Idee von einem sittlichen Reiche Gottes zuerst gehabt, und Jesus habe sie von ihm angenommen. Dieser Vermuthung aber widerspricht die Geschichte. Der zweyte Abschn. erklärt sich in Absicht der Messiasideen für die ältere Meinung, dass Jesus sich in dem Sinne für den Messias gehalten habe, worin das kirchliche System ihm die Messiaswürde beylegt. Auf diese Art dürfte schwerlich die Dunkelheit aufgehellt werden können, welche so lange diesen Gegenstand umhüllte. Nur durch unparteyische Exegese ist diess möglich! 2) *Über den Einfluss des Todes Jesu auf die Lehrart der Apostel.* B. VI. S. 505. Viele gute Bemerkungen; nur liesse sich die Übereinstimmung der Lehrart Jesu nach den Evangelien mit der Lehrart der apostolischen Briefe noch vollständiger zeigen. Jesus z. B. lehrte auch, dass er zur Erlösung der Menschen sterbe, Matth. 20, 28. 26, 26—28. Joh. 10, 16 ff. 3) *Über den Sinn der nicänischen Glaubensformel.* Von D. *Wilh. Münscher.* B. VI. S. 334. Nicht *Einheit*, nur eine *vollkommene Gleichheit des Wesens* sey in derselben behauptet. Rec. ist durch die Beweise dafür nicht überzeugt. Gleichheit des Wesens, so dass in Absicht des Wesens kein Unterschied denkbar sey, und dass Vater, Sohn und Geist nicht dem Wesen nach als drey, sondern nur als drey Personen zu betrachten seyn, bedeutete in der Sprache der nicänischen Kirchenväter eben das, was wir ein Wesen in drey Personen nennen. Nach ihrer Lehre war das Wesen des Vaters auch das Wesen des Sohnes und das Wesen des Geistes; aber die Person des Vaters war nicht die Person des Sohnes oder des Geistes. Sie verwarfen das Wort *Einheit* nur in dem Sinne, worin dasselbe die Mehrheit der Personen auszuschliessen schien. 4) *Über den Zustand der christlichen Sittenlehre in den ersten Zeitaltern nach dem Tode der Apostel.* B. I. S. 337, und 5) *Origenes, als Sittenlehrer betrachtet.* B. VI. S. 130. Beide Abhandlungen von D. *Münscher* sind zwey sehr schätzbare Beyträge zu der älteren Geschichte der christlichen Sittenlehre.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1805.

THEOLOGIE.

Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Neues Magazin für Religionsphiloſophie, Exegeſe und Kirchengeſchichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

6) *Geſchichte des chriſtlichen Eherechts, oder Kritik der Urtheile über eheliche und uneheliche Geſchlechtsverbindungen, nach unwiderſprechlichen Thatſachen der Geſchichte des kanoniſchen Eherechts.* Von *G. Sam. Ritter.* B. II. S. 526. Dieſe Kritik, ſo ſchätzbar ſie als Beytrag zur Aufhellung der Geſchichte iſt, bedarf bedachtſamer Prüfung. Auch hier heiſst es, Chriſtus habe Polygamie nicht unterſagt, und das Chriſtenthum habe die Monogamie nicht befördert. Nach S. 533 ſoll ein altes Geſetz beweiſen, daſs man vor Iſidors Zeit es noch für erlaubt gehalten habe, einen Mann, der mit zwey Frauen zugleich in der Ehe lebte, zum Kleriker zu ordiniren. Es iſt aber in dieſem Geſetze wahrſcheinlich davon die Rede, daſs einer, der zwey Frauen nach einander geheyrathet hatte, nicht ordinirt werden ſollte. Denn es iſt bekannt, daſs auch die zweyte Ehe, ungeachtet Paulus dieſelbe den jüngeren Wittwen ſelbſt angerathen hatte, damals den Kirchenlehrern ſchon verhaſst war, und Bigamie hieſs. S. *Suicer* ſ. v. Διγαμος. Des Vf. Zweck und Wunſch iſt auch hier, dazu beyzutragen, daſs Polygamie und auſſereheliche Geſchlechtsverbindung nicht mehr für unerlaubt gehalten, und nicht mehr verboten werde. Das nennt er *zur Natur zurückkehren!!* 7) *Läſst ſich* [illegible] *mediciniſchen Gründen etwas zur Vertheidigung unſerer kanoniſchen Eheverfaſſung ſagen? Ein Nachtrag zur Kritik des chriſtlichen Eherechts.* B. IV. S. 561. Es iſt in der That befremdend, wie ein ſo einſichtsvoller Mann, in dieſem Falle von einer Lieblingsmeinung geblendet, dem Zeugniſs rechtſchaffener Ärzte und der Erfahrung widerſprechen kann, die ſo deutlich beweiſet, wie verderblich in der Regel die Folgen ſind, welche die auſſereheliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes für die Geſundheit der Ausſchweifenden nach ſich zieht! Was würde erſt geſchehen; wenn kein Verbot den vagen Genuſs hinderte! 8) *Verſuch einer kritiſch-pragmatiſchen Darſtellung des Urſprungs der Kirchenſynoden, und der Ausbildung der Synodalverfaſſung in den erſten drey Jahrhunderten der Kirche.* Von D. *W. L. C. Ziegler.* B. I. S. 125. Der Begriff von Synoden, daſs ſie nach Tertullian's eigenem Geſtändniſs (*de jejun.* c. 13) eine willkührliche Anordnung des Klerus waren, der auf denſelben die Kirche zu repräſentiren, und ihr Geſetze vorzuſchreiben, ſich ein Recht anmaſste; daſs am Ende des 2ten Jahrh. zuerſt in Griechenland, und ſpäter in Afrika, jährlich im Frühling und Herbſt zwey Synoden zu halten, feſtgeſetzt, daſs die Ap. Geſch. XV beſchriebene Zuſammenkunft der Gemeine, weder als Grund der Nothwendigkeit, noch als Muſter der Synoden betrachtet, und von jener nichts beybehalten worden ſey, als die Formel: *Es gefiel dem heiligen Geiſte und uns,* und endlich die Art, wie dieſe Synoden gehalten wurden, iſt hier gründlich auseinander geſetzt. Nur in zwey Punkten möchte Rec. noch einen Schritt weiter gehen. 1) Eigentliche *Synoden*, auf welchen der Klerus die Kirche repräſentirte, ſcheinen die der Montaniſten wegen gehaltenen Verſammlungen, nach *Euſebius* V, 16 noch nicht geweſen zu ſeyn. Denn da kamen noch die Geiſtlichen nicht allein; ſondern alle getauften Chriſten, *fideles*, πιστοι, zuſammen. Auf Veranlaſſung des Paſſaſtreites kamen nach *Euſebius* V, 23 bloſs *Sacerdotes*, επισκοποι, zuſammen. Dieſer Streit ſcheint alſo zu eigentlichen Synoden den erſten Anlaſs gegeben zu haben; weil man es weder für nöthig, noch für rathſam hielt, bey denſelben die Gemeinen mitſprechen zu laſſen. So zufällig veranlaſst, gefielen ſolche Zuſammenkünfte den Geiſtlichen, und ſie beſchloſſen die öftere Wiederholung derſelben. 2) Weder die Anordnung zweyer jährlicher Synoden, noch die Formel: *Es gefiel dem heiligen Geiſte und uns*, möchte Rec. als ein Werk ſchlauer Hierarchie, er möchte beides im 2ten Jahrh. als Wirkung abergläubiger Meinungen betrachten. Die Meinung, daſs die Chriſten an die Stelle der Iſraeliten als ein Volk Gottes, und die chriſtlichen Geiſtlichen an die Stelle der iſraelitiſchen Hohenprieſter, Prieſter und Leviten getreten ſeyen, verleitete die Geiſtlichen, ſich als die von Gott beſtellten Vorgeſetzten der Gemeinen und Ausleger des göttlichen Willens für dieſelben zu betrachten, und ſich mithin als ſolche zu conſtituiren und zu betragen. Die Meinung, daſs mit der Ordination auſſerordentliche Geiſtesgaben ertheilt würden, und daſs Chriſtus die Verheiſsung ſeines Geiſtes, den er vom Vater ſenden wolle, nicht bloſs den Apoſteln, ſondern auch ihren Nachfolgern gegeben habe, daſs alſo, wie durch die Apoſtel, ſo auch durch ſie der Geiſt Gottes rede, veranlaſste die

die Beybehaltung der apostolischen Formel: Es gefiel dem heiligen Geiste und uns. Aber freylich in der Folge wussten schlaue Hierarchen von diesem Alten immer mehr Vortheil zu ziehen. 9) *Über die Einkünfte des Klerus und der Kirche in den drey ersten Jahrhunderten.* Von D. *W. C. L. Ziegler.* B. IV. S. 1. Auch eine sehr schätzbare Abhandlung, lichtvoll und ächt-pragmatisch abgefasst. Zuerst lebte der Klerus zum Theil von bürgerlichem Erwerb. Mit der Meinung von besonderer Heiligkeit des Standes und seiner Geschäfte entstand auch die, dass sich die Geistlichen aller bürgerlichen Erwerbsgeschäfte als für sie schändlicher Geschäfte enthalten müssten. Die Oblationen, welche sonntäglich beym Abendmahl, und monatlich, und von den Erstlingen gebracht wurden, die Zehnten, Collecten, freywillige Geschenke, zuletzt auch Bezahlung für die Taufe, waren die Quellen der Einkünfte, die der Klerus weislich zu vermehren verstand, indem er es den Christen zur Religionspflicht zu machen wusste, nicht mit leerer Hand vor ihm zu erscheinen. Die Kirche hatte auch schon Grundstücke. Der Bischof hatte die Verwaltung und Vertheilung der Einkünfte, wodurch sein Einfluss und sein Übergewicht über die übrigen Geistlichen natürlich grösser ward. Oft ward über schlechte Verwaltung geklagt, der man leicht durch eine Verpflichtung der Bischöfe, jährlich Rechnung abzulegen, hätte abhelfen können; aber dieser Verpflichtung wussten sich die Bischöfe zu entziehen, und dieselbe als mit ihrer Würde unvereinbar darzustellen. — 10) *Über einzelne Theile des muhamedanischen Religionsgesetzbuchs.* Von *A. T. Hartmann*, Prorector in Herford. B. VI. S. 285. Zuerst vom Koran überhaupt und dessen unzähligen ermüdenden Wiederholungen, dann von der successiven Entstehung desselben, von Muhameds Urtheilen über sich und seinen Koran; am ausführlichsten aber von den grellen und grausen Schilderungen der Belohnungen der Gläubigen, und der Qualen der Ungläubigen in jenem Leben, die wirklich unerträglich sind; endlich von den Gebeten der Muhammedaner. 11) *Über die hauptsächlichsten, gegen den Tempelorden erhobenen Beschuldigungen.* Von D. *Fr. Münter*, Prof. zu Kopenhagen. B. V. S. 351. Ein sehr befriedigender Beweis, dass die Tempelherren durch List und Drohungen zu Geständnissen verleitet wurden, die ihre Feinde verlangten, und dass keine der gegen sie erhobenen Beschuldigungen hinlänglich erwiesen ist. Die Beschuldigung der Verleugnung Gottes und Christi, der Verhöhnung des Kreutzes, des Bündnisses mit dem Teufel, und der Zauberey, der Anbetung eines Götzenbildes, (welches nichts mehr und nichts weniger, als ein *Reliquienbehältniss* war,) der Verachtung der Sacramente, der Ketzerey in Absicht der Beichte, der schändlichen Küsse u. s. w. wird hier in einzelnen Abschnitten beleuchtet, und als ganz grundlos dargestellt. Ein erfreulicher Beweis, wie oft noch nach Jahrhunderten, in der unparteyischen Geschichte, die durch Macht und List der Bosheit als strafbar dargestellte und unterdrückte Unschuld ihre Vertheidiger findet, und endlich die Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker mit dem verschuldeten Abscheu von der Nachwelt bestraft wird. — 12) Die *alte Religionsgeschichte von Osterstade*, von *Joh. Friedr. Telge.* B. II. S. 407. Auf eine sehr angemessene Art unterhielt der Vf. im Jahre 1791 am Reformationsfeste seine Gemeine mit der ältesten Religionsgeschichte des Landes, in welchem sie wohnt. Zuerst einige Nachrichten aus den Zeiten des Heidenthums, dann seit 772 von dem Zustande des Landes seit der Bekehrung der Einwohner zum Papstthum, und endlich von der Einführung der Reformation Luthers, da seit 1564 schon lutherische Prediger zum Büttel gelehrt haben, in deren Reihe der Vf. der zwölfte dortige evangelische Lehrer ist. Der Predigt, die mit einer rührenden Ermunterung zur dankbaren Anwendung der Wohlthat der Reformation endiget, sind Anmerkungen und weitere Ausführungen der Geschichte beygefügt. — 13) *Kurze Darstellung des eigenthümlichen Lehrbegriffs des Faustus Socinus.* Von D. *W. C. L. Ziegler.* B. IV. S. 201. Sie ist aus Socinus eigenen Schriften gezogen, und dient zur endlichen Berichtigung so vieler unwahren, aus Verwechselung der Meinungen anderer, besonders später sogenannter Socinianer, mit den Meinungen des Socinus entstandenen, Vorstellungen. — 14) *Plan zu einer neuen Bibliothek der protestantischen Kirchenordnungen, nebst einer Probe.* Von *Heinr. Matth. Aug. Cramer.* B. I. S. 427. — 15) *Anzeige der in der akademischen Bibliothek zu Helmstädt aufbewahrten ungedruckten Schriften des sel. D. Martin Luthers.* Von D. *P. J. Bruns.* B. IV. S. 462. — 16) *Ungedrucktes Schreiben von Philipp Melanchthon; aus dem Original abgedruckt.* B. II. S. 247. Es ist an *Georg Spalatin* gerichtet, und obgleich kurz, doch merkwürdig. Denn es ward veranlasst durch *Erasmus* Schrift *de libero arbitrio*, mit welcher *Melanchthon* gar nicht unzufrieden war. Schon damals äusserte er also freymüthig, dass er mit Luthers Meinung über den Punkt von der Freyheit des Willens nicht übereinstimme, und wünschte Luther einen würdigen Gegner, damit eine recht gründliche Untersuchung der streitigen Frage befördert würde. — 17) *Ein Schreiben Melanchthons an Tilemann Heshusen.* B. II. S. 457. — 18) *Xenion a Philippo Melanchthone missum Antonio Corvino.* B. II. S. 610, und 18) *Ein Schreiben des Erzbischofs Wilhelm Wacke von Canterbury, an D. J. Fabrizius zu Helmstädt.* B. II. S. 642. dürfen für die Freunde der Kirchengeschichte nur genannt werden, um ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten.

Noch sind drey *Aufsätze vermischten Inhalts* zu bemerken: 1) *Vermischte Bemerkungen bey Gelesenem.* Von *Johann Tobler*, Archidiak. in Zürich. B. IV. S. 479—492. Die Worte 2 B. Mos. 20, 9 *gedenke des Sabbats*, scheinen Hn. T. den vormosaischen Ursprung der Sabbatsfeyer zu bestätigen. Im englischen Bibelwerke findet sich bey den Worten schon dieselbe Anmerkung von *Ainsworth* und *Polus*. Eigentlich aber

be-

beziehen sich die Worte doch wohl nur auf die nach 2 B. Mos. 16, 23 von Moses schon vorher geschehene Anordnung des Sabbats. — Was der Vf. nachher über ältere und neuere lateinische Psalmenübersetzungen, über Jes. 9, 1, über den Missbrauch des Wortes Religion, über den Nutzen der Streitigkeiten unter den Protestanten, über eine alte Bibel von 1529, über unnöthige Untersuchungen kleiner unwichtiger Umstände der Geschichte Jesu, und über Johannes des Täufers Drohung kommender Strafen bemerkt, wird man nicht ohne Interesse lesen. In Absicht der Frage, wo Augustin die Tugenden der Heiden *splendida peccata* genannt habe, kann man bey Augustin de civitate Dei, Lib. XIX. c. 25 *quod non possint ibi verae esse virtutes, ubi non sit vera religio*, die Antwort finden. Endlich bey der Einwendung gegen den Satz, dass die Ideen Jesu zwar den grösseren von Johannes aufbewahrten Reden unentstellt zum Grunde liegen, dass Johannes aber seinem Lehrer seine Sprache und seine Ausführungsmanier geliehen habe, würde offenbar, wenn sie statthaft seyn sollte, vorausgesetzt, dass Jesus seine Reden dem Johannes dictirt habe, welches gar nicht wahrscheinlich ist. Von demselben Vf. findet man B. V. S. 315—330 Bemerkungen *über drey Stellen in den Oeuvres de Chamfort* worin das Christenthum gegen des franz. Bürgers *Chamfort* herabwürdigende Vorwürfe sanft und befriedigend vertheidigt wird. Zuletzt ist noch des *gedrängten Auszugs aus Werenfels Abhandlung über die Wortstreitigkeiten der Gelehrten*, B. V. S. 498—524 mit Achtung zu erwähnen, weil sein Inhalt auch für unsere Zeitgenossen lehrreich und warnend bleibt.

Diese kurze Beurtheilung kann bey einem Magazine, das bereits in den Händen so vieler Leser ist, zu dem Zwecke hinreichen, auch diejenigen, welche dasselbe noch nicht besitzen, auf den fortdauernden Werth dieser Sammlung aufmerksam zu machen, und zur ferneren für die Wissenschaft der christlichen Theologie und Religionsphilosophie vortheilhaften Benutzung derselben aufzufodern. HE.

Erfurt, b. Keyser: *Handbuch der biblischen Literatur enthaltend I. biblische Archäologie. II. Geographie. III. Chronologie. IV. Genealogie. V. Geschichte. VI. Naturlehre und Naturgeschichte. VII. Mythologie und Götzengeschichte. VIII. Alterthümer. IX. Kunstgeschichte. X. Nachrichten von den biblischen Schriftstellern.* Von D. Johann Joachim Bellermann, ord. Prof. d. Theol. etc. auf d. Univers. zu Erfurt. *Erster Theil.* Biblische Archäologie. 2te verb. u. verm. Aufl. 1796. XXIV u. 272 S. *Zweyter Theil.* Bibl. Geographie. 2te verb. u. verm. Aufl. XXIV u. 549 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. dieses Handbuchs hatte bey seiner Arbeit, deren Plan aus dem hier ganz vollständig mitgetheilten Titel ersichtlich genug ist, folgenden Gesichtspunkt: Er wollte 1) angehenden Theologen ein Buch in die Hand geben, das sie theils als Leitfaden in dem grossen Felde der biblischen Gelehrsamkeit brauchen, theils zur Übersicht ihrer zerstreut gesammelten Kenntnisse anwenden könnten; 2) ihnen das Studium der h. Schriften dadurch erleichtern, dass die in ihnen vorkommenden Sachen theils in Zusammenhang gestellt, theils Dunkelheiten erhellt werden, und 3) bey ihnen mehr Lust und Liebe zur Bibel erwecken. Der I Theil erschien zuerst 1787 (u. hatte 198 S. Text); der zweyte (mit 524 S. Text) 1790; beide wurden mit verdientem Beyfall aufgenommen. Auf gleichen Beyfall wird nun auch diese 2 Auflage Anspruch machen können; denn sowie der Vf. bey der ersten die Arbeiten seiner Vorgänger mit Einsicht und reifer Beurtheilung benutzte: so hat er auch bey dieser zweyten das, was seitdem über die von ihm abgehandelten Gegenstände geschrieben worden, mit prüfender Sorgfalt gelesen, und daraus das für seine Absicht brauchbare, mit seinen eigenen Bemerkungen darüber, nachgetragen und eingeschaltet. Beide Theile haben daher viele und beträchtliche Zusätze erhalten. Der erste besonders ist hie und da ganz umgearbeitet, und manche Abschnitte sind in eine andere und unstreitig bessere Ordnung gebracht worden. Rec., der die 2 Auflage mit der 1sten sorgfältig und Seite für Seite verglichen hat, kann um so zuversichtlicher die Wahrheit des Gesagten verbürgen, und noch weiter versichern, dass fast keine Seite ohne grössere oder kleinere Zusätze geblieben; auch dass in sehr vielen Stellen der Ausdruck verbessert worden. Es würde aber zu weit führen und den Lesern doch wenig frommen, wenn er *hier* ein Verzeichniss des Neuhinzugekommenen oder der sonst gemachten Verbesserungen geben wollte; er will statt dessen lieber seiner Anzeige einige von den Bemerkungen, die er bey Durchlesung dieser zwey Theile sich aufgezeichnet hat, beyfügen.

So willkommen dem Anfänger auch immer literarische Nachweisungen seyn müssen: so wird der Vf. doch seinen Zweck nicht ganz erreichen, wenn er damit gar zu freygebig ist. In diesem Falle scheint aber hier unser Vf. zu seyn; man vergleiche nur z. B. die Literar-Notizen Th. I. S. 128. 132 f. 140. 144. 146 u. a. a. O. (S. 144 hat den Vf. ein Irrthum beschlichen. Er sagt: „Zur Geschichte dieser Künste [Bildnerey, Malerey, Musik, höhere Baukunst, gymnastische Künste] *überhaupt*, dürfte in folgenden Schriften das Wichtigste und brauchbarste enthalten seyn, und führt nun folgende Autoren und ihre Werke an: *Sulzer, Büsching, Tiedemann, Caylus, Winkelmann, Basan, Junius etc.* Wie *Tiedeman* hier eine Stelle habe bekommen können, erklärt sich vielleicht daraus, dass Hr. B. sich den Titel der Tiedemannischen (Preis-)Schrift nicht vollständig excerpirt habe, denn er ist hier auch wirklich defect so angeführt . . . *Comm. de quaestione quae fuerit artium origo.* Marb. 1788 (eigentlich 1787) 4. Es fehlt nämlich hinter *artium* das Hauptwort *magicarum*). Eben so dürfte man sich im 2 Theil über den Reichthum des 3 §. (von S. 5—59), der in der neuen Ausgabe gar noch um einige Artikel, als: *Ibn Haukal, Simeonita, Marko Polo, Belon, Dandini etc.* vermehrt worden ist, eher beschweren, als über Unvollständigkeit klagen (obgleich, wenn es dem Vf., wie es das Ansehen hat, um Vollständigkeit zu thun war, noch mehrere Reisende fehlen, wie z. E. *P. Lucas*, von dem nur *eine*

ne Reise angeführt ist, *O. von Gröben*, der Auszug aus *Schulz* Leitungen des Höchsten, in *Paulus* Sammlung u. a. m); wenigstens hätten die bis jetzt noch nicht durch den Druck bekannt gemachten Werke einiger arabischen Geographen und andere Schriften von weniger Bedeutung, die der Vf. übrigens selbst als solche charakterisirt, ohne Verlust *hier* ganz wegbleiben können. Bey anderen Artikeln würde man dafür lieber eine gröfsere Genauigkeit gewünscht haben. So hätte z. B. S. 13 neben *Rennels* Meisterwerke auch die neueste Bearbeitung von *Larcher* angeführt werden sollen; S. 45 hätten die Artikel unter No. 68 u. 69 nach dem, was in der 2 Ausgabe von *Hartmanns Edrisii Africa* (die nicht in 4, sondern in 8 erschienen ist) bemerkt worden, in einen zusammengeschmolzen werden müssen; S. 77, wo der Artikel *Marko Polo* neu hinzugekommen, hätte der Rec., wenn auch nicht das freylich sehr seltene Original, doch statt der deutschen Übersetzung, lieber noch die lateinische angeführt u. s. w. — Th. I. S. 88 ff. hat der Vf. die Meinung, dafs die 3 Consonanten א, ו und י einst Vocalbuchstaben gewesen, mit vieler Vorliebe wieder vorgetragen, ja sogar für sie noch einen und den anderen Grund hinzugefügt; allein Rec. zweifelt, dafs er sachkundige Leser, die die Stärke der Gegengründe kennen, auf seine Seite bringen werde. Es würde zu viel Raum einnehmen, wenn Rec. hier die förmliche Bestreitung dieser Hypothese übernehmen, und das Unstatthafte, ja selbst das Unnatürliche derselben ausführlich zeigen wollte; er hält es aber für nöthig, die jüngeren Leser dieser Schrift auf diesen § aufmerksam zu machen, damit sie nicht etwa durch das Einschmeichelnde, das diese Hypothese beym ersten Anblick hat, verführt, sie ohne Prüfung annehmen, und verweist sie deshalb auf die Gründe, welche in den, auch von dem Vf. citirten, Schriften eines *Dupuy*, *Michaelis etc.* enthalten sind. Am wenigsten aber hätte Rec. erwartet, dafs der Vf., der den Unfug wohl kennt, den man ehedem mit den prosthetischen, epenthetischen u. paragogischen Buchstaben getrieben, S. 93 in einem Zusatze behaupten würde, „unter die Spuren, dafs das Aleph als Vocalbuchstab gebraucht wurde, gehören die gemeiniglich sogenannten prosthetischen, epenthetischen und paragogischen Alephe.“ Was würde man wohl unter diesen Umständen mit den ehemals für epenthetisch gehaltenen Consonanten Daleth (in עמרי), He (in כלהם) etc. mit den prosthetischen Beth (in כעבון), Lamed (in לנר), Schin (in שלהבה) u. s. w. anfangen müssen? — S. 155 ff. wird in der 2 Ausgabe bemerkt, dafs nebst mehreren Alten auch *Faber* unter קיקיון den *Kürbis* verstanden habe. Gut! aber es hätte auch nothwendig angemerkt werden sollen, wo *Faber* diese Übersetzung von *Kikajon* gegeben habe. Unser Vf. führt nämlich dessen Archäologie an, und sagt S. 153 ausdrücklich, dafs er in diesem Abschnitte vorzüglich *Fabern* folge. Dem jüngeren Lesern wird es nun wohl niemand verargen, wenn er glaubt, *Faber* habe in der angeführten Archäologie für die Übersetzung des hebräischen ק durch Kürbis gestimmt. Allein diefs ist der Fall nicht; er stimmte a. a. O. für den *Ricinus*, Wunderbaum, nahm aber in der Folge seine Meinung zurück, und trat nun denen bey, die *Kilkaon* durch Kürbis erklären. Vergl. dessen Anmerkungen zu *Harmar's* Beobachtungen über den Orient, Th. I. S. 8. 144-151. — Aufser den bereits bemerkten, hat Rec. besonders im 2 Theil mehrere Stellen und Seiten angestrichen, von denen er glaubt, dafs sie dem Ganzen unbeschadet, und weil in der Bibel selbst keine Veranlassung dazu gegeben worden, hätten wegleiben können, wofür sodann mehrere andere, dem angehenden Theologen wichtigere, und mehr zur Sache gehörige Bemerkungen angeführt werden konnten. So ist z. B. S. 107 (Th. I) am Ende des 22 §. die Rede von dem Schaden, den die Eintheilung der biblischen Bücher in Kapitel und Verse angerichtet hat. Rec. meynt, es hätte hier doch auch kürzlich von dem allenfallsigen Nutzen derselben, und von der Art und Weise, wie man vor dieser Zeit zu allegiren pflegte (wovon selbst im N. T. noch Spuren vorkommen) geredet werden sollen. Hier wäre vielleicht auch Gelegenheit gewesen, mit ein paar Worten zu bemerken, dafs *R. Nathan* zuerst die hebräischen Zahlbuchstaben jedesmal beym 5 Verse beygeschrieben habe u. s. w. So hätten dafür an einem anderen Orte, wie z. E. S. 127 ff. S. 226 ff. ausführlichere Bemerkungen über die technischen Kunstwörter der Arzneykunst (vergl. Jes. I.) der Waffen etc. gemacht werden können u. s. w. Doch Rec. will über das Mehr oder Weniger mit dem Vf. nicht rechten, um so weniger, da das erstere auch nicht ohne Nutzen für Anfänger, obgleich hier nicht immer an der rechten Stelle ist. Zuweilen würden aber auch ein paar Worte *mehr* nöthig gewesen seyn. So steht z. E. Th. II. S. 344 „Paulus segelte auf einer seiner Reisen hier (es ist von *Knidus* die Rede) vorbey, Ap. Gesch. 27, 7. 1 Makk. 15, 23.“ Die letztere Stelle beweist doch das Gesagte nicht, sondern nur, dafs der Ort auch in ihr vorkomme. Eben diefs ist S. 348 der Fall. — Nur selten stiefs Rec. auf Stellen, die das nicht beweisen, was der Vf. daraus beweisen zu können glaubte, wie z. E. Th. I. S. 137, wo doch noch immer gesagt werden könnte, man habe vielleicht Mosen Vorwürfe gemacht, er habe sie nur nicht aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen u. s. w. oder auf Stellen, aus denen zu viel gefolgert worden zu seyn scheint, wie z. E. S. 226, wo es heifst: „Zur Zeit des für Freyheit streitenden Patrioten .... *Schamgars* führte man auf gut Mungolisch Ochsenstecken etc.“ und eben daselbst: „Sonst wurden bisweilen in späteren Zeiten die Ackergeräthe zu Waffen umgeschmiedet, Joel IV, 10. Micha IV, 3.“ War diefs, könnte man sagen, auch bey den Römern der Fall, die dasselbe Dichterbild hatten? z. E. Virg. Geo. I. 507: „*Et curvae rigidum falces conflantur in ensem* — u. a. Sonstige Abweichungen des Rec. von dem Vf., vornehmlich im 2 Theile, anzuführen, hält er für unzweckmäfsig, da er, ohne zu weitläuftig zu werden, seine abweichende Meinung nicht mit den nöthigen Gründen unterstützen kann. Das Schwankende bey der alten Erdbeschreibung überhaupt, und bey der biblischen insonderheit, erzeugt (wie der Vf. sehr richtig bemerkt) nothwendig sehr abweichende Meinungen; eben daher ist aber niemanden damit gedient, ohne Gründe anzuführen, blofs zu sagen: *ich* halte z. E. Kaphthor für Kappadocien, *ich* halte es für Kreta, für Cyprus u. s. w. Im Ganzen genommen und bey weitem in den meisten Stellen stimmt Rec. dem Vf. bey, würde auch, wie er, die apokryphischen Bücher nicht vorbeygegangen, und nur beym Gebrauch der Dichter etwas ängstlicher gewesen seyn. Übrigens bemerkt Rec. noch, dafs die Druckfehler der ersten Auflagen zwar verbessert worden, dafs sich aber dafür neue eingeschlichen haben, wovon jedoch keine Anzeige gemacht worden. Nur ein paar auffallende mögen hier stehen. Th. I. S. 96 l. *bara* st. *hara*; S. 157 *Arvieux* st. *Arvieur*; S. 174 *ob* st. *ba*; S. 181 (u. a. a. O.) *Harmar* st. *Harmer*; S. 214. 2 *Mos.* 30, 1—10 st. 1 *Mos.* etc. Th. II. S. 174 *Quadi* st. *Gnadi*; S. 387 *Daphne* st. *Daphe*; S. 426 *Kurden* st. *Kurten*; S. 462 *Humelsveld* st. *Humelsfeld*; S. 477 l. *trennt das Gebirge Juda von dem Gebirge Ephraim*, st. *trennt das Gebirge Ephraim* u. a.

Σλϱ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 SEPTEMBER, 1805.

JURISPRUDENZ.

Stuttgardt, b. Löflund: *Deutsche Erbfolge sowohl überhaupt, als insbesondere in Lehen- und Stammgütern etc. vornehmlich der weiblichen Nachkommen nach Erlöschung des Mannsstammes*, von D. *Johann Christian Majer*, königl. dän. wirklichem Justizrath, und ord. öffentlichem Lehrer des Staats- und Lehnrechts zu Tübingen. 1804. 164 S. gr. 8. (16 gr.)

Nach der Vorrede war Hr. *M.* Willens, die wichtige Materie von der deutschen Erbfolge in einer Reihe von einzelnen Abhandlungen dem Publicum vorzulegen. Sein Plan war, zuförderst von mehreren einzelnen Grundbegriffen über Erbfolge genauere Bestimmungen zu geben, sodann aus der Natur der Sache gewisse Grundsätze zu entwickeln, aber auch über diesen oder jenen Successionsfall, aus den Controversschriften die darin aufgestellten Principien auszuheben und zu prüfen, dann aber aus wirklichen Erbfolgegesetzen einzelner deutschen, oder anderer Regentenfamilien, wie das Dhaunische, *L. regia* K. Friedrich III, und das russische Thronfolgegesetz Paul I und seiner Gemahlin Maria, die Anwendung gewisser Principien mit ihren Bestimmungsgründen darzulegen, bald über einzelne wichtige Stellen des longobardischen Rechtsbuchs zu commentiren, bald über die gemeine, bald über die Privatmeinung dieses oder jenes Rechtsgelehrten Prüfungen anzustellen. Sein Zweck dabey war, die Einseitigkeit der Ansicht von den hierher gehörigen Dingen desto gewisser zu vermeiden und sie so mannichfaltig, als möglich zu geben, dadurch Theorie und Praxis mit einander Hand in Hand erscheinen zu lassen, und mit diesen allen zu versuchen, ob wir nicht auf diesem Wege doch einmal zu reinen, deutlichen und festen Principien der deutschen Erbfolge in Lehn- und Stammgüter, bey der weiblichen Erbfolge insbesondere gelangen. Allein zu Ausführung dieses Vorhabens habe sich noch kein Verleger gefunden. Indessen gesteht der Vf., dass in der Reihe der Abhandlungen die gegenwärtige nicht die erste gewesen, sondern dass ihr eine allgemeine Einleitung in die Rechtslehre von der Erbfolge, eine historische Abhandlung über die deutsche Erbfolge nebst allgemeinen Principien über die weibliche Erbfolge vorausgegangen seyn würde. Aus besonderer Veranlassung aber erscheint diese, als die erste, und ihre Aufnahme soll entscheiden, ob sie die einzige bleiben soll. Über die Veranlassung selbst hat sich Hr. *M.* nicht erklärt, und man kann daher von derselben nicht urtheilen. Destomehr drängen sich jedem die Fragen auf: warum der Vf. nicht dieser polemischen Abhandlung: *Prüfung der Abhandlung im ersten Heft des juridischen Archivs*, Tüb. 1801, *über einen merkwürdigen Fall in Weiberlehen*, jene sowohl allgemeine als besondere Einleitung vorausgeschickt, und warum er diese Prüfung unter dem allgemeinen Titel: deutsche Erbfolge — schon jetzt ans Licht gestellt hat. Zur Widerlegung der Abhandlung war bereits erschienen: *Beytrag zur Erörterung der Lehre von der Erbfolge der weiblichen Nachkommen in subsidiarische Weiberlehen.* Hierauf folgte dessen *Recension und Abfertigung* im II St. III Bandes des juristischen Archivs; wogegen ein *Anhang zu der Erörterung der Lehre* etc. als Antwort auf die Recension in demselben Archiv 1803 erschien. Der Streit betrifft einen Rechtsfall, wo nach Abgang des Mannstamms in ein Weiberlehen von dem letzten Besitzer ein Schwestersohn, und eine Bruderstochter am Leben war. Es entstand die Frage: ob dieser vor jenem, oder jenem vor dieser der Vorzug in der Erbfolge gebühre? Um ersteres zu behaupten, stellte der ungenannte Vf. der angezogenen Abhandlung den Grundsatz auf, dass es bey Bestimmung der Erbfolgeordnung überhaupt nicht sowohl auf die Nähe der Consanguinität unter den Competenten gegen den ersten Erwerber, oder letzten Besitzer, als vielmehr auf die Zeitordnung ankomme, nach welcher jener Vorfahren in den einzelnen Lehenrenovationsfällen die Belehnung erhalten haben, und auf diejenigen Bestimmungen, welche in den dabey ertheilten Lehnbriefen zu Gunsten der Nachkommen der Neubelehnten enthalten sind. Zu dem Ende behauptet er, dass das Recht der Lehnfolge, welche auf die Nachkommen des Erwerbers von einem Geschlecht zum anderen übergeht, auf die Lehenerneuerung und die dabey getroffenen Verabredungen, nicht aber auf der in der ersten Belehnung liegenden Begreifung gegründet sey. Hr. *M.* prüft nun diese Meinung in vier Abschnitten. Er legt zuerst die von jenem Vf. aufgestellten allgemeinen Rechtsprincipien von der Erbfolgeordnung in Lehen überhaupt vor, handelt darauf von der Anwendbarkeit der aufgestellten Rechtsprincipien von der Erbfolgeordnung in Lehen überhaupt auf die weibliche Erbfolge, widerlegt weiter die gegenseitigen Entscheidungsgründe, und würdigt zuletzt die von dem Vf. unternommene Widerlegung der für den Schwestersohn streiten-

tenden Gründe, wobey sowohl die Proximität des Grades, als der Vorzug des Geschlechts erwogen, und aus dem ganzen Vortrag 22 Resultate gezogen werden. Man muss dem Prüfer der anonymen Abhandlung darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er seinen Gegner Schritt für Schritt verfolgt, ihn widerlegt und berichtigt habe. Eine andere Frage aber ist es: ob die gegenseitige Meinung eine so umständliche Prüfung und Widerlegung erfoderte. Eben so fragt sichs auch: ob es nicht nützlicher gewesen wäre, den eigentlichen Gegenstand in die belehrende, als in die streitige Form einzukleiden. Ausserdem müssen wir einige Begehungs- und Unterlassungs-Sünden dieser Majerischen Streitschrift bemerken. Zu *jenen* gehört, dass er die Meinung seines Gegners in Ansehung der Frage: worauf sich die Lehnfolge gründe, für neu ausgegeben hat, da doch solche zwischen zwey bekannten ehemaligen Rechtslehrern *Bauer* und *Ge. Lud. Böhmer* weitläuftig discutirt worden ist. Ersterer schrieb zu Leipzig im J. 1746 vier Abhandlungen: *de natura et indole investiturae feudalis — de origine et progressu communis Saxonum manus — de forma et definitione communis Saxonum manus* und *de communi Saxonum manu ob neglectam renovationem amissa*, worin er die hier wieder aufgewärmte Meinung auszuführen suchte, und letzterer begegnete derselben in seinem *libro sing. de indole et natura expectativae et investiturae eventualis et de hujus renovatione Gott.* 1747. Weiter hält sich Hr. *M.* berechtiget, die gemeinschaftliche Erbfolgeordnung in Lehen statt Linealordnung eine Parentelenordnung zu nennen. Es scheint dieses eine Lieblingsidee unseres Vf. zu seyn, welche er schon in anderen älteren Schriften geäussert hat. Allein von solcher Veränderung der Benennung ist um so weniger ein Grund einzusehen, als, wenn auch die Erbfolge in Collateralfällen mit der Descendentenfolge einerley ist, so, dass nämlich die Nachkommen eines jeden später Belehnten den Nachkommen aller früher Belehnten vorgehen, in jenen Fällen keine Parentel im strengen Verstand vorhanden ist. Auch kann Rec. der Behauptung nicht beytreten, dass der bekannte und hier weitläuftig analysirte Text II F. 50 nur einen speciellen, durch Theilung veranlassten Fall der Erbfolge betreffe, und daher nicht als allgemeine Norm derselben betrachtet werden könne. Hr. *M.* hält gedachte Stelle des longobardischen Lehnrechts für verstümmelt, und will solche ergänzen. So wenig aber zur Annahme jener Hypothese ein Grund vorhanden ist: so wenig ist diese Meinung neu, sondern es haben schon *Cuiaz* und *Hottomann* andere Lesarten substituirt. Was aber die Unterlassungssünden des Vf. betrifft: so hätte doch wenigstens auf dem so allgemeinen Titel der besondere der Abhandlung bemerkt werden sollen, damit die Käufer sich durch selbigen nicht getäuscht sähen. Es ist auch die Literatur der Weiberlehen sowohl überhaupt, als der Erbfolge in dieselbe, sowie über einzelne in der Prüfung vorkommende Gegenstände vernachlässigt. Wenigstens hätten die neueren und neuesten Schriften, welche über die vorgetragenen Materien erschienen sind, angeführt werden sollen, z. B. *Jo. Aug. Otto Gehler*, *f. Mor. Gottfr. Bauer diss. de subsidiaria foeminarum successione in feudo foeminino ad collaterales transeunte.* Lips. 1791. 4. *Posse Prüfung des Unterschieds zwischen Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung*, Rost. und Leipz. 1796, und *Reichhelm's Abhandlungen über II F. 50 und über die Frage, schliesst der Text I F. 6. §. 1 in subsidiarischem Weiberlehn die Frauensperson, die einmal durch die Concurrenz mit einer Mannsperson von der Succession ausgeschlossen ist, nun für immer davon aus? wo nicht, was enthält er für einen Sinn?* in dessen *Versuch einer Auslegung dunkler für den Theoretiker und Praktiker gleich wichtiger Gesetze aus dem Civil- und Lehnrecht*, Halle 1799. Eben so hätte die im *juridischen Archiv* III B. 4 Heft 1803 befindliche *Erörterung der Frage, gebührt das Recht der Erbfolge in den adelichen Stammgütern nach Erlöschung des Mannstamms der Erbtochter des letzten von Mannstamm oder den Regredienterben?* nicht unbemerkt bleiben sollen. Mr.

1) Leipzig, b. Böhme: *Praktischer Commentar über die Pandecten nach dem Lehrbuche des Hn. GRR. Hellfeld. Erster* bis *funfzehnter Theil.* 1796 bis 1804. gr. 8.

2) Leipzig, b. Schwickert: *Joh. Gottfr. Amandus Weidner's*, F. S. Weimar. Hofadvoc. *theoretisch-praktischer Commentar über das Schmidtische Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Erster* bis *vierter Band.* 1803—1805. gr. 8.

Die hier und dort, nach dem lockenden Muster des Höpfnerschen Institutionen-Discurses angefangenen Commentare über die Pandecten flossen bisher in einem so breiten Bette, flossen dabey so langsam und stagnirend, dass man hätte Lust haben mögen, sie mit den ewig sich ergiessenden Flüssen zu vergleichen, auf deren endliches Abfliessen wir einen guten Bauersmann beym Horaz vergeblich warten sehen:

Rusticus expectat, dum defluat amnis; at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Aber nunmehr, nachdem das erste Werk mit dem funfzehnten und letzten Theile wirklich bis an das Ende der Pandecten gelangt ist, und damit zu strömen aufgehört hat, dürfen wir es den schwachen Juristen, die über ihre Wissenschaft so lange nicht hinüber zu kommen wissen, als ihr Leibcommentar noch nicht sein Ende erreicht hat, nicht mehr verdenken, wenn ein jeder derselben, durch ein solches Beyspiel aufgemuntert, eben so gut zuletzt noch das Ende der Welt, als das Ende seines Leibcommentars, zu erleben hofft. Wir gratuliren Allen, die mit der Geduld jenes *Rustici* bisher an dem Ufer des vorliegenden Commentars wartend gestanden haben, dass ihnen nunmehr geholfen ist. Dem ungenannten Flussgotte in Leipzig, welcher bisher einen so starken Erguss gehabt hat, gratuliren wir gleichfalls, dass er von all dem vielen Wasser glücklich entbunden

den worden iſt, und nunmehr nur noch die Nachgeburt zu beſtehen hat. Denn die Nachgeburt ſoll nicht ausbleiben. Sie wird in einem Regiſter von wenigſtens ſechzig Bogen verſprochen, welches der Vf. dem Publicum ſchenken will, wenn ihm Gott dagegen das Leben und die nöthige Geſundheit dazu ſchenkt. Ob aber den übrigen Bearbeitern von Pandectencommentaren, die noch mitten in Geburtsſchmerzen begriffen ſind, dazu zu gratuliren ſey, daſs ihr *Rival*, der erſt nach ihnen in die Schranken getreten iſt, bereits ſchon nachgebährend am Ziele ſteht, das laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Hr. *Köchy* mag denken, wer langſam gehe, komme auch. Hr. *Glück* aber hat Urſache, der Eile verſpottend, zu bedenken, wie es ſeiner nur würdig ſey,

Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων.

Auch Nr. 2 gehört zu dem Geſchlechte der juriſtiſchen Schriften, welches in dem Höpfnerſchen Commentar über die Inſtitutionen ſeinen Ahnherrn verehrt. Wie dann aber das Blut leicht auszuarten pflegt, und von etwas Schlechtem leicht etwas Schlechteres ſtammt; ſo ſteht auch der Weidnerſche Commentar tief unter dem Höpfnerſchen. Wie manche Docenten ihre Collegia ſo leſen, als ſchrieben ſie Bücher: ſo ſchrieb *Höpfner* ſeinen Commentar ſo, als leſe er ein Collegium. *Höpfnern* hörte man nun noch ganz gern an, wie *er* ſchwarz auf weiſs docirte. Aber es fanden ſich der unberufenen Nachahmer leider zu viele! Aus ihren zahlreichen Schriften iſt ein eigener Zweig der juriſtiſchen Literatur entſproſſen, die man die *Heft-Literatur* nennen möchte. Sie haben faſt ſämmtlich die Fehler und Schwächen, die wir dem vorliegenden Commentar nachſagen müſſen.

Von eigenem Urtheile und eigenen Gedanken des Vf. zeigen ſich gar ſelten Spuren; das Verdienſt beſteht bloſs im Zuſammentragen, wobey denn noch dazu, bald aus Flüchtigkeit, bald aus Mangel an Kritik, manches Miſsverſtändniſs, mancher Irrthum unterläuft. Auf die Quellen wird nicht zurück gegangen, ſondern die Hülfsmittel werden als Quellen gebraucht. Auch das Verdienſt des eigentlichen Sammelns geht ihm ab. Denn nur der kann in der Lehre von den Klagen und Einreden auf dieſes Verdienſt Anſpruch machen, welcher dieſe Lehre bis zu den in einzelnen Diſſertationen und Abhandlungen zerſtreuten Monographien, nicht weniger zu den in den Sammlungen von Rechtsfällen enthaltenen Wahrnehmungen und Bemerkungen der Praktiker verfolgt, dieſen zerſtreuten Stoff, deſſen es für jene Lehre ſo viel und von ſo vorzüglicher Nützlichkeit giebt, fleiſsig zuſammenträgt, ihn unter ſich vergleicht, und ihn nach Principien zur Erweiterung und Bereicherung der Wiſſenſchaft verarbeitet. Nicht aber gebührt jenes Verdienſt dem, welcher, wie der Vf., nur darauf ſich beſchränkt, das, was bereits bey Andern verarbeitet zu finden iſt, bloſs auszuſchreiben, und durch bloſses handwerksmäſsiges Ausſchreiben ein neues Buch zuſammen zu ſchreiben. Dazu kommt denn endlich bey dem Vf. noch ein höchſt weitſchweifiger Vortrag, und ein planwidriges Herbeyziehen und Einſchaſten, bald weiter bald näher abliegender Dinge, alſo in beider Hinſicht, ein recht muthwilliges Beſtreben, nicht bloſs ein ſchlechtes, ſondern auch ein dickes Buch zu liefern. Die Beweiſe der Dickheit liegen in den vier dicken Bänden vor. Die Beweiſe der Schlechtigkeit ſind wir, wenn es verlangt werden ſollte, weiter auszuführen bereit. P.

Berlin, b. Schöne: *Chr. Lud. Stengels praktiſch-juriſtiſche Ausarbeitungen*, herausgegeben von *C. L. Stengel*, kön. preuſſ. Hoffiſcal und Juſtizcommiſſar. Erſter Band 20 Bog. Zweyter Band 18 Bog. — Fortgeſetzt von *Chriſtian Lud. Paalzow*. Dritter Band. 1803. 293 S. Vierter Band. 1804. 309 S. gr. 8. (Auch unter dem Titel: *Beyträge zur juriſtiſchen Praxis*, herausgegeben von *C. L. Paalzow*. Erſter u. zweyter Band.)

Rec. nahm dieſes Werk zu einer Zeit in die Hand, als er ſo eben mehrere Tage mit Leſen und Extrahiren von Acten in ſeinem Berufe zugebracht hatte. Gott! dachte er, nun werden aus Acten auch Bücher! und es iſt umſonſt, ſich vor den Acten in das Feld der Literatur retten zu wollen! Nur alſo ſolchen Leuten, welche ohnehin nicht mehr Acten zu leſen haben, als ſie gern leſen möchten, wollen wir rathen, ſich an dieſem Producte zu erbauen. Insbeſondere finden angehende Praktiker manches gute Muſter darin. Die Schriften der Sachführer ſind freylich auch im Preuſſiſchen, wie man aus vorliegenden Ausarbeitungen ſieht, gewöhnlich zu wortreich und gedehnt. Sonſt aber zeigt ſich hier der preuſſiſche Geſchäftsſtil reiner, flieſsender und weniger geſchmacklos, als in manchem anderen Lande. — Auch in der P. Fortſetzung wechſeln Criminal- und Civilſtücke mit einander ab. Die Fälle, die bey dieſen und jenen zum Grunde liegen, ſind ſehr oft von der Art, daſs ſie, durch die dabey ſpielenden Perſonen, in oder durch andere Zufälligkeiten, ein allgemeineres Intereſſe für das gröſsere Publicum erhalten. Dahin gehört z. B. im dritten Bande unter Nr. II die Rechtsſache des kurpfalzbayeriſchen Raths und geheimen Secretärs, Hn. *Babo*, und des Schauſpielers und Sängers bey dem Berliniſchen Nationaltheater, Hn. *Gern*; unter No. IV. Vertheidigungsſchrift für den Martin von Troer in Breslau (der ſeinen Kopf erſt dem Scharfrichter, und dann den experimentirluſtigen jungen Ärzten der Sömmeringiſchen und Anti-Sömmeringiſchen Theorie hingeben muſste; der auch den bekannten königlichen Befehl veranlaſste, daſs es ohne Specialerlaubniſs nicht verſtattet ſeyn ſolle, mit den Körpern der Hingerichteten phyſiſche Experimente zu machen); unter No. VI Klage des Doctor *Zencker* wider die von Grafshoffſchen Erben, die Frage betreffend, ob auf Erfüllung des Verſprechens einer Patientin, ihrem Arzte in ihrer *annoch zu machenden* Verfügung ein Vermächtniſs zum Arztlohn feſtzuſetzen, von dem Arzte gegen die Erben der Verſprecherin geklagt werden könne? Die Frage iſt in zweyter und dritter Inſtanz bejahend entſchieden worden. Der Fall iſt für einen nachdenkenden Juriſten

sten vorzüglich um deswillen interessant, weil er einen neuen erläuternden Beweis giebt, dass die römische Theorie von der letzten Willensverordnung und die deutschen Lehren von den Erbverträgen in Einer und eben derselben Legislation consequenter Weise unmöglich neben einander bestehen konnen, und dass die Verbindung zweyer so unerträglicher Institute nothwendig zu tausend Rechtsungewissheiten und Streitigkeiten führen müsse. — Wir bemerken nur noch, dass Hr. *Paalzow* angefangen hat, den Ausarbeitungen der Anwälde auch die Urtheile der Richter beyzufügen, statt dass Hr. *Stengel* (wahrscheinlich um das Gebiet seiner *Beyträge zur preussischen Justizverfassung* nicht zu verletzen) sich bloss mit jenen begnügt hatte. P.

1. HERBORN, in d. Hohenschulbuchh.: *Analecten aus den Nassauischen und Solmsischen Rechten*, gesammelt von D. *Ludwig Böttger*, ord. Prof. d. Rechts zu Herborn. 1804. IV u. 232 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. mag wohl „den Zweck, welchen schon Plato und die Stoiker ernstlich empfahlen, Anderen nützlich zu seyn" (p. I) fest gewollt haben, und seinen Fleiss hat er durch Hinzufügung erläuternder Notizen und literarischer Noten allerdings bewährt; ob aber jener Zweck durch diese Sammlung erreicht sey, davon wird ein Überblick des Inhalts zeugen. Der Inhalt besteht in der ersten Abtheilung „*zur Geschichte der Nassauischen und Solmsischen Landesordnungen*" aus einem Abdruck schon langst gedruckter, zum Theil gar nicht einmal seltener, oder aus allgemein bekannten Werken (*Lünig's* Reichsarchiv) gezogener Urkunden, die wenig Interesse haben; (z. B. die Vorreden der Gesetzgeber (Patente) zu den Gerichts- und Landes-Ordnungen, die im Nassauischen und Solmsischen doch wohl hinlänglich bekannt seyn sollten, und ausserhalb ihres Sprengels nur Gelehrte beschäftigen werden, welche bey ihren Studien doch die ungleich wichtigeren Landesordnungen selbst in die Hand nehmen möchten;) aus Literar Notizen; Auszügen. Ihre Nachweisung würde in einer historischen Bibliothek von Nassau und Solms an ihrem Platz gewesen seyn; allein von der Nothwendigkeit des nochmaligen Abdrucks in der ganzen Vollständigkeit und mit typographischer Weitläuftigkeit kann sich Rec. nicht überzeugen. Die Werke von *Selchow*, *Scheidemantel*, *Estor*, *Reinhard* sind ja zum Theil in aller Händen, wenigstens sehr leicht zu erhalten. Unglücklicher Weise sind diese Nachrichten und Ausführungen dazu höchst unbedeutend, und wenn eine solche Sammlung, die an sich sehr nützlich seyn kann, angelegt werden sollte, so war eine Auswahl die erste Pflicht des Redacteurs. Nicht anders ist die zweyte Abtheilung: *Aus dem Nassauischem Staats- und Privat-Fürsten-Rechte* ausgestattet. Zuerst giebt sie einen Auszug des Deputat. Hauptschlusses vom 25 Febr. 1803 aus — *Leist's* Lehrbuch des Staatsrechts (konnte denn der Vf. keinen Originalabdruck erhalten und aus der ersten Quelle schöpfen? aber auch nachher liefert er uns von der „*für den Rechtsgelehrten in vorzüglichem Grade denkwürdigen Promotion*" (S. 215) des Fürsten Wilhelm IV von Oranien zum Doctor der Rechte in Oxford, eine Nachricht aus einem holländischen Blatt). Das Patent der fürstl. Regierung über das *Priv. de non appell. limit.* von 1751; Auszüge aus neuen Journalen (*Vogt* Staatsrelationen), und dann aus Dissertationen und Sammlungen, alte und neue [illegible]sauische Lande betreffend; *Schannat* von der Fulda[illegible]schen Erzkanzlerwürde und *Estor* von der Befreyung des Scharfrichters zu Herborn von der Stadtschatzung (eine besonders wichtige Abhandlung!) stehen hier mit Auszügen aus *Scheidemantels* Repert. gepaart. Das Neue möchten wohl die Statuten des ehemaligen Dillenburgischen Jagdordens von 1712 seyn, welche ganz interessant auch als Finanzspeculation sind, und das dem Literator willkommene Verzeichniss der Professoren des Rechts zu Herborn (S. 216) ausmachen. Nassauern und Solmsern mag diese Compilation immerhin nicht unangenehm seyn; aber wann wird der Vf. fertig werden, wenn er nach diesem Plan auch das Unbedeutendste nicht verschmähen will? Möchte er doch lieber seine anderen versprochenen und weit nützlicheren Untersuchungen gefördert haben! DW.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Germanien: Unumstösslicher Beweis, dass die Handhabung der Polizey der Wohlfahrt eines Landes schädlich ist.* Eine Rede, gehalten vor denen, die sie hören wollen. 1804. 96 S. 8. (8 gr.) Wohl dem Orte, wo man, wie jener Burgemeister zu *Friedrich dem Grossen*, sagen kann: „Von der Polizey wissen wir, *Gott sey Dank*, bey uns nichts." Jeder möchte wohl die *Vortheile* einer *guten Polizey* geniessen, aber wer lässt sich gern die *Aufopferungen* gefallen, welche sie fordert? Daher ist nichts gewöhnlicher, als Tadel der Polizeyverwaltung, und kein Geschäft ist undankbarer und lästiger, als sie.

Der Vf. dieser kleinen Posse bemüht sich, in einer launigen Ironie zu zeigen, dass Bettler, Diebe, Quacksalber, schlechte Hebammen, böse Wege, elende Wirthshäuser, vernachlässigte Feuerlöschungs-Anstalten, und Sonntagsmärkte, weit entfernt, gefährliche Erscheinungen im Staate zu seyn, vielmehr auf den hohen Wohlstand eines Landes deuten. Indem er die wohlthätigen Folgen dieser Polizeygebrechen im Tone des Spottes zu entwickeln sucht, mischt er zugleich einige Lehren ein, welcher sein Verbesserungsdrang sich entledigen wollte. Zwar fällt hier und da der Witz ins Schaale und Platte; z. B. wenn S. 56 das Klystir mit der Schweinsblase dem mit der Spritze unendlich vorgezogen wird, weil der Bauer vor dieser eine knechtische Furcht habe, und sie gewöhnlich mit einer Musquete vergleiche, durch welche ihm Pulver und Bley in den Leib geblasen wird, oder wenn S. 76 (nach den Altonaischen neuesten Staatsanzeigen) bewiesen wird, dass gute Hebammen mehr Feuersbrünste zur Folge haben, weil dann mehr Kinder lebendig bleiben, mithin mehr Feuchtigkeiten, woraus Salpeterdünste sich erzeugen, fliessen, folglich mehr Gewitter entstehen würden; auch könnte an mancher Stelle Ärgerniss genommen werden, als: bey dem (von einem Pfarrer herrührenden) Vorschlag S. 50 „den Geistlichen die Aufsicht über das liederliche Gesindel zu übergeben" oder bey der Anspielung S. 57 „Mögen unsere Kinder immerhin Bettlernuditäten und Opfer im Tempel der Venus vulgivaga sehen, das schadet nichts. Sie sind durch die leichten Trachten (leichte Tracht) ihrer Mütter und Schwestern schon an Nacktheiten gewöhnt, und sehen wahrlich nichts mehr, als was sich ihnen hinter den Spinnenweben-Gewändern unserer Damen jeden Augenblick darbietet" etc. Aber das sind nur Seitenhiebe der muthwilligen Satire; und oft gesagte Wahrheiten bedürfen einer neuen Einkleidung, damit es nicht heisse, wie der Vf. am Schlusse sagt: *„Ihr Thoren, redet euch heiser, schreibt euch müde; es bleibt doch alles beym Alten!"* Irret sich der Recensent nicht, so ist von dem Werkchen schon ein Nachdruck, auf 72 Seiten, erschienen. Ca.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER 1805.

MEDICIN.

1) Königsberg u. Leipzig, b. Göbbels u. Unzer: *Kurzgefasstes System der gerichtlichen Arzneywissenschaft.* Entworfen von D. *Joh. Dan. Metzger*, kön. preuss. Geh. Rath, Leibarzt und Professor. Dritte verbesserte Ausgabe. 1805. XII und 496 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Joh. Dan. Metzgers — gerichtlich-medicinische Abhandlungen.* Zweyter Theil. 1804. VIII u. 190 S. 8. (16 gr.)

3) Ebendaselbst: *Skizze einer medicinischen Encyklopädie, für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.* Ein Leitfaden zu akademischen Vorlesungen von *J. D. Metzger*, 1804. VIII u. 139 S. 8. (14 gr.)

No. 1 erscheint, die lateinischen Lettern abgerechnet, ganz in der Form der im J. 1798 herausgekommenen 2ten Ausgabe (s. J. A. L. Z. 1804. No. 137), enthält eben so viele Paragraphen und hat eben die guten Eigenschaften, fast aber auch eben so viele Mängel. An der Schreibart hat der Vf. sehr wenig geändert; vorzüglich in den Noten hat er manches ausgestrichen: das, was er hie und da hinzugesetzt, findet man auch grösstentheils in den beiden Bänden von No. 2 wieder. In der Einleitung hat er die Literatur der gerichtl. A. W. bis 1804 ergänzt, und manches Urtheil über die Schriften berichtigt. Z. B. in der 2ten Ausgabe wird gesagt: *Frenzels* gerichtl, polizeyliche Arzneywissenschaft habe einen ausgezeichneten Beyfall erhalten: in der 3ten Ausgabe aber lieset man anstatt *einen, keinen.* Am Ende des 1 Kap., wo eigentlich die Rede von den nöthigen Eigenschaften des gerichtlichen Arztes und Wundarztes ist, hielt der Vf. es nicht für überflüssig, auch die nöthigen Eigenschaften des Rechtsgelehrten, insofern er bey gerichtlich-medicinischen Geschäften mitzuwirken hat, anzuführen. Derselbe habe 1) Achtung für den gerichtlichen Arzt; 2) Sinn für das vorhabende Geschäft; 3) die Gabe, den streitigen Punkt, welcher von dem gerichtlichen Arzt zu erörtern ist, genau zu bestimmen; 4) das Talent, ein deutliches Protokoll zu entwerfen; 5) das Bestreben, den gerichtlichen Arzt sein Geschäft zu erleichtern. — Wenn der Vf. verlangt, dass der gerichtliche Arzt mit dem Geiste der Gesetze, besonders der Criminaljustiz des Staates, worin er lebt, eine vertraute Bekanntschaft gemacht haben soll (wahrlich eine übertriebene Foderung;) wenn er an einem anderen Orte will, dass in allen Stücken den Gesetzen Genugthuung geschehe; warum stellt er S. 44 den Satz auf: „Unsere Aussprüche müssen von Gesetz unabhängig seyn?" Fürchtete er nicht, dass diess leicht zu einem schädlichen Missverständnisse Anlass geben würde? — Wie flüchtig sehr oft Untersuchungen bey legalen Leichenöffnungen angestellt werden, ist bekannt. Leider! kann sich nun mancher gerichtliche Arzt zur Beschönigung seiner Nachlässigkeit auf den Ausspruch des Vf. berufen (S. 52): „anatomische Künste sind bey gerichtlichen Leichenöffnungen, wo man nur auf das von selbst in die Augen fallende zu sehen hat, überflüssig. Richtiger sagt der Vf. S. 91: „Die Zeit, binnen welcher der Tod auf die Verletzung folgt, kann bey der Bestimmung ihrer Tödtlichkeit nicht immer in Anschlag kommen"; anstatt, *in gar keinen Anschlag*, wie er sich in der 2 Ausgabe ausdrückte. Ausser den Kennzeichen eines frühreifen Kindes, welche in den frühern Ausgaben im §. 234 bestimmt worden, führt der Vf. zum Überfluss auch die Gegenwart der Sternhaut (*membrana pupillaris*) an. Wenn diese nur immer deutlich genug zu sehen wäre! §. 316 anstatt: „Hierdurch entgeht der Zuverlässigkeit der Lungenprobe nichts, *welche nur an gesunden Lungen angestellt werden muss*" sagt der Vf. jetzt, „*welche immer eine gesunde Beschaffenheit der Lungen voraussetzt.*" Merkwürdig ist unter andern der Zusatz im §. 424: „Die wiederkehrende Gemüthsruhe der Wahnsinnigen nach einem begangenen Morde beweiset nicht, dass derselbe nicht in einem *raptu melancholico* begangen sey. Es scheint oft, als ob die Gährung im Gemüth dieser Unglücklichen durch die That gedämpft wäre. So z. B. ist die Mörderin eines Kindes seit 10 Jahren ganz ruhig und bey Sinnen; wozu indessen auch der Mangel an Gelegenheit zum Trunk beytragen mag." Überhaupt aber wäre zu wünschen, dass der Vf. im Kapitel vom Wahnsinne *Reil's Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen* benutzt hätte. Man muss sich sehr wundern, dass er diese treffliche Schrift nicht einmal in einer Note angeführt hat. — Nach dem §. 489 soll ein allzugrosser Kitzler ein Hindernis der Beywohnung seyn, da hingegen die fehlende Clitoris den Beyschlaf reizlos (?) mache. Zu den Hindernissen der Zeugung bey dem weiblichen Geschlecht zählt der Vf. im §. 501 noch unmäsige Leidenschaften, Neigung zu hitzigen Getränken, allzulanges Stillen, allzuhäufigen Monatfluss. Ferner sagt er: „es gäbe zwar bejahrte Personen, besonders unverheyrathete, wel-

welche im 60sten Jahre wieder menstruirten. An der Fecundität solcher Personen wäre indessen sehr zu zweifeln, daher die vor kurzem aus Frankreich erschollene Geschichte der 60jährigen Mde. *Taillard*, welche Zwillinge geboren haben soll, wenig oder gar keinen Glauben verdiene."

Zum Ruhme der Verlagshandlung müssen wir hinzufügen, dass das Äussere dieser Ausgabe sich mehr, als der früheren, empfiehlt.

Nr. 2 enthält acht Aufsätze über gerichtlich-medicinische, und vier über medicinisch-polizeyliche Gegenstände. I. *Über Arsenikvergiftung und ihre Folgen.* Eine freymüthige und scharfsinnige Beurtheilung der bekannten Schrift: *Das Urtheil erster Instanz in der Untersuchungssache wider die verwittwete geh. Räthin Ursinus, geb. von Weiss, nebst der Geschichts-Erzählung und den Gründen* (Berlin 1803), worin man einigeneue Aufschlüsse über die Wirkungen und Kennzeichen der Arsenikvergiftung, auch in solchen Leichnamen, die schon mehrere Jahre begraben sind, findet. Das Merkwürdigste ist der unverwesete, vertrocknete Zustand zweyer Leichname nach länger, als zwey Jahren, die pergamentartige Verdickung der Haut und die Verwandlung der Eingeweide, besonders des Magens und der Gedärme in eine talgartige Masse, Erscheinungen, welche mit den gewöhnlichen Folgen der Arsenikvergiftungen nicht übereinzustimmen scheinen. Der Vf. glaubt, dass, da der Arsenik nach *Hahnemann* zugleich reizende und einschrumpfende Kräfte besitzt, jene, wie natürlich, nach dem Tode unwirksam, diese aber desto wirksamer werden, und dass die von *Morveau*, *Maret* und *Durande* bemerkte Eigenschaft des Arseniks, thierische und Gewächsstoffe vor der Fäulniss zu bewahren, daher zu leiten sey. Vielleicht könnte auch angenommen werden, dass in manchen Fällen, wo schnelle Fäulniss auf Arsenikvergiftungen folgt, diese mehr durch gewisse Gegengifte, namentlich durch Seifenwasser und Schwefelleber, befördert werde, als durch Arsenik selbst. II. *Über Opiumvergiftung und ihre Folgen.* Der Ausspruch der Brownschen Schule über die Kräfte des Opiums genügt dem Vf. nicht. Durch folgende Erklärung glaubt er der Wahrheit näher zu kommen (?) „Das Opium wirkt unmittelbar auf die Lebenskräfte, und zwar nach Umständen bald mehr auf Irritabilität, bald mehr auf Sensibilität, mehrentheils auf beide zugleich, bald gelinder, bald heftiger, nach Massgabe der Dose und des Zustandes der Reizfähigkeit, stimmt dieselben mehr oder weniger auf kürzere oder längere Zeit gänzlich um, excitirt und deprimirt sie wechselsweise und bringt so, nach Massgabe des vorhandenen körperlichen Zustandes, bald heilsame, bald nachtheilige Wirkungen hervor." Da ihm in seiner Amtsführung noch keine einzige Opiumvergiftung vorgekommen ist: so schränkt er sich hier bloss auf einige Vergiftungsfälle, die in *Pyls*, *Blumenbachs* und *Roose's* Schriften aufgezeichnet sind, ein, und vergleicht diese mit einander. Auch bey der Opiumvergiftung nimmt der Vf. drey Grade an, und theilt sie in die absolut-tödtliche, die für sich tödtliche und die zufällig-tödtliche. Wir lassen diese Eintheilung auf ihren Werth oder Unwerth beruhen, und bemerken nur, dass wir in einzelnen Vergiftungsfällen bey Bestimmung des Grades der Letalität nicht bloss auf die grössere oder geringere Dosis des Opiums Rücksicht zu nehmen haben. III. *Über den Gemüthszustand eines Mörders.* Es würde zu weitläuftig seyn, die Criminal-Geschichte hier mitzutheilen: nur also eine Bemerkung über das Gutachten des Vfs. In einem Verhöre hatte der Inquisit auf die Frage: was er für Ursachen gehabt, eine solche grausame Handlung zu begehen? geantwortet: „ich weiss von keiner Ursache, als dass mir immer so zu Muthe war, dass ich es thun sollte." Wie konnte nun demohngeachtet Hr. *M.*, dem die sämmtlichen Untersuchungsacten vorgelegt worden waren, behaupten, dass man in allen darin vorkommenden Antworten des Thäters Deutlichkeit, Präcision und Beständigkeit bemerke? IV. *Gutachten des ostpreussischen Collegii medici et Sanitatis über einen, von einem Ehemanne an seiner Gattin verübten Todtschlag.* Der Thäter, ein Brantweinbrenner, war eben mit der Mischung der zur Bereitung des Brantweins nöthigen Masse beschäftigt, wobey ihm sein Weib half, als er bemerkte, dass das Meischholz beschädiget war, sich sehr darüber entrüstete, seiner Frau damit zwey Stösse vor die Brust versetzte, dann noch drey so derbe Schläge auf den Rücken beybrachte, dass das Meischholz in Stücken zerbrach. (Solche Auftritte waren zwischen diesem Ehepaare nicht selten; sie wurden mehrentheils durch die schlechte Wirthschaft und durch die Liebe zum Brantwein von Seiten der Frau veranlasst. Eben an diesem Tage hatte sie schon eine gute Portion davon genossen.) Der Zank über das Meischholz führte noch einen anderen herbey, wobey die Frau noch eine derbe Ohrfeige erhielt, wovon sie auf einen Stuhl und mit dem Stuhle zur Erde fiel. Zwar richtete sie sich wieder auf, allein bald darauf fand sie der Mann sinnlos auf der Erde liegend: sie sprach nichts mehr, und starb einige Stunden nachher. Für die nächste Ursache des Todes erklären sowohl die Obducenten, als auch das *Collegium medicum* eine beträchtliche im Unterleibe gefundene Blutergiessung; jene halten die Verletzung für absolut-, dieses für zufällig letal. Das inquirirende Gericht beschuldigt die Obducenten einiger Nachlässigkeiten; das *Collegium medicum* aber spricht sie davon frey. Es wäre doch zu wünschen, dass bey der Section grössere Genauigkeit beobachtet, dass sie nicht am späten Abend (zur Winterszeit) vorgenommen worden wäre. Es entstehen immer noch die Fragen: Hätten nicht die Obducenten bey hellem Tage eher äusserliche Spuren einer Verletzung entdecken, eher die Öffnung eines Blutgefässes im Becken wahrnehmen, deutlicher eine widernatürliche Anfüllung der Blutgefässe im Hirne sehen können? Sie sagen bloss: „die Gefässe im Hirne *schienen* mehr Blut zu enthalten, als gewöhnlich." Ob eine Fractur der Beckenknochen da gewesen,

wesen, ist nicht untersucht worden. Die dünnen sowohl, als die dicken Därme, so wie auch der rechte Lappen der Leber hatten etwas Entzündetes an sich; die Milz war schwarz und sehr mürbe. Nach dem Urtheil des *collegii medici* waren dieses Folgen des Missbrauchs des Brantweins. Waren es vielleicht nicht vielmehr Producte des Todesacts? Wäre die Milz schon beym Leben sehr mürbe gewesen: hätten dann nicht die vielfältigen der Verstorbenen von ihrem Manne zugefügten Misshandlungen eher eine Zerreissung dieses Eingeweides, als eine Verletzung eines Blutgefässes im Becken veranlassen können? V. *Gutachten des ostpreussischen Collegii medici et sanitatis über eingeschickte Criminal-Acten verheimlichte Schwangerschaft und Geburt betreffend.* Diese Acten enthalten ein sehr fehlerhaftes *visum repertum*, worin der Physikus die Meinung äussert, das Kind müsse sich wohl durch die Placenta verblutet haben (?!!) — VI. *Gutachten über den Grad der Tödtlichkeit der an einem ermordeten Manne gefundenen Verletzungen.* Ein Beyspiel zum Beweise, dass ein Physikus in seinem *viso reperto* alle und jede, kleine und grosse, Verletzungen an einem Leichname mit musterhafter Genauigkeit aufzeichnen, und demungeachtet in seinem Urtheil über die Letalität dieser Verletzungen die gröbste Unwissenheit in den Anfangsgründen der gerichtlichen Arzneywissenschaft verrathen kann. VII. *Über Hospitäler.* Ein Gegenstück zu der Rede über diesen Gegenstand im ersten Theile S. 181. In den dort geäusserten Meinungen ist der Vf. durch die in Paris während der Revolution erschienene Schrift: *Idees sur les secours à donner aux pauvres dans une grande ville*, wovon ein Auszug hier geliefert wird, noch mehr bestärkt worden. Aber auch hier bemerkt man manches Einseitige. Wenn z. B. gesagt wird: „ein Professionist, der Hausvater ist, wird plötzlich krank. Der Arbeitslohn, von welchem die Familie bis jetzt lebte, fällt aus. Bringt man ihn in ein Hospital: so verläfst er mit doppelter Betrübniss Frau und Kinder, die indessen ohne Brod bleiben und betteln gehen müssen": so kann man fragen: ist es nicht einem Patienten, der Manches, was bey seiner Profession erfoderlich ist, in seiner Wohnung veranstalten will, nachtheilig, wenn dadurch seine Gemüthsruhe gestört, seine Seelenkräfte zu sehr angestrengt werden? u. s. f. Was von der Unmöglichkeit, in einem grossen Krankenhause Unterschleife in der Vertheilung der Nahrungsmittel und anderer Bedürfnisse zu vermeiden, gesagt wird, kann auch auf Krankenbesuch-Anstalten angewendet werden. Wer sollte wohl mit dem Vf. behaupten, dass die richtige Vertheilung der Nahrungs- und Arzneymittel sehr leicht in den Wohnungen der Kranken erzwungen werden könne? — VIII. *Über Irrhäuser und Behandlung der Wahnsinnigen.* Dieser Aufsatz verdient vor anderen die Aufmerksamkeit der Ärzte und Polizeyvorsteher. *Hufeland's* und des Vf. Vorschläge zur Verbesserung der Irranstalten sind in demselben mit einander vereinigt. Dass manche davon eine Einschränkung leiden, ist leicht einzusehen. Z. B. Einem jeden neuaufzunehmenden Wahnsinnigen sollen die Haupthaare sogleich abgeschnitten und der Kopf kahl geschoren werden. Während der ganzen Zeit seines Aufenthalts im Irrhause soll er den Kopf auch zur Winterszeit unbedeckt tragen. Sollte dieses nicht für manches Individuum schädliche Folgen haben? — IX. *Über einige neuerrichtete Medicinal-Anstalten zu Königsberg: a) das königl. Hebammen-Institut.* Der Fonds erwächst aus einer Abgabe bey Hochzeiten und Kindtaufen, welche im Lande gesammelt und vierteljährig an die Casse des Instituts abgeliefert wird. Seit seiner Stiftung im J. 1793 sind im Institute zwischen 500 — 600 Geburten vorgefallen; die meisten leicht und natürlich, äusserst wenig Zangengeburten und nur einmal eine Perforation. Auch in diesem Hebammen-Institute werden epileptische und mit ansteckenden Krankheiten behaftete Personen nicht aufgenommen. Wichtig sind allerdings die Gründe, warum man gewöhnlich solche Unglücklichen von der Aufnahme auszuschliessen pflegt. Ist aber, um nur Einen Nachtheil einer solchen Gewohnheit zu erwähnen, nicht zu fürchten, dass Hebammen, die daselbst Unterricht erhalten, solche Personen künftig nicht mit gleicher Sorgfalt behandeln werden, als andere? b) *Das königl. Schutzpocken-Impfungs-Institut.* So zahlreich auch die Vaccinationen bisher in Königsberg waren: so brach doch im Sept. 1803 daselbst eine Pocken-Epidemie aus, welche innerhalb 3 Monaten über 200 Kinder hinwegraffte. c) *Die von dem Magistrat angelegte Krankenanstalt.* Eine für diese Stadt zu kleine Anstalt. X. *Über Verbesserung der Anstalten zur Rettung der Ertrunkenen,* (vorzüglich, wie sie in Königsberg seyn sollten). Unter mehreren heilsamen Vorschlägen äussert der Vf. den Wunsch, dass 6 oder 7 Häuser in dieser Stadt zur Aufnahme und vorschriftsmässigen Behandlung der aus dem Wasser gezogenen Menschen bestimmt und eingerichtet werden möchten. Solche Rettungshäuser sollte der Physikus oft unvermuthet visitiren, und die daselbst aufbewahrten Instrumente revidiren. Alle Wundärzte sollen die Kunst des Wiederbelebens zu ihrem Hauptstudium machen, und er empfiehlt ihnen daher die dasigen akademischen Vorlesungen. Möchten doch an mehreren Orten von einsichtsvollen Männern für verschiedene Stände Vorlesungen über die Rettung der durch mancherley Gefahren in einen scheintodten Zustand gerathenen Mitbürger gehalten werden! XI. *Über die Frage: Welche von zwey oder drey (und mehreren) zu gleicher Zeit an einer gewaltsamen oder unvermutheten Todesart verstorbenen Personen zuerst gestorben? Oder über Priorität des Todes.* Eine kritische Beleuchtung einiger von andern Schriftstellern erwähnten Fälle, besonders solcher, wo bey mehreren Personen durch eine gemeinschaftliche Ursache eine Erstickung bewirkt wurde. Rec. wünschte, der Vf. hätte ausführlich gezeigt, welche Behutsamkeit von Seiten des gerichtlichen Arztes erfodert werde, der ein bestimmtes Urtheil über Priorität des Todes auf eine Section der Leichname gründen will. XII. *Was hat*

die gerichtliche Arzneywissenschaft durch die Bearbeitung der neuesten französischen gerichtlichen Ärzte gewonnen? Wenig, selbst durch die viel versprechenden Werke von *Foderé* und *Mahon*. Aus den kurzen Auszügen derselben, die hier geliefert werden, erhellt deutlich, dass sie wenig oder nichts enthalten, was nicht schon in den Schriften der deutschen gerichtlichen Ärzte, zum Theil besser, vorgetragen worden.

No. 3 ist wenig befriedigend. Zu keiner Zeit war die Erscheinung einer medicinischen Encyklopädie grösseres Bedürfniss, als gerade jetzt, wo der Umfang der A. W. so ausserordentlich ist, und wo die Zahl der Anfänger im Studio derselben sich so sehr vermehrt. Diese Lücke in unserer Literatur aber ist durch diese Schrift nicht ausgefüllt Vieles davon scheint schon vor dem J. 1790 entworfen zu seyn; sehr unschicklich daher sind die Worte auf dem Titel: *für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts*. Ordnung und Bündigkeit vermisst man an vielen Stellen. Die Einleitung enthält eine unvollendete Skizze der Geschichte der Medicin. War es aber nicht schicklicher, bey jedem einzelnen Theile derselben Etwas von der Literatur beyzufügen, wenigstens die vornehmsten Schriftsteller zu nennen, welche diesen oder jenen bearbeitet haben? Hr. M. theilt die medicinische Encyklopädie 1) in die Lehre von den vorbereitenden Wissenschaften; 2) die Lehre von den Hülfswissenschaften; 3) die Lehre von den die Medicin eigentlich constituirenden Wissenschaften, und 4) die Staatsarzneykunde, als einen besonderen getrennten Zweig der A. W. Physik rechnet er zu den vorbereitenden Wissenschaften. Ist diese aber nicht eben so, wie die Naturgeschichte, eine von den Hülfswissenschaften? Unter den wesentlichen Theilen der A. W. führt er unter anderen die *materia medica* an, jedoch die Pharmacie und pathologische Anatomie nur unter den Hülfswissenschaften. Erhalten auf diese Art die Anfänger eine zweckmässige Übersicht des Zusammenhangs der zur Medicin gehörenden Wissenschaften? Entbindungskunde erwähnt der Vf. bey der Physiologie. Die empirische Seelenlehre soll mehr in den Hörsälen der Ärzte, und Physik blos in den Hörsälen der Philosophen gelehrt werden. Der Vf. warnt den künftigen Arzt vor dem Studium jeder speculativen Philosophie, welche von Begriffen *a priori* ausgeht. Die Kantische Definition eines Organs hat nicht seinen Beyfall. Nach ihm ist Organismus Tauglichkeit zu einer gewissen Bestimmung. Kann man dieser Definition nicht eher den Vorwurf einer allzugrossen Allgemeinheit machen, als der Kantischen? Die unschickliche Eintheilung der Metalle in Ganzmetalle und Halbmetalle hat er noch beybehalten. Die Verrichtungen der thierischen Ökonomie theilt er in willkührliche und unwillkührliche ein. Ist diese Eintheilung aber nicht eben so wenig zweckmässig, als die alte in lebens- natürliche und thierische Functionen? Diätetik soll der einzige Theil der Wissenschaft seyn, welcher den Willkührlichkeiten der Neuerungssucht in dem verflossenen Jahrzehend entgangen sey. Kann man nicht eher behaupten, dass mehrere Grundsätze der Erregungstheorie auf die Diätetik schon einen heilsameren Einfluss gehabt haben? Was Gesundheit sey, wird vom Vf. nicht erklärt. Er begnügt sich, nur zu sagen: „Nichts nützliches muss aus dem Körper geführt werden, und nichts schädliches zurückbleiben, wenn die Gesundheit bestehen soll ??) Ob der Vf. die richtigen Grenzlinien zwischen einem Arzneymittel und einem Gifte zu ziehen weiss, mögen die Leser selbst aus Folgendem beurtheilen. S. 110: „In der Mischung des Arzneymittels ist nichts enthalten, das an und *für sich* dem Lebensprincip des Menschen gefährlich wäre; vielmehr sind davon zur rechten Zeit heilsame Wirkungen zu erwarten, und nur durch Zufall wird es schädlich. Da hingegen das Gift schon in seine Mischung etwas dem Lebensprincip des Menschen schädliches enthalt, das nur durch Kunst und Zusatz nützlich oder wenigstens unschädlich gemacht werden kann." Der Vf. theilt die Arzneymittel in stärkende, reizende, beruhigende, verdünnende, erweichende und ausführende. Dass sich eine solche Eintheilung eben so wenig auf eine geläuterte Pathologie gründe, als folgende Bestimmung der Heilarten: 1) die antiphlogistische, 2) die antiseptische, 3) die stärkend - reizende, 4) die ausleerende, 5) die eröffnende oder auflösende, 6) die empirisch - specifike, braucht Rec. wohl nicht erst zu beweisen.

eca.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Erfurt*, b. Keyser: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Thierheilkunde, oder genaue Beschreibung aller Krankheiten und Heilmethoden der sämmtlichen Hausthiere;* nach den neueren medicinischen Grundsätzen für denkende Ärzte, Thierärzte und Ökonomen von *Bernhard Laubender*, der W. W. und Arzneykunde Doctor, ausübendem Arzte in Rothenburg an der Tauber in Franken. I Band. 1803. XXXVI u. 346 S. II Bd. 1804. XII u. 436 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) Dem Vf., als blossem thierärztlichen Theoretiker, war es vorzüglich darum zu thun, das Brownische System in die Thierarzneykunde überzutragen, und dadurch dieser Wissenschaft zu nützen. In dieser Hinsicht verdient die Schrift alles Lob, wiewohl ihr für eine allgemeine Nutzbarkeit mehr Deutlichkeit zu wünschen wäre, da es so viele Thierärzte giebt, denen es an den zum Verstehen nöthigen Vorkenntnissen fehlt. In Ansehung des praktischen Theils darf man hier freylich nichts Neues erwarten. Der Vf. hat das Heilverfahren der berühmtesten Thierärzte angeführt, demselben die Brownische Theorie als Folie zu Grunde gelegt, und alles, was nicht zu dieser passt, nur zu übereilt, wie uns dünkt, als fehlerhaft verworfen. Auf diese Weise finden wir denn hier die Heilmethode *Tenneckers, Rohlwes, Kerstings, Sinds* u. a. m. wieder, nur dass ihre Meinungen und Erfahrungen sich nach dem Brownischen System fügen müssen. Wem es daher darum zu thun ist, neben der Erregungstheorie überhaupt, das Verfahren dieser Männer gut brownisch erklärt oder verworfen zu sehen, nun — der findet hier, was er sucht.

L.T.L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 SEPTEMBER, 1805.

MEDICIN.

Wien, b. Camesina: *Geburtshülfliche Fragmente, von* Dr. *Wilhelm Joseph Schmitt*, k. k. Rath und Staabsfeldarzte, Prof. der Geburtshülfe, der gerichtl. Heilkunde und der Medicinalkriegs-Polizey an der k. k. Josephs Akademie, etc. 1804. 149 S. 8. Mit einem Kupfer. (12 gr.)

Ueberall charakterisiren diese Fragmente den denkenden Geburtshelfer. — *Ansicht der Geburtshülfe als Theorie und Praxis im J. 1804.* Ein gedrängter schöner Aufsatz, zum Beweise, dass der Gebursheifer, als wahrer Künstler betrachtet, immer auf Einer Stufe mit dem Heilkünstler stehe. *Über das Mechanische der Geburt zur Berichtigung des Solingenschen Grundsatzes.* Bey weitem das lesenswertheste, durchdachteste Fragment. Der Vf. beweist, dass nicht *van Solingen* das Verdienst gebühre, das Mechanische der Geburt zuerst dargestellt zu haben, sondern dass schon *Röderer* und *Stein* (in seiner 2 Ausgabe) dasselbe und eben so bestimmt, eben so gründlich, wo nicht gründlicher, vorgetragen hatten. Überdiess aber hält er sich durch Erfahrung berechtigt zu zweifeln, dass der Kopf beym Eintreten ins Becken immer seine Hinterhauptsspitze darbiete; er ist im Gegentheil mit *Saxtorph* (und gewiss mit allen geübten Geburtshelfern) überzeugt, dass dieses gerade der seltenste Fall sey, und dass Anfangs der Scheitel zwar nicht horizontal, aber doch mehr horizontal als schräge auf der oberen Beckenöffnung aufliege, und nur nach Massgabe, als der Kopf in das Becken sinkt, eine mehr schräge Stellung, die zuletzt, soviel möglich, der senkrechten sich nähert, annehme. Es komme nur darauf an, gleich beym Anfang des sich öffnenden Muttermundes zu untersuchen, und nicht erst, wann der Muttermund schon geöffnet ist. Sogar werde man bey zu rechter Zeit unternommener Exploration den Kopf fast immer ganz queer, oft wohl mehr als queer, d. i. etwas schräge nach vorwärts gestellt finden. Es giebt keine gesetzmässige Stellung für den Kopf am Eingang des Beckens, die Natur stellt ihn, wie sie kann, und treibt ihn doch durch. Nicht selten ist bey schon längst begonnenem Geburtsacte und gestellter Blase vom Kopf nichts zu fühlen; und doch stellte er sich zuletzt, noch vor dem Wassersprung oder auch wohl gar nach demselben, eben so gesetzmässig zur Geburt, als wenn er es gleich vom Anfang gewesen wäre. Die Untersuchung der Momente, welche den Grund enthalten sollen, warum bey Scheitelgeburten der Kopf immer schräge, mit dem Gesicht rückwärts gekehrt eintreten müsse, sey völlig zwecklos, und diese Stellung des Kopfs hänge eben so wenig von der schrägen Stellung der Gebärmutter, als die Schrägheit der letzteren vom Druck des Mast- und Grimmdarms ab. Die progressive Bewegung des Kindes bey der Geburt, welche zwischen der geraden und kreisförmigen das Mittel hält, also nach einer Spirallinie geschieht, macht die Stellung des Kopfes vom Anfang gleichgültig. Diese spiralförmige Bewegung, welche *alle Theile* des Kindes bey der Geburt beschreiben, trägt das Hauptsächlichste zur Erleichterung der Geburt bey, und dieser Vortheil wurde bisher viel zu wenig geachtet. Die Natur lässt, um Kraft zu ersparen, den Kopf einen grösseren Raum durchlaufen, wie man einen feststeckenden Stöpsel aus der Flasche oder eine Kugel aus einem Flintenrohr zieht. Dieser Bewegung folgen alle Theile des Kinds (gegen *Baudeloque* und *Solingen*), wie man diess bey jeder Geburt siehet. Hierauf berichtigt der Vf. den Mechanismus des Austritts des Kopfs aus dem Becken gegen *Solingens* unbestimmten Ausdruck, und giebt sehr anschaulich die Bogenlinie an, welche der Kopf bey seiner progressiven Bewegung beschreibt, wobey das Hinterhaupt nicht unbeweglich unter dem Schaambogen stehen bleibt, und der Nacken bey der völligen Entwickelung der drehende Punkt wird. So bekannt dieser Mechanismus ist, so ist er doch so schön dargestellt, dass die Beschreibung anzieht. Dann berührt der Vf. das Mechanische der Entwickelung des Kopfs nach gebornem Rumpfe, welches auf den nämlichen Gesetzen beruhet, welchen der Kopf voran folgt. — *Über das Phänomen einer zufälligen Veränderung der Fruchtlage zur Geburt.* In allen Fällen der Lagenveränderungen während der Geburt, welche dem Vf. vorkamen, war die Gebärmutter von vielem Fruchtwasser ausgedehnt, und meistens war das Wasser noch nicht abgelaufen. Daher soll man, räth er, bey unregelmässigen Fruchtlagen, welche die Wendung zu erfodern scheinen, die Blase nicht zu voreilig sprengen, und die Wendung nicht vornehmen, ehe die Wasser von selbst gesprungen, vorausgesetzt, dass man ohne Gefahr warten könne, und dass von dem starken Herabdrängen des eintretenden Theils kein Nachtheil fürs Wendungsgeschäft zu besorgen sey. Nun führt er einen Fall einer solchen Lageveränderung an. Die Blase wurde, als der Muttermund völlig geöffnet war, und sie den

den ganzen Beckenausgang einnahm, gesprengt, und nichts von einem vorliegenden Theile gefühlt. Der Kopf lag über und vor den Schoofsbeinen. Nach einiger Zeit wurde die Frau auf ein Querbette gelegt, um die Wendung zu machen, und auf einmal zeigte sich der Kopf auf dem Eingang des Beckens gehörig gestellt, musste aber dennoch mit der Zange entwickelt werden. Er schreibt diese Einrichtung der mechanischen Bewegung des Körpers zu, und macht wieder aufmerksam auf *Wigand's* Vorschlag, die unrichtige Fruchtlage durch gewisse äufsere Behandlung des Bauchs unter den Wehen zu reguliren, wobey er wünscht, dass *Wigand* sich über diesen Vorschlag näher erklären möchte. *Beschreibung und Abbildung einer neuen Zungenbandscheere.* So sehr Rec. überzeugt ist, dass das Zungenband oft unnöthig gelöst werde: so ist er doch eben so fest überzeugt, dass des Vf. Behauptung, diese Operation sey vielleicht in zehntausend Fällen nur einmal nöthig, zu weit getrieben sey, zu welchem Satz den Rec. ausgebreitete Erfahrung in einer grofsen Stadt berechtiget, indem er schon oft, und gewiss nie unnöthig jene Operation machte, sowohl bey neugebornen Kindern, als auch bis ins zehnte Jahr. Eben so wenig sieht Rec. das Nöthige einer eigenen Scheere zu derselben ein. Für Geübte, sagt der Vf., sey sie überflüssig, und für Ungeübte, glaubt Rec., werde jedes Instrument Schwierigkeiten haben, und nimmt an, dass wer sich mit Operationen befasse, sich auf seine Hand müsse verlassen können, oder lieber nicht operiren solle. Auch Rec. bedient sich nie eines Mundspatels, sondern läfst das Kind schreyen, wobey es immer die Zunge in die Höhe zieht, und schneidet mit jeder vorn gut schneidenden Scheere das Band entzwey, ohne die Zunge auch nur mit einem Finger, wie der Vf. thut, zu halten. Übrigens wird man mit dieser Scheere seinen Zweck ebenfalls völlig erreichen. Die Blätter sind ganz breit, abgerundet, und nach Art der Hohlscheeren auf ihre Fläche gebogen.

J.

MÜNSTER in Westphalen, b. Waldeck: *Conrad Jac. Fries*, Lehrers auf d. Univers. zu Münster, Prosectors am dasigen Zergliederungssaale etc. *Abhandlung von der Umkehrung oder eigentlichen Inversion der Gebärmutter.* 1804. 172 S. 8. Mit 3 Kupfern. (16 gr.)

Im Ganzen eine sehr gute Monographie, über deren gedehnten Stil man sich wegsetzen muss. Der Vf. eifert gegen das Wort *Umstülpung*, und wählt lieber *Umkehrung*, ersteres scheint ihm etwas ganz anderes auszudrücken. Wahr ist es, Umstülpung ist kein gutes deutsches Wort; aber es ist so sehr naturalisirt, dass man gewiss weniger einen anderen Sinn damit verbindet, als mit dem Wort *Umkehrung*. So nennt er *Depressio uteri Einsackung* und *Heruntersenkung*, beides drückt aber offenbar etwas anderes aus. Warum Depression der Gebärmutter nicht als ein Grad der Umstülpung betrachtet werden dürfe, sieht Rec. nicht ein. Die Ursachen der Umstülpung, die Unterscheidung von ihren verschiedenen Graden und von anderen Krankheiten, Vorfall der Gebärmutter und ihren verschiedenen Graden, Polypen in ihren verschiedenen Zeiträumen werden genau angegeben, sowie auch die Vorhersagung. Bey der Behandlung der Einsackung (*Depression*) bemerkt der Vf. sehr richtig, dass man nicht an dem schon heruntergekommenen im Muttermund oder in der Scheide liegenden Mutterkuchen ziehen, sondern den entferntesten Ort aufsuchen, und wenn er noch anhänge, ihn sanft losschälen solle, weil man sonst sehr leicht eine Einsackung verursachen könne. Die Depression in ihrem ganzen Umfang so lange zusammendrücken, als wenn man sie verkleinern wollte, bis sie sich verloren hat, mag wohl auch angehen; Rec. konnte sie immer noch leicht mit gegen sie gedrückter konisch geformter Hand zurückdrücken. Anwendbarer ist dieser Rath bey der unvollkommenen, schon durch den Muttermund getretenen Umstülpung der Gebärmutter; ein Fall, in welchem man offenbar, wie bey dem Mastdarmvorfall verfahren muss. Auch Rec. würde nie zugeben, mit der geballten Faust nach *van Wy* dagegen zu drücken; doch scheint es ihm überflüssig zu seyn, die Frau dabey auf Knie und Ellenbogen zu legen. Bey chronischen Umstülpungen ist freylich kein Mutterkranz anwendbar. Der Vf. legte einmal mit Erfolg eine Flasche von elastischem Harz ein, welche er ausspritzte, zuband, und mit einer T Binde festhielt: so wie die verlorne Thätigkeit der Gebärmutter durch innerliche und äufserliche Mittel wieder hergestellt worden wäre, müsste diese Flasche wieder ausgezogen werden. Auch lobt er bey diesem Fall die Gebärmutterstütze in *Hufeland's* Journal. Hierauf kommt der Vf. auf das Verfahren bey der Zurückbringung der vollkommenen Umstülpung, wobey er alle bisher beschriebenen Methoden durchgeht, prüft und verwirft, und die ganz einfache wählt, mit konisch zugespitzter Hand auf die Convexität zu drücken, und so die Umstülpung nach der Richtung der Beckenaxe zurückzubringen, und wenn die Gebärmutter aus eigenen Kräften anfange, nach aufwärts stark zu wirken, diese sich selbst zu überlassen. Säfse der Mutterkuchen noch auf, so müsste dieser zuvor abgenommen werden. Gewiss ist diess die vernünftigste Art der Zurückbringung. Rec. verfuhr in einem einzigen ihm vorgekommenen Fall auf gleiche Art mit Glück, und weiss auch von anderen, dass sie so verfuhren. Nur glaubt Rec., dass der Vf. zu ängstlich genau darauf dringe, gerade auf die höchste Convexität zu drücken, und ist überzeugt, dass, wenn man auch nicht völlig die Mitte trifft, man doch seinen Zweck erreichen werde, wenn man nur die Richtung der Beckenaxe nicht vergisst, auf welche der Vf. weniger Gewicht legt. Auch *Osiander* giebt sie eben so an; nur räth er mit *Heister* Scarificationen bey der entzündeten Gebärmutter zu machen, welche der Vf. billig verwirft. Die Exstirpation der Gebärmutter würde er ohngefähr, wie *Osiander* es vorträgt, machen; nur dass er nicht, wie

wie dieser, die unterbundene Gebärmutter abzuschneiden räth, welches Rec. ebenfalls überflüssig zu seyn scheint. Hierauf erzählt der Vf. die Geschichte einer ihm selbst vorgekommenen Umkehrung der Gebärmutter, welche erst 24 Stunden nach herausgezogener Nachgeburt entstand. Wahrscheinlich verursachte das Ziehen an der Nabelschnur eine Depression, welche wegen des anhaltenden starken Untersichdrängens der Frau endlich in eine vollkommene Umkehrung überging. Mit Hülfe eines Freundes brachte er auf die angegebene Art die Gebärmutter zurück, wobey er die Thätigkeit derselben, als sie in den Muttermund zurückgeschoben war, auffallend bemerkte. Der Muttermund musste eigens entwickelt werden, worauf er sich sogleich zusammenzog. Die Frau wurde gerettet. Auf der ersten Kupfertafel ist diese vollkommene Umkehrung, und als Gegenstück ein vollkommener Vorfall der Gebärmutter mit gänzlich umgekehrter Scheide aus *v. Herders Beyträgen,* — auf der zweyten die Zurückbringung der vollkommenen Umkehrung, und die verschiedenen Grade der unvollkommenen Umkehrung, — auf der dritten schiefe Umkehrungen, eine ganz vollkommene Umkehrung etc. im Verticalschnitt dargestellt. J.

Marburg, in d. akad. Buchh.: *Geburtshülflicher Abhandlungen* I Heft. Von *Georg Wilhelm Stein,* Arzte in Cassel. 1803. 136 S. 8. (14 gr.)

Ein im Beyseyn des Vf. vom Garnisonmedicus *Hunold* in Cassel verrichteter Kaiserschnitt, durch welchen das Kind erhalten wurde, die Mutter aber nach 24 Stunden starb, gab die Veranlassung zu den hier vorgetragenen Ideen über die Ursachen des mehrentheils unglücklichen Ausganges dieser Operation, und über die Mittel, derselben künftig einen günstigeren Erfolg zuzusichern. Die Entstehung jener Ursachen schreibt der Vf. den langsamen, oder ungleichen Zusammenziehungen der Gebärmutter, und dem damit verbundenem Offenbleiben der Wunde zu. Dieses Offenbleiben der Wunde unterhielte dann den Nervenreiz bis zu einer sympathischen Erregung des Gallensystems zur Erzeugung, und dem Ausstossen widernatürlicher Stoffe durch Erbrechen. Als Folge dieses sympathischen Reizes geselle sich Flatulenz der Gedärme, Verstopfung des Leibes zu den ersten Erscheinungen, und werde sodann Veranlassung zu dem Tode der Operirten. Es ist nicht zu leugnen, dass die angeführten Zufälle fast bey allen Kaisergeburten in stärkerem oder schwächerem Grade bemerkt worden sind, und dass also allerdings in denselben die nächste Ursache des Todes zu suchen und anzunehmen ist. So lange daher die Gebärmutterwunde sich nicht mit ihren Lefzen der Vereinigung genähert hat: so lange ist durchaus keine Sicherheit der Person vor Gefahr erlangt. So lange man diese aber noch nicht erreicht hat, ist noch weniger Herstellung derselben bewirkt, und diese wird ganz aussenbleiben, wenn die Vereinigung der Wundlefzen unter gewissen Umständen unmöglich ist. Das natürliche Zusammenziehungsvermögen der Gebärmutter wird, bey der Kaisergeburt, sowohl durch die plötzliche Entleerung derselben, als durch das Durchschneiden eines grossen Theils der Muskelfiebern und Nerven, wodurch, bey regelmässiger Zusammenziehung des unverletzten oberen Theils, entweder irreguläre Zusammenziehungen des durchgeschnittenen, oder gänzliche Lähmung und Unthätigkeit des unteren Theils, entstehet, in ein widernatürliches Verhalten gebracht, oder ganz gestört, und eben dadurch die Vereinigung der Wunde unmöglich gemacht. Diese Sätze werden von dem Vf. sowohl aus der Structur der Gebärmutter, den bald zirkelförmig, bald perpendiculär laufenden Muskelfasern derselben, und aus dem Einflusse des übelgestalteten Beckens auf die entleerte Gebärmutter, als auch aus der Art des Vorganges einer regelmässigen Geburt, aus den Erscheinungen, welche man bey und nach der Kaisergeburt, und in den Leichen der an dieser Operation verstorbenen Personen bemerkte, sehr scharfsinnig und praktisch erklärt. Im zweyten Abschnitte werden einige Vorschläge gethan, um der Kaisergeburt einen glücklicheren Ausgang, durch Hinwegräumung jener Ursachen, zu verschaffen. Zu diesen Vorschlägen gehören: die Abwartung eines günstigeren Zeitpunkts zur Operation; — der durch einen gewissen, natürlich oder künstlich erreichten, Grad von Reizung der Muskelfaser der Gebärmutter bestimmt wird; — zweckmässige Entleerung der Gebärmutter, oder Beförderung der Geburt; endlich eine andere Richtung des Schnittes, welcher von den jetzt bekannten Arten des Längen- Seiten- und Querschnittes durchaus abweicht. Der Vf. schlägt daher vor, man solle gleichsam zwischen den genannten Schnitten durchgehen, und den Schnitt über den Leib in der Richtung nach dem Ende des Schenkels des Schaambeins der einen Seite durch die weisse Linie zum Ende der untersten falschen Rippe der anderen Seite, also schräg über den schwangeren Leib, führen, wobey sowohl die *vasa epigastrica* vermieden, als auch ein Vorfall der Urinblase verhütet werden würde. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Verfahrungsart manchen Vortheil gewähren muss; Rec. fürchtet nur, dass bey den, gewöhnlich gleich nach der Entleerung der Gebärmutter, oft auch schon während der Operation, eintretenden tumultuarischen Bewegungen der Gedärme, eine Portion derselben hervordringen, die Vereinigung der sehr grossen Wunde erschweren, oder wohl gar einen tödtlichen Ausgang veranlassen könne. Doch wünscht er, dass in grossen Hospitälern, bey vorkommenden Veranlassungen, von diesen Vorschlägen baldigst Gebrauch gemacht werde. A. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Hof,* b. Grau: *Über die Lösung der Nachgeburt. Ein paar Worte an das Publicum zur Ausrottung gefährlicher Irrthümer, welche sich kürzlich auch in Bayreuth bey dem Tode einer Wöchnerin geäussert haben,* von *J. G. Langer-*

germann, D. u. Medicinalrathe u. f. w. 1803. 69 S. 8. (4 gr.) Eine von dem Vf. behandelte Wöchnerin starb am 11 Tage nach der Niederkunft am Kindbetterinnenfieber. Man rechnete dem Vf. diesen Todesfall mit Bitterkeit an, weil er die Wegnahme eines kleinen Theiles des festsitzenden Mutterkuchens gleich nach der Geburt der Hebamme nicht erlauben wollte, obwohl derselbe 3 Tage nach der Entbindung ohne künstliche Hülfe abging. Dieses Ereigniss giebt dem Vf. Gelegenheit, sowohl seinen Unwillen über das unedle Benehmen der bayreuther Einwohner, in deren Mitte er seit 6 Jahren die Geburtshülfe ausübt, laut werden zu lassen, als auch seine Grundsatze über die Lösung der Nachgeburt, welche er als Hebammenlehrer bey dem Unterrichte vorträgt, und in der Praxis befolgt, auseinanderzusetzen. Diese stimmen vollkommen mit der Erfahrung, und mit den Vorschriften unserer besten Geburtshelfer überein, und Hr. *L.* ist sehr zu bedauren, in einer Gegend leben, lehren und Hülfe leisten zu müssen, in welcher, nach seinen Versicherungen, noch so viele abergläubische Vorurtheile Statt finden, und diese einen so bedeutenden Einfluss ausüben sollen. A. H.

Landshut, in d. Weberschen Buchh.: *Nutzen, Plan und Umfang öffentlicher Vorlesungen uber Staatsarzneykunst*, von Dr. *Heinr. Mar. von Leveling*, des H. R. R. Ritter, kurfürstl. wirkl. Rathe, und öff. ord. Lehrer der Medicin an der Universität zu Landshut etc. 1801. XVI u. 72 S. 8. (6 gr.) Wem jemals *Delius* in Erlangen *synopsis introduct. in medic. univers.* unter die Hände gekommen ist, der hat durch die Erinnerung daran die deutlichste Idee von dem vorliegenden Werkchen. Es sind die skeletirten *elementa med. forens.* von *Plenk*, von dem Vf. so zubereitet, „um seinen Zuhörern einen Vorgeschmack zu geben, woran sie etwas näher den wesentlichen Nutzen ermessen sollen, welchen ihnen als einsmaligen Staatsdienern, die hier erholte Kenntnisse gewähren können," (S. 18) und um „der kurfürstlichen geheimen Universitätskuratel, welche das Studium dieser Wissenschaften erst jüngsthin für angehende Ärzte, Wundärzte, Juristen und Kameralisten an hiesiger hohen Schule als *wesentlich* nothwendig vorschrieb," dadurch zu beweisen, „dass ihren gerechten Erwartungen nach Kräften entsprochen werde." Zu dem ersteren Zwecke würde eine blosse Durchblätterung der Plenkschen Anfangsgründe den künftigen Zuhörern weit mehr Genüge geleistet haben, und der letztere hätte sich hinreichend auf eine andere Art, ohne auf Kosten des Publicums, erreichen lassen. Überdiess fehlt es dieser Art Encyklopädie an gehöriger Genauigkeit und Präcision. So heisst es z. B. S. 31 zu determinirt: „Es müssen genau die allgemeinen Kennzeichen der Erstickung und die besonderen Zeichen des geschehenen Erhenkens erklärt werden, *woraus* (?) es *deutlich* (?!) wird, ob jemand — sich selbst erhenkt habe," u. s. w. Dahingegen sagt der Vf. S. 44 ff. zu allgemein und zu unbestimmt: „Ein Kind, welches gerechte Ansprüche auf Erbschaften seiner Ältern machen kann, muss — — bey einer Zwillingsgeburt zuerst geboren seyn," als wenn der zweyte Zwilling überhaupt gar kein Recht zu irgend einer Art Erbschaft behielte. Nach S. 51 beruht die Ehescheidung nur auf *Krankheiten*, und diese letztern selbst auf Unfruchtbarkeit oder Unvermögen, (d. h. S. 52 Hindernisse zur Begattung und Erzeugung oder Beschwängerung,) „jedoch müssen sie *unheilbar*, vor *geschlossener Ehe zugegen* gewesen, und *geheim gehalten* worden seyn:" gleichwohl ist (S. 52 ff.) das Unvermögen und die Unfruchtbarkeit auch (wie an und für sich sehr wahr ist,) unter andern „*relativ*." Dass von „ächten" Teufelsbesessenen (S. 54) und von „ächten" Wunderwerken (S. 56), hier die Rede ist, wird allenfalls Niemanden wundern; allein zweckmässiger wenigstens hätten beide, nebst den Gespenstern (S. 55) *in* die medicinische Polizey gehört. Diese letztere ist überhaupt, wie auch bey *Plenk*, am dürftigsten ausgefallen. So wird z. B. der Verfälschung der Brantweine (S. 62), der Kuhpocken (S. 69), der Verbindung der Medicin mit der Chirurgie, der *medicina sacerdotalis* (S 70 ff.), etc. gar nicht erwähnt. Dahingegen kommen S. 63 baufällige Häuser und Brücken, Strassenräuber, S. 67 Auswanderungen der Einwohner, etc. vor, die doch gar nicht hierher gehören, wenn man anders nicht einen grossen, vielleicht den grössten Theil der *allgemeinen* Polizey unter die *medicinische* bringen will. I. x. o.

Breslau, b. Schall: *Über den Tanz als Vergnügen und Schädlichkeit. Ein Beytrag zur Diätetik*, von D. *J. Wendt.* Mit einem Kupfer. Zweyte Auflage. 1804. 70 S. 8. (geheftet 8 gr.) Wir wünschen dem für das Wohl der Menschheit so warmen Vf. die Erfüllung seiner Hoffnung, „dass man diesen Aufsatz beherzigen möge, ohnerachtet er durch Erfahrung in Rücksicht gemeinnütziger Gegenstände belehrt, auch das Gegentheil fürchten könnte"; auf welche Furcht er auch am Schlusse noch einmal zurück kömmt. Er ist nicht sowohl für Ärzte, als für gebildete Nichtärzte geschrieben, und enthält daher auch nichts Therapeutisches (bloss die Empfehlung des Metallreizes und der Elektricität in der Heiserkeit ausgenommen). Zuerst *Etwas über die Geschichte des Tanzes*; sodann: *Über die Wirkungen des Tanzes auf den menschlichen Körper; Krankheiten, welche der übermässige Tanz im menschlichen Körper zu erzeugen vermag*: Lungenentzündung, Halsentzündung, Rheumatismus, Katarrh und Husten, Heiserkeit, Lungenschwindsucht (hierbey eine Abschweifung über die falschen Begriffe von angeerbten Krankheiten), Schlagfluss, zu frühe Entwickelung des Geschlechtstriebes. *Umstände, unter welchen das Tanzen ganz unterbleiben sollte*: zu zartes und zu hohes Alter; zu starke Constitution und zu fetter Körperbau (nach der Erklärung sollen beide Ausdrücke wohl für gleichbedeutend gelten); Schwangerschaft und Säugen; Engbrüstigkeit, unglücklicher Wuchs, Brüche, und überhaupt Gebrechlichkeiten aller Art; schwächliche Beschaffenheit des Körpers, welche entweder langwierige und leicht wiederkehrende Krankheiten erzeugt, oder nach Genesung von hitzigen Krankheiten noch nicht gehoben ist. *Bedingungen, unter denen das Tanzen für den Körper minder schädlich, wohl auch nützlich werden kann*: vor dem Tanze Rücksicht auf Kleidung, Nahrung und Stimmung des Geistes („der Tanz vermehrt den Frohsinn zwar, erzeugt ihn aber nicht"—) im Tanze Vermeidung aller übermässigen Anstrengung und zu langer Dauer desselben, aller Verkältung; nach dem Tanze gehöriges Ausruhen und Erholen, Verwahrung vor der kalten Luft beym Heimgehen, Vertauschung der Wäsche, und Schlaf „ohne niederschlagendes Pulver und beruhigenden Thee." — Alles, obschon nicht neu, doch gut und zweckmässig vorgetragen. Der ernsthafte Ton gelingt dem Vf. besser als der komische. Auch würden die meisten Anmerkungen ohne Verlust des Ganzen haben wegbleiben können. *Pthysis* und einige andere entstellte Wörter mögen wohl Druckfehler seyn. Ks.

Mannheim, b. Löffler: *Der Kindermord und die Mittel dagegen.* In medicinisch-polizeylicher Hinsicht. 1804. 124 S. 8. (8 gr.) Vermuthlich eine von den vielen Schriften, welche die Mannheimer Preisfrage vor etwa 24 Jahren veranlasste, und hier bloss mit einem neuen Titelbogen geziert. Für sich betrachtet ist diese Schrift so unbedeutend, dass sie keine zweyte Auflage veranlasst haben kann, man mag nun Sprache und Vortrag oder den Inhalt selbst in Erwägung ziehen. Eine gleiche und zugleich sehr schändliche Misshandlung der Freudenmädchen, so wie der verführten unschuldigen Mädchen, ihre Aufspähung durch besondere Keuschheitswächter und respective Hurenvögte, die Ausstellung ans Halseisen u. dgl. sind dem sehr jugendlichen Vf. Mittel, die Hurerey zu beschränken, obwohl sie verhältnissmässig so grausam seyn mögen, als die vormalige Behandlung der Kindermörderinnen. Durch dieses Mittel, durch Beschränkung des Luxus mittelst einer bestimmten Kleiderordnung, durch Bestrafung der Hagestolzen, Erleichterung der Ehen und bessere Erziehung glaubt er die Hauptursachen der Hurerey beseitigt. Diese erste Hälfte der Abhandlung ist sehr gehaltlos; besser ist die zweyte, welche von den Mitteln gegen den Kindermord handelt, doch ist es überflüssig, diese bekannten Dinge hier zu wiederholen. nt.

Druckfehler. In Nr. 185 S. 244 Z. 30 von oben fehlen hinter: *ermordete*: die Worte: *So ist diese Bemerkung an sich ganz richtig.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1805.

PHILOSOPHIE.

Marburg, in der neuen akad. Buchhandl.: *Resultate der philosophischen Forschungen über die Natur der menschlichen Erkenntniss von Plato bis Kant.* Eine gekrönte Preisschrift von D. *Th. A. Suabedissen.* 1805. VI und 444 S. in 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Eine gekrönte Preisschrift zu beurtheilen, hat eigene Schwierigkeiten. Lob scheint sich von selbst zu verstehen: bürgt nicht die Krone dafür? und hat nicht eines ganzen ehrenwerthen Collegiums Ausspruch mehr Gewicht, als des Recensenten einzelne Stimme? Jeden Tadel wird nicht nur der, welcher den Kranz trägt, sondern auch die, welche ihn gewunden, für ein Zupfen an den Blumen desselben ansehen, und ihn, als unleidlich, nicht anerkennen. Am besten scheint eine blosse Anzeige; aber Hn. *Suabedissen's* Bescheidenheit macht dem Rec. Muth, zu sagen, was ihm Recht scheint.

Nachdem die Philosophen lange Systeme gebauet, sagt Hr. S., die dem Anfall der Skeptiker nicht zu widerstehen vermocht, habe der Forscher Anstrengung sich auf das Ziel gewandt, durch Enthüllung des tief-verborgenen Mechanismus des menschlichen Geistes die Natur der Erkenntniss ans Licht zu ziehen. Ob diess Ziel erreicht sey, oder wie weit man sich ihm genähert: diess zu wissen habe grosses Interesse; aber es zu entscheiden, sey so schwer, dass es der Gegenstand einer eigenen Untersuchung werden müsse. Daher sey es dem Bedürfnisse der jetzigen Zeit in jeder Rücksicht eine angemessene Frage gewesen, welche die königl. dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen für das J. 1801 aufgestellt, nämlich: „Was hat die Philosophie in der Erforschung der Natur der menschlichen Erkenntniss existirender Dinge nach Plato und Aristoteles Neues geleistet?“ Sein Buch sey ein Versuch, diese Frage zu beantworten.

Rec. weiss nicht, ob jene Gesellschaft sich über ihre Meinung deutlicher erklärt hat: so wie die Frage dasteht, ist es in der That nicht leicht, zu bestimmen, was sie eigentlich will. Denn wenn unter *der Erkenntniss existirender Dinge* auch die Erforschung des Verhältnisses der Welt und des Bewusstseyns, die Einsicht in das Räthsel des Zusammenfallens des Objects mit der Vorstellung, mit Einem Worte das verstanden wird, was man Philosophie nennt: so bleibt das *geleistete Neue*, wonach gefragt wird, doch noch immer mehrsinnig. Einmal könnte die königliche Gesellschaft mit ihrer ganzen Frage, (die jetzt nur heissen würde: was hat die Philosophie wesentlich Neues geleistet?) wissen wollen: wie weit das Philosophiren seit Plato und Aristoteles der Philosophie näher gekommen? Alsdann aber hätte der Beantworter eine Philosophie — entweder eine eigene oder eine andere — als die wahre und vollendete an die Spitze seiner Abhandlung stellen, und nach diesem Masstabe beurtheilen müssen, was seit der beiden Griechen Zeit von anderen Philosophen zu diesem Ziele hin nach und nach geschehen seyn mag. Oder sie könnte zweytens zu erfahren wünschen, was denkende, meinende, phantasirende Männer seitdem gewusst, geglaubt, geschwärmt haben, gleichviel ob es höher oder niedriger, besser oder schlechter als das, was jene beiden Philosophen aufgestellt hatten. In beiden Fällen würde die Beantwortung der Frage nichts Geringes seyn; und wenn sie im ersten schwer, im zweyten innerhalb der bestimmten Zeit eines Jahres unmöglich ist: so dürfte eine dritte Weise, die Aufgabe zu lösen, die richtige seyn; die nämlich, welche nur die höchsten Ideen der aufgestellten Philosophien zur Vergleichung mit denen von Plato und Aristoteles an ein bestimmtes System hält, welches als das wahre vorausgesetzt wird. Diese Weise scheint Hn. S. vorgeschwebt zu haben, aber er hat sie nicht durchgeführt; ein Fehler, wovon wir den Grund sehen werden. — Rec. will nicht untersuchen, ob die Frage der kön. Gesellschaft dem Zeitbedürfnisse *in jeder Rücksicht* so angemessen ist; die Gesellschaft hat sie für nöthig gehalten, Hr. S. sie beantwortet. Seine Schrift ist gekrönt; sie wird also nicht nur die Meinung der Gesellschaft getroffen, sondern auch ihrem Wunsche genügt haben. Rec. ist kein Mitglied derselben.

Hr. S. bittet, dass man bey Beurtheilung seines Buchs Rücksicht darauf nehmen möge, dass es schon vor vier bis fünf Jahren geschrieben worden sey: eine jetzige Bearbeitung dieser Materie würde wahrscheinlich grössere Vollständigkeit mit sich gebracht haben. Rec. sieht aber nicht ein, wie auf diesen Umstand zu achten sey. Hatte Hr. S. die Schrift nicht in seiner Hand? Wenn er ihr jetzt grössere Vollkommenheiten geben konnte: warum hat er sie nicht umgearbeitet? Es mag sehr wahr seyn, dass er geglaubt, sie könne besonders dem Anfänger im Studium der Geschichte der Philosophie nützlich werden, und dass er sie deswegen der Bekanntwerdung nicht habe entziehen mögen: würde

de sie in gröfserer Vollendung weniger nützlich geworden seyn? Auch ist es nicht wohl zu begreifen, wie Hr. S. diese gröfsere Vollständigkeit, ausser darin, dafs er einige später gedruckte Bücher hätte anführen können, erwarten mag. Er sagt ja, diese Abhandlung solle ein Versuch seyn, jene Frage der Gesellschaft der Wissenschaften *historisch* zu beantworten; und diefs erklärt er dahin, dafs es heifse: „nicht aus einer angenommenen Theorie, sondern durch treue (?) und unbefangene Darstellung dessen, was selbstdenkende Männer aller (?) Zeiten über das Erkennen und Wissen der Menschen geurtheilt haben.“ Konnte diese Darstellung vor fünf Jahren nicht so gut geschehen, als jetzt?

Man sieht aus dieser Stelle, dafs Hn. S's Ansicht der Historie der Philosophie wohl nicht die richtige ist, und diese Ansicht ist eben der Grund des Fehlers, dessen wir oben erwähnten. Hr. S. leidet an einem Vorurtheil, welches sich ziemlich allgemein verbreitet hat, welches sich aber gewöhnlich selbst bestraft: an dem, dafs der Geschichtschreiber einer Disciplin oder Wissenschaft unparteyisch seyn müsse, das soll heifsen, dafs er als Geschichtschreiber keinen Grundsatz als Grundsatz, kein System als allein wahr und gewifs anerkennen dürfe. Diefs, meint man, raube ihm die Freyheit des Geistes, und den gleichmüthigen Ernst, durch welchen allein ein Verdienst gegen das andere abgewogen und erkannt werden möge. Aber, was ist jene vielgepriesene Unbefangenheit, wenn man sie etwas schärfer ansieht? Wenn sie sich selbst treu bliebe, und wäre, wofür sie sich giebt: so müfste sie, wie Eine Geschichtsart die Begebenheiten der Welt und die Handlungen der Völker und Menschen nur hinter einander stellt ohne weitere Kunst und Weisheit, blofs die Früchte sammeln, die im Verlauf der Zeiten zu einer Reife gelangten, dafs die Männer, bey welchen sie diese Reife erhielten, Welt und Nachwelt dazu einladen möchten. Sowie die Chronik die Vorfälle des Lebens, die grofsen wie die kleinen, in gleicher Breite und Wichtigkeit neben einander setzt, und es dem künftigen Historiker überläfst, nach dem Zweck seiner Geschichte das Wichtige von dem Unwichtigen zu sondern: so müfste auch ein Geschichtschreiber einer Wissenschaft, Kunst oder Doctrin, mit jener gepriesenen Unbefangenheit, Alles ohne Ausnahme, nach der Ordnung der Zeit, an einander reihen, was Grofses und Kleines in ihnen geschah, ohne dafs er sich anmafste, zu entscheiden, welches das Grofse und welches das Kleine ist. Aber in diesem Reiche giebt es keine Chronik. Das, was geschehen, ist von denen, durch welche es geschehen, der Welt vor die Augen gelegt in bleibenden Monumenten, (wenigstens eben so bleibend, als die Chronik selbst seyn würde,) und die Zeit reiht sie ohne Weiteres an einander. Die Unbefangenheit eines solchen Historikers würde also nur darin bestehen, diese Monumente zu sammeln. Will aber der Geschichtschreiber nur das Höchste und Wichtigste, oder irgend etwas Bestimmtes, in einer bestimmten Wissenschaft zusammenstellen: so verliert er offenbar sogleich die Unbefangenheit; er mafst sich an, das Höchste und Wichtigste zu sondern von dem Übrigen; er hat mithin einen Mafsstab, nach welchem er es sondert. Wenn also jene unbefangene Geschichtschreibung unmöglich, wenigstens werthlos ist, so hat jede befangene, eine solche, die von der Voraussetzung eines Systems als das wahre ausgeht, unwidersprechlichen Werth, und zwar wiederum historischen Werth. Sowie die beurtheilten Werke selbst Monumente der Geisteshöhe eines bestimmten Zeitalters sind: so ist die Ansicht und Beurtheilung dieser Werke eine wahre Charakteristik einer andern. Denn je mehr sich dieses als wahr angenommene System der wahrhaftigen Wahrheit nähert: desto herrlicher und reiner und wahrer werden die Bemühungen grofser Geister der früheren Zeit anerkannt, und ihre, auf dem Altar der Menschheit dargebrachten Werke gewürdigt; desto klarer und schöner wird der Gang der Entwicklung des menschlichen Geistes gezeichnet werden. Wenn z. B. *Locke* eine Geschichte der Philosophie geschrieben hätte, und *Fichte* eine zweyte: wie anders würden *Plato* und *Spinoza* bey jenem erscheinen, wie anders bey diesem! Und wie richtig würde durch die Vergleichung beider Geschichten die *Lockische* und *Fichtische* Periode charakterisirt seyn. *Winkelmann* wollte in seiner Geschichte der Kunst nicht eine Aufzählung der vorhandenen Kunstwerke liefern, sondern zugleich ein Lehrgebäude. So ist es recht; und so sollte jede Geschichte einer Doctrin und Wissenschaft geschrieben seyn!

Hr. S. meint, aus einer solchen unbefangenen Darstellung der Resultate philosophischer Forschungen müsse sich wohl am Ende der Punkt, auf welchem das Problem jetzt stehe, und zugleich die Vergleichung desselben mit der Ansicht, welche *Plato* und *Aristoteles* von demselben hatten, von selbst ergeben. Von selbst? Aber warum stellt denn Hr. S. diese Vergleichung an? Warum sagt er, wo das Problem jetzt stehe? Warum beurtheilt er überhaupt die Lehren der Philosophen, welche er vorträgt? Rec. ist weit entfernt, ihn darüber zu tadeln; im Gegentheil kann er nicht umhin zu gestehen, dafs seine Urtheile, wenn auch nicht sehr scharfsinnig und tief eindringend, doch oft sehr richtig sind; aber eben dadurch, dafs er es thut, beweiset er, was wir oben sagten, dafs das Unbefangenseynwollen sich selbst bestraft. Denn wornach beurtheilt Hr. S. der Philosophen Lehren? „Nicht aus einer angenommenen (d. h. als wahr vorausgesetzten) Theorie“. Nach einem gewissen Wahrheitsgefühl? Aber ein solches macht ja (S. 48) „alles Nachforschen und Philosophiren lächerlich.“ Oder nach unmittelbarer Evidenz? Aber „diese Evidenz mufs ja (S. 125) wieder auf Gründen beruhen;“ (Wobey wir Hn. S. doch fragen wollen, auf welchen Gründen denn der Grund der Gründe, der, weil er diefs ist, keine Gründe haben kann,, ruhet? Aus welchen Gründen erkennt er

er ihn für den Grund?) Wornach urtheilt also Hr. S.? Eigentlich nach dem Kantianismus; aber er will es nicht wahr haben, und fasst ihn nicht scharf und tief genug.

Das Ganze ist in drey Perioden abgetheilt. Die erste (S. 9—154) von *Plato* und *Aristoteles* bis *Locke* wird die *vorbereitende* genannt. Diesen Namen erhielt sie nicht in Beziehung auf die zweyte Periode (im Grunde dürfte auch jede vorbereitend für die folgende und alle künftigen seyn!), sondern „weil sie nur einzelne helle Blicke enthält; weil der menschliche Geist noch nicht in sich selbst zurück ging, weil man das Problem von der Natur der Erkenntniss noch nicht bestimmt ins Auge fasste". Und doch fallen in diesen Zeitraum *Plato*, *Plotin*, *Bruno*, *Spinoza* u. a! — Die zweyte Periode (S. 155—216) geht von *Locke* bis *Kant*, und wird die Zeit der innerlichen Streitigkeiten des Dogmatism genannt. In ihr soll die Natur der Erkenntniss zum Hauptgegenstande des Philosophirens gemacht seyn; aber man soll sich bald in Dogmatismus verloren haben, der durch sein Zerfallen in Parteyen (also dadurch?) dem Skepticism gewonnen Spiel gegeben. Die dritte Periode (S. 217—439) von *Kant* bis auf die jetzige Zeit, in welcher man mit grösserer Anstrengung und Ausdauer, als je, in den verborgensten Mechanismus des menschlichen Geistes einzudringen gesucht, wird als die Periode der Transscendental-Philosophie charakterisirt. — Man sieht also, dass die Schrift noch weiter geht, als ihr Titel sagt: auch *Fichte* und *Schelling* kommen vor; ja sogar *Bouterwecks* Ideen einer Apodiktik.

Gegen diese Eintheilung dürften sich leicht Einwendungen machen lassen. Dass die Perioden gar nicht charakterisirt, so bezeichnet sind, dass ihnen ein Unterscheidungscharakter aufgedrückt wäre, ist zu klar, als dass es bemerkt werden dürfte; und überhaupt ist die Frage, die aber hier weder untersucht noch ausgemacht werden kann, ob die Werke verschiedener Geister so zusammengestellt werden sollten, wie die Zeit sie hinter einander ans Licht gebracht hat? Durch das Reich der Geister scheinen mehrere Ketten zu laufen, und die mögen nahe verwandt seyn, welche Zeit und Ort, ihrer Erscheinung nach, fern von einander gestellt; die hingegen, welche Ein Tag sahe und Eine Mauer umfing, können so weit getrennt stehen, als wären sie durch Zonen und Jahrhunderte gesondert.

Was nun das Einzelne der Schrift betrifft: so würde es die Grenzen, die Rec. sich stecken muss, überschreiten, wenn er sich darauf einliesse. Hr. S. führt die Männer an, welche für die bedeutendsten gehalten zu werden pflegen, so, dass er ihre Philosophie, nach seiner Ansicht, in einige Punkte zusammendrängt, die sich auf seinen Zweck beziehen, und alsdann fällt er gewöhnlich darüber ein Urtheil. Wir haben schon gesagt, dass diess oft nicht unrichtig sey; aber auch sehr oft würde Rec. Vieles dagegen zu erinnern haben. Die Entscheidung der Frage: ob die wichtigsten Punkte der verschiedenen Systeme wirklich genommen sind, kommt, nach dem Vorigen, auf den eigenen Standpunkt an, aus welchem sie betrachtet werden; das Hauptresultat des ganzen Werks wird es klar machen. Eine Bemerkung, zu welcher Rec. hier Veranlassung findet, mag ihm, weil sie vielleicht nicht zur unrechten Zeit kommt, noch erlaubt seyn. — Von *Fichte* wird (S. 394) gesagt: „schon die Benennung Wissenschaftslehre gebe zu erkennen, was der grosse Zweck seiner Schriften sey; kein geringerer nämlich, als eine Wissenschaft der Wissenschaften aufzustellen, ein System der absoluten Grundsätze alles Wissens als einzig ächte und eigentliche Philosophie zu liefern, woraus denn die Grundsätze aller anderen sogenannten Wissenschaften abgeleitet werden könnten und müssten." Nicht sowohl dieser Stelle, die viel Wahres enthält, als einer fast allgemeinen Meinung wegen, macht Rec. folgende Bemerkung. In der Regel weiss man sich, wie es scheint, bey dem Namen *Wissenschaftslehre* nichts Bestimmtes zu denken. Vielleicht ist es durch frühere Äusserungen *Fichte's* geschehen, dass man auf die Meinung kam, er solle heissen: Wissenschaft der Wissenschaften, welche Benennung dann wieder: erste Wissenschaft, oder das bedeuten könnte, was Hr. *S.* darunter verstehen will. Ja ein berühmter Schriftsteller, der eben dieses in dem Namen suchte, meinte, *Fichte* hätte sich vielleicht grösseres Verdienst durch die Erfindung dieses Namens, anstatt des unpassenden — Philosophie, als durch sein System selbst erworben. Aber das ist Unrecht! Der Name Wissenschaftslehre passt nur für *Fichte's* System, und solche, die mit ihm vom gleichen Grundsatz ausgehen. Das System hat den Namen nicht von der Aufgabe, sondern von der Auflösung: es *lehrt*, wie das *Wissen schafft*. Nämlich das Höchste, das Eine und Absolute, was *Fichte* voraussetzt (d. h. weiset und nicht beweiset, weil es eben das Absolute ist) ist ihm das Wissen, und sein System ist nur die Nachconstruction der Art und Weise, wie das Wissen zu Stande kommt, und in diesem Zustande kommen nothwendig die Welt, und das — ihr gegenüber stehende — Bewusstseyn erzeugt, schaffet. Die eigentliche Wissenschaft ist sonach das Leben selbst, die Entwickelung des Ewigen, Einen in Zeit und Mannichfaltigkeit; sein System aber, als eine Nachconstruction derselben, ist nur Bild der Wissenschaft, nur Wissenschaftslehre, die freylich als Nachbild dem Vorbilde gleich seyn muss. Da diese Nachconstruction wieder gewusst wird; im Wissen, als dem Alleinseyenden, vorgeht: so kann das System (wenn es anders leistet, was es verheisst) mit Recht die Selbstconstruction des Wissens genannt werden. Wissenschaften aber wird *Fichte* im philosophischen Sprachgebrauche schlechterdings nicht zugeben können, wiewohl das, was man in gewöhnlicher Rede darunter zu verstehen pflegt, seinen Grundsatz in der Wissenschaftslehre finden wird. — Übrigens findet Hr. *S.* die Wissenschaftslehre so entsetzlich consequent, dass sich kein Auszug (und folglich auch keine Ansicht!)

da

davon geben läfst. *Schellings* System des Idealismus hilft ihm aus der Verlegenheit, und mufs sich, „als in demselben speculativen und systematischen Geiste geschrieben, und dabey eher eines zusammengedrängten und doch verständlichen Auszuges fähig," für beider Philosophen Philosophie excerpiren lassen!

Die allgemeinsten Resultate, die Hr. *S.* durch seine historische Untersuchung gefunden hat, sind: 1) „Noch giebt es keine allgemein geltende Theorie der Erkenntnifs." Wahrlich, ein dürftiges Resultat, welches die königlich-dänische Gesellschaft der Wissenschaften, wenn ihr Gott ein langes Bestehen verleiht, noch im Jahre 8801 wieder hören kann, wenn sie die Frage alsdann noch einmal aufstellt! 2) „Dennoch ist nicht wenig geleistet worden in der Erforschung der Natur menschlicher Erkenntnifs:" a) die Begriffe, die auf dieses Problem Bezug haben, sind vielseitiger erörtert, genauer bestimmt u. s. w. b) ist ausgemacht, dafs das Problem durch den Dualismus, oder durch den Materialismus, oder durch den transcendentalen Idealismus gelöset werden müsse. (?) c) Die Geschichte scheint zu beweisen, dafs es durch die beiden ersten nicht gelöset werden könne, sondern dafs es d) entweder gar nicht, oder durch den transcendentalen Idealismus geschehen müsse.

Das Buch ist übrigens nicht übel geschrieben; deutlich, ruhig, zuweilen rasch, oft tabellarisch trocken. Die neueren Werke scheint Hr. *S* studirt zu haben; bey den frühern war wohl *Tiedemann* Hauptquelle. Gegen „den allgemeinen Faulheitstrieb der Vernunft (der Vernunft!), die immer gern auf dem Polster eines Systems ruhet" (S. 73), hätte doch, wenn ein Denker so etwas denken konnte, der beständige Wechsel der Systeme ein Beweis seyn sollen. — Einige Druckfehler sind verbessert; ein drolliger Doppelfehler, gegen Grammatik und Sinn, ist (S. 193—194) stehen geblieben: eine gewisse Denkungsart, heifst es daselbst, habe in England einen scharfsinnigen Vertheidiger gefunden an — *Hume* und seine Gegner.

Δ9.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE. *Straubing*, in der von Schmidischen Buchhandl.: *Winke zur Begründung eines neuen Systems einer reinen Seelenlehre.* 1804. 104 S. 8. (10 gr.) Wie wenig sich von dem Vf. für die wirkliche Begründung eines neuen Systems der Seelenlehre erwarten lasse, sieht man, schon auf den ersten Seiten dieses Buches, besonders aus der Art, wie er selbst seine Schriftstellerey charakterisirt. „*Ein Drang, meine Überzeugungen zu begründen, oder an ihre Stelle Wahrheit zu setzen und zu wissen, was mein Daseyn zu bedeuten habe, veranlasste mich zu Reflexionen über mein Ich.* Die ruhigsten Stunden wurden dieser Betrachtung gewidmet. Ich lege hier durch diese Skizze die Resultate meiner Betrachtungen dem Publicum vor. Ich glaube auf *Billigkeit* Anspruch machen zu dürfen, *dass mein Wort*, welches einen so wichtigen Gegenstand betrifft, *auch gehört werde.* — Was meine Darstellung betrifft: so bin ich selbst damit unzufrieden. Allein wenn man bedenken wollte, in welch' kurzer Zeit ich meine Ideen zu entwerfen mich *genöthigt* (?) fand: so würde man damit Nachsicht haben. Ich hatte zwar meine Arbeit noch einige Zeit zur *nähern* (?) Ausbildung zurückbehalten, *wenn ich eine Gelegenheit dazu vor mir sähe*, und wenn *Einigung der Ideen der Psychologie die einzige* Idee in mir wäre, die auf *nähere Entwickelung wartete.*" Vermuthlich will uns der Vf. auch noch mit Winken zur Begründung eines neuen Systems der Metaphysik etc. beschenken. — „*Ganz vergraben aber wollte ich meine Gedanken*, nachdem ich *mich wenigst* (sic) für meine subjective Überzeugung und zum Theil darüber (worüber?) *ins Reine gearbeitet hatte*, doch nicht, weil *vielleicht* nicht blofs für mich etwas Wahres daran seyn könnte. *Ich habe mich freylich auch überredet*, dafs meine Bemerkungen im Ganzen *wenig, sehr wenig* enthalten mögen; *allein ich bin auch versichert, dass man, wenn man eine Psychologie begründen und in der Beurtheilung des menschlichen Geistes festen Fuss setzen will, von der Einheit des Bewusstseyns ausgehen, und die Realität der Dinge ausser uns annehmen müsse. Wenn ich also nur diesen Wink, der freylich mein Hauptwink ist, getroffen habe:* so ist meine Arbeit gerechtfertiget. Auch meine Beweisart ist nicht immer vollständig genug. Allein nähere Erörterung läfst eine Skizze nicht leicht zu; und dann halte ich dafür, *dass uns die gewöhnlichen Beweise nichts neues schafen* (sic), *sondern nur eine schon vorhandene Wahrheit als solche bestättigen* (sic); *denn sie sagen nichts mehr, als dass etwas so ist, wie es ist. Ich glaube aber, dass anschaulich darzuthun, wie etwas entstehe, überzeugender sey, als die Beweise; welches also mehr die Bekanntmachung eines geistigen Factums, als ein Beweis ist. So wenig ich diese Stufe nach Wunsch erreicht habe, so wenig ermüde ich Sie durch das Volum* (sic). — Der Mangel an Zusammenhang, Ordnung und Bestimmtheit der Ideen, der aus diesen Stellen spricht, geht nun durchs ganze Buch. Erst wirft der Vf. eine Menge Fragen auf, die theils unverständlich, theils unbeantwortlich sind, theils nicht in das Gebiet der Psychologie gehören. Z. B. *Liegt den Begriffen der Ursache und Wirkung, des Grundes und der Folge, Realität zum Grunde? Warum stehen wir unter ihren Gesetzen? Was hat es überhaupt mit unseren Vorstellungen für eine Bewandnifs? Liegt ihnen Wahrheit zum Grunde, oder sind sie ein nothwendiger Traum? Gesetzt nun, dass den Anschauungen Realitäten zum Grunde liegen, was sind unsere Ideen? sind sie mehr als eitle Bilder, welche die Vernunft eigenmächtig hersetzt*, und *der Unterhaltung wegen anschaut? Warum muss die Vernunft Ideen zeugen? Kann sie es nicht bleiben lassen?* (Eher hätte sich der Vf. selbst fragen können: Warum mufst du Bücher zeugen? Kannst du es nicht bleiben lassen?) *Wessen Natur sind die Gefühle? Wie kommen sie in die Seele des Menschen? Nicht nur das Sittengesetz, sondern überhaupt, wie kommen die Wissenschaften in den Menschen? Kann sich aus sich selbst (wie die Wissenschaften aus der Vernunft) etwas entfalten?* — u. s. w. u. s. w. Nachdem nun der Vf. diese und noch viele dergleichen Probleme aufgestellt hat, so fährt er fort: „Diese und noch andere unerklärbare Erscheinungen in dem M. bewegen mich, meine Gedanken über ein *vielleicht* neues Seelensystem vorzutragen. *Gesetzt auch, dass sie Albernheiten, Kleinigkeiten oder an dieser Stelle garnicht seyn sollten; so beruhigt mich doch das Recht, auch meine Gedanken vortragen zu dürfen und die Überzeugung, dass viele grosse Philosophen ebenfalls die grössten Irrthümer mit unter Kleinigkeiten und an mancher Stelle ebenso wenig, als ich, sagten, und die Welt war so weit davon entfernt, es ihnen übel zu nehmen, dass sie selbe vielmehr bewunderte und sie in ihren Irrthümern nachsprach.* — Wir wollen den Vf. in dieser Beruhigung nicht stören, allein er wird es uns hoffentlich auch nicht übel nehmen, wenn wir, *weit davon entfernt*, seine Gedanken über die Begründung eines neuen Systems der Seelenlehre zu *bewundern*, es nicht einmal über uns erhalten können, sie *in ihren Irrthümern nachzusprechen*, oder unseren Lesern zuzumuthen, sich noch mehr davon referiren zu lassen, und wir glauben ihm für die vielen Winke in seinem Buche, wodurch er uns in der Kenntnifs der menschlichen Seele nicht um einen Schritt weiter gebracht hat, zu seiner eigenen Selbstkenntnifs den einzigen Wink schuldig zu seyn, vor allen Dingen mehr Ordnung und Zusammenhang in seine Ideen zu bringen, bevor er wieder etwas dem Publicum davon mittheilt. Er wird alsdann auch gewifs solche Fehler der Rechtschreibung wie *empyrisch, Analisys, stettig, Stettigkeit, wenigst* für *wenigstens* etc. vermeiden.

L—r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 SEPTEMBER, 1805.

PÄDAGOGIK.

Wenn das polemische Gewand, welches seit der Pestalozzischen Epoche die Pädagogik angelegt hat, das heitere und friedliche Antlitz dieser Interpretin der beiden verschwisterten Naturen zu verhüllen scheint: so wird nur dadurch die innere Gährung, ohne welche sich im Reiche dieser Welt nun einmal nichts producirt, um so mehr begünstiget, und gegen die Entweihungen der Profanen in Sicherheit gestellt. Manche neue Wahrheit geht als ein Lichtfunken hervor, wenn zwey entgegengesetzte Meinungen feindlich sich an einander reiben; manche Einseitigkeit wird vermieden, indem die entgegengesetzten Seiten übertüncht erscheinen; manche Verunstaltung verhindert durch das Vorhalten eines bis zur Carricatur vergröfsernden Trugspiegels. Ihren ernsten Gang schreitet indess die Wahrheit fort, und fern vom Gewühl der Welt sondert der bessere Genius der Menschheit den Qualm, welcher mit dem Duft der Hostie hinaufsteigt zum Vater des Lichts.

Während *Pestalozzi* selbst mehr mit der praktischen Darstellung und Verbreitung seiner Methode beschäftigt zu seyn scheint, sucht man auf verschiedene Weise die Gemüther der Menschen theils durch Wärme, theils durch Überzeugung für seine Angelegenheit zu gewinnen. Durch einen warmen und kraftvollen Vortrag zeichnen sich vornehmlich die Auffatze von *F. J. Müller* aus, die er über diesen Gegenstand, in einer neuen pädagogischen Zeitschrift, die den Titel führt:

PASSAU, b. Ambrosi: *Blätter über Nationalbildung und Privaterziehung.* Ersten Bandes erstes Heft. 1804. 112 S. kl. 8.

zusammengebracht hat. Der Zweck dieser Blätter ist ein doppelter; theils soll der Nationalbildung im allgemeinen, theils der Pestalozzischen Methode, die wesentlich auf Volksbildung berechnet ist, das Wort geredet werden. In der ersten Beziehung hat Rec. mit Vergnügen den Auffatz: *Über den gegenseitigen Zusammenhang der Jugend-Erziehung, National-Bildung, Staatsverfassung und ihrer Theorien*, gelesen. In letzterer Hinsicht wünschte er weniger die polemische Tendenz, und die in der Wärme der Überzeugung zwar, aber dennoch zu bittere und daher bisweilen ungerechte Beurtheilung der Gegenpartey, hervorgehoben. Was die eben erwähnte Abhandlung anbetrifft, so geht Hr. *M.* von der Bemerkung aus, dass von dem mehrern oder mindern Anbaue der Nationalvernunft (ist diese etwas anders als die Vernunft schlechthin?) die bessere politische Stellung der Bürger, von dieser wiederum die Vervollkommnung jener abhänge. Dort, heisst es S. 2, wo unter gegebenen Staaten an Gehalt und Zahl die vernünftigsten Bürger sind, dort ist, wenigstens im nächsten Werden, die beste Verfassung. Das folgende ist mehr Räsonnement als Analyse, oder nähere Erörterung der Hauptgesichtspunkte, welche hier zu nehmen sind. So viel sieht man, dass der Vf. unmuthig über die getäuschten Erwartungen, die der zum Besseren emporstrebende Geist erregte, nun der Überzeugung lebt, dass unabhängig von ungünstigen äusseren Einflüssen sich durch eigene Kraft der Mensch erheben werde zur Vernunft und Freyheit. Daher setzt er auch eine durchaus auf die Bedürfnisse und Natur des Menschen berechnete Kinder- und Jugenderziehung an die Spitze der Nationalbildung. Diess macht den Übergang auf die Pestalozzische Lehrmethode, von der er sich, wie mehrere schon vor und nach ihm, durch eigene Ansicht der damals in Burgdorf, jetzt auf Wylhof bey Bern und in Yverdon bestehenden Anstalt, eine anschauliche Erkenntnifs verschaffte. — Wir finden hierüber: A. *Einige Linien zur Beurtheilung der Pestalozzischen Methoden von einem Augenzeugen.* Dieser Auffatz ist gar nicht gehaltlos, aber er kommt ein wenig zu spät, da einerseits die Methode selbst, andererseits auch die Kenntnifs derselben weiter gediehen ist. B. *Winke für künftige Recensenten Pestalozzi's.* C. *Über den Standpunkt der Beurtheilung Pestalozzi's im allgemeinen, und über Snethlage und seine Recensenten insbesondere.* Hier werden mehrere Stellen aus der im Augustftücke des vorigen Jahrganges schon recensirten Schrift des Hn. Director *Snethlage* ausgehoben und widerlegt. — Wir wünschen, dass der Vf. fortfahren möge, seine Gedanken über Erziehung und Unterricht in diesen Blättern niederzulegen, und zugleich praktisch mitzuwirken zur Vervollkommnung und Verbreitung einer Lehrmethode, die mehr intensiv als extensiv nach Allgemeingültigkeit strebt.

Sein Glaubensbekenntnifs über die neueren Lehrmethoden legte ein sachverständiger, für die Verbesserung des Schulwesens sehr thätig wirkender Staatsmann in folgender kleinen Schrift nieder:

BERLIN, b. Nicolai: *Über Pestalozzis und Oliviers Lehrarten.* 1804. 20 S. 8.

Der Vf. bemerkt zu Anfange dieses Auffatzes: Die neuen Lehrmethoden haben das Schicksal der kritischen Philosophie; überall treffen sie auf Land, das schon in Besitz genommen ist; und jeden Schritt machen

chen ihnen Inhaber, unrechtmäfsige fowohl als rechtmäfsige, ftreitig. Er fucht nun die Hauptmomente beider Lehrarten anzudeuten, und bemerkt, dafs fie dem wefentlichften Theile nach in den füdpreuffifchen Departements eingeführt find. Der Auffatz empfielt fich durch einen der Sache angemeffenen fehr lichtvollen Vortrag, und durch eine plane Überficht des Ganzen.

Nicht minder intereffant war uns der *Nachtrag*, welchen der Hr. Kriegsrath *Himly* feiner früherhin fchon angezeigten gehaltreichen Schrift: *Verfuch einer Einleitung in die Grundfätze des Peftalozzifchen Elementarunterrichts* u. f. w. noch beyzufügen für nöthig fand. Es werden theils noch einige Punkte weiter ins Licht gefetzt, theils die Vortheile der Lehrmethode nachdrücklicher hervorgehoben; theils wird aber auch gezeigt, inwiefern Zahl, Form und Sprache Elementarpunkte feyen. Die Frage: ob gegenwärtig fchon wirklich etwas mit den Peftalozzifchen Ideen gewonnen fey, beantwortet er S. 17 alfo: „Ja! noch einmal! Nichts mehr und nichts weniger als die unendlich wichtige unvergefsliche Idee der zum Zweck einiger allgemein zu fichernden völligen Menfchenbildung als einzigen Mittels zu verfuchenden Anfchauungskunft." Der Vf. rechtfertiget hierauf die Behauptung der Unfehlbarkeit jener Ideen, welche dem Peftalozzifchen Lehrfyftem zum Grunde liegen. Übrigens legitimirt er die ebengenannten drey Elementarpunkte S. 25 aus dem Grunde, „weil kein anderer Gefichtspunkt allen Gegenftänden gemeinfchaftlich, und zugleich fo geartet fey, dafs dadurch zuförderft eine beftimmte Erkenntnifs von dem Gegenftande, als einem für fich beftehenden Dinge unvermifcht und abgefondert erhalten werde, damit demnächft eine Anfchliefsung der Erkenntnifs aller übrigen Eigenfchaften angefchloffen werden könne." Diefer Grund reicht als ein äufserer nicht hin, um die innere Nothwendigkeit der Entwickelungsmittel aufser Zweifel zu fetzen. Nicht dafs wir die Aufsenwelt *erkennen*, fondern dafs wir uns felbft finden, indem wir uns entfalten und dadurch zur höchften Potenz heraufheben, diefs erfordert, dafs man die Punkte auffuche, welche die geiftigen Gefetze gleichfam äufserlich oder in Concreto darftellen. Es kann alfo auch nicht fowohl auf die Anfangspunkte der Erkenntniffe als vielmehr auf die Erregungsmittel der freyen Geiftesthätigkeit ankommen. Nun läfst es fich allerdings darthun, dafs gerade jene drey Punkte es find, durch welche die inneren Operationen äufserlich darftellbar werden. Darüber nur konnte Rec. feine Bemerkungen nicht zurückhalten. Übrigens wünfcht er nichts mehr, als dafs der denkende und zugleich fo warm fprechende Vf. noch ferner die Stunden feiner Mufse pädagogifchen Befchäftigungen fchenken möge.

Ein anderes Intereffe erregt folgende Schrift:

Leipzig, b. Dyk: *Bericht an Sr. Königl. Majeftät von Preuffen über das Peftalozzifche Inftitut.* Von *Karl Witte.* 1805. 8. (6 gr.)

Der Vf. wurde von dem Confiftorium zu Magdeburg beauftragt, bey Gelegenheit feiner Schweizer-Reife, die er feiner Gefundheit wegen machte, zugleich auf das Peftalozzifche Inftitut feine Aufmerkfamkeit zu richten. Diefem Auftrage verdankt der gegenwärtige Bericht fein Dafeyn. Seinen Beruf, über den ganzen Umfang der Peftalozzifchen Methode fprechen zu dürfen, documentirt Hr. *W.* durch einen intereffanten Brief, welchen ihm *Peftalozzi* nachfchickte. Es wird in diefer gehaltreichen Schrift fehr richtig das Peftalozzifche Inftitut gefchieden von dem ganzen Umfange feines Zwecks. Sein Inftitut ift eine Erziehungs- und Lehranftalt, die in mancher Hinficht noch als folche fich vervollkommnen läfst. Als Lehranftalt ift fie eine recht eigentliche Experimentalfchule für die Methode. Aber *Peftalozzi's* Zweck ift allgemeine Volksbildung und namentlich Befreyung des Drucks der niedrigften Claffe, in die er gefunde Vernunft, Herzensgüte, Gradheit des Sinnes, und Feftigkeit des Willens, fo wie die nöthigen Fertigkeiten der Hand bringen wollte (S. 13); um dadurch, wie er fich felbft ausdrückt, zu bewirken, dafs diefe wiffen, von Nichts zu Etwas zu kommen (S. 52). Von diefem unmittelbarften Zwecke wurde er durch den Drang der Umftände abgeführt: und als unfer Vf. ihm offen fagte, dafs er hier nicht finde, was er fuche, dafs er keine Gertrud und ihre Kinder, fondern ein Inftitut finde, erwiederte *Peftalozzi:* „Sie haben Recht: aber was follte ich machen? Ich hatte nichts, gar nichts in Händen, und die Welt gab mir nichts, denn man glaubte mir nicht. Ich mufste alfo aus meinem eigentlichen Zwecke herausgehen, und Kinder vermögender Ältern elementarifch bilden;" und weiter unten heifst es: „Ach, ftände ich, wo ich ftehen wollte und follte, im Kreife armer, phyfifch oder moralifch verwaifter Kinder, ich würde eine ganz andere Schule errichten. In ihr würde ich freylich den Kreis der Erkenntniffe des armen Bauernkindes ftets vor Augen haben, diefer Kreis würde beftimmt berechnet und begränzt, dann aber in fich lückenlos gelaffen werden, damit ein höchft verftändiges *Bauernkind* daraus hervorgehe" u. f. w. Aus diefem Gefichtspunkte mufs natürlich der Umfang und die Art des Peftalozzifchen Verfahrens ganz anders beurtheilt werden. Demohngeachtet würde man fehr irren, wenn man fich dadurch zu dem Wahne verleiten liefse, als fey dadurch die Lehrart völlig abgefchieden von der Bildung für höhere Stände. Sie geht vielmehr wefentlich darauf hinaus, eine allgemeine Elementarbildung zu begründen, und den Faden zu geben, an welchem ein jeder mit Sicherheit in die Arme der Vernunft geführt werden könne. Nur die Gegenftände des Unterrichts, die ja doch allezeit nur das Zufällige find, können fich ändern; die Behandlungsart bleibt diefelbe; und defshalb darf allerdings die Methode auf Allgemeingültigkeit gerechte Anfprüche machen. — Die biographifchen Notizen, welche fich (von S. 14) über *Peftalozzi's* Perfon hier vorfinden, hat Rec. mit defto gröfserem Intereffe

tereſſe geleſen, je mehr Aufſchluſs ſie über den eigenthümlichen Gang der Peſtalozziſchen Ideen geben. Auch was Peſtalozzi für die moraliſch-religiöſe Bildung thut, wird mit Recht gewürdiget. Rec. glaubt wohl, daſs die Anzahl der poſitiven Religionsſtunden in den meiſten Schulen mehr betragen, und daſs man überall die Glaubensformeln gewiſſenhafter lehren werde, als in der Peſtalozziſchen Anſtalt; aber ob das wahre Weſen der Religion, die Zartheit und Würde, mit welcher dieſes in den Herzen und Gemüthern der Kinder geweckt und genährt wird, auf gleiche Weiſe überall geheiligt und dadurch ſo viel gewirkt werde, als hier, daran muſs Rec. wenigſtens ſo lange noch zweifeln, bis er nach ähnlichen Grundſätzen mit gleicher Wärme dieſes Allerheiligſte, was der Menſch in ſich hat, allgemeiner behandelt ſehen wird.

Auch Rec. wünſcht übrigens mit dem Vf., daſs eine menſchenfreundliche und zugleich mächtige Regierung, einige Seminariſten unter der Leitung irgend eines *durchaus* ſachverſtändigen Mannes die Lehrmethode ſtudiren, und anwenden laſſen möge, um dann nach ein oder mehrjähriger Erfahrung ein vollſtändiges und zuverläſſiges Urtheil fällen zu können.

Eine Lücke, die mehrere ſchon in der Peſtalozziſchen Lehrart, in ſo weit ſie bis jetzt bekannt iſt, finden konnten, iſt ohne Zweifel die äſthetiſche und die ihr verſchwiſterte moraliſch-religiöſe Bildung, an der auch das Volk gerechte Anſprüche machen darf. Bisher wurden darüber von P. ſelbſt nur wenig Fingerzeige gegeben. Deſto willkommener war uns eine hier einſchlagende Abhandlung von dem Hn. D. *Herbart*, die er der neuen Auflage ſeines ſchon früherhin recenſirten Buches:

Göttingen, b. Röwer: *ABC der Anſchauung als ein Cyklus von Vorübungen im Auffaſſen der Geſtalten.* 1804. 281 S. 8.

mit einverleibte. Sie führt die Überſchrift:

Über die äſthetiſche Darſtellung der Welt als das Hauptgeſchäft der Erziehung.

Der Vf. ſetzt Moralität, die er mit *Kant* als höchſten Zweck des Menſchen anerkennt, als die *eine* Aufgabe der Erziehung. Dieſs erfodere aber eine Erweiterung des Begriffs, eine Nachweiſung ſeiner nothwendigen Vorausſetzungen, als Bedingung ſeiner realen Möglichkeit. Er findet in dem *guten Willen* d. h. dem ſteten Entſchluſſe, (als Act der Thätigkeit bleibt der Entſchluſs immer nur die Sache eines Moments) ſich als Individuum unter dem Geſetze, das allgemein verpflichtet, zu denken, die nächſte Beziehung des Begriffs der Sittlichkeit. Indem dieſer Wille den Gemüthsbewegungen entgegen iſt, ſo wird die *Sittlichkeit*, die vorher bloſs eine Eigenſchaft, eine Beſtimmung des Willens war, zur *Tugend*. Von beiden verſchieden iſt *Legalität*, d. i. die richtige Erkenntniſs des moraliſchen Geſetzes. (Dieſe Begriffe ſind nicht ganz richtig. Denn was den Begriff der Legalität anbetrifft: ſo kann dieſe nicht wohl eine Erkenntniſs genannt werden; vielmehr iſt ſie Handlung und beſteht weſentlich in der Befolgung des gegebenen Geſetzes. Dieſes Geſetz iſt hier mit Unrecht als das moraliſche ſchlechthin bezeichnet, indem ſich Legalität nicht auf die innere, ſondern nur auf die äuſsere Handlung bezieht, die als ſolche nichts Abſolutes mehr in ſich enthält. Eben ſo wenig kann Rec. dem oben ſo beſtimmten Unterſchied zwiſchen Sittlichkeit und Tugend ſeine Zuſtimmung geben. Denn hier erſcheint Tugend als höhere Potenz der Sittlichkeit; das iſt ſie aber nicht, indem dieſe mehr als Ideal der Gattung beſteht, und daſeyn müſste, wenn auch kein Individuum beſtände. Die Tugend iſt aber die höchſte Blüthe nicht mehr der Menſchennatur, ſondern der freyeſten Handlungen der Individuen. Sittlichkeit iſt das Gegebene, Tugend das Erworbene; die letztere ſchafft ſich der Menſch, die erſtere iſt der Abdruck einer höheren Natur, die ſich im Reiche der Organiſation nur individualiſiren kann.) Den Charakter bilden heiſst ihm S. 250 *machen*, daſs der Zögling ſich ſelbſt finde, als wählend das Gute, als verwerfend das Böſe. (Dieſs iſt theils zu unbeſtimmt, theils ſagt es zu wenig: denn ein jedes Weſen, das da frey handelt, muſs ſich als ſolches ſchon finden, denn nur dieſes enthält den Grund der Möglichkeit einer freyen Entwickelung. Als erſtes Prädikat des guten Willens ſetzt der Vf. den *Gehorſam*, dem ein Befehl gegenüber ſteht, der aber durchaus nichts Beſtimmtes, ſondern ein Unbeſtimmtes, Vielfaches enthält. Beide Acte, der des Gehorſams, ſowie der des Gebots, ſind Wille, und können als Acte noch nichts Sittliches ſeyn, indem ſie unabhängig da ſind, ehe ſie in das gebietende Verhältniſs zu den Neigungen treten. Nicht als aufſtellend den Machtſpruch darf der Sittliche ſich erſcheinen, ſondern als findend eine *Nothwendigkeit*; aber weder eine theoretiſche noch eine logiſche (letztere kann im Weſentlichen von der erſteren nicht verſchieden ſeyn) noch eine *moraliſche* (von einer ſolchen kann ſich Rec. auch durchaus keine Vorſtellung machen) ſondern eine *äſthetiſche*. Dieſe ſpricht in abſoluten Urtheilen ganz ohne Beweis und entſteht bey dem vollendeten Vorſtellen ſeines Gegenſtandes. Das Hauptgeſchäft der Erziehung wäre dieſem zufolge eine äſthetiſche Darſtellung der Welt. Dieſs analyſirt der Vf. nicht weiter, ſondern deutet in dem Folgenden nur einige Hauptzüge an. Auſser den glücklichen Umgebungen des Hauſes ſcheint er vornehmlich das klüglich angebrachte Hindeuten auf das Überſinnliche anzuempfehlen. S. 270 kommt Hr. *H.* auf einmal zur Idee von Gott, den er das reelle Centrum aller praktiſchen Ideen und ihrer ſchrankenloſen Wirkſamkeit nennt. Hier ſieht man ſich zu plötzlich in einer ganz anderen Sphäre. Es fehlt die Brücke zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Welt. Wie erhebt ſich der Menſch aus dem ſchrankenvollen Erdenleben hinauf zu dem Unbegrenzten, dem Unendlichen, das er in der Idee der Gottheit individualiſirt? dieſs iſt eine Frage, die ohnfehlbar hier vorauszuſchicken war. Die Idee der Gottheit ſcheint hier

hier zu müſsig; zwar heiſst es S. 273: er (Gott) fülle den Hintergrund der Erinnerung als das älteste und erste, bey dem alle Besinnung des aus dem verwirrten Leben zurückkehrenden Geistes immer zuletzt anlangen müſse, um, wie im eigenen Selbst, in der Feyer des Glaubens zu ruhen. Aber daraus sieht man weder das Bedürfniſs, noch den Grund des Glaubens an ein höheres Wesen.

Die Bemerkung, welche der Vf. weiterhin beybringt, daſs der Unterricht den Menschen immer in zwey getrennten, aber stets gleichzeitig fortlaufenden Reihen dem Höchsten entgegen zu führen habe, die er durch die Namen *Erkenntniſs* und *Theilnahme* bezeichnet, ist sehr richtig. Rec. hätte eine noch weitere Ausführung derselben gewünscht.

Die Abhandlung verdient denkenden Erziehern um so mehr zur eigenen, sorgfältigeren Lectüre anempfohlen zu werden, je weniger sie auf einen schon bekannten Weg führt. Etwas Vollständiges konnte der Vf. selbst in so wenig Blättern nicht geben, ohnerachtet der Leser mehr Ausführlichkeit auf der einen und gröſseren Zusammenhang auf der anderen Seite hätte wünschen können.

Übrigens ist die zweyte Auflage *des A B C der Anschauung* wenig verändert. Nur einige Anmerkungen und ein Nachtrag sind dazu gekommen. In dem letzteren erklärt sich der Vf., daſs er seine Schrift aus der Reihe der P. Elementarbücher zurückziehen wolle. Dieſs frappirte Rec. um so mehr, je weniger ihm bekannt ist, daſs jemand es in dieselbe aufgenommen habe. Denn dem hellsehenden Vf. kann es doch unmöglich entgehen, daſs seine so sehr prädominirende wiſſenschaftliche Tendenz neben *Pestalozzi's* Streben, ein jedes Unterrichtsmittel möglichst zu simplificiren, und ihm die unmittelbarste Beziehung auf seinen nächsten Zweck zu geben, gleich Anfangs eine sichere Grenzlinie gezogen habe.

A^×.

HANNOVER, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntniſs und Verbeſſerung des Kirchen- und Schulwesens in den königlich Braunschweig-Lüneburgischen Kurlanden*, gesammelt und herausgegeben von D. *J. C. Salfeld.* Sechster Band. Erstes Heft. 1804. Zweytes Heft. 1805. 288 S. 8. (18 gr.)

Erstes Heft: I. *Kurzgefaſste Geschichte der Stiftung und Einrichtung der königl. Hofschulinstitute zu Hannover;* eines für die Söhne und eines für die Töchter der königl. Bedienten bürgerlichen Standes. Möge diese Beschreibung Nachahmung erwecken in anderen groſsen Städten, die sich solcher Institute noch nicht erfreuen, wie sie jene Stadt der edlen Wirksamkeit des Herausgebers dieser Blätter, als Stifters, und seiner Nachfolger in der Direction verdankt! Es werden hiedurch die Vortheile eines gemeinschaftlichen Unterrichts (s. S. 8) gewonnen, und die Nachtheile vermieden, welche für die feinere Bildung des Herzens und der Sitten bey der Jugend der gebildetern Stände aus der Mischung mit jener der roheren Claſſe nur zu leicht entstehen. II. *Über Unterrichtspolizey.* Vom Gen. Sup. *Eggers.* Mit Recht wird dahin entschieden, daſs bey Ältern Zwangsmittel zum fleiſsigen Schulbesuch ihrer Kinder anzuwenden sind. Noch mehr wird aller Zweifel hiervon abgeschnitten werden, wenn man auf ein höheres Princip zurückgeht und beweiſt, daſs es eigenthümliche Pflicht des Staats als Staats ist, der Jugendbildung sich ernstlich anzunehmen. III. *Ein Beytrag zu der Claſſification der Pflichten in der Moral.* Vom Sup. *Vasmer.* „Man müſſe zu der gewöhnlichen Eintheilung der Pflichten (gegen Gott, uns selbst und den Nächsten) noch zwey Claſſen hinzufügen: *Pflichten gegen verstorbene Menschen* und *gegen die Thiere.*" Was man *in Ansehung dieser* zu beobachten habe, wird sehr gut angegeben; aber nach welchem *Eintheilungsprincip* können diese Pflichten mit denen gegen Wesen von thätiger Existenz und Persönlichkeit, in *eine* Claſſe und gleichen Rang gestellt werden? Höchstens möchten sie einen *Anhang* zu diesen ausmachen, wie in *Schmids* theol. Moral „das Verhalten gegen die Thiere" S. 674. Richtiger aber würden sie wohl unter höhere Pflichten subsumirt, nämlich *die gegen Verstorbene* unter die Pflichten der Achtung gegen Menschenwürde, der Erhaltung des Lebens (beym Scheintod und guten Namens anderer auch nach ihrem Tode (wozu wir noch rechnen würden, ihr Andenken nicht durch abergläubische Sagen von ihrer Wiedererscheinung als Gespenster zu entehren); *die gegen Thiere* unter die Pflicht des Gehorsams gegen Gott, um seine Zwecke auch mit der thierischen Schöpfung möglichst zu befördern (1 Mos. 1, 22), den Schöpfer in seinen Geschöpfen zu ehren. IV. *Liturgische Versuche.* Vom Sup. *Reiche.* Trau- Tauf- Einsegnungsreden und Anrede vor einer Eidesleistung — die sämmtlich einen gewandten Redner zeigen.

Zweytes Heft: I. *Verhandlungen einer Prediger-Conferenz über Schulangelegenheiten* (unter der Direction des Sup. *Bornträger*); greifen kräftig ins Innere des Landschulwesens ein. II. *Über Unterricht und Behandlung der Confirmanden.* Vom Archidiak. *Heinrichs;* dringt vornehmlich auf Listen, welche sich der Prediger zur vollständigen Charakteristik eines jeden Kindes von deſſen eilften Jahre an halten solle. III. *Zwey Copulationsreden.* Vom Past. *Dräseke;* die erste über den sehr guten Gedanken, daſs besonders „für Personen, die kindlich an ihren Ältern gehandelt haben, der Tag ihrer ehelichen Verbindung ein Freudentag seyn könne;" die zweyte ist „nach freyer Meditation gesprochen, *nachher* erst niedergeschrieben." Möchte wenigstens das Letzte *nicht* geschehen seyn! — Noch äuſsern wir dem würdigen Herausgeber den Wunsch, zuweilen auch *Ordinationsreden* mitzutheilen, wie deren eine in einem früheren Bande sich fand. Der *Mann im Amte* lieſet sie, fühlt sich ermuntert, und weiſs nun erst die beste Anwendung davon zu machen; mancher Schlummernde wird aufgeweckt; und wohlthätig muſs es auf den ganzen Stand wirken, wenn er die Grundsätze und den Geist edler und aufgeklärter Obern immer anschaulicher kennen lernt, und diese dadurch auf ihn selbst und sein Wirken mehreren Einfluſs gewinnen.

S. L. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 SEPTEMBER, 1805.

JUGENDSCHRIFTEN.

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Gemälde der britanischen Inseln und des Zustandes der Sitten, Gebräuche und Lebensart ihrer Bewohner.* Erste Abtheilung. Mit Kupfern. 1804. XIV und 496 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Neues Bilderbuch für die Jugend, in kurzen, unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen der vornehmsten europäischen Nationen und von den Merkwürdigkeiten der Länder, welche sie bewohnen. Ein Buch zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde unter der Jugend. Drittes Bändchen. Ein Gemälde der britanischen Inseln enthaltend.

Das Werkchen entspricht dem Urtheile, welches ein anderer Recensent über das zweyte Bändchen des Bilderbuchs im 72sten St. der diesjährigen Allg. Literat. Zeit. gefällt hat, dass nämlich unter der grossen Menge von Schriften, die bey angenehmer Unterhaltung die Jugend in der Länder-Kenntniss weiter bringen wollen, diese Compilation keine der schlechteren sey. Nach einer allgemeinen Einleitung, welche fast ganz aus *Büschings* Erdbeschreibung zum Theil wörtlich, jedoch mit der Bemerkung der neuesten Volkszahl u. s. w., abgeschrieben ist, wo aber bey der Parlaments-Beschreibung nichts von der Concurrenz oder Repräsentation Irrlands vorkömmt, welches doch wohl allerdings, wenn auch bloss von England die Rede ist, schicklich gewesen wäre — folgen in 125 Abschnitten erst allerley kurze Nachrichten von London und verschiedenen englischen Städten, sodann bald längere, bald kürzere Fragmente über den Charakter, die Sitten und Gebräuche des englischen Volks. Alle diese Abschn. sind grösstentheils wörtlich aus *Archenholz, Moriz, Wendeborn, Küttner, Volkmann, Hassel* und anderen Reisebeschreibungen abgeschrieben, und man stösst nur selten auf eigene Bemerkungen. Das Ganze erhält dadurch eine sonderbare Gestalt wegen der Verschiedenheit des Stils, welcher in jenen Reisebeschreibungen herrscht. Die neueren Bemerkungen einiger Franzosen scheint der Vf. nicht zu kennen, und einige sind doch interessant genug, z. B. in *Ferri de St. Constant Londres et les Anglais, Baert Tableau de la grande-Bretagne* u. s. w. Über die Auswahl der abgeschriebenen Stellen kann man den Compilator eben nicht tadeln, aber wohl über die Zusammenreihung. Es ist widrig von einer Parlamentswahl (11) in die Kingsbench (12), vom Waarenlager der ostindischen Compagnie (17) in das brittische Museum (18), und von diesem zu den Miethkutschen in London (19) geführt zu werden. Noch bunter ist die Zusammenstellung bey den Graffschaften. Auffallend muss dem Leser seyn, dass der Compilator bald den Verfasser der Stelle nennt, den er abschreibt, bald bloss denselben unter dem Namen eines Reisenden anführt, bald ohne alle Anführung ganze Stellen abschreibt, und dabey das vom Vf. z. B. *Moriz* gebrauchte: *Ich* stehen lässt, wobey man denn nicht weiss, wer das Ich seyn soll. — Was für ein lehrreiches Lesebuch für die Jugend liesse sich nicht aus dem überaus grossen Vorrathe von Materialien schaffen, wenn ein Mann sie ordnete und verarbeitete, der nicht bloss gesunde Finger und gute Federn, sondern Beurtheilungskraft u. s. w. hätte!! Die Kupfer sind insgesammt hart; der Kohlwagen S. 296 und das Pferderennen S. 386 unter aller Kritik.

Si.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Fibel für Kinder oder methodischer Elementarunterricht im Lesen und Abstrahiren nach Pestalozzi, Olivier und eigenen Ideen* von M. *Friedr. Herrmann,* Conrector in Lübben. Mit 14 Kupf. (Ohne Jahrszahl.) 213 S. 8.

2) Ebendas.: *Über den Zweck und die praktische Anwendung des Elementarunterrichts.* In vertrauten Briefen als nöthiger Appendix zu meinem methodischen Elementarunterricht von M. *Friedr. Herrmann.* (Ohne Jahrszahl.) 57 S. 8. (Mit dem vorsteh. zusammen 1 Rthlr. 14 gr.)

In No. 2 entwickelt und vertheidigt der Vf. die Grundsätze, die er bey der Ausarbeitung von No. 1 befolgt hat. Wir lassen daher billig die Beurtheilung dieser 2ten Schrift der Kritik der ersteren vorausgehen. Nachdem der Vf. in dem ersten Briefe eine Skizze der Geschichte des Elementarunterrichts mit einigen grell hervorspringenden Strichen in Pestalozzi's Manier hingezeichnet hat, z. B.: „Man hatte sich in Betreff dieses Unterrichts *ganz* von der Natur entfernt, und es waren gerade die zwey berühmtesten Völker des Alterthums, welche uns hierin mit ihrem Beyspiel vorangingen; man stieg nicht durch den offenen Sinn des Kindes in die Tiefen seines Geistes, man riss gewaltsam den blutenden Geist aus den warmen Umgebungen des Sinnes, um beide zu tödten" — kommt er auf die Pestalozzische Unterrichtsmethode, die

die er im Ganzen richtig darstellt. Im 2ten Briefe geht er hierauf zu einer Kritik dieser Methode fort. Sie scheine ihm weder den Zweck des Elementarunterrichts scharf ins Auge zu fassen, noch auch in sich selbst eine ausreichende Vollständigkeit zu besitzen. „Es ist, wenn Sie wollen, ein prächtiges Fragment, aus dem classischen Boden des Erkolano hervorgewühlt, und die Menschenbildung, welche es bezweckt, kann demnach auch nicht anders als fragmentarisch seyn" Der von P. so oft wiederholte Satz: der Elementarunterricht müsse der Natur angepasst werden, könne nicht den Zweck desselben enthalten, (denn das Mittel könne nicht zugleich auch Zweck seyn,) und nach der gewöhnlichen Meinung, welche in diesem Unterricht blofs die *Propädeutik zum 2ten Cursus* des Erziehungsgeschäftes finde, sey der Zweck desselben zu relativ, als dass sich die Frage wie viel in den Elem. Unterricht gehöre, daraus befriedigend beantworten lasse. „Die Elementarerziehung, (welches Wort der Vf. mit Elem. Unterricht, als völlig gleichbedeutend gebraucht) sagt er S. 16, muss als ein Ganzes an sich betrachtet, einen absoluten Zweck haben, und zum guten Glück liegt dieser so nahe, dass ich mich verwundere, wie (er) Jahrtausende hindurch dem Scharfblick der ersten Denker hat entgehen können." — Dieser Jahrtausende lang und auch von Pestal. verkannte Zweck der Elem. Erziehung ist: „*das Kind dadurch, dass man es kennen lehrt, was Natur und Menschen in der Welt gethan haben, und welches die Beziehungen zwischen ihm und allen anderen Wesen sind, in der Welt zu fixiren.*" — „Nur ein in der Welt wohl fixirtes Kind könne in die Hände der zweyten (kosmopolitischen) Erziehung abgeliefert werden, damit sie seine Kräfte zur Erreichung weltbürgerlicher Zwecke ausbilde. Diese selbst ist nur eine Propädeutik zur dritten höchsten (moralischen) Erziehung, in welcher der Weltbürger Anweisung erhält, wie er seine freye Kraft als ein Bürger im unsichtbaren Gottesreiche unter der Legislatur der Vernunft zu Zwecken der Unsterblichkeit gebrauche." — In den ersten Lebensjahren des Kindes werde übrigens diess schwere Geschäft des Fixirens von der Natur selbst sehr erleichtert, und der Erzieher habe blofs die negative Verbindlichkeit, die grossen, wenn gleich stillen Operationen derselben nicht zu hindern. Dann aber entstehe die Frage: Wo sich die Kunst an die Natur anzuschliessen habe, um ihre Wirkungen frey zu leiten und sie zu beherrschen? — Hier klagt nun der Vf. die Pestal. Methode der Unvollständigkeit an. P. nehme 3 Reflexionspunkte an, wodurch das Nachdenken des Kindes bestimmt werden solle, oder wie sie unser Vf. nennt 3 Rectionspunkte: Form, Zahl und Wort; allein dadurch sey das Wesen eines Gegenstandes noch lange nicht erschöpft. Der Schall, die Bewegung, die Schwere, die Masse, woraus er besteht, der Geruch, der Geschmack u. dgl. könnten so wie die Farbe nicht minder wesentliche Merkmale eines Gegenstandes seyn. Zu den 3 Fragen der Pest. Unterrichtsmethode 1) welche Gestalt hat der Gegenstand in der Anschauung? 2) in welcher Zahl ist er vorhanden? 3) wie heisst er? — müsse noch eine 4te hinzukommen: welche physischen Verhältnisse nimmt man an ihm wahr? Ja diese 4te Frage müsse noch vor den andern hergehen, weil das Kind sich früher um die Farbe, den Geschmack, die Dauer (das letztere vorzüglich in Beziehung auf den Geschmackssinn) als um die Gestalt der Gegenstände bekümmere. Mit Hinsicht auf diese 4 Rectionspunkte giebt es nun nach unserem Vf. 4 Elementardisciplinen 1) *die Anschauungslehre der phys. Verhältnisse der Gegenstände*, 2) *der graphischen* (Mass) *Verhältnisse*, 3) *der arithmetischen* (Zahlen) *Verhältnisse*, 4) *der Elementarsprachlehre*. Aber auch damit sey die Elem. Erziehung noch nicht geschlossen. Das Selbstgefühl des Kindes müsse in der Menge von Eindrücken, womit es von aussen überströmt werde, verloren gehen, wenn man es nicht eine 5te Frage, die wichtigste von allen an sich selbst thun lasse, nämlich: *Wie verhalte Ich mich bey* (zu) *den Gegenständen, die mir zur Anschauung gegeben werden?* — So entstehe demnach als die letzte Disciplin in der Elem. Erziehung 5) *die Elem. Lehre der intellectuellen Dynamik des anschauenden Subjects.* „In derselben wird das Kind mit den *Denkformen* bekannt gemacht, es wird ihm gezeigt, wie es mit dem Verstand *Begriffe* zu bilden, und diese in *Urtheile* zu vereinigen habe; es wird ihm gezeigt, wie die Vernunft aus diesen Urtheilen *Schlüsse* zu bilden vermöge. *Diese Disciplin ist also wahre Elementarlogik*, und sie ist von unschätzbarem Werthe" u. s. f. Alle diese Disciplinen nun sollen, so Gott will, vor dem Lesen und Schreibenlernen vorhergehen. Ja: „ein Kind, das in Rücksicht auf die eine, oder andere vernachlässigt worden, bleibt ein Krüppel, (?) es hört nie auf, in der Welt, in welcher es lebt, ein Fremdling zu seyn, der sich nimmer gehörig fixirt. Verlangen Sie daher nicht von ihm, dass es späterhin weltbürgerliche und noch weniger, dass es moralische Zwecke in einiger Vollkommenheit erfülle. Bedauern sie das unglückliche Wesen, den elenden Halbmenschen, und klagen Sie den gewissenlosen Erzieher an, der den Weg zum Lichte weiss, (der Vf. vergisst, dass er kurz zuvor die ersten Denker als unwissend in diesem Punkte dargestellt hat, indessen wird er hoffentlich billig genug seyn, jene Anklage erst seit der Erscheinung seines Elem. Werks gelten zu lassen) und das edelste Werk Gottes verunstaltet und gelähmt, an den kräftigsten Nerven der Menschheit in die Welt werfen konnte!" — Dass wir auf diese Art Alle, selbst der Vf. mit eingeschlossen, der als der Erfinder jener Elementarmethode eben so wenig, als wir darnach unterrichtet worden seyn kann, für *elende, verunstaltet und gelähmt in die Welt geworfene Halbmenschen* erklärt werden, scheint diesen in der Freude über das Heil, das er der jungen Menschheit bringt, nichts weiter zu kümmern. — Es war vorauszusehen, dass der Enthusiasmus des wackern Pestal. noch manchen enthusiastischen Reformator des Schul- und Erziehungs-Wesens wecken würde; allein unser Vf. zeigt dabey soviel redlichen Eifer für die gute Sache und so mannich-

nichfaltige Kenntnisse, dass er auch in seinen Verirrungen noch achtungswerth bleibt. Allerdings ist Pestal. Unterrichtsmethode einseitig; allein diese Einseitigkeit liegt unserem Bedünken nach nicht da, wo sie der Vf. sucht. Denn Pest. will ja selbst nicht, dass Form und Zahl als die *einzigen* äusseren Eigenschaften der Dinge, und die Bezeichnung durchs Wort, als das *einzige* Mittel, die Anschauung derselben festzuhalten, angesehen werden sollen. Weil aber *jeder* Gegenstand *nothwendig* im Raum unter einer *Form* und als eine *Einheit* oder *Mehrheit* erscheint, und die Sprache das *vornehmste* Mittel ist, die Anschauung desselben zu fixiren, um sie zu entwickeln, zu verdeutlichen, zu unterscheiden: so sind ihm Form, Zahl und Wort die 3 *ersten nothwendigen* und *wesentlichen* Elemente aller Erkenntniss. Dadurch wird aber nicht geleugnet, dass es nicht noch andere minder wesentliche Eigenschaften der Dinge giebt, wohin auch die vom Vf. erwähnten gehören. Ja man könnte in dieser Hinsicht noch mehrere ABC der Anschauung liefern, z. B. in Ansehung des Schalles eine Tonleiter, in Ansehung der Farbe eine Farbenleiter, und Pestal. würde, wenn es nur in der gehörigen Stufenfolge geschähe, gewiss nichts dagegen zu erinnern haben. Allein die Einseitigkeit der Pest. Methode besteht nach des Rec. Dafürhalten vielmehr darin, dass sie, *wo nicht ausschliesslich, doch hauptsächlich und mit Hintansetzung der übrigen Vermögen und Kräfte des Menschen, auf Bildung des Anschauungs- und Denkvermögens geht,* sowie vorher unsere Pädagogen aus der *Frankeschen* Schule das religiöse Gefühl, und die aus der *Kantischen* u. *Fichteschen* Schule das Willensvermögen zum Hauptgegenstand der Bildung gemacht wissen wollten. Dass die Folgen jener Einseitigkeit im Burgdorfer Institut weniger merklich geworden sind, davon muss der Grund in der Individualität der dortigen Lehrer und vorzüglich des Stifters gesucht werden. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur, was *Gruner* in seinen Briefen aus *Burgdorf* im 19 Br. über die Andachts- und Prüfungsstunden sagt, die P. selbst mit den dortigen Zöglingen hält. Wie vieles wird hier durch den persönlichen Charakter Pest. supplirt, was seiner Methode wesentlich abgeht! Dieser Einseitigkeit der Pest. Unterrichtsmethode hat unser Vf. so wenig abgeholfen, dass er sie im Gegentheil noch viel weiter treibt. Wenn Pest. die Elementarerziehung unbedingt den Ältern und insbesondere der *Mutter* überlässt, in deren Händen die seiner Methode fehlenden Elemente grösstentheils leicht ergänzt werden: so will der Vf. dagegen, dass der *Staat* Sorge tragen soll, dass selbst gebildete Ältern die Elem. Erziehung ihrer Kinder nicht anders, als mit Zuziehung eines Lehrers, beginnen. Wenn P. frühzeitig die Gefühle des Vertrauens, der Liebe und des Dankes, welche das Kind gegen seine Mutter hegt, ergreift, um dieselben auf die Gottheit hinzuleiten, und so dem zarten Herzen Achtung gegen seine Pflichten und Eifer zur Erfüllung derselben einzuflössen: so will diess der Vf. durchaus nicht billigen, „weil es ja in unseren Tagen durch *Kant, Fichte* und *Forberg* bis zur höchsten Evidenz erwiesen sey, dass Religion die Basis einer reinen und uneigennützigen Moral durchaus nicht seyn könne u. s. f. Angenommen, dass es mit diesem bis zur höchsten Evidenz gebrachten Erweis seine völlige Richtigkeit hätte: so folgt daraus doch keinesweges, dass nun auch der Erzieher seinen Zögling erst Moral, oder, um ja recht systematisch zu Werke zu gehen, erst Rechtslehre, dann Moral, und dann Religion lehren müsse. Das Unpädagogische dieses Verfahrens ist so auffallend, dass man kaum begreift, wie unser Vf., der sonst viel Talent zum Unterricht zeigt, diess übersehen konnte. Will der Erzieher seinen Zögling zur Religiosität hinführen: so muss er ihre ersten Regungen, in denen die Keime der Tugend und Frömmigkeit zugleich hervortreiben, in der Seele desselben aufsuchen, und bey seinem Unterricht darauf als auf die sicherste Grundlage ohne weiteres sich beziehen, und wo finden wir diese ersten Regungen anders, als in dem Vertrauen der Dankbarkeit und Folgsamkeit des Kindes gegen die Ältern? So wie Pest. oft durch einen genialischen Blick in die Tiefe des menschlichen Gemüths das Rechte fand, so auch hier, und wäre er nur auf diesem Wege fortgegangen, so hätte er das einseitige seiner Methode selbst finden müssen. Der 2te Einwurf unseres Vf., dass das Kind einen so höchst abstrusen Begriff, wie der Begriff der Gottheit sey, noch nicht fassen könne, trifft noch weniger, als der vorige. Denn der Erzieher soll ja in seinem religiösen Elementarunterricht nicht von dem metaphysischen Begriff der Gottheit, sondern von denjenigen Gesinnungen und Gefühlen ausgehen, die das Kind in sich selbst findet.

Nach dieser vollständigen Darlegung der pädagogischen Grundsätze unseres Vf., wie er sie in No. 2 aufgestellt hat, kann sich Rec. nunmehr in der Beurtheilung von No. 1 desto kürzer fassen. Dass diese Fibel sich von allen bisherigen sehr unterscheiden werde, lässt sich schon daher erwarten, weil der Vf. dabey Zöglinge voraussetzt, die in den oben erwähnten 5 Disciplinen bereits unterrichtet, also schon kleine Philosophen geworden sind, die nicht etwa zum Abstrahiren bloss vorbereitet, sondern in der intellectuellen Dynamik des anschauenden Subjects schon mit den Denkformen bekannt sind. Er hat das Buch in 4 Hauptabschnitte getheilt: 1) *Natur in Körpern,* 2) *Natur im Geiste,* 3) *Geist in Aussendingen* oder Kunst, 4) *Geist* (*Kunst*) *im Geiste* (?) oder Wohlgezogenheit. Im ersten gelangt das Kind zu den Begriffen: Körper, Gestalt, Organisation, Leben, Bewegung, Kraft, u. s. w. Im zweyten zu den Begriffen, Geist, Sinn, Denkkraft, Ursache, Wirkung, Zahl, Raum, Zeit, u. s. w. Im dritten zu den Begriffen Natur, Kunst, Geselligkeit, Eigenthum, Staat, Obrigkeit, Unterthanen, Krieg, Frieden, u. s. w. Im vierten endlich zu den Begriffen Gehorsam, Unmässigkeit, Naschhaftigkeit, Furchtsamkeit, Fleiss, u. s. w. Rec. will dem Vf. gern einräumen, dass er diese Begriffe aus den ihnen zum Grun-

Grunde liegenden Anschauungen grofsentheils richtig abstrahirt habe; allein er bedauert zugleich das Kind, dem zugemuthet wird, so etwas bey seinen ersten Lesefibungen dem Lehrer nachzumachen. Es wäre möglich, dafs eins oder das andere so weit gebracht werden könnte, allein was wäre damit gewonnen? — Wahrlich unsre deutsche Pädagogik hat schon so manche Treibhauserziehung und die unglücklichen Folgen derselben gesehen, dafs es nicht auch noch dieses Versuchs bedarf. Das Kind soll nicht das Denkgeschäft des Jünglings und Mannes anticipiren, und es scheint dem Rec. durchaus unnatürlich, es schon zum Begriffskünstler machen zu wollen, ehe noch das Bedürfnifs, sich von dem Inhalt seiner Begriffe deutliche Rechenschaft zu geben, in seiner Seele erwacht ist. Dieser Vorwurf trifft besonders die beiden ersten Abschnitte. Man nehme z. B. nur folgende Erklärung des Begriffs Gestalt: (S. 16) *Das Pferd und das Rind bestehen aus Theilen, die auf eine gewisse Art über und neben einander liegen. Das Pferd und das Rind haben also eine Gestalt. Wenn die Theile des Rindes so über und neben einander lägen, wie die Theile des Pferdes, so hätte das Rind die Gestalt des Pferdes. Und wenn die Theile des Pferdes so über und neben einander lägen, wie die des Rindes: so hätte das Pferd auch die Gestalt des Rindes. Aber bey jedem dieser Körper liegen die Theile auf eine eigene Art über und neben einander. „Rind und Pferd haben also jedes seine eigene Gestalt"* u. s. w. Oder folgende Erklärung des Begriffs der Beharrlichkeit: (S. 82) *Ich sehe einen Postwagen, worauf viele Reisende sitzen. Die Reisenden bleiben auf ihren Sitzen, so lange bis sie in die Stadt kommen. Der Postillon bleibt auch auf seinem Pferde, so lange bis er in die Stadt kommt. So lange ein Körper so bleibt wie er ist, ist er beharrlich. Die Reisenden sitzen jetzt beharrlich auf ihren Sitzen. Der Postillon sitzt beharrlich auf seinem Pferde. Das Fahren des Postwagens ist jetzt ebenfalls beharrlich. Denn er hört nicht auf weiter zu fahren, bis er in die Stadt kommt. Sein Fahren ist alsdann nicht mehr beharrlich, denn er fängt an, still zu stehen. Aber sein Stillstehen kann eine Zeitlang beharrlich bleiben* u. s. w. Das πρωτον ψευδος in dieser ganzen Ansicht des Vfs. scheint dem Rec. darin zu liegen, dafs derselbe annimt, das Kind müsse, um auf dem Wege des Unterrichts sichere Fortschritte zu machen, alle seine Anschauungen vorher auf Begriffe, und diese durch Reflexion zum deutlichen Bewufstseyn gebracht haben. Diefs bestätiget auch eine Aufserung des Vfs. in No. 2 S. 17. „Sie hören häufig den Lehrer der Naturgeschichte mit dem 6 bis 8 jährigen Kinde von der *Gestalt* des Pferdes sprechen; er bedient sich eines Worts, von dem er glaubt, dafs es dem Kinde völlig verständlich sey, und doch hat es noch nie ein Mensch demselben erklärt. Eben so mit dem Ausdruck *Natur*" u. s. w. Also meint der Vf. wirklich: ein Kind, das die vorhin angeführte Erklärung des Begriffs Gestalt geben könne, hätte viel vor demjenigen voraus, dem bey den Worten Gestalt des Pferdes sogleich eine Reihe lebendiger Anschauungen vorschwebt, woraus es sich seinen versinnlichten Begriff von der Gestalt des Pferdes bildet, ohne den abstracten Begriff Gestalt überhaupt definiren zu können. Indessen so nachtheilig auch jener Grundirrthum für die Fibel des Vfs. geworden ist, so kann Rec. sie darum doch nicht für eine ganz unbrauchbare Arbeit erklären. Sie enthält im Gegentheil vieles, was unter der Anleitung eines geschickten Lehrers eine angenehme und nützliche Lectüre für Kinder seyn wird. Diefs ist aber gerade das, worauf der Vf. selbst den wenigsten Werth legt, nämlich die Wiederholung dessen, was derselbe in den früheren Elementarunterricht verweiset. Hier, wo er im Gebiet der Anschauungen verweilt, hat er zu dieser Art des Elementarunterrichts so viel Talent gezeigt, dafs seine Fibel, wenn er künftig etwa bey einer zweyten Auflage jene für Kinder nicht gehörigen Abstractionen wegläfst, die ihnen zum Grunde liegenden Anschauungen in einer natürlichen, dem Geiste des Kindes angemessenen Verbindung zusammenstellt, und die oben gerügte Einseitigkeit vermeidet, ein sehr vorzügliches Lesebuch für den ersten Unterricht werden kann. Der Druck ist gut und ziemlich correct. Fehler wie S. 2 Seite für Saite kommen selten vor. Auch sind die schwarzen Kupfer von *Böttcher* d. ä. recht brav gestochen; nur die beiden colorirten Blätter erheben sich nicht viel über die bekannten Nürnberger Bilderchen.

L. G.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Landshut*, b. Attenkofer: *Kurzgefafste lehrreiche Spaziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern, für die Jugend und Jugendfreunde auf dem Lande.* Von *Lorenz Paumann*, Pfarrer zu Achdorf. 1804. 124 S. (5 gr.) Der Vf. geht von dem Satze aus, dafs die Jugend auf dem Lande etwas mehr lernen soll, als Christenthum, Lesen, Schreiben und Rechnen, und belehrt daher seine Schüler in sechs Spaziergängen über Gegenstände der Natur, der Staatsverfassung, der Kirche u. s. w., je nachdem die Umgebung, oder eine Frage der Schüler, die Materie herbeyführt. Man kann mit dem Inhalte, wie mit der Darstellung zufrieden seyn; jedoch fallen die Complimente, und der Weihrauch, welchen die Schüler ihrem Lehrer ob seiner schönen Belehrungen streuen, zuweilen ins Possierliche. Übrigens scheint uns die Haupttendenz dieser Schrift dahin zu gehen, die Verfügungen, welche die Baierische Regierung in Ansehung der Klöster, Festtage und Processionen getroffen hat, zu rechtfertigen; daher gewinnt die Schrift gegen das Ende wirklich ein gelehrtes Ansehen, welches gegen die Milchspeise, die den Zöglingen im Anfange zugetheilt wird, sehr absticht. Wollte der Vf. diesen Hauptzweck auf eine *indirecte* Weise, welche allerdings in vielen Fällen die bessere ist, erreichen: so mag es damit auch entschuldigt werden, dafs die Belehrungen überhaupt das ganze Buch hindurch zu wenig nach einem bestimmten Mafsstabe abgefafst worden sind. Erwägt man nun auch, dafs es mit dem Lesen, Schreiben, Rechnen und dem Religionsunterrichte in den Landschulen so weit noch gar nicht gediehen ist, dafs wir ein höheres Bedürfnifs zu berücksichtigen schon Veranlassung hätten: so wird man eben nicht urtheilen können, dafs dieses Buch einem bestimmten Bedürfnisse abhelfe; indessen kann die Lectüre doch, wie diefs bey allen Büchern gemischten Zwecks der Fall ist, obgleich für keinen Einzigen ganz passend, *Vielen* wenigstens nützlich seyn. Mögen denn diese vielen und vielerley Leser dem Buche zu Theil werden!

S—ft.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 13 SEPTEMBER, 1805.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Allgemeine Literärgeschichte zum Behuf akademischer Vorlesungen*, von *Paul Jakob Bruns*. 1804. IV u. 263 S. 8. (16 gr.)

2) Leipzig, b. Schwickert: *Aphorismen zu Vorlesungen über die allgemeine Literärgeschichte*, von *Abraham Gottlieb Raabe*, Dr. und Prof. d. Philos. u. s. w. (jetzt Prof. d. griech. Spr. zu Wittenberg). *Älteste Geschichte bis auf Aristoteles.* 1805. X u. 144 S. gr. 8. (16 gr.)

Die auf mannichfaltige Weise seit einigen Jahren beurkundete Thätigkeit im Anbau der Literaturgeschichte gehört zu den erfreulicheren Zeichen der Zeit, und der Gewinn, welchen die Universitätsstudien davon ziehen, wird gewiss beträchtlich seyn. An Compendien über diesen Theil der Geschichte litten wir bisher Mangel; die älteren sind grösstentheils der in ihnen herrschenden Methode wegen minder brauchbar, und der literarische Apparat hat sich seit einigen Jahrzehenden in der Art verändert und vermehrt, dass Verbesserungen, Zusätze, Widerlegungen etc. dem Docenten viele Zeit wegnehmen würden, wenn er sich entschliessen wollte, über *Wald*, *Dahler* u. a. zu lesen. Unter den neuerern Lehrbüchern ist das *Eichhornische* in seiner zweyten Auflage noch nicht vollendet, *Meusels* Leitfaden aber ist zu weitläuftig und zu ungleich bearbeitet, um den Wünschen eines besonnenen und die Zwecke seines Vortrages fest im Auge behaltenden akademischen Lehrers zuzusagen. Die Vf. beider vorliegenden Schriften haben zunächst für ihre Zuhörer gearbeitet; allein unverkennbar ist der Unterschied zwischen einem Manne, welcher mit dem Fache, das er als Unterrichtsgegenstand bearbeitet, lange vertraut ist, und in Behandlung desselben zu bestimmten Absichten durch mehrjährige Erfahrung eine gewisse Zuversichtlichkeit und Überlegenheit erlangt hat, und zwischen dem, welcher sich mit Enthusiasmus dem Fache hingiebt, ohne seine Liebe dafür mit dem Zwecke, den er bey anderen dadurch erreichen will oder soll, in das gehörige Verhältniss gebracht zu haben. Hr. *B.* ist präcis, reich an Andeutungen und Winken, frey von allen Declamationen, und giebt Aphorismen im eigentlichsten Sinne, ohne den Namen zu gebrauchen; Hr. *R.* dagegen kann den wahren Compendienton nicht treffen, theilt Vieles mit, was dem mündlichen Vortrage vorbehalten bleiben sollte, spricht sein Räsonnement etwas breit aus, und thut selbst in der Wahl der Materialien sehr oft Fehlgriffe. Hn. *B's.* Buch kann als Leitfaden zu Vorlesungen in mehr als Einer Hinsicht mit Recht empfohlen werden; Hn. *R's.* Aphorismen, fortgesetzt bis auf unsere Zeiten, dürften wahrscheinlich noch Bändereicher werden, als die *Bouginésche* chaotische Compilation, ob sie gleich diese an Ordnung, Wahl und Reichthum allerdings übertreffen. — Von beiden Büchern soll jetzt im Einzelnen nähere Nachricht ertheilt werden.

Der Vf. von Nr. 1 erklärt sich mit einer musterhaften Bescheidenheit in der Vorrede über die Entstehung, Bestimmung und Einrichtung seines Buchs. Da er seit 1781 in Helmstädt Vorlesungen über die Literaturgeschichte mit dem erfreulichsten Erfolge gehalten hat: so darf ihm der Beruf zur Abfassung eines Lehrbuchs wohl nicht streitig gemacht werden. Auch hat er darin gewiss Recht, dass das Studium der Literaturgeschichte jetzt dringender als jemals Bedürfniss ist. Denn die Masse des Bücherwesens hat sich fast unübersehbar, besonders seit 20—30 Jahren in einer furchtbaren Progression vermehrt, und die Foderungen, welche an einen literarisch-gebildeten Geschäftsmann ergehen, sind noch immer im Steigen begriffen; womit denn freylich die feindseligen Erklärungen mancher Factionen in der gelehrten Republik gegen historisches Erlernen und sogenannte literarische Empirie seltsam genug contrastiren. Vorzüglich aber bedarf jetzt mehr als jemals der Studirende eines Verwahrungsmittels gegen Einseitigkeit, Dünkeley und Absprecherey; und welches könnte da wohl wirksamer seyn, als das recht behandelte und auf die literarischen Zeitbedürfnisse berechnete Studium der Literaturgeschichte? — Voraus geht eine kurze Einleitung, worin über den Begriff, über Nutzen und Wichtigkeit (etwas verwirrt und bunt; was vermieden worden wäre, wenn der Vf. den Einfluss auf Bildung und Geschmack des Studirenden und auf Ansichten des eigentlichen Gelehrten, den Erfolg für literarischen Charakter und literarische Methode, das Propädeutische und Wissenschaftlich-historische von einander geschieden gehalten hätte), über Methoden und Hülfsmittel die nöthige Auskunft gegeben wird. — Der Plan, nach welchem der Vf. gearbeitet, ist mit wenigen Modificationen der *Heumannische*. Im ersten synthetischen Theile (S. 15—60) werden die merkwürdigsten Ereignisse nach chronologischer Ordnung in aphoristischen Umrissen dargestellt; im zweyten ana-

analytischen Theile (S. 61—238) wird eine Übersicht der einzelnen Theile der Literatur gegeben; und zwey *Anhänge* (S. 245 und 250) handeln von der Geschichte der Schreibe- und Buchdruckerkunst. Diese Methode hat allerdings ihre Vortheile, und begünstiget einen festen systematischen Gang, woran dem akademischen Lehrer viel gelegen seyn muss; aber sie ermangelt der historischen Einheit, welche bey der von *Eichhorn*, *Meusel*, *Wachler* u. a. vorgezogenen Verschmelzung der synthetischen, analytischen und ethnographischen Methode erreicht werden kann; wobey auch der Gang der Cultur und die genetische Entwickelung der einzelnen Zweige der Literatur in ihren mannichfaltigen gegenseitigen Beziehungen leichter zu übersehen ist. Dazu kömmt noch, dass junge Studirende den einzelnen Theilen der wissenschaftlichen Darstellung, in dem Wahne, dieser oder jener Theil gehe sie weniger an, ihre Aufmerksamkeit versagen, und folglich bey der *Heumannischen* Methode eine Hauptabsicht der Vorlesungen über Literaturgeschichte, die historisch zu bewirckende Überzeugung von der Verwandtschaft der einzelnen Disciplinen, als Glieder eines Ganzen, und von der gegenseitigen Beziehung, worin sie auf einander stehen, vielleicht oft unerreicht bleibt.

In dem ersten historischen Theile stösst man auf mehrere gehaltvolle Ansichten und brave Bemerkungen, welche ein guter Lehrer zu verarbeiten und zu benutzen wissen wird; die Kürze der Darstellung ist lobenswerth, und die angedeuteten Urtheile sind in der Regel gesund und historisch wohlbegründet. Aber auch an Veranlassungen zu Gegenerinnerungen fehlt es nicht. S. 22, wo die Ursachen des Verfalls der literarischen Cultur im römischen Reiche angegeben werden, hätten vor allen Dingen der geringe Antheil, welchen die *Phantasie* an literarischen Beschäftigungen nahm, und die Vernachlässigung der Kunst über die blosse Benutzung der Literatur für das Geschäftsleben, worin der ursprüngliche Keim zum Verfalle der ersteren lag, herausgehoben werden sollen. Auch wird wohl zu rasch geurtheilt, dass die Christen zu verachtet gewesen wären, um auf Cultur und Gelehrsamkeit Einfluss haben zu können. Sollen denn die Verbreitung des Geistes des Mysticismus, die Stimmung der Gemüther zur Resignation und die elementarische Grundlegung des Strebens nach dem Übersinnlichen für nichts gerechnet werden, und offenbart sich die Einwirkung dieser Revolution im Inneren des Menschen seit dem 3 und 4 Jahrhundert nicht bald sichtbarer, bald unmerklicher in vielen Theilen der Literatur? — S. 23 ist der 15 Satz zu allgemein ausgedrückt. — S. 24 Nr. 8 wird von der Wiedereinführung des römischen Civilrechtes im 12 Jahrhundert zu wenig gesagt, wenn es heisst, dass die Nationalgesetze dadurch verdrängt worden wären; auf den ungemein fruchtbaren Erfolg, welchen das Studium des römischen Rechts im Grossen hatte, und auf die damit so genau zusammenhängende allmäliche Vorbereitung zur Palingenesie der alten Literatur hätte nothwendig aufmerksam gemacht werden sollen. — S. 29 Nr. 2 wird die Kirchen-Reformation als Ursache der Denkfreyheit angegeben, da sie doch gewiss historisch-richtiger nur als Folge derselben angesehen werden muss. — In den der letzten Periode beygefügten Annalen der Literatur von 1400 bis 1803 ist S. 57 dem Hn. von *Kotzebue* ein Ehrenplatz angewiesen, welchen er zuverlässig nicht verdient; gesetzt auch, dass die Sensation, welche seine dramatischen Arbeiten erregt haben sollen, missbilligend als Zeichen der Zeit angegeben wäre.

Eben so zufrieden kann man mit dem zweyten speciellen Theile seyn; er hat folgende Unterabtheilungen: 1) Philologie (S. 62 haben wir *Buttmann's* griechische, *Meierotto's* und *Seyfarth's* lateinische, S. 66 *Michaelis* arabische und S. 67 *Silv. de Sacy* philosophische Grammatik vermisst). 2) Schöne zeichnende Künste, bloss Skizze, welcher mehr Ausführlichkeit zu wünschen gewesen wäre. 3) Redekünste, wohin auch die Romane, welche S. 239 in einem Zusatze nachgeholt werden, zu bringen gewesen wären. 4) Mathematik. 5) Philosophie (die eleatische Schule musste als eine der originellsten und consequentesten S. 122 ausgezeichnet werden. S. 124 ist *Tennemann's* System der platonischen Philosophie vergessen. S. 135 wird *Newton*, welcher den Gang der philosophischen Naturforschung für Jahrhunderte entschied, mit Unrecht übergangen. S. 140 fehlt *Fz. Quesnay*, der Urheber des Physiokratismus.) 6) Naturkunde. 7) Gewerbskunde. 8) Medicin. 9) Geschichte (S. 168 von den Historikern Alexanders des Grossen kein Wort, und folglich bleibt auch das, besonders in der neuen Überarbeitung so vortreffliche, Werk des *St. Croix* unerwähnt. — Auch über die Wahl der Ausgaben, mehr noch bey den römischen, als bey den griechischen Historikern liessen sich viele Erinnerungen machen.) 10) Historische Hülfswissenschaften (S. 190 ist *Ibn Haukal*, S. 196 *Köler's* Geographie der Alten übergangen. Schätzbar ist (S. 200) das Verzeichniss der Reisebeschreibungen). 11) Jurisprudenz. 12) Theologie (Rec. vermisst S. 218 die christliche Unterrichtsanstalt zu Alexandrien, S. 220 den Einfluss *Leo M.* auf den Lehrbegriff. S. 224 den 2 Theil von *Eichstädts* Ausgabe der *Morusschen* Vorlesungen über die Hermeneutik des N. T. und *Becks monogr. herm.*, S. 228 *Thad. Dereser*. Der Ausdruck *statistischer* Theologen, statt positiver S. 223 ist nicht zu billigen, und *Hänlein* (S. 227) hat keine Fortsetzung von *Koppe's* Ausgabe des N. T. geliefert.)

In den Literarnotizen hat sich Hr. B. Kargheit und strenge Auswahl zum Gesetz gemacht; besonders hat er solche Bücher berücksichtigt, aus welchen der Leser viele andere kennen lernen kann. Der Druckort des Buchs ist in der Regel weggelassen, die Jahrszahl wird bloss vom ersten Bande angegeben, auch nur die neueste Ausgabe angeführt. Mehreres wird hier zu ändern seyn. Z. B. S. 3 zu *Bouginé* sind *zwey* Supplementbände 1800—1802 erschienen; *Denis* Einleitung besteht aus *zwey* Bänden,

den, ist 1795 zum zweytenmale aufgelegt, und zu *Bingen* 1782 mit Zusätzen nachgedruckt worden; *Dahlers* Handbuch ist zu Jena, nicht zu Halle, verlegt, und es fragt sich überhaupt, ob *dieses* Buch hier genannt werden durfte; von *Wachlers* (dessen Vornamen *J. F. L.* nicht *F. W.* sind) *Versuch* ist Abtheilung 2 des 3 Bandes 1801 erschienen, das Buch aber wird für abgebrochen erklärt in der Vorrede zu seinem Handbuche. S. 5 durfte der Auszug aus *Hambergers* Nachrichten (1766. 2 Vol. gr. 8.) nicht übergangen werden; es enthält Vieles, was in grösseren Werken fehlt; möchte doch dieses treffliche Buch einen neuen Bearbeiter finden! — *Marchand Diction.* verdiente vorzüglich bemerkt zu werden, weil die bibliographischen Artikel darin dem Literator unentbehrlich sind. S. 6 *Schröckh's* Abbildung und Lebensbeschreibung (1764) sind völlig umgearbeitet, Leipz. 1790 2 Vol. gr. 8., und erst in dieser neuen Gestalt empfehlenswerth. Die in den Zus. angeführten *N. allg. vaterl. Letteroefningen* sind zu Amsterdam 1768 herausgekommen und werden fortgesetzt. S. 10 von *Otto's* Lexicon d. O. Lauf. Gel. haben wir den *dritten* und letzten Band in zwey Abtheilungen schon 1803 erhalten. S. 106 *Montucla hist. d. math.* besteht aus *zwey* Bänden; die neue Auflage (An. VII—X) aus *vier* Bänden; die *Idelersche* Übersetzung ist, soviel Rec. weiss, bis jetzt nicht ausgegeben worden. S. 142 *Dryander Catal. Bibl. Banckfianae* besteht aus *fünf*, nicht aus drey Bänden; auch hätte hier *Beseke* Geschichte der Naturgeschichte (Mitau 1802) angeführt werden sollen. — Doch genug mit diesen Beyspielen; es ist nur ein geringes Verdienst, zu Büchern von so vielumfassendem Inhalte Nachträge und Berichtigungen zu liefern. — Noch hebt Rec. einiges aus, was das grössere Publicum interessiren kann. Der Vf. äussert S. 12 den Wunsch, dass der systematische Katalog der Göttinger Bibliothek gedruckt werden möchte; keine Bibliothek in Europa würde denselben entbehren, jede durch Bezeichnung der Numern der vorhandenen Bücher sich ihn zueignen, und die Mühe, einen eigenen zu verfertigen, ersparen können. — Nach S. 13 enthält die Univ. Bibl. zu Helmstädt 1830 Bände Manuscripte, darunter viele merkwürdige und selbst dem Namen nach den Gelehrten unbekannte; auch ist sie reich an alten Drucken, welche zum Theile unserem rastlosen *Panzer* unbekannt geblieben sind. Wenn wir doch ein Journal hätten, in welches Notizen der Art niedergelegt werden könnten! Sollten sich wohl die *Aretinschen* Beyträge nicht dahin erweitern lassen? Ihr Hauptzweck könnte dem ungeachtet Bekanntmachung der Schätze der Müncher Bibliothek bleiben, und der bisher manchmal Lückenbüssern gegönnte Raum würde gemeinnütziger verwendet, und durch grössere Allgemeinheit des Inhalts dieser Zeitschrift ein ansehnlicheres Publicum verschafft werden. — Nach S. 207 liegt bey Hn. B. eine aus Manuscripten mit vielen ungedruckten bereicherte, vielfach berichtigte und durch Anmerkungen erläuterte Sammlung der altdeutschen Gesetze zum Drucke bereit, und es hängt vom Publicum ab, ob dieselbe erscheinen soll oder nicht.

Nr. 2 ist keineswegs zur Erweiterung der Wissenschaft, sondern bloss zum Gebrauche bey eigenen Vorlesungen bestimmt. Die Schrift soll die auf das Dictiren verwendete Zeit ersparen, und Materialien zum Vortrage liefern. Für diesen Zweck enthält sie unleugbar zu viel; auch die Theorie der Wissenschaften und Kenntnisse ist in die genetische Geschichte derselben gezogen, und sogar für die Rechtsbegriffe und Religionsideen hat der Vf. eine Stelle zu finden gewusst. — Der Plan ist meist der *Eichhornische;* eine allgemeinere Übersicht geht voraus; dann folgt eine ethnographische, und zuletzt am ausführlichsten eine scientifische Darstellung der Merkwürdigkeiten in jeder Periode. — In historischer Hinsicht findet Rec. zu erinnern, dass auf die Ableitung der Nationalcultur nicht gehörig aufmerksam gemacht wird, welches bey den vielen, zum Theile sehr guten Vorarbeiten nicht schwer seyn konnte; es ist ihm auffallend gewesen, dass die Sündfluth als Factum angenommen, und als solches (S. 12) mit Folgerungen begleitet; dass (S. 35) *Lokmann* bestimmt als *persischer* Fabeldichter angegeben wird. Äusserst dürftig ist (S. 81) die Entstehung der griechischen Historiographie erzählt. Konnte der Vf. vielleicht *Creuzer's* Werk noch nicht benutzen, so hätte er wenigstens *Heyne's* Bemerkungen [1798. 1799] nicht übersehen sollen. Unbillig ist es, wenn (S. 91) *Phythagoras* in der Geschichte der Geometrie, mit einem: „auch er vervollkommnete sie" abgefertiget wird, da dem Vf. wenigstens das nach diesem merkwürdigen Manne benannte Theorem hätte beyfallen sollen; auch ist das Charakteristische der Pythagoräischen Schule, das Erheben zum Übersinnlichen (S. 106), übergangen. Fälschlich wird Philosophie über das göttliche Wesen (S. 108) als Kennzeichen der älteren eleatischen Schule angegeben, da sich dieselbe durch einen bündigen Pantheismus bestimmt unterscheidet u. s. w.; S. 109 ist die Darstellung der Sophistik wenig gelungen; S. 115 geschieht dem durch philosophische Synthesis und Begründung des rationellen Dogmatismus hochverdienten *Plato* schreyendes Unrecht, wenn er mehr tiefsinniger Grübler als scharfsinniger Philosoph genannt, und von seinem esoterischen Grundsysteme nicht einmal ein leiser Wink gegeben wird. In der Geschichte der griechischen Pädagogik (S. 117) ist weder *Solon*, welcher Epoche macht, noch sind die Sophisten und *Sokrates* genannt. In der Geschichte der Medicin (S. 119) begeht der Vf. denselben Fehler, welchen sich *Meiners* so oft zu Schulden kommen lässt, dass er nationelle Individualitäten generalisirt. — Brauchbar sind dagegen die Bemerkungen über die Sprache (S. 8. 9. 25 ff. 27), über das literarische Urvolk (S. 12), über die Schrift (S. 14 ff.) u. m. a. — Die Urtheile sind oft ziemlich schief, z. B. S. 56. 86 etc.; und von der allzufurchtsamen Kritik des Vf. geben S. 40. 42. 46. 53 etc. Beweise; auch der Ausdruck ist nicht selten unbeholfen. Die meiste Veranlassung zum Ta-

Tadel bietet die beygebrachte Literatur dar. Schon über den befolgten Grundsatz, die Anzeige der ersten Drucke, der Ausgaben einzelner Stücke eines Schriftstellers und der besseren Übersetzungen dem mündlichen Vortrage vorzubehalten, läfst sich mit dem Vf. rechten. Denn Büchertitel gehören in das Lehrbuch, und Erläuterungen darüber in den mündlichen Vortrag; aber vieles hätte sich beybringen lassen, wenn am rechten Orte Sparsamkeit angewendet worden wäre. Auf keinen Fall durfte *Wolf's* Ausgabe des Homer S. 49 übergangen werden, da S. 50 *Borhek's* Ausgabe der Batrachomyomachie genannt ist; S. 88 fehlt *Voss* von der Geographie der Alten vor der Jen. A. L. Z. 1804; S. 90 die neue Ausgabe der *Montuclaschen hist. d. m.* u. m. a. Gröbere Fehlgriffe in der Bücherkunde sind S. 3 wo *Meusel bibl. hist.* als Umarbeitung von *Jugler bibl. hist. lit.*, S. 7 wo beym ersten Erwachen der Vernunft im Naturmenschen in der Note die Schriften von *Spalding, Fichte, Gruber* (welche Zusammenreihung!) über die Bestimmung des Menschen, S. 42 wo das armselige Machwerk *A. Schneider (Kreyssig) poetriarum graec. carmina* angeführt werden. R.

Nürnberg, b. Lechner: *Nachrichten von dem Leben, Verdiensten und Schriften Christian Karl am Ende*, Stadtpfarrers in Kaufbeuren. Nebst einigen Briefen gelehrter Männer an denselben, vom Geheimenrath *G. W. Zapf.* 1804. XVI u. 183 S. gr. 8. (16 gr.)

Christian Karl am Ende, aus einem Geschlechte, das, nach der Versicherung des Vf., ein Zweig der auch in Kursachsen blühenden Hn. *von Ende* ist, war der Sohn des Dr. Med. *Christian am Ende* zu Lössnitz im Schönburgischen geb. d. 3 Oct. 1730, gest. zu Kaufbeuren, wo er im J. 1753 Adjunct und Rector wurde, den 15 Nov. 1799. Den Freunden der Literatur ist er besonders wegen des zu Frankf. a. M. 1785. 1786 in 3 Theilen herausgekommenen sehr schätzbaren Werkes: *Jo. Sleidani de statu relig. et reipublicae Carol. V. Caesare commentarii, editio nova delineata a Jo. Gottl. Boehmio, adornata multisque annotationibus illustrata etc.* bekannt. Die eigentliche Biographie geht nur bis zu S. 76, dann folgt die Angabe der Schriften und hinterlassenen Manuscripte von S. 76 bis 104, welche, wie man schon aus der Seitenzahl sehen kann, möglichst vollständig ist. Hierauf folgen von S. 107 Briefe von *J. Cph. Georg. Bodenschatz*, dem Hofr. *J. G. Böhme* zu Leipzig, dem Hofr. *J. Chn. Pren* zu Wallerstein, von Dr. *J. B. Riederer* zu Altdorf, von Dr. *J. G. Schelhorn* d. ä. in Memmingen, dem Prälaten *J. Chn. Volz* zu Bebenhausen an ihn; ferner einige Briefe von *Gregor Majans* aus Valentia, *J. Bapt. de Gaspari* zu Wien, *Gerhard Meermann* zu Rotterdam an *Euseb. Beger* in Ulm und den älteren *Schelhorn* in Memmingen. Schon aus diesem Verzeichnisse siehet man, dass das Männer sind, deren Briefe sich zu einer Mittheilung für das Publicum eignen. Unter den S. 102 ff. verzeichneten Handschriften, die der unglückliche *Rock* zu Leipzig käuflich an sich brachte, ohne sie benutzen zu können, befinden sich schätzbare Sachen, z. B. ein Verzeichniss von Büchern, vom Anfange der Buchdruckerkunst bis 1500, mit literarischen Anmerkungen, 10 Bände auf einzelnen Blättern in 4. desgl. 3 Bände in 4. Verzeichnisse von seltenen und anderen merkwürdigen Büchern von 1501—1559. Verzeichnisse aller deutschen Schauspiele, welche seit dem 15 bis in die Mitte des 18 Jahrhundertes im Druck erschienen sind. 1 B. 4. Gelehrte, die im Jöcherschen Lexicon fehlen. 1 B. Supplemente zu *Jöchers* Lexicon. 2 B. Mancherley Collectanea über *Sleidan*, der sein Lieblingsschriftsteller war. Es ist zu wünschen, dass dieser gelehrte Nachlass des fleissigen und unermüdeten *Am Ende* in die Hände eines Mannes gekommen seyn möge, der davon einen guten Gebrauch macht. Dass der Vf. die Manen des berühmten Ritters Ulrichs von Hutten gegen die Angriffe seines Freundes *am Ende* zu retten sucht, das war gut und es liess sich von seiner Unparteylichkeit erwarten; allein dass er diesem Gegenstande so viele Blätter widmet (S. 37—61), das ist für den kleinen Raum der eigentlichen Biographie, da die Sache nur eine literarische Fehde betrifft, viel zu weitläuftig, ob es gleich Ulrichs von Hutten zahlreichen Freunden angenehm seyn wird, das Andenken ihres Lieblings von einem so angesehenen Gelehrten geehrt zu sehen. MGZ.

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Hadamar*, in d. neuen gelehrten Buchh.: *Lehrbuch der Forstphysiographie*, von *Friedrich Ludwig Walther*, Prof. zu Giessen. 2 Abtheilung. 1803. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Nachdem die Zoographie bereits in dem ersten Theil dieses Werks abgehandelt worden: so folgen hier die übrigen Abtheilungen der Forstphysiographie, nämlich, Dendrographie und Minerographie. Die Darstellung dieser Materien ist mit derselben gehaltvollen Präcision geschehen, welche die Bearbeitung des ersten Abschnitts erwarten liess. Vorzüglich ist diess in Ansehung der Dendrographie der Fall. Als Grundlage akademischer Vorlesungen, wie zur eigenen Ausbildung des nicht ohne alle wissenschaftliche Vorkenntnisse lesenden Forstdilettanten, giebt dieses Lehrbuch eine reichhaltige Anleitung zum fortschreitenden Studium. — Bey §. 119 findet Rec. zu bemerken, dass der vom Vf. angeführte Grundsatz, der Baum, wenn er das Alter der Vollkommenheit erreicht habe, höre auf neue *Jahrringe* anzusetzen, ob er gleich noch viele Jahre seine übrige Ökonomie fortsetze, wohl zu bezweifeln seyn möchte, dass vielmehr der §. 132 beschriebene Tod mit dem Aufhören der jährlichen Splintanlagen zugleich erfolge. Mehrere Versuche, die er an den ältesten schon vorlängst in ihrer möglichsten Vollkommenheit ausgewachsenen Bäumen anstellte, haben ihm dieses bewiesen. Bereits beschriebene Belege hierüber findet man auch unter andern in *v. Burgsdorff's Geschichte vorzüglicher Holzarten.* Berlin 1787. zweyter Theil, S. 151. In der Forstminerographie würde Rec. statt der angeführten Haupterdarten, *Sand, Lehmen* und *Moorland*, die Eintheilung nach den prädominirenden Bestandtheilen vorgezogen haben, wonach es heissen würde: *Sand, Thon, Kalk-* und *Moorerde.*

KKW.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Lehr- und Handbuch der Politik, mit Rückſicht auf die neuere praktiſche Staatsklugheit*, von D. C. G. *Röſsig*, Profeſſor in Leipzig. 1805. 311 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec., dem es unbeſchreibliche Geduld koſtete, vorliegendes Werk ganz durchzuleſen, glaubt ſeinem Vf., deſſen Fertigkeit, gehaltloſe Bücher zu fabriciren, dem literariſchen Publicum längſt bekannt iſt, nicht im geringſten Unrecht zu thun, wenn er ſein Urtheil über dieſes Fabricat dahin zuſammenfaſst, daſs es demſelben an allem fehle, was man von einem, im J. 1803 erſchienenen, nur einigermaſsen brauchbaren Lehr- und Handbuche der Politik zu fodern berechtiget iſt. Nirgends iſt ein beſtimmter, deutlicher und richtiger Begriff; nirgends ein wiſſenſchaftliches Princip; nirgends wiſſenſchaftliche Ordnung, Abtheilung und Erſchöpfung; nirgends logiſch-richtige Folgerungs- und Schluſs-Weiſe; nirgends ein bündiger Beweis; nirgends eine Bekanntſchaft mit dem *Geiſte* der beſſeren neuerlich in dieſem Fache gelieferten Arbeiten; nirgends Neuheit in der Sache und der Darſtellung; allenthalben iſt nur alter und zum Theil uralter Wuſt, in einer eben ſo alten Sprache und ziemlich verworren aufgetiſcht, zu finden. Bey ſo bewandten Umſtänden würde Rec. gegen ſeine Pflicht handeln, wenn er dieſe Arbeit irgend einem Lehrer oder Lehrling als Lehr- oder Handbuch empfehlen, und nicht vielmehr jeden warnen wollte, ſich den Verdruſs, ſeine Zeit mit einer ſolchen Lectüre unnütz verſchwendet zu haben, zu erſparen.

Derjenige Theil des Publicums, der mit des Vf. übrigen Werken, insbeſondere mit ſeinem Natur- und Völkerrechte, welches ihm zur Baſis der gegenwärtigen Arbeit diente, und mit ſeinen übrigen im Fache der Staatslehre bereits vorhandenen Schriften bekannt iſt, dürfte dem Rec. wohl auf ſein Wort glauben, und jeden Beweis ſeines eben gefällten Urtheils ihm gern erlaſſen. Nur alſo für den übrigen Theil des Publicums mögen einige Stellen aus dem vorliegenden Buche hier ſtehen, welche uns, ohne daſs wir ein Wort darüber zu verlieren nöthig haben, hinreichend rechtfertigen werden. — Im 1 Abſchnitte Kap. 1. §. 8 ſind die Grenzen der Politik dahin beſtimmt: „Für die Politik gehören nur die unmittelbar aus der Majeſtät flieſsenden weſentlichen hohen (!) Gerechtſame, welche ſich im Allgemeinen und Groſsen über das Ganze des Staats verbreiten, und für die individuellen und ſpeciellen Einrichtungen die oberſten Maſsregeln, nach welchen ſich die letzteren zu richten haben, und worauf bey allen ihren einzelnen Grundſätzen Rückſicht zu nehmen iſt, angeben. Und da für das allgemeine Staatsrecht die Grundſätze der ſtrengen Gerechtigkeit in Abſicht auf dieſelben gehören: ſo beſchäftigt ſich die Politik mit den Grundſätzen der Klugheit bey denſelben.“ Von eben der Art iſt der §. 9 angegebene Begriff der Politik, welche in die allgemeine und beſondere, in die generelle und ſpecielle, in die innere und auswärtige, oder Völker-Politik, auch in Territorial-Politik abgetheilt wird. — S. 39. §. 13 wird der gar ſaubere Grundſatz empfohlen: „Man ſolle nicht auſser Acht laſſen, daſs zuweilen die Moral des Staatsmanns und Regenten durch die oft ganz verſchiedenen Verhältniſſe eine andere ſey, als die Moral des Privatmanns, und daſs oft die Colliſionen eigene Grundſätze für die Staats-Moral geben, ja, daſs bisweilen die Befolgung der Privat-Moral ein Vergehen der wahren und ächten Staats-Moral ſeyn könne.“ Rec. war ſehr begierig auf die Begründung des Unterſchieds zwiſchen Privat- und Staats-Moral, und erwartete dieſe in dem letzten Kapitel: „Von der politiſchen Moral und Moralität.“ Aber leider iſt auch hier nicht mehr und nicht weniger, als das ebengeſagte, zu finden. Was ſich doch der Vf. für einen Begriff von der *Moral* mag geſchaffen haben! S. 47. §. 6 wird die Majeſtät in die perſonelle und reelle (ſowie in der Folge in die vollſtändige und unvollſtändige, eingeſchränkte und uneingeſchränkte) eingetheilt; dann heiſst es §. 8 und 9: die Grundgewalt iſt unterſchieden von der Majeſtät, oder ſogenannten Real-Majeſtät. Im richtigeren Sinne (!!) begreift ſie das Recht, über die Erfüllung der Staatsverträge zu wachen, und Zweifelsfälle zu beſtimmen. Dieſe Grundgewalt ſteht alſo dem Volke nicht allein zu, wie viele irrig annehmen, denn auch der Regent hat zu wachen, daſs das Volk die Grundverträge nicht verletze. Sie kommt alſo den Staatscompaciſcenten überhaupt zu; begreift aber keine richterliche Gewalt dieſer Compaciſcenten über einander, denn ſie ſind ja Gleichberechtigte. Was man in neueren Zeiten wieder von Volks-Souveränität geträumt hat, iſt ein alter, von *Rouſſeau* aufgewärmter, Irrthum, und dieſer ſo wenig, als ſeine vorurtheilsvollen Nachbeter, hatten einen vernünftigen Be-

Begriff davon." Der in dieser Stelle liegende widersprucbsvolle Unsinn, und die absprechende Keckheit sind um so auffallender, da in dem darauf folgenden Beweise klar am Tage liegt, dass es dem Vf. noch gar nicht gelungen sey, sich einen richtigen Begriff von dem zu verschaffen, was *Rousseau* und andere anerkannt gründliche Lehrer des Staatsrechts unter Volks - Souveränität gedacht haben. Kap. 2 S. 51 ff. wird behauptet, dass, nach dem Staatsrechte, Befestigung der äusseren Sicherheit, hingegen nach der Politik, äussere Glückseligkeit der Zweck des Staats sey, und dass die Politik von anderen Staatswissenschaften, z. B. der Polizey und Staatswirthschaft, dadurch sich unterscheide, dass letztere Wissenschaften Beförderung der Wohlfahrt und des Wohlstandes zum Zwecke hätten, als welche letzere schon der gemeine Sprachgebrauch von Glückseligkeit unterscheide. *Risum teneatis amici!* S. 53. §. 5 wird folgender, als *Erkenntnissgrundsatz* der Politik aufgestellt: „Suche Glückseligkeit des Staats und seiner Glieder," als dessen höchsten Endzweck, (!?) durch die schicklichsten Mittel auf die klügste Weise bey der Ausübung der wesentlichen Majestätsrechte zu erreichen und zu befördern." Sowohl S. 52. §. 4 als S. 61. §. 12 wird behauptet, dass es in Collisions-Fällen erlaubt sey, die Gebote der Gerechtigkeit zu umgehen, und an dem letzten Orte wird das innere Staatsgleichgewicht in das rechtliche und das innere politische Gleichgewicht abgetheilt. S. 113. §. 18 heisst es: „Es ist zu dem Behufe bey jeder klüglich einzurichtenden Erbfolge" (wohlgemerkt der Regenten in *Monarchien*) „sowohl bey der agnatischen als cognatischen die *Lineal* - Erbfolge der gradualen vorzuziehen." S. 115. §. 26 heisst es: „Bey der Monarchie tritt noch vorzüglich (!) die Frage wegen des Hofstaats des Monarchen ein u. s. w. „denn es ist nie klüglich, dieses äussere zu vernachässigen, - da von einer richtig geleiteten Sinnlichkeit oft viel abhängt" (!!) S. 125. §. 43 wird gerathen, da die Religion eine Hauptgrundsäule des Staats sey, und sie so oft von Seiten einer falschen Politik vernachlässiget werde, doch wenigstens den einen und anderen höheren geistlichen Beamten mit auf den Reichs- und Land - Tag in dieser Rücksicht zu ziehen, wenn gleich der geistliche Stand in anderen politischen Verhältnissen nicht den Einfluss finden könne, welchen ihm vormals Unwissenheit und Aberglauben zugestanden. — Obgleich S. 124. §. 40 die Trennung der Gewalten geradezu verworfen ist: so heisst es doch S. 149. §. 10: „Ist die Monarchie mit Aristokratie und Demokratie zugleich gemischt: so ist dieses gemeiniglich eine dauerhafte Grundverfassung der gemischten Form, und ist diese Mischung nach einem glücklichen Verhältnis der Majestätsrechte unter ihnen vertheilt, so kann das Wohl der Nation dabey beträchtlich gewinnen," und §. 12: „Ein Staat wird überhaupt in seiner Grundverfassung sodann am dauerhaftesten und wirksamsten seyn, wenn die oberste Gewalt unter drey verschiedene Subjecte vertheilt ist, oder auf ihnen ruht." Im 4 Abschn. S. 154 werden die *hohen* Gerechtsame in wesentliche und zufällige, allgemeine und besondere, und immanente oder transeunte, d. h., welche sich entweder innerhalb oder ausserhalb der Grenzen des Staats wirksam äussern (!!) abgetheilt. S. 156 unter den Hoheitsrechten wird das Dispensations- und Begnadigungs - Recht aufgeführt, und S. 157 der *Völkerhandel* unter das Hoheitsrecht des Kriegs und Friedens gestellt. S. 161. §. 1 wird der Begriff des *hohen Eminentrechts* (!) dahin gestellt: „Dass es dasjenige Hoheitsrecht sey, welches dem Regenten zusteht in den Fällen, wo bey dem gewöhnlichen verfassungsmässigen Gange der Dinge im Staate der oberste Staatszweck beträchtlich leiden oder verloren gehen würde." Worin nun aber dieses Recht bestehen solle, erfährt man im ganzen, dem Eminentrechte gewidmeten, Kapitel nicht. Das Hoheitsrecht der Gesetzgebung ist, nach S. 167. §. 1 dasjenige Regal, vermöge dessen der Regent Gesetze festzusetzen berechtigt ist; und diese alberne Definitions-Weise ist beynahe allenthalben beybehalten. In dem Kap. von der Gesetzgebung in Criminalsachen empfiehlt der Vf. S. 180. §. 3 bey Bestimmung eines richtigen Verhältnisses zwischen Verbrechen und Strafen besondere Rücksicht auf das besondere Staatsinteresse eines Staats und das Verhältniss der Handlung zu demselben, d. i. darauf, was wird aus dem Staate werden, wenn alle oder der grösste Theil also handelten, wenn diese Handlung Ton würde? in welchem Verhältnisse steht die Handlung mit der Selbsterhaltung des Naturmenschen und einiger ähnlicher Verhältnisse? Sonderlich messe man auch nicht ungleichartige Dinge mit einander, und sehe auf die Grade der Bosheit. Gegen gefährliche Verbrecher, wo das begangene Verbrechen moralisch gewiss, aber die juristische Gewissheit fehlt zur Todesstrafe, oder gegen solche Verbrecher, deren Freyheit dem Staate gefährlich ist, empfiehlt er S. 182. §. 7 solche Arbeiten, die sie nach und nach tödten, z. B. in Gifthütten, Glasschleifereyen etc. — Welchen rechtlichen Mann muss da nicht der grösste Unwille ergreifen? — Diess wird zur Rechtfertigung unseres oben gefällten Urtheils genug seyn.

nn.

Frankfurt u. Leipzig, b. d. Gebr. Stahel: *William Godwins Untersuchung über politische Gerechtigkeit und ihren Einfluss auf Moral und Glückseligkeit.* Aus dem Engl. übersetzt u. mit Anmerk. u. Zusätzen herausgegeben von D. *G. M. Weber.* Erster Band. 1803. 507 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Inhalt des *Godwinschen* Werks ist, die wahre Tendenz der Staatsverfassungen und der Regierungsformen philosophisch zu prüfen, und von allen Schlacken der Vorurtheile und Irrthümer zu reinigen. Weit entfernt, das hohe Interesse dieses Zwecks für die gesellige Menschheit zu verkennen, muss Rec. doch sehr bezweifeln, dass der Zeitpunkt zur Erscheinung dieses Werks in Deutschland räthlich gewählt sey. In seiner ursprünglichen Erscheinung, nämlich vor 11 Jahren in einer Periode, wo Frankreichs Staatsumwälzung die allgemeine

ne Aufmerksamkeit auf die Materie der Staatsverfassungen geheftet hatte, wo die Menschheit in den furchtbaren Krämpfen der Anarchie sich scheu und ängstlich nach einem Steuermann umsah, der sie aus den stürmischen Wogen der mannichfaltigen Meinungen und Ansichten über Ursprung, Geist und Zweck der Regierungsformen, in irgend einen sichern Ankerplatz zu bringen vermöchte — damals war jede speculative Untersuchung dieser Art von bedeutendem Interesse. Seitdem aber der freye, fessellose Denker gewahrte, dass die Menschheit, nach einer stürmischen Cirkelfahrt, in den heimischen Hafen, nicht nur ohne allen Gewinn, sondern selbst mit bedeutendem Verluste, mit fruchtlos verschwendeter Kraft und leckem Schiffe, — vielleicht einem blossen Wrake, — wieder gelandet ist, — froh, das alte sichere Ufer erreicht zu haben, und dort den Schaden dieser vergeblichen Entdeckungsreise langsam heilen zu können; seitdem sie auf dem bitteren Wege der Erfahrung wieder zu dem pathologischen Satze der *nothwendigen Kränklichkeit* der Staats-Systeme zurückgekehrt ist: seitdem hat auch das Interesse an jenen theoret. Untersuchungen bedeutend abgenommen. Rec. kann also nicht bergen, dass, weil er die Einsichten und den Fleiss des durch mehrere juristische Werke vortheilhaft bekannten Übersetzers ehrt, er wohl gewünscht hätte, derselbe möchte diese seltenen Eigenschaften, die er auch in dieser Übersetzung beurkundet, auf einen dem Zeitgeschmacke angemessenern Gegenstand verwendet haben. Und dieser Wunsch muss sich *dadurch* noch erhöhen, da der Übersetzer laut der Vorrede uns einen eigenen Band Anmerkungen, Berichtigungen und Abhandlungen verspricht, der, so viel sich auch davon erwarten lässt, doch auch dermalen einen Theil seines Zwecks verfehlen, und die Sensation nicht erreichen dürfte, die er, auch abgesehen von dem jetzt in dieser Beziehung bey den Regierungen herrschenden Geiste, in anderen Zeiten und unter anderen Umständen aufgeregt haben würde.

Es ist allerdings gegründet, wenn der Vf. in der Vorrede zu der 2 Ausgabe seines Werks äussert, dass philosophische Untersuchungen nicht dem Moment, sondern der Zeit angehören, und dass, sowie das Oberflächliche, Irrige und Schiefe in ihr untergeht, sie das Haltbare früh oder spät wieder auf die Oberfläche bringe; aber es ist eben so wahr, dass alle speculativen Untersuchungen über die Natur und den Zweck der Staatsverfassungen und Staatsformen sich am Ende in der Ethik, in der moralischen Vollendung der Menschheit auflösen, und ewig an der psychologischen Wahrheit scheitern werden u. müssen: dass der Besitz der *Macht* an sich ein *Pathos der Seele* ist, dass diese, ihrer Natur nach, nach Ausdehnung über bestimmte Grenzen streben muss; wenn anders diese Grenzen auch wirklich scharf zu bestimmen wären. Schon im 1 Kap. der Einleitung giebt der Vf. die *Form* der öffentlichen oder politischen Gesellschaft, als den *Gegenstand seines Werkes*, an. Wir dürfen also auch, aller seiner Abweichungen ja nicht unbedeutender Abschweifungen ohngeachtet, *dieses* als den Hauptzweck seiner Untersuchungen annehmen: *welche* Staatsverfassung dem Wohl der geselligen Menschheit am meisten zusage? und doch finden wir hierüber zur Zeit nichts Befriedigendes. Schon in der Einleitung treffen wir auf Stellen, welche, die unbedingte Nothwendigkeit irgend einer Regierungsform im geselligen Zustande vorausgesetzt, — wie sie denn doch vorausgesetzt werden muss, und von dem Vf. in der Folge selbst zugegeben wird — den Skepticismus jenseits *jedes Princips* treiben, indem sie die Regierung *im Allgemeinen*, als die *wahrscheinliche verrätherische Feindin*, *als die Urheberin aller grossen moralischen Übel und Drangsale* darstellen, welche die Menschheit drücken. Wir glauben, nach dem was vorhin bemerkt worden ist, das Verkehrte dieser Ansicht, so ausgesprochen, nicht erst ausheben zu dürfen. Der Vf. liefert nun im 2 und 3 Kap. eine Übersicht jener Übel; er will im 4 zeigen, dass sie von den politischen Instituten herrühren, u. im 5ten bis 8ten, dass sie nicht die Bedingung unseres Daseyns sind, sondern Abhülfe zulassen.

Das 2 Kap., welches die Geschichte der politischen Gesellschaft enthält, ist weder ein mit allgemeinem historischem Überblick entworfenes, noch auch mit tiefeindringendem philosophischem Geiste verarbeitetes Gemälde, wie es doch der Beweis jenes Satzes offenbar foderte. Es enthält einzelne Bruchstücke, die bey weitem nicht hinreichen, ein solches philosophisch-politisches Gebäude zu gründen. In dem 3 Kap. der Darstellung des Geistes der polit. Institute finden sich allerdings manche sehr richtige Bemerkungen; z. B. über die ungleiche Vertheilung des Eigenthums u.s.w.: aber der eigentlichen Tendenz des Werks, nämlich der Untersuchung der zuträglichsten Regierungs-*Form*, sind sie durchaus fremd. Sie betreffen die Staats-Gesetzgebung, wie z. B. die Ausdehnung der Jagdgerechtigkeit oder die Staatsverwaltung, und beide sind von der Staats-*Form* an sich ganz unabhängig. Näher dem Zwecke des Werks scheint das 4 Kap. zu liegen, welches sich mit dem Beweise beschäftiget, dass die Charaktere der Menschen in äusseren Umständen ihren Urgrund haben, und das 5te, in welchem der Ursprung willkührlicher Handlungen der Menschen in ihren Meinungen, dargethan wird; insofern nämlich diese Untersuchungen die empirischen Modificationen der Regierungsformen aufhellen und analysiren. Auch enthalten sie manche scharfsinnige psychologische Bemerkungen. Weit weniger befriedigend ist hingegen das 6 Kap., über den Einfluss des Klima. Unter dem *Scheine* eines tiefen Eindringens in die Materie, enthält es nur abgerissene Ideen, welche die Hauptsache kaum oberflächlich berühren, ja nicht einmal die bekannten allgemeinen Theorien eines *Montesquieu* und anderer über diesen Gegenstand gründlich prüfen. Eben so wenig erschöpfend ist das 7 Kap. über den Einfluss des Luxus; und das 8te, über die Perfectibilität der menschlichen Erfindungen, sagt, wenn es schon an seiner Stelle ist, mindestens nichts bedeutendes *Neues*. — In dem 2 Buche über die Grundsätze der Gesellschaft rückt der Vf. seinem Zwecke näher. Das 1 Kap. enthält nur bekannte Dinge, über die Verbindung der Politik und Moral; das 2te, von der Gerechtigkeit, gehört ganz der Ethik an, und in den Anhängen über Selbstmord und Duelle ist

ist wieder der nur abschöpfende, fragmentarische Skepticismus sichtbar, bey dem der Gewinn für Wahrheit mindestens nicht bedeutend seyn kann. Reichhaltiger ist das 3 Kap. von der Gleichheit der Menschen, und das 4te von persönlicher Tugend und Pflicht, an neuen und zum Theil tief gegriffenen Untersuchungen; ob man schon auch hier auf manchen, zum Theil historisch unhaltbaren Satz stösst, wie z. B. (S. 166) dass Sorge für ewiges Menschenwohl, die Königsmörder, *Damiens*, *Ravaillac*, die Urheber der Bartholomäus-Nacht u. s. w. geleitet habe! — Mit philosophischem Geiste ist indess das 5 Kap., *von den Rechten*, bearbeitet. Die *Entwickelung* der darin vorgetragenen Grundsätze und Sonderung des Wahren würde aber ein eigenes Buch fodern. — Das 1 Kap. des 3 Buchs enthält eine Zergliederung der Systeme der politischen Schriftsteller; das 2te, die Darstellung der Grundsätze vom gesellschaftlichen Vertrage, und das 3te, die — der Lehre vom Versprechen; denen es nicht an lichtvollen Entwickelungen, aber auch eben so wenig an klaren Sophismen fehlt, wie z. B. der S. 130 vorgetragene Satz: dass die Behauptung ungereimt sey, wir hätten den Gesetzen Gehorsam *versprochen*, indess doch dieser Gehorsam unbedingt in der geselligen Vereinigung, nach *der* Stufe, auf der die Menschheit steht, liegen *muss*, u. w. dgl. m. Im 4 Kap. beginnt endlich das eigene System des Vf. sich allmählich zu entwickeln. Nachdem er nämlich alle Ursachen der Regierung, den Vertrag, die Delegation u. s. w. geprüft und verworfen hat: so bleibt er zuletzt (S. 240) bey der *unvermeidlichen, unerlässlichen Nothwendigkeit*, als dem einzigen nothwendigen Grunde der Regierung stehen. Allerdings möchte man fragen: ob denn nicht in dieser anerkannten, unbedingten Nothwendigkeit auch der Begriff des Vertrags, oder doch der Delegation liege? Doch wir wollen sehen, wie er diesen anscheinenden logischen Cirkel in der Folge zu lösen versucht. — Sowie er nämlich (im 6 Kap.) ganz richtig bemerkt, dass eine Regierung nur durch *Zutrauen* bestehen könne, und daraus die etwas zu weit ausgedehnte Folgerung zieht, dass Zutrauen auf der anderen Seite nicht ohne Unwissenheit zu existiren vermöge: so folgert er dann daraus, dass mit der Abnahme dieser Unwissenheit, auch die Basis der Regierung an Festigkeit abnehme, und die Regierung am Ende *sanft entschlafen müsse*. Man sieht, dass am Ende das ganze System des Vf. sich auf den bekannten Satz concentrire, dass die moralische Vollkommenheit des Menschen alle Gesetzgebung und Staatsverwaltung entbehrlich mache. So zweifelhaft es ist, ob die Wahrheit dieses Satzes sich nicht einzig auf Zwangs-Gesetze einschränken, und ob denn in einer geselligen Verfassung cultivirter Menschen auch die bloss regulativen Gesetze, und die Oberaufsicht über deren Einhaltung ganz und gar entbehrlich seyen: so möchte doch so viel am Tage liegen, dass die speculativen Forschungen des Vf. sehr weit ausgeholt haben, um eine sehr einfache und unzweifelhafte Wahrheit zu beurkunden. Diess wird vollends klar durch das, was er zu Bestätigung seiner Theorie S. 267 u. 269 sagt, und mit der sehr richtigen Bemerkung beschliesst, dass die Tendenz der Menschheit seyn müsse, die Regierung so weit zu entbehren, als der allgemeine Friede der menschlichen Gesellschaft nur zulasse. Abgesehen *davon*, dass dieser letztere Satz vielmehr *also* hätte ausgedrückt werden sollen, dass die Menschheit streben müsse, die Einwirkung der Regierung so sehr zu vermindern, als es die menschliche Organisation nur immer gestattet: so enthält übrigens dieser Satz nichts, was nicht die allgemeinen Grundsätze der Moral auch mitbringen. Weit nöthiger wäre aber wohl eine gründliche Prüfung und klare Darstellung *des* Satzes gewesen: ob nicht eine Organisation der Regierung möglich und denkbar sey, welche statt, wie der Vf. S. 288 bemerkt, die Menschheit an der Annahme eines vernünftigen Regierungs-Systems zu hindern, vielmehr in ihrer Natur die Tendenz hätte, *sich selbst* entbehrlich zu machen? Das ohnfehlbarste Mittel *dazu* ist wohl die Bildung und Veredlung der *Regenten*. Das allgemeine Anerkenntniss *der* einfachen Wahrheit, dass der künftige Herrscher nicht seinen Altern, nicht seinen Verwandten, dass er der Nation angehört, dass sie also das Recht hat, für diese Bildung zu sorgen, wird vielleicht hinreichen, die Menschheit über die Nothwendigkeit einer Regierung zu beruhigen. Ein moralisch gebildeter Regent *muss*, der natürlichen Ordnung der Dinge zufolge, die Tendenz haben, durch Volksaufklärung und Volksbildung die Regierung immer mehr entbehrlich zu machen. *Daher* die entgegengesetze Tendenz des Mönchthums, vorzüglich jenes Ordens, dessen Geist Herrschsucht war. Wahr und schön gesagt ist übrigens alles, was der Vf. S. 300 ff. nicht nur über die Zweckwidrigkeit, sondern auch über die gänzliche Entbehrlichkeit der Staatsumwälzungen und über den Charakter, Politik u. Privatverbindungen (S. 312) bemerkt, und mit voller Überzeugung unterschreibt Rec. den Satz (S. 322), dass die Beförderung des Interesse der Menschheit hauptsächlich von der Freyheit gesellschaftlicher Mittheilung abhange. — Der Rest dieses Bandes enthält moralische Untersuchungen, die mit dem eigentlichen Gegenstande des Werks offenbar nur durch sehr lose Bande zusammenhängen. Am auffallendsten ist diess wohl bey dem 2ten Anhange über die Gewohnheit, *Besuche abzuweisen*.

Im Allgemeinen möchte sich also wohl über dieses Werk, so weit es dermalen bey uns erschienen ist, das Urtheil rechtfertigen lassen, dass es weder als eine neue Theorie betrachtet werden könne, noch auch über die Entbehrlichkeit der Regierungen, oder über die dem Wohl der menschlichen Gesellschaft angemessendste Form derselben, neue Entdeckungen mittheile, wohl aber über die Verhältnisse des Menschen in der Gesellschaft, und zu der Regierung mehrere scharfsinnig und tief gegriffene Forschungen und Beobachtungen enthalte. Diese würden denn vielleicht, den speculativen Tendenz des Ganzen unbeschadet, mehr praktischen Gewinn gewährt haben, hätte es dem Vf. gefallen, auch in den Geist der verschiedenen Regierungsformen einzudringen, das Montesquieu'sche System mit kritischer Genauigkeit zu prüfen, und vor allen Dingen die durchaus schiefen Ansichten über die verschiedenen Staats-Verfassungs-*Gattungen* zu berichtigen, welche der Sprachgebrauch, von Herrschsucht begünstigt, in die ganze Theorie der Staatswissenschaft gebracht hat. Die Übersetzung ist treu und kräftig, wie man es von einem so geübten Schriftsteller, als Hr. W. ist, erwarten konnte. Kaum sind dem Rec. einige harte Wortfügungen aufgestossen.

E—n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 16 SEPTEMBER, 1805.

ÖKONOMIE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirthschaft und ihrer neueren praktischen und theoretischen Fortschritte in Rücksicht auf Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft für denkende Landwirthe und Cameralisten.* Von D. *Albrecht Thaer.* Dritter und letzter Band. 1804. XXXVI u. 934 S. nebst einem Sachregister. gr. 8. Mit Kupfern. (4 Rthlr. 6 gr.)

Sollte sich das Vorurtheil, dass der Vf. durch seine Darstellung der englischen Landwirthschaft die Fortschritte der deutschen herabsetzen, und die Landwirthe unseres Vaterlandes zur sklavischen Nachahmung der englischen aufmuntern wolle, nach der Erscheinung des zweyten Bandes noch nicht ganz verloren haben: so muss es gewiss bey jedem, der diesen dritten mit Unbefangenheit durchliest, ohnehin ganz verschwinden, und aufrichtiger Dank für die rastlose Bemühung des würdigen Vf., der den Flor der deutschen Landwirthschaft nur zu erhöhen trachtete, an dessen Stelle treten. Die erste Abhandlung: *Über das Charakteristische der englischen Landwirthschaft in Verhältniss gegen die deutsche*, ist in dieser Hinsicht entscheidend. Einen Auszug daraus zu machen, ist nicht thunlich, und da der Inhalt durchaus interessant ist, so würde es vergebliche Mühe seyn, durch Aushebung vorzüglich merkwürdiger Stellen, die Neugierde der Leser locken zu wollen. Wir begnügen uns daher, in kurzen Sätzen nur das anzuführen, was vornehmlich für ein unterscheidendes Merkmal der Landwirthschaft Englands und Deutschlands gelten kann.

Die englische steht der deutschen weit nach, weil sie keine Stallfütterung kennt, und keine Futterkräuter in der Brache baut. — Auf das eigentliche Gewerbe der deutschen Landwirthschaft kann kein so beträchtliches Capital verwendet werden, als auf die brittische, weil unser Feldbau *meist* in den Händen des Bauern ist, dessen ganzes Vermögen die Grundstücke, die er innen hat, und der Hof, den er besitzt, ausmacht. Der brittische Landbauer aber ist gewöhnlich nicht Eigenthümer des Grundes und Bodens, den er bearbeitet; er hat daher die Summe des Vermögens, das er besitzt, baar in Händen, und kann solches allein zum höheren Betrieb seiner Wirthschaft anwenden. Dieses ist ein in die Augen springender Vortheil für das Ganze des englischen Ackerbaues; aber er ist, wie uns dünkt, eben kein beneidenswerther, denn unsere Bauern sind in ihrer Lage viel glücklicher, als die auf willkührliche Zeit angenommenen Pächter. Eine Besonderheit des englischen Feldbaues, die auch für einzelne Wirthschaften von Nutzen seyn mag, ist, dass theils die Feldarbeiten, wie bey Manufacturen, vereinzelt sind, und in Verding gegeben werden können, theils dass jeder Wirth sich auf einzelne Zweige der Wirthschaft legt, und in dem kleinen Raume seines Landes nicht alles zu bauen begehrt — dass daher der eine nur Gras-, der andere Getreid-Wirthschaft, und ein dritter nur Schafzucht betreibt. Aber daher kommt es auch, dass der englische Wirth in der Übersicht und Anordnung des Ganzen, in der Berechnung der Verhältnisse des Viehstandes zum Ackerbau gegen den Deutschen so weit zurückbleibt, so wie auch, was gegen seine gründlichen Einsichten in die Wirthschaftskunde misstrauisch machen muss, dass er gewöhnlich auf die Vermehrung des Düngers und die zweckmässigste Verwendung desselben weniger Aufmerksamkeit richtet. — Wenn der englische Feldbau sich vielleicht etwas früher zu einer gewissen Höhe geschwungen, als der des festen Landes: so mag der Mangel an Frohnen, welche sowohl für den, der sie leistet — niederdrückend, als für den Acker des Wirths, dem sie geleistet werden — nachtheilig sind, vieles dazu beygetragen haben. Desto mehr behindert ihn die Land-, Zehend- und Armen-Taxe. Die letzte ist in mancher Provinz so unerträglich, dass Fälle vorhanden sind, wo solche das Pachtgeld überstieg; und wenn daher die Regierung nicht bald durchgreifende Masregeln dagegen nehmen sollte, so könnte allein dadurch die Industrie des Landbaues, ob sie wohl jetzt im Steigen ist, gänzlich niedergedrückt werden. Was der Vf. über die allgemein eingeführte Erhebung des Naturalzehendens sagt, wieferne derselbe der Aufnahme des englischen Feldbaues hinderlich wird, dürfte auch in manchen deutschen Provinzen beherziget werden. — Ein Vortheil für die Landescultur in England sind die beträchtlichen Belohnungen, welche die vielen landwirthschaftlichen Gesellschaften denen austheilen, die in diesem Fache etwas ungewöhnliches leisten. Aber ohne Zweifel ist es ein noch grösserer Vorzug der deutschen Agricultur, dass sie, ohne irgend eine Aufmunterung dieser Art, dennoch so wichtige Fortschritte gemacht hat. — Die deutschen Schriftsteller, welche über Wirthschaft schreiben, übertreffen die Engländer an Zahl und Gründlichkeit; hingegen ist der Britte meist originel-

gineller, und stützt sein Raisonnement über den Gegenstand, den er behandelt, mehr auf Beobachtung, als Theorie. — Auch die Mechanik hat auf jener Insel sich reicherer Unterstützung zu erfreuen, als im deutschen Vaterlande! Die natürliche Folge ist, dass jährlich bequemere Werkzeuge verfertiget werden, die das Gewerbe des Ackerbaues erleichtern, und ihm einen Vorzug vor dem unseren verschaffen. Hingegen bringen die Fabriken, deren in Brittanien immer mehrere werden, dem Landbau bey weitem mehr Nachtheil, als man bis jetzt geglaubt hat. Sie rauben ihm eine Menge thätiger Menschen, und in der Nähe der Städte verursachen sie Mangel an geschickten Handwerks-Leuten, z. B. an Schmieden, Gestellmachern. *Lancashire* ist vorzüglich reich an Manufacturen, aber *J. Holt* behauptet auch, dass diese Provinz nur den 24 Theil seines jährlichen Bedarfs an Getreide baue, d. h. nicht mehr, als in zwey Wochen von der vorhandenen Volksmenge verzehrt, und mit dem Vieh verfüttert wird. Um *London* herum ist der Nachtheil, den Manufacturen und Handel dem Ackerbau bringen, am auffallensten. *Arthur Young* behauptet, dass die Strecken öden Landes, welche sich in einem Umkreise von 40 englischen Meilen um diese kolossalische Stadt herum befinden, wenn solche gehörig angebauet würden, wohl die Hälfte der Einwohner derselben mit Brod versorgen, also eine Zahl von 500000 Menschen ernähren könnten.

II. *Über den provinzialen Ackerbau in den englischen Grafschaften, besonders in Hinsicht der üblichen Fruchtfolge und Feldeintheilung. Northumberland* zeichnet sich vor ihren Schwestern in der dort üblichen schönen Cultur vorzüglich aus. Die Ursache ist die fast allgemein eingeführte Verkoppelung, die meist aufgehobenen Gemeinheiten und das richtige Verhältniss der Viehzucht zum Ackerbau. In dieser Provinz allein hat sich noch eine Art von Dienstbarkeit erhalten, aber sie wurde bey der eingeführten Verkoppelung meist aufgehoben, und der Gutsherr mit einem Theile des Grundes und Bodens abgefunden. — *Westmoreland* und *Durham* können dieser Provinz an die Seite gesetzt werden. — *Lancashire* ist, wie schon bemerkt wurde, wegen seiner Manufacturen weit zurückgeblieben. Der gewöhnliche Landmann hat gar keinen Begriff von eigentlicher Fruchtfolge und Umlauf. Man weiss, dass die Getreide-*Einfuhr*, in dieser Provinz 71000 Pf. Sterlinge beträgt. Die reine Summe der *Ausfuhr* von *Norfolk* hingegen thut 716000 Pf., so dass also diese sandige Grafschaft, obwohl sie kaum die Hälfte ihrer Äcker mit Getreide bestellt, jene fruchtbare, die fast gleichen Flächeninhalt besitzt, überflüssig mit Getreide versorgt. — *Yorkshire* steht in sehr guter Cultur, aber auch hier werden die Rüben meist auf dem Felde von den Schafen verzehrt, eine Sitte, die wir unter keinen Verhältnissen billigen können. In *Hafford* und *Darbishire* hat sich die Cultur, seitdem die Feldergemeinschaft abgeschafft, und die Pächter auf längere Termine gesetzt wurden, um vieles gehoben. Weniger zeichnet sich *Essex* aus, woran auch der nasse kalte Boden Schuld seyn kann. Nach Norfolk ist *Kent* in Hinsicht des Ackerbaues die merkwürdigste Grafschaft. Sie bestehet aber auch aus lauter kleinen freyen Besitzungen, die von ihren Eigenthümern *selbst* bewirthschaftet werden. In dieser Provinz wird auch Hopfen gebaut. Wir bemerken dieses darum, weil dieses Product hier zum erstenmal von dem Vf. genannt wird. Es scheint daher, dass der Anbau dieser Pflanze in England doch nicht so allgemein betrieben wird, als man in Deutschland vermuthet. — Gern möchten wir die verschiedenen eingeführten Fruchtfolgen dieser Grafschaften unter einander vergleichen, wenn es der Raum gestattete. Dem praktischen Ökonomen werden die Bemerkungen darüber um so nützlicher seyn, weil immer auch der Boden, auf dem diese Fruchtfolgen Statt haben, und der mehr, oder minder günstigere Erfolg derselben bemerkt ist.

III. Schilderung dreyer ausgezeichneter Ökonomien, *Dukets*, berühmt durch seine neu erfundenen Ackerwerkzeuge, *Coke's*, und des General *Murray*. Sie liefern nicht selten den Commentar zu den vorhergegangenen Kapiteln.

IV. *Von der Drill- und Reihen-Cultur*, zugleich als Berichtigung des ersten Bandes, der manches Missverständniss veranlasste. Nicht sowohl das Reihensäen, als das Behacken der Früchte während ihres Wachsthums, ist der Vorzug des Drillens. Wenn daher diese Wirthschaft vor einer anderen reicheren Ertrag gewährt: so ist mehr die dadurch bezweckte *Reinhaltung* des Ackers, als das Reihensäen selbst, die Quelle desselben. Indessen muss der Boden schon vollkommen vorbereitet seyn, und *Coke* machte es zur unablässigen Bedingung, dass man den Sommer vorher, ehe man solche einführt, *reine Brache* halte, und das Land *sehr fleissig* pflüge und egge. Nur ein Land, das schon rein ist, kann die Drill-Cultur rein erhalten. Es wird daher immer wahrscheinlicher, dass diese Methode nur von Landwirthen, die ihr Land gartenmäsig zu bearbeiten Zeit und Hände genug haben, angewendet, und dass solche Besitzern groser Güter nur für wenige und ausgesuchte Felder zu empfehlen, nie aber von ihnen im Ganzen eingeführt werden könne. Da, wie der Vf. selbst sagt, die Versuche, welche in Deutschland mit dieser Art Ackerbestellung gemacht worden, zu unbedeutend sind, um etwas entscheiden zu können: so stellt er alle Einwürfe, die *Young* und *Marshall* dagegen vorbringen, in ihrer ganzen Stärke auf, und sucht solche zu widerlegen.

V. *Von dem Anbau der Wurzeln und Kohlgewächse*. Nachdem der Vf. die Nothwendigkeit gezeigt, die gröste Masse zur thierischen Nahrung geeigneter Pflanzen bauen zu müssen, wenn man die höchst möglichen Fruchtärnten erwarten will, weil die Vermehrung des Viehstandes, nebst Erhaltung mehrerer arbeitenden Kräfte die fruchtbaren Stoffe des Bodens vermehrt: so beschreibt er die Art, wie dieser Pflanzenbau in England, mehr als irgendwo ins Gro-

Grofse getrieben wird. Er beginnt mit der Befchreibung des Kartoffelbaues. Die englifchen Schriftfteller führen mehr als 130 Abarten diefer Frucht an; der Vf. vermuthet aber, dafs manche Art an verfchiedenen Orten verfchiedene Namen habe, und dafs eigentlich kaum die Hälfte diefer Abarten aufgefunden werden dürfte. — Die Kartoffeln werden in England, wie in Deutfchland, bald zerftückelt, bald ganz in Boden gelegt. Neuere Verfuche fcheinen für die erfte Methode, die auch wohl bey uns die gewöhnlichere ift, zu entfcheiden. — Man hält es in England, für fehr räthlich, die Setzlinge unmittelbar mit Mift zu umgeben, und behauptet, dafs man dann von einer kleinen Quantität Dünger gröfsere Wirkung erwarten dürfe, als von einer ungleich ftärkeren, welche gleichmäfsig mit dem Boden vermifcht werde. Diefer Erfahrung gemäfs fucht man auch in Franken und der oberen Pfalz die Setzlinge beym Legen gleichfam in Mift einzuhüllen, und man hält es daher für vortheilhafter, fie mit der Hand Reihenweis zu legen, — wenn fich gleich die Arbeit etwas verzögert — als fie auf das Ackerbeet auszuwerfen und unterzupflügen. — Auch in England lebt der gemeine Mann gröfstentheils von Kartoffeln; der grofse Betrieb der Manufacturen und Gewerbe foll fich lediglich auf diefes wohlfeile Nahrungsmittel gründen. Die Kartoffelfütterung verhält fich gegen die des Getreides, wie zwey gegen eins; und bey Kühen bewirkt fie mehr Milch, als das Heu. Zur Winterfütterung der Schafe, und als Pferdefutter, ift diefe Frucht ebenfalls mit Nutzen angewendet worden. — Hierauf folgt die Befchreibung der *Runkelrübe*, von welcher zwey Arten bekannt find: eine die mit ihren Wurzeln mehr in die Erde eindringt, und eine andere, die mehr aus dem Boden herauswächft, und ihre Rübe nach oben verlängert. Beide werden auch in Deutfchland gebaut, und kamen von hier wahrfcheinlich nach England. (In Franken werden beide Arten, wenn fie einige Gröfse erlangt haben, behackt, die erfte wird mit Erde angehäuft, die andere aber von derfelben oben frey gemacht, damit fie aus einander treiben und fich verftärken kann. Diefe letzte Art giebt auch ftärkeren Ertrag.) Übrigens ift die Cultur diefer Rüben in England der unferigen gleich. Zum Heu follen fie fich, wie 4 zu 1 verhalten. — *Der Kohlbau* giebt der Maffe nach den gröfsten Ertrag unter allen bekannten Früchten; aber der Vf. räumt ein, dafs er nur auf fehr fettem und ftark gedüngtem Boden — und wir fügen hinzu nur bey fehr günftiger Witterung zu erwarten ift. Der Bau diefer Frucht ift daher koftbar, und wird, ins Grofse getrieben, fich kaum bezahlen, aufser in der Nähe grofser Städte, wo fchöner Kohl theuer verkauft, oder wenn folcher zur Maftung verwendet wird. Aber das Maftvieh mufs dann fchon halb fett feyn, und wir glauben, dafs auch dann noch gefchrotenes Getreide und Heu beygefüttert werden müffe. Ein gewiffer *Backer zu Burftall in Leicefterfhire* foll, nach Ausfage des *New Farmers Calender*, ein Kohlhaupt von 92 Pf. gebaut haben. — Zu dem Heu verhält fich der Kohl, wie 1 zu 6: denn 174 Pf. Kohl waren nach *Midletons* Berechnung 29 Pf. Heu in der Fütterung gleich. Der *Rübenbau* ift, nach der *Norfolkfchen* Methode, fchon in dem erften Bande befchrieben worden. Aufserdem werden fie gang gewöhnlich und mit vielem Vortheil eingedrillt. Indefs nimmt diefer Bau jetzt in England in eben dem Verhältnifs ab, in welchem der Anbau der anderen gehackten Früchte zunimmt. Noch mehr würde diefes gefchehen, wenn man mit der Stallfütterung bekannt wäre; denn jetzt findet man die Rüben befonders bequem, fie auf dem Felde vom Vieh verzehren zu laffen. Sie find die nämlichen, die wir unter den Namen Herbftwaffer und weifse Rüben kennen. Hr. *Campell* bauete eine von 40 Pf., und eine andere, was in der That kaum glaublich wäre, wenn es nicht *Anderfon* bezeugte, von 63½ Pf. Sie verhalten fich zum Heu, wie 1 zu 7. — *Die fchwedifche Rübe* (*Rota-Baga*) hat feit 10 Jahren in England viel Glück gemacht. Sie fcheint mit unferer Kohlrübe Ähnlichkeit zu haben. Was fie vorzüglich empfielt, ift ihre Ausdauer im Winter. Da fie diefen in Schottland und Schweden im freyen Felde aushält: fo möchte auch in Deutfchland ihr Anbau vielen Vortheil gewähren. Die *Bohnen*, die in England fo häufig angebauet, und welche gedrillt, ungemeinen Ertrag liefern, find ein fehr nahrhaftes Viehfutter. Rec. kennt fie aus Erfahrung, und er wünfchte, dafs feine Empfehlung derfelben etwas dazu beytragen könnte, fie in Süd-Deutfchland mit mehreren Eifer anzubauen: denn in Franken und in der oberen Pfalz find fie beynahe ganz unbekannt. 67 Pf. kommen nach angeftellten Maftungsverfuchen 100 Pf. Heu vollkommen gleich.

VI. *Über die Futterkräuter.* Sehr wahre und wichtige Betrachtungen über die Verhältniffe, unter welchen der rothe Klee den Acker verbeffert oder verfchlechtert. — Den Klee ins Winterfeld zu fäen, ift nur dann von ficherem Nutzen, wenn folches erft im April gefchieht, die Ausfaat im Herbft mit dem Getreide hat meift fchlechten Erfolg gehabt. — Luzerne gedeihet nur in fehr gutem und tiefem Boden. Der Vf. ftimmt für die gemifchte Saat, mit Erbfen, Wicken, Spörgel oder Buchweitzen. Weniger paffend follen Getreideforten feyn, am allerwenigften, wenn man das Getreide zur Reife kommen läfst. — Mit rothem Klee gefäet, foll fie fich nicht lang erhalten. Rec. hat diefe letzte Erfahrung, und noch überdiefs auf einem für Luzerne fehr geeigneten Boden felbft gemacht. — Für eine Kuh wird täglich 90—120 Pf. grüne Luzerne gerechnet; die Butter foll davon bitter, die Milch dünner, wie bey rother Kleefütterung werden. Ohne Zweifel ift fie zur Sommermaftung am vortheilhafteften. — Dem *Spörgel*, den der Vf. im erften Bande nicht empfehlungswürdig fand, läfst er nunmehr volle Gerechtigkeit widerfahren; doch räth er mehr den Anbau der gröfseren, aber leider noch wenig bekannten Art. Auch preifst er den ausgeprefsten Saft diefer Pflanze täglich zu 4 bis 5 Unzen genommen, als Heil-

Heilmittel den hektischen Personen an. — *Wicken* zur grünen Verfütterung werden in England jetzt oft angebaut. In Deutschland ist dieser vortheilhafte Bau schon lange gewöhnlich.

VII. *Etwas über Wiesenbau.* Bekanntlich haben manche Gegner des Vf. den im ersten Bande aufgestellten Satz, dass der Werth der Wiesen ein sicherer Massstab für die Cultur sey, in der sich eine Gegend befinde, sehr gemissdeutet, wesshalb er hier seine Ideen ausführlich entwickelt. — Die Behauptung, dass trockene und hohe Wiesen bisweilen unter den Pflug genommen werden, und nicht immer zu Gras liegen bleiben sollten, ist eine Wahrheit, die jeder denkende Landwirth billigen muss; aber sie erregt auch bey dem Rec. den Wunsch, dass reiche und aufgeklärte Güter-Besitzer ihren Unterthanen und Nachbaren mit guten Beyspielen vorgehen, und selbst Regierungen zu dieser wichtigen Sache mitwirken möchten. Dann würde das Heufutter nie zu dem enormen Preise hinaufsteigen können, welcher schon seit mehreren Jahren Statt gefunden hat.

VIII. *Das Rasenbrennen*, über welches sich der Vf. im ersten Bande nicht ganz beyfällig erklärte, wird als eine Methode, um den Boden schnell in Cultur zu bringen, ihm manche schädliche Eigenschaften zu nehmen, und durch baldige Auflösung seiner vegetabilischen Stoffe, ihn ohne weiteren Dünger zur Hervorbringung reicher Ärnten geschickt zu machen, hier mehr in Schutz genommen und bestimmter abgehandelt. Der Vortheil dieser Operation soll sich in England immer mehr bestätigen, und sie soll durch die Übersichten dieser Experimente, welche der *Board of Agriculture* veranlasste und gesammelt hat, unter gewissen Voraussetzungen, über alle theoretische Einwürfe gesiegt haben. Wir wünschten, dass diejenigen, denen diese Operation des Rasenbrennens gelänge, oder nicht gelänge, ihre Erfahrungen mittheilten. Eine Frage erlauben wir uns. Wenn man auch bey dem Umreissen eines lang gelegenen Weidelandes fürchtet, die Waasen in einem Winter möchten nicht genug verfaulen, oder der Saame und die Wurzeln der darin befindlichen sauern Kräuter nicht völlig absterben, folglich das Abschälen des Rasens desswegen nöthig seyn, warum muss man solchen denn gerade verbrennen, wodurch man ja immer nur die möglich kleinste Summe des Düngers erhält? Würden diese Rasenschichtenweise in Haufen gelegt, zwischen jede Schicht Kalk eingestreut, ein Jahr lang liegen gelassen, und ein paarmal durchgearbeitet: so dürfte dieses wohl mehr Mühe und Kosten verursachen, aber nicht nur einen kräftigeren Dünger für das Land geben, sondern noch so viel zurücklassen, dass man zwey Länder von gleicher Grösse damit überfahren und bessern könnte.

IX. *Über die englische Viehzucht im Allgemeinen, und insbesondere über Rindvieh und Schafe.* Es ist bekannt, dass die Kunst, die verschiedenen Raçen dieser Thiere zu verbessern, und schnell und sehr bald fett zu machen in England auf eine Höhe getrieben wurde, von der man in Deutschland noch weit entfernt ist. Man muss es selbst lesen, um sich einen deutlichen Begriff davon zu machen, wie viel Mühe und Studium *Blackewell* aufgewendet, um die wahren Grundsätze aufzufinden, nach deren Anwendung ihm es endlich gelang, die Veredlung der Raçen zu Stande zu bringen. Es ist dieses, wie Hr. *Th.* sagt, das auffallendste Beyspiel und der entscheidendste Beweis von der Gewalt des Menschen auch über die Formen und Eigenschaften der Thiere, wenn er die Gesetze der plastischen Natur auszuforschen und richtig anzuwenden lernt. Diese Resultate der *Blackewellischen* Forschungen, die sich durch die Erfahrung vollkommen bewährt haben, werden gewiss manchem denkenden Landwirthe, welcher schon lange seinen Viehstappel zu veredeln wünschte, höchst willkommen seyn. Alles Veredeln englischer Raçen ist auf Milchergiebigkeit, noch mehr auf schnelles Fettansetzen, berechnet. Letzteres gewährt den grössten Vortheil; denn der, welchen die Kühe geben, ist unbedeutender, als man vermuthen sollte. In einer grossen Melkerey bey London, die mit vielem Rafinement eingerichtet ist, rentirt sich eine Kuh kaum auf 5 Pf. Sterl. Fast gleich hoch rentirt sie sich in Deutschland, auch dann, wenn sie sich in einer, zehn und mehr Meilen von einer grossen Stadt entfernten Wirthschaft befindet, wo keine Milch verkauft werden kann, und die Butter eingesalzen, oder wie in Franken zu Schmalz gemacht werden muss. — Der vom Vf. bewiesene Satz: je stärker das Vieh gefüttert wird, desto besser bezahlt es sich, ist zwar kein neuer, aber er kann unseren deutschen Landwirthen nicht oft genug eingeschärft werden. Übrigens hat die Erfahrung bewährt, dass man die Mastung gleich mit sehr nahrhaftem Futter anfangen, und sie gleichsam erzwingen müsse. Man giebt daher am zweckmässigsten zuerst Kornfutter, hernach Kartoffeln, Rüben etc. Gewöhnlich wird bey uns umgekehrt verfahren; aber alle geschickten Viehmäster erklären dieses für falsch. — Zuletzt noch gründliche Nachrichten von der Schafzucht, besonders von der englischen, und Beschreibung der wohl überdachten Schafzucht des Grafen *Magnis* zu *Ekertsdorf* in der Grafschaft Glatz.

Durch den X Aufsatz, *Berichtigungen und Epikrise* überschrieben, mit dem sich dieses schätzbare Werk schliesst, hat sich der würdige Vf. selbst ein schönes Denkmahl, sowohl seines stets fortschreitenden Bestrebens, seine Einsichten immer mehr zu erweitern und zu berichtigen, als seiner Humanität gesetzt, indem er mit einem seltenen Wohlwollen verschiedenen Schriftstellern, denen er in den ersten Bänden glaubt Unrecht gethan zu haben, Gerechtigkeit widerfahren lässt, und ihnen freundschaftlich die Hand bietet. — Die *XVII Kupfertafeln* stellen die verschiedenen englischen Thier-Raçen dar. Schade, dass nur bey Neun die Massstäbe, nach denen ihre Grösse und Länge zu berechnen sind, angegeben worden! Ein sehr brauchbares Sachregister beschliesst das Ganze.

S. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Strasburg, in d. typogr. Gesellschaft: Ἀριστοτέλους περὶ ποιητικῆς, ed. *Jo. Theoph. Buhle*, [im V Bande der *Opera omnia Aristotelis.*] A. VIII. 8.

2) Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Aristotelis de arte poëtica liber* cum commentariis *Godofredi Hermanni.* 1802. VIII u. 284 S. gr. 8.

3) Leipzig, b. Schumann: Ἀριστοτέλους περὶ ποιητικῆς. *Aristoteles Buch von der Dichtkunst;* zum Gebrauche für Gymnasiasten. Von neuem aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von M. *Joh. Jac. Meno Valett,* Rector der Hauptschule des Landes Hadeln zu Otterndorf. 1803. XII u. 220 S. kl. 8.

Die Poëtik des Aristoteles ist unstreitig eins der schwersten, wo nicht das schwerste Werk, aus dem griechischen Alterthume. Nicht nur, dass die aristotelischen Schriften überhaupt desswegen grosse Schwierigkeiten haben, weil er nicht eine zusammenhängende Reihe von Gedanken, sondern nur die Hauptsätze in losem Zusammenhange aufzustellen pflegt, und es dem Nachdenken des Lesers überlässt, die vermittelnden Nebensätze selbst zu entwickeln, weil er, um uns eines Ausdrucks von *Lessing* zu bedienen, der grösste Wortsparer unter den Philosophen ist, weil er auch im Gebrauch einzelner Worte und der Redetheile von der Gewohnheit anderer Schriftsteller abweicht, und sich häufige Versetzungen und Veränderungen der Construction erlaubt; in dieser Schrift finden sich jene Eigenthümlichkeiten der aristotelischen Schreibart und Methode häufiger, als in jedem anderen Werke desselben Denkers; und hiezu kommen nun noch häufige Beziehungen auf Grundsätze und Ansichten, die in anderen entweder noch vorhandenen oder gar verlorenen Schriften von ihm entwickelt, und auf einzelne Fälle und Beyspiele, die uns jetzt unbekannt sind. Kein Wunder also, dass die Erklärer dieser Schrift nicht nur in der Erläuterung oder Verbesserung einzelner Stellen von einander abwichen, und über den Zweck und die Entstehung derselben verschieden urtheilten, sondern auch bald häufige Lücken, bald Interpolationen, bald Versetzungen ahndeten. Die Schwierigkeit dieser Schrift scheint auch eine Zeitlang das Interesse an derselben geschwächt zu haben: wenigstens ist seit *Dan. Heinsius*, dessen Ausgaben zu Leiden 1611 und 1643 herauskamen, bis etwa in das J. 1780 kein Gelehrter aufgetreten, der dem Text oder der Erklärung dieser Schrift eine bedeutende und durchgängige Sorgfalt gewidmet hätte. Unter den älteren Herausgebern haben sich unstreitig *Vinc. Madius* aus Brescia (Vened. 1550 fol.) und *P. Victorius* (Flor. 1560. 1572) das grösste Verdienst um die Wiederherstellung des Textes und die Erklärung erworben, obgleich ihre Commentare, besonders der des letztern, von einer ermüdenden Weitschweifigkeit nicht freyzusprechen sind. Weniger haben *Franz Robortelli* (Flor. 1548 fol.), *Wilh. Morel*, der eine alte Handschrift, wahrscheinlich den Cod. Paris. 2040, wie er im Anhange der Tyrwhittschen Ausgabe bezeichnet ist, abdrucken liess (Paris. 1555. 8.), *Castelvetro* (Basel 1570. 4.), *Riccoboni* (Vic. 1585. 4.), *Benius* (Padua 1613. fol.) und *Piccolomini* (Vened. 1575. 4.) geleistet. *Dan. Heinsius* zeigte in der Recension des Textes, besonders in seinen Versetzungen, mehr Kühnheit, als nüchterne bedächtige Kritik und Bekanntschaft mit der Manier des Aristoteles. Wenig oder nichts gewann der Text durch *Dacier's* und *Batteux* Bemühungen (Paris 1692. 12. und 1771. 8.), obgleich ihre Erklärungen manches Gute enthalten. Aber die gründlichsten und scharfsinnigsten Erläuterungen einzelner Kapitel verdanken wir *Lessing* in seiner Hamburgischen Dramaturgie. Seit *Victorius* und *Morel*, von denen der erstere *vier* Codd., unter anderen eine mediceische Handschrift (s. *Victor. Comm.* p. 259 Ausg. von 1573) obgleich nicht durchgängig benutzte, waren keine neuen Handschriften verglichen worden. Der Engländer *Thom. Winstanley* erhielt die Collation von vier Codd. aus der mediceischen Bibliothek, deren verschiedene Lesearten er in seiner kritischen, obgleich nicht immer die richtige Ansicht gewährenden Ausgabe Oxf. 1780. 8. mittheilte. Was ihm an äusseren kritischen Hülfsmitteln abging, ersetzte *Tyrwhitt*, unstreitig der grösste englische Kritiker nach *Bentley*, durch seinen kritischen Scharfsinn, unterstützt durch eine umfassende Belesenheit, auch in den aristotelischen Schriften, und gezügelt durch den Geist einer ruhigen Prüfung; obgleich seine Verdienste um diese Schrift, so gross sie auch sind, und so sehr er unter den Wiederherstellern und Erklärern derselben einen der ersten Plätze einnimmt, ungleich grösser gewesen seyn würden, wenn er diese Ausgabe selbst hätte vollenden können, und ihn in den letzten zwölf Jahren seines Lebens nicht politische Geschäfte abgehalten hätten, ernstlich an die Bearbeitung der Poëtik Hand zu legen. Der Herausgeber der Tyrwhittschen Ausgabe, *Burgess*, fügte derselben noch die Lesearten einer venetianischen, vier pariser, einer leid-

leidner, und einer wolfenbüttler Handſchrift hinzu, hielt jedoch die Collation eines madriter und eines vaticaniſchen Codex zurück. *Twining's* Überſetzung (Lond. 1789. 4.) hat nur einen geringen kritiſchen Werth, obgleich der Vf. nicht ſelten eigene Conjecturen aufſtellt, enthält aber doch mehrere gelehrte obgleich zu weitſchweifige und oft zu ſpitzfindige Erklärungen; denn an Hn. *Buhle's* Lobeserhebungen (*Non novi opus recentioris alicujus Britanni, cujus argumentum ex elegantiorum literarum ambitu petitum ſit, quod Twiningiano illi poſſit aequari, ſive ſpectes eruditionem auctoris, ſive ingenii acumen, et judicii maturitatem junctam cum inſigni modeſtia, ſive denique dictionis elegantiam.* Praef. p. LXII) hat wahrſcheinlich die Freundſchaft groſsen Antheil, von welcher er öfters ſpricht. Einen ſehr gereinigten Text lieferte *Reiz* in dem Abdrucke Leipz. 1786. 8; allein er ging oft weiter, als die Grundſätze einer ihre Grenzen nicht verkennenden Kritik erlauben dürften, und an einigen Stellen ſcheint er auch den Sinn des Ariſtoteles nicht gehörig gefaſst zu haben.

Nach ſolchen Vorgängern und Vorarbeiten unternahmen alſo die oben genannten Gelehrten ihre Arbeit. Hr. *Buhle* hatte ſchon früher (Götting. 1794) einen bloſsen Abdruck des griechiſchen Textes, mit Zuziehung der wolfenbüttler Handſchrift, geliefert und demſelben ein Sendſchreiben an *Ebert* vorgeſetzt, worin er vorzüglich den Satz auszuführen ſucht: *nos nec opus de Poëtica integrum, nec ejus fragmentum integrum, ſed tantum ex hoc fragmento excerpta habere.* Dann gab derſelbe Gelehrte (Berlin 1798) *Ariſtoteles über die Kunſt der Poëſie, aus dem Griechiſchen überſetzt und* (für Dilettanten ſehr zweckmäſsig durch eigene und fremde Bemerkungen) *erläutert; nebſt Th. Twining's Abhandlungen über die poëtiſche und muſikaliſche Nachahmung, aus dem Engliſchen*, heraus. Beider Werke gedenken wir hier nur im Vorbeygehen, indem wir den Gehalt derſelben als erkannt vorausſetzen dürfen, und ſchränken uns bloſs auf diejenige Bearbeitung ein, welche als die letzte, und mithin auch wohl als die vollendeteſte von dieſem Philologen zu betrachten ſeyn wird. Dieſe Ausgabe (Nr. 1) enthält eine ſehr vollſtändige und ſorgfältige Aufzählung der verſchiedenen Lesarten aus den bis jetzt verglichenen Codicibus, ſo wie der von den Bearbeitern vorgeſchlagenen Verbeſſerungen (worunter wir jedoch *Petit's* Conjectur über II, extr. βούλεται τῷ νῦν ſt. τῶν νῦν vermiſſen.) Weniger hat uns die Beurtheilung dieſer verſchiedenen Lesearten, welches der Hauptpunkt bey einer kritiſchen Bearbeitung iſt und jener Aufzählung erſt einen Werth giebt, die Angabe der Hauptmomente bey der Veränderung einer Stelle oder der Verwerfung einer Leſeart, mit einem Worte die kritiſche Behandlung befriedigt. Oft begnügt ſich der Herausgeber mit einem *Recte! Optime! Perperam! Male!* wo eine genauere Auseinanderſetzung der Gründe nöthig war; denn wo die Unſtatthaftigkeit einer Leſeart dem Unterrichteten ſchon von ſelbſt einleuchtet, oder ihre Zuläſſigkeit aus dem vorhergeſagten, aus der begründeten Erklärung der Stelle ſich zeigt, ſind ſelbſt dergleichen Cenſuren überflüſſig: Z. B. p. 289 §. 6 wird zu der Stelle II, §. 6 die Conjectur von *Heinſius* οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν ὀνομάσαι κοινὸν πρὸς τοὺς Σώφρονος — μίμους angeführt, bloſs mit dem Urtheile: *Sed vulgatum bene ſe habet.* S. 291 wird *Tyrwhitt's* Interpunction derſelben Stelle, ὁμοίως δὲ κἂν εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μιγνύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, καθάπερ Χαιρήμων ἐποίησε Κένταυρον, μικτὴν ῥαψῳδίαν, ἐξ ἁπάντων τῶν μέτρων οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον, angeführt, aber ohne *T.* Grund, welcher in dieſen Worten eine Ähnlichkeit mit den vorigen τοὺς μὲν ἐλεγειοποιοὺς, τοὺς δὲ ἐποποιοὺς ὀνομάζουσιν, zu finden, und denſelben Ideengang hier fortgeſetzt glaubte, ſo daſs der Sinn wäre, εἴ τις — ποιοῖτο τὴν μίμησιν, παμμετροποιὸν αὐτὸν προσαγορευτέον. Hr. *B.* nennt dieſs bloſs eine *Conſtructio durior* (obgleich beym Ariſtoteles dergleichen harte Conſtructionen eben keine Seltenheit ſind), ohne jedoch zu zeigen, worin die Härte beſteht, oder den wahren Ideengang des Autors zu entwickeln, um daraus die Unſtatthaftigkeit der vorgeſchlagenen Interpunction zu zeigen. Eben ſo unbegründet ſind folgende Urtheile in derſelben Note: *Plures Victorii Codd.* — οὐκ ἤδη *non agnoſcunt. Male. Alii Victorii Codd.* — καὶ τοῦτον ποιητὴν *habent. Heinſius* προσαγορευτέον *cum interrogationis nota legi jubebat. Non neceſſe. Batteuſius pro* οὐκ ἤδη καὶ *maluit* οὐχ ἧττον. *Peſſime. Miror ſane, quod Reizius hanc lectionem receperit.* Solche Urtheile veranlaſſen zu der Vermuthung, daſs der Herausg. ſich nichts deutliches bey der Stelle gedacht habe, da ihm nicht einmal eine Schwierigkeit in derſelben auffiel. Oft hat indeſſen Hr. *B.* die richtige Leſeart aus Codd. hergeſtellt, aber meiſtentheils, wo er das Beyſpiel anderer Kritiker vor ſich hatte. Wo er ſelbſt den Text entweder aus Handſchriften oder *ex ingenio* verbeſſern will, miſslingt ihm dieſer Verſuch ſehr häufig, wovon weiter unten bey der Beurtheilung einzelner Stellen mehrere Beweiſe vorkommen werden; ſo wie ſich dort auch zeigen wird, daſs der Vorwurf, den er *Tyrwhitt* macht *Praef.* p. LVIII und öfter in den Noten, z. B. S. 339, daſs er mehrere corrupte Stellen übrig gelaſſen habe, ihn ſelbſt mit mehrerem Rechte trifft, ohne daſs dieſer Mangel durch Vorzüge, wie *T.* Scharfſinn ſeiner Ausgabe mitzutheilen gewuſst hatte, nur einigermaſsen erſetzt würde. Dagegen hat ſich Hr. B. manche Sprachfehler zu Schulden kommen laſſen. Rec. rechnet dahin gleich Kap. 1 §. 1 πῶς δεῖ συνίστασθαι τοὺς μύθους, εἰ μέλλοι καλῶς ἕξειν ἡ ποίησις, wie die meiſten Ausgaben und die pariſer Handſchriften leſen, und fügt hinzu: *Tyrwhittus recepit* μέλλει. *Vertit tamen, ſi recte ſe habitura ſit poëſis.* Als ob im Griechiſchen der Optativ überall ſtehen müſste, wo er im Lateiniſchen ſtehen muſs. Hr. *B.* überſetzt ſelbſt: *et quomodo oporteat componere fabulas*; im Griechiſchen ſteht aber πῶς δεῖ συνίστασθαι nicht δέοι, welches hier, wo nicht die Rede eines anderen angeführt wird, alſo keine wahre *oratio obliqua* Statt findet, ein Sprachfehler ſeyn würde, wie denn Hn. *B's.* vorgebliche Verbeſſerung εἰ μέλλοι hier eine wahre Verſchlimmerung iſt.

Μέλ-

Μέλλει haben auch die *Codd. Medic. Venet. Guelph. Leid.* Eben so wenig scheint er I, §. 3 den Grund zu ahnden, warum *Reiz* κἂν εἰ τυγχάνουσιν οὖσαι statt τυγχάνωσιν hat drucken lassen. C. II, §. 6 τῶν ἄλλων τινῶν τοιούτων in der Version *vel per alia quaedam ejusmodi*, obgleich bekanntlich οἱ ἄλλοι *die übrigen*, nicht *die anderen* heisst. Ein anderer Solöcismus an derselben Stelle ist es, dass Hr. *B.* τῶν ἄλλων τινῶν verbindet, da doch der Artikel vor τις gar nicht statt findet, und *die übrigen* und *einige* einander ausschliessen. Τῶν ἄλλων ist vielmehr von τινῶν regiert, und τοιούτων muss mit diesem τινῶν verbunden werden: *vel per nonnulla ejusmodi metra e reliquis metris.* III, 1 ἤτοι βελτίονας ἢ καθ' ἡμᾶς, Hr. *B. aut meliores, quam qui nunc sunt.* (Hr. *V. bessere Menschen als ihre Zeitgenossen.*) Aber das müsste heissen ἢ τοὺς καθ' ἡμᾶς, da der Artikel nicht fehlen darf, wenn eine Präposition mit ihrem Casu oder ein Adverbium anstatt eines Adjectivs steht; βελτίονες ἢ καθ' ἡμᾶς heisst vielmehr *meliores, quam pro modulo nostro, quam nos sumus.* C. IV, §. 3 von den Peloponnesiern: καὶ τὸ ποιεῖν αὐτοὶ μὲν δρᾶν, Ἀθηναίους δὲ πράττειν προσαγορεύειν φασίν, soll αὐτοὶ μὲν — Ἀθηναίους δὲ eine Anakoluthie seyn. Aber dass beym Infinitiv in der Regel der Nominativ steht, wenn das Subject des Infinitivs mit dem S. des *verbi finiti* einerley ist, konnte Hr. *B.* aus den gewöhnlichen griechischen Sprachlehren sehen. Noch auffallender wird diese Anmerkung, wenn Hr. *B.* eine ganz verschiedenartige, zu den *Soloecismis Atticorum*, wie sie *Bentley* nennt, gehörige Construction aus dem *Aelian. V. H.* II, 11 Σωκράτης ἰδὼν — Ἀντισθένει φασὶ περιτυχόντα εἰπεῖν mit dieser rechtmäfsigen vergleicht, wovon er in jedem griechischen Schriftsteller Beyspiele hätte finden können. Denselben Sprachfehler hat Hr. *B.* Rhet. I, 13, 10 vgl. p. 445 sich zu Schulden kommen lassen, wo er das ὕβρισεν — ἕνεκα τοῦ αὐτὸν ἡσθῆναι gar eine Emendation nennt. Vgl. ib. II, 2, 4. Zu *V.* §. 3 (p. 301) heisst es: „*Ven. Leid. Paris.* 2938 *habent* ἀτιμωτάτων. *Rectius forsitan.*" Wir verweisen hier den Herausgeber nur auf die Hallische Gramm. S. 55. 2 und erinnern ihn an den homerischen Vers: ἐνθάδ' ἄτιμος ἐὼν, ἄφενος καὶ πλοῦτον ἀφύξειν. Eben so sprachwidrig ist C. V, 7 καὶ τὰς τοιούτων (st. καὶ τὰς τῶν τοιούτων) sc. πράξεις. VI, 2 αἱ δὲ κωμῳδίας sc. μεταβάσεις ἔλαθον st. ἡ δὲ κωμ. ἔλαθεν, wo es doch wenigstens heissen müsste: αἱ δὲ τῆς κωμῳδίας. X, 7 ἐν ταῖς τραγῳδίαις ἐνίαις, wo es sogar heisst: *restitui lectionem edd. antiquiorum*, ohne zu ahnden, warum *Victorius, Reiz* und *Tyrwhitt* verbesserten ἐν ταῖς τραγῳδίαις, ἐν ἐνίαις μέν, nach dem bekannten Gräcismus, wo bey der Partition das eingetheilte Substantiv mit den Theilungsgliedern in einerley Casu steht. Mehr Beyspiele werden wir weiter unten anführen.

Hr. *Hermann* (Nr. 2) hatte es nicht zu seinem Plan gemacht, die *varietas lectionis* vollständig anzuführen; er führt die abweichenden Lesearten nur dann an, wenn er daraus die Nothwendigkeit einer Veränderung des Textes darthun, oder seine Muthmafsungen dadurch wahrscheinlich machen will. Dass Hr. *H.* die vollständige Variantensammlung von seinem Plane ausschloss, kann kein Gegenstand des Tadels seyn, da seine Ausgabe so bald auf die *Buhlesche* folgte. Nur hätte er da, wo sein Text von anderen Ausgaben abweicht, den Leser belehren sollen, woher die vorgezogene Lesart genommen sey; Hr. *H.* pflegt aber nur da, wo er seine eigenen Conjecturen in den Text erhoben hat, dieses in den Noten zu bemerken. So heisst es I, 5 κἂν εἰ — τυγχάνουσιν nach *Reizens* Verbesserung. II, 7 ἐν τῇ αὐτῇ δὲ διαφορᾷ nach demselben oder vielmehr nach *Victorius* st. ἐν αὐτῇ δὲ τῇ διαφορᾷ. IV, 8 καὶ τὰς τῶν τοιούτων nach demselben. Ib. 14 ἡ μὲν st. καὶ ἡ μὲν. VI, 24, wo die Handschriften sehr von einander abweichen, ist der Text ebenfalls nach *Reiz* gegeben. Hier hätte der Leser doch wohl eine kurze Nachweisung erwartet, dass der Text aus diesen oder jenen Gründen verändert sey. Sowie nun diese Ausgabe in Ansehung des Vorraths an kritischen Materialien der *Buhleschen* nachsteht, so sollte man dagegen von der bekannten Divinationsgabe, der Gelehrsamkeit und griechischen Sprachkenntniss des Herausgebers erwarten, dass dieselbe an der Benutzung und Bearbeitung dieser Materialien jene weit übertreffen würde. Auch finden sich in derselben mehrere sinnreiche Conjecturen, von denen wir einige für wahre Verbesserungen des Textes halten, so wie manche scharfsinnige Erläuterungen der aristotelischen Sätze, besonders der von dem Stagiriten nur kurz angedeuteten Beyspiele aus Stücken, die für uns verloren sind. Allein zugleich können wir nicht verhehlen, dass wir an mehreren Stellen eine Eilfertigkeit und Unreife zu entdecken glaubten, wodurch diese Ausgabe das nicht geworden ist, was sie hätte werden können, wenn der Herausgeber die aristotelischen Schriften in Rücksicht der Manier, des Ideenganges und des Sprachgebrauchs dieses grofsen Denkers wirklich studirt, seine Muthmafsungen einer wiederholten scharfen Prüfung unterworfen, die in dieser Schrift vorgetragenen Grundsätze rein aufgefasst, und ohne Rücksicht auf neuere Theorieen oder seine eigenen Ansichten von denselben Gegenständen zusammengereiht hätte. Zweifel an der Richtigkeit der in dieser Ausgabe befolgten kritischen Grundsätze erregte bey Rec. schon die befremdende Stelle in der Vorr. S. VI. *Consistendum duxi in eo, ut, quae quoque in loco aut scripsisse Aristotelem aut scribere saltem potuisse probabile esset, ea reponerem. Est enim hic liber talis, ut minus verba et dictionem curent lectores, quam sententiam philosophi et disputationes. Itaque has ut planas et inter se consentientes redderem, tum emendandis vitiis tum versionis et commentariorum ope elaboravi.* In der That eine vortreffliche Kritik, die uns in den Schriften der Alten giebt, was sie hätten sagen können, nicht was sie wirklich nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit gesagt haben! Denn dass Hr. *H.* hier nicht blofs davon redet, was man nach Anleitung von Handschriften in dem Texte eines Autors verändert, wo man freylich oft anstatt einer sinnlosen Leseart aus einer oder der anderen Handschrift eine solche aufnimmt, die mit der Manier, den Grundsätzen und der Sprache des Schriftstellers wenigstens nicht streitet, sondern dass er auch durch eigene Conjecturen dieses bewirken

ken zu dürfen glaubt, ist aus der ganzen Stelle und noch mehr aus seinem Verfahren an sehr vielen Stellen der *Commentarii* sichtbar. Die folgende Stelle, dass man in dieser Schrift weniger auf die Worte und den Stil, als auf die Gedanken und das Räsonnement sehe, klingt zwar wie eine Einschränkung der vorigen; nämlich man dürfe nur dann das setzen, was der Autor habe sagen können, wenn es offenbar wäre, dass der Autor wenigstens den Gedanken habe ausdrücken wollen, den die neu veränderten Worte des Textes ausdrückten, so dass mit den Worten: *quae scribere saltem potuisse Aristotelem probabile esset*, nur auf die einzelnen Ausdrücke ginge, und die Hauptabsicht des Herausgebers in der Wiederherstellung des Sinnes und des Zusammenhanges bestände. So gefasst findet dieses Verfahren nicht bloss in dieser Schrift des Aristoteles, sondern in allen Schriften der Alten statt; überall sucht man, die Fälle ausgenommen, wo die Eigenthümlichkeit des Dialekts, oder der Sprachgebrauch eine andere Leseart erfodern, ohne dass der Sinn verändert wird, den Sinn des Autors wiederherzustellen, während man es dahin gestellt seyn läst, ob der Autor, um jenen Sinn auszudrücken, sich wirklich der Worte und Redensarten bedient habe, die der Kritiker setzt, oder anderer; und dieses Verfahren haben auch schon die vorhergehenden Herausgeber der Poëtik angewandt, wie sich denn auch keine wahre Kritik denken läst, die sich bloss auf die einzelnen Worte und Redensarten einschränkte, ohne auf den Sinn Rücksicht zu nehmen. Zu den Veränderungen, die *Victorius*, *Madius*, *Castelvetro*, *Tyrwhitt*, *Twining*, *Buhle* in Vorschlag gebracht, oder im Texte selbst vorgenommen haben, nehmen sie die Gründe, einige wenige Fälle ausgenommen, aus dem Sinn und dem Zusammenhang her, so wie auch *Heinsius* seine Versetzungen in der Poëtik, *Conring* seine vielen *asterisci* in der Politik, und Hr. *H.* beide Arten der Veränderung in der Poëtik aus eben den Gründen zu rechtfertigen suchen. Eine Einschränkung also, die so mancherley und oft so entgegengesetzte Verfahrungsarten erlaubt, ist soviel wie keine Einschränkung, zu geschweigen, dass die Art, wie jener Grundsatz hier ausgedrückt wird, so schwankend ist, dass jede Art der Veränderung dadurch begründet werden könnte. Wie willkührlich nun Hr. *H.* den Text an vielen Stellen verändert hat, zuweilen zwar so, dass es sich nicht leugnen läst, *Aristoteles* habe *so* schreiben können; aber auch so, dass die neue Leseart gar keinen passenden Sinn giebt, z. B. IV, 20 VI, 11; auch so, dass die Veränderung dem griechischen Sprachgebrauch zuwider läuft, wie z. B. I, 7. IV, 21, wollen wir unten zeigen, wo wir von der Behandlung einzelner Stellen reden werden. Doch können wir hier zwey sehr willkührliche kritische Grundsätze nicht mit Stillschweigen übergehen, die der Herausgeber in seinem Commentar aufgestellt hat, und nach denen er verfährt. Der eine dient zur Beschönigung der Versetzung ganzer Stellen und selbst einzelner Wörter, die sich Hr. *H.* zuweilen erlaubt hat, und wird bey Gelegenheit der Versetzung der Worte ὥσπερ ποτε καὶ ἄλλοτέ φασιν aus dem 7 in das 8 Kap. F. 119 so vorgetragen: *Multa in hoc Aristotelis libro sede sua expulsa sunt.* Wenn ein Satz in einer solchen Allgemeinheit, nicht etwa als Resultat bewiesener einzelnen Bemerkungen, sondern, wie an jener Stelle, als Begründung einer einzelnen Veränderung des Textes, vorgetragen wird, so kann der Leser einen Beweis dafür fodern. Allein von einem Beweise ist dort nichts zu finden, man müsste denn die anderen Gründe, die dort für jene äusserst gewagte und unwahrscheinliche Versetzung vorgebracht werden, oder die Bemerkung *Praef.* S. V für einen Beweis halten; aber in jenem Falle würde ein Satz, der ohne Beweis da steht, und aus etwas bewiesen werden soll, zu dessen Begründung er selbst dient, ein wahrer Cirkel seyn, und die Stelle in der Vorrede zeigt bloss, dass solche Versetzungen nicht unmöglich sind. — Der andere Grundsatz betrifft die vorgebliche Unstatthaftigkeit der *glossemata* in dieser Schrift S. 114, wo bey Gelegenheit der Worte μετὰ λόγου, welche *Goulston*, *Reiz* und *Tyrwitt* für eingeschoben hielten, gesagt wird: *Non adducor, ut interpretationibus interpolatum putem hunc librum, a quo ille maxime immunis videtur.* Es ist schon auffallend, dass eine Schrift, welche die schwerste des schwersten griechischen Schriftstellers ist, in welcher die Kürze des Ausdrucks so viel Gelegenheit zu Erklärungen und Zusätzen darbietet, in der eine so grosse Verschiedenheit der Lesearten, die sich nicht bloss in der Vertauschung einzelner Worte, sondern auch in dem Weglassen oder Hinzusetzen mehrerer Worte zeigt, das Schicksal aller übrigen, viel leichteren, Schriften nicht getheilt haben sollte. Und wenn man nach den Gründen dieser negativen Behauptung fragt: so findet man statt deren ein blosses *videtur*. Dem Missbrauch, den einige Kritiker mit solchen Glossemen gemacht haben, und noch machen, indem sie oft Worte und Sätze, die oder deren Verbindung mit den übrigen sie nicht gefasst haben, ausstreichen, steht der Missbrauch entgegen, den andere mit Verbesserungen, Veränderungen und Versetzungen machen, indem sie an Stellen, welche andere für eingeschoben erklären, so lang ändern, beschneiden und zusetzen, bis *sie* wenigstens einen passenden Sinn darin zu finden glauben. Aber consequent zu seyn, ist nicht nur die Pflicht des Philosophen, sondern eben so sehr des Kritikers, und in diesem Falle scheint uns Hr. *H.* nicht consequent zu verfahren, wenn er einmal diese Schrift für frey von Interpolationen erklärt, und doch an anderen Stellen Interpolationen anerkennt, z. B. VI, 24. XVII, 6 p. 159. XVIII, 17. XII, extr. Wenn er zu VII, 1 p. 118 zum Beweise, dass die Worte ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασιν nicht dahin gehörten, sagt, es sey nicht wahrscheinlich, dass Aristoteles, wenn er den Sinn habe ausdrücken wollen, welchen die Erklärer jenen Worten unterlegen, sich so kurz und dunkel ausgedrückt haben würde: so scheint er vergessen zu haben, was er in der Vorr. S. IV behauptet hatte, die allzu grosse Kürze und Dunkelheit einiger Stellen dieser Schrift mache es wahrscheinlich, dass *A.* dieselbe bloss zum Privatgebrauche, nicht für das Publicum, bestimmt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 SEPTEMBER, 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortgesetzte Recension der Buhlischen, Hermannischen und Valettischen Ausgaben von Aristoteles Poëtik.

Hn. *Valett's* Ausgabe (No. 3) soll, laut der Vorrede, keine Übersetzung — denn an eine solche sey nicht eher zu denken, als bis der Übersetzer gewiss wisse, dass er den Vf. recht verstehe, und der Text so richtig und vollständig als möglich sey, besonders da man noch *stündlich erwarten* müsse, dass ein Kritiker bald diese, bald jene glückliche Veränderung mit dem Texte vorgenommen *habe* — sondern eine Erläuterung für Leser seyn, wie sie auf dem Titel angegeben sind. — „Ausgaben mit einer deutschen Übersetzung zur Seite erleichtern dem Schüler und dem Lehrer die Arbeit. Dem Lehrer ist es ja einzig darum zu thun, dass sein Schüler den Autor recht verstehe. (Kann denn dieses nicht durch den mündlichen Vortrag eines geschickten Lehrers erreicht werden?) Täuschen kann der Schüler ihn mit einer solchen Ausgabe nicht, weil er gewiss nicht damit zufrieden seyn wird, dass der Schüler ihm die zur Seite stehende Übersetzung wieder hersage. Es ist dem Lehrer also eine Vorarbeit, die manchmal sehr aufhält, und dem Manne von Kopf langweilig wird, abgenommen; er darf jetzt nur noch *auf* das Wesen der Sprache und der Materie mit seinem Schüler tiefer eindringen. Sollten wir nicht auf diese Weise weit mehr Liebhaber *zur* griechischen Sprache gewinnen, und weit mehr Nutzen für unsere eigentliche Bildung daraus ziehen, als bis jetzt noch immer geschehen?" etc. Bey dieser Stelle, die wir abgeschrieben haben, um zugleich von dem Ausdruck des Vf. eine Probe zu geben, bieten sich mehrere Bemerkungen dar. Rec., welcher selbst Schulmann ist, und oft Gelegenheit hat, über die Wahl der Autoren zu urtheilen, und den Erfolg der getroffenen Wahl zu beobachten, zweifelt sehr, ob die Poëtik, oder ob irgend eine Schrift des Aristoteles überhaupt für den Schulunterricht zweckmässig sey. Er ist überzeugt, dass für den Schulunterricht in den oberen Classen nur diejenigen Schriftsteller passend sind, die mit einem für das jugendliche Alter anziehenden und seiner Fassungskraft angemessenen Inhalte eine populäre, durch gesellschaftlichen Umgang gebildete Einkleidung verbinden, und deren Stil nicht nur zur genaueren Kenntniss der Sprache, in der sie schrieben, beyträgt, sondern auch die Entwickelung der logischen Regeln, sowie die Bildung des Geschmacks und des Urtheils erleichtert und befördert. Keine von diesen Erfordernissen scheint Arist. zu besitzen; der Gegenstand seiner Schriften erfodert geübte Denker, die für dergleichen Untersuchungen Interesse haben, er passt für *Männer*, nicht für *Jünglinge* oder Knaben; seine streng wissenschaftliche Methode, sein Ernst und seine Trockenheit ist gerade das Gegentheil einer populären Mittheilung, und sein Stil hat von Seiten der Annehmlichkeit und der Eleganz keine Vorzüge, sowie auch die Schriften eines *Herodot*, *Thucydides*, *Plato*, *Xenophon*, *Isokrates* u. a. (um nur bey den Prosaikern stehen zu bleiben) ungleich mehr zur Kenntniss der Sprache an sich beytragen. Was nun das Verfahren betrifft, welches der Vf. durch dergleichen Ausgaben einführen will, und von dem er sich so grosse Dinge verspricht, so gesteht Rec. keinen deutlichen Begriff davon zu haben. Dass er verlangt, der Schüler solle diese Schrift genau und so viel als möglich wörtlich übersetzen, lässt sich daraus schliessen, weil er voraussetzt, dass kein Lehrer mit dem Schüler zufrieden seyn werde, der ihm die zur Seite stehende Übersetzung wieder hersagt. Was soll nun die zur Seite stehende Übersetzung, oder vielmehr Paraphrase? damit der Schüler nicht nöthig habe, sich über den Sinn der Stelle den Kopf zu zerbrechen? dann kann eine solche Lesung der Alten wenig oder nichts mehr zur Schärfung der Urtheilskraft beytragen. Beide Zwecke, Erleichterung und Übung der Urtheilskraft, hätten besser durch Anmerkungen bey den schwerern Stellen, deren Verständniss sich schwerlich von dem sich selbst überlassenen Schüler erwarten lässt, erreicht werden können. Aber da man schon längst das Nachtheilige der lateinischen Versionen in Schulausgaben eingesehen hat: so sollte man doch jetzt nicht *in solchen* deutsche Versionen als einen Fortschritt zur zweckmässigeren Bildung anpreisen wollen. Weit gefehlt, dass durch diese Behandlungsart eine höhere Bildung erreicht werden dürfte, würden dadurch nur seichte Schwätzer gebildet werden, die desto anmassender über den Sinn einer Stelle absprächen, je weniger sie im Stande wären, ihn aus den Worten des Autors, aus dem Zusammenhange und aus der Kenntniss der Sprache zu entwickeln, und die, anstatt eine durch das Lesen der Alten geübte Urtheilskraft von der Schule zu ihrem künftigen Fache mitzubringen, ein Nutzen, welcher bleibt, wenn auch die Kenntniss der alten Sprachen allmählich vergessen

fen werden follte — bey jeder Schwierigkeit entweder fich nach fremder Hülfe umfähen, oder die Schwäche ihres Verftandes durch die Dreiftigkeit ihrer Behauptungen zu erfetzen fuchten. Und welches ift nun die dem Mann von Kopf langweilige Vorarbeit, die ihm durch diefe zur Seite ftehende deutfche Überfetzung abgenommen wäre? Das wörtliche Exponiren? Aber wer heifst ihn denn mit feinem Schüler eine Schrift lefen, wo diefer durch Fehler, durch Stocken feinem Lehrer Langeweile machen mufs? Oder die Entwickelung des Sinnes aus den Worten des Autors? Wir bedauern den Schullehrer, der an diefer Entwickelung, die zugleich eine Entwickelung der logifchen Regeln des Denkens ift, kein Intereffe findet. Ein folcher ift freylich am meiften geneigt, fich eben darum für einen Mann von Kopf zu halten, wenn der wahre Mann von Kopf an der Entwickelung und Berichtigung der Begriffe and den Sprachregeln fein vorzüglichftes Intereffe findet.

Um nun zu der Behandlung felbft überzugehen: fo hat Hr. V. den Reizifchen Text abdrucken laffen; doch fehlen K. 1, 4 die Worte: ἕτεροι δὲ τῇ φωνῇ. Die Überfetzung ift nicht immer richtig. Z. B. K. 1 *denn fo wie gewiffe Künftler mit Farben und Bewegungen, jene vermittelft der Kunft, diefe vermittelft einer vertrauten Bekanntfchaft mit den Sitten und Charakteren der Menfchen* (*διὰ συνηθείας*) *vieles nachahmen*, anftatt dafs im Gr. *οἱ μὲν, οἱ δὲ* nicht jenes auf die Maler, diefes auf die Tanzer, fondern jedes auf beide geht. Ebend. S. 5 find *οἱ σχηματιζόμενοι ῥυθμοὶ charakteriftifche Rhythmen* überfetzt; es bedeutet vielmehr *rhythmifche Bewegungen*. Zuweilen ift fie fteif und undeutfch. Z. B. K. 1 im Anf. *Die Dichtkunft und ihre Arten, welche Wirkung jede derfelben hervorbringt, wie die Fabel entworfen werden mufs, wenn ein Gedicht gut gerathen foll; aus wie vielen und welchen Theilen es beftehet; und zugleich auch noch andere Dinge, welche in diefe Materie einfchlagen, wollen wir unterfuchen, und alles in natürlicher Ordnung auf einander folgen laffen.* Die Anmerkungen beftehen aus Auszügen aus *Leffing's* Dramaturgie, *Engels* Mimik, *Wieland's* Att. Muf., *Schneiders* Wörterbuche u. a. Schriften, die aber nicht immer paffen, wie die Stelle über die Nachahmung aus *Leffing* S. 122 ff., über das Flötenfpiel aus *Böttigers* Abh. über die Erfindung der Flöte, wo befonders die Stelle: *Die Doppelflöten wurden die Gefährtinnen des in Umarmungen der Geliebten zugebrachten Feftes, und der nächtlichen Klage an der Thür des Mädchens*, wegen des Zwecks, den der Vf. vor Augen hatte, auffallend ift.

Diefen allgemeinen Bemerkungen wollen wir einige befondere Anmerkungen über einzelne Stellen beyfügen, theils um zu zeigen, ob und welche Verbefferungen der Text durch die Bemühungen diefer Herausgeber erhalten hat, theils um zu unferem obigen Urtheile noch mehr Belege zu liefern. — Vorher erinnern wir nur noch, dafs Hn. *Hermanns* Anficht der ganzen Schrift, dafs fie von *A.* zu feinem Gebrauche, nicht für das Publicum beftimmt gewefen fey, die er durch die fichtbare gröfsere Kürze und blofse Hindeutungen auf gewiffe Fälle fehr wahrfcheinlich macht, auch von *Wyttenbach* in der *Epiftola ad G. P. van Heusde* in diefes *Spec. crit. in Platonem* p. XLVIII. vorgetragen wird. Kap. I §. 2 nimmt Hr. *B.* die von *Robortelli*, (*Victorius*, *Tyrwhitt*, die er nicht nennt) u. a. vorgefchlagene Interpunction an: ὥσπερ γάρ καὶ χρώμασι καὶ σχήμασι πολλὰ μιμοῦνταί τινες ἀπεικάζοντες (οἱ μὲν διὰ τέχνης, οἱ δὲ διὰ συνηθείας) ἕτεροι δὲ διὰ τῆς φωνῆς, fo dafs fich die Worte χρώμασι, σχήμασι, διὰ τῆς φωνῆς (ftatt τῇ φωνῇ, wie Ariftot. Polit. VIII, 7 παιδείας ἕνεκεν, τρίτον δὲ πρὸς διαγωγήν. *cf. Eurip. Suppl.* 411) fich als Werkzeuge der Nachahmung auf einander beziehen, wodurch die vielfältigen Veränderungen der Herausgeber als unnöthig wegfallen. (Hier fehlt der in der Biblioth. crit. II, 1 p. X gemachte Vorfchlag διὰ φύσιν, den Hr. *Herm.* aus dem *Confpectu Mufei Oxon.* p. 38 anführt.) Hr. *Herm.* erwähnt diefe Interpunction gar nicht, fo dafs es fcheinen dürfte, er habe fie überfehen. Er liefet διὰ τῆς φύσεως, und verbindet οἱ μὲν διὰ τέχνης, οἱ δὲ διὰ συνηθείας, ἕτεροι δὲ διὰ τῆς φύσεως, *five illi arte five ufu, feu natura adjuti.* Die Gründe zu diefer Veranderung find: 1) weil es abgefchmackt wäre zu glauben, dafs *A.* hier die Kunft, die Töne und Stimmen der Thiere nachzuahmen, wie *Tyrwh.* u. a. die Worte διὰ τῆς φωνῆς erklärt haben, neben der Malerey angeführt habe. Allein man vergleiche die Stelle bey *Plato Gorgia* p. 61 fq. Zweyb. Ausg. Οὐκοῦν καὶ τἆλλα πάντα οὕτω καὶ σχήματα καὶ χρώματα ἢ διὰ ἡδονήν τινα ἢ διὰ ὠφέλειαν ἢ δι' ἀμφότερα καλὰ προσαγορεύεις; ΠΩ. Ἔγωγε. ΣΩ. Οὐ καὶ τὰς φωνὰς, καὶ τὰ κατὰ τὴν μουσικὴν πάντα ὡσαύτως; wo σχήματα, χρώματα und φωνὴ eben fo, wie hier, verbunden find, und unter φωνὴ die mufikalifche Nachahmung verftanden wird, womit auch die Stelle des *Ariftot. Rhet.* III, 1 übereinftimmt: ὑπῆρξε δὲ καὶ ἡ φωνὴ πάντων μιμητικώτατον τῶν μορίων ἡμῖν· διὸ καὶ αἱ τέχναι συνέστησαν, ἥ τε ῥαψῳδία καὶ ἡ ὑποκριτικὴ καὶ ἄλλαι γε. Eben fo glaubt Rec. hier die Worte ἕτεροι δὲ διὰ τῆς φωνῆς nehmen zu müffen, fowie er unter σχήμασι καὶ χρώμασι nicht mit *Twining* und *Buhle* blofs die *Malerey*, fondern, wie in der angeführten Stelle des *Plato*, *die mimifche Darftellung* und die *Malerey*, die hier *a potiori* fo genannt find, verfteht, da diefen drey Worten in der Folge drey andere Worte, von denen jedes eine Sache für fich bedeutet, entfprechen, ἐν ῥυθμῷ (*opp.* σχήματα) καὶ λόγῳ (*opp.* χρώματα) καὶ ἁρμονίᾳ (*opp.* φωνή). B's. Einwurf, dafs es dann χρώμασιν ἢ σχήμασι heifsen müffe, fällt weg, wenn man bedenkt, dafs es nachher auch nicht ἐν ῥυθμῷ ἢ λόγῳ heifst, obgleich der Rhythmus und die Rede nicht immer als verbunden gedacht werden. 2) Der Grund von der Härte und Verworrenheit der Conftruction hat im Ariftot. kein Gewicht, und ähnliche Conftructionen find oben angeführ, und mehrere können noch angeführt werden. 3) *Porro in enumerandis iis rebus, quibus quis ad imitationem aptus*

aptus redderetur, non satis erat artem et usum commemorasse, sed in primis etiam addi natura, indoles, ingenium debebat. Aber wie, wenn συνήθεια dieses schon bedeutet? Gewohnheit, *usus*, kann wenigstens wohl schwerlich als der letzte Grund, warum jemand zur Nachahmung geschickt ist, angegeben werden. Wenn sie dieses bewirken soll, so muss sie sich entweder auf die Kunst, und auf die habituelle Anwendung der Kunstregeln, die gleichsam zur Natur geworden ist, gründen (dann wäre aber hier τέχνη kein passender Gegensatz), oder sie besteht in der natürlichen Richtung der Geisteskräfte, nach welcher der Künstler gleichsam gewohnheitsmässig die Regeln der Kunst, ohne es selbst zu wissen, befolgt. Dieses letztere nennt Aristot. Rhetor. I, 1, 2 συνήθεια ἀπὸ ἕξεως, und diese συνήθεια ist dann eben so viel als φύσις. Vgl. Rhet. I, 9, 38. I, 6 ist die Leseart des Cod. Paris. 2038 ἡ τῶν ὀρχηστῶν mit Recht von beiden Herausgebern aufgenommen worden. I; §. 7 ἡ δὲ ἐποποιΐα μόνον τοῖς λόγοις ψιλοῖς ἢ τοῖς μέτροις. Hr. B. nimmt *Tyrwh.* Erklärung an, nach welcher λόγοι ψιλοὶ die blosse Rede ohne musicalische Begleitung, die übrigens aber metrisch ist, bedeutet, und die Partikel ἢ hier nicht ihre disjunctive, sondern eine erklärende Bedeutung hat. Dagegen behauptet Hr. *H.*, λόγοι ψιλοὶ bedeute nichts anders, als die Prose, und ἢ trenne hier, so wie sonst: *Die Epopöe ahmt entweder durch die prosaische oder metrische Rede nach:* denn dass *A.* hier auch von der Prose rede, erhelle aus den angeführten Beyspielen des Sophron, Xenarchus und der sokratischen Dialogen. Dass B. mit Unrecht behauptete, λ. ψιλοὶ bedeuteten niemals die prosaische Rede, beweisen die von Hn. *H.* angeführten Stellen. Vgl. *Plato Menex.* p. 284. Aber eben so wenig möchten wir uneingeschränkt behaupten, λ. ψιλοὶ bedeuten nur *die Prosa*. Ψιλὸς scheint vielmehr anzuzeigen, dass man eine genannte Sache an und für sich, ohne irgend eine Begleitung, meine, und entspricht so unserem *bloss*. So ist ψιλὴ κιθάρισις beym *Plato Legg.* II, p. 669 *das blosse Citherspiel ohne begleitenden Gesang*, und im Gegensatze heissen λόγοι ψιλοὶ an derselben Stelle nicht sowohl die Prosa, als vielmehr die *blosse Rede ohne Gesang*, μέλους χωρὶς, wie ποίησις ψιλὴ *opp.* π. ἐν ᾠδῇ bey *Plato Phaedr.* p. 278. Eben so heisst *Arist. Polit.* VIII, 5. p. 521 *Conr.* μουσικὴ ψιλὴ die blosse Musik ohne Begleitung der Stimme, im Gegensatz der μουσικὴ μετὰ μελῳδίας. In der Stelle Poët. II, 19 sind wohl λόγοι und ψιλομετρία einander schwerlich entgegengesetzt, so dass λόγοι die Prosa und ψιλομετρία die metrische Rede bedeutete; denn die Beyspiele, die *A.* zum Beweise, dass man auch περὶ τοὺς λόγους καὶ τὴν ψιλομετρίαν entweder βελτίονας ἢ χείρους ἢ καὶ τοιούτους nachahmen könne, sind alle von Dichtern hergenommen: λόγοι heisst dort also im Gegensatze der αὔλησις, κιθάρισις und ὄρχησις die redenden Künste überhaupt, und wird durch den Zusatz καὶ τὴν ψιλομετρίαν genauer bestimmt, und auf die metrische Rede aber ohne begleitenden Gesang (im Gegensatz der nachher genannten Dithyramben und Nomen, die mit Gesang vorgetragen werden) eingeschränkt. Welche Begleitung nun durch das Wort ausgeschlossen werde, muss der Zusammenhang lehren. An unserer Stelle soll gezeigt werden, dass die drey allgemeinen Mittel der Nachahmung, Rede, Rhythmus und Musik nicht immer, und bey einigen Arten der schönen Künste niemals verbunden sind; ohne die Rede z. B. ist die Instrumentalmusik, für sich betrachtet; ohne Rede und Harmonie ist die Tanzkunst. Es bleibt also ein Beyspiel einer Kunst übrig, die sich zwar der Rede bedient, aber die beiden anderen entweder zusammen oder nur eine derselben ausschliesst; und das ist die blosse Rede, ohne musikalische Begleitung, λόγοι ψιλοὶ i. e. λόγοι ἄνευ ἁρμονίας. Dieses nur in der Absicht, um die eigentliche Bedeutung von ψιλὸς auseinanderzusetzen, die uns von beiden Herausgebern zu einseitig angegeben zu seyn scheint. Übrigens glauben wir mit Hn. *H.*, dass *A.* den Namen ἐποποιΐα auch auf die Prosa ausgedehnt habe, welches die Beyspiele von Sophron, Xenarchus und die sokratischen Dialogen beweisen. Wir fügen noch hinzu, dass wir nicht einsehen, aus welchem Grunde auch Hr. *H.* unter den sokratischen Dialogen bloss die des Alexamenus von Teos versteht; denn bey *T.* war dieses die nothwendige Folge aus der Voraussetzung, dass hier bloss von der metrischen Rede gehandelt werde, und aus dem durch die unrichtig verstandene Stelle bey Athen. XI, p. 505 veranlassten Schluss, dass die Dialogen des Alexamenus metrisch abgefasst gewesen wären. Uns dünkt die Stelle von den platonischen Dialogen verstanden werden zu können, die der Form nach eben so, wie die Mimen des Sophron, dramatische Darstellungen sind, und die, nach der von *Twining* angeführten Stelle des *Plutarch Symp.* VII, 8. als solche behandelt wurden; ἴστε γάρ, ὅτι τῶν Πλάτωνος διαλόγων διηγηματικοὶ τινές εἰσιν, οἱ δὲ δραματικοί· τούτων οὖν τῶν δραματικῶν τοὺς ἐλαφροτάτους ἐκδιδάσκονται παῖδες, ὥστ' ἀπὸ στόματος λέγειν· πρόσεστι δὲ ὑπόκρισις πρέπουσα τῷ ἤθει τῶν ὑποκειμένων προσώπων, καὶ φωνῆς πλάσμα καὶ σχῆμα καὶ διαθέσεις ἑπόμενας τοῖς λεγομένοις. — Ebendas. καὶ τούτοις (μέτροις) εἴτε μιγνῦσα μετ' ἀλλήλων, εἴθ' ἑνί τινι γένει χρωμένη τῶν μέτρων τυγχάνουσα μέχρι τοῦ νῦν. Hr. B. führt die Erklärungen und Bedenklichkeiten anderer an, und fügt hinzu: *Sensus autem mihi videtur satis perspicuus: epopoeia utitur sive metris inter se mixtis, sive uno quodam metrorum genere, usque ad hoc temporis.* (Aber was soll hier der Zusatz *usque ad hoc temporis?*) *Forsitan autem jungenda sunt verba in hunc modum:* εἴτε χρωμένη τυγχάνουσα ἑνί τινι γένει τῶν μέτρων μέχρι τοῦ νῦν, *sive usa uno quodam genere metrorum, quae usu valuerunt usque ad hoc temporis.* (Wider den Sprachgebrauch, welcher bey Adverbien, die statt eines Beyworts dienen, die Wiederholung des Artikels erfordert.) Aber in der ganzen Note schwankt der Herausgeber zwischen den Versuchen anderer und seinen Einwürfen und Vorschlägen

gen, dass ein *Equidem non intelligo locum* beynahe befriedigender gewesen wäre. Hr. H. drückt eine Schwierigkeit kurz und bestimmt aus: wie konnte *A.* sagen, die Epopöe habe sich bis zu seiner Zeit nur einer Gattung des Sylbenmasses bedient, da er doch kurz vorher die prosaischen Schriften des Sophron u. a. und kurz darauf den Centaur des Chaeremon zur Epopöe rechnet? Der Sinn ist offenbar: Die Epopöe *in ihrer bisherigen Bedeutung* hat nur eine Gattung des Sylbenmasses gehabt. Daher setzt Hr. *H.* ἡ μέχρι τοῦ νῦν, *ea, quae epica poesis vocabatur praeterquam nunc.* Aber nach welchem Sprachgebrauche hat der Artikel die Wirkung, dass ein Wort, das *ohne ihn* eine gewisse Sache bedeutete, *mit ihm* bloss den Namen der Sache, nicht sie selbst, anzeigt, oder, mit anderen Worten, wie soll ἡ μέχρι τοῦ νῦν ἐποποιΐα bedeuten ἡ μέχρι τοῦ νῦν καλουμένη ἐποποιΐα, und nicht vielmehr ἡ μέχρι τοῦ νῦν οὖσα ἐπ. wie es der Sprachgebrauch erfordert? Dieses scheint um so mehr eine bloss willkührliche Voraussetzung zu seyn, da man sich nach Beyspielen von diesem bis jetzt unerhörten Sprachgebrauche an der Stelle vergeblich umsieht. Die Härte in der Construction ἢ ἑνί τινι γένει χρωμένη τῶν μέτρων τυγχάνουσα μέχρι τοῦ νῦν hat Hr. *H.* übergangen. Dieser wäre vielleicht durch die Interpunction abzuhelfen: καὶ τούτοις εἴτε μιγνῦσα μετ᾽ ἀλλήλων, εἴθ᾽ ἑνί τινι γένει χρωμένη, τῶν μέτρων τυγχάνουσα μέχρι τοῦ νῦν, *da die Epopoe bis jetzt bloss metrisch bearbeitet worden ist*, nämlich die Epopöe in der gewöhnlichen Bedeutung, nicht in der, die ihr *A.* hier zuerst giebt. Denn dass A. in den Worten καὶ τούτοις, εἴτε — μέχρι τοῦ νῦν von der Epopöe nicht nach dem Sinne, den er dem Worte unterlegt, sondern nach seiner gewöhnlichen Bedeutung spricht, erhellt daraus, weil er ihr in derselben durchaus, nicht bloss in den letzten Worten, μέτρα zuschreibt. — I, 10. οὐχ ὡς τοὺς κατὰ μίμησιν ποιητάς, ἀλλὰ κοινῇ κατὰ τὸ μέτρον προσαγορεύοντες. Hr. B. liest οὐχ ὡς κατὰ μίμησιν ποιητάς, Hr. H. nach Anleitung des Venet. und Leidner Codex οὐχ ὡς κατὰ τὴν μίμησιν ποιητάς, nach der Version: *alios elegiacos poëtas, alios epicos vocant, poëtarum appellationem non propter imitationem, sed generatim propter metrum iis impertientes.* Allein wenn A. sagt, man nenne diejenigen, die im elegischen oder epischen Versmasse schrieben, in Rücksicht auf das Metrum, ἐλεγοποιοὺς und ἐποποιοὺς (συνάπτοντες τῷ μέτρῳ τὸ ποιεῖν): so kann er nicht zugleich sagen, man nenne sie ποιητάς, denn dieses liegt nicht in den beiden vorhergehenden Benennungen, da er vielmehr den ποιητής in der ganzen Stelle von denen unterscheidet, die metrisch schreiben. Diesem nach würden wir interpungiren: τοὺς μὲν ἐλεγοποιούς, τοὺς δὲ ἐποποιοὺς ὀνομάζουσιν, οὐχ, ὡς τοὺς κατὰ μίμησιν, ποιητάς, ἀλλὰ etc. *non appellantes eos poëtas, ut eos, qui propter imitationem hoc nomen habent, sed generatim carminum metro elegiaco vel epico scriptorum conditores.* — Sehr sinnreich ist die Leseart, die Hr. H. in der schwierigen Stelle §. 12 ὁμοίως δὲ κἂν εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μιγνύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, — — οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον aufgenommen hat, προΐοιτο τὴν μίμησιν. Für wahr möchte sie Rec. indessen doch nicht halten, weil er zweifelt, ob A. von dem Gegensatze der eigentlichen Poësie, und der metrischen Rede überhaupt hier absichtlich habe reden wollen; denn wenn man dieses annimmt, so lässt sich schwerlich ein gehöriger Zusammenhang in die Stelle von §. 8 an bringen. Ihm scheint vielmehr der Zweck der ganzen Stelle von §. 8—13 kein anderer zu seyn, als dieser, den Gebrauch, den er hier von dem Worte ἐποποιΐα macht, zu rechtfertigen. Es giebt kein Wort, womit man dasjenige, was alle Gattungen der Darstellung in der Rede unter sich gemein haben, bezeichnen könnte. Dahin gehören darstellende Schriften in Prosa, Schriften im elegischen, jambischen, epischen Versmass, selbst solche, wo alle bekannten Versmasse verbunden sind. (§. 12 scheint ganz genau mit §. 8. 9 zusammenzuhängen: οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν ὀνομάσαι κοινὸν τοὺς Σ. καὶ Ξ. μίμους, οὐδὲ εἴ τις διὰ τριμέτρων ἢ ἐλεγείων ἢ τῶν ἄλλων τινῶν τοιούτων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, — — ὁμοίως δὲ κἂν εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μιγνύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, welches, wenn der Zwischensatz §. 10. 11 nicht wäre, auch heissen könnte: οὐδὲ εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μ. ποιοῖτο τὴν μίμησιν. Der Nachsatz οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον, wodurch §. 12. der wegen des langen Zwischensatzes, nicht die Construction von §. 8. 9 fortsetzen konnte, zu einem für sich bestehenden Satze wird, bezieht sich auf den Zwischensatz, wie dieses bey solchen Anakoluthieen oft der Fall ist.) Da sie nun dieses unter sich gemein haben, dass sie zu ihrem Werkzeuge die Rede gebrauchen: so nennt er sie ἐποποιΐα nach der Bedeutung von ἔπος, ἔπη, wo dieses *Worte, Rede* bedeutet, und stützt sich dabey auf den Sprachgebrauch, wo man das Wort ποιεῖν mit dem Namen eines Versmasses verbindet, und z. B. ἐλεγοποιός sagt. Alle Gattungen der Darstellung in der Rede enthalten nun zwar Nachahmung, allein A. nennt nicht alle Bearbeiter derselben ποιητάς, sondern bloss diejenigen, die die höchste Kunst in der Nachahmung gezeigt haben, wie Homer, Pindar, Sophokles, die Dichter κατ᾽ ἐξοχήν, und auch dieses hatte seinen Grund im Sprachgebrauche, da man nur den Homer den ποιητής nannte, die anderen Epiker aber gewöhnlich ἐποποιούς. Auf diese Weise ist es kein Widerspruch §. 12, wenn A. sagt: ὁμοίως δὲ κἂν εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μιγνύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, — — οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER, 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortgesetzte Recension der Buhlischen, Hermannischen und Valettischen Ausgaben von Aristoteles Poëtik.

Dem *Chaeremon* z. B. kann wohl die μίμησις schwerlich abgesprochen werden; denn wie liesse sich ein Drama, dergleichen der Centaur desselben zuweilen genannt wird, ohne μίμησις denken; aber *A.* zählt ihn doch nicht zu den ποιηταῖς, sondern nur zu den ἐποποιοῖς. (*Tyrwhitt's* Vermuthung, dass *A.* diesen habe παμμετροποιὸς nennen wollen, und dass hinter ῥαψωδίαν interpungirt, und das folgende zusammengenommen werden müsse, ἐξ ἁπάντων τῶν μέτρων οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον scheint Rec. grundlos, da dieser Satz mit §. 8. 9 genau zusammenhängt, und also zur Rechtfertigung des Gebrauchs von ἐποποιὸς dient, auch dem Sinn des Aristoteles zuwider, der wohl eben so wenig ποιητὴς ἐξ ἁπάντων τῶν μέτρων statt παμμετροποιὸς, als ποιητὴς ἐξ ἐλεγῶν st. ἐλεγοποιὸς gesagt haben würde. Hr. *B.* findet diese Construction bloss hart, ohne den Grund von T. Vermuthung anzugeben.) Es würde zu weit führen, wenn Rec. alle die Gründe anführen wollte, warum er den Sinn und Zusammenhang dieser Stelle so fassen zu müssen glaubt; er wünscht nur, durch diese Bemerkungen die Aufmerksamkeit der Leser auf diese Stelle gerichtet zu haben, die, so viel ihm bekannt ist, noch von keinem Ausleger mit hinlänglicher Genauigkeit behandelt worden. — II, 6 zieht Hr. *B.* der Conjectur des *Victorius* ὡς Πέρσας καὶ Κύκλωπας die Tyrwhittsche ὥσπερ Ἀργᾶς, καὶ Κύκλωπας weit vor, führt die Gründe für dieselbe mit T. eigenen Worten an, das Ende vom Liede aber ist: *Equidem in re incerta ipsum Aristotelis textum exhibui, sicut in plerisque recentioribus edd. legitur.* Also *ipse A. textus* ist die Leseart des *Victorius!* Hr. *H.* hat mit Recht ὥσπερ Ἀργᾶς, καὶ Κύκλωπας aufgenommen, das übrige aber sehr gut gegen T. Conjecturen vertheidigt. C. III, 2 ist Hr. *B.* *Tyrwhitt* gefolgt: μιμεῖσθαί εστιν, ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα, (ἢ ἕτερόν τι γιγνόμενον, ὥσπερ Ὅμηρος ποιεῖ, ἢ ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα) ἢ πάντας ὡς πράττοντας καὶ ἐνεργοῦντας τοὺς μιμουμένους, nach welcher Interpunction das ἀπαγγέλλειν und das μιμεῖσθαι πάντας ὡς πράττοντας die zwey Gattungen der Poësie, Epos und Drama, die Worte ἕτερόν τι γιγνόμενον und ἢ ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα zwey Arten oder Species der ersteren Gattung anzeigt, und sich ὁτὲ μὲν — ἢ auf einander bezieht, anstatt ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα, ὁτὲ δὲ πάντας — μιμουμένον. Doch scheint Hr. B. diese aufgenommene Lesart selbst nicht verstanden zu haben, da er S. 299 von der Reizischen Lesart ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα, ὁτὲ δ' ἕτερόν τι γιγνόμενον, sagt: *Ut ἢ ἕτερον mutaret in ὁτὲ δ' ἕτερον, videtur ille rationibus grammaticis inductus esse, quoniam antecedit,* ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα. *At plurimis exemplis probari potest, philosophum nostrum in scribendo leges syntaxeos grammaticas non semper tam accurate observasse, ut ab aliis scriptoribus Atticis observantur,* wodurch er zuzugeben scheint, dass auch in der von ihm aufgenommenen Lesart das ἢ ἕτερόν τι γ. sich auf ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα bezieht, anstatt dass es eine Unterabtheilung nicht eine Nebengattung des ἀπαγγέλλειν ausdrückt. Hr. *H.* tadelt *Tyrwhitt's* und *Buhle's* Anordnung der Stelle, weil einer nicht zugleich ἀπαγγέλλων und ἕτερόν τι γιγνόμενος seyn könne, sondern dieses nothwendigerweise abwechselnd statt finden müsse (wie z. B. Homer im Anfang der Iliade von V. 9—16, 22—25, 33—36. 43 u. ff. ἀπαγγέλλει, hingegen V. 17—21. 26—32. 37—42. ἕτερόν τι γίγνεται) daher auch dem ἕτερόν τι γιγνόμενον der μὴ μεταβάλλων nicht entgegengesetzt werden könne, weil jener auch nicht μεταβάλλει, so lang er die Rede eines anderen anführt. Er liesst daher ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα, καὶ ἕτερόν τι γιγνόμενον. *Equidem*, sagt er, nach Anführung der Reizischen Lesart, *sententia eadem, sed leniori mutatione scripsi* καὶ ἕτ. τι γ. *ut hoc* καὶ *respondeat particulis* ὁτὲ μέν. Diese Ausdrücke sind so gestellt, dass man leicht glauben könnte, das καὶ sollte hier dem ὁτὲ μὲν insofern entgegenstehen, dass die Sätze, an deren Spitze diese Partikeln stehen, jeder eine Gattung oder Art der Rede für sich ausdrückte, 1) ἀπαγγέλλειν, 2) ἕτερόν τι γίγνεσθαι. Allein, da in diesem Falle der Zusatz ὥσπερ Ὅμηρος ποιεῖ anzeigen würde, dass Homer immer (nach Hn. H. Erklärung der Worte ἕτερόν τι γιγνόμενον in der Tyrwhittschen Verbindung) aus dem Standpunkte eines anderen rede, und es nicht wahrscheinlich ist, dass der Herausgeber diese Vorstellung von der Sache gehabt habe, da ferner in der Version diese Stelle so gegeben ist; *nunc narrando, nunc alia persona induenda, quod H. facit:* so wird wohl nach den Regeln der Interpretation die Meinung des Herausgebers seyn, dass beide Sätze, ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα καὶ ἕτερόν τι γιγνόμενον, eine einzige Gattung der Rede bezeichnen, in welcher der Dichter bald selbst erzählt, bald andere redend einführt. Demnach gäbe *A.* hier drey Arten der Nach-

Nachahmung an: 1) ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα καὶ ἕτερόν τι γιγνόμενον. 2) ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα. 3) πάντα ὡς πράττ. καὶ ἐνεργ. und die Richtigkeit dieser Eintheilung hätte der Herausg. mit einer Stelle des Plato Rep. III, p. 273 sq. die schon *Casaubonus* mit dieser Stelle des *A.* verglichen hatte, auf die aber weder Hr. B. noch Hr. *H. hier* Rücksicht genommen hat, bestätigen können: (p. 277) τῆς ποιήσεως ἡ μὲν διὰ μιμήσεως ὅλη ἐστὶν, ὥσπερ σὺ λέγεις, τραγῳδία τε καὶ κωμῳδία· (diesem entsprechen die Worte: ἢ πάντα ὡς πράττοντας) ἡ δὲ δι' ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ· (*Arist.* ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα) εὕροις δ' ἂν αὐτὴν μάλιστά που ἐν διθυράμβοις· ἡ δ' αὖ δι' ἀμφοτέρων, ἔν τε τῇ τῶν ἐπῶν ποιήσει, πολλαχοῦ δὲ καὶ ἄλλοθι (ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα, καὶ ἕτερόν τι γιγνόμενον). Vgl. *Diomedes* p. 479 *ed. Putsch.* Indessen findet Rec. doch auch bey dieser Lesart Schwierigkeiten. 1) Wenn *A.* eine logische Eintheilung macht, so pflegt er den Gegensatz der Eintheilungsglieder ganz bestimmt durch Partikeln auszudrücken. Dieses geschieht aber hier nicht, da das ὁτὲ μέν sich auf das folgende καὶ ἕτερόν τι γ. beziehen soll, und also nicht zur Disjunction des ersten Gliedes von dem zweyten ἢ ὡς τὸν αὐτὸν und dem dritten ἢ πάντα dienen kann. 2) Die Eintheilung ist selbst logisch unrichtig. Denn die Worte ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα beziehen sich offenbar als Nebenbestimmung auf das vorhergehende ἀπαγγέλλοντα, wie das ἕτερόν τι γιγνόμενον, so dass jedes eine besondere Art und Weise anzeigt, wie das ἀπαγγέλλειν geschehen kann. Das ἀπαγγέλλειν ist also ein Haupteintheilungsglied, von dem das ἕτερόν τι γιγνόμενον und das ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβ. die Unterabtheilungen ausmachen, und jenem Haupteintheilungsgliede entspricht das andere, ἢ πάντας ὡς πρ. anstatt dass in der von Hn. *H.* vorgezogenen Lesart drey Nebenabtheilungen sind, welches logisch unrichtig ist. Beide Lesarten verhalten sich so gegen einander:

Vulg.		*Herm.*
Μιμεῖσθαί ἐστιν		
1) ἀπαγγέλλοντα.	2) μιμούμενον πράττοντας	1) ἀπαγγέλλοντα ἕτερόν τι γιγν.
a) ἕτερόν τι γιγνόμενον		2) ἀπαγγ. ὡς τὸν αὐτὸν
b) ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μ.		3) μιμούμενον πράττοντας.

Da nun die Vulgata logisch richtiger ist, und zugleich der Gegensatz der Eintheilungsglieder in derselben bestimmt ist ὁτὲ μὲν — ἢ πάντα, so scheint uns jene unleugbar die richtigere zu seyn, obgleich *Plato* eine andere, weniger logisch richtige, Eintheilung hat. Es bleibt also nur noch die Schwierigkeit übrig, dass die *Vulgata* den Sinn giebt, als ob der Dichter nach der zuerst angegebenen Art der Nachahmung, nicht abwechselnd, sondern beständig andere redend einführte, oder als ob einer zugleich erzählen und andere redend einführen könnte. Deutlicher hätte allerdings *Aristoteles* geredet, wenn er mit *Plato* ἕτερόν τι ἑκαστοτε γιγνόμενον gesagt hätte. Allein der Wortsparer *A.* lässt öfters genauere Bestimmungen weg, von denen er glaubt, dass sie sich von selbst verstehen, so wie es sich hier von selbst versteht, dass, wenn das ἕτερόν τι γίγνεσθαι zu einer Unterabtheilung der ἀπαγγελία gemacht wird, beides nicht zu gleicher Zeit, sondern abwechselnd Statt finden könne. *Quis in tali re verba ad amussim exigat?* möchten wir hier mit Hn. *H.* selbst p. 126 sagen. Auf jeden Fall dürfte es *inconsideratius* seyn, von dem, der die Vulgata vertheidigt und erklärt, wie hier *Tyrwh.*, zu sagen, er habe *inconsideratius* gehandelt. IV, 4. Αἴτιον δὲ καὶ τούτου, ὅτι μανθάνειν οὐ μόνον τοῖς φιλοσόφοις ἥδιστον, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἄλλοις ὁμοίως, ἀλλ' ἐπὶ βραχὺ κοινωνοῦσιν αὐτοῦ. Hr. *B.* findet in dieser Stelle keinen Sinn. Ihm scheint dieses der Sinn seyn zu müssen: *Das Lernen macht nicht nur dem Philosophen Vergnügen, sondern auch anderen, sobald die Auffassung schnell und leicht geschieht,* und schlägt demnach vor ἐὰν ἐπὶ βραχὺ κοινωνῶσιν αὐτοῦ. In der Version, *si celeriter ejus participes fiant.* Hr. *Herm.* erinnert hiegegen, κοινωνοῦσιν sey das Participium, und ἀλλὰ stehe, um den Gegensatz der ἄλλοι mit den Philosophen auszudrücken; man müsse nur statt des Colon hinter ὁμοίως ein Comma setzen, wie auch Hr. *B.* gethan hat. Allerdings kann κοινωνοῦσιν das Part. seyn, allein wir sehen nicht ein, was dadurch gewonnen wird. *A.* setzt sehr oft einen neuen Satz, dessen Verbum sich auf den vorigen beziehen sollte, z. B. *Ethic. Nicom.* II, 70 p. 30. C. D. εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλαι τρεῖς μεσότητες, ἔχουσαι μέν τινα ὁμοιότητα πρὸς ἀλλήλας· διαφέρουσι δὲ ἀλλήλων. Den Sinn scheinen indessen beide Herausgeber verfehlt zu haben. Im Comm. p. 105 nimmt Hr. *H. Buhle's* Erklärung an: *ad voluptatem, quae e contemplatione imitationum nascitur, requirit, ut sit facilis rei per imitationem expressae agnitio, et ut celeriter absolvi queat.* Allein dieses ist ja nach *A.* Theorie (s. Rhet. III, 10 Probl. XVIII, 3) bey allen Menschen, also auch bey den Philosophen, die Bedingung der Annehmlichkeit, und dann könnte dieser Zusatz nicht bloss diejenigen betreffen, *qui non sunt philosophi.* In der Version heisst es, *sed ad breve tempus animum attendentibus*, welches uns mit dem Griechischen nicht recht übereinzustimmen scheint. Αὐτοῦ geht auf τοῦ μανθάνειν. Aber was heisst das: *ad breve tempus discendi participem fieri?* Uns scheint ἐπὶ βραχὺ hier die Bedeutung zu haben, die es bey Aristot. Polit. V, 5 p. 326 ed. Conr. VIII, 5 p. 525 hat, *paululum, leviter*, nur *leicht, obenhin.* Nicht nur die Philosophen, sondern auch die übrigen Menschen finden am Lernen Vergnügen, nur mit dem Unterschiede, dass jene in den Gegenstand eindringen, diese hingegen sich mit einer leichten, oberflächlichen Kenntniss begnügen. An derselben Stelle hat Hr. *H.* aus den *Codd. Medic. A. B.* αἴτιον δὲ καὶ τοῦτο st. τούτου aufgenommen. *A.* hatte gesagt, die Poësie sey aus zwey Ursachen entsprungen, aus dem natürlichen Nachahmungstriebe der Menschen, und aus dem Vergnügen, welches ihnen bildliche Darstellungen gewähren. Die Ursache dieses Vergnügens an bildlichen Darstellungen ist hinwiederum, weil bey

bey denselben eine Vergleichung der Darstellung mit dem dargestellten Gegenstande eine Art des Lernens ist, und Lernen allen Menschen Vergnügen gewährt. Diesem Sinn gemäss kann es nicht anders als αἴτιον δὲ καὶ τούτου, n. τοῦ χαίρειν τοῖς μιμήμασι πάντας. Dagegen würde αἴτιον δὲ καὶ τοῦτο *accedit haec quoque causa* anzeigen, dass nach den zwey oben angegebenen Ursachen der Poësie τό τε γὰρ μιμεῖσθαι — — καὶ τὸ χαίρειν noch eine dritte folgte, obgleich *A.* nur zwey angeben wollte, αἰτίαι δύο τινές. Überdiess ist das Vergnügen am Lernen die unmittelbare Ursache nicht der Entstehung der Poësie, sondern des Vergnügens an der Nachahmung, und vermittelst dieses erst der Poësie. Dagegen heisst es bey Hn. *H.* richtiger ὅτι τὸ μανθάνειν statt ὅτι μ. — Eine überaus glückliche und wahre Verbesserung des Textes ist IV, 6 bey Hn. *H.* οὐχ, ᾗ μίμημα, ποιήσει τὴν ἡδονὴν statt des ungriechischen οὐχὶ μίμημα. So auch XV, 10 ἢ ἀναγκαῖον ἢ εἰκὸς statt ἢ ἄν. — C. IV, 7 liesst Hr. *H.* κατὰ φύσιν δὲ ὄντος ἡμῖν τοῦ μιμεῖσθαι, τὰ (st. καὶ) τῆς ἁρμονίας καὶ τοῦ ῥυθμοῦ, — — ἐξ ἀρχῆς πεφυκότα καὶ αὐτὰ μιμητικὰ (st. ἐξ ἀ. οἱ πεφυκότες πρὸς αὐτὰ μάλιστα) κατὰ μικρὸν προάγοντες ἐγέννησαν τὴν ποίησιν ἐκ τῶν αὐτοσχεδιασμάτων. Der Grund zu dieser Änderung ist, weil diese Worte den Schluss aus dem vorigen Räsonnement enthalten, dieser Schluss aber mehr annimmt, als vorher bewiesen war; denn es war wohl gezeigt, dass das Nachahmen, aber nicht, dass die Harmonie und der Rhythmus dem Menschen natürlich seyen. Uns dünkt, der Herausgeber verlangt hier eine zu steife syllogistische Form. Dass die Harmonie und der Rhythmus dem Menschen natürlich sey, ist zwar vorher nicht gesagt worden, allein die Bemerkung ist so bekannt und einleuchtend, dass wohl schwerlich jemand einen Beweis dafür fordern wird, zumal da dieses nur Nebenursachen der Entstehung der Poësie sind, die Hauptursache aber in dem μιμεῖσθαι liegt. Diese Übergehung durfte dem Herausgeber noch weniger auffallen, da, wie er selbst sehr wahrscheinlich macht, dieses eine Schrift ist, die *A. sibi, non aliis scripsit Praef.* p. IV. Auch hatte er dieses in anderen Schriften gezeigt: s. Rhet. III, 8. Probl. XIX, 38. Die Worte οἱ πεφυκότες πρὸς αὐτὰ μάλιστα werden auch durch §. 13 (*ed. Herm.*) und §. 8 bestätigt. Doch ist in dieser Lesart nur τὰ τῆς ἁρμ. und μιμητικὰ vom Herausgeber; die Auslassung des οἱ gründet sich auf sieben, καὶ αὐτὰ auf neun, πεφυκότα auf zwey Handschriften. — Die Worte, die in allen Ausgaben nach §. 13 standen, τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν, εἰ ἄρα ἔχει ἤδη ἡ τραγῳδία τοῖς εἴδεσιν ἱκανῶς, ἢ οὔ, αὐτό τε καθ' αὑτὸ κρινόμενον καὶ πρὸς τὰ θέατρα, ἄλλος λόγος, hat Hr. *H.* mit *Castelvetro* nach §. 22 gesetzt, an den Schluss der Geschichte der Tragödie. *Tyrwh.* Gründe hat Hr. H. nur zur Hälfte angegeben, *tragoediam, qualis per se esset, non qualis in theatris, intellectam esse ab Aristotele.* T. vertheidigt die Stelle mit diesen Worten: *Quanquam enim verisimile esset, plerosque homines facile satis concessuros, Comoediam, quoad formam operis, Iambis majorem et honoratiorem esse, multos tamen praevidit philosophus dubitaturos saltem fore, an Tragoedia eamdem vel similem prae Epopoeia excellentiam obtineret. Hic igitur innuit, tantum se de Tragoedia loqui, non qualis vulgo in theatris exstabat, sed qualis ipsa per se, ex vi naturae suae, consistere poterat.* Rec. denkt sich die Verbindung so: Bis jetzt hatte *A.* bloss von der Entstehung der Komödie und Tragödie aus den αὐτοσχεδιάσματα und den Jamben und dem Epos geredet, und geht jetzt zur Darstellung der stufenweisen Entwickelung und Vervollkommnung der Tragödie über. Ehe er aber diese Darstellung anfängt, giebt er den Gesichtspunkt an, aus dem er dieselbe betrachtet wissen will, nämlich er wolle nicht zeigen, dass die Tragödie jetzt ganz vervollkommt sey, und nicht höher steigen könne: sondern nur ihre Geschichte entwickeln; und so pflegt Aristot. gewöhnlich im Voraus den Gesichtspunkt und die Grenzen der folgenden Untersuchungen zu bestimmen. Vgl. Ethic. Nicom. I, 4. p. 6. E. Magn. Mor. I. p. 192. D. Auf diese Weise scheint uns die Stelle ihren bisherigen Platz noch immer behaupten zu können, wenn man nur bey derselben einen neuen Absatz macht; weniger passend dünkt sie uns nach §. 22. Denn dort beziehen sich die Sätze: περὶ μὲν οὖν τούτων (n. τῆς τραγῳδίας) τοσαῦτα ἔστω ἡμῖν εἰρημένα· πολὺ γὰρ ἂν ἴσως ἔργον εἴη διεξιέναι καθ' ἕκαστον. Ἡ δὲ κωμῳδία ἐστὶν etc. offenbar auf einander, nach der gewöhnlichen Art der Übergänge. Diese natürliche Beziehung wird aber durch den eingeschobenen Satz τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν getrennt und aufgehoben. — Eine ganz verunglückte Conjectur hat Hr. *H.* C. IV, 20 in den Text erhoben. Die alte Lesart ist diese: ἔτι δὲ ἐπεισοδίων πλήθη καὶ τὰ ἄλλα ὡς ἕκαστα κοσμηθῆναι λέγεται. Hr. *H.* sagt, nach einem ziemlich starken Ausfall gegen Hn. *Buhle*, der hier wenigstens unverdient ist, er verstehe diese Stelle nicht; λέγεται sey offenbar ungereimt; denn *A.* habe gewiss diese Umstände zu gut gekannt, als dass er nöthig gehabt hätte, sich auf das Zeugniss des grossen Haufens zu berufen. (Wir sehen nicht, wie dieses der Sinn von λέγεται seyn könne). Das, was hier gesagt sey, habe jeder auf dem Theater selbst sehen können. (Doch wohl nicht die Geschichte der Tragödie und die allmähliche Vermehrung der Acte?) *Haud magna mutatione id consequutum me spero, ut et se digne et apte dicat Aristoteles:* ἔτι δὲ ἐπεισοδίων πλήθη (*e superioribus repetendum* ἡ φύσις εὗρε) καὶ τὰ ἄλλα, οἷς ἕκαστα κοσμηθῆναι δέχεται (wider den Sprachgebrauch, der ἐνδέχεται in der Bedeutung *licet* verstattet?) *Episodiis fabulas longiores reddere, inquit, et cetera, quibus quaeque pars ornari potest, sero demum inventa sunt.* (Wo ist hier im Griechischen das dem *sero demum* entsprechende Wort? doch nicht ἔτι?) C. V, 4 hat Hr. *B. Castelvetro's* Conjectur, die auch *Reiz* billigte, aufgenommen, ὀλίγοι μὲν οἱ αὐτῆς ποιηταὶ μνημονεύονται statt οἱ λεγόμενοι αὐτῆς π. Mit Recht vertheidigt Hr. *H.* die *Vulgata*. C. VI, 1 haben beide Herausgeber mit *Tyrwh.* u. *Reiz* das ἄλλα weggelassen,

sen, welches freylich auch in den meisten Handschriften fehlt. Hr. B. sagt: *non apparebat, quomodo opponi possit narratio misericordiae et metui. Vide Lessingii Hamb. Dram.* T. II, p. 196. *Vitium aliquod scripturae et interpunctionis igitur erat manifestum*, woraus man verleitet werden möchte, zu schliessen, L. habe an der Stelle die Unstatthaftigkeit dieses Gegensatzes gezeigt. Aber gerade das Gegentheil! *L.* zeigt dort, dass nach *A.* Theorie Mitleiden und Furcht nicht anders, als durch eine vor Augen gerückte Handlung erregt werden könne, dass also die Worte δι' ἐλέου καὶ φόβου den Begriff der Handlung schon in sich enthalte, und *A.* nach seiner gewohnten Kürze unterliess, ein Wort zu setzen, das sich nach seiner Meinung von selbst verstand. Diese Erklärung hätte wenigstens angeführt, und, wenn sie den Herausgebern nicht Genüge leistete, ihr Gründe entgegengesetzt werden sollen. Eben so wenig scheint Hr. *H. Lessings* Bemerkungen genau angesehen zu haben. Wenigstens übersetzt er mit den französischen Übersetzern φόβος durch *terror*, da doch *L.* gezeigt hat, dass es *Furcht* heisse, welches es unseres Wissens im Griechischen auch immer bedeutet. Die Stelle aus der Politik, woraus die vorhergehenden Interpreten und schon *L.* diese Stelle von der Reinigung der Leidenschaften erklärten, führt Hr. *H.* nur zur Hälfte an, wo sie dann wenig oder nichts zur Erklärung beyträgt, und tadelt nun den *A.*, dass er die Bewegung, in die uns das Trauerspiel versetzt, von Mitleiden und Furcht ableite, da sie doch durch das Gefühl des Erhabenen entstehe, indem wir durch dasselbe uns über Mitleiden und Furcht erhöben. Einen Denker, wie Aristoteles, von dem *Lessing*, der doch gewiss auch Trauerspiele genug studirt hatte, sagt, er getraue sich, jedes seiner Worte über das Trauerspiel apodiktisch zu beweisen, sollte ein junger Mann doch nicht durch solche Machtsprüche widerlegt zu haben glauben, bey denen es noch immer zweifelhaft bleibt, ob der Beurtheiler den Sinn dessen, den er widerlegen will, gehörig gefasst habe, welches hier wohl schwerlich der Fall gewesen seyn dürfte. — VI, 3 hat Hr. *H.* die Conjectur des *Victorius* μέτρον statt μέλος aufgenommen, und zu vertheidigen gesucht; aber *Tyrrwh.* Einwarf, dass μέτρον so viel als ῥυθμὸς wäre, nicht widerlegt. Wenn ῥυθμὸς und μέτρον gleich keine ganz gleichbedeutenden Wörter sind: so ist doch das μέτρον nothwendig als Theil unter dem Rhythmus enthalten, und *A.* pflegt nicht den Theil noch besonders zu nennen, wenn er schon das Ganze genannt hat. C. I, 13 war μέτρον die *metrische Rede*, i. q. λόγος ib. §. 4. Vgl. Plato Rep. III. p. 286. Rec. würde mit *T.* die Worte καὶ μέλος für ein durch das folg. διὰ μέλους veranlasstes Einschiebsel halten, wenn nicht Hr. *H.* behauptete, in dieser Schrift seyen dergleichen nicht zu finden. Aber Rec. begreift nicht, wie Hr. *H.* sagen konnte: Ρυθμὸν *intelligit Aristoteles saltationem et gestum*. Was würde dann wohl an der Stelle λόγος ἔχων ῥυθμὸν bedeuten? eine Rede, die selbst Gebärden macht? Eine Rede mit Action begleitet, kann es hier deswegen nicht seyn, weil hier bloss von innern, nicht von äussern und zufälligen, Bestimmungen der tragischen Sprache, von dieser an und für sich, die Rede ist. Ῥυθμὸς ist offenbar der *numerus* überhaupt, der sowohl beym Tanz, als bey der Rede statt findet, und von dem, als Eigenschaft der Rede, *A.* in der Rhetorik spricht. — C. VI, 6 liest Hr. *H.* τὴν τῶν ὀνομάτων σύνθεσιν, st. τὴν τῶν μέτρων σ. weil die μέτρα gar nicht hieher gehörten, und es unten 26 heisse τὴν διὰ τῆς ὀνομασίας ἑρμηνείαν. Aber μέτρα war ja schon I, 7. 13. VI, 4 *die metrische Rede*, der λόγος ἔμμετρος. — Die corrupte Stelle VI, 11 τούτοις μὲν οὖν οὐκ ὀλίγοις αὐτῶν, ὡς εἰπεῖν, κέχρηνται τοῖς εἴδεσιν· καὶ γὰρ ὄψιν ἔχει πᾶν etc. wo in den Codd. bloss die Verschiedenheiten κέχρηται und ὄψεις vorkommen, hat Hr. *H.* so zu verbessern gesucht (*id, quod res postulabat, reposui*) τούτοις μὲν οὖν ἅμα ὀλίγοις αὐτῶν, ὡς εἶπον, κέχρηται τοῖς εἴδεσιν. οὐ γὰρ ὄψεις ἔχει πᾶν, möchte aber noch lieber lesen τούτοις μὲν οὖν οὐχ ἅμα πᾶσιν, ἀλλα χωρὶς ὀλίγοις αὐτῶν, κέχρηται τοῖς εἴδεσιν. Aber hier stossen wir immer noch an dem αὐτῶν an; worauf bezieht sich dieses? doch wohl nicht auf εἴδεσι, τούτοις τοῖς εἴδεσι αὐτῶν η. εἰδῶν, als wenn *A.* nur einige, nicht alle, Theile der Tragödie angeführt hätte. Und wenn *A.* sagen wollte, *non omnes istas partes tragoediae, quas dixit, in omnibus locis conspicuas esse:* so hätte er diesen Sinn wohl sehr schief so ausgedrückt, die Tragödie gebraucht zu gleicher Zeit wenige dieser Theile, anstatt: sie gebraucht nicht alle zugleich; jenes scheint anzudeuten, dass immer nur wenige Statt finden könnten; aber die fünf ersten können doch in den meisten Fällen zusammen Statt finden (selbst in den Erzählungen zeigen sich oft die ἤθη, in eben denselben und dem Gespräch die διάνοια).

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin* u. *Leipzig*: *Die Schädellehre.* Lustspiel in einem Act. Von *C. St.* 1805. 64 S. 8. (7 gr.) Der Chirurg in einer kleinen Stadt, der etwas von *Gall's* Schädellehre vernommen hat, verweigert einem Justiz-Commissär seine Tochter, weil er beym Rasiren einen zu glatten Schädel an ihm bemerkt, und will, wider den Willen seiner Tochter, seinen Gesellen zum Schwiegersohn haben, weil dieser einen Schädel voller Buckeln besitzt. Den in dieser Zeit an ihm begangenen Diebstahl giebt er einem bey sich wohnenden Juden Schuld, hinter dessen Ohren er eine erschreckliche Erhöhung gefunden. Der Justiz-Commissar entdeckt aber den Dieb in dem von dem Chirurg so gepriesenen Gesellen, und wie denn nun sein Herr ihn fragt, wie es möglich sey, bey solch einem Schädel zu stehlen, so ergiebt sich, dass alle diese Erhöhungen nichts sind als Knorpel, Überbleibsel von Schlägen, die er in seiner Jugend, als ein sehr gottloser Bube, von seinem Stiefvater erhalten. Der Erfolg lässt sich errathen. — Der Plan des Stücks ist gut angelegt und durchgeführt, und der Dialog mit Leichtigkeit gehalten.

12 x 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 SEPTEMBER, 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Beschluss der Recension der Buhleschen, Hermannischen und Valettischen Ausgaben von Aristoteles Poëtik.

C. VI, 17 hat Hr. *B.* mit *Castelv.* und *Twin.* die Worte παραπλήσιον γάρ ἐστι καὶ ἐπὶ τῆς γραφικῆς· εἰ γάρ τις ἐναλείψειε τοῖς καλλίστοις φαρμάκοις χύδην, οὐκ ἂν ὁμοίως εὐφράνειε, καὶ λευκογραφήσας εἰκόνα· ἔστι τε μίμησις πράξεως καὶ διὰ ταύτην μάλιστα τῶν πραττόντων, die in den gewöhnlichen Ausgaben und in den Codd. erst nach den Worten ἀρχὴ μὲν οὖν — δεύτερον δὲ τὰ ἤθη §. 18 stehen, nach §. 14 ἔτι ἐάν τις ἐφεξῆς θῇ — καὶ σύστασιν πραγμάτων gesetzt. *Ausus sum*, sagt er p. 320, *verba pristino et vero ordini restituere, nec vereor, ut* (ne) *futurus sit, qui me propterea reprehendat.* Hr. *H.* erinnert mit Recht, dass die Sätze παραπλήσιον — τῶν πραττόντων nicht zusammenhängen. Dieser läfst dagegen ἔστι τε (wofür er ἔστι γὰρ liest) an seinem bisherigen Platze stehen §. 21 und versetzt nur παραπλήσιον γάρ ἐστι — εἰκόνα nach σύστασιν πραγμάτων, wie Hr. *B.* Unstreitig ist dieses ein sehr passender Platz für jene Stelle; allein es läfst sich schwerlich ein Grund denken, wie ein Satz, der auf diese Weise so gut mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden zusammenhängt, durch die Abschreiber einen Platz bekommen habe, wo sein Zusammenhang wenigstens schwerer einzusehen ist. Vielleicht liesse sich die gewöhnliche Stellung der Sätze so vertheidigen: *A.* habe erst die aus der Sache selbst genommenen Beweise für den Satz nach einander aufgeführt, und die Summe dieser Beweise oder den Schluss, ἀρχὴ μὲν οὖν — τὰ ἤθη durch das Beyspiel der Malerey erläutert. Ähnliche Fälle glaubt Rec. besonders in der Ethik und Politik des *A.* gefunden zu haben. Zugleich fügt er noch den Grund, den er zu Anfang dieses Räsonnements §. 12 angeführt hatte, mit anderen Worten hinzu ἔστι τε μίμησις. Rec. würde also die Worte: παραπλήσιον — εἰκόνα· ἔστι τε — πραττόντων in einer Parenthese lesen. — Wenn sich bey dieser Stelle schwerlich eine Ursache auffinden läfst, welche die Versetzung hätte veranlassen können: so ist dieses bey einer gleich folgenden Versetzung von nur einigen Worten bey Hn. *H.* noch viel mehr der Fall. C. VII, 11 εἰ γὰρ ἔδει ἑκατὸν τραγῳδίας ἀγωνίζεσθαι, πρὸς κλεψύδρας ἂν ἠγωνίζοντο, ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτέ φασιν läfst Hr. *H.* die Worte ὥσπερ — φασιν weg, und versetzt sie nach C. 8, 1 πολλὰ γὰρ καὶ ἄπειρα τῷ ἑνὶ συμβαίνει. ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασιν, *multa possunt eidem accidere, quemadmodum poëtae, aliquando hoc accidit, alio tempore illud gessit, dicere solent.* Die Gründe, die Hr. *H.* anführt, um zu zeigen, dass die Worte an der ersteren Stelle nicht stehen könnten, werden entkräftet, wenn man bedenkt, dass die Kürze und Dunkelheit dieser Stelle daraus habe entstehen können, dass *A.*, nach Hn. *H's.* eigener Vermuthung, diese Schrift nur zu seinem Privatgebrauch aufgesetzt habe, und dass *A.* durch das φασιν anzeigt, dass das, was er hier erzählt, sich bloss auf eine Tradition gründe. Der Sinn, den Hr. *H.* diesen Worten an der anderen Stelle VIII, 1 beylegt, ist nach unserm Gefühle zu spielend und beynahe läppisch. Schwerlich hat wohl ein epischer Dichter von einiger Bedeutung die Handlungen seines Helden durch die Ausdrücke zusammengestellt: *einmal that er dieses, ein andermal jenes.* Rec. vermuthet, dass in den Worten ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασὶ VII, 11 die Redensart ὥσπερ καὶ ἄλλο τι (Thuc. I, 142) oder etwas ähnliches verborgen liegt, und dass φασὶν für sich in der Bedeutung, *ut in proverbio est, ut vulgo dicunt,* (Plato Phileb. p. 245 Bip.) hinzugesetzt sey. — C. IX, 10 hat Hr. *H.* die Stelle, die in allen Handschriften und Ausgaben hier steht, τῶν δὲ ἁπλῶν μύθων — πολλάκις ἀναστρέφειν ἀναγκάζονται τὸ ἐφεξῆς in C. X, 4 gesetzt. Aber an diesem neu angewiesenen Platze finden wir die Stelle nicht passender. Insofern sie von einer Art der ἁπλοῖ μῦθοι handelt, läfst sich ein Zusammenhang derselben mit C. X, 1—4 denken: allein der eigentliche Inhalt derselben und der Grund, warum *A.* die μῦθοι ἐπεισοδιώδεις tadelt, beruht nicht auf der Eintheilung der Süjets in ἁπλοῖ und πεπλεγμένοι, sondern auf dem, was *A.* C. IX zu Anfange gesagt hatte, dass das Geschäft des Dichters sey, nicht das Geschehene zu erzählen ἀλλ' οἷα ἂν γένοιτο κατὰ τὸ εἰκὸς ἢ τὸ ἀναγκαῖον. Denn der μ. ἐπεισοδ. ist eben deswegen fehlerhaft, weil die Episoden weder nach der Wahrscheinlichkeit, noch nach einer inneren Nothwendigkeit unter einander und mit der Haupthandlung zusammenhängen. Auch beziehen sich die Sätze λέγω δὲ ἁπλῆν μὲν πρᾶξιν, ἧς γενομένης — ἄνευ περιπετείας ἢ ἀναγνωρισμοῦ ἡ μετάβασις γίγνεται, und πεπλεγμένην δέ, ἐξ ἧς etc. offenbar auf einander, so dass selbst der Accus. πεπλεγμένην durch λέγω bestimmt ist; durch die von Hn. *H.* gemachte Einschiebung werden beide ziemlich weit von einander getrennt. Dass die ἁπλοῖ μῦθοι schon C. IX, 10 erwähnt werden, da doch von diesen erst C. X gehandelt wird, ist nicht auffallender, als dass C. X schon die περιπέτεια

πέτεια und ἀναγνώρισις selbst in der Definition vorkommen, die doch erst C. XI erklärt werden. — In dieser versetzten Stelle liesst Hr. *H.* mit *Tyrwhitt* διὰ τοὺς κριτάς st. διὰ τοὺς ὑποκριτάς, welche Conjectur sich sehr gut durch Plato. Leg. II. p. 72 bestätigen liesse. Demohngeachtet dünkt Rec. das ὑποκριτάς noch immer nicht verwerflich; die einfachen Süjets ohne Peripetie und Erkennung, zu denen die ἐπεισοδ. μ. hier gerechnet werden, waren vielleicht nicht immer dazu geeignet, dass der Schauspieler seine Stärke in der Darstellung der Affecten und Leidenschaften, und in der Declamation darin hinlänglich zeigen konnte; er wünschte also Episoden, die ihm hiezu Gelegenheit gäben, und diese verfehlten dann auch ihre Wirkung bey den Zuschauern nicht. Hierauf bezieht sich die Stelle Aristot. Rhet. III, 12, 2 ἔστι δὲ λέξις γραφικὴ μὲν ἡ ἀκριβεστάτη, ἀγωνιστικὴ δὲ ἡ ὑποκριτικωτάτη. ταύτης δὲ δύο εἴδη. ἡ μὲν γὰρ ἠθική, ἡ δὲ παθητική. διὸ καὶ οἱ ὑποκριταὶ τὰ τοιαῦτα τῶν δραμάτων διώκουσι, καὶ οἱ ποιηταὶ τοὺς τοιούτους, und Rhet. III, 1. 4. wo von der Declamation die Rede ist, und die schon Hr. *B.* anführt, obgleich Hr. *H.* ihre Anwendbarkeit auf diese Stelle nicht zugeben will. Wie *Tyrwh.* sagen konnte, *in fabulis* ἐπεισοδ. *minimum locum fuisse affectibus illis, in quibus exprimendis ars et virtus actoris praecipue elucere soleat*, da er doch gleich darauf sagt: *Alia causa erat frequentissima, cum episodio aliquo splendido aut pathetico spectatorum animos delinire et quasi fascinare studerent poëtae*, sehen wir nicht ein. — C. IX, 11 glaubt Hr. *H.* zuerst entdeckt zu haben. dass der Nachsatz fehle, und setzt daher *asteriscos* hinter δι' ἄλληλα. Aber es ist eine blosse Anakoluthie: die Länge des durch Einschiebsel noch verwickelteren Vordersatzes ἐπεὶ δὲ οὐ μόνον — οὐκ εἰκῆ γενέσθαι machte den Arist. vergessen, dass ein Nachsatz kommen müsste; er fing daher einen neuen Satz an: ὥστε ἀνάγκη τοιούτους εἶναι κ. μ. wo das τοιούτους so viel ist, als ἐκείνους, ἐν οἷς τὰ φοβερὰ καὶ ἐλεεινὰ γίγνεται παρὰ τὴν δόξαν δι' ἄλληλα. Die Sätze τὸ γὰρ θαυμαστὸν — οὐκ εἰκῆ γενέσθαι machen eine Parenthese aus. Ganz ähnliche Anakoluthieen kommen vor Poet. VII, 8—10, wo aber freylich *Reiz* und Hr. *H.* das ὅ vor συνέστηκεν weggelassen haben, I, 11, 6. 7. II, 11, 1, wo der Nachsatz in dem Satz mit ὥστε versteckt liegt. Polit. VII, 4. p. 443 ed. Conr. wo διὸ den Nachsatz anfängt, 13 in. wo es δεῖ δὲ heisst. VIII, 6 extr. wo ὥστε im Nachsatz folgt.

Der Raum verbietet uns, mehrere Stellen anzuführen, über welche besonders in der Hermannischen Ausgabe neue Bemerkungen gemacht sind. Wir glauben gezeigt zu haben, dass dieselbe viele sinnreiche und beym ersten Anblick sehr scheinbare Gedanken über die Veränderung des Textes enthält, die sich aber in sehr vielen Fällen nicht als gegründet bewähren, und dass sie also mit grosser Vorsicht zu gebrauchen ist. Hr. B. Verdienst ist mehr das des Sammlers; sein kritisches Verdienst ist äusserst unbedeutend, und seinen Versuchen, corrupte Stellen zu restituiren, fehlt oft aller Sinn, wie p. 367 zu XVIII, §. 5. Hr. H. hat seinem Commentar einige schätzbare Bemerkungen über die Geschichte des Drama (p. 103 sq. 107 sqq.), über den Gebrauch der Versarten (p. 132 sqq.), über die Sujets der Trauerspiele, die aus der *Ilias parva* genommen werden konnten (p. 169 sqq.), u. a. eingewebt, und den Inhalt der von Aristoteles bloss angedeuteten Stücke (z. B. p. 155 sq.) sehr scharfsinnig entwickelt. Hr. B. hat auf dergleichen Erläuterungen entweder gar nicht Rücksicht genommen, und etwa bloss auf Twining u. a. verwiesen, oder nur sehr dürftige und fehlerhafte Aufschlüsse gegeben z. B. p. 255 über die Tyro des Sophokles p. 360. 361 u. s. w. Die Inhaltsanzeige, die bey keiner Schrift nöthiger ist, als bey dieser, wenn sie nämlich die Eintheilung des Ganzen, und den Zusammenhang aller einzelnen Theile unter sich und mit dem Ganzen darstellt, ist bey keiner Schrift in Hn. B. Ausgabe so dürftig ausgefallen, als bey dieser, da sie nichts mehr enthält als die sonst gewöhnlichen Überschriften jedes Capitels. Wenn wir endlich auf den Stil sehen, — ein wesentliches Erfordernis bey einem Philologen, der auf Geschmack in der Beurtheilung der Schönheiten des Ausdrucks Anspruch macht, womit ein eigener geschmackloser, unrichtiger und barbarischer Ausdruck in dem widerlichsten Widerspruche steht, — so ist Hn. H. Stil ächt-römisch, und verbindet Richtigkeit und Präcision mit Leichtigkeit und Eleganz. Hn. B's Stil trägt dagegen zu viel Spuren germanischen Ursprungs, und ist selbst von Sprachfehlern nicht frey, wie *vereor, ut* statt *ne* p. 320. *De Sophronis mimis, an oratione soluta vel vincta compositi fuerint, erudite disputarunt viri docti.*

Hr. H. hat seiner Ausgabe eine *Commentatio de tragica et epica poësi* hinzugefügt, (S. 197—270), welche zum Theil auf Kantischen Grundsätzen beruht, aber auch viele eigene, wenn auch nicht immer wahre Ideen und Ansichten aufstellt, deren Prüfung bis zu einer anderen Gelegenheit ausgesetzt wird.

H. H.

Halle, b. Gebauer: *Plutarchi Vitae parallelae Alexandri et Caesaris.* Commentarium juventuti φιλέλληνι scriptum adjecit *Fridericus Schmieder*, Philos. D., Gymn. Regii Bregensis Rector et Professor. 1804. VIII u. 360 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Ausgabe zweyer der interessantesten Biographieen Plutarchs ist für solche Jünglinge bestimmt, „*qui xenophontis, Arriani aliusve elegantioris auctoris opere aliquo satis initiati ad altiora tendunt.*" Liesse sich auch noch darüber streiten; ob die Lectüre der xenophontischen Schriften der Lectüre der plutarchischen Biographieen vorangehen oder ihr nachfolgen müsse: so ist doch gewiss, dass das Studium dieser Biographieen eine der nützlichsten Beschäftigungen für junge Freunde des classischen Alterthums und der griechischen Literatur insbesondere ist, und dass wegen ihres blühenden Colorits auch damit gar wohl der Übergang zum Studium der

der Dichter gemacht werden könne. Giebt es nun freylich schon einige andere, für Jünglinge berechnete Ausgaben einzelner Biographieen Plutarchs, z. B. von *Leopold* und von *Bredow*: so ist doch Hn. *S.* Ausgabe keinesweges überflüssig, sondern verdient, zumal da er sich zugleich um die Kritik und Erklärung seines Schriftstellers verdient gemacht hat, Lob und Beyfall. Jedem Kap. ist eine zweckmäsige Inhaltsanzeige vorausgeschickt, und unter dem Texte stehen die Anmerkungen, welche theils die Sachen, besonders das Historische und Chronologische erläutern, und zu dem Ende Parallelstellen — beym Leben des Alexanders vorzüglich aus Arrian und Curtius, bey dem des Cäsars aber aus Sallust, Sueton, Appian ff. — beybringen, theils auch Erörterungen der verschiedenen Lesarten und corrupten Stellen enthalten. Einige Anmerkungen sind von *Xylander*, *Reiske* und *Hutten* wörtlich entlehnt; der weit grösere Theil aber ist von Hn. *S.* mit Benutzung seiner Vorgänger ausgearbeitet worden. Manche Irrthümer und Nachlässigkeiten Plutarchs selbst sind angezeigt und berichtigt, und mancher mangelhafte Umstand in der Erzählung aus anderen Schriftstellern in den Anmerkungen ergänzt worden. Übrigens werden vielfältig die von *Reiske* und von älteren Kritikern vorgeschlagenen und von jenem zum Theil in den Text aufgenommenen Lesarten vom Hn. *S.* geprüft, hin und wieder gebilligt und bestätigt, weit öfter aber, wie sich schon im Voraus erwarten läst, bestritten und verworfen. Uns wundert nur, dass Hr. *S.* den Reiskischen Text, so wie ihn die Huttensche Ausgabe liefert, durchweg beybehalten und selbst nicht in Fällen, wo *Reiske* offenbar ohne allen hinreichenden Grund die Lesarten der alten Handschriften und Ausgaben durch seine Conjecturen verdrängte, jene in den Text zurückgeführt hat. An manchen Stellen hat Hr. *S.* selbst einige glückliche oder doch prüfenswerthe Verbesserungen vorgeschlagen. Im Leben des Alexanders K. X liest man z. B. nach der Vulgata: τὸν δὲ Θετταλὸν ἔγραψε Κορινθίοις, ὅπως ἀναπέμψωσιν ἐπὶ πέδαις δεδεμένον. *Reiske* setzte hier nach ἐπὶ ein Comma, und ergänzte dabey τιμωρίᾳ; Hr. *S.* verwirft mit Recht diese harte Ellipse und zieht *coll.* C. 55 die Lesart Einer Handschrift ἐν πέδαις vor. Zugleich theilt er die Conjectur ἀναπ. τριπέδαις *triplicibus compedibus vinctum* mit; allein die Analogie scheint nicht hinreichend, das sonst gar nicht vorkommende Wort τριπέδη zu rechtfertigen. Gleich darauf wird anstatt: ἔτι δὲ Φρύγιον καὶ Πτολεμ. die schöne Verbesserung Ἐριγύιον aus Arrian Exp. III. 6, 8 beygebracht. K. XI stimmt Hr. *S.* dem *Mos. Dusoul* bey, welcher für ἐπιβησομένων ἁπάντων lesen wollte ἐπιθησομένων ἁπ.; allein es bedarf dieser Änderung gar nicht; ἐπιβησ. hat dieselbe Bedeutung, und, kann wohl noch eher ohne einen von ihm regierten Casus stehen als ἐπιθησ. Bey den sogleich folgenden Worten: τὰ μὲν οὖν βαρβαρικὰ κινήματα καὶ τοὺς ἐκεῖ πολέμους κατέπαυσεν ὀξέως sagt Hr. *S.* „*Ante Reiskium legebatur* ἢ καὶ τοὺς ἐκ. πολ. *corrupte pro* ἢ καὶ τ. ἐ. π. *Hoc* ἢ *praefixum docet, verba* (καὶ) τοὺς ἐκεῖ πολέμους *glossema esse ad* τὰ βαρβαρικὰ κινήματα. Allein hier irrt sich Hr. *S. Reiske* sagt, dass der gewöhnliche Text in der nächsten Zeile hinter Ἴστρον das ἢ habe, wo er es denn ganz weggelassen hat. So finden wir es auch in älteren Ausgaben, nicht aber vor καὶ τοὺς ἐκ. πολ. Will man diese Worte als ein Glossem ansehen, so muss man den Grund wohl nur von ihrer Entbehrlichkeit hernehmen, eben so wie bey den bald folgenden Worten, ἐθέλων ἀνὴρ φανῆναι. K. XXV wird die Vulgata τῶν ἀπὸ στρατοπέδου und *coll. Apoll. Rh.* III, 1393 βῶλος — ἀφεθεὶς recht gut gegen *Reiske* vertheidiget, welcher willkührlich τῶν ἐπὶ στρ. und ἀφεθεῖσα in den Text aufnahm. K. XXVI will Hr. *S.* für συναρμόττοντας lesen συναρμοττόντως, was auch uns besser scheint, aber auch bereits von *Reiske* in Vorschlag gebracht ist. Bey den folgenden Worten κυκλοτερῆ κόλπον giebt Hr. *S.* eine sehr schöne Erläuterung über die Form des alten Alexandriens. K. XXXI wird die alte Lesart διηρημένους σφᾶς αὐτοὺς mit Recht gegen *Reiske*, welcher dem Text die willkührliche Änderung διῃρηκέναι σ. α. aufdrängen wollte, vertheidiget. Ebendaselbst schlägt Hr. *S.* in den Worten φωνὴ συμμεμιγμένη, καὶ θόρυβος καὶ φόβος ἐκ τοῦ στρατοπέδου καθάπερ ἐξ ἀχανοῦς προσήχει πελάγους die Verbesserung θόρυβος καὶ ψόφος vor, welche durch eine Stelle im 60 Kapitel bestätiget wird, und der Aufnahme in den Text würdig gewesen wäre. K. XLV liefert Hr. *S.* für die durchaus unpassende Lesart aller Ausgaben τινὰ τῆς Περσικῆς καὶ τῆς Μηδικῆς μιξάμενος (scil. στολὴν) εὖ πως, ἀτυφοτέραν μὲν ἐκείνης, ταύτης δὲ σοβαρωτέραν οὖσαν, die schöne Verbesserung τῆς Περσικῆς καὶ τῆς Μακεδονικῆς. Vielleicht schrieb Plutarch τινὰ τῆς Μηδικῆς καὶ τῆς Μακεδονικῆς, denn in dem Vorhergehenden heisst es: οὐ μὴν γε Μηδικὴν (nicht Περσικὴν) προσήκατο παντάπασιν. Hr. *S.* bemerkt indessen mit Berufung auf *Freinsheim* zu Curt. VI, 6, 4, dass man in dem Zeitalter Alexanders medische und persische Kleidung nicht unterschieden, sondern den Ausdruck *promiscue* gebraucht habe. K. LXX macht Hr. *S.* es wahrscheinlich, dass die beiden Worte στέφανον, τάλαντον nach τὸ νικητήριον ein falsches Einschiebsel sind. In dem verdorbenen LXXV Kap. begnügt er sich, die Reiskischen Conjecturen mitzutheilen, äussert indessen auch die Vermuthung, dass sich ein oder das andere Scholion eingeschlichen habe. *Reiske's* Vorschläge scheinen uns zu gewagt und unbefriedigend. In der schwierigsten Stelle möchten wir durch eine kleine Versetzung und Änderung folgende Lesart herausbringen: οὕτως ἄρα δεινὸν μὲν ἀπιστία πρὸς τὰ θεῖα, καὶ καταφρόνησις αὐτῶν· δεινὴ δ᾽ αὖθις ἡ δεισιδαιμονία· δίκην ὕδατος ἀεὶ πρὸς τὸ ταπεινούμενον φερομένου (oder παραγινομένου), ἀνεκπλήρου ἀβελτερίας καὶ φόβου τὸν Ἀλέξανδρον. — Aus dem Leben des Cäsars will Rec. nur eine einzige Stelle, die der kritischen Hülfe bedarf, anführen, nämlich aus K. XXXIII. Die gewöhnliche Lesart ist: αὐτόν τε Πομπήϊον ἐκπεπληγμένον ἄλλος ἀλλαχό-

λαχόθεν ἐτάραττε, τοῖς μὲν, ὡς ηὔξησε Καίσαρα καθ' ἑαυτοῦ καὶ τῆς ἡγεμονίας, εὐθύνας ὑπέχοντας, τῶν δ', ὅτι παραχωροῦντα καὶ προτεινόμενον συγγνώμονας διαλύσεις ἀφῆκε τοῖς περὶ Λέντλον ὑβρίσαι κατηγοροῦντας. *Reiske* verdarb diese Stelle noch mehr, indem er dreist ἀφῆκε in ἀφῆκαν und κατηγοροῦντας in κατηγοροῦντα verwandelte. Hr. *S.* tadelt diess mit Recht, hätte dann aber *Reiske's* Lesarten auch nicht im Texte behalten sollen; übrigens glaubt Hr. *S.*, dass keine andere Änderung nöthig sey, als für κατηγοροῦντας die Lesart zweyer Handschriften κατηγορούντων (nicht κατηοορύτων, wie hier durch einen Druckfehler steht) aufzunehmen. Allein τοῖς μὲν muss doch, damit es dem folgenden τῶν δὲ entspreche, in τῶν μὲν verwandelt werden, welches auch schon längst *M. Dusoul* aus dem *Cod. Anon.* als die bessere Lesart angeführt hat. ρλ.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Erfurt, b. Kayser: *Die schöne Charlotte aus Bayern: oder sehr merkwürdige Lebensgeschichte einer bald männlichen bald weiblichen listigen Land- und Seeräuberin.* 1805. 733 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

2) Erfurt, b. Hennings: *Karolina Millifiori: oder die Schrecken des gelben Fiebers auf Mallaga. Eine wahre Geschichte aus dem Originale des Abbat Nikolo Pontini frey übersetzt.* 1805. 266 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Ebendaselbst: *Die dreifache Friederike, glückliche Schauspielerin und unglückliches Mädchen durch Glaube, Hoffnung und Liebe. Eine sonderbare Ahnungsgeschichte aus dem (den) Memoires eines bedeutenden Mannes am *—schen Hofe. Herausgegeben von F—* von C—en.* 1805. 268 S. 8. (1 Rthlr.)

4) Ebendaselbst: *Ferdinand und Karoline, oder Wiedererscheinung meiner betrogenen Mädchen. Eine Geister-Geschichte aus den Bekenntnissen eines vornehmen Wüstlings.* 1805. 217 S. 8. (20 gr.)

5) Schneeberg, in d. neuen Verlagsh.: *Die Ohrfeige oder Fanatismus und Rache. Ein Greuelgemälde aus dem Belgischen Revolutionskrieg unter Joseph II. Aufgenommen von einem Augenzeugen, W. A. v. H..., ehemaligem Artillerie-Offizier unter der Brabanter Insurgenten-Armee.* 1803. 264 S. kl. 8. (18 gr.)

Es fängt jetzt wirklich an, etwas bedenklich zu werden, seine Meinung über Bücher, wie die vorliegenden sind, die sich für Erzählungen wahrer Begebenheiten ausgeben, unverhohlen zu sagen, da man dabey recht sehr schlimm wegkommen kann. Man höre nur, was der mit uns armen Recensenten wohlmeinende Herausg. von No. 3 S. 2 uns ins Ohr flüstert: „Den Wink werden mir die Hrn. Recensenten nicht übel deuten, wenn ich ihnen sage: es sind Personen bey dieser Geschichte interessirt, die — — keine unbedeutende politische Rolle spielen, und Ausfälle nicht so ganz gleichgültig hinnehmen dürften. Dieser Wink ist wahrlich gut gemeint." Es muss ihm selbst dabey etwas grauserlich zu Muthe geworden seyn: denn wenn er unmittelbar also schliessend fortfährt: „denn der Inhalt des Buchs wird seine competenten Richter überzeugen, dass er sie nicht zu fürchten habe," so hat es ganz das Ansehen, als habe er selbst vor Furcht alle Besinnung und allen Zusammenhang verloren.

Lassen wir also, um uns nicht selbst ins Verderben zu stürzen, die bey den Geschichten interessirten Personen, besonders das gelbe Fieber, in ihren Würden, und halten uns lieber an die Geschichten und ihre Herausgeber. — Diese sind samt und sonders recht gutmüthige Leute, und meinen es mit ihren Lesern und Leserinnen recht herzlich gut; besonders aber der Herausgeber von No. 1. Man höre nur, wie er in der Vorrede S. VII so hübsch predigt. „Manche unserer Leserinnen können auch aus den mancherley Situationen und Verlegenheiten, in welche sich dieses leichtsinnige, obwohl listige und muthige Frauenzimmer, durch *selbst herbeygeführte eigne Umstände* (das ist rührend!) gesetzt hat, und durch ihre bösen Thaten, und schlimme Folgen, *warnende Winke abstrahiren*, sich vor den ersten Schritten zu hüten, und alle Gelegenheiten zu vermeiden, die einen *solchen* (welchen?) unglücklichen Hang erzeugen, *und dass die Jugend*, besonders junge Frauenzimmer, *sich* nicht den verführerischen Neigungen und Temperamentsregungen, wodurch in der Folge eben Verlegenheiten aller Art und Unglück entspringen, *sich* so gutmüthig oder feigherzig überlassen *dürfen*." Aber mit sich selbst und ihrer eignen Herausgeber-Ehre haben sie es nicht eben so gut gemeint. Denn, was No. 1. zu langweilig ist, das sind No. 2. 3 und 4 zu kurzweilig; allen vieren aber geht die innere Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten und zum Theil auch alles Interesse der Dichtung ganz und gar ab; und wie man sich in No. 1. mit Mühe durch den trocknen, holprichten Stil durcharbeiten muss, so muss man in No. 2. 3. und 4 bis an die Knöchel im Phrasen-Wasser waden. Unter allen hat No. 5 das meiste Interesse, und trägt die meisten Spuren der Wahrheit; nur Schade, dass der Stil nicht immer die gehörige Rundung und Feile hat.

⊙.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, in d. Realschulbuchh.: *Romanzen vom Thale Ronceval.* 1805. 54 S. 8. (12 gr.) Diese Romanzen, zehn an der Zahl, allezumahl von dem Thal Ronceval, die mit ihren Assonanzen durch der alten Dogen Saal wie in span'schen Stiefeln tanzen, geben deutlich zu betrachten eine rechte Versequaal, und thun die, die sie beachten, weilen auch ihr Inhalt schaal, führen in ein Jammerthal, welches kahl. Ahl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER 1805.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *M. Acci Plauti Trinummus*, recensuit et praefatus est *Godofredus Hermannus*, Professor Lipsiensis. 1800. 127 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. *H.* hatte schon in seiner Abhandlung *de metris poëtarum Gr. et Rom.* den *Plautus* an vielen Stellen verbessert, und in seinem deutschen *Handbuche der Metrik* kündigte er sich als künftigen Herausgeber dieses Komikers an. Um zu zeigen, dass er diesen Plan nicht aufgegeben, sondern nur aufgeschoben habe, lieferte er vorliegende Komödie als Probe. Doch wird die künftige Ausgabe des ganzen *Plautus* anders beschaffen seyn. Es wird ein Commentar hinzukommen, worin Hr. *H.* die Varianten beybringen, die Gründe der Emendationen angeben, und schwere Stellen erklären will. Als Zugabe wird er eine Abhandlung über die Prosodie der älteren lateinischen Dichter liefern. Für jetzt wollte Hr. *H.* bloss einen verbesserten Text geben; ausserdem werden unten die Stellen der Alten angemerkt, welche Verse aus dem *Trinummus* citiren, so wie auch der Kritiker und Ausleger, die einzelne Stellen verbessern oder erläutern. In der Vorrede spricht der Herausg. von seinen Hülfsmitteln, von der Art, wie Plautus zu emendiren sey, und giebt zugleich einige Bemerkungen, die besonders auf die Prosodie gehen, um seine mit dem Texte vorgenommenen Änderungen im Allgemeinen zu rechtfertigen. Hr *H.* hatte einige alte Editionen, bekam einige unedirte Anmerkungen von *Mercerus* und *Faber*, konnte endlich, worauf er vorzüglichen Werth legt, die Emendationen seines Lehrers *Reiz* benutzen. Die Manier des Hn. *H.*, unseren Komiker zu behandeln, kennen wir schon aus dem Buche *de metris*, und man hat sich bis jetzt, so viel Rec. weiss, bloss im Allgemeinen darüber erklärt. Da nun dem Plautus eine grosse Veränderung bevorsteht: so werden wir etwas umständlicher seyn müssen, und zugleich auch auf den Theil des Buchs *de metris* Rücksicht nehmen, wo von den Sylbenmassen der römischen Komiker die Rede ist.

Plautus steht unter den sehr verderbten lateinischen Dichtern oben an. Diese Corruptionen entstanden, wie Hr. *H.* richtig bemerkt, grösstentheils aus der Unbekanntschaft mit der Prosodie und Metrik der lateinischen Komiker. Schon die alten lateinischen Grammatiker waren grösstentheils hierin ganz unerfahren. Wie sehr Priscian mit den baccheischen Versen gespannt war, zeigt Hr. *H. de metris* S. 96. Die neueren Herausgeber des Plautus haben es den Grammatikern nicht zuvor thun wollen. Eine oberflächliche Kenntniss der gewöhnlichen jambischen und trochäischen Versarten ist alles, was man hier zu suchen hat. *Taubmann* ist ganz Fremdling in diesen Dingen; nicht minder der sonst so vortreffliche *Gronov*, worüber schon *Bentley ad Menand.* p. 54 klagt. Endlich verbreitete *Bentley* über diesen Theil der Alterthumskunde Licht; und ohnerachtet er mit zu grosser Subtilität bey seinem Terenz zu Werke ging: so gab er doch ein Muster, die Komiker zu behandeln. Sein Beyspiel hat indess wenig gewirkt, wie die nachherigen Editoren des Terenz hinlänglich beweisen, welche fast insgesammt auf seine Recension wenig Rücksicht nehmen. Bentley hatte ferner in den Noten, die er dem *Davis* zu Cicero's Tusculanen gab, und in dem *Schediasma de metris Terent.* versprochen, den Plautus einst auf ähnliche Weise zu behandeln, woran ihn der Tod hinderte. *Ernesti*, in der Vorrede zum Gronovischen Plautus S. 5 ist froh, dass die versprochene Ausgabe zurückgeblieben ist. Es sey nicht zu wünschen, meint er, dass Jemand bey der Recension des Plautus auf den Einfall käme, die Metra zu berücksichtigen, welches bey dem Terenz Bentley gethan habe. Ja die Sache liegt ihm so sehr am Herzen, dass er S. 10 noch einmal den herzlichen Wunsch äussert, es möchte keiner das beym Plautus versuchen, was ihm Bentley gedroht habe. — Aber ists nicht lächerlich, dass man von dem Herausg. eines Epikers durchaus Kenntniss des Hexameters verlangt, die Verse der Komiker aber, um mit Bentley ad Menand. zu reden, unter den Ambos zu bringen wagt, ohne Kenntniss der bey den Komikern gebräuchlichen Versarten? Einen vortrefflichen Nachfolger fand endlich Bentley an Reiz, der dem Plautus das zu leisten gedachte, was jener versprochen hatte, und in seiner Ausgabe des *Rudens* ein vortreffliches *Specimen* gab. Doch auch ihn übereilte der Tod. Hr. *H.*, der sich durch seine Schriften über Metrik als einen vorzüglichen Kenner derselben gezeigt hat, muss schon im Voraus für seine Arbeit ein gutes Vorurtheil erwecken. Er erklärt selbst Praef. S. IV, dass er nur die als Richter anerkennen werde, welche mit Bentleys vortrefflichen Bemerkungen über Prosodie und Metrik der römischen Komiker sich vertraut gemacht hätten; die übrigen kämen nicht in Betracht. Hier fragt es sich: 1) Ist gegen Bent-

Bentleys Bemerkungen, die er theils in dem *Schediasma de metris Terentianis*, theils in den Noten zum Terenz mittheilt, aufser dem, was Hr. *H.* schon dagegen erinnert hat, nichts einzuwenden? und 2) find die *numeri Plautini* eben fo fchön, als die *numeri Terentiani*, und find alfo, bey den Emendationen über den Plautus, dieselben Grundfätze zu befolgen, nach welchen Bentley den Terenz emendirte? Wir wollen die Behauptungen Bentleys, welche Hr. *H.* als richtig anerkennt, kürzlich hier aufstellen und prüfen.

In der lateinifchen Sprache hat kein Wort den Accent auf der letzten Sylbe. Nur die einfylbigen Wörter machen natürlich eine Ausnahme. Diefs kommt daher, dafs die lateinifche Sprache gröfstentheils aus dem äolifchen Dialekt entftanden, wo auch kein anderes Wort, als einfylbige, den Accent auf der letzten Sylbe hat. S. *Reiz de Prof.* S. 108. Hieraus folgert Bentley: Die Komiker mufsten fich daher hüten, dafs die *ictus* nicht auf die letzten Sylben der Wörter kamen; nur die *encliticae que, te, me, quid* etc. eine Frage, können den Accent auf die letzte Sylbe bringen. Diefs gilt indefs nur von den mittleren Dipodien; denn hinten und vorn bemerkte man die Accente weniger, und überdiefs mufste man dem Dichter diefes geftatten, weil es fonft vielleicht unmöglich gewefen wäre, nur ein einziges Stück zu machen. Diefer Bemerkung zu Folge find viele Stellen von Bentley geändert. Bentley hat Recht, es gehört zur Schönheit des Verfes, dafs die Accente der Worte in die *arsis metrica* fallen, und Terenz zeigt fich hierin als ein Meifter feiner Kunft. Aber ob diefs immer feyn mufs, ob fich nicht der Dichter bisweilen Unregelmäfsigkeiten hat zu Schulden kommen laffen, ift eine andere Frage. Im *Hexameter heroicus* fieht man wenigftens dahin, dafs gegen das Ende des Verfes im 5ten Fufs die *arsis* nicht auf die letzte Sylbe des Worts kommt; man fchliefst daher den Vers nicht gern mit einem Worte, das einen *Ionicus minor* oder *Molofs* ausmacht, weil dann das eintritt, was man zu vermeiden hat. Allein Verfe diefer Art kommen doch öfter vor, und es fällt keinem ein, fie zu corrigiren. Warum follte auch Terenz, und noch vielmehr Plautus, dergleichen nicht zugelaffen haben? Einigemal, meint Bentley, hat es Terenz gethan. Nimmt man aber die emendirten Stellen, und die, wo Bentley den unrichtigen Accent liefs, zufammen: fo wird ihre Zahl fo beträchtlich, dafs man leicht einfieht, aus diefer Urfache allein fey keine Änderung vorzunehmen. Bentley hat ferner mehr Stellen diefer Art unangetaftet gelaffen, als man hätte erwarten follen, und bleibt fich in feinen Emendations-Grundfatzen nicht gleich. Wie fchlecht fallen die *ictus* in folgendem Verfe, wobey er nicht einmal anftiefs:

Andr. 3, 4, 4: *Quod vólgus fèrvorúm folét, dolis ut mé delúderes.*

Andr. 1, 1, 116: *Quid fácias illi, quí dederit damnum áut malum*

wird corrigirt, damit in *dederit* nicht der Accent *in ultima;* aber Heauton 1, 1, 9 ift es eben fo in *hominum*

Nam pró deum atque hóminúm fidem, quidvis tibi

und hier hat er nichts bemerkt.

Der 3te Fufs foll nicht aus einem Worte beftehen nach *Gellius* 18. 15; doch auch diefs ift nicht felten der Fall, wenn gleich mehrere Stellen deswegen corrigirt find. Wir wollen jetzt nur noch einige Stellen auszeichnen, wo der Accent in den mittelften Dipodien auf die Endfylbe der Wörter kommt, ohne dafs Bentley etwas erinnert. Andria 1, 1, 93. 3, 2, 10. 3, 3, 45 und 48. 3, 5, 8. 4, 17 und 22. Eunuch. 2, 2, 60. Heaut. 1, 1, 28. Phormio Prolog 25 und 2, 1, 9.

Wörter, die in demfelben Verfe oder auch in zwey auf einander folgenden wiederholt werden, follen beide einerley Accent haben. S. Bentley ad Andriam Prolog. II. Doch auch diefes hat feine Ausnahmen, und B. bleibt fich wieder nicht treu. Bey Hecyra 4, 2, 28 wird bemerkt, *ita* und *itaque* müfsten einerley Accent haben; aber Eunuch. 5, 2, 3,

Ita ut aequum fuerat, itaque ut studui, trádere

und Andria 3, 2, 12

O Dáve, nun contemnor abs te? aut itane tandem idóneus

werden mit Stillfchweigen übergangen. Andr. 5, 3, 12:

Olim istuc, olim, cum ita animum induxti tuum.

ift auch das eine *olim* in *arsi*, das andere in *thesi* gelaffen. Andria 2, 1, 5:

Quaeso edepol, Charine, quando nón poteſt id fiéri quod vis id velis; quod póssit.

ift das erfte *id* in *thesi*, das 2te in *ictu*, und Bentley fchweigt, welches er Andria 2, 3, 8. 2, 41. 1, 5, 1 nicht über fich erhalten konnte.

Wörter, die vorzüglich gehört werden, follen in *arsi* feyn. S. Bentl. ad Andr. 1, 1, 72 und an vielen anderen Stellen. Aber auch hier giebts der Ausnahmen, die Bentley grofstentheils entfernt hat, fo viele, dafs natürlich Zweifel gegen die Richtigkeit der Bemerkung auffteigen müffen, und mehrere Stellen find gleichfalls noch unangefochten geblieben. Adelph. 1, 1, 8:

Aut tete amari, aut pótare atque animo óbfequi

follte *animo* in der *arsis* feyn, fo wie Eunuch 1, 1, 33 *illas*. Der 5te Fufs im *Trimeter* foll ferner kein *Jambe* feyn. S. Bentl. ad Hor. Sat. 2, 5, 79. *Raro aut nunquam*, meint er, *in sede quinta, Jambum pedem usurpant Comici Latini*, welches er ad Andr. 1, 1, 33. 5, 3, 23 und an vielen anderen Stellen wiederholt. Aber mit diefer Bemerkung geht es, wie mit einer ähnlichen ad Eun. 2, 3, 72, dafs nämlich in dem *Trochaicus tetrameter catalecticus* an der 2ten Stelle der *Spondeus* beffer feyn foll, als der *Trochaeus*, wo auch Hr. *H.* anderer Meinung ift *de metris* S. 120. Der Jambe ift nämlich, felbft nach Bentley's Recenfion, im Terenz fehr häufig. Wir wollen blofs einige Stellen aus dem Eunuchus anführen. Eun. 5, 2, 26 u. 38. 5, 2, 1. 3, 3, 23. 3, 1, 57. 1, 2, 86. 1, 2, 44. 1, 2, 32. 1, 2, 26. Hr. *H.* hat übrigens von diefer Bemerkung keinen Gebrauch gemacht. — Was endlich den *Hiatus* anbetrifft: fo macht Bentley mancherley Bedingungen, unter denen er bey Terenz Statt fände: es müffen einfylbige Wörter feyn; und wenn fie fich mit einem Vocal

cal endigen, so muss er lang seyn; das Wort muss in *ictu* seyn, als die erste Sylbe eines Anapaests oder Tribrachys. Nur *i* und *o* sollen unter gewissen Bedingungen, wenn sie einen Doppelvocal in sich schliessen, eine Ausnahme machen S. Bentl. ad Hecyr. 5. 2. 21 und ad Adelph. 5. 8. 23. Bentley hat übrigens dahin gesehen, dass alle Stellen bey Terenz mit dem Hiatus, wo nicht die angegebenen Bedingungen Statt fanden, corrigirt sind. Alles diess scheint ziemlich willkührlich zu seyn, denn bey den Epikern ist diess nicht beobachtet. Doch müssen wir gleich bemerken, dass in den bey den Komikern gebräuchlichen Versarten, der Hiatus sehr selten ist, und was bey den Epikern gilt, kann schon, wegen Verschiedenheit der Versart, auf die Komiker nicht angewendet werden. Doch ist der Hiatus in Jamben auch Hor. Epod. 5, 100: *Et Esquilinae alites*, wovon Bentl. ad Hor. Car. 3, 14, 11 redet, wo er nichts weiter verlangt, als dass es ein langer Vocal seyn müsse, der den Hiatus mache. Sollte diess nun nicht auch bey Terenz seyn können? Doch, gesetzt der Hiatus könnte bey Terenz nur unter den angegebenen Bedingungen statt finden: so entsteht die Frage, ob diess auch bey Plautus Statt finde, wo in unserem gewöhnlichen Texte die Hiatus sehr häufig sind. Der bey weitem grösste Theil dieser Stellen ist ohnstreitig corrumpirt; aber nicht selten hat Plautus gewiss auch den Hiatus zugelassen. Ja Bentley sogar ad Eun. 3, 1, 18:

Perpaucorum hominum, imo nullorum arbitror

meint *hominum* elidire hier nicht, welches sich zwar *Plautus*, aber nie Terenz, in der Cäsur erlaube. *Reiz* in der Ausgabe des Rudens hat den Hiatus nicht selten gelassen, besonders in den baccheischen und kretischen Versen, vielleicht zu oft. Hr. *H.* hat sich in Hinsicht des Hiatus ganz nach Bentley gerichtet; nur bey den katalectischen und akatalectischen Jambicus tetrameter meint er de met. S. 179 und 185 könne in der Cäsur der Hiatus seyn, weil Plautus diese Verse wie asynartetische behandle. Diess ist sehr wahr, aber nicht der einzige Fall. So wenig bestimmtes sich auch, bey unserem corrupten Text angeben lässt, in welchen Fällen Plautus den Hiatus zugelassen hat, daher der Hiatus immer ein Stein des Anstosses für den Editor seyn wird: so ist doch soviel gewiss, dass in der Cäsur des katalektischen Trochaicus tetrameter Plautus den Hiatus nicht scheuete, wo er auch durchaus nichts anstössiges hat. Warum sollte selbst das zarteste Ohr folgende Verse nicht ertragen können? Amphitr. 1, 1, 116:

Crédo ego hac-noctú Neptunum | óbdormivisse ébrium

1, 1, 194: *Quid apud hasce aedis negoti | ést tibi? imo quid tibist?*

1, 3, 34: *Nám qua nocte ad mé venisti, | éadem abis. Cur mé tenes*

2, 2, 74: *Hánc est objurgáre, quae me | hódie advenientém domum*

2, 2, 82: *Écastor equidém te certo | ádvenientem heri illico,*

Denn so muss gelesen werden.

2, 2, 144: *Próterrita circumferri? — édepol quin facto ést opus.*

So ist der Hiatus noch Amph. 2, 2, 170 und 219. 4, 1, 4 und 7. 4, 2, 12 und 5, 1, 42 und 46. Asinar. 2, 2, 96 und 99. 3, 1, 14 und 38. 4, 2, 44 und 84. und an unzähligen anderen Stellen. Aber Hr. H. hat auch einmal da den Hiatus im Trinum. getilgt, wo ihn selbst Bentley billigte Act. 4, 3, 71:

Eámus intro: séquere. St: quo tu té agis? Ch. quonam nisi domum?

Hier wird *te* nicht elidirt, da es in *ictu* und die erste Sylbe des Anapaests ist. Hr. H. aber

Eamus intro: sequere. Quo tu agis te? Quonam nisi domum?

Welche Versetzung der Worte hier unnöthig ist.

Diess sind diejenigen Behauptungen Bentleys, die auf viele Stellen Einfluss haben. Sie sind scharfsinnig, wie fast alles, was von dem berühmten Kritiker gekommen ist. Man möchte wünschen, dass Terenz dem, was Bentley verlangt, immer genau nachgekommen wäre, so wie man oft beym Horaz wünscht, er möchte so geschrieben haben, wie ihn Bentley emendirte. Da es aber das Geschäft der Kritik ist, zu erforschen, wie ein Schriftsteller geschrieben hat, nicht wie er hätte schreiben sollen: so geht deutlich hervor, dass Bentley, wie bey der Recension anderer Schriftsteller, so auch beym Terenz, etwas zu keck war, und dass ein groser Theil seiner Emendationen der Vulgata nachstehen muss. Aber auch angenommen, Terenz sey der gröste Meister seiner Kunst gewesen, wie Bentley behauptet: so kehren wir immer zu der Frage zurück, ob auch Plautus sich diese Fesseln angelegt habe. Über die *numeros Plautinos* fällt Horaz in einer bekannten Stelle (Epist. ad Pis. 270 seqq.) ein sehr ungünstiges Urtheil; Terenz hingegen wird von ihm gelobt, wenn anders Bentleys Interpretation richtig ist (Schedias. d. m. T.) Ep. Lib. 2, 1, 59:

Vincere Caecilius gravitate, Terentius arte.

Es möchten also bey Plautus andere Grundsätze gelten, als bey Terenz; es möchte schwerlich die genaue Vereinigung der *ictus* mit den Accenten hier seyn, wie Hr. H. will. Oder ist vielleicht Horaz in seinem Eifer zu weit gegangen? Wenigstens sind des Plautus Verse oft sehr schön, und können gewiss den Hexametern des Horaz an die Seite gesetzt werden. Wie trefflich sind z. B. folgende baccheische Verse Amphitr. 1, 1, 18:

Non réputat, labóris quid íd sit,
Nec áequom anne iniquom imperét, cogitábit.
Ergó in servitúte expetúnt multa iniqua:
Habéndum et feréndum hoc onus ést cum labóre.
Me: Satiúst me queri íllo modó servitútem,
Hodié, qui fuerim líber, eum nunc potivit
Pater servitútis.
Hic qui verna nátust, queritúr. Sum veró verna vérbo.
Sos.: Numeró mihi in mentem fuit.

So müssen diese Verse gelesen und abgetheilt werden, die in den bisherigen Ausgaben, da das Sylbenmass den Herausgebern unbekannt war, verwirrt durch einander stehen. Der letzte Vers ist eine jambische Klau-

Klausel, welche eine neue Versart anfängt, denn nun folgen *Jambici tetrametri acatalect.* Dass Klauseln anfangen, ist nichts ungewöhnliches, wie Bentley gezeigt hat. Nicht minder schön sind folgende kretische Verse, Casina 3, 5 im Anfange, von denen schon Lambin die ersten drey als solche anerkannte; aber es sind hier mehrere, die so abgetheilt und gelesen werden müssen:

Núlla sum, núlla sum! tóta tóta óccidi! cór metu mórtuumst
Mémbra miseráe tremunt! néscio unde áuxili, práesidi,
Pérfugi mi, áut opum cópiam cómparem aut éxpetam.
Tánta facta hic modo mira miris modis
Intú' vidi, novam atque integram audáciam:
Cávē tibi Cleóstrata, abscéde ab ista óbsecro,
Né quid in té mali irá faxit pércita.

Horazens Tadel wurde besonders durch den Gebrauch der Spondeen und Daktylen an solchen Stellen, wo sie bey den Griechen nicht sind, bewirkt, was indess auch beym Terenz ist. Ferner stiess Horaz sich gewiss daran, dass so häufig Sylben, welche durch Position lang sind, vom Plautus kurz gebraucht werden. Hiedurch werden die Verse allerdings hart, und obgleich Terenz diess auch nicht unterlassen hat: so ist es doch bey ihm weit seltener. Hätte nun aber Plautus alles dieses dadurch wieder gut gemacht, dass die Accente der Wörter immer in die *arsis metrica* fielen, hätte er den übrigen Foderungen des Hn. H. Genüge geleistet: so liesse sich ein solches Urtheil vom Horaz gar nicht erwarten.

Wir kommen auf Hn. H. eigene Bemerkungen über den Versbau bey unserem Komiker, die theils in der Vorrede zu vorliegender Komödie, theils in den Büchern über die Metrik aufgestellt sind. Zunächst eine Bemerkung, welche uns sehr befremdet Praef. S. XVI: „*Plautum Terentiumque legenti sponte se offert alia observatio, in quinta sede trimetrorum tribrachum et dactylum, si qua fieri possit, maximeque in bisyllabis vocabulis vitari.*" Das *si qua fieri possit* ist aber eine heillose Einschränkung, welche man bey widerstrebenden Stellen immer als Entschuldigung bey der Hand haben kann. Hr. H. hat dieser Bemerkung zu Folge viele Stellen geändert.

1, 3, 1, 37: *Quid fúit officium méum me facere, face sciam.*

Hier hat er den Tribrachys aus dem 5ten Fuss gebracht, indem er *fac* schreibt. 1, 2, 15:

Crede hércle te gaudére, si quid mihi mali est.

Hr. H. tilgt den Daktylus, und schreibt:

Credo hércle te gaudere, si quid mi ést mali.

3, 3, 49: *Dicát, patremque id jússisse aurum tibi dare.*

Hr. H. entfernt auch hier den Daktylus:

Dicát patremque id tibi jussisse aurúm dare.

Aber alles dieses ist unnütz, und man möchte sich wohl die Vulgata zurück erbitten, denn der Daktylus im 5ten Fusse, selbst *in vocabulis bisyllabis* ist bey Plautus und Terenz so häufig, dass wir gar nicht wissen, wie Hr. H. auf jenen Einfall kam. Erstlich ist selbst noch einigemal im *Trinummus* nach Hn. H. Recension im 5ten Fuss der Daktylus, nämlich 1, 2, 13:

Quid agit tua uxor? út valet? Plusquam égo volo

2, 4, 38: *Nequam illud verbumst béne volt, nisi qui béne facit.*

Wir wollen aus dem Plautus gar keine Verse gegen Hn. H. aufführen, sondern nur aus einem Stücke des gereinigten Terenz. Man findet den Daktylus Eun. 1, 1, 20:

Egone illam? quae illum? quáe me? quae non? sine modo.

Eunuch. 1, 2, 33: *Neque scibat, neque per áetatem etiam pótis erat*

1, 2, 61: *Sesé relinquam; vélle se illam mihi dare.*

Act. 1, 2, 106: *Faciúndumst quod vis. Mérito te amo, béne facis.*

So ist es auch im Prolog 28 und 1, 1, 83. 1, 2, 117 und 120. 2, 3, 60. 5, 2, 12. 5, 2, 28. 5, 2, 68. Diess sind allein 12 Stellen aus dem Eunuchus, und eben so häufig findet man ihn in den anderen Stücken des Terenz. Warum sollte man nun den Daktylus aus der 5ten Stelle verdrängen? Anders verhält es sich mit dem Tribrachys; diesen findet man selten. Allein der *Tribrachys in bisyllabis* ist überhaupt selten, auch in den übrigen Füssen des Trimeter. In der Andria des Terenz kommt der Tribrachus unter der angegebenen Bedingung nur 7 mal vor; zweymal im 2ten, zweymal im 3ten, eben so vielmal im 4ten und einmal im 5ten Fusse, nämlich Act. 5, 3, 2:

Rem pótius ipsam dic, ac mitte mále loqui.

Hier geht also der erste Fuss leer aus; und man möchte mit eben so vielem Rechte folgern, der Tribrachys in zweysylbigen Wörtern könne im Trimeter gar nicht Statt finden. Denn der Daktylus im 5 Fuss ist im Eunuchus häufiger, als in der Andria der Tribrachys in allen zusammen genommen. — Von eben der Art ist, was Hr. *H.* gleich darauf bemerkt: *Contra primus pes trimetrorum pondus ac multitudinem syllabarum desiderat.* Daher fügte Hr. *H.* Act. 3, 3, 32:

Mihi quidem hercle nón est quod dem mútuom,

Pol im Anfange hinzu; und ibid. 41:

Quasi ád adolescentem á patre ex Seleúcia,

schrieb er *quasi si.* Diess hiesse also, der erste Fuss sollte kein Jambe und kein Tribrachys seyn. Zunächst wird man sich wundern, warum Hr. *H.* den Jamben nicht überall aus dem ersten Fusse entfernt hat, denn dieser findet sich doch noch in seiner Ausgabe. Prolog 2:

Sequór: sed finem fóre quem dicam, néscio,

und so an mehreren Stellen; dann aber, woher diese Bemerkung gekommen, da der Jambe im ersten Fusse bey Plautus und Terenz so häufig ist, dass wir es für unnöthig halten, Beyspiele anzuführen, die sich beym ersten Blick Jedermann darbieten. Aus solchen Gründen den Text zu ändern, ist doch in der That eine übergrosse Willkühr.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 SEPTEMBER, 1805.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *M. Acci Plauti Trinummus*, recensuit et praefatus est *Godofredus Hermannus* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Pag. XV wird bemerkt: die erste Person im Präsens bey den Verbis habe das *o* finale mehrentheils lang. Gewisse Verba aber machen hiervon immer eine Ausnahme; andere bisweilen und nicht an jeder Stelle des Verses. Rec. hat sich bemüht die Verba aufzufinden, wo das *o* im Präsens immer kurz ist, oder die Stellen des Verses, wo es bey anderen kurz gebraucht wird; hat aber durchaus auf keine bestimmten Grundsätze kommen können. Es ist daher mit Recht zu besorgen, dass auch diese Behauptung in ein Nichts verschwindet, und dass erst ein Heer von Stellen nach derselben willkührlich umgeformt werden muss, um sie geltend zu machen. Doch wir wollen hierüber nicht eher bestimmt absprechen, bis die versprochene Abhandlung über die Prosodie der alten römischen Dichter erschienen ist. Dass *uti* die letzte Sylbe immer lang habe, wie nach Bentleys Vorgang ebendaselbst behauptet wird, hat seine Richtigkeit. Aber Act. 4, 3, 57:

Si bonus est, obnoxius sum: sin secus est, faciam uti jubes,

wo Hr. *H. ut* schreibt, um dem Verse nachzuhelfen, lesen wir mit ausgelassenem *est:*

Si bonus est, obnóxius sum: sin secu', faciam utí jubes,

und Hr. *H.* muss diess, seinen Grundsätzen gemäss, vor allen anderen billigen, da so die Accente besser fallen. Der Accente wegen, gesteht uns Hr. *H.* p. XVIII viele Stellen corrigirt zu haben. Drey Beyspiele wolle er nur kurz erläutern. Act. 4, 2, 77:

Jámne commentátu's nomen? Deum hércle me atque hóminúm pudet.

Wer kann ertragen, ruft Hr. *H.* aus, dass *deum* hier elidirt werde, da dieses Wort vorzüglich gehört werden muss? Die Worte sind daher versetzt:

Jámne commentátus nómen? déum me hercle atque hominúm pudet.

Diess ist nach Bentley, der wie schon oben erinnert ist, verlangt, dass *vocabula significantiora sub ictu* seyn sollen. Aber diess hat ohne Zweifel Terenz nicht immer beobachtet, und noch weniger Plautus. Hätte ein Alter etwas über diese Kunst und Genauigkeit des Plautus angedeutet: dann stände die Sache anders; aber so ist diess blos eine Erfindung von Bentley. Die 2te Stelle ist Act. 2, 4, 182

Dic Cállicli me ut cónveniat. Quin tu i modo.

Conveniat, sagt Hr. *H.*, musste an dieser Stelle den Ictus auf der zweyten Sylbe, nicht auf der ersten und vierten haben. *Quin tu* war aus V. 184 hineingebracht, um die Lücke auszufüllen, nachdem im Anfange des Verses *et* herausgefallen war; man lese daher:

Et Cállicli dic, me út conveniat. I modo.

Auch hiervon haben wir schon oben geredet. Bentley und Hr. *H.* wollen nämlich, dass die Accente in die Arsis fallen sollen. Die angedeutete Stelle ist übrigens die mittelste Dipodie. Was wir gegen den ersten Fall eingewendet haben, findet auch hier seine Stelle. Das 3te Beyspiel ist Act. 4, 2, 44:

Cóncubium sit nóctis, priusquam ad póstremum pervéneris.

„So lesen, sagt der Herausgeber, alle Manuscripte, und so hat auch *Varro*. Aber kein Ansehen der Handschriften wird mich je überreden, zu glauben, dass Plautus in *postremum* an dieser Stelle des Verses, die erste und letzte Sylbe in die Arsis gebracht hat. Wenn die letzte Sylbe nicht elidirt wurde, so musste der Ictus auf die mittelste Sylbe, wurde sie elidirt, auf die erste kommen. Nach dieser Regel muss eine ungeheuere Menge von Stellen corrigirt werden." Die verrufene Stelle des Verses ist hier wieder die Mitte. Hiervon spricht wieder Bentley zuerst *ad Adelph.* 4, 2, 52. Ein Wort, heisst es dort, das aus 3 langen Sylben besteht, muss nicht 2 Ictus haben, denn diess ist für die Ohren unangenehm. Diess hat seine Richtigkeit; ein solcher Vers hat dem Rec. nie behagen wollen; aber diess beweiset nicht, dass ein solcher schlechter Vers nicht bisweilen mit unterlaufen sollte, und Rec. wird es nie über sich erhalten können, dergleichen zu corrigiren. Bentley emendirt beyläufig auch *Plaut. Miles glori.* 2, 6, 22 wo *virgarum* mit 2 Accenten ist, *probante Reizio* sagt Hr. *H. de metris* p. 166. Aber im Rudens von Reiz findet man doch Prolog 14:

Petúnt, quique in jure ábjurant pecúniam

wo derselbe Fall mit *abjurant* ist. Verse dieser Art sind im Plautus nicht selten, welche uns aber Hr. *H.* alle corrigiren wird. Nur einige zur Probe. Amphit. Prol. 42:

Vidi Neptunum, Virtutem, Victóriam.

So Amphi. 1, 1, 29 Stichus 1, 3, 40 etc. Nach p. XV der Vorrede soll *mi* bey den alten Tragikern und Komikern nie vor einem Consonanten gefunden werden. Rec. blättert blos im Amphitruo, und findet Act. 1, 3, 14:

Éxperiri istúc mavellem mé, quam mi memorárier,

Act. 2, 2, 124:

Néque tu illi, neque mi viro ipsi crédis? eo fit quia mihi.

Solcher Fälle möchten sich mehrere finden, und der Editor muss daher seine Bemerkung genauer begründen, wenn sie Glauben finden soll. Hr. *H.* führt dieses übrigens deswegen an, damit keiner Act. 4, 2, 82:

Mihi latitabat? si appellasses, respondisset nomine,

und ibidem 126:

Adolescens cedo dum istuc aurum mihi. Quod ego aurum dem tibi,

lieber mit Reiz *mi* schreiben, als, was er gethan, die gewöhnliche Ordnung der Worte verändern wolle. Allein man braucht weder das eine, noch das andere: denn in diesen beiden Versen ist statt des Trochäen ein Proceleusmaticus, was nichts ungewöhnliches ist, und selbst Reiz und unser Editor citiren uns mehrere Stellen dieser Art *de metris* p. 120 und 125 seq. Da von *mihi* die Rede ist, so können wir füglich hier einschalten, dass Hr. *H. de metris* p. 124 behauptet, die Dichter elidirten *mihi* als *bisyllabum* nicht gern. Diess ist durchaus unrichtig. *Mihi* wird oft elidirt, und mehreremal auch in unserem *Trinummus. Praef.* p. 14 meint Hr. *H.* die Schriftsteller des goldenen Zeitalters hätten *ac* und *nec* nie vor einem Vocal gesetzt, und er habe daher Act. 1, 2, 145 und 2, 2, 78 *neque* für *nec* schreiben müssen. Dass *ac* nicht vor einem Vocal stehe, ist ausgemacht, aber *nec* vor einem Vocal ist, nach den besten Ausgaben der Classiker des goldenen Zeitalters, nicht selten; Hr. *H.* hätte uns billig lehren sollen, worauf sich diese Behauptung gründe, die, soviel Rec. weiss, ganz neu ist. Auch *neu* soll, wie wir hier hören, nie vor einem Vocal stehen, welches daher 3, 3, 26 in *ne* verwandelt ist. *Marius Victorinus* p. 2531 behauptet, die Komiker hätten auch die *epiphonemata extra versum* angebracht. Hieran zweifelte Hr. *H. de metris* p. 15. Jetzt aber meint er *Praefat. p. XXIV*, *Marius Victorinus* habe Recht, denn das Epiphonem *eho* komme im *Trinummus extra versum* vor, Act. 4, 2, 89 und 100:

Eho! an etiam Arabia est in Ponto? Est: non illaec, ubi tus gignitur.
Eho! an etiam in coelum escendisti? imo horiola advecti sumus.

Diess ist keinem Zweifel unterworfen, aber auch bey Terenz findet sich schon das *Epiphonema vah extra versum*, wenn anders Bentley richtig abgetheilt hat, Adelph. 4, 4, 6:

Vah, quomodo me ex hac expediam turba, nescio: tanta nunc,

Zugleich können wir hier nicht übersehen, dass der erste von den beiden angeführten Versen aus dem Trinummus corrupt ist. Er kann so leicht emendirt werden, dass Rec. sich wundert, wie Hr. *H.* ihn beybehielt. Für *illaec* muss nämlich *illa* gelesen werden:

Eho! an etiam Arabia est in Ponto? Est: non illa, ubi tus gignitur.

Eben so ist Act. 2, 1, 18 welchen Hr. *H.* so emendirt:

Ibi ille cuculus ecce, ocule mi, fiat et,

der erste Fuss auch kein Creticus, was er doch seyn soll, wenn man nicht den Hiatus zulässt, welches Hr. *H.* kaum billigen würde.

Rec. kommt nun auf die Beurtheilung dessen, was Hr. *H.* über die bey den Komikern gebräuchlichen *metra*, und die dabey obwaltenden Regeln, in seinen Büchern über die Metrik gesagt hat, da diesem zu Folge natürlich viele Stellen im Trinummus corrigirt sind. Die früheren Editoren kannten, wie Hr. *H.* richtig bemerkt, fast nur die jambischen und trochäischen Verse, daher solche Stellen, wo andere Versarten beym Plautus vorkommen, fürchterlich corrumpirt sind. Nur selten sind sie so verschont geblieben, dass bloss hie und da eine Emendation nöthig ist; wie die oben angeführten baccheischen und kretischen Verse. Bey der unerhörten Corruption, wo oft gar keine Spur von Versen und Rhythmus zu entdecken, ist es oft ein verdriessliches Stück Arbeit, die Versart zu bestimmen, und an mehreren Stellen ist diess fast unmöglich. Denn eine Versart anzunehmen, und mit gewaltsamen Emendationen alles hinein zu zwingen, ist keine Kunst. Können wir aber hoffen, dadurch die Hand des Plautus herzustellen? Die Versarten, welche Reiz und Hr. *H.* im Plautus angenommen haben, sind ausser den gewöhnlichen jambischen und trochäischen Versen 1, *Jambici dimetri.* Wie diese von den *tetrametris* zu unterscheiden sind, lehrt uns Hr. *H.* sehr gut *de metris* p. 146: „*exiliores fere sunt Latinorum dimetri, ut facile eos a tetrametris dijudices, qui pleniore numero perstrepunt.*" Reiz hielt auch Trinum. 2, 2, 6 seq. die Verse für *Jambici dimetri.* S. *de met.* p. 147, wo sie richtig so emendirt sind:

Malus bonum malum esse volt
Uti fiet similis sui:
Turbant, miscent, mores mali,
Rapax, avarus, invidus:
Sacrum profanum, publicum
Privatum habent: hiulca gens.

Hr. *H.* meint dort, die ersten beiden schienen mit den vorhergehenden einerley Versart auszumachen, die folgenden aber wären ohne allen Zweifel jambische Dimetri. In dieser Ausgabe des Trinummus aber ist aus den beiden ersten ein Creticus geworden, und aus den vier letzten zwey trochäische Tetram. catalect. Hierüber lässt sich nichts entscheiden; das eine kann so gut seyn als das andere, doch ist Rec. geneigter, sie mit Reiz für Jamben zu halten. Diese Versart ist ohnstreitig auch Amph. 1, 1, im Anfange, wo folgendermassen zu schreiben und abzutheilen ist:

Qui me alter est audacior,
Aut qui me confidentior?
Juventutis mores qui sciam:
Qui hoc noctis solus ambulem?
Quid faciam nunc, si Tresviri
Me in carcerem compegerint?
Inde cras e promptuaria
Cella depromar ad flagrum.

Diese Verse können zugleich zum Beweise dienen, dass Plautus seine Dimetros auch mit dem Catalecticus schliesst, denn der letzte ist ein katalektischer Dimeter, welcher hier zugleich vorzüglich entscheidet, dass diess Dimetri und nicht Tetrametri sind. Im ersten Verse musste *homo* als Glossem ausgestrichen werden. Hr. *H.* hat, wie es scheint, noch keine Dimetri mit dem Catalecticus gefunden. Ferner ent-

entdeckte Reiz, dass Plautus dreymal den Jambicus trimeter hypercatalecticus gebraucht hätte, Aulul. 2, 1, 30 38 und 3, 2, 1—32. Stichus 1, 1, 1—33; welche Stellen man von Reiz und Hermann emendirt findet, *de met.* S. 169 seq. Diese Versart ist so hart und rauh, dass man sie entfernt sehen möchte, wenn gleich, nach dem jetzigen Zustande des Textes zu urtheilen, die höchste Wahrscheinlichkeit da ist, dass Reiz hier keinen Fehlgriff that. Streitig ist bis jetzt der Gebrauch des Anapästicus dimeter bey unserem Komiker. Reiz wollte ihn öfter entdeckt haben; Hr. *H.* hingegen meint, er habe sich davon nicht überzeugen können, und der gröfste Theil dieser Verse wären Trochaici octonarii. Mit Sicherheit läfst sich diefs nicht entscheiden, da immer erst viel emendirt werden mufs, um Anapästen herauszubringen, eine Stelle ausgenommen, wovon nachher. Es ist indefs sehr wahrscheinlich, dass Plautus auch versucht haben wird, Dimetros zu machen, da er den Tetrameter gebraucht hat. Vielleicht liegen Dimetri versteckt im Persa Act. 2, 2. Wenn man annimmt, dafs Plautus sie nicht in Systemen gebraucht hat, sondern hier und da einige eingeschoben sind, wie beym Terenz der jambische unter längere Verse: so möchte man leicht mehrere herausfinden. Z. B. Amph. 5, 1, 10:

Strepitus, crepitus, sonitus, tonitrus
Ut subito, ut propere, ut valide

Der zweyte ist ein Parömiacus. Den aristophanischen Tetrameter hatte Hr. *H.* zweymal gefunden, Casina 5, 2 und Aulul. 4, 9. Bey der ersten Stelle ist Rec. einverstanden, nicht so bey der zweyten. Auf diese fiel Hr. *H.* durch eine Bemerkung des Sisenna im Commentar über die Aulul., die uns Rufinus aufbewahrt hat. Sisenna sagt nämlich: *Haec scena anapaestico metro est, sed concisi sunt, ut non intelligas.* Hier frägt sich aber, welche Scene er meine. Hr. *H.* sagt, es könne keine andere seyn, als die angegebene. Die ersten 15 Verse hat Hr. *H.* daher in aristophanische Tetrameter verwandelt, aber gewifs sehr unrichtig; denn Vers 5—7 sind bestimmt Trochaici octonarii:

Óro, obtestor, sitis et hominem démonstretis, quĭ eum abstulerit
Qui vestitu et créta occultant sese, atque sedent, quási sint frugi
Quíd tu nis tibi crédere certumst: nam ésse bonum e vultú cognosco.

Die ersten sind mit weit gröfserer Wahrscheinlichkeit Anapästici dimetri:

Perii! interii! occidĭ! quó curram?
Quo nón curram? tene, téne! quem? quis
Nescio, nil video, cáecus eo.
Atque équidem quŏ eam, aut úbi sim, aut qui
Sim, néqueo cum animo méo certum
Investigare: ego vós obsecro
Auxilio mihi.

Der letzte ist ein Monometer. Was will Hr. *H.* gegen diese Anapästen einwenden? Rec. hat blofs *meo* zugefügt, und einige Worte versetzt. Hr. *H* aber hat viel corrigiren müssen, um seine Anapästen herauszubringen. Diese Stelle wäre zugleich ein Beweis, dafs Plautus mehrere Dimetros hinter einander gemacht habe. An die Stelle dieser vernichteten aristophanischen Tetrameter will Rec. nun andere von ihm entdeckte setzen, die ganz sicher sind. Persa 5, 2 im Anfang:

Qui súnt, quĭ erunt, quiquó fuerunt, quiqué futuri sunt pósthac,
Solús ego omnibus antídeo facile, misérrumus hominum ut vivam.
Perii! interii! pessimus hic dies hodie illuxit! corrúptor
Ita mé Toxilŭs perfábricavit, itaque meám rem divexávit.
Vah, véhiculum ărgenti miser ejeci: néque quam ob rem ejeci hábeo,
Qui illúm Persam, atque omnés Persas, atque étiam omnes persónas,
Male di ómnes perdant! ita misĕr! Toxilus háecce mihi concivit.

In den 4 ersten Versen ist gar nichts geändert, als im 3ten *mihi* entfernt, in dem 5ten ist *vah* zugesetzt, welches wegen Ähnlichkeit der ersten Sylbe des folgenden Worts herausgefallen war; ferner ist *amisi* als eine Glosse von *ejeci* aus dem Text geworfen, was schon der scharfsinnige *Acidalius* verlangte. Im 6ten Vers ist nichts geändert, und im 7ten ist für *haec haecce* geschrieben. Diefs sey genug von den Anapästen bey dem Plautus. Häufiger ist der Gebrauch der kretischen und baccheischen Verse. *Bentley ad Cic. Tusc.* 3, 19 behauptete, die römischen Dichter hätten bisweilen den Molofs statt des Kretikus gebraucht. Diefs leugnet Hr. *H.* Denn, sagt er, wenn bey einer so kurzen Reihe einige Freyheit verstattet würde, so könne gar kein Numerus gehört werden. Bentleys Irrthum sey vielleicht daher gekommen, weil ihm damals die Prosodie des Plautus noch nicht genug bekannt gewesen sey. Wo also ein solcher Molofs erscheine, da könne er entweder durch die Aussprache versteckt werden, oder man müsse corrigiren. Hierin sind wir anderer Meinung. Denn wie kann Terenz Adelph. 4, 2, 2:

Hóccine ex improvisó mali mi óbjici,

der Molofs in *impròviso* durch die Aussprache versteckt werden, wie Hr. *H.* behauptet. Auf diese Art kann man alle langen Sylben durch die Aussprache verstecken. Rec. sieht überhaupt nicht ein, was das heifsen soll. Soll es heifsen, man könne den langen Vocal kurz aussprechen: so dürfte man mit gleichem Rechte über alle langen Vocale hinweg schlüpfen, aber dann kann man auch jeden kurzen Vocal lang machen, sobald man ihn gedehnt ausspricht. Hr. *H.* scheint auch darüber mit sich selbst nicht recht einig zu seyn, welche lange Vocale durch die Aussprache versteckt werden können. So meint er in der lateinisch geschriebenen Abhandlung *de metris* p. 194 Reiz habe im Rudens 1, 5, 19:

Ut tuo recipias tecto servesque nos,

wo auch ein Molofs ist, sehr gut corrigirt:

In tua ut recipias tecta servesque nos.

in dem deutsch geschriebenen Handbuche der Metrik hingegen meint er, der Molofs in *tecto servesque* könne durch die Aussprache versteckt werden. So soll Capt. 2, 1 in *concede* und *secede* die mittelste Sylbe kurz seyn, wegen des vorhergehenden Accents. Aber *concede* und *secede* haben den Accent auf der mittelsten Sylbe; und wenn Hr. *H.* einwendet, sie ziehen den Accent zurück, weil die letzte Sylbe elidirt wird: so ist doch eine solche Correption der Sylbe wegen des Accents durchaus nicht erweislich, we-

wenigstens müsste uns Hr. *H.* erst noch näher darüber belehren. Bis dahin treten wir Bentleys Meinung bey. Warum sollten sich auch die lateinischen Komiker dergleichen nicht erlaubt haben, da sie auch in den anderen Versarten von den Griechen abweichen? Rec. führt nur noch einige Stellen an, wo für den Creticus ein Molofs steht. Asinar. 1, 2, 10:

Íngrata atque irrita esse ómnia intélligo,

Mostellaria 3, 2, 28:

Áccedam di te ament plúrimum Símo,

diess ist ein Trimeter catalecticus. Amphit. 1, 1, 84:

Néc recedit loco, quin statim rém gerat,

Denn *statim* in dieser Bedeutung, hat die erste Sylbe lang. Es war daher nicht nöthig, dass Hr. *H.* im *Trinummus* 2, 2, 17 *antiquis* als eine Glosse aus dem Text warf, denn diess ist aus keinem andern Grunde geschehen, als weil durch dieses Wort ein *Molossus pro Cretico* in den Vers kömmt. Es ist hier gar keine Spur einer Glosse. Philto sagt zum Lysitelis:

Méo modo et móribus vivito,
Ántiquis.

Wer findet hier wohl eine Glosse? Hr. *H.* in der Vorrede S. XII sagt nichts weiter als: *antiquis* war zu *meis* geschrieben, und musste fort. Aber hier ist kein *meis*: doch Hr. *H.* meint ohnstreitig, diess hat man erst zu *moribus* geschrieben, und dann *antiquis* wieder zu *meis*. Da haben wir also Glosse auf Glosse.

Dass *Tetrametri* am gewöhnlichsten sind, ist richtig von Hn. *H.* bemerkt, wie auch, dass die kretischen Verse ihre Klauseln haben. Im Amphitr. 1, 1, wo viele kretische Verse hinter einander sind, steht die Klausel in der Mitte. V. 82. *Vicimus vi feroces.* Mit den kretischen Versen, sagt Hr. *H.* werden oft andere Verse vermischt, besonders baccheische. Diess lehrt der Augenschein, und man findet sogar eine Sylbe des *Bacchiacus* in den *Creticus* elidirt. Amph. 1, 1, 68. Von 64 gehen schon die kretischen Verse an:

Póstquam utrinque éxitum est máxuma cópia
Dispertiti viri, dispertiti órdines,
Nós nostras móre nostro ét modo instrúximus,
Bacchiaci { *Legiónes item hóstes contra legionés suas,*
Instruúnt deinde utrique imperátores in medium,
Éxeunt, éxtra turbam órdinum cólloquuntúr: simul cónvenit.

Hier muss von *medium* die letzte Sylbe in den folgenden *Creticus* elidirt werden. Alle folgenden Verse bis V. 91 sind übrigens *Cretici*, die nur an einigen wenigen Stellen emendirt werden müssen. Von den baccheischen Versen wird richtig bemerkt, dass Plautus oft eine lange und zwey kurze Sylben in der Anacrusis habe, dass sie gewöhnlich Tetrametri und Hexametri sind, dass aber auch Verse von zwey, drey und fünf Füssen vorkommen. Die zweysylbige Anacrusis soll nach Hn. *H.* mehrentheils nur im ersten Fusse vorkommen; aber diese ist in den anderen Füssen auch sehr häufig. Die 3 und 5 füssigen Verse wollen Hn. *H.* auch nicht behagen, und er hofft, dass, bey Vergleichung mehrerer Manuscripte, sich vielleicht zeigen würde, dass Plautus nur Hexameter und Tetrameter gemacht habe. Hieran zweifeln wir, wenn es gleich wahr ist, dass in den baccheischen Versen oft ein Wort am Ende des Verses gebrochen wird. Als Klausel sollen die baccheischen Verse gewöhnlich den *Jambicus Dimeter catalecticus* haben, wogegen nichts einzuwenden ist. Wie häufig die zweysylbige Anacrusis sey, zeigt Rec. durch eine Stelle, worin nur weniges zu emendiren ist. Menaech. 5, 2, 1—24:

Ut áetas mea ést atque ut hóc usus fácto est,
Gradúm proferám, progredi properábo.
Sed id quam facile sit mihi, haud sum falsus, nam-
Que pérnicitás deserit: consitús sum
Senéctute: onustum geró corpus; vires
Relíquere: ut áetas mala, ést merx mala térgo!
Nam rés plurimás pessumás, cum advenit, áffert:
Quas sí ego autumem ómnis, nimi' lóngus sermó sit
Sed háec res mihi in pectore ét corde dúra est
Quidnam hóc sit negóti, quod filia ita repénte ex —
Petit med, ut ád sese irém. Nec, quid id sit,
Mihi certiu' facit quid velit, quid me arcéssat.
Verúm propemodúm jam sció, quid fiét rei.
Credó cum viró litigiúm natum esse áliquod.
Ita istaec solént, quae virós subservire
Sibi postulánt, dote frétae, feróces.
Et illi quoque háud abstinént saepe cúlpa.
Verum ést modu' tamén, quoad pati úxorem opórtet.
Nec pól filia únquam patrem árcessit ád se,
Nisi áut quid commissi, aut jurgi ést caussa. Séd quid —
Quid id ést jam sciam; átque eccam éampse
Ánte áedis, et éjus,
Virúm tristem video.
Id ést quod suspicábar.

So müssen diese Verse abgetheilt und gelesen werden, wo der letzte eine jambische Klausel ist.

Diess waren die ungewöhnlicheren bisher entdeckten Versarten beym Plautus, wozu noch einige daktylische Verse kommen, welche *Reiz* im *Rudens* gefunden haben wollte, deren Existenz aber sehr unsicher ist. Ferner fand derselbe noch asynartetische Verse: *Miles glori.* 4, 2, 17 seqq. die aus einem trochäischen *Dimeter acatalecticus*, und aus einem jambischen *Dimeter catalecticus* bestehen. Hier ist Rec. ganz einverstanden, und es sind vielleicht noch mehrere ähnliche Versarten hie und da versteckt. In manchen Stücken des Plautus finden sich der ungewöhnlichen Versarten viele, in manchen sehr wenig, z. B. in der *Asinaria*, wo nur 1, 2, 1—11 kretische Verse sind:

Siccine hoc fit? foras aédibus me éjici?
Prómerenti óptume hoccine preti réddiiur?
Béne merenti mala es, mále merenti bona es.
Át malo cúm tuo: námque jam ex hóc loco
Íbo ego ad trésviros, véstraque ibi nómina
Fáxo erunt: cápitis te pérdam ego et filiam,
Pérlecebrae, Pérnicies, ádolescentum éxitium.
Nám mare haud ést mare,
Vós mare acérrimum.
Nam in mari réperi,
Hic elavi bonis.
Ingrata atque irrita essé omnia intélligo,
Quáe dedi, et quód bene feci: át posthac tibi.

Diese Verse, worin Rec. einiges emendirt hat, mögen zugleich zum Beweise dienen, dass auch mehrere *Dimetri* hinter einander vorkommen; woran Hr. *H.* zweifelt. *Exitium* ist hier dreysylbig.— Ausser diesen sind bloss die gewöhnlichen jambischen und trochäischen Verse in der angeführten Komödie, und unter diesen auch nicht einmal der trochäische Tetrameter acatalecticus.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 24 SEPTEMBER, 1805.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *M. Acci Plauti Trinummus*, recensuit et praefatus est *Godofredus Hermannus* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Eine eigene Betrachtung verdient nun noch dasjenige, was Hr. *H.* über die gewöhnlichsten jambischen und trochäischen Verse bemerkt. Zunächst vom jambischen Trimeter acatalecticus. Dass die römischen Komiker den Spondeus und Daktylus an allen Stellen, die letzte ausgenommen, gebrauchen, ist bekannt. Ferner ist auch der Proceleusmaticus nicht selten. *Bentley* im Schedias. de M. Ter. schloss aus der gewöhnlichen Cäsur des Trimeter, dass er nach trochäischen Dipodien gelesen werden müsse. Denn da die Cäsur gewöhnlich am Ende des 2ten Trochäen ist, so ginge nach seiner Meinung die ganze Schönheit und Kraft derselben verloren, wenn man ihn nach jambischen Dipodien lesen wolle. Nur der Tetrameter catalecticus mache hier eine Ausnahme, eben der Cäsur wegen, die am Ende des 4ten Jamben ist. *Reiz* war hier anderer Meinung, Aber Hr. *H.* widerlegt ihn, behauptet, *Reiz* habe die Natur der Cäsur gar nicht gekannt, und sucht nun noch auf einem anderen Wege das, was Bentley wollte, zu erweisen. Wir müssen auf die Stelle des *Handbuchs der Metrik* S. 65 seqq. verweisen.

Denn Hr. *H.* folgert hieraus weiter, wo bey Plautus der Daktylus vor den Anapästen vorkomme, und die Aussprache nicht abhelfen wolle, da müsse corrigirt werden. Rec. ist auch hier ganz anderer Meinung. Einmal widerspricht es der Natur des trochäischen Rhythmus durchaus nicht, wenn der Trochaeus in einen Proceleusmaticus verwandelt wird: denn der Proceleusmaticus steht anstatt des Trochaeus in den trochäischen Versen, (wogegen auch Hr. *H.* nichts einzuwenden hat (S. *de metris* S. 121), und zwar nicht allein im ersten, sondern auch in anderen Füssen. Z. B. Amph. 1, 3, 15:

Prius abis quam lectus u b i c u b u i s t i conculuit locus.

Ibidem, 2, 2, 86:

Amphitruo, sperâvi ego istam t i b i p a r i t u r a m filium.

Warum sollte auch der Proceleusmaticus anstatt des Trochaeus nicht stehen können? Für den Trochaeus stehen doch Spondeus, Daktylus, Anapäst. Alle diese geben aber, wenn sie aufgelöst werden, einen Proceleusmaticus, denn jeder enthält 4 kurze Sylben. Einen Hauptbeweis gegen Hn. *H.* Meinung giebt uns zweytens der Jambicus tetrameter catalecticus. Schon Bentley meinte, wie kurz vorher angemerkt ist, man müsse hier den Grammatikern ohne Widerstreit folgen, weil, wenn man diesen nach trochäischen Dipodien messen wollte, die Cäsur, welche am Ende des 4ten Jamben ist, ganz verloren ginge. Diess ist sehr wahr, und man hätte daraus schliessen sollen, dass bey den übrigen Jamben es eben so wäre. Hierzu kömmt noch: Plautus hat oft in der Mitte des katalektischen Tetrameter den Hiatus und Pyrrhichius in der Mitte zugelassen. Wenn nun der Pyrrhichius da ist, und man wollte nach trochäischen Dipodien scandiren: so käme gar an die Stelle des Trochäus ein Jambus, oder Pyrrhichius. Diess widerspricht aber der Natur des trochäischen Rhythmus durchaus, und ist ein Hauptbeweis gegen Hn. *H.* und Bentley. Endlich hat Hr. *H.* noch einen Fall übersehen, wo an die Stelle des Trochaeus ein Proceleusmaticus kömmt, selbst wenn man annimmt, die Anacrusis bestände aus 2 kurzen Sylben, oder einer langen, denn natürlich ist ∪ ∪ ⩶ —. Dieser Fall tritt nämlich ein, wenn in den jambischen Versen auf den Daktylus der Proceleusmaticus folgt, z. B. Terenz Phormio 2, 3, 47:

Di tibi malefaciant. Primus esses memoriter,

und an dieser Stelle nahm selbst Bentley keinen Anstoss. Was Hr. *H.* über den Jambicus tetrameter catalecticus und acatalecticus erinnert, hat Rec. völlig bestätiget gefunden. Eben diess gilt von dem Trochaicus tetrameter catalecticus; nur ist hier, was schon oben gegen Hn. *H.* bemerkt ist, beym Plautus in der Cäsur der Hiatus zugelassen. Im Trochaicus tetrameter acatalecticus hat Plautus, wie *Reiz* glaubt, in der letzten Stelle den Daktylus zugelassen, woran Hr. *H.* zweifelt, und Rec. mit ihm, denn das Ende des Verses hält Plautus ziemlich rein. In diesem Verse sind die dreysylbigen Füsse sehr häufig, da er, wie schon Bentley bemerkt, gebraucht wird, um heftige Leidenschaft auszudrücken.

Nach dieser Darstellung der Grundsätze, worauf Hr. *H.* seine Emendationen über den Plautus gründet, müssen wir nun untersuchen, was er in unserem Trinummus geleistet hat. Einige seiner Emendationen sind schon beyläufig im vorigen beleuchtet worden. Rec. wird jetzt das Stück vom Anfange an durchlaufen, und das Wichtigste auszeichnen.

Gleich der erste Vers im Prolog war corrupt:

Sequere me, mea gnata, ut munus fungaris tuum,

welchen Hr. *H.* nach Nonius so emendirt:

Sequere hác, mea gnata, ut múnus fungaris tuum.

Für *mea* könnte man zwar auch *me* beybehalten, welches alle Handschriften haben; doch ist es wahrscheinlicher, dass dieses schon früh wegen *sequi* eingeschoben ist. V. 5 hat Hr. *H.* sehr richtig *siquidem* getrennt in *si quidem*, welcher Fehler in vielen Stellen des Plautus zu verbessern ist; *siquidem* hat bekanntlich die erste Sylbe kurz. V. 6:

Nunc primum igitur, quae ego sim, et quae illa háec fiet

ist verdorben. Hr. *H.* corrigirt:

Nunc igitur primum, quae égo sim, ét quae haec etiam fiet.

Eine solche Veränderung ist nicht nöthig. Man lese:

Nunc igitur primum, quaē ego sim, ét quae illa háec fiet,

wo das erste *quae* nicht elidirt wird. V. 15:

Dedi meám gnatám, quicum aetatem éxigat

bedurfte gar keiner Correctur, wenn gleich in den ersten 3 Worten die Ictus auf die letzte Sylbe fallen. Um diess zu vermeiden ist *ei* und *is* eingeschoben, was von zu grosser Willkühr zeugt. Eben so wenig war es nöthig V. 18 die Worte zu versetzen, denn was ist gegen die Vulgata: *Huic nomen Graece ést Thésauro fábulae*, einzuwenden. Act. 1, 2, 3 ist sehr gut für *eveniat*, *evenat* geschrieben: warum aber V. 7 die Worte versetzt sind, lässt sich kein Grund einsehen; etwa, damit *prope* in Ictu wäre? V. 24:

Nae tu hércle faxo haud scies, quam rem egeris

ist verdorben, wenn man nicht den Hiatus zulässt. Hr. H. hat erstlich *scias* für *scies*, ohne Grund; denn nach *faxo* steht doch bekanntlich auch das Futurum. Ferner ist *tunc* für *haud* geschrieben, weil Hr. H. glaubte, Callicles könne nicht sagen: *ich will machen, dass du nicht wissen sollst, was du gethan hast*, S. Praef. p. 13 sondern: *ich will machen, dass du dann wissen sollst* etc. So scheint es: aber es scheint auch nur. Denn es ist eine sehr gewöhnliche Art zu reden: ich weiss nicht, was ich gemacht habe, d. i. es ist mir unbegreiflich, wie ich so albern habe handeln können. Callicles sagt also: Wenn wir mit unseren Frauen tauschten: so würde es dir unbegreiflich vorkommen, wie du so thöricht habest handeln können. V. 75:

Quoniam hinc iturus ést ipse in Seleúciam

ist unnöthig corrigirt, indem *iturus* und *ipsus* geschrieben ist. Der Editor wollte ohnstreitig, dass *ipse in arsi* seyn sollte, aber nach diesem Grundsatz musste auch V. 82:

Ei rei óperam dare te fúerat aliquanto áequius

ei rei in arsi seyn. V. 113 und 147:

Thesaúrum mihi demónstravit in hisce áedibus

Egomét fecisse cónfiteor Megarónides

sind auch des Accents wegen unnöthig verändert, damit in der 2ten Dipodie *demonstravit* den Ictus auf der ersten und dritten, und *confiteor* auf der zweyten Sylbe habe. Rec. hat schon oben seine Meinung über einen Grundsatz geäussert, dem zufolge des Corrigirens beym Plautus kein Ende seyn wird. V. 179:

Quod quisque in animo habet, aút habiturus ést sciunt,

ist *habet* nach *quisque* gesetzt, wovon Rec. keinen Grund einsieht. Im folgenden Verse:

Sciunt id, quod in aurem réx reginae díxerit

war nicht nöthig das *id* zu tilgen, sobald man nur *sciunt* als monosyllabon nimmt. An V. 172, der sehr corrumpirt ist:

Quae neque futura, neque facta sunt, tamen illi sciunt,

hatte schon Bentley im Schediasm. S. 18 sein Heil versucht: er emendirte mit Auslassung von *facta*. Hr. *H.* sagt uns Praef. S. 11 diess sey *male*, und corrigirt nun selbst:

Neque fácta, neque futúra, támen illi sciunt.

Inwiefern diess der Bentleyischen Emendation vorzuziehen sey, überlässt Rec. dem Leser zu entscheiden. Act. 2, 1 die ersten 21 Verse nach Hn. *H.* Abtheilung sind bacchiaci, wo vieles zu emendiren war, und vieles sehr schön emendirt ist. V. 3 für *egomét me concoquo*, welches der Vers nicht zuliess, lesen wir jetzt *ego me et*, was vortrefflich ist. Aber V. 15—16 ist eine gewaltsame Emendation; für *saviis*, *sagittatis* liest Hr. *H.* *savi sagittis*. Jenes hat auch nicht das Gepräge der Corruption, und dem Verse muss auf andere Art geholfen werden. V. 18 ist nicht nöthig *tibi* und *etiam* zuzusetzen: es sind Cretici. Freylich kommt dadurch ein Trimeter unter die Tetrameter; sowie Plautus die baccheischen Verse nicht immer von gleicher Länge macht, so scheint diess auch bey den kretischen Versen der Fall zu seyn. V. 21 ist für *sumpti sumptuis* geschrieben, ohnerachtet Nonius *sumpti* als hieher gehörig zweymal citirt. Könnte man versichert seyn, dass Hr. *H.* die Verse hier richtig abgetheilt hätte: so kann *sumpti* nicht stehen, und *sumptuis* wäre das natürlichste, was an dessen Stelle gesetzt werden könnte; allein Hn. H. Abtheilung ist hier sehr unsicher, und

Quód bibit, quód comest, quód facit súmpti

ist vielleicht ein katalektischer Vers. Act. 2, 2, 3 ist im Bacchiacus *ego* zugesetzt, aber es brauchte nur *me* versetzt zu werden:

Latebróse abs tuó conspectú me occultábo

Vers 29 und 30:

Tú si animum vicisti, potius quam ánimus te, est quod gáudeas.

Nimio satius ést, ut opust, te ita ésse, quam ut animó lubet,

verlangen keine Hülfe, und doch hat Hr. H. in beiden Versetzungen vorgenommen. Im ersten ist *animum* vor *si* gesetzt, und im zweyten *te ita* vor *ut opus*. Vielleicht ist es im ersten Verse deswegen geschehen, damit *animum in ictu* wäre, aber auf diese Ehre könnte *tu* eben so gut Anspruch machen, welches nach Hn. H. Versetzung elidirt wird. Eben so wenig bedarf es einer Versetzung V. 32:

Istaec ego mihi sémper habui aetáti tegumentúm meae.

Hier ist der zweyte Fuss ein Proceleusmaticus, der, wie schon oben bemerkt worden, in den trochäischen Tetrametris keine seltene Erscheinung ist. V. 57

V. 57 ist nach Reizens Vorschlag *edat* für *edit* aufgenommen. Aber *edit* kann ja auch der Conjunctiv seyn, und als solchen nahmen es auch schon die früheren Editoren; die Form *edim* ist übrigens bekannt genug. Act. 2, 4, 5 ist Gulielmius Conjectur *exunctum* für *exutum* aufgenommen. V. 56:

Abin hinc dierecte? si hercle ire occipiam, vetes

sind die Worte wieder unnütz verstellt, vielleicht, damit *ire in ictu* sey. V. 91:

Salillum animae qui cum extemplo amisimus

ist gut emendirt:

Salillum animai: qui eám quom extemplo amisimus.

Act. 4, 1, 4 ist in den Handschriften corrumpirt, die *urbis cumam* haben. Camerarius schrieb *urbisque moenia*, wo dann der ganze Vers so heisst:

Quum suis me ex locis in patriam urbisque moenia reducem faciunt.

Hr. H. hingegen:

Quúm suis me ex locis in patriam atque úrbem usque in meam reducem faciunt.

Diess weicht zu sehr von den Handschriften ab, und Rec. zieht Gronovs Conjectur vor: ***in patriam urbem incolumem reducem faciunt.*** Mit einer kleinen Abänderung muss nun der Vers, der ein Trochaicus tetrameter acatalecticus ist, so geschrieben werden:

Quúm suis me ex locis in patriam urbémque incolumem réducem faciunt.

V. 17 konnte *que* hinter *fluctus* bleiben, für *frangere* aber scheint sehr gut *confregere* emendirt zu seyn. V. 19:

Quám magi' specto, minu' placet mihi hóminis facies mirá sunt,

darf Niemanden anstösig seyn. Hr. *H.* aber hat hinter *mihi*, *haec* eingeschoben und *mi* geschrieben, vielleicht, damit *mihi bisyllabum* nicht elidirt würde. V. 33:

Calliclem ajebát vocari, qui hás mihi dedit epistolas

ist hinter *Calliclem*, *quem* eingeschoben, *aibat* geschrieben, und hinten sind die Worte verstellt. Gegen die Richtigkeit des Verses nach dem gewöhnlichen Texte läst sich aber nichts einwenden, und Hr. *H.* kann daher aus keiner anderen Ursache, wie sich auch aus ähnlichen Stellen schliessen läst, corrigirt haben, als, weil er glaubte, *ajebat* wäre, einer Bemerkung *Bentley's ad Ter. Heauton.* 5, 1, 51 zufolge, immer zweysylbig. Aber Bentley redet blos vom Terenz, und beym Plautus kommen zu viel Beweise vom Gegentheil vor, als dass Rec. diese Veränderungen billigen könnte. V. 41:

Fáciam ita ut vis. ágedum nomen tuúm primum memorá mihi

ist abermals eine unnöthige Versetzung; wahrscheinlich deswegen, damit kein *Dactylus pro Trochaeo in trisyllabis* sey, welches *Praef.* S. XVI verworfen wird. Über Subtilitäten dieser Art, welche über ein Heer von Versen das Verdammungsurtheil sprechen, würde sich Plautus entsetzen. Eben so unnöthig ist die Verstellung V. 53:

Hánc me jussit Lésbonico suó gnato dare epistolam

wo *dare* vor *suo* gesetzt ist. V. 79 hat *bene* eine andere Stelle erhalten, damit es *sub ictu* wäre. V. 93:

Nisi quia lubet éxperiri, quo évasurust dénique

ist der zweyte Fuss ein Tribrachys; das nach *quia* eingeschobene *hunc* konnte daher füglich wegbleiben, sowie V. 102:

Alii di isse ad villam ajebant sérvis depromptúm cibum

eum, welches durch *aibat bisyllabum* erzeugt ist. V. 134 war nicht nöthig *is* hinzuzufügen, sondern *non* und *tu* mussten ihre Plätze wechseln:

Priu' non tu eras, quam aúri feci méntionem. nihil agis —

tu wird hier nicht elidirt, welches selbst Bentley nicht verschmähen würde. Act. 4, 4, 16 hat Hr. *H.* für das zweyte *i*, *nunc* geschrieben. Rec. schreibt *morai* und tilgt das eine *i*, welches aus dem letzten Buchstaben von *morai* gekommen ist:

Nihil ést morai. i, ámbula. actutúm redi

i wird nicht elidirt. S. Bentl. ad Hecyr. 5, 2, 21. Act. 5, 1 wo die Verse ziemlich verworren sind, hat Hr. *H.* vieles verändert. Den früheren Editoren war die Versart nicht bekannt. Reiz glaubte, die beiden ersten Verse wären Anapästen. S. *Praef.* p. IX. Hr. *H.* hingegen hält sie für Troch. tetram. acatalec. und mit Recht. Was aber die Emendationen betrifft, so ist Rec. nicht durchaus einverstanden. Im ersten Verse soll *praecipuus* eine Glosse von *antepotens* seyn, und der Vers heisst nun so:

Hic homo est hominum ómnium antepoténs voluptatibú' gaúdiisque

Rec. zieht *antepotens* zu dem folgenden Verse, und ändert nichts:

Hic homo est omnium hóminum praecipuús voluptatibus gaúdiisque.

Im 2ten Verse hat Hr. *H.* *subsequitur* aus dem 3ten hinzugenommen, *commoda* in *commode* verwandelt, und für *ita*, *ea* geschrieben:

Cómmode ea, quae cúpio, eveniunt: quód ago, assequitur, súbést, subsequitur.

Rec. nimmt, wie gesagt, nur *antepotens* hinzu, ohne weitere Veränderung:

Ántepotens ita cómmoda, quae cupio, éveniunt,: quod ago, ássequitur, subest.

Der 3te Vers ist ein Creticus, welchen Hr. *H.* emendirt:

Íta mihi gaúdiis gaúdium súppetit.

Rec. aber:

Séquitur: ita gaúdiis gaúdium súppeditat.

Hier ist blos *subsequitur* in *sequitur* verändert. Die folgenden 3 Verse nach unserem gewöhnlichen Text:

Modo me Stasimus Lesbonici servus convenit: is
Mihi dixit, suum herum peregre huc advenisse Charmidem.
Nunc mihi is propere conveniendus est, ut, quae cum ejus filio,—

sind corrumpirt, wenigstens unrichtig abgetheilt. Hr. *H.* corrigirt daher:

Ac me Stasimus Lésbonici sérvus convenit modo.
Is mihi dixit, súum herum peregre huc ádvenisse Chármidem.
Núnc mi is propere cónveniendust út, quae cum ejus filio, —

Rec. hat gegen diese Emendation nichts einzuwenden, bemerkt nur, dass für *ac* auch vielleicht *nam* zu schreiben ist. Act. 5, 2 ist vieles sehr schön von Hn. *H.* berichtiget. V. 31:

Deos volo consilia vostra recte vortere

ist

ist hinter *consilia*, *vobis* zugesetzt. Eben so im folgenden Verse:

Filiam meam tibi desponsatam esse audio. nisi tu nevis

sehr gut *desponsam* für *desponsatam* geschrieben. V. 50:

Aperite hoc, aperite propere, et Lesbonicum si domist foras

ist *foras* auf Reizens Erinnerung als Glossem entfernt sowie V. 52:

Quis homo tam tumultuoso sonitu me excivit subito foras.

das den Vers vernichtende *subito*, und endlich V. 64:

Numquid caussae est, quin uxorem cras domum ducam?
optumumst, licet,

das letzte Wort, gegen welches sich gleichfalls der Vers sträubt. Dagegen ist V. 59:

Haec tibi pactast Callicli filia. ego ducam, pater.

der Vers gut durch das hinter *Callicli* eingeschobene *hujus* ergänzt. —

Auf die hier und da zerstreut liegenden Bemerkungen anderer Kritiker über den Plautus hat Hr. *Hermann*, wie schon bemerkt ist, Rücksicht genommen, und sie sind mit vielem Fleiss zusammen gesucht, nur bey dem eben angeführten 59 V. ist ihm Gronovs Conjectur *optumast* für *optumumst* unbekannt geblieben. Gronov machte sie *ad Captiv.* 2, 2, 104 und Rec. giebt ihr Beyfall.

Sed jam manum de tabula! Die Wichtigkeit der Sache bestimmte uns ausführlicher zu seyn, und diess um so mehr, das so wenige auf Prosodie und Metrik den Fleiss verwenden, den sie erfodern, um besonders bey den Tragikern und Komikern das Geschäft der Kritik mit Glück zu vollführen, ja um nur, was auch Bentley dem unsterblichen Hemsterhuis bemerkbar machte, über die Conjecturen anderer richtig urtheilen zu können.

Zum Schluss noch eine allgemeine Bemerkung über die Hermannische Arbeit. Hr. *H.* äussert *de metris* S. 195: der Rudens sey von Reiz noch nicht vollkommen emendirt. Dieser Meinung ist Rec. auch, aber er muss zugleich aufrichtig bekennen, dass ihm Plautus Hand im Rudens noch viel richtiger hergestellt zu seyn scheint, als im Trinummus. Hr. *H.* hat zwar viel geleistet, aber auch nicht wenig, durch überspannte Forderungen an die *numeros Plautinos.*, verdorben. Denn wenn gleich selbst die trochäischen und jambischen Verse unseres Komikers sehr entstellt sind: so sind sie es doch nicht in einem solchen Grade, als Hr. *H.* glaubt. Nur den Trochaicis octonariis ist bisweilen sehr schlimm mitgespielt, besonders wenn sie auf minder bekannte Metra folgen. (Z. B. Amphitruo 2, 1 sind die ersten 24 Verse baccheische, und ein Theil des 25ten ist Klausel, dann kommen Trochaici tetram. acatalect. und catalect. die äusserst verderbt sind.) Ob die Vergleichung noch ungebrauchter Handschriften dem Plautus viel Hülfe leisten werde, müsste die Zeit lehren; Rec. zweifelt daran, da die mehresten Corruptionen des Textes ohnstreitig, wegen Unbekanntschaft mit den metris schon in den frühesten Zeiten, weit über das Alter der Handschriften hinausgehen. Vieles wird also der Conjectural-Kritik überlassen bleiben, deren besonnene und verständige Anwendung wir dem trefflichen Komiker wünschen. H.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Lange: *Gallerie merkwürdiger und seltener Thiere.* Ein belehrendes Bilderbuch für Kinder von sieben bis zwölf Jahren. Mit 12 illuminirten Kupfertafeln von *F. P. Wilmsen.* Erstes Bändchen. 1804. IV u. 226 S. 8. geb. (2 Rthlr.) Unter der grossen Menge von Schriften, die dazu bestimmt sind, der Jugend die Erlernung der Naturgeschichte zu erleichtern, und sie auf eine eben so angenehme als nützliche Weise zu beschäftigen, ist die obige unstreitig eine der besseren. Man findet darin Nachrichten vom Orangutang, vom Elephanten, vom Steinbock, vom Wallross, vom Eichhorn, von der Schwalbe, von den Bienen, vom Kreuzschnabel, vom Ameisenbären, vom Ameisenlöwen, vom Kampfhahn und vom afrikanischen Kukuk. Angehängt ist „die Bildergallerie," worin eine Anweisung enthalten ist, die Thiere nach ihren verschiedenen Classen und Geschlechtern zu ordnen. Der Vf. suchte die an sich trockene Beschreibung merkwürdiger Thiere dadurch zu beleben, dass er den Versuch machte, jedes zu beschreibende Thier als Helden der Geschichte auftreten zu lassen, und damit zugleich das Interesse für eine kleine Familie, in welcher sich alles Erzählte ereignete, zu verweben, und Rec. muss ihm das Zeugniss geben, dass sein Versuch nicht misslungen sey. Seine Führer waren *Bechstein*, *Blumenbach*, *Borowsky*, *Funke*, und einige Reisebeschreiber; bey der Beschreibung des Wallrosses *Storch.* — Der Vf. hat meistentheils glücklich den Fehler vermieden, der jetzt so häufig in Büchern, welche zur Belehrung der Kinder geschrieben werden, begangen wird, — den Fehler, die Aufmerksamkeit der Kleinen bald hiehin, bald dorthin zu zerren, und sie mit Gegenständen und Erzählungen so zu überhäufen, dass sie mehr betäubt, als belehrt, das Buch aus der Hand legen, oder wenigstens, nachdem sie gelesen haben, nichts mehr wissen, als die Geschichte, welche doch nur Mittel, nicht Zweck seyn sollte; nur hin und wieder hat er der Versuchung, seine jungen Leser durch unnöthige, obgleich unterhaltende Abschweifungen zu zerstreuen, nicht widerstehen können. Mit Recht erinnert er die Ältern, sich von ihren Kindern aus seinem Buche vorlesen zu lassen, weil die Kinder zu flüchtig lesen, wenn man sie allein lesen lässt, und auf die Art die unselige Kunst lernen, gedankenlos zu lesen. Die Manier des Vf. ist deutlich, ohne ins Spielende zu fallen, und für die kleinen Leute unterhaltend. — Das gute Papier, der correcte Druck, und die schön illuminirten Kupfer gereichen der Verlagshandlung zur Ehre. —m—

Sulzburg: Tugenden und Geschichte Jesu für Kinder. 1804. 64 S. 8. (2 gr.) Wie wenig der Vf. das Bedürfniss des Kindesalters kennet, wenn man auch die grösseren Kinder darunter begreifen will, zeigt der Anfang: „Lieben Kinder, ihr wisset schon, dass Gott seinen Sohn den Messias, den er längst vorher den Erzvätern, dem Abraham, Isaak und Jakob versprochen hat, in die Welt gesandt hat. Er musste Mensch werden, *um die Menschen von der Sünde zu befreyen, sie Besserung zu lehren, und durch Besserung sie glücklich zu machen*, — *Jesus* heisst er." Nicht sowohl über die eingemischte Dogmatik will Rec. mit dem Vf. rechten, da die praktische Tendenz überall durchleuchtet und sich auch meist sehr fasslich in den ethischen Schilderungen und Lehren darlegt: aber das Pädagogische fehlt zu sehr. Dass der Vf. Talent dazu hat, beweiset er in einzelnen Stücken, z. B. wo er Jesus als den zärtlichsten Kinderfreund vorstellt. Von den Tugenden spricht er zuerst, und dann trägt er die Geschichte des Erlösers vor; der umgekehrte Weg hätte ihn besser zum Ziele geführt. Das Büchelchen kann auch für die protestantische Jugend nützlich seyn; der Sprachfehler fand Rec. nur wenige; religiöse Wärme belebt den planen Vortrag.

F. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 SEPTEMBER, 1805.

LITERATURGESCHICHTE.

Zürich, b. Gessner: *Briefe der Schweizer, Bodmer, Sulzer, Gessner.* Aus *Gleims* literarischem Nachlasse. Herausgegeben von *Wilhelm Körte.* 1804. VIII u. 456 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Gleim war für Vaterland, Literatur, Schönes und Gutes von mancher Art so empfänglich und warm, er hatte so etwas anschliessendes, war so offen, dass er nicht leicht mit einem lebhaft fühlenden Mann in Berührung kommen konnte, ohne mehr oder weniger, für eine Zeitlang oder immer, dessen Herz zu gewinnen. Es müssen in seiner Correspondenz viele merkwürdige Aufschlüsse der Denkungsart und Handlungsweise vorzüglicher Männer zu finden seyn. Hr. *Körte* verdient Lob und alle Unterstützung, da er solche Briefe aus der Masse scheidet, und uns über die Bildung, den Gang und die Helden deutscher Literatur in *Gleims* Zeiten trauliche Eröffnungen mittheilt. Sie sind nicht bloss für die Neugier merkwürdig; manches, worüber man abgeurtheilt zu haben glaubt, erscheint in einer anderen Gestalt, welche eine Revision des Spruchs motiviren dürfte. Überhaupt, wer sieht ohne Theilnahme die berühmten Vorgänger, wie sie *in sich* und *unter einander* gewesen? In Vergleichung anderer Zeiten und Nationen dürfen wir mit ihnen kühn auftreten. Es ist in dem vorliegenden Briefwechsel eine gewisse vaterländische Frommheit, Einfalt und Unschuld der Sitten, bey einem Eifer für die Literatur, nur überwogen von dem für Friedrich und für das gemeine Wesen. Gern vergiebt man der unausgebildetern Sprache und sittsamen Zurückgezogenheit etwas Steifes, manchmal fast Ceremoniöses, besonders in den ersten Briefen: man mag das für sich wohl nicht, aber man gefällt sich bey den patriarchalischen Vätern. Sie sind streng; nicht alle ihre Urtheile sind ratificirt worden; hat aber die jüngere Welt in ihrer Einseitigkeit nicht auch Gutes weggeworfen? War nicht ein höherer Nationalsinn bey diesen Männern? Lasst uns sehen.

Die deutsche Literatur, zu ihrer Ehre und Stärkung sey es gesagt, ist erwachsen *durch sich*, durch diese Männer, die sie mit unbeschreiblicher Liebe pflegten.

Da *Günther* in das Grab mit Kummer fuhr,
Gleim unbefördert lebt' mit tausend Gönnern,
Da *Liscov*, Deutschlands Swift, verurtheilt war
Sarmatische Staatsschriften aufzusetzen,
Da eine Kanzel *Sulzer's* dreymal fehlt' (*Bodmer* S. 70):
was lohnte, wenn nicht die Sache? „Wir müssen Gutes thun, weil unsere Natur ein Wohlgefallen daran hat: die Biene sammelt, obwohl der Honig ihr genommen wird; die Nachtigal schlägt, wenn ihr auch niemand zuhört (*Sulzer* S. 241).“ Dieser Sinn erweckte in dem alten *Bodmer* über vortreffliche Schriften von Jünglingen jene allen Neid besiegende Freude (S. 87); er und seine Freunde, „im Isthmus eines eisernen und (glaubten sie) goldenen Zeitalters,“ freuten sich enthusiastisch der fortschreitenden Kunst, ohne blind gegen die Mängel zu seyn: Sie fühlten, dass „die grosse *prosaische* Schreibart der Alten“ unerreicht sey (*Sulzer* 270); sie beseufzten den Mangel an Eifer, den „der Sclaverey, überhäufter Arbeit und Nahrungssorgen unterliegenden Muth (ebenders. 241)“, und die sich hochweise dünkende Gemeinheit, besonders der Geschäftsmänner (274): *Darum*, urtheilte *Bodmer* (312), fasse man so unvollkommen den Geist des Königs: „Nichts ist seltener, als königliche Denkungsart, in einem Weltalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten in die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt werden; wie nothwendig geschehen musste durch den alltäglichen Umgang der Weibspersonen. Dieselbe schwere Weichlichkeit, welche die artige Welt hindert, sich in *Klopstocks* olympischer Höhe zu gefallen, ist die, welche Friedrichen mit so dummen Erstaunen nachsieht, und so ungereimt seinen Fall fürchtet.“ *Aetas parentum!!*

Wie eben diese Männer für Preussen gefühlt, ist rührend sichtbar. „Die öffentlichen Angelegenheiten nehmen meine ganze Seele ein (*Sulzer* 291); keinen Augenblick kann ich aufhören, an Friedrich zu denken und an sein Heer.“ Er erzählt, wie der Krieg ihm allen Geschmack an anderer Arbeit genommen; Porticus und Akademie sey ihm der Paradeplatz. „Über die Feinde (296) bin ich voll Rachbegierde und Wuth. *Wann* werden wir uns rächen? Alles geht mir zu langsam. O Deutschland, wo ist dein Ruhm! wie die unüberwindliche Standhaftigkeit, das Joch fremder Reiche zu zerbrechen! Wie leicht wäre den Franzosen ein für allemal, wie ehedem den Römern, die Lust zu benehmen, wieder in diess Land zu kommen! Ich würde mich schämen, in Deutschland zu wohnen, wäre es nicht unter Friedrichs Zepter!“ Es gab Leute die nicht einstimmten: „Der vernünftigste Theil des Berliner Publicums bewundert und verehrt die Armee; ein Theil ist unzufrieden, undankbar, glaubt den König auf der Flucht, und aus dem Reiche verbannt.

Wir

Wir wünschen solche Leute mitten zwischen die feindlichen Feuer (*Sulzer* 279)." Ergreifend ist, wenn er den Tag von Kunersdorf, wenn er die vorübergehende Einnahme der Hauptstadt beschreibt; möge Hr. *Körte* (er fühlt das aber selbst zu richtig) nie so einen Brief ungedruckt lassen; man muss sich gewöhnen an die Erinnerung der grossen Gefahren, sich stählen durch den Gedanken, dass sie durch Beharrlichkeit besiegt worden sind; darum, nach einer *erhabenen* Schilderung jenes ersten Schreckens, schliesst *Sulzer*: „Lassen Sie nur das Zutrauen auf glücklichen Ausgang nicht fahren; wir haben gesehen, wie schnell eine bösscheinende Sache gut werden kann (319)." Die ganze protestantische Schweiz war dazumal so preussisch, wie kaum Brandenburg; Leute erkrankten (fielen in Ohnmacht; wir wissen Beyspiele), wenn es dem König übel ging (354); *Gessner* weiss *Kleisten* die allgemeine Theilnehmung nicht genug auszudrücken; denn „wie gross ist Ihr König, wie bedächtlich und klug in seinen Unternehmungen, wie kühn und gross in der Ausführung (288 ff.)! „In ausserordentlicher Bewegung war das Volk der Königsstadt" (siehe auch die Wirkung der *Kriegslieder* S. 315). Solche Gefühle sind aufzubewahren; sie können grosse Seelen rühren an Tagen des Kampfs für die Freyheit Europens; in der Hand des Helden sind die Herzen des Volks. Er muss eitel und eigennützig werden, um sie zu verlieren.

Übrigens erscheinen sämmtliche Correspondenten und ihre Freunde in verschiedenen Schattirungen der überhaupt guten Charaktere. Heilig waren den alten, *Bodmer* und *Sulzer*, Tugend und Religion, so, dass ohne sie auch kein Gedicht ihnen schön vorkam, und, wie zu geschehen pflegt, sie über diese Punkte bis zur Unduldsamkeit (189. 206) streng hielten: Das grosse Schöne behaupteten sie, *könne nicht* ohne das Gute seyn, und das Phantastische sey von den Alten, wie von ihnen, gescheut worden. Doch so pedantisch waren sie nicht auf die Dogmatik, dass nicht *Sulzern* gefreut hätte, zu wissen, dass man in der Schweiz etwas vom Katechismus in Zweifel ziehen dürfe, ohne eben ein Ketzer zu scheinen. Nichts ist zarter als seine häuslichen Verhältnisse, wie er war als Gatte, als Vater; durchschneidend sein Jammer beym Tod seiner Lieben (212. 214. 320); seine starke Seele war überhaupt liebend, nur von der liebreichsten Verbindung der Menschen erwartete er sein (platonisches) Ideal der Glückseligkeit (254); rührend ist bey Abnahme seiner (durch jene Leiden früh untergrabenen) Kräfte die unnennbare Heiterkeit, sobald er in sein Vaterland kam: Ernst war er zuvor, und kalt, nicht verdrüsslich, aber zwischen Tod und Leben nur noch animalisch; die Reise erwärmte, gab ihn sich wieder; so sahen, so hörten wir, und das lesen wir nun. *Gessner* ist vom Anfang an lieblicher, ungezwungener. Zuerst 1754 schreibt er an *Gleim*: seine Regeln habe er im Theokrit und Virgil gesucht; oft begeistere ihn *Homer*, *Anakreon*, *Gleim*; es brauche nicht viel, um gewisse Alpenhirten sich für die Ekloge zu bilden; er halte ungemein auf Lieder leichter, reiner Freude; wenige Rosen seyen der Grazien Schmuck. Alles in ihm ist Frohsinn und *brave* Natur; nichts weniger als verweichlichte; er hatte entschiedene Vorliebe für die, bey grösster Einfalt pathetisch erhabenen Muster aus dem Alterthum. Über *Bodmer* fällt er ein Urtheil, das die Nachwelt billigen wird (372). Ungemein liebenswürdig, bieder, gut, vorurtheilsfrey, erscheint *Kleist*.

In dem Getümmel des Kriegs und unter drohenden Waffen
Singt er dem Schöpfer sein göttliches Lied.
Sein Schwert würgt sieghaft den Feind, doch seine menschliche Seele
Beweint mit heimlichen Zähren den Sieg. (*Gieseke*.)

Ths.

CASSEL, b. Griesbach: *Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte*; seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Besorgt von *Friedr. Wilhelm Strieder*, kurfürstl. hess. geheimen Hofrathe und Bibliothekar. *Vierzehnter Band. Schröt.— Seyb.* 1804. 370 S. 8. (Pränumerationspr. 1 Rthlr. Ladenpr. 1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn man die vielen Hindernisse erwägt, welche der um die hessische Literaturgeschichte so verdiente Herausgeber dieses Werkes, das schon im J. 1781 begann, zu überwinden hatte: so muss man sich wundern, dass er es in einem, vaterländische Producte sonst eben nicht sehr begünstigenden Lande bis zum 14 Bande hat bringen können. Dazu kommt noch die Indolenz oder Ziererey mancher Gelehrten und Bücherschreiber, die sich weigern, ein paar Blätter Nachrichten von sich mitzutheilen, und die den fleissigen Sammler, auf seine höflichen Bitten, oft keiner Antwort würdigen; wovon auch dieser Band S. 30 ein Beyspiel giebt. Überdiess hat der geringe Absatz dieses Literaturwerkes, das nicht einmal auf allen öffentlichen, insonderheit Universitäts-Bibliotheken Deutschlands anzutreffen ist, den Verleger bewogen, den Preis desselben zu erhöhen, wodurch mancher Privatmann noch mehr abgehalten wird, es sich anzuschaffen. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, fährt Hr. *Str.* unermüdet fort, diese schätzbare Sammlung zu vollenden. Eigenes Bewusstseyn und der Beyfall von Kennern und Freunden der Literatur muss ihn für die Gleichgültigkeit des grossen Haufens entschädigen.

Der Geist, der in diesem Buche weht, ist schon bekannt. Wer darin eine Reihe von schön und geistvoll geschriebenen Biographieen suchen wollte, der würde sich irren. Der Herausgeber giebt vielmehr die Biographieen lebender Gelehrten mit diplomatischer Genauigkeit wieder, wie sie ihm gegeben wurden, und supplirt nur manchen, von den Verfassern vergessenen Umstand; auch fügt er sorgfältig noch manche Schrift hinzu, die den Vffn. selbst entfallen war, oder die sie für zu unbedeutend hielten, um ihrer zu erwähnen. Von den verstorbenen Schriftstellern erzählt er die gesammelten Lebens-Umstände, mit Hinzufügung ihrer Schriften, und berichtigt bisweilen andere Literatoren. Auch diessmal

mal ist der reiche Buchstabe S., der schon im 12ten Bande anfing, noch nicht beendigt. Unter den, in diesem neuesten Bande vorkommenden Gelehrten zeichnen wir folgende aus: *Ludwig Philipp Schröter*, Prof. der Medicin zu Rinteln (geb. 1746. gest. 1800), ein glücklicher praktischer, und um *Nendorf* sehr verdienter Arzt! *Joh. Christoph Friedrich Schulz*, Superintendent und Prof. der Theol. zu Giessen, geb. 1747. Dürftige Notizen, — wiewohl nicht durch die Schuld des Herausgebers! *Joh. Balthasar Schuppius*, Prof. und Prediger zu Marburg, dann Hofprediger, Consistorialrath und Inspector zu Braubach im Hessen-Darmstädtischen, und zuletzt Pastor in Hamburg; geb. 1610, gest. 1661. Ein Mann von Kopf, Gelehrsamkeit und vorzüglichen Kanzelgaben, der die Thorheiten seiner Zeit mit Witz und Satire zu züchtigen wusste. Der Herausgeber hat diesem Artikel einige nicht uninteressante Anekdoten eingewebt. *Gottfried Schwarz*, Superintendent und Prof. der Theol. zu Rinteln, geb. 1707, gest. 1786, ein gelehrter Geschichtsforscher und Numismatiker, und ein zu seiner Zeit berühmter Theolog, dessen zahlreiches Schriften-Verzeichniss man hier sehr vollständig findet. *Joh. Georg Gottlob Schwarz*, Prof. und Pred. zu Giessen, und zuletzt geistlicher Inspector zu Alsfeld, geb. 1734, st. 1788 der Vater von *Friedrich Heinrich Christian Schwarz*, geb. 1766. Die Selbstbiographie dieses wackeren Pädagogen, der seit kurzem eine theologische Professur in Heidelberg erhalten hat, ist eine der interessantesten dieses Bandes. *Ludw. Gottlieb Scriba*, Kirchenrath, anfangs Pfarrer zu Gräfenhausen, und dann zu Arheiligen im Hessen-Darmstädtischen, geb. 1736, gest. 1804, ein Mann von ausgebreiteten entomologischen Kenntnissen. *Joh. Nicolaus Seip*, Superintendent und Consistorialrath zu Marburg, geb. 1724. gest. 1789, durch mehrere kleine theologische Schriften bekannt. *Joh. Heinrich Christian von Selchow*, geheimer Rath, Kanzler und Prof. der Rechte zu Marburg, geb. 1732, gest. 1795, ein gelehrter und berühmter Rechtsgelehrter, dessen vorzüglichsten Lebensumstände hier summarisch erzählt werden. Das Schriften-Verzeichniss dieses Gelehrten ist dagegen, nebst einigen Anmerkungen, desto vollständiger eingerückt worden. Eine eigentliche Charakter-Schilderung *Selchow's* enthält *Schlichtegroll's* Nekrolog vom J. 1795. 2 Bd. *Heinrich Christian* Frhr. *von Senkenberg*, Reichshofrath, geb. 1704, gest. 1768, ein grosser Kenner der deutschen Rechte und Alterthümer, der Geschichte, des Lehn- und Staats-Rechts, und Verf. vieler mit Beyfall aufgenommenen Schriften. *Renatus Karl* Frhr. *von Senkenberg*, ein Sohn des vorhergehenden, geb. 1751, und gest. als charakterisirter Regierungsrath zu Giessen 1800. Die hier mitgetheilte, etwas redselige Selbstbiographie des gelehrten und braven Mannes enthält doch manche Züge, die weder dem Psychologen, noch dem Pädagogen ganz uninteressant seyn werden. Man beklagt es nur, dass demselben nicht etwas mehr Beurtheilungskraft und Geschmack zu Theil wurde. S. 246 ff. giebt der sel. *S.* seine Art zu leben — die Stunde seines Aufstehens, Theetrinkens, u. s. w. — im kleinsten Detail an. *David Christoph Seybold*, ein geborner Würtemberger, war eine Zeitlang in hessischen Diensten — zu Buchsweiler — und starb, 1804 als Prof. der alten Literatur, zu Tübingen, im 57 Jahr seines Alters. Für uns war die hier mitgetheilte Selbstbiographie *Seybolds* die lehrreichste und unterhaltendste dieses ganzen Bandes. Auch bey den Schriften-Verzeichniss finden sich einige nicht uninteressante Anmerkungen von der Hand des Vf. beygefügt.

Den Beschluss dieses Theils machen *Zusätze* und *Berichtigungen* zu den vorigen 13 Bänden, die von der unermüdeten Sorgfalt des Herausgebers, das Fehlende und Neue hinzuzuthun, ein rühmliches Zeugniss ablegen. Nur wünschten wir, dass manche neue Biographieen lieber bis zu einem künftig zu erwartenden Supplementbande aufgehoben, als in Anmerkungen mitgetheilt würden, wo man sie, vor der Erscheinung eines allgemeinen Registers, nicht leicht finden dürfte, wie z. B. Hn. Prof. *Holzapfels* zu Rinteln Biographie in einer Note zum Artikel des Hn. Collaborators *Schuppius* zu Hersfeld.

S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Miltenberg*, b. Volkhardt: *Patent über die Landesbehörden des Fürstenthums Leiningen.* Amorbach den 1 December 1804. 36 S. nebst 4 Bog. Tabellen. Fol. Dieses wichtige erst im Januar bekannt gewordene Patent zerfällt in 18 Kapitel. Die neuen Staatsämter sind: das geheime Conseil, an dessen Spitze der Fürst steht und welches allein Repräsentativ-Charakter hat; eine aus 3 getrennten Senaten bestehende *Regierung*, welche als Landeshoheits- und Gesetzgebungs- als Polizey- und Finanz- und endlich als Justiz-Collegium die höchste Landesstelle ausmacht. Die kirchlichen Angelegenheiten besorgt ein lutherisches Consistorium, ein katholischer und ein reformirter Kirchenrath. Das ganze Fürstenthum ist in 8 Justiz- und eben soviel ihnen correspondirende gleichnamige Rentämter eingetheilt, wodurch das Ganze eine den alten mainzer, pfälzer und würzburger Ämtern gar nicht mehr ähnliche Gestalt hat. Die Ämter sind: 1) *Miltenberg* von 47 Ortschaften, Weilen und Höfen begreift die alte mainzer Vogtey Miltenberg und einen Theil vom Oberamte Amorbach; 2) *Bischofsheim* an der Tauber von 28 Ortschaften. Ausser dem alten mainzer Amte Bischofsheim gehört hiezu noch das würzburger Amt Lauda. Bey dieser Gelegenheit berichtiget Einsender dieses einen Irrthum in den geographischen Ephemeriden, Januar 1805. S. 5. Das vorige würzburger Dorf *Disselhausen* ist nicht an Salm-Reiferscheid abgetreten, sondern gehört zu diesem Amte; dagegen ist das ganze vorhin würzburger Amt *Grünsfeld* von Leiningen an Salm überlassen worden. 3) Das Amt *Boxberg* von 25 Ortschaften enthält das vorige pfälzer Amt Boxberg, und die vorigen mainzer Vogteyen Burken, Ruchsen, Salzenthal und Schöpf. 4) Das Amt *Buchen* von 24 Ortschaften hat einen Theil vom alten mainzer Oberamte *Amorbach*, wovon 5) die Reste nebst den vorigen würzburger Ämtern Hardheim und Ripperg das Amt Walldürn von 30 Ortschaften enthält. Das alte pfälzer Oberamt Mosbach ist in 3 Ämter getheilt, nämlich: 6) *Mosbach* von 22; 7) *Eberbach* von 16; und 8) *Hilsbach* von 13 Ortschaften und Höfen. Das ganze Fürstenthum enthält 205 Städte, Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe, und in 114 fremdherri-

herrschen haben, die Beamten Gerechtsame zu verwalten oder Gefälle zu erheben. — Gesammt-Waldungen stehen unter den 3 Oberforsteyen: 1) *Amorbach* mit 7; 2) *Mosbach* mit 6 und 3) *Walldürn* mit 11 Forsteyen. Für die militärischen Angelegenheiten besteht eine eigene Militärcommission. Für alle Stellen ist der Geschäftskreis, Rang und Besoldung genau bestimmt. — Das 18 Kapitel handelt von der Bestechung der Staatsdiener, und in welcher Ordnung die Anträge und Beschwerden bey den Behörden anzubringen sind. Vortreffliche Maasregeln, wodurch auf der einen Seite die Würde der Staatsbeamten gehandhabt, auf der anderen aber auch sämmtlichen Unterthanen nachdrücklicher Schutz gegen alle unrechtmäfsige Bedrückungen und Beeinträchtigungen verschafft wird. In Ansehung der bey Höfen nur zu gewöhnlichen Ohrenbläserey heifst es: „Wir verbieten alles mündliche Anbringen bey uns unmittelbar von allen Officianten und Unterthanen gegen Officianten und öffentliche Behörden. Wir werden Ohrenbläser mit der Verachtung zurückweisen, welche demjenigen gebührt, der auf dem geraden Wege des Rechts seine Angelegenheiten vorzubringen oder seine Amtspflichten zu erfüllen, sich scheut." Nach den Vorschriften, wie Beschwerden einzureichen sind, heifst es: „Wir wollen keinen unserer Unterthanen den Zutritt zu uns unmittelbar versperren, wir wollen jede wahre und gegründete Klage anhören und auf das genaueste untersuchen lassen, und wenn sie erheblich befunden wird, mit der strengsten Gerechtigkeit abstellen. Wir müssen aber auch (gegen) diejenigen, welche aus störrischem Eigensinn und unbedachtsamer Rechthaberey oder gar Ungehorsam, oder aus der Hoffnung, durch ungestüme Zudringlichkeit Machtsprüche und widerrechtliche Verfügungen zu erschleichen, Uns mit grundlosen Beschwerden und Anträgen behelligen, oder sich Unwahrheiten und Verunglimpfungen ihrer Vorgesetzten und Obrigkeiten erlauben, die strengste Ahndung nach den Gesetzen eintreten lassen." — Der neue Titel des Fürsten ist: Fürst zu Leiningen, Pfalzgraf zu Mosbach, Herr zu Miltenberg, Amorbach, Düren, (das obige Amt Walldürn) Bischofsheim, Hardheim, Lauda etc.

S. i.

ERDBESCHREIBUNG. *Leipzig*, b. Steinacker: *Reise von Thüringen durch Sachsen, die sächsische Schweiz und die Oberlausitz über den Oybin und Meffersdorf in das schlesische Riesengebirge*, Erster Theil. 249 S. Zweyter Theil. 216 S. 8. Mit zwey Kupfern (Hohenstein und Oybin). (1 Rthlr. 18 gr.) Wer hier neue Bemerkungen über Statistik, Landesproducte, oder über Menschen- und Völkerkunde sucht, der möchte das Buch wohl unbefriediget hinlegen. Allein einige Stunden angenehmer Unterhaltung wird es jedem gewähren, und somit der S. V geäufserte Wunsch des Vf., „nicht ganz unter die langweiligen Erzähler gerechnet zu werden," in Erfüllung gehen.

Manche Gegenstände haben zu kurze Abfertigungen erhalten, wie z. B. im 1 Theile S. 38 und 102 und im 2 Theile S. 4 die Rosbacher und Torgauer Schlacht und der Hochkirchener Überfall. Freylich würde auch hier doch nur ein Auszug aus dem, was *Tempelhof*, *Archenholz*, *Kuster*, *Retzow* u. a. m. darüber geschrieben haben, gegeben worden seyn; doch hätte demungeachtet bey Hochkirchen, wo sich der eherne Muth und die beyspiellos hohe Disciplin der Preussen im höchsten Glanze zeigte, noch diese und jene Anmerkung oder Berichtigung gemacht werden können. Dem Rec., der vor einigen Jahren diese Gegenden bereiste, ist trotz der guten Karten, der guten Anweisung an Ort und Stelle, und trotz der gelesenen und mündlich eingezogenen Nachrichten von jener dunkeln Nacht, noch immer vieles dunkel geblieben. S. 118 erinnert sich Rec. nicht, auf dem *Prohtschenberge* bey Bauzen irgendwo Anlagen bemerkt zu haben, es müfste denn der daselbst befindliche wendische Kirchhof für eine solche gelten sollen. Der S. 216 genannte Commandant und Hauptmann auf dem Königstein hiess *Wolf Friedrich v. Beon*, welcher nicht, wie der Vf. will, wegen Verraths, sondern wegen Veruntreuung und Unterschleife am 16 Junius 1610 gehangen wurde; und des Barons v. *Klettenberg* Geschichte findet man ziemlich befriedigend in den „Nachrichten von merkwürdigen Verbrechern in Deutschland, *Bornholm* 1786" 8. Wallensteins Portrait (Th. II. S. 51) befindet sich gegenwärtig nicht mehr in Friedland, sondern in Dux. T. II. S. 208 kommen die armen Wenden abermals übel weg; doch ist der Vf. noch human genug, ihnen nicht alle Schuld ihrer Rohheit aufzubürden. Rec., welcher gute Gelegenheit gehabt hat, sich über dieses Völkchen genau zu unterrichten, will hier das Resultat seiner eingesammelten Erfahrungen liefern. Jeder der deutschen Sprache mächtige Wende, (wie man sie nur in dem Landstriche von *Stier* bis *Muskau*, und rechts und links nicht allemal findet,) wird eben so willig, wie der Deutsche, den Fragenden berichten. Die Wenden auf dem Lande zeigen eine Abneigung gegen ihre in Städten dienenden Landsleute, als Abarten der reinen Gattung. Die Schulen der Wenden sind freylich nicht in der besten Verfassung, doch das Nämliche läfst sich auch von den deutschen Schulanstalten in der *Oberlausitz* behaupten. Der nähere Umgang beider Geschlechter findet nur etwa eine kurze Zeit vor der Hochzeit, wie bey den Schweizern, Statt, und das Sittenverderbniss dieser Nation ist gewiss nicht ärger, als bey den sie umgebenden Deutschen. Übrigens hat Rec. bey den Wenden eine rohe Gutmüthigkeit, Gastfreundschaft, und gegen ihre Freunde eine beyspiellose Treue und Anhänglichkeit gefunden.

Bud.

Leipzig, b. Schäfer: *Scenen aus einer Reise von Erlangen nach Muggendorf und der Rosenmüllershöhle*. 1804. 6 Bog. 8. (9 gr.) Rec. greift zwar begierig nach jeder Schrift, welche von der eben so romantischen als merkwürdigen Gegend von Streitberg und Muggendorf handelt, wurde aber bey keiner so getäuscht, wie bey diesen Scenen. Sie sind weder neu, (der alte Höhlenaufseher Wunder lebte noch, als die Reise geschah) noch belehrend, noch unterhaltend; sie sind gar nichts. Wer *Esper*, *Köppel*, *Baader*, *Rosenmüller*, *Martius*, ja selbst den sehr vollständigen und genauen *Arndt* anführt (Vorerinnerung S. 3), und alles das zusammen, was diese verständigen und gelehrten Männer bekannt machten, nur zerstreute Materialien nennt: der hätte doch prüfen sollen, *was* er als einen „*neuen*" Beytrag zu jenen Materialien geben könne, ehe er ein in der Schreibart schülerhaftes, empfindelndes, gänzlich sachenleeres Ding drucken liess, worin die kümmerliche Beschreibung einer einzigen Höhle von so vielen kaum 10 Seiten anfüllt, indessen ein angebliches Abenteuer mit einem gemeinen, bettelhaften Landstreicher durch das ganze übrige Werkchen auf fast 70 Seiten fortläuft. Und selbst jene Beschreibung ist so, dass jemand, der die Höhle noch nicht kennt, sich schwerlich einen zusammenhängenden Begriff von ihr wird machen können, und jeder, der sie kennen lernt, finden wird, dafs er sich einen unrichtigen gemacht habe. Nicht einmal der Weg dahin ist einigermafsen genau beschrieben. In den Worten S. 69: „Vom Dorfe aus gingen wir einige Zeit durch eine Lindenallee. [Nach welcher Himmelsgegend?] Dann wendete sich plötzlich der Weg an die Gebirgskette hin;" sieht man weder, dafs schon die Lindenallee bergauf führt, noch ob die Gebirgskette die einzige der Gegend ist, noch ob sie der Allee rechts oder links liegt. — Welcher Reichthum von Folgewidrigkeit liegt in dem einzigen deutsch geschriebenen Worte S. 62: „eines alten *Practizi*!" Welche Verschrobenheit in den Zeilen S. 63: „Guter, heller Mensch! — durch deine drückende Lage jedem Gifte preis gegeben, das das Gold der Herzen zernagt, hatte es dir *die Natur* in seinem kindischen, reinen Leben bewahrt!"

Da Rec. mit keinem nützlichen Buche bekannt machen kann, so will er wenigstens einen nützlichen Rath geben. Der Vf. sagt unter andern, die meisten Reisenden kämen über Erlangen nach Muggendorf. Wenn das wahr ist, so ist es wenigstens nicht ästhetisch zweckmäfsig. Wer die ganze Zauberey des streitberger Paradieses, das sich wohl ohne Gefahr der Beschämung neben die schönsten Gegenden von Deutschland stellen darf, in vollem Mafse geniessen will, darf gerade am wenigsten von Erlangen her kommen, sondern muss von Bayreut aus über Oberfellendorf, durch die Wüste ins gelobte Land treten.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 SEPTEMBER, 1805.

CHEMIE.

HAMBURG, b. Hoffmann: D. *Joseph Black's*, Prof. der Chemie auf der Univerfität zu Edinburg, königl. Leibarztes in Schottland etc. *Vorlefungen über die Grundlehren der Chemie aus feiner Handfchrift*, herausgegeben von D. *Johann Robifon*, Prof. der Naturkunde in Edinburg. Aus dem Englifchen überfetzt und mit Anmerkungen verfehen von D. *Lorenz v. Crell*, herzogl. braunfchw. lüneb. Bergrathe, der Arzneygelahrheit und Weltweisheit o. ö. Lehrer u. f. w. 1804. Erfter Band. 444 S. Zweyter Band mit Kupfern. 548 S. Dritter Band mit Kupfern. 483 S. 8. (5 Rthlr.)

Der Prof. *Robifon* wurde aufgefordert, diefe Vorlefungen nach den nachgelaffenen Papieren des verewigten *Black's* zu bearbeiten, hauptfächlich um einer ähnlichen Arbeit zuvorzukommen, die wahrfcheinlich fehr mangelhaft ausgefallen feyn würde, weil man dabey die von feinen Zuhörern nachgefchriebenen Hefte benutzen wollte. *Rob.* war des Verftorbenen Freund, der ihm viel verdankt, der fchon 1758 feine Bekanntfchaft zu Glasgow machte, und ihm auch dafelbft im Amte folgte, als *B.* nach Edinburg berufen wurde. *Black* hatte von feinen Vorlefungen felbft wenig geordnet, und faft alles mufste aus einzelnen Blättern, wo nur die Hauptfätze bemerkt waren, und nach welchen *Black* extemporirt hatte, zufammengetragen werden. Doch hat fich *Rob.* immer fo viel als möglich an feine eigenen Worte gehalten, und eine treue Darftellung feiner Meinungen und Grundfätze befolgt; auch find von ihm Noten hinzugefügt, welche *Crell* hie und da noch ergänzt hat. Die Noten beziehen fich vorzüglich auf *Black's* eigene Grundfätze und auf feine Anfprüche auf Originalität; zuweilen find fie auch beftimmt, den Text zu erläutern. Rec. hat mehrere diefer Vorlefungen gern gelefen, weil fie gut und gründlich bearbeitet find. An der Ordnung aber, in welcher diefe Vorlefungen auf einander folgen, wäre wohl manches auszufetzen, und überhaupt ift Rec. auf wenig Neues und dem Deutfchen Unbekanntes geftofsen, fo dafs er dabey mehrmals in Verfuchung kam, zu fragen: Kommen nicht den deutfchen Chemikern diefe Vorlefungen zu fpät? — und war defshalb die Überfetzung nicht ganz entbehrlich? Intereffant ift es, in der Vorrede die vorzüglichften Züge aus *Black's* Leben, und feine Verdienfte um unfere Wiffenfchaft, (man erinnere fich nur an feine Unterfuchungen über fixe Luft und verborgene Wärme) ins Licht geftellt zu finden. *Black* war von der Natur mit feltenen Talenten befchenkt. Er war nicht blofs Chemiker, fondern auch gefchickter Arzt. Mit den eleganten Wiffenfchaften war er nicht unbekannt, und auch ein fehr angenehmer Gefellfchafter. Er befafs ein feines mufikalifches Gehör, und war felbft mufikalifch. Er war ein fehr einfichtsvoller Richter über mufikalifche Compofitionen; auch mit der Malerey, Bildhauerkunft und Baukunft war er nicht unbekannt. — Der ganze *erfte Band* diefer Vorlefungen behandelt die Gegenftände, worauf die Wärme Einflufs hat, fehr vollkommen und gut. Der *zweyte Band* begreift die Geräthfchaften, und giebt die Eintheilung der chemifchen Gegenftände in Salze, Erden, verbrennliche Körper, Metalle und Waffer. Die Salze werden noch in alkalifche, faure und Neutralfalze eingetheilt. Der *dritte Band* ift für die verbrennlichen Körper und die Metalle beftimmt, wo wir aber unter den Metallen blofs den Arfenik, Braunftein, das Eifen und das Queckfilber abgehandelt finden. Beym *vierten Bande*, der wahrfcheinlich noch nachfolgen wird, werden doch wohl auch die Kupfer geliefert, die hier ganz fehlen?

x + y.

FÜRTH, im Büreau für Literatur: *Tabellarifche Charakteriftik der ächten und unächten Arzneymittel für Ärzte, Apotheker und Droguiften*, herausgegeben von Dr. *C. H. Theodor Schreger*. 1804. 143 S. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Vorrede giebt der Vf. die Quellen an, aus welchen er zum Entwurf diefer Tabellen fchöpfte, und fie find mit fo vorzüglichem Fleifs entworfen, dafs fie gewifs ihren Zweck nicht verfehlen werden. Die rohen Arzneymittel find nach alphabetifcher Ordnung und nach den drey Reichen der Natur aufgeführt, und immer ift dabey auf eine naturhiftorifche Befchreibung hingewiefen. Aufserdem find diefe Tabellen in drey Rubriken abgetheilt, wovon die eine für die Namen, die zweyte für die Kennzeichen und Prüfungsmittel ihrer Güte und Ächtheit, und die dritte für die Unterfcheidungszeichen und Entdeckungsmittel ihrer Verunreinigung, Verwechfelung, Verfälfchung u. f. w. beftimmt ift. Den rohen Arzneymitteln folgen die mechanifch bearbeiteten, als die einfachen und gemengten Pulver, Kräuterfpecies, Pillen, u. f. w. und zuletzt kommen die chemifch bearbeiteten Arzneykörper an die Rei-

Reihe. Einige eingeschlichene Unrichtigkeiten wird der Vf. bey einer neuen Auflage schon selbst verbessern: so finden wir z. B. S. 97, das reine Bleyweiss müsse sich vollkommen in destillirtem Wasser (soll wohl Essig heissen?) auflösen, und damit zu Bleyzucker anschiessen. Bey den künstlichen medicinischen Luftarten (Gasarten) heisst es S. 139: das möglichst reinste (Stickstoffgas) aus Zinn- oder Bleyamalgam, muss geruch- und geschmacklos, leichter als die atmosphärische Luft seyn u. s. w. Wie diess hier steht, muss man glauben, das Stickstoffgas werde aus Zinn- oder Bleyamalgam bereitet; aber es ist bloss das Mittel, das Sauerstoffgas aus der atmosphärischen Luft zu trennen, damit das blosse Stickstoffgas übrig bleibe. x+y.

München, b. Lindauer u. Lentner: *Versuch einer pragmatischen Geschichte der bayrischen und oberpfälzischen Mineralwasser.* Nebst chemischer Untersuchung derselben in 41 Tabellen, der Bergnaphta der Tegernsee, und einer Brunnenkarte. Von *Johann Baptist Graf*, Medicinal- und Gen. Lazar. Inspectionsrath u. Prof. Erster Band. Mit 20 Tabellen. XCVI Einl. u. 144 S. Zweyter Band. Mit 21 Tabellen. 145—360 S. 8.

Seit langer Zeit haben wir kein Werk über die Mineralwasser erhalten, welches so reich an Eigenthümlichkeiten und neuen Ansichten ist, und den Gegenstand so sehr von allen Seiten beleuchtet, als das gegenwärtige. Wir wollen versuchen, zuerst eine kurze Übersicht des ganzen Werks zu geben, und dann einzelne neue Ansichten des Vf. aufstellen. Zuerst handelt der Vf. die Art der geschichtlichen Darstellung der Mineralwasser, ihr Alterthum und ihre Wichtigkeit ab. Dann folgen Axiome zur geschichtlichen Ausmittelung der Bestandtheile, nebst eigenen treffenden Bemerkungen. sodann die Ansicht der chemischen Untersuchung, nebst der Ausmittelung der enthaltenen reactiven Bestandtheile der Mineralwasser. Ideen über die quantitative Ausmittelung und Unmöglichkeit derselben, so wie ihre Unanwendbarkeit in medicinischer Hinsicht, und die Unzuverlässigkeit der künstlichen Mineralwasser, worauf dann die quantitative Bestimmung nach eigener Ansicht, relative durch Tabellen folgt. Hierauf betrachtet der Vf. das Grünen des Bodens im Umkreise der Schwefelquellen zu jeder Jahreszeit, und stellt Ideen über die Farben auf, die er in der Natur nachweist. Frappant ist die bemerkte Analogie der Wirkungen zwischen der Atmosphäre der Schwefelquellen und mineralsauren Räucherungen als Mittel gegen die Epidemien, so wie die Ideen über die Entstehung der Schwefel- und überhaupt der Mineralquellen; und reichhaltig sind die Folgerungen aus diesen Ansichten für den chemischen Leser. Bey den Säuerlingen verbreitet sich der Vf. über die Entstehung der Kohlenstoffsäure, ihre Verbindung, Erden, Alkalien, etc. und zuletzt werden allgemeine Regeln, vor dem Bad, während des Bades, und nach dem Bad gegeben.

Bayern und die Oberpfalz ist an Mineralwassern reicher als jeder andere Staat in Europa. Auch waren diese Gesundbrunnen in den älteren Zeiten in Deutschland sehr berühmt, und hatten grösseren Ruf, als manche andere jetzt blühende Badeanstalten; allein nicht der Mangel an Güte der Mineralquellen, auch nicht Mangel an Aufmerksamkeit der Regierung, sondern das Schicksal Bayerns überhaupt verstopfte diesen wichtigen den leidenden Menschen so wohlthätigen, und den Kassen so nützlichen Finanzzweig. Einen Misgriff scheint jedoch die Regierung selbst gethan zu haben, indem sie Privatpersonen ihre eigenthümlichen Quellen überliess. Es ist daher sehr lobenswerth, dass der Vf. die Regierung darauf vorzüglich aufmerksam macht, und sie erinnert, dass die Mineralquellen immer als ein Zweig der Gesundheitspolizey nur unter ihren Augen und ihrem Einflusse allgemein wohlthätig und nützlich werden können, und es ist zu hoffen und zu wünschen, dass seine gehaltvolle Schrift den Zweck erreichen möge, Bayerns berühmte Bäder aus ihrer Vergessenheit zu reissen. Wir können uns hier nicht weiter über die Vorschläge verbreiten, welche der Vf. mittheilt, um diesen Zweck zu erreichen.

Der Vf. untersuchte die sämmtlichen Mineralwasser Bayerns auf folgende Art. Zuerst untersuchte er jedes Mineralwasser in seinem natürlichen Zustande mit Reagenzien, und zeichnete die Erscheinungen sorgfältig auf; dann wurde das Wasser noch einmal zu 2—3 und mehreren Stunden gekocht, und nochmals mit den nämlichen Reagenzien geprüft. Nachher wurde das schon ein oder mehrmals gekochte Wasser zur Trockene verdunstet, und der Rückstand entweder ganz analysirt, oder doch ein Salz von dem andern so abgeschieden, dass kein Zweifel mehr über die durch Reagenzien hervorgebrachten Erscheinungen Statt finden konnte, wobey aber nicht ausser Acht gelassen wurde, dass die Salze durch den Abdampfungsprocess eine andere Form annehmen. Aus allen diesen Erscheinungen vor und nach dem Kochen, und mit den Rückständen vom Abdampfen; und nach den sorgfältigsten Bemühungen, alle Niederschläge mit dem rohen und gekochten Wasser, sorgfältig quantitative und der Form nach mit einander zu vergleichen, zog nun der Vf. die Resultate, die er, so wie die ganze Manipulation, in grossen Tabellen mittheilte. So findet man in einem Theile der Tabellen die Erscheinungen aufgezeichnet, wie sie gleich nach dem Zusatze des gegenwirkenden Mittels, im ersten Moment, sich zeigten; dann welche Form nach 24 Stunden die Erscheinungen des ersten Moments angenommen hatten, oder ob sie während 24 Stunden neue Erscheinungen gemacht hatten. Diess war das zweyte Moment, und dasselbe Verfahren mit dem gekochtem Wasser gab das dritte und vierte Moment. Die Erscheinungen mit den Rückständen des Kochens und Abdampfens findet man wieder, wie sie momentan, oder wenigstens in kurzer Zeit erfolgten, aufgezeichnet; dieses nennt der Vf. das fünfte Moment. Dieses Verfahren ist eben so neu als scharfsinnig,

nig, und es gehen daraus wahrhaft belehrende Resultate hervor. — Um sich von der Gewissheit der auf die erzählte Art angestellten Untersuchungen gänzlich zu überzeugen, wurden dieselben zweymal zu ganz verschiedenen Jahreszeiten angestellt, und manches Wasser 4 bis 5 mal untersucht. Der Vf. entschuldiget sich, dass er dem herrschenden Geiste in Analysirung der Mineralwasser nicht entsprochen, und die Untersuchungen nicht quantitativ ausgeführt habe: er sagt, die wichtigsten Gründe hätten ihn von dieser undankbaren und unsicheren Arbeit abgehalten. Jeder, der 40 Mineralwasser, wie er, nach einander untersucht habe, werde wissen, dass schon der praktische Blick, die Routine genug sey, um in einem Überblick auf die reactiven Erscheinungen, auf den Geschmack, Schwere des Wassers etc. beyläufig, ja sogar bestimmt anzugeben, welches die Hauptbestandtheile eines Wassers der Quantität nach seyen. Er habe Mineralwasser von berühmten Chemikern untersucht, nachanalysirt, aber nie die Menge der Bestandtheile gefunden, die sie angeben. Die quantitative Untersuchung der Mineralwasser habe man auf verschiedene Art vorgenommen; aber keine gebe übereinstimmende Resultate; denn die ältere Art das Wasser zur Trockene abzudampfen, den Rückstand zu analysiren, und die geschiedenen Substanzen zu wiegen, sey sehr unzuverlässig. Einmal werde durch den Abdampfungsprocess schon ein Theil der aufgelösten Salze mit verflüchtiget, und dann auch fänden Zersetzungen der Salze bey den Abdampfungen selbst Statt. Eben so grosen Unrichtigkeiten sey die neuere Art der quantitativen Untersuchung, durch Wägung der Niederschläge, unterworfen, worüber vorzüglich *Berthollets* neue Affinitätslehre Aufschluss gebe. Es existire daher keine quantitative Analyse eines Mineralwassers, der man nicht im strengen Verstande mit Zweifeln und Einwürfen begegnen könne. Dieses sucht der Vf. noch durch einige chemische Versuche mit antagonirenden Salzen näher zu erweisen.

Gegen die künstlichen Mineralwasser erklärt sich der Vf. durchaus, und sucht zu zeigen, dass sie nie das leisten werden, was die natürlichen thun. Hier können aber theoretische Ansichten unmöglich ganz allein entscheiden, sondern die Erfahrung muss den Ausspruch thun, und diese hat den Nutzen der künstlichen Mineralwasser bewährt.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, dass der Boden in dem Umkreise der Schwefelquellen beständig und zu jeder Jahreszeit, auch in Gegenden, wo selten ein Sonnenstrahl hindringt, grüne. Dieses ewige Grünen sucht der Vf. dadurch zu erklären, dass die Pflanzen ihren Sauerstoffgehalt an die Atmosphäre der Schwefelwasser, und diese den Wasserstoff an die Pflanzen schnell und beständig absetzen, was jedoch erst eines näheren Beweises bedürfte.

Man hat bey mehreren Bädern, vorzüglich bey Schwefelquellen die Erfahrung gemacht, dass an diesen Orten nie eine ansteckende Menschen- oder Viehkrankheit herrschte, dass selbst die Pest diese Orte verschonte. Diese geschichtlichen Thatsachen beweisen, dass schon vor Jahrhunderten die mineralsauren Dämpfe und Gasarten die Ansteckungsstoffe entkräfteten, welches die neueren Resultate von den mineralsauren Räucherungen unwidersprechlich darthun. Um aber in der Zusammenstellung der schwefelwasserstoffhaltigen Mineralquellen und der mineralsauren Räucherungen gegen Ansteckungen keinen Widerspruch zu finden, ist nothwendig, sich einen deutlichen Begriff von der Entstehung der Mineralquellen zu machen. Der Vf. denkt sich diese Entstehung nun auf folgende Art: Es müsse ein Stoff in der unterirdischen Natur gefunden werden, der nicht Magnet, nicht Elektricität, nicht Wärmestoff, kurz kein bedingtes Wesen seyn dürfe, ein Stoff der entweder für sich, oder in Verbindung mit anderen Stoffen im Stande sey, das Wasser zu zersetzen. Dieser Stoff könne aber auch der Schwefel seyn, wenn er durch irgend einen anderen Körper, z. B. durch Laugensalz in den Stand gesetzt werde, das Wasser zu zersetzen. Sey das Wasser nun auf solche Art zersetzt: so wirken dessen Bestandtheile jeder frey für sich; der Wasserstoff im freyen Zustande kann nun selbst Anneigungsmittel zur Oxydation des Schwefels, durch den Sauerstoff des Wassers werden. Kann die Oxydation des Schwefels, so lange das Wasser unter der Erde fortläuft, vollkommen vor sich gehen: so entsteht vollendete Schwefelsäure, die sich dann mit den auflöslichen Stoffen, mit denen sie während ihres Laufs zur Oberfläche der Erde in Berührung kömmt, sättiget. Geschieht aber die Oxydation des Schwefels unvollkommen, oder findet die entstandene Säure keine auflöslichen Stoffe, oder geschieht der Process nahe genug auf der Oberfläche der Erde, so erscheint der gesäuerte Schwefel als schwefliche Säure, wie dieses der Fall bey einigen italienischen Wassern ist. Ist der Oxydationsgrad des Schwefels noch unvollkommener, so dass er noch den Wasserstoff in seiner Mischung hat, so erscheint er uns als geschwefelter Wasserstoff. Wir können dem Vf. hier nicht weiter in der Auseinandersetzung dieser Hypothese folgen, die aber zu sehr wichtigen Betrachtungen Anlass geben kann. Der Vf. verspricht seine hier mitgetheilten neuen chemischen Ansichten in einer besonderen Schrift dem Publicum zu übergeben, wofür er auf den Dank der Leser rechnen kann. Schlüsslich wollen wir noch bemerken, dass die Bergnaphta zu Tegernsee sich nach des Vf. Versuchen wie ein wahres Steinöl verhält.

xp.

TECHNOLOGIE.

EISENACH, b. Wittekindt: *Vollständige Beschreibung von einer vorzüglich brauchbaren Rammmaschine, mit welcher nicht bloss senkrechte, sondern überhaupt nach jedem erforderlichen Neigungswinkel von 90 bis 10 Grade, mit Ersparung an Arbeiter, Pfähle eingeschlagen werden können, und durch einen einfachen Gegenmechanismus dem Bären die durch das Schrägstellen verlorne Kraft wieder ersetzt werden kann*, von *J. C. Kommerdt*, verbessert und herausgegeben von

C.

C. C. *Rommerdt.* 1804. VIII u. 44 S. 8. mit 2 Kupfern. (12 gr.)

Eine zweckmäfsige Rammmaschine ist sowohl bey senkrechten als schiefen Einpfählungen ein wahres Bedürfnifs in der Baukunst, besonders beym Wasserbau. Aber die gewöhnlichen Einrichtungen solcher Maschinen haben meist beträchtliche Fehler. Wird der Block oder der Bären blofs von einer Menge Menschen an einem Seile über eine Rolle geführt gehoben: so erlangt er nicht Höhe genug, um bey senkrechten Einpfählungen die nöthige Wirkung zu thun, und bey schiefen Einpfählungen wird die Gewalt noch weit mehr durchs Herabgleiten von den schiefliegenden Lauflatten geschwächt, der Friction nicht zu gedenken, welche der Bären an den Flächen der Lauflatten erleidet. Man hat zwar diese Mängel durch mehrere mechanische Anordnungen abzustellen gesucht; allein sie sind theils zu sehr zusammengesetzt, theils zu unbequem, um allenthalben mit Vortheil angewendet werden zu können. Diefs bewog Hn. *R.*, auf eine eigene Rammmaschine zu denken, welche so einfach, als es der Sache nach möglich war, eingerichtet seyn, und bey jeder Art von Einpfählungen von beynahe gleicher Wirkung gebrauchet werden konnte. Sein Sohn hat diese Maschine noch mehr verbessert, und in vorliegender Schrift eine vollständige Beschreibung und Abbildung davon gegeben. Rec. mufs gestehen, dafs sie eine der vorzüglichsten ist, ob sie gleich, in einigen Theilen weniger zusammengesetzt, den nämlichen Effect ohne gröfseren Aufwand von Kräften leisten, und daher weniger kostbar seyn könnte. — Der Vf. hat vorzüglich auf folgende drey Hauptpunkte Rücksicht genommen: 1) auf die Verminderung der Friction des Bären bey jeder Stellung der Lauflatten; 2) auf die Verstärkung der Kraft, den Bären in die Höhe zu ziehen, und 3) auf eine eigene Vorrichtung, dem Bären die bey schrägen Einpfählungen verlorene Kraft wieder zu ersetzen. Das erstere hat er durch ein paar messingene Rollen und eine kleine Walze, welche im Bären befestiget sind, und beym Herabfallen desselben sich an den Lauflatten wälzen, bewerkstelliget. Zur Bewirkung des zweyten hat er auf den Rammstuhl ein Tretrad mit Speichen angebracht, auf welche ein starker Mann treten mufs. Beym Umlaufe desselben wickelt sich das am Bären befestigte, und über eine feste Rolle oben in den Lauflatten gelegte Seil auf eine besondere durch einen Riegel festgestellte Welle. Nachdem auf diese Art der Bären in die Höhe gezogen worden, löset ein besonderer Mann den Riegel der Welle, und da diese um ihre Zapfen beweglich ist, fällt der Bären durch sein eigenes Gewicht wieder herab. Nach Rec. Urtheil würde hier der Mechanismus einfacher und mit geringeren Kosten durch eine Kreutzhaspel ausgeführet werden können; wobey besonders noch der Vortheil bey der Transportirung des Ganzen Statt findet, dafs die Maschine mehr aus einander geleget werden kann. Das dritte endlich, welches besonders bey schrägen Einpfählungen angewendet wird, hat der Vf. dadurch zu Stande gebracht, dafs in einem vor dem Bären befindlichen Gestelle oben und unten eine Rolle angebracht ist, über welche ein an dem Bären befestigtes Seil gelegt wird, an dessen Ende einige starke Männer in dem Moment, da der Bären herabsinken will, mit vereinter Kraft denselben herabziehen, und ihn dadurch diejenige Kraft wiedergeben, welche er beym schrägen Herabgleiten verlieren würde. RF.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Gröningen*, b. Eckhoff, *Bremen*, b. Seyffert: *Alexandri Numan, Med. Doct. observationes de carbonatum officinalium praecipuorum praeparandi methodo, natura ac usu, factae in laboratorio chemico universitatis Groningae.* 1804. 94 S. 8. (10 gr.) Diese kleine Schrift enthält die pharmaceutische Bereitung des kohlenstoffsauren Kalis, Natrons, Ammoniums und der Talkerde, wobey vorzüglich auf die verschiedene Abstufung ihrer Sättigung Rücksicht genommen ist, und diesen folgt der therapeutische Nutzen dieser Producte. Dem deutschen Arzt, Chemiker und Pharmaceuten ist alles hier abgehandelte hinlänglich bekannt. Das Eigene finden wir hier, dafs sich der Vf. weder eines Woulfischen noch eines anderen künstlich zusammengesetzten Apparats zur Bereitung des kohlenstoffsauren Kalis und Natrons bedient. Die kalische Auflösung wird blofs in eine geräumige Vorlage gefüllt, gröblich gestofsene Kreide in eine Tubulatretorte gethan, und mit acht Theilen Wasser verdünnte Schwefelsäure nach und nach darauf gegossen. Der Hals der Retorte mufs bis in die Flüssigkeit der Vorlage reichen. Anfangs wird die Mündung der Vorlage offen gelassen, damit die atmosphärische Luft heraustreten kann, welches durch die gröfsere Schwere der in die Vorlage tretenden gasartigen Kohlenstoffsäure bewirkt wird. Ist die atmosphärische Luft herausgetreten: so wird die Mündung mit feuchter Blase verschlossen. Es kommt alles auf das behutsame Eintragen der Säure an, um zu verhüten, dafs die Gefäfse von nicht absorbirtem Gase nicht zerschlagen werden; demungeachtet sey es doch nöthig mit einer Nadel Öffnungen in die Blase zu machen, damit dadurch im Nothfall ein Antheil des Gases entwischen könne. Von zwey Pfund im Wasser gelösten Kali hat der Vf. durch dieses Verfahren in Zeit von 24 Stunden ein Pfund schön krystallisirtes kohlenstoffsaures Kali erhalten, ohne den Rückstand, der bis zu einer neuen Arbeit aufbewahrt werden kann. Rec. würde bey aller bemerkten Behutsamkeit noch hinzusetzen, dafs doch wohl bey dieser Behandlung eine Zerschlagung der Gefäfse möglich wäre, wodurch dem Arbeiter Schaden zugefügt werden könnte. y+y.

Dresden, b. Arnold: *Vollständige und praktische Anweisung zu Verfertigung verschiedener Arten englischer Lackfirnisse, besonders des englischen Metall-Bernstein- und Kopalfirnisses. Nebst einem Unterricht über das Lackiren und die Zubereitung der Farben*, von *J. G. Herklotz.* 1804. 154 S. 8. (16 gr.) Die Ingredienzien zu diesen Lackfirnifsrecepten sind Bernstein, Kopal, Mastix, Sandarac, Sarcocoll, Elemiharz, Terpentin, Terpentinöl, Weingeist, Leinöl u. s. w. Sarcocoll und Elemiharz sind nach Rec. Erfahrung unnöthige Zusätze. Der Kopal löst sich nach Nr. 9 nicht in Weingeist auf. Zur Bereitung der Lackfirnisse darf dem Weingeist der wässerige Antheil nicht blofs durch Pottasche geraubt werden, sondern man mufs ihn nachher noch einer Destillation unterwerfen; auch ist zu dieser Absicht der gut ausgeglühete salzsaure Kalk der Pottasche vorzuziehen. Wählt man recht reine und helle Sandaracstücken: so ist die Reinigung desselben durch scharfe Lauge unnöthig, ja diese Behandlung ist vielmehr schädlich. Die angegebene Präparirung des Mastix ist unzweckmäfsig, und so auch die Abwaschung des Terpentins. Was von der Zubereitung der Firnisse überhaupt bemerkt wird, verdient empfohlen zu werden, vorzüglich was die Vorsicht, Entzündungen zu verhüten, betrifft. x+y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 SEPTEMBER, 1805.

NATURGESCHICHTE.

Strasburg u. Paris, b. König: *Johannis Hermann observationes zoologicae, quibus novae complures, aliaeque animalium species describuntur et illustrantur.* Opus posthumum edidit *Fridericus Ludovicus Hammer*, hist. nat. Prof. etc. Pars prior observationum quatuor centurias continens. XII. (1804.) Mit dem schön gestochenen Bildniss des Verfassers. 39½ Bogen ohne Vorrede und Register. 4. (3 Rthlr.)

Dieses wichtige Werk ist ein Theil der hinterlassenen, naturhistorischen Arbeiten des im J. 1801 verstorbenen Dr. und Prof. *Joh. Hermann* zu Strasburg. Bekanntlich besass dieser Gelehrte eine grosse Naturaliensammlung, welche viele Seltenheiten aus den drey Naturreichen von verschiedenen und sehr entlegenen Ländern enthielt, und seinem thätigen und beobachtenden Geiste den reichhaltigsten Stoff zu vielen Untersuchungen und Bemerkungen darbot. Diese schrieb er nieder, und diese sind es nun, welche sein Schwiegersohn, Hr. Prof. *Hammer*, der jetzige Besitzer des Kabinets, mit Beyhülfe des Hn. *Friedrich Hermann*, Bruder des verstorbenen *J. Hermann* zu Strasburg, ein eben so geschickter Naturforscher als Rechtsgelehrter, durch den Druck nach und nach bekannt, und mit diesem Theil den Anfang machen will. Er begreift theils Beobachtungen über die Lebensart, theils Beschreibungen von 66 Säugthier-, 161 Vögel-, 84 Amphibien- und 59 Fisch-Arten, unter welchen viele als neu aufgeführt sind. Der Herausgeber hat in der Anordnung das linnéische System befolgt. Wir wollen von dem Inhalt Einiges in der Kürze unseren Lesern mittheilen, und hin und wieder einige Bemerkungen einstreuen.

I. Säugthiere. *Simia engytitthia, Herm.* (i. e. *mammas vicinas habens.*) *Caudata, grisea virescens, artubus cinerascentibus, facie nigra, fascia frontali albida, circumcaesura faciei subpilosa.* Dieser Affe ist der *S. Raloway L.* sehr ähnlich; allein es fehlt ihm der Bart. Der Zahnarzt *Laforgue*, von welchem ihn der Vf. erhielt, besass ihn lebendig. *S. Sphingiola, H.* Er ist weder *Sphinx minor, Buff. et Schreb.* noch *platypus*, mit welchem er übrigens, ausser der grünern Farbe und kleinern Gestalt, viel Ähnlichkeit hat. *Lemur Leucopsis, H. Incisoribus utrinque quatuor, facie obtusa, ambitu oculorum albo, corpore cinereo-griseo, pedibus extremis fasciaque humerali luteis, caudae corpore longioris, cinereae, subfloccosae, apice nigro.* Der Vf. erhielt ihn von Geoffroy ohne Namen. *Vespertilio Celano, H.* Aus Batavia. Diese Fledermaus ist von den ihr ähnlichen Buffonschen Arten *la Roussette et la Rougette* verschieden. *Vesp. nudus, H. Ecaudatus, corpore nudo, auriculis mediocribus, simplicibus, dentibus caninis inferioribus intus cavis basi productis.* Das Vaterland dieser Fledermaus ist unbekannt. H. erhielt sie aus Paris. *Myrmecophaga didactyla.* Der Vf. führt die 22 Tafel der blumenbachischen Abbildung naturhistorischer Gegenstände an, und bemerkt, dass die Ohrlappen, welche bey der blumenbachischen Abbildung angegeben sind, bey seinem Exemplar fehlen. *Canis familiaris.* Viele Bemerkungen über denselben. Bey einem Spiel wurde ein aus Elfenbein verfertigter Würfel auf die Erde geworfen. Als man ihn suchte und nicht fand, fiel der Verdacht auf den Hund. Er wurde aufgeschnitten, und der Würfel halb verdauet in dem Magen gefunden. Von *Canis Alopex* und *Felis guttata, H.* Ausmessung und Beschreibung. *Mus Cricetus.* Viele Beobachtungen über die Nahrungsmittel desselben. *Sciurus vulgaris* und *Sc. vulg. cinerea.* Sehr viele Beobachtungen. Den Beschluss der Säugthiere machen Beschreibungen der Hörner von *Antilope grandicornis, H.* und *Ant. torticornis H.*, der Zähne des *Hippop. amphib.* und *Sus Babyrussa.*

II. Vögel. *Vultur minor, H. Albus, remigibus nigris, rectricibus fusco-marginatis.* Dem Vf. scheint diess die kleinste Art von Geyern zu seyn. S. 93 sagt er, dass alle Geyer einen Kropf vor dem eigentlichen Magen hätten, der einem herunter hängenden Sacke ähnlich sey, allein dieser Kropf ist auch den Adler- und Falken-Arten eigen, und ist wohl nichts anders, als ein Vormagen. Dieser Sack soll nach der Meinung des Vf. zu der Fabel, dass der Pelekan seine Jungen mit seinem eigenen Blute nähre, Veranlassung gegeben haben, da *Vultur Papa* öfters mit dem Pelekan verwechselt wird, und ein gewisser Thierführer, welcher diesen Geyer in der Gefangenschaft hielt, und nichts von der Fabel wusste, ihm versicherte, dass er mit seinem Schnabel sich den Kropf öffne und Blut herauslaufen lasse. Rec., der einen ganzen Winter hindurch einen lebendigen Geyerkönig sehr oft sah, konnte diese Verwundung niemals bemerken, auch sagte ihm der Thierführer nichts davon. Denkt sich Rec. noch hinzu, dass solche Leute den Thieren, welche sie bey sich haben, öfters Eigenheiten andichten, die diese nicht besitzen: so muss er an der Wahrheit der Erzäh-

lung des obigen Thierführers und also auch an der Veranlassung zu der bekannten Fabel zweifeln. *Falco interruptus, Herm.* Ist sicher kein anderer, als *F. apivorus, Lin.*, und sein *F. morphnos* ist *F. lagopus, Lin.*, *F. vittatus H.* wahrscheinlich das Weibchen des *F. pygargus et cyaneus, Lin.*, *F. turturinus, Herm.* ist *F. rufipes, Beseke. F. elegans, H.* ist in der Farbe und Gestalt dem *F. turt.* sehr ähnlich, so dass ihn der Vf. anfangs selbst für eben denselben, bey näherer Untersuchung aber für eine besondere Art hielt. Da Männchen und Weibchen des *F. rufipes* abändern, so könnte *F. eleg.* doch wohl nur eine Abart oder Altersverschiedenheit seyn. *Dendrocolaptes, H.* und *Titia, H.* Zwey neue Gattungen. Jene stellt er zwischen *Picus*, *Sitta* und *Certhia*, diese zu *Picus. Rhynchochasme, H.* — (ein langer nicht wohlklingender Name!) Ebenfalls eine neue Gattung, zu welcher er *Ardea pondiceriana*, und *A. coromandeliana* rechnet. *Ardea Ciconia.* Viele Bemerkungen über seine Lebensart. Uns wundert, dass der Vf. den Storch noch unter die Reiherarten zählt. *Motacilla longicaudata, H.* Ist wohl *M. Boarula, Lin.*

III. Amphibien. *Testudo graia. H.* verglichen mit *T. graeca*, und *T. tricarinata, Schoepf.* mit *T. picta, H.* und *T. scabra, Lin. Rana bufo* und *Bufo Calamita.* Viele Beobachtungen. In dem Magen der *Lacerta cyanea, H.* fand der Vf. einige Bandwürmer. *Lacerta grisea.* Ist wahrscheinlich *L. agilis. Fem.* und hier sehr weitläuftig beschrieben. *Coluber Aspis.* Der Vf. fand bey seinem Exemplar keine Giftzähne. Wenn man die Diagnosen, welche *Linné*, *Gmelin*, *La Cepede* und andere Naturforscher von dieser Schlange angegeben haben, durchsieht: so wird man gar bald überzeugt, dass bey dieser Art noch mancherley Zweifel Statt finden. Sie ist wahrscheinlich nur eine Abänderung von *C. Chersea* oder *Berus*, mit welcher ersteren sie, wie schon *Linné* bemerkte, viel Ähnlichkeit hat, und muss sodann im System ausgestrichen werden.

IV. Fische. *Acipenser Sturio.* Bemerkungen über den Kopf und einige Eingeweide desselben. *Balistes nummiferus, H.* (*Balistes niger.*) Von der Insel Frankreich. Der Vf. bemerkte an seinem Exemplar grosse, weisse runde Flecken, und auf dem Schwanze drey höckerige Linien. *B. pellucidus H.* (*B. sulcatus, La Cepede*). *Tetrodon maculatus, H. Diodon maculatus, H.* etc. *Nothistium, H.* Eine neue Gattung, die mit der Gattung *Scomber* verwandt ist, und sich durch den verlängerten Schnabel auszeichnet. *Silurus mollis, H. Esox nudus, H. Clupea alepidota, H.* Aus Amerika etc.

Den Beschluss macht ein alphabetisch geordnetes Register über die in diesem Bande vorkommenden Thierarten. Noch müssen wir bemerken, dass unter den wirklich neuen Arten auch mehrere schon bekannte nur unter einem neuen Namen vorkommen. Manche sind von dem Vf. auch schon in anderen Schriften, z. B. im Naturforscher beschrieben. Schade, dass der Herausg. nicht mit diesem Bande zugleich die dazu gehörigen Kupfer lieferte, von welchen, wie aus der Vorrede erhellt, schon ein grosser Theil gemalt ist. Wir ersuchen ihn, sie ja nicht zurück zu halten, und vorzüglich auf die neuen Arten und diejenigen, welche der Vf. selbst nicht genau zu kennen schien, z. B. S. 112 etc. Rücksicht zu nehmen. — Der zweyte Band soll die Insecten, Würmer und Zoophyten enthalten. Aus diesen Classen werden aber wieder einige besondere Werke über einzelne Gattungen, z. B. über die Läuse, ein anderes über die Schildläuse, ein drittes über die Spinnen, zu welchen letzteren schon über hundert Zeichnungen ausgefertiget sind, erscheinen. So haben wir auch eine hinterlassene *Flora Alsatica* durch den thätigen Hn. *Hammer* zu erwarten. Von diesen besondern Werken ist bereits erschienen:

STRASBURG, b. Levrault: *Memoire aptèrologique*, par *Jean-Fréd. Hermann*, Doct. en medécine, membre de la societé d'histoire naturelle de Paris; publié par *Fréderic-Louis Hammer*, etc. avec neuf planches enluminées. An XII. (1804.) 73 Bogen, fol. (Auf gross Velin 48 Fr., auf mittel Velin 40 Fr., auf ord. Velin 36 Fr.)

Die linnéische Gesellschaft zu Paris bestimmte vor ungefähr 10 Jahren demjenigen einen Preis, welcher die meisten Entdeckungen in der Naturgeschichte machen würde. Der junge *Hermann* wählte sich zum Gegenstande seiner Untersuchungen die ungeflügelten Insecten, und war so glücklich, den ersten Preis davon zu tragen. Diese Schrift ist aber nicht mehr diejenige, welche er der Gesellschaft übergab. Er ging sie noch einmal durch, bereicherte sie mit neuen Zusätzen, ja er wollte sie ganz umarbeiten, als ihn der Tod wegnahm. Er starb an einem Nervenfieber im 25 Jahr seines Alters. Sein durch diesen Verlust äusserst niedergebeugte Vater fügte noch mehrere neue Entdeckungen hinzu, wodurch denn diess Werk zu der Vollkommenheit gedieh, die es gegenwärtig besitzt. Aber auch ihn überraschte der Tod, als kaum die ersten Platten gestochen waren. Die Zeichnungen machte der Sohn grösstentheils selbst mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt. Nicht nur das ganze Thier, sondern auch öfters mehrere merkwürdige Theile desselben wurden jedesmal unter einer starken Vergrösserung nebst der natürlichen Grösse vorgestellt. Man muss wirklich die Geduld und Ausdauer bewundern, welche Sohn und Vater bey der Untersuchung so kleiner, dem blossen Auge fast unsichtbaren Geschöpfe anwandten. Stich und Farbenerleuchtung sind ebenfalls gut ausgefallen. Es sind gegen 93 Ohnflügler abgebildet, der Menge der besonderen Zeichnungen ihrer Fresswerkzeuge, Fühlhörner, Füsse, Zangen, Haare etc. nicht zu gedenken. —

Gehen wir nun auf den beschreibenden Theil selbst über. Auf die von dem Herausgeber und *Hermann*, dem Vater, vorausgeschickten zwey Vorreden folgt eine Einleitung, welche eine sehr genaue Kritik der bisher von *Linné*, *Geoffroy*, *Degeer*, *Fa-*

Fabricius, *Müller*, *Scopoli*, *Thunberg*, *Forster*, *Römer*, *Olivier* aufgestellten Kennzeichen der Gattung *Acarus* enthält, dann des Vf. neue systematische Eintheilung der ganzen Ordnung *Aptera*. Er macht vier Familien: 1) *pedibus sex; thorace a capite aut abdomine discreto*, unter welche die Gattungen *Lepisma*, *Podura*, *Phthyridium*, *Pediculus*, *Nirmus*, *Pulex* gehören; 2) *pedibus octo; capite thorace abdomineque (maximo) unitis*, worunter die Gattungen *Picnogonium*, *Trombidium*, *Hydrarachna*, *Scirus*, *Cynorhaestes*, *Rhynchoprion*, *Notaspis*, *Acarus*, *Phalangium*; 3) *pedibus octo aut quatuordecim; capite thoraceque unitis; abdomine caudave discretis*, worunter die Gattungen *Aranea*, *Rhax*, *Chelifer*, *Scorpio*, *Cancer*, *Dicheleſthium*, *Monoculus*, *Oniscus*; 4) *pedibus plurimis; capite a thorace discreto*, unter welche die Gattungen *Fulus* und *Scolopendra* gezählt werden. *Linnée* hat nur 13, der Vf. aber 25 Gattungen.

Die erste Familie überging der Vf. Der Herausgeber macht uns aber Hoffnung, ein besonderes von jenem hinterlassenes Werk über die in diese Familie gehörige Gattung *Pediculus* nachzuliefern. Von der zweyten Gattung der zweyten Familie *Trombidium* beschreibt der Vf. 36 Arten, worunter *T. lapidum* vom Herausgeber. *T. phalangoides* (*Acarus phal. Degeer.*) Nach letzterem soll dieses Insect sehr selten seyn; der Vf. fand es aber häufig auf der Erde unter getrockneten Blättern im Walde und unter Baummoos. *T. telarium* (*A. telarium Linn.*) Bey diesem Insect macht *Hermann*, der Vater, die Bemerkung, dass *Linné* zweyerley auf den Lindenblättern befindliche Arten von verschiedener Grösse und Alter mit einander vermengte. Die eine Art ist nun *T. telarium*, die andere *T. tiliarium*. — Die Gattung *Hydrarachna* enthält die Müllerischen Hydrachnen; 6 Arten. *Scirus*, 4 Arten. *Cynorhaestes*; 6 Arten, unter welchen *Acarus reduvius. Degeer Rhynchoprion*; 2 Arten. *Acarus marginatus* und *A. cellaris* auf zwey Cadavern gefunden, jedoch von jedem nur ein einziges Exemplar. — *Notaspis*; 12 Arten. *Phalangium*; 12 Arten. Begreift nicht alle Linnéischen Phalangien. Der Vf. hat hier viele neue Beobachtungen mitgetheilt. *Chelifer*; 7 Arten, worunter *Chelifer cancroides* (*Phalang. cancroides, Lin.*) *Phthiridium*; 2 Arten. *Dicheleſtion*. Eine neue Gattung, zu welcher der Vf. eine Art in den Kiemen eines aus dem Rhein erhaltenen Störs fand. Es ist ein äusserst sonderbar gebautes Thier, 7 Lin. lang, 1 breit, von lebhafter Bewegung. Hierauf folgen Bemerkungen über drey Arten aus der Gattung *Monoculus*, unter den Namen *Limulus ferricaudus*, *Argulus delphinus*, *Müll.* und *Daphnia Gigas*, H. (*Monoculus lenticularis, L.*) Den Beschluss dieses interessanten Werks macht ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss der in demselben vorkommenden Gattungen und Arten, und eine Erklärung der Kupfertafeln.

Nun noch einige Bemerkungen des Rec. *Monoculus telemus Lin.* gehört unter die Conchylien, und muss also aus der Reihe der Insecten ausgestrichen werden. Hätte der für die Naturgeschichte zu früh verstorbene Vf. noch länger gelebt, und seine Beobachtungen vorzüglich auf Vögelarten ausgedehnt; so würde er noch weit mehrere Arten entdeckt haben. So fand Rec. am *Picus major* mehrere Insectenarten, die ihm neu zu seyn scheinen, und die er *Tromb. denticulatum*, *T. emarginatum* und *T. agile*, und ein viertes *T. Graculi* nennt. Letzteres fand er auf dem Kopfe des *Corv. Graculus*. *Notaspis castaneus* fand der Vf. häufig auf Rasen; Rec. entdeckte es auch auf dem Kopfe des *Pic. major*. *Acarus Hirundinis* sah Rec. ausserordentlich häufig an einem Käfig, worin eine Feldlerche war. Die schwarzen Flecken auf dem Rücken waren aber von denen bey der Hermannschen Figur verschieden. Der Rand des einen Exemplars war rings herum schwarz, am Hinterleibe am breitesten, der mittlere schwarze Fleck spielte ins Rothe. Mehrere andere Exemplare waren dunkel cochenilleroth auf dem Rücken mit schwarzer Zeichnung; andere auf dem Rücken ganz schwarz, und nur gegen den Kopf hin mit einigen lichten Stellen; noch andere hatten am Rande des Hinterleibes lichte Stellen.

D. W.

Leipzig, b. Schäfer: *Archiv für die systematische Naturgeschichte*, herausgegeben von Dr. *Friedr. Weber* und Dr. *D. M. H. Mohr*. Erster Band, erstes Stück. 1804. 153 S. gr. 8. Mit (5) Kupfern. (1 Rthlr. 3 gr.)

Eine empfehlungswerthe Sammlung von blossen Originalaufsätzen, deren Herausgabe an keine bestimmte Zeit gebunden ist, und welcher Rec. die beste Aufnahme bey dem Publicum wünscht, damit sie eine längere Fortdauer als so manche ähnliche frühere Unternehmungen habe, denen nichts im Wege stand, als dass sie sich über alle Naturreiche verbreiteten, während die mehresten Naturforscher gewöhnlich ihr Studium nur auf einen sehr kleinen Theil der Naturgeschichte einschränken. Die erste Abhandlung: *Über das Studium der systematischen Naturgeschichte, in besonderer Rücksicht auf natürliche und künstliche Systeme, und die Grundsätze, wonach die letzteren gebildet werden müssen*, von *Weber*, zeigt sehr gut den Nutzen eines streng künstlichen Systems, und dringt mit Recht darauf, dass man die Sicherheit desselben als die wesentlichste Eigenschaft ansehen müsse: wie ist auch bey einem System überhaupt von Leichtigkeit zu sprechen, wenn es nicht sicher ist? Wenn aber der Vf. die Theile des Mundes durch alle Classen der Thiere anwenden will, um diese danach zu ordnen, und ein nach den Mundtheilen geordnetes zoologisches System für das beste hält, so wird er schwerlich Beyfall finden. Wie wollte der Vf. bey den Schlangen, Fischen und Würmern damit auskommen? *Linne* ging im Ganzen wohl den rechten Weg, wenn er bey jeder Classe auf das sah, was ihr das wesentlichste ist; irrte er hierin, so müssen wir das, was wir

wir als wesentlicheren Theil kennen lernen, zum Grunde legen, wie es *Fabricius* bey den Insecten that: so sehen wir mit Recht bey den Moosen auf das Peristom, allein bey anderen Pflanzen sehen wir nicht auf die Kapselmündung. — II. *Descriptiones nonnullarum specierum plantarum in australis Africae promontorio bonae spei sponte crescentium, quae antea vel non, vel incomplete botanicis innotuerunt*, a C. P. *Thunberg*. Es sind hier *Ixia radians*, *I. bicolor*, *I. fenestrata Jacq.*, *I. squalida* (wahrscheinlich von *Aitons* gleichnamiger Pflanze etwas verschieden), *I. elliptica; Restio elongatus*, *nutans*, *bifidus*, *cuspidatus*; *squamosus; Diosma ustulata* (*um*), *deusta*, *umbellata*, *cuspidata; oblonga* (ehemals als Spielart von *D. lanceolatum* betrachtet); *Cynanchum filiforme*, *crispum*, *obtusifolium* und *capense* kurz beschrieben, und die vorletzte Pflanze ist abgebildet. III. *Beschreibung der auf dem Harze vorkommenden Braunsteinerze und der siebenbürgischen Braunsteinblende.* Von *J. Fr. L. Hausmann.* Sehr genau, in allen Rücksichten, und mit Bestimmung ein paar von dem Vf. entdeckter Abänderungen. IV. *Botanische Beobachtungen über die Arethusa biplumata und die Orchis Burmanniana Linn.* von *Ol. Swartz.* Jene, welche von *Commerson* und *Jussieu* als eine neue Gattung (*Bipinnula*) angesehen ist, wird genau beschrieben und abgebildet, um zu beweisen, dass sie eine wahre *Arethusa* sey; so wie diess bey der zweyten geschieht, um zu zeigen, dass *Linné* Unrecht hatte, als er sie von *Orchis* trennte, und zur *Arethusa* brachte. V. *Stenus*, *monographice descriptus*, auct. *Svenone Ingem. Ljungh.* Es werden neun Arten ausführlich beschrieben, wovon die beiden letzten *St. rotundatus* und *bipunctatus* in Schweden von dem Vf. selbst entdeckt sind. VI. *Verbesserungen und Zusätze zu Illiger's Etymologie der generischen Insectennamen*, *in dessen Magazin für Insectenkunde*, von *Ljungh.* VII. *Bemerkungen über Acharius neues Lichenensystem.* Des Vfs Vertheidigung gegen die ihm von den Herausgebern gemachten Einwürfe, nebst ihren Gegenerinnerungen. Auch Beyträge zur *Methodus Lichenum*, von *Acharius* selbst. Ein Aufsatz, der manche gute Bemerkungen enthält, und auch schon wegen der Nachträge zu *Acharius Methodus Lichenum* allen Besitzern desselben unentbehrlich ist. VIII. *Bemerkungen über den Kreuzstein*, von *J. Fr. L. Hausmann.* Eine sehr gute Nachlese zu *Buch's* schätzbarer Monographie. IX. *Plantae cryptogamae novae vel minus cognitae.* Auct. *Fr. Weber.* Ein interessanter Aufsatz, in welchem einige Irrthümer berichtigt, manche Notizen über schon bekannte und genaue Beschreibungen und niedliche illuminirte Abbildungen von einigen neuen Kryptogamen (*Gymnostomum trichodes*, *Grimmia fragilis*, *Trichostomum orientale*, *Syntrichia norwegica*, *Opegrapha jamaicensis* und *pruinata*) mitgetheilt werden. X. *Über Conferva moniliformis* und *C. armillaris Müll.* Von *Mohr.* Der Vf. bestimmt die erstere genauer nach eigenen Beobachtungen, und vermuthet von der zweyten (wie selbst *Müller* es anfangs glaubte), dass es die abgelegte Hülle eines Wasserthiers sey. XI. (21) *Kürzere naturhistorische Bemerkungen;* sehr vermischten Inhalts, die den Entomologen und Botanikern nicht gleichgültig seyn werden.

J. K.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) *Leipzig*, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Concerto pour le Fortepiano à 4 Mains*, composé par *W. A. Mozart.* Oeuv. 83. (1 Rthlr. 20 gr.)

2) Ebend.: *Collection des Oeuvres pour le Fortepiano*, composées par *W. A. Mozart.* Cahier VII. (3 Rthlr.)

3) *Wien*, b. Hoffmeister u. Comp.: *XII petites pieçes pour le Piano-Forte*, composées par *W. A. Mozart.* (16 gr.) *XII petites pieçes* etc. Liv. II. (16 gr.)

Das musikalische Publicum hat schon längst einstimmig über den vorzüglichen Kunstwerth der hinterlassenen Werke unseres verewigten *Mozart* entschieden. Es wird daher einstweilen, bis zur Vollendung der Ausgaben seiner sämmtlichen Werke, an einer kurzen Anzeige derjenigen Tonstücke desselben genug seyn, welche die Presse verlassen haben. Nach der Vollendung dieser Ausgaben wird Rec. Gelegenheit finden, eine allgemeine Übersicht der Mozartischen Kunstwerke, und eine kurze Charakteristik jeder besondern Gattung derselben zu liefern.

Das Konzert für vier Hände Nr. 1 ist in *Es dur* (das Andante ¾ Tact in *B dur*) gesetzt, und die Begleitung, die auf dem Titelblatte nicht angezeigt ist, besteht, nächst den gewöhnlichen vier Hauptstimmen für die Bogeninstrumente, aus zwey Hörnern, zwey Hoboen und zwey Fagotten. Dieses Konzert ist in Hinsicht auf den Inhalt dessen, was jeder der beiden Konzertspieler vorzutragen hat, dazu geeignet, dass es auch von solchen Spielern vorgetragen werden kann, denen andere Konzerte und Sonaten dieses Tonsetzers noch unbezwingbar sind. Es versteht sich jedoch von selbst, dass die beiden Konzertspieler Tactfestigkeit und Präcision im Vortrage besitzen müssen, wenn die Ausführung nicht gänzlich verunglücken soll; denn wehe diesem Konzerte, und dem Orchester, von welchem es begleitet wird, wenn den beiden Konzertspielern die so eben angezeigten Erfodernisse mangeln!

Nr. 2 enthält 1) eine Sonate aus der harten Tonart *d*, deren zweyter Satz (in *A dur*) aus einer Polonoise in Rodoform, und der letzte Satz aus einem Thema mit 12 Variationen, besteht; 2) eine Sonate aus *F dur*, erstes Allegro ¾ Tact; Adagio in *F moll* ⅜ und Presto ⅜ Tact; 3) Zwölf Variationen über ein Thema in ⅜ Tact aus *Es dur*, und 4) neun Variationen über eine Menuet von *Duport* aus *A dur.*

Der Inhalt von Nr. 3 ist vorzüglich für Anfänger und für solche Dilettanten berechnet, die zwar gern Mozartische Compositionen vortragen wollen, sich aber an die grösseren Tonstücke desselben nicht wagen können. Sie enthalten theils ursprünglich fürs Klavier gesetzte, theils auch für dieses Instrument arrangirte Stücke. So ist z. B. die Menuet im ersten Hefte S. 4, aus der bekannten Sinfonie aus *C dur*, und die S. 10 befindliche aus der Oper *Don Giovanni* genommen.

— o —

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Gotha*, b. Ettinger: *Magie für gesellschaftliches Vergnügen und zur Minderung des Glaubens an Schwarzkünstler, Wahrsager, Hexen und Gespenster.* Viertes Bändchen. 1804. 209 S. 8. (16 gr.) Kartenkünste, optische Belustigungen, Enlens Automaten und Recepte für Künstler zum Vergolden, machen den Inhalt dieser Bogen aus. Alles aus anderen Schriften ähnlicher Art schon hinlänglich bekannt, und keines weiteren Auszugs würdig.

x + y.

Druckfehler. In Nr. 183 S. 230 Z. 34 st. *Seher* l. m. *Sendung.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 SEPTEMBER 1805.

GESCHICHTE.

Dresden, b. d. Verf. u. Leipzig, b. Barth: *Geschichte der kur- und herzoglich-sächsischen Lande* mit vorzüglicher Rücksicht auf die Cultur von *Karl Aug. Engelhardt*, Mitgl. der oberlauf. Ges. der Wissenschaften. I Th. 1802. XII u. 267 S. II Th. 1803. XII u. 276 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Dieses Werk, welches mit beiden vorliegenden Theilen noch nicht einmal den Zeitraum bis zum Tode Markgraf Conrads (1157) vollendet hat, und also sehr voluminös zu werden scheint, ist *allen Patrioten, besonders der reiferen vaterländischen Jugend* gewidmet, und soll, wie auch der Titel sagt, die Lücke der mangelnden Culturgeschichte Sachsens ausfüllen. Es war gewiss kein glücklicher Gedanke, ein Werk dieser Art, worin nicht bloss bekannte Erzählungen vorzutragen, sondern eine ganz neue Bearbeitung des Gegenstandes gegeben werden soll, vorzüglich für die Jugend zu schreiben. Rec. ist überhaupt kein Freund der Geschichten für Kinder. Diese haben die Kenntnisse noch nicht, welche bey Lesung geschichtlicher Werke nothwendig sind; durch den Ton, der hier angenommen werden muss, verliert die Geschichte von der erhabenen Würde, in der sie allein erscheinen soll, und der Verbreitung eines richtigen Geschmackes in der Behandlung derselben wird bey den jungen Lesern dadurch oft auf immer entgegengewirkt. Über diesen Tadel wird der Vf. sich jedoch leicht trösten, da der Geschichten für Kinder schon so viele erschienen sind, und da er sich überdiess auf den Beyfall des Hn. Prof. *Schröckh* stützt, dessen guten Rath er nicht ganz beherzigt zu haben scheint. (S. X.) Aber die Verbindung einer Arbeit für die Jugend mit der für die Patrioten ist unnatürlich, und entbehrt allgemeinbekannte Beyspiele; es würde kein geringes Erstaunen erregen müssen, wenn ein Unternehmen der Art gelungen wäre. Dazu ist aber nicht einmal ein Versuch gemacht worden; und so findet sich in beiden Bänden für den Patrioten nichts besonders berechnet, es müssten denn die Ermunterungen zum Patriotismus und die Winke seyn, welche der Jugend gegeben werden. Was der Vf. sich übrigens für eine Classe von Bürgern unter Patrioten dachte, bleibt ungewiss; nach S. 3 scheint es fast, dass er diejenigen dahin rechnete, welche, ohne andere Gründe, ihr Vaterland nur deshalb lieben, weil sie darin geboren wurden, und ihren Unterhalt darin finden; sehr uneigentliche Patrioten! Dagegen muss es der Rec. ganz billigen, dass der Vf. die mit vieler Unbequemlichkeit zu trennende Geschichte der kur- und herzoglich-sächsischen Lande nicht von einander riss, und auch die Lausitzen nicht ausschloss.

Der Plan des Vf. — bey einem Werke von solcher Ausdehnung wird Ausführlichkeit im Anfange erlaubt seyn, — den man freylich erst nach der Vollendung ganz wird beurtheilen können (S. VIII), den er aber doch von S. 7—21 ausgestellt hat, stimmt mit den Ideen und Begriffen des Rec. nicht überein. Der Vf. theilt jeden Hauptabschnitt in Regenten- und Cultur-Geschichte. Diese Abtheilung ist ein Missgriff. Rec. will nicht streiten, ob irgend eine Geschichte in solche Fächer getheilt, und so zerstückelt bearbeitet werden dürfe, und ob man also eine Geschichte vorzüglich in Hinsicht auf Staatsverfassung, auf Cultur, schreiben dürfe, ohne die ewigen Gesetze für die Geschichtschreibung zu übertreten, und ihre Wirkung zu stören, oder ob nicht vielmehr alle solche Abtheilungen, als integrirende Bestandtheile der Geschichte eines Landes, zu einem Ganzen verschmelzt werden müssen, wie der Vf. S. 15 selbst geahndet hat. Allein höchst unpassend ist es gewiss, wenn Geschichte des Regenten und der Cultur, oder, was der Vf. als einerley nimmt, des Vaterlandes, getrennt werden soll. Der Vf. sagt, zwischen Fürst und Vaterland solle kein Grenzstein mehr stehen; warum wollen wir denn also jedem seinen eigenen Bezirk anweisen? Wenn der Regent als erster Bürger des Staats einer grösseren Aufmerksamkeit werth ist, so darf seine Geschichte doch nicht ausschliesslich und von anderen Bürgern abgesondert behandelt werden. Der Regent gehört nur dann in die Geschichte, man mag sie abtheilen, wie man will, wenn er etwas der Aufzeichnung werthes für das Land that, nicht sein übriges Leben, mög' es auch noch so merkwürdig seyn, so wenig als einzelne, gute oder schlechte Menschen darin einen Platz erhalten können. Es werden also nicht breit die Ritterthaten auf den Zügen nach Jerusalem und Italien, oder in anderen Reichskriegen hererzählt, sondern die Resultate nur zu einer kurzen Schilderung des Regenten oder zu kurzen Notizen einer genealogischen Tafel benutzt, und da zusammengedrängt und angedeutet. Hier finden sie eine bestimmte schickliche Stelle, während diese Nachrichten in ausgedehnterer Form, nicht mit anderen Theilen verbunden, eine fremdartige, nicht zum Ganzen berechnete, und also zwecklose, Parthie bilden.

Damit nun diese erste Abtheilung des Vf. gegen die

die zweyte nicht zu unbedeutend ausfallen, und dadurch einen Misstand hervorbringen möchte, so erhielt sie wieder Unterabtheilungen: *Geschichte des Regenten als solchen* (dahin alle Landesangelegenheiten, sollte auch der Fürst darin gerade gar nicht vorkommen) *und Geschichte des Regenten als Menschen*. Diese Unterabtheilungen aber, einmal gemacht, durften nicht leer bleiben, und daherentsteht ein mühsames Zusammensuchen dessen, was etwa in diese Fächer gehören könnte. Daher werden denn aus der schon erzählten Geschichte alle die Handlungen noch einmal aufgezählt, welche etwa den Charakter bestimmen können; z. B. I. 190 von Markgraf Herrmann: „Er war ein Patriot, denn er hielt es, selbst als Schwiegersohn des unruhigen Boleslaw, doch immer mit dem Kaiser, er vergab seinen Widersachern, die ihn einst aus Meissen vertrieben hatten, als er nachher als Markgraf einzog. Diess ist alles, was sich über seinen Charakter sagen lässt." Die Geschichte der Cultur ist siebenfach abgetheilt. Denn sie ist denkwürdig in geographischer (was aber mehr in die Statistik gehört) häuslicher und sittlicher, gewerblicher, künstlicher (soll heissen in Hinsicht auf Künste) und wissenschaftlicher, in religiöser, staatsbürgerlicher und kriegerischer Hinsicht.

Der Vf. hat sich zu der Bearbeitung dieser Geschichte eine Menge Materialien mit unverkennbar mühseligem Fleiss zusammengetragen, und sein guter Wille, nützlich zu seyn, und seinen Landsleuten eine vollständige Geschichte ihres Vaterlandes in die Hände zu geben, ist augenscheinlich, und beides verdient das gebührende Lob. Aber hiemit reicht ein Geschichtschreiber nicht aus, und mit der Ausführung dieses Gegenstandes, mit der Verarbeitung des Stoffes, muss Rec. desto unzufriedener seyn; denn hier findet man so viel Mängel, so viel Fehler gehäuft, dass Rec. das Unternehmen, eine sächsische Geschichte zu schreiben, jetzt wenigstens, den Kräften des Vf. für unangemessen halten muss. Statt den allbekannten Stoff geschichtlich zu verarbeiten, giebt uns der Vf. eigentlich nur Excerpte, die selbst zu sächsischen Alterthümern, wohin ein grosser Theil abgegeben werden muss, noch zu reichhaltig sind. Hier ist Mangel an geschichtlichem Geist, und an der nothwendigen Umsicht der Dinge. Keine Kritik finden wir angewendet, die grosse unerlässliche Vorarbeit des Geschichtschreibers; selbst in der Wahl der Quellen ist nicht einmal mit Vorsicht zu Werke gegangen. *Fischers* Geschichte des Handels ist ein anerkannt höchst unzuverlässiges Werk; *Bruschius* über die deutschen Bisthümer, und *Avemann* Kirchbergs Geschichte hätten keine unbewiesenen Behauptungen nachgesagt werden sollen. Daher herrscht hier eine grosse Gläubigkeit, ja, was die Vorgänger oft ebenfalls nur glauben, nur als Sage vortragen, das ist hier als Gewissheit ausgesprochen. Diess ist mit einer Unbekanntschaft in der Geschichte, besonders der Deutschen, verbunden, in welcher der Geschichtschreiber eines einzelnen Landes doch sehr gut bewandert seyn muss. Hiezu kommt ein Bestreben nach Vollständigkeit, wo sie gar nicht zu erringen ist; Rec. erinnert sich nicht, ein Buch gelesen zu haben, wo die *vielleicht* und *wahrscheinlich* so häufig wiederkehrten. Daher erhalten wir selbst Namenerklärungen von Gunzelin, Suanehildis (schöne Heldin, wobey uns zugewinkt wird, dass wir sie eigentlich Suonhildis schreiben müssen), und bey allen Handlungen wird ängstlich nach ihren Bewegursachen geforscht. So ist es gar nicht zu verwundern, dass hier eine Kleinigkeitskrämerey getrieben wird, die höchst unverantwortlich ist; Sachen werden uns vorgetragen, von denen man gar nicht einsieht, wie sie zur Geschichte gerechnet werden können. II. 16 erfahren wir, dass die Elbe schon um 976 u. 1003 Furthen und Werder gehabt habe; dass in Urkunden Teiche, Sümpfe und Seen vorkommen; II. 47, dass die Vorfahren gern an runden Tischen sassen; 117, wer das Brotbacken besorgt habe, und was dafür gegeben worden sey; dass man Bretzeln, Martinshörner, Stollen und anderes locales Backwerk, welches aus der Heidenzeit stammt, und den Göttern zu Ehren verfertiget wurde, gekannt habe (119); hier wird untersucht, was ein Platzbecker eigentlich sey, und was die Siegel waren; wie der Büchereinband u. s. w. Einzelne Fälle werden zu Regeln erhoben. Dazu ist denn eine grosse Flüchtigkeit und Weitschweifigkeit der Erzählung gesellt, mit einer oft an Gemeinheit grenzenden Diction, die der Vf. durch unrecht angebrachten und daher verunglückten Witz heben wollte. Das sind eine Reihe Fehler, welche nothwendig vom Gebrauche dieses Werkes abschrecken; und der Vf. wird die möglichste Mühe und Anstrengung anwenden müssen, um die folgenden Theile von diesen Fehlern gereinigt erscheinen zu lassen, wenn das Unternehmen nicht ganz ins Stocken gerathen soll. Nicht, um dieses Urtheil mit mühelos zusammengesuchten Belegen zu unterstützen, denn der flüchtigste Anblick des Werkes rechtfertiget dasselbe, und überall finden sich die Gründe dafür; sondern um dem Leser noch mehr zu zeigen, was hier zu suchen sey, und um zugleich mehrere, dem Vf. nicht allein eigene Ansichten zu berichtigen, wird der Rec. einzelne Unrichtigkeiten und Fehler ausheben: das zu verbessern, was hier falsch und halbfalsch ist, erfodert ein Buch. Schon der Eingang in dieses Werk, der mit der Frage beginnt: Was ist besser — der Ritterroman, oder die Vaterlands-Geschichte? ist eine überflüssige Arbeit: ist eine solche Frage wohl einer Beantwortung von 6 Seiten werth? Sie schien dem Vf. jedoch sehr wichtig, denn an mehr als einem Orte stellt er, in der Geschichte selbst, zwischen der Wirklichkeit und der Darstellung in den Romanen Vergleichungen an. Rec. gesteht recht gern ein, dass in der Beantwortung jener Frage vieles für die Jugend Beherzigenswerthe gesagt worden; aber hier war nur der Platz nicht. Gleich im Anfange der eigentlichen Erzählung findet man einen Satz, der eine Menge Unrichtigkeiten und Verwirrungen hervorbringen musste, und den Gebrauch dieser Geschichte sehr erschwert. Der Vf. sagt: „in der Geschichte der Ser-

Serben (warum nicht das gewöhnlichere Sorben beybehalten?) dürfen wir nicht ängstlich nur in den vaterländischen Grenzen suchen, denn unsere Serben hatten mit denen, welche in den angrenzenden Ländern wohnten, und überhaupt mit dem ganzen ungeheuren Völkerstamm der Slaven — *gewiss einst* einerley Verfassung und Sitten, wie ich weiter unten zeigen werde," was er aber schuldig geblieben ist. Und wenn das wäre, ist uns ein solcher Schluss auch dann wohl erlaubt? Nimmer, wenn Geschichte Geschichte bleiben soll! Ein solches Borgen, wie es ehemals auch bey den deutschen Geschichtschreibern Statt fand, ist ganz unzulässig. In dem vorliegenden Werke werden nach jener, zur grossen Bequemlichkeit der Schriftsteller und zur Ausfüllung der Bogen erfundenen Regel, Gewohnheiten der Bewohner von Rügen an die Mulde verpflanzt; da wird von böhmischer Erfindung und Industrie auf daleminzische geschlossen, da wird Ditmars Schilderung einer Gemeineversammlung bey den Liutiziern ohne weiters hieher übergetragen. Doch es ist historische Engherzigkeit, im Aufsuchen der Beyspiele in jenen dunkeln Zeiten nur der Landesgrenze zu folgen, denn die Cultur steht ja wohl nicht, wie manches Bier, *unter dem Meilenzwange* (!!) (II. X.) Von König Arnulf sagt der Vf., er habe die Ungarn, *welche seit Karl d. Gr. sich nicht wieder über die Donau wagten*, um Hülfe angerufen. Aber sind denn Avaren und Madjaren ein und dasselbe Volk, wurde durch Karl nicht vielmehr das ganze Avaren-Reich zertrümmert, und sind nicht schon vor Arnulf Ungern in Deutschland gesehen worden? Unter den Orten etc. welche von slavischer Gründung zeugen sollen, steht auch der Wildbach im Mansfeldischen, weil dieser ehemals *Willerbizi* genannt worden sey. Allein diess ist eine offenbar falsche Lesart im Ditmar; er soll *Willerbiki* heissen, folglich ist hier keine slavische Endung. Ist es denn aber so richtig und ausgemacht, dass der Bach, den Ditmar *Willerbek* nannte, und welcher als Grenze des Hosgaues und des halberstädtischen (auch eine Zeitlang des merseburgischen) Bisthums richtig ist, jetzt *Wildbach* heisst? Der Vf. hat diess nicht zuerst gesagt, aber Rec. ist noch nicht so glücklich gewesen, ihn auf einer Karte im Mansfeldischen zu entdecken. Die Gründe, welche der Vf. aus der Ähnlichkeit der Ortsnamen im ungarischen Slavenland und Meissen hernimmt, aber später (nach Lesung des neueren *Adelungischen* Werks) schnell umgewendet hat, sind natürlich von gar keiner Beweiskraft, denn man schliesst zu viel. Zwey Stämme, welche gleiche Sprache, Ideen und Kenntnisse mit einander theilen, werden in ihren verschiedenen Ländern, begreiflicher Weise, gleich gestaltete Gegenden, gleiche Naturerscheinungen gleich benennen; diese Gleichheit gründet sich nicht auf eine Überlieferung, auf ein Vorherwohnen eines derselben in dem Lande des anderen. Später vermuthet der Vf. gar in manchen Ortsnamen Spuren der Götterverehrung; (eine erfreuliche Erscheinung für manchen deutschen Antiquar!) Aus dem litthauischen *Schtunda* soll unser deutsches *Stunde* herkommen. Wann werden doch dergleichen etymologische Spielereyen verschwinden! Dass der Sorbe um seine Braut anhalten liess, und nicht selbst hinging, verräth nach unserem Vf. einen gewissen Stolz — „der Sorbe wollte sich nicht gern persönlich Ärger und Scham merken lassen, wenn eine abschlägliche Antwort ihm fiel." Das Kaufen der Braut verräth gar eine gewisse Achtung für dieselbe (S. 62.) Doch an dieser Stelle finden sich der sonderbaren Meinungen noch mehrere, z. B. über den Namen der Braut (*Njewista*), welche von der geringen Kenntniss des Zustandes roher Völker zeugen. Dass der Bräutigam der Braut am Morgen nach der Hochzeit ein Geschenk, *Morgengabe* genannt, gegeben habe, davon hat Rec. noch nichts gelesen: ist diess anders nicht eine Vermischung mit deutschen Gewohnheiten? So sollen auch die Slaven den reitenden Jäger *Berndietrich* genannt haben, den sie zu den Untergöttern rechneten. Hätte dieser deutsche, in anderer Hinsicht so bekannte Name, nicht den Vf. auf das, was er hinschrieb, aufmerksam machen sollen? Doch auch Hexen und den Alp scheinen die Slaven unter diesen Namen gekannt zu haben (S. 97)! Nicht bloss das Feuer am Johannis-Abend ist ein Überbleibsel des (unbewiesenen) Feuerdienstes; auch die Fackeln bey religiösen (?) Processionen, die ewigen Lampen! Das heisst doch wohl das Naheliegende übersehen, und das Entfernte mit Gewalt herbeyziehen! Heinrich I (hier der *Sachsen* (?) Ungar- oder Slaven-Bändiger genannt) soll gegen Herausgabe des gefangenen ungarischen Feldherrn *Toranus* nicht nur Waffenstillstand, sondern auch *Erlass* des Tributs erhalten haben. Das sind ganz eigene Nachrichten, die der Vf. zu erhalten gewusst hat! Da er aber an anderen Orten das richtigere Gegentheil sagt: so dient diess wenigstens zu einem kleinen Beweise, wie nachlässig und geringschätzig der Vf. das Publicum behandelt. Eine andere Idee verfolgt er das ganze Werk hindurch, nämlich die Zeit der *Erblichkeit* der Mark Meissen und die dabey vorwaltenden Umstände möglichst genau ausfindig zu machen. Reell ging, wie Rec. überzeugt ist, die Markgrafenwürde, vom ersten Anfang dieses Instituts an, sicher vom Vater auf den Sohn über, wenn keine Felonie im Wege stand. Diess zeigt die Geschichte klar; nur muss Rec. bitten, keine Gegenbeweise, vom Markgraf Thymo hergenommen, aufzustellen, sonst sieht er sich in die Nothwendigkeit versetzt, diesen Namen ganz aus der meisnischen Markgrafenreihe auswerfen zu müssen. Nachdem in Deutschland die Gesetze des italienischen Reichs unbemerkt angenommen waren (seit dem Ende des 11 Jahrhunderts), war dieses Nachrücken nun auch formell begründet. Aber diess ist nicht auf alle diejenigen auszudehnen, welche in der ersten Belehnung begriffen waren, oder gar, wie unser Vf. (S. 263) thut, auf Verwandte, die vom ersten Lehnserwerber nicht einmal abstammen. Steht denn diesen, wenn sie auch im anderen Nachlass Erben sind, selbst nach unserem Lehnrecht, eine Nachfolge in das Lehn zu? Jenes verstatteten die damaligen Lehnsgesetze, die Gebräuche bey Theilungen etc. nicht; nur die in der letzten Belehnung begriffenen konnten auf die Erblichkeit des Lehns sich stützen. Darin war aber die markgräfliche Linie,

Linie, bey den Besitzungen der markgräflich Lausitzischen und gräflich Breneschen, nicht befindlich, und folglich konnte sie auf die Nachfolge in diesen Ländern keinen Anspruch machen, so wenig als jene Linien bey einem Aussterben der meissnischen ein Erbfolgerecht gehabt hätten. Doch Kenntniss der ehemaligen Staats- und Gerichtsverfassung in Deutschland ist des Vfs. Stärke gar nicht. Was das Verhältniss der grossen Kronvasallen gegen den König, was das gräfliche Amt war, davon hat er keine Kenntniss, sonst würde er (S. 253. ff.) nicht gesagt haben: „wenn der Graf kein *dominium utile* (soll heissen *domanium*) gehabt hätte, warum würde denn die Geistlichkeit sich so viele Mühe gegeben haben, Grafschaften zu erlangen? Bloss um das militärische und richterliche Amt war es ihr gewiss nicht zu thun.“ Es ist natürlich, dass die Entführungsgeschichte der Luitgarde, Markgraf Eckards von Thüringen Tochter, hier nicht fehlen würde. Der Vf. hat sie sogar, wie er uns auch in der Vorrede versichert, durch einen romantischen Ton (der ekelhaft, unleserlich ist), und durch die eingestreuten Worte einer alten Übersetzung Ditmars, zu heben gesucht. Welche Kenntniss aber der Vf. in der Geschichte jener Zeit sich erworben hat, zeigen folgende Neuigkeiten, welche wir in der Erzählung dieser Begebenheit erfahren. *Walbeck*, sagt der Vf., *lag* an der Aller, das heisst ja wohl beynah, es existirt dieser Ort nicht mehr! Er soll ferner *vermuthlich* ein Stammgut Werners, des Entführers der Luitgarde, *von mütterlicher Seite* gewesen seyn; aber sein Grossvater väterlicher Seits hatte schon das Stift daselbst gegründet. Graf Luther (Bischof Ditmars Oheim und Markgraf der nördlichen Mark) soll sich von seinem Wunsche, Eckards Tochter für seinen Sohn Werner zu erhalten, nichts haben merken lassen, weil jener, als *doppelter Markgraf*, Luitgarden einem *schlichten Ritter* von Walbeck (*ex clara Thuringiae septentrionalis prosapia editus*, sagt Ditmar) wohl nicht geben möchte! Übrigens hat der Vf. den Sinn der Worte Markgraf Luthers vom 4 Rad am Wagen nicht recht getroffen. Diese heissen offenbar: siehst du, dass ich eine wichtigere Person bin (das unentbehrliche 4 Rad am Wagen) als du ehemals glaubtest, dass meine Stimme und Hülfe dir fehlt? — Zu der eigenmächtigen Erhebung Herzogs Boleslaw von Polen zum König, sagt der Vf.: „Dazu hatte nun Deutschland eigentlich nichts zu sagen, denn ein Herzog von Polen war kein Reichsfürst. Indess wollte man ihn doch in Deutschland so behandeln.“ Hat denn der Vf. nichts davon gehört, dass man damals und lange nachher die Ertheilung der Königswürde als einen Ausfluss der kaiserlichen Hohheit, dieser weltlichen Weltherrschaft, ansah? Die hiezu gehörige Note 48 ist wirklich beynahe unter der Kritik. — In Hinsicht der Darstellung des Todes Heinrichs II von Ilburg und der darauf erfolgten Unruhen, ist der Vf. seiner schon im Allg. Lit. Anz. bekannt gemachten Idee gefolgt, dass Heinrich 1123 nicht gestorben, sondern, dass dieses von Wiprecht v. Groitsch ausgesprengt sey. Unwahrscheinlicher und verwickelter kann nun freylich nichts seyn. Wenn der Vf. doch nur die einzige Quelle alles dieses Gewäsches (die Stelle im *Cosmas Pragensis*) genau, und ohne vorgefasste Meinungen, hätte ansehen, und *Schöttgens* sonderbare Deutung des Wortes *putans* nicht ohne weiteres annehmen, auch die Untrüglichkeit des *Chron. mont. sereni* in diesen frühen Zeiten ein wenig hätte aufopfern wollen: so würde er gefunden haben, dass Heinrich wirklich 1123 gestorben sey, und dass er diese Hypothesen sich hätte sparen können. — Der Vf. erzählt, Erzbischof Gisler habe einen Theil der merseburger Urkunden, bey der Aufhebung des Bisthums unter Otto II, verbrennen, und einen Theil seinem Erzbisthume unter verändertem Namen zuschreiben lassen. Deshalb, sagt er in einer Note (die etwas unbequem hinten angehängt sind,) ist auch Urkunden des 10 Jahrh. aus *Magdeburger* Chartelarien nicht zu trauen. Was heisst das? Rec. ahndet wohl die Meinung des Vf., es möchten darunter solche zugeschriebene, ehemals Merseburg betreffende Urkunden befindlich seyn; aber was schadet das der Glaubwürdigkeit der Urkunden, abgerechnet, dass diess nur während der kleinen Periode des 10 Jahrh. Anwendung finden könnte? Der Vf. wird doch nicht glauben, dass Gisiler die Urkunden im Ganzen gelassen, das Wort *Merseburg* überall ausgekratzt, und Magdeburg dafür eigenmächtig hineingeschrieben habe? Durch den Kaiser liess er sie umschreiben. — Übrigens hat der Vf. in der sächsischen Geschichte die gewöhnliche Methode beobachtet, nach welcher an Meissen, als die älteste Besitzung des jetzigen Hauses, das später hinzugekommene zu seiner Zeit angereihet wird. Hiedurch ist nun ein Umstand eingetreten, dessen Beseitigung Rec. erwartet. Die Geschichte der Cultur im ersten Zeitraum (bis zum 10 Jahrh.) beschäftiget sich allein mit den Sorben, die des zweyten auch mit den Deutschen. Sollen wir nun die frühere deutsche Culturgeschichte bey der Einschaltung Thüringens zu lesen bekommen; so kommt der Kopf später als der Rumpf: oder sollen wir sie gar nicht erhalten: so haben wir einen Rumpf ohne Kopf. Der Vf. hat auch geglaubt, die Jugend solle seine Beweisstellen nachschlagen, und deshalb legt er beym Ditmar von Merseburg — die *Ursinussche* Übersetzung zum Grunde!! Höchst sonderbar, wenn es auch wahr wäre, was Rec. aber sehr bezweifelt, dass diese in mehreren Händen sich befände, als das in mehreren Ausgaben vorhandene Original. — Wenn der Vf., nach dieser ihm unverholen dargelegten Beschaffenheit seiner Arbeit, noch auf den guten Rath des Rec. hören, und nicht lieber dieses Werk liegen lassen will: so studire er vor der Ausarbeitung der folgenden Theile unsere Muster einer geschichtlichen Darstellung und die Quellen der Geschichte, setze bey sich selbst fest, was in eine Geschichte aufgenommen werden könne, und vergesse, wenn der Kitzel, dieses und jenes anzubringen, aufsteigen sollte, nie, was die Geschichte seyn soll, die ernste Lehrerin des Menschengeschlechts, (das Menschengeschlecht hat aber keinen Nutzen davon zu erwarten, wenn ausgemittelt wird, dass die Vorfahren an runden Tischen sassen, dieses oder jenes Backwerk speisten,) und dass dieser grosse Zweck nur durch Wahrheit erreicht werden kann. Daher ist eine sorgfältige Prüfung der Erzählungen nöthig, wobey nicht zu sehr *Schöttgen* und *Ritter*, aber auch nicht *Adelung* blindlings getrauet werden darf; denn der historische Theil des schätzbaren Directoriums muss mit grosser Vorsicht gebraucht werden. Geschieht diess, und sucht der Vf. seinen Stil zu veredeln: so hofft Rec., wenn auch kein Epoche machendes, doch ein geniessbares Werk, das der Jugend ohne Warnung in die Hände gegeben werden darf, in den folgenden Theilen anzeigen zu können.

H. St. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 SEPTEMBER, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Museum des Wundervollen, oder Magazin des Ausserordentlichen in der Natur und Kunst und im Menschenleben.* Erster Band. 1—6 Stück. 1803. XIV u. 536 S. Zweyter Band. 1—3 Stück. 1803. 4—6 Stück. 1804. VIII u. 542 S. Dritter Band. 1805. 1—6 Stück. 552 S. Vierter Band. 1805. 1. u. 2 Stück. 180 S. 8. in gelbem Umschlag, mit verschiedenen illuminirten und schwarzen Kupfern. (Jedes Stück 18 gr.)

Der Zweck dieser Zeitschrift ist, die Bekanntschaft mit der Natur und mit dem Menschen, besonders letztere in Ansehung seiner intellectuellen Anlagen, Wirkungen und Verhältnisse gegen sich und Andere zu befördern. In dieser Hinsicht soll alles Merkwürdige und Auffallende aus der Natur- und Menschenkunde in diesem Magazin ausgehoben und gesammelt werden. Die Herausgeber erklären daher in der Vorrede zum 1 Stück S. VIII: „*Der Mensch soll in seiner Erhabenheit und Niedrigkeit*" (wie nicht weniger, setzt Rec. hinzu: in seiner nützlich werdenden Gröfse und seiner oft fanatischen Albernheit) „*die Natur in ihrer Furchtbarkeit und ihrer künstlerischen Wirksamkeit, in ihrer schöpferischen Kraft und in ihrer Zerstörungssucht dargestellt werden.*" — Diese Erklärung wird in sehr vielen Fällen der angeführten Beyspiele und Auffätze gerechtfertiget, wovon wir, nach dem Plane dieser Blätter, welche auf Anführung aller einzelnen Auffätze nicht eingehen können, einige wichtige ausheben, und gelegentliche Anmerkungen darüber hinzufügen wollen: *Erster B.* II Stück. Mehrere hier gelieferte Auffätze werden denjenigen völlig belehren, dem die ausländischen Hauptwerke fehlen, aus welchen die kurzen, jedoch hinlänglich unterrichtenden Auszüge gefertiget worden. So findet man mehrere Begebenheiten der wunderreichen Natur dargestellt, die oft Staunen erregen. Dahin gehören die Beschreibungen S. 82 ff.: des *Schneider-Vogels (motacilla Sartoria Lin.)* nach *Pennant's Indian Zoology* S. 7, des in Ägypten als Mouſſonwind 50 Tage vor und nach der Frühlings-Nachtgleiche wehenden *Chamsin* S. 83—90, nach *Denon's Voyage dans la basse et la haute Egypte*, Tom. II. p. 214, ferner: nach *Lattil*, *Antes*, *Sonini* u. a. — so auch der Auffatz S. 96 ff.: Über die Blut-Igel in den Seen und Teichen Ägyptens und Syriens, und vielen andern mehr. Die Felsenbogen in der Tolago-bay an der Ostküste Neu-Seelands, unter welchen ein Flufs fliefst, der so fort seine Mündung in der Bay des Meeres findet, wird S. 157 ff. beschrieben, und durch ein nettes Quart-Kupferblatt anschaulich gemacht. Eine ähnliche Vorstellung der Wasserhosen wird S. 166 geliefert, und durch eine Kupfertafel erläutert, die man auch bey anderen älteren Reisebeschreibern findet. — Merkwürdig ist die Beschreibung des *Thierkreises zu Tentyra in Oberägypten, welcher sich an der Decke des Porticus des Isistempels daselbst befindet*, wozu eine, auf einem Foliobogen, nach der französischen Original-Abbildung gestochene Kupfertafel S. 160 gehört, die aber, so wenig wir gegen die Ächtheit des Kupfer-Abdrucks das Mindeste erinnern, in Rücksicht der historisch-astronomischen Darstellung des alten ägyptischen Thierkreises, nicht mit der gehörigen Kritik, wie dieser Gegenstand es fodert, abgefasst werden. Vielmehr hat dieser Auffatz das Gepräge, dass man sich zu leichtgläubig auf die französischen Berichte dieserhalb verlassen habe. Wir wollen dieses in möglichster Kürze beweisen. Der Vf. dieses Auffatzes versichert auf das Ansehen des Astronomen *Barkhardt's*, dafs der, von den Franzosen zu *Esne*, das ehemalige *Latopolis* am westlichen Nilufer, in einem Tempel des Jupiter Ammon befindliche Thierkreis, ein der wichtigsten und interessantesten Gemälde enthielte, auf welchem die Sonne sich im *Zeichen der Jungfrau* befinde, welches also ein Beweis sey, dafs diese Abbildung schon 7000 *Jahre vor unserer Zeitrechnung*, Statt gefunden haben müsse. Andere Gründe werden nicht angeführt. — Von dem S. 162 beschriebenen Thierkreise zu *Tentyra*, wird nach *Ripault* versichert: diefs sey das schönste Denkmal, welches sich am besten erhalten habe. Der Thierkreis, der in einem der drey daselbst befindlichen Isis-Tempeln angetroffen würde, sey in Kreise voll Menschen und Thiere abgetheilt, unter denen man in der Runde herum, einen Widder, Stier, u. s. w. kurz alle Bilder der (griechischen zu uns gekommenen) Sternkugel antreffe. Man *glaube*, dafs der grofse Tempel zu Tentyra *sechstausend Jahre vor unserer Zeitrechnung* erbauet worden sey. Auf *eigentliche Erklärung* der Geschichte der Kunst des Alterthums, und der damit verbundenen religiösen Mythen, wird äusserst wenig Bezug genommen. Bekanntlich sind die, auf der ägyptischen Sternkugel vorkommenden Bilder Gottheiten von verschiedener Art; einige sind symbolische Vorstellungen von abstracten Begriffen, andere von Theilen und Wirkungen der Natur. Die meisten derselben sind entweder National- oder Lo-

calgottheiten, die sich auf einheimische Gegenstände, auf den Nil und seinen Lauf, auf Sonne und Mond, auf Gestirne, die das Wachsthum des Nils bezeichnen, auf einheimische Thiere, die sie verehrten, beziehen, und daher, in Beziehung auf Ägypten, an den Himmel versetzt wurden. Da Ägypten, im frühesten Alterthume seiner sich entwickelnden Civilisation, in mehrere Reiche getheilt war, und die Nation aus mehreren Stämmen coalescirte: so hatte jeder Stamm seine eigene Gottheit, seine heiligen Symbole, u. dgl. — Sonne, Mond und Nil wurden in verschiedenen Städten unter verschiedenen Gestalten, unter verschiedenen Namen, mit verschiedenen Attributen und Nebenbegriffen verehrt. Erst nachdem Ägypten zu einem Staate vereint wurde, und die Priester-Caste mächtig zu werden anfing, wurden Götternamen an den Himmel geschrieben, um damit ihre astronomischen Beobachtungen und Entdeckungen auszudrücken. Die 12 *Götter der zweyten Ordnung*, wie *Gatterer* in *Comment. Soc. Goetting.* Vol. VII. p. 113 sagt, waren die 12 Zeichen des Thierkreises. *Isis* und *Osiris* zeigten den Lauf des Mondes und der Sonne zur Zeit des Jahres an, wenn die Überschwemmung ihren Anfang nahm, u. s. w. — Auf dem hier abgebildeten Thierkreise sieht man eine Menge menschlicher Figuren, die mit Palmzweigen in der Hand abgebildet worden. Bekanntlich war den alten Ägyptern der Palmzweig ein astronomisches Symbol, weil sie frühzeitig sahen, dass die Palmstaude, zur bestimmten Zeit, ihre Sprossen treibt, die nach einer eben so bestimmten Zeit wieder abfallen. Daher ward der Palmzweig Symbol des Zeitmasses, um in der Bilderschrift Zeiträume von Monden, Jahre und Jahrhunderte dadurch auszudrücken. Daher ward der Palmzweig das Insigne der Priesterklasse, die *Clem. v. Alexand. Horoskopia* nennet; s. Strom. VI. 757. Anderer Mythen der ägyptischen Sternkunde nicht einmal zu gedenken; s. *Tychsens Abh. üb. die Buchstabenschr. d. alt. Ägypter* in der *Bibl. d. alt. Lit. und Kunst*, 6 St. S. 10 ff. Auf die Palmzweige scheint auch die Stelle 2 B. d. König. XXIII, 3 und 4 vom Heere des Himmels zu deuten; vgl. Hiob XXXVIII, 32. *Suidas* Tom. II. p. 481. *voc. Μαζουραϑ. ed. Cantabr.*, einige Talmudisten, und in Ansehung des ganzen Thierkreises: *Lach's Anl. zur Kenntniss der Sternnamen aus der arabischen Sprache und Sternkunde*, S. 65. — Um nun auch auf das vermeintliche Alterthum des ägyptischen Thierkreises zu kommen, wollen wir zuförderst die, von den Bildern des vorliegenden, in mancher Hinsicht abweichenden Nachrichten unter einander vergleichen. Es ist schon längst entschieden, dass die Sternbilder des Thierkreises, so wie wir solche noch jetzt haben, zu der Zeit geformt wurden, da sie selbst diejenigen Räume dieser Himmelszone einnahmen, welche noch jetzt von ihnen danach benennt werden, oder, mit anderen Worten, da Zeichen und Bild noch zusammen fielen, und mit dem Punkte der Frühlings-Nachtgleichen auch das Bild des Widders seinen Anfang nahm. Diese Periode fällt etwa 560 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Hr. Prof. *Bode* hat diess in einer Tafel derjenigen Sterne gezeigt, welche bey der einmaligen scheinbaren Umdrehung der Himmelskugel um die Pole der Ekliptik, die Gegenden bey den, jetzt sogenannten Punkten: *Widder*, *Krebs*, *Waage* und *Steinbock* einnehmen; s. dessen: *Claud. Ptolemäus Beobachtung und Beschreibung der Gestirne und Bewegung der himmlischen Sphäre*; etc. S. 246 Berlin. 1795. gr. 8. Da nun nach Hn. *Bode* u. a. die scheinbare Bewegung der Fixsterne, nach welcher sie in 1000 Jahren um 13 Grad 59 Minut. 48 Sec. also beynahe um 14 Grade, nach der Ordnung, wie die Zeichen des Thierkreises auf einander folgen, folglich von Westen nach Osten fortrücken, um die Pole der Ekliptik geschieht (s. *Bode Erläut. der Sternk.* 1 Th. S. 134); wobey also die Sterne, bis auf den geringen Unterschied, den die geringe Abnahme der Schiefe der Ekliptik veranlassen kann, nie aus derjenigen Halbkugel, worin sie einmal stehen, herausgehen: so kann man schon daraus abnehmen, dass das vorgegebene hohe Alter des Thierkreises, von 6000 Jahren vor Christi Geburt, eine östliche Fortrückung von beynahe 84° der Ekliptik erzeugen müsse, die also weit über die Zeiten hinausreicht, in welchen die Bilder des Thierkreises, die man auf dem abgebildeten Kupfer erblickt, gerade mit denjenigen übereinstimmen, die man auf der griechischen Sternkugel antrifft, welche die Griechen aus Ägypten holten. *Dunuis* hat daher ganz recht zu behaupten (s. *Sur l'Origine des Constellations et sur l'Explication de la Fable, par le Moyen de l'Astronomie* in *de la Lande Astronomie* etc. Tom. IV. p. 349—576. Par. 1781. gr. 4.), dass die gewählten Vorstellungen des Thierkreises der alten Ägypter ungemein gut mit dem Clima und den monatlichen, natürlichen Vorfallenheiten dieses Landes harmoniren; (vergl. *Bode Anl. zur Kenntniss des gestirnten Himmels*; 6te Aufl. S. 53 u. a. O. m.) Rechnet man nun hinzu, dass das ganze Netz, welches die Meridiane, mit dem Äquator und allen Parallelkreisen, nebst den Weltpolen bilden, um die Pole der Ekliptik oder den Mittelpunkt der Halbkugel sich, gegen die Ordnung der Zeichen des Thierkreises, also z. B. aus dem *Widder* in die *Fische*, dem *Wassermann* in diese, dem *Steinbock* in letztern, u. s. w. vom Morgen gegen Abend dreht, wie diess der eigentliche Vorgang dieser Erscheinung ist: so würde dieser Umlauf um die Pole der Ekliptik in einem Zeitraume von 25716 Jahren, oder dem sogenannten *Platonischen* Jahre, geschehen. Überdiess ist auch noch auf folgende Bewegung Acht zu geben um sie mit in Rechnung zu bringen: Beym Laufe der Erdkugel um die Sonne weicht nämlich die Äquinoctial- oder die zwischen dem 1 Grade des *Widders* und dem 1 Grade der *Waage* liegende Linie, jährlich um 50″, 3 gegen Abend zurück, welches, wie die neueren Astronomen durch tiefsinnige mathematisch-physische Schlüsse und Calculationen herausgebracht haben, eine Folge von der vereinigten Wirkung der Sonne auf die sphäroi-

dische

dische Gestalt der Erde ist. Die Axe der Erde beschreibt demnach, ohne deswegen ihre Lage zu verändern, um die Pole der Ekliptik jährlich einen Bogen, der jener Abweichung = 50", 3 gross ist, wie *Bode* anführt: s. *Erläuterung der Sternkunde* §. 608 und 609. — Nach allen diesen astronomischen Angaben und Berechnungen, stand im 811 Jahre der Nabonassarischen Are, am *Neuen* Jahrstage der ägyptischen Zeitrechnung, oder dem 1 Tage des Monats *Thot*, der mit dem 8 August des 63 Jahres der christlichen Zeitrechnung, nach dem Julianischen Kalender übereinstimmt, der Stern π am Bande der *Fische*, im 0° ♈, oder im Punkte der Frühlings-Nachtgleiche, und γ des Zodiakal-Zeichens des *Widders*, 6½ Grad im ekliptischen Zeichen des *Widders*, woraus jene Unmöglichkeit des Alterthums dieses entdeckten Thierkreises eben sowohl, als auch aus dem Grunde hervorgeht, dass auf dem ältesten Thierkreise der Ägypter, statt der *Zwillinge*, die sich doch auf dem gefundenen zu Tentyra befinden, zwey *Ziegenböcke* angetroffen werden, um dem Hirtenleben der Oberägypter ein Opfer am Himmel zu bringen, das *Pluche* und *Montfaucon*, welche dieses astronomische Denkmal beschreiben, ganz sinnreich abgebildet haben; s. *Hist. du Ciel*, Tom. I. p. 13 und Fig. 1. — *Antiq. expliq.* Tom. I. P. 1. p. 378, vergl. *Montucla hist. des mathematiq.* Tom. I. p. 339, *Brucker's hist. philos. critica*, Tom. I. p. 213—229 und *de Schmidt de Zodiaci nost. orig. Aegypt. in Opusc. quib. res ant. Aegypt.* Tom I. p. 3—68. — Aus allen diesen Umständen geht auch noch der hervor, welcher das angebliche hohe Alterthum vermindert, dass die ältesten Völker, in der Kindheit der Astronomie, das Fortrücken der Nachtgleichen nicht zu vergüten wussten. Hätte man eine umständliche Beschreibung von dem Grabmale des ägyptischen Königs *Osymandias*, das einen astronomischen Ring zierte, den *Berghaus* in seiner *Geschichte der Schifffahrtskunde bey den vornehmsten Völkern des Alterthums*, 1 Th. S. 454, 477—479 u. a. O. zu erklären gesucht hat: so würde man, in Absicht der Sternbilder, welche auf demselben den ältesten ägyptischen Thierkreis geziert haben sollen, in unseren Zeiten damit auf dem Reinen seyn; allein die Spuren, die man davon im *Diodor von Sicilien* antrifft, sind zu fragmentarisch, als dass man etwas mehr, als blosse Hypothesen daraus herleiten könnte. Alles, was man mit einer *mathematischen*, nicht *historischen Gewissheit* über das vermeinte hohe Alterthum des ägyptischen Thierkreises behaupten kann, besteht bloss darin: Unstreitig musste dieser, in Absicht seiner Eintheilung, durch die Unwissenheit der astronomischen Priester-Caste der Ägypter, in späteren Jahrhunderten völlig in Unordnung gerathen, weil das Fortrücken der Fixsterne und der Nachtgleichen damals noch zu keinem Resultat der astronomischen Rechenkunst gereift war. Jene Alten sahen zwar die Zeichen des Thierkreises mit jedem Jahre ihre Stellen verändern: allein sie wussten es nicht anzufangen, diesen Umstand zu ergänzen. Kein ander Mittel blieb ihnen daher übrig, als nach dem Verschwinden einer Reihe Jahrhunderte die Punkte der Nachtgleichen und der Sonnenwenden zu verändern, und sonach den ganzen Himmel aufs Neue einzutheilen. Diese Periode fällt, wie wir so eben erinnert haben, gegen das Jahr 560, folglich in die Zeiten, wo *Thales* die Astronomen in Ägypten besuchte. Von diesem Zeitraume muss sich also der Thierkreis von Tentyra herschreiben, der alle die Bilder des griechischen Thierkreises enthält, den wir noch gegenwärtig, mit mehrerer Vollkommnung des Erfindungsgeistes ausgeschmückt, auf unserer Sternkugel erblicken. — Die Angaben der Franzosen sind also weiter nichts, als eine wissenschaftliche Aufschneiderey, die, mit der Fackel der mathematischen und historischen Kritik beleuchtet, jedem, selbst dem Nichtmathematiker in die Augen fällt. — Der alte Vater der französischen Sternkunde, *Hieronymus de la Lande*, wird nie eine Behauptung der Art wagen, die nur von flüchtigen Pamphletsschreibern, in die Journale und Wochenblätter, ohne allen scientifischen Grund gebracht, und dem Publicum, als eine offenbare Unrichtigkeit, für baare Münze verkauft wurde.

III Stück. S. 171 hätte den, unter der Nr. 6 erwähnten Beyspielen von Leuten, welche plötzlich graue Haare bekommen haben, auch dasjenige der neueren Zeit noch hinzugefügt werden können, welches wir an der unglücklichen Königin von Frankreich, der von den revolutionären Feinden des französischen Throns ermordeten *Antoinette von Österreich* erlebt haben. Denn als ihr am Abend vorher bekannt gemacht wurde, dass sie mit ihrem königlichen Gemahl, *Ludwig XVI*, am andern Morgen das Tempelgebäude zu ihrem Aufenthalte bekommen würden, und sie in dieser Veränderung das unvermeidliche Schicksal ihres beiderseitigen Todes ahndete: wurde sie dergestalt vom Schrecken überfallen, dass man ihre hellblonden, ins Gelbröthlich spielenden Haare, am andern Morgen in eine grauweissliche Farbe verwandelt fand. Rec. weiss nicht, ob dieses Factum durch Druckschriften bekannt worden; aber für die Wahrheit dieser sonderbaren Naturbegebenheit haben mehrere französische Officiere und Privatpersonen, die mit den damaligen Wächtern aus dem National-Convent sehr vertraut waren, sich mehrmals beym Rec. verbürgt. Die Nr. 22 S. 229—235 erzählten *Verbrechen aus psychologischer Nothwendigkeit*, sind ganz richtig als moralische Unarten irrig geführter Leidenschaften dargestellt, welches die Geschichte aller Zeiten bewiesen hat. Im *westphälischen Anzeiger* für das J. 1804 kommen davon noch ein paar Beyspiele aus Westphalen vor, die auch hier ihren Platz verdienten. Im letzten Aufsatze dieses Hefts S. 260 werden Beyspiele von Weibern angeführt, die 3, 4 bis 5 Kinder zugleich geboren haben, die aber gemeiniglich aus Schwäche entweder gleich oder doch einige Zeit nach der Geburt starben. — (Rec. kennt die Frau des Gastwirths *Gipkes* am Rheine im Clevischen, Emmerich gegen über, die in 10 Monaten 5 Kinder in zwey Geburten, nämlich

lich zum erstenmal 2 und zum zweytenmal 3 zur Welt brachte, wovon aber im September 1803 nur noch eins lebte, und ein munterer Knabe war.) Die Vorstellung von der Ansicht des *Forts l'Ecluse*, das die *Rhone* beherrscht, welche sich nur mit Mühe durch ihr enges Felsenbette zwischen dem *Juragebirge* und dem von *le Vache* hindurch drängt, ist fürchterlich schön; sie hat Hn. *Baumgärtner* zum Vf. Auch die mit einer netten Kupfertafel begleitete Beschreibung des St. Antonswasserfalles im Missisippi-Flusse in Nordamerika hat uns nicht minder gefallen.

IV Stück. S. 263 kommen 46 vermischte, meistens sehr kleine Aufsätze vor. Unter vielen merkwürdigen und selbst belehrenden Gedanken, hat der unter Nr. 37 einen einleuchtenden Werth, obgleich Rec. nicht ganz mit dem Vf. dieses Aufsatzes einverstanden ist. Freylich kann der Mensch, durch eine gleichförmige, in dem Genusse unschädlicher Lebensmittel, und durch eine, sich beständig gleichbleibende Lebensart, gleichsam sein Leben psychologisch erhalten, aber die Mittel, welche man hier vorschlägt, wenn sie auch noch so sehr mit Klugheit und Einsicht benutzt und angewandt werden, sind keinesweges im Stande, *das Leben zu verlängern*, oder wie der Vf. sagt: „wenn man jedes Übermass und jede Unordnung meidet, so kann man *beynahe* so lange leben als man will." — Das heisst den Kräften der Natur, den genährten Hoffnungen und Wünschen, wodurch jene allerdings gleichsam gestärkt werden, und der täglichen Erfahrung zu viel vertrauen! — *Hufeland's* Vorschriften, die auf eigentliche *Erhaltung des Lebens* ausgehen, und gegen die Unordnung in der Diätetik, als den Grund zur *Verkürzung des Lebens* warnen, sind in keinem anderen Sinne für die Verlängerung des Lebens geeignet, als der Zerstörung desselben durch eine unordentliche Lebensweise vorzubeugen. Die Aufsätze Nr. 43, 45 und 46, welche auch mit Kupfern verzieret sind, haben viel Gutes, und verbreiten manche nützliche Idee.

Zu der lehrreichsten, aus *Hufeland's gemeinnützlichen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit*, 1 Bd. genommenen Abhandlung des *fünften* Stücks S. 408: *Der Mensch kann sich die Stunde seines Todes bestimmen, und in derselben sterben*, — könnten wir noch manche ähnliche Beyspiele der Art hinzufügen, wenn wir, wider unsere Absicht, weitläuftig werden dürften. Von der grossen chinesischen Mauer, die S. 438 kurz beschrieben, und von welcher ein Theil in Kupfer gestochen bildlich geliefert wird, hat man in *Witsen's*, *Nieuhofs*, *Dappers* und anderer Reisebeschreiber Nachrichten weit vollständigere Data, als sie *Duhalde*, der nie in China gewesen, geben konnte.

Im Ganzen also ist diess *Magazin* lehrreich und unterhaltend, wiewohl auch manche Aufsätze nicht erheblich genug sind, um sie, oder den Gegenstand, den sie betreffen, *ausserordentlich* oder *wundervoll* zu nennen. — Druck, Papier, Kupfer und Zeichnungen können jedoch auf das Lob zweckmässiger Schönheit Anspruch machen.

Bgs.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, im Industrie-Comptoir: *Leipziger Mode-Magazin des neuesten deutschen, französischen und englischen Geschmacks.* (Auch unter dem Titel: *Charis.* Ein Magazin für das Neueste in Kunst, Geschmack und Mode, Lebensgenuss und Lebensglück.) Herausgegeben von Mag. *Kerndörfer*, *F. G. Baumgärtner* und *M. A. Berrin.* 1805. Siebenter Band, 1 bis 7 Heft. 4. (Jedes Heft hat 2, einige 3 illuminirte Kupfer und eine Musterkarte neumodischer Zeuge, alle zusammen 226 S. Text. Der Jahrgang von 12 Heften kostet 6 Rthlr.) Rec. hat schon mehr als einmal dieser Monatsschrift Erwähnung gethan; demnach darf er ihre Einrichtung als schon bekannt voraussetzen, und bemerkt bloss dass der Inhalt des Textes, hier noch wie früher, zwar keineswegs classisch, aber doch mannichfaltig und grossen Theils unterhaltend ist. Die illuminirten Kupfer scheinen an reinlicher Behandlung gewonnen zu haben. Sie stellen den raschen Wechsel der Mode, welche nicht immer den Gesetzen des guten Geschmacks sich unterwirft, lebhaft vor Augen; indessen muss man gestehen, dass wirklich zuweilen Besseres an die Stelle von Schlechtem und Mittelmässigem getreten ist. — y — H.

Freymaurerschriften. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Abhandlung, veranlasst durch eine Todtenfeyer in der sehr ehrwürdigen Loge zur Einigkeit in Frankfurt am Mayn.* 1804. 5 Bog. 4. Mit 2 Kupfern. (1½ Rthlr.) Durch den Tod des Br. *Johann Heinrich Jordis*, eines Mitgliedes der auf dem Titel genannten Loge, wurden diese Bogen veranlasst, die der ungenannte Vf. zugleich dem Andenken der früher verstorbenen Brüder *Johann Georg Heyder* und *Johann Matthias Bansa* widmet. Diese Vorlesung, welche wahrscheinlich in der gewöhnlichen Trauerloge gehalten ist, zeichnet sich dadurch unter den vielen bekannten Trauerreden aus, dass sie ganz das Gebiet der maurerischen Allegorieen verlässt, und sich mit der Künstleransicht der Griechen und Römer vom Schicksale und Tode beschäftigt. Zuerst versucht der Vf. zu zeigen, dass es eine irrige Vorstellung seyn würde, wenn man glaubte, jene gepriesenen Völker der alten Welt hätten sich den Tod nur immer unter heitern Bildern gedacht, und gleichsam die Schrecknisse desselben nicht gekannt. So wenig wir dieses hier bestreiten wollen, so ist doch in der Ausführung dieser Behauptung nicht zu verkennen, dass der Vf. die Kunstansichten nicht gehörig von dem Nationalglauben, und diesen nicht von der Vorstellung der Philosophen trennt. In der darauf folgenden Entwickelung dessen, was eigentlich die Alten über diese Gegenstände dachten, beschäftiget sich der Vf. allein mit der dichterischen und bildenden Darstellung, bey welcher man indess die historische Absonderung vermisst, welche in Hinsicht auf mythologische Sagen ganz allein zu einem bestimmten Resultate führt. Bey dem allen ist die Belesenheit des Vfs. in den Schätzen der alten und neuen Welt nicht zu verkennen.

Die Zeichnungen zweyer Grabmähler, welche bey Velletri gefunden wurden, deren Abbildung bereits *Winkelmann* und *Buonarotti* geliefert haben, scheinen mehr auf die Verzierung des eleganten Drucks und Papieres berechnet zu seyn, als dass eine artistische Erläuterung diese nothwendig gemacht hätte. Wenn der Vf. die die Urne umwindende Schlange des zweyten Grabmahles, deren Kopf von dem Fusse der Psyche berührt wird, für ein Symbol der Leiden hält: so verräth dieses eine grosse Unbekanntschaft mit der Darstellung der alten Kunst; eine Unbekanntschaft, die weder Horaz noch Theophrast verdecken können, welche zum Beweise dieser Behauptung angeführt sind.

CRR.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

September 1808.

Verzeichniss der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

N.

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Septembers.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Perille

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Universitäten- und Schul-Chronik

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1805.

ZWEYTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1805.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1805.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Märker: *Novum Testamentum graece, e recensione Griesbachiana, nova versione latina illustratum, indice brevi praecipuae lectionum et interpretationum diversitatis instructum.* In usum maxime Gymnasiorum et Academiarum editum, auctore M. *Henrico Augusto Schott*, Theol. et Philos. Doctore privato Academiae Lipsiensis. 1805. XVI und 1029 S. 8.

Seit langer Zeit ist Rec. auf keine angenehmere Art in seinen Erwartungen getäuscht worden, als durch die genauere Prüfung dieser Handausgabe des N. T. die er, wie er aufrichtig gesteht, mit der vorgefassten Meinung in die Hand nahm, dass das ganze Unternehmen eine von den in unseren Zeiten so gewöhnlichen Speculationen sey, durch welche auf der einen Seite das sorgfältigere Studium des N. T. und die fleissige Besuchung der exegetischen Vorlesungen auf Akademien verhindert wird, und auf der anderen Seite unwissende Candidaten durch die bösen Stunden der Prüfungen, die mit ihnen angestellt werden, glücklich gebracht werden sollen. Allein Rec. hat dieses Buch mit wahrer Achtung gegen den Herausgeber und mit Dank für eine glücklich ausgeführte Idee, die er selbst schon oft verfolgt hatte, aus der Hand gelegt. Ob es uns gleich an nichts weniger als an guten und ächt lateinischen Übersetzungen des N. T., unter welchen wir die neueren von *Thalemann*, *Jaspis* und *Reichard* nur erwähnen wollen, mangelt: so ist doch diese ihren Vorgängern darum vorzuziehen, weil sie nicht nur, so weit wir sie verglichen haben, sich durch Reinheit und Eleganz der Sprache auszeichnet, sondern auch getreu nach den Regeln einer richtigen Übersetzung verfertiget ist, die *Ernesti*, *Morus* und *Reichard* festgesetzt und vorgeschrieben haben, von dem letzteren aber nur selten befolgt worden sind. Bey dieser ist der Geist des Original-Textes (wie bey der *Reichardischen* ohnerachtet ihrer schönen Latinität so oft der Fall ist) so wenig verloren gegangen, dass man vielmehr mit leichter Mühe, wenn man nur einigermassen mit der neutestamentlichen Sprache bekannt ist, aus ihr den Text wieder herstellen kann. Und da jetzt leider auf den meisten Universitäten die exegetischen Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten werden: so war es sehr wünschenswerth, dass unseren angehenden Theologen ein Buch in die Hände gebracht wurde, in welchem sie eine richtige und die besten Erklärungen enthaltende lateinische Übersetzung fanden, die sie zur Vorbereitung sowie zur Wiederholung des Gehörten gleich nützlich gebrauchen konnten. Dieser innere Werth vorliegender lateinischen Übersetzung, den wir so eben mit voller Überzeugung angegeben haben, wird noch sehr durch die Correctheit des griechischen sowohl als lateinischen Textes, durch die mit Sparsamkeit verbundene Gefälligkeit des Druckes, durch gutes Papier, sowie durch ihren (in unseren Zeiten immer seltner werdenden) wohlfeilen Preis (da das ganze 65½ Bogen starke Werk auf Schreibpapier à 2 Rthlr., auf Druckpapier à 1 Rthlr. 12 gr. verkauft wird, und also auch der minder bemittelte es sich leicht anschaffen kann) noch sehr erhöhet, dass wir also hoffen können, diese Übersetzung bald in recht vielen Händen zu sehen. Der gelehrte Herausgeber, der sich durch diese geschmackvolle und durchaus brauchbare Handausgabe des N. T. gewiss sehr verdient gemacht und grosses Lob erworben hat, bestimmt selbst in der Vorrede (S. 6) die Classe von Lesern für die er gearbeitet hat. Nämlich nicht für den unseligen und immer zahlreicher werdenden Haufen von Ehrlosen, die, nachdem sie ihre Zeit auf Akademien unnütz zugebracht haben, oder nachher das gelehrte biblische Studium gänzlich vernachlässigt haben, sich zur Zeit der mit ihnen anzustellenden öffentlichen Prüfungen ängstlich nach Mitteln umsehen, durch die sie ihre Blösse und Geistes-Armuth verbergen können, sondern für diejenigen allein, die eines solchen Hülfsmittels sich theils zur Vorbereitung auf die akademischen Vorlesungen und zur Wiederholung derselben, theils zu ihrem Privatstudium bedienen wollen. Die innere Einrichtung dieser Handausgabe ist folgende. Der griechische Text (der, so weit wir ihn verglichen haben, sehr correct ist) ist nach der älteren Griesbachischen Ausgabe des N. T. vom Jahr 1772 und 75 (denn die neuere vom Jahr 96, von welcher bis jetzt nur der erste Theil erschienen ist, konnte der Vf., da das Werk nothwendig zu Ostern fertig werden musste, nicht abwarten) abgedruckt. Unter dem Texte befindet sich eine Sammlung der vorzüglichsten Varianten, welche gewöhnlich in den exegetischen Vorlesungen beurtheilt zu werden pflegen. Ihm zur Seite steht die lateinische Übersetzung, *graecis*, um uns der eigenen Worte des Herausg. (S. 6) zu bedienen, *ex fide respondens, quae cum perspicuitate, et latini sermonis puritate possit conciliari*, oder

oder wie es in einer anderen Stelle der Vorrede (S. 11) heisst: *quae, dum ad verba, omnemque elocutionem Scriptorum N. T. paulo propius, quam aliae quaedam recentiores (Reichardiana potissimum) accederet, caveret tamen, ne vel barbara evaderet, vel Sphingis aenigmata objiceret lectoribus.* Bey der lateinischen Übersetzung sind nicht allein (in den Schriften der Evangelisten) die Parallel-Stellen bemerkt, sondern auch die aus dem A. T. angeführten Stellen genau angegeben. Ausserdem sind in derselben durch Haken die in dem griechischen Texte des N.T. selbst vorkommenden Parenthesen bezeichnet, sowie durch halbe Zirkel deutlichere Redensarten, nöthige Einschränkungen und Zusätze von dem Texte selbst unterschieden werden. Doch sind, wie der Vf. selbst in der Vorrede S. 12 klagt, in den Evangelien Matthäi und Marci diese beiden Zeichen bisweilen verwechselt worden. Wir hätten gewünscht, dass der Vf. diese Stellen entweder in der Vorrede oder in dem Druckfehler-Verzeichniss genau angegeben hätte, damit aller Irrthum wäre vermieden worden. Auch haben wir nicht bloss in den von ihm selbst angeführten Schriften des N. T. solche Verwechselungen der Zeichen bemerkt, sondern auch in anderen Schriften, in welchen sie auch bisweilen ganz am unrechten Orte stehen, als z. B. Hebr. VII, 18: *Itaque illa quidem prior lex ideo abrogata est, quod infirma erat atque inutilis [cum illa lex neminem posset perfecte immunem] praestare, (a peccatis)*: anstatt [*cum illa lex neminem posset perfecte immunem praestare a peccatis*]: und an anderen Orten mehr. Unter dem lateinischen Text, und bisweilen auch mit unter dem griechischen (wie in den apostolischen Schriften gewöhnlich der Fall ist) stehen kurze mit Zahlen (die auf den Text zurückweisen) bezeichnete Anmerkungen, in welchen bald abweichende Erklärungen berühmter Interpreten angeführt werden, bald gezeigt wird, wie einzelne Stellen auch anders übersetzt werden konnten. Als Proben der Übersetzung wollen wir, ohne vorhergegangene Wahl, folgende zwey Stellen ausheben. Marc III, 1—6: *Tum iterum conventum sacrum ingressus est. Ubi, quum homo versaretur, cujus manus altera contabuerat, insidiose observabant, num sabbato illum esset sanaturus, ut accusare eum possent. Jesus autem hominem, cujus manus contabuerat, in medium prodire jussit, illosque ita allocutus est: licetne sabbato benefacere an mala inferre? vitam servare an perdere? Illi vero tacuere. Tum Jesus indignabundo vultu eos circumspexit, dolens eorum animi duritiem (perversitatem), jussitque hominem manum extendere. Quam cum extenderet, integra ea restituta est. Confestim egressi Pharisaei cum Herodis aulicis consilia inierunt de Jesu perdendo.* Galat. IV, 21 ff. *Dicite mihi vos, qui legi (Mos.) subesse vultis, nonne legem intellegitis? Scriptum* (hier hätte *enim* hinzugesetzt werden sollen) *ibi legitur,* (Genes. C. 21) *Abrahamo duo fuisse filios, unum e serva natum (Ismaelem), alterum ex ingenua (Isaacum). Ille quidem servae filius communi hominum more, hic ingenuae f. vi promissi divini natus est. Quae quidem per allegoriam intelligi debent. Etenim mulieres illae duo significant foedera (religionis oeconomias). Primum quidem illud est e monte Sinaitico oriundum, veluti servos pariens, quod per Agarem significatur. Nam vocabulum Agar significat montem Arabiae Sinaiticum.* (Unten in der Note stehet wohl richtiger: *Nam vocab. Agar in lingua Arabica sign. montem S.*) *respondet autem (similitudine) urbi Hierosolymitanae, qualis nunc est, illa enim cum suis liberis (civibus) servitute tenetur. Illa vero coelestis civitas Hierosolymitana libera est, omnium nostrum mater. Etenim scriptum legitur* Jes. 54, 1): ***Laetare sterilis, quae non pepereras; laetum ede clamorem, quae non enixa es; nam viduae plures sunt liberi, quam ejus, quae marito utitur*** etc. So deutlich aus diesen beiden nicht etwa ausgesuchten Stellen hervorgehet, dass das Lob, welches wir dieser Übersetzung im Anfange dieser Recension ertheilt haben, vollkommen gerecht und nichts weniger als parteyisch ist: so können wir doch nicht umhin, auch einige Stellen anzugeben, wo der Vf. in der Übersetzung theils seinen eigenen in der Vorrede angegebenen Grundsätzen scheint ungetreu worden zu seyn, theils besser hätte übersetzen können, oder wohl auch ein deutlicheres Wort in einer Parenthese hätte hinzufügen sollen. Matth. VII, 6 werden die Worte μη δωτε το ἁγιον τοις κυσι übersetzt: *nolite canibus **annulos induere**.* Eine ganz willkührliche Veränderung des Textes, vielleicht blos deswegen unternommen, weil im folgenden stehet: *nec porcos margaritis ornare.* διδοναι bedeutet hier so viel wie βαλλειν, *objicere.* — Ebend. V. 11 wird πονηροι οντες durch *quamvis mali* ausgedrückt. Hätte hier nicht in einer Parenthese *avari* oder *tenaces* beygefügt werden sollen? Marc. III, 4 *auditur vox hominis in deserto docentis.* Hier steht das Wort *hominis*, dem nichts im Griechischen entspricht, äusserst matt und überflüssig. Luc. VII, 15 würde Rec. ανεκαθισεν lieber durch *se erexisset* als durch *surrexisset* übersetzt haben, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden. Ebend. V. 16 hätte in den Worten *magnus ille inter nos exstitit vates,* das *ille*, da in dem griechischen Text vor προφητης der Artikel fehlet, in einer Parenthese stehen sollen. Ebend. V. 28 ist wohl der Sinn Jesu verfehlt, wenn die Worte ὁ δε μικροτερος εν τῃ βασιλεια τȣ Θεȣ übersetzt werden: *qui in regno divino ministrum agat. Thalemann* hat es richtiger ausgedrückt: *minimum meorum sectatorum.* Ebend. V. 32 hätte bemerkt werden sollen, dass der Satz umgekehrt werden müsse, wenn er wahr seyn soll. Denn die Pharisäer und Schriftgelehrten waren vielmehr eigensinnigen Kindern ähnlich, die mit anderen nicht spielen wollen, und denen es niemand recht macht. Ebend. V. 39 muss das eingeschlossene *nosset* am Ende des Verses wegfallen, und anstatt *flagitiosam esse*, stehen *flagitiosam* oder *adulteram nempe esse.* Ebend. V. 40 bedeutet ειπειν nicht *dicere*, wie es hier übersetzt ist, sondern *interrogare, quaestionem proponere* — Luc. VIII, 35 heisst και εφοβηθησαν nicht

nicht *quare obstupefacti sunt*, sondern *et timore correpti sunt*, wegen des 37 Verses, sowie auch im folgenden Verse anstatt *narrarunt*, *narraverant* stehen muss. Ebend. V. 46 kann die Übersetzung *sensi enim vim a me exiisse*, leicht zu unrichtigen Vorstellungen Veranlassung geben, die vermieden werden, so bald man übersetzt: *ego enim bene scio* (εγω γαρ εγνων), *virtutem a me profectam esse*. Ebend. V. 48 missfällt uns das *abi beata* für: πορευε εις ειρηνην. Lieber möchten wir setzen: *abi feliciter* oder *abi salva* wie *Reichard* und *Thalemann* haben. — Nach der Übersetzung der Stelle Joh. VII, 19. *Nonne Moses vobis legem scripsit, cui nemo vestrum obsequitur?* sollte man glauben, dass νομος hier das ganze mosaische Gesetz bedeutete, da es doch bloss das Gesetz von der Sabbatsfeyer anzeigt. Eben so ist auch in dem vorhergehenden Verse in den Worten *ipsius honori studet*, την δοξαν την ιδιαν ζητει eine Zweydeutigkeit, die durch die Übersetzung *suam is gloriam quaerit*, oder *suae ipsius gloriae studet*, hätte vermieden werden können. — Ebend. V. 38 ist die Stelle Jes. 58, 11 unrichtig angeführt. — In dem Brief an die Hebräer sowohl Kap. II, 10 als V. 9 wird τελειων durch *praemio ornare* übersetzt, wo der Beweis wohl etwas schwer fallen sollte. — Ebend. Kap. VI, 6 sind die Worte ανασταυρουντας ἑαυτοις τον υιον τȣ Θεȣ auf eine ganz eigene aber offenbar falsche Art übersetzt: *quippe qui secum* (*animo suo*) *Dei filium veluti denuo in crucem agant*. Müsste da nicht im Griechischen εν ἑαυτοις stehen? und welcher widriger Gedanke kommt alsdann nicht heraus! Die gewöhnliche bessere Erklärung dieser Stelle ist hinlänglich bekannt. — Ebend. V. 14 hätte η μην nicht durch *profecto*, welches offenbar zu wenig sagt, sondern *per meam fidem* oder *mea fide* übersetzt werden sollen, weil im vorhergehenden 13 V. von Gott gesagt wird: επει κατ ȣδενος ειχε μειζονος ομοσαι, ωμοσε καθ' ἑαυτȣ. — Eben so unrichtig scheint uns die Übersetzung der Worte οἱ καταφυγοντες κρατησαι της προκειμενης ελπιδος (ebend. V. 18), die hier so ausgedrückt sind: *qui* (*ad Deum*) *confugimus*, (*qui in Deo reponimus fiduciam*) *atque salutem speratam propositam apprehendamus* (*olim consequamur*). Da musste es wohl anstatt κρατησαι heissen και κρατωμεν. Sowie die Worte im Texte lauten, müssen sie so übersetzt werden: *ut salutem speratam* etc. — Ebend. Kap. VII, 16 wird εντολη σαρκινη nicht ganz schicklich durch *lex caduca* übersetzt. — Offenb. Joh. XIX, 1 kann ἡ σωτηρια και ἡ δοξα και ἡ δυναμις τȣ Θεȣ ἡμων wohl auch nicht heissen (*patet omnibus*) *victoria*, *majestas*, *potentia Dei nostri*, wie hier übersetzt wird; vielmehr enthalten, wie das folgende ὁτι lehret, diese Worte eine Doxologie. Doch diese und andere kleine Flecken und Unrichtigkeiten mehr, die wir in dieser Übersetzung bemerkt zu haben glauben, werden bey einer neuen Auflage derselben, die gewiss bald erscheinen wird, durch eine wiederholte strenge Prüfung der Arbeit leicht verwischt und verbessert werden können, und haben wenigstens in unseren Augen den Werth dieser Übersetzung nicht herabgesetzt. J. F. S.

UTRECHT, b. Paddenburg: *Specimen hermeneutico-theologicum exhibens vindicias facultatis, apostolis Jesu Christi olim datae, peregrinis loquendi sermonibus.* — Praes. *Jodoc. Heringa*, Theol. Doct. et Exeg. N. T. Prof. publico examini submittit scriptor *Adrian. Christianse*, Poortulietensis, in coetu christianor. reformato Spankerano sacerdos, nuperrime acad. Traject. civis. 1791. 147 S. 8. (15 gr.)

Die Exegese hat seit einer Reihe von Jahren in Deutschland eine Wendung genommen, welche für sie und andere theologische Wissenschaften eben nicht günstig war. Die Hauptbemühung wurde darauf gerichtet, die Wunder, welche in der Bibel erzählt werden, natürlich zu erklären. Diess hatte mehrere sehr nachtheilige Folgen. Es schadete der gründlichen philologischen Schrifterklärung: denn man setzte sich dabey gewöhnlich auch vor, zu beweisen, dass die heil. Schriftsteller selbst keine eigentlichen Wunder haben erzählen wollen, welches oft nicht ohne die Verletzung der gemeinsten Sprachgesetze geschehen konnte. Und da man doch nie mit Gewissheit bestimmen konnte, *wie* es natürlich zugegangen sey, und immer eine Menge verschiedener natürlicher Erklärungen möglich war, so wurde die Schrifterklärung in ein Spiel mit Hypothesen verwandelt, wovon immer eine die andere schlug, und es die nächste besser machen wollte, und am Ende gar nichts herauskam, als dass, wenn es ursprünglich natürlich zugegangen sey, doch kein Mensch wissen könne, wie? Der Studirende, dem diese Dinge neu waren, haschte begierig danach, hielt sich in dieser Kenntniss für aufgeklärt, und hatte am Ende mit diesen natürlichen Wundererklärungen gar nichts gelernt, wovon er in seiner zukünftigen praktischen Bestimmung irgend einen Gebrauch machen konnte. Durch diese Wendung unserer Exegese geschah es auch, dass anderen weit wichtigeren und weniger bearbeiteten Theilen der Schrift weniger Fleiss gewidmet wurde, und dass Bibel und Christenthum, welchen allerdings diese Exegeten zum Theil dadurch aufhelfen wollten, am Ende dadurch mehr an Ansehen u. Einfluss verloren. Mancher erwarb sich durch solche Versuche unverdient einen grossen exegetischen Ruhm, indem andere mit den gründlichsten u. umfassendsten exegetischen Kenntnissen und mit ihrer bestimmten, dem Exegeten allein zukommenden Absicht, den Text nach strengen Sprachgesetzen zu erklären, in Vergessenheit und Verachtung kamen, und wohl gar des Mangels an Kenntnissen beschuldiget wurden. In das Innere des Christenthums kam dadurch eine gar nicht hinwegzuräumende Inconsequenz und die bestimmtesten Aussprüche Jesu und der Apostel über diese Wunderwerke liessen sich gar mit diesen natürlichen, oft spasshaft-natürlichen Erklärungen derselben nicht in Übereinstimmung bringen. Wir wollen nicht berühren, was die Philosophie für die göttlichen und wundervollen Kräfte in der Natur, und die Übermacht des Hyperphysischen über das Physische sagen kann. Allerdings mussten solche Versuche, das Wun-

Wundervolle in der Bibel in lauter physische Ursachen aufzulösen, in der Geschichte der Schrifterklärung vorkommen, und auch wohl hie und da gelingen; aber dabey so lange stehen zu bleiben, diess für die Hauptsache zu nehmen, davon vornehmlich Verdienst und Ruf des Exegeten abhängig zu machen — diess ist in der That kindisch. Der Vf. der vorliegenden Schrift hat von einer Erzählung des Lucas, die durch eine grose Menge verschiedener natürlicher Erklärungen in unserem Zeitalter berühmt geworden ist, sehr evident erwiesen, dass Lucas ein wahres Wunder erzählen wollte, dass diese Erklärung die einfachste und allein sprachgemäsSe sey, dass sie mit der übrigen heil. Geschichte des N. T. und mit der Stelle Ap. Gesch. 10,19. 1 Kor. 12—14 am besten übereinstimme, und dass die so erklärte Begebenheit nichts Gottes unwürdiges enthalte. In dem 2 Theile der Schrift widerlegt er die Auslegungen anderer, namentlich die von *Eichhorn*, *Paulus*, *Herder*, und die von ihnen wider die gewöhnliche Erklärung erhobenen Schwierigkeiten. Rec. stimmt ihm darin vollkommen bey. Es ist zuweilen schwerer und verdienstlicher, eine alte Erklärung zu retten, als eine neue aufzubringen. Zudem ist die Abhandlung sehr klar, geordnet und fliesend geschrieben, und mit einer reichen Literatur ausgestattet. Übrigens kann Rec. nicht gerade allen einzelnen Erklärungen und Bestimmungen des Vf. seinen Beyfall geben. So beruft er sich z. E. oft auf Marc. 16,17 ohne zu erwägen, dass der ganze Abschnitt Marc. 16,9—20 wahrscheinlich ein späterer und zum Theil aus der Apostelgeschichte excerpirter Zusatz zum Evangelium Marci ist. yk.

Bremen, b. Seyffert: *Die Gleichnisse Jesu* oder *moralische Erzählungen aus der Bibel.* Von Dr. (Philos.) *Rudolph Christoph Gittermann*, Pred. zu Resterhafe in Ostfriesl. *I Bändchen.* 1803. XII u. 163 S. *II Bändchen.* 1804. VIII u. 168 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

„Nicht für gelehrte Schriftforscher, sondern für Leser aus *allen* Classen und Ständen hat der Vf. (B. 1. S. VII) dieses *Unterhaltungs-u. Erbauungs-Buch* geschrieben, innigst (S. X) überzeugt, dass er nur einen *geringen Versuch* gebe. *Quellen und Schrifterklärungen* hat er *sorgfältig* benutzt, ohne auf *irgend* ein Verdienst bey der Bearbeitung dieses Buchs Anspruch machen zu wollen. Die Gleichnisse Jesu von ihrer *anwendbarsten* und auf den *Geist* und das *Herz* des Lesers *wirksamsten* Seite in einer *fasslichen* Sprache darzustellen, war (S. IX) sein *eifrigstes* Bestreben. Um den Erzählungen für *seine* Leser den erfoderlichen Grad von Deutlichkeit zu geben, musste er sie, oft in blosen Nebenumständen, ausführlicher behandeln. Auch schien es ihm zur — Vermeidung lästiger Wiederholungen nothwendig zu seyn, den Hauptpersonen in den Erzählungen bestimmte Namen beyzulegen. Für diejenigen seiner Leser, die mit der älteren *Geschichte* der Juden, ihrer gesammten *Verfassung*, ihrer *bildlichen* Vorstellungsart gewisser *Wahrheiten* u. s. w. unbekannt sind, hat er (B. 1. S. 135 ff. B. 2. S. 133 ff.) *einige kurze* erklärende Anmerkungen über *einzelne Ausdrücke* angehängt, die ihnen, wie er hofft, *hinlängliche Aufschlüsse* geben werden," daher gleich in die erste kurze Anmerkung über das Wort Samariter ein langer Dialog zwischen Jesus Bothen und einem wortführenden Samariter, und hiernächst zwischen den Bothen und Johannes, Jakobus und Jesus (nach Luc. 9,51—56) eingeschaltet ist. Welche Leser aus allen Classen und Ständen der Vf. wohl eigentlich gemeint und wie er deren Geschmack befriedigt habe, lässt sich, nach den, von seiner Beurtheilungskraft schon abgelegten, Zeugnissen, aus einigen Proben seiner Schreibart und Darstellungsgabe, auch, wenn man will, seiner Erklärungsweise, leichtlich abnehmen. „Wie? sprach (B. 1 S. 5) der unbarmherzige Priester bey sich selbst und legte nachdenkend die Hand ans Kinn. Ha! rief der verlorne Sohn (S. 104) und legte seine zitternde Hände an die wild arbeitende Brust. Groser Gott! sprach der ungerechte Haushalter (B. 2. S. 5) bey sich selbst, und rieb sich nachdenkend die Stirn. Hätte ich doch nie dergleichen von den bösen Menschen gedacht! rief (S. 125) Heman aus, und rieb sich nachdenkend die Stirn. Ach, rief der reiche Mann (B. 1. S. 32), und rang die zitternden Hände verzweiflungsvoll empor. Ach! rief (S. 98) Samir aus, und rang die matten Hände zum Himmel empor. Ach! rief (S. 37) jener, tief aus der zermalmten Brust hervorstöhnend. Ach, schluchzte (S. 117) dieser aus seinem Innersten hervor. Wo bin ich? stammelte (S. 11) Ajalon, (neben dem barmherzigen Samariter) — unter Engeln oder Räubern? — die matten Augen ängstlich umherwerfend. O Gott! erwiederte (S. 13) der Gerettete, und schlug seine Augen, in denen ein paar Thränen — leuchteten, tief gerührt gen Himmel. Der pharisäische Priester geht (S. 6) schnell, nach einem langen Monolog, vorüber. Der Samariter geht (S. 14) langsam zu dem nächsten öffentlichen Wirthshause. Du weisst, sagt er (S. 15) zu dem Wirth, ich bin selbst nicht reich, und muss von meinem täglichen Verdienst leben, und (S. 16): wahrscheinlich werde ich auf meiner Reise durch den Verkauf einiger *Güter* mehr Geld einnehmen, und ich komme ja, wie du weisst, hier wieder durch. Lazar hegte (S. 26) keinen grösern Wunsch, als den: nur in den *abfälligen* Überresten von der Tafel des Reichen seinen dringenden Hunger zu stillen. Das einzige Gute, *was* ihm (S. 27) vor dem glänzenden Pallast des Reichen — widerfuhr, war das Schmeicheln *seiner* Hunde. Nicht mehr lange hatte er indess (S. 28) seine Leiden zu ertragen. Sein zerrütteter Körper erlag und er sank, genug auf Erden *gelitten* und *geduldet*, in jenen Schlummer, von dem der Mensch erst *jenseits* wieder erwacht. — O! wie *wurmte* (S. 31), wie erschütterte dieser Anblick die verworfene Seele!" u. s. w. Aus dem 2 Bändchen nur noch eine Stelle (S. 9): „Reisse den Wisch entzwey." — Inzwischen hat das Publicum, laut der Vorrede, das 1 Bändchen dieser Schrift mit aufmunternder Güte aufgenommen, daher noch ein drittes mit einigen grösern Gleichnissen, dergleichen das erste 5 enthält, nachfolgen soll. Zur Ehre des Publicums, dem *Conz* in eben dem Jahr seine *morgenländischen Apologen, oder die Lehrweisheit Jesus in Parabeln und Sentenzen* übergeben hat, sollte man vermuthen, dass diese *Gittermannschen* Erzählungen, an welchen sich auch nicht einer von den Vorzügen, die *Gray* an Jesus Gleichnissen entdeckte, wieder auffinden lässt, neben der *natürlichen Geschichte des grosen Propheten von Nazareth*, von deren 1 Bändchen schon eine 2 Auflage veranstaltet wird, in die Leihbibliotheken für alle Classen von Lesern hinab gerathen seyen. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 OCTOBER, 1805.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Novum Testamentum, Graece, perpetua annotatione illustratum.* Editionis Koppianae Vol. VII. Part. II. complectens Epistolas Pauli ad Philippenses et Colossenses. (Auch unter dem besondern Titel: *Pauli Epistolae ad Philippenses et Colossenses Graece.* Perpetua annotatione illustratae a *Jo. Henr. Heinrichs*, Archidiacono ad aedem S. Joannis Dannenbergae in Ducatu Luneburgensi.) 1803. X u. 254 S. gr. 8. (20 gr.)

Die Einrichtung dieses schätzbaren Werkes ist aus den vorhergehenden Bänden bekannt. In dem vorliegenden hat Hr. H. mehr Rücksicht auf die Interpretationen Anderer genommen. Da er sich aber einmal dazu entschloss, so hätte in dieser Hinsicht wohl mehr geschehen sollen. Es sind bisweilen Erläuterungen anderer berücksichtiget worden, die es kaum verdienten, und dagegen weit bessere ganz unangezeigt geblieben. Auch hatte der Vf. bey der Abfassung seiner kritischen Anmerkungen diessmal mehr, wie sonst, die Bedürfnisse der Anfänger im Auge, welches sehr zu billigen ist. Um etwas zur grösseren Vollkommenheit dieses von vielem Forschungsgeiste zeugenden Werkes beyzutragen, wollen wir nicht sowohl auf das viele Gute in demselben aufmerksam machen, als vielmehr darauf, wo wir mit dem gelehrten Vf. nicht übereinstimmen.

In den Prolegomenen wird mit Recht die alte Meinung in Schutz genommen, nach welcher der Brief an die Philipper von Paulus in seiner *römischen* und nicht in der *Gefangenschaft* zu Cäsarea abgefasst worden seyn soll. Die Gründe, welche für jene Annahme beygebracht werden, sind überwiegend, und lassen sich ohne Mühe noch vermehren. Weiterhin sucht der Vf. die Vermuthung wahrscheinlich zu machen, dass dasjenige, was wir bisher *den* Brief an die Philipper nannten, nicht *Einen*, sondern *Zwey* Briefe enthalte. Der eine sey an die *ganze Gemeinde*, der andere bloss an die *vertrauteren Freunde des Apostels* zu Philippi gerichtet gewesen. Ursprünglich rechnet nun Hr. *H.* zu jenem Sendschreiben die Kapitel I. II. III, 1 erste Hälfte *το λοιπον, αδελφοι μυ χαιρετε εν Κυριω*, und Kap. IV, 21 bis 23; für dieses Sendschreiben bleibt sonach der Rest von dem 3 und 4 Kapitel übrig; indem nämlich dasselbe mit *τα αυτα γραφειν ὑμιν κ. τ. λ.* Kap. III, 1 zweyte Hälfte begann, und mit *τω δε Θεω — αμην.* Kap. IV, 20 endigte. — Diese Vermuthungen scheinen manches Wahre zu enthalten. Rec. glaubt, dass der Brief an die Philipper aus *zwey* Sendschreiben bestehe, die späterhin in die gegenwärtige Form gegossen wurden; und dass *einige* von den Grüssen Kap. IV, 21—23 zum Briefe an die *ganze Gemeinde* gehören dürften. — Kap. III, 1 *το — κυριω* stossen wir offenbar auf den Schluss eines Briefes; derselbe Fall tritt Kap. IV, 20 ein. Ferner der Eingang des Briefes A Kap. I, 1 enthält einige Worte, welche befremden: Παυλος — *πασι τοις ἁγιοις εν Χριστω Ιησυ — συν επισκοποις και διακονοις.* Unter den *πασι τοις ἁγιοις* sind ja schon die Bischöfe und Diakonen begriffen, wofür also nochmals die namentliche Anführung derselben? Spricht das nicht für die Annahme, dass eine spätere Hand die beiden Briefe AB in Einen verschmolz, indem man die Worte *επισκοποις και διακονοις* dem Privatschreiben B entzog, und sie dem allgemeinen Briefe A vorsetzte, um ja nichts verloren gehen zu lassen? Aber nun, wo endigte der Brief A und wo der Brief B? oder was gehörte zu diesem, was zu jenem? Hierüber werden die Stimmen getheilt bleiben. Zu dem allgemeinen Briefe A gehörten vielleicht die Kapitel I. II. III, 1 erste Hälfte, und Kap. IV, 10—20, 22, 23. Zu dem Privatschreiben gehörten dann Kap. III, 1 letzte Hälfte bis K. IV, 9. V. 21 und die Worte *επισκοποις και διακονοις* K. I, 1. — Die Worte K. IV, 21 *ασπασασθε παντα ἁγιον εν Χριστω Ιησυ·* passen nicht gut zum allgemeinen Briefe A. Die folgenden Worte *ασπαζονται ὑμας οἱ συν εμοι αδελφοι* sind mit den Worten *ασπαζονται ὑμας παντες οἱ ἁγιοι* gleichbedeutend, folglich rechnen wir V. 21 zum Briefe B, und V. 22, 23 zum Briefe A. Jedem Sendschreiben waren Grüsse angehängt; der, welcher die *beiden* zu *einem* machte, setzte daher dieselben an das Ende des nun zu *einem* umgeschaffenen Briefes beysammen. Kap. IV, 10 fing Paulus eine ganz neue Materie an, und so konnte der Wunsch Kap. III, 1 sehr schicklich vorangehen. So viel hier zu vorläufiger Prüfung! Manches muss freylich näher berücksichtiget werden. Dahin rechnen wir z. B. das: ob nicht noch mehr zum Privatschreiben B gehörte? Etwa noch Kap. IV, 10—20? Mit V. 10 K IV geht, wie schon oben gesagt, eine neue Materie an, und so konnten die schlussartigen Worte *και ὁ Θεος της ειρηνης εσται μεθ᾽ ὑμων* K. IV, 9 sehr wohl stehen. Es können überdiess Gründe vorhanden seyn, warum Paulus von dem Geschenke, das sie ihm gemacht hatten, nicht in dem allgemeinen Schreiben, sondern bloss

blofs im Privatbriefe reden wollte. Die Bifchöfe und Diakonen repräfentirten ja gleichfam die ganze Gemeinde. Diefelben follen endlich alle Chriften zu Philippi grüfsen K. IV, 21. Es fragt fich daher: in wie weit follte das Sendfchreiben an fie ein *Privatfchreiben* feyn? u. f. w. — Zu συν επισκ. κ. διακ. wird in den Scholien über K. I, 1 unter andern bemerkt: „*quod episcoporum hic diaconorumque mentio fit, declarat quidem, jam firmitatem aliquam nactam esse Philippensium ecclesiam: verum non inde sequitur, eam hoc nomine praestitisse caeteris, ad quos P. scripsit, ecclesiis; quia, ut opinor, mero casu accidit* (?), *ut hic potissimum eorum hominum mentionem injiciat P. qui in caeteris ecclesiis aderant quidem omnibus, sed in salute dicenda non segregantur ab* ἁγιοις, πιστοις etc. *universis.*“ Ein blofser Zufall brachte gewifs die Bifchöfe etc. nicht hieher; auch das nicht, was gleich im Anfange diefer Bemerkung gefagt wird; denn der Schlufs derfelben (da in allen Gemeinden folche Leute waren etc.) hebt jenes wieder auf. Was weiterhin darüber nach *Michaelis* (*Einl.* B. 2. §. 205) gefagt wird, kommt uns ebenfalls nicht treffend vor. Die Lefeart συνεπισκοποις ift allerdings verwerflich, felbft wenn die Vermuthung von der Umfchmelzung *zweyer* Briefe in *einen* nicht wahr feyn follte. — Die Worte μετα — ποιυμενος V. 4 fetzt der Vf. in eine Parenthefe, und vertirt V. 3 und 4: „*quotiescunque vestri recordatio subit, quotiescunque pro vobis preces numini adhibeo (adhibentur autem illae non nisi imo ex pectore), gratias ago ob* κοινωνιαν.“ Παντοτε und παντων drückt diefe Überfetzung nicht aus. Auch hat der Vf. das Komma nach ὑμων V. 3 beyzufügen vergeffen. Rec. fetzt vor παντοτε ein Kolon, und zieht diefes Wort, ohne irgend etwas einzuklammern, zu ποιυμενος, indem er, wie hier gefchieht, V. 4 mit V. 5 in einem fortlaufen läffet. — Bey κοινωνια εις το ευαγγ. V. 5 „*accessio ad christianam fidem*“ hätten wir uns nicht auf Eph. 3, 9 und Gal. 2, 9 bezogen. Denn die letzte Stelle fagt etwas anderes, und dort hat die Lefeart οικονομια Vorzüge. Die gegebene Erklärung von κοινωνια etc. wird fchon durch den Context begründet. Bey diefen Worten mit *am Ende* u. a. an die Mildthätigkeit der Philipper zu denken, wirft einen widrigen Schatten auf Pauli Charakter, und fteht mit anderen Äufserungen deffelben im Widerfpruche. Selbft wenn ihm eine Collecte zur Austheilung unter die armen Chriften gefandt worden wäre, könnten wir das nicht billigen, was V. 3 ff. darüber gefagt wird. — Die Worte V. 7 δια το εχειν με εν τη καρδια ὑμας giebt der Vf. nicht mit den meiften der neueren Interpreten, „*weil ihr an mich denkt,*“ fondern „*weil ich an euch gedenke.*“ Wir ftimmen hiermit überein, und bemerken nur noch, dafs der *Cod. Boern.* και für με hat. — Wir fehen nicht ein, wie Hr. *H.* fagen konnte: επιποθειν V. 8 respondire dem εχειν εν καρδια und dem φρονειν ὑπερ V. 7. — Bey εν επιγνωσει και παση αισθησει ift zu bemerken, dafs παση nicht vor επιγνωσει fteht, weil hier wohl an eine *gewiffe* Art der Erkenntnifs gedacht werden foll, nämlich an *die Erkenntnifs jedes angenehmen Gefühles*, das mit *der Sittlichkeit* verbunden ift. Über διαφεροντα vgl. *Schleusners* Lexikon *v.* διαφερω, Paulus meint, jene Erkenntnifs fetze den Chriften in den Stand, die Hülle vom Kerne zu unterfcheiden; damit eine Gott wohlgefällige Frucht (καρπος δικαιοσυνης) zum Vorfchein komme. — Δια φθονον και εριν V. 15 wird gegeben: *Aus Parteygeift und Eifer für die jüdifche Orthodoxie.* Warum verwirft der Vf. die gewöhnliche Bedeutung diefer Wörter: *Neid* und *Streitfucht?* Seine Interpretation führte nun die von δι' ευδοκιαν herbey: *ex proprio arbitrio, nullo partium studio abrepti: es ift ihr ernfter Wille, fie handeln nach Grundfätzen.* Allein wie entfpricht das den Worten αληθεια V. 18 und αγαπη V. 17? Diefs ift blofs der Fall, wenn man den gewöhnlichen Sprachgebrauch des N. T. von ευδοκια, *Wohlgefallen, Liebe, Wohlwollen* beybehält. — Obgleich der Vf. mit *Wetftein, Griesbach* u. a. aus kritifchen Gründen den 17 V. vor dem 16 gefetzt haben will: fo macht er doch davon im Texte keinen Gebrauch, fondern folgt mit *Alter* und *Matthäi* der vulgären Ordnung. Hr. *H.* vermuthet, dafs die beiden Verfe von einer fpäteren Hand, *licet antiquissimis temporibus*, dürften beygefetzt worden feyn. Allerdings haben fie einigen Verdacht gegen fich. Viel Schuld kann indefs auch auf die Abfchreiber fallen, da die beiden Verfe mit οἱ — ἐξ anfangen; die meifte aber vielleicht auf Paulus felbft, der einen von den beiden Verfen feinem Briefe am Rande noch beygefügt haben dürfte. — V. 18 και εν τουτω — χαρησομαι: *Aller ihrer Heucheley zum Trotze freue ich mich, und lache ich darüber* (?) Der Ausdruck „*lachen*“ ift unwürdig. — V. 20 zieht der Vf. κατα την αποκαραδοκιαν και ελπιδα μυ zum 19 V., indem er nach μου ein Kolon fetzt, und das Komma nach Χριστυ V. 19 entfernt. Diefe Veränderung ift nicht unwahrfcheinlich; denn es ift Paulus eigen, dafs oft ein Gedanke einen anderen bey ihm verdrängt, und nun, wenn derfelbe wieder zurückkehrt, eine Stelle erhält, die eben nicht die paffendfte ift. Indeffen kann man den 19 und 20 Vers auf mehr als eine Art interpungiren. Ὁτι V. 20 foll entweder für διοτι ftehen, oder eine blofse Übergangspartikel feyn. — Bey εν τω σωματι μυ V. 20 ftatt εν εμοι hätte fich der Vf. auf Röm. XII, 1 Eph. V, 28 u. dgl. Stellen beziehen follen. — V. 21 ift fo interpungirt: Εμοι γαρ το ζην Χριστος και το αποθανειν κερδος. Der Sinn foll nach Hn. *H.* feyn. *Quod si in vivis mansurus sum, Christo dicata vita mea esto, sin subeundum supplicium, vel inde lucrum enascetur, et laetiores faciet res christiana profectus. — Am-Ende* überfetzt: *vitam enim totam Christo trado, (in Christo celebrando, ejusque doctrina spargenda consumo,) sed mori mihi lucrum est.* Es ift bemerkenswerth, dafs Χρηστον für Χριστος gefunden wird. *Am-Ende* bezeigt fich gegen die Lefeart Χρηστον nicht abgeneigt, und fagt: *fortassis lectio vulgaris* Χριστος *ex comm. 23 fluxit.* Hr *H* kann fich davon nicht überzeugen, *quia V. 23 sequitur hunc locum nostrum, non praecedit, adeoque lectio ex illo versu non in mente potuit esse librario haec scribenti.* Allein jener legt nicht gerade

rade einem Abschreiber die Schuld bey; und warum sollten nicht gelehrte Leser, gestützt auf V. 23 (und wir setzen hinzu, noch mehr durch V. 20 berechtiget — welcher V. doch dem 21 vorangeht) Χρηστον in Χριστος ungeändert, oder dieses Wort zur Erklärung an den Rand geschrieben haben? Aber wenn nun ursprünglich *beide* Wörter fehlten? Mehrere Codd., z. B. *Cod. Boern.* und andere, haben noch εστι nach Χριστος. Wir wollen darauf keine weitern Vermuthungen bauen. Unser Hauptgrund, dass wenigstens Χριστος unächt seyn dürfte, ist dieser, weil immer eins und dasselbe gesagt wird, dieses Wort mag fehlen oder nicht. Konnte Paulus den Dienst, welchen er dem Christenthume leistete, und seine eigenen Vortheile etc. als Opposita aufführen? — Er würde sich selbst widersprechen! Nein, sein Leben ist Gewinn und sein Tod ist Gewinn. — Dürfen wir wohl noch zweifelnd fragen: für wen? — Wir denken: *für ihn als Christenthumslehrer — hier und dort* — und insofern *für — Christus selbst!* Wo Christi Repräsentant befindlich ist, da kann wohl Χριστος fehlen. Will man dieses Wort beybehalten, so haben wir gegen diesen Zusatz, *als Supplement*, nichts, aber man darf alsdann keine den eben angegebenen Sinn störende Construction einführen. Lebend und todt gehörte Paulus gleichsam dem Herrn an. Vgl. Röm. XIV, 6, 7. Gal. II, 20. In dieser Rücksicht war es ihm ein Geheimniss, V. 22 was er wünschen sollte. Sein Leben brachte dem Christenthum Vortheile, aber auch sein Tod. Vgl. V. 21 mit V. 20. Er wankte also; nicht darin, was er *erwählen* sollte (denn diese Wahl hing nicht *von ihm* ab; oder sollte er sich wohl geflissentlich, nach dem Muster der Märtyrer — dem Tode in die Arme werfen? u. s. w.) sondern darin, was für das Christenthum das Vortheilhafteste sey. *Als Mensch*, für Leiden und Schmerzen empfindlich, und sich bewusst, dass eine herrliche Zukunft ihn erwarte, musste er natürlich nach dem besseren Theile, der Befreyung von Leiden, d. h. nach dem Tode, V. 23 ein Verlangen haben; allein sah er auf das, was ihm zunächst lag, z. B. auf die Vortheile der Philipper, ohne die entfernten und ihm verborgenen Zwecke, welche die Vorsehung durch seinen Tod erreichen wollte, ahndend zu betrachten und zu verfolgen: so musste er von seinem Leben mehr Gewinn fürs Christenthum erwarten. Sonach war er denn, als kurzsichtiger Mensch, oder auf die Philipper etc. hingesehen, überzeugt, V. 25 dass er am Leben bleiben werde. u. s. w. K. II, 1 verwirft der Vf. die Meinung derer, welche παρακλησις durch *Ermahnung* übersetzen, und will dabey wegen des Folgenden (?) an *Trost* gedacht wissen. Wir treten lieber jenen bey. — Παραμυθιον αγαπης, *communis ad jungendos sibi invicem Christianos copulae, et h. l. in specie vestri erga me miserum amoris.* (?) Warum nicht lieber mit *Schleusner* (S. dess. Lex. v. παραμυθ.): *si quid amor blandi habet ad flectendos animos?* — Κοινωνια *sc. inter me et vos*, δια ἁγιȣ πνευμ. (auch diess muss allgemeiner genommen werden. Doch der Vf. lenkt selbst wieder ein) *quod summo moderamine nos omnes regit custoditque. Alii de animorum conjunctione et amicitia sumunt.* Auch hier treten wir lieber den letztern bey: Oder: „wenn eine christliche Geistes-Übereinstimmung vorhanden ist" = „wenn uns *ein* Geist belebt." — Zu ισα V. 6 hätte *Am-Ende* angeführt werden sollen, welcher vermuthete, dass ισα dem hebr. כ entspreche und *sicut* bedeute. Zur Begründung dieses Sprachgebrauches führte derselbe keine Stellen weiter an, welches aber Hr. H. thut. Noch hätte כאלהים היית aus Genes. 3, 5 hier angeführt werden können. S. 129 über V. 10 kommt die Bemerkung vor: *Stolz consuetam quidem interpretandi rationem sequutus*, καταχθονιȣς *tamen de hominibus intelligit, utero adhuc inclusis nec dum partu in lucem editis ex Ps.* 139, 15. Diess sagt *Stolz* allerdings in seinen Erläuterungen, aber in der 4 Ausgabe seines N. T. kommt doch die richtige Übersetzung *Todtenreich* vor. Der Sinn von V. 17 *etiamsi mors oppetenda sit, laetor tamen munere mihi misso* ist natürlich ganz verwerflich. Der Nachsatz steht mit dem Vordersatze in keinem schicklichen Verhältnisse u. s. w. — Nach V. 19 ff. will Paulus den Timotheus bald nach Philippen senden etc. Nachrichten der Art kommen in den übrigen Briefen Pauli nicht in der Mitte, sondern am Schlusse derselben vor. Hier wäre sonach eine Ausnahme. Nimmt man daher die obige Muthmassung von zweyen Briefen an, nach welcher sich der allgemeine Brief mit K. III, 1 endigte: so macht der Brief an die Philipper keine Ausnahme von der Regel, und jene Hypothese bekommt hierdurch, wie auch der Vf. bemerkt, eine neue Stütze. — Der Sinn von K. III, 1 wird nun so gefasst: „*Non piget repetere litteris ea, quae, quum vobiscum essem, toties ore vobis inculcavi (vel, quod tamen minus placet: repetere hac schedula eadem ferme, quae in epistola omni ecclesiae dicata protuli, vel: quae Epaphrodito coram vobis dicenda mandavi: plures epistolas jam ad Phil. scripsisse P. hinc nonnulli male colligunt), atque quum v o b i s ea scribam, tanto amore mihi devinctis, tutus ero, neque timendum, ne quis vestrum Judaeis haec ostendendo, capitis periculum aut alia mala mihi afferat.*" Der Vf. setzt nämlich nach δε ein Komma und ergänzt folgendes: ὑμιν δε (ταυτα γραφειν), ασφαλες (εστι μοι). Wir können uns von der Richtigkeit dieser Erklärung nicht überzeugen. Εμοι μεν ȣκ οκνηρον und ὑμιν δε ασφαλες scheinen offenbare Gegensätze zu seyn. V. 5 Εβραιος εξ Εβραιων „*ex utroque parente Judaeo (Hebraeo) genitus sum.*" Um es auch nicht mit der anderen Partey zu verderben, heisst es weiter: „*idque longa serie, non alterutro ethnico, nullo quasi viliori proselytarum sanguine admisto: ein Hebräer im eigentlichsten Sinne.*" — Was der Vf. über V. 11 sagt, hat uns sehr befremdet. Paulus, eine baldige wundervolle Auferstehung erwartend, soll gesagt haben: „*Vielleicht, dass es mir durch diese meine* δικαιοσυνη εκ πιστεως *gelingt, ihm, dem Messias, dem ich in meinen Leiden so ähnlich bin, auch in meiner Auferstehung ähnlich zu werden, und geschieht das, o welch ein Gewinn dann für mich, welch eine unbedeutende Sache, welch eine* ζημια *alles übrige!*" Dass sich Paulus mit Jesus Christus hätte parallelisiren sollen, können wir mit seiner sonst bekannten Denkart nicht vereinigen. Auch ist

ist zu einer solchen Annahme der übrige Inhalt des Briefes zu nüchtern. — Nach P. Vorstellung sahen *alle* Christen, die Bösen wie die Guten, einer Auferstehung entgegen. Jesu Auferstehung verbürgte ihnen dieselbe, und gab ihnen Kraft und Muth zu christlichen Tugenden und selbst zum Heroismus. Paulus strebte, dem Erlöser so ähnlich zu werden als möglich. Gleichwohl gesteht er, dass er noch weit von dem vorgesetzten Ziele entfernt sey. Indessen er kämpfte; er war bereit, *gleiche* Leiden und selbst den Kreutzestod, *wie Jesus*, zu übernehmen. Ει πως (ειπως) καταντησω εις την εξαναστασιν των νεκρων; fügte er hinzu; d. h. „Wie? ich sollte nicht auf diese Weise (wie er) zur Wiederbelebung gelangen?" — Diese Überzeugung feuerte seinen Muth an. Die damaligen Christen, die dem Erlöser in so vielen Stücken ähnlich wurden, und werden mussten, sollten auch diese ihm nicht in der Auferstehung ähnlich werden? — Leiden und Tod waren aber keineswegs die Bedingungen dazu, sondern bloss das Einzige — *Christ* zu seyn. V. 14 soll P. sagen wollen: „*Soviel weiss ich gewiss, zum Judenthum kehre ich nie wieder zurück* (P., der, nach dem Vf., gleich vorher noch in den Sphären einer miraculösen Auferweckung schwebte, sollte in derselben Minute wieder so tief gefallen seyn, und an eine Rückkehr zum Judenthum gedacht haben? — Diese Erklärung dürfte auch gegen das Bild von einer Siegerbahn verstossen. Wenn nun P. bey τα μεν οπισω επιλανθανομενος an die mit vielen Dornen für ihn besäete Laufbahn dachte, die er im Christenthume zurückgelegt hatte?) *sondern beeifere mich eines immer grösseren Wachsthums im Christenthume, um mich des Lohnes würdig zu machen, den es verspricht.*" Der Preis auf der Ehrenbahn, welche noch P. zurücklegen wollte, war aber nun die Widerbelebung nicht — diese war schon dem gemeinen Christen durch Jesum gesichert — sondern Güter, welche mit hohen christlichen Tugenden etc. verbunden waren. — Die Bemerkung zu V. 21 hätte der Vf. besser unterdrückt. K. IV, 1 zieht er, wie billig, noch zu K. III. Vielleicht gehört αγαπητοι zu dem neuen Abschnitte. Richtig wird zu γνωσθητω V. 5 bemerkt: „*imperative loquitur et brevius, sicuti omnino quae sequuntur, quum ad epistolae finem tendat, brevius perstricta et quasi condensata sunt.*" — In den Anmerkungen zu V. 10 verweist der Vf. noch auf eine andere Erklärung in den Prolegomenen, welche sich auf die Hypothese bezieht, dass K. IV, 10 ff. zum Privatschreiben gehört haben. Allein auch diess angenommen, hat man nicht nöthig, eine solche Erklärung in Vorschlag zu bringen. Vgl. V. 15. Dem Briefe sind zwey Excurse angehängt; der erste beschäftiget sich mit Phil. II, 6 ff. „*In mente videtur P. habuisse* (nämlich bey εν μορφῃ θεου ὑπαρχων) *omnem majestatem auctoritatemque div. quae ex ore, doctrina, exemplo actionibusque illius effulgebat*, Joh. I, 14. *Est enim μορφη, quod in oculos occurrit* Joh. IV, 16." Der Vf. scheint gegen diese Annahme zu verstossen, wenn er den Sinn von ουχ ἁρπαγμον ηγησατο το ειναι ισα θεῳ so angiebt: „*non gloriabatur ingenii sui dotibus coelestibus, quin divinitate ipsa ex facie et omni actione effulgente.*" Der 2 Excurs hat es mit der Frage zu thun: ob II, 30 die Leseart παραβολευσαμενος oder παραβουλευσαμενος vorzuziehen sey? Der Vf. erklärt sich für die letzte. Bekanntlich gewinnt die Exegese durch diesen Streit der Kritik wenig oder nichts.

Aus den Bemerkungen über den Brief an die Colosser wollen wir nun nur Weniges ausheben. Dieses Schreiben giebt deutlich zu erkennen, dass zu Colossen gewisse Irrlehrer ihr Wesen trieben, und viel Verwirrung anrichteten. Einige hielten dieselben für *Essener*, andere für *Gnostiker*, andere für gemeine *pharisäische Juden*, und andere für *Johanneschristen*. Hr. H. erklärt sich in den Proleg. für die letzte sehr annehmliche Meinung. *Apollo*, einen Anhänger des Täufers, können wir aus Apstg. 18, 24 ff. Wir wissen ferner aus Apstg. 19, 1 ff., dass Paulus in der dortigen Gegend (zu Ephesus etc.) Leute antraf, die bloss die Taufe des Johannes empfangen hatten. Damals befand sich Apollo in Griechenland, und war zum Christenthum übergegangen. Allein eben seine Entfernung aus Kleinasien mochte mit Schuld daran seyn, dass seine früheren Bemühungen für die Johannesschule vor wie nach Früchte trugen, deren Gedeihen und weiteren Fortgang, wie uns der erste Brief an den Timotheus belehrt, selbst Paulus nicht ganz zu unterdrücken im Stande gewesen war. Das übrige muss beym Vf. nachgelesen werden. — S. 154 in der Note heisst es: „*Patet hoc* (dass nämlich die Christengemeinde zu Colossen vornehmlich aus Heiden bestanden habe) *ex pluribus epistolae locis, veluti vocibus* πασῃ κτισις C. I, 15. 23." Rec. fand aber bey diesen Stellen zu seiner grossen Freude etwas ganz anderes: κτισις i. e. κτισθεντα, *omnis physica rerum creatarum series: deinde spec. de rebus ratione, sensuque boni et recti praeditis usurpatur (moralische Schöpfung) ut infra* V. 23 und Röm. 8, 19—22. K. I, 16 denkt Rec. bey εν ουρανοις — γης nicht an eine Kirche „*in omni terrarum orbe collecta*," sowie bey ειτε θρονοι — εξουσιαι an, „*omne, quidquid magnum et excelsum est*," sondern an *Engel und Menschen*. Dafür sprechen die Worte τα ὁρατα και τα αορατα, und, wie selbst der Vf. bemerkt, die Parallelstelle Eph. I, 21. Δι αυτου nicht: *per Deum auctorem et Christum instrumentum*, sondern bloss, „*per eum auctorem J. C.*" — Die Meinung V. 22 unter σωμα die *Kirche* zu verstehen, und της σαρκος αυτου für αυτου zu nehmen, wird billig verworfen. V. 24 wo σωμα, selbst nach P. Erklärung, für die *Kirche* genommen werden soll, steht nichts von της σαρκος αυτου, sondern bloss αυτου. Dürfte das nicht hinweisen, woran hier und dort gedacht werden muss? — Zu V. 9 hätte auch noch die kabbalistische Vorstellungsart vom Sohne Gottes angeführt werden sollen, nach welcher derselbe im Besitze aller göttlichen Eigenschaften ist. „In Christo wohnt der Inbegriff der göttlichen Eigenschaften wirklich (σωματικως)." Im Christenthum findet der Christ alles, was er bedarf (wofür also noch die menschlichen Zusätze und Grillen V. 8?); als Glieder des Religionskörpers Christi habt ihr Theil bekommen an jenem Göttlichen V. 10, welches alle Sinnlichkeit etc. V. 11 besiegt. — Bey V. 16. K. IV hätte sich der Vf. auf den *neuen Versuch eines Beweises, dass der hier erwähnte Brief aus Laodicea der Brief an die Epheser sey*, in *Justi's vermischten Abhandlungen*, so wie auf *Zieglers Beytrag zu einer vollständigen Einleitung in den Brief an die Epheser*, in *Henke's Magazin für Religionsphilosophie*, B. IV, S. 225 ff. beziehen sollen.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass der Vf. uns recht bald mit der schon längst erwarteten neuen Ausgabe des *Koppischen* Briefes an die Römer beschenke. P. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 3 OCTOBER 1805.

JURISPRUDENZ.

Wien, ohne Angabe des Verlegers: *Versuch einer Anwendung der Gesetze über Verbrechen.* Von *Joseph Luzac,* Criminal-Gerichts-Auscultanten in Wien. 1804. IV u. 136 S. 8. (36 Kr.)

Man würde sich sehr irren, wenn man in dem vorliegenden Versuche ein *allgemeines* Handbuch und ein Werk zu finden glaubte, das dem für Untersuchungen in Criminalsachen angestellten Richter sowohl als Subalternen eine vollständige und durch Beyspiele erläuterte Summe von Regeln über die Betreibung ihrer Geschäfte darböte. Das Werk bezieht sich blofs auf das neue österreichische Gesetzbuch über Verbrechen vom J. 1803, und enthält weiter nichts, als einen Abdruck erdichteter Untersuchungsacten über drey Verbrechen, Aufstand, öffentliche Gewaltthätigkeit und Rückkehr eines Verwiesenen. Diese Actenstücke sind mit allen Mängeln gewöhnlicher Untersuchungsacten, ohne Zeichen des Scharfsinnes in der Erfindung und Gestaltung der Fälle nach ihrer vielfachen in dem Begriffe des Verbrechens liegenden Beschaffenheit, ohne Beurtheilungskraft und ohne Winke zu besserer Einkleidung der gerichtlichen Aufsätze und reinerer und bestimmterer Schreibart abgefasst. Hie und da sind Anmerkungen eingeschaltet, welche aber sehr flach und einseitig sind. Der Raum ist dadurch, dass, wie in wirklichen Acten, nur die halbe Seite bedruckt ist, sehr verschwendet; zumal da sich der Vf. nicht mit der Aufnahme des einen oder des anderen Vernehmungs-Protokolles begnügt, sondern alle, welche nach der Summe der mitwirkenden Verbrecher erfolgen mussten, aufführt, gleichviel, ob sie etwas Lehrreiches enthalten oder nicht. Diese Vernehmungen sind oft sehr ungeschickt ausgefallen, und würden mehr zur Regel dienen können, wie sie nicht geschehen dürfen. So läfst sich z. B. der Richter S. 45 in eine förmliche Disputation mit dem Verbrecher ein, um ihn von der Unwahrhaftigkeit seiner Aussage zu überzeugen. „Inquisitens letzte Antwort" läfst der Vf. den Richter sagen, „sowie seine ganze Verantwortung ist ein Gewebe von Lügen; denn *erstens* war kein einziger Zehner dabey, wohl aber ein Siebenzehnkreutzerstück, auch betrug es weit weniger als 4 fl.; *zweytens* hat er gesagt, er habe dem Faramüller Mayer die Kuh um 100 fl. abkaufen wollen, was nicht zu glauben ist, da er sie doch um 50 fl. hätte haben können, weil, wie er selbst gestand, der Handel zwischen 40 und 50 fl. geschah, und er ihm nicht auf einmal 50 fl. mehr gegeben haben würde; *drittens* hat er gesagt, er trage all sein Geld bey sich — welches doch nicht wahr ist, da er nach seiner Angabe noch Weinstangen zu kaufen hat, welche ihm bey 36 bis 48 fl. zu stehen kommen, wie könnte er denn diese sammt der Kuh kaufen, ohne Schulden zu machen?" Nachdem nun der Inquisit endlich auf diese Demonstration das Verbrechen S. 47 gesteht: so fällt es dem Richter nicht ein, sich nach den genaueren Umständen der eingestandenen That zu erkundigen. „Ich muss aufrichtig gestehen," sagt Inquisit, „dass ich das Geld bey der Gelegenheit, als wir bey der Commission waren, geschwind zusammengenommen, und ohne es zu zählen, eingesteckt habe; und da ich nicht Zeit hatte, es anzusehen, so wusste ich auch nicht anzugeben, was für Geld ich gestohlen hatte." Der Richter aber wendet sich sogleich zu einem anderen Gegenstande und sagt: „Gestehe er mit gleicher Aufrichtigkeit, welchen Antheil er an dem Aufstande in der Amtskanzley gehabt habe." Wie wenig der Vf. auch den Inhalt der Gesetze gefasst habe, beweist die Anmerkung S. 50. Bey Gelegenheit der Untersuchung über den Aufstand (wovon der Vf. eigentlich handelt,) findet sich, dass einer der Mitverbrecher schon früher einen Diebstahl verübt habe. Der Vf. fragt nun, vor welchem Gerichte die Untersuchung wegen dieses Diebstahls wieder aufgenommen werden müsse; und beantwortet sie mit Recht dahin, dass diess vor dem Gerichte geschehen müsse, wo der Verbrecher jetzt wegen des begangenen Aufstandes zur Verantwortung gezogen worden sey: aber der Grund, den er dazu angiebt, ist unrichtig. „Denn der 480 §. sagt freylich im Eingange: Eine neue Untersuchung muss insgemein von demjenigen Criminalgerichte vorgenommen werden, bey welchem das vorige Urtheil ergangen ist; allein gerade das Wort *insgemein* zeigt an, dass sich zwar das betreffende Criminalgericht der Pflicht, die Untersuchung aufzunehmen, nicht entschlagen darf, dass es aber auch keinem Criminalgerichte verboten sey, über das vorige Verbrechen die Untersuchung aufzunehmen, wenn es zur Kenntnifs neuer Beweismittel komme, und der Verbrecher in dessen Bezirke ist, ja sogar wie im gegenwärtigen Falle schon bey selbem in Untersuchung stehe." Dieser Demonstration bedurfte es gar nicht, denn das Gesetzbuch erwähnt den vorliegenden Fall ausdrücklich, und sagt im 480 §.

zu Ende: „Nur dann, wenn die neue Unterfuchung nach dem §. 477 wegen einer anderen That, als worüber bereits abgeurtheilt worden, vorzunehmen ift, liegt die neue Unterfuchung dem Criminalgerichte ob, in deffen Bezirke der Befchuldigte nunmehr fich befindet." — S. 125 läfst der Vf. den Inquifiten auf die blofse Frage, ob er eine gewiffe Baronin Helfenforth (nämlich diejenige, die einen Diebftahl erlitten,) kenne, folgende Antwort geben: „Ach! wenn man mir fo kommt, fo fehe ich mich fchon überwiefen, ich will lieber alles offenherzig geftehen, als diefer charmanten Dame neue Ungelegenheiten verfchaffen etc." — *Sapienti fat.* Der Vf. hat noch mehrere Criminalfälle erdichtet, über jeden, wie er fagt, *die Unterfuchung abgeführt*, und droht noch mit der Herausgabe von *vier* dergleichen Producten! TCR.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Victor Barckhaufen's*, ehemaligem fürftl. lippifchen Stadtrichters in Lemgo, *Bemerkungen über die Todesftrafen und über einige damit verwandte Materien.* Herausgeg. von deffen Bruder *H. L. W. Barckhaufen*, kön. preufs. geh. Rathe, ehemal. Kriegs- u. Domänen-Rathe in d. magdeburg. Kriegs- u. Domänen-Kammer u. Stadt-Präfidenten zu Halle etc. 1805. (Ohne die Dedication) 192 S. 8. (18 gr.)

Ein befonderer Abdruck der bisher blofs in dem *deutfchen Mufeum* vom J. 1776 (Auguft No. 1) und 1777 (Auguft No. 8. S. 154 und October No. 5. S. 328) und in *Plitt's* Repertorio für das peinliche Recht, Th. I. No. II. S. 302 ff. enthaltenen Abhandlungen: *Über die Abfchaffung der Todesftrafen; Probe eines Commentars über den Beccaria*, und *vermifchte Anmerkungen und Erläuterungen über die Todesftrafen und verwandte Materien.* Neu ift der Anhang von *vier* Briefen S. 161 bis zu Ende, welche der Herausgeber aus den hinterlaffenen Papieren des Verf. hier zuerft mittheilt. Der Inhalt der Abhandlungen befteht bekanntlich aus einer Darftellung der Unzuläffigkeit der Todesftrafen und Widerlegung der entgegengefetzten Meinungen, insbefondere der dem Vf. gemachten Einwürfe. Die Todesftrafe foll nach des Vf. Meinung weder nothwendig und nützlich feyn, weil es wirkfamere Abfchreckungsmittel gebe, noch gerecht genannt werden können, weil alle Gründe, auf die man ihre Rechtlichkeit fetze, unzureichend wären, denn die mofaifchen Gefetze hätten keine verbindende Kraft mehr; die Obrigkeit fey nicht unmittelbar von Gott; ein ftillfchweigender, das Recht über das Leben übertragender Vertrag fey eine blofse und zwar, da niemand über fein Leben verfügen könne, eine falfche Idee; und die Talion fodere höchftens nur gegen den Mörder Todesftrafe. Nur im Falle der höchften Noth foll nach S. 37 ff. die Ausrottung eines für den Staat gefährlichen Menfchen erlaubt feyn, nur dürfe diefe nicht Strafe genannt werden. — Schon aus diefer kurzen Inhaltsanzeige wird man auf den Inhalt der neu hinzugekommenen, aber ebenfalls in den fiebenziger Jahren gefchriebenen Briefe fchliefsen können. Der *erfte* ist gegen *Feder* gerichtet, welcher die Todesftrafe aus dem Grunde mit vertheidigte, weil der Tod doch immer von den meiften Menfchen als das gröfste Übel angefehen werde; der *zweyte* fucht *Michaelis* Meinung zu widerlegen, nach welcher die Todesftrafe auf Sicherftellung gegen Wiederholungen gegründet wird; der *dritte* und *vierte* befchäftiget fich mit einer wiederholten Darftellung der Unzuläffigkeit der Todesftrafe aus dem Grunde, weil der Selbftmord unerlaubt, das Geftändnifs aber, das die Todesftrafe nach fich ziehe, ein felbftmörderifches Geftändnifs fey, welches die Obrigkeit nicht fordern und zulaffen könne; allein, da diefe doch einmal Wahrheit zu fodern berechtiget fey: fo müffe fie es auch fo einrichten, dafs das Bekenntnifs der Wahrheit kein felbmörderifches werde, und müffe daher die Todesftrafe abfchaffen. — Ohne Erinnern wird jeder in diefem allen den Geift gewahr werden, der in der Periode *Beccaria's* in den criminaliftifchen Schriften herrfchte, und es bedarf alfo auch zur Charakterifirung der vorliegenden Schrift nichts weiter als des Ausfpruches, dafs fie in diefem Geifte abgefafst fey. Das Verdienft des Herausgebers ergiebt fich demnach ebenfalls von felbft. TCR.

Linz u. Leipzig, in d. akad. Kunft-Mufik- und Buchh.: *Darftellung der Gröfse der Miffethaten, auf welche das neue Gefetzbuch über Verbrechen und fchwere Polizey-Übertretungen die Todesftrafe verhängt.* Von *Gottfr. Imm. Wenzel*, k. k. öffentl. ord. Prof. d. theor. u. prakt. Philof. zu Linz. Beftimmt zum Gebrauche der Seelforger, Volks- u. Jugendlehrer, Familienväter u. Obrigkeiten des offenen Landes in d. k. k. Staaten. 1804. 176 S. 8. (12 gr.)

Bey der Bekanntmachung des auf dem Titel angegebenen Gefetzbuches waren alle Seelforger, Jugendlehrer, Magiftrate, Obrigkeiten u. f. w. aufgefodert worden, ihre Untergebenen u. Zuhörer mit den im 52, 94. 95, 119, 124 u. 148 §. des I Th. über das Verbrechen des Hochverrathes, der Nachmachung der als Münze geltenden öffentl. Papiere, des Mordes und der Brandftiftung gegebenen Verordnungen bekannt zu machen, und dadurch zu Verminderung diefer Verbrechen beyzutragen. Hr. *W.* glaubte fich daher als öffentl. Lehrer der Moral dazu befonders verpflichtet, und fo entftand das vorliegende Werk, das wir aber in keiner Hinficht als feinem Zwecke entfprechend und gerathen empfehlen können. Es enthält I. eine Einleitung, in welcher nicht, wie es fich gebührt hätte, eine kurze Entwickelung der Begriffe von Staat, Gefetz, Recht u. f. w. gegeben, oder auf eine Anweifung durch Unterricht dem Volke die Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit der Achtung des Staates und Befolgung der Gefetze hingearbeitet, fondern eine kraftlofe im Prediger-Tone abgefafste Ermahnung zu gutem Willen und zur Sittlichkeit ertheilt wird. II. Eine Darftellung einer allgemein fafslichen Pflichtenlehre, wie fie in jedem Schulbuche vorkommt, und ebenfalls ganz von aller Anwendung auf Recht und Unrecht entfernt ift. III. IV. V u. VI eine Art von Commentar über die Verordnungen gegen den Hochverrath, die Nachmachung des Papier-

piergeldes, den Mord und die Brandstiftung, und VII) Denk- und Sittensprüche für jeden guten Menschen u. Bürger. Wie der Commentar ausgefallen sey, mag Folgendes lehren. Bey dem Hochverrathe beschreibt der Vf. S. 86—95 die Rechte der höchsten Gewalt, wie sie in juridischen Schriften aufgeführt werden. Je grösser und wichtiger nun diese Rechte sind, schliesst er, „desto mehr muss man über den Bösewicht erstaunen, der die Sicherheit derselben in Gefahr setzt." Denn wer diess thut, „widersetzt sich dem Grundgesetze des Staats — widerstrebt der höchsten Gewalt, trägt es darauf an, sie zu vertilgen — erscheint als Partey, deren Zweck ist, die vorhandene Ordnung zu zerstören und also dem Bürgerglücke die Sterbeglocke zu läuten" u. s. w. Über den Mord sagt der Vf. S. 141 u. f.: „Der Mensch ist zur Sittlichkeit bestimmt, soll auf Erden leben, damit er sittlich gut werde. — Der Mörder entreisset dem, den er dem Tode in die Arme wirft, dieses Mittel und hindert also die Sittlichwerdung des Menschen. — Der Mensch soll den Menschen nie als blosse Sache, sondern immer als Selbstzweck behandeln. — Der Mörder behandelt ihn bloss als Sache" u. s. w. „Nun noch einige Blicke auf die Grausamkeit des Mordes! Sehet sie dort brüten, die schwarze Seele des Mörders über den blutigen Gedanken, den Bruder hinzustrecken! Sehet den Unmenschen ganz in sich gekehrt — beobachtet die Bewegungen, die Zuckungen seiner Muskeln, den düstern fürchterlichen Blick, die verzerrte Miene u. s w. — Jetzt, jetzt eilet er hin mit dem Werkzeuge des Todes. Rache strahlet aus seinem Auge, Verderben droht sein Blick. Der zum blutigen Opfer bestimmte Unschuldige windet sich wie ein zertretener Wurm zu den Füssen des Mörders, bittet, flehet um Erbarmung, flehet um Gnade. Aber vergebens — der Feind seines Lebens höret ihn nicht — dürstet nach Blut, und seht! es fliesst im breiten Strom. — Humanität, du edelstes Geschenk aus Gottes Hand, dich zernichtet der Mörder in sich! und Menschen sollten ihn dulden — Ihn, der Mensch zu seyn aufhört, und ein reissendes Thier wird, das vom Blute des Bruders raucht? — O, er verdient Duldung nicht! In dem Gesetze Gottes selbst ist ihm das Urtheil gesprochen: Wer Menschenblut u. s. w." Eben so commentirt der Vf. auch S. 154 bey der Brandstiftung. Ohne Erinnern sieht man, dass dergleichen Geschwätz nicht geeignet ist, die Seelsorger u. s. w. auf einen Weg zu führen, die Wohlthätigkeit der Strafgesetze dem Volke zum deutlichen Bewusstseyn zu bringen, und rechtlichen Sinn zu wirken. TCR.

KARLSRUHE, b. Macklot: *Beweis, dass die bey den Protestanten üblichen Ehescheidungen vom Bande auch nach katholischen Grundsätzen gültig sind, und dass diese Ehescheidungen vom Bande auch bey den Katholiken, in wichtigen Fällen, eingeführt werden könnten und sollten.* Von *W.* nebst zwey Gutachten von Heidelberg und Würzburg, die das Gegentheil des ersten Satzes behaupten. 1804. 183 S. 8. (1 Guld.)

Diese wichtige Schrift ist eigentlich ein theologisches Gutachten über die Frage: „Ob einem Katholiken, welcher eine von ihrem Manne, wegen desselben böslicher Verlassung rechtmässig (d. i. richterlich) geschiedene Protestantin zu heirathen gedenket, nicht das *impedimentum canonicum ligaminis* in dem Wege stehe." Ehe der Vf. diese Frage beantwortet, wirft er eine andere noch wichtigere auf, nämlich: „Ist es ein *katholischer Glaubenssatz*, dass die Ehe in jedem Falle, selbst in *casu adulterii vel malitiosae desertionis*, unauflösbar sey? Oder: „Ist es nach der katholischen Glaubenslehre gegen das *jus divinum*, in was immer für einem erdenklichen Falle die Ehe vom Bande zu trennen?" Die Beantwortung der ersten Frage hängt von der Beantwortung der zweyten ab. Denn muss der Katholik glauben, dass die Ehe *jure divino* in keinem Falle aufgelöset werden könne: so darf er auch keine geschiedene Protestantin heirathen; weil er sonst wider seine Glaubenslehre handeln würde. Er muss, nach dieser Voraussetzung, die Ehescheidung der Protestanten, die als Christen an das *jus divinum* gebunden sind, für ungültig ansehen, und die Ehe mit einer geschiedenen Protestantin für ein *Adulterium* halten. Ist dagegen die Ehe bloss nach dem *katholischen Kirchenrechte*, welches die Protestanten nichts angeht, unauflösbar: so ist eine geschiedene Protestantin für eine ledige Person anzusehen, die von jedem Katholiken ohne Bedenken kann geheirathet werden. So kann z. B. ein katholischer Wirth einem protestantischen Gaste, ohne Gewissensscrupel, an einem Abstinenztage Fleischspeisen vorstellen, weil dem Protestanten das katholische Abstinenzgebot nichts angeht. Aus derselben Ursache kann der Katholik eine richterlich geschiedene Protestantin heirathen, weil das kirchliche Gesetz der Nichtscheidung den Protestanten nicht verbindet, und dieser bey seiner Ehe nicht nach katholischen, sondern nach protestantischen Kirchengesetzen beurtheilt werden muss, wie *Hedderich, Elementa Jur. Canon.* Part. III. p. 255 bemerkt.

Von S. 13—66 beweiset nun der Vf. mit unwiderlegbaren Gründen, dass die Lehre von der gänzlichen Unauflösbarkeit der Ehe kein katholischer Glaubenssatz, sondern bloss ein, unter dem Schutze der Ignoranz, allgemein angenommener Schulsatz sey. Denn diese Unauflösbarkeit lässt sich weder aus der heiligen *Schrift*, noch aus der *Tradition* und der *Entscheidung der Kirche* klar beweisen; welches doch geschehen müsste, wenn man dieser Meinung den Stempel eines *Glaubenssatzes*, oder eines *dogma catholicum* aufdrücken wollte. Die liberalen Grundsätze und die humanen Gesinnungen, welche der Vf. bey der Führung seines Beweises äussert, machen seinem Verstande und Herzen Ehre. Wer lieset bey einem *katholischen* Theologen nicht gerne Stellen, wie die folgende ist, S. 26: „Es ist ein bedaurenswürdiger Fehler unserer katholischen Exegeten, dass sie so gern an dem Buchstaben der Schrift hängen, und nie bis zum Geiste der Reden Jesu zu dringen suchen. Wenn z. B. Christus sagt, die Ehe sey unauflöslich, *ausser dem Falle des Ehebruches*, so

zerren

zerren die schlechteren Schriftausleger diesen Text so lange, bis er sagt, was die Schultheologie will. Die besseren Schriftausleger nehmen zwar die *Ausnahme* an, aber sie bleiben *buchstäblich* dabey, da sie doch natürlicher Weise weiter forschen sollten: Warum nimmt dann Christus den Fall des Ehebruchs aus? Und da würde es ihnen gleich in die Augen springen, dass der Ehebruch dem Wesen der Ehe entgegen ist; mithin hatte Christus im Sinne zu sagen: Die Ehe ist unauflöslich, außer wenn ein solches Verbrechen vorgeht, welches den Zweck und das Wesen der Ehe vernichtet, wie z. B. der *Ehebruch;* also ergiebt es sich von selbst, dass Christus den Ehebruch nur Exempelweise, und nicht bloss als die einzig erdenkliche Ausnahme anführt." Der Vf. hätte hier noch einen Schritt weiter gehen, und bemerken sollen, dass Christus, der sich nirgends zum bürgerlichen Gesetzgeber aufgeworfen hat, in den Schriftstellen Matth. V, 32. XIX, 9 u. s. w. nicht von dem gesprochen hat, was der Staat in Bezug auf die Ehe zu verordnen und zu thun berechtiget ist. Er hat bloss die willkührlichen, ohne obrigkeitliche Dazwischenkunft vorgenommenen Ehescheidungen, die in den damaligen Zeiten unter den Juden gebräuchlich waren, getadelt und für ungültig erklärt.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung beweiset eben so gründlich, dass die Ehescheidung vom Bande auch bey den Katholiken, ohne ihrer Glaubenslehre zu nahe zu treten, eingeführt werden *könnte* und *sollte*. Man findet diese Gründe größsten Theils schon in der vortrefflichen Schrift des königlich-preussischen Kanzlers *Coninx*, eines Katholiken: *Rechtfertigung des Gesetzes über die Ehescheidung der Katholiken* etc. in den Jahrbüchern der preussischen Monarchie, May 1801.

Die erste Beylage liefert das *Gutachten der juridischen Facultät zu Würzburg* über dieselbe Frage, das *verneinend* ausfiel; weil sie von dem irrigen Satze ausging, dass die gänzliche Unauflösbarkeit der Ehe eine katholische Glaubenslehre sey. Bejahrte Juristen der katholischen Kirche sind gewöhnlich *hyperorthodox*, weil sie bey dem Religionsunterrichte stehen bleiben, den sie in den Jesuiterschulen empfangen haben. Dass Hr. *Matthäus Kübel*, ein Exjesuit, für das Gegentheil stimmen würde, war nicht anders zu erwarten. Er behauptet sogar, die katholischen Pfarrer müssten, um eine solche Ehe wieder zu trennen, das *brachium saeculare* anrufen, und wenn eine protestantische Regierung solches verweigerte, sich an den *Kaiser* wenden, um sie dazu zu zwingen. In unseren aufgeklärten Tagen wird wahrscheinlich das Zettergeschrey eines Jesuiten, der seine Schulmeinung mit Feuer und Schwerdt vertheidigen möchte, keinen Executionskrieg mehr veranlassen. Das S. 181 angeführte *kurfürstlich-bayerische und kurfürstlich-badische Gesetz*, welches den Katholiken erlaubt, geschiedene Protestantinnen zu heirathen, und den fanatischen Priestern verbietet, um dieser Ehen willen Kirchenstrafen zu verhängen, hat dem Streite ein Ende gemacht. M.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Principes du droit politique, mis en opposition avec ceux de J. J. Rousseau sur le contrat social.* Par *C. F. de Perrin.* 1803. 252 S. gr. 8. (16 gr.)

Ebendaselbst: *Grundsätze des natürlichen Staatsrechts als Gegensätze derer von J. J. Rousseau über den gesellschaftlichen Vertrag.* Nach dem Französischen des Herrn *M.* vormals Parlamentsadvokaten in Paris, bearbeitet von *C. F. von Perrin*, kurfürstlich-badenschem Lieutenant. Ohne Jahrzahl. VIII u. 279 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Statt einer Beurtheilung dieses Werkes wird die einfache Geschichte seiner Entstehung dem Leser genügen. Hr. von *Perrin*, seinem Vorgeben nach, königl. preussischer und hernach in kurfürstl. badensche Dienste getretener Lieutnant, brachte im Sommer 1803 die Handschrift zu diesem Buche zu dem Buchhändler Hn. *Baumgärtner* in Leipzig, und wünschte, dass dieser das Buch drucken lassen, und ihm statt des Honorars die für seine Pränumeranten nöthigen 600 Exemplare ausliefern möchte. Hr. *Baumgärtner*, entweder aus Achtung vor der preussischen Uniform, die der angebliche Vf. trug, oder aus Rücksicht auf die hohen Personen vom königl. preussischen Militär- und Civiletat auf der Pränumeranten-Liste, setzte kein Misstrauen in den Antrag, und liess das Werk drucken, und auch von dem Vf. selbst übersetzen. Besagter Hr. von *Perrin* gab sich nicht nur in Leipzig für den Vf., und die Handschrift für ein Original aus, sondern nannte sich auch auf einer überall herumgeschickten Ankündigung eines Werks *über die Handelsgeschichte* den Vf. der *principes du droit politique.* Hr. *Baumgärtner* hat, nach dem Abdruck, den Rechtsconsulent, Hn. *Friedrich Hempel*, eine Recension des Werkes für den Hamburger Correspondenten zu schreiben. Je weiter dieser las, desto bekannter kam ihm das Gelesene vor; er erinnerte sich immer lebhafter, dieses Buch schon vor mehreren Jahren gelesen zu haben. Er schlug nach, und fand zu seinem Erstaunen das Buch von dem ersten Worte des Titels bis auf das letzte ohne die geringste Änderung abgeschrieben. Das wörtlich abgeschriebene Werk kam 1801 bey dem Buchhändler Maradan in Paris heraus, und ist unter dem Titel: *Principes du droit politique, mis en opposition avec ceux de J. J. Rousseau sur le contrat social, par M**. ancien Avocat au Parlement*, in allen guten Buchhandlungen zu haben. Aber selbst dieses Werk ist kein Original, sondern nur eine veränderte, mit Zusätzen versehene Ausgabe einer Schrift, die eine Widerlegung des Rousseauschen gesellschaftlichen Vertrags enthält. Genug, das angezeigte Buch ist ein schändliches Plagiat, welches dem Verleger Schaden gebracht hat, und eine öffentliche Rüge und Warnung vor ähnlichen Kopisten verdient. Ob die Entschuldigung des Vf., dass er die Handschrift von einem Emigranten Namens *Peyssonel* gekauft habe, ihn rechtfertigen könne, stellen wir dem Urtheile des Publicums anheim. M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 OCTOBER, 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *System der allgemeinen Staatslehre, zum Gebrauche für seine Vorlesungen.* Von D. *Wilh. Jos. Behr*, D. d. R. öff Lehrer an der kurf. Universität zu Würzburg. *Erster Band, welcher die allgemeine Einleitung und den ersten Theil der Staatslehre, nämlich die reine Staatslehre, oder die Staatswissenschaft enthält.* 1804. XXII u. 404 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., an welchem Rec. die Talente des Schriftstellers, den Scharfsinn eines Selbstdenkers, und vornehmlich den unverkennbaren warmen Eifer für die Menschheit, deren Rechte und Wohlfahrt schätzt, hat sich die Grundsätze der kritischen Philosophie zu eigen gemacht, und sie wohl noch hie und da geläutert und modificirt. Auf diesen Grundsätzen beharret er so fest, dass die in der Vorrede ausgedrückte Drohung stillschweigender Verachtung, oder einer, wie der Vf. glaubt, verdienten Geissel die Andersdenkenden leicht verlegen machen könnte. Nichts desto weniger wagt es Rec., über dieses System der allgemeinen Staatslehre, oder, eigentlicher gesprochen, eines allgemeinen Staatsrechts, ein nicht ganz beyfälliges Urtheil zu fällen; solches aber bloss auf die beiden Rücksichten einzuschränken, wiefern dasselbe eines Theils bey dem akademischen Unterrichte zum Leitfaden für die studirende Jugend, und anderen Theils zu einer dauerhaften Grundlage und einem vollkommneren Ideal dienen soll, um ein haltbares Gebäude der Staatskunst aufzuführen, und dadurch „die Staatspraxis aller Gefahr, immer mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen und das eigentliche Staatsheil dem blossen Zufalle Preis zu geben, zu entheben, und endlich den (deutschen) *Regierungen* eine *sichere unfehlbare Norm* zu verschaffen, mittelst deren es ihnen gelingen könne und müsse, sich zu *Herren* des *Schicksals* zu erheben, statt dass sie sich bisher hätten bloss vom Drange der Begebenheiten despotisch beherrschen lassen, und beherrschen lassen müssen." Ferner ist das Buch bestimmt, „die *rechtliche* Form des Beysammenseyns der Menschen überhaupt, oder die Form, wodurch die Vereinigung der Menge *allein* eine *rechtliche* werde, darzustellen;" kurz, „ein *Staats-Ideal*, einen Staat in seiner ganzen Vollkommenheit aufzustellen, welches Ideal als praktisches Ideal praktische Kraft habe, d. h. als *regulatives Princip* diene, um das, was uns durch dasselbe zur Pflicht gemacht werde, seiner Idee so nahe als möglich zu bringen, d. h. seine Idee bey einer wirklichen Vereinigung zu einem Gemeinwesen, nicht nur als *Richtschnur* anzunehmen, sondern auch durchaus *keine Grenze des Abstandes* von ihr als eine *absolute* anzusehen, über welche nicht noch eine Erhebung durch Annäherung zum Urbilde möglich wäre;" „ein *Staats-Ideal* aufzustellen, welches, mit einem Worte, nicht etwa als blosse Probe einer Vernunftoperation, sondern als, jedem Staatskünstler *absolut gebietende Norm*, als das erhabenste Muster aufgestellt sey, welchem *alle Constituenten* und *Regenten wirklicher Staaten* unaufhörlich sich zu nähern, *Pflicht* und *Beruf* hätten," (s. auch S. 50).

Die *praktische* Gültigkeit dieses Ideals, glaubt der Vf., sey schon längst mit einer solchen Gründlichkeit und Klarheit dargethan, „dass man von einem Staatsmann einen sehr kleinen Begriff fassen müsste, der die Idee des Staats noch in das Reich der Chimären und unnützen Speculationen verweisen, und ihre nothwendige Beziehung auf den praktischen Gebrauch ihr absprechen wollte." Indem er auch festiglich glaubt, „dass die Grundsätze der Staatslehre die einzigen sicheren Wegweiser auf den verführerischen Kreuzwegen der verwickelten Staatspraxis, die einzigen unversieglichen und zuverlässigen Quellen seyen, bey denen in jedem vorkommenden Falle Hülfe zu suchen und zu finden sey: so zieht er hieraus als nothwendige Folge, dass die Staatslehre, wovon er nun das System gegeben habe, derjenige *Katechism* sey, der vor *allen anderen* in den Händen *künftiger* Regenten und *Staatsmänner* sich befinden *sollte*, um Unterricht und Vorbereitung zu ihrem künftigen, grossen und wichtigen Wirkungskreise daraus zu schöpfen, für welchen auch die *genaueste* Kenntniss des *positiven* Staatsrechts *bey weitem* unzureichend sey." Nach S. 10 soll auch diese feine Staatslehre die Urquelle der Revolutionen verstopfen, dagegen aber doch, indem sie das erhabene, durch die Vernunft selbst gegebene, *Ideal* einer bürgerlichen Verfassung aufstelle, und die wesentlichen *nirgends zu vermissenden* Bestandtheile desselben in ein vorzügliches Licht setze, nicht nur ein *unfehlbares Kriterium*, wodurch die Form jeder in der Erscheinung gegebenen Verfassung (d. i. unserer *wirklichen* Staaten) geprüft, und jede ihrer *wesentlichen Unformen* erkannt werden könne, sondern auch zugleich diejenige *Urform* an die Hand gebe, *in welcher* und *in welche* die *wirklich* bestehende Verfassung *umgegossen* werden *müsse*. Erst *dann* nach fol-

solcher *Umformung* soll nach S. 42 jeder *wirkliche* Staat seinen Namen mit *Ehren* tragen können. Nach S. 49 will der Vf. mit seiner Staatslehre „ein sicheres regelmässiges *Modell* geben, wornach ein *absolut haltbares* Staats-Gebäude aufgeführt und eingerichtet, oder ein *bereits bestehendes modificirt* werden *müsse*.“ Nach S. 92 „*verpflichtet* die *Vernunft* die Menschen hiezu durch die blosse Vorstellung des Staats-Ideals, dasselbe bey Gründung und Regierung *wirklicher* Staaten als *Norm* ihres Verfahrens, als *leitendes regulatives Princip* unverrückt vor Augen zu haben, und sich demselben unaufhörlich zu nähern.“ *Einzig nur* durch *die* vom Vf. in seiner Staatslehre angegebene *Form* des Staats soll es darin nach S. 190 *möglich* seyn, „dass einem *jeden sein* Recht *peremtorisch* ertheilt werde, und eben darum soll auch *diese* Form des Staats *einzig* nur die *rechtmässige* seyn, und alle *empirische* und *statutarische*, von *dieser* abweichenden Staatsformen sollen nur, (was vom Vf. immer wiederholt wird, und er nicht genug sagen kann,) als *einleitende* und *einstweilige Veranstaltungen* zum *absolutrechtlichen*, *bleibenden* und *völlige* Sicherheit gewährenden Zustande betrachtet werden *können*.“ „Zur *Realisation* dieses einzig rechtsgemässen Verhältnisses unter den Menschen zeichnet der Vf. den *absolut-erfoderlichen Mechanismus* vor, mit der Bemerkung, dass von demselben Verhältnisse auch nicht *ein Stück* fehlen dürfe, wenn die Erreichbarkeit des Staatszweckes durchgängig gesichert seyn solle.“ Dieser Mechanismus besteht darin (S. 186 ff.), dass entweder das ganze Volk oder die Gemeine aus *eigenem* Antriebe *einmüthig* auftrete, um vermittelst *seiner Machtvollkommenheit* seine *unveräusserlichen* Rechte zu vindiciren: und dieser sein Aufstand sey der Natur der Sache nach, nicht nur der *Form*, sondern auch der *Materie* nach, *stets gerecht*, weil das *Volk* darum, dass es auftrete und sich zur Gemeine constituire, *nie Rebell* sey, und der Ausdruck *Rebellion*, von ihm gebraucht, die *höchste*, je gesagte *Ungereimtheit*; das *Volk* in der That, und nach dem Rechte, die *höchste Gewalt*, über welche auf der Erde keine gehe, und die *Quelle aller anderen Gewalt*, und *Gott allein* verantwortlich sey.“ Oder, fährt der Vf. fort, seyen es *Eine* oder *mehrere Personen*, welche die Unterthanen auffodern, sich zur Gemeine zu constituiren: die dann freylich, der Präsumtion nach, *Rebellen* wären, welche nach präsumtivem Rechte, so lange das Volk sich noch nicht zur Gemeine constituirt habe, dem präsumtiven gemeinsamen Willen nach, von dem *Regenten*, als solche gestraft würden, wenn er ihrer habhaft werden könne. „Aber, setzt der Vf. hinzu, je verächtlicher die executive Macht oder der Regent durch den Missbrauch der ihm anvertraueten Macht sich gemacht habe: (und das würde wohl immer der Fall seyn, wenn er sich der *Realisation* des *Staats-Ideals*, das die Vernunft den Menschen lehrt, und das sie als praktische Gesetzgeberin (S. 52) von denselben realisirt haben will, widersetzen würde:) für desto wahrscheinlicher hält der Vf., dass dergleichen einzelne Auffoderer des Volks der Ahndung des Regenten entgehen würden, weil eine ungerechte Gewalt stets schwach wäre, und sie die *allgemeine Meinung*, oft sogar die Meinung derer, deren sie sich als Werkzeug bediene, gegen sich hätte.“ „Das Volk constituire sich nun, solchem Rufe einzelner Privaten zu Folge, als Gemeine, oder nicht. Im ersteren Falle verschwinde die Gewalt des Regenten, und die Gemeine werde Richter zwischen ihm und den Auffoderern, und verurtheile diese als Rebellen, wenn sie deren Auffoderung ungegründet fände; im gegenseitigen Fall aber werde durch den nachher erklärten Willen der Gemeine der Wille der Auffoderer, als der wahre gemeinsame Wille bestätiget, und demselben, da er das *Materiale* des Rechts schon enthalte, durch die Beystimmung der Gemeine auch die, ihm vorher noch abgehende *Form* des Rechts gegeben. Constituire aber auf den Ruf solcher Auffoderer das *Volk* sich *nicht* zur *Gemeine*: so beweise das, *entweder* dass eine Bedrückung nicht da, oder wenigstens noch nicht merklich genug geworden sey; *oder* dass das *Volk* zum *Wollen* der *Freyheit* und zur *Einsicht* in *seine Rechte noch nicht erwacht*, und dass es dem *grossen Rechtshandel*, *dessen Entscheidung ihm angetragen* worden, *noch nicht gewachsen* sey, dass *es also nicht hätte aufgerufen werden sollen*.“ „Von *Rechtswegen* würden dann dergleichen einzelne Auffoderer des Volks als *Rebellen* bestraft, ob sie gleich ihrer Absicht nach, vielleicht *unschuldig* bestraft, vor ihrem Gewissen *Märtyrer* des *Rechts* seyn möchten.“ „Sie hätten, meint der Vf., *ihre Nation besser kennen sollen:* der Aufstand eines *solchen* Volks würde nur die Aufhebung und Vernichtung *alles* Rechts zur Folge gehabt haben.“ Aber, — *worin* besteht nun *diese* einzig *rechtmässige Staatsform?* das *Ideal* von Staatsform, wornach alle *wirkliche* Staaten *umgegossen* und umgeformt werden *sollen?* diess *Palladium* der bürgerlichen und einzig möglichen *Freyheit* und der einzig zuverlässigen Sicherheit des Rechtsgenusses? Lediglich in nichts anderem als „in der Staatslehre, a) von der *collectiven Einheit* des *Volkswillens* und der *Majestät* des *Volks*, insoferne alle Gesetze und aller Zwang einzig davon ausgehen, und der *Souverainität* desselben, insoferne das Volk, der Natur nach, keine höhere Gewalt weder in noch ausser dem Staat über sich habe.“ S. 99. In der weiteren Staatslehre, b) von der *Spaltung* der Staatshoheit in *drey Actus* oder in dreyerley Gewalten, die *gesetzgebende*, *executive* und *richterliche* Gewalt in der Lehre, und c) von dem *Repräsentativ-Systeme*, dem Zufolge jede derselben, damit das Staatsoberhaupt nicht ein blosses das gesammte Volk vorstellende Gedankending bleibe, sondern Realität in der Sinnenwelt erhalte, der Volkswille *personificirt* werde, — das Objectivnothwendige auch subjectivnothwendig sey. — „durch *eigene* Subjecte oder *Repräsentanten* realisirt oder organisirt werden *müsse;* welchem nach der Inhaber der Letzteren der *Richter;* der Inhaber der Mittleren der *Oberbefehlshaber* oder der *Regent*, der Inhaber der Ersteren aber der *Gesetzgeber*, oder nach S. 109 als Subject der gesetzgebenden Gewalt, *Staatsherrscher* heisse. Ferner in

der

der weiteren Rechtslehre d) von der *Subordinirung* und *Verantwortlichkeit* dieser delegirten Inhaber solcher Gewalten und Repräsentanten, als der *constitutionellen Garantie*, wodurch es denselben Repräsentanten *unmöglich* gemacht werde, irgend *etwas anderes* zu bewirken, als das *Recht*, zugleich aber auch *nothwendig* werde, *dasselbe* in *allen Fällen* zu *bewirken* (S. 165): welchem allem nach nun zuförderst *beide letztere* Gewalten, die *richterliche* und die *executive*, der *gesetzgebenden* verantwortlich gemacht würden: so dass die *Repräsentanten zur Gesetzgebung* eine strenge Aufsicht über das Verfahren des *Regenten* und des *Richters* hätten; dass *jene*, im Fall einer von *diesen* begangenen klaren Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit im Namen der Gemeinde, solche zu *suspendiren* und provisorisch einen *neuen Regenten* oder *Richter* zu bestellen; dass ferner die *Suspendirten* sodann in die Eigenschaft bloser *Privaten* zurückzutreten, und dann mit dem *personificirten Gesetz*, das wider sie als *Ankläger* auftrete, einen förmlichen Process zu führen hätten; wovon der Ausgang sey, dass entweder die Beklagten sich vollkommen rechtfertigten, und in ihre Stellen wieder eingesetzt würden, oder aber, dass im gegenseitigen Falle die *gesetzgebende* Gewalt das *Volk* auffodere, *sich zur Gemeine* zu *versammlen*, und *neue Repräsentanten* an die Stelle der Abgesetzten wähle." Wie nun aber es anzufangen wäre, dass der Regent mit seiner ganzen obhabenden executiven Gewalt diesem gegen ihn verhängten Processe sich nicht widersetze, das verdient S. 178. 179 §. 431 und 433 bey dem Vf. selbst nachgelesen zu werden. „In einem *so* verfassten Staate, meint der Vf. §. 438, könne jeder mit der festen Überzeugung treten, dass es *unmöglich* sey, dass er *je* dem Gesetze zuwider behandelt werden könne, und unter der beschriebenen Verfassung müsse unfehlbar und *nothwendig* nur das *Gesetz* und dieses *stets* herrschen," (ist aber doch noch so billig, hinzuzusetzen,) „*wenn* nur die *gesetzgebende* Gewalt, *auf die nun einzig alles ankomme*, erstens *in ihrer Function* der *Gesetzgebung selbst der Idee von ihr vollkommen entspreche*; und zweytens, *das ihr anvertraute Geschäft der Oberaufsicht über die vollziehende und richterliche Gewalt* pünktlich und redlich *ausfülle*." Aber die *Inhaber* der *gesetzgebenden* Gewalt selbst, und diese Repräsentanten *förmlich* unter eine Verantwortlichkeit zu setzen, selbst einer weiteren Revision von der *Gemeinde* oder dem Volk unterzustellen, hält der Vf. durchaus für unthunlich, „weil man *damit* in einen *offenbaren Widerspruch* gerathen würde." Da nun aber doch auch *diese* Repräsentanten immer nur *Menschen* wären, die ihren *Privat-Willen* an die Stelle des, seiner Qualität nach *a priori* schon bestimmten *gemeinsamen Willens* treten lassen könnten: so hält er, als *Vorsichtsmassregel*, für nothwendig, dass 1) diese Repräsentation nicht auf Lebenszeit, höchstens auf eine Zeitfrist von 25 Jahren übertragen, und das *Volk* im Voraus für diese bestimmten Zeitpunkte als *Gemeinde* erklärt werde, um sodann die Geschäftsführung, in Hinsicht der jenen Repräsentanten übertragenen Oberaufsicht über die vollziehende und richterliche Gewalt zu untersuchen, und nach dem Befund der Umstände dieselben zu bestätigen oder an deren Stelle neue zu delegiren; (heisst das aber sie nicht dem Volke verantwortlich gemacht?) 2) dass bey dem Volke niemand um diese Wahl anhalten dürfe, sondern der *Gemeine*, dem Volke lediglich überlassen bleibe, seine biederen und grosen Männer zu dieser Repräsentation selbst zu wählen; 3) dass, *diesen Repräsentanten etwas angenehmes zu erweisen*, der executiven und richterlichen Gewalt *unmöglich gemacht werden* müsse; und dass *darüber* das *Volk* zu wachen habe, dass die *Inhaber der gesetzgebenden Gewalt* mit denen der *executiven* und *richterlichen* Gewalt *durchaus* nicht in *Umgang*, *Verwandschaft*, *freundschaftlichem Verhältnisse* u. dgl. stünden (das ist im §. 451 zu lesen.) „Würden sich nun aber doch, fährt der Vf. §. 452 fort, die *Repräsentanten* zur *Gesetzgebung* noch immer mit den Inhabern der executiven und richterlichen Gewalt zur Unterdrückung des Volkes verbinden können: so würde dazu nichts geringeres erfodert, als dass das Volk selbst im höchsten Grade verdorben, jeder einzelne jener Repräsentanten ein Tyrann, oder von den untergeordneten Gewalthabern bestochen worden wäre, und auf das allgemeine Volksverderben mit solcher Zuversicht rechnen könnte, dass er davon seine ganze Sicherheit abhängig zu machen wagen dürfte". Auf diesen äussersten Fall aber weiss sich der Vf. mit nichts anderem, als mit dem *allgemeinen Aufstande* des *Volks* entweder aus *eigenem* Antriebe, oder auf die *Anstiftung Einzelner Privaten* zu helfen: wovon wir den vom Vf. beschriebenen sogenannten *Mechanismus* bereits oben ausgehoben haben.

So viel zur Probe von dem Staats-Ideal, das der Vf. in diesem Lehrbuche aufgestellt hat. Mag nun immerhin die reine Vernunft aus der Natur des Menschen und aus dem Begriffe des Staats *a priori* auf ein solches Ideal gerathen: so hält doch Rec. fürs erste, mit der Gebung eines solchen Rechts-Gesetzes und mit dessen Vollziehung, diese geschehe nun vermittelst des Richters oder des sogenannten Regenten in engerer Bedeutung, den ganzen Umfang der Staatsrechts-Lehre noch bey weitem nicht für erschöpft. Fürs zweyte ist die Idee von der vollziehenden Gewalt in diesem Rechtssystem immer noch nicht klar, soferne sie nur gerade die Staatshoheit mit der gesetzgebenden und richterlichen, als die dritte integriren soll. Drittens ist und bleibt wohl Manchem unbegreiflich, wie und warum die bürgerliche Freyheit der Privaten schlechterdings gefährdet werden sollte, wenn z. B. die Staatshoheit ganz und ungetheilt nur Einem anvertraut würde, der sodann ein Rechtsgesetz für die Privaten in Civil- und Criminalsachen etwa auf solche Art, wie das preussische Gesetzbuch zu Stande gekommen, errichten liesse, und zur Anwendung desselben durch alle Gerichtsbezirke rechtskundige und rechtschaffene Männer zu Richtern bestellte. Unmöglich ist es aber viertens, dass diess Staatsideal mit seiner dreyfachen Gewalt und dreyfachen Organi-

ganisation, mit der Subordination der beiden letzteren Gewalten und Gewalthaber unter die erstere und deren Inhaber, und mit der unveräusserlichen Majestät und Souveränität des Volks oder der Gemeine, in deren Versammlung der Vf. sogar allen Weibsbildern, die mündig und unverheirathet, Geschiedene oder Wittwen wären, das Sitz- und Stimm-Recht zuspricht, — dass dieses Staats-Ideal je, z. B. in Deutschland und in unseren *deutschen Staaten*, realisirt werden könnte, ohne deren bisherige ganze Verfassung umzukehren und über den Haufen zu werfen. Aber wozu in aller Welt kann es fünftens nutzen, oder vielmehr wohin kann und mag es endlich führen, wenn jungen Leuten, die zu den Staats- und juridischen Ämtern in diesen deutschen Staaten gebildet werden sollen, mit dem schneidenden Tone des Vf. vom Katheder herab, vorgespiegelt wird, dass noch zur Zeit *diese* Staaten diesen Ehrennamen nicht verdienten, dass sie nur so einstweilige Veranstaltungen seyen, dass sie blos empirische und statutarische Unformen wären, worin Keiner auf den Genuss seiner Freyheit und seines Eigenthums mit Zuverlässigkeit rechnen könne; dass sie, um das gewähren zu können, erst noch umgeformt, und dem Staats-Ideal näher und näher gebracht werden müssten u. s. w. Wie in aller Welt ist sechstens des Vf. Zumuthung an die Regenten und Staatsmänner in unseren deutschen weltlichen Erbfürstenthümern zu reimen, dass sie des Vf. Staats-Ideal sich zum Muster nehmen sollen, wenn man vollends auf den ganz besonderen Umstand bey diesen deutschen Fürstenthümern Rücksicht nimmt, dass im constitutionellen Begriffe der Landeshoheit, oder sie subjectiv betrachtet, so viel Eigenthumsrecht mit zum Grunde gelegt werden muss? Endlich aber siebentens wer mag nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Sinnenwelt überhaupt ein Staats-Ideal zum Muster und zur absolut gebietenden *Norm* anpreisen, welches einen dreyfachen Regenten und vollends gar blos nach einer dreyfachen Operation der Staatshoheit über das Volk setzt; dem Einen Regenten über die beiden Anderen eine förmlich richterliche Gewalt einräumt; und so auch wieder den dritten Regenten mit seinem ganzen Regenten-Amte, und diesen nun vollends gar der Aufsicht des Volks unterstellt, und an diese ganze unorganisirte Volksgemeine, die aus Millionen solcher Menschen, als sie sind, bestehen mag, einen constitutionellen Recurs sanctionirt?

Doch Rec. kommt endlich auf die *zweyte* Rücksicht, worauf er sein Urtheil über diess Lehrbuch beschränkt hat. Wenn dem Vf. darum zu thun war, jungen Studirenden von dem Repräsentativ-System, als einem blossen Beyspiele von der Staatsform, die *a priori* deducirt werden könne, einen Begriff zu geben: so hätte er doch wohl zum Gebrauche für seine Vorlesungen sich einer bündigeren Kürze befleissigen, und die vielen schleppenden Wiederholungen vermeiden, die Begriffe mit mehr Klarheit darstellen, und vornehmlich seine Sprache nicht mit einer so schwerfälligen und nichts weniger als gemeinverständlichen Terminologie überladen sollen. Dass sich doch Niemand bereden lasse, als ob das vom Vf. entworfene Staats-Ideal nur allein aus den Begriffen und Grundsätzen der kritischen Philosophie deducirt, und eben so absolut einzig nur in der schwerfälligen Terminologie vorgetragen werden könne! Schon über hundert Jahr ist es, dass ein solches Staats-Ideal mit eben demselben Repräsentativ-System, mit eben derselben Theilung und Trennung der Staatshoheit, mit eben derselben Unterordnung der Staatsgewalten u. s. w. von einem der scharfsinnigsten Philosophen dargestellt worden ist. Sein Buch ist *kurz*, mit einer ungemeinen Klarheit der Begriffe in einer durchaus verständlichen Sprache ohne *alle* Terminologie geschrieben. Es muss viele Leser in- und ausser seinem Bezirk gefunden haben: denn es ist ein englisches Original und ins Französische übersetzt, und, so viel Rec. weiss, fünfmal aufgelegt worden. Dass dem Vf., bey seiner ausgebreiteten Kenntniss von staatsrechtlicher Literatur, die er von den Asiaten, Indiern und Chinesen durch die Griechen, Römer und das Mittelalter hindurch bis auf die neueren Zeiten und die neueste Periode der Kantischen und Fichtischen Philosophie, und der französischen Revolution durchgeführt hat, nun gerade dieses Büchelchen, das in der Cultur der Staatslehre Epoche gemacht hat, und wahrscheinlich durch eine so höchst merkwürdige Begebenheit veranlasst worden seyn mag, ganz und gar unbekannt geblieben, ist fast unbegreiflich. Rec. hat folgende Ausgaben davon vor sich liegen: „*Du Gouvernement civil, où l'ont traite de l'Origine des fondemens, de la Nature du pouvoir et des Fins des sociétés politiques, Traduit de l'Anglois.*" Amsterdam, b. Wolfgang. 1691. 12. „*Du Gouvernement civil par Mr. Locke, traduit de l'Anglois. Cinquieme Edition, exactement revue et corrigée sur la 5qieme Edition de Londres et augmentée de quelques notes, par L. C. R. D. M. A. D. P.* Amsterdam, b. Schreuder und Mortier d. j. 1755. 8.

Der Inhalt des Behrischen Werkes ist schliesslich folgender. Allgemeine Einleitung in die gesammte Staatslehre, worin 1) vom Begriffe des Staats und der Staatslehre, deren Zweck, Nothwendigkeit und Nutzen; 2) vom Umfange der Staatslehre, von deren Verhältnisse zur Rechts- und Tugendlehre, und von dem zwischen Theorie und Praxis; 3) von den Erkenntniss- und Hülfs-Quellen der Staatslehre; 4) deren Cultur und Literatur gehandelt, und endlich eine Übersicht und Rechtfertigung des gelieferten Systems gegeben wird. Der Staatslehre *erster* Theil, welcher die reine Staatslehre oder *Staatswissenschaft* enthält, wird eingetheilt in *Staatsrecht*, worin 1) die Nothwendigkeit und die Bedingungen der Errichtung eines Staats, 2) die Natur und Beschaffenheit der höchsten Staatsgewalt erörtert, 3) die einzig rechtliche Staatsform bestimmt, 4) die Staatsverwaltung im Inneren entwickelt, und endlich 5) die Verhältnisse der Bürger zum Staate und unter sich angegeben werden: und — in *Staaten-* und *Weltbürgerrecht.*

M. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 OCTOBER, 1805.

MEDICIN.

Berlin, in d. Realschulbuchhandlung: *Grundriss der Physiologie des menschlichen Körpers*, zum Behuf seiner Vorlesungen entworfen von D. *Joh. Karl Heinr. Meyer*, prakticirendem Arzte in Berlin. 1805. 361 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wenn an jeden wissenschaftlichen Schriftsteller mit Recht zuförderst die Frage ergeht, welche Aufgabe seiner Ansicht nach denn eigentlich der Wissenschaft, die er vorträgt, zu lösen zukomme, und auf welchem Wege sie gelöset werden müsse; so sind wir gegenwärtig um so mehr befugt, die Beantwortung dieser Frage von einem Schriftsteller über *Physiologie* zu fodern, da die Bearbeitung dieser Disciplin in unseren Tagen auf so ganz verschiedenen Standpunkten steht, und daher allem Vortrage derselben eine Kritik ihrer Principien, oder doch wenigstens eine Darstellung und Rechtfertigung der speciellen Ansichten des Lehrers vorangehen muss. Hr. *M.* hält es indessen nicht für nöthig, uns durch einen Vorhof, in welchem wir über diese Fragen Aufschluss erhielten, in sein Gebäude der Physiologie einzuführen, und er thut gewissermassen wohl daran. Denn ein Vorhof scheint uns nur zu Erwartung eines innersten Heiligthums zu berechtigen, welches hier schlechterdings fehlt. Nur im Vorbeygehn (V Kap. S. 107) und als eine ziemlich indifferente Sache erwähnt der Vf. die Aufgabe der Physiologie, und drückt schon durch die Form dieses Actes den Geist dieser Schrift aus, sowie der Inhalt desselben ihre Geistlosigkeit beurkundet. Die Aufgabe der Physiologie ist ihm nämlich keine andere, als: „alle einzelnen eigenthümlichen Phänomene des lebendigen Körpers auf bestimmte organische Theile desselben, durch deren Form oder durch deren Mischungsveränderung sie wirklich werden, zurück zu führen, und aus dem Zusammenwirken dieser Organe die zusammengesetzten Wirkungen des lebendigen Körpers und das Leben selbst zu erklären." Hr. *M.* hält es also, wie sich auch aus dem Inhalte seiner Schrift selbst ergiebt, für den vornehmsten Zweck der Physiologie, nicht etwa die einzelnen Lebenserscheinungen aus chemischen oder mechanischen Principien zu erklären, sondern bloss die Organe aufzufinden, in welchen und durch welche sie vor sich gehen, indem er übrigens dem Streben, in die Causalität dieser Phänomene tiefer einzudringen, mit der allgemeinen Andeutung mechanischer und chemischer Ursachen begegnet. So werden also die einzelnen Lebensacte von dem Vf. nicht ihrer inneren Natur nach und genetisch aufgefasst, nicht nach den einzelnen Momenten, welche sie bestimmen, und ihren Verhältnissen unter einander und gegen die äussere Natur entwickelt; eben so wenig werden sie nach ihren gemeinschaftlichen Charakteren unter höhere Ordnungsbegriffe gebracht, noch auch von einer allgemeinen ursprünglichen Naturthätigkeit abgeleitet: sondern sie werden bloss von Seiten ihrer Äusserungen, als in der Sinnenwelt gegeben, bloss nach Verschiedenheit der Räume, in denen sie vor sich gehen, historisch und beschreibend dargestellt. Sind aber diese Elemente des Lebens nicht einmal entwickelt, geschweige denn construirt, wie kann sich der Vf. schmeicheln, aus der Beobachtung ihres Zusammenwirkens eine Erklärung der Totalität desselben hervorgehen zu sehen? Aus einer so beschränkten Ansicht kann nie eine wahre Physiologie sich gestalten, sondern nur eine Physiographie kann darein wurzeln. Mit Recht nennt der Vf. diess eine *Zurückführung* des Lebens: wer sieht nicht ein, dass die Wissenschaft selbst dabey zurückgeführt wird? Der geistreiche Anatom oder Chemiker kann es nicht über sich gewinnen, bey Betrachtung der todten Form oder der chemischen Bestandtheile des m. K. stehen zu bleiben, sondern schweift gern, indem er eine sogenannte höhere Anatomie oder Chemie liefert, in das Gebiet des Physiologen aus, um über die lastbare Materie sich zu erheben, das erfreuliche Spiel der Kräfte zu belauschen, und das allgemeine Naturleben in dem enger, aber auch schärfer begrenzten Mikrokosmus wirken zu sehen. Unser Vf. hat gerade die entgegengesetzte Tendenz: in der Lehre vom Leben bemüht er sich, der todten Materie den Sieg zu verschaffen, und diess gelingt ihm in der That auch so wohl, dass selbst der letzte Funken des Lebens unter seinen Händen erlischt.

Hr. *M.* setzt, wie wir gesehen haben, den Grund des Lebens in Mischungsveränderungen. (Denn was die Form betrifft, so weiss man schon, dass die Chemiatrie unserer Zeit derselben bloss eine ehrenvolle Erwähnung thut, ohne weiter auf sie Rücksicht zu nehmen.) Diese rein chemische Ansicht aber versucht er psychologisch abzuleiten; auf das Geistige gründet er sein Gebäude des Chemismus; steht dieses einmal fest, so wird es, meint er, durch seine schwere Masse den Grund schon zertrümmern, und demungeachtet in sich selbst fort bestehn.

Er schliesst hier auf folgende Weise. *Eine Vorstellung ist ein bestimmter Zustand unseres Bewusstseyns;* (§. 1) *die Vorstellungen aber sind entweder nothwendige, d. i. unmittelbar durch die Sinne gegebene, oder Imaginations-Vorstellungen, d. i. Wiederholungen der nothwendigen Vorstellungen.* (§. 2). In diesen ersten Worten ist auch schon das πρωτον ψευδος der ganzen Deduction enthalten. Der Vf. kennt nämlich nur einen äussern Sinn, und ermangelt des inneren so gänzlich, dass dieser ihm ein Unding ist: für ihn existirt nur ein äusseres Anschauen und Wiederholen äusserer Anschauungen, und da er alle übersinnlichen Begriffe, alle ursprüngliche Thätigkeit der Vernunft u. s. w. nicht sowohl leugnet, als vielmehr ignorirt: so können wir nicht die undankbare Mühe übernehmen, ihm die Existenz eines höheren Erkenntnissvermögens zu erweisen. — *Über das Entstehen der ersteren*, fährt er fort, *haben wir gar keine, über das der letzteren eine bloss scheinbare Willkühr.* (§. 3.) *Folglich liegt das, was unsere Vorstellungen bestimmt, lediglich ausser uns: es ist die Materie.* (§. 6.) Ohne so unbillig zu seyn, dem Vf. zumuthen zu wollen, dass er die Unabhängigkeit des höheren Erkenntnissvermögens und des inneren Sinnes von dem Einflusse der Aussenwelt hätte widerlegen sollen, wünschten wir wohl, er hätte wenigstens bewiesen, dass der Mensch in Rücksicht auf das äussere Wahrnehmungsvermögen unbedingt der Gewalt der äusseren Natur Preis gegeben sey, und aus eigener Bestimmung weder seine Sinnorgane den äusseren Eindrücken verschliessen, noch trotz der Einwirkung derselben auf die offenen Sinne seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand lenken könne. Von der Überzeugung geleitet, dass Alles, was wir uns vorstellen, nur Materie ist, und dass alles Denken sich nur auf Materie beziehen kann, nimmt er an, dass Raum und Zeit bloss etwas Äusseres, in der Materie Gegebenes ist. Einer ähnlichen *petitio principii* macht er sich schuldig, wenn er die Mischung als „die Summe der Kräfte, die einen Körper ausmachen" (§. 14) definirt, und daraus beweisen zu können meint, dass alle Veränderungen des lebendigen Körpers allein in Veränderungen seiner Mischung und Form gegründet sind. (§. 22.) — Organisation ist dem Vf. nichts, als Form und Structur (§. 30), ja er behauptet sogar, dass ein Scheintodter wirklich todt ist, sowie auf der anderen Seite der todte menschliche Körper noch organisirt seyn soll (§. 32). Mit diesen und ähnlichen Äusserungen harmonirt nun auch des Vf. Ansicht von der Natur überhaupt; er ist so ganz in der Gemeinheit versunken, dass er in seinem höchsten Fluge nichts von ihr zu rühmen weiss, als „dass sie immer für den anderen Morgen sorgt!" (§. 36.)

Doch lassen wir diese allgemeinen Untersuchungen, für die der Vf. nicht organisirt zu seyn scheint. Vielleicht hat er, da er so ganz in der materiellen Welt befangen ist, desto mehr Thatsachen geliefert, und da seine Natur so ganz der Aussenwelt zugekehrt ist, so überwiegt vielleicht seine inneren Sinne der äussere Beobachtungsgeist. Doch — weit gefehlt! Die glänzendste Partie der Schrift ist die, von welcher wir bisher gesprochen haben. Vergeblich erwartet man in der speciellen Physiologie von seinem crassen Chemismus einen Versuch, die Phänomene des Lebens durch chemische Thatsachen aufzuklären, oder durch chemische Theorien zu erläutern. Ja, was das ärgste ist, unser Chemiker führt nicht einmal die bekanntesten und sichersten Resultate über die Mischung einzelner Stoffe des menschlichen Körpers an, sondern begnügt sich mit der allgemeinen Versicherung, dass die Erscheinungen, welche er beschreibt, einzig und allein in Mischungsveränderungen ihren Grund haben.

Schwerlich kann die Physiologie einen niedrigeren Standpunkt nehmen, als den sie vormals hatte, da sie für eine Lehre *de usu partium* galt. Nach dem Obigen sollte man vermuthen, dass Hr. M. eine solche Physiologie der untersten Potenz rein hätte durchführen wollen; allein selbst dieser Standpunkt ist ihm doch noch zu hoch, und er neigt immer mehr zur bloss compendiarischen Anatomie hin. So z. B. beschreibt er (§. 61—66) die äussere Form der Knorpel (§. 61—63), ihr Verhalten in Wasser, Weingeist und Terpentinöl (§. 64), ihre Eintheilung in bleibende und einstweilige (§. 65), er giebt hierauf an, dass sie sich nicht neu erzeugen (§. 66); dann folgt der §. 67: „der Nutzen der Knorpel ist sehr mannichfaltig" — und somit ist die Physiologie des Knorpels abgehandelt.

Es bleibt uns also nichts übrig, als dass wir fragen, ob denn nicht die Beschreibung der Form der Organe etwas Ausgezeichnetes und Verdienstliches habe? Allein leider finden wir, dass selbst diese bey Weitem nicht so genau, angemessen und deutlich ist, als man von einem Lehrbuche verlangen kann. Wir wollen, zur Bestätigung dieses Urtheils, nicht die Blössen des Kapitels von den Cephalergen zeigen, sondern vielmehr dasjenige wählen, in welchem eine chemische Physiologie das Meiste leisten kann, und wo die materielle Thätigkeit am reinsten erscheint, nämlich das von der Verdauung (12 Kap.), welches der Vf. überschreibt: „Von den blutbereitenden Organen und der Blutbereitung." Es ist zwar hart, Zähne, Zunge, Speicheldrüsen etc. zu den blutbereitenden Organen zu zählen: doch wollen wir deshalb mit dem Vf. nicht rechten §. 343. Angabe der hieher gehörigen Theile §. 344. Beschreibung der Wundhöhle. Sehr unpassend ist es, wenn der Vf. sagt, dass „die auf sich selbst zurückgeschlagene Haut des Gesichts die Lippen und Backen bildet," anstatt dass er hätte sagen sollen, dass sich die Haut des Gesichtes umschlägt, und auf diese Weise jene, vornehmlich aus Muskeln und Zellgewebe bestehenden Theile von beiden Seiten bekleidet. Unrichtig ist es ferner, wenn er eine Zahnhöhle (*alveolus*) eine Zahnlücke nennt. Unbestimmt ist es, dass die Haut, wo sie den hinteren Raum

Raum der Mund- und Nasenhöhle überzieht, der Schlundkopf genannt wird. §. 343. Fortsetzung §. 346. Länge des Darmkanals. §. 347. Häute und Muskeln. §. 348. Seine Abtheilung. §. 349. Der Bau des Schlundes. §. 350. Der Bau des Magens. Die Form des Magens, seine Begrenzung und die Richtung seiner Muskelfasern ist nicht angegeben. Die Behauptung, dass nur „die in Flüssigkeit verwandelte Nahrung“ durch den Pförtner treten könne, hätte einer Einschränkung bedurft. Übrigens wird der Pförtner erst als der Übergang in den Zwölffingerdarm genannt, und weiter unten als ein ungenannter Theil beschrieben, so dass es scheint, als wäre von zwey verschiedenen Theilen die Rede. §. 351. Zwölffingerdarm. Unrichtig wird hier „von Ausführungsgängen des Leber- und Gallenblasenkanals“ gesprochen, als ob zwey Ausführungsgänge wären, und als ob der Kanal der Leber- und Gallenblase etwas vom Ausführungsgange derselben Verschiedenes wäre. Mit gleichem Unrechte ist die gewöhnliche Vereinigung dieses Kanals mit dem Ausführungsgange des Pankreas nicht erwähnt. Unrichtig ausgedrückt ist es, dass diese Gänge „die von ihnen bereitete Flüssigkeit“ in den Darm ergiessen. §. 352. *Jejunum* und *ileum*. Letzteres nennt er fälschlich Grimmdarm anstatt Krummdarm; weiss er nicht, dass das Grimmen, die Kolik, nicht im *ileum*, sondern im *colon* ihren vorzüglichsten Sitz hat? — §. 353. Der dicke Darm. — Überhaupt fehlt die so nöthige genaue Angabe der begrenzenden Theile des ganzen Darmkanals. Es ist z. B. nicht angegeben, zwischen welchen Theilen der Mastdarm befindlich ist. Von dem Netze und Gekröse wird gar nichts erwähnt. §. 354. Die Leber. Die Beschreibung ihres Baues und die allgemeine Angabe, dass sie Galle absondert. Wir vermissen hier eine Beschreibung der Structur ihrer absondernden Gefässe, eine Vergleichung derselben in den verschiedenen Lebensaltern, ihren Nutzen in Hinsicht auf die Blutmenge; eine nähere Angabe der Bestandtheile der Galle, der Umstände, unter denen sie reichlicher oder sparsamer abgesondert wird, der Methode, sie aus dem Blute künstlich zu bereiten etc. §. 355. Die Milz. Mit Unrecht sind hier die bekannten Data über die Mischung des Milzblutes übergangen. *Alle* Hypothesen von dem Nutzen derselben sollen das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit an der Stirne tragen; wir hätten wohl gewünscht, dass der Vf. sein Verdammungsurtheil über manche neuere Theorie der Function der Milz verificirt hätte, gegen welche die längst widerlegte Vermuthung, die er als neu aufstellt, dass die Milz besonders zur Bereitung des rothen Blutes beytrage, sehr im Schatten steht. §. 356. Das Pankreas. Unbestimmt ist es, wenn der Vf. nur sagt, dass diess Organ den Speicheldrüsen sehr ähnlich sey. Die Mischung des pankreatischen Saftes ist nicht angegeben. §. 357. Das Kauen. Der Mechanismus des Kauens ist nicht angegeben; eben so wenig die bekannten näheren Mischungsverhältnisse des Speichels und die Wirkungen desselben auf die Speisen. Inadäquat ist es, wenn hier die Speicheldrüsen, Drüsen des Mundes genannt werden. §. 358. Die Zersetzung der Speisen wird hier angegeben, ohne nähere Bestimmung, worin sie besteht. Dafür glaubt der Vf. den Leser durch die scharfsinnige Bemerkung schadlos zu halten, dass — kein Licht in den Magen scheint. — Unrichtig ist es, dass der Magensaft allemal das Lakmuspapier röthe §. 359, 360. Hier wird eine Zersetzung des Speisebreyes im übrigen Darmkanale ebenfalls bloss im Allgemeinen angedeutet. Der peristaltischen Bewegung wird übrigens mit keinem Worte gedacht. §. 361. Einsaugung. §. 362. „Durch die Veränderung, welche die eingesogene Flüssigkeit in den lymphatischen Gefässen selbst, in den dazu gehörigen Drüsen und durch die Vermischung mit dem schon fertigen Blute erleidet, wird die Blutmachung vollendet.“ Eine Buchmachung wird durch solche Erklärungen schnell vollendet; allein die Sanguification des Organismus geht nicht so übereilt vor sich, und die Verwandlung des Chylus in rothes Blut erfodert einen neuen chemischen Process, von dem unser Chemiker nichts weiss. §. 363. Excremente. „Im dicken Darme erleidet das Excrement eine merkwürdige Veränderung, deren Zweck noch nicht erforscht zu seyn scheint, — es fault.“ Hat sich wohl einer der subtilsten Teleologen des vorigen Jahrhunderts zu einem Problem über den Zweck der Fäulniss der Excremente verirrt, welches hier einer der nüchternsten Jünger der neuchemiatrischen Secte aufstellt, die überall nur die nothwendige Wirkung materieller Bestimmungen erblickt? §. 364. Es soll nicht wahrscheinlich seyn, dass das aus dem dicken Darme Eingesogene mit dem übrigen Chylus in den Brustkanal geführt wird, „denn warum fault diese Substanz nur im dicken Darme und nicht im dünnen?“ Wir finden diess sehr überzeugend, besonders da der Löwe ein grimmiges Thier ist. Nur den kleinen Umstand hat der Vf. übersehn, dass die Saugadern des dicken Darms sich mit denen des dünnen in Drüsengeflechten augenscheinlich vereinigen. §. 365. Ausleerung. Die Unterstützung derselben durch Bauch- und Zwerchmuskel ist gänzlich übergangen. §. 366. Nahrhaftigkeit. §. 367. Hunger und Durst. §. 368. Zum Schlusse wird noch behauptet, dass die Eingeweidewürmer keine krankmachende Potenz sind.

Was endlich die Anordnung der Gegenstände anlangt (denn bey den grammatikalischen Fehlern, die sich durch die ganze Schrift erstrecken, wollen wir nicht verweilen), so hat der Vf., wie es scheint, in der Anordnung den Sieg des Zufalls über den ordnenden Geist recht anschaulich machen wollen. In dem Kapitel, welches der Überschrift nach von dem Herzen, den Blutgefässen und dem Kreislaufe handeln soll, werden auch die Saugadern abgehandelt; nach dem 16 Kap., von der Ökonomie des Embryo, folgt ein eigenes Kap. von den Brüsten; die Geburt aber ist hier gar nicht abgehandelt. Hierauf folgt im 18ten und letzten Kap. die Lehre von den

den Sinnorganen; (vom Gehirne und Nervensysteme ist im 5ten und 6ten Kap. gesprochen worden) und in einem kurzen Anhange ist nun endlich von der eigenthümlichen Wärme des m. K., seinem Wachsthume und ähnlichen Gegenständen die Rede; auch wird hier erst in einigen Zeilen der Consensus erwähnt. D.f.G.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Abbildung und Beschreibung einer sehr bequemen tragbaren Voltaischen Säule, nach einer durchaus neuen Einrichtung vorzüglich für die Fälle brauchbar, wo der Arzt täglich mehrere Kranke in verschiedenen Häusern galvanisiren muss, nebst Abbildung und Beschreibung einiger anderen zur medicinischen Anwendung des Galvanismus gehörigen Instrumente.* Herausgegeben van *Franz Heinrich Martens*, Dr. etc. Mit 2 Kupfertafeln. 1803. VI u. 31 S. gr. 8. (12 gr.)

Dieser hier beschriebene Apparat besteht aus zwey Voltaischen Säulen, die beide ohngefähr 66—70 Doppelplatten ausmachen, und in einer blechernen lackirten Kapsel eingeschlossen sind. Die ganze Zusammenstellung und Verbindung des Apparats ist an sich zwar zweckmässig, doch zweifelt Rec., dass er den gewünschten Zweck so leicht und vollkommen erfüllen wird. Das Ganze mit der Kapsel ist 11 Zoll Leipziger Mass hoch, 4 Zoll breit, und vermuthlich 2 Zoll (denn hier steht 24 Zoll?!) dick. Diese Kapsel von ziemlicher Grösse, deren Gewicht (warum ist es nicht angegeben?) man gewiss über 2 Pfund annehmen kann, soll der Arzt in der Tasche von einem Patienten zum anderen mit sich herumtragen. Hiezu kommt noch, dass die Wirkung des Apparats mit jeder Viertelstunde sich vermindert, und beym 4ten oder 5ten Patienten nicht den nöthigen Grad von Wirkung mehr hervorbringen wird. Diese Verminderung wird noch dadurch früher herbeygeführt, dass die Tuchscheiben nur mässig feucht seyn dürfen, weil wegen der Transportation die beiden Säulen durch Schrauben von oben müssen befestiget werden. — In dem etwas breiteren Fusse der Kapsel befinden sich noch einige Instrumente, um das galvanische Fluidum an diesen oder jenen Theil des Körpers zu leiten, als: eine galvanische Augenwanne, ausgehöhlte Augenplatten, einfache galvanische Nadeln, eine Ohrenbandage etc. — Das Reinigen der Metallplatten ist beym Gebrauche des Galvanismus äusserst beschwerlich, und Hr. M. giebt daher S. 24 eine kleine Anleitung dazu, die aber sehr umständlich ist. Manchem Leser unserer Zeitung ist es vielleicht nicht unangenehm, wenn Rec. eine Art, die Platten zu reinigen, hier bekannt macht, von der er überzeugt ist, dass sie die kürzeste sey, und die Platten nicht im geringsten dabey leiden. 60 Platten von Guldengrösse, deren Rec. sich gewöhnlich bedient, werden mit vier Unzen ordinärem kochenden Essig übergossen, und dann mit diesem Essig in ein Kästchen geschüttet, das 6 Zoll rhein. breit, 6 Zoll hoch und 36 Zoll lang ist, und worin ein Nösel feiner Sand befindlich ist, welcher durch den hinzugekommenen Essig mässig angefeuchtet wird. Das Kästchen wird nun ohngefähr über 3 Minuten lang schnell hin und her geschüttelt, als ob man siebte, und alle halbe Minuten umgeschwenkt. Hierauf werden die Platten, (mit Zurücklassung des Sandes, den man zum nächsten Gebrauch im Kasten lässt,) in ein Sieb oder ein anderes durchlöchertes Gefäss gethan, mit Wasser übergossen, um sie vom Sande zu reinigen, dann in der Sonne, oder im Zugwinde, oder auf dem warmen Ofen im Winter getrocknet. Hierdurch werden 3 bis 400 Metallplatten eben so schnell als 60 von allem Metallkalke gereiniget. —d—

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Ohrdruff: Noth- und Hülfsbüchlein in der Ruhr und epidemischen Krankheiten überhaupt.* Von *Joh. Friedrich Krugelstein,* M. D. Physikus und Bürgermeister zu Ohrdruff. Zum Besten der Armen. 1803. 112 S. 8. (5 gr.) Eine nützliche Schrift, welche von Regierungen und Polizeydirectoren in mehreren Ländern verbreitet zu werden verdient. Werden die meisten Vorsichtsregeln, welche hier in einer fasslichen Sprache vorgetragen worden, befolgt: so muss die Gefahr bey der Ruhr immer mehr vermindert werden. Die Schrift besteht aus drey Abschnitten: a) Geschichte der Ruhr; b) Verhalten in der Ruhr; c) Fürsorge der Polizey in dieser Krankheit. Dass der vierte Abschnitt, welcher, nach der Vorrede, die Überschrift: *allgemeine medicinische Kenntnisse*, hat erhalten sollen, nicht hier beygefügt worden, ist sehr zu billigen, da er vorzüglich für Ärzte bestimmt war, und der Abdruck desselben eine Preis-Erhöhung dieser populären Schrift verursacht hätte. Neues erwartet man in einer solchen Schrift nicht: beherzigungswerth aber sind mehrere Vorschläge, die der Vf. mittheilt, z. B. wenn er sagt, dass in den Sommermonaten, um das Bier recht kräftig und haltbar zu machen, ausser der gesetzmässigen Quantität Hopfen, noch Bitterklee oder Kardobenedikten zugesetzt werden, dass an einem Orte, wo die Ruhr herrschend ist, kein Birnmost verschenkt werden sollte u. s. f. Der Titel verspricht jedoch mehr, als hier geleistet wird. In dem zweyten Abschnitte ist alles, was vor, bey und nach der Ruhr zu beobachten ist, in alphabetischer Ordnung dargestellt. Nicht aber Alles, was hier gesagt wird, ist auf mehrere epidemische Krankheiten anwendbar. In der Geschichte der Ruhrkrankheit behauptet der Vf., dass sie gewöhnlich von der Stadt auf das Land wandere; die Erfahrung aber lehrt öfter das Gegentheil. Obgleich er selbst mit Recht gesteht, dass in der Ruhr nichts nöthiger sey, als sich warm zu kleiden: so empfiehlt er doch dem Landmanne in dieser Krankheit eine Kleidung, wobey ein Theil, dessen Erkältung hier von so ernsten Folgen ist, das Gesäss, unbedeckt bleibt. Chokolade soll eben so unschädlich seyn, als der Kaffee. Bey dem Gebrauche des ersteren aber ist gewiss mehr Vorsicht nöthig, als bey dem Genuss des letzteren. — Sollte wirklich Kofent, wie der Vf. S. 34 sagt, blähungtreibend seyn? Sollte wohl immer *kaltes* Bier mit Brot und Kümmel die unterdrückte Ausdünstung wiederherstellen?? Eyer, sowie das Fleisch, hält er bey Fiebern (allen?) für schädlich. Krebse aber sollen in der Ruhr keinen Schaden verursachen. Was er von Einschränkung des Genusses des Obstes sagt, ist sehr zu beherzigen. Rec. aber kann dem Vf. nicht beystimmen, wenn er behauptet, dass alles Obst die Galle verderbe. Manche diätetische Regel, als: — das Essen von Schweinefleisch möchte eher zu wider — als anzurathen seyn, gehörte nicht in den dritten Abschnitt, wo eigentlich von der obrigkeitlichen Fürsorge die Rede ist.

eca.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 OCTOBER, 1805.

MEDICIN.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Winke zur Verbesserung der Bildungsanstalten für Ärzte, Wundärzte, Geburtshelfer und Hebammen*, von *J. C. H. Ackermann*, Physikus des Amtes und der Stadt Oschatz etc. 1803. 204 S. 8.

Ohne Zweifel hat die technische Heilkunst ihre in neueren Zeiten gemachten Fortschritte, besonders in der Chirurgie und Geburtshülfe, hauptsächlich dem Streben der Staatsgewalten zu danken, wodurch dem jungen Heilkünstler Gelegenheit verschafft worden ist, sich einen hinreichenden Grad von Bildung und Fertigkeit zu erwerben, um mit desto grösserer Zuversicht an das Krankenbette der leidenden Mitbürger zu treten. Allein eben so wenig ist zu bezweifeln, dass es nicht bloss auf das Vorhandenseyn solcher Anstalten, sondern weit mehr auf die Beschaffenheit und Zweckmäsigkeit derselben, und auf die gute Art, sie zu benutzen, also vorzüglich mit auf die Qualität der angestellten Lehrer ankomme. Die Geschichte unserer Tage bezeugt, dass manche Stadt, manche Universität durch die Grösse ihrer Anstalten imponirt, während auf anderen Universitäten mit Anstalten von geringerem Umfange weit mehr ausgerichtet, und eine grössere Anzahl guter praktischen Ärzte, Chirurgen und Geburtshelfer gebildet wird. Der Grund hievon liegt einzig in der zweckmäsigeren Benutzung der Anstalten, sowohl von Seiten der Lehrenden als der Lernenden. Der Vf. vorliegender Schrift verdient daher Dank, dass er auf mehrere Mängel und Gebrechen bey den medicinischen Bildungsanstalten, vorzüglich bey dem Unterricht der Hebammen und in den klinischen Anstalten, aufmerksam macht, und Verbesserungen bey diesen Instituten vorschlägt. Freylich gehören viele dieser Vorschläge, so nützlich sie an sich sind, so lange unter die *pia desideria*, als sich der Staat dieser Bildungsanstalten und des gesammten Medicinalwesens nicht mit mehrerem Ernste annimmt. Gleichwohl bleibt es Pflicht des Arztes, passende und ausführbare Vorschläge den Regierungen ans Herz zu legen.

Rec. hebt einige von den Vorschlägen des Vf. aus, und begleitet sie mit seinen Bemerkungen: I. *Über Bildungsanstalten für Geburtshelfer und Hebammen.* Bey der Wahl weiblicher Individuen zu Hebammen bemerkt der Vf. mit Recht, dass der Hebammenunterricht so lange nicht gedeihe, als man Subjecte aus der niederen Volksclasse ohne Cultur und ohne die erforderlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften wählt. Der Vf. schlägt daher vorzüglich junge Wittwen und solche Personen, welche einige Zeit Krankenwärterinen gewesen sind, als die tauglichsten Individuen zu Hebammen vor. Aber leider widmen sich der Krankenwartung gerade wieder Leute aus den niederen Volksclassen, die sich keinen anderen Erwerbszweig zu verschaffen wissen. Würde freylich der von anderen gemachte Vorschlag, Institute zur Bildung guter Krankenwärterinnen zu errichten, aller Orten realisirt: so könnte man aus diesen die tauglichsten zu Hebammen auswählen. — So sehr Hebammen, wenn sie sich auszeichnen, Aufmunterung aller Art verdienen: so hält es Rec. doch keineswegs nach S. 16 für dienlich, Hebammen zu gestatten, anderen Frauenspersonen, ehe sie öffentliche Lehrstunden besuchen, Unterricht in der Hebammenkunst zu geben. Der Nachtheil wird offenbar den Vortheil überwiegen. Rec. stimmt hingegen dem Vf. vollkommen bey, dass die vorzüglichste Aufmunterung für Hebammen und zugleich das beste Anlockungsmittel, gebildetere Subjecte für dieses Geschäft zu erhalten, seyn würde, wenn jeder Hebamme ein jährlicher Gehalt bestimmt wäre, und Rec. fügt noch hinzu, wenn die Hebammen von den niedrigsten Geschäften, z. B. Waschen und Reinigen der Kindbetterinzimmer dispensirt würden. Fonds liessen sich dafür gewiss ausmitteln, wenn man mit Ernst an die Sache ginge. Die Frage S. 21, ob der öffentliche oder der Privatunterricht für Hebammen besser sey, hätte etwas weitläuftiger erörtert werden sollen. Der Vf. führt zwar einige vorzügliche Argumente gegen den Privatunterricht an, aber doch nicht eindringlich genug. Nach Rec. Meinung liegt der Hauptgrund, warum in der Regel schlechte Hebammen im Unterricht gebildet werden, darin, dass der Unterricht gewöhnlich den Physicis anvertrauet ist. Der Physicus kann zwar ein guter Arzt, auch wohl Geburtshelfer seyn, aber dadurch documentirt er noch keinesweges seinen Beruf zum Hebammenlehrer. Aber auch dieses abgerechnet, so fehlt es den Physicis an Mitteln und Gelegenheit, den Unterricht zweckmäsig und anschaulich für Hebammen zu geben. Also nur in eigends errichteten und mit einer Entbindungsanstalt verbundenen Hebammenschulen kann der Unterricht der Hebammen gedeihen. — Richtig bemerkt der Vf. S. 35, dass die Zeit des Unterrichts der Hebammen nicht von der Obrigkeit bestimmt werden dürfe, sondern

dern dafs sie nur von dem Lehrer nach den verschiedenen Fähigkeiten der Hebammen abgemessen werden könne. Darin aber kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, dafs eine Hebamme den Lehrcursus in einem Jahre zweymal besuchen solle. Von ungleich gröfserem Nutzen würde es seyn, wenn die unterrichteten Hebammen nach 4 bis 5 Jahren zu einem cursorischen Unterricht in das Hebammeninstitut zurückkehren müfsten, welcher höchstens 3 bis 4 Wochen dauern dürfte. Hier würde der Lehrer manches in den Vorstellungen der Hebammen berichtigen, manches Vergessene ihnen ins Gedächtnifs zurückführen können, auch würden sich die Hebammen derjenigen Länder, wo diese Einrichtung eingeführt wäre, von selbst bestreben, das Erlernte festzuhalten und anzuwenden, und nicht, wie es gewöhnlich geschieht, sich blofs deswegen in den Unterricht begeben, damit sie nur zur Ausübung der Hebammenkunst privilegirt würden. Rec. hegt die erfreuliche Hoffnung, dafs diese Einrichtung an dem Entbindungsinstitute, an welchem er angestellt ist, bald werde ausgeführt werden. — Der Vf. ist nach S. 52 der Meinung, dafs man Hebammen in dem Wendungsgeschäfte unterrichten und üben müsse; dieses kann und darf aber nur mit Einschränkung geschehen. Es kommt hierbey alles auf das Fassungsvermögen und die Geschicklichkeit an, welche die Hebammen bey dem Unterrichte zeigen. Zweckwidrig und gewifs von nachtheiligen Folgen begleitet, findet Rec. den Vorschlag des Vf. S. 53, Hebammen am Fantome in dem Gebrauche der Instrumente deswegen zu üben, um ihnen mehr Fertigkeit in Manualoperationen zu verschaffen. Hebammen haben ohnediefs grofse Neigung, immer weiter zu greifen, als ihnen erlaubt ist. Wie leicht würden sie sich selbst an die Anwendung der Instrumente bey Geburten wagen, und auch aufserdem würde die Zahl der Gegenstände des Unterrichts zu sehr vervielfältiget, und die Aufmerksamkeit von wesentlichern und ihnen wissenswürdigern Dingen abgezogen werden. — Eben so erweitert der Vf. den Wirkungskreis der Hebammen zu sehr, wenn er S. 88 vorschlägt, den Hebammen die Impfung der Kuhpocken zu erlauben. So sehr jedem Menschenfreunde die Verbreitung der Kuhpocken am Herzen liegen mufs: so würde doch ein nicht zu berechnender Nachtheil für die gute Sache überhaupt und für einzelne Individuen insbesondere entspringen, wenn man das Impfungsgeschäft Leuten ohne alle Beobachtungs- und Unterscheidungs-Gabe anvertrauen wollte. Die Bemerkungen über Kuhpocken von S. 91—95 gehören gar nicht hieher. Überhaupt wäre eine bestimmtere Anordnung der abgehandelten Materien zu wünschen gewesen.

II. *Über klinische Lehranstalten.* Der Vf. sucht besonders auf einige Mängel der klinischen Institute aufmerksam zu machen. Bey Aufzählung dieser Fehler hat er aber nicht *stehende* klinische Institute, wie man sie in Hospitälern findet, und *ambulatorische*, wie man sie auf den meisten Universitäten antrifft, genau unterschieden. Daher die aufgeführten Mängel nur die eine oder die andere Art treffen. Nicht ohne Grund tadelt der Vf. S. 117 das Beysammenseyn zweyer klinischen Institute auf Einer Universität. Immer wird eins durch das andere beeinträchtiget. Mit gleichem Rechte nimmt der Vf. den zu kurzen Aufenthalt der Medicinstudierenden auf Universitäten und das Besuchen der klinischen Anstalten auf zu kurze Zeit in Anspruch. Anderthalb bis zwey Jahre sollte jeder Studierende die Klinik besuchen, wenn er sich in dem praktischen Theile der Heilkunde nur einigermafsen ausbilden will. — Sehr gegründet ist die Rüge des Fehlers, dafs die Lehrer an klinischen Instituten mehr Ärzte oder Wundärzte sind. Es ist eine durchaus unerläfsliche Eigenschaft eines klinischen Lehrers, dafs er die ganze Heilkunde umfasse und ausübe, wenn die Bildung angehender Ärzte nicht einseitig werden soll. Aus demselben Grunde ist auch die Trennung der medicinischen und der chirurgischen Klinik in zwey verschiedene Institute höchst zweckwidrig. — Sehr wahr ist die Bemerkung des Vf. S. 130, dafs bey manchen klinischen Anstalten oft zu viel Zeit auf Nebenbeschäftigungen verwendet wird, wobey leicht der Hauptzweck derselben, Bildung des jungen Arztes zum praktischen Heilgeschäfte, aus dem Gesichte verloren geht, wohin besonders die Errichtung und Unterhaltung einer eigenen Apotheke für das Institut gehört. Über dem Verfertigen der Pillen, Decocte, Salben, Pflaster und anderer pharmaceutischen Arbeiten geht die Zeit für wichtigere Dinge verloren. Was der Vf. von S. 136—146 über die Anwendung des Galvanismus sagt, ist hier nicht am seinem Orte. Von S. 153 bis 192 handelt er von den Erfordernissen bey Gründung einer klinischen Schule. Er commentirt das, was *Rahn* in dem Entwurfe medicinischer Polizeygesetze für die helvetische Republik von der Einrichtung einer klinischen Schule sagt. Von S. 193 bis 204 stellt er endlich eine praktische Bibliothek auf, welche aber weder vollständig noch auch sehr ausgesucht ist.

M. D.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Handbuch der iatrotechnischen Pharmakologie*, naturphilosophisch bearbeitet von *Sigismund Wolf*, der Philosophie, Medicin und Chirurgie D. Thier- und Augenarzte etc. 1804. XXVIII u. 226 S. 8. (1 Rthlr.)

Dafs sich doch ja niemand durch den hochtönenden Titel verführen lasse, in diesem Buche ein Handbuch, eine naturphilosophische Arbeit, etwas Vorzügliches, oder nur etwas Gutes zu suchen! Aufser dem Bombaste der Einleitung, welche eine Skiagraphie des naturphilosophischen Systems seyn soll, aber nichts ist, als eine nicht gut verkochte Mixtur allgemein bekannter Lehrfätze der neuesten Schule, ist nicht das geringste naturphilosophisch bearbeitet; man müfste denn die Anwendung der neuchemischen Benennungen der rohen Stoffe und der Präparate dazu rechnen wollen. Alles übrige ist nicht ein-

einmal natürlich, geschweige philosophisch bearbeitet oder dargestellt; ist nichts, als ein trockenes Namenverzeichniss guter und schlechter, gebräuchlicher und ungebräuchlicher Arzneymittel nach ihren (neu) chemischen Bestandtheilen und Gaben, z. B. 1 Classe, phlogistische Arzneyen d. i. positive Reize. A. Kohlenstoffhaltige Arzneyen, 1) rein kohlenstoffige Arzneyen, a) extractivstoffige Arzneyen, α) aus dem Pflanzenreiche. 1) Kohle. 2) Enzian, bittere Kreuzblume, indianische Schlangenwurzel, *Ophiorhiza Mungos* u. s. w. b) seifenartige Arzneyen, Seifenkrautwurzel, Löwenzahnwurzel, *Convolvulus Scamoneum*, rothe Graswurzel, Rhabarber, Angusturarinde u. s. w. 2) gärbestoffige Arzneyen, *Pharmaca tannina*, Galläpfel, Natterwurzel, Gambiaser Gummi, *Kino in pulvere*. b) Extractivgärbestoffige, Grindwurzel, Färberöthe, Malthefer Schwamm, Johanneswurzel, *Radix filicis*, Nussschalen, *Putamina nucum* u. s. w. So geht denn das wunderliche Gemische fort! Keins dieser Mittel ist genau charakterisirt, keins weder nach irgend einer Theorie, noch nach concreten Fällen für die Therapeutik bestimmt, manche verwandte weit von einander getrennt, manches doppelt aufgeführt, z. B. *Juniperus* einmal unter Sandarak S. 62, das zweytemal unter Wacholderbeere S. 90, das Hexenmehl S. 70 unter den gummichten u. s. w. Zu diesem bunten Chaos führt, damit wir doch auch davon einige Erwähnung thun, ein eben so liebliches Formulare d. i. Anweisung, Arzneyen zu verschreiben. Die Recepte oder Arzneyformeln theilt der Vf. in demselben in Rücksicht der Arzneyen in officinelle, magistrale und exotische; die Theile einer Formel in wesentliche, verbessernde, *accessorias*, welche das unterstützende und verbessernde, *adjuvans et corrigens*, Ingredienz ausmachen, und in zufällige. Zu den letzten rechnet er das bekannte Zeichen, welches dem Apotheker sagt, was er mit den auf dem Papiere verzeichneten Dingen machen soll, das ℞. Unter den Dingen, welche in den Formeln besonders vermieden werden sollen, kommt vor: die specifische Reizempfänglichkeit ist zu berücksichtigen. Diess steht mitten zwischen der unschicklichen Form und ungeschickten Mischung!! In diesem Blatte S. 7 zeichnet sich die Philosophie des Hn. *W.* ganz besonders aus. Der Vf. hält die Gabe der Arzneyen für das schwerste in der Pharmakologie, und meint, wenig Arzte würden sich rühmen können, solche ihrem Gedächtnisse bey dem Heere von Arzneyen durch ein, 10 Luster hindurch täglich mechanische Übung bis zu den geringsten Minutien — eingebleyet zu haben!! Die bleichsüchtigen Mädchen werden zum Gegensatze der Erwachsenen, also zu Kindern, gemacht; auch habe besonders auf die Reinigung, in den verschiedenen Stadien seines Lebens, der Arzt Rücksicht zu nehmen. So undeutlich schreibt der Vf.! Die kränklichte Beschaffenheit des Körpers rathe auch jederzeit eine etwas geringe Dosis. Eine Mixtur ist, nach dem Vf., eine flüssige Arzney, welche aus 6—9 Unzen ungefähr besteht, und aus verschiedenen unter einander gemischten Ingredienzen verfertiget wird. Die Gabe davon sey einige Esslöffel voll alle 2, 3 Stunden; ein Trank, eine flüssige Arzney, aus mehreren Unzen bestehend; eine Emulsion soll schälchenweise genommen werden; ein Absud, Decoct, eine flüssige Arzney, welche durchs Abkochen von Kräutern oder Wurzeln bereitet, schälchenweise getrunken wird; ein Aufguss, *Infusum*, eine flüssige durchs Abgiessen von Kräutern oder anderen aromatischen Ingredienzen erhaltene Arzney, die man becherweise zu trinken verordnet; ein Pflaster, eine Masse, die auf Leinwand gestrichen und auf die Haut applicirt an solche stark anklebt; ein Blasenpflaster, eine pflasterförmige Scheibe, meistens von der Grösse eines Thalers u. s. w. Nun folgt eine Art von Apothekertaxe, und die ältere und neuere Nomenclatur der Arzneyen, einmal alt und neu S. 26, dann wieder einmal neu und alt S. 33. Hinter der Pharmakologie kommt ein Anhang, in welchem die Gaben der officinellen Arzneypräparate, die Taxe der Arzneyen, eine *Scala* der *materia medica* nach der Humoralpathologie, und eine Sammlung von Arzneyformeln befindlich sind, aus welcher letzteren wir noch, der Vortrefflichkeit wegen, einige ausziehen wollen. An die Spitze der phlogistischen Arzneyen wird gestellt — das einfache Gerstendecoct; ferner wird zu denselben gerechnet der Kerbelsaft, einmal als Saft, das anderemal als Molke; das *Semen dauci modice contus.* in Bier; die gewöhnliche Mandelmilch. Es glänzen da die *Aqua Abrotani*, *Aqua rutae*, *Aqua papaveris rhoeados*; es werden Pulver mit ½ Quentchen Ambra alle 3 Stunden empfohlen, Tropfen aus *Balsam. tolut. Ambra*, *Moschus* etc. zur Erquickung angerathen, eine vortreffliche Emulsion aus *Semen paeoniae* mit *Aqua rhoeados* mitgetheilt, ein ölichter Saft aus *Ol. amygdal.* und *Sperma ceti*, oft damit den Mund zu erquicken vorgeschrieben u. s. w. Bey alle dem scheint der Vf. ein grosses Vertrauen auf seine Arbeit gesetzt zu haben. Er übergebe, sagt er, sein Werk mehr zur Benutzung, als zur Beurtheilung. Beurtheilen wollen wir es nicht, denn die Beurtheilung spricht sich selbst aus; aber benutzen können wir es auch wirklich nicht. Dabey spöttelt Hr. *W.* sehr über die Humoralpathologen und die löbliche Saburralgesellschaft, wie er sich ausdrückt. Hätte der Vf. nicht ein dreyfaches Doctordiplom, ein *aes triplex circa pectus*: so würden wir ihm *Boileaus* Ausspruch zu beherzigen bitten: *Avant que d'écrire, aprenez à penser!*

Fj.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Frankfurt a. M.*, in d. Jägerschen Buch-Papier- und Landkartenhandlung: *Für Kurgäste, welche die Gesundheitsquellen von Wiesbaden, Schlangenbad, Ems und Schwalbach am zweckmässigsten gebrauchen wollen, nebst einigen Bemerkungen über den Gebrauch des Bades überhaupt.* Ohne Jahrzahl. 76 S. 8. (8 gr.) Der ungenannte Vf. versichert in dem

Vor-

Vorberichte, dafs er hier „im Kurzen zufammen geftellt habe, was der Lefer in manchem weitläuftigen medicinifchen Handbuche vergeblich fucht, oder auch aus verfchiedenen über die Gefundbrunnen gefchriebenen Werken zufammen lefen mufs." Der Betrachtung der Wirkungen der 4 auf dem Titel genannten Mineralwaffer gehen die Bemerkungen des Vf. über die Bäder überhaupt voraus. Er betrachtet erft die Wirkungen der *kalten* Bäder. Sie feyen auf keine Weife ftärkend. Hat man je eine folche Wirkung davon wahrgenommen, fo rührte diefelbe von den zugleich mit gebrauchten Reizmitteln her, welche die krankhafte Schwäche und die dieselbe noch vermehrende Wirkung des kalten Bades hoben. Hieraus erhelle, was von dem kalten Baden kleiner Kinder zu halten fey. *Heifse* Bäder find gleichfalls von fehr üblen Folgen für den thierifchen Organismus. — Empfehlung der vom Mechan. *Stoff* in Frankfurt a. M. errichteten öffentlichen Badeanftalt. — Bey *Wiesbad* (S. 21) vermifst Rec. eine genaue Angabe der Beftandtheile diefes Mineralwaffers. Nur beyläufig ift S. 29 gefagt, dafs diefelbe vorzüglich enthalte Kochfalz *und Mittelfalz!?!* — *Schlangenbad* gehört nach dem Vf. unter die eigentlichen Schlammbäder, wie Padua und Locca. Auch in Lauchftädt foll der alle Frühjahre aus den Trögen genommene Schlamm von dem Brunnenmeifter gefammelt, in Kugeln getrocknet von den Badegäften gebraucht, und in die entfernteften Gegenden mitgenommen werden. (?) — *Emfer Bäder.* Bey der Betrachtung ihrer Kräfte ift die ehemalige Beftimmung derfelben nach den Grundfätzen der Humoral-Pathologie fehr gut entgegengefetzt der Erklärung ihrer heilfamen Wirkungen nach der Erregungstheorie. Wenn jenen von erweichenden, auflöfenden, verdünnenden, öffnenden, fortfpülenden und ftärkenden Kräften träumte: fo nimmt diefe nur einen durch die Mineralwaffer erregten, mehr oder minder ftarken Reiz auf die Erregbarkeit des menfchlichen Organismus an, um den Grund von allen guten Folgen angeben zu können, welche der innerliche oder äufserliche Gebrauch diefer Waffer hat. Nach diefen Grundfätzen beurtheilt der Vf. nun die Krankheiten, gegen welche die Emfer Bäder von Nutzen feyn können, und der Erfahrung zu Folge wirklich find. — *Schwalbach.* Einige recht gute Regeln für den Gebrauch diefes Mineralwaffers. — Von S. 59 an kommen diätetifche Vorfchriften vor, welche bey jeder Brunnen- oder Bade-Cur zu befolgen find. Rec. glaubt, dafs die genaue Beobachtung derfelben keinem Badegafte gereuen werde.

Δεχσ.

Stuttgard, b. Ehrhard: *Verfuch einer praktifch-populären Heilmittellehre, oder Hausmittel für alle Stände, befonders für Prediger, Gemeindevorfteher und Landleute, an Orten, wo keine Ärzte gegenwärtig find, fich und andern, ohne grofse Koften, vor den meiften Krankheitsanfällen zu fichern, und die gewöhnlichften derfelben durch eine nähere Kenntnifs und zweckmäfsigere Anwendung fogenannter Hausmittel von fich abzuwenden.* 1804. 293 S. 8. (20 gr.) Abermals eine Schrift, welche die Pfufcherey begünftigen, und Begriffe unter dem Volk verbreiten wird, die, wenn fie an fich felbft auch richtig wären, doch faft immer in der Anwendung ihren Zweck verfehlen müffen. Wenn die gegen folche populärmedicinifche Schriften fchon oft laut gewordene Rüge diefen Vf. nicht ganz trifft: fo kömmt es blofs daher, weil er, dem Titel ungetreu, nicht nur eine Heilmittellehre für den Pöbel, fondern auch manche andere anthropologifche und diätetifche Bemerkungen vorträgt, deren Verbreitung in den Köpfen feiner Lefer doch von einigem Nutzen feyn dürfte.

Wenn in der Vorrede gefagt wird, dafs die Landleute ohne die feltenen und koftbaren Arzneyen, älter und gefünder feyen, als die Städter: fo wird der Vf. doch diefs den fogenannten Hausmitteln nicht im Ernfte zufchreiben? Eben fo unzureichend ift das zweyte Motiv: „der Vater der Heilkunft fagte, ein Arzt foll fich nicht fchämen zu fragen, welche Mittel in diefer oder jener Krankheit heilfam befunden würden, da doch die ganze Arzneykunft durch folche gefammelte Bemerkungen entftanden fey." So theuer diefe Ausfage jedem Arzt feyn mufs, fo konnte diefelbe den Vf. doch nicht berechtigen, auch die einfachften und überall befindlichen Hausmittel in diefer Abficht den Laien aufzutifchen, d. h. diefelben auf gut Glück dem nicht ärztlichen Publicum in die Hände zu geben, damit es in fefter Zuverficht auf diefelben feine Krankheiten, deren Natur und Conftruction es nie kennt, damit bekämpfe, alle andere Hülfe dabey vernachläffige, und fich unfäglichen Schaden zufüge.

Das Buch felbft hat 4 Abfchnitte, wovon nur eigentlich der letzte die auf dem Titel verfprochene populäre Hausmittellehre enthält. Von 1—48 werden als Einleitung (?) *die natürlichften Hülfsmittel in der erften Periode des Menfchenlebens* vorgetragen. Eine zu kurze Überficht der Kinderdiätetik und ihrer Krankheiten, von welchen letztern nur obenhin die Kennzeichen und Urfachen bemerkt, die Mittel aber meiftens der Kunft anheimgeftellt werden. Der I Abfchnitt enthält die *allgemeinften Mittel zur Erhaltung der Gefundheit*, flüchtige Blicke in die Anthropologie, und was fich von der Befchaffenheit des Organism und den Einwirkungen äufserer Einflüffe auf 25 Blättern fagen läfst. II Abfchn. lehrt *die gewöhnlichften Mittel und Arten, den plötzlichen Lebensgefahren von äufseren Urfachen zu begegnen.* Für eine anthropologifche kurze Überficht gut abgehandelt; nur die Anwendung des Aderlaffes und der Brechmittel bey Scheintodten hätten hier nicht fo unbedingt aufgezählt werden follen. III Abfchn. *Die zweckmäfsigften Mittel und Arten, das Verbreiten anfteckender Krankheiten zu verhindern*, find, foviel fich auf fo wenigen Blättern Laien hierüber fagen läfst, ziemlich gut vorgetragen. Aber follten die Lungenfucht, der Kopfgrind, der Krebs, die Flechten, die Ruhr an fich wohl wahrhaft anfteckend feyn? IV Abfchn. *Die einfachften Heilmittel und ihre Anwendung zur Vorbeugung und Verminderung der Krankheiten.* Der Vf. giebt auf 1½ Seite einige Begriffe über die Erregungstheorie, und fagt: „aus folchen Thatfachen fchöpfte die Kunft ihr Wahres und Gewiffes, und nur wiederholte reine Beobachtungen allein haben unfere Kenntnifs über die günftigen und ungünftigen Wirkungen, welche Nahrungs- und Arzney-Mittel im gefunden und kranken Körper hervorbringen, möglich gemacht. *Warum follte fich nicht auch der Laie mit diefen begnügen laffen?*" Zu diefem Ende zählt der Vf. nach dem Alphabet vom Apfel bis auf den Zucker die mehr oder minder gewöhnlichen Hausmittel auf, fagt von jedem, in welchen Krankheiten es, in diefer oder jener Form, von Ärzten gerühmt, und nützlich befunden ward, und hängt am Ende noch ein Regifter von allen den Krankheiten an, gegen welche hier Mittel empfohlen werden. Wir können uns nicht überzeugen, dafs man dem Publicum dadurch Nutzen ftifte. Alles, was man für das nicht ärztliche Publicum thun kann, ift, dafs man die anthropologifchen Begriffe, die fpecielle Naturgefchichte des Menfchen bey demfelben aufhelle, dafs man die Diätetik und die Gefundheitspflege fafslich darlege, und bey Krankheiten endlich den Laien lehre, was er *nicht thun* foll, übrigens aber durch zweckmäfsige Polizey ihm die ärztliche Hülfe bequem und wohlfeil an die Hand gebe. Ohne diefs find und bleiben auch die unfchädlichften Mittel in feinen Händen immer nachtheilig, immer gefährlich.

— —

Leipzig, b. Rein: *Der wahrfcheinlichfte Weg, die Rindviehpeft auszurotten.* Ein Non-Acceffit zu den von der ruff. kaiferl. ökonomifchen Gefellfchaft in Petersburg und der ökonomifchen Gefellfchaft in Leipzig gekrönten Preisfchriften, von D. *Joh. Erdmann Kek*, Fürftl. Anhalt-Berenburgifchem und Zerbftifchem Hofmedicus auch Phyfic. zu Coswig bey Wittenberg. 1803. 128 S. 8. (8 gr.) Der rühmlich bekannte Vf. beklagt fich in diefer Schrift mit Recht über die langfamen Fortfchritte der Thierheilkunde, und geht dann zur Entftehung der Peft über, wo er auf das fchlechte Verfahren und über die Sorglofigkeit der Menfchen gegen das Vieh aufmerkfam macht, und daraus die Entftehung der Rindviehpeft herleitet. Er thut auch hier, wie in feinen Beyträgen etc. Vorfchläge, durch Sperre und vernünftiges Warten der Thiere die Peft vom Auslande her abzuhalten, und ihre Entftehung im Inlande zu verhüten. Die Schrift verdient von jedem Arzte und Thierarzte gelefen zu werden. Druck und Papier find gut.

Ohm.

Neue Auflagen fchon beurtheilter Bücher.

Leipzig, b. Kummer: *Zuruf an die Menfchen — infonderheit in Kurfachfen, die Blattern durch die Impfung der Kuhpocken auszurotten.* Von D. *B. C. Fauft.* 6te für Kurfachfen umgeänderte Ausgabe. 1805. 1 Bog. Fol. (einzeln das St. 1 gr. 50 St. 1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 OCTOBER, 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Zeichnungen von Menschen, nach Geschichte und Erfahrung*, von *Friedrich Rochlitz*. Erstes Bändchen. 1794. 272 S. 8.

2) Leipzig, b. Sommer: *Lustspiele fürs Privattheater*, 1795. VIII u. 168 S. 8.

3) Ebendas.: *Taschenbuch für Liebhaber des Privattheaters*. 1796. 216 S. 8. mit 1 Titelkupfer.

4) Gotha, b. Perthes: *Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie*. 1796. 243 S. 8.

5) Leipzig, b. Supprian: *Helden des alten Roms und des neuen Frankreichs*. Erster Theil. 1796. 371 S. 8.

6) Leipzig, b. Jacobäer: *Erfahrungen aus dem Tagebuche eines unbemerkten Mannes gesammlet für Jünglinge und Mädchen aus den feinern Ständen*. 1796. XV u. 368 S. 8. Zweyter Theil. Herausgegeben von *Friedrich Rochlitz*. 1797. XIV u. 408 S. 8.

7) Leipzig, b. Supprian: *Meine Freuden und Leiden als Jungfrau und Gattin*. Ein Geschenk an alle meine Schwestern, die die ersten mit mir theilen, die zweyten vermeiden wollen, von *Amalie Will*. Herausgegeben von *Friedrich Rochlitz*. 1797. 354 S. 8.

8) Ebendas.: *Meine Freuden und Leiden als Gattin und Mutter. Eine Fortsetzung der Schrift: Meine Freuden und Leiden als Jungfrau und Gattin* von *Amalia Will*. Herausgegeben von *Friedrich Rochlitz*. 1798. VIII u. 415 S. — Zweyte Auflage dieser und der zuvorgenannten Schrift. Ebendas. unter dem Titel: *Amaliens Freuden und Leiden als Jungfrau, Gattin und Mutter* von *Fr. Rochlitz*. I Th. 1802. VIII u. 403 S. II Th. 417 S. 8.

9) Züllichau, b. Darnmann: *Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäfsigen Lebensklugheit*. In Erzählungen und praktischen Auffätzen. Herausgegeben von *Fr. Rochlitz*. I Th. 1798. X u. 338 S. II Th. 1798. VIII u. 354 S. III Th. 1799. VI u. 380 S. IV Th. 1800. VIII u. 341 S. 8.

10) Ebendas.: *Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt zur Unterhaltung in einsamen ruhigen Stunden* von *Fr. Rochlitz*. Erster Theil. 1799. VII u. 468 S. II Th. 1800. 392 S. III u. IV Th. Auch unter dem Titel: *Die Verwandten*. Biographie von *Fr. Rochlitz*. Erster und zweyter Theil. 1803.

11) Frankfurt a. M., b. Hermann d. j.: *Familienleben* von *Fr. Rochlitz*. I Th. 1801. VII u. 328 S. II Th. 1803. IV u. 372 S. 8.

12) Züllichau, b. Darnmann: *Es ist die rechte nicht*. Ein Lustspiel in 2 Akten von *Fr. Rochlitz*. 1803. 99 S. 8.

13) Ebendas.; *Jedem das Seine*. Lustspiel in einem Aufzuge von *Fr. Roshlitz*. 1803. 60 S. 8. (7 gr.)

14) Ebend.: *Das Blumenmädchen*. Operette in Einem Aufzuge von *Fr. Rochlitz*. 1803. 46 S. 8. (5 gr.)

15) Ebend.: *Liebhabereyen oder die neue Zauberflöte*. Lustspiel in vier Akten von *Fr. Rochlitz*. 1804. VI u. 163 S. 8.

16) Ebend.: *Glycine* von *Fr. Rochlitz*. Erster Theil. 1805. X u. 341 S, Zweyter Th. IV u. 346 S. 8.

Wenn wir bey der Anzeige der neuesten Schriften eines vielgelesenen, und von einem grofsen Theil der Leser geachteten Schriftstellers, einen Blick auf seine früheren Schriften werfen: so glauben wir nicht sowohl dem Tadel, als vielmehr der Zufriedenheit unserer Leser entgegensehn zu dürfen. Es ist nicht allein interessant, zu beobachten, wie sich der Charakter eines Schriftstellers, von seinem ersten Versuche an, bis zu gereiften und rühmenswerthen Werken entwickelte und befestigte, sondern es giebt diese Beobachtung dem Beurtheiler oft den rechten Standpunkt an, von welchem aus er das Einzelne in der ganzen Reihe von Schriften eines Verfassers zu betrachten und zu beurtheilen habe. Denn so unbezweifelt es ist, dafs vollendete Werke der Dichtkunst, sowie die einer jeden anderen Kunst, durch sich selbst hinlänglich erklärt werden, und einer Vergleichung mit anderen nicht bedürfen: eben so sicher fodert eine gewisse in unseren Zeiten sehr fleifsig bearbeitete Gattung der erzählenden Kunst einen ganz anderen Gesichtspunkt für ihre Beurtheilung, und diese Foderung scheint so tief in der Natur dieser Gattung gegründet, dafs selbst der Vf. der angezeigten Schriften seine Vorrede zu No. 16 mit der Bitte an die Kritiker zu schliessen sich bewogen fühlt: Wenn ihr mein Buch zur Hand nehmt, fragt: Was will der Mann? aber nicht wie gewöhnlich: was will ich, dafs er wolle? —

Allerdings würde der Kritiker die Kritik gegen sich selbst aufregen, welcher willkührlich seine Zwecke einem Schriftsteller aufdringen, und diesen tadeln wollte, weil er sich andere Zwecke, als der Kritiker vorsetzte. Ist denn aber der Zweck eines Buches, sobald es einmal noch etwas aufser sich selbst

beabsichtigt, nicht eben sowohl der Kritik unterworfen, als die Art, wie der Schriftsteller seinen Zweck zu erreichen sucht, und soll der Kritiker sich beruhigen, wenn er weiss, was der Vf. wollte, ohne weiter zu fragen, ob er auch das Rechte gewollt habe? Für das Rechte wird aber der Kritiker nie etwas halten können, als das, was er selbst wollen muss, dass der Vf. wolle.

Es ist also die Absicht des verständigen Schriftstellers gewiss nicht, mit jenen Worten die Beurtheilung dessen, was er gewollt hat, zurückzuweisen. Verlangt er aber damit, dass der Kritiker sein Buch nicht nach den Regeln einer Gattung beurtheile, in welcher der Vf. zu schreiben nicht Willens war, und, dass die Gattung, in welcher er schrieb, nicht nach gangbaren Vorurtheilen gewürdiget werde: so hat er vollkommen Recht, und eine Kritik, welche seiner gerechten Foderung genug thun soll, muss sich dazu verstehen, die Gattung, zu welcher die Werke des Schriftstellers gehören, zu bestimmen und zu würdigen.

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und der Formen ihrer Behandlung, welche das zu Anfang dieser Anzeige befindliche Verzeichniss der Schriften Hn. *R's.* darbietet, hindert zwar nicht zu erkennen, dass er mit besonderer Vorliebe bey psychologischen Entwickelungen der Leidenschaften, oder auch wohl der Charaktere verweilt, und dass die Absicht, über das rechte Verhalten in verwickelten Situationen des Lebens zu belehren, die Wahl seiner Gegenstände und die Art ihrer Behandlung oft bestimmt; indessen zeigt sie auch, dass das Talent des Vf. nicht ausschliesslich sich nur zu dieser Gattung neige. Wir begegnen ihm in dem Gebiet der historischen Kunst, der ästhetischen Kritik und der freyen in sich selbst zufriedenen und abgeschlossenen Dichtung, und wenn uns in jener psychologisirenden Gattung seine Feinheit im Beobachten und seine geübte Sicherheit im Darstellen mancher Fragmente der geheimen Geschichte der Empfindungen und Entschliessungen erfreut, so erfüllen uns seine freyeren Werke nicht weniger mit Wohlgefallen, gesetzt auch, dass wir in manchen noch die Vollkommenheit der äusseren Ausbildung vermissten, vielleicht, weil der Vf., mehr zu seiner Lieblings-Gattung hingezogen, sich weniger für seine anderen Werke interessirte.

Die erste Stelle unter den poetischen Werken des Vf. gebührt ohne Zweifel dem interessanten morgenländischen Mährchen: *Parisade* und *Brahman*, oder *die Zwillinge*, nebst dem Prolog dazu: *Khosru, Schach von Persien*, mit welchem er sein neuestes Werk: *Glycine*, eröffnet. Khosru, der Schach von Persien hatte sich mit Minora, der jüngsten zweyer Schwestern vermählt. Yanta, die ältere, verbirgt lange ihren Neid über das hohe Glück der Schwester, und sinnt heimlich sie zu verderben. Als Minora's erste Entbindung nahe ist, und der Schach, mit dem ganzen Hofe, den Erben des Throns von ihr erwartet, gelingt es der Schwester, mit Hülfe einer vertrauten Sklavin, die Zwillinge, welche die Fürstin geboren, mit einem jungen Bär zu vertauschen. Der erschütterte Schach fragt den Leibarzt:

Du bist ein vielerfahrner Mann; sag' an:
Kann die Natur in ihrem sichern Gang —
ja kann sie boshaft spielend und im Groll
sich *so* vergreifen?

und auf dessen Antwort:

. . . . Herr! ich bin ein Mensch
und eng begrenzt ist eines Menschen Wissen:
doch was von grauer Väter Weisheit ist
zu uns herabgekommen, was ich selbst
in langer Reih' erfahrungsreicher Jahre
gelernet, heisst mich hier das Ungeheure,
des Gottes Wunderthat mit Staunen sehn —

erkennt er in diesem Wunder eine Strafe der Gottheit, die seiner Gemahlin wegen einer heimlichen Untreue zürnt, und verstösst Minora. Yanra hatte zwar geboten, die Kinder der Sultanin in dem Flusse zu tödten; allein die mitleidige Sklavin überlässt sie in einem bedeckten Korbe den Wellen, welche sie an den Garten Hebed's eines Landmannes tragen. Von diesem werden sie gerettet, und als seine Kinder erzogen. Als sie erwachsen sind, geht Brahman — so heisst der Knabe — aus, um den ewigen Springquell von der Grenze Indiens in den Garten, welchen diese Zwillinge nach Hebed's Tode bauen, zu versetzen, aber er unterliegt den Gefahren, welche mit diesem Unternehmen verbunden sind. Seine Schwester, Parisade, welcher ein Zauberdolch den Untergang ihres geliebten Bruders andeutet, verlässt, um ihn aufzusuchen, ihren Garten, sie erreicht den Wunderquell, durch ihre Liebe zu dem Bruder, welche sie keine Gefahr fürchten lässt, befreyt sie einen Genius, der von dem Zauberer Morgan aus Hass und Eifersucht hier angefesselt schmachten musste, bis Geschwister gefunden würden,

die frey entschlossen, jegliche Beschwerden
des Lebens dulden, und durch Grabesnacht
Eins für das Andre gern und freudig wallen.

Zugleich erweckt sie ihren Bruder, versetzt den Wunderquell, und der erlösste Genius begleitet die Geschwister als ein schöner, ihnen dienender Knabe. Bald ist nun Brahman so glücklich, den Schach Khosru von dem Angriff eines wilden gejagten Ebers zu befreyen, und der Schach nimmt aus Dankbarkeit beide Geschwister mit sich an seinen Hof. Als sie auf dem Wege zum Pallast bey der Wohnung der verstossenen Sultanin vorüber ziehn, entdeckt der Genius, welcher die Geschwister begleitet, dem Schach Minora's Unschuld und Yanta's Verbrechen, auch zeigt er ihm in Brahman und Parisade Minora's Kinder. Der gerührte Schach eilt zu der Verstossenen, und führt sie, als seine Gemahlin, unter Freudenausrufungen des Volks, zu ihren Kindern. Der Genius hat sein Werk vollbracht und schwebt von himmlischen Stimmen gerufen, zu den Wohnungen der Geister auf.

Dass

Dafs der Stoff dieses Mährchens, wenigstens nicht ganz von Hn. *R's.* eigener Erfindung sey, scheint er in der Vorrede durch Luther's Worte: Ich möcht mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch, wie sie mir vorkommen sind, in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold — andeuten zu wollen, auch ist die Ähnlichkeit mit Musäus Nymphe am Brunnen und zum Theil mit *Tiek's* Octavianus nicht wohl zu verkennen. Wär aber auch der Stoff dem Vf. mehr gegeben, als von ihm selbst erfunden, so ist er doch, nicht allein durch die Wahl, sondern vorzüglich durch die ihm eigene Organisirung ein Eigenthum des Vf. geworden, dessen Besitzes er sich mit vollem Rechte erfreuen kann. Da er das Mährchen nicht allein dialogiren, sondern, wie es scheint, der theatralischen Vorstellung angemessen bearbeiten wollte — welches Unternehmen sich dadurch, dafs es ihm, wie *Gozzi* und mehreren gelungen ist, gegen die Meinung einiger Theoretiker rechtfertigt — so war es ein glücklich gedachter und vortrefflich ausgeführter Plan: den Prolog vom eigentlichen Drama zu sondern, und jenen als Vorspiel — nicht blofs als ersten vorbereitenden Act — dem Drama vorauszuschicken. Vollendet wird diese Sonderung des Prologs durch die Rede des Schicksals, welche ihn als Epilog vollkommen abschliefst, und so dem Dichter die Freyheit gestattet, die im Vorspiele gebornen Kinder, nun im ersten Act des Drama, als erwachsen auftreten zu lassen. So glücklich dieser Gedanke ist: so schön ist auch seine Ausführung im Prolog, welcher in seiner ersten Hälfte die Entbindung der Königin, die Erwartung des Hofes, des Volkes und des Schachs, und Yanta's Verrätherey in einem prächtigen und erhaben rührenden, in der zweyten hingegen, die Errettung der Kinder durch ein paar Landleute, in einem lieblichen und freundlich komischen Gemälde darstellt. Mit dem Epilog des Schicksals würde das Ganze in seltener Vollendung als Vorspiel beschlossen seyn, wäre nicht die Ausführung dieses Epilogs in mehr als einer Rücksicht zu sehr hinter der Idee zurückgeblieben.

Weniger gelungen scheint der Plan des Mährchens im Drama selbst. Bey aller Vortrefflichkeit des Einzelnen, von welchem in der Folge die Rede seyn wird, fühlt der Leser einen Mangel an Vollendung, Bestimmtheit und Einheit, welchen selbst das zauberische Colorit des Finale nur so lange überstrahlt, als sich der Leser dem Wohlgefallen an dem Einzelnen überläfst. Ein Blick auf den Zusammenhang des Ganzen läfst den Grund jenes Gefühls bald entdecken. Dieses Mährchen enthält, wie fast jedes, die Begebenheiten zweyer Welten, der gewöhnlichen, von Naturgesetzen abhängigen, und einer höheren, welche diese Gesetze nicht kennt. Das Ineinandergreifen dieser beiden Welten, und ihre beiderseitige Abhängigkeit von einem Fatum, welches nicht Vernichtung der Freyheit, sondern eine, der sinnlichen Anschauung sich offenbarende moralische Weltordnung ist, bildet den Stoff des Mährchens, oder, wenn man überhaupt mit dem Namen Mährchen jede Wundergeschichte belegt, der Gattung von Mährchen, zu welchen das angezeigte gehört. Der Genius nämlich, welchen der Zauberer an den Springquell fesselte, bis ein Paar liebender Geschwister ihn erlösen, und die Befreyung dieses Genius durch Khosru's Kinder macht die Eine, die Entdeckung von Minora's Unschuld und die Erkennung ihrer Kinder hingegen, die andere Begebenheit aus, deren wechselseitiges Eingreifen in einander dieses Mährchen bildet. Soll nun dieses vollkommene Einheit haben, so müssen die Begebenheiten beider Welten, nicht allein neben einander, sondern auch durch einander bestimmt, fortlaufen, und es mufs nicht allein die eine Seite durch die andere vermittelt werden, sondern beide müssen gegenseitig sich erregen, und jede mufs die Ereignisse der anderen wecken, und ihre Entwickelung herbeyführen. In Hn. *R's.* Mährchen wird nun zwar der Zauber, welcher den Genius gefesselt hält, durch Vermittelung der Begebenheiten in der Naturwelt gelöset, allein die Befreyung Minora's, die Enthüllung ihrer Unschuld, und die Entdeckung des Geheimnisses, welches über der Geburt der Zwillinge liegt, wird nicht auf gleiche Art, durch Vermittelung der Geisterwelt bewirkt. Zwar scheint der Vf. selbst die Nothwendigkeit einer solchen gegenseitigen Vermittelung gefühlt zu haben. Sein Schicksal verkündigt im Epilog:

> Glücklicher! wer dich erlöst findet *durch dich* auch sein Heil!
> *So verkett' ich sie Alle.* —

Allein das Mährchen erfüllt diesen Schicksalsspruch nicht. Der Genius erzählt am Ende zwar dem Schach, wie betrüglich Yanta bey der Geburt der beiden Kinder zu Werke gegangen, und bewegt so Khosru's Herz, dafs er die Verstofsene aufnimmt, und die gefundenen Kinder mit freudiger Rührung als die Seinigen erkennt; allein diese, blofs gelegentliche, Erzählung ist eine viel zu lockere Verbindung, ein blofser Nothbehelf, welcher in der Hauptkatastrophe der Handlung ganz am unrechten Ort stehet. Überdiefs mufste Brahman erst, ohne Einwirkung des Genius, dem Schach auf der Jagd das Leben retten, damit der dankbare Gerettete ihn an seinen Hof nehmen, und unterweges die Geheimnisse seines Hauses, im Vorbeygehen, bey der Wohnung der Verstofsenen, vom Genius erfahren konnte. Wäre auch die Lebensrettung nicht ein zu oft gebrauchtes Verbindungsmittel: so knüpft es doch hier die Einwirkung des Genius an einen blofsen Zufall, der noch dazu nicht in *seiner* Sphäre, an welcher jetzt das Eingreifen ist, entsteht: sondern in der anderen, welche ihre Thätigkeit, soweit sie das Mährchen erfordert, schon geendet hat. Dadurch wird der Genius aus seiner nothwendigen Wirksamkeit, in welcher er schon begriffen ist, herausgerissen, und erscheint am Ende nur wie ein Freund in einem Familiengemälde, der die Personen mit einander verständigt, und ihnen über ihre Blindheit die Augen öffnet.

Wen-

Wenden wir uns von der Überficht des Ganzen zu dem Einzelnen, fo entdecken wir Stellen von einer folchen Schönheit, fowohl in der Anlage, als in der Ausführung, dafs der Lefer mit dem innigften Wohlgefallen bey ihnen verweilt, und fich ungern davon trennt. Ohne lange nach Belegen fuchen zu müffen, nennen wir den Anfang des erften Aufzugs, wo Parifade bey Sonnenaufgang zu den Blumen in ihrem Garten tritt, ferner, die Scene, in welcher fie an dem Zauberdolch das blutige Zeichen vom Unglück ihres Bruders erblickt, und die Scene, in welcher Zade der verftofsenen Sultanin das Mährchen vom Zauberer Morgan erzählt. So artig indeffen in der zuletzt erwähnten Scene diefes Mährchen felbft erzählt ift, fo dürfte es doch vielleicht anftöfsig feyn, dafs gerade der Hauptpunkt, welcher den Grund aller Begebenheiten diefes Drama, nämlich die Bezauberung des Genius, enthält, nur beyläufig als Mährchen erzählt wird, und die Autorität berühmter Mährchenerzähler möchte, wenn diefe Verbindungsart des Stoffs einmal der Natur das Drama zuwider wäre, nicht hinlänglich feyn, das Fehlerhafte durch Beyfpiel zu rechtfertigen. Dafs diefem Mährchen zu Folge der alte Zauberer die drollige Inconfequenz begeht, von der einen Seite die Löfung des Banns an Gefchwifter zu binden, die aus Liebe für einander in das Grab gehn, und gleichwohl auf der anderen Seite, durch Häufung der Gefahren, in dem faft unvermeidlichen Tod des Einen die eine Bedingung der Löfung, und zwar nicht durch einen Irrthum, fondern durch eine Unbedachtfamkeit, herbeyzuführen — denn ohne diefe Gefahren wurde die Erlöfung eben am fchwierigften — ift vielleicht dem Vf. nur entfchlüpft, und greift auch nicht allzutief in das innere Gebäude des Drama ein. Auffallender ift der Umftand, dafs der im Drama vorkommende Genius nach Zade's Mährchen urfprünglich ein Menfch war. Er fpricht felbft in den Abfchiedsworten nach feiner Befreyung:

Quellende Silberfluth
wo ich hinüber fchlief
von dem irdifchen Dafeyn
zu der himmlifchen Bürgerfchaft —

Allein die Verwandlung eines Menfchen in einen Genius, der vor diefer Verwandlung mit dem Fluche:

Verwein' an diefem Sprinquell deine Jahre,
denn ohne dich, Verhafster, lebte fie.
Was Sehnfucht fey, vergebliche — erfahre:
denn hieher bannet dich Morgans Magie.
Der Trauerfluth verborgnen Urfprung wahre
in diefem Felfen, und *verlafs ihn nie.*
Wird felbft dein *Geift* dem Körper fich entwinden,
foll keine Heimath er, als diefe finden —

an den Quell feftgebannt war, und fich gleichwohl oft an die himmlifchen Geifter, als an feine verlaffenen Brüder wendet, und von den himmlifchen Wohnungen als von einer vormaligen Heimath fpricht; — diefe ift in fich felbft zu widerfprechend, als dafs die Phantafie fich diefer Dichtung willig hingeben könnte. Auch ift die heilige Pilgerin Amira ein zu hohes Mittel, die Sehnfucht, einen Quell zu Wäfferung des Gartens zu haben, ein zu niederes Motiv, wenn nicht die Erlöfung eines höheren, der Dämonenwelt verwandten Wefens, dem Springquell Bedeutung giebt, und die geheimnifsvolle Erfcheinung Amira's motiviret. Wir würden zu ausführlich werden, wenn wir noch mehr einzelne Schönheiten und Mängel diefes Drama's ausheben wollten; die erwähnten find hinreichend, einem Urtheil darüber als Beweife zu dienen.

Die Sprache in dem Drama ift mit vieler Einficht bald profaifch, bald metrifch behandelt, und die metrifchen Stellen find, wo die Empfindung fich hebt, nicht allein durch Reime, fondern auch hier und da durch antike Formen gehoben. In beiden Versgattungen aber vermifst man nicht allein die feinere Kunft des Versbaues, fondern man ftöfst fogar auf Nachläffigkeiten, welche von zu grofser Geringfchätzung der erften Regeln der metrifchen Kunft, und felbft der gewöhnlichften Forderungen der Profodie zeugen. Man verfuche folgende Verfe des Schickfals zu lefen: S. 40

Langfam fchreitet mein Fufs über der Sterblichen Wohnplatz —
Schickfal nennet er mich, Nemefis, nennet mich Weltgeift —
Spielet mit meinem Spruch, der ihm das Urtheil doch fpricht —
Blind, wie Menfchen, find fie, fehend feyd Ihr, wie ich —
— —
Doch bleibt fchuldlos ihr Herz, bleibet auch ihnen der Sieg —
Nicht die Tücke der Bruft, nach verborgenem Plan —
Aber einft ungetäufcht des Lebens Bühne verläfst.

Wie leicht war, um nur von dem letzten Pentameter, als dem unlesbarften, zu fprechen, die Bühne des Lebens in eine Bühne der Welt verwandelt, und fo wenigftens die letzte Hälfte des Verfes gerettet. Die erfte, welche aus zwey Kretikern | — ◡ —, — ◡ — | befteht, bleibt freylich noch unlesbar, ift aber eben fo leicht zu verbeffern, als die letzte. Z. B. um die ähnlichfte Wortftellung zu behalten:

aber von Täufchung frey tritt von der Bühne der Welt.

Wenn diefe Nachläfsigkeiten in den modernen Versarten weniger auffallen, fo ift es nur, weil die Fehler gegen das Silbenmafs, durch Beobachtung des Accentes leichter zu vermeiden find; genauer betrachtet aber ermangeln diefe ebenfalls der metrifchen Schönheiten, und beleidigen durch häufige matte wiederkehrende Wortfüfse das an rhythmifchen Wohlklang gewöhnte Ohr. Man vergleiche den oben fchon angeführten Zauberfluch Morgan's:

Verwein' an diefem Sprinquell deine Jahre u. f. w.

Die Leichtigkeit, mit welcher auch diefe Hiatus vermieden, die zu oft wiederkehrenden matten Füfse mit kräftigern vertaufcht, und die rhetorifchen Wendungen z. B.

Doch da an Zeit gebunden meine Macht,
fo wirft du frey, wenn einft gefunden werden u. f. w.

durch poetifche erfetzt werden konnten, bewegt den Lefer um fo mehr zu dem Wunfche, dafs der Vf. der metrifchen Rede diefelbe Sorgfalt widmen möge, welche er auf die Bildung feiner Profa gewendet zu haben fcheint. Welchen Unterfchied wird man gewahr, wenn man die Behandlung der Sprache in feinen erften jugendlichen Verfuchen mit der vergleicht, welche in feinen neuern Schriften fich findet! Was ihm hier gelungen ift, wird ihm im Gebiet der metrifchen Kunft, welche der dichterifchen Begeifterung noch williger zu Gebot fteht, als die Profa der wiffenfchaftlichen Unterfuchung, nicht unmöglich feyn.

(Der Befchlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 OCTOBER 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

Beschluss der Beurtheilung der Rochlitzischen Schriften.

Rec. hat es für Pflicht geachtet, diesem Mährchen eine ausführliche Anzeige zu widmen, theils, weil es ihm überhaupt eins der vorzüglichsten Werke des Vf. zu seyn scheint, theils, weil es als Repräsentant dessen angesehen werden kann, was Hr. *R.* zeither im Gebiet der Poesie geleistet hat. Das Zarte, Liebliche, Rührende, gelingt ihm in hohem Grade, das Naive, wo es dem Drolligen sich nähert, wird leicht affectirt und etwas gezwungen; wo es zum Ernsten sich wendet, ist es von ungemeiner Anmuth. Das Grosse, Prächtige, gelingt ihm vorzüglich, wo es sich zu dem Rührenden neigt, oder wo es in einzelnen Sentenzen oder Situationen hervortreten kann, weniger gelingt es ihm, wo es erhaben oder gar furchtbar werden will, am wenigsten, wo es aus dem Überblick eines grossen Ganzen resultiren soll. Daher rühren die Fehler in dem Plane seines Drama; daher die im Vorigen angezeigten Schönheiten und Mängel des ganzen Mährchens; daher die Lieblichkeit vieler der einzelnen kleinen Gedichte, welche das erste Bändchen der Glycine zieren, und eben daher die schönen Einzelnheiten des Gedichts: Lebenstag des Tonkünstlers, bey völligem Mangel einer durchgreifenden Idee darin.

Weniger bedeutend sind Hn. *R's* Bemühungen um die Theorie der Kunst, welcher bloss einige seiner früheren Schriften ausschliesslich gewidmet sind, namentlich Nr. 3 und 4. Indessen findet man auch in diesen manche feine und treffende Bemerkung, wenn auch eben nicht tiefe Blicke in das Wesen der Kunst, oder neue originelle Ansichten sie auszeichnen.

Die historischen Gemälde füllen ebenfalls einen nicht allzubedeutenden Platz in der Gallerie von Hn. *R's* Schriften. *Dumouriez* Leben in Nr. 5, wovon ausser dem ersten Bande nichts weiter erschienen ist, zeigt von einer fleissigen Benutzung der damals vorhandenen Quellen, und enthält einen dankenswerthen Beytrag zur früheren Geschichte der französischen Revolution. Weniger gelungen und mehr in das Fach der ehemals so beliebten historischen Halbromane spielend ist *Koriolan's* Leben, als Gegenstück zu Dumouriez, und in Nr. 1. *Brutus* und *Julian der Abtrünnige*, wiewohl beiden letzten der Ruhm einer lebendigen Darstellung der einzelnen Situationen mit Recht gebührt. Vorzügliche Erwähnung aber verdient *Faustina Hasse*, ein Portrait, in dem zweyten Theile der Glycine.

Mehr Vorliebe als für irgend eine Gattung scheint der Vf. für die Erzählung zu haben, welche unter dem Namen der *moralischen Erzählung*, in den letzten Zeiten unserer Literatur so viel Liebhaber und folglich auch Bearbeiter gefunden hat. Es ist oft genug über den Kunstwerth dieser Gattung gesprochen worden, und es wäre überflüssig, das oft gesagte und jedermann bekannte zu wiederholen. Auch könnte der Vf. dann mit Recht uns zurufen: Beurtheilt mich nach dem, was *ich* wollte, nicht nach dem, was *ihr* wollt, dass ich wolle. Wir betrachten diese Gattung also hier als etwas Vorhandenes, an welches wir keine andere Foderung machen, als die, dass es seinem Zwecke oder der Idee seines Wesens angemessen sey.

Was diese Erzählungen wollen, sprechen sie zum Theil selbst bestimmt aus. Sie wollen seyn: Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmässigen Lebensklugheit, Hülfsmittel zur moralischen und geselligen Kultur, Empfehlungen oder Widerlegungen moralischer Gemeinsprüche durch historische Einkleidung, oder auch wohl Winke über manche Gegenstände der Erziehung.

Dass diese Zwecke an sich sehr gut und löblich seyen, ist wohl unbezweifelt. Ob sie aber überhaupt durch die Gattung der moralischen Erzählungen erreicht werden können, und ob die Erzählungen des Vf. diesen Zwecken angemessen seyen, das ist die Frage, deren Beantwortung zur Beurtheilung dieser Schriften erforderlich ist.

Moralische Erzählungen sollen nicht Beyspiele abgeben, dass irgend eine Forderung der Moral sich im wirklichen Leben durch Handlungen realisiren lasse. Die früheren Jahrzehende unserer Literatur kannten noch dergleichen Beyspielsammlungen zur Moral; allein die Geradheit, mit welcher sie die Ausübung einer Tugend als ein historisches Faktum erwähnten, ohne sich auf psychologische Zergliederung ihrer Motive einzulassen, entzog sie bald dem Interesse der Leser; die Seltenheit der Gelegenheit zu Ausübung glänzender Tugenden in den grösstentheils beschränkten Verhältnissen der Lesenden, machte den Beweis ihrer Möglichkeit unnütz, und die Beyspiele fruchtlos; die Richtung des Interesse auf das häusliche Leben endlich, zeigte auch in diesen stilleren Verhältnissen die zuvor wenig geachteten Ansprüche der Moral, welche sich aber ohne Beobachtung des häuslichen Lebens in seinen zartesten Verhältnissen, ohne Kenntniss der geheimsten Tiefen des menschlichen Geistes und Herzens, ohne Bemerkung der Entwickelung des Menschen in seinen

nen geistigen und physischen Vermögen, kaum auffinden, noch weniger Anderen zur Befolgung aufstellen liessen. Wie die Moral der heroischen Zeiten, ehe die Spekulation der Denker sie sonderte, mit der Geschichte des Volks amalgamirt war: so war die Darstellung häuslicher Scenen und des Familienlebens selbst die erste Gestalt, in welcher die Moral für diese stilleren verborgenern Verhältnisse sich aussprechen konnte. Solche Darstellungen haben allerdings einen hohen Werth, und heissen mit Recht *moralisch*, denn sie stellen die Ansprüche der Moral an den Menschen in der Familie durch die Abbildung eines Ideals des Familienlebens dar, sey es nun, dass der Schriftsteller dieses Ideal in seiner Ruhe selbst bilde, oder durch Darstellung einer Störung dieser Ruhe die Idee eines Familienlebens im Leser wecke. Wie aber jedes Ideal bey seinem Erscheinen gewöhnlich von einer Anzahl Scheinbilder begleitet ist: so fanden sich auch, neben den moralischen Erzählungen, die *moralisirenden* ein, bald in der Meinung, als gewinne die Moral eine lieblichere Gestalt, wenn sie von den Personen einer Erzählung ausgesprochen wird; bald in der Hoffnung, dass eine unbedeutende Erzählung durch das Gewicht der ausgesprochenen Moral Bedeutung gewinnen könne, später auch wohl, um dem Geschmack der Lesewelt zu huldigen, welche, entweder um ihre Lesesucht durch scheinbare moralische Tendenz zu adeln, oder um ihrer kraftlosen Abspannung mit dem Schein empfohlener tugendhafter Entsagung schmeicheln zu können, diese moralisirenden Werke begierig aufnahm. Diese falsche Gattung unterscheidet sich bald von der wahren durch ein bloss auf das Einzelne gehendes Bestreben, bey Vernachlässigung der angekündigten moralischen Tendenz des Ganzen. Oft ist daher die Erzählung höchst unmoralisch, während die auftretenden Personen nicht aufhören zu moralisiren; oft geht die Moral, auf welche es abgesehen ist, nicht aus der Erzählung selbst hervor, indem diese, ihres eigenen Interesse wegen, sich von dem moralischen Zweck verirrt; am häufigsten aber mangelt solchen Erzählungen die Anwendbarkeit auf das Leben, und da sie gewöhnlich im Vertrauen auf die Würde ihres Inhaltes die Anmuth der Form vernachlässigen, so bleibt ihnen wenig und oft nichts, was ihr Daseyn überhaupt entschuldigen könnte.

Viele von Hn. *R's* kleinern Erzählungen, z. B. in Nr. 6 die letzte des ersten Theils, die Ehescheidung, verdienen mit vollkommenem Rechte den Namen moralischer Erzählungen; doch ist nicht zu leugnen, dass auch einige, besonders die, welche der Vf. durch reichere Komposition auszuzeichnen bemüht war, mehr im Einzelnen von Moral sprechen, und die Tugend empfehlen *lassen*, als sie im Ganzen und durch sich selbst befördern. So z. B. enthält Nr. 7, Amalie Will, einen Schatz von treffenden Bemerkungen über das Verhalten der Ehegatten gegen einander und gegen ihre Kinder, über die Wahl eines Gatten und über ähnliche Gegenstände; allein die Erzählung selbst steht damit in keiner anderen Verbindung, als dass sie die Gelegenheit herbeyführt, bey welcher die Personen über solche Verhältnisse sprechen können. Sogar widerspricht wohl die Erzählung der ausgesprochenen Moral. Es wird z. B. im ersten Theile, bey Veranlassung der Liebe Albert's zu Amalien mehrmals behauptet, Menschen wie dieser Albert, — von einem verfeinerten, sehr reizbaren Empfindungsvermögen — seyen selbst unglücklich, und ziehen den in ihren Zustand nach, der sich mit ihnen in sehr genaue Verbindung einlässt, sey es als Freundin, als Geliebte, oder gar als Gattin. Im zweyten Theile finden wir diesen Albert allerdings in sehr unglücklichen häuslichen Verhältnissen; aber diese entstehen in der Erzählung keinesweges aus dieser Eigenheit seines Empfindungsvermögens, sondern aus einer ganz fremdartigen Ursache, nämlich aus dem verkehrten Sinn seiner Gattin, während er selbst in seinem Verhalten gegen diese Gattin, jenen von ihm ausgesprochenen Satz widerlegt. Auch die Erzählung: die Opfer, im zweyten Theil der Glycine, welche den Satz: Wüstlinge werden oft die besten Ehemänner, zu widerlegen bestimmt ist, erfüllt ihren Zweck nur in den Worten der handelnden Personen, nicht in ihren Schicksalen und ihren Handlungen.

Wir würden aber die Grenzen dieser Anzeige überschreiten müssen, wenn wir alles Gelungene in den Schriften unseres Vf. ausheben, oder die Bemerkungen, welche sich hier und da gegen seine Ansichten machen lassen, ausführlich aus einander setzen wollten. Was Rec. in dem Vorigen als Charakter der Poesie des Hn. *R.* angezeigt hat, scheint von seinen sämtlichen Schriften zu gelten, und fast jede Erzählung und jedes Gedicht in den beiden Theilen der Glycine bestätigt dieses. Dass von dieser interessanten Sammlung noch ein dritter Theil zu erwarten ist, wird jedem Freund von Hn. *R's.* Schriften willkommen seyn.

D. c. A.

1) Wien, b. Weigl: *Ausgewählte Stücke aus dem Singspiel, zwey Posten von Tarchi.* Für das Fortepiano. (Querfol. gestochen 18½ Bog. 5 Guld.)

2) Ebendas.: *Ausgewählte Stücke aus dem Singspiel Aline, Königin von Golkonda,* von *Berton.* Für das Fortepiano. (13 Bog. 3 Guld. 30 kr.)

3) Ebendas.: *Ausgewählte Stücke aus dem Singspiel Raul der Blaubart,* von *Gretry* und *Fischer,* für das Fortepiano. (10½ Bog. 3 Guld. 30 kr.)

4) Ebendas.: *Auswahl der beliebtesten Stücke aus dem Singspiel Marie,* von *Mantalban,* für das Fortepiano von Hn. Kapellm. *Pet. Winter.* (20 Bog. 5 Guld. 30 kr.)

So wie die gezeichnete Kopie niemals ein Gemälde, dessen Lebendigkeit in seiner ganzen Farbenharmonie besteht, erreichen oder wiedergeben kann: so vermag auch nie der dürftige Auszug für das Clavier ein harmonisches Kunstwerk in seinem vollen, mannichfaltigen Colorit darzustellen. Hieraus ergiebt sich, dass jede grosse und ächte Instrumental- und

und Gesangs-Musik in einem solchen *Extracte* nothwendig leiden muss. Es können daher solche Auszüge entweder nur bey ergänzender Einbildungskraft für das oft gehörte und bekanntere eine schwache Erinnerung erwecken, oder zur — immer sehr precären Übung der Clavierspielenden, oder endlich zur Nachhülfe beym Einstudieren der Opernsänger gebraucht werden. Aber nicht einmal das einzelne Stück kann in seinem vollen Geiste erscheinen, wenn es in engem Zusammenhange mit dem Ganzen, und — wie doch *seyn soll* — in nothwendiger Verbindung mit der Handlung steht, auch weil besonders in den neueren Opern, selbst in den *Arien*, oft mehr speciellere Handlung als lyrischer Ausdruck herrscht; — so dass man nicht selten, den Wahnsinnigen nicht unähnlich, die schlechten Worte nicht einmal versteht, die man im Munde führen, ja sogar *absingen muss*. Belege genug geben die folgenden Auszüge. Sonach könnten eigentlich nur die für sich bestehenden Lieder und Arien, seltener Duetten, — deren Art und Verhältniss in der ganzen Oper bekannt ist, oder sich selbst ausspricht, und die auch beym Clavier leicht und ohne unnatürlichen Zwang des Instruments auszuführen sind, in Auszüge gefasst werden, wenn sie ganz das Erforderniss eines Clavierstücks erfüllen sollten. Nur aus diesem Gesichtspunkte können wir die erwähnten Clavierauszüge beurtheilen, und hoffen Dank zu verdienen, wenn wir die besten Stücke, die als Clavierstücke mit Gesang begleitet, aus irgend einer der angegebenen Rücksichten, für sich betrachtet werden können, auszeichnen, um so mehr, da von diesen folgenden Clavierauszügen auch die einzelnen Numern für sich verkauft werden.

In diesen Auszügen nämlich finden wir meistens *keine Auswahl* der Stücke nach einem *Zwecke*, wie der Titel wohl anzeigen sollte; — im Gegentheil viele abgebrochene und herausgerissene Sätze, Duetten, Terzetten, Quartetten, ja Finale's und Chöre, worunter allerdings viele, an sich schöne Stücke sich befinden, die aber höchstens Opernsängern zu dem genannten Zwecke dienen können, da auch die Clavierbegleitung zuweilen sehr dürftig ist, und nicht selten nur die 1 Violine und Bass ausgezogen sind, was noch mehr auffällt bey dem neueren schwerern Stile der französischen Schule. Siehe vorzüglich Nr. 2.

I. Die Vaudeville Nr. 8 von *Tarchi* ist ganz als Lied zu betrachten, wie auch die Ariette Nr. 10 von *Jos. Weigel*: Sanft schwanden etc. und wir empfehlen sie allen Liebhabern des Liedergesanges.

Aus Nr. II. heben wir aus, mit Übergehung der bizarren Ouvertüre, das Liedchen Nr. 3, Marsch Nr. 5, Pastorale Nr. 6, (das Duett von *Vogel* Nr. 7 hat zu viel gemeine Stellen und einen äusserst prosaischen Text), Nr. 8, Pantomime von *Umlauf*, und 9 die kleine Arie von *Berton*, Nr. 10, Arie von *Jos. Weigel*, zuletzt 13, Marsch von *Umlauf*.

Aus Nr. III verdient angeführt zu werden: die interessante Ouverture von *Fischer*, ob sie gleich etwas zu lang ist, Nr. 2 der Marsch von *Grétry*, dann die kleine Arie Nr. 5 „nichts von Klage“ (die Arie des Blaubart Nr. 8, und das Terzett Nr. 9 ist weniger zu dem Klaviere geeignet,) zuletzt Nr. 10, die „*Musik zu dem Gefecht*,“ von *Fischer*.

Die Ouverture von Nr. IV verliert gar zu viel im Auszuge, eben so das sehr schöne Terzett Nr. 4, und das Quartett Nr. 7. Wir zeichnen den obgleich weniger charakterischen Marsch Nr. 2, die Arie Nr. 6, das Duett Nr. 8 aus. Die Arie des *Montalban* Nr. 10 mit blosser Bassbegleitung, die Arie mit Chor Nr. 11, die Terzetten Nr. 12 und 13, das Chor Nr. 15, und der kleine vierstimmige Gesang, *ohne* Klavierbegleitung, sind theils zu sehr aus dem Ganzen gerissen, theils beym Klavier von keinem Effect.

Wie weit es aber mit jener unseligen Wuth, von allem Klavierauszüge zu liefern, gekommen sey, lässt sich am deutlichsten an den neueren Opern französischer Componisten bemerken, die dem Kenner nur durch die *erste* Anhörung bekannt seyn dürfen, um einzusehen, dass, je sonderbarer dieser Stil selbst ist, in welchem der *eigenthümliche*, doch nicht selten in Künsteley und Bizarrerie ausschweifende *Cherubini* so viele Copien gefunden hat, je mehr in ihm gar oft, Rec. möchte sagen, die Melodie durch *unharmonische Harmonie* überwogen und erstickt wird, oder abgerissen ist, desto mehr diese Auszüge wahre *Excerpte* seyn müssen. Wir brauchen zum Belege dieses Urtheils nur folgende Klavierauszüge zu empfehlen, denn zum eigentlichen Klavierspiel sind sie fast eben so wenig, als umgekehrt ein Gesang für Klavier dem ganzen Orchester geeignet seyn kann. Der öftere Gebrauch des vollesten Orchesters, der jedoch nicht selten einem nichtssagenden aber übertäubenden Lärm dient, das lebendige, nüançirende Spiel der Instrumente sowohl (vgl. besonders Lodoiska), als die oft bis zum Ekel getriebene Wiederholung gewisser schwerfälliger und abrupter Figuren, die man eher suchen muss als finden kann, die seltene Mannichfaltigkeit des oft sehr charakterischen Instrumentengebrauchs, aber auch das zuweilen sehr contrastirende Versterben in *piano*, und das Austönen der Instrumente, das Pochen, Stampfen, Zerren, Rollen derselben, lässt sich theils auf dem Klavier oder Fortepiano gar nicht wiedergeben, theils nimmt es sich bey dem Klaviere so dürftig aus, dass man unwillkührlich an das: „*parturiunt montes*,“ erinnert wird, und so weder das *Schöne* noch das *Schlechtere* des *Stils* auf dem Klaviere hören mag. Demohngeachtet müssen wir gestehen, dass wenn es doch einmal solche nothwendige (?) Übel giebt, uns vor allen der folgende Clavierauszug gefallen hat:

5) Leipzig, b. Hofmeister u. Kühnel: *Lodoiska, eine heroische Oper in III Acten*, von *Cherubini*. Vollständiger Klavierauszug. 1 Abtheilung. (gestochen 21 Bog. Querfol. 3 Rthlr.)

Er empfiehlt sich bey aller Masse von Noten, welche auszuziehen war, dennoch durch seine ganze *Ökonomie*, durch mögliche Leichtigkeit und Genauigkeit, mehr als die folgenden. Man vgl. z. B. das so meisterhafte Finale des ersten Acts. Aber immer bleibt uns

uns *Lodoiska beym Klaviere zu singen*, eine von den Hyperbeln, die nur durch ihre häufige Anwendung ihr Auffallendes verlieren können.

Der uns vorliegende erste Act ist meistens correct und schön gestochen.

6) Wien, b. Weigl: *Elisa, oder die Reise nach dem Bernhardsberge, eine Oper in zwey Aufzügen*, nach dem Französischen von *Treitschke*. Musik von *Cherubini*. Klavierauszug. (gestochen 20 Bog. Querfol. 4 Guld.)

7) Ebendaselbst: *Der portugisische Gasthof, ein komisches Singspiel in einem Aufzuge* nach dem Französischen von *Treitschke*. Musik von *Cherubini*. Klavierauszug. Ächte Originalausgabe. 26 Bog. (6 Guld.)

8) Ebendaselbst: *Helene. Ein Singspiel in drey Aufzügen*. Nach dem Französischen von *Treitschke*. Musik von *Méhul*. Klavierauszug. 29 Bog. (6 Guld.)

Die stürmende Ouverture von Nr. 6 ist für das Klavier unspielbar, vgl. S. 3. Es folgt ein 21 Seiten langer Chor und mehrere Arien. Wir können nach dem angegebenen Zwecke hier nur etwa die Romanze Nr. 5, und das Schlussrondo des ersten Acts ausheben, denn soweit geht der vor uns liegende Auszug.

Die Ouverture von Nr. 7 nimmt sich auf dem Klaviere nur holperig aus. Eher dürfen wir auszeichnen die komische Arie Nr. 3, die Arie Nr. 6: „nach dir" etc., und die leichte Arie Nr. 7, und zum Schluss die *Vaudeville* Nr. 10.

Die Ouverture von Nr. 8 zeigt die Manier in ihrer ganzen Blöfse. Stellen, wie S. 3, die leyernd wiederholt werden, sollten doch die Lust am Ausziehen benehmen. Die nur zu oft repetirte Romanze Nr. 4 erinnert sehr an einige von *Cherubini*. Nr. 6 ist spielbar. Das übrige sind Chöre, Quartetten und Terzetten.

Die untergelegten Texte sind oft gegen Declamation, und wie gewöhnlich sehr prosaisch, oft unter der Kritik. Der Stich der Auszüge dieser Officin ist grob und unreinlich, das Papier sehr stark, aber schmutzig und oft von verschiedener Farbe.

M......s.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Stuttgart*, im Mag. für Literatur: *Originalitäten. Eine Sammlung kleiner Geschichten, Erzählungen und Anekdoten*, von *E. Bonafont*. Erste Lieferung. 1804. 192 S. 8. *Noscitur ex Socio, qui non cognoscitur ex se*. S. 145 erzählt Hr. *B.* „zu N *** hielt einer meiner Freunde die sogenannte Fleischerbank — für das Rathhaus, weil oben darauf ein Ochs in Stein ausgehauen zu sehen ist." Hr. *B.* hält oft Albernheiten für Witz, Plumpheiten für Eleganz, und sich selbst für ein Originalgenie, weil er Originalitäten geschrieben hat. Da aber Hr. *B.* von sich sagt S. 144: „Wer mich beissen will, der kömmt nicht mit heiler Haut davon": so bittet Rec., um auf heiler Haut schlafen zu können, Hn. *B.*, diess Urtheil für keinen Biss, sondern für ein Pflaster auf einen Biss zu nehmen; das ihn von seiner Schriftstellerwuth heilen, und den zweyten Ausbruch derselben zurückhalten soll. Übrigens hätte sich zur Titelvignette eher eine Ente, die bekanntlich alles durch einander frisst, als eine ekle Ziege geschickt.

12 + 37.

Hamburg u. *Mainz*, b. Vollmer: *Brunehilde und Fredegunde oder die Gefahren der Schönheit. Eine interessante Geschichte aus dem siebenten Jahrhundert*. 1804. 374 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Angehängt ist noch von S. 365 an eine kleine Erzählung: *Leontares und Helena, bey der Einnahme von Konstantinopel durch die osmannischen Türken*. Gleich bekannt mit der äussern Wahrheit als der innern Wahrscheinlichkeit, hat der Vf. einen artigen Beytrag in das Magazin der Lesewelt gegeben. Der Fleiss, den er auf das Studium der Begebenheiten verwendet hat, ist nicht zu verkennen, und die Details, die sein Werk sind, sind mit guter Kentniss jener Zeiten ausgeführt; doch glaubt Rec., dass einige derselben, ohne dem Ganzen zu schaden, wohl hätten wegbleiben können.

— a —

Passau, b. Ambrosi: *Versuch der Bardenwege*. Von *Joseph Lang*, Professor zu Passau. 1803. 180 S. 8. (10 gr.). Hr. *L.* widmet diese Auswahl seiner poetischen Versuche, die hier durch *die öfters angebrachte Feile* (seine eignen Worte) beynahe ganz umgearbeitet sind, der studierenden Jugend. Hätte er doch hinzugesetzt, was sie damit anfangen solle! Viel poetische Kunst wenigstens wird sie nicht daraus lernen: denn Hr. *L.* kann weder dichten, noch Verse machen. Der Teich, den er S. 51 folgendermassen anruft

„Stiller Teich, von Rasensitzen
Und von Laub umringt!
Sey dem Barden gut,
Wenn er an dir ruht,
Mache, dass ihm ohne Schwitzen
Da sein Lied gelingt."

scheint sein Gebet wirklich erhört, und seine ganze Flut über seine Poetereyen ergossen zu haben.

NTTZ.

Altenburg, b. Schnuphase: *Kants Todtenfeyer*, von *Friedrich August Christian Mörlin*, Prof. am Friedr. Gymn. zu Altenburg. 1804. 44 S. 4. (21 gr.). „Werdomer ladet seine Freunde und Freundinnen zu einer dichterischen Gedächtnissfeyer des verewigten Kant ein. Bey dieser Gedächtnissfeyer tönen die Hymnen, die diese kleine Schrift enthält, in welcher der Vf. den Versuch gemacht hat, dem Andenken des Weisen einen einfachen Blüthenkranz zu weihen." Durch die Anmerkung zu Ullins Mythus S. 43 hat sich Hr. *M.* sein eigenes Urtheil gesprochen. Wer von sich sagen kann, dass er versucht habe, fremde Ideen (hier sind es Kantische Ideen der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft) in das *Gewand der Dichtkunst* zu hüllen, begiebt sich aller Ansprüche auf den Namen und die Würde eines Poeten, und wird aufs gelindeste ausgesprochen, ein — Versificateur.

*

1) *Berlin*, b. Matzdorf: *Abwechselungen. Ernsthaft, komisch, rührend, sinnreich, nützlich. Ein Ersatz für Romane*. Mit einem Titelkupfer. 1805. 234 S. 8. (1 Rthlr.).

2) *Leipzig*, b. Köhler: *Lächerlichkeiten durch Missverständnisse in einer Reihe angenehmer, unterhaltender und wahrer Anekdoten*. 1805. 132 S. 8. (12 gr.).

Der Zusammenstoppler von Nr. 1 hat das vor dem Zusammenstoppler von Nr. 2 voraus, dass es ihm leichter ward, als seinem Bruder, sein Versprechen zu halten: Abwechselungen sind eher zusammen gefunden, als Lächerlichkeiten; beide aber haben mit einander den Mangel an Geschmack und Überlegung gemein.

12 + 37.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Gardinen-Predigten von Ihm und Ihr, als Pendant zum Unterröckchen*, vom *Verfasser* desselben. Ohne Jahrzahl. 32 S. 8. (8 gr.). Ein paar Missverständnisse haben zu diesen Gardinen-Predigten, die schon das Verdienst der Kürze haben, die Veranlassung gegeben. Der Vortrag derselben ist gut gehalten, und ihre Auflösung geschieht am Ende rasch und mit vieler Leichtigkeit.

π. o.

Dresden, b. Arnold: *Schiefers Zeichenbuch für geübtere Anfänger im Landschaftzeichnen*. 1805. Mit 6 colorirten und eben so vielen schwarzen Kupfern. 4. (2 Rthlr. 8 gr.). Manierirte Landschäftchen, wie auf Porcellan-Teller und Tassen gemahlt werden, der Erfindung nach ohne Werth, der Zeichnung nach ohne Charakter, aber reinlich gearbeitet, und mit bunten muntern Farben in die Augen fallend, illuminirt. Für Anfänger, die gute Fähigkeiten verrathen, halten wir also dieses Zeichenbuch nicht zweckmässig.

— y — H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1805.

PHILOSOPHIE.

Jena, b. Stahl: *Auffätze philofophifchen und theologifchen Inhalts*, von C. C. E. *Schmid*, ord. Prof. d. Theol. und Phil. zu Jena. Erfter Band. 1802. 248 S. 8. (18 gr.)

Der gröfsere Theil der in diefem Bande enthaltenen Auffätze ift dem philofophifchen Publicum fchon bekannt, und zur Zeit der erften Erfcheinung mit verdientem Beyfall aufgenommen worden. Die 4 erften nämlich: *Einige Reflexionen über Philofophie, Philofophiren und Philofophen. — Philofophifche Betrachtungen über moralifche Welt, Gottheit und Unfterblichkeit. — Die Idee der Gottheit zu den Grundtrieben der Menfchheit. — Grundzüge zu einer Gefchichte der Theologie* — ftanden fchon im *philofophifchen Journal für Moralität, Religion und Menfchenwohl*, das der Vf. zuerft gemeinfchaftlich mit *Snell* in Giefsen bey Heyer im Jahr 1793, und im folgenden Jahre allein in Jena in der akademifchen Buchhandlung herausgab, und der 5te *über 3 Grundfehler der Erziehung* ift aus der Vorrede zu *Schwarz* (jetzt Prof. in Heidelberg) *Grundrifs einer Theorie der Mädchenerziehung* hier wieder abgedruckt. Sie verdienten fämmtlich dem Schickfal der Vergeffenheit, das die in Zeitfchriften zerftreuten Auffätze gewöhnlich trifft, entriffen zu werden, und wir billigen es daher fehr, dafs der Vf. fie in diefe Sammlung aufgenommen hat. Man hört darin überall den liberalen befcheidenen Denker, der die goldenen Worte des zweyten Auffatzes S. 42: „Nur das, woran der Menfchheit Würde, des Geiftes Zierde, des Herzens feliger Friede geknüpft ift, nur das laffen Sie uns fuchen, mit leidenfchaftlofem, befcheidenem, uneigennützigem Sinne fuchen, und — wir werdens finden" zum Wahlfpruch feines Philofophirens gemacht hat. Die beiden folgenden neu hinzugekommenen Auffätze: — *Einige Gedanken aus und über Änefidemus. — Ausführliche Kritik des Buches: die Beftimmung des Menfchen dargeftellt* von *Joh. Gottl. Fichte* athmen denfelben Geift, den der Vf. auch in feiner Polemik nicht verleugnet. Der erfte enthält aufser einigen gegründeten Erinnerungen gegen die Claffification der Philofophen in decidirende und proteftirende, die der Vf. des Änefidemus macht, eine treffende Kritik feines Begriffs des Skepticismus und der fkeptifchen Philofophie. *Das Wefen der fkeptifchen Philofophie* foll nämlich *in nichts anderem als in der der menfchlichen Vernunft eigenthümlichften Handlungsweife* und der *Skepticismus* in der Behauptung beftehen, dafs in der Philofophie *weder über das Dafeyn und Nichtfeyn der Dinge an fich und ihrer Eigenfchaften, noch auch über die Grenzen der menfchlichen Erkenntnifskräfte etwas nach unbeftreitbaren und allgemein gültigen Grundfätzen ausgemacht worden fey.* Diefe letztere Erklärung, die der Vf. des Änefidemus ohne allen Beweis aufftellt, hat, wie Hr. *Schm.* richtig bemerkt, den logifchen Fehler, dafs fie zwey ganz heterogene Merkmale mit einander verbindet, ohne fie in einen allgemeinen Begriff zufammenzufaffen, und erfcheint vollends willkührlich und unbegründet, wenn man fie mit der erftern verbindet „das Wefen der fkeptifchen Philofophie, d. i. die Behauptung, dafs über — — bisher noch nichts ausgemacht fey, befteht in der der menfchlichen Vernunft eigenthümlichften Handlungsweife. „So konnte alfo, fetzt Hr. *Schm.* treffend hinzu, die menfchliche Vernunft ihre eigenthümlichfte Handlungsweife einmal verlieren!" — In der ausführlichen Kritik der Fichtefchen Beftimmung des Menfchen läfst der Kritiker dem fchriftftellerifchen Talent und der Wahrheitsliebe des Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren, und verletzt überhaupt nirgends gegen ihn die Achtung, die Schriftfteller, denen es um die gute Sache der Wiffenfchaft gilt, auch bey der gröfsten Verfchiedenheit ihrer Meinungen einander fchuldig find. Rec. übergeht die Erinnerungen gegen den erften Abfchnitt des Buchs, und begnügt fich blofs einige Haupteinwürfe anzuführen, die gegen den dem Vf. deffelben eigenthümlichen Idealismus gerichtet find. Diefe concentriren fich in die Frage: Ift die objective Welt durch mich als felbftthätiges Princip nicht nur *bedingt* fondern auch *beftimmt? Fichte* mache den Übergang vom Bedingtfeyn zum Beftimmtfeyn der objectiven Welt durch die Thätigkeit des Geiftes durch einen Sprung. Denn das letztere werde von ihm ohne Beweis durch einen blofsen Machtfpruch behauptet. Da nämlich nach feiner Philofophie die objective Welt nichts anders als die Vorftellung des Geiftes von fich felbft fey: fo fetze fie eine nicht nur bildende, fondern auch *fchaffende* Thätigkeit des Geiftes voraus, aus welcher Form und Materie aller Dinge in einem und demfelben Act hervorgehen. Diefe Vorausfetzung habe er aber weder *aus fich felbft erwiefen* — denn um einen folchen Beweis zu führen, müfsten wir von dem Begriff des Subjects diefer Thätigkeit (des Ich) weit mehr wiffen, als — dafs er fo leer ift, — noch auch als *Hypothefe* durch die Wahrheit ihrer Folgerungen ge-

gerechtfertigt. „Die Hypothese, sagt Hr. *Schm.* S. 184, welche durch eine absolute Thätigkeit das Universum entstehen läſst, scheint sich für den ersten Anblick durch ihre höchste Simplicität zu empfehlen. Die Voraussetzung ist aber in der That nicht so einfach, als sie zu seyn scheint. Denn jene Eine Thätigkeit wird in unzählige Thätigkeiten, jene Eine Grundkraft in eine unendliche Mannichfaltigkeit von Kräften — Modificationen — zerlegt, um die unermeſsliche Verschiedenheit der Objecte begreiflich zu machen. Eine solche Erklärung ist gerade so einfach, als wenn man für die Wärme eine wärmende., für die Kälte eine kältende, für den Schmerz eine schmerzmachende, für das Aufhören desselben eine schmerzstillende etc. Kraft annehmen wollte. Ferner *wie* jene Eine Kraft wirke, wie aus ihr eine so unendliche Mannichfaltigkeit von besonderen Activitäten hervorgehe, und wie sie dadurch der Realgrund aller jener Producte, der vorhandenen Dinge und ihres Inbegriffs, der ganzen objectiven Welt, werde — dieses *Wie?* wird nirgends bestimmt angegeben, und kann auch nicht näher bestimmt werden. Bey einer Hypothese ist es aber nicht genug, daſs man die Mannichfaltigkeit aus der Einheit durch einen Machtspruch hervorgehen lasse, sondern man muſs auch zeigen, *daſs* und *wie* das Viele aus dem Einen entspringe, und nach nothwendigen Gesetzen folge." Der speculative Werth dieses Idealismus ergiebt sich nun daraus von selbst, aber auch in praktischer Absicht sey der Gewinn, daſs durch ihn die Freyheit gerettet werde, bloſs scheinbar. Denn die objective Welt wird nach ihm nicht durch eine freye und bewuſste, sondern durch eine nothwendige und bewuſstseynlose Thätigkeit des Ich bestimmt. Nun ist es aber vollkommen einerley, ob mich als freyes Wesen eine objective Welt an sich selbst beschränkt, oder ob dieſs durch eine Welt geschieht, die das Ich durch eine unfreye und nothwendige Handlung producirt hat — die Schwierigkeit ist nicht gehoben, sondern nur von einer Stelle auf eine andere weiter fortgeschoben worden.

Was nun das *Glaubenssystem* betrifft, das *Fichte* im 3ten Abschn. seines Buchs aufstellt: so zeigt der Vf., daſs dasselbe, inwiefern es durch das vorhergehende System des Wissens bestimmt sey, nicht nur als willkührlich erscheine, — denn es hänge mit dem *Princip* des Glaubens, dem sittlichen Bewuſstseyn nicht nothwendigerweise zusammen — sondern demselben sogar widerspreche: „Ich *weiſs* (nach diesem System), daſs die ganze Sinnenwelt, die Menschen auser mir, ja ich selbst als freyes und selbstständig handelndes Wesen lediglich Erzeugnisse meiner eigenen vorstellenden Thätigkeit und durchaus nichts selbstständiges und reales sind, und gleichwohl soll ich *glauben*, daſs ich in der Sinnenwelt handle, daſs ich frey handle, und daſs es auser mir Menschen, andere freye und selbstständige Wesen gebe. Es wird mir ein Handeln und Glauben zugemuthet, welches meinem Wissen widerspricht." Aber auch unabhängig von diesem System des Wissens sey dieser Glaube in sich selbst widersprechend. „Seine oberste Bedingung ist Freyheit und Selbstständigkeit; sein Resultat — absolute Abhängigkeit des Seyns von Gott, oder absolutes Seyn in Gott, oder absolute Beschränktheit durch Gott." Doch dieſs sey genug, um auf die ausführliche Kritik unseres Vf. aufmerksam zu machen. Eine wohlgerathene Übersetzung eines Stückes aus *Baco sermones fideles: Über Aufstand und bürgerliche Unruhen*, das weise Rathschläge und Warnungen für jede Machthaber enthält, beschlieſst diesen Band, dessen baldiger Fortsetzung der Rec. mit Verlangen entgegensieht. L—r.

Leipzig, b. Steinacker: *Pestalozzi's Menschenlehre, aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts gezogen, und mit untermischten kritischen Anmerkungen* katechetisch-dialogisch bearbeitet von M. *C. G. Hempel*, 1803. XII und 134 S. 8. (12 gr.)

Es ist kein leichtes Geschäft, einen Schriftsteller wie *Pestalozzi* zu kritisiren. Bringt man zu dieser Kritik bloſs den logischen Maſsstab mit, so kann es nicht fehlen, daſs der Beurtheiler, der nach deutlichen und bestimmten Begriffen fragt, und statt deren meist nur Gleichnisse, Metaphern, Bilder findet, sich durchaus unbefriedigt fühlt, und in diesem Gefühl gegen den Schriftsteller nun wirklich ungerecht wird. Dieſs letztere ist, wie es uns scheint, auch unserem Vf. begegnet, und es ist daher kein Wunder, wenn er in dem ganzen genialischen Buche des wackeren Schweizers am Ende nichts als Widersprüche, Nonsens und Galimathias findet. Denn daſs dieſs mit wenig Worten das Resultat der vom Vf. angestellten Prüfung sey, wird er selbst nicht ableugnen. Aber eben dieses Resultat hätte unseres Bedünkens den unstreitig scharfsinnigen, und, wie wir nicht zweifeln, auch gutdenkenden Vf. aufmerksam machen sollen, sich selbst zu fragen, ob er auch wohl den Gesichtspunkt, aus welchem ein Schriftsteller, wie *Pestalozzi*, nur allein gerecht beurtheilt werden könne, richtig gefaſst habe. Merkwürdig scheint uns in dieser Hinsicht die Ausserung des Vf. am Schluſs seines Buches: „F. *Wir wollen uns hier trennen und von einander Abschied nehmen. Es ist ohnedem unnütz, mit einem Manne über Wahrheiten zu streiten, der selbst nicht weiſs, was er dafür ausgeben soll. — Wir meinten es übrigens hoffentlich beide gut.* A. *Ja! und wir irrten beide.*" — Daſs *Pestalozzi* es mit seinen *Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts* gut meinte, dafür bürgt uns das Edle und Uneigennützige in seinem ganzen Streben; daſs er aber den Menschen darin nur einseitig betrachtet und insofern geirrt habe, gesteht er selbst in seinem Buche: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, mit eben der unbefangenen Offenherzigkeit, womit er sich dort überhaupt charakterisirt. Daſs auch unser Vf. es gut meinte, wollen wir ihm gerne

ne glauben, und dabey noch, wie billig, einräumen, dass er bey seiner Kritik viel Scharfsinn und dialektische Kunst bewiesen habe; allein wir hoffen eben darum, weil wir jenes glauben, dass er, wo nicht jetzt, doch künftig dem braven *Pestalozzi* die Sünde, die er dadurch an ihm begangen, wieder abbitten werde. Denn dass er sich durch diese Kritik wirklich an ihm versündiget habe, davon wird er sich in dem Augenblick überzeugen, wo er zu der Einsicht gelangt, dass es einseitig und ungerecht sey, die Schrift eines Mannes, der mit einer schaffenden energischen Phantasie, die über seine übrigen Seelenkräfte entschieden prädominirt, einen glühenden ihn selbst verzehrenden Eifer für Menschenwohl verbindet, mit eben dem Masstab, wie die Schrift eines kalten speculativen Denkers, messen zu wollen. Der erstere muss, wo es auf Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, auf subtile Zergliederung und Auflösung des verworrenen Mannichfaltigen in seine Bestandtheile ankommt, in Vergleichung mit dem letzteren nothwendig verlieren; allein dagegen wird er uns auch da oft durch kräftig versinnlichende Darstellung, durch anschauliche Wahrheit seiner Gemälde ergreifen, wo dieser uns durch kalte und trockene Demonstrationen ermüdet. Würde nun wohl der Kritiker das *suum cuique* beobachten, wenn er bey dem ersten überall nur auf den Mangel an logischer Bestimmtheit und Schärfe hinweisen wollte, ohne zu bemerken, wie reichlich derselbe auf der anderen Seite diesen Mangel vergütet? Wollte Jemand das in jeder Hinsicht undankbare Geschäft übernehmen und mehrere Schriften unseres verstorbenen *Herder*, z. B. seine älteste Urkunde des Menschengeschlechts, auf eben die Art analysiren, wie es Hr. *Hempel* hier mit *Pestal.* Menschenlehre gemacht hat: das Resultat würde gewiss nicht anders ausfallen, als das oben erwähnte. Wir glauben übrigens um so mehr an *Herdern* hier erinnern zu dürfen, weil es vielen unserer Leser nicht unbekannt seyn kann, welches äusserst günstige Urtheil dieser geistvolle um unsere deutsche Literatur so vielseitig verdiente Gelehrte im Jahrgang 97 der Erfurter Nachrichten von gelehrten Sachen über *Pestal.* Menschenlehre gefällt hat, indem er diess Buch nicht nur über *Rousseaus* berühmte Abhandlung *sur l'inegalité des hommes* etc. weit hinaufsetzt, sondern auch fodert, dass dem Vf. desselben „*diesem Genius, bey dem gleichsam nur der starke Verstand und das verwundete Herz rede, die kleinfügige Kritik sich nur schüchtern nahen solle.*" Mag die Geistesverwandtschaft *Pestal.* mit dem verstorbenen *Herder* auch einigen Antheil an diesem allerdings übertriebenen Lobe haben: so ist es doch gewiss gerechter, als die Kritik des Verfassers.

L—r.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMBERG u. SULZBACH, in d. Seidelschen Kunst- u. Buchhandlung: *Abhandlungen aus dem Gebiete des Staatsrechts, der Polizey und (der) Staatenkunde*, von D. *J. D. A. Göck*, königl. preuss. Justizrath und Polizeydirector in Schwabach. Mit 1 Kupfer. 1804. VIII u. 430 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat 1788 schon *kameralistisch-statistische Aufsätze* herausgegeben, die mit Beyfall aufgenommen worden sind. Diese für den Geschäftsmann bestimmten Abhandlungen enthalten: *Grundsätze der Polizey des Bierbrauens.* Vorschläge zur Verbesserung der Brauordnungen nach den neuesten Erfindungen; z. B. den Hopfen soll man in laues Wasser einweichen und mit Weinsteinsalz ohngefähr 24 Stunden digeriren lassen, worauf die abgegossene Flüssigkeit eine Viertelstunde mit dem Biere gekocht wird. Bessere Einrichtung der Öfen und der Kühlstöcke oder Schiffe; Bedeckung der Maischbottiche und der Braukessel; Benutzung des aufsteigenden Dunsts; Biertaxe. *Porst* (Post) und *Biberklee* (Bitterklee oder Fieberklee) sind unangezeigte Druckfehler. Als nachtheilige Hopfen- und Malz-Surrogate hätten noch genannt werden können: wilde Salbey, Coriander, Bilsenkraut, Rheinfahren, Wermuth etc. II. *Über die Volksmenge, Producte und Industrie des Herzogthums Wirtemberg.* Nach einer Abhandlung, die der Vf. in den neuen deutschen Zuschauer, und einer anderen, die er in das Weimarische Magazin hatte einrücken lassen. Man findet hier schätzbare statistische Nachrichten. Die Volksmenge ist im letzten Jahrhunderte merklich gestiegen, und belief sich 1796 auf 608,667 Seelen! 8 bis 9000 werden jährlich mehr geboren, als sterben, und im Unterlande rechnet man 8 bis 10,000 Menschen auf eine Qu. Meile. Man sucht einen Grund dieser zunehmenden Bevölkerung in der begünstigten Zertrennung der Bauerngüter. Die ersten Kartoffeln sind 1710 durch einen Waldenser Kolonisten ins Land gebracht worden. III. *Über die Mängel der reichsgräflichen Constitution.* Dieser in den neuesten Staats-Anzeigen zuerst erschienene, Beytrag zum Staatsrecht der Reichsgrafen rührt von einem anderen Vf. her. IV. *Zusätze zu Wagnitz Bemerkungen über die Zuchthäuser.* Kurze Nachrichten von den Zuchthäusern zu Nürnberg, Buchlow, Ravensburg, Salzburg und Ulm. V. *Über die Erleuchtung der Strassen mit Laternen.* Die hier gesammelten Erfahrungen können da, wo diese Einrichtung einer Verbesserung bedarf, für die Stadtpolizey nützlich werden. Beschreibung zweckmässiger Laternen, wozu das Titelkupfer gehöret. Zu bemerken ist, dass die Kosten der Unterhaltung einer Laterne, vielleicht auch wegen des veränderlichen Ölpreises, sehr verschieden gerechnet werden; zu Göttingen auf 1 Rthlr. 2 gr., zu Gotha auf 1 Rthlr. 20 gr., zu Berlin auf 2 Rthlr. 20 gr. etc. Der Aufwand wird bald auf die Häuser vertheilt, bald vom Thorsperrgelde, bald von einer Auflage auf die Kaufgelder, auf das Fleisch u. s. w. bestritten. Rec. vermisst die Vorschrift, dass bey strenger Kälte zum Saamenöle $\frac{1}{3}$ Leinöl gemischt werden muss, um das Einfrieren zu verhüten. VI. *Über Brandtassecuranzlisten, als Quellen der Staatenkunde;* ein Versuch, aus der Vergleichung des Werths der asse-

affecurirten Gebäude in verschiedenen Ländern statistische Schlüsse zu ziehen, die freylich nicht sehr zuverläsig seyn werden. VII. *Staatswirthschaftliche Aphorismen.* Einschränkung der Staatsbedürfnisse ist besser als Vermehrung der Einkünfte. Artig ist die Anekdote, dass die hannöverischen Dörfer, Rablingen und Weverlingen, für die Verbannung des Kaffees ein Geschenk von der ökonomischen Gesellschft zu Zelle erhalten haben. VIII. *Abriss der Polizeyverfassung im Anspachischen.* Sehr ausführlich und praktisch, mit einem Register versehen. Schon um dieses reichhaltigen Auffatzes willen, der die Polizeyverordnungen in kurzen Auszügen enthält, hat der Vf. auf den Dank derer, die sich mit der Polizey beschäftigen, gegründeten Anspruch zu machen.

Ca.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. (Ohne Druckort u. Jahrzahl): *Etwas über den Widerspruch.* 22 S. 4. Der Vf. dieses Schriftchens kann kein anderer seyn, als der, welcher die *Anleitung zur Kenntniss und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden* in Wien bey Degen herausgegeben hat. Ein Geist, eine Sprache, eine Tendenz, dieselbe Wahrheit und dieselbe Klarheit für die geübten *Denker.* Wem die grössere Schrift wichtig geworden ist, dem mag sich diese Zugabe von selbst empfehlen.

Im §. I wird der *Begriff*, das *Wesen* und der *Grund* des Widerspruches angegeben. Die Identität als die Nichtidentität, und die Nichtidentität nicht als die Nichtidentität vorgestellt, ist ihm der Widerspruch; die Mischung und Trennung der Identität und der Nichtidentität — das Wesen des Widerspruches; die undeutliche und scheinbar deutliche Vorstellung der Identität und Nichtidentität — der Grund des Widerspruches. §. II wird erklärt, was die *Thesis*, die *Hypothesis*, die *Synthesis* und die *Antithesis* im höchsten Standpunkte seyen. Die *Identität* ist das nichts Voraussetzende, das schlechthin Gesetzte, das durch sich selbst Vorangehende — das *natura prius*, heisst also die *Thesis*, und ist mit der Nichtidentität unmischbar und untrennbar. Die *Nichtidentität* ist das, wodurch die Identität vorausgesetzt wird, ist also das Voraussetzende, das an sich Nachstehende, das *natura posterius*, heisst also die *Hypothesis*, und ist mit der Identität untrennbar und unmischbar. Die *Vereinigung* der Thesis mit der Hypothesis ist weder *Mischung*, noch *Gleichsetzung*, sondern Zusammenhang „durch Unterordnung", die eigentliche *Synthesis.* Die *Unterscheidung* der Thesis und der Hypothesis ist weder *Trennung* noch *Entgegensetzung* durch Ausschliessung, sondern Unterordnung durch Zusammenhang, eigentliche Unterscheidung, *Antithesis.* Was also der Vf. in seiner Sprache das an sich *Unmischbare* und *Untrennbare* nennt, ist die Identität als Thesis, und die Nichtidentität als Hypothesis in ihrer Antithesis, insofern sie *unmischbar*, in ihrer Synthesis, insofern sie *untrennbar* sind. Daraus erhellt (§. III) dass der Widerspruch, oder jenes verworrene Vorstellen, durch welches die Identität und die Nichtidentität gemischt und getrennt wird, da zu Hause sey, wo die Identität und Nichtidentität in ihrer Synthesis und Antithesis, keineswegs als Thesis und Hypothesis vorgestellt werden. Der Widerspruch muss also in seinem Grunde und Wesen vorhanden, aber *verborgen* seyn, da, wo im undeutlichen und nur scheinbar deutlichen Vorstellen die Identität und Nichtidentität unter dem Scheine der Unterscheidung, *getrennt*, und unter dem Scheine der Vereinigung *gemischt* werden. Dem zufolge findet der Vf. den in seinem Grunde und Wesen verborgenen Widerspruch, wie in der Kritik der reinen Vernunft, so auch in der Wissenschaftslehre und in dem Identitätssysteme. Die Kritik führte nach ihm die Mannichfaltigkeit, die mit dem Nichtidentischen verwechselt ward, auf die Einheit zurück, die sie mit der Identität verwechselte, statuirte also eine Synthesis, ohne nach der *Thesis*, *Hypothesis* und *Antithesis* weitere Nachfrage zu halten. Und gerade in dieser Synthesis des Mannichfaltigen mit der Einheit sitzt der Widerspruch. Die Wissenschaftslehre versenkt, vermittelst der intellectuellen Anschauung, die Identität in das *reine Ich*, die Nichtidentität in das *Nichtich*, und die Synthesis in das durch das Nichtich sich selbst beschränkende *Ich*, und läst aus dieser Anschauung die Thesis, Antithesis und Synthesis, *ohne alle Hypothesis* hervorgehen. Das Identitätssystem lehrt (nach des Vf. Anschauung) die Nichtidentität als die Antithesis und die Identität als die Synthesis, durch die *Identität* von beiden, als durch die Thesis, ohne Hypothesis, construiren. §. IV und V wird die Anwendung der Identität bestimmt. — Sie ist nämlich das an sich Unmischbare und Untrennbare in seiner Unmischbarkeit und Untrennbarkeit; also weder die blosse Thesis, noch die blosse Hypothesis, weder die blosse Antithesis, noch die blosse Synthesis, sondern diess alles, *ungemischt* und *ungetrennt*, in seiner *Unmischbarkeit* und *Untrennbarkeit.* Die Anwendung der Identität ist als Synthesis — der *Nexus*, als Antithesis die *Analysis.* Beide, der Nexus und die Analysis, machen in ihrer Unmischbarkeit und Untrennbarkeit die Anwendung der Identität aus. Der Widerspruch in seinem Grunde und Wesen also ist die Nichtanwendung der Identität als solcher, oder die Aufhebung des Nexus und der Analysis. Aus dem Widerspruche in seinem Grunde und Wesen, welcher die *Nichtanwendung* der Identität ist, oder die Mischung und Trennung des Unmischbaren und Untrennbaren, geht (§. VI) der Widerspruch in seiner unmittelbaren Folge, das ist, die Mischung und Trennung des Unmischbaren und Untrennbaren mit dem Mischbaren und Trennbaren, hervor. (Wenigstens sollte diese Unterscheidung des zweyfachen Widerspruches, deren der eine der Widerspruch im Wesen, der andere der Widerspruch in der Folge heisst, die schlafende Logik von ihrem Faulbette, auf dem sie seit Aristoteles den Charakter der Unverbesserlichen zu haben prätendirte, aufschrecken.) Das Mischbare und Trennbare ist in seiner Mischbarkeit unter dem Nexus. — (§. VII) die *Coalition*; in seiner Mischbarkeit unter der Analysis — die *Solution*; in seiner Trennbarkeit unter dem Nexus — die *Composition*; unter der Analysis — die *Decomposition.* §. VIII erörtert, was die Klarheit an sich, und die Deutlichkeit an sich, welche beide die absolute Gewissheit ausmachen; (§. IX) was relative Klarheit und relative Dunkelheit; (§. X) was reines menschliches Bewusstseyn sey, nämlich das intellectuelle Wahrnehmen, ungemischt und ungetrennt mit dem sinnlichen; (§. XI) was das *gewöhnliche* Denken, und (§. XII) was das *wirkliche* Denken sey. Man klagt ohne Grund, dass das Reinholdische Denken *dunkel*, und eben so ohne Grund, dass es *durchaus neu* sey. Hat man denn nicht von jeher das *thierische* Vorstellen von dem *menschlichen*, und in dem menschlichen das *sinnliche Wahrnehmen* von dem *intellectuellen Wahrnehmen*, so oder anders, unterschieden? War es denn nicht von jeher das Streben aller Philosophie, das sinnliche Wahrnehmen und das intellectuelle Wahrnehmen in einen Zusammenhang zu bringen? Nun das ist eben, was *Reinhold* will: *Die intellectuelle Wahrnehmung im Zusammenhange mit der sinnlichen*, und *in einem solchen Zusammenhange, kraft dessen das sinnliche Wahrnehmen dem intellectuellen untergeordnet ist*, hält er ausschliessend für die Philosophie. Philosoph ist ihm nur der, in dessen Bewusstseyn das intellectuelle Wahrnehmen, als *ungemischt* mit- und als *ungetrennt* von dem sinnlichen, vor- und dar-gestellt ist — in dieser seiner Ungemischtheit und Ungetrenntheit. *Denken*, als intellectuelles Wahrnehmen des Unmischbaren und Untrennbaren, muss er also so scharf wie möglich sondern 1) von dem blos *thierischen* Vorstellen, 2) von dem *gemein-menschlichen* Vorstellen des Mischbaren und Trennbaren, 3) von dem *speculativen* Vorstellen, welches weder den Widerspruch im Grunde noch den Widerspruch in der Folge zernichtet, sondern ihn vielmehr versteckt, und diess leidige Versteckenspielen mit dem Widerspruche, Philosophie nennt.

Die schönste Stelle dieser sinnvollen Abhandlung S. 27 mag am kräftigsten zum Lesen reizen: „Jenes allgemeingeltende (in der bisherigen Logik privilegirte) *Denken* ist das Versteckenspielen mit dem Widerspruche; jene (sogenannte) *Logik* ist die Theorie der Kunst dieses Versteckenspielens; und jedes Lehrgebäude der *speculativen* Philosophie ein neues Kunststück der zur Profession gewordenen Ausübung jener Kunst."

T. u. B—z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 OCTOBER, 1805.

NATURLEHRE.

Koblenz, b. Laſsaulx: *Aphorismen über die Organonomie*, von *J. Görres*, Prof. d. Phyſik an der Secondärſchule zu Koblenz. Erſter Band. 1803. 416 S. gr. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Nach einer Vorrede, welche uns, für ſich betrachtet, einen Beweis von dem Enthuſiasm und der freyen gebildeten Sprache des Vf. giebt, ſollte man urtheilen, daſs alles Folgende mit der neueſten Philoſophie in unumgänglicher und inniger Verbindung ſtehe; aber wie wenig dieſs wirklich der Fall iſt, zeigt eben ſowohl die Methode, als die wirkliche Verarbeitung des Materials, indem wir in dieſen beiden beſtimmt die Form der Speculation, und das Syſtem der Philoſophie aufgehoben, oder wenigſtens nicht ergriffen finden. — Die Methode des Vf., als die von ihm aphoriſtiſch genannte, iſt der Form der Speculation fremd, indem ſie ein bloſses Hinſtellen allgemeiner Sätze ohne ſcientifiſche Begründung und Conſequenz iſt; die Verarbeitung des Materials iſt von dem Muſter der Philoſophie ganz entfernt, indem ſie eine bloſse Aufnahme beſonderer Daten aus der Empirie, und durchaus von einer Beweisführung verſchieden iſt. So wie der erſte flüchtige Blick durch das Ganze, ſo zeigt auch die genauere Unterſuchung deſſelben, daſs in ihm nur ein umgekehrter Gang der Abſtraction Statt findet. Denn die Abſtracta werden als das, was der Vf. Aphorismen nennt, an die Spitze ſeiner Unterſuchungen und Behandlungen geſetzt, und die Elemente der Abſtraction, welche dem Vf. ganz offenbar aus keiner anderen Quelle als aus Analogie und Induction hervorgingen, werden als Belege der Abſtraction derſelben beygefügt, oder nachgeſendet. Dieſs wird aus dem Folgenden ſelbſt klar werden.

Wir gehen nun zum Werke ſelbſt über. „Unſere Perſönlichkeit (hebt der Vf. an) zerfällt in drey Potenzen, drey poſitive Factoren enthalten dieſe Potenzen, Vernunft, Phantaſie, Bewegungskraft; drey negative ſind dieſer Dryade zugeordert, Verſtand, Sinn, Erregbarkeit." So ſcheinbar richtig und einzig dieſe Anatomie unſerer Perſönlichkeit ſich dem erſten Ausſpruche nach darbieten mag: ſo iſt ſie doch nur eine Anſicht von der Art, welche ohne Widerſpruch in ſich ſelbſt, und in ihren drey Gliedern Alles zu umfaſſen ſcheint — und inſofern die Miene der Wahrheit trägt. Allein ſie iſt unbegründet, und daher unſicher, ſie iſt bloſs einſeitiger Reflexion abgenommen. Die Perſönlichkeit iſt urſprünglich Monade, und zwey Welten, als die höchſten Gegenſätze, eine ſubjective und eine objective, in ſich greifend; nur an dieſen relativen Einheiten, welche ſich eben auch wieder nur nach dem primitivſten Typus in ſich ſpalten, treten jene Potenzen hervor, welche der Vf. mit Überſpringung einer gehörigen Geſtaltung und Gliederung, die allein die ſcientifiſche Conſtruction geben kann, als Attribute der urſprünglichen Identität annahm. Eine richtige Analyſe des in ſeiner Totalität mit allen ſeinen Potenzen aufgefaſsten Organismus wird den Vf. auch ſelbſt ſchon belehren, daſs mit dem von ihm aufgeſtellten die ganze Sphäre nicht erſchöpft iſt. Unſtreitig iſt Reproduction eine der weſentlichſten Potenzen eines lebenden Ganzen, und dieſer finden wir hier gar nicht erwähnt. Es iſt auch nicht der Fall, daſs ſie einer der aufgeführten ſubſummirt werden könnte; und daher können wir ſagen, daſs in dieſen Hinſichten die erſte Anlage zu dem Werke unvollkommen ſey. Seinem Urſprunge nach muſs es auf Solidität und Umfaſſung der Anſichten Verzicht thun, dagegen wird die Folge zeigen, daſs der Vf. die von ihm gefaſsten Geſichtspunkte geiſtvoll verfolgt, und auf eine ungebundene Weiſe der Wiſſenſchaft gleichſam durch Divination vorgreifend, viele intereſſante und wichtige Daten geliefert habe.

Sein Erſtes iſt nun ein Paralleliſiren unſerer Perſönlichkeit mit der äuſseren Natur nach den von ihm angenommenen Potenzen. — „Die *Vernunft* iſt ihm = der *Sonne*, indem ſie das Licht aus ſich, wie jene die Idee in ſich producirt;" — eine Parallele, welche in dem Sinne, wie Licht von der neueren Philoſophie angeſehen wurde, einerſeits zwar richtig, andererſeits aber unbeſtimmt iſt, indem die Sonne in ihrem Seyn Centralkörper, in ihrer Thätigkeit Lichtquell — an ſich aber, oder als Lichtprincip allein = Vernunft iſt. — „Der *Verſtand* entſpricht der Ziehkraft in der Natur (die der Vf. im Gegenſatze gegen das Licht *Phlogiſton* nennt) indem er die Eindrücke zu Wahrnehmungen, und die Wahrnehmungen zu Begriffen zuſammenballt, wie die Ziehkraft die Materie zur Cohäſion." Allein die Function des Verſtandes beſteht nicht bloſs darin, daſs er die Eindrücke zu Wahrnehmungen umſchaffe (welches die Function der Empfindung iſt) und die Wahrnehmungen zu Begriffen potenzire, ſondern auch das Entgegengeſetzte, nämlich die Trennung, das Urtheilen, und auch wieder das Verei-

einigen, oder Schliefsen fällt in feine Sphäre. Diefe Sphäre, oder die der Reflexion, ift daher fo unrichtig als unglücklich mit der Cohäfion parallelifirt worden. „Die Idee, indem fie fich am äufseren Percipienten hemmt, dämpft fich zum Affect, die gehemmte Vernunft wird zur *Phantafie* — fo dämpft fich das Licht, indem es fich an der Materie bricht zur „*Elektricität.*" Hiefür fpricht nichts, als eine blofs vermuthete Ähnlichkeit, welche der Vf. in feiner Phantafie ergriff, ohne fie in der Vernunft zu ftabiliren. „Der Verftand, wenn er fich aufs Einzelne individualifirt, wenn er nur das Eine Rührende und Confonirende zieht, und zufammenfafst, und im Ziehen es um den Pol der Schönheit (wo, und was ift der?) — wird zum Sinne: fo individualifirt fich die Attractivkraft, die als Gravitation die Erde zufammenballte, wenn fie nur das Eine, homogene Eifen zieht, zum Magnetismus, was daher in unferer Perfönlichkeit der Sinn, das ift in der äufseren Natur der Magnetismus." Auch diefe Entfprechung hat fchwache Motiven. Weder das Wefen des Sinnes, noch das des Magnetismus ift beftimmt, und die Beziehung von diefem zu jenem blofs auf das hypothefirte Individualifirtwerden des Verftandes gebaut!

„Die Idee und der Affect, indem fie fich am Äufseren hemmen, und im Raum und in der Zeit thätig um fich wirken, äufsern fich durch *Muskelbewegung*; gehemmte Vernunft und Phantafie wird Bewegungskraft. So wird Licht und Elektricität, wenn fie fich feft und latent an die Materie binden, um unmittelbar in ihr zu wirken, zum *Sauerftoff*. Was daher in unferer Perfönlichkeit die Muskelkraft, das in der äufseren Natur das Luftmeer; was dort der *Muskelreiz*, das hier der *Sauerftoff.*" Auch hier ift wieder die erfte Seite reine Hypothefe, und von der zweyten ift zu bemerken, dafs die Elektricität, indem fie concret oder latent wird, fich nicht nur in Sauerftoff, fondern auch in ein dem + E und — E entfprechendes Verhältnifs eines pofitiven und negativen Princips oder Stoffs entwickelt, alfo auch nach angenommenen Prämiffen der Sauerftoff allein nicht das Analogon der Muskelbewegung feyn kann.

„Verftand und Sinn tiefer herabgeführt, und auf den Organismus individualifirt, um das ihm Congruirende aus der äufseren Natur zufammenzugreifen und zu verähnlichen, wird zu *Erregbarkeit*, in der die Receptivität fich vorherrfchend zeigt: fo bilden Phlogifton und Magnetismus, wenn fie noch weiter fich individualifiren, und abfteigend an der Erde das Homogene nur zufammengreifen, um es im Conflict mit dem Sauerftoff zu verfetzen, die combuftibeln Körper, in denen durch fie die Attractivkraft vorherrfchend ift." Die erfte Hälfte diefes Satzes ift infofern wahr, als der eine Factor der Erregbarkeit ideeller Natur ift, alfo im Allgemeinen; den Verftand aber dabey befonders hinabzuziehen, hatte der Vf. keinen Grund; dafs in der äufseren Natur blofs den combuftibeln Stoffen die Erregbarkeit als Attribut zugegeben wird, ift Willkühr des Vfs. Jeder Stoff ift für fich erregbar (im tiefern Sinne), und ift es immer durch feinen entgegengefetzten; Combuftion ift nur ein Phänomen, welches aus der Wechfelerregung von Wafferftoff und Sauerftoff emportritt.

Nachdem der Vf. auf diefe Weife den Grundbau feiner Anfichten entworfen, und die von ihm ftatuirten Potenzen mit ihren Factoren im Äufseren und Inneren kenntlich gemacht hat, geht er zu dem Poftulate über, dafs jeder der drey negativen und pofitiven Factoren der äufseren Natur im Organismus feinen Repräfentanten haben müffe. Gemäfs dem Vorgehenden erhält die Vernunft den ihrigen am Lichte, die Phantafie in der Elektricität, und die Bewegungskraft im Sauerftoff; demnach fordert der Vf. im Inneren des Organismus ein *Lichtmeer*, ein *elektrifches Meer*, und ein *Sauerftoffmeer*. Diefer Forderung ungeachtet, die in der Nichtbefriedigung felbft vernichtet wird, begnügt er fich aber ftatt des Lichtmeeres und elektrifchen Meeres mit einem Gasmeere, oder mit expanfibeln gasförmigen Körpern, an welche die zwey erftern fich hängen follen; leicht wird es ihm nun, diefes Surrogat feines Poftulats den expanfibeln gasförmigen Körper in dem Gehirn, und zwar in feinen Höhlen, nachzuweifen. Wir müffen aber geftehen, dafs wir hierin weder eine fich wirklich geltend machende Idee, noch eine fruchtbare Anficht finden, — fondern eine Anficht, welche dem Vf. viele willkührliche Vorausfetzungen, und nicht wenig Sprünge koftete; die am Ende wieder in fich felbft ftirbt, und wenn fie einigen Werth hat, ihn blofs durch eine nicht ganz unglückliche Parallelifirung erhält, die durch die freye und geiftige Darftellung des Vfs felbft in ihrer Verzogenheit fich noch einige Gefälligkeit zu geben weifs.

An jeden pofitiven Factor der Potenzen fchliefst fich nach dem Vf. unmittelbar der zunächft dazu gehörige negative. Wie wir nun wiffen, ift der Verftand von diefen der erfte, und weil er der Gravitation in der Aufsenwelt entfpricht, fo folgert er, dafs fein Träger ein folcher feyn müffe, in dem die ziehende Kraft vorherrfchend ift, ein fefter, der wie die Gravitation es will, Mittelpunkt ift. Diefer findet fich im Gehirnmark und feinen Gebilden, welche folglich als Repräfentanten des Verftandes angenommen werden. Der expanfible Dunft von der Vernunft zerfetzt (die Vernunft würde alfo als ein eignes individuelles Wefen in diefem Dunfte wohnen? — oder überall und nirgends feyn? —) wirkt beym Denken auf die markige Subftanz der Wände, die markige Subftanz wirkt auf den expanfibeln Dunft, und fie felbft wird durch die graue Subftanz von der äufseren Natur geregt (aber der Sinn fteht ja mit der markigen Subftanz ohne Vermittlung von diefer in Beziehung!) — die äufsere tritt durch die Sinnesorgane in Berührung mit der Seele.

Wie die äufsere Natur in den Sinnorganen in die Seele tritt, fo tritt die Seele in den Bewegungsnerven in die äufsere Natur. Die Bewegungsnerven gehen von einer Wurzel aus, diefe ift das Rückenmark, fo wie die Sinnnerven in die Maffe des Gehirns zufammenlaufen. Beide find nur der Richtung nach verfchiedene, beide dem Sinne und der

der Bewegung unterworfen; einerseits verliert sich die Vernunft durch den Willen in das Bewegungsorgan, andererseits das Sinnorgan durch die Wahrnehmung in den Verstand. — Wenn diese Erörterung auch keinen Anspruch auf Neuheit machen kann, so darf sie es doch auf Richtigkeit und Klarheit der Darstellung.

Die zweyte Potenz umfasst Phantasie und Sinn, und durch diese läfst der Vf. nun die höheren Potenzen den materiellen Organismus in ihrem Antagonismus bilden, indem sie in tiefere übergehen, so wie vorhin Vernunft in das Bewegungsorgan, und Verstand in die Sinnesorgane sich verloren.

Der Gegensatz, den er in der Aussenwelt auf dieser Stufe zwischen Sauerstoff und combustibeln Körpern annahm, fordert er nun auch im Organismus; er fordert eine Atmosphäre von Sauerstoff, damit Combustion, und in ihr das Leben (in ihr verzehrt sich vielmehr das Leben) und sein Träger, das Blut, zu Stande kömmt, andererseits soll der Organismus, damit er brennbare Körper aus der Mannichfaltigkeit der Materien aufnehme, Fähigkeit und Organe besitzen, durch die dieser Stoff des Lebens aufgenommen, und dem Inneren zugeführt wird. Diese findet er in der Absorption und den zuführenden Gefäfsen, jenen Eintritt von Sauerstoff in der Lunge und ihren affinen Gebilden. — (Offenbar ist es, dafs der Vf. hier blofs einen einzelnen Procefs des Lebens, sey er auch einer der ersten und wichtigsten, statt des Lebensprocesses selbst, gleichsam eine der wichtigsten Functionen statt des wirklichen Lebens auffasst, dafs er einen blofs chemischen Act, den der Combustion, in den eigentlichen Procefs des Lebens zu metastasiren sucht, und also Etwas zum Theil dem Ganzen Untergeordnetes, zum Theil Fremdes über dasselbe erhebt. Indessen ist es interessant genug, diese umfassendste und am tiefsten in das Ganze eingreifende Einseitigkeit von ihm durchgeführt zu sehen.)

In den Magen, sagt er, bringen wir die Speisen, Stickstoff, Kohlenstoff, und Wasserstoff. (Es ist hier völlig übersehen, dafs der gröfste Theil von Menschen von Vegetabilien lebt, in welchen doch der Sauerstoff weniger als jeder andere Stoff zu vergessen ist) und durch die Milchgefäfse wird eingesogen, was mit dem Organismus harmonirt. Hierin findet der Vf. eine Entsprechung der höheren Receptivität der Sinne und des Verstandes, indem diese das Mannichfaltige zur Einheit, das Formlose zur Form erheben, so wie jene das Anorganische zum Organischen, und denn Chymus zum Chylus erheben. (Diese vom Vf. aufgestellte Ansicht ist ganz richtig, und diese Parallele ist diejenige, welche er mit einer Strenge und Klarheit durchgeführt hat, die den übrigen von ihm versuchten zu wünschen wäre. Mit Recht fasst er auch die lymphatischen und chylösen unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zusammen, und man wird den hieher sich beziehenden Stellen vor allen anderen dieses Werkes den meisten Beyfall geben müssen.) Nicht so befriedigend ist die Anwendung, die der Vf. gleich darauf von seinen Prämissen macht, indem er sagt: „Der Träger des negativen Factors der untersten Potenz unserer Individualität, der Erregbarkeit, wäre somit aufgefunden, und in ihm der negative Factor des Lebens ausgemittelt. In den Milchgefäfsen wirkt die Natur in den Organismus ein, und führt ihm die negativen combustibeln Stoffe zu; passiv nimmt der Organismus die Einwirkung auf, und antwortet durch Reaction, und so gehet in der Gegenwirkung das Leben dann hervor." — (Aber im Ganzen ist hier nichts aufgefunden über das Verhältnifs der Erregbarkeit, blofs das Verhältnifs einer tieferen *Function* zu einer höheren ist bestimmt. Das übrigens, was wir allein mit Wahrheit sagen können, dafs nämlich die höhere Receptivität, oder Sensibilität, und die tiefere Sensibilität oder die Receptivität *ein* Princip haben, ist auf anderen Wegen von *Schelling* erwiesen, und von den Alten, die den Drüsen- und dem Lymph-Systeme Appetite zuschrieben, geahnet worden. Der Vf. scheint aber die Intussusception des Materials zur Reproduction, die in den Absorbtionssysteme geschieht, nicht gehörig von der organischen Receptivität geschieden zu haben.)

Den Träger des positiven Factors der untersten Potenz in unserer Persönlichkeit weiset er in dem der äusseren Atmosphäre Entgegenkommenden, in Lunge, Herz und den Arterien nach, deren Kraft der Sauerstoff erweckt. (Allein auch hier finden wir wieder eine Abstraction aus einer einzelnen Function, wie die der Respiration und Circulation ist, als Gesetz für das Ganze aufgestellt. Es ist nicht einmal von dieser Function stringent erwiesen, dafs Sauerstoff das äussere Causalmoment der Bewegungen sey: wie gewagt ist es also nicht, denselben als allgemeines Erregungsprincip der Bewegung zu statuiren? Wissen wir überdiefs bestimmt, dafs überhaupt *jede* Heterogeneität, welche mit dem Organismus in Beziehung gesetzt wird, Bewegung in ihm hervorruft? In der weiteren Verfolgung dieser Ansichten sagt der Vf. wieder sehr treffend, dafs sich die Vernunft vorzüglich in dem Bewegungsorgan, und die Phantasie in dem Herzen und den Arterien ausdrücke, dafs, wie in der Muskelbewegung sich gleichsam die Idee materialisire, was in den Bewegungen der Sinnorgane am deutlichsten sey, sich im Pulse der Affect verkörpere. In letzterer Hinsicht postulirt er einen Leiter, der von dem Träger der Affecte sich zum Herzen und den Schlagadern erstrecken soll, und weiset ihn an dem sympathischen Nerven, als welcher die Arterien ausschliefslich versorgt, nach. Diesem folgt nun eine Aufzählung mehr oder weniger sich anschliessenden Bemerkungen und Facten, welche meistens aus *Gall's* Untersuchungen entnommen sind, und hier historisch beygefügt werden.)

So wie nun dem Vf. aus der Gegenwirkung von Idee und Wahrnehmung die Anschauung, und von Affect und Empfindung das Gefühl hervorging: so entsteht ihm das dritte Ideal, wie er es nennt, oder das Leben aus der Bewegung und Erregung. (Er hätte, wenn er diese Stelle, in der er sein Voriges zusammenfasst, kritisch und ernst durchgegangen hätte, gewifs leicht sich selbst überzeugen können, dafs er einerseits durch seine vorausgesetzten Factoren nichts wirklich construirt, indem er blofs aus gewissen Nominalbestimmun-

mungen andere ableitet, andererseits diese selbst so wählt, dass das Hervorgehende kein Product ist, wie z. B. dass aus Affect und Empfindung das Gefühl hervorgehe, indem ja Affect nur eine auf einen inneren Zustand sich beziehende Empfindung, Gefühl aber eine auf ein äusseres Object gerichtete Empfindung ist; endlich kann das Leben nicht in der Gegenwirkung von Bewegung und Erregung beruhen, indem vielmehr diese beiden dasselbe als Quelle von sich selbst voraussetzen.) Wir folgen ihm nun in der Betrachtung dieses Letzteren, oder dessen, was er so nennt, denn in der That kann alles das, was er uns hier aufstellt, nicht als *Gesetz des Lebens* gelten, wofür er es giebt. Schon die Prämissen zeigen, dass er diese Höhe nie erreicht hat, und nun um so weniger in den Consequenzen; oder wie kann bey einer blossen Auffassung von Gegensätzen, wie z. B. des lymphatischen und arteriellen Systems, und bey der blossen Bestimmung ihrer relativen Thätigkeit, über die er nie hinauskömmt, die Rede von Gesetzen des Lebens seyn? — Sein erstes Gesetz dieser Art, welches er aufstellt, ist: Wenn das System der einsaugenden Gefäfse zu dem der Arterien sich verhält, wie Sinn zur Phantasie, dann folgt, dass beide im directen Gegensatze stehen; was das eine deprimirt, wird das andere excitiren müssen, und so hinwiederum. Positive Reize, welche auf die Arterien wirken, werden diese auf Kosten der einsaugenden Gefäfse excitiren, negative Reize hingegen, welche die Einsaugung befördern, werden den Schlag der Arterien deprimiren; als positiv bestimmt der Vf. den Sauerstoff, als negativ die combustiblen Stoffe. Dieses Gesetz, welchem in der Ableitung schon in mehrerer Hinsicht die Solidität fehlt, erweitert er zu einem allgemeinen, und bestimmt alle positiven Reize als die Secretion überhaupt befördernd, die negativen als die Einsaugung verstärkend, und umgekehrt. Diess Gesetz bemüht er sich auch in der Erfahrung nachzuweisen. Zu diesem Ende wählt er den vegetabilischen Organismus als Gegenstand seiner Nachweisung, und seine Voraussetzungen sind folgende: dass sich die Einsaugung im Thier nach der bey der Pflanze beurtheilen lasse (welches schon Hypothese ist), dass, wo die negativen combustibeln Stoffe vorhanden sind, da die Vegetation mit vorzüglicher Üppigkeit wuchern müsse, welches aber zu beweisen ist, so wie, wenn die Coexistinz aufgezeigt wäre, dann noch das Causalverhältniss erwiesen werden müsste, indem von einem guten Gedeihen der Pflanzen die Absorbtion nicht der einzige hinreichende Grund ist — der ganze Beweis, der sich um so viel Unstatthaftes dreht, ist also schwankend.

Eben so unzureichend ist der zweyte Beweis, welcher von der Natur der Haargefäfse hergenommen ist, und sich im Ganzen darauf reducirt, dass der Vf. *erstens* den Nerveneinfluss auf die lymphatischen Gefäfse leugnet (wozu er keineswegs berechtiget ist), und ihnen bloss eine Bewegung mittelst einer mit Contractilität verbundenen Adhäsion zugiebt; dass er *zweytens* annimmt, dass nur eine verstärkte Contraction den Einsaugungsprocess befördern könne, und folglich diess vorzüglich durch Kälte, Alcohol, und andere combustible Flüssigkeiten geschehen müsse, hingegen durch Wärme und Sauerstoff enthaltende Flüssigkeiten das Gegentheil. (Es lässt sich aber zeigen, dass der Process der Auffaugung und Forttreibung nur durch den lebendigsten und den grösstmöglichen Wechsel von alternirender Erweiterung und Verengerung der Mündungen und Wände dieser Gefäfse am vorzüglichsten befördert werden könne, und bestimmt auch empirisch darthun. Weder Säuren, die constringiren, noch geistige Flüssigkeiten, welche durch schnelle Verdünstung dasselbe bewirken, weder Hitze noch Kälte befördert diesen Process — sondern ein mäfsiger Grad von Wärme, welcher die möglichste Freyheit und Weite für Ausdehnung und Zusammenziehung der Gefäfse zulässt; und in Rücksicht auf das Qualitative müssen wir schliessen, dass Wasserstoff — und Stickstoffhaltige Flüssigkeiten leichter absorbirt werden müssen, als gesäuerte, und diess um so mehr, da wir durch Säuern, das Entgegengesetzte von Absorbtion, die Excretionen verstärkt sehen.) — Die übrigen Gründe des Vf. können bey gehöriger Circumspection auf die vielen Nebenumstände, welche die von ihm angeführten Facta begleiten, nichts gelten, um so weniger, da sie von Extremen hergeholt sind, die auf anderen Momenten beruhen, z. B. das Zusammenfallen der Venen bey starker Kälte beweist nicht, dass Kälte die Einsaugung verstärke, sondern nur die Contraction der Gefäfse; dass im Fieberfrost Geschwüre austrocknen, und dass Eisklystiere den Durchfall stopfen, das Heisswerden befördern, beweist wohl mehr, dass Kälte da, wo sie eintritt, die Ausdünstung hemmt; wenn man Sauerteig auf einen Theil bringt, und er schwillt auf, so geschieht diess wohl durch einen weit tiefer greifenden und allgemeineren Process, als durch Verminderung der venösen Absorbtion u. s. w. Ähnlich diesem ist Alles, was der Vf. hier zur Unterstützung seiner Meinung aus praktischen mit unter unzuverlässigen Schriftstellern zusammenraffte, und hier ist besonders der Ort zu bemerken, dass ihn wohl das fremde, oft schiefe Urtheil und Mangel an eigener Beobachtung der Fälle, so wie an Einsicht in die Wirkungsart und Beziehung besonderer Mittel, oft zu sehr falschen Belegen verleitet habe. Wenn der S. 66 aufgeführte Oculist sich nicht schon vorlängst selbst um Treu und Glauben geschrieben hätte, so hätte er sich deren verlustig gemacht, wenn er jene Behauptung von der *Anwendung des Opiums mit Speichel abgerieben* wirklich geschrieben hätte. Dieses ist auch noch der Fall in der unmittelbaren Folge auf unseren gegenwärtigen Stand, da der Vf. oft eine Reihe von ganz heterogenen Excerpten und Facten anordnet, deren einige oft gar keine Verknüpfung mit der Sache haben, als etwa durch die Unbestimmtheit ihrer Phänomene, andere aber einer vielfachen Auslegung fähig sind, so, dass die Meisten gar nicht für das Ziel des Vf. sprechen. Es ist leicht begreiflich, dass solche charakterlose Tribute der Empirie, die man durch Analogie und Induction zu Erfahrungssätzen erheben möchte, jeder Ansicht dienstbar werden, und besonders den in diesem Gebiete Unerfahrnen selbst mit einer Art von Überzeugung täuschen können, wenn er sich an einzelne Ansichten hingiebt. Rec. gesteht daher, dass er, der mit Vergnügen den freyeren und oft interessanten Blicken des Vf. folgte, nicht ohne Ekel sich durch diese Parthie von unverdautem und unbelebtem Wuste hindurcharbeitete. Er übergeht daher auch die Gesetze, die der Vf. über die Wirkungen von seinen positiven und negativen Reizen aufstellt, indem er sie weder in Theorie, noch in Erfahrung begründet sieht.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1805.

NATURLEHRE.

Koblenz, b. Lassaulx: *Aphorismen über die Organonomie*, von *J. Görres*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir folgen dem Vf. in den letzten Nachweisungen des Gegensatzes. Arterien und einsaugende Gefäſse sind in Rückſicht auf Blutbewegung und Quantität in reinem Gegensatze: sie verhalten sich wie positive und negative Elektricität, was die einen excitirt, wird die andern deprimiren, und so hinwiederum umgekehrt. Am richtigsten weiset der Vf. diesen Satz durch die Effecte entgegengesetzter Leidenschaften nach. Auch in qualitativer Hinsicht faſste er den Antagonismus auf, und wenn wir uns auch durch seine Induction nicht befriedigt finden können, so hat der Gedanke an sich Verdienst. Er drückt ihn so aus: Wenn positive Potenzen unmittelbar in ein arterielles System einwirken, dann modificiren sie in ihm die Secretionen der Qualität nach so, daſs sie reich an combustibeln Stoffen werden, die den reichlich vorhandenen Stickstoff und auch Sauerstoff umhüllen; negative Potenzen hingegen stimmen die Organe zu Absonderungen solcher Flüſsigkeiten, in denen die kärglich vorhandenen combustibeln Stoffe den Sauerstoff, oder auch den Stickstoff nackt hervortreten lassen. Der Vf. opfert aber in diesem Satze den früher stabilirten Gegensatz seiner als positiv und negativ bestimmten Potenzen, indem er zuläſst, daſs der Stickstoff (eine negative Potenz) ein Überlaufer wird auf die Seite des Sauerstoffs (als den einzig positiv angenommenen).

Nach einigen Belegen glaubt der Vf. hierin auch einen Beweis für das *Heilvermögen der organischen Natur* zu finden; allein wir würden hierin bey genauerer Erwägung vielmehr einen Beweis für die *Selbstzerstörung derselben finden müssen*, wenn sie einmal von abnormen Potenzen beherrscht wird, indem selbst nach dem Vf. bey Übermacht der positiven Potenzen die negativen (welche in diesem Falle allein heilend seyn könnten) und eben so umgekehrt, ausgeschieden werden!

Gleichwie sich Sinn zur Phantasie verhält, fährt der Vf. fort, also höher hinauf, der Verstand zur Vernunft: auch Verstand und Vernunft sind in reinem Gegensatze; was den einen deprimirt, excitirt die andere; der Verstand projicirt sich in die Sinnorgane, die Vernunft in die Bewegungsorgane, und wie die Projicirenden in reinem Gegensatze sind, so werden es auch die Projectionen seyn, und so begegnet uns das zweyte Lebensgesetz. Die Sinnorgane und die Bewegungsorgane, die Sinnennerven, und die willkührlichen Bewegungsmuskeln sind in reinem Gegensatze. Was die einen deprimirt, excitirt die andern; negative Potenzen, welche die Regsamkeit der Sinne erhöhen, werden daher die Bewegungsmuskeln schwächen, und positive, welche die Erregbarkeit der Nerven deprimiren, werden die Energie des Bewegungsorgans erheben. Besser als irgend eine andere gelang dem Vf. die Nachweisung dieses Gesetzes durch empirische Daten; sie sind gut gewählt, und schön dargestellt. — Seinen Prämissen gemäſs, statuirt er endlich auch einen Consensus zwischen den Arterien und den Bewegungsorganen, und einen zweyten zwischen den einsaugenden Gefäſsen, und den Sinnorganen.

Von da aus sucht sich der Vf. in die höhere Sphäre zu erheben, in die des Lebens selbst, indem er nach einer kurzen Resumtion des über Antagonismus und Consensus der verschiedenen Systeme und Functionen im Organismus Vorausgeschickten sich folgender Maſsen ausdrückt: Nennen wir das kräftige Vonstattengeben der arteriellen und Muskelbewegungen *Energie der inneren Thätigkeit;* heiſst die Fähigkeit der absorbirenden Gefäſse, einzusaugen, und die der Sinnorgane, Wahrnehmungen aufzufassen, *Receptivität*, dann geht aus dem bisherigen der *Schelling-Brown'sche* Satz hervor: Energie der inneren Thätigkeit und Receptivität sind die beiden entgegengesetzten Factoren des Lebens; was den einen deprimirt, wird den anderen excitiren, und hinwiederum. Der Vf. scheint aber hier übersehen zu haben, daſs er bisher auf einer weit tieferen Stufe der Untersuchung sich fand, als die ist, auf welche *Schelling* und *Brown* ihre Gesetze des Lebens gebaut haben. Während er bloſs in der Sphäre einzelner Entgegensetzungen von Organ zu Organ verweilte, erhoben sich jene über alles Relative und Individuelle, und drückten in ihrem Gesetze über das Verhältniſs von Receptivität und Actuosität den höchsten und allgemeinsten Sinn des Lebens aus. Von diesem Gesetze fand der Vf. in allem Bisherigen nur *einzelne und weit untergeordnete Reflexe*, indem auch das Objective des Organismus nur ein durch sein Subjectives Gestaltetes ist; wie kann er nun hier von einem Hervorgehen eines allgemeinen, in sich selbst wahren Gesetzes aus bloſs einzelnen Abstractionen sprechen? — Die entgegengesetzte Thätigkeit von zwey combinirten Systemen nennt er mit

mit Unrecht *innere Thätigkeit*, und mit Unrecht nennt er *Receptivität* an sich, was Form der Aussenrung derselben ist; jene sind Factoren des Lebens, was er aber erreicht, ist nur Resultat des wirklichen Lebens. Seine Receptivität ist = Sinnesaffection und Einsaugung; seine Thätigkeit = Muskelbewegung und Herz und Aderschlag.

Ist nun aber *scheinbar* das Höhere abgeleitet, so bildet er aus diesem die verschiedenen Instanzen des organischen Lebens, führt die gewöhnliche Ansicht, dass mit dem Ursprunge desselben die Receptivität ihr Maximum habe, und mit dem Erlöschen desselben im Alter die Energie es erreiche, weitläufig durch, indem er in einem progressiven Wechselverhältnifs der Factoren die Phänomene der verschiedenen Lebensperioden nachzuweisen sucht, und die Jugendzeit mit dem gasartigen Zustand der Körper, das Mannesalter mit dem Tropfbarflüssigen, und das Greisenalter mit dem Festen parallelisirt. Man weiss, dass dieser Gedanke alt, und auch in dieser neuen Form nicht zuerst vom Vf. vorgetragen wurde, es ist auch eben derselbe, der späterhin unter dem Bilde der Ellipse, formell ausgedrückt, wiederkehrt. — Dazwischen schiebt der Vf. eine Ansicht des Verhältnisses der Excitation und Depression in die Sphäre des Geistes ein, welches dem bereits in der vorigen Sphäre Aufgefundenen entsprechen soll. Der Inhalt ist kurz dieser: Die Speculation erhöht die Energie der inneren Thätigkeit in der Vernunft, sie deprimirt in dem nämlichen Verhältnifs die Receptivität in dem Verstand; sie setzt daher directe Hypersthenie in dem Geiste. — Die Empirie deprimirt die Energie der inneren Thätigkeit in der Vernunft, und sie erhöht die Receptivität in dem Verstand; sie setzt aber directe Asthenie in dem Geiste. — Die productive Kunst erhöht die Energie der inneren Thätigkeit in der Phantasie, sie deprimirt in dem nämlichen Verhältnifs die Receptivität im Sinn; sie setzt daher directe Hypersthenie in dem Gemüthe. — Die eductive, negative Kunst deprimirt die Energie der inneren Thätigkeit in der Phantasie, sie erhöht im Sinn die Receptivität; sie setzt daher directe Asthenie im Gemüthe. Es ist hiebey nur zu bemerken, dass der Gehalt dieser Gesetze aus der empirischen Psychologie schon factisch gegeben war, dass dem Vf. das Verdienst, nicht sie aufgefunden, sondern nur in dieser Form ausgesprochen zu haben, zukömmt. Deswegen wäre zu wünschen, dass er dem Verdienste durch eine stringentere Art des Beweises, als die ist, womit er sie begleitet, nachgetrachtet hätte.

Zweytes Buch. Der Vf. tritt hier in eine umfassendere Sphäre, in die der höheren Differenzen, welche sich im All darbieten. Er bezeichnet sie mit Männlichkeit und Weiblichkeit, und nimmt im Sonnensystem die Planeten als das Weibliche, die Kometen als das Männliche an. Jenes äussert sich an der Sonne, die beides als Indifferenz ist, als Licht, und dieses als allgemeine Gravitation. Im *Licht* und in *Gravitation* treten die ursprünglichen Kräfte nur nach einer Dimension hervor. Beide aber bilden in sich neue Entzweyungen; das Licht, indem es sich an die Fläche der Materie in zwey Dimensionen physisch bindet, erscheint als *Elektricität;* die allgemeine Gravitation, indem sie nach zwey Dimensionen physisch im Planeten an Tag tritt, zeigt sich als *Magnetismus;* das Licht, indem es sich an die Masse der Materie nach drey Dimensionen chemisch bindet, erscheint als comburirender Stoff; die allgemeine Gravitation, wenn sie an der Materie nach drey Dimensionen zu Tage tritt, erscheint als combustibler Stoff; in dieser beiderseitigen Potenzirung findet der Vf. die verschiedenen Stufen von Elasticität und Cohäsion, zu welchen die ursprüngliche Repulsion und Attraction tendirt, ausgedrückt, und weisst sie durch eine sehr klare Entwicklung seiner Vordersätze nach. Da diese im Wesentlichen ganz auf die bereits in der Naturphilosophie begründeten Ansichten zurückkommen, so müsste man es dem Vf. sehr Dank wissen, dass er dieselben in ein so schönes Licht gestellt, und so lehrreich aus einander gelegt hat, wenn er nicht seine schon früher berührten Ansichten auch hier hinein getragen, und besonders auf der letzten Stufe in das Ganze verwoben hätte. Wenn Hr. G. eine scientifische Methode, statt einer bloss räsonirenden, in seinem Werke verfolgt hätte: so würde er gewiss gefunden haben, dass die Repräsentanten von Elektricität und Magnetismus, und die Verhältnisse der Cohäsion nicht auf seine Weise bestimmt werden können. Es ist nicht einzusehen, wie er durch die wenigen und leicht zu hebenden Gründe, die er anführt, und die auf einzelnen speciösen Belegen beruhen, sich bewegen lassen konnte, die von Seite *Schellings* durch consequente Speculation, und von Seite *Steffens* durch die vollkommenste Induction erwiesene und sich ganz entsprechende Ansicht zu verlassen, um zu einer so wenig stabilirten wie die seinige ist, überzugehen. Die Quelle seiner Verirrung, nach welcher er den Wasserstoff und Kohlenstoff als Factoren des Magnetismus, und den Stickstoff und Sauerstoff als Repräsentanten der Elektricität annimmt, scheint darin zu liegen, dass er hypothetisch annimmt, die Repräsentanten des Magnetismus müssen einerseits die cohäsionslosesten und andererseits die cohärentesten Stoffe seyn, und dann gleichsam das Übriggebliebene der Elektricität vermachen will. Allein Elektricität und Magnetismus sind sich coordinirte dynamische Processe, und keiner ist von dem andern bestimmbar. Jeder fodert in seiner Dualität einen + und einen — Pol von Cohärenz, keiner aber das absolute Maximum und Minimum von Cohäsion, wie der Vf. voraussetzt; denn beide müssen erst nach ihrem relativen Charakter bestimmt werden. Wissen wir nun, worin der Vf. mit uns einig ist, dass die Elektricität eine der Expansivität anneigende Potenz ist, der Magnetismus aber der Attractivität, oder dass jene die passive, dieser die active Cohäsion darstellt: so werden wir nur diesem gemäss, ihre Repräsentanten bestimmen können.

nen. Der cohäsionsloseste Stoff fällt nothwendig nach diesen Prämissen der Elektricität als Repräsentant zu, der cohärenteste aber dem Magnetismus; jener also der Wasserstoff, diesem also der Kohlenstoff, hier ist also zuerst getrennt, was der Vf. zuerst vereinigt. — Jeder von diesen Polen fodert nun seinen entgegengesetzten, aber bloss relativ entgegengesetzten; und fällt nun diesemnach nicht dem Wasserstoff der Sauerstoff, dem Stickstoff der Kohlenstoff zu? Sehen wir nicht jene im Wasser combinirt, oder vielmehr identisch, und durch gewisse Processe das Wasser in den einen oder anderen polarisirbar? — Finden wir nicht andererseits die Reihe solider Körper, wie *Steffens* zeigte, aus dem einen Extrem in einer ununterbrochenen Continuität in das andere fortlaufend? — und endlich muss das nicht ein Princip seyn, welches desoxydirt (= Wasserstoff) und oxydirt (= Sauerstoff) und hinwiederum ein und dasselbe, welches als Desoxydirtes (= Kali) und als Oxydirtes (= Kohle) hervortritt? und diese beiden sind es, welche in der Wechselwirkung ihrer Polaritäten sich entgegenstellen, wie Elektricität und Magnetismus, und mit ihren Polaritäten so in einander greifen, dass stets die positiven und die negativen sich unter sich verbinden.

Seine bisherige Ansicht stellt der Vf. nun unter folgendem Schema auf:

Äussere Natur.

Männlichkeit.		Weiblichkeit.
Erste Potenz.	*Cosmische Sphäre.*	*Erste Potenz.*
Licht.	Wärme.	Schwere.
Rothes. Violettes.		Grösste. Kleinste.
Zweyte Potenz.	*Physische Sphäre.*	*Zweyte Potenz.*
Elektricität.	Galvanism.	Magnetismus.
Positive. Negative.		Positiver. Negativer.
Dritte Potenz.	*Chemische Sphäre.*	*Dritte Potenz.*
Comburirender Stoff.	Comburirter Stoff.	Combustibler Stoff.
Sauerstoff. Stickstoff.		Kohlenstoff. Wasserstoff.

Das Schema ist bereits durch seinen Gehalt beurtheilt, nur wird es hier noch mehr auffallen, dass der Vf. es wagte, gegen alle Gesetze der Chemie, und gegen alle Erfahrung den Stickstoff unter die Rubrik eines comburirenden Stoffes zu setzen. In Betreff der mittleren Potenzen, welche nach des Vf. Ansicht aus der Continuation je zwey und zwey entgegengesetzter hervorgehen, werden wir ihm beystimmen, insoferne wir auf die zwey ersteren Hinsicht nehmen: die letztere ist aber wohl, wie die ganze Sphäre, verfehlt. — Diesem Schema folgt bald ein anderes, welches die Entzweyung und die Stufen der Potenzirung im Inneren darstellt. Da wir nun aber die von ihm statuirten Potenzen in der Persönlichkeit schon früher kennen gelernt haben, und die hier dazwischenlaufende Darstellung ganz darauf zurückgeht: so begnügen wir uns dieselbe schematisch, wie sie der Vf. selbst nachschickt, hier zu geben.

Männlichkeit.		*Weiblichkeit.*
Erste Potenz.	*Sphäre des Geistes.*	*Erste Potenz.*
Vernunft.	Anschauung.	Verstand.
Positivität. Negativität.		Positivität. Negativität.
Zweyte Potenz.	*Sphäre des Gemüths.*	*Zweyte Potenz.*
Phantasie.	Gefühl.	Sinn.
Positivität. Negativität.		Positivität. Negativität.
Dritte Potenz.	*Sphäre des Organismus.*	*Dritte Potenz.*
Irritabilität.	Leben.	Erregbarkeit.
Positivität. Negativität.		Positivität. Negativität.

Die Positivitäten und Negativitäten weiset der Vf. folgender Massen nach. Die Positivität in der *Vernunft* projicirt sich in die rein willkührlichen Bewegungsmuskeln, die Negativität tritt in die Muskeln, die zwar der Willkühr, aber auch zugleich der Einwirkung von Aussen gehorchen. Der Vf. versteht darunter die Brustmuskeln, die die eingeathmete Atmosphäre regen soll (???), die einen sollen dem Stickstoff, die anderen dem Sauerstoff entsprechen. — Die Positivität im *Sinn* projicirt sich in den Theil des Nervensystems, in welchem die erregten Affectionen sich nicht zu lichten Wahrnehmungen zu erheben vermögen, wo aber zugleich eine Reaction in der Muskelbewegung gegeben ist; in den unteren Nervengeflechten, z. B. des sympathischen Nerven, als Nerv der Arterien, und im Eingeweide- und Stimmnerven, wovon der erstere gegen die Erregung aller Körper im Darmkanal, letzterer *nur* gegen die Gasarten in den Lungen erregbar seyn soll (???) — also jener sich mehr der Negativität nähern. — Die Positivität *im Verstande* soll nur die feinsten Objecte, oder das Subjectivste in ihnen auffassen, und dieses findet der Vf. in den höheren Sinnesorganen, in welchen er eine Scale annimmt, von welcher er glaubt, dass sie von dem Zwerchmuskelnerve (welchen er als die geringste Receptivität in dieser Sphäre, als Negativität annimmt) in einer Stufenfolge fortlaufe, wie die combustibeln Körper im Aussern vom Kohlenstoff bis zum Wasserstoff (???). — Die Positivität in der *Phantasie* projicirt sich in die Muskeln, die nur dem Affect gehorchen, z. B. Arterien, die der sympathische Nerve versorgt; die Negativität in den Muskeln, die zwar dem Affect gehorchen, aber ausser ihm auch von dem Äusseren abhängig sind (das sind die Arterien auch, vom Blute als Aussern, und der sympathische Nerve wurde oben schon der Positivität des Sinnes vindicirt). — Die Negativität im *Sinne* weisst der Vf. endlich auf der untersten Stufe in den einsaugenden Gefässen nach; und schliesst damit, dass er auch in dem Übergang von den rothen Venen durch die lymphatischen Gefässe in die Milchgefässe (?) einen Übergang der Positivität in Negativität annimmt, und glaubt, es müsse sich auch ein solcher in der höchsten Sphäre, im Gehirn, nachweisen lassen, so dass Positivität in der Vernunft und Phantasie den expansibeln Dunst zur Negativität erhebe, d. i. in der untersten Potenz den Stickstoff vorherrschend mache, die Negativität dagegen ihn positiver, d. i. sauerstoffreicher mache (???). — Aus diesem Auszuge wird sich klar genug ergeben, dass der Vf. hier nichts weiter that, als aus den vorhandenen Nerven, Muskeln und Gefässen diejenigen aufzugreifen, welche er für schicklich hielt, um die von ihm vorausgesetzten Potenzen

zu

zu belegen, und zwar blos in einer anatomischen, oder empirisch-physiologischen Folge. Wir werden also sagen müssen, der Vf. habe hier nichts gethan, als gesucht, die Kinder seiner Dogmatik unter Dach zu bringen; das *Wissen* hat durch dieses Stück Arbeit weder an Festigkeit, noch Ausdehnung gewonnen; und mit Unrecht spricht er von Construiren, indem Construction überhaupt dem ganzen Werke fremd ist, Synthesiren und Parallelisiren aber allein einheimisch sind. Der Beweis liegt nahe. Hr. G. hebt im nächsten Abschnitte wieder an: Der Träger der Vernunft ist der expansible Dunst, der Träger des Verstandes die Marksubstanz, jener (Dunst) wird in der Idee geregt, diese (Marksubstanz) regt in der Wahrnehmung das Aussere. Der Träger der Phantasie ist auf gleiche Weise jener Dunst, ihn regt der Affect; Träger des Sinns ist die graue Substanz, ihn regt die Empfindung. In der Gegenwirkung beider erscheint das Leben in höchster Potenz. Eben so schreitet der Vf. nun fort zu den einzelnen sich anschliessenden Systemen, und das nächste bildet ihm die Reihe von Nerven, welche mit dem Gehirn ohne alle Zwischenkunft von Ganglien verbunden sind, welche er anatomisch aufzählt, und denen die Muskeln, in die sich diese Nerven verbreiten, und die sich dadurch dem directen Einfluss des Willens öffnen, entsprechen. Ein zweytes System findet der Vf. in den Nerven, die durch einfache Ganglien sich lose mit einander associiren, und in den Muskeln, zu denen diese Nerven gehen, welche er wieder speciell anführt. Ein drittes, zu dem das vorige sich wie Gehirn verhalten soll, und von dem es also nicht eine blosse Verlängerung seyn darf, sondern unterbrochen seyn muss, weist er an dem sympathischen Nerven nach, welchen er als die negative Polarität dieses Systems annimmt, und als die positive den plexus coeliacus mit feinen Verbindungen und Fortsetzungen nach oben in den Stimmnerven, und nach unten in die Eingeweide. Die Muskeln, die der eine versorgt, sind ihm die Arterien, und die der andere versorgt, ist ihm Arterie tieferer Art, oder der Darmkanal. Tiefer hinab zeigt er das Verlieren des Eingeweidnerven in die Milchgefässe, und des äusseren Sympathischen in die Venen und lymphatischen Gefässe. Der Muskel, sagt er, geht ins Zellgewebe über, und andere Organe, in denen Contractilität herrscht, als Gebärmutter, Harnröhre; u. s. f. Diess von der positiven Seite, von der negativen nimmt er die Erstarrung der inneren Energie im Knochen an. Endlich gehen ihm die einsaugenden Gefässe in die Haare über, und das Zellgewebe zieht sich ihm in Nägel und Oberhaut zusammen.

Dieser Auseinandersetzung gemäss verfolgt nun der Vf. seine Potenzen in dieser Sphäre, die Energie der inneren Thätigkeit äussert sich auf der ersten und zweyten Stufe an der Affection des expansibeln Dunstes durch Vernunft und Phantasie, die Erregbarkeit auf derselben Höhe an der Regung der festen Masse durch die Sinnorgane in den verschiedenen Facultäten des Verstandes und des Sinnes. Der positive Pol wird auf das grosse, der negative auf das kleine Gehirn fallen. Abwärts ist dem Gehirn das Rückenmarksystem mit dem Sinnorgane einerseits und dem willkührlichen Bewegungsorgan andererseits zugegeben. Der positive Pol fällt auf den oberen, der negative auf den unteren Theil des Rückenmarks, diess zusammengenommen macht das obere Gehirnsystem aus. Ein zweytes zeigt sich tiefer in der Totalität der Ganglien, der eine Pol in dem sympathischen Nerven, der andere in dem cöliacischen. — Hier erscheint die Erregbarkeit auf der vierten Stufe, der Eindruck wird an den Ganglien zur Erregung gebrochen; eben so die Energie der Thätigkeit wird auf dieser Stufe zur Leidenschaft. Ein drittes zeigt sich in den Saugaderdrüsen, der äusseren in den lymphatischen Gefässen, der inneren im Gekröse, an sie schliesst sich das Zellgewebe; die Erregbarkeit erscheint auf der fünften Stufe als Capacität für die chemischen Potenzen, die Energie der Thätigkeit als Contractilität. Auf der Endstufe, wo auch diess passive Energische verschwindet, tritt nun die Vegetation hervor, Haare und Nägel.

Das Ganze hat der Vf. im folgenden Schema ausgedrückt:

Organismus.

Positivität. Vernunft. Wille. Expansibler Dunst.	*Sphäre* *der Anschauung der* *Willkühr und des Gefühls.* Mensch.	*Negativität.* Verstand. Urtheilskraft. Markichte und mittlere Substanz.
+ im grossen Gehirn. | — im kleinen Gehirn. Expansibler Dunst. Phantasie.		+ im grossen Gehirn. | — im kleinen Gehirn. Graue Substanz, Sinn.
*	*	*
Freye Muskelkraft. Willkührliches Bewegungsorgan. + Augmuskeln — Zwergmuskel.	*Sphäre* *der willkührlichen* *Bewegung.* Projection der Willkühr. Vollkommenes Thier.	*Sensibilität.* Rückenmark und Sinnesnerven. + Sehorgan — Organ des Gemeingefühls.
*	*	*
Unwillkührliche Muskelkraft. Unwillkührliche Muskel. + Arterien. — Darmkanal.	*Sphäre* *der Erregung der* *Leidenschaft und des* *Kunsttriebes.* Insekten. Mollusken.	*Erregbarkeit.* Totalität der Ganglien. + Äussere mit dem sympathischen Nerven. — Cöliacischer mit dem Stimmeingeweidnerven.
*	*	*
Contractilität. Zellgewebe. + Gebärmutter. Aderhaut. Harnröhre. — Knochen.	*Sphäre* *der Assimilation.* Passive Energie, blinde Nöthigung. Pflanzenthier.	*Absorbtions-Fähigkeit.* Einsaugende Gefässe. + Vene und Lymphgefäss. — Pfortader und Milchgefäss.

Vegetation.
Oberhaut, Nägel, Haare.

Hierin concentriren sich die Ansichten des Vf. Es ist nicht zu verkennen, dass er durch Scharfsinn und Divination mit Vernachlässigung aller methodischen Forschung und Demonstration über das Ganze einen sehr glücklichen Blick geworfen hat, und demselben eine Einheit, und einen Zusammenhang zu verschaffen wusste, welche demselben in allen bisherigen physiologischen Handbüchern fehlte.

(*Der Beschluss folgt.*)

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 OCTOBER, 1805.

NATURLEHRE.

Koblenz, b. Lassaulx: *Aphorismen über die Organonomie*, von *J. Görres*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Einzelne Parallelen oder Antithesen, welche der Vf. zuerst machte, wie z. B. die Erregbarkeit und Absorbtion, und Absorbtion und Contractilität, verdienen besondere Aufmerksamkeit und Beyfall; eben so feine Ansicht der Ganglien. Das differente Verhältniss des Nervensystems in sich ist zwar nicht zuerst von ihm unter diesem Gesichtspunkte aufgefasst worden, dagegen aber hatte noch Niemand die Differenzen in demselben mit mehr Präcision gefasst und entwickelt. So verhält es sich auch mit der Relation von Sinn und Bewegung, welche zwar durch ihn keine neue, aber eine genauere und richtigere Bestimmung erhalten hat. Sehen wir von den einzelnen Parthien ab, so kann das Ganze uns blos durch die Consequenz, die der Vf. aus seinen Ansichten hineinbrachte, gefallen; näher betrachtet ist es aber eine blosse Pandiculation des Organismus nach denselben. Wir finden hier eine blosse Stufenfolge, welche eben sowohl die entgegengesetzte zulässt, wovon aber beide eine blos eingebildete Causalreihe statuiren. Keines der zwey Principien des Organismus darf als das Primitive statuirt werden, oder als ein Positives, mit welchem das Entgegengesetzte als Negatives parallel fortliefe. Sie müssen in ihrer ursprünglichsten Antithese aufgefasst, und in ihren relativen Einheiten wieder als neue Entzweyungen aufgezeigt werden, innerhalb welchen erst Potenzirungen Statt finden. So enstehen Polaritäten, welche dem Vf. entgingen, indem ihm Alles nur als ein Höheres oder Tieferes erscheint, und alle Polarität nur eine unter dem Begriffe der Quantität aufgefasste ist. Zwar sieht der Vf. dieses nur als einen Versuch an, das Einfache im Organismus, zu welchem er im ersten Buche noch nicht gelangte, zu erreichen, und setzt nun seine fortlaufende Arbeit darein, die verschiedenen Verbindungen jener einfachen Theile zu organischen Ganzen zu erreichen, und die davon abhängenden Erscheinungen zu ordnen. Allein er hätte nicht übersehen sollen, dass einerseits blos der Lebensprocess über alle Differenz der Gebilde erhaben, und dass das wahrhaft Einfache im Organismus blos das Identische im Ganzen ist. Das, was er einfach nennt, ist nur das Dissimiläre im Organismus nach anatomischer Ansicht, und dieses bildet blos den organischen Mechanismus, von welchem nicht die differenten Lebensprocesse, sondern blos die Functionen abhängen. So hat er z. B. schon die Absorbtion, welche nicht gleich der Erregbarkeit ein allgemeines Attribut alles Lebenden ist, doch in eine gleiche Reihe mit der Erregbarkeit gesetzt, welches nur geschehen konnte, indem er Erregbarkeit als eine blos durch die Ganglien vermittelte Function ansah! — Die Identität aller Actuosität, und aller Receptivität durch das Ganze war durch die Erregungstheorie und besonders durch die Naturphilosophie anerkannt und erwiesen worden; die Differenz derselben war durch die empirische Physiologie in ihren verschiedenen Gestalten, und selbst in ihren verschiedenen Substraten nachgewiesen worden; des Vf. Arbeit bestand nun aber darin, dass er letztere etwas näher bestimmte, sie als Phänomene oder als Gebilde, denen sie inhäriren, auffasste, und an einer Scale gradativ als ein fortlaufendes Identisches nachzuweisen versuchte. — Dass ihm diess meistens sehr wohl gelang, ist nicht zu läugnen, und ist nicht ohne Verdienst, so wie es viel Kenntniss und Talent von Seite des Hn. G. beweiset; allein er hat nicht geleistet, was er sich aufgegeben, und was wir von einer Organonomie fodern. Diese soll nicht bloss so am Äusseren kleben bleiben, nicht blos Empirie mit Abstraction synthesiren, und Function mit Gebild parallelisiren, sondern soll uns auf eine construirende Weise den Organismus entstehen lassen, dass wir für das Phänomen nicht blos einen Namen, und für das Gebild nicht blos eine anatomische Nachweisung, sondern eine innere Erkenntniss des Processes, von welchem beide selbst nur Ausdruck und einseitige Reflexe sind, erhalten. Wird diess geleistet, welches aber nur ein Werk der Philosophie und ihrer Methode seyn kann: so werden auch nothwendig zugleich die Gesetze des Lebens und des Organismus gefunden, während das, was auf dem Wege des Vf. gefunden wird, nicht *Gesetze*, sondern höchstens nur *Regeln* für Verhältnisse einzelner Functionen und Phänomenen unter sich abgiebt, die selbst noch auf unsicherem Grunde genug beruhen. In diese Rubrik setzen wir nun das, was der Vf. noch zum Schlusse seines Werkes geleistet hat. Er ergreift wieder zuerst das obere Gehirnsystem. — Wenn negative Potenzen auf unsere Persönlichkeit einwirken, dann ermattet der Kampf zwischen Subjectivität und Objectivität in ihr (d. h. die Erregung werde vermindert, wie unwahr!). Daher verfeinert sich bey Asthenisirung des Seelenorgans zunächst mit dem Sinken der inneren Productivität auch das Selbstbewusstseyn in der höheren Po-

Potenz. (Man erinnere sich, dafs der Vf. als diese Wasserstoff und Kohlenstoff bestimmte.) Mit dem Fortgange der Asthenie geht diese Verfeinerung in Schwäche über, das ohnmächtige Selbst, das sich selber zu ergreifen strebt, entschlüpft dem matten Griff wie ein loses Dunstgebild, das Bewufstseyn des Lebens verfeinert sich zum Mifsbehagen, — die eigene zerflossene Natur tritt ins Aufsere hinaus, daher zeigt sich bey Asthenisirung der Nerven des Gemeingefühls die vermehrte Regsamkeit zuerst am Kitzel. Diese und andere Sätze, welche auf eine sehr gefällige Weise die Erscheinungen von erhöhter Sensibilität und gesunkener Energie in der Sphäre der Geistesthätigkeit und Empfindung erzählen, sind in einer Reihe sehr wohl gewählter und gut dargestellter Belege für das Gesetz des sich entgegengesetzten Steigens und Fallens der Factoren in dieser Region dargestellt. Es ist interessant, diese Darstellung nachzulesen, obwohl der Vf. sich zuweilen erlaubt, gewisse Phänomene bestimmt der einen oder anderen Seite zu vindiciren, die unbestimmt, wie sie jetzt noch ihrem Wesen nach sind, auch in der Erfahrung sich als differenten Zuständen collidirend zeigen, wie die meisten Abnormitäten von Sinnes- und Geistes-Thätigkeit sich eben sowohl in Hypersthenie als Asthenie zeigen. Wenn man aber bedenkt, dafs die blofs vage Bestimmung mit Hypersthenie und Asthenie das Wesen der Krankheiten noch nicht erschöpft, und andererseits, dafs die den Factoren derselben entsprechenden Functionen in dieser Sphäre noch zu wenig bestimmt sind: so wird man es dem Vf. leicht verzeihen, wenn er hier aus Ordnungsliebe nach seinen Ansichten bestimmter ist, als die Erfahrung gestattet.

Seine zwey hier angeknüpften Gesetze: *Es ist durchgängiger Consens zwischen allen Theilen der festen Masse des Gehirns und den Sinnorganen. Was die eine excitirt, wird die anderen auch erheben, was jene deprimirt, wird auch Depression in diese bringen;* — und *es ist durchgängiger Consens zwischen dem expansibeln Dunst in den Höhlen des Gehirns, und dem ganzen äusseren Muskelsystem, das der Wille beherrscht. Was den einen excitirt, wird auch die anderen erheben, was diese deprimirt, wird auch Depression in jene bringen:* — diese Gesetze können wir nicht unterschreiben. In Rücksicht des ersteren müssen wir bemerken, dafs weder der Vf. noch sonst Jemand bis jetzt das Verhältnifs von der festen Masse des Gehirns zu den Sinnorganen erwiesen hat; dafs man wohl tieferen Grund hat, zwischen ihnen ein entgegengesetztes, als ein identisches Verhältnifs anzunehmen, und dafs aller Wahrscheinlichkeit nach in der festen Masse des Gehirns bey den unendlich vielen Fähigkeiten und Vermögen, die wir doch lieber dahin, als in Dunst verlegen, und bey der so wunderbar-vielfachen Varietät dieses Organs, welches jenen entgegen zu kommen scheint, unbestimmbar viele Entgegensetzungen sich finden müssen, die wir nicht mit einem hypothetischen Consens vernichten wollen. In Rücksicht des zweyten Gesetzes aber können wir wohl zugeben, dafs in dem Dunste Consens ist, aber von diesem zu dem äufseren Muskelsystem ist doch zu viel gefodert! — zwischen Wille und willkührlicher Bewegung ist dieser Consens anerkannt. — Das dritte Gesetz, welches eine Synthesis dieser beiden ist, bedarf erst die Sanction des ersten und zweyten Gesetzes.

Das zweyte grofse System ist nach dem Vf. das *Verdauungssystem.* Zuerst führt er hier eine genaue und gut gedachte Parallele mit dem Circulationssysteme durch, und sucht dann auf diese eine Ableitung der krankhaften Phänomene zu gründen. Wenn man, sagt er, positiv erregende Potenzen (also sauerstoffhaltige) in den Darmkanal bringt, dann folgt harter, starker und häufiger Puls in ihm, die Gedärme ziehen mit Kraft und Stärke sich zusammen, die wurmförmige Bewegung nimmt zu, und die *Contenta erreichen früher den Mastdarm.* Wenn Excitation in den arteriellen Gefäfsen der Schleimmembran entsteht, und ihr Schleim abgesondert wird, der bey verstärkter Wärme an der ganzen inneren Fläche schnell verdunstet und sich vergaset mit steten Borborygmen und Blähungen; an der äufseren Fläche werden gleichfalls die arteriellen Gefäfse in der serösen Membran zu verstärkter Action incitirt, und die Anhäufung von dieser bildet den aufgetriebenen Leib; wenn die Härte der Pulsirung einen gewissen Grad übersteigt, dann erregt sie Schmerz, und wird Kolik; wird die Absonderung des Dunstes in die Bauchhöhle über die Gebühr verstärkt, so entsteht Meteorismus und Tympanitis; wenn alle inneren Secretionen verdampfen, trockner Durchfall; wenn endlich die Secretion des Darmschleims sich über den ganzen Kanal verbreitet, und mit Heftigkeit vor sich geht, dann wird die Diarrhöe zur Cholera; bey noch höherem Grade der Excitation entsteht Darmentzündung, Eiterbildung, krampfhafte Zusammenziehung des Darmkanals und Verstopfung. — (Ärzte werden leicht ohne Bemerkungen des Rec., die hier gar zu häufig erfordert würden, das *Oberflächliche*, *Einseitige* und *Unzureichende* in diesen Ansichten entdecken). Auf eine ähnliche Weise wird Ekel, Übelkeit, Aufstofsen, Erbrechen, Schluchzen (welches sich wohl hieher nur verirrt hat,) Stuhlzwang und Lienterie abgeleitet; der Vf. ist in diesem Gebiete ganz Dilettant, welches sich aus ähnlichen Stellen ergiebt, wie die ist: *daher heben Opium, und mehr oder weniger alle combustibeln Körper* schnell Übelkeit, Erbrechen, und den Meteorism und Durchfall, den positive Incitamente erregten; im gesunden Zustande in den Magen gebracht veranlassen sie aus demselben Grunde verstopften Leib, unbewegliche, feste, harte Excremente. Daher hebt häufig verschlucktes Eis den hartnäckigsten Ileus, und Eisklystiere zeigen sich in der Darmentzündung und Ruhr aus demselben Grunde wirksam, aus welchem aufgelegtes Eis die Entzündung nach Verbrennung hebt!!! — Als *erstes Localgesetz* für diefs System stellt er folgendes auf: *Es ist Consens in dem ganzen muskulösen Theile des Darmkanals von seinem Pole dem Magen an, der ganzen Schleimmembran von ihrem Pole der Pankreas aus, der ganzen Serö-*

serösen bis zum Mastdarm hin, sie alle concordiren daher in ihrer ganzen Verbreitung in sich selbst; was auf den einen Theil des Systems erhebend wirkt, wird sich auch auf alle andere, wenn es kräftig genug ist, auf sie seine Wirkung zu verbreiten, excitirend zeigen; was ein Glied der Verkettung deprimirt, wird auch Depression in alle andere setzen. — Diess angebliche Gesetz erweist der Vf. blofs aus seinen Prämissen, die aber selbst nicht stabilirt genug sind; wir sind eher geneigt, zwischen dem muskulösen oder contractilen Theile des Darmkanals, und dem secernirenden, ein sich entgegengesetztes Thätigkeitsverhältnifs anzunehmen, wie es sich auch besser mit Beweis und Erfahrung reimt.

Das *zweyte Localgesetz* ist: *Es ist Consens in dem ganzen nervösen Theile des Darmkanals, in den lymphatischen und den Milchgefäsen, so weit sie innerhalb des Bauchfells liegen*; (diefs ist eine anerkannte Sache,) *in der Pfortader in ihrer ganzen Verbreitung, endlich in der Leber als Absonderungsorgan der Galle, in der Milz, insofern sie ein Convolut von Venen ist,* (was soll diefs heissen? Die Milz hat als ein Convolut, welches alle ihre Organe befafst, gewifs nur eine bestimmte Function) *sie alle concordiren in ihrem ganzen Umfang in sich selber, was auf ein Glied* u. s. w. (diese Concordanz ist wieder eine nicht erwiesene, und selbst eine unwahrscheinliche; Leber und Milz sind offenbar innerhalb des Systems, in dem sie befasst sind, antagonistisch). — Die zwey folgenden Gesetze bestimmen die Gegensätze: Es ist Antagonismus zwischen dem positiven und negativen Factor des Verdauungssystems; im positiven Factor wieder zwischen dem muskulösen Darmkanal und den Arterien, die in ihn münden, und im negativen zwischen der Pfortader und den Lebervenen, so wie zwischen jenen und den Milchgefäsen in Bezug auf ihre Lebensaction, und ihr Resultat die Secretion und Resorbtion. Diese Bestimmung ist natürlicher und richtiger als die vorigen; indessen müssen wir uns verwundern, den einfachsten und bestimmtesten Gegensatz, welcher das Ganze als Einheit umfasst, hier gar nicht erwähnt zu sehen, nämlich den von dem oberen und unteren Theile des Darmkanals, zwischen welchen der Magen die Indifferenz bildet, und von welchen ein relatives Überwiegen in demselben entweder Brechen oder Durchfall und analoge Bewegungen hervorruft.

Als die folgende Gruppe von Organen zählt der Vf. das Lungensystem auf. Hier finden wir wieder eine nicht uninteressante Vergleichung mit dem Verdauungssysteme und Nachweisung des sich Entsprechenden in Beiden; aber eben so wenig befriedigt wie im vorigen die Ansicht, wie sich diefs System zu den verschiedenen Potenzen verhält. Doch sehen wir hier den Vf. von seiner gewöhnlichen Conjugation der Stoffe abgehend, indem er hier (wirklich dem Factischen gemäfs) sagt: Die rechte Herzkammer ist daher die weibliche, sie repräsentirt den Stickstoff und Wasserstoffpol im Lungensystem, die linke wird hingegen die männliche seyn, und den Sauerstoff und Kohlenstoffpol darstellen. — Es wäre zu wünschen gewesen, dafs der Vf. überall einen so reinen Blick gethan, und schon früher das richtige Verhältnifs der Potenzen gefunden hätte.

Er stellt hier auch das richtige Gesetz auf: *Es ist Consensus zwischen den zuführenden Gefäfsen in den Lungen, der Venenkammer, und den Muskeln der Luftröhre einerseits, und den ableitenden Gefäfsen, der Aortenkammer und der Schleimmembran andererseits; es ist hingegen Antagonism zwischen jenem positiven und diesem negativen Factor im Lungensystem.* Eben so wahr sind die zwey folgenden, welche der Vf. wie dieses gut entwickelt hat: 1) *Es ist Consensus zwischen der rechten Herzkammer, den zuleitenden Gefäfsen der Lungen, und der Luftröhre einerseits, und dem Darmkanal und seinen Arterien andererseits.* 2) *Es ist Consensus zwischen dem positiven Factor des Lungensystems, und dem ganzen äufseren arteriellen System, das der positive sympathische Nerv versorgt.* Auch dem darauf folgenden: *Es ist Consensus zwischen der rechten Herzkammer und den Nieren- und Saamen-Secretionsorganen; und es ist Consensus zwischen der linken Herzkammer und den Excretionsorganen des Harns und des Saamens,* mufs man beystimmen. Der Vf. hat sich bemüht, diese und die schon früher aufgestellten Gesetze aus den Connexionen, welche ihm einerseits die anatomische Betrachtung des Organismus und andererseits seine angegebenen Ansichten darboten, zu entwickeln, und durch die Erfahrung zu belegen. In Rücksicht auf das erste Element müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er mit Fleifs und Kunde gearbeitet habe; aber die beiden letzten haben seine Arbeit unsicher und oft irrig gemacht. Überhaupt ist dieser Weg, Consensus und Dissensus aufzusuchen, nicht der rechte, indem diefs die Identität in dem blofsen Mechanismus und Synthesis suchen heisst, da sie doch oft tiefer als diese beiden Momente liegt, und wo diese Statt finden, sie eben so wie die Function aus sich projicirt, diese können demnach nur als Nachweisungen gelten von dem, was eine sicherere Methode schon zum Voraus stabilirt haben wird.

Das höchste reinste positivste Urproduct, fährt der Vf. fort, zu dem es *im Geiste* kömmt, ist *die Zeit*, und das negativste *der Raum.* Jenes entsteht, indem die Vernunft sich in seiner Positivität als Intelligenz evolvirt, und der Verstand in gleicher Positivität das Evolvirte nach allen Richtungen begrenzt. Auf eine gleiche Weise entsteht, dem erstern entsprechend, in der äufsern Natur das Licht, dem zweyten entsprechend die Materie. — Das Organ, welches die Zeit repräsentirt, wo die höchste Evolution geschieht, und der Träger des Verstandes den höchsten Grad von compacter Dichtigkeit erreicht, wird also durch das Herrschen der gröfsten Attractivität bezeichnet seyn, — das ist nun das grofse Gehirn, besonders um die erste zweyhörnichte Gehirnhöle, wo der Vf. glaubt, dafs die Masse die gröfste Dichtigkeit erreiche, indem sie mit einer fast hornartig aussehenden Substanz die Sehehügel umschliefse! — Auf das grofse Ge-

Gehirn falle demnach die höchste Positivität der Factoren und die gröſste Energie. Das Äuſsere, das daher dieſs Organ erregen ſoll, muſs auf derſelben Höhe ſtehen, und in ihm die höchſte Poſitivität in höchſter Expanſivität (?) erſcheinen; das ſey aber das Licht, und daher das Geſichtsorgan dem groſsen Gehirn zugegeben. Das Organ hingegen, das dem Raum entſpricht, trifft nach dem Vf. auf den Theil der Gehirnmaſſe, wo der Träger der aſſociirenden Kraft einen minderen Grad von Dichtigkeit gewinnt — das iſt, auf das kleine Gehirn. In ihm, ſagt er, zerrinne die feſte Compactität des groſsen in der Mannichfaltigkeit der Verzweigungen des Lebensbaums, indem die Markſubſtanz in eine weiche gelblichte übergeht, und die graue an Verhältniſs ſich vermehrt; daher werde es ſich dem Äuſseren weiter öffnen, und ſie durch die Negativität des Äuſseren gerührt werden; die höchſte Negativität dort iſt ihm die *ſchallende Materie*, und daher das Gehörorgan dem kleinen Gehirn zugegeben. — Über alles dieſes müſſen wir nun bemerken, daſs der Vf. uns die Grenze, innerhalb welcher wir die Entſtehung der höchſten Producte des über die Sinnlichkeit ſich erhebenden Geiſtes annehmen können, überſchritten zu haben ſcheint, indem er eines derſelben in ein Organ von tieferer Potenz, wie das kleine Gehirn gegen das groſse iſt, hineinträgt. Bloſs innerhalb des letzteren werden wir zwey ſich entſprechende, und ſo ſublime Functionen zu ſuchen haben: davon hat der Vf. ſeine Prämiſſen abgeleitet. — Es iſt auch Unrecht, zwiſchen zwey ſo differenten Organen, wie das groſse und kleine Gehirn ſind, bloſs eine Vergleichung in Rückſicht der Compactität zu machen, und kann mit Recht bezweifelt werden, ob das groſse mehr Compactität als das kleine habe; — ja wir behaupten das Gegentheil. — Der Gehörnerve gehört überdieſs nicht dem kleinen Gehirn. Da er in der Gegend der vierten Gehirnhöle ſich verliert, vindiciren wir ihn dem groſsen. Ferner iſt es eine verkehrte Annahme, daſs das Licht die äuſsere Potenz für das Organ der Zeit, und die ſchallende Materie für das des Raums ſeyn ſoll. Den Indifferenzpunkt zwiſchen Negativität und Poſitivität bildet ihm die Gegend der dritten Hirnhöle um die Klappe, die das Mark des groſsen mit dem kleinen vereinigt. — Von da aus verfolgt er mit ungleichem Glücke die ferneren Entzweyungen im Gehirn, und ſtellt endlich als die umfaſſendſten Geſetze von hier aus folgende auf: „Es iſt Antagonismus zwiſchen dem groſsen Gehirn, dem poſitiven Factor im Rückenmark, und willkührlichen Bewegungsorgan, und den runden Muskeln, die der poſitive ſympathiſche Nerv verſorgt, einerſeits, — und dem kleinen Gehirn, dem negativen Factor im Rückenmark, und willkührlichen Bewegungsorgan, und den runden Muskeln, die der negative ſympathiſche Nerve, der Stimmnerve, und ſeine Fortſetzung der Eingeweidenerve verſorgt, andererſeits." Ferner: „Es iſt Conſenſus zwiſchen dem groſsen Gehirn, dem poſitiven Factor im Rückenmarkſyſtem, und der Sphäre des poſitiven ſympathiſchen Nerven im Syſteme der Ganglien; ſie zuſammen bilden die äuſsere männliche Hemiſphäre. Es iſt Conſenſus zwiſchen dem kleinen Gehirn, dem negativen Factor im Rückenmarkſyſtem, und der Sphäre des negativen ſympathiſchen Nerven im Syſteme der Ganglien; ſie zuſammen bilden die innere weibliche Hemiſphäre. Es iſt endlich Antagonismus zwiſchen jener äuſseren, und dieſer inneren Sphäre." Mit dieſem ſchlieſst der Vf. ſeine Conſtruction des Organismus. Wir finden alſo nach derſelben ihn in die zwey Geſchlechter zerlegt, welche bereits ſind entwickelt worden. Das eine verhält ſich zu dem anderen, wie Poſitives zu dem Negativen, oder nach dem Sinne des Vf. in Rückſicht der Energie wie Sauerſtoff zu Stickſtoff, in Rückſicht der Receptivität wie Waſſerſtoff zu Kohlenſtoff. Gemäſs dieſer Entgegenſetzung, welche in erſterer Form dem Vf. = Elektricität, in zweyter = Magnetism iſt, wird jede Potenz, die einwirkt, im Organism Dualismus ſetzen; darauf baut er folgendes Geſetz: „Wenn äuſsere oder innere Potenzen in ein organiſches Syſtem einwirken, dann verbreitet ſich ihre directe Wirkung auf alle übrigen Syſteme der Hemiſphäre, der das Gaeregte angehört; und in allen Syſtemen der anderen Hälfte tritt alsdann die verkehrte Action im Gegenſatze hervor; in dem Maſse, wie die Aſthenie in der einen ſich entwickelt, geht Hyperſthenie in der anderen hervor, und hinwiederum." Den Gehalt dieſes Geſetzes entwickelt er, wie folgt: Poſitive Potenzen, vom Sauerſtoffpol in den Darmkanal gebracht, werden daher in die ganze innere Hemiſphäre poſitive Hyperſthenie, in die ganze äuſsere negative Aſthenie ſetzen; — poſitive Potenzen vom Stickſtoffpol hingegen in die innere negative Hyperſthenie, in die äuſsere poſitive Aſthenie; hingegen negative Potenzen vom Waſſerſtoffpol werden negative Aſthenie in die innere Hemiſphäre, poſitive Hyperſthenie in die äuſsere bringen; während negative Incitamente vom Kohlenſtoffpol dort poſitive Aſthenie, hier negative Hyperſthenie erregen. — Es iſt hier auffallend, wie der Vf. dieſs Geſetz mit der unbeſtimmten Bezeichnung von *poſitiv* und *negativ* dunkel macht; bey den Potenzen hätte dieſs Adjectiv füglich wegbleiben können, da wir einmal wiſſen, daſs ihm Sauerſtoff und Stickſtoff poſitiv, und die anderen zwey Stoffe negativ ſind; was nun poſitive und negative Hyperſthenie ſeyn ſoll, iſt ſchwer zu errathen, wenn nicht damit ſoviel als *direct* und *indirect* geſagt ſeyn ſoll, und dann wäre das Surrogat übel gewählt. Das Geſetz ſelbſt ſucht der Vf. in der Erfahrung nachzuweiſen; allein es erhellt in dieſem Verſuche, daſs der Vf. nicht genug mit der Erfahrung in dieſem Gebiete bekannt iſt. Denn er begnügt ſich *einſeitige, unbeſtimmte*, und ſelbſt ſehr *amphiboliſche* Phänomene anzuführen, oft ſelbſt aus einer Menge anderer, die bey demſelben Zuſtand, den er auffaſst, coexiſtiren, auszuheben, und als Beleg aufzuſtellen. In neueren Zeiten iſt es hinlänglich anerkannt worden, wie trüglich eine ſo oberflächliche Symptomatik iſt, und wie wenig ſicher man Schlüſſe zieht aus einzelnen Erſcheinungen, die bloſs empiriſch als Wirkungen ihrer Natur und ihrer Beziehung nach ſehr unbeſtimmten Potenzen aufgefaſst werden. Ein rationeller und mit der Natur bekannter Leſer wird daher gewiſs nicht das geringſte Gewicht auf dieſe Nachweiſung ſetzen. — In Rückſicht des Geſetzes ſelbſt wird zu bemerken ſeyn, daſs allerdings Hyperſthenie und Aſthenie in verſchiedenen Syſtemen des Organismus werden coexiſtiren können, aber nur *relative*; daſs der Vf. ſich aber mit ſeiner Anſicht nicht gegen die Conſequenz der Browniſchen Schule, welche im Ganzen nur Hyperſthenie oder Aſthenie ſtatuirt, werde retten können, ſo lange er den Organismus bloſs unter dem Verhältniſs des Thätigſeyns; oder einer noch unbeſtimmten Erregung anſieht, wie es wirklich der Fall iſt; daſs Hyperſthenie und Aſthenie allein, über welche hier nicht hinausgegangen wird, es unmöglich machen, die ſich qualitativ entgegengeſetzte Erregung der Syſteme zu begreifen, und Beziehungspunkte mit den äuſseren Potenzen zu finden. Unſer Vf., welcher zwar einerſeits eine ſpecifiſche Tendenz der Potenzen auf gewiſſe Syſteme anerkannte, aber das Entſprechen der Syſteme nur unter den Begriffen von Hyperſthenie und Aſthenie auffaſste, fand daher freyen Spielraum, dieſe und jene Phänomene im Organismus auf + oder — Erregung zu reduciren, und dieſen oder jenen Stoff als den dieſs oder jenes erregenden anzugeben. Wir geben demnach obigem Geſetze in Rückſicht auf ſeine Form und ſeinen allgemeinen Sinn Beyfall, in Rückſicht ſeines beſtimmten Gehalts aber finden wir es aus bisher angegebenen Gründen verwerflich. Da ſich der noch kleine Reſt des Buches um dieſes Geſetz dreht, erlauben wir uns hier abzubrechen. Rec. glaubt, der Leſer werde von ſelbſt finden, daſs Hr. *G.* eigentlich weder eine Organonomie, noch in Aphorismen ſchrieb, — daſs er aber ſeine Gegenſtände mit vielem Geiſt behandelte, und *treffliche Fragmente* lieferte. Von Seite der Darſtellung empfiehlt er ſich vorzüglich, wenn er nur zuweilen weniger luxuriirte.

La. H.. cz.. y.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER, 1805.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Mylius: *Griechische Grammatik*, von *Philipp Buttmann*. Dritte, durchaus vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. 1805. 384 S. und Vorrede IX S. in 8. (14 gr.)

Die Methode des Vf. ist aus den früheren Ausgaben seiner Grammatik allgemein bekannt. Man kann ihr das Verdienst der kritischen Untersuchung nicht absprechen, aber Ordnung und Übersicht fehlen ihr nur zu oft. Ob nun gleich dieser Mangel eine fast unvermeidliche Folge der von den ersten griechischen Grammatikern selbst beliebten und vom Vf. beybehaltenen Grundlage eines, obwohl am meisten gebildeten, Dialekts zu seyn scheint: so konnte demungeachtet jenen Foderungen mehr Genüge geschehen, wenn der Vf. für diese nothwendigen Eigenschaften ein Bedürfniss gehabt hätte. Allein dieses scheint ihm gänzlich abzugehen. So konnten die Eigenheiten der Dialekte in der Declination und Conjugation bequemer tabellarisch neben einander gestellt werden, statt dass sie jetzt durch die ganze Grammatik in Anmerkungen und Unteranmerkungen zerstreut stehen, und dem Lehrling das Aufsuchen, wie das Behalten, erschweren. Nicht zu gedenken, dass es ein ganz verkehrtes Verfahren ist, die Bildungsformen einer Sprache aus der Zeit ihrer höchsten Vollendung obenanzustellen, und die dazu führenden Stufen in Anmerkungen nachzuhohlen, sobald die Lectüre sich nicht allein auf die Monumente jener Zeit, sondern auch auf alle frühere und auf gleichzeitige anderer Dialekte erstrecken soll. Eine genetische Darstellung der Spracherscheinungen ist bey einer Sprache von diesem Umfange und dieser Ausdehnung, wie die griechische, die einzig fördernde. Da indess dem Vf. seine Methode einmal beliebt hat: so wollen wir nicht weiter mit ihm darum rechten, obgleich auch gegen das Polemische derselben viel zu erinnern wäre. Polemik gehört in keinen didaktischen Vortrag, wie ihn die Grammatik verlangt. Bewundernswürdig sind auch hierin die Lehrbücher der Alten, und der sie hierin nachahmenden früheren Grammatiker, deren Vorschriften, wie der Dekalogus, kurz und fasslich und deswegen erlernbar waren, so einseitig übrigens ihre Beobachtungen auch öfters seyn mochten.

Wenn der Vf. künftig mehr auf eine simple genetische und chronologische Darlegung der Sprachfacta ausgeht: so wird er eben dadurch ältere und neuere Hypothesen indirect widerlegen können, und keine weitere Polemik nöthig haben, die ja doch zu weiter nichts führen kann, indem sie einzeln das Einzelne bestreitet, und so ewig nur niederreisst ohne je etwas dafür aufzubauen. Bleiben die Facta nur ungetrübt, so stehe jedem das Spiel frey, sie nach seiner Weise und zu seiner Befriedigung zu einem Ganzen auf- und zusammenzubauen.

Mit der Polemik steht ein anderer Fehler in Verbindung, das häufige Räsonniren aus bloss subjectiven Gründen. Dahin gehört, was S. 109 in der Note über ᾔειν gesagt wird; S. 196 dass das Futurum ἐλεύσομαι seiner Länge wegen nicht im Gebrauch sey; eben so S. 197 dass ihrer Schwerfälligkeit wegen die Tempora von ἔρχομαι nicht üblich wären, da an einer anderen Stelle behauptet wird, es geschehe, um die Verwechselung mit denen von ἄρχομαι zu vermeiden. Vorstellungsarten, die wir dem Vf. keinesweges verwehren für sich zu hegen, von denen wir aber nicht einsehen, was sie in einem Schulbuche sollen, da sie bloss hypothetisch sind.

Dass es an Distinctionen aller Art nicht mangeln werde, ist bey unserem Vf. voraus zu sehen. So werden S. 121 *Futurum atticum* in zwey Arten, und diese wiederum vom *Futurum secundum* unterschieden, und diess letztere bloss den Verbis λ. μ. ν. ϱ. beygelegt, da doch die ganze Benennung *Futurum secundum* absurd ist. Mit welchem Rechte der Vf. zwey Arten des *Futurum atticum* unterscheider, erstlich der Verba auf ίζω als νομίζω, νομιῶ dann solcher *Futura*, die den kurzen Vocal, nach Ausstossung des σ mit der Endung zusammenziehn, als βιβάζω, βιβῶ, καλέω, καλῶ, ἐρημόω, ἐρημῶ; mit eben dem Rechte konnte er viere unterscheiden, nach Anleitung des vor der Endung hergehenden Vocals. Beide Arten sollen sich vom *Futurum secundum* dadurch unterscheiden, dass die erstere, νομιῶ, den Charakter des Verbi ganz ausstosse, (βιβῶ von βιβάζω würde es ja auch thun) und die andere, wenn sie von άω oder όω herkomme, anders conjugirt werde, als ἐλῶ, ἐλᾷς, ἐλᾷ nicht ῶ, εῖς, εῖ etc. Allein diese Conjugation ist von der anderen nicht unterschieden. Die Endung des *Futuri* ist durchaus έω, woraus andere Dialekte ε'ω oder έσω gebildet haben, ohngefähr wie μω'α statt μοῦσα. Zu dieser Endung der Stämme νομι, ἐλα, καλ gesetzt, giebt νομιέω, contr. νομιῶ, ἐλαέω, contr. ἐλῶ, καλέω, contr. καλῶ, etc. Es ist unrichtig, wenn man dergleichen Futura durch Ausstossung des σ gebildet glaubt, da man vielmehr um-

umgekehrt die futura auf σω, von denen auf έω, durch Einschub des σ, auf die obige Weise entstanden; ableiten sollte, versteht sich nicht bey jedem Verbo insbesondere, sondern im allgemeinen. Die Verba λ. μ. ν. ρ. haben nunmehr die nämliche Conjugation; κέλλω, z. B. im Futur κελέω, κελῶ, κελέσω, zusammengezogen κέλσω etc. Auf diese Weise angesehen, verschwinden alle die Unterschiede, welche alte Grammatiker aus roher Empirie aufgefasst und festgesetzt haben. Ihre Ansicht der Sprache ist ja auch nur eine subjective; sie zu wissen, gehört freylich zur Alterthumskunde, aber sie beyzubehalten und werkthätig zu machen, ist eben so ungereimt, als wenn man alle übrigen Wissenschaften wieder auf den engen Kreis zurückführen wollte, welchen sie im Alterthum einnahmen. Es versteht sich, dass durch die obige Aufhebung des Unterschiedes in der Bildungsart, nichts gegen den etwanigen Unterschied im syntaktischen Gebrauch ausgesagt wird.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir dem Vf. überall eine andere Methode entgegensetzen wollten. Es sey uns dagegen erlaubt, Berichtigungen und Zusätze, welche der Vf. in der Vorrede zu wünschen scheint, und zu denen uns mehrere Stellen seiner Grammatik auffodern, hier mitzutheilen.

S. 28 wiederhohlt der Vf. seine schon ehemals vorgetragene, von anderen Recensenten angefochtene Schossmeinung, dass bey Verwechselung von Buchstaben, die gar nicht mit einander verwandt sind, es meist die richtigste Voraussetzung sey, dass in der alten Sprache beide Buchstaben neben einander existirt haben; also, wenn man bald μόγις, bald μόλις sagt, das Wort ursprünglich μόγλις gelautet, und die mildernde Aussprache bald diesen, bald jenen Consonanten ausgelassen. Dass dieses meist die richtigste Voraussetzung sey, möchte Rec. eben so wenig behaupten, als dass sie es in gegenwärtigem Falle sey. Wir wünschten die Beyspiele ähnlicher Fälle zu sehen, aus denen der Vf. den Schluss zog. Zuförderst ist gar nicht abzusehen, warum μόγις und μόλις nicht zwey verschiedene, von zwey verschiedenen Substantiven ausgehende Adverbien seyn können, jenes von μόγος, diess von μόλος, welche wiederum von den Verbis μόγειν und μόλειν gebildet sind. Hätte nun ursprünglich μόγλις existirt, so müsste es ein Substantiv μόγλος und ein Verbum μόγλειν gegeben haben, eine Form, die für ein primitives Barytonum ganz unerhört und durch die ganze griechische Sprache nicht zu parallelisiren ist. Den etwanigen Behelf, ein Adjectiv μογιλος vorauszusetzen, und daraus μόγλις durch Contraction entstehen zu lassen, wie etwa ζεύγλη, τρώγλη und andere, hat der Vf. nicht einmal, und er würde ihm auch nichts frommen: denn die Hauptsache, die Herausstossuug des einen oder des anderen Consonanten, bleibt ihm immer noch darzuthun. Auf gleiche Weise würde also der Vf. auch in μᾶλλον und *magis*, ὀλίγος und ὀλίζος, eine Urform, die beide Consonanten enthielte, annehmen, wodurch die Sprache ein wahrhaft lustiges Ansehen gewinnen müsste.

Eben so unwahrscheinlich und unerweislich ist die andere Behauptung, dass μέλας, μέλαινα ursprünglich κμέλας, κμέλαινα geheissen, woraus die Aussprache bald μέλαινα, bald κέλαινα gemacht habe. Der Vf. findet den Beweis in einer pamphylischen Form, welche Schneiders Wörterbuch aus dem Etym. M. darbietet, κμέλεθρον statt μέλαθρον (das schwarze Gebälk im Dache). Nach des Verfassers Art zu schliessen, würde folgen, dass μολεῖν ursprünglich κμολεῖν geheissen, weil Hesychius μολεῖν und auch κολεῖν, durch ἐλθεῖν erklärt. So gewöhnlich auch die Combination von γμ, κμ, χμ in der Mitte eines Wortes ist; so sehr auch die Worte darnach abgetheilt werden, und κμ, χμ bey den Attikern gewöhnlich keine Position machen, folglich die zweyte Sylbe mit diesen Consonanten anfangt: so unerhört ist sie zu Anfang eines Wortes. Die einzige Form κμητὰ bey Hesychius ausgenommen, wo jedoch diese Verbindung erst durch Verkürzung und Suppression des Stammvocals entstanden und keinesweges ursprünglich ist, wie sie es in κμέλας seyn müsste. Lassen wir also dem rohen Pamphylier seine unbequeme Gutturaladspiration selbst vor μ, und das einzelne, unbelegte κμητά, und sehen, ob nicht κέλαινα auch ohne weiteres, wenn nicht geradezu aus μέλαινα, doch aus einem gemeinsamen Stammworte entstanden seyn könne. Dass μέλας nicht bloss die specifische schwarze Farbe, sondern überhaupt dunkel bezeichne, setzen wir als bekannt voraus. Nun finden sich bey Hesychius und im Etym. M. folgende Worte: εἰλάς· πυκνή, σκοτεινή — εἰλύ· μέλαν — ἔλυστα· ἄμπελος μέλαινα — ἐλίβοτρυς· ἄμπελός τις μέλαινα — ἐλί, ἕλιξ, ἐλικόν· μέλαν — κατειλάς und κατουλάς· ζοφώδης und bey Homer ὀλοὴ νύξ, welches einzig nur durch *conferta*, *spissa*, gleichsam *solida nox*, richtig erklärt wird; ferner ὀλός und mit einer andern Adspiration θολός die Schwärze (des Tintenfisches). Sämtliche Worte sind von ἔλλω und dessen nächsten Derivatis, und das Gemeinsame der Begriff des Zusammengedrängten, Dichten. Für ἔλλω existirt eine mit dem κ adspirirte Form κέλλω, welche auch in ihren Derivatis häufig mit jener parallel geht. Es ist also wahrscheinlich, dass ein Dialekt auch κέλας statt εἰλάς oder ἐλάς gesagt habe, wovon κέλαινα übrig blieb. Eben so erscheint auch μ vorgesetzt, nicht nur in dem bekannten μόνθος, ὄνθος, μόχλος, ὄχλος, μόσχος, ὄσχος, sondern auch in μεῖραξ statt εἶραξ, εἴρην, *mars* st. ἄρης, μύλλειν, *molere*, *mahlen*, st. ἀλεῖν und vielen anderen. Es scheint also keinem Zweifel ausgesetzt, dass μέλας von ἔλλω kommt, und von dem Begriff des Gedrängten, Dichten, Dicken, die Bedeutung, dunkel, schwarz ausgeht. Dass nun aber auch von demselben Stamme gerade das Gegentheil ausdrückende Worte entspringen, als ἕλη, *gelu*, σέλας, εἵλη u. s. w., welche das Merkmal der Bewegung auf des Webeln des Lichtes, des Lichtschimmers u. s. w. übertragen, ist eine zu bekannte Erscheinung, als dass daraus eine Instanz gegen die obige Ableitung genommen werden könnte. Wir hätten demnach

nach die ohnehin sehr unsichere pamphylische Form nicht nöthig, um die Entstehung von μέλαινα und κέλαινα zu erklären.

Der Vf. führt noch Beyspiele aus dem Deutschen an, welche die obige Ausstossung eines Consonanten beweisen sollen, die aber theils nicht hieher gehörig, theils anders abzuleiten sind.

Das einzige κοεῖν für νοεῖν ist der Art, dass, wenn man einmal alles aus einer Ursprache deduciren *will*, man der Bequemlichkeit wegen sagen kann, das Stammwort sey κνόω oder γνόω gewesen, wovon νόω und κόω, samt ihren Derivatis, übrig geblieben. Aber man muss sich wohl in Acht nehmen, diesen Urformen nicht alle die Consonanten schon aufzubürden, die in der Folge erst zum Vorschein kommen. Oft gesellt sich aus Gewohnheit, durch einen Zug des Organs zu einer Combination von Lauten, einer oder der andere zu einem Worte, der nicht in der Ursprache gewesen zu seyn braucht; die Fälle, wo der Begriff dadurch nuancirt wird, nicht einmal in Anschlag gebracht. Jede Sprache, sie entlehne Wörter aus einer fremden, oder aus ihren Dialekten, macht sich dieselben mundrecht. So wird doch für γνόφος und δνόφος niemand die Urform γδνόφος annehmen. Wenn der ältere ionische Dialekt Adspirationen wie γ liebte, und γδοῦπος statt δοῦπος sagte: so konnte er auch γνόφος, κνέφας statt νόφος, νέφος sagen. Wenn ferner κ vor ν auch in anderen Sprachen und bey allen denen, welche es nicht aussprechen können, in t oder d, ja wohl nur in einen blossen Conatus übergeht: so konnte auch bloss δνόφος daraus werden. Auch wurden ja ganz offenbar Consonanten verwechselt, die nichts mit einander gemein haben, als κότε, πότε, obwohl jenes κότε aus der condensirten Adspiration ὅτε entstanden ist. Warum soll also nicht bey einer Völkerschaft νόειν, bey der anderen κόειν existirt haben können, von welchem letzteren ἀκόειν, ἀκούειν gemacht ist? Der Begriff des Hörens ist ein viel sinnlicherer, früherer, als der des Vernehmens, Verstehens; und so werden ja auch die Worte οὖς, ὦς, *auris*, Ohr, wovon *hören*, an denen weder κ noch ν, vielweniger κν zu vernehmen ist, einen noch anderen Stamm voraussetzen.

Der Vf. erwähnt an mehreren Stellen seiner Grammatik auch der Lehre vom homerischen Digamma. Nach der eben so gründlichen als witzigen Abfertigung, welche diese auf den *Whim* einiger Engländer gebaute Theorie vor etwa zwey Jahren in einer gelehrten Zeitung erhielt, muss man sich billig wundern, wie unser Vf. von dieser „sehr dunkeln Lehre" noch in einer Grammatik reden kann, die nur das Ausgemachte zu geben verspricht, und zwar an Stellen, wo er, zwar nicht über das äolische Digamma, doch über das homerische sehr gut hinauskommen konnte. Wäre es aber auch nur darum geschehen, um über diese oft erwähnte Materie, auch ein beyläufiges Wort an die Leser seiner Grammatik gelangen zu lassen: so macht er doch keine ganz aufrichtige Vorstellung von der Sache, wenn er sagt: „Diese Lehre beruhe auf der interessanten Bemerkung, dass *eine kleine Anzahl* mit einem Vocal anfangender Wörter ohne allen Vergleich häufiger, als alle andere, in Homers Gedichten den Hiatus und ungleich seltener den Apostroph vor sich haben; dass ferner vor eben diesen Wörtern, die auf einen Consonanten ausgehenden Kürzen, auch ausser der Cäsur öfters *lang*, die Diphthongen und langen Vocale hingegen ungleich seltener als vor andern kurz gebraucht werden. Welche Wörter, heisst es dann weiter, sämtlich in Homers Mund diesen Hauch (ϝ oder das lat. v) mit der Kraft eines Consonanten vor sich gehabt, ihn aber zu der weit späteren Zeit der schriftlichen Abfassung von Homers Gedichten bereits verloren hätten."

Der deutsche Wiedererwecker und Verbreiter dieser Lehre bestimmt keine Zahl, sondern probirt erst die Worte an und heraus, an denen sich ein Digamma anbringen lasse. Wäre es aber auch nur eine kleine Anzahl Worte, an denen die oben erwähnten Eigenschaften sich zeigten: so hat man, um sie zu erklären, doch keinesweges ein Digamma nöthig. Denn so wie Homer gewisser anderer metrischer Freyheiten nur zu Anfang oder Ende des Verses, durch Unterstützung des Accents oder der Cäsur sich bedient: eben so kann er sich *diese* Hiatus (denn er hat noch genug Hiatus anderer Art, die durch kein Digamma zu heben sind) gerade in diesen wenigen Worten erlaubt haben, ohne dass etwas für eine consonantische Adspiration, am wenigsten gerade für die eines ϝ oder v daraus folgte. Die schon neulich gemachten Instanzen und Einwürfe treten noch immer in unbesiegter Kraft auf.

Man fragt noch immer, warum soll Homer, ein Natursänger, bey den übrigen, nach späteren Rücksichten betrachtet, vorkommenden Unzulänglichkeiten des Sylbenmasses, nicht auch Hiatus haben können? Wie kommt Homer, ein Ionier, zu äolischen Hauchen, wenn sie nicht in seinem Dialekt waren? Oder war dieser Hauch, wie man aus Hn. *B.* Worten schliessen muss, nur etwa in Homers Mund, etwa eine Eigenheit seines Organs, oder war er vielleicht ein geborner Aeolier, und konnte den Nationaldialekt nicht vollkommen ablegen, oder endlich war es die Muse, deren innerer göttlicher Anhauch sich auch äusserlich den Ohren seiner Zuhörer auf diese Weise kund that? Kein alter Schriftsteller sagt, dass dieser äolische Hauch auch dem ionischen Dialekt eigen gewesen sey. Kein alter Grammatiker weiss etwas davon. Wie gerne hätten diese auch nur den Hauch ergriffen, um dem Verse die Fulcra zu geben, um die es ihnen so sehr zu thun war. Ja, auch die früheren attischen Diaskeuasten würden nicht so gewaltsam verfahren seyn, durch Ausmerzung des äolischen Digamma dem Verse allererst die Hiatus zu öffnen, an die ihr Ohr nicht gewöhnt war. Noch mehr, die nachhomerischen Dichter, welche im epischen und elegischen Sylbenmass geschrieben, bedienen sich, wiewohl mässig,

mäſsig, dieſer Hiatus, welche Homers Vorgang autoriſirt zu haben ſcheint, ohne von einem Digamma etwas zu wiſſen. Müſſen wir nun in dieſen den Hiatus als mit ihrem Ohre verträglich gelten laſſen: warum iſt unſer Ohr ſo ſpröde, und ſträubt ſich gegen die Hiatus in dem weit älteren Homer?

Der Vf. führt einzelne äoliſche Formen aus dem Homer und Heſiodus an; aber was iſt aus einer einzelnen Form zu ſchlieſsen? Eben ſo gut kann man kretenſiſche und, wer weiſs noch was für Formen anführen; darf man ihm deshalb alle die übrigen Eigenheiten der beſonderen Dialekte mit aufbürden? Von καυάξαις ſagt der Vf., nachdem er es von καϜϜάγω ſt. κατάγω, wie καββάλλω ſt. καταβάλλω abgeleitet: Kein Wunder, daſs ſich dieſer verdoppelte und *durch das Metrum feſtgebundene Hauch*, erhielt, während das Digamma ſonſt überall verſchwand! Wir möchten es umkehren, und ſagen, ein Wunder, daſs er ſich hier erhielt! Wäre denn das Digamma nicht auch in allen übrigen Worten, wo es nach der neueren Weisheit urſprünglich geſtanden haben ſoll, *durch das Metrum feſtgebunden geweſen*, und würde nicht, durch das Verſchwinden deſſelben, das Metrum allererſt turbirt worden ſeyn? Zugegeben, ἄγω habe urſprünglich, d. h. doch nur in einem gewiſſen Dialekt, Ϝάγω d. i. *wago* geheiſsen, und folglich κατάγω in καϜϜάγω d. i. καυάγω verwandelt werden müſſen; dann konnte aber auch καταξέμεν nicht ſtehen: denn auch dieſes ἄγω hatte die äoliſche Adſpiration, wie aus Heſychius erhellt. βάγος· κλάσμα — καὶ βασιλεύς, d. i. ἀγός (wo zwey Gloſſen in eine gemengt ſind, wie oft). Er hat ferner, καάσσεται· ἄρχεται· Συρακούσιοι (nämlich in dem Sinne von κατάγεσθαι *deducere ab initio*) ferner καυάζοντα· ἀποσχάζοντα, d. i. διαῤῥήσσοντα, beides alſo für κατάζω, κατάσσω wie die ſpäteren ſtatt κατάγνυμι ſagen, und wie aus der erſten Gloſſe erhellt, auch für κατάγομαι. Aus dieſen Gloſſen erhellt ferner, was auch Iſ. Voſſius bemerkt, daſs Spartaner und einige doriſche Völkerſchaften κατά in κά abkürzten. (Dergleichen Abkürzungen ſind bey ungebildeten Sprachen nichts ſeltenes, ja ſie finden ſich im attiſchen Drama.) Die Einſchiebung des υ erſcheint in der zweyten Gloſſe und ſonſt, und wird auch von Tzetzes zur Erklärung von καυάξαι beygebracht. Wir fragen demnach, wem fällt nicht das Libidinoſe in der Annahme des äoliſchen Digamma, das in dem nämlichen Worte bald ſtehen bald nicht ſtehen ſoll, in die Augen?

Die homeriſchen Gedichte haben, trotz dem, was Attiker und Alexandriner daran verändert und ſich näher gebracht haben mögen, noch ſo erſtaunlich viel Eigenes und Beſonderes in Formen und Worten, welches in Scholien und Gloſſen erſt erklärt und verſtändlich gemacht werden muſste, weil es der Sprachgebrauch nicht mitgenommen hatte, daſs es ein Wunder wäre, wenn man dieſen in metriſcher Hinſicht ſo erſtaunlich wichtigen Laut, der ja noch bey Aeoliern und Doriern zu hören war, nicht mit irgend einem Zeichen feſt zu halten gewuſst hätte. Allein die ganze Vorausſetzung iſt widerſinnig. Anſtatt nach Anleitung des jüngeren ioniſchen Dialekts, welcher Vocale und Hiatus liebt, und dem man ſie auch willig zugeſteht, in dem älteren eine wahrſcheinlich noch gröſsere Luxurianz in Vocalen, auf welche Formen von ἀοιδιάουσα, Genitiven auf οιο, Auseinanderziehungen wie ἐλάαν, ἀάατος, und andere ſchlieſsen laſſen, vorauszuſetzen; trägt man das Geſetz eines ſpäter und mehr durch den Verſtand gebildeten Dialekts, und die Gewöhnung an vocalenloſe, von Conſonanten ſtrotzende Sprachen, wie die engliſche und deutſche, in den ſingenden Homer, und um es durchzuſetzen, nimmt man zu unerweislichen, durch keine Geſchichtsdata nur irgend wahrſcheinlich zu machenden Hypotheſen ſeine Zuflucht, und ſpricht ſo aller Kritik, ja allem geſunden Menſchenverſtande, der da nicht abſchlieſst, wo er keine oder nicht hinlängliche Data hat, auf die unverzeihlichſte Weiſe den gräulichſten Hohn.

Man ſieht übrigens, wie wenig bey gewiſſen Leuten die ſcharfſinnigſten und gründlichſten Erinnerungen etwas verfangen, und wie, wenn einmal die Dispoſition zu einer Epidemie in den Köpfen ſteckt, der erſte Ausbruch bey dem einen (die Sucht, nach einer preiswürdigen Bemühung um die homeriſche Kritik, noch eine Nachleſe halten und ein Blättchen von dem Lorbeer ſich abzwacken zu wollen, *etiam per digamma aeolicum*) ähnliche Ausbrüche bey allen anderen nach ſich zieht. Denn ſchon in drey nahmhaften Städten Deutſchlands ſpukt dieſe Peſt des äoliſch-engliſchen Windes, und wie weiland das gelbe Fieber, Quarantänen und Sanitätsſcheine nöthig machte, ſo ſollte eine humaniſtiſche und humane Polizey dieſer Contrebanden-Seuche den Eingang vorzüglich in Schulen zu verwehren ſtreng bedacht ſeyn.

S. 60 iſt die Regel nicht deutlich ausgedrückt vom Gebrauch des Vocativus ἄνα. „Das Wort ἄναξ (König) hat, bey Anrufung eines Gottes, einen eigenen Vocativ, ὦ ἄνα! ſonſt ὦ ἄναξ.“ Demnach ſollte man glauben, im erſten Falle könne nie ἄναξ ſtehen, da es doch bey allen Dichtern nach Homer auch bey Anrufung eines Gottes gebraucht wird. Dabey konnte bemerkt werden, daſs ἄναξ auch für ἄνασσα gebraucht werde. S. *Eichſtädt* zu Theocrit XVIII, 27.

(Die Fortſetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig* u. *Gera*, b. Heinſius: *Die Zauberlaterne, oder der Wanderer aus der Hölle*. Neue Ausgabe. Mit 6 Kupfern. 1804. 296 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.). „Die Welt läſst einen nicht ausreden, aber ausſchreiben muſs ſie uns laſſen:“ ſagt der Vf. S. 27. Er hat von dieſem Vorrechte der Schriftſtellerey Gebrauch gemacht, und ſich über allerley Gegenſtände des menſchlichen Lebens und Wirkens, mit guter Laune, vielem Geiſte und nicht gemeiner Kenntniſs ausgeſchrieben. Seine oft ſehr kühne Phantaſie reiſst uns mit Gewalt fort, ſeine Anſichten ſind oft groſs, oft angenehm und bezaubernd, ſeine Gefühle herzanſprechend, und ſeine Sprache blühend und kräftig.

444.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 OCTOBER, 1805.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Fortgesetzte Beurtheilung der griechischen Grammatik von Buttmann.

S. 65 wird, seit 1799, wo die zweyte durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe dieser Grammatik erschien, wiederholt behauptet: „Die Ionier formiren von denen auf ις, z. B. πόλις bloss πόλιες etc. aber niemals — εος, — εϊ, wie in den gewöhnlichen Grammatiken steht. Ihre Dichter *erlauben* (?) sich dagegen sogar eine Formation auf ηος, z. B. πόληος und selbst im Accus. πόληα." Der Vf. muss die Stelle beym *Gregorius Corinthius* p. 187, welche auch *Fischer* (*animad. ad Well.* I, p. 405) anführt, nicht angesehen haben, sonst würde er zum wenigstens anders sich ausgedrückt haben. Bey den Tragikern steht des Metrums wegen πόλεος, z. B. *Eurip. Hec.* 849, *Phoeniss.* 221, *Soph. Antig.* 162, *Aeschyl. Sept.* 203, *Aristoph. Plutus* 1045 ὕβρεος, wo *Hemsterhuis* nachzusehen. Und sollte denn dem Vf. aus seinem Homer nicht πόσεϊ ὦ beygefallen seyn? Dieser Übersprung von πόλιος in πόληος in die Flexion der Worte auf ης und ευς musste doch durch eine gewöhnlichere Biegung auf εος vorbereitet seyn, sonst hätte man ja auch nicht attisch πόλεως, πόλει declinirt. Dass die Form εος, εϊ auch in βασιλεὺς sehr selten sey und nur den Dichtern eigen, ist eine von den absprechenden Behauptungen, die man an unserem Vf. schon gewohnt ist. Bey Herodot findet sich βασιλέος und βασιλέϊ oft genug, um dieser Form in einer Grammatik, die zwar nur auf den attischen Dialekt berechnet ist, aber beyher doch auch auf den ionischen Rücksicht nehmen will, einen Platz anzuweisen. Endlich muss der Anfänger denken, ausser πόληος, πόληα käme weiter nichts vor, da doch auch πόληϊ, πόληες, πόληας bey allen ionischen Dichtern vorkommt. S. 98 Nr. 5. Das Augment der historischen Tempora fällt auch bey attischen Dichtern zuweilen weg, wie *Hermann* gegen *Porson* zu *Eurip. Hec.* p. XXIX ff. gezeigt hat. Die Weglassung der wirklich syllabischen Reduplication ist wenigstens bey Homer nicht so selten und zweifelhaft, als λύμην Il. 21, 80; λύτο Il. 21, 114 auch mussten δέκτο, ἔδεκτο. ἐδέγμην, — δέγμενος, λέκτο, ἔλεκτο, ἐλέγμην, χύτο, ἔχυτο, — χύμενος, βλῆτο, ἔβλητο, βέβλητο, βλήμενος, der Vf. mochte sie nun für Imperfecta oder Plusquamperfecta halten, bey dieser Gelegenheit erwähnt werden, und nicht S. 212, wo es keinem einfallen kann, sie zu suchen. S. 135 Nr. 11 ist die Verkürzung des Vocals im Perf. II, welche der Vf. mit den alten Grammatikern der Kraft der attischen Reduplication zuschreibt, ja auch nur eine Zurückführung auf den Grundvocal des Präsens, welche der Vf. S. 126 vom Aorist 2 behauptet hatte. Warum nicht auch hier? Die Beyspiele, welche jenes beweisen sollen, gehören sämmtlich nicht hieher. Einige sind ganz falsch und von den Grammatikern der Analogie zu liebe gemacht, als ἐτητόμακα von ἡτοιμάζω: denn in solchen abgeleiteten Verbis giebt es keine attische Reduplication; und ἐρηρότηκα statt ἠρώτηκα, welches gleichfalls keine Reduplication verträgt, würde, wenn es vorkäme, doch nur Zurückführung auf das ursprüngliche ο seyn, auf die Form ἐροτάω; wie ἀροτάω von ἄροτος, so ἐροτάω von ἔροτος ionisch verlängert wie στρωφάω st. στροφάω und andere. Wenn also der Vf. λείπω und λύπω, φεύγω und φύγω annimmt, so muss er auch ἀλείφω, ἀλίφω annehmen und vom letztern ἀλήλιφα ableiten. Denn das alte Perfect zu ἀλείφω hiess ἤλοιφα, wovon ἀλοιφὴ, ἄλοιμα, ἀλοιμὸς übrig sind. Bey anderen, als ὀλώλεκα, ist der Vocal kurz, weil er es schon im Futuro war, eben so in ἀρήροκα, weil das Futurum ἀρόσω hat. Der attischen Reduplication wegen kann die Verkürzung nicht vorgenommen seyn: denn jene findet sich, ohne dass diese eintritt, z. B. in εἰλήλουθα. Das Perfect ἀκήκοα ist von der Stammform ἀκόω, ionisch ἀκούω, wie δόκω, δέκω etc. Umgekehrt erscheint der Vocal verkürzt, ohne attische Reduplication, in ἰδυῖα, πεπαθυῖα, πεπίθοιμεν, ἐπέπιθμεν, ἴδμεν und anderen. S. 167 Nr. 11 bestreitet der Vf. die Meinung derer, welche die Conjunctiven ἐγείρομεν, ἱμείρεται, εἴδομεν, τραπείομεν, ἴομεν für eine syntaktische Abweichung ansehen, indem der Indicativ auf alte Art für den Conjunctiv stehe. Allein seine Gründe dagegen wollen nichts sagen. Er meint, dann würden eben so häufig auch die übrigen auf ης, η, ωσι ausgehenden Personen mit denen des Indicativs auf εις, ει, ουσι verwechselt werden. Diess folgt keinesweges. In Absicht des Sprachgebrauchs gilt keine Consequenz. Auch wird keinesweges die Sache dadurch entschieden, wie der Vf. sich einbildet, dass es von εἴδω, *ich weiss*, und ἴω, *ich gehe*, im Homer keine Indicativformen gebe: weil diese Formen dann auch als Indicativ bey ihm vorkommen würden. Folgt wiederum nicht: denn wie viel Singularitäten finden sich im Homer? Von εἴδω ist doch εἴσομαι und εἰδήσω in der Bedeutung *wissen* bey ihm üblich, und von ἴω, das Imperfectum ἴον, ἴες, ἴε, und muss denn von jedem Ver-

Verbo alles im Homer vorkommen? Der Conjunctiv in den Verbis barytonis und —ημι ist immer ein Verräther der Stammform, und so wie man aus dem Conjunctiv στέω auf den Stamm στέω, ionisch st. στάω schliessen kann, eben so aus ἴομεν auf ἴω, aus εἴδομεν auf εἴδω.

Der Vf. musste zeigen, dass ein logischer Grund die Setzung des Indicativs statt des Conjunctivs verbiete, und doch! was kehrt sich der Sprachgebrauch immer an die Logik. Jene Meinung ist nur nicht richtig ausgedrückt. Man wollte sagen, dass in jenen Formen der alte Conjunctiv, welcher mit dem Indicativ gleichlautend gewesen, sich erhalten habe, welche Meinung so ungereimt nicht ist. Denn, wie oben bemerkt worden, verräth der Conjunctiv in allen Verbis auf — ημι die Gestalt des Stammworts, und trifft äusserst merkwürdig mit der Flexion des Futurum auf έω zusammen, wenn man die durch Einführung der Zeichen η und ω im Schreiben bemerkte Dehnung des Vocals, welcher ursprünglich ε und ο geschrieben, und in der Aussprache wahrscheinlich nicht immer auf gleiche Weise gedehnt ward, vorerst nicht mit in Anschlag bringt. Daher stehen so oft Futura mit Formen wie κείομεν, χεύομεν etc. in Verbindung, welche man nicht mit Unrecht für Conjunctive hält, da der Conjunctiv so oft gleichbedeutend mit dem Futuro im Homer gebraucht wird. Ja, selbst der Vf. hält βέομαι, βείομαι entweder für ein altes Futurum, oder für den Conjunctiv st. βέωμαι, βῶμαι.

Wenn aber der Vf. die Regel über diese Conjunctivform dahin bestimmt, dass diese Verkürzung des Vocals (wie er es nennt, nach des Rec. Meinung nur am unrechten Vocal angebrachte Verlängerung) bloss bey denen Statt finde, wo eine lange Sylbe vorhergeht, wie in ἐγείρομεν, ἱμείρεται etc. — das einzige ἴομεν als *anceps* ausgenommen: — so hat er zuerst das erwähnte βέομαι vergessen (Formen wie θέομεν, στέομεν etc. sind jetzt aus dem Homer weggebracht, mit welchem Recht? ist hier nicht die Frage); sodann durfte er ἱμείρεται, ἐγείρομεν nicht anführen: denn hier ist das ει im Stamme ἐγείρω, ἱμείρω, nicht eine Verlängerung des Vocals, weil es der Conjunctiv seyn soll; hielte der Vf. es aber für den Conjunctiv des Aorists, so hätte er diess bemerken sollen. Aber dann steht ihm noch ἄλεται Il. λ, 192. 207 entgegen. Demnach hätte die Regel so gestellt werden müssen: Wenn der Conjunctiv aufgelöset in έω erscheint, wird das ω oder η in der ersten oder zweyten Sylbe der übrigen Personen in ο und ε verkürzt, dann aber, zur Compensation das ε der vorhergehenden Sylbe gewöhnlich in ει verwandelt, also statt τραπέωμεν, τραπείομεν etc. S. 198 wird sehr vorschnell geurtheilt ἤϊα, ᾖα sey, ohne Ausnahme des Alters, oder des Dialekts, dem Gebrauch nach, reines Imperfect; ferner ἤϊα sey nichts weiter, als die ionische Form von ᾔειν, dieses ᾔειν aber nur eine etwas anomalische Dehnung des analogischen Imperfects εἶν, entstanden aus der Bemühung das Augment anzubringen, wie in ᾐείδειν st. ᾔδειν oder εἴδειν; endlich dass sich diese Formen des Pluralis ᾔειμεν, ᾔειτε, ᾔεσαν bloss durch die scheinbare Analogie des Plusquamperfects in den Sprachgebrauch eingeschlichen haben. — Es scheint, dem Vf. sey diessmal begegnet, was er in der Vorrede S. V sagt, dass manche Leute nicht immer wüssten, was δόξαι und was ἐπιστῆμαι sind: sonst hätte er sich selbst ein ἔπεχε zugerufen.

Wenn des Vf. Behauptung wahr wäre, so würde dieses Verbum nicht weniger, als sechs bis sieben Imperfecta zählen: ἤϊα, ᾖα, ᾔειν, ἤϊον, ᾖον, ἴον, wozu wir noch das vom Vf. übergangene κατεῖεν bey Hesiodus Scut. 254 und εἶεν· ἐπορεύετο bey Hesychius, nebst dem von Eustathius aus Aristophanes angeführten εἴειν statt ἤλθον rechnen; Imperfecta, die, wie schon eine geringe Beobachtung lehrt, nicht promiscue gebraucht werden. Nun sollte keines derselben als Aorist gebraucht worden seyn, da doch sonst, wie Hr. B. bemerkt, die ältere Form des Imperfects die Bedeutung eines Aorists angenommen hat, wenn eine Nebenform existirte! Diess hat durchaus keine Wahrscheinlichkeit. Warum sollte nicht ᾔειν der Form nach Plusquamperfectum seyn können, der Bedeutung nach aber, auch das Consequens der ersten, in ihm liegenden Handlung ausdrücken, und nur auf diese Weise ein Imperfectum heissen? Und so steht ᾔει Il. κ, 286. Apoll. Rhod. III, 248. Wenn ferner ἤϊα an sehr vielen Stellen offenbar von einer vorübergehenden Handlung gebraucht wird, und also Aorist ist, wie könnte ἤϊα die ionische Form für ᾔειν seyn? Solcher Stellen sind viele im Herodot, und zwar allemal, wenn er sagt: ἤϊα λέξων, ist der Aorist zu verstehen. Ferner, da bey den Attikern ᾔειν als Imperfectum steht, wie sollten sie auch ἤϊα in diesem Sinne gebrauchen? Bey Plato Symposium K. 35 ist περιῄϊα, *und so bin ich herumgegangen*, augenscheinlich der Aorist, womit Socrates die ganze Erzählung abschliesst. Eben so in der aus Demosthenes (Tom. 2, p. 1126 *edit. Reiske*) angeführten Stelle ist ἤϊα dasselbe Tempus, wie das vorhergehende ἔγνωσαν, also der Aorist, obgleich im Deutschen und Lateinischen der Conjunctiv stehen würde: *quo factum esset, ut* etc. „wo die Richter alsdann erkannt haben würden und ich ihm zu Leibe gegangen wäre," nämlich beides würde bereits geschehen seyn, wenn die dort geäusserte Behauptung wahr wäre. Endlich, wie sollten durch eine scheinbare Analogie des Plusquamperfectum sich die Formen ᾔειμεν, ᾔειτε, ᾔεσαν eingeschlichen haben, wenn der Singular ᾔειν, nach Hn. B. gleich ursprünglich, ein Imperfectum gewesen seyn soll? So etwas kann nur dem Vf. wahrscheinlich dünken. Dass auch εἶμι ursprünglich ein Perfectum mit und ohne κ gehabt habe εἶα, ἤϊα, εἶκα, erhellt einmal aus den Formen ἤϊα, ᾖα, εἴειν selbst; ferner aus dem offenbar vom Perfectum gebildeten ἥκω, ἴκω und εἴκω, welches den Begriff des Gehen, auf ein Weggehen, Weichen bezogen hat. Die Veränderung der Flexion in die des Aorists muss so wie in ἔθηκα u. a. betrachtet werden. Überhaupt verdient dieses ganze Verbum noch eine sorgfäl-

fältigere Prüfung nicht bloss der von *Fischer* angeführten Stellen, sondern noch mehrerer aus dem Herodot, woraus am Ende sich ein anderes Resultat, als das, welches Hr. B. herausgebracht, ergeben dürfte.

Gegen das Verzeichniss der unregelmäsigen Verba möchte sich am meisten und nicht ohne grosse Ursachen einwenden lassen. Nicht allein ist es nicht vollständig, weder in der Anzahl der Verba, noch der Tempora; sondern es herrscht darin auch eine allen sonstigen grammatischen Grundsätzen des Vf. zuwiderlaufende Laxität in der Annahme der Stammformen, wie man sie bey der Schule zu finden pflegt, auf welche der Vf. so oft schilt. Denn wer kann es mit dem, was sonst in der Grammatik über Veränderungen aus Liebe zum Wohlklang bemerkt, ja noch kurz vorher in dem Abschnitt über Anomalie durch doppelte Formen gesagt wird, zusammenreimen, wenn er Stammformen nicht nur wie βλέω, βλόω, sondern wie κλέω, κμάω, θνάω, τμέω, κράω und sogar ἔλθω und σχω aufgeführt sieht. Es ist diess um so auffallender, da der Vf. es nicht immer thut, und weder ἁμαρτάω, βλαστάω, αἰσθάω, noch andere dergleichen annimmt. Das Aufsuchen zu erleichtern, kann kein Grund seyn: denn warum geschieht es alsdann nicht immer? und wozu, durch eine Menge unstatthafter Formen, Anblick und Gedächtniss verwirren? wie der Vf. selbst sagt. Diese Inconsequenz scheint aus einem Mangel einer festen, auf den Überblick sämmtlicher Analogien der Sprache gegründeten Vorstellung entsprungen zu seyn, und aus dem leisen Einfluss der Lehre, welche der Vf. bestreitet. Denn das begegnet dem Widerspruche nicht selten, dass das Object, gegen welches er ankämpft, unvermerkt in seine Vorstellungsart einschleicht, und die Streiche alsdann nur in die Luft und gegen einen Schatten geführt werden.

Wenn in diesem anomalen Verzeichniss auf die ionischen Dichter, insonderheit auf Homer, Rücksicht genommen werden sollte: so musste auch manches sehr nahe liegende nicht vorbeygegangen werden. Wir erlauben uns, den Vf. auf einiges aufmerksam zu machen.

Unter ἀτάω fehlt die ionische Form ἀτέω bey Homer und Herodot. — Das Augment in ἔαξα, ἐάγην, ἔαγα, ἔηγα ist ja nicht irregulär, sondern nur nicht mit dem Vocal des Verbum zusammengezogen, wie der Vf. S. 100 bemerkt hat. Auch möchten wir so dreist nicht behaupten, das Bestreben, diess Verbum von ἄγω zu unterscheiden, habe diese auffallende Anomalie von κατεάξω bewirkt, zumal nach dem, was oben gegen καυάξαιω von uns erinnert wurde. — Wenn ἄδω nur, um der Verwechselung seiner Tempora mit denen von ἄδω und εἴδω vorzubeugen, angeführt wird: so verdienten es ἄρδω, ἄρσω, ἦρσα und andere eben so gut. — Unter ἄημι fehlt der Infinitiv ἀημέναι und das Participium ἀήμενος mit passiver Bedeutung bey Homer Odys. Z, 131 — ἀμπλακεῖν war mit πλάζω zusammenzubringen. — ἁρπάζω hat auch bey Homer ἅρπασε, ἥρπασε. Unter ἄρω wird behauptet, das Perf. ἄρηρα sey bloss intransitiv, daraus wieder ein neues Thema, aber intransitiv, wovon der Aor. 2 ἤραρον; die angenommene Umstellung ἤραρα und ὤρορα gründe sich bloss auf die dritte Person ὦρορε, ἤραρε welche bloss transitiv sey, da jene Perfecta ohne Ausnahme intransitiv seyen. Nun stehet aber ἤραρεν offenbar intransitiv, in der Bedeutung eines Präsens Perfecti, *placet*. Odys. 4, 777. Ferner umgekehrt ἄρηρεν transitiv, er fügte, als Aorist, Odys. 5, 248. Die Formen ἀρήρει, ἠρήρει, ἀράρισκε (woher die Lexika immer ἀραρίσκω, aber falsch, annehmen) ἀρήρομαι, bey Hesiodus, ein Aorist ἀρηράμενος bey Apoll. Rh., woraus der Vf. allein schon schliessen konnte, dass das neue Thema ἀρήρω und nicht ἀράρω allein heissen musste, fehlen sämmtlich. So hätten auch die verschiedenen Themata von ἀρηρομένος, ἀρήμενος, ἀρήμεναι, ἀρημένος (ὕπνῳ cf. ἀδηκότες), da sie vom Anfänger so leicht verwechselt werden können, eine Anführung verdient. Hier trennte der Vf. die intransitive und transitive Bedeutung unter Perfect und Aorist, und in δέδαα wird nicht bemerkt, dass es in Odys. θ, 448 der Aorist ist. Auch Hesychius hat den Aorist δέδαον, ἐδίδαξαν. — Unter βιβρώσκω fehlt βεβρωκώς und βεβρώθοις aus Homer. — Unter ἄνωγα fehlt sehr viel; ἄνωγμεν wie ἔοιγμεν, *Hym. Hom.* 2, 350 ἀνώξω, ἤνωγον, ἠνώγεα, ἠνώγει, ἠνώγεον. Wir kommen weiter hin noch einmal darauf zu sprechen. — Das Verbum ἄνω, ἀνύω, ἀνύτω fehlt gänzlich. Eben so ἀέξω unter αὔξω oder αὐξάνω, da der Vf. doch sonst dichterische Verba anführt. Γέντο, (er fasste) ein altes Verbum im Homer, wovon weiter nichts vorkommt. — Schade, dass der Vf. das *Digamma aeolicum* nicht daran gemerkt hat, das wäre ein gutes Exempelchen mehr zu καυάξαις gewesen. Γέντο mit der äolischen Adspiration st. ἕντο, und mit dorischer Verwechselung von ν und λ ist ἕλτο statt ἕλετο. So hat *Alcman* st. κέλετο, κέλτο, κέντο. Das ε des Plusquamperfects oder Imperfects wird im Homer oft ausgestossen, ἄλτο, πάλτο, λῦτο, λέκτο. Hesych. hat eben so γέννου· λάβε, also für ἕλου. Ausserdem musste noch bemerkt werden, dass die dorischen Dichter, als Theocrit, Moschus, γέντο statt ἐγένετο brauchen. S. 223 scheint uns die Note einen Widerspruch zu enthalten: „Wenn man, wie gewöhnlich, geschieht von εἶπον, εἶπας als Thema εἴπω annimmt, so nimmt man zugleich ohne Noth die grosse Anomalie an, dass das Augment ει durch alle Modos bleibt.“ Demnach muss man denken, der Vf. wolle nur εἴπω annehmen. Nichts weniger! „Es ist ganz analog, dass in der ältesten Sprache erst ἔπω (woher ἔπος) — also wird ja doch ἔπω angenommen! — dann εἴπω existirt habe.“ Diess hätte sich doch anders ausdrücken lassen, wie auch gezeigt werden konnte, dass εἴπω aus ἑέπω, wie εἵργω aus ἑέργω entstand, indem die älteste Sprache das Augment auch an das Präsens hing, eben wie unsere ältere deutsche Sprache. S. 228 unter δείκνυμι steht eine sonderbare Behauptung. Oben heisst es δείδεγμαι steht für δέδειγμαι

μαι und in der Note: es beweise die Reduplication δει, dass die Hauptsylbe eben so ausgesprochen worden, weil jene sonst nicht Statt finden könnte. Auch wenn es von δείκω kommt, könnte die Reduplication doch nicht δει heissen. Wer sieht nicht, dass es eine Umstellung der langen Sylbe ist, des Verses wegen? Dass das ι nicht ursprünglich im Worte lag, und nicht wesentlich ist, lehrt die ionische Form δέκω und δόκω. Warum also nicht δέκω, δείκω, wie πέκω, πείκω und andere angenommen? ob gleich der Vf. darin Recht hat, dass man δείδεκτο besser von δείκω, d. i. ἐκτέταμαι τὴν χεῖρα als von δέχομαι ableitet. Aber dieses δέχομαι, woher kommt es? und warum ist über δεδεγμένος, δέξομαι, δεδέξομαι, δέξο, δέδεξο nichts gesagt, und warum in δεδέγμενος;— ποτιδέγμενος der Accent wie in einem Präsens gesetzt? — Unter δείω fehlt das neue Thema δεδίσκω, und wenn δίομαι bloss, ich *scheuche* heissen soll, δεδίσσομαι ich *schrecke*; wer kann damit im Homer zu recht kommen? Unter δέρκω fehlt ἐδράκην, δρακείς, und die neutr. Bedeutung von δέδορκα scheinen, leuchten, bey Homer und Pindar. Δήω, δήεις, δήομεν soll ein altes Verbum seyn, wovon nichts weiter vorkommt: ich *werde finden*. Es ist die ionische Form von δάω. Aber bey dieser Art, die Bedeutung in die allerallgemeinsten Ausdrücke zu fassen, kann man beynahe aus jedem Tempus ein altes Verbum machen. — S. 234 ist wieder eine von den traversirenden Behauptungen des Vf., dass ἐνίπτω, ἐνίσσω, ἠνίπαπε von ἴπτω *premo* drücken, kränken, herkomme und nicht zu ἐνέπω, ἤνισπον, ἐνισπεῖν *sagen*, gezogen werden dürfe. Warum? weil ἐνίπτειν im Homer durchaus *nie* alleinstehend *sagen*, wohl aber alleinstehend *schelten* bedeute. Wer dem Vf. nun glaubte? Man begreift nicht, wie er seinen Homer gelesen haben muss. Zuerst steht ἐνίψει *wird ansagen* Odys. λ. 147 μῦθον ἐνίψω, *werde androhen*; sodann steht ἐνίπτειν für schelten, stets mit einem Zusatz χαλεπῷ μύθῳ, ὀνείδεσι etc. Nur an ein paar Stellen fehlt der Zusatz, wo er aber, zufolge aller übrigen Stellen, durch eine Ellipse hinzugedacht werden muss. Endlich steht ἐνένισπεν sogar, wiewohl mit einem Zusatz, für *schalt*, Il. ψ. 473 wie κακὸν ἔπος für Schelte Il. ω. 767. Andere Dichter, deren Sprachgebrauch allerdings in Betrachtung kommt, brauchen z. B. Hesiodus ἔργ. 193 ἐνέπων σκολιοῖς μύθοισιν für schelten; Pindar Pyth. 4. 358 ἐνίπτων für ἐνέπων ansagend; *Eurip. Suppl.* 435 ἐνισπεῖν für schelten; *Apoll. Rh.* ἐνίψω beständig für sagen, ansagen, melden. Folglich gehören alle diese Formen zu dem Stamm ἔπω, εἰπεῖν, und gehen von der Bedeutung sagen, ansagen aus, nur dass ἐνίπτω und ἐνίσσω vorzugsweise *in malam partem* für drohen und schelten gebraucht werden, doch nicht ohne Zusatz. Nur allein ἴψαο in Il. α, 454. π', 236 scheint man richtiger von ἴπτω, βλάπτω abzuleiten. — Ferner ist nicht abzusehen, warum εἴρηκα nicht Perfectum von εἴρω seyn könne, welches *sagen* hiess, und dessen Futurum ἐρέω, ἐρῶ ist. Käme εἴρηκα von ῥέω her, wie der Vf. behauptet: so müsste es durchaus ἐῤῥηκα heissen, da kein mit ρ anfangendes Verbum ein anderes Augment als ε mit Verdoppelung des ρ hat. Eine Verlängerung des Vocals würde es mit ἤρδηκα von ἔρδω haben verwechseln lassen. Die passive Form εἴρομαι heisst einmal, ich lasse mir sagen, oder ich frage, dazu das Futurum εἰρήσομαι, ich werde fragen: sie hiess aber auch gesagt werden; dazu ist das Futurum ebenfalls εἰρήσομαι, wie στερήσομαι st. στερηθήσομαι und andere. Als Passiv braucht εἴρεται noch *Aeschyl. Eum.* 639 und *Aratus*, und εἰρήσεται als Passiv braucht auch Homer. Er braucht aber auch die active Form ἐρέων Il. η, 128 und das verschieden abgeleitete ἐρείομεν, Il. α. 62; von welchem ἐρέω, die Formen ἐρεείνω, ἐρευνάω in der Bedeutung fragen, forschen, ausgehen. Dieses Schwanken in den Bedeutungen darf uns bey Homer nicht befremden, und wird durch andere Worte, z. B. δίω hinlänglich belegt. Was nun den Aoristus I pass. betrifft: so hat Herodot noch εἰρέθη, der zu εἴρηκα, εἴρημαι gehört; ἐῤῥήθην aber ist von ῥέω statt ἔρω, ἐρέω, ohngefähr wie ῥέζω, ῥέδω, statt ἔρδω, *aeol.* für ἔργω. — Die unzusammengezogene Form ἐάφθη wird richtig zu ἅπτειν gezogen, wobey noch ἀνήφθη, ἀνῆψαν aus Homer zu vergleichen waren. Der Aorist εἴφθη von ἕπεσθαι soll nirgends vorkommen. Doch! Herodot 5, 1 περιεφθέντας τρηχέως, wie das Activ. τρηχέως περιέσπε I, 114. — In ἐγρήγορα fehlt ἐγρηγορόωσι aus Hom. und ἐγρήσσω. — Bey ζάω ist die ionische Form ζώω vergessen, die Herodot hat. — Auch fehlt Θάλλω, τέθηλα, τεθαλυῖα, (ἀνα) θηλήσω ganz. Zu θνήσκω sollte nicht θάνω, noch weniger θνάω als Stammform angenommen seyn, sondern θαίνω. Dieses θαίνω macht die Nebenform θείνω, *caedere* und *Hesychii* δαίνω· κακοποιῶ, κτείνω; ferner κταίνω und κτείνω, ταίνω, τείνω, δαίρω, δείρω, τάμνω, τέμνω, auch γαίνω, γαίνω und viele andere wahrscheinlich. — In θάπτω fehlt der Aorist ἐτάφθην, ταφθείς bey Herodot. — In καλέω fehlt das Futurum καλῶ, und κέκλημαι ich heisse, κεκλήσομαι. — Zu κεράννυμι fehlt κέρωνται Hom. Il. 4, 260. Die contrahirte Form des Futuri hat Hesych. aufbewahrt. — Ferner fehlt κεκληγότες und κεκλήγοντες, und κράζω gänzlich. — Unter κτείνω fehlt ἔκτανον und bey den Tragikern καίνω, ἔκανον.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Köln*, b. Hammer: *Die Nasiade. Ein komisches Heldengedicht, oder Herrn Wehls grosse Nase unter Sang und Klang durch 100 Nasenstüber unpoetisch geängstigt.* 1804. 64 S. 8. (8 gr.) Die hundert Einfälle, welche hier über eine grosse Nase zu Markte gebracht werden, sind freylich, wie es bey Einfällen zu gehen pflegt, mitunter etwas matt; aber doch im Ganzen genommen, ziemlich witzig und lustig; nur sollten sie durchaus etwas besser versificirt, und der Sprache nicht so viel Gewalt angethan seyn. Doch vielleicht wollte der Vf. dadurch den Zusatz auf den Titel „unpoetisch" rechtfertigen. Am schlechtesten hat sich bey dieser Collection der ältliche Schulcollege mit seinen Einfällen gehalten.

NTTZ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER 1805.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Fortgesetzte Beurtheilung der griechischen Grammatik von Buttmann.

In κυνέω, küssen, von κύω, wird gewarnt, es nicht mit κυέω zu verwechseln, wofür nach den Lexicis auch κύω vorkommen solle; allein die Beyspiele seyen unsicher, da es fast nur auf den Accent ankomme. Wenn dem Vf. alle die zahlreichen Stellen, wo κύει, κύουσα, κύομαι vorkommt, verdächtig zu seyn schienen: so hätten ihm die Derivata κυέω, κύος, κῦμα, κυμὰς, ἐγκύμων etc. den Verdacht benehmen sollen. Allein Hr. B. ist nicht gewohnt sich etwas ausreden zu lassen. Ganz dreist behauptet er „das altdichterische κυσσαμένη gehört zu κυνεῖν und ist ein Euphemismus.“ Fürwahr diese Verschleierung käme zu spät, da im vorhergehenden μίγη φιλότητι καὶ εὐνῇ alles gesagt ist! Und was ist denn indecent, wenn Homer auch sagt: von ihm schwanger gebar sie? Die ganze Note ist wohl nur eine δόξα und keine ἐπιστήμη? — Λελιμμένος soll nicht von λιάω seyn, da es zu keiner der Bedeutungen dieser Wurzel passe. Warum kann es denn nicht zu dem Stamm von λίτομαι, λίσσομαι, λίπτομαι gehören? und ist nicht λίω nur eine Nebenform von λάω, wovon λιλάω, λιλαίομαι in derselben Bedeutung? Dass es statt λελιλημένος stehe ist weniger wahrscheinlich. Die Vergleichung von ἔκπλαγος, welches für ἔκπλαγλος stehen soll, passt nicht: denn in diesem ist das λ in der Endsylbe gar nicht wesentlich, wie der Vf. vorgiebt. Von dem Particip ἐκπλαγεὶς wird nur ein Adjectiv auf — ης oder — ος, nicht auf λος; diese kommen nur von Primitiven. Also hiesse das Adjectiv ἐκπλαγὴς oder ἔκπλαγος, und mit Versetzung von λ, ἔκπαγλος. — Μῶμαι behält das ω nicht gegen die Analogie, da es von μώομαι ist, ionische Form für μάομαι, wie ζάω, ζώω; diess lehrt auch μαιμώω, μαιμώωσω. — Unter μένω fehlt μίμνω. Das μένω, wovon μέμονα, ich habe vor, ist kein anderes μένω als jenes, welches harren, bleiben heisst. Immer trennt der Vf., was so nahe verbunden ist. — Unter μίγνυμι fehlt ἐμίχθην und ἐμίγην, welches letztere auch bey den attischen Dichtern vorkommt. S. 237 in der Note zu ἔχω herrscht eine befremdliche Vergessenheit aller Analogie. Aus σχέω soll ἴσχημι, und aus ἴσχημι ἴσχω entstanden seyn, und das σ aus dem Spiritus asper von ἕχω st. ἔχω. Nach Seite 382 zu schliessen, müsste hingegen σχέω aus ἔχω fut. ἕξω, vermuthlich aufgelöst ἔχσω, versetzt σχέω, entstanden seyn und davon ἴσχημι. Aber wie kann von ἴσχημι, ἴσχω kommen, ein Barytonum von dem erst aus ihm gebildeten Verbum purum? Ferner, wie kann ἔσχον von σχέω seyn? Da kein Verbum purum aus sich einen Aoristus 2 bildet, sondern von der barytonen Stammform. Diese müsste ΣΧΩ gewesen seyn, welches der Vf. auch unter den Stämmen von ἔχω anführt, wohlweislich mit Unzialbuchstaben, die ihn des schwierigen Accents überheben. Aber diess wäre das erste und einzige Verbum, dessen Stamm aus einem blossen Consonanten bestände, und ganz unerhört. Soll aber ἔσχον st. ἔχον, wie ἔσπον st. ἕπον, seyn, und davon σχέω, ἴσχημι: warum nimmt der Vf. oben den Stamm ΣΧΩ an, der nie existirt hat, und schrieb so die Note zu S. 246, wo er sich gegen diese unphilosophische Methode heftig erklärt, gegen — sich selbst? Die ganze Note scheint aus der Luft, Hermann zu widersprechen, geflossen zu seyn: denn sonst musste der Vf. sich erinnern, dass σ sich gerne zu π und χ gesellt, ohne dass man nöthig hat, es aus dem Spiritus asper des Stammes herzuleiten. Der Vf. sucht überhaupt immer zu weit, was er in der Nähe haben könnte. S. 246 wird wegen μέμβλωκα ein altes Präsens μλόω vorausgesetzt, dessen jemalige Existenz gar keine Wahrscheinlichkeit hat. Aus μόλω, μολῶ, μεμόληκα contrahirt sich μέμβλωκα, wie aus μέλω, μελῶ, μεμέλεκα, μεμέλεται, μέμβλεται. Dort ist das ο mitgenommen, die Verwechselung mit μέμβληκα zu vermeiden. Das β gesellt sich zur Zusammenziehung von λ und μ; μ und ρ; ja μ und β werden nach Dialekten verwechselt, als *literae ejusdem organi*. Daher findet sich auch βέμβλωκα, und βέλλειν st. μέλλειν. Daher wird aus μολίσκω, βλώσκω, wie aus θορίσκω, θρώσκω. Wozu also Formen wie θράω, θρόω, μλόω, welche nach S. 217 Anblick und Gedächtniss verwirren? — Unter ὄλω, besser ὄλλω, wird ὀλέω angenommen, wegen ὀλῶ, ὤλεσα: dann hätte mit gleichem Rechte unter μέλω auch μελέω, unter μένω auch μενέω angenommen werden können. Hat denn der Vf. nicht bemerkt, dass die einfachste Art, ein Futurum zu bilden, durch έω ist, welches in ῶ zusammengezogen wird, da andere Dialekte noch ein σ einschieben, bald mit vorhergehendem kurzen, bald mit langem Vocal, und dass die äolischen Futura κέλσω nur Zusammenziehungen statt κελέσω, κελέω, κελῶ sind. — Bey ὄρνυμι gilt dasselbe, was oben gegen die Behauptung unter ἄρω erinnert ist. Das Perfect hiess auch ὤρορα, davon ὤρορε Il. V, 78. intran-

intransitive, und wiederum transitive als Aorist steht ὤρορε Odyss. τ 201, und sonst. Die Form ὀρώρομαι, ὀρώρεται, ὀρώρηται aus Homer fehlt ganz. — Fehlt ὀφέλλω ganz. — Unter πάομαι fehlt πατέομαι, πατέεσθαι, welches mit dem homerischen δατέομαι zu vergleichen war. Fehlt πείθω ganz, wobey doch manches zu sagen war. Das Futurum παθήσω möchten wir, durch Vergleichung von πιθήσω und andern, so lange in Schutz nehmen, bis eine genauere Lectüre der späteren Schriftsteller uns vom Gegentheil überzeugt hat. Unter πάθω hätte die ionische Form πήθω, πήσομαι, πήσας stehen sollen. Was über πέποσθε und ἐγρήγορθε abgesprochen wird, nöthiget uns keinen Glauben ab. Bey πέφνω war τέτμω zu vergleichen, und unter πίπτω, auch das dichterische πίτνω anzuführen. — Was über den Optativ πλείμην gesagt wird, beweisst abermals, dass der Vf. die Stammformen zu ihrem Zusammenhange nicht übersieht. Warum bloss πλάω annehmen, da πλέος, *pleo*, *impleo*, πλέθρον, auf πλέω führen, und νάω, νέω, νήω, νήθω sich ungefähr wie πλάω, πλέω, πλήθω verhält. — Unter πτήσσω fehlt πτώσσω. Unter πυνθάνομαι war die Verwechselung mit πύθομαι vorzubeugen. Unter σεύω war zu bemerken, dass es, wie mehrere Stammworte, intransitive und transitive Bedeutung, hetzen und setzen, d. i. springen, hatte, und nur ein anderer Dialekt von θέω, θεύω rennen, laufen ist. Unter σκελέω war nicht σκέλλω allein, sondern auch σκάλλω, wie βάλλω, βέλλω, στάλλω, στέλλω, anzunehmen, wovon das Futurum σκελέω hiess, das seiner Natur nach die Idee eines Präsens involvirt, und daher als neues Präsens regelmäsig weiter conjugirt werden konnte. Mit den aus den Futuris gebildeten αὔξω, ἕψω, welche αὐξήσω, ἑψήσω formiren, hat es eine gleiche Bewandniss. — In ῥέω wird gelehrt, dass aus dem Aorist ἐῤῥύην, das Perf. ἐῤῥύηκα gebildet sey, und eben so aus ἐχάρην, κεχάρηκα unter χαίρω, von einem Grammatiker *ex professo* wirklich zu stark!

Unter φέρω fehlt der Aorist ὦσα in ἀνῶσαι bey Herodot. I, 157. — τάγω war unter τείνω zu bringen, wo das Stammwort τάω, wovon noch τῆ, *nimm*, und die Tempora τέτακα, τέταμαι etc. ganz vergessen sind. — Unter τεύχω fehlt τετύκοντο, und das gar nicht ungewöhnliche Fut. τυχήσω, Aor. τυχήσας bey Homer und anderen zur zweyten Bedeutung, in welcher spätere, wie Diodor, auf das Perf. τετευχέναι brauchen. — τλάω sollte nicht angenommen seyn, sondern ταλάω, wovon ἐτάλασσε; das Perfect τέτληκα ist durch Contraction entstanden, wie βέβληκα, und der Uebergang in die Form auf— μι mit und ohne Reduplication nicht ungewöhnlich, wie der Vf. bey θνήσκω bemerkt, so wie in die Form des Präs. Passivi, da in Perfecto das Präsens des folgenden Zustandes liegt. Die Grammatik des Vf. enthält viel mehr Winke, als er selbst zu wissen scheint. — Unter τύπτω fehlt das attische τυπτήσω, wie bey στερέω, στερήσομαι st. στερηθήσομαι. — τρέπω mit dem ionischen τράπω, und τρέφω mit dem attischen τέτραφα fehlen ganz. In der Grammatik dergleichen zu finden, muss dem Anfänger schwer fallen, da durchaus keine Ordnung, Zusammenstellung und Übersicht herrscht, ja nicht einmal ein Register über die vornehmsten Sachen Auskunft giebt. — Die Form ὑπόσχομαι ist wohl nur ein Barbarismus der Späteren? — Unter φθίω scheint dem Vf. unbestreitbar, dass in Odyss. λ. 329 φθῖτο st. φθεῖτο, wie oben κ, 51, φθίμην geschrieben werden müsse; da φθεῖτο ohne Noth ein neues Thema voraussetze. Der Vf. hat zwar viele Themata, gegen seine Theorie, ohne Noth angenommen, und wir müssen diessmal uns die Erlaubniss ausbitten, auch φθέω annehmen zu dürfen, nicht dieser homerischen Stelle wegen, wo man der Gleichförmigkeit zu Liebe immerhin φθῖτο schreiben mag, sondern um folgender Worte willen, die davon herkommen: φθεῖ· θνήσκει; φθείης· φθαρείης; φθόη· φθίσις; φθόνος; φθείρω.

So viel mag genug seyn. Wir hätten das Verzeichniss leicht vermehren können, wenn wir nach des Vf. Vorgang, alle die Verba, deren Tempora sich mit andern verwechseln lassen, alle seltenen nur in einzelnen Temporibus oder Personen vorkommenden, alle welche doppelte Formen des Präsens haben, etc. hätten anführen wollen. Man kann bey einem solchen Verzeichniss leicht zu viel oder zu wenig thun, und wir würden mit des Vf. Auswahl im Ganzen zufrieden seyn, wenn die einzelnen Verba in sich vollständiger angegeben wären.

Die Prosodie ist diessmal zwar etwas umständlicher als sonst, im Ganzen aber doch zu kurz abgehandelt. Über *muta cum liquida* wird eine Regel nach Dawes gegeben, welche dieser nur auf die Tragiker einschränkte, Hr. B. aber so stellt, als erstreckte sie sich über alle Dichter, ohne Unterschied der Zeiten und der Dichtungsarten. So sollen die *mediae* β. γ. δ., wenn sie vor λ. μ. ν. stehen, eine wahre Position machen; hingegen vor ρ nicht, und die Festigkeit dieser Regel aus den attischen Dichtern erhellen, welche das Augment in ἔβλαψε, ἔγνω u. d. g. ohne Ausnahme lang brauchen; (Kurz braucht es doch *Soph. Electr.* 440. *Philoct.* 1311, an welcher letzteren Stelle wenigstens keine Umstellung möglich ist. Vielmehr stellen sie dergleichen Worte an die ungleichen Stellen des Verses, aus denen nichts zu schliessen ist) und dagegen in ἔγραψε, δέδραμαι etc. immer kurz. (Sophocles braucht ἕδρας lang gleich im 2 Vers des *Oed. tyr.*) Über die tenues und adspiratas vor den liquidis wird gar nichts ausgesagt, welche bey den ionischen Dichtern fast immer eine lange Sylbe machen, bey den Attikern hingegen meist eine kurze, wie ποτμός, ἀκμή, τέκνον, etc. Dieser Abschnitt konnte, nach den neuesten Vorarbeiten, viel befriedigender ausfallen.

Umständlicher hingegen ist die Syntax behandelt, wie der Augenschein lehrt, indem sie gegen die vorige Ausgabe über die Hälfte vermehrt erscheint; und wenn auch gleich in dieser neuen Gestalt noch manches zu wünschen übrig bleibt: so zeichnet sich doch Hn. B. Bearbeitung dieses, wegen der

der Menge des von alten und neuen Auslegern Zusammengetragenen, für sehr schwierig geltenden Theils der griechischen Grammatik vor allen anderen deutschen Bearbeitungen rühmlichst aus, und verdient Beyfall und Ermunterung. Besonders brauchbar ist der Artikel über das Medium, dem nur noch mehr Beyspiele zu wünschen wären; weniger der von den Temporibus, wo nur von dem Aorist der Vergangenheit, nicht von dem des Präsens und Futurum gehandelt wird.

Dass die übrigen Modi des Aorists, sobald der Zusammenhang die Zeitbestimmung überflüssig mache, ganz einerley mit dem Präsens seyn sollten, ist falsch. Aus der angeführten Stelle des Demosthenes *Philip.* I. (p. 44 *Reisk.*) erhellt diess nicht; sondern παρασκευάσασθαί φημι δεῖν τριήρεις πεντήκοντα heisst: „Funfzig Galeeren müssen *in Bereitschaft seyn*“ und nicht: sie müssen angeschafft werden. Diess könnte sich lange hinziehen. Das Folgende εἶτα οὕτω τὰς γνώμας ἔχειν aber ist ein Zustand, der fortdauern soll. Eben so die folgende Stelle: ἵνα — ἔχῃ ἡσυχίαν ist ein Zustand, der bleibend seyn soll. Aber ληφθῇ konnte unmöglich λαμβάνηται heissen: denn der Moment, wo man ihn verhaftet, kann sich doch nicht zu Stunden, Tagen oder Wochen, zu keiner währenden Handlung ausdehnen!

Nicht minder macht es beym modus imperativus einen Unterschied, ob der Aorist oder das Präsens stehe. Gewisse Handlungen können fast nicht anders als im Aorist geboten werden, weil nicht ihr Währen, sondern ihr Vollendetseyn in Betrachtung kommt. In dem aus Demosthenes angeführten Beyspiele, könnten ohne Ungereimtheit die Tempora nicht verwechselt werden. In ἐπειδὰν ἅπαντα ἀκούσητε, κρίνατε wird eine einmalige Handlung für diesen Fall geboten, die noch ausserdem mit dem Anhören der Gründe parallel läuft, und mit der Vollendung jenes auch vollendet ist: denn das κρίνατε drückt nicht bloss das Fällen des Urtheils, sondern auch das mit dem Anhören gleichzeitige Bilden desselben im Geiste aus. Hingegen in μὴ πρότερον προλαμβάνετε wird eine bey einem jedem Publicum sehr gewöhnliche Handlung, die bis zur Abhörung der Gründe fortwährt, verbeten. Der Unterschied wird noch deutlicher bey γράφε und γράψον in die Augen fallen. Einem, der schreibt, werde ich γράφε zurufen können, und ihn dadurch zur Fortsetzung der angefangenen Handlung ermuntern; ich werde ihm aber auch γράψον zurufen, wenn ich wünsche, dass er mit seiner Arbeit fertig wäre. Dem Vf. scheint die Bemerkung des Apollonius Dyscolus, welche die Vf. der märkischen Grammatik, die Grammatik von Portroyal und Primisser anführen, nebst Reizens Note zu der ersten Stelle, entgangen zu seyn; sonst würde sie ihn zu einer genaueren Untersuchung unstreitig veranlasst haben.

Der Abschnitt von der Attraction verdient alles Lob. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass wir solche Sätze, aus Nachgiebigkeit gegen unsere (schlechte) Gewohnheit durch Commata trennen, da der Grieche sie in eins zog.

Besonders finden wir darin von einigen der neuesten Herausgeber gefehlt, die nicht nur bey der Attraction, sondern überhaupt zu viel Commata anbringen und den umgekehrten Acutus zu oft setzen, wobey eine bloss subjective, deutsche Art zu lesen zum Grunde liegt. Jede Nation hat die ihrige, und bey den alten Sprachen fällt es durch Construction, Stellung der Worte und Sätze in die Augen, dass sie unsere Art zu lesen nicht haben konnten, und unserer Interpunction nicht bedurften.

Überhaupt enthält dieser Theil der Grammatik noch viel einzelne schätzbare Beobachtungen und Winke, bey denen wir uns aber nicht aufhalten können, indem unsere Betrachtung noch einen Abschnitt erheischt, über welchen ein fremdes Urtheil zu erfahren dem Vf. nicht unlieb seyn dürfte, da er auf diese Arbeit einen besonderen Werth zu legen scheint. Wir gehen zu den Excursen über einige anomalische Perfecta fort.

Von den Grammatikern, sagt der Vf., sey von jeher bemerkt worden, dass einige Perfecta ein ω, andere ein ο einschalten. Er erklärt im Voraus, dass er sich nicht auf die Untersuchung einlasse, wie solche Einschaltungen entstanden sind, sondern sich begnüge, das Factum darzuthun.

Die Perfecta quaestionis sind εἴωθα, ἀγήοχα, ἔωκα, ἄωρτο, ἐδήδοκα, ἀνήνοθε, ἐνήνοθε, ἄνωγα.

Es ist auffallend, wie der sonst so skeptische Vf. auf einmal den Grammatikern unbedingten Glauben schenkt, ihre Behauptung unbesehen annimmt, und nur ihren Erläuterer macht. Es wäre ja wohl möglich, dass die Grammatiker ganz falsch gesehen, und was sie für eine Einschaltung ausgeben, eine blosse gar nicht ungewöhnliche Verwandlung des Stammvocals wäre. Sie sind überhaupt mit der Synkope und Epenthesis sehr freygebig, und ihre Art, mit der Sprache umzugehen, gleicht eher einer Flickschneiderey, als einer gelehrten und philosophischen Methode.

Die Untersuchung des Vf. nimmt daher einen ganz verkehrten Gang. Statt mit dem Beweise anzufangen, dass die Bildung dieser Perfecta aller gewohnten Analogie widerspreche, und dieses ω oder ο nicht auf dem Wege, wie sonst in den zweysylbigen Primitiven ε und οι im Perfect in ο und οι verändert wird, entstanden seyn könne, und folglich eingeschoben seyn müsse; setzt er diess als ein Factum voraus, und sucht nun die untauglichsten Stämme, schiebt eben ω und ο ein, und sagt nun hinterher, diese Perfecta bewiesen und begründeten die Einschaltung des ο. Allerdings! Wenn man ο einschaltet, so ist es eingeschaltet, *quod erat demonstrandum.*

Der Vf. erlaube uns, ihn zuförderst an eine alte Bemerkung zu erinnern, die ihm entfallen zu seyn scheint, die nämlich, dass man aus den Derivativformen des *Perfectum medii* schliessen kann auf die Gestalt und den Gebrauch dieses Perfectum; ferner, dass sich aus diesem Perfectum die Gestalt des Präsens errathen lässt. Demnach mögen die nächsten Deri-

Derivata dieses Perfectum zugleich für dasselbe mitgelten. Nun finden sich folgende alte Perfecta und Quasiperfecta, als: ἔρρωγα, ἀρωγή, ἀνωχή, ἀγωγή, ὄκωχα, ὀκωχή, ἐδωδή, ὀδωδή, deren Präsentia ῥήγω oder ῥήττω, ἀρήγω, ἄκω, ἄγω, ἔχω, ἔδω, ὄδω oder ὄζω heissen. Folglich giebt es Perfecta, welche das ε des Präsens nicht nur, sondern auch das η und α desselben, in ω verwandeln, als woran der Vf. zweifelt. Will man die Verwandlung von α in ω nicht gelten lassen: so muss man die alte Form des Präsens zugleich mit η annehmen, welches η dann, wie sonst ε in ο, so in ω verwandelt wird; also statt ἄγω auch ἤγω, für welches ἤγω unter andern die Form ἠγέομαι beweisend ist. Dann st. ἄγωγα von ἤγω gemacht, wie ἄρωγα von ἀρήγω, ἔρρωγα von ῥήγω, wobey nur zu bemerken, dass die Reduplication in ἄγωγα von der anderen Form des Präsens, ἄγω, genommen ist, ein Fall, den wir gleich noch einmal wahrnehmen werden. Mit ἄγω, ἤγω sind verwandte Stämme ἔχω und (ἐν) ἐγκω st. (ἐν) ἔγχω, ἐνέχω. Diess lehren, ausser der Bedeutung, die vom Stamm ἔχω gebildeten Tempora, als ἀγήοχα und ἐνήνοχα; nämlich von ἔχω ist das Perfectum ὄχα, mit dem Augment ἔοχα, das Augment verlängert ἤοχα, die Reduplication von ἄγω genommen, ἀγήοχα; und von ἐνέχω, ἐνέγκω, das Perfectum ἐνήνοχα.

Von ἔθω, welches der Analogie der zweysylbigen Barytona folgt, ist das Perfectum ὄθα, mit dem Augment ἔοθα, contrahirt ὦθα, von neuem augmentirt ἔωθα, und verlängert εἴωθα, wie εἰλήλουθα u. a. m. Wo ist hier ein ω eingeschoben? Liess der Vf. doch auf dieselbe Weise ὄκωχα von ἔχω, ὄχα, ἔοχα, ὦχα entstehen; warum nun nicht eben so ἔωθα von ἔθω? Von ἀείρω, eigentlich ἀέρω (denn das jota ist eingeschoben, wie in ἀγείρω) hiess das Perfectum wahrscheinlich ἤορα, davon μετήορος, und mit äolischer Übertragung des ο in das Passivum, ἤορμαι, ἔορται, wovon ἀορτή und ἀορτήρ, ἀορτέω, übrig sind. Es hiess aber auch αἶωρα oder ἄωρα, wovon αἰώρα, und im Passivum ἄωρμαι, wovon ἄωρτο. — Von ἕω hiess das Perfectum st. εἶκα, wahrscheinlich auch ἕοκα, ὦκα, ἕωκα, in Passivum ἕωμαι, wovon das biblische ἀφέωνται. Wir fragen abermals, wo ist hier ein ω eingeschoben?

Das Perfectum ἐδήδοκα leitet Eustathius von ἐδέω ab, eine Form, die zwar nicht vorkommt, sonst aber nicht ohne grosse Analogie ist. ἐδήδοκα wäre dann wie ἀρήροκα gebildet, nicht weil die attische Reduplication hinzutritt, mit kurzem ο; sondern, weil, wie in ἀρόω, das ο in Futurum nicht verlängert ward. Weil indess die meisten sich gegen die Annahme historisch nicht attestirter Formen sträuben möchten: so bestehen wir keinesweges auf ἐδόω, sondern nehmen ἔδω gleich mit einem Futurum ἐδέσω und ἐδήσω an. Das Perfect ἐδήδεκα verwandelte nun sein ε in ο, wie πέπουθα und andere. Also ist auch hier das ο nicht eingeschoben, sondern verwandelt.

Hr. B. nimmt zu ἀνήνοθε und ἐνήνοθε verschiedene Stämme, zu jenem ἄνθω, zu diesem ἔνθω an. Jenes ἄνθω leitet er von ἀνὰ und der Verbalendung θω ab, mit der Bedeutung von aufsteigen, aufgehen, daher ἄνθος, vom aufsteigen, aufgehen der Blüthe, dieses ἔνθω aber von ἔθω, sitzen, woven ὄθος, Sitz, Wohnung, ἦθος, Gewohnheit, ἔθω, ich bin gewohnt. — Im Etymologisiren ist der Vf. nicht sehr glücklich; sonst würde er an die Möglichkeit gedacht haben, ἄνθος von ἄζω, ἄθω, *spiro*, wie ἄωτος, abzuleiten. — Zuförderst ist nicht abzusehen, warum in ἐνήνοθε durchaus der Begriff des Sitzens oder Liegens ausgedrückt seyn solle; denn in allen jenen Stellen, die der Vf. anführt, lässt sich poetischer der Begriff der Bewegung, des Wallens, annehmen, so gut wie in ἀνήνοθε. Es ist also kein Grund vorhanden, zweyerley Stammworte vorauszusetzen. Ja, wenn man dem Vf. auch zugiebt, in ἐνήνοθε sey der Begriff des Liegens oder Sitzens ausgedrückt; in ἀνήνοθε der des Emporsteigens: so kann man doch mit einem Stammwort für beides auslangen, wenn man ἕω, ἔθω oder ἔθω annimmt, da ja ἕζω und ἔθω von ἕω, ἵημι *mittere* ausgeht. Sonach wäre von ἔθω, oder ἔθω, das Perfect ὄθα, mit den Präpositionen ἀν und ἐν, ἤνοθα, ἀνήνοθα, ἐνήνοθα, in der intransitiven Bedeutung von aufsteigen, aufsitzen; und das Einschieben des ο fällt ganz weg. — Seit *Hemsterhuis* leiten mehrere ἀνήνοθε und ἐνήνοθε von ἀνόθω und ἐνόθω, in beiden Fällen mit dem Begriff der Bewegung ab, der, wie oben bemerkt worden, sich sehr gut in allen Stellen, wo ἐνήνοθε vorkommt, anwenden lässt. So scheint auch *Rufinus*, *Epigr.* 31. jenes ἐπενήνοθε λάχνη verstanden zu haben, indem er es durch ἐπισκιρτῶσιν ἔθειραι sehr artig nachahmt. Rec. entscheidet für keine der letzteren Ableitungen; aber wahrscheinlicher als die des Vf. müssen sie auf allen Fall dem Unbefangenen vorkommen. Der Vf. bemerkt übrigens nicht, ob ἀνήνοθε und ἐνήνοθε überall Perfecte und nicht auch Aoriste seyen.

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, im Industrie-Comptoir: *Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung, zum Unterricht in der Geographie.* 4 Hefte, jeder mit 6 illuminirten Blättern und einem Blatt gedruckter Erklärung derselben. Querfol. (4 Rthlr.) Diese Abbildungen sind meist mittelmässig, die beygedruckten Erklärungen weder unterrichtend noch befriedigend genug für die Jugend. Um aber unsere Leser näher mit dem Inhalt dieses Werks bekannt zu machen, wollen wir hier die Gegenstände anzeigen, welche im ersten Heft desselben abgebildet sind. 1) *Der Wirbel im Donaustrom.* 2) *Der Strudel im Donaustrom.* 3) *Der grosse Geiser in Island.* 4) *Der Porcellanthurm in China.* 5) *Der Felsenbogen der Bullers bey Buchan in Schottland.* 6) *Troska in Böhmen.* Von den Erklärungen mögen gleich die beiden ersten zur Probe dienen. „1) *Der Wirbel im Donaustrom.* Dieser Wirbel befindet sich zwischen dem Marktflecken Sturm und St. Nikola, etwa 200 Klaftern weit von dem Strudel. Auf dem Felsen, welcher den Strom verursacht, und der Hausstein heisst, steht ein alter Thurm. 2) *Der Strudel im Donaustrom.* Dieser Strudel liegt in der Donau unter der Stadt Grein in Oesterreich. Er ist ungefähr neunzig Klafter breit, und durch die hervorragenden Felsen in drey Kanäle, das Waldwasser, den Strudel und den Wildriss, abgetheilt."

—y—H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 OCTOBER, 1805.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Beschluss der Beurtheilung der griechischen Grammatik von Buttmann.

Wir gehen zu ἄνωγα über. Was der Vf. S. 379 in der Note bemerkt, dass es in der ganzen griechischen Sprache kein Perfectum gebe, das weiter nichts thäte, als das ω des Präsens in α verwandeln, *selbst nicht mit dem Augment*, befremdet uns in der That. Es muss den Vf. sein Gedächtniss verlassen haben. In einer Grammatik, die mit so viel Prätension erscheint, wie die Vorrede verräth, sollte man sich doch vor solchen Äusserungen in Acht nehmen. Was thun denn λήθω, σήπω, γήθω etc. im Perfecto anders, als das ω des Präsens in α verwandeln mit Hinzufügung des Augments? Warum soll ἄνωγα statt ἤνωγα nicht das Perfect von ἀνώγω seyn können, sondern ἀνώγω ein neues Präsens vom Perfect ἄνωγα seyn? Hier ist nur zu verwundern, dass alsdann das erste α ohne Augment ist, welches doch sonst in diese vom Perfect gebildeten Präsentia mit übergeht. Das ω in der Mitte soll seyn, weil die attische Reduplication fehle. Allein ὄρωρε, ἄρηρε hat die attische Reduplication und doch das ω und η. Aber es ist nicht durchaus wahr, was der Vf. S. 100 behauptet, dass der lange Vocal nach der attischen Reduplication verkürzt werde. Der Vf. nimmt ein Präsens ἄγγω an; aber wie kann von ἄγγω ein Perfect ἄνωγα entstehen? Unmöglich! Erstlich haben alle diese Verba mit γγ oder γχ kein Perfectum von sich, sondern von der Stammform; oder es endiget auf γχα, wie λέλογχα von λέγχω. Dieses ἄγγω kann doch von nichts anderem, als von ἄγω abstammen, wie κλάγγω st. κλάγω etc., und wenn ἄγωγα das Perfectum seyn soll, so kann es nur von der Stammform kommen. Der Vf. zweifelt indess, dass ἄγω unter diese Wortverwandtschaft gehöre, weil ἄγωγα durchaus bloss den Begriff des Gebieten, nicht den des Anführen und Herrschen habe. Ein nichts bedeutender Zweifel: denn wie oft haben Perfecta nur die Bedeutung des nächstfolgenden Zustandes. — Rec. leitet demnach ἄνωγα von ἄγω ab. Wie aber nichts gewöhnlicher ist, als der Wechsel der Vocale in den Stammverbis so im Griechischen als im Deutschen: so setzen wir gleich die Wurzeln αγ, εγ, ηγ, ογ, die man zugleich durch die *tenues* und *adspiratas* variabel sich denken muss. Von ἄγω ist die ionische Form ἥγω, wozu ἔχω mit gehört. Für ὄγω spricht, ausser ἄρω, ἔρω, ὄρω; die ihre Bedeutungen miteinander theilen, ohngefähr wie λέγω, λήγω, λέχω, ἐλέγχω, λέσχω, zusammengehören, ὀγμὸς st. ἀγμὸς, ὀχετὸς st. ἀγετὸς d. i. ἀγωγὸς und andere, die wir der Kürze wegen übergehen. Ferner wird ἔχω, durch das von ihm gebildete ἐνήνοχα, und ὀχέω, wieder mit ἄγω verknüpft. Demnach sind hier zweyerley Stammformen in der Bildung zusammengeflossen. Nämlich: ἥγω, ἔχω, ὄχα, ἔοχα, ὦχα, ἤοχα, reduplicirt aus ἄγω, ἀγήοχα; ferner ὄγα, ἔογα, ὦγα, reduplicirt aus ἄγω, ἄγωγα; ferner ὄγα, ὦγα, mit ἀνὰ zusammengesetzt, hinanführen, hinantreiben, davon ἄνωγα, st. ἤνωγα, und von ἄνωγα das Präsens ἀνώγω. Der Vf. wirft die Frage auf, „ob das Präsens ἀνώγω selbst im Homer ächt sey? Er habe davon bloss die dritte Person ἀνώγει ziemlich oft. Aber diese sey ihm auch Plusquamperfect. d. h. Imperfect. der Bedeutung nach. Triebe ihn irgend eine metrische Noth zu dieser Amphibolie, so müsste man zufrieden seyn. Aber jenes Präsens ἀνώγει stehe *immer am Ende* des Verses; warum also nicht im Perfect. geblieben, und ἄνωγεν gebraucht, wie ἄνωγα? Und dass Homer so *gesungen*, sey ihm (dem Vf.) fast gewiss; ob aber auch unsere Editionen so schreiben dürfen, sey eine andere Frage, deren Beantwortung heut zu Tage nur Einem gebühre." Zuförderst ist es nicht an dem, dass jenes Präsens ἀνώγει *immer* am Ende des Verses stehe. Es steht am Ende des Verses, und ist dennoch Imperfectum Odyſ. π, 330. Zum andern hat der Vf. nicht bedacht, dass dieselbe Amphibolie, welche er durch seine Änderung zu heben sucht, in ἄνωγε zurückkehrt, welches Homer auch für das Imperfectum braucht. Zum dritten sind solche Änderungen im Homer uns gänzlich unerlaubt, da in der homerischen Kritik gar nicht mehr die Rede davon seyn kann, die eigenen Worte des oder der ersten Sänger herzustellen; sondern uns bey dem zu beruhigen, was die besten, alexandrinischen Kritiker darüber festgesetzt haben. So bestimmt und deutlich sich auch *Wolf* noch neuerlich über die Unzulässigkeit der Conjecturalkritik im Homer erklärt hat: so wenig können unsere neuesten Kritiker dem *pruritus* widerstehen, in die homerischen Gesänge diejenige Conformität hineinzuemendiren, welche ihnen abgeht, und deren Abgang bemerkt zu haben gerade das Hauptverdienst jenes ersten Kritikers ist und bleiben wird.

Wir wiederholen unsere Frage: wo ist in allen den angeführten Perfectis ω oder ο eingeschoben? ist nicht auf dem natürlichsten und anologischsten Wege seine Entstehung von uns nachgewiesen? Aber der

der Vf. liebt das Beſondere, das, worauf, auſser ihm, Niemand verfällt, und ſo erwarten wir keineswegs, daſs er uns beyſtimme; wohl aber, daſs er künftig, um ſeine Behauptung durchzuſetzen, andere und treffendere Beweiſe vorbringen werde.

Φλλλν.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bran, u. in Comm. b. Hoffmann daſelbſt: *Nordiſche Miſcellen.* 1804. I Bd. 419 S. II Bd. 424 S. 1805. III Bd. 416 S. IV Bd. 1, 2 Heft. 144 S. 8. (Jeder Band beſteht aus 6 Stücken und koſtet 2 Rthlr.)

Miſcellen im Norden geſammelt, und nicht bloſs den Norden betreffend, ſoll der Leſer in dieſer Zeitſchrift finden, welche ſich hauptſächlich beſtreben will, auf allgemeines Intereſſe hinzuarbeiten. Wäre das allgemeine Intereſſe durch Vielfältigkeit der Gegenſtände zu erregen: ſo könnten dieſe Miſcellen ihren Zweck nicht leicht verfehlen; wird aber intereſſante Behandlung intereſſanter Gegenſtände erfordert, um auf das allgemeine Intereſſe Anſpruch zu machen: ſo iſt dieſe Zeitſchrift noch fern von der Erreichung ihres Zwecks. Die eigentlichen *Zeitſchriften* haben vor den Zeitungen den Vortheil, daſs ſie den Stoff, welchen dieſe einzeln aus den Begebenheiten der Zeit aufnehmen, unter beſtimmte Anſichten zuſammengefaſst, den Leſern aufſtellen können. Nicht Neuheit der Berichte iſt es, was ihnen Werth giebt, und durch ihr periodiſches Erſcheinen geben ſie ſelbſt den Anſpruch auf dieſen Vorzug auf, ſondern Vollſtändigkeit der Darſtellungen. Zeitſchriften, welche nicht ausſchlieſslich ſich für eine gewiſſe Gattung der Begebenheiten beſtimmen, z. B. für die politiſchen, haben, wenn ſie ihrer Idee treu bleiben wollen, in ihren Darſtellungen nicht nur gleichartige Gegenſtände, z. B. die Veränderungen der politiſchen Verhältniſſe, oder die Ausbreitung des Handels, ſeine Störungen und Beförderungen, oder die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, ihre Bereicherung durch Entdeckungen, Erfindungen oder Ergründungen unter einen feſten Geſichtspunkt zu faſſen, ſondern auch in dieſen verſchiedenartigen Gegenſtänden die Beziehungen aufzuſtellen, und ſo die zerſtreuten Strahlen einzelner Begebenheiten durch Vermittelung der Ideen in ein erkennbares Bild des unſichtbaren Geiſtes der Zeit zuſammenzufaſſen. Unvollkommen wird zwar freylich ein ſolches Bild bleiben, allein unvollkommen nur in Beziehung auf die, während der Zeit nie zu erreichende Ausdehnung; und eine ſolche Vollkommenheit wird Keiner verlangen, als der, welchem das ganz fremd iſt, was er verlangt. Um ihrer Idee treu zu bleiben, beſchäftigt ſich eine Zeitſchrift mit vollem Rechte, nicht allein mit den neueſten Ereigniſſen der Zeit; ſie blickt auch zurück in das Vergangene, und ſtellt es vergleichend und in mancherley Beziehungen dem Neuen an die Seite; ihr iſt nichts fremd, weil ihr die geſammte Zeit ein Ganzes iſt, deſſen Glieder nie ohne Beziehung auf einander ſind; nichts kann ihr auch zu klein ſeyn, denn nur die Anſicht nimmt den Dingen ihre Bedeutung und giebt ſie ihnen.

Oft ſind aber die Perioden der Zeitſchriften zu kurz, als daſs nach ihrem Verlauf von etwas Vollendetem die Rede ſeyn könnte. Die Begebenheiten entwickeln ſich nicht in abgemeſſenen gleichen Zeiträumen, und gleichwohl — ohne noch auf merkantiliſche Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen — erfordert die Natur einer Zeitſchrift eine periodiſche Erſcheinung, wäre es auch nur um in die Verſchiedenheit der Epochen, welche die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände herbeyführt, einige Einheit zu bringen. Es ſind daher ruhende Gemälde z. B. Charakterſchilderungen, Anekdoten, Auszüge aus bedeutenden Werken, oder, inſofern auf Kunſt Rückſicht genommen wird, Nachrichten von Kunſtwerken, von ihrer Aufnahme und vorzüglich Gedichte ſelbſt die natürlichen Stellvertreter der eigentlichen Gegenſtände einer Zeitſchrift. Hierin nähert ſie ſich alsdann durch die Noth gedrungen der Natur der Zeitung. Mit Recht fordert alſo der Leſer von dieſem Inhalt der Zeitſchrift, auſser der Beziehung auf den Hauptzweck, auch Neuheit, dafern nicht beſondere Beziehung dem Alten eine Bedeutung ertheilt, in welcher es die Stelle des Neuen vertreten kann.

Daſs nicht alle Zeitſchriften dieſer Idee entſprechen, daſs im Gegentheil viele nur den Zweck haben, wöchentlich oder monatlich die Leſer zu beſchäftigen, fallt in die Augen. Dieſe, wiewohl ſie ihrem Zweck nach weit unter jenen ſtehen, ergreifen doch zuweilen, theils um mehr Claſſen von Leſern zu intereſſiren, theils um mit einem beſſeren Schein zu blenden, die Mittel, deren die eigentliche Zeitſchrift ſich bedient, um ihre Reſultate aufzuſtellen. Sie nehmen Politik auf, damit das gemeinſte Intereſſe in ihnen Etwas finde; ſie ſprechen über Handel, damit der Kaufmann nach ihnen greife; ſie würzen ihre Hefte mit Kritik des Theaters, mit Anekdoten, mit Gedichten, um dem modiſchen Belletriſten einige Unterhaltung, oder Stoff zu Unterhaltungen zu geben. So findet ſich auch hier, wie überall, neben dem wahren, aus der Idee hervorgegangenem Weſen, ein Scheinbild, deſſen Zweck bloſs iſt, die Mittel zu ſeiner Exiſtenz zu erwerben. Wenn jenes in ſicherer Ruhe die Begebenheiten unter einer ewigen Ordnung begriffen erblickt: ſo bemüht ſich dieſes mit unaufhörlicher Beweglichkeit, den vorübergehenden Launen des Augenblickes ſich anzueignen, und da es, bey dem nie endenden Widerſtreit des Einzelnen mit ſich ſelbſt, auch dieſen unbedeutenden Zweck bey allem Ringen danach, doch immer zum Theil verfehlen muſs: ſo bildet es, von einem allgemeineren Standpunkte betrachtet, einen der komiſchen Charaktere, deren die Literatur ſo manchen auf ihrem Theater aufzuzeigen hat. Selbſt wenn eine ſolche Zeitſchrift der zweyten Art durch glückliche Wahl der Mitarbeiter, oder durch ein bewuſstloſes Ahnden des Unternehmers, ſich über die Gemeinheit des gröſseren Haufens erhebt, und ſich durch einzelne vorzügliche Darſtel-

lun-

lungen oder Gedichte auszeichnet, wie dieses in der That bey diesen Miscellen, besonders in der zweyten Hälfte des Jahres der Fall ist, so zeigt sich doch ihre, dem Idealen entgegengesetzte Natur, in dem Ganzen wie in dem Einzelnen, durch den ermangelnden allgemeinen Gesichtspunkt. Statt des politischen Überblicks, werden kurzgefasste Zeitungs-Auszüge das Fach der Politik füllen; die Darstellungen des Zustandes des Handels werden in kaufmännische Notizen vom Stand der Course u. dgl. sich verwandeln; die literarischen Nachrichten werden um die neue Literatur in ihren einzelnen Theilen zu umfassen die Theile vernachlässigen und das Ganze nicht erblicken lassen, und die Zeitschrift selbst wird die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts bloss in dem Zweck vereinigen, dass sie selbst existiren könne.

Die Hauptgegenstände dieser *nordischen Miscellen* sind *Politik* und *Handel*. Den meisten politischen Aufsätzen fehlt es zwar an dem, was wir in dieser Hinsicht von einer Zeitschrift fordern; indessen finden sich doch manche eindringende Blicke in die Geschichte der neueren Zeit. Die Nachrichten vom Handel lassen zwar ihre zu speciellen Angaben durch Hinsicht auf den Ort, wo die Miscellen erscheinen, entschuldigen; aber da eine Übersicht dieser Einzelnheiten für einen allgemeineren als den kaufmännischen Gesichtspunkt mangelt, so können sie ihren Platz in einer Zeitschrift nicht rechtfertigen. Unter den *Gedichten* zeichnen sich wenige aus, doch ist die zweyte Hälfte des Jahrgangs reicher und besser ausgestattet, als die erste. Eine bessere Auswahl wäre auch bey den *Anekdoten* zu wünschen. Was soll zum Beyspiel die alte Anekdote vom Todengräber, dem eine Kröte in einem Schedel Veranlassung gab, einen vor vielen Jahren verübten Mord zu entdecken, noch in einer Zeitschrift für das Jahr 1804? Die *Theaterkritik* ist etwas oberflächlich, selbst wenn sie durch Widerspruch bewogen wird etwas tiefer einzugehen. Ein Beyspiel giebt die Kritik über Hn. *Opitz* Spiel als Hamlet, und die nicht gründlichere Antwort des Vf. auf den Vorwurf der Ungründlichkeit. Die an *Rüsau* wegen eines vielfachen Todschlags in Hamburg vollzogene Todesstrafe giebt Veranlassung zu manchen interessanten Nachrichten, sowohl über diese That selbst, als über die Ordnung der peinlichen Untersuchungen in Hamburg. Weniger gelungen ist der Aufsatz *über Todesstrafen*, welchen jene Untersuchung veranlasst, und welcher die Begriffe von Vorsatz, Vollziehung des Verbrechens, Milderungs-Grund und Imputation zu sehr verwirrt, als dass man ein richtiges Resultat erwarten könnte. Die übrigen Aufsätze sind von dem verschiedenartigsten Inhalt, und freylich auch ihrem Inhalt nach sehr verschieden. Interessant sind einige Fragmente aus Reisebeschreibungen; zu loben ist es aber nicht, dass der Herausgeber auch Fragmente von schon gedruckten Büchern in seiner Zeitschrift aufnimmt. Im Ganzen werden daher diese Miscellen zwar nicht die Forderungen erfüllen, welche wir an eine eigentliche Zeitschrift zu machen berechtigt sind; aber sie werden doch unter der Nebengattung von Zeitschriften einen ehrenvollen Platz behaupten, und durch Mannichfaltigkeit der Gegenstände Leser verschiedener Art an sich ziehen und interessiren. Möchte doch aber der Herausgeber künftig bedacht seyn, seine Miscellen mehr von den entstellenden Druckfehlern zu säubern, welche den Leser beleidigen, indem sie von einer ungewöhnlichen Nachlässigkeit des Herausgebers durch ihre fast unglaubliche Menge zeugen. D. c. A.

Leipzig, b. Grieshammer: *Briefe über die Höflichkeit und den Anstand oder die feine Lebensart, für Jünglinge der gebildetern Stände.* 1804. 198 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. erklärt sich in der Vorrede seines Buchs dahin, dass er es für die Jugend geschrieben habe, um die Bildung ihrer Sitten befördern zu helfen. In 30 Briefen giebt er nun theils allgemeine theils besondere Regeln über Höflichkeit, Anstand, Geschäfts-Verbindung, Besuche, über das Benehmen bey der Conversation, bey der Tafel, dem Spiele, bey Bällen, Concerten, auf Reisen und selbst beym Briefschreiben. — Rec. muss sich laut und bestimmt gegen alle Schriften dieser Art erklären, theils weil sich die feine Lebensart gar nicht lehren läst, und schlechterdings nur mit und unter Menschen durch Umgang und Beobachtungsgeist erlernt seyn will; theils weil sie entweder wirklich auf eingeführten, oft unsittlichen und albernen Gebräuchen und Gewohnheiten beruht, oder doch zu vielen gedankenlosen und unmoralischen Handlungen verleitet, und gewöhnlich alle Originalität des Charakters unterdrückt. Es dürfte nicht schwer seyn zu erweisen, dass unzählig viele Unordnungen, Übel und läppische Vorurtheile, welche die Menschen in ihren socialen Verhältnissen schwer bedrücken, nur aus dem Widerstreite des Sittengesetzes mit der Regel des Schicklichen und der Unterordnung jenes unter diese entstanden sind. Indessen kann ein Buch dieser Art, wie *Knigge* es schrieb, dem Jüngling und Mann eine angenehme Lectüre gewähren, insofern es uns den geselligen Menschen kennen, und uns an fremden Erfahrungen unsere eigene Urtheilskraft üben lehrt. — Vorliegende Briefe aber enthalten nichts, was nicht ein Jeder, und auch der junge Mensch, schon oft gesehen, gehört, gedacht und an sich selbst erfahren haben, nichts, was nicht besser, und vieles, was gar nicht gesagt, am wenigsten gelehrt werden sollte. Zu dem letzteren gehört z. B. der auf S. 129 befindliche Rath: „beym Abschlagen zeige jederzeit ein Missvergnügen, ein Bedauern, dass dir die Gewährung unmöglich ist, sie nicht in deiner Gewalt steht.“ Eine probate Lehre, aus einem biederen jungen Mann einen gleisnerischen Heuchler zu bilden! Auf S. 185 wird der Rath ertheilt, *Whist* und *Trisette* zu lernen, damit man einen Platz in der Gesellschaft nach den Wünschen anderer ausfüllen kön-

könne. Das heisst doch wohl, den angehenden Weltbürger zu allen den Schwachheiten der Gesellschaft erziehen, über die er doch erhoben werden sollte! Die Schreibart ist gewaltig breit und mit Synonymen überladen, auch hin und wieder nicht sprachrichtig, z. B. S. 2 „dir die vornehmsten Regeln zu *entwickeln* und *darzustellen*.“ Ebendaselbst: „du wirst schon jetzt viele und in Zukunft noch mehrere, zumal junge Leute aus Familien, in welchen man eine sehr gute Erziehung voraussetzen sollte, *um* und neben *dir* sehen, deren Betragen sehr oft von ganz andern *Grundsätzen* und *Maximen* geleitet wird.“ S. 67 steht die Regel: „lass dich nie gehen.“ Rec. möchte Ältern und Erziehern zurufen: „gewöhnt eure Zöglinge nur, alle ihre Handlungen nach den Vorschriften des Sittengesetzes einzurichten, und — sie werden nie eigentlich unschicklich handeln; ihre feinere, gesellschaftliche Ausbildung überlasst der Welt und dem eigenen Beobachtungsgeiste.

nx.

Altenburg, b. Rink u. Schnuphase: *Neue Sammlung von Sprichwörtern zur Unterhaltung und Belehrung*, von *Sylvester Jacob Ramann*, Pfarrer zu Zimmern supra im Erfurtischen. 1804. Vier Bändchen; jedes etwas über 200 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Diese neue Sammlung unterscheidet sich von der älteren, die unter dem Titel: *Moralischer Unterricht in Sprichwörtern* u. s. w. Erfurt bey Kaiser herausgekommen ist, dadurch, dass jene für Kinder, diese mehr für Erwachsene bestimmt ist. Die Bearbeitung von Sprichwörtern ist nicht die leichteste Aufgabe, da bekanntlich fast jedes Sprichwort etwas schielendes hat. Doch jene Sammlung fand ihr Publicum, und diese wird es nicht weniger finden und verdient es auch. Wenn auch der Faden mancher Erzählung — wie der von Stephan, die im ersten Band anfängt und in den übrigen dreyen fortgesetzt wird — zu lang ausgesponnen, manches Sprichwort entweder nur im Vaterlande des Vf. ein Sprichwort oder überhaupt nur eine moralische Sentenz, der Sinn manches Sprichworts durch die Erzählung nicht vollkommen ausgedrückt, manche Reflektion zu sehr herbeygezogen und überhaupt des Moralisirens wohl ein wenig zu viel ist; wenn auch manches Sprichwort, z. B. Hagel und Brand segnet Gott mit milder Hand, und Unwissend sündigt nicht, gar nicht hätte aufgenommen oder doch wenigstens etwas anders dargestellt werden sollen, um nicht den diesen Sprichwörtern, unter dem Publicum des Vf., das doch grösstentheils aus weniger gebildeten Personen besteht, anklebenden irrigen Meinungen, wider Willen des achtungswürdigen Vf. Nahrung zu geben: so wäre doch in Wahrheit sehr zu wünschen: dass statt so vieler elenden das Herz vergiftenden Romane, oder politisirenden, die Köpfe solcher Menschen verrückenden Schriften, Bücher dieser Art in Verbindung mit für sie geeigneten Darstellungen geschichtlicher Gegenstände, wie die Anekdoten aus dem 18 Jahrh. des Hn. *Bauer* sind, und mit Erzählungen aus dem Reiche der Natur, zur Ausrottung des Aberglaubens, die Lectüre der Bürger und Landleute seyn möchten. Der Vf. giebt ihnen mitunter auch manchen lehrreichen Wink zur Beurtheilung religiöser Gegenstände, wie z. B. im 3 B. S. 138 und an anderen Orten. Auch Kindern kann, wie der Vf. will, diese Sammlung unbedenklich in die Hände gegeben werden, denn sie werden die Erzählungen, die fasslich geschrieben sind, verstehen, und keine wird ihnen ein Ärgerniss geben. Will der Rigorist dagegen einwenden: Dass doch viel von Liebe u. dgl. darin vorkommt, so legen wir ihm, statt aller Antwort die Frage vor: Wie er es anfangen wolle, um erwachsene Kinder in völliger Unbekanntschaft mit diesen Gefühlen zu erhalten, und ob es nicht gerathen ist, sie diese Bekanntschaft durch solche moralische Erzählungen machen zu lassen, denen ein vernünftiger Vater und Lehrer Ermahnungen und Warnungen, wenn es Noth thut, hinzufügen kann? — Die Sprache des Vf. ist hin und wieder etwas vernachlässiget, doch im Ganzen rein.

T. T.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Gräff: *Der schöne Tag. Ein rührendes Fest, gefeyert in der Kirche zu Schottenstein, und als Beytrag zum Guten gezeichnet von einem Augenzeugen.* 1805. 120 S. 8. (10 gr.) Eine Beschreibung der Einrichtung bey der im J. 1803 vom Pfarrer *Büumelburg* gehaltenen Confirmation zu Schottenstein im Itschgrunde ist der Inhalt dieser Schrift. Diese heilige Handlung ging in folgender Ordnung vor sich: 1) Anrede des Pfarrers an die Kinder, worin er sie an die Wichtigkeit des Tages erinnert: einfach und herzlich! 2) Gebet eines der Katechumenen im Namen der Übrigen, um göttlichen Beystand, 3) Gebet des Lehrers um Erhörung des vorigen: beide zweckmässig und rührend. 4) Anrede eines anderen Katechumenen an den Lehrer, worin er um Prüfung bittet, und 5) Antwort des Lehrers auf diese Anrede, worauf 6) das Examen von S. 40—88 folgt. So zufrieden auch Rec. mit der Anordnung und dem Gange des Ganzen ist: so kann er doch nicht bergen, dass ihm manche Parthien nicht ge[illegible]ig ins Licht gestellt, manche Fragen nicht bestimmt genug be[illegible]twortet scheinen, z. B. *Was heisst: Gott ist die Liebe?* Antw. *Er ist die Güte selbst;* oder: *Womit wurde aber seine* (Josephs) *Tugend belohnt?* Antw. *Mit dem Gefängniss,* u. a. Nach diesem Examen geschieht nun die eigentliche Confirmation, und der ganze Act schliesst mit Anreden des Lehrers, einer Katechumenin und einem Gebet. Alles ist zur Erweckung und Erbauung eingerichtet. Prediger werden überall für ähnliche Fälle viel Nachahmungswürdiges finden.

AN.

Wien, b. Kupffer: *Die Kunst geliebten Abwesenden ein Denkmal der Freundschaft und sanften Erinnerung mit wenig Aufwand in seinem Zimmer zu errichten. Ein Beytrag zur Verschönerung des Ameublements.* 1804. 15 S. 8. Mit einer Kupfertafel. (3 gr.) Wenn Silhouetten aus starkem Papier ausgeschnitten zwischen zwey Blätter feines Papier geklebt, und von der hinteren Seite beleuchtet werden, so erscheint das Schattenbild weicher und anmuthiger als sonst bey der gewöhnlichen Art Silhouetten, schwarz auf weiss, der Fall ist. Hierauf gründen sich des Vf. Vorschläge, geliebten Verstorbenen in stillen Zimmern Monumente zu errichten, und ihre Schattenrisse auf erwähnte Weise dabey anzubringen. Die Kupfertafel stellt zwey dergleichen Monumente dar, welche indessen ihrer Form nach nicht vom vorzüglichsten Geschmack sind.

—y—H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 OCTOBER, 1805.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

1) Leipzig, b. Rein u. C.: *Lateinische Sprachlehre*, von *Anton Schmitson*. 1804. XX. und 396 S. 8. (1 Rthlr.).

2) Ebendaselbst: *Geist der lateinischen Sprache in einzelnen Wörtern, Ausdrücken und Redensarten*, von *Anton Schmitson*. 1804. X und 325 S. 8. (18 gr.).

3) Köthen, b. Aue: *Liber compendiosus ad solidam et accuratam cognitionem contrariorum, dissimilitudinum et affinitatum in latina lingua congestus*, studio *M. Joh. Christ. Vollbeding*. 1804. 64 S. 8. (4 gr.).

Diese drey Producte haben wir in die Ordnung gestellt, die ihnen nach ihrer respectiven Würde zukommt. Doch folgen sie nicht in solcher Stetigkeit, dass nicht unmittelbar nach Nr. 1 Platz genug für weniger schlechte Werke, als Nr. 2 ist, und von 2 zu 3 ein gar gewaltiger Sprung wäre. Der lateinischen Sprachlehre (N. 1) glaubt Hr. *Schm.* eine *wissenschaftlichere* und *zweckmässigere* Form, als sie sich in *Schellers, Bröders* und anderen Werken findet, (wiewohl er niemand nennt) gegeben zu haben. Das erste wäre bey einer solchen Sprachlehre kein grosser Vorzug, wenn dadurch nichts erleichtert würde, weil sie nicht für philosophische und gelehrte Sprachforscher, sondern, dem Ansehen nach, für Anfänger bestimmt seyn soll; das andere können wir weit weniger einräumen. Der Plan ist: I. *Elementarlehre.* Da wird auf vier Seiten von den Buchstaben, von dem Buchstabiren und Lesen, von der Rechtschreibung und den Unterscheidungszeichen gehandelt. Alles dieses bloss in Beziehung auf das Deutsche, weder gründlich noch zureichend, so dass dieser ganze Theil wegfallen konnte, wenn die beabsichtigte wissenschaftliche Form es gestattet hätte. Hat wohl der 4te Paragraph S. 3 einen verständlichen Sinn? „Alle Wörter werden in der lateinischen Sprache so geschrieben, wie sie in der Aussprache verstanden werden.“ Es wird nicht das Geringste zur Verdeutlichung hinzugesetzt. II. *Wortforschung.* Darin wird nach der gewöhnlichen Methode gehandelt, 1) von den Nennwörtern, 2) den Zeitwörtern, 3) Bestimmungswörtern (Partikeln). III. *Regulative Syntax*, nach ebendens. 3 Arten von Wörtern. IV. *Analytische Syntax.* Da wird gezeigt, 1) die Wortsetzung, 2) die Reconstruction (Auflösung gewisser Latinismen), 3) die Übersetzung (a. d. Lat. ins Deutsche); sehr mangelhaft. Dann noch 4) der römische Kalender, 5) merkwürdige Abbreviaturen; die bey den Alten gewöhnlichen wieder sehr dürftig, die von den Neueren eingeführten ziemlich vollständig und über das Bedürfniss des Anfängers hinaus. V. *Figürliche Syntax.* 1) Schöne Setzung. 2) Figuren. Unter diesen werden Tropen verstanden, welche nach der Reihe erklärt werden; Metapher, Allegorie, Synekdoche, Metonymie. Die Ironie fehlt. Vermuthlich wurden diese Dinge zu Gunsten der wissenschaftlichen Form erörtert. Aber im Grunde ist die ganze figürliche Syntax ein Auswuchs, welcher der regulativen ihre Kraft und Schönheit entzieht, und sich mit erborgtem Schmucke ein Ansehen giebt. Der erste Abschnitt gehört grösstentheils in die regulative Syntax; was übrig bleibe, in die Rhetorik. So gehört auch der andere Abschnitt, die Lehre von den Tropen, bekanntermassen in die Rhetorik. Will man jedoch der Sprachlehre einen weiteren Umfang geben, so muss man diese Lehre zur *Wortforschung* (d. i. zu dem etymologischen Theile) ziehen, und die Nenn- und Zeitwörter nicht nur in der eigentlichen, sondern auch in der figürlichen oder tropischen Bedeutung betrachten. VI. *Poetische Syntax.* Diese betrachtet in drey Abschnitten, 1) das Sylbenmass (die Prosodie), 2) die Versglieder (*pedes*), 3) die Versarten; diese ganz nach hergebrachter Form, ziemlich weitläufig, welches dem Vf. nicht zukam, da er S. 368 sagt; „Es würde sehr überflüssig und von wenigem Nutzen seyn, eine Anleitung zur Bildung lateinischer Verse geben zu wollen, da zu unseren Zeiten wohl sehr wenige in die Verlegenheit kommen möchten, einen lateinischen Vers zu machen.“ — *Ex ungue leonem.*

Wichtig macht der Vf. das, was er zur Erleichterung des Conjugirens in der Ableitung der *temporum* gethan zu haben vermeint, da er erinnert hat, dass bey dem Perfectum nur das *i*, nicht die ganze Endung *avi*, *ivi* und dergl. in Betrachtung zu ziehen sey; nicht weniger das, was er seinen Lesern über *quod* und *ut* einprägt. Nach seiner Methode „übersetzen die Anfänger das deutsche *dass* allezeit und nach den Umständen mit *quod* oder *ut*, bis sie endlich, vertrauter mit den Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache, und geübter in derselben, auch diese Construction“ (die des Accusativs mit dem Infinitiv) „leicht verstehen, und nun immer gehörig anwenden und richtig bilden.“ So sagt er in der Vor-

Vorrede: aber sonderbar! Da der Accus. mit dem Infin. in so vielen Fällen die einzig richtige Construction ist, so fehlt es offenbar den Anfängern an der gehörigen Übung, bis sie gehörig geübt sind. Mag das der σχολαστικὸς bey dem *Hierokles* rechtfertigen, der aus Furcht zu ertrinken sich nicht eher in das Wasser wagt, bis er gehörig schwimmen kann. — In der Wortforschung werden besonders die *tempora* ganz falsch bestimmt. Da finden wir S. 64 „*tempus praesens*, um anzuzeigen, dass etwas wirklich jetzt geschehe: die kaum vergangene Zeit, *t. imperfectum*, um anzuzeigen, dass etwas noch nicht lange geschehen sey: die völlig vergangene Zeit, *t. perfectum*, um anzuzeigen, dass etwas schon lange geschehen sey: die längst vergangene Zeit, *t. plusq.*, um anzuzeigen, dass etwas schon sehr lange geschehen sey." Die gemeinsten syntaktischen Regeln sind meistens richtig. Dass sie aber nicht öfter falsch angewendet werden, scheint ein Glück zu seyn. S. 13 steht die Regel: „Der Ablativ steht auf die Frage, womit? wodurch? wovon? woran? Meine Tochter hat eine Taube von Majen bekommen. Maja wird der Ablativ: *filia mea columbam a* Maja *accepit*." Hat sich vielleicht die Präp. *a* durch einen Druckfehler eingeschlichen? So scheint es. Denn S. 15 heisst es in einer Aufgabe zum Übersetzen: „Die Fremdlinge sprechen von den Töchtern der Maja." Da ist von und dann durch Cursiv gedruckt; wozu die Anmerkung unten steht: „Wörter, welche in den Aufgaben *Cursiv* gedruckt sind, werden nicht übersetzt" etc. Die langen zum Theil faden Aufgaben zum Übersetzen werden gleich bey jeder Regel eingeschaltet. Es sind deren 260. Zur Beyhülfe wird dem jungen Übersetzer wenig gegeben. Am häufigsten wird erinnert, wo *ut* und *quod* mit dem Conjunctiv gesetzt werden müsse; aber oft bey seitenlangen sehr schwer zu übersetzenden Stücken weiter nicht das Geringste. Freylich, wo sich der Sprachlehrer weiter versteigt, verfällt er in kleine Fehler, wie S. 68: Als Epiktet gefragt wurde, wer reich wäre" etc. Da steht unten: „Als, da, *cum*. Gefragt wurde: *rogatus sit*." Richtiger werden die meisten Anfänger ohne diese Anweisung *interrogaretur* setzen, wenn auch nicht *interrogatus esset*. — S. 113 findet man: „ohne den Tod verdient zu haben? Ruhig erwiederte Sokrates: wolltest du etwa lieber sterben, weil du den Tod verdientest?" Da steht unten: „Ohne, *quin* mit der Conjunct. — Etwa. *an*, welches zuerst gesetzt wird." Welcher Anfänger soll sich darein finden? — S. 134 soll „während deiner Abwesenheit" übersetzt werden, *inter tuam absentiam*. — Noch ein Paar Fehler von anderer Art. S. 38 wird gehandelt von den „Rithmellipten." (Eben so wird dieses Wort unter den Rubriken aufgeführt.) Die Erklärung: „Rithmellipten sind solche Wörter, welche entweder nur den Singular, oder nur den Plural haben." Rec. erinnert sich wenigstens nicht, dass man *per aphaeresin* so sagte, statt *Arithmellipten*. S. 331 soll *imo* das affirmirende *ja* seyn. S. 343 ist *correpit* statt *corripuit* vielleicht ein Druckfehler.

Nr. 2 enthält in 5 Abschnitten, „1) Genauere Bestimmung fast gleichbedeutender Wörter in der lateinischen Sprache; 2) Übersetzung mehrerer eigenthümlicher Ausdrücke der deutschen Sprache; 3) Beyspiele von gemeinen Redensarten in beiden Sprachen; 4) Beyspiele von Briefstellen in beiden Sprachen; 5) Verzeichniss besonderer Ausdrücke und Sprichwörter der lateinischen Sprache. Da der erste Abschnitt seinen Gegenstand nicht erschöpft, so sollte er wohl durchaus gute und brauchbare Bemerkungen enthalten. Aber da kreutzen sich eine Menge unnützer Erinnerungen und falscher Bestimmungen mit so grob unterschiedenen Wörtern, die kein Mensch verwechseln wird, der nur ein leidliches Handlexicon zu Rathe ziehen will. Wer wird *bini* mit *duo*, oder *diurnus* mit *diuturnus* verwechseln? Ganz irrige Dinge kommen vor unter *deinde*, *conor*, *populus*, *pudicitia*. Das letzte Wort ist unstreitig aus Versehen mit *verecundia* verwechselt worden. Es heisst: „*Pudicitia*, Schamhaftigkeit, ist ein gewisses Zartgefühl, vermöge dessen man alles unterlässt, scheut und verabscheut, was im mindesten unanständig, unschicklich oder unsittlich ist. *Pudor*, Scham" etc. Dieser *pudor* wird richtig bestimmt, am Ende aber noch gesagt, dass die Schamhaftigkeit „ein eigenes besseres Gefühl" sey. Dieses passt wiederum weit mehr auf *verecundia*, als auf *pudisitia*. Sollte nicht wenigstens die *verecundia* hier erwähnt seyn? Aus dem 2ten Abschn. wollen wir nur das erste und letzte Wort und eins der mittleren zur Probe auszeichnen. „*Abbrechen.* Sich am Munde abbrechen, *sibi ipse denegare aliquid*" (*N. B.* hier muss es heissen *ipsum*, nicht *ipse*) „oder *defraudare genium suum.* Über das Knie abbrechen, *abrumpere sermonem*, *properantius pergere.* Ich muss abbrechen, *sed haec hactenus*; *sed modus esto*, o. dgl." Wer soll dergleichen errathen? — „*Zwergfell. Diaphragma.*" (Ist das ein eigenthümlicher Ausdruck der deutschen Sprache?) „*Das Zwergfell erschüttern*, *pulmones agitare.*" Sollte das letzte heissen, einen zum heftigen Lachen bringen? — „*Flügel.* Jemanden die Flügel beschneiden, *aliquem coërcere.* Die Flügel hängen lassen, *animum amittere.*" (Der Sinn ist ziemlich derselbe: aber das Sprichwörtliche und Allegorische geht so im Lat. verloren.) „*Flügel*, ein musikalisches Instrument, *clavichordium alaeforme.*" Ist *alaeforme* wenigstens analogisch gebildet (st. *aliforme*)? — Die Redensarten im 3ten Abschn. sind, wie Hr. *Schm.* selbst erinnert, grossentheils aus den Schauspielen des Terenz genommen. Statt diese zu studieren, nehme man lieber den Terenz selbst mit einer neueren deutschen Übersetzung zur Hand. — Der 4te Abschn. enthält meistens Förmelchen aus Ciceros Briefen ins Deutsche übersetzt. Nach der Überschrift zu urtheilen, sollten auch Stellen aus deutschen Briefen darin erscheinen. Aber diese sind schon schwer zu übersetzen. — In dem 5ten Abschn. ist bey gegebenen

benen Gelegenheiten viel aus der Mythologie und aus der Geschichte und der Verfassung der alten Staaten zusammengetragen. Da findet man oft, was man nicht sucht. Aber man sollte auch nicht vergebens suchen. Z. B. „*ad unguem*, genau, pünktlich, vollkommen. — Der Ausdruck kommt von den Bildhauern u. dgl." Hiermit ist man abgefertiget. Bey *Minervae suffragium* steht blofs „ein weisses scharfsinniges Urtheil", und dann noch etwas ganz gemeines von dieser Göttin, das man eben nicht wissen will. Aus einem solchen Buche lernt man schwerlich den Geist der Sprache kennen.

In dem Büchlein No. 3 hebt das Anredchen an den günstigen Leser an: *L. B. Boni publici causa, quam maxime opto, suscepi ultro laborem, de quo liceat mihi nunc pauca disserere, ut si qui judices sedere voluerint, habeant quod spectent.* Das *quam* für *quod* und die fehlenden Commata können der Druckerey zur Last liegen: aber — es belohnt die Mühe, auch das Äussere dieses compendiösen Büchleins sich lebhaft einzuprägen. Es besteht aus weifslich grauem, dünnem Papier. Darauf sind Dinge folgender Art nach dem Alphabete gedruckt:

A.

(+ *denotat Opposita et Contraria;* = *designat Affinitates*).

Abeo	+ *duro.*
abigo	+ *recipio.*
abiudico et aufero	+ *concedo ac tribuo.*
abominor	= *odio habeo.*
abrogo	+ *introduco vocabula.*
abrumpo	+ *iungo narrationem.*
absolutus	+ *damnatus capitis.*
abstinentia	+ *repletio.*

So geht es in der schönsten Ordnung fort. Wir bemerken ferner, dafs alles zweymal, manches auch dreymal vorkommt. So stehen bey *capero* als entgegengesetzte Wörter *explico, exporrigo frontem;* dann wieder eben dieselben unter *corrugo.* Hierauf schwenkt sich *explico*, und steht als Hauptwort an der Spitze; gegenüber = *exporrigo* + *capero, obduco, contraho, corrugo frontem.* Das hat dem Vf. viel Schreibens verursacht: aber es ist gut, weil man darnach die Druckfehler, deren Verzeichniss vergessen worden ist, abändern kann. Gleich bey den ersten *Oppositis* kann mancher Liebhaber der lat. Sprache zweifelhaft seyn, ob er seinen Augen trauen oder einen Druckfehler annehmen soll. Aber siehe da! Unter *D* bestätigt sich des Autors Schrift, wo man findet *duro*, + *abeo, nascor.* Aber z. B. dem *familiaris* wird entgegengestellt *insolutus.* Da ist offenbar für *u* zu setzen *i:* denn an seinem Orte steht *insolitus* und gegenüber + *familiaris.* Aber traurig! — dafs man sich doch nicht ganz darauf verlassen kann! Da steht in seiner Ordnung *Idiota;* gegenüber + *ingenuosus, intelligens:* und derselbe Druckfehler *ingenuosus* (statt *ingeniosus*) erscheint zum zweytenmal an seiner Stelle, und zum drittenmal hinter *intelligens.* Ein gleiches Unglück betraf das Wort *sacer.* Denn dem *paganus* steht der *sacrus scriptor* entgegen, und hernach dem *sacrus* der *paganus scriptor.* Wunderdinge von anderer Art findet man auf jeder Seite. Von S. 54 an folgen noch *Observationes et Addenda;* zu diesen eine Vorerinnerung, in welcher Latinität und Gedanken gleich abschreckend sind. Die *Observatt.* etc. sind eben so greuelvoll. Die zweyte lautet also: *Phrasis, graeca vox est. Cicero eandem, quam Germani eine Redart vocant, reddit per verba conjuncta, collocata, continuata, juncta, quae ultima tamen et referunt verba grammaticis, composita nominari solita. Itemque occurrit in Nepote Agesil: „In acta cum suis accubuit." Acta, graeca vox significat,* 1) *littus maris,* 2) *quemlibet locum amoenum.* An zufälligen Verunstaltungen fehlt es auch nicht. Z. B. Nr. 68: „*Homo nectendis fraudibus, parandis dolis, struendis insidiis minime assuetus* = *ad* (mit diesem Wörtchen endigt sich die Zeile: dann hebt die folgende an) *ecipiendi arte alienissimus*" etc. Hat da nicht der Hr. Corrector seine *vitia* (ganz eigentlich und ernsthaft das Wort genommen) einem anderen aufgetragen? — Oder hat sich gar kein Corrector an das zur Maculatur geschaffene Ding gewagt? Auch Rec. stund bey sich an, ob er sich daran vergreifen sollte. Da er indessen einen nahmhaften Verleger auf dem Titel fand, wollte er den guten Willen des Verfassers nicht bezweifeln. Das auf dem Titelblatte befindliche imposante Motto: *Modeste nucleum quaeramus inter putamina!* schien ihm nicht von dem Vf. selbst herzurühren. Er suchte also mit aller Bescheidenheit in den Schalen herum; konnte aber nichts einem geniefsbaren Kerne ähnliches finden. Hat etwa ein guter Freund Hn. *V.* treulos aufgemuntert, das Publicum mit diesem Geschenkchen zu erfreuen? — Er hätte den Spas nicht so weit treiben sollen.

W. Amb.

MANHEIM, b. Schwan und Götz: *Historisches und physikalisches Lesebuch*, den Anfängern der lateinischen Sprache gewidmet von *Joh. Gottfr. Röchling*, Conrector am Gymnasium zu Worms. Vierte verbesserte Auflage. 1804. 308 S. 8. (12 gr.)

Dieses kleine Lesebuch hat im Wesentlichen viel Ähnliches mit *Gedike's* latein. Lesebuch für die ersten Anfänger, nur dafs Wort- und Sacherklärungen hier gleich unter dem Texte stehen. Es hat 7 Abschnitte, wovon der erste, „Kleinigkeiten aus der Naturgeschichte, Erdbeschreibung, einige Räthsel, Maximen u. s. w." der zweyte, „Unterhaltungen aus der Naturgeschichte," der dritte, „Fabeln und Erzählungen," der vierte, „merkwürdige Reden, Handlungen u. s. w. berühmter Männer des Alterthums," der fünfte, „poetische Kleinigkeiten," der sechste, „Regeln für die Erhaltung der Gesundheit," der siebente, „auserlesene Fabeln aus *Phädrus*," enthält. Der zweyte Abschnitt stimmt grofsentheils mit *Gedike's* Abschnitte, „Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte," überein. Von einer anderen Seite hat des Vf. Buch wieder viel Übereinstimmendes mit seinen „Lehrreichen und angenehmen Übungen des lateinischen Stils für untere und mittlere Klassen," wovon Rec. gleichfalls die vierte Auflage vor sich

sich hat. Die wiederhohlten Auflagen beweisen schon für die Güte dieses Buches. Der Schüler gelangt auf einem angenehmen und lehrreichen Wege unmerklich vom Leichten zum Schwereren dahin, dass er, nach Endigung dieses Buchs, die Autoren selbst zu lesen anfangen kann. Diejenigen Stücke, welche der Vf. selbst ins Lateinische übergetragen hat, zeigen von seiner gründlichen Kenntniss der guten Latinität. Welche Vorzüge diese Auflage vor der vorigen hat, können wir in Ermanglung derselben nicht angeben. Da dieses nützliche Buch wahrscheinlich noch mehrere Auflagen erleben wird; so wollen wir einige von den Fehlern, welche uns aufgestossen sind, hier kürzlich angeben. Vor allen aber sind es die Druckfehler, welche uns bey einer vierten Auflage noch allzuzahlreich vorkommen. Wir werden nur einige derselben mitberühren. S. 4 *Amazones erant bellicosa mulieres*, f. *bellicosae*. S. 13 *Ubi arbores sunt instar fontium? In Insula Ferro.* Diese Sonderbarkeit, welche noch erst neulich ihre Berichtigung erhalten hat, hätte entweder beschränkt oder ganz weggelassen werden müssen. S. 17 *Bufo noxium emittit humorem, quo intumescunt hominum membra. Blumenbachs Handb. d. Naturgesch.* 6. Aufl. S. 230 sagt: Dass ihr Harn ein heftiges Gift seyn soll, ist ungegründet. S. 19 *Alce* übersetzt der Vf. durch *Elend*. Dieser Name aber, den ihm der Wahn gegeben hat, ist nicht der rechte dieses Thieres; es heisst *Elenn*, *Fr. élan*. Der Vf. behauptet auch noch, dass es 50 Meilen in einem Tage machen kann. *Funk* sagt: 30 Meilen, und stellt dieses noch dahin. Vielleicht ist der Irrthum durch die Verwechselung der 3 mit der 5 entstanden. S. 21 *cressus* f. *gressus*. S. 28 kommt das Räthsel *vere te recreo* etc. wieder vor, welches schon einmal auf diesem Bogen stand. S. 29 *ubinam canes militum loco olim militarunt?* Nicht so lange her, als der Vf. meinet. Man sehe v. *Zimmermanns* zweyten Reisekalender. S. 38 *magna bonum multitudo educitur* f. *magna boum* etc. *Ebend. plurus tamen bonorum fontes*, f. *plures*. S. 44 *adviditate*, f. *aviditate*. S. 47 *braevitas*, f. *brevitas*. S. 58 *ex salitibus*, f. *ex saltibus*. S. 63. Warum nennt der Vf. den Siebenschläfer die *Rollmaus*, und nicht mit *Blumenbach* die Rellmaus? Heisst sie doch im Engl. auch *rellmouse*. S. 71 *rostrae* f. *rostra*. S. 74 nennt der Vf. die Zugvögel *aves gregariae*. Nach welcher Autorität? S. 88 *somno pressum conspicatus ichneumon per fauces ut telum aliquod immissus, erodit alvum. Gedike* erzählt dieses auch in seinem kleinen lat. Lesebuch. *Funk* sagt in seinem vollständigen Auszuge aus der Naturgeschichte und Technologie: „er wagt sich wohl an junge Krokodille, kriecht aber nicht den alten durch den Rachen in den Bauch, um die Eingeweide zu zerfressen, wie man sonst vorgab.“ S. 92 *Florum mira et enarrabilis est differentia*, f. *inenarrabilis*. S. 128. Die alte Frau, welche *wehe* Augen hat, f. kranke, oder schlimme Augen. S. 173 *false ridere*, f. *salse ridere*. *Ebend. reprehensionem aculeos* f. *reprehensionum aculeos*. *Ebend. examinatum tanto pondere*, f. *exanimatum*. S. 174 will uns der Schluss der kleinen Schnurre: „Man kann nicht allen gefallen,“ nicht so gefallen, wie z. B. im Engl. *This*, nämlich, dass Vater und Sohn den Esel, an allen vier Füssen gebunden, auf einem Stocke auf den Schultern trugen, *was so entertaining a sight, that the people ran in crowds to laugh at it; till the ass, conceiving a dislike to the overcomplaisance of his master burst asunder the cords that tied him, slipt from the pole, and tumbled into the river. Hic vero indignatione percitus ac ira simul commotus senex, ut prope flumen forte adstiterat, asellum e collo in aquas deturbare praecipitem.* S. 226 *quum lacrymas dixisset*, f. *lacrymans*, etc. N.

KURZE ANZEIGEN.

SPRACHLEHRE. *Leipzig*, b. Schwickert: *Compendium grammaticae latinae, oder kurze lateinische Sprachlehre, nebst paradigmatischen Formeln, wie auch einigen lateinischen Gesprächen, und lateinisch- und deutschen Wörtern, mit Anmerkungen und einer deutschen Orthographie, aufs neue durchgesehen und verbessert.* 1803. VIII und 336 S. 8. (6 gr.). Eine neue Auflage des schon im J. 1781 erschienenen *kurzen Begriffs der lateinischen Sprache*, welche ein kurzer fruchtbarer Auszug aus der *vollständigern, von einer Gesellschaft berühmter Schullehrer herausgegebenen, lateinischen Grammatik* seyn sollte. Die neue Revision derselben besorgte, der neu hinzugefügten und vom 5ten August 1802 datirten Vorrede zufolge, Hr. M. *Johann Gottlob Grüsse*, Tertius an der kurfürstl. sächs. Landschule zu Grimma. Die grossen Vorzüge dieser kurzen lateinischen Sprachlehre vor anderen Werken der Art (welches jedoch nur in früheren Zeiten der Fall war) bestimmten ihn dazu, sie einer neuen Revision zu unterwerfen. Rec. findet den angegebenen Grund nicht hinreichend, eine alte verbrauchte Grammatik neben anderen weit besseren von neuem aufzuwärmen; um so weniger, da Hr. *G.* willens war, seine eigene lateinische Grammatik kürzer herauszugeben. Der Hauptbewegungsgrund ist in der Aufforderung der Verlagshandlung zu suchen, das vergriffene Buch aufs neue durchzusehen, wobey es eine der ersten Bedingungen war, dass auf Beybehaltung der Seitenzahlen Rücksicht genommen werden möchte, und keine solchen Veränderungen angebracht würden, wodurch die Stärke des Buches selbst wüchse, da die Veränderung der Seitenzahl in den Schulen Verwirrung machen würde. Man sieht hieraus leicht, dass nur bey Hauptfehlern Veränderungen gemacht, und die Fehler wider die deutsche Sprache unserer Zeit, sowie gegen die Orthographie, verbessert werden konnten. Dass dieses jedoch nicht durchaus geschehen sey, davon zeuge, um nicht mehr anzuführen, folgendes Beyspiel. S. 3 heisst es: „*Fliessige*, oder sehr schnell auszusprechende (Buchstaben) sind viere: *l, m, n, r.*“ Der Vf. fühlte es vermuthlich selbst, dass dieser Begriff von den fliessenden Buchstaben nicht ganz richtig sey, und machte daher bey *r* die Anmerkung: „Auch *r* lässt sich schnell aussprechen, wenn die Zunge keinen Fehler hat, oder wenn man nicht verwöhnt und vernachlässigt ist.“ In der Schreibart des Wortes *vernachlässigt* widersprach er dann selbst wieder der S. 323 angeführten 10ten orthographischen Regel vom *ss* und *ß*. Das Wort *flüssig*, welches S. 2 und 3 *fliessig* geschrieben ist, wird S. 212 wieder *flüssig* geschrieben.

SCHÖNE KÜNSTE. *Arnstadt* u. *Rudelstadt*, b. Langbein und Klüger: *Frau Hulda Waldina, die wilde Jägerin. Von dem Vf. des Romans die Saalnixe.* 1805. 252 S. 8. (1 Rthlr.). S. 49. „Bewahre uns Gott in Gnaden! — schrie der Pater, indem er ein Kreuz schlug, — Ihr Herrn Sänger seyd doch wahre Heiden! Wer wird sich mit solchem Teufelsgeschmeiss von Nixen, Waldweibern und Kobolden abgeben? Verloren ist die Seele des Unglücklichen, auf ewig verdammt zu ewiger Quaal und Pein, die sich mit ihnen einlässt.“ ??

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 OCTOBER, 1805.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Deutsche Reichsgeschichte*, von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath, ord. Prof. der Geschichte zu Jena etc. Neunter und letzter Theil. 1805. 510 S. u. 223 S. Register. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Unter mehreren ausführlichen Werken über die deutsche Geschichte hat nur das gegenwärtige seine Vollendung bis auf unsere Tage erlebt, und ist wohl das einzige, welches von der ersten Anlage bis zum Ende gleichen Schritt hielt. Denn *Schmidts Geschichte der Deutschen*, welche ihrem Entwurfe nach als ausführlicheres Handbuch, dann auch durch die gründlichen Kenntnisse und durch den das Ganze belebenden Geist, dem Werke des Hn. *H.* mit Würde zur Seite stand, hat von dem Augenblicke an zu verlieren angefangen, als der Vf. durch seinen Übertritt in österreichische Dienste eine neue, aber weniger unbefangene, Ansicht der Dinge erhielt, und seinem Plane eine Ausdehnung geben zu müssen glaubte, welche die Grenzen eines Handbuchs überschritt, und dem Gleichmasse der ursprünglichen Anlage schadete. In immer steigender Proportion nimmt diese Ausführlichkeit in der Fortsetzung nach *Schmidts* Tode zu, und noch sieht man der Beendigung des Werkes nicht entgegen. Durch Hn. *H.* Arbeit hat nun aber das Publicum eine bis 1803 fortgeführte Geschichte unserer Nation, die den Gelehrten so wie den Liebhaber bey der Lectüre befriedigen, und beym Nachsuchen einzelner Vorfälle und Merkwürdigkeiten gewiss nicht leicht unberathen lassen wird; das ausführliche Register erleichtert ihm die Mühe des Nachsuchens.

Dieser letzte Band beginnt mit den Friedensverhandlungen zu Rastadt. Wer mit belehrender Ausführlichkeit, die sich jedoch nirgends in Weitschweifigkeit verliert, über den für Deutsche so erniedrigenden Gang dieser Verhandlungen sich näher zu belehren wünscht, findet hier concentrirt, was einzelne Schriften, vorzüglich die geheime Geschichte der Rastadter Friedensverhandlung uns ihrem Plane gemäss mit den kleinsten Umständen vorlegten, und wird die eigene Einsicht und das richtige Urtheil des Vf. so wenig als seine Unparteylichkeit dabey nicht vermissen. Er entwickelt mit Freymüthigkeit das Nachtheilige von Österreichs Benehmen, welches durch sein Verheimlichen schon zugestandener Sätze die Deputirten des Reichs in eine äusserst missliche Lage setzte, und sie endlich nöthigte, furchtsam in jede noch so ausschweifende Forderung der französischen Gesandten blindlings zu willigen. Er verschweigt aber auch die einseitigen Unterhandlungen Preussens mit Frankreich nicht, macht aufmerksam auf das Misstrauen, welches diese Handlungsweise nothwendig zwischen den beiden deutschen Mächten erregen, und die übrigen Deputirten aller Unterstützung berauben musste; ein Misstrauen, welches die französischen Gesandten mit Sorgfalt zu unterhalten wussten, dadurch zögernd immer mit neuen Forderungen hervortreten konnten, das Ende ihrer Ansprüche gar nicht absehen liessen, dabey von nichts als Mässigung und Grossmuth der erhabenen Nation sprachen, und mit einem Übermuthe handelten, den man wohl zu keiner Zeit zwischen freyen Völkern bey öffentlichen Verhandlungen wiederfindet. Dieser Übermuth, aus welchem zugleich absichtliche Zögerung des Abschlusses hervorleuchtete, noch mehr aber die gewaltsamen Fortschritte Frankreichs in anderen Gegenden, bewirkten endlich die Erneuerung des Kriegs, dessen Ereignisse der Vf. mit gedrängter und richtiger Erzählung in das Gedächtniss zurückruft, auch öfters durch neue Ansichten und Aufklärungen über die Verbindung der Operationen, näheres Interesse für seinen Vortrag zu erwecken weiss. Das Detail der einzelnen Treffen, welches ohnehin dem Manne, der nicht vom Metier ist, selten gelingen kann, vermeidet er mit Recht; nur bey manchem der folgenreichsten Treffen, z. B. beym Treffen von Marengo, würden einige allgemeinere Bemerkungen nicht unzweckmässig gewesen seyn. Hr. *H.* macht zwar aufmerksam auf den Fehler des Gen. *Melas*, welcher schlechterdings den Übergang der Armee über den grossen St. Bernhard nicht eher für Ernst halten wollte, als bis es zu spät war ihn zu hindern. Aber durch einen anderen Fehler hatte man auch die Magazine in den Festungen Piemonts vernachlässiget, und *Melas* musste sich daher zu dem entscheidenden Treffen entschliessen, welches überdiess nur deswegen verloren wurde, weil man es schon für gewonnen hielt, und um die Vortheile des Siegs besser zu benützen, das Centrum geschwächt hatte. Auffallendere Bemerkungen drängen sich noch bey dem durch die Österreicher gänzlich vernachlässigten, oder vielmehr gar nicht vorhergesehenen Treffen von Hohenlinden auf.

Den wichtigsten Theil der Erzählung nimmt aber nach geschlossenem Frieden von Luneville die Auseinandersetzung des Entschädigungsgeschäftes ein, wel-

welches unserem Vaterlande eine so sehr veränderte Gestalt gab. Die vorzüglichsten bisher erschienenen Schriften sind dabey die Führer des Vf., und ob er gleich nichts weniger als für Österreich eingenommen ist, so zeigt er doch sehr schön und richtig, dass der langsame Gang der Unterhandlungen beym Reichstage einzig hierin lag, weil Frankreich Österreichs Mitwirkung so viel möglich beseitigen wollte. Doch die Stelle ist bündig, und gewiss für mehrere unserer Leser interessant; sie soll vollständig hier stehen, und eine Probe von dem Vortrage des Hn. *H.* liefern. S. 133 „Der Kaiser wünschte, die bisherige Verfassung so viel als möglich beyzubehalten, in der Überzeugung, dass jede Veränderung sein Ansehen vermindern werde. Frankreich hingegen war, wie immer, bemüht, das Ansehen des Kaisers zu untergraben, die Stände zu vereinzeln, und immer mehr von sich abhängig zu machen, wozu sich jetzt die schönste Gelegenheit darbot. Schon darum musste man den Kaiser von den vorhabenden Unterhandlungen entfernt halten. Aber nun war der Kaiser zugleich Beherrscher der österreichischen Monarchie, und gerade er hatte unter allen betheiligten Ständen die gröste Forderung an die Entschädigungsmasse für sein Haus. Frankreich war entschlossen die Zeitumstände zu benutzen, um die mächtigen Stände, welche zu verschiedenen Zeiten Österreichs Feinde gewesen waren, noch mächtiger zu machen, indem man diesen Ständen einen grösseren Antheil an der Entschädigungsmasse und an der künftigen Regierung des Reichs bestimmte, als sie eigentlich fordern konnten, und dagegen dem Hause Österreich einen beträchtlichen Theil der ihm gebührenden Entschädigung entzog. Man nannte diese Operation Herstellung des durch den Krieg zerrütteten *Gleichgewichts* in Deutschland. Auch diesen Zweck konnte man, wenn Österreich mitwirkte, kaum zu erreichen hoffen. Überhaupt aber wollte die französische Regierung das ganze Entschädigungsgeschäft selbst reguliren; von Paris aus sollte das deutsche Reich seine neue geographische und politische Organisation erhalten. Daher schloss Bonaparte mit allen grösseren Ständen des Reichs besondere Verträge, worin er ihnen ihre Entschädigung nach Gutbefinden bestimmte, und nahm alle Reclamationen der dabey interessirten Stände an, die sich nun alle nach Paris, dem wahren Sitze des Entschädigungsgeschäfts, wandten. Indessen würde Frankreich wohl schwerlich durchgedrungen seyn, wenn es allein gestanden hätte; es sahe sich nach Alliirten um. Preussen war ihm gewiss, denn dessen Interesse war mit dem französischen Eins. Aber diess reichte bey weitem nicht hin; man musste noch Russland zu gewinnen suchen, die einzige Macht, die an der Bestimmung von Deutschlands Schicksal wirksamen Antheil nehmen konnte" etc. Hierauf liefert der Vf. das Nähere der Verhandlungen selbst, legt die Entschädigungen der Fürsten und Stände nach dem Hauptdeputationsschluss mit den nöthigen Erläuterungen vor, und macht auf einige der wichtigsten unmittelbaren Folgen der neuen Anordnungen aufmerksam. Da er in einem Staate lebt, der bey den grossen Veränderungen nichts gewonnen, nichts verloren hat: so lässt sich bey seinen Aeusserungen reine Unbefangenheit erwarten. Das J. 1803 ist der Schlusspunkt, welchen sich Hr. *H.* bey Ausfertigung seines Werks gewählt hat. Aber noch eine reiche Zugabe füllt die grössere Hälfte dieses letzten Theils; sie liefert unter dem allgemeinen Titel *Staatsmerkwürdigkeiten* aus den vorzüglichsten Werken deutscher Statistiker, Schriftsteller über das Staatsrecht, aus den Wahlkapitulationen, etc. eine Statistik des deutschen Reichs, in welcher auf Staatsverfassung und Staatsverwaltung besondere Rücksicht genommen, und den einzelnen Artikeln bey aller Präcision die möglichste Vollständigkeit gegeben wird. Über das allgemeine Urtheil des Vf. von unserer Verfassung kann Rec. nicht ganz ins Reine kommen: S. 269 tritt er als grosser Lobredner derselben auf, versichert, dass sie der Eigenschaften viele habe, welche man von einer guten Verfassung zu fordern pflege, dass sie keine Willkühr erlaube, da die Vorrechte der Stände und des Kaisers in wohlthätiger Verwicklung und Bestimmung stehen, und der Kaiser die Macht habe, des Guten viel, des Bösen aber nur wenig zu thun, da Selbsthülfe unerlaubte Sache sey etc. S. 273 erscheint sogar der Ausruf: „Glückliches Deutschland, das einzige Land der Welt, wo man gegen seine Herrscher, ihrer Würde unbeschadet, im Wege Rechtens, bey einem fremden, nicht ihrem eigenen, Tribunal aufkommen kann!" Welcher Deutsche theilt nicht mit vollem Herzen dieses frohe Gefühl des Hn. *H.*? Nur scheint es ihm mit allen diesen theoretisch hingestellten Sätzen nicht so ganz Ernst zu seyn; denn S. 275 etc. drängt sich ihm das Gefühl auf, der Gemeingeist fehle bey einer solchen Verfassung, bey der Anwendung zeigen sich mancherley Mängel, die sich nicht heben lassen, ohne die Verfassung selbst zu stürzen, und die Verfassung sey wohl gut, aber die Anwendung oder die Verwaltung tauge nichts. In anderen hin und wieder zerstreuten Stellen sind seine Äusserungen noch ungleich stärker, z. B. S. 269 „Gegenseitiges Misstrauen, Uneinigkeit und Mangel an Patriotismus und Gemeingeist waren die gefährlichsten Feinde der Deutschen, und sie hatten ihren Hauptgrund in der vielherrischen Verfassung von Deutschland" etc. oder S. 68 wo nach abgebrochenen Rastadter Verhandlungen die Majorität des Reichstags die Fortsetzung des Kriegs decretirte, die Minorennität aber keinen Theil an den Berathschlagungen nahm, und die gemachte Anordnung eigenmächtig verwarf: „was nützt ein Reichsschluss, wenn die Minorennität ihm öffentlich den Gehorsam versagt?" Dergleichen Äusserungen des Vf. liessen sich viele zusammenstellen, welche zu dem Urtheile hinleiten, dass, wenn auch einzelne schöne Züge aus der Zusammenstellung unseres Staatskörpers unverkennbar hervorgehen, und selbst die ganze Verkettung sich in einem gefälligen Bilde entwerfen lässt, doch

doch radicale Fehler in den Grundtheilen des Vereins liegen müssen, welche die praktische Anwendung des reinen Systems vereiteln, und vorzüglich die vereinte Kraft des Staatskörpers lähmen. Was ist aber eine Verfassung, was ist ein Staat, welchem das erste aller Erfordernisse, die innere Kraft, fehlt? Wäre sie übrigens noch so trefflich, der Mangel dieses einzigen würde ihr bald ihre Vorzüge rauben, und müsste sie mit jedem Tage ihrem gänzlichen Untergange näher bringen.

Vd. Hg.

Leipzig, b. Weigel: *Leben des Kurfürsten Johann des Beständigen von Sachsen, des grossen Beförderers der Freyheit, in Angelegenheiten der Religion unabhängig von menschlichen Machtsprüchen zu denken und zu urtheilen.* 1805. 144 S. 8. (12 gr.)

Der ungenannte Zusammenstoppler dieser Lebensbeschreibung sagt, dass Schriftsteller, *die den guten Geschmack leiten sollten*, sich verdient machen würden, wenn sie die Geschichte überhaupt, und die Lebensbeschreibungen denkwürdiger Männer insbesondere, zu Gegenständen ihrer gelehrten Arbeiten wählten. Diese schon so oft wiederholte Aeusserung ist gewöhnlich von übler Vorbedeutung, wenn sie als Aushängeschild benutzt wird. Der wahre Geschichtschreiber, dessen Arbeiten sich durch einen mit philosophischem Geiste durchdachten Plan, durch lichtvolle Darstellung der Begebenheiten und ihrer Folgen, so wie durch Reinheit der Sprache auszeichnen, bedient sich solcher Gemeinsätze nicht; und fliessen sie aus der Feder eines zum historischen Schriftsteller so durchaus Unfähigen, wie der Vf. dieser Biographie es ist, so kann man den traurigen Gedanken nicht unterdrücken, dass es gegenwärtig mit der Schriftstellerey zu einem hohen Grade des Missbrauchs gediehen ist. Kaum würde dieses Leben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einigen Beyfall gefunden haben. Denn obgleich *Heinrichs sächsische Geschichte* dem Vf. als Hauptquelle diente, und er mehrere Stellen wörtlich aus derselben aufnahm, so sind doch auch diese durch den trockenen, schleppenden und ermüdenden Stil des Ganzen wirklich gemissbraucht, so dass dadurch diess Machwerk nichts gewinnen konnte. Gegen die Vorwürfe des Plagiats schützt sich der Vf. dadurch, dass er in seiner kurzen Vorerinnerung sagt: „um Missdeutungen vorzubeugen, habe ich nur diess zu erinnern, dass ich hie und da mit Herr (des Herrn) Hofrath *Heinrichs* Worten seiner sächsischen Geschichte erzählte. Einen guten körnigen Ausdruck aber zuweilen (also nur zuweilen?) beyzubehalten, wird man doch hoffentlich nicht tadeln." Einige Proben aus dem Büchlein mögen hier als Beweise der historischen Kunst und des geläuterten Stils des Vf. Platz finden. S. 5. „Er (Kurf. Johann) lebte bekannter Weise zu der Zeit als der grosse Luther aufgetreten war, und die so nothwendige und längst gewünschte Kirchenverbesserung angefangen hatte. Diese unterstützte er bey allen Gefahren, in die er selbst dadurch gerieth, mit so vielem Nachdruck und unerschütterlichem Muth, dass ihn seine billigen Zeitgenossen nicht übertrieben haben, indem sie ihn deswegen den Beständigen nennten, und er den wärmsten Dank der ganzen Nachwelt verdient etc." S. 6 „Unvergesslich ist aber Johann der Beständige auch schon durch seine berühmte Abkunft. Denn sein Vater ist der Stifter der Ernestinischen Linie der Herzoge von Sachsen, und eben derjenige Kurfürst von Sachsen Ernst, den Kunz von Kaufungen, nebst dessen Bruder Albrecht, in seinen Knabenjahren von Altenburg weggestohlen hatte, welche schändliche That unter dem Namen des Prinzenraubes bekannt ist." S. 12 heisst es, den Venetianern sey 1509 auf dem festen Lande nichts als die Stadt *Tarris* übrig geblieben. Tarris ist wohl aus *Tarvisium* entstanden, sollte doch aber *Treviso* oder *Trevigio* heissen. S. 17 „Gleichwohl fehlte wenig, dass das Interregnum nach Maximilians Tode, als es an einem römischen Kaiser fehlte, das Reich wegen der heftigen Unruhen, die damals entstanden, wohin vornehmlich die Würtembergische und Hildesheimische gehörte, und die die Reichsvikarien nicht dämpfen konnten, in die grösste Gefahr gestürzt worden wäre." S. 27 steht, das Wormser Edict habe Luthers bisherige *Religionsverehrungen* untersagt. S. 33 findet sich eine ganz neue Behauptung, dass die bekannte grosse Niederlage der Bauern sich bey *Mühlhausen* ereignet habe. S. 45 und 46 sind einige Bemerkungen über die geringe Einnahme mancher Geistlichen zur Zeit der Reformation, mit Beziehung auf die jetzige dürftige Lage vieler ihrer Nachfolger, eingeschaltet. Der Ton des Vf. führt zu der Vermuthung, dass er selbst unter die letzteren zu zählen sey. Wenn dem also wäre, so wünscht Rec. ihm baldigste Verbesserung, aber unter der Bedingung, nicht wieder als Geschichtschreiber aufzutreten. Die letzten Zeilen der Vorerinnerung, worin er sagt: „Sollte mein Schriftchen nicht ganz missfallen: so werden mehrere ähnliche folgen:" können für den Vf. nie verbindlich seyn, da die erste Bedingung gewiss allgemein *nicht eingeräumt* wird.

H. I.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Darmstadt*, b. Wittich: *De primis urbis Romae incolis.* Particula prior, qua — invitat *Joh. Georg Zimmermann*, Prof. et Rector Gymnasii (Darmstad.) 1804. 16 S. 4. Der Vf. eröffnet seine Abhandlung mit einigen Bemerkungen über die Schwierigkeiten, womit Untersuchungen über den Ursprung der Städte und Völker verbunden zu seyn pflegen. Er sucht den Grund dieser Schwierigkeiten theils in dem Verluste vieler Schriftsteller, theils in dem Widerspruche, der sich so oft unter den noch vorhandenen nachweisen lässt. Gleichwohl, fährt der Vf. fort, seyen Forschungen der Art von Wichtigkeit, da die Entstehungsgeschichte einer Stadt oft den Grund enthalte, warum diese in der Geschichte überhaupt eine mehr oder minder bedeutende Rolle gespielt habe. Nach der Vorbemerkung, dass diese Abhandlung nur einen Beytrag zu den man-

mannichfaltigen Forschungen über die Gründung Roms liefern solle, kommt der Vf. zu seinem Gegenstande selbst, nämlich zur Prüfung der so verbreiteten Meinung: die ersten Einwohner Roms, die entweder Romulus zuerst dorthin geführt, oder die das eröffnete Asyl dahin gelockt habe, seyen ein zusammengelaufenes Gesindel von Strassenräubern und Vagabunden gewesen, eine Meinung, die schon bey Dionysius (Antiq. Rom. I. 4 und 88) angeführt und verworfen wird. Statt dieser, durch keine hinlängliche Autorität beglaubigten, Vorstellungsart sucht der Vf. die entgegengesetzte zu begründen: *die ersten Bewohner Roms seyen grösstentheils Leute von edler Geburt und vorzüglichen Einsichten gewesen. (Romam a viris potissimum nobilitate et prudentia conspicuis ab initio inhabitatam fuisse.)* Zur Unterstützung dieses Satzes werden vorerst diejenigen Gründe aufgestellt, die sich aus der Natur der Sache mit Wahrscheinlichkeit herleiten lassen: Es sey nicht wahrscheinlich, dass Numitor den Romulus und Remus, die er nach den in jener Zeit herrschenden Ideen, ihrer wunderbaren Erhaltung wegen, ganz vorzüglich von der Gottheit begünstiget glauben musste, mit einem rohen Sklavenhaufen in die Welt hinausgestossen und ihren Schicksalen überlassen haben werde, vielmehr werde er ihnen durch Geburt, Einsicht und Treue vorzüglich empfohlene Männer als Rathgeber zugesellt haben. (Auf dieses Argument, dessen Beweisgrund auf bloss mythischem Boden ruht, wird der Vf. selbst kein grosses Gewicht legen. Die Jugendgeschichte vieler sehr ausgezeichneten Menschen des Alterthums stellt Erzählungen von wunderbaren Lebensrettungen u. dgl. auf, selbst aus Perioden, die historisch weit mehr erhellt sind, als die kaum dämmernde dieser römischen Heroen. Diese Analogie von Mythen, die der weitverbreitete Ruhm eines Helden erst *hinterher* erzeugte, macht *zum wenigsten* die Sagen von den Jugendschicksalen eines Romulus und Remus sehr schwankend, und erlaubt nicht ein historisches Gebäude auf ihnen aufzuführen. — Besonders waren die *κτίσεις* oder die Historien der Städtegründungen, an die man sich hierbey erinnern muss, reich an Sagen der Art.) Auch habe den Numitor eben so sehr die Hoffnung, dass die beiden Jünglinge ihrem Geschlechte durch würdige Unternehmungen Ehre machen, als das Gefühl der Dankbarkeit, die er ihnen, seinen Rettern, schuldig war, bestimmen müssen, ihnen brauchbare Gehülfen zu dem grossen Werke beyzugeben. — Für solche könne man aber einen Haufen zügelloser Menschen unmöglich gelten lassen. Diese würden vielmehr die junge Pflanzstadt bald zu Grunde gerichtet haben. Hierbey Widerlegung eines Einwurfs, den man von dem Beyspiele der brittischen Ansiedelung in New-Süd Wales hernehmen könnte. Man müsse vielmehr annehmen, dass Männer aus den ersten Geschlechtern von Alba den Romulus und Remus begleitet hätten. Jene würden es nun nimmermehr zugegeben haben, dass Sklaven oder andere geringe Leute, die sich in der neuen Stadt einfinden möchten, als freye Bürger ihnen gleichsam an die Seite gestellt worden wären. Gewiss blieb Sklaverey das beständige Loos dieser Menschen. Denn dass Romulus, Remus und die übrigen Colonisten der Hülfe der Sklaven nicht entbehren konnten, diess ergebe sich aus der Natur der Sache, und folge auch aus einer Stelle des Dionysius (I. 85). — Auf der anderen Seite lasse es sich von den Einsichten des Romulus erwarten, dass er das Bedürfniss gefühlt haben werde, bey der Gründung eines neuen Staats von angesehenen und erleuchteten Männern unterstützt zu werden, und wenn ihm auch, welches doch wahrscheinlich sey, Numitor nicht freywillig solche Theilnehmer an der Unternehmung beygegeben haben sollte, so habe es doch dem Romulus selbst nicht an Gelegenheit fehlen können, sich unter den angesehensten Familien Mittel-Italiens frühzeitig Verbindungen zu machen. Denn man müsse die Vorstellung fallen lassen, als seyen Romulus und Remus unter Hirtenknaben roh aufgewachsen. Vielmehr hätten sie zu Gabii eine ihrer Herkunft würdige griechische Bildung genossen. (Dionysius Hal. A. R. I, 84 *Plutarch.* Rom. VI, 6.) Ohne eine solche Bildung anzunehmen, lasse sich auch die ganze nachfolgende Verfahrungsart des Romulus nicht wohl erklären. Durch die Lobpreisungen der Bewohner von Gabii vermuthlich bereits vorher als ein vorzüglicher junger Mann dargestellt, sey es ihm ohne Zweifel leicht geworden, angesehene Männer für sich und seine Unternehmung zu gewinnen. Besonders müssten darunter viele Griechen gewesen seyn, denn um diese Zeit gerade hätten sich sehr häufig griechische Colonisten in Italien niedergelassen. — Der Vf. beschliesst diesen ersten Theil seiner Abhandlung mit dem Versprechen, künftig den Beweis zu führen, dass Romulus bey der Anlage seines Staats vorzüglich von Griechen unterstützt worden sey. Da, nach §. 6, in der Fortsetzung zugleich noch die Zeugen über die erste Gründung Roms abgehört, und ihre widersprechend scheinenden Aussagen, die ersten Bewohner Roms betreffend, in Übereinstimmung gebracht werden sollen: so sehen wir diesem zweyten Theile mit Verlangen entgegen. Dort erwarten wir also auch eine Untersuchung über die Quellen, die Livius, Dionysius etc. über den vorliegenden Gegenstand befragen konnten. Hierbey wird der Vf. die Beckische Abhandlung über die Quellen der ältesten römischen Geschichte und ihren Werth im ersten Theile der Geschichte der römischen Republik von *Ferguson* mit Nutzen zu Rathe ziehen können. Der Gebrauch dieses Werks würde auch schon in diesem ersten Abschnitt den Vf. vielleicht veranlasst haben §. 7, wo er (wie auch *Ferguson* thut) aus der Beschaffenheit der römischen Cloacae auf die Existenz einer älteren grossen Stadt auf dem Grund und Boden Roms, vor dessen Gründung durch Romulus, schliesst, eine Stelle des Livius (V, 55), die diesem Schlusse nicht günstig zu seyn scheint, einer eigenen Prüfung zu unterwerfen.

Diese Bemerkung soll übrigens nur das Interesse beweisen, womit wir diese Abhandlung gelesen haben. Die Diction derselben zeigt, dass ihr Vf. über die Natur des guten lateinischen Ausdrucks nachgedacht habe, und dass er den Schülern des Gymnasiums, um welches er sich schon manche andere Verdienste erworben hat, auch in diesem wichtigen Theile der Schulwissenschaften gründlichen Unterricht ertheilen könne.

P. M.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*, im Industrie-Comptoir: *Neues Bilderbuch für Kinder, enthaltend Gegenstände aus dem Reiche der Natur, der Wissenschaften, der Künste und Handwerke, getreu abgebildet und in vier Sprachen fasslich beschrieben.* Zweyte Auflage. (Ohne Jahrz.) XVII Hefte. 4. (Jedes Heft 16 gr.)

Nouvelle Gallerie pour les Enfans contenant différens objets dans l'histoire naturelle, les sciences, les arts et metiers, dessinés fidelement et accompagnés d'une explication facile en quatre langues.

Infant-Academy or new Gallery of Figures intended for the use of children. Containing interesting Subjects from nature, the arts, sciences and handycrafts, all carefully delineated and plainly described in four languages. Viz. German, French, English and Italian.

Nuovo libro d'immagini all'uso de giovanetti, contenente oggetti del regno di natura, delle science, arti, e mestieri, accuratamente rappresentati, ed in quattro Linguaggi chiaramente descritti.

Dieses schon durch den Gebrauch bewährte Bilderbuch verfolgt mit Glück seinen löblichen Zweck, durch Versinnlichung mannichfaltiger gemeinnützlicher Kenntnisse den Kindern Sprach- und Sachkenntnisse auf eine angenehme Art beyzubringen, und den Lehrern durch einen reichen Vorrath solcher Materialien ihr Geschäft zu erleichtern. Das übrige ergiebt sich aus dem Titel. Mit dem 17 Hefte, welcher auch den besonderen Titel führt: *Neues Bilderbuch für Kinder und deren Erzieher. Oder Gegenstände vom Gebiet der Welt- und Naturbeschreibung, der Erwerbkunde, der mechanischen, und der schönen Künste. Nach den besten, seltenen und kostbaren Kupferwerken des Aus- und Inlandes getreu abgebildet und zur leichteren, zweckmässig verbundenen Erlernung gemeinnützlicher Sach-Sprach- und Kunstkenntnisse in deutscher und französischer Sprache fasslich beschrieben.* 1 Fortsetzung. 1 Heft. hat der Herausgeber, Hr. *Baumgärtner*, eine Änderung des Plans vorgenommen. Fünf Kupfer und die darauf bezüglichen Erklärungen sollen nun immer Gegenstände umfassen: 1) aus den drey Naturreichen, 2) aus der Erwerbkunde, Ökonomie und Technologie, 3) merkwürdige Ansichten aus der Welt- und Erdbeschreibung, 4) Nationalmerkwürdigkeiten, Trachten, Gebräuche, etc. 5) mythologische Sujets. Der deutsche Grundtext aber wird nun bloss ins Französische übersetzt. Wir wünschen diesem empfehlungswerthen Unternehmen eine längere und gleich gute Fortsetzung.

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Druckort: *Themistokles, ein Trauerspiel.* (in drey Aufzügen.) 1805. 178 S. 8.

„An den Gestaden des Inachus, zu Argos, sagt die kurze Vorrede — war die schöne Sitte, zu Ehren der Verstorbenen dem Apoll dreyssig Tage hindurch Opfer und Gebete zu widmen, und erst nach dem Verlaufe dieser Zeit stieg der Opferdampf von dem geschmückten Altare des Schattenführers *Hermes* zum Himmel empor." — „Als ein Todtenopfer zum Andenken des edlen Heroen *Schiller*, als ein Weihgeschenk des ewig stralenden Phöbus, wird dieses Gedicht vom Vf. den Freunden der Musen übergeben, er legt es an der friedlichen Urne nieder, und erbittet, mit jedem selbstsüchtigen Streite unbekannt, seiner Ausstellung die prüfende Achtung, welche er seinem frommen Zwecke und der persönlichen Liebe des Dahingegangenen verheissen darf." Ausser dieser von dem Vf. genannten Veranlassung steht dieses Trauerspiel in keiner Beziehung auf *Schiller;* man müsste denn einzelne Wendungen der Sprache, welche die Bekanntschaft des Vf. mit den Werken jenes Dichters verrathen, für eine solche Beziehung annehmen wollen.

Themistokles freywilliger Tod, aus Liebe zu seinem Vaterland, gegen welches er die Waffen für den Perserkönig zu führen sich nicht entschliessen konnte, ist der eigentliche Gegenstand dieser Tragödie. Der erste Aufzug enthält die Verbannung des Helden aus Athen durch den Ostracismus; der zweyte seinen Aufenthalt bey seinem Freund Nikogenes, und seine Flucht zu dem persischen König; der dritte endlich die Aufforderung des Königs an ihn, gegen sein Vaterland die Waffen zu ergreifen, und den Tod des Helden. Die Abweichung, von den Erzählungen der Geschichtschreiber (welchen der Vf. übrigens treu bleibt,) in Ansehung der Todesart des Themistokles, ist der Natur der Tragödie angemessen, und verdient nicht nur Entschuldigung sondern Lob. Nach dem Zeugniss der meisten Geschichtschreiber war Themistokles in seiner Stadt Magnesia, als ihn Xerxes zum Krieg gegen Athen auffordern liess, und in dieser Stadt befreite er sich durch Gift von der Nothwendigkeit, gegen sein Vaterland zu kämpfen. In der Tragödie lebt er noch am Hofe des Königs, und Xerxes begiebt sich selbst, seinen grossen Gast zu ehren, nach dessen Wohnung, ihm die Oberfeldherrn Stelle über seine Armee zum Krieg gegen Athen zu übertragen. Themistokles, der eben den Göttern Athens vor seinem Hausaltare opfert, sucht diesen Antrag abzulehnen, und wünscht, als der König ihn des Undanks beschuldiget, ihm allein ein Geheimniss offenbaren zu dürfen. Sieh! sagt er zu ihm, als das Gefolg sich entfernt hat,

Sieh diesen Altar hier! Geweiht ist er
Den grossen Göttern meines Vaterlandes.
Und dieses Schwerd, ich führt' es stets zum Ruhme,
und von den Lykomeden, meinen Ahnen,
ward ihrem heilgen Dienst es übergeben.
Athen verfolgt mich; doch dies gute Schwerd
geleitet mich gleich einem Vaterlande.
Ich muss es treu dem Sohne übergeben.
Ich taucht' es oft in deiner Völker Blut,
drum kann ichs frevellos nicht für den Perser
aus seiner Scheide ziehn.

Der König gibt ihm auf diese Rede sein eigenes prachtvolles Schwerd. Er spricht zu ihm:

So sende heim
das heimathliche Schwerd dem fernen Sohne,
dass er dabey der Ahnen sich erinnre,
die du mit deinem Vaterland verlorest.
Ich will mit meinem reichen Schwerd dich gürten.

Auch dieses wird vom Themistokles zurück gewiesen. „Ich kann" antwortet er

es nicht nach deines Herzens Wünschen führen.
Mein Sinn ist nicht für deine Welt geboren,
und nimmer wird er mit dem Perser einig.
Es war ein andres Volk, in dessen Mitte
Des Sieges Palme meine Scheitel kränzte.

Xerxes dringt in ihn, das undankbare Vaterland zu vergessen, er reicht ihm nochmals sein Schwerd mit den Worten:

Verehre doch die Hand, die pflegend dich
der Schmach entreisst, und gern die höchste Würd'
in diesem mächtgen Schwerdte dir vertrauet.
O! führ es frey zu mein und deinem Ruhme!

Themistokles nimmt jetzt das Schwerd und spricht:

Ich nehm es an, wie jede deiner Gaben,
die nur der Undank von sich weisen kann,
und führ es in der Pflicht des eignen Ruhmes!
Schnell ist's geschehn, das Werk ist nun vollbracht.

Mit diesen Worten stürzt er sich in das empfangene Schwerd.

Ohne Zweifel ist dieser letzte Aufzug der gelungenste Theil der Tragödie, der erste und zweyte kön-

können nur mittelbaren Werth haben, insofern in jenem die äusseren Verhältnisse des Themistokles zu seinem Vaterland angedeutet, in diesem sein eigner Charakter und seine Liebe zu dem Vaterlande dargestellt wird. Sein Freund Epikrates trennt sich von ihm mit den Worten:

O! lass des Zornes Wort verstummen!
Kannst du verzeihn, so denke nicht auf Rache.

und Themistokles antwortet:

Ich merk' es leicht, was du wohl fürchten magst:
Doch will ich nicht mich im Verrathe rächen. —
Nur mit der Schande einer ewgen Reue
straf ich Athen! — den grofsen Göttern sey's
geschworen.

Es ist daher zwar alles in diesem Schauspiele vorhanden, was der historische Stoff erfordert; auch ist die tragische Handlung durch den Charakter des Helden und durch sein Verhältnifs zu dem Perserkönig so motivirt, dafs sie mit Nothwendigkeit aus beiden hervorgeht; allein in der Anordnung und Verbindung der einzelnen Theile ist es dem Vf. nicht gelungen, ein solches Ganzes darzustellen, wie es die tragische Kunst erfordert. Es begleitet daher den Leser bis zu der eigentlichen tragischen Handlung das Gefühl einer Unbehaglichkeit, welche aus dem Mangel eines festen Punctes, auf welchem das Interesse sich richten könnte, entspringt. Die Vaterlandsliebe des Helden erfährt der Leser wohl durch seine Äusserungen; aber in welchem Kampf der Affecten diese Liebe siegen, und in dem Untergang des Helden sich verherrlichen werde, dieses erfährt er erst wenig Augenblicke vor der entscheidenden Handlung, in dem Antrag des Königs an den Helden, und nun erscheint sein schöner Tod, bey allen im Schauspiel vorhandenen Momenten seiner Nothwendigkeit, doch der *Anschauung* als unvorbereitet, fast als ein auffallender Theater-Coup, bis endlich die *Reflexion* in dem Vorhergegangenen die vermifsten Momente auffindet, und das Ganze — aber auch nur vor dem Verstande, nie vor der Phantasie, zu rechtfertigen fähig ist.

Wie aber bey dem gewählten Stoff, dessen tragische Qualität nicht zu bezweifeln seyn möchte, jene angezeigten Mängel hätten vermieden, und der Stoff selbst hätte gehörig organisirt werden sollen, ist eine Frage, deren Beantwortung sich zwar die Kritik nicht entziehen kann, welche aber in das Wesen der tragischen Kunst, und in den Unterschied der antiken Tragödie von der modernen zu tief eingreift, als dafs sie hier eine vollständige Beantwortung finden könnte. Der antiken Tragödie ist die Einheit der Handlung im eminenten Sinne eigen. Alles wirkt, mit gänzlicher Ausschliefsung jedes Fremdartigen, auf die einzige tragische Handlung, als den Mittelpunct des Ganzen, in ununterbrochener Entwickelung hin, und mit dieser Handlung ist die Tragödie beschlossen. Charakterentwickelung, dieses Unternehmen der späteren reflecktirenden Kunst, ist hier nicht zu suchen, sondern Darstellung des Charakters und der Handlung, welche durch den Charakter und dessen Verhältnifs zu der Welt nöthig wird. In dieser Einheit der Handlung ist die ganze Natur der alten Tragödie, bis auf ihre Form und den Chor selbst enthalten: denn dieser, in seiner antiken Gestalt, ist nur bey jener strengen Einheit möglich, erhält aber auch gegenseitig diese Einheit mit seiner eigenthümlichen Kraft. Unserem, an moderne Verwickelung der Situationen und an psychologisirende Charakterentfaltung gewöhnten Sinn wird daher jene alte Form oft als Starrheit und Kälte erscheinen, ob sie gleich die wesentliche Form für die Gattung der Tragödie ist, welche eine einzelne tragische Handlung in voller Bestimmtheit der Anschauung darstellt. Starr würde allerdings diese Form zu nennen seyn, wenn ein romantischer Stoff in ihre Fesseln gezwängt werden sollte; allein so wie der romantische Stoff die romantische Form nothwendig verlangt, in welcher der Chor vollkommen in die Personen aufgelöset und als eigentlich antiker Chor ganz verschwunden ist, eben so wird ein antiker Stoff jene antike Form nothwendig fordern; und wie der romantische Stoff in der antiken Form starr erscheint, so wird der antike in der modernen Form gedehnt und dürftig werden. Die Mängel der angezeigten Tragödie scheinen insgesamt darin ihren Grund zu haben, dafs ein durchaus antiker Stoff in moderner Form dargestellt wird. Es wird, nach dem, was so eben von der Einheit der antiken Tragödie gesagt worden ist, wohl niemand einfallen, unter dem Ausdruck: antiker Stoff, in historischer Bedeutung einen, aus der alten Geschichte entlehnten Stoff zu verstehen. Antik ist, ohne Beziehung auf die Geschichte, jeder Stoff, welcher nach der oben angegebenen Bestimmung, eine einzelne tragische Handlung, ohne Verkettung und Verwickelung der Charaktere, in ihrer vollen Bestimmtheit enthält: z. B. Oedipus, Antigone, und nicht weniger als diese, der Tod des Themistokles. Romantisch würde, im Gegensatz des Themistokles, der Tod Coriolans seyn, welcher die antike Form widerstrebend sich aneignen würde, die romantische hingegen willig annimmt. In diesen beiden tragischen Subjecten, dem Themistokles und Coriolan, zeigen sich die Eigenheiten und wesentlichen Verschiedenheiten des antiken und modernen Stoffs unverkennbar. Die Handlung des Themistokles ist durchaus einfach, unverändert und fest bestimmt; die Handlung des Coriolan hingegen ist aus einem complicirten, den äufsern Eindrücken empfänglichen Gemüthszustand hervorgehend, es ist nicht ein einzelner Moment, welcher die Darstellung erfüllt, sondern eine Reihe von Momenten durch welche erst die Fähigkeit zu der tragischen Handlung in ihm erweckt wird. Die That beider Helden besteht in dem Sieg der Vaterlandsliebe über die Einwirkung der äufseren Verhältnisse, bey der Gewifsheit des Unterganges, welcher diesen Sieg begleitet. Allein beym Themistokles braucht diese That keiner Vermittelung, sondern sie ist allein Gegenstand der Darstellung, und daher

an-

antiker Stoff. Beym Coriolan braucht sie Vermittelung, welche selbst Gegenstand der Darstellung wird, daher ist Coriolan's Tod ein romantischer Stoff.

Es ist nun einleuchtend, dass diese Natur des antiken tragischen Stoffs nur in der gedrungenen Form sich erhalten könne, welcher die Meister der antiken Tragödie sich bedient haben. Vorbereitungen, sie mögen, wie hier der erste Act, die Verhältnisse, oder wie der zweyte, den Charakter erläutern sollen, sind ihr fremd. An dem Hofe des Perserkönigs musste die Tragödie sich eröffnen mit dem beschlossenen Kriege des Königs gegen Athen, damit gleich Anfangs Themistokles, als solcher, wie ihn die tragische Handlung zeigt, auftrete, und das Ende der Tragödie in dem Anfange schon begründet sey. So würde das Ganze eine bestimmte und treffliche Gestalt gewonnen haben, und die Darstellung des Helden, der seiner Idee das Leben opferte, in der alten Form der Tragödie, welche der Dichter, dessen Manen dieses Schauspiel geweiht ist, hervorzurufen sich so ernstlich bemühte, hätte vielleicht diesem Werke des Vf. eine nicht unschickliche Beziehung auf jenen Dichter gegeben.

Dass diese Tragödie einzelner Schönheiten nicht ermangele, zeigen, um nicht mehrere auszuheben, schon die in einer anderen Beziehung angeführten Stellen. Einzelnes Mislungene enthalten wir uns besonders anzuführen, da es zum grössten Theil in dem schon beurtheilten Plan der Tragödie gegründet ist. Die Gesetze des Rhythmus und der Prosodie aber hätten wir gern besser beobachtet gesehen, als es oft vom Vf. geschehen ist. *Herrl'chen* S. 142 ist eine zu harte, und an dieser, den Anapäst verstattenden Stelle des Verses, ganz unnöthige Elision. Der Vers S. 85:

Artemis, von den Lykomeden, die

ist auf keine Weise zu rechtfertigen. Fehler gegen die feinere Kunst des Versbaues finden sich zu viel, um sie anzuführen.

Ohne das Talent des Vf. zu verkennen, hat Rec. geglaubt, die prüfende Achtung, welche der Vf. seiner Tragödie wünscht, am sichersten durch eine, in das Innere selbst eingehende Beurtheilung, beweisen zu können. Auf diese Achtung macht auch dieses Schauspiel um so gerechteren Anspruch, da es nach dem Willen des Vf. nur als Manuscript für Freunde und Bühnen dem Druck übergeben wurde. D. c. A.

Leipzig, b. Reinicke: *Caspar Lavigne, oder die Abentheuer des Zufalls.* Mehr Wahrheit als Dichtung. In zwey Theilen. Aus dem Französischen. 1804. 454 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.).

Jeannette Lavigne, die Tochter eines wohlhabenden Pachters bey Paris, wird bey den Nonnen von Senlis erzogen. Als sie einst ihre Eltern besuchte, überfallen Räuber in der Nacht die Wohnung; Jeannette entflieht, während ihre Eltern ihren Tod in den Flammen finden, die das Haus verzehren; aber sie wird von den Räubern verfolgt, und von dem Hauptmann, der sie in bewusstloser Betäubung findet, gemissbraucht. Ohne ihren Zustand zu vermuthen, begiebt sie sich zu einem alten Hagestolz, Guichard, in Dienst, ihre Standhaftigkeit, mit welcher sie seine Anträge von sich weisst, erbittert diesen, er bemerkt ihre Schwangerschaft, stösst sie aus seinem Hause und legt, um sie eines Diebstals beschuldigen zu können, einen Beutel mit Geld in ihr Reisebündel. Jeannette flüchtet zu ihrer Tante, diese verstösst sie ebenfalls, da ihre Entbindung nahet. Auf dem Wege nach ihrem Geburtsort wird sie von Policeydienern aufgefangen, und wegen des, von Guichard angezeigten, Diebstals zum Tode verurtheilt. Im Gefängniss gebiert sie den Helden dieses Romans, sie selbst wurde vor ihrer Hinrichtung vermisst, und für todt ausgegeben. Eigentlich aber war sie durch einen Unbekannten befreit worden, und hatte mancherley Drangsal ausgestanden, bis sie endlich bey dem Pfarrer zu Caulaincourt, in dem Herrn dieser Baronie ihren Sohn findet. Dieser nämlich, den sie im Gefängniss geboren, ward von dem Gefangenwärter, Gaspard Saunier, erzogen; nach dessen Tode nahm ihn der Marquis von Morange, ein mit Menschenliebe sich gross machender Reicher, in sein Haus, verstösst ihn aber, weil er ihn einmal in einem Gespräch mit seiner Tochter findet. Caspar geht als Seesoldat nach Amerika, verlässt nach geendigtem Feldzuge heimlich sein Regiment, wird in Frankreich, wegen Ähnlichkeit seiner Gestalt mit dem Chevalier Caulaincourt für diesen, welcher aus dem Irrenhause entflohen war, angesehen, und zu dessen Vater, dem Baron Caulaincourt gebracht, der vor Freude seinen Sohn wiederzusehen, auf der Stelle stirbt. Caspar ist nun Erbe der Baronie, entdeckt in der Haushälterin des Pfarrers seine Mutter, und nimmt sie zu sich, ohne sich ihr zu erkennen zu geben. In kurzem verliebt er sich in Emilien, die Tochter des verarmten Marquis Vieux-Bois, aber am angesetzten Tage ihrer Verbindung entdeckt er ihr das Geheimniss seiner wahren Geburt. Emilie, die nur seine Reichthümer liebte, benachrichtigt ihren Vater davon, und dieser, als der nächste Erbe des alten Barons Caulaincourt, lässt den unrechtmässigen Besitzer in Verhaft nehmen. Indessen findet sich der wahre Caulaincourt, der durch eine ähnliche Verwechslung der Personen statt Caspar's die Strafe für dessen Entweichung vom Regiment leidet. Der Baron erhält nun sein Erbtheil, und Caspar soll an seiner Stelle die Vestung bauen. Seine Mutter kann sich nicht von ihm trennen, unterwegs fallen sie Räuber an, aber der Hauptmann, statt sie zu berauben, gibt beiden sein sehr schnelles Pferd, welches noch überdiess in den Pistolenhalftern eine beträchtliche Summe trägt. Nach mancherley Abentheuern trift auch Caspar mit der Tochter des Marquis von Morange wieder zusammen, welche ihm, der so viel ihretwegen gelitten hat, ein Landgut schenkt, auf welcher er mit seiner Mutter wohnt. Hier sucht ihn ein Bettler auf, welcher ihm

ihm erzählt, er sey der Unbekannte, welcher Jeannetten aus dem Gefängnisse befreiet, der ihn später auf dem Wege nach der Vestung mit Jeannetten durch sein schnelles Pferd gerettet, aber auch derselbe, welcher die Wohnung von Jeannettens Eltern überfallen, und Jeannetten zur Mutter von Caspar gemacht habe. Jeannetten tödtet der Schreck bey dieser Erzählung, und wenig Tage darauf begräbt Caspar auch seinen kaum gefundenen Vater.

An allen diesen Abentheuern hat nun freylich der Zufall nur bey der Ähnlichkeit des Barons Caulaincourt mit dem Helden sein Spiel, das übrige ist in der gewöhnlichen Manier der Romane, deren Verfertiger sich nur in der Zusammenhäufung einer Menge Stoffs gefallen, geschrieben, und die deutsche Literatur ist durch die Übertragung dieses Buchs aus dem Französischen eben nicht bereichert worden. Die Übersetzung selbst ist nachläsig, und wimmelt von Gallicismen und falschen Wortstellungen, welche die Unbekanntschaft des Übersetzers mit beiden Sprachen beweisen. Auch an Druckfehlern mangelt es diesem Buche nicht, welches nur die Klasse von Lesern unterhalten wird, die für des Bessern unempfänglich, sich nur an dem grellesten Wechsel der Farben zu erfreuen im Stande ist.

D. c. A.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in der Baumgärtn. Buchh.: *die Ausstellung, oder, wer ist der Schlaueste?* Lustspiel in 2 Aufzügen nach *Bouilly*, 1804. 116 S. in 8. (12 gr.).

Ebendaselbst: *Die beiden Officiere*, Lustspiel in 1 Aufzuge, nach *Duval*, 1804. 78 S. in 8. (12 gr.).

Ebendaselbst: *Er geht in die Falle*, Lustspiel in 1 Aufzuge. 1804. 94 S. 8. (12 gr.).

Auch unter dem gemeinschaftlichen Titel:

Sammlung kleiner Lustspiele für öffentliche und Privattheater, herausgegeben von *B.* 1804. 288 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.).

Vorliegende Bearbeitung der beiden ersteren französischen Lustspiele hat das Verdienst der Kürze vor ähnlichen deutschen Nachbildungen derselben Sujets voraus. Bey manchen Unwahrscheinlichkeiten mögen sie doch ihres Zweckes einer kurzen Unterhaltung nicht verfehlen, wenn sie auch bey einer gewandteren Bearbeitung noch zu gewinnen hatten. Das letztere Lustspiel, nach der Fabel des: *le jaloux desabusé* des *Campistron* beweisst indess, dass dem Vf. eigene Entwürfe nicht glücken. Dieser Stoff lässt sich nicht in Einen Act einzwängen, ohne, was sich auch hier zeigt, den Ehemann zum Einfaltspinsel zu machen, und den Charakter der Frau zu entstellen. Dialog, Szenen und Charaktere sind überdiess langweilig, ohne Witz und Feinheit.

Chr.

Leipzig, b. Stage: *Erzählungen.* Von *G. A. Neuhofer.* Ohne Jahrzahl, 263 S. 8. (1 Rthlr.).

Pirna, b. Pinther: *Der Troubadour und der Hagestolz.* Zwey Erzählungen. 1805. 72 S. 8. (6 gr.).

Königsberg, b. Goebbels und Unzer: *Unfrankirte Briefe. Enthaltend Gemälde aus dem wirklichen Leben.* 1805. 257 S. 8. (20 gr.).

Wenn auch die Erzählungen, die hier gegeben werden, nicht eben Meisterstücke in ihrer Art sind: so verrathen sie doch Talent und Fleiss. Besonders lassen sich Hn. *Neuhofers* Erzählungen recht gut lesen, und er verdient allerdings die Aufmunterung, die ihm schon von anderen Seiten her zu Theil geworden ist.

Halle, b. Hendel: *Aurora von Clari.* Von *Fräulein K. v. R.* 1805. 144 S. 8. (12 gr.).

Erfurt, b. Knick: *Amida oder das stille Haus. Ein Seelengemälde aus den Ergiessungen zweyer Liebenden*, von *Friz von —*g.* 1805. 240 S. 8. (18 gr.).

Das adliche Paar, das hier unter den Romanenschriftstellern auftritt, hat sich nach Kräften vor dem gemeinen Pöbel zu hüten gesucht. Besonders ist im letzteren viel Wärme des Gefühls fürs Schöne, und manche treffende Einsicht in das Gewirre des menschlichen Lebens. Die Sprache hat Kraft und Bildung.

▷◁

Halle, b. Hendel: *Geschichte des Amtsraths Franz Ehrlichs, eines deutschen Landwirths, von ihm selbst beschrieben. Oder die Wirkungen des Vaterfluchs.* 1805. 247 S. 8. (20 gr.). Mag an der Geschichte auch noch so viel gelogen seyn, der Titel hat gewiss die Wahrheit gesagt, wenn er diess Product für ein Machwerk eines deutschen Landwirths ausgibt, der, setzt Rec. hinzu, wohl seinen Acker gut bestellen, aber nicht eben so seine Geschichte gut zu erzählen vermag. Doch trägt sie ziemlich das Gepräge der Wahrheit, und kann, nach der Verheissung der Vorrede, für manchen Leser Nutzen haben. Die läppischen Anmerkungen des Correctors und Setzers, die sich vorn herein finden, hätten wegbleiben sollen.

π. o.

Technologie. *Glogau*, in der Gärtnerschen Buchhandlung: *Vollständige chemisch-praktische Bleichkunst.* Von *Carl Ludwig Engelmann.* 1805. 128 S. 8. (12 gr.). Wem daran gelegen ist, sein Bleichgeschäft nicht ganz handwerksmäsig zu betreiben, wird diese Schrift nicht ohne Nutzen aus der Hand legen. Die bey diesem Geschäft anwendbaren chemischen Grundsätze sind gut benutzt, und am Ende des Buchs ist auch eine Anleitung zur Bleiche mit oxydirter Salzsäure gegeben, doch ist das Verfahren zu letzterer viel zu kurz abgefertiget, und wir zweifeln, dass sie demjenigen viel frommen werde, der mit dieser Behandlungsart ganz unbekannt ist. Die Farbe des Papiers, worauf diese Schrift gedruckt ist, ladet nicht sonderlich ein, und lässt nicht viel Gutes von ihrem Inhalt hoffen. Wahrscheinlich ist es Strohpapier, und vielleicht wäre es dem Vf. ein Leichtes gewesen, seine Kenntnisse in der praktischen Bleichkunst daran in Ausübung zu bringen.

x + y.

1) *Leipzig*, im Industrie-Comptoir: *Abbildung der neuesten französischen und englischen Art, Fenstervorhängen und Gardinen die geschmackvollste Drapperie zu geben, und zur Verzierung der Zimmer aufzuziehen.* 1tes H. Gesammelt und gezeichnet von *Emilie Berrin.* 6 illuminirte Blätter in 4.

2) *Leipziger Muster. Fenstervorhänge und Gardinen zur Verzierung und helleren oder dunkleren Beleuchtung der Zimmer aufzuziehen.* Gesammelt und gezeichnet von *Emilie Berrin.* 2tes Heft der pariser und londner Muster. Mit 8 illuminirten Kupfern in 4. (Beide Hefte 2 Rthlr.).

Man kann diese Muster zu Vorhängen auf die günstigste Weise empfehlen, und sagen, dass sie nach der Mode sind; man kann sie aber aus guten Gründen auch tadeln, und behaupten, dass die Mode diessmal nicht vom vorzüglichsten Geschmack sey. Denn die Schnüre und Quasten ohne allen Zweck, die verschiedenfarbigen schmalen Streifen, welche als vermeintlicher Zierrath über die eigentlichen Vorhänge gezogen sind, können von unbefangenen Freunden des Einfachen, Guten und Schönen unmöglich genehmiget werden. Beweise unseres Urtheils sind in Nr. 1. Tab. 1. 2. 4 et 6. in Nr. 2. Tab. 1. 3. 4. 5. 6. 7 und 8.

Dasselbe Urtheil kann man über folgendes Werk fällen, welches auch durch die früheren Lieferungen schon bekannt ist:

Sammlung von Zeichnungen der neuesten londner und pariser Meubles als Muster für Tischler. I. Lieferung. Modelle für Tischler. 1. Heft mit Kupfern. (Ohne Jahrzahl) 4. (1 Rthlr.).

Bey beiden Werken vermisst man ungern eine gute Erklärung der Kupfer. Am wenigsten werden Tischler und Putzmacherinnen, sich selbst überlassen, die rechten Verhältnisse immer zu treffen wissen, da gar keine Masse angegeben worden sind.

—y—H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 OCTOBER, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Magazin zur Beförderung der Industrie, zur Bekanntmachung und Verbreitung neuer und alter, durch die Erfahrung bewährter, aber noch nicht bekannter, wenigstens noch nicht zweckmässig angewendeter Mittel, nützlicher Vorschläge und Ideen, zum Besten der Fabriken, Manufacturen und der Handlung, zur Veredlung der Handwerke, zur Verbesserung der Stadt- und Landwirthschaft, zur Erleichterung der Geschäfte durch Maschinen und zweckmässiger eingerichtete Werkzeuge, zur Ersparniss der Zeit und menschlicher Kräfte, so wie zur Bequemlichkeit und Wohlfeilheit, nach schriftlichen Aufsätzen und nach den besten in- und ausländischen Werken bearbeitet und durch Kupfer erläutert, von einer Gesellschaft Sachkenner. Erste Lieferung.* Neue Auflage. (Ohne Jahrzahl.) VIII S. und 3½ Bog. *Zweyte bis achte Lieferung*, jede von 4 Bogen, ohne eigenen Titel, bloss mit einem farbigen Umschlag, und mit 2, 3 oder 4 Kupfern, letztere Lieferung mit 1 Blatt Register über die ersten 8 Lieferungen, sämmtlich mit fortlaufender Seitenzahl. — Dann die Fortsetzung dieser Zeitschrift, in eben dem Verlage, mit zweckmässiger Abkürzung des Titels. *Zweyten Bandes erste Lieferung.* IV S. und 3½ Bogen. *Zweyte bis zehnte Liefer.* (oder 9 bis 18 Liefer.) jede 4 Bog. und jede mit einem eigenen Titel, mit 2, 3 und 4 Kupfern. gr. 4. (Jede Liefer. brochirt 12 gr.)

Als Redacteurs dieser nützlichen Zeitschrift nennen sich, nach der Einleitung der 1 Lieferung des 1 Bandes, der Adv. *Friedr. Hempel* und der Ictus *Friedr. Gotthelf Baumgärtner*, nach dem Vorbericht der 9 Lieferung der erste allein; auf dem Titel des 17 Heftes wiederum *F. G. Baumgärtner* nebst Prof. *Leonhardi*, zu welchen vom 18 Heft an noch der Geh. Rath *Hermbstädt* gekommen ist. Nach dem Plane der Herausgeber soll diese Zeitschrift alles umfassen, was in ihrem *Magazin aller neueren Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen*, worin nur das Neuere beschrieben wird, nicht aufgenommen werden konnte. Den Inhalt selbst besagt der weitläuftige Titel. Wahr ist es, dass in den unzählbaren periodischen Schriften viele sehr nützliche Aufsätze fast ganz ungenutzt und verborgen bleiben, weil es unmöglich ist, alle diese Schriften selbst zu lesen, um sich das Brauchbare anzumerken. In den Bibliotheken und gelehrten Zeitungen werden sie nicht immer, und nur sehr kurz angezeigt. Auch hört manche Sammlung bald wieder auf, und bleibt hernach ohne Nachfrage. Diess letztere scheint nicht der Fall mit gegenwärtiger Zeitschrift werden zu wollen, denn in der That enthält sie viele interessante Aufsätze, die nützliche Kenntnisse verbreiten, und den Herausgebern hoffentlich viele Leser verschaffen werden. Um dahin mitzuwirken, erachten wir es für nöthig, wenigstens die interessantesten Aufsätze derselben, mit hin und wieder beygebrachten Anmerkungen, anzuzeigen.

I Heft. 1) *Aus mehreren Baumflechten ein Substitut für Senegal-Gummi und andere fremde Gummiarten zu gewinnen.* Es soll dieses Flechten-Gummi zwölfmal wohlfeiler als das Senegal-Gummi seyn, und gleichwohl dasselbe leisten; daher diese englische Erfindung von unseren deutschen, besonders Kattun-Fabriken, versucht zu werden verdient. 2) *Seife aus Flechten.* Wird bey Bereitung des vorigen Flechten-Gummis, aus dem Bodensatz der dritten Abkochung gewonnen. 3) *Pigment des Bingelkrautes, (Mercurialis perennis).* Färbt schön blau, aber nicht dauerhaft, und verschiesst ins Rothe, das dann beständig bleibt. Schon die getrocknete Pflanze hat die Eigenschaft, eine hellblaue Farbe anzunehmen. 5) *Ein Ackerwerkzeug, vermittelst dessen man zugleich pflügen und auch Waitzen, Korn, Gerste und Hafer — gleich vertheilt und tief aussäen kann, so dass zwey Drittheile Saamens erspart und die Früchte doch vermehrt und verbessert werden.* Die Beschreibung und Abbildung eines Ackerwerkzeugs, das Hn. *von Locatelli* aus Kärnthen zum Erfinder hat, und allgemein eingeführt zu werden verdiente, wenn der Erfolg der angezeigten Versuche gegründet seyn sollte. 6) *Ökonomische Proben.* Versuche über die Fruchtbarkeit verschiedener Getreidearten, Gemüse-Pflanzen und Wurzeln, und über ungeheuer schwere gemästete Ochsen, Schweine und Schöpse. 8) *Einige Sätze zur Verbesserung der Branntweinblasen, Braupfannen und anderer Kessel, so wie der dazu gehörigen Ofen in der Land- und Hauswirthschaft.* Die hier festgestellten Grundsätze sind ganz richtig; nur muss Rec. bey dem sub §. 1 b: *dass, wenn das Wasser nicht schneller siede, aber bey einer anderen Art zu feuern weniger Holz erfodert werde, so sey jene Art weit vortheilhafter als diese;* widersprechen, indem bey besonders fabrikmässigen Anstalten, allerdings auf die Verwendung der Zeit ein Augenmerk gerichtet seyn, und oft mehr Brenn-

Brennmaterial verschwendet werden muss, um nur schnell arbeiten zu können. 11) *Veredelte Wachsleinwand.* Eine Empfehlung der vortrefflichen Fabrikate der bekannten Schulz- und Müllerschen Fabrik in Leipzig. 14) *Verfahren, Bäume gegen den Frost zu sichern.* Aber wie, wenn der Winter schneelos bleibt? Rec. würde doch den bekannten Frostableitern den Vorzug geben. 15) *Verfahrungsart, harte Hölzer zum Gebrauch für Wagner, Tischler und andere Holzarbeiter zu ziehen, besonders aber über die Zucht der Eichen für den Schiffsbau.* Mit 1 Kupfer. Ein Vorschlag *William Randalls* in England, jungen Eichenbäumen durch Zwang ein krummes Wachsthum zu geben. *Burgsdorf* versichert, es sey diess eine vergebliche Arbeit. 16) *Vorsichts-Regeln bey der Wartung der Weine.* Ein kleineres Spundloch und ein besonders eingerichteter Trichter zum Auffüllen wird empfohlen. 17) *Nachricht von einigen Weinmühlen.* Eine beygefügte Zeichnung einer solchen Mühle, die statt des sonst gewöhnlichen Tretens und Stampfens gebraucht wird, würde willkommen gewesen seyn.

II Heft. 1) *Über den damascener Stahl. Für Schwerdfeger.* Eine sehr mühsame und kostbar scheinende Vorschrift. Dass aus dem Österreichischen viel altes Eisen, alte Messer, Klingen u. dgl. in die Türkey geschickt, und dort zu Stahl verarbeitet wird, davon wird hier nichts gesagt. 2) *Neue Methode, Gussstahl zu verfertigen.* Eine neuere Erfindung des B. *Clouet. De la Place* wollte sich selbige zueignen, aber schon 1722 schrieb *Reaumur* seine *l'art de convertir le fer forgé en acier.* 3) *Über den Wein-Regulator.* Um das Verdunsten des Weins bey der Gährung zu verhindern, scheint das empfohlene Mittel ganz zweckmässig zu seyn. 4) *Neue Methode, trüben seimigen Wein abzuklären.* Glühende Feuersteine in das Fass gelegt, sollen allen zähen dicken Schleim an sich ziehen, und den Wein ungemein verbessern. 5) *Über das Leder von zahmen Schweinen.* Ein wohl gerathener Versuch des Grafen von *Burghaus*, den man bereits im 4 Stück der schlesischen Provinzialblätter vom J. 1795, von ihm selbst erzählt, findet. Man hört seitdem nichts von ferneren Versuchen. 6) *Neue Art zu kohlen.* Das Zündloch ist hier in der Basis des Meilers angebracht, welche Methode von Sachverständigen doch getadelt wird. 7) *Ein leichtes, wohlfeiles und durch zuverlässige Erfahrungen bewährtes Mittel, Gras- und Heuertrag der Wiesen, Triften und Koppeln um das dreyfache zu erhöhen.* Die Hauptregel ist, dass man die Wiesen und Weiden mit guten, gesunden, zu gleicher Zeit blühenden, und dem Boden angemessenen Grasarten besäen solle. Der in den Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft 1 Jahrg. 3 Heft, angerühmte Landwirth, auf den man sich hier, wegen zweckmässiger Gewinnung der ächten, reinen Grasarten in Quantitäten, beziehet, ist die in dem Jahre 1804 verstorbene Frau Baronesse *von Friedland* in Cunersdorf bey Frankfurt a. d. O., der wir in dieser Art die merkwürdigsten Versuche im Grossen zu verdanken haben, welche nun, nebst anderen wichtigen ökonomischen Anstalten, von ihrer Tochter, der Frau Landräthin von *Itzenplitz*, mit rühmlichem Eifer fortgesetzt werden. 8) *Geprüftes Mittel, die Obstbäume zu reinigen, und sie gegen Moos und Insecten zu verwahren.* Das empfohlene Mittel hat einige Ähnlichkeit mit dem bekannten Forsythschen Heilmittel. 9) *Seguins neue Methode, die Häute binnen wenig Tagen zu gerben.* Nach dieser Anweisung werden starke Häute binnen 6 bis 8 Tagen gegerbet. Diese schnelle Bereitung beruhet hauptsächlich auf der gehörigen Anwendung des Lohsafts. 10) *Mittel, dem Kornbranntwein den Geschmack des Franzbranntweins zu geben.* Holzkohlen und Reiss sollen diess bewirken. Es ist die Gratschefsche Erfindung, wofür er von der ökonomischen Societät in St. Petersburg eine Preis-Medaille von 40 Dukaten erhielt. Gleichwohl steht diese Erfindung der Westrumbschen, die er noch nicht für gut gefunden öffentlich bekannt zu machen, weit nach. 15) *Ein Sackhalter, oder Gestell zum Getreidemessen für einen Menschen.* Aber gleichwohl werden zwey Menschen zum Aufheben und Ausschütten des Getreide-Masses erfordert! 16) *Spanische Steigbügel.* Sicher für den Reuter mögen sie wohl seyn. 17) *Dunkle Glasfenster wieder hell zu machen.* Man putzt sie mit Walkererde. Vor einigen Jahren bot der Maler und Glaser *Hildebrand* in Jever auch ein dergleichen Mittel für einen Louisd'or aus, das der D. *Seetzen* für probat erklärte. 18) *Eine ökonomische Bemerkung.* Über Flachs, der den Winter durch unterm Schnee, unbeschädiget geröstet worden. 19) *Dünger-Erde.* Teicherde, Kalk, Düngesalz und Pferdejauche, sind die Mittel, die in gewissem Verhältniss mit einander vermischt werden sollen. 20) *Verbesserte Nachtlampen.* Es wird nicht gesagt, wie lange sie brennen. Wohlfeil dürften sie doch wohl nicht seyn. 21) *Moorige Fische gut zuzubereiten.* Man soll eine Brodrinde mit den Fischen kochen lassen. 22) *Hünerbrut.* Eine Nachahmung der Ägyptier. 23) *Ein Mittel, weisse Ölfarbe gegen das Vergelben zu schützen.* Das Öl zur Farbe soll zuvor gebleicht werden. 24) *Reinigung des Öls.* Durch hineingegossenes Bley. 27) *Von der Leimsiederey und von der Einrichtung eines holzsparenden Leimsieder-Ofens.* Mit 1 Kupfer. Von Prof. *Leonhardi.* Der Ofen ist sehr zweckmässig, und sollte bey allen Kesselfeuerungen so angelegt seyn.

III Heft. 2) *Ein verbesserter Wasserkessel.* Nach den Angaben eines Kupferschmids in Leipzig. Mit Abbildung. Auf alle Fälle müsste dieser Kessel grössere Wirkung leisten, wenn er ummauert würde, so dass das Feuer nicht nur in der sogenannten Nabe hinauf, sondern auch rund um den Kessel herum, schlagen könnte; daher derselbe unten nicht aufsitzen, sondern frey hängen müsste. 3) *Beschreibung eines Krautschneiders.* Mit Abbildung. Von *Leonhardi.* Die nämliche Maschine sah Rec. auf dem Graf Einsiedelschen Rittergute zu Wolkenburg, wo sie mit grosser Zeitersparung gebraucht wurde. 4) *Bewirkung einer neuen Düngererde.* Von D. *Laubender.* Ausgelaugte Gerberlohe, mit Kalk vermischt, soll die fetteste Dammerde geben. 5) *Noch eine Art Wein-Verjährung.* Von D. *Laubender.* Die Gährung wird durch Beymischung Hefenbranntweins zum jährigen Most beschleuniget. 7) *Mit-*

Mittel, den Most eine lange Zeit süss zu erhalten. Von D. *Laubender.* Man soll ihn vor Wärme und gesäuerter Luft verwahren. 8) *Über das Nichtbehacken der Kartoffeln.* *Germershausen* hatte eine weit einträglichere Kartoffelärndte, wenn er selbige nicht behackte, sondern die Äcker nur jäten liess. 9) *Einige Vorschläge für Bauherrn und Bretschneider.* Es werden hier die schwedischen Schneidemühlen empfohlen, die 8, 9, 10 Sägeblätter einsetzen. 10) *Mittel gegen verschiedene, dem Ackerbau und der Pflanzenzucht schädliche Thiere.* Nämlich, gegen Ameisen und gegen Maulwürfe. 11) *Das brabantische Butterfass.* Mit Abbildung. Von *Leonhardi.* Allerdings hat dieses Butterfass Vorzüge vor dem Peslerschen. 12) *Über den Brand im Korn (Roggen), nebst Angabe derjenigen Ursachen, unter welchen immer Brand im Getreide überhaupt erzeugt wird.* Von D. *Laubender.* Des Vf. Raisonnement hat viel Beyfälliges; gleichwohl bleiben es bloss Hypothesen, bis diese dunkle Materie einmal in helleres Licht gesetzt wird. 13) *Eine leichte und vortheilhafte Art, das Getreide einzuärndten.* Es wird hier eine Vergleichung der alten bey den Römern schon gebräuchlichen Art, das Getreide in zwey Schnitten, nämlich erst die Ähren, dann das Stroh, zu schneiden, mit der jetzt gewöhnlichen Art, gemacht; wo denn das Resultat sich auf die erste Art hinneiget, die auch neuerlich von mehreren Ökonomen ist empfohlen worden. 14) *Flachs-Maschine.* Mit Abbildung. Eine in Schweden gebräuchliche, vom Wasser getriebene Maschine, durch welche der Flachs, mit Ersparung an Zeit und Arbeit, bis zum Spinnen verarbeitet wird, so dass zwey Weibspersonen in Einem Tage 120 Pf. Flachs bläueln und schwingen können. 15) *Beschreibung einer neuen Feuerspritze.* Es ist diess eine Handspritze, die vom Erfinder derselben, dem Bergmeister *Löscher* in Freyberg, für 11 Rthlr. 8 gr. verkauft wird. 16) *Von der Reinigung des Rüböls*, vom B. *Thenard.* Durch Vitriolöl soll diess geschehen. Gewiss ist dieses Mittel, wenn es probat ist, weniger schädlich, als ein anderes empfohlenes, bey welchem das Öl, durch den Gebrauch eines bleyernen Gefässes, vergiftet wird. 17) *Blecherne Blitzableiter.* Ein Auszug aus des Prediger *Nicolai* Schrift: *Gänzlich gehobene Bedenklichkeiten wegen Anlegung der Blitzableiter*, u. s. w. Dresden, 1800. 8. Der Ableiter bestehet aus einem angestrichenen verzinnten Blechstreifen, der sehr wohlfeil ist und alles leistet. 18) *Zubereitung eines sehr guten Firnisses.* Es ist ein Bernsteinfirniss.

IV Heft. 2) *Rumfords Bratofen.* In dessen *Versuchen. polit., ökon. und philosoph. Inhalts*, 2 Th. von ihm selbst beschrieben. 3) *Eine neue Art Käse zu machen, Zuckerkäse genannt.* Von D. *Laubender.* Die eine Hälfte dieser Käse, die für delikate Damen, oder für Gaumen und Magen, welche in der Delikatesse zärtlichen Damen ähnlich sind (!) erfunden worden, besteht aus Käsematte, die andere Hälfte aus Knochenfett und Zucker. Dann noch etwas Ingwer und Vanille. 4) *Aus fein geschliffenen Stahlsachen die Rostflecke zu tilgen.* Dem D. *Laubender*, der diess Mittel bekannt macht, kostete es einen Louisd'or. Es bestehet in feinem Glase, das zu den allerfeinsten Staub zerstossen ist; diess nimmt alle Rostflecke weg, wenn sie mit diesem Staube gerieben werden. 5) *Brod und Branntwein aus Queckenwurzeln.* Vom D. *Laubender.* Eine Empfehlung, die wohl ohne Erfolg bleiben dürfte. Bey einem kurzen Getreidemangel in einigen Gegenden Sachsens, im J. 1762, und nach der Zeit in den bekannten theuern Jahren, buck man Brod aus den Quecken, mit einem Zusatze von Mehl. Aber man fand seine Rechnung nicht dabey, und ging bald davon ab. 10) *Trockene Hefen.* Die Verfertigung dieser Hefe, die der D. *Seetzen* zu Schidam in Holland erlernte, und nachher im Journal für Fabr. Handl. und Mode, bekannt machte, ist vielleicht keine holländische Erfindung, sondern vielmehr eine deutsche; denn schon seit 30 Jahren kennen wir die sogenannte *Presshefe* und *Sackhefe*, wovon die erste grau, die andere weiss von Farbe ist, und die durch Fuhrleute Fass- und Sackweise in Deutschland zum Verkauf verfahren wird. 11) *Versuche für Bäcker.* Man soll ein Fünftheil mehr, weit kräftiger und gesünder Brod erlangen, wenn man das Mehl, statt blossem Wasser, mit gekochtem Kleyenwasser knetete. 12) *Neues Verfahren beym Getreidebau.* Man soll die Körner nicht säen, sondern stecken, wie Bohnen. Ein Verfahren, das im Grossen nie, nur von Besitzern kleiner Grundstücke möglich zu machen ist; aber alsdann auch gewiss die Mühe bezahlt. 13) *Sago aus Kartoffeln.* Die Vorschrift hierzu ist aus dem Reichsanzeiger genommen, wo man aber die Handgriffe verschwiegen hat. Eine bessere Vorschrift zu solchem Sago findet man in *Riems Halbjahr-Beyträgen*, 1 Liefer. auf d. J. 1804. S. 28—32. 14) *Kunst, einem zu versetzenden Baum, wenn er wenige oder gar keine Wurzeln hat, Wurzeln zu verschaffen.* Diese Erfindung, die zuerst in der *thüringischen Vaterlandskunde*, v. J. 1801. 22 Stück, bekannt gemacht, und von da im *deutschen Obstgärtner*, 16 B. S. 372 aufgenommen wurde, ist im Würtembergischen von einem alten Winzer gemacht worden. 15) *Wie hilft man den Bäumen, wenn sie im Spätwinter durch Frost gelitten haben?* Durch Abnehmung der äusseren Rinde im Frühjahre. Diess Mittel hat den besten Erfolg. 18) *Vorschläge, die Bienenzucht in theoretischer und praktischer Hinsicht zum höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen.* Vielleicht sind diese Wünsche jetzt schon vom *Ritter von Ehrenfels* im Österreichischen realisirt worden. 19) *Mittel, die Haut von den Pflaumen (Zwetschken) leicht abzubringen.* Durch siedheisses Wasser, in welchem man sie ein wenig stehen lässt. 20) *Mittel, frische Nüsse zu machen.* Man soll sie 24 bis 48 Stunden in kuhwarme Milch legen. 21) *Wein-Mühlen.* Mit Abbildung. Diese Trauben-Mühlen, deren schon im 1 Heft gedacht wird, sind anstatt des ehemaligen Tretens oder Stampfens der Weintrauben, anjetzt im Meissnischen überall im Gebrauch. 22) *Über die Art und Weise, viel Milch, Rahm, Käse und Butter zu gewinnen.* Von D. *Laubender.* Ein sehr langer Aufsatz, der aber auserlesene, auf Theorie und Praxis gegründete Regeln enthält.

V Heft.

V Heft. 2) *Über landwirthschaftliche Assecuranzen.* Der Vf. ist gegen alle Arten von Versicherungsanstalten, und empfiehlt mit Recht Magazine. 3) *Wichtige ökonomisch-medicinische Entdeckung. Ein specifisches Mittel zur Heilung der ansteckenden Viehseuche, Löserdürre genannt, und des Rotzes bey den Pferden.* Glücklicher Erfolg des Versuchs des D. *Franks*, mit der oxygenesirten Kochsalzsäure. 4) *Reinigung des Öls, um das Dampfen zu verhüten.* Mit Vitriolöl. 8) *Knete-Maschine.* Mit Abbildung. Eine in Schweden gebräuchliche Maschine bey grofsen Ziegeleyen, zum Kneten des Thons, die aber auch zu anderen Endzwecken, z. B. zum Einteigen des Schrotes in den Brau- und Brennereyen, gebraucht werden könnte. 10) *Kartoffeln beym Brodbacken zu benutzen.* Sollte durch die neue Erfindung, die Kartoffeln, nicht im Wasser, sondern im Dampf zu sieden, das Kartoffelmehl nicht noch mehr Kraft behalten? 11) *Neuer Anstrich für Holzwerke.* Colophonium, Thran, Schwefel, sind die Ingredienzien. 16) *Vorschlag zum Pfropfen.* Man soll, nach Art der Tataren, in die Wurzel eine Spanne unter der Erde pfropfen. 17) *Kampfer, ein Mittel gegen das Erfrieren.* Kampfer im Munde rettete einen Engländer von dem Erfrieren. 18) *Für Landwirthinnen, zur Prüfung.* Dafs die Hüner im Winter, so wie im Sommer, Eyer legen. 20) *Warnung für Pulvermüller.* Die Holzkohlen müssen von allen entzündlichen Materien abgesondert werden, weil selbige durch Schläge Feuerfunken geben. 21) *Mittel gegen die fallende Sucht.* Eine Portion grobes Salz in den Mund gegeben, soll dergleichen Unglückliche wieder herstellen.

VI Heft. 4) *Warnung.* Baumwollene Kleider mit Ölflecken nicht zusammengerollt in eine Kiste zu legen, weil sie nach drey Stunden Feuer fangen, wenn Luft dazu kommt. 5) *Bewährtes Mittel, schmutzige Kupferstiche und Drucksachen zu bleichen und zu reinigen.* Mit oxygenesirter Salzsäure. 6) *Noch ist in Deutschland zu viel Holz.* Von *von Arnim.* Ein wohlmeinendes Räsonnement über die Verschwendung des Holzes, Conservation der Wälder, ob neue Wälder anzulegen und dem Ackerbau zu entziehen sind, u. s. w. 7) *Beschreibung und Abbildung eines Häckerlingschneiders.* Ist die vom Prof. *Parrot* erfundene Maschine, die in den Acten der ökonomischen Societät in Liefland beschrieben ist. Nicht Tab. I und II gehört dazu, sondern nur Tab. I. 8) *Neues Mittel gegen die Hundswuth.* Ist diefs Mittel wirklich probat, warum verbreitet es sich nicht weiter, da es doch schon vor 5 Jahren in Valencia gebraucht worden ist? 9) *Natürliche und künstliche Forste.* Von *von Arnim.* Eine Anspielung auf die künstlich angelegten Wälder, wo man der Natur nicht ihren Lauf läfst. 10) *Von der einheimischen oder deutschen Cochenille.* Von D. *Rössig.* Eine blofse Empfehlung dieser an deutschen Pflanzen befindlichen Insecten. 11) *Feine Politur.* Man bewirkt selbige, nach *Guytons* Erfindung, durch Huthfilz, der einige Minuten in Schwefelsäure getaucht ist. 12) *Maschine zur Lüftung für Getreide-Magazine.* Von D. *Laubender.* Das dazugehörige Kupfer fehlt, die Beschreibung ist daher nicht klar genug.

VII Heft. 2) *Eine neue, unschädliche Glasur für Töpfer.* Eine Erfindung von *Wagner* in Magdeburg. Er braucht dazu weisse Glasscherben und Mineralalkali. 3) *Vorschlag, das Vermorschen hölzerner Gegenstände zu hindern.* Man soll es in eine Art von Versteinerung versetzen, vermittelst Kalkwassers und verdünnter Vitriolsäure. Der Vorschlag ist gut, aber das Verfahren kostbar und umständlich; wie grofs müfste z. B. nicht die Kalkgrube seyn, in welche man sehr lange Baustücke zu legen hätte! Ein Anstrich von Salzlauge dürfte wohl wohlfeiler seyn, und vielleicht eben das leisten. 5) *Wohlfeiles Wachs.* Aus den Blüthen der Pappelbäume. 6) *Ein wirksames Mittel, die Bäume zu verbessern und fruchtbar zu machen.* Ein von *Forsyth* in England erfundenes Mittel. Man soll die Bäume alle Jahre mit einer Brühe von Kuhdünger mit Asche, Urin und Seifenlauge, waschen. 9) *Parrots Löschwisch.* Dieses neue Löschinstrument hat *Parrot* sowohl in *Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde,* 3 B. 2 St., als auch in den *Abhandlungen der liefländischen ökonomischen Societät* beschrieben. Es verdient, dafs man in Deutschland Gebrauch davon macht. 10) *Branntewein aus Möhren.* Ist nicht blofs in Schottland gebräuchlich, sondern auch längst in Deutschland versucht worden. Dafs man aber bey solchem Branntewein vier Fünftheile mehr Viehfutter bekommt, als beym Kornbranntewein, ist ganz begreiflich, weil man an Gewicht fünfmal so viel Möhren nehmen mufs, als Korn, um eben so viel Branntewein aus jenen zu erhalten, als von diesem. Da nun zu einem fünfmal gröfsereh Quanto, um dieses zu verarbeiten, auch fünfmal längere Zeit, und fünfmal mehr Hefe, Holz, Brennerlohn, erforderlich ist, so hebt sich der Vortheil des mehreren Viehfutters. 11) *Gegen erfrorene Weinreben.* Man schnitt die Triebe, so weit sie erfroren waren, weg, und die Reben trieben aufs neue. 14) *Surrogat der Bierhefen zum Gebacknen.* Aus Kartoffeln, Zucker und etwas Bierhefe. Verdient versucht zu werden. 16) *Chinesische Tusche.* Entdeckung ihrer Bestandtheile, durch *Delametrie*, und Verbesserung derselben. 22) *Mittel gegen die Löserdürre. Pessinas* Bestätigung des von D. *Frank* angegebenen Mittels; nur braucht dieser oxygenisirte, jener aber gemeine Salzsäure. 23) *Präservativ gegen die Rindviehpest.* Der Stall soll mit Wasser, das durch Eichenrinde gesäuert worden, oft besprengt werden. 24) *Gegen die Schnecken.* Knoblauch half nicht, sich ihrer zu entledigen, aber Asche und Salz. 25) *Blumen, Federvieh und Maykäfer.* Von *von Arnim.* Um Getreidekörner zu sparen, soll man das Federvieh mit Blumensaamen und Maykäfern füttern, doch letztere mit Vorsicht gebrauchen. 26) *Zur Beförderung des Obstbaues.* Von *von Arnim.* Misslungene Versuche des Landmannes, wenn er Obstbäume in schlechtes Land setzt, hindern die Beförderung: man soll sie in Äcker mittlerer Güte pflanzen. 27) *Mittel, Getreide lange, auch vor Ungeziefer besonders vor Ratten, zu verwahren.* Das ausgedroschene Getreide soll nicht gereiniget, sondern mit der Spreu aufbewahrt werden. Reiser vom Faulbaumholz (*Frangula*) hält Ratten und Mäuse von den Kornböden und den Magazinen ab.

(Der Beschlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 OCTOBER 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Magazin zur Beförderung der Industrie*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

30) *Nutzen der Hopfenranken.* Zum Anbinden des Hopfens selbst, auch der Blumengewächse, anstatt des Bastes, wozu auch Binsen gebraucht werden können. 31) *Über den wilden Hopfen.* In doppelter Quantität gebraucht, leistet er eben so viel, als der veredelte Hopfen. 32) *Über Bienenzucht.* Eine Anfrage, in welcher Entfernung die Bienenstände zu errichten, ohne sich durch ihre Nähe zu schaden. 33) *Warum wird in Norddeutschland nicht mehr türkisch Korn gebauet?* Die Hindernisse werden angezeigt, dürften auch wohl nicht zu heben seyn. 34) *Beschreibung einer Feuerspritze.* Mit Abbildung. Die Erfindung eines Müllers bey Leipzig, bey welcher Stoss- und Blasenwerke vereiniget enthalten sind. Die Spritze wirft in einer Minute 6 Eimer Wasser aus. 35) *Kalkbrennerey der Wallachen und Sclavonier.* Mit Abbildung, bey welcher aber kein Buchstab befindlich ist; die Beschreibung muss das Fehlende ergänzen. 36) *Wohlfeilen Kleister für Schuhmacher und Buchbinder zu verfertigen.* Von *Leonhardi.* Zu Ersparung des bisherigen Kleisters aus Mehl, wird die Wurzel vom *Asphodelus luteus* empfohlen. 37) *Über die Feuerspritzen.* Mit Abbildung. Ganz gute Vorschläge zur zweckmäsigen Verbesserung der Spritzen; besonders wird der dicke Strahl derselben getadelt, und empfohlen, denselben in mehrere dünne zu vertheilen. 40) *Verfahren, das Auflaufen oder die Windwassersucht der Thiere zu heilen, bekannt gemacht vom B. Sonnini.* Milch und Schiesspulver sind die Mittel. Aber wir kennen nun schon ein besseres Mittel, das schnell Hülfe leistet, und bey welchem man nicht nöthig hat, das kranke Thier gewaltsam herumzujagen: man findet es in den *Annal. d. Niedersächs. Landwirthschaft.* 5 Jahrg. 1 St. S. 167, auch im *Reichsanz.* v. J. 1804. Nr. 88. S. 1147, ferner in der *Thüring. Vaterl. Kunde*, v. J. 1804. im 14 und 26 Stücke.

VIII Heft. 1) *Für Bauherren. Den Mörtel so zu bereiten, dass die damit aufzuführenden Gebäude dauerhafter seyen, und doch zugleich weniger Kalk erfordern.* Kalcinirte Knochen werden dem in gehöriger Proportion bereiteten Mörtel beygefügt, wodurch man zugleich vor nassen Wänden gesichert seyn soll. 2) *Über den Nutzen des wilden Kastanienbaums.* Der Ertrag der Potasche, den seine Asche giebt, ist in der That beträchtlich. 3) *Die Reife mancher Früchte zu befördern. Für Besitzer kleiner Gärten.* Diess geschiehet, wenn man die Spalierbäume an schwarzen Wänden ziehet. 9) *Ein bewährtes russisches Mittel wider die Viehseuche und alle Krankheiten, die von verletzter Verdauungskraft entstehen.* Verdünnte Vitriolsäure ist das Mittel. 10) *Wohlfeile und erprobte Gärberlohe.* Man bedient sich in Irland und England, statt der Eichenrinde, des Haidekrautes, (*Erica vulgaris*). 11) *Benutzung der Weintrester zu schwarzer, und des Rebenholzes zu blauer Farbe im Elsass oder dem ober- und niederrheinischen Departement.* Die erste Farbe ist unter dem Namen *Frankfurter Schwarz* bekannt. 15) *Wohlfeile und unschädliche Zahnbürsten.* Aus den Wurzeln der Lucerne und anderen holzigen Wurzeln. 16) *Die Strohdächer gegen das Flugfeuer zu sichern, und denselben überhaupt eine funfzig- und mehrjährige Dauerhaftigkeit zu verschaffen.* Es wird das *grosse Flussmoos — Fontinalis antipyretica* — und das *Feldknotenmoos — Barbula ruralis Hedw.* empfohlen. Aber sollte nicht eine einen halben Fuss dicke Strohlehm-Decke, die mit Rindsblut angemacht worden, wirksamere Dienste leisten? 22) *Eisens Erfindung.* Nämlich Kräuter und Wurzeln zum Gebrauch der Küche zu trocknen, welche Erfindung hier von neuem empfohlen wird. Die etwas mühsame Bereitung mag wohl hauptsächlich der weiteren Ausbreitung dieser Erfindung im Wege stehen. Mit diesem 8ten Heft ist der erste Band geschlossen, dem auch ein Register beygefügt ist.

II Band. I Lieferung oder IX Heft. 2) *Bemerkungen und Erläuterungen über die Kebersche neueste Säemaschine.* Sie hat einige Ähnlichkeit mit der im ersten Heft beschriebenen Locatellischen Säemaschine, ist aber so wenig als die meisten übrigen Säemaschinen brauchbar, wie Hr. *Leonhardi* klar erweiset. 3) *Tabacksschneider.* Mit Abbildung auf Tab. II.; aber dieses Kupfer gehört gar nicht hierher: auch ist in allen vor uns liegenden 12 Heften nicht zu finden, was es vorstellen soll, so wie auch auf allen übrigen Kupfern keine Tobacksmaschine abgebildet ist. Mithin bleibt die Beschreibung derselben völlig undeutlich. 5) *Geheimniss, um schönes Getreide zu erhalten.* Der Hauptvortheil bey diesem Vorschlage ist, dass die besten Körner beym Auf- und Abladen nicht verloren gehen können. 7) *Über ein neu Product, das ohne die geringsten Kosten gewonnen wird, und das vollkommen, anstatt des immer theurer werdenden Kienrusses, gebraucht werden kann. Von Neuenhahn in Nordhausen.* Beschreibung der bekannten Neuenhahn'schen Rauch-Malzdarre, in welcher der sich ansetzende Flugruss gesammlet, und als Kien-

Kienrufs gebraucht werden kann. 10) *Über Mokocks Winde zu Hebung grofser Laften.* Ift von einer gewöhnlichen Winde nur darin unterfchieden, dafs fie noch ein Sperrrad und einen Sperrkegel hat, der vor dem Zurückfchlagen fichert.

X Heft. 2) *Vorfchlag, die Dünfte aus Miftbeeten abzutreiben, und den Mangel der atmofphärifchen Luft durch Kunft zu erfetzen.* Man foll die Dünfte durch Zugröhren ableiten, und frifche, aber erwärmte Luft, wieder zuleiten. 3) *Hunde- wahrfcheinlich auch Schweinefutter.* Die Abdecker follen die Knochen vom verreckten Viehe fammlen, kochen, ftampfen, und zu Pulver bereiten, das eine kräftige Brühe giebt. 4) *Die Verflüchtigung des Schaafpferchs zu verhindern.* Durch Torf oder Moos und Brucherde, die man täglich über den Pferch ausbreiten foll. 5) *Über das Mutterkorn und die wahrfcheinliche Entftehung deffelben, zu näherer Beftimmung der Frage über die Schädlichkeit und Unfchädlichkeit deffelben.* Bleibt immer nur Hypothefe, was Prof. *Röffig* über die Entftehung deffelben vermeint. Die Furcht vor der Kriebelkrankheit wird nun fchon allgemein als ungegründet angefehen. 6) *Befchreibung des in Böhmen gebräuchlichen neuen Hebelhakens, welcher auch als ein Pflug gebraucht werden kann, nach Mehlers Landwirthfchaft bearbeitet.* Läfst fich ohne Kupfer hier nicht deutlich machen. Die Mafchine fcheint doch fehr zufammengefetzt zu feyn. 10) *Einige Weinproben.* Die Verfälfchung des Weins durch Spiefsglanz, Alaun, oder wenn er einen zu ftarken Schwefelgehalt hat, wird zu entdecken gelehrt, wo die Hahnemannfche Probe nicht hinreicht. 12) *Fliegen zu tödten.* Zerftofsnes Mutterkorn mit Milch, ift das Mittel, wovon die Fliegen fchneller als von Fliegenfchwamm fallen follen. Ift das gegründet, fo bliebe das Mutterkorn doch verdächtig. 13) *Zur Beförderung der Landeskultur.* Ein Vorfchlag, der nicht leicht ausführbar, auch bey den Ökonomen zu wenig Eingang finden möchte. 15) *Empfehlung der Aufmerkfamkeit auf den Tollrich* (*Lolium temulentum*). Ob diefes Unkraut nicht vielleicht die wahre Urfache der Kriebelkrankheit fey, die man dem Mutterkorn zufchreibt? 16) *Wie erleichtert man dem Landmann die Dünger-Fuhren aus der Stadt?* Der Dünger foll zuvor durch ungelöfchten Kalk aufgelöfst und in ein Pulver verwandelt werden, das alsdann leicht in Säcke gefüllt werden kann.

XI Heft. 1) *Befchreibung des neuen böhmifchen Bogenpfluges, nach Mehlers böhmifcher Landwirthfchaft bearbeitet und zur Nachahmung mitgetheilt.* Mit Abbildung. Von *Leonhardi.* Er ift faft eben fo geftaltet, als der Hebelhaken, f. 10 Heft, aber mit gleichem Vortheile fowohl im fchweren als leichten Boden zu gebrauchen. 4) *Gefrorne Gemüsarten und Obft wieder geniefsbar zu machen.* Ift bekannt, fo wie auch 5) *Gefrorne Würfte zu retten.* 6) *Verfchiedene Arten Schuh- und Stiefelfohlen haltbarer, und das Oberleder wafferdicht zu machen.* Aber die empfohlenen Mittel pflegen das Leder hart zu machen, fo dafs es leicht bricht. 7) *Eichelkaffee.* Kennern will diefes Surrogat doch nicht behagen, weil ihm das Ölige des wirklichen Kaffees fehlt, das man in Rufsland durch Zumifchung ungefalzner Butter zu erfetzen gefucht hat. 8) *Trüffelpflanzung.* Sie laffen fich fehr wohl vermehren, wenn fie in ein ihnen angemeffenes Erdreich gelegt werden. 9) *Fleifchpulver.* Anftatt des Tafchenbouillons, der zu koftbar ift, und fich nicht hält. 10) *Küchengewächfe im Wafferdampfe zu kochen.* Ift eine Nachahmung der Engländer, die den Reifs und die Kartoffeln auf diefe Weife fieden. 13) *Urfache des Erkrankens der Obftbäume.* Durch das Befchädigen der Zweige in der Obftlefe, wo felbige durch Schlagen und Befchädigen der Rinde oft unfanft genug behandelt werden. 15) *Ein Anftrich, Dachziegel dauerhafter zu machen.* Eine Erfindung vom D. *Löffler.* Leinöl, Silberglätte, Mennige, Kolophonium, find die Ingredienzien. 16) *Fifche zu erhalten.* Man foll fie, wie den Stockfifch, an der Luft austrocknen. 17) *Die Tabackspflanze in ihren Stengeln und Afche, als vorzüglich reichhaltig an Potafche.* Ift bekannt, follte aber von den Tabackspflanzern mehr benutzt werden. 19) *Einige Verbefferungen zum Lichtziehen.* Gute Regeln für grofse Haushaltungen, wo man fich die Lichter felbft ziehet. 20) *Befchreibung einer fehr nützlichen Dampfmafchine zum ökonomifchen Gebrauch.* Mit Abbildung. Eine Erfindung *Nancarrow's* in Nordamerika, die bey Getreidemühlen, Schneidemühlen, Hammerwerken, Hohenöfen und in Fabriken anwendbar ift, aber ohne Abbildung fich nicht deutlich machen läfst. 21) *Norbergs verbefferte Vorrichtungen zum Deftilliren und Condenfator, der die Röhren der Branntweinblafen erfetzt.* Mit Abbildung. In *Neuenhahns* Branntweinbrennerey, 3 Aufl. 1 B. S. 255 ift diefe ganze fchwedifche Brennanftalt kritifch beleuchtet worden. In der hier beygefügten Abbildung befindet fich ein Irrthum. Lit. i, in Fig. 1 foll eine Öffnung bedeuten, zum Eingiefsen des Abkühlwaffers. Aber diefe Öffnung findet fich in *Norbergs* Original-Zeichnung nicht, darf auch an diefem Orte des Kühlfaffes nicht feyn; fondern das Abkühlwaffer wird oben in M eingefüllt, fällt auf den Boden, und fteigt nun um den Condenfator herum, bis an die Oberfläche des Kühlfaffes, wo es denn feinen Abflufs nimmt: fo ift Norbergs Abbildung zu verftehen. 22) *Gegen das Rauchen der Schornfteine in einigen Fällen.* Mit Abbildung. Das vorgefchlagene einfache Mittel, wenn der Schornftein fonft nicht fehlerhaft gebauet ift, mag wahrfcheinlich gute Dienfte leiften.

XII Heft, oder II Bandes IV Lieferung. 1) *Befchreibung, wie man in Dänemark auf der Infel Seeland und auf der Küfte von Jütland den Flugfand dämpfet und feftftehend macht, nach Friedr. von Gram, Joh. Uldrich Röhl und Ehrich Viborg, bearbeitet von Leonhardi, Prof.* u. f. w. Der Auffatz ift zu lang gedehnt, erft in der 7 Lief. des 2 B. erreicht er fein Ende! Denn wozu dient die botanifche Befchreibung und Abbildung der Pflanzen, die hier zur Dämpfung des Flugfandes, durch ihre Anpflanzung, empfohlen werden? Der Botaniker kennt bereits diefe Pflanzen, und dem Nichtbotaniker bleibt die Befchreibung gleichwohl undeutlich. 2) *Über die Anwendung der Schmauchfeuer in der Ökonomie.* Ein nun fchon erprobtes fehr gutes Mittel, befonders in Weinbergen, die

die Nachtfröste abzuhalten, auch Mühlen und Teiche vor dem Zufrieren zu sichern. 3) *Zur Anlegung einer Zinnober-Fabrik.* Es werden mehrere Vorschriften hier gegeben, und gefragt, ob der Zinnober vortheilhafter auf nassem oder auf trocknem Wege zu bereiten sey. 4) *Öel und Kaffee aus Weintrestern.* Der Ertrag des Öls aus den Traubenkörnern soll doch nicht sehr ergiebig seyn; aber geröstet und gemahlen, sollen sie einen guten Kaffee geben, wenn sie zur Hälfte mit Kaffee versetzt werden, was Kaffeeliebhaber entscheiden mögen. 5) *Maschine zum Fegen der Schornsteine.* Eine gute Erfindung, die aber doch wohl nicht auf allen Puncten im Schornstein Dienste leistet, wenn er, wie gewöhnlich, oben weiter als unten ist. 6) *Thaers Mittel gegen den Durchfall des Rindviehes.* Weinsteinsalz und Rhabarber sind die Mittel. 7) *Ein Blockwagen.* Mit Abbildung. Die vier Räder werden mit Hebeln fortbewegt. 8) *Eine Gartenleiter.* Mit Abbildung. Kann ohne Kupfer nicht deutlich gemacht werden.

Das XIII Heft, oder des II B. V Lief. enthält eine *Aufforderung zur bessern Erhaltung und Benutzung des Krummholzes*; dann 3 Aufsätze *über den Hopfenbau*, unter welchen das gegen den so schädlichen Mehlthau empfohlene Mittel bereits bekannt, und im Krünitz befindlich ist. Ferner, *über die Seidenpflanze* (*Asclepias syriaca*), ihre Benutzung, aus *Müllers* Schriften entlehnt. — *Das Wachsthum der Eichen zu befördern.* Nach der gegebenen Vorschrift erreicht dieser Baum schon in 50 Jahren die nämliche Vollkommenheit, die er, sich selbst überlassen, erst in 100 Jahren erreicht, und das wäre denn ein grosser Gewinn bey dem zu befürchtenden Holzmangel. Ferner, *das Verrosten der Metalle zu verhindern; aus erfrornen Kartoffeln noch einen guten Nahrungsstoff zu ziehen*, man soll ihnen, nachdem sie aufgethauet sind, durchs Auspressen alle Feuchtigkeit benehmen. Interessant und noch wenig bekannt, ausgenommen was *Beckmann* in seiner Technologie davon sagt, ist der Aufsatz: *Beschreibung der Planen und Bänke, deren sich Hr. Bryant Barrelt zu Stockwell bey London, und Hr. Pascal zu Marseille auf ihren Wachsbleichen bedienen*, von *Leonhardi*, mit einem Kupfer. Einige andere gute Aufsätze in diesem Heft übergehen wir der Kürze wegen, was auch in den 5 folgenden Heften geschehen muss.

XIV Heft, oder des II B. VI Lief.. *Wie sind Domainen und Kammergüter am besten zu verwalten?* Mit Recht giebt der Vf. dem Zeitpacht den Vorzug, fügt aber doch hinzu: „Diese Art der Verwaltung wäre unverbesserlich, wenn nicht vielleicht der Staat zu viel Zutrauen auf die Rechtschaffenheit und Kenntnisse der Kammer- und Departementsräthe setzte, die jährlich die Revisionen verrichten, und der Beamte nicht zu viel auf ausserordentliche Ausgaben rechnen müsste, welche in Nebenkanäle fliesen." Aber sollte es denn bey der Administration der Kammergüter nicht noch mehr Nebenkanäle geben? *Ein neues Düngungsmittel:* Muscheln, Neriten und Turbiniten; es ist kein Zweifel, dass diese eine gute Düngung geben, aber doch ist dieses Material nur im Kleinen, und da anzuwenden, wo es sich wirklich befindet. *M. Köhlers Handpflug und Handegge.* Diess ist eine sehr gute Erfindung für Gartenländer, Beete und gebirgige Felder, wo kein grosser Pflug füglich von Thieren gezogen werden kann, Kartoffeln u. dgl. Pflanzen anzuhäufeln. Der Erfinder hat selbigen in einer besonderen und auf seine Kosten gedruckten Abhandlung beschrieben, die er aber nur unter seine Freunde vertheilt hat. Beides, Pflug und Egge, sind ganz einfach, kosten wenig, und leisten viel. Auf dem dazu gehörigen Kupfer fehlen die zur Beschreibung gehörigen Buchstaben *a* bis *f*. Noch einige Versuche, *über die Anwendung des Schmauchfeuers, wider das Erfrieren der Pflanzen*, ein Mittel, das schon im XII Heft empfohlen wurde. Die Regierungen im Österreichischen, Pfalzbayrischen, Würtembergischen, verordneten es sogar. Auch in Liefland macht man von diesem Mittel Gebrauch. — *Eine wohlfeile Seife:* feine Thon- oder Pfeifenerde, mit etwas Potasche und Kalk vermischt, sind die Ingredienzien. Sie soll eben das leisten, was gewöhnliche Seife thut, und das Pfund noch nicht 6 Pfennige kosten. — *Tischlerholz haltbar zu machen*, dass es keine Risse bekomme und sich nicht werfe. Die Methode durch Ausschwitzen ist schon bekannt. Wenn aber der in Hannover wohnende Tischler, Ahrens, der vom Hofbauamt express nach England geschickt wurde, um die dazu erforderlichen Handgriffe zu erlernen, sich nach der Zeit für jeden Quadratfuss Bret, Diele, die er zubereitete, für Arbeit und Feuer, 3 Pfennige bezahlen liess: so wird doch dadurch das zu verarbeitende Holz sehr vertheuert, und kommt ein 14 schuhiges Bret, nach ehemaligem Preis, noch einmal so hoch. Unter Nr. XVI in diesem Hefte, wird ein englischer Gätepflug beschrieben, wozu aber kein Kupfer vorhanden ist, ob man sich gleich darauf beziehet; auch wird dieser Pflug gar nicht im Register zum 2 Bande aufgeführt. So bleibt also die Beschreibung völlig undeutlich.

Der XV Heft, oder des II B. VII Lief. enthält *eine engl. Buttermaschine für herrschaftliche Tafeln täglich zu buttern*, vom Comm. R. *Riem.* Die Maschine dient nur im Kleinen, um ½ Kanne Butter zu bereiten. Man kann ein gläsernes Gefäss dazu brauchen. Ein Kupfer dazu macht alles sehr deutlich. — *Beschreibung einer neuen Baumsäge*, von *Breithaupt* in Cassel, nebst einem Kupfer. Die Säge schneidet horizontal, und ist sehr sinnreich erfunden. Von eben diesem *Breithaupt* folgt nun die Beschreibung und Abbildung eines *Instruments, dem Vieh die Medicin bequem einzugeben.* — *Beschreibung eines Borbockes*, nebst Abbildung, vom Architekt *Gotthard* in Zellerfeld. Eine gewiss gute Erfindung, die den Stand der Kämme bey Stirn- und Kamm-Rädern richtig und sicher angeben soll. — *Eine dauerhafte Kittmasse*, von *Lampadius* erfunden. Der Kitt widerstehet Wasser, Feuer. Seine Ingredienzien sind Käsequark, Austerschalen oder auch Mehlkalk und Quarz oder auch feiner Sand. *Milch und Speisen im Som-*

Sommer vorm Sauerwerden zu bewahren. Diefs geschieht durch einen Elektricitätsableiter, der aus einem Drathgitter besteht, womit man die Sachen bedeckt, und an welchem ein Kettchen befestiget ist, das man in die Erde leitet. Diefs Mittel liefse sich beym Bier gut anwenden. *Hängende Gerüste, um hohe Häuser, Kirchen, Thürme, auf eine wohlfeilere Art, als gewöhnlich, abputzen lassen zu können.* Wenn man die bisherigen stehenden Gerüste, die so vieles Holz erfordern, und zu deren Errichtung blofs allein ein Tag Arbeit verloren gehet, mit dieser compendieusen Einrichtung vergleicht, so verdient sie vollen Beyfall.

Im XVI Heft, oder des II B. VIII Lief. befinden sich *Verbesserungen des Arndtisch-Riemischen Vierschaar-Pfluges*, mit 4 dazu gehörigen Kupfern; von *Riem.* Aufser mehreren Verbesserungen ist dieser Pflug besonders zu Stoppel- und Mistäckern brauchbar gemacht worden. *Colemanns Beschreibung des englischen Verfahrens, Schiefspulver zu verfertigen.* Besonders empfehlungswürdig ist hier das Verfahren, das Holz in Cylindern zu verkohlen, wodurch die Engländer ihrem Pulver eine solche Stärke verschaffen, dafs man die Pulverladungen bey der Marine um ein volles Drittheil vermindern kann. Die aus der Thermolampe gewonnenen Kohlen würden hier vortrefflich dienen.

Im ersten Auffatze des XVII Hefts, oder des III B. I Lief., empfiehlt Hr. *Leonhardi* bey jetziger theuren Zeit 21 weniger bekannte Brod-Surrogate, die nun freylich nicht in Menge zu haben sind, also nur ein kurzer Behelf sind. — Des *Thomas Scheldrake* zu London *unauslöschliche Tinte:* hierzu nimmt er Asphalt in Terpentinspiritus aufgelöst, dazu Bernsteinfirnifs und Lampenrufs. — S. 14. Ein sehr wohl gelungener *Versuch über das Abschröpfen der Saat im Herbst und das Abhüten derselben bey starkem Winterfrost*, der den bisherigen Zweifel am guten Erfolg bey manchem Ökonomen heben wird. S. 33 wird der Smallsche Pflug beschrieben und abgebildet, der in einem festen, bündigen Thon- und Lehm-Boden tief zu pflügen, die besten Dienste leisten soll. Ein solcher Pflug kostet bey Leipzig 40 Thaler, und soll drey andere Pflüge an Dauerhaftigkeit aushalten. S. 37 liest man bey der *Empfehlung der Erdmantel*, statt des Kaffees, dafs ein Kaufmann in Wien 5000 Pfund habe kommen lassen, das Pfund zu 34 Kr. feil bot, und in 2 Tagen alles verkauft habe. So scheint es doch, dafs dieses Surrogat den verdienten Beyfall erhalten wird. — Empfehlungswerth ist die S. 38 beschriebene Koflersche Erfindung, die Dachziegel dauerhafter zu machen. Die Ziegel werden mit einem besonderen Firnifs überzogen, wodurch selbige eine grofse Dauer und ein gefälliges Ansehen erhalten, ohne ihren Preis allzusehr zu erhöhen. Auch wird hier zugleich ein von *Kofler* ebenfalls erfundener guter Dachziegelkitt beschrieben.

XVIII Heft, oder des III B. II Lief. Gleich der erste Auffatz in diesem Heft zeichnet sich vor den übrigen aus: *Beschreibung der Verfahrungsart, wie in Berlin die Fabrication der Seife mit Soda im Grofsen betrieben wird, und zwar mit einem Gewinn von 20 Procent, gegen Potasche und Holzasche,* von *Hermbstädt.* Die Fortsetzung dieses Auffatzes soll im nächsten Hefte folgen. S. 59 *Bemerkungen über das unter den Pferden jetzt herrschende schleimigte Nervenfieber,* von *Leonhardi.* Der Gang der Krankheit, sowie ihre Heilung, nach den Erfahrungen des Thierarztes *Vorrath* in Leipzig, werden hier angezeigt; daher verdient dieser Auffatz alle Aufmerksamkeit. S. 87 wird der Kunzische Zugofen zur Kesselfeuerung beschrieben, und mit einem Kupfer erläutert; aber Schade, dafs auch hier die Buchstaben der Beschreibung zum Theil im Kupfer fehlen, wodurch beides undeutlich wird! Auch ist die Beschreibung allzukurz; denn was soll z. B. der *Scheideziegel* hier bedeuten? wozu dient er? wie sind die Zugkanäle zu verstehen?

Diefs ist der Hauptinhalt aller vor uns liegenden Hefte, die in der That reich an guten und nützliche Kenntnisse verbreitenden Auffätzen sind. Mehrere interessante Auffätze mufsten wir der Kürze wegen übergehen. Nur Schade, dafs die Kupfer nicht immer ein Genüge leisten, indem bey mehreren nur wenige vorhandene Buchstaben erklärt sind, wie beym brabantischen Butterfafs im II Heft, und wieder bey anderen sich gar keine Buchstaben befinden, die doch in der Beschreibung befindlich sind, wie z. B. der Krautschneider im II Heft. Überhaupt scheint man zuweilen, bey Sammlung der Materialien zu jedem Heft, sehr eilfertig zu Werke gegangen zu seyn. So befindet sich auch im II Heft ein Kupfer mit verbesserten französischen Spinnrädern, wovon in allen XII Heften nicht ein Wort zu finden ist. Desgleichen ist im VI Heft auf Tab. III ein Baum- und Holz-Messer, und ein Schnittmesser abgebildet, wovon in allen XII Heften ebenfalls kein Wort gesagt wird. Zu wünschen ist, dafs die Herausgeber bey den folgenden Heften alle Unordnung in Betreff der Kupfer zu vermeiden suchen, so wie auch bey jedem Artikel die Quellen anzeigen, woher sie den Auffatz genommen, damit die Leser nicht getäuscht, und der Gebrauch ihrer Waare immer sicherer werde.

N. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Frankfurt a. M.*, b. Jäger: *Gründliche Anweisung, Häuser und jede Art von Gebäuden von vorzüglicher Dauer und vollkommen brandfest aufzubauen; nebst Angabe mehrerer wichtiger Vortheile der Baukunst.* 1804. 94 S. 8. (8 gr.). Der Vf. dieser kleinen Schrift ist kein Bauverständiger, wie man aus mehreren Ausdrücken und Vorschlägen abnimmt: daher waren ihm manche Vortheile, selbst der ganze Zustand der architektonischen Wissenschaft unbekannt, weshalb ihm die Auszüge aus den schwedischen Abhandlungen, aus Wieglebs Magie u. a. zu Gute zu halten sind; obgleich manche Bemerkungen z. B. von S. 1 bis 12 über die Conservation des Holzes und der Wände für solche, die nicht Gelegenheit haben, das hier Gesagte aus anderen Werken zu lernen, recht gut sind. Auch die Bemerkungen über die Bereitung des Mörtels S. 33 sind richtig. Aber alle Vorschläge zur Feuerbefestigung der Gebäude sind nicht geradezu abzuwenden. Die Auffoderung S. 93 an die Fürsten, Häuser, Dörfer und Städte [illegible] den hier vorgeschriebenen Regeln erbauen zu lassen, ist also sehr unzweckmäfsig.

K. j. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 OCTOBER, 1805.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Handbuch der allgemeinen Hüttenkunde*, in theoretischer und praktischer Hinsicht entworfen von *Wilh. August Lampadius*, Prof. der Chemie und der Hüttenkunde zu Freyberg. Erster (präparativer) Theil. 1801. 443 S. 8. Mit 16 Kupf. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Mangel eines systematischen Handbuchs der Hüttenkunde überhaupt, worin die neuere chemische Theorie mit der Praxis auf den Hütten selbst vereinigt, und auf letztere angewandt sey, war zu merklich, als dass nicht längst alle wahren Freunde dieses Fachs gewünscht hätten, diese Lücke ausgefüllt zu sehen. Die Werke eines *Agricola*, *Schlüter*, *Jars*, *Gellert*, *Scopoli*, *Cramer*, *von Born*, *Rinman*, *Cancrin* u. m. enthalten eine schätzbare Sammlung von hüttenmännischen Erfahrungen, auf gewisse Grundsätze zurückgeführt; sie sind gewissermaßen als die Grundlage eines neuen, auf richtige chemische Grundsätze gebaueten Systems zu betrachten. Hier erhalten wir nun ein Werk, welches mit steter Hinsicht auf die Verdienste jener Männer, und mit Anwendung der neueren Chemie, Alles umfassen wird, was zum gründlichen und lichtvollen Studium des gesammten Hüttenwesens gehört. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, den präparativen und den historischen. Der vorliegende erste Theil enthält, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, eine Übersicht derjenigen Kenntnisse, welche nöthig sind, wenn man sich mit den Hüttenprocessen selbst genau bekannt machen, und die Gründe davon deutlich einsehen lernen will. Der zweyte Theil, als der historische, soll in drey Bänden die Beschreibung der vorzüglichsten Hüttenprocesse enthalten, so wie sie zu Freyberg und auch im Auslande betrieben werden. — Im 1 Abschnitt trägt der Vf. die vorzüglichsten chemischen Grundsätze vor, welche bey dem Hüttenwesen in Anwendung kommen. Hier das Nöthigste von den Verwandtschaften der Körper, vom Feuer und dessen Anwendung bey den Hüttenarbeiten, von den chemischen Operationen beym Hüttenwesen selbst, von dem wichtigen Einflusse des Sauerstoffs bey den Hüttenoperationen. — Alles durch Beyspiele zweckmäsig erläutert. Der 2 Abschnitt handelt von den Erzen, ihren Eigenschaften und Bestandtheilen. Zuerst wird der Begriff von der Vererzung entwickelt, dann die Benennungen und das Probiren der Erze, und zwar letzteres in Hinsicht seiner Nothwendigkeit gezeigt. 3 Abschnitt. Von den auf den Hütten ausgebrachten Waaren, Producten und Abfällen. Der Vf. geht alle Erze einzeln durch, und zeigt, was man bey der Bearbeitung eines jeden erhält. 4 Abschnitt. Von den Schlacken und Zuschlägen. Sehr lehrreich, besonders in Rücksicht der Versuche, welche der Vf. über das Verhalten mehrerer erdiger und metallischer Körper im Schmelzfeuer angestellt, und hier in einigen Tabellen mitgetheilt hat. Über das Verhalten der Gebirgsarten im Schmelzfeuer findet man hier Versuche vom verst. Bergrath *Gellert*. 5 Abschnitt. Über das chemische Verhalten der auszubringenden Substanzen und der Erze, in Hinsicht ihrer hüttenmännischen Behandlung, so wie über das Probiren der Erze. Hier geht der Vf. wieder, wie im dritten Abschnitt, die verschiedenen Erze einzeln durch. Man wird hier manche neue Ansicht wahrnehmen, und die in neueren Zeiten gemachten grossen Fortschritte nicht verkennen, wenn man die jetzigen Schmelz- und Probirmethoden mit den alten vergleichen will. 6 Abschnitt. Über die auf Hüttenwerken gebräuchlichen Brennmaterialien, insbesondere über ihre Eigenschaften und die Art, sie auf Hüttenwerken anzuwenden. Zuerst von dem Verkohlungsprocess. Der Vf. hat sich bemüht, einen Verkohlungsofen für Hüttenwerke zu erfinden, in welchem man so verkohlen soll, dass die Kohle gewonnen, und die bey der Verkohlung entweichenden Stoffe aufgefangen und zur Flamme benutzt werden können. Es wird eine Beschreibung und Zeichnung dieses Ofens mitgetheilt, und die damit gemachten Versuche (welche aber noch fortgesetzt werden sollen) beschrieben. Hr. *L.* konnte zwar die Flamme zum Rösten benutzen, aber es war ihm noch nicht geglückt, immer gute und gleiche Kohlen zu erhalten; er hofft indess bey mehrerer Musse in der Sache weiter fortzugehen. Beyläufig sind des Hn. Forstr. *Hartig's* Versuche über das Verhältniss der Brennbarkeit der meisten deutschen Waldbaumhölzer im Auszuge mitgetheilt. Den eigentlichen Verkohlungsprocess beschreibt der Vf. hier nicht (weil es darüber an Schriften nicht fehlt), er bringt aber doch das Nöthigste von den chemischen Eigenschaften der verschiedenen Holzkohlen bey. Benutzung der Steinkohlen auf Hüttenwerken, von dem Abschwefeln derselben und von dem Gebrauche des Torfs. Im 7 Abschnitt wird von den hüttenmännischen Arbeiten gehandelt. Dahin gehören das Rösten, Verwittern, Schmelzen, Amalgamiren, Destilliren und Subliminren, die Siedearbeit

beit und das Cementiren. Die zu jeder dieser Arbeiten erforderlichen Öfen und sonstigen Vorrichtungen sind kurz beschrieben; so dass man hier Alles beysammen findet, was dem Hüttenmann davon zu wissen nützlich seyn kann. Vom Gebläse erwähnt der Vf. sieben verschiedene Arten, als die Wassertrommel, prismatischen Bälge, Windkasten, Cylindergebläse, Kastengebläse, Cylinderwassergebläse und die Äolipile. Sehr interessant ist die Beschreibung eines doppelten Kastengebläses zu Horzowitz in Böhmen, von welchem auch eine Zeichnung beygefügt ist. Dieses Gebläse entstand durch die gemeinschaftlichen Bemühungen des Hn. Grafen *von Wrbna* (als Eigenthümers der dortigen Eisenwerke), des Hn. *von Rosenbaum* und des Hn. Prof. *Gerstner* zu Prag; letzterer hat auch einen Wind- oder Gebläsemesser dabey angebracht, welcher hier ebenfalls beschrieben und abgebildet ist. (Auch auf dem Harze und an anderen Orten in Deutschland hat man Kastengebläse mit merklichem Vortheil bey Eisen- und anderen Schmelzöfen vorgerichtet. In Schweden ist das Kastengebläse mit aufwärts drückendem Stiefel zuerst durch den Assess. *von Stockenström* ausgeführt worden).

Diese kurze Anzeige des Inhalts mag hinreichend seyn, auf das Werk selbst aufmerksam zu machen, welches wir dem angehenden Hüttenmann sowohl, als dem, welchem eine gründliche und vollständige Übersicht seines Fachs bisher Bedürfniss war, zum fleissigen Studium empfehlen. Möchte der thätige Vf. nicht durch zu viele Dienstgeschäfte verhindert werden, auch bald die übrigen Theile nachfolgen zu lassen! —f—

Leipzig, b. von Kleefeld: *Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognosten*; von *Joseph Brunner*, Kurpfalzbayer. Berggerichts-Oberverweser zu Amberg. 1803. XXVIII u. 234 S. 8. Mit Kupfern. (21 gr.)

Die Vorrede berechtiget zu nicht geringen Erwartungen; der Vf. äussert sich zuförderst ganz richtig über die Unzweckmässigkeit der meisten von den zeitherigen geognostischen Handbüchern, die mit geologischen Räsonnements durchwebt sind, stellt dann seine eigene systematische Ansicht des mineralogischen Studiums, auf und versichert hiernächst, er habe in diesem Handbuche „sich nicht bloss auf die Anordnung und Beschreibung der verschiedenen Gebirgsarten eingeschränkt, sondern alle bisherigen geognostischen Erfahrungen in gehöriger Ordnung aufzustellen sich bemüht; — er habe nicht nur die Beschreibung der Gebirgsarten, ihrer Abänderungen, Einmengungen, Übergänge u. s. w. so vollständig als möglich zu liefern gesucht, sondern überdiess die nöthigen Begriffe von den verschiedenen Vorkommensarten der Mineralien, in Putzen, Stücken, Lagern, Gängen u. s. w. beyzubringen und nebenher eine sehr umständliche Anleitung zu geognostischen Reisen und zu Auffuchung einzelner Mineralien beyzufügen unternommen. Es unterscheide sich also gegenwärtiges Handbuch von den bisher erschienenen nicht nur an (durch) Vollständigkeit, sondern auch darin, dass es die bisherigen geognostischen Beobachtungen unter angemessenen natürlichen Gesichtspunkten vereinige, und ohne Bezug auf irgend eine geologische Hypothese, folglich *reine Geognosie* liefere." Allein bey näherer Beleuchtung des Werkchens selbst findet man, dass sein Inhalt mit diesem Versprechen sehr contrastirt. Zwar ist es von geologischem Räsonnement überall rein; auch findet man eine Menge Notizen darin zusammengestellt, und diess verführte den Vf. vielleicht selbst, seine Arbeit für vollständig zu halten, zumal die Vorrede noch von dem Jahre 1801 herrührt, alle neueren wichtigen Erfahrungen also ohnehin unbenutzt bleiben mussten; aber bey der unzweckmässigen Anordnung des Ganzen, und bey der so ganz allgemeinen oberflächlichen Bearbeitung der einzelnen Theile, wo es den zusammengestellten Notizen noch zu sehr an Bestimmtheit, an belegter Nachweisung, fehlt, wo wichtige, charakterische oder zuverlässige Züge, unter unbedeutenden, zufälligen oder noch nicht hinlänglich bestätigten, ohne Unterschied stehen, und wo selbst wirkliche Unrichtigkeiten noch hier und da unterlaufen, ist weder dem Anfänger noch dem gebildeten Leser mit dieser Zusammensetzung etwas gedient. Es würde hier viel zu weit führen, alle einzelnen Verstosse zu rügen; wir müssen uns vielmehr bloss an einer kurzen Skizze vom Inhalte, aus der sich das Vorbemerkte schon von selbst bestätigt, begnügen.

Aus nicht ganz verwerflichen Gründen theilt Hr. B. die *Mineralogie* nur in 3 Doctrinen, *Oryktognosie*, *Geologie* und *Geognosie* ab; doch ist sein Begriff der Geognosie nicht so bestimmt, dass man nach demselben die Atmosphärilien ausschliessen könnte. Er betrachtet ferner in der *Geognosie*, die Mineralien 1) in ihrem Vorkommen und in ihren geognostischen Eigenschaften, 2) in ihren Lagerungsverhältnissen im Einzelnen, und endlich 3) in ihrem Zusammenhange und in ihrer Verbreitung im Ganzen. Hiernach entstanden 3 Abschnitte dieses Handbuchs. Der *erste Abschnitt* geht davon aus, dass die Mineralien *angeflogen*, *als Überzug*, *eingesprengt*, *eingewachsen* (als Nieren, Nester, Putzen und Stöcke) und in *eigenen selbstständigen Massen* (als Schichten [Flötze und Lager] und Gänge) vorkämen; bey dieser Gelegenheit erhält man eine ausführliche, jedoch nicht sehr fruchtbare Naturgeschichte der Gänge; hierauf wird bemerkt, dass manche Mineralien auch *Berge* constituiren, und so kömmt man denn von S. 19 an zu den *Gebirgsarten*. Ob nun wohl die genauere Betrachtung der einzelnen Gebirgsarten folgt: so wählte der Vf. doch, unter allen Arten sie anzuordnen, die inconsequenteste und unfruchtbarste, indem er, bloss mit Hinsicht auf ihre Structur, erst die *ungemengten*, dann die *gemengten*, ferner die *zusammengesetzten* und *zusammgekitteten*, und endlich die *secondären* aufstellt. Auf diese Weise folgen sich A. S. 22—76 Thon (unter dem ganz fälschlich,

lich auch das Vorkommen der Walkerde, des Cimolit und der Porcellanerde mit abgehandelt wird) Schieferthon, Brandschiefer, Thonschiefer, Alaunschiefer, Kieselschiefer, Wetzschiefer, Chloritschiefer, Grauwackenschiefer (dieser gehörte gar nicht hieher), Trippel, Mergel, bituminöser Mergelschiefer, Kreide, dichter Kalkstein, Stinkstein, Roggenstein, Tuffstein, blättriger Kalkstein, Gips, Steinsalz, Steinkohlen, bituminöses Holz, Eisenthon, Quarz, Topfstein, Serpentin und Trapp. B. S. 76—95 Basalt, Wacke (diese hätte, wenn man den mit dazu gezogenen Mandelstein abrechnet, eher in die erste Classe gehört) Klingstein und Porphyr. C. S. 95 bis 120 Granit, Syenit, Grünstein, Gneus (nebst dem Topasfels) Glimmerschiefer, Syenitschiefer, Hornblendeschiefer (auch dieser gehörte nicht hierher). D. S. 121—129 Sandstein, Grauwacke und Trümmerstein oder Bretschiefer (Breorie). Hierauf werden noch E. S. 129—146 die Gebirgsarten, welche aus der Veränderung aller voraufgeführten entstehen, nämlich die aufgeschwemmten, pseudo- und ächtvulkanischen, abgehandelt; letztere sind jedoch ganz kurz abgefertigt. — Man sieht, wie schon durch diese Anordnung, Verwirrung und Unbestimmtheit veranlasst werden musste; Gebirgsformationen, die andere einsichtsvolle Geognosten, mit Scharfsinn und Mühe, von einander trennten, weil sie unter ganz verschiedenen Verhältnissen vorkommen, sind hier wieder ohne Unterschied zusammengeworfen, und die feinen Grenzlinien, die hier und da, im chaotischen Gebiete der Geognosie entdeckt waren, sind wieder muthwillig verwischt. In der Beschreibung jeder einzelnen Gebirgsart finden sich zwar unbestimmte, allgemeine Notizen gehäuft, aber fast nirgend mit Localbezug; desto abstechender sind gegen diese allgemeine Bearbeitung die hier und da vorkommenden ganz einzelnen Details, (wie z. B. S. 37) besonders aus den pfälzischen Gebirgen (wie S. 33 u. a. a. O.) Dass unter diesen Umständen, an wirkliche Aufklärung für den Anfänger oder an belehrende Nachrichten für den gebildeten Geognosten kaum zu denken ist, versteht sich von selbst; wenn aber nur wenigstens die aufgestellten bekannten Data besser gesichtet wären, und nicht so manche Unrichtigkeiten oder Unbestimmtheiten, wie z. B. S. 33. 39. 48. 57. 63. 74. 82. 99. 100. 102. 111. 112. 123. 128 vorkämen; die Beschreibung einiger Gebirgsarten; z. B. des Gips, Trapp, Rothen, Todten, Liegenden, ist fast ganz verfehlt. — Der *zweyte Abschnitt* enthält eine ziemlich richtige Darstellung von den *Lagerungsverhältnissen der beschriebenen Gebirgsarten und deren Verbindungsart im Allgemeinen;* hierbey über die Eintheilung der Gebirgsarten, „nach der Art, wie sie sich gewöhnlich familienweise zusammenhalten" in uranfängliche „Übergangs-Flötz" und aufgeschwemmte Gebirge; dann über *Schichtenrichtung und Lage im Allgemeinen* S. 154—162, wobey denn überhaupt von Schichtung, Zerklüftung, Lagerung und Störung derselben gehandelt wird. — Der *dritte Abschnitt*, der Rec. am brauchbarsten bearbeitet erschien, beschreibt *die Höhe und Form der aus den verschiedenen Gebirgsarten bestehenden Berge* (die Physiognomie der Gebirge scheint meist nach dem bergmännischen Kalender von *Hoffmann* dargestellt zu seyn; auch ist eine interessante Übersicht einiger Höhen von verschiedenen Gebirgsarten beygefügt, doch dürften S. 171 beym Mont-Saleve, und bey den Alpen die Angaben nicht ganz richtig seyn,) dann *die äussere Form und den inneren Bau der Gebirge* S. 173 bis 193. (Hierbey von S. 177 an, eine gar wunderbare, chimärische Reise in die Quintessenz aller Gebirge, die der Vf. nach seiner Idee, noch durch einen Grundriss Tab. I, und durch die Profilrisse Tab. II und III zu versinnlichen gesucht hat.) Zuletzt *von der Verbreitung und Verkettung der Gebirge* S. 193—198 die, ohne weiteren Bezug auf gewisse Hauptrichtungen, im Allgemeinen für netzförmig angenommen wird.

Als Anhang (S. 198 ff.) kann man *die Anleitung zum Beobachten bey Gebirgsreisen überhaupt*, und dann die Fragen, die man *bey Beobachtungen im ebenen* und *hüglichen* oder *aufgeschwemmten Lande*, *in Bergen*, endlich *über Gänge*, *Lager*, *Stöcke und Flötze*, ferner *in Thälern* und *über Vulkane* und *Pseudovulkane* zu berücksichtigen hat, betrachten. Die allgemeine Anleitung ist so trivial, dass sie sich jeder Anfänger selbst geben konnte; die speciellere Anleitung zum Beobachten, die wenn sie ungefähr so bearbeitet wäre, wie *Saussure's* bekannte *Agenda*, sehr instructiv seyn würde, besteht fast bloss aus mehreren, ohne Bezug und ohne System oder Ordnung hingeworfenen einzelnen Fragen, über das, was da seyn könnte, oder nicht da ist, womit sich denn gar leicht viele Seiten anfüllen lassen; am zweckmässigsten ist noch die Anleitung zu Beobachtungen über Gänge (ungefähr so wie in *Werners* Gangtheorie); zuletzt erhält man S. 219—226 eine eben so unvollkommene *Anleitung zum Aufsuchen einzelner Fossilien*, und zwar insbesondere der Erze, — des Steinsalzes, — der Steinkohlen, — des Kalksteins, — Gyps und Quarz. — Ein kurzes *Register* beschliesst das Buch, durch das der Vf. seinen inneren Beruf zum geognostischen Schriftstellen nicht sehr documentirt hat.

—n.

ERLANGEN, b. Walther: *Der Schmetterlinge LIII Heft.* Tom. IV. tab. CXCVI Nr. 117. Bogen Zzz, Aaaa bis Llll, welche zum vierten Theil zweyten Bandes ersten Abschnitt gehören. 1804. 4. (2 Rthlr.)

Hr. *Esper* eilt nunmehr, den seit so langer Zeit rückständigen Text zu einem grossen Theile seiner Eulen zu liefern. Das vor uns liegende Heft enthält in den auf dem Umschlag-Titel genannten zwölf Bogen, die Beschreibungen der von tab. CLIX Nr. 80 (*brassicae*) bis zu tab. CLXXI Nr. 92 (*pyramidea*) abgebildeten Eulen-Arten. Hr. *E.* erklärt S. 542 die tab. CLIX Fig. 7 unter dem Namen *leucostigma* abgebildete Eule für *punctum album* des *Devillers*, und scheint um deswillen, weil er diese Art von *Devillers*

lers selbst erhielt, Recht zu haben. *Borkhausen* allegirte bekanntlich diese Eule bey der *lithargyria*. Übrigens möchte *leucostigma* schwerlich eine von der so ungemein wandelnden *N. secalina* verschiedene Art seyn. S. 547 wird die tab. CLX Fig. 8 abgebildete *N. ariae*, für die *N. contigua* des Wiener-Systems gehalten, und mit ihr auch *Hübners contigua* vereint. Hiergegen ist Verschiedenes zu erinnern: einmal ist kaum eine Ähnlichkeit zwischen *ariae Esp.* und *contigua Hübn.* vorhanden, des Letztern Eule kennt Rec. nicht, er glaubt jedoch nicht zu irren, wenn er die des Erstern für *N. spartii Bork.* hält. Zugegeben aber auch, dass *Espers* und *Hübners* Eulen zu Einer Art gehören, so kann diese Alles eher, nur nicht der Wiener *contigua*, welche wir durch *Fabricius* kennen lernten, seyn. Erklärbar wird jedoch dadurch *Espers* Meinung, weil seine *spicula*, (*convergens Fabr.*) die er für die *N. chenopodii* hält, in naher Verwandtschaft mit seiner *ariae* steht, und *Fabricius* der übergrossen Ähnlichkeit zwischen *chenopodii* und *contigua* gedenkt. S. 549 werden alle Figuren der tab. CLXI und CLXII für Spielarten der *N. vaccinii* erklärt. Diess hat wegen der Figuren der Tab. CLXI und auch in Ansehung der Figuren 1 und 2 der Tab. CLXII seine Richtigkeit; allein Fig. 3. 4 dieser letzteren Tafel gehört zu *N. silene Fab.* = *N. glabra Hüb.*, so wie Fig. 5. 6 *N. canescens*, wenn gleich sehr schlecht dargestellt, zu *N. alsines Bork.* zu rechnen ist. Richtig ist S. 555 die Tab. CLXIII Fig. 1 abgebildete *N. fasciola* für *N. arbuti*, und S. 557 die Fig. 2 der nämlichen Tafel dargestellte *N. latruncula* für *N. aenea Fabr.* ausgegeben. Von allen Synonymen bey *N. bigutta* S. 562 ist nur das von *P. pollinaris Hübn.* richtig, die übrigen gehören sämmtlich zur folgenden Art *trigutta* S. 564, bey welcher aber auch ein guter Theil der Allegate zur *bigutta* verwiesen werden muss. Die *N. basilinea* Tab. CLXVI Fig. 1 wird S. 590 für einerley mit der Tab. CLXXXI Fig. 1 abgebildeten erklärt. Die Richtigkeit dieses Verfahrens liesse sich bezweifeln, denn die Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Figuren ist nur sehr gering, die letztere gerieth noch nothdürftig; aus der Synonymie hätte bey dieser Art *N. consocia Bork.* nicht wegbleiben müssen. *N. spicula* S. 591 Tab. CLXVI Fig. 2 ist, wie oben bereits gesagt ist, *N. convergens Fab.*, übrigens nimmt *Esper* hier seine frühere Meinung, dass diese Art die *N. chenopodii*, sey, wieder zurück. *N. ligula* Tab. CLXVI Fig. 3 wird S. 595 als eine neue Art aus der Graffschaft Tyrol angegeben. *N. placida* Tab. CLXVI Fig. 5. 6 kann nur dann, wie *Esper* es S. 599 thut, zur *N. serena Fab.* gerechnet werden, wenn angenommen wird, dass der Maler die Hinterflügel ganz verfehlt habe, welche bey allen Varietäten der *serena* stets dunkel, mit einem lichten Punkt am Afterwinkel sind; auch *Espers serena* bleibt dieses Umstandes wegen problematisch. *N. tricomma* Tab. CLXVII Fig. 5 ist *N. baja Fabr.*, also die Behauptung S. 603 „*dass von dieser Art in keinem Schriftsteller Nachricht zu finden sey*" ungegründet. Ein offenbarer Widerspruch ist es, wenn es S. 524 von *N. tragopogonis* heisst: „*Es findet sich diese Phaläne auch in unseren Gegenden*, wiewohl s e h r s e l t e n. *Ich habe die Raupe zwar* ö f t e r s *erzogen, aber ohne eine Abbildung nehmen zu können.*" Mit Hn. E. erkennt auch Rec. die Tab. CLXX Fig. 4 abgebildete und S. 627 beschriebene Eule für *Linnés polymita*, nur verbindet er noch damit *N. seladonica Fabr.* und *N. ridens Hübn.*, trennt dagegen aber von ihr die *polymita* der Wiener, da diese höchst wahrscheinlich einerley mit der gleichnamigen Eule *Hübners* ist. Die *N. polyzona* Tab. CLXX Fig. 5 S. 630 ist Rec. unbekannt.

Die mit diesem Hefte ausgegebene Kupfertafel, zu welcher die Beschreibung im nächsten Hefte versprochen ist, enthält die Abbildungen: von *N. polypori* Fig. 1, einerley mit *Phycis boleti Fabr.*, welche doch offenbar nicht zur Gattung der Eulen gehört. Von *N. brunneago* Fig. 2. 3, offenbar *N. luteago Hübn.*, wozu also der neue Name? Von *N. pudorina* Fig. 4. 5, nichts weiter als *N. muscerda Huf.* = *Lithos. perla Fab.* Von *N. cribriformis* Fig. 6. 7, einerley mit *Hübn. Tin. cribrella*. Von *N. carneola* Fig. 8, die *Hübner* unter dem Namen *Pyr. palustralis* abbildete, und die auch gewiss weit eher ein Zünsler als eine Eule ist.

Aus dem Gerügten erhellet, dass auch in diesem Hefte die Bearbeitung nicht besser als in den früheren ausfiel. An Zeit hat es dem Vf. doch wahrlich nicht gefehlt, und an guten Vorarbeitern noch weit weniger.

Berlin, b. Pauli: *Herrn v. Buffons Naturgeschichte des Menschen* frey übersetzt mit vielen eigenen Beobachtungen u. s. w. Von *F. W. v. Ulmenstein.* 1805. Erster Theil. 500 S. 8.

Wenn auch diese Übersetzung Vorzüge im Ausdruck vor den bekannten hat, wenn auch hin und wieder manche nützliche und nöthige Berichtigungen von dem Übersetzer gemacht sind: so sieht Rec. doch den Nutzen nicht ein, welchen dieses oberflächliche und jetzt veraltete Werk haben könnte. Gerade in Bezug auf diesen Gegenstand ist es veraltet. Es bedarf einer völligen Umarbeitung, oder vielmehr eines ganz anderen ähnlichen Werks. Der Übersetzer zeigt Belesenheit in Reisebeschreibungen, aber es scheinen ihm die anatomischen und medicinischen Kenntnisse ganz zu fehlen, die er doch zur Bearbeitung dieses Werks sehr nöthig hatte. Er würde dann nicht das Hymen äusserst schlecht nach *Piccolomini's Anatome integra*, und die *Cisterna chyli* nach *Nieuwentyt* haben abbilden lassen. Er würde nicht sagen, die Iris sey der zirkelrunde Schild oder Stern in der Mitte des Auges, der durch die Hornhaut durchscheine, und den Augapfel (*pupillam*) ringsumgebe, und dieses zur Erläuterung einer höchst unverständlichen Beschreibung der Iris. Gleich darauf heisst es, der älteste Zergliederer des Auges sey Zinn. Er glaubt, dass die monatliche Reinigung im eigentlichsten Verstande Reinigung sey; und führt den Glauben mancher Völker an das Gift derselben ohne Berichtigung an. Dass es ihm an Belesenheit in anatomischen Schriften fehle, wird man nach diesem erwarten. Übrigens verkennt Rec. die Verdienste des Übersetzers als solchen keinesweges, und wünscht seine Talente auf ein anderes Werk angewendet zu sehen. RL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 OCTOBER, 1805.

BOTANIK.

Berlin, b. Schüppel: *Prodromus Florae Neomarchicae secundum systema proprium conscriptus atque fig. XX colorratis adornatus*, auct. *Jo. Frid. Rebentisch*, reg. semin. med.-chirurg. milit. boruss. chirurgo alumnis praefecto. C. Praef. *C. L. Willdenow*, in quâ de vegetabb. cryptogamorum dispositione tractatur. 1804. LXII u. 406 S. Mit 4 ausgemalten Kupfern 8. (2 Rthlr. 12 gr.).

Nicht nur unter den neueren deutschen Provincialfloren, sondern überhaupt unter den Pflanzenverzeichnissen einzelner Gegenden, zeichnet sich das vorliegende Werk von einer rühmlichen Seite aus. Es ist dem Rec. daher eine um so angenehmere Erscheinung gewesen, da er dadurch einen neuen botanischen Schriftsteller kennen lernt, dessen bedächtige Untersuchung uns für einzelne Theile der Wissenschaft noch einen schönen Gewinn hoffen läfst. Hr. R. führt in seinem Werke nur solche Gewächsarten auf, von denen der kundige Leser sofort sieht, dass er dieselben wirklich selbst gefunden hat; er erwähnt ihrer dabey so, dass man auch nicht zu zweifeln im Stande ist, er habe sie selbst untersucht.

Was das neue System anbetrifft, dessen sich der Vf. bedient, so sind zuerst *Phanerogamen* und *Kryptogamen* als zwey Gruppen gleich hohen Ranges geschieden. Diese Trennung ist doch vielmehr eine subjective als objective, und verräth, wie jede künstliche Systemtrennung, die Schwäche des menschlichen Geistes. In der Natur ist alles eine grosse vielfache Verbindung. Künstlich scharf getrennt werden aber auch Sexual- und sogenannte kryptogamische Pflanzen so wenig werden können, wie Thiere und Pflanzen (daher das künstliche System beider letzteren, auch wenn es von dem höchsten Princip ausgeht, *an sich unvollendbar* bleibt; worauf wir weiter unten zurückkommen werden). Eine künstliche Trennung dieser zwey (natürlichen?) Pflanzengruppen wird indess von Hn. R. auch nicht versucht. (Wir können übrigens seiner Meinung gar nicht seyn, wenn er glaubt, für die kryptogamischen Gewächse sey eine eigene Terminologie wünschenswerth; vielmehr ist zu bedauern, dass sie fast eingeführt ist, und wir harren eines philosophischen Kopfes, der die gesammte Terminologie der Naturkörper, wenigstens der lebendigen, zur Einheit zurückbringe.) Die Klassen der Phanerogamen sind bloss nach *numerus staminum* festgesetzt, dass *Polyandria* alles begreift, was über 10 *stamina* hat, die *ordines* sind nach *numerus pistillorum* bestimmt. Im Ganzen ist Rec. kein Freund von bedeutenden Änderungen des Linnéischen Systems, *als des nun einmal herrschenden* unter den künstlichen. Er glaubt, dass alles, was ihm an der logischen Richtigkeit abgeht, demjenigen täglich weniger Anstoss werden wird, der mit der Gesammtheit der Vegetabilien vertraut ist, und es darnach erfährt, wie die Natur alle unsere Regeln verschmähe. Soll indess mehr geschehen, als was z. B. *Thunberg* mit der Einziehung der 21, 22 und 23, oder neulich *Vahl* (*multis ille bonis flebilis occidit!*) mit der 11 und 23 Klasse that, und was beides gewiss aus der gröfsten Kenntniss der Gewächse aller Zonen genommen ist: so billigt Rec. allerdings als das künstlichste, und deshalb in seiner Art beste, ein blosses Zahlsystem, wie es ja auch *Ehrhart* wollte. Ein solches, und überhaupt ein vom gewöhnlichen abweichendes *Systema artificiale*, mag allerdings in Enumerationen der Pflanzen einer Gegend, zum Behuf von Anfängern, angewendet werden. Es kann da durch seine Leichtigkeit Vortheil bringen. Was die Anordnung der *genera* betrifft, so hat Hr. R. das Neuere benutzt. Die Orchideen, nach *Swartz* angeordnet, stehen in *Monandria*; *Cypripedium* steht in *Diandria*; die Syngenesisten sind schon nach dem neuen Theil von *Willdenow's Speciebus* behandelt etc. *Gärtner's* Untersuchungen der Früchte hätten indess auch in dieser Flora mehr Rücksicht verdient. Ganz tadelfreye Behandlung der Arten, in Absicht auf Kritik und Synonymie, die billig sparsam hinzugetragen ist, wird man nicht erwarten. Sie kann so Wenigen, und auch diesen wohl fast nie ganz, gelingen. *Roth* und *Willdenow* sind hier die vorzüglichsten Gewährsmänner; manche ihrer Fehler in den schwierigeren Familien sind auch hier mit hinübergegangen. Doch ist der Vf. nicht Freund von zu vielen Arten; er führt, wie wir schon andeuteten, nicht leicht Sachen auf, die man in seiner Gegend nicht erwartet, oder die nicht eigentlich wahre Bürger der behandelten Flora sind (obwohl sich in dem letzteren Punct dieser oder jener Zweifel hegen liesse), sammelte aber doch auch so fleissig, dass er manche seltenere Pflanze, als *Digitalis ambigua*, *Pyrola umbellata*, die zwey *Stipae*, *Neottia repens* u. m. dergl. (im Ganzen 828 Sexualpflanzen) aufzählen konnte. Neu ist darunter keine. *Dracocephalum Moldavica* und *Cucubalus tataricus* sollen sich

sich an der Wartha wirklich wild finden. Die Gattung *Rosa* ist hier ein wenig arm an Arten.

Ein besonderes Verdienst erwirbt sich diese Flora um die Mycologie. Pflanzenverzeichnisse einzelner Gegenden sind so sehr dazu geeignet, vernachläsigte Theile der Botanik mit vorzüglichem Fleisse aufzuhellen, und Hr. R. wählte gewiss einen der am meisten vernachläsigten. Wir sind ihm daher doppelten Dank schuldig. Von den neueren Floristen hat unseres Wissens nur Hr. *Schumacher* in der *Enumeratio plantarum in partibus Saellandiae sept. et or.* auf diesen Zweig ein besonderes Augenmerk gerichtet. Sein Fleiss scheint äusserlich noch ein viel grösserer, wie der des Hn. *R.*, da er über dreymal so viel Arten hat. Dieser Fleiss ist indess wahrscheinlich mehr ein Fleiss in Wahrnehmungen, der des Hn. *R.* mehr ein Fleiss in Erfahrungen; Hr. *Sch.* giebt uns nämlich nicht viel Grund, ihn mit dem Historischen seiner Wissenschaft sonderlich vertraut zu halten. Von den Schwämmen des Hn. *R.* (307 an der Zahl) hatte Rec. das Vergnügen, viele zu sehen, und, so weit er ihre Bestimmungen hat würdigen können, schienen ihm dieselben von der Genauigkeit und Sorgfalt des Vf. zu zeugen. Die generische Anordnung ist im Ganzen die Persoonsche. Von den *Angiocarpis* dieses Vf. versetzt Hr. *R.* aber *Tubercularia* und *Hysterium* zu den *Gymnocarpis*, erstere zu der (Persoonschen) Ordnung der *Lytothecii*, letztere zu einer aus den drey letzten Unterordnungen der *Hymenothecii* gemachten besonderen Unterordnung *Dermatothecii*. Von den *Fungis byssoideis* setzt er *Periconia*, von den *sclerocarpis Stilbospora*, zu den *dermatocarpis gymnospermis*. Zu dieser Abtheilung macht ihm auch der ehemalige *Lichen hippotrichoides* (*Web.*, *Rhizomorpha Roth.*), wegen des daran befindlichen, auch abgebildeten, *peridii ovalis transversim affixi, longitudine superne sese adaperientis, pulvere seminali in centro aggregato*, ein neues *genus Chaenocarpus*. Dabey steht *Roestelia cancellata*, das ehemalige *Aecidium*, wegen der Bildung seines *peridii* zur eigenen Gattung erhoben. Aus der *Byssus floccosa Schreb.*, oder Persoon's *Dematium bombycinum*, einer *Byssus velutina*, und fünf als neu angegebenen Arten, wird unter dem Persoonschen *Naematotheciis* die Gattung *Hyphasma*, *filis capillaribus decumbentibus, varie implexis, effusis, lanuginem referentibus*, gebildet. *Sphaeria Tiliae P.* bringt H. *R.* zur *haemaspora*, *Hysterium arundinaceum Schrad.* zum *Xyloma*. Neue Arten beschreibt er, jedoch mässig, in manchen Gattungen. Der Aufhellung der interessanteren unter ihnen, und weniger gut untersuchter, schon bekannter, Species, sind die wohl gerathenen Kupfertafeln gewidmet. *Sphaeria nitida* wird hier, mit dem Namen *suffusa*, noch zu *Sphaeria* gezählt, da sie bekanntlich jetzt *Schrader* und *Acharius* zu *Verrucaria* rechnen. Sollte nicht *Hyphasma nigrum* die *Conferva muscicola Schrad.* seyn?

Die übrigen Theile der kryptogamischen Abtheilung sind hier zwar keineswegs vernachläsiget, doch mit minderer Aufmerksamkeit behandelt, wie die Schwämme. Die Farrnkräuter sind nach *Swartz* zusammengestellt, die Moose nach dem System, das *Willdenow* im Schraderschen Journal bekannt machte (doch ist *Sphagnum* mit *Gymnostomum* vereinigt), die Flechten nach *Acharius* (diese Flora ist wohl die erste, die das neue System des Hn. *A.* aufnimmt, und so hätten wir Deutsche wiederum am frühesten dem fremden Verdienst durch Anerkennung Hochachtung gezollt). Von Farrnkräutern im alten Sinn sind 17, von Laubmoosen 84 (*Dicr. flagellare* ist wohl das seltenste darunter); von Lebermoosen auch 17, und von hier sogenannten *Algis* (*Riccia*, *Tremella* ganz, und *Conferva*) 19 Arten beobachtet. Die Conferven sind am wenigsten der neueren Kunde gemäss bestimmt; diese lebt ja aber auch fast nur im Munde von wenigen Pflanzenkennern.

Was das gröbere Fachwerk in der kryptogamischen Abtheilung anlangt, so handeln wir davon absichtlich am letzten, weil wir hiermit einige Worte über Hn. *Willdenow's* Vorrede zu diesem Buche verbinden wollen. Hr. *Reb.* erkennt für die Kryptogamen *fructuum situm habitumque universalem* als Princip der Klassen, *peculiarem fructuum structuram vel habitum singularem*, als Princip der Ordnungen und ihrer Unterabtheilungen, an. Dem gemäss haben wir *Stachyopterides*, *Filices* und *Hydropterides* der früheren Willdenowschen Abhandlung (*Willdenow's und Bernhardi's zwey botanische Abhandlungen über einige seltene Farrnkräuter und über Asplenium* etc.), *Musci*, in dem Umfange, wie sie *Hedwig* annahm (Laub- und Lebermoose), *Algae* (s. oben, *Riccia*, *Tremella*, *Conferva*), *Lichenes Achar.*, die ehemaligen Willdenowschen *Gasteromyli* und *Fungi* (Persoons *Fungi angiocarpi* und *gymnocarpi*, nur mit einzelnen Versetzungen), jedoch von letzteren nach *Acharius* die *Byssi*, oder Persoons *Naematothecii*, getrennt. Hr. *Willdenow* verwirft in der Vorrede zuerst seinen ehedem vom *pollen sparsum* hergenommenen allgemeinen Charakter der Krytogamen, weil er die Sache in Absicht der Moose (bloss ihrer?) noch nicht so ausgemacht hält. Am Ende, gesteht er selbst, bleibt bloss die *nudo oculo invisibilitas floris* einstweilen übrig. Wären die Geschlechtstheile der Farrnkräuter, der Flechten, vielleicht gar dieser oder jener Schwämme, und einiger grösseren Meeralgen wirklich unbezweifelt entdeckt: so würde das flüchtige Volk der Parasiten aus den Familien der *Byssen*, *Conferven* und *Mucoren* sich unseren Bemühungen, „aus ihren Früchten — die Kryptogamen zu erkennen," doch noch unübersteiglich in den Weg stellen. Der Harveysche Satz: „*omne vivum ex ovo*," mag objectiv wahr seyn, für uns wenigstens wird er sich nie erhärten lassen; und vermögen wir, auf den untersten Stufen der lebendigen organischen Welt, ihr Leben selbst nur mehr zu errathen, als zu erkennen, wie wollen wir dann vermögen, hier die Art des Lebens, die in den Extremen sich so deutlich ausspricht, ja sogar die Weise, wie sich diess durch sich selbst fortsetzt, schon zu entziffern? Die Metamorphose der

der Pflanzen macht es, um nur von den Pflanzen das Beyspiel zu entlehnen, überdiess mehr als zu deutlich, wie wenig es mit der Individualität der Organe überhaupt auf sich habe. Und wir wollten verlangen, diese noch da zu erhaschen, wo das Ganze im höchst zusammengezogenen Zustande sich befindet? Es müsste kein allmählicher Übergang in der Natur Statt finden, wäre sie hier auch dem am schärfsten gewaffneten menschlichen Auge je wahrnehmbar. Wie hoch demnach die Approximation auch getrieben werde, (und wir dürfen uns nicht irre machen lassen, bey unseren Versuchen, sie immer höher zu treiben): so wird das Ziel naturgemäss doch nie erreicht; oder, was dasselbe sagt, es schwinden die Hoffnungen, Phanerogamen je fest von Kryptogamen zu sondern (wenn diess nicht unmittelbar, so doch in den Folgerungen jener Erörterung), wie auch letztere bis ganz hinunter zu systematisiren. Wenige Worte also nur noch über die Art, wie diese Systematisirung hier vorgenommen ist. Hr. *W.* sagt, sie kann künstlich oder natürlich (im gewöhnlichen Sinne der Systematiker) geschehen. Es freuet uns, dass Hr. *W.* hier beide Arten so deutlich trennt, da manche naturhistorische Schriftsteller, auch kryptogamiologische, den Unterschied zwischen Klassen, Ordnungen und Gattungen auf der einen, und zwischen Familien und Gruppen höheren und niederen Rangs auf der anderen Seite, heut zu Tage zu vergessen scheinen (weiter unten nennt aber Hr. *W.* selbst wieder seine natürlichen Familien Ordnungen; s. nachher). Sonst ergiebt sich aus dem Obigen, dass jene Systematisirung künstlich nicht vollendet werden kann. Eine natürliche Systematisirung ist eigentlich eine *contradictio in adjecto* (weil die Natur keine Klüfte hat; und demnach sind alle unsere Versuche natürlicher Systemgebäude nur auf der einen Seite Bekenntnisse, dass wir das Höchste in der Erkenntniss der natürlichen Körper — extensiv und intensiv — nicht erreicht haben, auf der anderen die geraden Hinstrebungen, alles System aufzulösen — darum aber — nur als Systemgebäude ohne Werth). Gesetzt aber, es könne eine natürliche Systematisirung geben: so ist es damit Hn. *Willdenow* nicht zugestanden, dass sie in der kryptogamischen Pflanzenabtheilung die von uns, als sonst künstlichen Systematikern, zu erwählende sey. Vielmehr folgt schon, weil zwischen Phanerogamie und Kryptogamie, wie zwischen Thier und Pflanze, keine Grenze ist, dass das künstliche Pflanzensystem, als solches, nicht nach der Willkühr seines Meisters, sondern erst da aufhören müsse, wo ihm — jetzt oder künftig — die ausgehende menschliche Kraft ein Ziel setzt. Die unnatürliche Verbindung des *Equisetum* mit den *Lycopodaceis* hebt Hr. *Willdenow* hier auf, indem er jenes als *Gonopteris* abtrennt. Übrig bleiben als *Stachyopteriden* nun bloss die *Lycopodaceen*. Mit diesen kommen zwar *fructu Ophioglossum* und *Botrychium* überein; da Hr. *Willdenow* aber kein künstliches System will, so ist es ihm in der Hinsicht nicht zur Last zu legen, dass er diese Gattungen von jener Familie trennt. Nur müssten sie zu der folgenden der *Filices*, die durch *vernatio circinalis* hauptsächlich ausgezeichnet seyn soll, in diesem Charakter derselben wirklich passen. Dass sie diess aber, wie Hr. *W.* sagt, thun, müssen wir nach unseren Erfahrungen, verneinen. *Complicatae* sind die *laciniae frondis* in den jungen Pflanzen von *Botrychium* wohl, nicht aber *circinales*, und dem *Ophioglossum* schreibt auch *Jussieu folium radicale non convolutum* zu. Der sogenannte natürliche Charakter beider Gattungen hielte also mit dem künstlichen aus der Frucht vortrefflich Schritt; und nach jenem negativen, wie nach diesem positiven, müssen *Botrychium* und *Ophioglossum* gewiss bey den *Lycopodaceis* verbleiben. Den Übelstand abgerechnet, dass die genannten Gattungen der dritten fälschlich so geheissenen Ordnung (Hr. *Willdenow* verfällt hier in den Fehler zurück, die Haufen der *methodus naturalis* mit Namen zu bezeichnen, wie sie nur denen der *artificialis* zukommen; s. oben), oder den *Filicibus*, beygesellt werden, sind diese nun besser zerfällt: *A. capsulis exannulatis a. rimatis b. multilocularibus*, *B. capsulis annulatis*. Ob *a.* und *b.* von *A.* nicht unter einander eben so verschieden sind, wie jede von *B.*, mag dahingestellt seyn. Was aber die *fructus spicatos* und *racemosos* dieser ganzen Familie anlangt, so weichen sie von den *fructibus epiphyllis* nicht wesentlich ab. Die *Hydropteriden* viertens werden nun als *vegetabilia fronde vernante l. circinatâ, l. non circinatâ, fructibus ad radicem positis, l. basi frondis circumdatis, pluribus integumentis indutis*, charakterisirt. Gegen die ersten Familien genommen, geht da die Einheit des Theilungsgrundes verloren, indem *Isoëtes* und *Salvinia* als *non circinantes* mit *Pilularia* und *Marsilea* als *circinantibus* verbunden werden. Der *situs fructuum* ist auch nur ungefähr in diesen Gattungen der nämliche, und in Absicht der *Isoëtes* insonderheit ist uns nur Ein *integumentum fructus* bekannt. Diese Gattungen sind aber die *crux* des Systematikers, und Rec. getraut sich nicht, ihnen glücklicher einen Platz anzuweisen: so bekannt auch ihre Fructificationstheile sind. *Azolla Lamarck* wird dieser Familie beygesellt. Nach den *partibus vegetantibus* schliesst sie sich allerdings an *Salvinia*; unseres Wissens sind die *partes fructificantes* nicht beobachtet. Fünfte Familie machen *Moose*, sechste *Hepaticae* mit dem noch obscuren *Sphaerocarpus*. Dadurch, dass diesen *capsula in valvas l. lacinias dehiscens* zugeschrieben wird, musste *Blasia* abgetrennt werden. Sie erscheint mit *Riccia* unter der siebenten Familie, *Homallophyllae*. Diese sollen *capsulas non dehiscentes, l. semper clausas, l. orificio ab initio instructas* haben. Die einzigen zwey Gattungen wären also beide mit einem ganz eigenen Charakter *fructus* versehen, was wiederum, wie bey den Hydropteriden, die Einheit stört. Auf das *perisporangium membranaceum stiligerum* ist bey der 5 und 6 Familie nicht Rücksicht genommen. Durch dasselbe schliesst sich *Blasia* an sie an, wie sich *Riccia* durch seinen Mangel

gel von ihnen, nach *Hedwig*, entfernt. Wären nun die *Hepaticae* bloss durch *fructus operculo destitutos* den Moosen entgegengesetzt, durch das *perisporangium* aber mit ihnen zusammengehalten: so hätte *Blasia* auf der Stelle, die sie bey *Hedwig* hat, können stehen bleiben, da sie mit *Riccia* kaum auf irgend eine Weise verbunden scheint. In Absicht der nun folgenden Familien *Algae, Lichenes, Xylomyci, Fungi, Gasteromyci, Byssi* verweisen wir im Ganzen auf *Acharius in Raemonn. ad Lichen. Method.*, weil Hr. *Willdenow* in Aufstellung derselben von seinem Freunde geleitet zu seyn bekennt. Über das, was aus diesen Familien noch einst als künstliche Ordnungen wird abgetrennt werden können, und was als unsystematisirbarer Haufe endlich liegen bleibt, halten wir es noch viel zu früh, jetzt nur Muthmasungen zu wagen, besonders, da wir über Geschlechtstheile der Lichenen und einiger Algen vielleicht baldigen neuen Beobachtungen entgegensehen dürfen. Die *Algae, Lichenes* und *Byssi* nimmt Hr. *W.* genau in dem von *Acharius* angedeuteten Umfange, wobey wir nur bemerken, dass es keine glückliche Veränderung zu seyn scheint, wenn Hr. *W.* erstere und letztere so weit von einander entfernt. Die *Fungos* hatte bekanntlich *Acharius* aus Hn. *W.* früherer Schrift genommen; doch vereinigt Hr. *W.* mit ihnen das *Sclerotium*, das Hr. *A.* zu dem *Gasteromycis* rechnet. Unter diesen wollte letzterer nur Persoons *Fungi angiocarpi dermatocarpi*, doch ohne *Batarrea*, begreifen. Hr. *Willdenow* zählt noch die *Sarcocarpi*, doch, wie erinnert, mit Ausschluss des *Sclerotium*, hinzu. Diese letztere *Sarcocarpi*, ohne *Sclerotium* und *Tuber*, verband Hr. *A.* mit den *Sclerocarpis* zu seinen *Mycenis*. Die *Sclerocarpi* allein machen, jedoch auch noch ohne *Tubercularia*, die zu den *Fungis* kommt, jetzt Hn. *W's Xylomyci* (dass also Hr. *W.* von Hn. *Rebentisch* in der Hinordnung von *Stilbospora* und *Hysterium* abweicht; f. oben). Die Charaktere, die Hr. *W.* für die 10, 11 und 12 Familie nun festsetzt, sind; *Xylomyci, vegetabilia frondibus carentia convexa lignosa, l. hemisphaerica, l. etiam explanata, cortici, l. ligno insidentia seminibus, l. thecis composita, l. absque, l. cum peritheoio, interdum massae peculiari stroma dictae immersa. Fungi, vegetabilia frondd. carentia polymorpha carnosa lignosa, l. coriacea quorum partes fructificantes substantiae immersae sunt. Gasteromyci, vegetabilia frondibus carentia, quorum corpus ex tota seminibus, l. thalamis est repletum.* Über Principe der Classification der Kryptogamen überhaupt, und über die Willdenowsche Classification insonderheit, haben wir ausführlicher ein Wort sagen wollen, da die Zeit heranrückt, wo wir der Arbeit des neuesten Herausgebers der *Species plantarum* über diese Pflanzen entgegenzusehen haben. Wir wünschen demselben dazu um so mehr Musse, und alle glücklichen äusseren Umstände, je mehr uns eine tägliche Beschäftigung mit demselben Gegenstande überzeugt, dass die Beendigung dieses Werks noch einige Jahre der mühsamsten und sorgfältigsten Arbeit verlangt, dass sie dann aber auch die Vorbereitungen zur eigentlichen fruchtbaren Behandlung der Geschichte der lebendigen Organismen von einer Seite wenigstens auf eine bewundernswürdig vortreffliche Art schliessen wird. Es ist uns völlig klar, dass selbst die Geschichte der Laubmoose noch nach *Hedwig* einem neuen Forscher, einen vollkommen so schönen Kranz des Verdienstes aufbewahrt, wie der gehobene ist. Und wie unendlich tief steht die Kunde der übrigen Kryptogamen unter der der Moose!

— h. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Alterthümer. *Rom*, b. Salomoni: *Lettera di Ennio Quirino Visconti*, Direttore del Museo-Capitolino e Bibliothecario di S. E. il Sigr. Principe Chigi. *Su di una antica Argenteria nuovamente scoperta in Roma.* A Sua Eccellenza Rev. *Monsig. Della Somaglia etc.* 1793. 22 S. in gr. 8. Wiewohl diese kleine Schrift schon nicht mehr zu den literarischen Neuigkeiten zu rechnen ist: so wird eine Anzeige derselben in diesen Blättern doch nicht überflüssig scheinen, weil sie theils von sehr merkwürdigen, ja in ihrer Art einzigen Alterthümern handelt, theils auch sonst weniger bekannt geworden, als der Werth ihres Inhalts billig verdient hätte.

Im J. 1793 wurden in Rom durch zufälliges Graben am Fusse des esquilinischen Hügels, silberne Geräthschaften von verschiedener Art entdeckt, welche zusammengenommen an Gewicht auf nicht weniger als 1029 Unzen sich beliefen. Die beiden vornehmsten Stücke waren ein Schmuckkästchen, und ein anderes Kästchen für wohlriechende Salben, welches letztere indessen ursprünglich zum Aufbewahren von Schriftrollen mag bestimmt gewesen seyn. Beide Kästchen sind mit Figuren und anderen Ornamenten reichlich verziert. Auf dem zuerst erwähnten nimmt man eine beschädigte Inschrift wahr, welche die Namen *Secundus et Projecta* enthält. Mehrere Teller und Schalen, die einen Theil des übrigen Fundes ausmachen, sind mit Chiffern gezeichnet, welche Hr. *V.* in die Worte *Projecta Turci* auflöst; er bemerkt hiernächst, dass *Turcius Secundus* (*Asterius*) An. 339 Präfect von Rom gewesen war, und ein anderer gleiches Namens und Familie dieselbe Würde An. 362 bekleidete. Wenn ferner Geschmack und Arbeit der Verzierungen an den erwähnten Geräthschaften auf das 4 Jahrhundert deuten, und wenn man auch theils aus der Kostbarkeit, theils aus der Bestimmung, die manche Stücke ehemals gehabt haben — es befand sich nämlich unter dem gefundenen Silberwerk ein prächtiges Beschläg zu einem Tragesessel (*Gestatoria*) — auf vornehme und reiche erste Besitzer derselben wohl schliessen darf: so vermuthet Hr. *V.* die in der Inschrift des Schmuckkästchens genannte Projecta sey die Gemahlin eines jener Präfecten gewesen, von denen also der ganze gefundene Schatz wohl ursprünglich herrühren möge. Rec. hat diese kleine Schrift wiederholt mit Aufmerksamkeit und mit wahrem Vergnügen gelesen, welches durch keine einzige unbefriedigende Stelle vermindert wurde. Sie scheint ihm deswegen unter die vorzüglichsten Producte ihres berühmten Verfassers zu gehören. Ungerne wird indessen jeder Leser in Kupfer gestochene Abbildungen der bedeutendsten Stücke des aufgefundenen Silbergeräthes vermissen. Der deutliche Vortrag ersetzt zwar freylich einigermassen den Mangel der Kupferstiche; allein je mehr Hr. *Visconti* das Interesse für die von ihm beschriebenen und erklärten Alterthümer zu erregen wusste, desto mehr wird auch die Anschauung derselben im Bilde gewünscht.

Vielleicht ist es keine überflüssige Anmerkung, dass die erwähnten Alterthümer sich gegenwärtig in der Sammlung des Hn. Baron von Schellersheim befinden.

— y. — H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 OCTOBER, 1805.

ÖKONOMIE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Agricola*, oder: *Belehrungen über alle Gegenstände der Landwirthschaft;* aus langjähriger Erfahrung herausgegeben von *Justus Ludwig Günther Leopold*, Pastor zu Leimbach u. s. w. Zweyter Band. *Die landwirthschaftliche Viehzucht.* 1805. XXXII u. 728 S. 8. (2 Rthlr.) Auch unter dem Titel: *Die landwirthschaftliche Viehzucht in allen ihren Zweigen und mit allen Erfordernissen.* Nach 20jährigen Beobachtungen und Erfahrungen pragmatisch bearbeitet von dem *Verfasser des Taschenbuchs für Verwalter.*

Mit Vergnügen zeigen wir auch diesen zweyten Band an, der mit noch grösserem Fleiss als der erste (J. A. L. Z. 1803. Nr. 43) ausgearbeitet ist. Sey es auch, dass der Vf. nach seinem eigenen Geständniss aus anderen Quellen schöpfte: so wählte er doch nach Einsicht, und sichtete das Gute vom Unrath, mit treulicher Anzeige aller gebrauchten Schriften. Aber man bemerkt es auch bald, dass er in diesem Theile der Landwirthschaft überall selbst zu Hause ist, und also auch im Stande war, eigene Erfahrung zu benutzen, und die Irrthümer Anderer zu berichtigen. Und so wird bey dem Gebrauche dieses Werkes nicht nur der Anfänger in der Landwirthschaft, dem dasselbe vorzüglich gewidmet ist, sondern auch der gebildetere Landwirth fast alle andere Werke über die Viehzucht entbehren können. Obgleich indessen der Vf. aus bewährten guten Schriften schöpfte, z. B. aus *Gerikens* praktischer Anleitung, *Funks* Naturgeschichte, *Bechstein*, *Gaudich*, *Germershausen*, *Thaer* u. a. m.: so können wir doch auch diessmal den Wunsch nicht bergen, dass derselbe von mancher, hin und wieder in ökonomischen und anderen Flugschriften zerstreuten Erfahrung Gebrauch gemacht hätte.

Nach einer zweckmäfsigen *Einleitung*, die Viehzucht überhaupt betreffend, ist dieser Band in 5 *Kapitel*, und jedes wieder in *Artikel* getheilt. I. *Die Pferdezucht.* Dieses Kap. enthält die Naturgeschichte des Pferdes, dessen Vaterland, Gestalt, Arten, Farben, den Zuchthengst, Zuchtstute, Auferziehung des Füllen, Kennzeichen des Alters, wo der Vf. einen in 6 Auflagen von *Zinkens* Wörterbuche stehen gebliebenen Fehler, auch eben darüber *Germershausen* in seinem Real-Lexicon, berichtiget. Sodann vom Pferdehandel, Pferdestalle, Abwartung und Pflege der Pferde, wo S. 183, beym Getränke, die Regel gegeben werden musste, niemals zuviel *kaltes* Wasser *auf einmal* saufen zu lassen, am wenigsten wenn die Pferde von der Arbeit kommen und erhitzt sind, sondern lieber oft, aber in kleinen Portionen, das Wasser zu reichen. Vergleichung der Pferde mit den Ochsen, in Ansehung ihrer Dienste, worüber die Ökonomen noch immer nicht einstimmig sind, unser Vf. aber doch den Pferden den Vorzug giebt. Benutzung der Pferde, Hufschlag, Ledergeschirr; Krankheiten derselben; hier konnte wider die *Druse* das *Eberreis* (*Artemisia abrotanum*) oder auch nur der *Beyfuss* (*Artemisia vulgaris*) als sehr wirksam empfohlen werden, wenn man den Pferden 4 Wochen lang im Herbst, und 4 Wochen lang im Frühjahr, auf das erste Futter eine kleine Handvoll des gedürrten Krautes unter den angefeuchteten Hafer giebt, wodurch sie vor vielen Krankheiten gesichert sind, so, dass sogar die gesunden Pferde von starkdrusigen nicht angesteckt werden. Ferner, Eingeweide-Krankheiten, Augen- und Beinkrankheiten, offene Schäden, Mundkrankheiten, andere Zufälle, als Koller, Krippensetzen; Berichtigung des Satzes, dass den Pferden im Alter die Zähne lang werden, was die meisten ökonomischen Schriftsteller einander nachschreiben; da doch die Zähne durch den langen Gebrauch immer kürzer werden, aber nur länger erscheinen, weil das Zahnfleisch je länger je mehr zurücktritt. — Pferdedecke, wird auch bey den Ackerpferden im Herbst, als Präservativ gegen Strengel, Schnupfen, Koliken, sehr empfohlen. Endlich im Anhang: vom Esel, Maulthier und Maulesel. Bey der Benutzung des Pferdes nach dem Tode, S. 276, hätte der Vf. noch mit anzeigen können, dass sich das Pferdefleisch in eine dem Wallrath ähnliche Materie verwandeln lasse, und dass bey Bristol eine Fabrik angelegt ist, wo man auf diese Art aus Pferdefleisch Spermaceti-Lichter verfertiget. — II. *Die Rindviehzucht.* Naturgeschichte des Ochsen, Ursprung, alle bekannte Raçen, Versuche damit, Zuchtochse, Zuchtkuh, Bestimmung des Alters. Wichtig ist hier die Beobachtung *Gerickens*, dass nach dem Alter von 8 Jahren die Hörner dicht am Kopfe, oder an ihrer Wurzel, dünner werden, als weiter hinauf nach der Mitte zu: Ein Wink für diejenigen, die Kühe und Ochsen kaufen. Ferner, Begattung, Trächtigkeit, Geburt, Behandlung des Kalbes von der Geburt an bis zu einem Jahre; Untersuchung der Frage: ob es besser sey Vieh zu erziehen oder zu verkaufen? vom Entmannen, vom Kuhstall, Fütterung des Rindviehes, Stallfütterung

terung, Weide, Verpflegung im Winter, Milchwirthschaft. Hier hätte des Vorschlags eines Ökonomen gedacht werden können, beym Melken die Milch aller Kühe nicht unter einander zu mischen, sondern jede Kuh allein in ein Geschirr zu melken, um die Butterkühe, Käseküne, Kaffeekühe, kennen zu lernen; die Folgen dieser Bemühung sind leicht zu begreifen; nur dürfte freylich der Vorschlag bey grossen Viehständen nicht auszuführen seyn; doch aber bey kleinen! — Bey Erwähnung der Buttermaschinen, S. 383, hätte der Vf. der *Ernst*- und *Whistlingischen* gedenken können. — Benutzung des Rindviehes zur Arbeit, Mastung, wo der Branntweinsmast, die von jener abweicht, nicht gedacht wird. — Krankheiten; hier hätte, als Präservativ- und als Curmittel, das bewährte russische Mittel wider die Viehseuche und alle Krankheiten, die von verletzter Verdauungskraft entstehen, welches die ökonomische Gesellschaft in Petersburg bekannt machte, aber in Deutschland nicht Aufmerksamkeit genug erregte, empfohlen werden sollen. Man nimmt eine bestimmte Portion Vitriolöl, giesst zu diesem Öl noch dreymal so viel Wasser, als das Öl in Quantität ausmacht. Von dieser Mischung giesst man, wenn ein Stück Vieh krank wird, so viel in ein halb Pfund Wasser, als nöthig ist, das Wasser essigsauer zu machen. Eine solche Portion Vitriolwasser wird dem kranken Vieh viermal des Tages eingegossen, und jedesmal wird es nach dem Eingeben eine halbe Viertelstunde herumgetrieben. Diese Behandlung setzt man fort, bis das Thier sichtbare Besserung zeigt. Man giebt ihm nun diess Mittel seltener, und hört erst dann auf, wenn das Vieh ganz gesund ist. Aber gleich zu Anfang der Krankheit muss es gebraucht werden; hat diese schon 2 bis 3 Tage gedauert, so thut das Mittel keine Wirkung. Noch mehr mit Wasser verdünnt, kann man es mit Vortheil brauchen, wenn ein Stück traurig wird, nicht fressen will, wenn Kühe ihre gewöhnliche Milch nicht geben. Als Präservativ giebt man es dem Vieh im Frühjahre und Herbst. Bey Annäherung einer Seuche, giebt man es zweymal. Auch bey Schafen wird diess Mittel, nur schwächer und nur ein Viertel von obiger Portion, mit Nutzen gebraucht. Spielen die Säuren überhaupt anjetzt in der Arzneykunst, seit *Reichs* Fiebermittel, nicht eine grosse Rolle? und in Russland brauchte man sie schon lange beym Vieh! Nach der Zeit empfohl D. *Frank* oxygenesirte Kochsalzsäure wider die Rindviehpest, und *Pessina* braucht dazu gemeine Salzsäure: von beiden sagt unser Vf. auch nichts. — Zum Schluss dieses Kapitels zeigt er die Benutzung des Rindviehes nach dessen Tode an, und endlich glaubt er hier der auf Menschenleben einen so entscheidenden Einfluss habenden Kuhpocken gedenken zu müssen, wofür alle Geschlechter den grossen *Jenner* dankbarlich nennen und preisen werden; dem man aber doch neuerlich diese wichtige Entdeckung streitig zu machen sucht, indem zuvor in einigen Provinzen Frankreichs schon dieses Mittel in Ausübung gewesen seyn soll. — III. *Schafzucht.* Naturgeschichte des Schafes, Alterkennzeichen, Beschreibung aller Arten, Veredlung, Zuzucht, Behandlung der Schafe im Sommer, Schafstall, Winterfutter, Durchwinterung der Schafe, Futterordnung, Düngung vom Schafvieh; hier hätte S. 532 bey der Bemerkung über die schwache Wirkung der Sommer-Schafdüngung, dass selbige nämlich oft zu tief eingepflügt würde, noch der Umstand angezeigt werden sollen, dass der Schafmist sich verflüchtiget, wenn er nicht bald untergeackert wird. Da man nun nicht alle Morgen die Nachts bepferchte Stelle umpflügen kann, so ist es vortheilhaft, wenn man an die Hordenschläge zu gelegener Zeit beträchtliche Haufen Torf- oder Moos- und Brucherde fahren, und diese Haufen täglich über den Pferch ausbreiten lässt, was selbst durch die Schafer- und Schafknechte verrichtet werden kann. Durch diess Mittel wird die Kraft des Düngers sich wenigstens ein Jahr länger erhalten. — Wollnutzung der Schafe, Wollschur, spanische Wolle wie sie sortirt und gewaschen wird, und Vorschlag zur Verbesserung unseres Wollhandels. Der Vorschlag ist: Wollmagazine zu errichten, wo die Wolle sortirt würde. Durch solche Einrichtung, die von Fürsten unterstützt werden müsste, würde dem kleinen Fabrikanten, der nicht für 1000 und mehr Thaler Wolle kaufen kann, geholfen, wenn er aus dem Magazin die Wolle als Vorschuss erhielte, wo er alsdann nicht dem oft unbilligen Wollenhändler in die Hände fiele: der Vorschlag ist sehr vernünftig. — Schafmelken, Benutzung des Fleisches und Verkauf der Schafe, Krankheiten, über Schäferey-Einrichtungen, und über die zur Schäferey gehörigen Personen. Als Anhang folgt, *die Ziegenzucht*, *Kaninchen*, *Seidenhasen*, letztere ganz kurz beschrieben. IV. *Schweinezucht.* Naturgeschichte des Schweins, Arten desselben, Nothwendigkeit und Nutzen der Schweinezucht, Schweinställe, Zuchtschweine, Erziehung der Ferkel, Leibschweine, Mastung; Pfeffer, wie der Vf. S. 634 vielen anderen Schriftstellern nachsagt, ist den Schweinen nicht tödtlich, vielleicht bekam einmal ein Schwein ein Pfefferkorn in die unrechte Kehle und erstickte; also diess, aber nicht jenes, war die Ursache. Salzwasser kann auch nicht schädlich oder wohl gar tödtlich seyn, wie der Vf. sagt, man streuet ja den ganz fetten Schweinen, um sie zum Fressen zu reizen, Salz auf das dicke Trebernfutter, und dann fressen sie mit Lust. Wenn aber unser Vf. S. 636 behauptet, dass ein Schwein von gewöhnlich $2\frac{1}{4}$ Fuss Höhe, durch gute Pflege bis zu 5 Fuss Höhe gebracht werden könne, da verrechnet er sich gewaltig, das wäre ja höher als ein Pferd! Sein gewöhnliches Gewicht ist auch nicht 160—180 Pfunde im mageren Zustande, sondern nur halb so viel wiegt ein $1\frac{1}{2}$ bis 2 jähriges ausgewachsenes mageres Schwein, ist dieses fett, so wiegt es 150 bis 200 Pfunde; 300 Pfund ist schon ein seltenes Schwein. In keinem Lande hat man es in der Viehmastung so weit gebracht, als in Steyermark; man mästet die Schweine da ein volles Jahr, und ihre Nahrung in den

den letzten Wochen bestehet sogar in Leckerbissen, die die Bäuerin sich und ihren Kindern versagt. Dafür hält sie sich aber hinlänglich durch die Ehre entschädiget, auf den Grätzer Wochenmarkt sogenannte Bachen (den sammt der Haut abgezogenen Speck) schicken zu können, die oft bis 3 Centner wiegen. Aber unser Vf. spricht von 900, ja 1000 Pfund, als so hoch ein Schwein zu bringen sey: wo dachte er hin? — Krankheiten der Schweine; um dasselbe zum Fressen zu reizen, empfiehlt er S. 686, *Antimonium crudum:* auch das sagt er vielen anderen nach; aber es ist das ein bedenkliches Mittel. Zu Anfang der Mast ist es gut, um die Schweine innerlich zu reinigen; aber während der Mast taugt es nicht, denn sie speyen und laxiren so heftig davon, dass sie in der Mast auf 4 Wochen zurücktreten. Gegen die Bräune ist das beste Mittel, dass man es den Schweinen nie an Flüssigkeit fehlen lässt. In Brennereyen, wo ihr Futter in blossem Spüllich bestehet, und wo oft bis 200 Schweine in einer Brennerey gemästet werden, weiss man nichts von der Bräune. Wenn aber die Schweine bey der Feld- und Waldmast, wo sie ohne dem durch Laufen und Rennen Gelegenheit zur Erhitzung haben, Mangel an Wasser leiden, und nun erhitzt Abends in den Stall kommen und saufen, so entsteht die Bräune davon. — V. *Federviehzucht.* Von Gänsen, Enten, Truthünern, Haushühnern und Tauben, alles sehr kurz abgefasst und nur das Nöthigste davon angezeigt. Über die *Bienenzucht* verspricht der Vf. nächstens eine eigene Abhandlung, die als Anhang zu seinem jetzigen Werke gelten soll, und in einem Nachtrage gedenkt er der neuerlichen höchst seltenen und den ältesten jetzigen Landwirthen unbekannte Krankheit der Pferde, die der Director *Havemann* in Hannover, eine *faulartige, ansteckende Brustseuche* nennt, und die, wie es schiene, durch die Postpferde so schnell verbreitet worden sey. Geschichte dieser Krankheit und Cur, nach Vorschrift *Havemanns,* sind beygefüget. Αλκ.

LEIPZIG, b. Hempel: *Ökonomische Hefte,* oder: *Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen für den Stadt- und Landwirth.* 24 Band. Jahrgang 1805. 6 Hefte, jedes von 6 Bogen in einem grünen Umschlage. (Jahrgang 3 Rthlr.)

Bekanntlich liefert diese Zeitschrift Abhandlungen, Recensionen und kurze Nachrichten. Da sie zunächst für den ausübenden Landwirth bestimmt ist: so dünken uns die Recensionen, zumal sie nicht bloss Auszüge vom Neuen und Wissenswürdigern der Bücher, sondern gewöhnliche Kritiken enthalten, ganz überflüssig, und fast nur um den Raum zu füllen aufgenommen zu seyn. Die kurzen Nachrichten sind meistens unbedeutend. Die Abhandlungen bleiben also allein derjenige Theil der Zeitschrift, wornach ihr Werth beurtheilt werden muss. Wir wollen es versuchen, unsere Leser in den Stand zu setzen, ein solches Urtheil zu fällen. Wenn die Originalität darin besteht, dass ein Aufsatz vorher weder in derselben noch in einer anderen Sprache jemals gedruckt gewesen ist: so sind die hier zusammengedruckten, alle Originale: denn keinen erinnern wir uns anderswo schon gelesen zu haben. Originalität des Inhalts haben wenigstens einige. Der Geist, der darin weht, zeugt freylich weder von neuen Ansichten der Gegenstände, noch von einer vorzüglichen Beobachtungsgabe, noch von grossen Kenntnissen. Vieles ist aber doch ganz gut bemerkt, gedacht und gesagt; auf sechs Bogen, die alle Monate gefüllt werden müssen, kann man nicht lauter Gutes verlangen. Die Mannichfaltigkeit der Materien, womit sich die Aufsätze beschäftigen, ist sehr gross; für die Unterhaltung ist also gut genug gesorgt, und dabey fällt auch immer noch einige Belehrung ab. Unter den Aufsätzen können wir hier nur der folgenden nähere Erwähnung thun. Heft 1. *Wassererhitzung in Fässern.* Von *Buschendorf.* Hr. B. schlägt hier nur vor, wie man die Vorrichtung machen könnte. Da sich an der Thunlichkeit der Sache nicht zweifeln lässt, die Art aber, wie es am besten geschehen kann, nur durch Versuche ausfindig zu machen steht: so haben wir durch diesen Aufsatz nichts gewonnen. *Berechnung der Kosten und des Ertrags eines Rindviehstapels.* Alles, was zu den Kosten und dem Ertrage zu rechnen ist, findet sich hier ungemein vollständig verzeichnet. Wenn das Resultat einen ganz unverhältnissmässigen Preis des Düngers ergiebt: so muss man bedenken, dass Stroh und Futter auf dem Lande in der Regel nicht gerechnet werden kann: man gewinnt es zu keinem anderen Zwecke, als das unentbehrliche Vieh damit zu nähren, und dadurch dann wieder den Getreidebau zu erhalten. Im Grossen könnten Stroh und Futter keine Gegenstände des Handels seyn, und die Frage, wie hoch kömmt mir ein Fuder Mist? verdient nur in dem seltenen Falle eine Beantwortung, wenn man unter mehreren Düngerarten die Wahl hat. Ein Aufsatz *von dem Baue der Öl gebenden Saamen* ist zwar etwas local, aber doch nicht ohne lehrreiche Nachrichten. Heft 2 und 3. *Über die liefländischen Erbgüter, und das Recht, sie zu besitzen.* Von *Petri.* Eine vollständige, gute Nachricht von einer Sache, wovon unseres Wissens noch Nichts weiter bekannt ist. Heft 3 und 4. *Von den Mängeln und Fehlern, welche einen Viehkauf rückgängig machen.* Der Vf. behandelt diese Materie zwar mehr historisch als wissenschaftlich; und gerade das Letztere wäre doch nöthig, um bessere gesetzliche Bestimmungen zu bewirken, wodurch der Käufer gesichert, und gleichwohl nicht auch ein jeder Handel ungewiss gemacht würde. Uns scheint dieser Aufsatz indessen doch eine sehr gute Vorarbeit, besonders in Ansehung des Hornviehs, der Schafe und Schweine. Die *Beantwortung der Frage: ob wir Deutschen die Calville u. s. w. eben so haben, wie man sie in Frankreich hat,* scheint auch uns einer weiteren Untersuchung wohl werth; indem wir hoffen, dass wir dadurch auf manche Modification in der Cultur kommen würden, wodurch der Geschmack unseres Obstes ver-

bessert

bessert werden könnte. Heft 5. *Über Feldpolizey.* Wir finden in dem Gesagten viel Gutes, und zweifeln nicht, dass es den Lesern der ökonomischen Hefte angenehm seyn werde, die neue bayersche Verordnung hier zu finden. Bey dem Aufsatze *von der mecklenburgischen Landwirthschaft und der Verschiedenheit derselben von der holsteinischen*, wo gelegentlich das Wort „Holländerey“ nicht von den Colonisten aus Holland, sondern ganz unrichtig von den „Hauländereyen“ abgeleitet wird, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass die Vf. dieser Hefte sich weniger mit Etymologisiren abgeben. So geneigt sie auch dazu sind: so schlecht verstehen sie sich doch darauf, und ihre Äusserungen darüber stehen hier ohnediess nicht an der rechten Stelle. Heft 6. *Ist es gar nicht möglich, ohne wilde Weide eine Schafzucht zu haben?* Dieser Aufsatz dürfte den Unglauben der Kenner mehr bestärken als vermindern. An sich aber ist die Sache schon nicht mehr zweifelhaft: wir haben in Deutschland mehrere bessere Erfahrungen davon; und in England haben bekanntlich viele grosse Güter keine wilde Weide für ihre Schafe. Aus dem 2 Heft müssen wir noch *den Beytrag zum Kartoffelnbaue* auszeichnen. Der Vf. will eine lange Reihe von Jahren immer ein Jahr um das andere Roggen und Kartoffeln — letztere jedoch immer nach frischer Düngung im Herbste mit dem glücklichsten Erfolge gebauet haben. Schade, dass er seinen Boden nicht näher beschrieben hat! Besteht derselbe aus reinem gröblichen Sande, dem kein Gewächs mehr Nahrungstheile entziehen kann, als er durch den Dünger erhalten hat, und den alle Bearbeitung nicht lockerer macht, als er einmal ist: so hat die Sache nichts Auffallendes. Bey erdigterm, bündigerem Boden müssten wir aber an der Richtigkeit der Erfahrung zweifeln.

a.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Magazin schrecklicher Ereignisse und fürchterlicher Geschichten.* I Bandes 1 Heft, 112 S, 2 Heft. 99 S. 3 Heft, 100 S. 4 Heft. 99 S. 8. (Jedes Heft mit einem farbigen Umschlag und einigen Kupfern. 12 gr.)

2) Erfurt, b. Rudolphi: *Sammlung moralischer Erzählungen*, oder: *Wahrheit und Dichtung zur Beförderung wahrer Lebensweisheit und Sittlichkeit.* I Bändchen. II u. 330 S. II Bändchen. 252 S. 1804. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wer diese beiden Sammlungen von Novellen und kleinen romantischen und moralischen Erzählungen für einen Versuch zum besseren Anbau eines noch wenig cultivirten Feldes halten wollte, der würde sich sehr trügen. Wenn die eine der Betriebsamkeit eines Industrie-Comptoirs ihr Entstehen verdankt: so ist die andere das Ihrige, wie es scheint, der thätigen Regsamkeit eines Geschäftsmannes schuldig, der auch seine geschäftsfreyen Stunden noch benutzen wollte. Beiden geht ein Hauptverdienst, das der Neuheit und Originalität, ab. Der mitternächtliche Meuchelmörder z. B. im ersten Hefte von Nr. 1 ist Auszug aus einem bekannten Romane; und wäre die spanische Novelle *Don Algona* im zweyten Hefte auf eine ähnliche Art geworden: so muss man sich sehr wundern, dass die Verlagshandlung noch zu Beyträgen auffordert. Die zwey letzten Decennien haben uns ja mit einer Menge Romane voll schrecklicher Begebenheiten und fürchterlicher Geschichten beschenkt, die die hier erzählten an Fürchterlichkeit weit übertreffen, und vielleicht im Auszuge dem furchtbaren Umschlage dieses Magazins noch zu grösserer Ehre gereichen würden.

Hätte der Sammler von Nr. 2 es auch nicht für rathsam gehalten, bey den aus Marmontel entlehnten Erzählungen den Vf. zu nennen: so würden doch mehrere hie und da stehen gebliebene undeutsche Sprachwendungen und andere innere Gründe viele der übrigen als Fremdlinge verrathen haben. Als Klugheits- und Sittenlehre in Beyspielen, wofür der Herausgeber diese Sammlung einzig gehalten wissen will, verdient sie allerdings Empfehlung; wenn auch die Kritik in einer anderen Hinsicht die moralische Tendenz derselben nur für ein negatives Verdienst anerkennen könnte.

—p—

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Gotha*, b. Becker: *Das Düngerbüchlein, oder: Winke zum Nachdenken über die beste Art der Bereitung, Erhaltung und Anwendung des thierischen Düngers. Nebst einem Anhange über die Preisfrage: wie wirkt der Dünger?* Von *L. G. Ludwig.* 1805. 100 S. kl. 8. (6 gr.) Das Düngerbüchlein selbst ist eine von den Volksschriften, von denen ein Rec. keine neue Aufklärung der Sachen, sondern nur eine gehörig getroffene Popularität im Vortrage wahrer und für das Publicum der Schrift geeigneter Lehren fordern darf. In dieser letzten Hinsicht hat sich Hr. *L.* nun auch wirklich als einen der glücklichsten Nachahmer des ersten Volksschriftstellers unserer Zeit, des Hn. *Beckers*, gezeigt. Er macht damit den Anfang, seine Sätze fasslich und unterhaltend vorzutragen. Da diess aber bey weitem noch nicht hinreicht, den weniger gebildeten wirklich verständlich zu werden, und ihnen Überzeugung und Interesse für die Sache zu geben: so wiederholt er seinen ganzen Vortrag, aber in ein anderes Licht gestellt, unvermerkt in der Erzählung eines Beyspiels. Über dieses Beyspiel lässt er sich dann in ein Gespräch mit seinen Lesern ein, um ihre Einwendungen so, wie sie nach ihren Kenntnissen und Umständen zu erwarten sind, herauszulocken, und gerade auf die für sie schickliche Weise zu widerlegen. Und hierauf schliesst er das Ganze mit einer für alle dergleichen Lehren nöthigen allgemeinen Warnung. So gut diese Methode angelegt ist, so gut ist sie auch ausgeführt. Wenn wir also hierbey gar nichts auszusetzen finden: so können wir doch eine Bemerkung über eine der Lehren selbst nicht unterdrücken. Es ist die von der Bereitung und Unterbringung des Düngers. Hier dringt Hr. *L.* auf eine fast kleinliche Genauigkeit, die in der Ausführung nicht wohl möglich ist. Statt des Beweises glauben wir uns nur auf das Verfahren der Engländer beziehen zu dürfen, die wir — wenn wir auch sonst gar kein Vorurtheil für die englische Landwirthschaft haben — in der Kunst zu düngen doch alle für unsere Meister erkennen.

Der Anhang über die Frage, wie der Dünger wirke, leitet allerdings auf den rechten Weg zur Beantwortung derselben; indem die Begriffe von der Sache darin genauer, als es bisher geschehen ist, bestimmt, und von den Nebenbegriffen geschieden werden. Unserer Meinung nach, kann hier aber doch nur eine bis jetzt noch nicht erreichte Vervollkommnung der Pflanzenphysiologie und Chemie das erste Licht geben.

a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 29 OCTOBER, 1805.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Rein: *J. Barrow's*, ehemaligen Sekretärs des Grafen von Macartney und Oberrechnungsrathes auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, *Reisen in das Innere von Südafrika, in den Jahren 1797 und 1798.* Aus dem Englischen mit Anmerkungen übersetzt. Mit einer Karte und einem Sachregister. 1 Band. 1801. XVI und 526 S. 2 Band. 1805. XVI und 584 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.).

Bey den vielen Nachrichten, die wir schon über das Vorgebirge der guten Hoffnung haben, und von welchen der Übersetzer in seiner Vorrede die wichtigsten angiebt, ist doch die vorliegende ein sehr schätzbares Geschenk, welches das Publicum von einem Manne erhält, der schon vorher aus Lord Macartney's Reise nach China vortheilhaft bekannt war. Im gegenwärtigen Werke erscheint er als ein bestellter Diener der Regierung, der nicht nur Gelegenheit hatte, die besten Nachrichten einzuziehen, sondern auch wirklich die ganze Kolonie, in verschiedenen Richtungen, bis an ihre äussersten Grenzen bereiste. Dieses Werk enthält, wie der englische Titel, den der Übersetzer verdeutscht umständlich angiebt, — kurze Bemerkungen über die Geologie und Geographie des südlichen Theiles dieses festen Landes; die Naturgeschichte solcher Gegenstände, wie sie auf der Reise aus dem Thier- Pflanzen- und Mineralreiche vorkamen, und Skizzen von dem physischen und moralischen Charakter der mancherley einheimischen Volksstämme, welche sich um die Niederlassung des Vorgebirges der guten Hoffnung herum aufhalten. Zugleich eine Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes, der Bevölkerung und der Producte dieser grossen Kolonie, und einer Karte, die gänzlich nach den während der Reisen angestellten Beobachtungen verfertigt worden ist.

Wäre Rec. auch ein grösserer Raum vergönnt, als man gewöhnlich für eine Anzeige dieser Art erlaubt: so wäre es doch unmöglich, von den vielen merkwürdigen, interessanten und zum Theil ganz neuen Nachrichten, die dieses Werk enthält, einen Auszug zu liefern. Selbst von der Richtung und dem Umfange dieser Reise würde es schwer seyn, einen bestimmten Begriff zu geben, weil der Leser dazu die beygefügte Karte haben müsste, welche in der That eine vorzügliche Zierde dieses Werkes, und die der vor uns liegenden Übersetzung beygefügt ist. Der Vf. hat sie selbst nach eigenen Beobachtungen der Länge und Breite und nach häufigen Winkelschnitten merkwürdiger Puncte und Gegenstände entworfen. Diesen Beobachtungen zufolge ist die Länge der ganzen Kolonie von der Kapspitze bis an das Kafferland 580 engl. Meilen; vom Flusse Koussie bis Zuurenberg 520 engl. M.; und die Breite vom Flusse Koussie bis zur Kapspitze 315 engl. M.; von den Nieuwveldt Bergen bis Plettenbergs Bay 160 engl. M.; von der Mündung des Tuschflusses bis Plettenbergs Baaien 225 engl. M.; diess giebt ein Parallelogramm, dessen mittlere Länge 550, und die mittlere Breite 233 engl. M. beträgt, und einen Flächeninhalt von 128,150 Quadratmeilen ausmacht. Diese beträchtliche Strecke Landes ist, wenn man die Kapstadt nicht mitrechnet, von ungefähr 15,000 Weissen bewohnt, so dass auf 1 Person 8½ Quadratmeile Land kommt. Allein die eine Hälfte dieses Landes ist fast ganz unbrauchbar; von der zweyten sind manche Striche gut, manche vortrefflich und für jede Art von vegetabilischen Erzeugnissen geschickt. Die Bewohner der Kapstadt kann man, mit Einschlusse der Soldaten, auf ungefähr 6000 Weise und 12000 Sclaven rechnen. — Der Zusatz „mit Einschlusse der Soldaten," führt irre und macht die Angabe unbestimmt. Durch Soldaten versteht der Vf. offenbar nur die holländischen Truppen, die bey der Eroberung der Engländer die Garnison ausmachten, welche denn nicht sehr beträchtlich waren. Dass er an seine eigenen Landsleute ganz und gar nicht dabey denkt, ist daraus klar, weil sich, zu einer Zeit, ihre Zahl allein auf 5000 belief. Die Zahl der Hottentotten wird in der ganzen Kolonie auf ungefähr 15,000 gesetzt. Diese letzteren, welche die ursprünglichen Besitzer des Landes waren, werden von den Holländern mit unmenschlicher Härte behandelt, und nehmen mit jedem Jahre mehr und mehr ab. Noch schneller aber vermindern sich die wilden Hottentotten (mehr bekannt unter dem Namen Bosjesman, oder Männer) deren Existenz über alle Beschreibung und Begriffe elend ist. Der Vf. hatte viele Mühe, um nur einige derselben ansichtig zu werden; er erfuhr, dass sie keine Häupter hätten und dass jede Familie unabhängig für sich lebte; und so waren seine Bemühungen, in eine Art von Unterhandlung mit ihnen zu treten, vergebens.

Auch in das Land der Kaffern macht der Vf. eine Reise, und dringt bis zum Wohnsitze ihres Königes. Sie werden hier als ein sanftes, unschuldiges Volk beschrieben, das sehr wenige Bedürfnisse kennt, und

und so ziemlich ganz nackt geht. — Auch die Namaaqvas besucht der Vf. auf einer anderen Reise, und findet sie so schwach, dass auch dieser Stamm, der noch in den Grenzen der Kolonie lebt, mit der Zeit gänzlich verschwinden wird. Überhaupt beschreibt er das Betragen der holländischen Pächter gegen die Eingebornen als grausam und unmenschlich, ihren allgemeinen Charakter aber als träge, im höchsten Grade eigennützig, unvernünftig und grausam gegen ihre Thiere. Der holländischen Regierung legt er kurzsichtige Politik, kleinlichen Geiz und Unverstand in der Behandlung der Kolonie zur Last. In allen diesen Vorwürfen stimmt ihm Percival vollkommen bey.

Der Übersetzer, der sich als einen sachkundigen, kenntnisreichen Mann zeigt, hat dieses Werk mit Anmerkungen vermehrt, die zum Theil sehr interessant und nützlich sind. Hin und wieder vergleicht er des Vf. Nachrichten mit denen, welche andere Reisende über den nämlichen Gegenstand geliefert haben; manches wird erläutert; für Thiere und Pflanzen giebt er gelegentlich andere Benennungen aus bewährten Autoritäten. Auch hat er das Werk sehr brauchbar durch ein deutsches Wort- und Sach-Register gemacht. Dass er nicht bisweilen auch einen Missgriff gethan haben sollte, lässt sich kaum erwarten. So tadelt der Vf. das Gesetz, nach welchem alle holländische Pachter, die sich verheirathen wollen, mit ihrer Braut in der Kapstadt erscheinen müssen, und setzt hinzu: „Ob gleich selbst *in* (aus) England manchmal eine kleine Reise nach Schottland gemacht wird, so würde man doch ein Gesetz für drückend halten, das — — — von Landsend nach London zu reisen nöthigte etc." — Der Vf. nennt Landsend (in Cornwal), weil es in England der von London fernste Fleck ist. Der Übersetzer sucht diesen Ort fälschlich in Schottland. Der schottische Ort, wo solche Ehen geschlossen werden, heisst *Gretna green*. Auch gibt sich kein schottischer Geistlicher damit ab, wie in der Anmerkung steht; es war ursprünglich ein Hufschmid, der dieses Handwerk trieb. Nachher übernahm es ein Lichtkrämer, und, da es einträglich ist, noch ein anderer Mensch dieser Art. — Hin und wieder ist die Sprache etwas vernachläfsigt, und manchmal ein wenig zu gemein. Dahin gehören Redensarten wie S. 106: *Keinen* Dünger schafft man *nicht* aufs Feld." S. 448. „Da *keiner* meiner Hottentotten *nicht* im geringsten etc. — Des Morgens, *wo* er aufsteht, des Abends, wenn er zu Bette geht." S. 219. „Die in *Bummeln* herabhingen etc. — Warum schreibt er durchaus Herrenhürer, statt Herrenhuter? — *Sehr vortrefflich* hat wenigstens den Sprachgebrauch nicht für sich. S. 288 die sehr vortrefflich schmecken. S. 455 „Sehr vortreffliche Meyereyen" und an anderen Orten mehr. *Cockchafers*, ein Wort, das unübersetzt geblieben ist, (warum findet sich wohl dieses Wort nicht in 9 bis 10 engl. deuschen Wörterbüchern, die unter die besten gehören?) sind Mayenkäfer, *Scarabaeus Melolantha.* Posth.

LEIPZIG, b. Rein: *Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung.* Von *R. Percival.* Aus dem Englischen übersetzt. 1805. 326 und XVI S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk ist weit weniger interessant und wichtig, als das vorhergehende, und doch kann es neben jenem bestehen. Zwar findet man eine Menge Gegenstände verhandelt, die in beiden Werken die nämlichen sind: und beide Vf. stimmen dann mehrentheils mit einander überein, so dass immer einer das Gesagte des anderen bestätiget, ohne dass man sagen könne, einer habe den anderen ausgeschrieben. Es findet sich aber auch wieder ein chrakteristischer Unterschied zwischen beiden Werken. *Percival* befand sich auf dem Vorgebirge vor und nach der Periode, in welcher *Barrow* schrieb. Er war da schon zur Zeit der Einnahme durch die Engländer, und berichtet darüber mehrere Thatsachen, die zu ihrer Zeit anders erzählt wurden. So wollten z. E. viele behaupten, dass das Kap durch Verrätherey an die Engländer gekommen wäre, und man legte der holländischen Flotte vieles zur Last, welche in Saldanhabay von den Engländern genommen wurde. *Percival* hingegen behauptet, dass diese Flotte schon in Europa in einem elenden Zustande war, so sehr, dass der Admiral *Lucas* nicht absegeln wollte, und nur durch einen strengen Befehl dazu gezwungen ward; dass die Mannschaft in Aufruhr war, und dass die Engländer, als sie die Flotte nahmen, vielen holländischen Officiers das Leben retteten, welche ihre Matrosen ermorden wollten; dass endlich der holländische Admiral Miene machte, seine Schiffe auf den Strand zu treiben, dass ihm aber der Engländer *Craig* vom Lande her sagen liess, er würde in diesem Falle alle Holländer über die Klinge springen lassen. Das aber räumt *Percival* ein, dass die holländischen Landtruppen sich mit grosser Feigheit betrugen. — Nachrichten dieser Art findet man in Barrow weniger. Auch verbreitet sich *P.* weitläuftiger über den Charakter und die Lebensart der Bewohner der Kapstadt und über einige andere Gegenstände, welche Barrow nur berührt. Dafür aber giebt uns der letztere einige genauere Data über Umfang und Bevölkerung der Kolonie und eine umständliche Beschreibung seiner Reisen, die in verschiedenen Richtungen bis an die äussersten Grenzen der Kolonie gingen. Der eine liefert seine Beobachtungen mehr als Liebhaber und Privatmann, der andere mit der Kürze und Genauigkeit eines officiellen Mannes. *B.* bestimmt den Umfang der Kolonie, wie wir dem Leser ihn vorgelegt haben; *P.* sagt, der Umfang liesse sich nicht genau bestimmen, doch schätze er ihn über 500 Meilen lang und 250 breit. *P.* sagt, der Tafelberg soll 4000 Schuh über der Meeresfläche seyn; *B.* gibt ihn, nach *Bridges* Messung, zu 3582 engl. Schuh über der Tafelbay an. — Über den Constantia-Wein gibt *P.* sehr umständliche Nachrichten. Die gewöhnliche jährliche Lese soll nicht mehr als 75 Lager bringen, jedes von ungefähr 150 engl. Gallonen. (Das engl. *Gallon* hält

hält 4 Quart- oder Kannen.) Am Orte selbst kostet die Flasche 2 Rthlr. und man hat viele Mühe, diesen Wein zu bekommen. Der gewöhnliche Wein, den man in der Gegend der Kapstadt erbauet, ist schlecht und leicht. — In der ganzen Kolonie ist nur eine einzige Druckerey, die Karten und das Papier zu drucken, das sie zu ihrem Papiergelde, oder zu ihren Reichsthalern brauchen, welche die einzige gangbare Münze bey ihnen sind. (Diess litt aber nach der Besitznahme der Engländer einige Abänderung.)

Der Übersetzung fehlt es hin und wieder an Leichtigkeit und an einem angenehmen Flusse der Sprache. Rec. kann nicht sagen, wie weit dieses die Schuld des Vf. ist, welchen Hr. *Seume*, der sich am Ende der Vorrede als Übersetzer nennt, anklagt, dass seine Sprache nicht die beste sey. S. 268 liesst man: „Ein Leichenfest gleicht hier einer *Kirmiss* in Irland." — Hier ist ein Irrthum. Das Wort des Originals ist vermuthlich *wake*, und dieses bedeutet in England allerdings ungefähr das, was wir eine Kirchmesse oder Kirmiss nennen. Ganz etwas anders aber ist *an Irish wake*. Es ist eine Versammlung von Leidtragenden, worunter sich besonders angestellte Klageweiber (*mulieres praeficae*) befinden. Man bleibt die ganze Nacht bey dem Leichname sitzen, und betrinkt sich in *whisky*. Dazwischen aber werden Lobreden auf und Anreden an den Todten gehalten; man fragt ihn, warum er die Welt verliess? ob es ihm nicht wohl ging, ob er mit seiner Frau, seinen Kindern nicht zufrieden war? Und da er denn nicht antwortet, so heulen die Klageweiber laut und gräslich. Und so geht es fort, bis der Todte begraben ist.

In der merkwürdigen Vorrede fällt Hr. *Seume* ein allgemeines Urtheil über das von ihm übersetzte Werk, und ergreift diese Gelegenheit, sich gegen einige französische Journalisten zu vertheidigen, die ihm über eine, oder einige seiner Schriften und ihre Tendenz ungerechte Vorwürfe gemacht hatten.

Posth.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Geographisch-historisch-statistisches Zeitungs-Lexikon*, von *Wolfgang Jäger*. Neu bearbeitet von *Konrad Mannert*, Prof. der Gesch. und Geographie zu Altorf (nunmehr zu Würzburg). 1805. Erster Theil A — H. 952 S. med. 8. nebst 6 S. Vorrede und 10 S. Berichtigungen (3 Rthlr. 12 gr.).

Der um die alte Geographie so verdiente Herausgeber hat sich durch diese neue Bearbeitung des *Jäger'schen* Werks den Dank aller derer erworben, welche im Stande sind, die vielfachen Schwierigkeiten zu übersehen, die mit Arbeiten dieser Art unzertrennlich verknüpft sind. Man sagt nicht zu viel, dass diess schon in seiner ersten Gestalt mit Beyfalle aufgenommene Lexikon, jetzt durch seinen Herausgeber ganz umgeschaffen erscheint. Überall blickt der beharrliche Fleiss, mit kritischer Auswahl die vielen neuen Hülfsmittel zu benutzen, hervor, obgleich nicht leicht ein mit mehreren Schwierigkeiten verbundener Zeitpunct für eine solche Arbeit eintreten konnte, als der gegenwärtige. Man werfe, um sich davon zu überzeugen, auf Frankreich, Deutschland und Italien einige Blicke, und überdenke es, wie manches grössere oder kleinere Land andere Regenten, veränderte politische Verfassung; andere Grenzen etc. erhalten hat; mit gewiss grosser Befriedigung wird man diess Lexikon gebrauchen, und sich dadurch angenehm überrascht fühlen, hier die neuesten Veränderungen aufs sorgfältigste angemerkt zu finden.

Den Besitzern, dem Herausgeber so wie dem Verleger dieser neuen Ausgabe muss es sehr angenehm seyn, dass das Versprechen, diess Buch im J. 1804 vollständig zu liefern, unerfüllt geblieben ist. Wie viele Lücken wären dadurch entstanden, und wie vieles hätte durch Zusätze, die ohnehin bey Wörterbüchern dieser Art leider unvermeidlich sind, berichtiget werden müssen! Sehr zweckmässig bemerkt der Herausgeber, dass ein Werk, wie das gegenwärtige, dem Kenner und Liebhaber nur als ein Repertorium dienen müsse, um schnell einige Hauptnotizen zu erlangen. Wahrheit und Kürze sind dabey die nöthigsten Erfodernisse, und eine der schwierigsten Aufgaben dabey ist diese, das Entbehrliche von dem Nothwendigen abzusondern, und sich nicht durch Streben nach Vollständigkeit in ein unübersehbares Chaos zu verwickeln. Dass bey dem ins Unendliche ausgedehnten Felde eines *allgemeinen* geographischen Werkes immer Mängel und Unrichtigkeiten Statt finden werden, ist einleuchtend, und es würde von Seiten der Kritik unverzeihlich seyn, wenn sie Foderungen machte, die unmöglich zu erfüllen sind. So bald ein Schriftsteller keinen Mangel an den nothwendigen Quellen leidet; wenn er die besseren mit Auswahl benutzt und prüft; durch Vergleichungen sich der Wahrheit nähert, und sich dann noch Mängel und Unrichtigkeiten einschleichen: so darf nicht Tadel, sondern bescheidene Belehrung Statt finden, und gewiss stimmt jeder Billigdenkende mit Hn. *Mannert* darin vollkommen überein, dass der menschliche Geist, bey der Menge von Nachrichten, beynahe unterliegen müsse. So lange noch die einzelnen Landesbeschreibungen mangelhaft und unzuverlässig bleiben, und bey vielen, vorzüglich in allen, welche Österreich betreffen, noch überall Dürftigkeit hervorblickt: so lange werden auch alle allgemeine Geographieen zahlreiche, aber unvermeidliche, Irrthümer enthalten. Rec. billigt das Verfahren des Herausgebers vollkommen, dass er sich nicht bestrebte, die Zahl der Artikel durch die Aufnahme kleiner Dörfer, Weiler etc. zu vervielfältigen.

Wahrscheinlich kann das ganze Werk in drey oder höchstens vier, dem ersten gleich starken Bänden geendigt werden, und das grosse Publikum wird durch die verdienstliche Sorgfalt, welche Hr. *M.* dabey anwendete, in dem Besitze eines ersten und unentbehrlichen Rathgebers seyn, dem es gern einen nahen Platz einräumt.

H. I.

KLEI-

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. Bückeburg, b. dem Herausg., und Hannover b. Hahn: *Malerische Reise durch Westphalen.* Herausgegeben von *W. Strack.* I Heft, 36 S. II. 40 S. in 4. Eine wahre und treue Darstellung der interessantesten Naturmerkwürdigkeiten in Westphalen, Abbildungen ehrwürdiger Denkmäler der Vorzeit, grosser und schöner Ansichten u. s. w. mit kurzen topographischen und historischen Nachrichten und Beobachtungen zu liefern, und dadurch den Einwohner Westphalens auf die Schönheiten und Denkwürdigkeiten seines Vaterlands aufmerksam, und den auswärtigen Liebhaber der grossen Natur und Freund der Geschichte damit bekannt zu machen — dieses ist der Hauptzweck gegenwärtiger Reise. Hr. S., der eigentlich die Darstellung der schönsten Ansichten Westphalens liefert, machte an die merkwürdigsten und interessantesten Orte, in Gesellschaft mehrerer Freunde des Schönen, und guten Geschmacks, kleine Reisen. Die Beschreibung der Ansichten und Gegenden ist malerisch, und läst beynahe von der Natur mehr erwarten, als das verlangende Auge auf der treuen Abbildung findet. Im I Hefte sind die Ruinen des Ravensbergs; die Externsteine am Theudoburger Walde; der Wasserfall bey Langenfeld in der Grafschaft Schauenburg, vorgestellt. Im zweyten scheint die Vorstellung des Schlosses und Klosters Iburg weniger reizend. Angenehmere Gegenstände liefern die Ruinen von Tecklenburg auf der zweyten Platte, und wahrhaft malerisch ist die Gegend von Vlotho an der Weser, in der Grafschaft Ravensberg, auf der dritten Platte. Die Herausgabe dieses Werks ist mit vielem Fleisse besorgt, und verdient die wärmste Unterstützung, obgleich die Ansichten in Westphalen nicht zu den schönsten in Deutschland gehören, und mit denen des Rheins z. B. gar nicht in Vergleich zu stellen sind.

Bh.

Chemie. Nürnberg, in der Steinischen Buchhandl.: *Praktischer Unterricht zur Seidenfärberey.* Herausgegeben von *Joseph Mollenhauer*, praktischem Färber in Fuld. 1804. 148 S. 8. (10 gr.). Eine blosse Buchhändler-Speculation; denn was man unter diesem Aushängeschilde findet, ist nichts als ein wörtlicher Abdruck der jedem praktischen Färber längst bekannten Anweisung zur Seidenfärberey aus Hellots Färbekunst, wovon die dritte Auflage 1790 im Richterschen Verlage zu Altenburg erschienen ist. Es ist blofs ein Anhang hinzugekommen, welcher aber sehr entbehrliche Bemerkungen über die Seide, Unterschied zwischen Vitriolöl und Vitriolgeist, Beizmittel und Mittelsalz (Zinnsolution, Salmiakgeist mit Kalk, feuerbeständiges Laugensalz, fixes Vitriolsalz, Eisenbrühe und Tinctur aus Galläpfeln, finden sich unter dieser Rubrik), enthält. Auf die Entbehrlichkeit und völlige Unbrauchbarkeit dieser Bemerkungen für den praktischen Färber, wollen wir noch durch einige Beyspiele hindeuten: S. 123 finden wir, dass das Vitriolöl aus Schwefelkies, Alaunkies und unausgelaugtem Schiefer bereitet werde. Doch wird kurz darauf zur Bereitung dieser sauren Flüssigkeit der Kupfervitriol empfohlen, und zwar ein solcher, der durch mehrmaliges Auflösen und Krystallisiren gereiniget worden. Unter Mittelsalzen werden nach S. 134 alle Materialien verstanden, welche aus einer Mischung von Säuren- und Laugensalzen entstanden, und wegen ihres bittern und zusammenziehenden Geschmacks weder zu den reinen Säuren noch Laugensalzen gerechnet werden. Zum Ausziehen der Galläpfel, um die Galiustinctur zu erhalten, wird Wein empfohlen.

y + y.

Vermischte Schriften. Erfurt, b. Knick: *Wie ist dem Laster der Klätscherey und Verläumdungssucht, vorzüglich unter den Frauenzimmern, am leichtesten und zweckmässigsten abzuhelfen?* Ein Buch für alle, denen es um moralische Cultur des Menschengeschlechts zu thun ist. 1805. 60 S. in 8. (6 gr.). Dass dieses Buch für alle die, denen der Vf. es dem Titel nach bestimmt, etwas Neues und Gutes enthalte, können wir nicht einräumen. Philosophen, welche die natürlichen Neigungen der Menschen und die Mittel sie zu lenken und (so weit es möglich) abzuändern gründlich kennen, werden darin nicht viel Brauchbares finden. Schon der schwankende Titel wird manchem ein ungünstiges Vorurtheil beybringen: und wenn er sieht, dass die so wesentlich verschiedenen Begriffe der *Klätscherey* und der *Verläumdungssucht* in dem Buche meistens mit einander verwechselt werden, so wird er es gleichgültig bey Seite legen. Der Vf. spricht bescheiden, besonders in der Vorrede. Er meint es sehr gut. Aber seine Schilderungen scheint er von einigen wenigen Menschen in einer sehr kleinen Stadt abgezogen zu haben. Denn allgemein zu urtheilen, sind doch die Bürgerinnen in deutschen Städten seit langer Zeit durch Bücherlesen, durch Umgang und überhaupt durch den Geist der Zeiten so gebildet, dass sie sichs nicht zum Geschäft machen, gegen ihre Nachbarinnen und sonst mit ihnen verbundene Frauen zu schmähen. Diese Unsitte ist zu sehr verrufen, als dass sie nicht, selbst aus Eitelkeit, um nicht zu der niedrigsten Klasse von Menschen gezählt zu werden, sich derselben enthalten sollten. Der Gang der Untersuchung ist folgender. Zuerst zeigt der Vf., *woher der Hang zum Klätschen, vorzüglich bey Damen, komme.* Er findet davon 4 allgemeine Quellen: 1) *jedesmal Mangel an moralischer Bildung; 2) Mangel an praktischer Lebensweisheit; 3) Mangel an Stoff zur gebildeten Unterhaltung; 4) Bewusstseyn eigener Schwächen, und daher Eigenliebe und Sucht, sich über andere zu erheben, sie zu verdunkeln.* Diese Quellen fliessen sehr durch einander, besonders die ersten drey. Bey der vierten heisst es: „und daher Eigenliebe." Entspringt denn die Eigenliebe aus solchem Bewusstseyn? Richtiger wäre der Satz: wenn das Wort *daher* vor dem Wort *Sucht* stünde. Hierauf werden die Ursachen angegeben, *warum die Frauen mehr, als die Männer, die kleinen Städte mehr, als die grossen, von der Sucht zu klatschen angesteckt sind.* Da kommt manches Gute vor. Die Hauptursachen findet er 1) in der *Beschränktheit kleiner Städte und Gesellschaften*: 2) in der *Bildung und Beschränktheit des weiblichen Geschlechts.* Darüber verbreitet er sich mit Mehrerem. Dann giebt er (Kap. 5 u. f.) die Mittel gegen das Unwesen der Klätscherey an. *Die Männer sollen 1) sich selbst mehr ausbilden, um an der Besserung ihrer Weiber mehr arbeiten zu können; 2) ihre Weiber durch Belehrung und geistige Unterhaltung aufklären;* 3) *die Erziehung der Töchter früh anfangen und so spät als möglich endigen.* Die drey Mittel giebt er nicht genau mit diesen Worten an: aber das ist im Kurzen sein Sinn. Indem er dieses weitläuftiger entwickelt, thut er den sonderbaren Vorschlag, dass die Mädchen bis zu ihrer Verehlichung in beständiger Aufsicht gehalten werden sollen, etwa bey dem Pfarrer oder dessen Frau. Sie sollen weisse Kleider tragen, in einem **blau** ausgemalten Zimmer wohnen, eine Bibliothek zur Benutzung haben, u. s. w. Durch solche Vorkehrungen würde, seiner Meinung nach, die künftige Generation vor dem Laster „der Klatschsucht" bewahret. Aber dann folgen auch von S. 44 an Mittel, die gegenwärtige Generation davon zu befreyen. Da wird hauptsächlich auf die Errichtung einer Gesellschaft angetragen, die sich im Winter täglich von Nachm. 4 Uhr an, im Sommer aber wöchentlich 3 mal etwa versammle. In diese sollen auch, aus fünf Ursachen, Fremde, z. B. reisende Handelsdiener —, Zutritt haben. Man soll sich da auf dem Fortepiano, der Guitarre hören, physikalische Experimente und Kartenkünste sehen lassen. Es gehört besonders von da an Geduld dazu, den Autor schwatzen zu hören. Kurz, Gesellschaften, die vorlängst der Luxus auch in kleineren Städten zu anderen Zwecken errichtet hat, sollen da von den Weibern und Töchtern der Bürger Sommer und Winter besucht werden, damit — keine „Klatschen" aus ihnen werden. Am Ende soll sogar die Obrigkeit mit Geldbusse und Arrest zu Hülfe kommen. — Es zeigt sich also da und dort in widersprechenden und höchst auffallenden Äusserungen Mangel an Weltkenntniss und gereifter Überlegung. Die zum Theil fehlerhafte und niedrige Sprache liesse sich schon entschuldigen, wenn man durch das Wesentliche schadlos gehalten würde.

Albut.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 OCTOBER, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt u. Heidelberg, b. Mohr: *Studien.* Herausgegeben von *Karl Daub* und *Friedrich Creuzer*, Professoren in Heidelberg. Erster Band. 1805. XVI u. 462 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die periodischen Schriften, die nicht einer bestimmten Wissenschaft oder Disciplin ausschliessend gewidmet sind, haben im Allgemeinen ihren Zweck früh verkannt; den heiligen Ernst, womit die Wissenschaften erfasst seyn wollen, haben sie bald verlernt. Fast scheint man jetzt unter ihnen nur solche zu verstehen, von welchen jede Lieferung, wenn sie sich an dem bestimmten Tage, wie eine Seifenblase, gezeigt, die Pflicht auf sich hat, sogleich in die Vergessenheit zurückzukehren, damit die nächste sich als neu anbieten dürfe und als solche empfangen werde. In einem Zeitalter, worin so viele die Kürze des Lebens zu lang finden, und, gedrückt vom Augenblick, froh sind über jeden, den sie hinter sich haben, und bange vor dem kommenden, sollte man, wenn die Zeitungsschreiber in ihrer Sphäre blieben und nichts suchten, als ihre Leser um den grossen, allgemeinen Schatz des Lebens, die Zeit, zu betrügen, diesem Unwesen ruhig zusehen: denn Keiner ist des Schatzes werth, der ihn nicht zu gebrauchen versteht. Aber, dass dazu das Ehrwürdigste der Menschheit entweiht wird; dass hohle Schwätzer die Höhen der Wissenschaften, die mit kräftigem Ernst erstiegen seyn wollen, zu verflachen suchen; dass man sich der werdenden Generation nicht erbarmt, und der jungen Seelen unentwickelte Kraft lähmt: *das* ist schmachvoll und empörend!

Unter solchen Umständen ist es erfreulich, ein Werk beginnen zu sehen, welches, unter dem bescheidenen Titel: *Studien*, eine Art periodischer Schrift bildend, durch die Idee, die ihm zum Grunde liegt, und durch seinen ehrenwerthen Eintritt in die Welt, sich vortheilhaft auszuzeichnen verspricht. Es wird durch eine Gesellschaft von Männern verfasst, die, ergriffen, wie sie in der Zueignung an ihren Landesherrn sagen, „von dem Höchsten, wornach der Mensch streben soll, Weisheit des Geistes und Lebens, und durchdrungen von der Idee, die im Alten und Neuen nur das Gute und Wahre sucht, anerkennt und in Ausübung bringt," grössten Theils als Lehrer an der Universität Heidelberg stehen, welcher Deutschland, vergangener Zeiten eingedenk, so vieles verdankt. „Sie vereinigten sich vor einiger Zeit in dem Wunsche, manchen ihrer Ideen, die der Aufbewahrung und Verbreitung werth schienen, durch einen bleibenden Vereinigungspunkt diese Ausbreitung und Dauer zu verleihen, und besonders auch manches Alte, das erneuert zu werden würdig wäre, einer unverdienten Vergessenheit zu entreissen. Die hier erscheinende Sammlung bildet diesen Mittelpunkt. — Sie wünschen vorzüglich auf jüngere Leser rechnen zu können, die, nicht unbekannt mit dem Ernste des Denkens, das ernstlich Dargebotene ohne Vorurtheil aufnehmen, und den Sinn für eine Poesie, die das Ewige in der Idee zu symbolisiren vermag, nicht für unvereinbar halten mit den würdigsten Bestrebungen in der Wissenschaft. Jugendlich wünschen die Mitarbeiter auch selbst zu erscheinen, d. h. sie wünschen nicht zu denen gezählt zu werden, die das, was Aufgabe des ganzen Lebens ist, auf einem Punkt des Lebens abschliessend, mit ihrem eigenen Bildungswerke fertig zu seyn wähnen. Vielmehr soll diese freye Vereinigung ein neues Mittel zu gegenseitiger Ausbildung werden. Daher macht keine der hier niedergelegten Arbeiten auf Vollendung Anspruch; — daher der Titel *Studien.* Die Flüchtigkeit der Absicht, und, soviel an ihnen liegt, auch das Schicksal gewöhnlicher Journale suchten sie auch durch die äussere Form zu entfernen. An keine bestimmten Zeitperioden gebunden, soll jedesmal ein Band von etwa einem Alphabet erscheinen, der für sich ein geschlossenes Ganzes darstellt. (Das soll wohl nichts mehr heissen als: es soll kein Aufsatz abgebrochen werden.)

Den hier ausgesprochenen Charakter trägt dieser Band in aller Absicht: Geist, Ernst, Würde, Kraft; aber er ist nicht ohne Fehl: wenigstens kann Rec. nicht überall mit den Darstellungen übereinstimmen. So sehr er daher von der einen Seite wünscht und hofft, dass das Publicum ein Unternehmen begünstigen möge, von welchem soviel Vortreffliches zu erwarten ist: so sehr bittet er von der anderen die Herausgeber, „sich ja nie von einem anderen Gedanken leiten zu lassen, ausser dem des heiligen Zwecks aller Lehre und Wissenschaft;" strenge gegen sich zu seyn und alle ihre Mitarbeiter, und nicht aus Vorliebe für Schulen und Formen jenen Zweck zu vergessen. Rec. ehrt und schätzt das Symbolisiren, aber er ehrt noch höher die göttliche Klarheit des Gedankens; auch hat das Höchste kein Bild. Wenn man nicht symbolisiren kann, ohne im Besitz der Wahrheit in reiner Einsicht zu seyn (denn nur dadurch unterscheidet sich das Symbolisiren des Philosophen von

von dem Bildermachen des Schwärmers): warum soll sie nicht gezeigt werden in reiner Klarheit? Wir gehören nicht zu denen, „welche, wie Hr. *C.* sagt, Symbole und Allegorien als blofse Naturform eines roheren Geschlechts, die wir höchstens historisch zu beschreiben, und psychologisch zu erklären hätten, verachten," aber „die Nothwendigkeit derselben" (S. 19. 20) sehen wir nicht ein. Eben so wenig glauben wir, dafs der Verfall der Darstellung seinen Grund in dem Bestreben der Philosophen gehabt habe, das Höchste *direct* auszusprechen (S. 22). Läfst sich denn das Höchste, *wenn* es sich aussprechen läfst, anders aussprechen als direct? Auch zweifelt Rec., „dafs die technischen Formen eine nun einmal nothwendig gewordene Hülle seyen, von welcher die wissenschaftliche Idee der Gründlichkeit unbeschadet nur selten entkleidet werden könne" (S. XII); vielmehr ist er überzeugt, dafs die gänzliche Unabhängigkeit von aller Form, d. h. das Vermögen, der Idee eine unendlich verschiedene Form, soweit es die Gesetze der Sprache erlauben, zu geben, das sicherste Kriterium sey, dafs man sie mit Gewifsheit erfafst und völlig durchdrungen habe.

Den Anfang dieser Sammlung macht eine Rede von Hn. *C.*, in welcher er *das Studium der Alten als Vorbereitung zur Philosophie* darstellt; eine Rede, die sich sowohl durch die Art des Vortrags, als des Gegenstandes vorzüglich empfiehlt. Nicht den, oft geretteten, relativen Werth der Alterthumskunde, sondern den, der nicht bedingt ist durch einzelne Zwecke, vielmehr dem Leben selbst erst eine würdige Bedeutung giebt, sucht der Vf. darzulegen. Schon der Inhalt der Schriften des Alterthums — das Privatleben, der Charakter des Geschehenen, die Institute, zeigen ein Streben nach dem Bleibenden: Gesetzgebung, Erziehung, das Leben fürs Vaterland beweisen, wie sehr über dem Gemeinsamen das Individuum vergessen wurde! — müsse dem Geist eine bedingt-ideale Richtung geben. Noch mehr aber müsse die Form, deren Gesetz die ewige Idee der Schönheit selber sey, aufgefafst in ein reines Gemüth, fähig machen, zum Unendlichen und Nothwendigen hinaufzusteigen. — Aber das Studium der Alten müsse nicht einseitig betrieben, sondern im Mittelpunkt aufgefafst werden. Dafs zuerst, wie des Alterthums Schriften wieder versucht wurden, der unbestimmte Trieb der Nachahmung erwacht sey („es ward lebendig die Idee von der Würde des Lebens unter den gebildeten Alten; man ward gerührt von der Gröfse ihres Denkens und Redens. Jene Vollendung des Lebens, der Gedanken, der Dichtung, der Rede sollte zurückgeführt werden"); dafs darauf der vermehrte Reichthum das Princip der Polyhistorie, welche zuerst freywillige Richtung des Geistes, dann sclavische Sitte wurde, nothwendig gemacht habe („es ward Triumph des Alterthumsforschers, in einer unendlichen Fülle zusammengetragenen Vorraths zu schwelgen. In diesem Reichthum und in einer oft werthlosen Seltenheit gewonnener Notizen beschauete sich selbstgefällig der mühselig dienende Geist"); dafs endlich der kritische Geist herrschend geworden, welcher, wo er *bestimmend* ist, einseitig wird („der heilige Boden des Alterthums wird auf diese Weise ein Schau- und Kampfplatz für eine streitsüchtige und scharfurtheilende Dialektik, wodurch die Unschuld rein-menschlicher Bewunderung verloren, und der Ernst wahrer Andacht, ohne den man sich ihm nie nahen sollte, unvermeidlich gestört wird"): diefs wird alsdann gezeigt, und, dafs jede dieser Weisen einseitig sey. Aber sollte der Mittelpunkt in unseren Tagen dadurch gewonnen seyn, dafs das Antike als ein Ganzes in der Idee *aufgedeckt*, im Gegensatz gegen das Romantische erforscht, und die Gesetze seiner Bildung daraus abgeleitet sind? Ist das geschehen? Es wäre schön; aber von wem und wo? Wohl bildet die alte Zeit und die neue einen Gegensatz: aber sind die Werke des Genius nur Producte der Zeit? Wenn man das Antike dem Romantischen entgegensetzen will, so ist das allerdings erlaubt: aber dann dürfte man das Antike so wenig *vor* einem bestimmten Punkt in der Linie der Zeit zu suchen haben, als das Romantische *hinter* ihm. Solche Abschnitte giebt es nicht; und wenn auch nur Eine Sonne den Tag bringt, so haben doch nicht alle Völker zugleich Mittag. Hat denn nur Ein Volk, oder zwey, das Recht — antik zu seyn? Und wenn wir die Gesetze der Bildung des Antiken haben: sollten wir es nicht von Neuem darstellen können? — Was über noch herrschende Emsigkeit, über der Deutschen Verdienst in Rücksicht auf die Alterthumskunde, über das Verschwinden des Fleifses bey den Jüngeren, und über die Seichtigkeit, welche Räsonnirsucht und vornehmen Ton erzeugt, gesagt wird, ist vortrefflich. Besonders mache das Studium der Alten fähig zum Philosophiren. „Philosophie aber sey die Wissenschaft der Bedingung aller übrigen Wissenschaften, die Wissenschaft des Absoluten." Sind das zwey Definitionen, oder nur eine? Wahrscheinlich nur Eine. Ist denn die Bedingung aller übrigen Wissenschaften und das Absolute einerley? Das Absolute wird freylich wohl auch die Bedingung „der übrigen Wissenschaften" enthalten, und somit wird die Wissenschaft des Absoluten — das soll doch wohl heifsen, das Wissen *was* das Absolute *ist*, und *wie es da ist* — die Bedingung derselben wissen müssen. Aber soll nicht die Philosophie Alles erklären? Giebt es denn nun nichts mehr als jene übrigen Wissenschaften? — Besonders sey das Studium der alten Philosophen vorbereitend für die Philosophie. Diefs, die Ermahnung neuerer Philosophen zu diesem Studium, und der Umstand, dafs Plato uns übersetzt mitgetheilt wird — haben den Vf. bewogen, durch Übersetzung eines Buchs der Enneaden des Plotinos an die neuplatonische Philosophie zu erinnern.

So schliefst sich das zweyte Stück dieser Sammlung unmittelbar an das vorige an. Hr. *C.* hat das 8 Buch der 3 Enneade gewählt, und verdient für diese Wahl und Übersetzung unseren Dank um so wärmer, je mehr es nöthig war, den so vernach-

lässig-

läſſigten, und von der eingebildeten Unwiſſenheit, mit dem Namen eines ſinnloſen Schwärmers geſtempelten Plotinos wieder in Erinnerung zu bringen. Denn, wiewohl er, wie der Vf. mit Recht bemerkt, keinen Vergleich mit Platons göttlichem Geiſt aushält; und in Reinheit der Form ſeiner Darſtellung weit hinter dieſem zurückbleibt: ſo bezeichnet er doch immer eine bedeutende Stufe in dem Gange des philoſophiſchen Geiſtes. — Hr. C. hat in dieſer Überſetzung geleiſtet, was man bey ſo geringen Vorarbeiten und ſo wenigen Hülfsmitteln nur irgend erwarten möchte: philoſophiſcher Geiſt und Gelehrſamkeit halfen ihm glücklich manche Schwierigkeit überwinden. Denn bekanntlich giebt es nur Eine (ſehr incorrecte) Ausgabe des griechiſchen Textes, die *Perna* in Baſel 1580 mit der Ficiniſchen Überſetzung gedruckt hat. Hr. C. erhielt von Augsburg eine Handſchrift deſſelben, die ihm, obgleich ſie nicht alt iſt, weſentliche Dienſte geleiſtet hat. Er hat nach ihr mehrmals den Text verbeſſert, und ſeine Conjecturen durch ſie beſtätigt gefunden, wie die gelehrten Anmerkungen beweiſen. Er bedauert, „weder *Villoiſons Anecdota Graeca*, welcher die drey letzten Kapitel dieſer Plotiniſchen Schrift aus einer venetianiſchen Handſchrift habe abdrucken laſſen, noch auch *Grimms'* Abhandlung (*Commentatio, qua Plotini de rerum principio Enn. III. Lib. VIII. Cap. 8—10 illuſtravit*,) erhalten zu haben." Allein in beiden Werken, welche Rec. vor ſich hat, ſind jene drey Kapitel nicht befindlich. — Der Überſetzung ſelbſt kann Rec. nicht Schritt vor Schritt folgen. Er glaubt dieſs um ſo eher unterlaſſen zu dürfen, da, nach der Vorrede, dieſe Arbeiten nur Ausſtellungen ſind, die erſt künftig, einem Ganzen einverleibt, ihre Beſtimmung erhalten werden. Dieſe Äuſserung läſst hoffen, daſs Hr. C. hier nur eine Probe geliefert habe, und Willens ſey, uns in der Zukunft mit Mehrerem zu beſchenken. Ob es aber räthlich ſeyn würde, den ganzen Plotinos zu verdeutſchen? Das iſt eine Frage, deren Entſcheidung dem eigenen Urtheile des Hn. C., der ſich gewiſs mehr mit dem Studium deſſelben als der Vf. dieſer Anzeige beſchäftigt hat, überlaſſen bleiben muſs. Wir machen nur ein paar Bemerkungen. Die griechiſche Überſchrift iſt: περὶ Φύσεως καὶ Θεωρίας καὶ τȣ̃ ἑνός. Hr. C. überſetzt: von der Natur, von der Betrachtung und von dem Einen. Sollte man nicht auch beſſer, wie im Griechiſchen, den Artikel nur einmal gebrauchen? *Über Natur, und Betrachtung und das Eine.* Θεωρία iſt durch Betrachtung gegeben. Hr. C. hat dieſs in einer langen Note, in welcher er den Sinn, den die Philoſophen des Alterthums, beſonders dieſer neuplatoniſchen Periode, in die Θεωρία hineinlegten, auseinanderſetzt, zu rechtfertigen geſucht. Er habe das Wort *Betrachtung* dem *Schauen*, welches ſonſt vorzüglich geeignet wäre, einen ſolchen, der Reflexion entgegengeſetzten Verkehr mit dem Idealen zu bezeichnen, beſonders deſswegen vorgezogen, weil der Nebenbegriff des Strebens und *Trachtens* mit dem Hauptbegriffe Θεωρία verbunden ſey. Geſetzt, dieſs ſey wahr: liegt denn dieſer Nebenbegriff in dem *Worte Betrachtung?* Freylich, wenn man die Sylben urgirt. Aber welche Sylbe muſs man denn in Θεωρία urgiren, um dieſen Nebenbegriff aufzufinden? Wir ſollten denken, ſolche Nebenbegriffe müſſe der Zuſammenhang des Ganzen, nicht aber die Zuſammenſetzung des Worts ergeben. Daher hätte, nach unſerer Meinung, mehr darauf geſehen werden ſollen, ein Wort zu wählen, welches nicht nur in dem ganzen Buche für Θεωρία hätte gebraucht werden können (was Hn. C. *Betrachtung* nicht kann), ſondern welches auch Bildſamkeit genug hat, ſich allen den Formen anzuſchmiegen, in welchen bey Plotinos die Θεωρία wieder erkannt wird; denn eine ſolche genaue Nachbildung der Worte ſcheint uns, bey einem ſolchen Philoſophen, weſentlich. Nun wandelt Plotinos ſo viel zwiſchen den ähnlich lautenden Worten Θεα, Θεαμα, Θεωρημα, Θεωρια (um nur die Subſtantiven anzuführen) hin und her, daſs man ihm ſchwerlich mit *Betrachtung* wird folgen können. Viel eher mit *Schauen*. Um dieſs an einem Beyſpiele zu zeigen, wählen wir den Anfang des dritten Kapitels: „Wollte nun Jemand ſie (die Natur) fragen: aus welchem Grunde ſie ſchaffe? Dieſem möchte ſie wohl, geſetzt ſie würdigte ihn, zu ſtillen ſein Verlangen (— doch wohl zu geziert! im Texte ſteht: εἰ τȣ̃ ἔρωτος ἐθέλοι ἐπαΐειν καὶ λέγειν, wenn ſie ſeinen Wunſch beachten und reden wollte; aber Hr. C. hätte nur kühn ἐρωτῶντος leſen, und mit *Ficinus: ſi modo interrogantem audire velit*, überſetzen ſollen —), auf folgende Weiſe antworten: Du ſollteſt mich nicht fragen, ſondern ſchweigend lernen, gleichwie auch ich ſchweige und nicht zu reden pflege. Was denn lernen? ὅτι τὸ γενόμενόν ἐστι θέαμα ἐμὸν, σιώπησις (Hr. C. lieſet beſſer σιωπησάσης: im Vorigen ſteht σιώπη, vielleicht iſt dieſs das rechte Wort. Die nun im Text folgenden: καὶ φύσει γενόμενον θεώρημα, hält Hr. C. für eine Randgloſſe) καί μοι γενομένη (mit Recht anſtatt γενομένῃ) ἐκ θεωρίας τῆς ὡδὶ, τὴν φύσιν ἔχειν φιλοθεάμονα ὑπάρχει. καὶ τὸ θεωρȣ̃ν μȣ θεώρημα ποιεῖ, ὥσπερ οἱ γεωμέτραι θεωρȣ̃ντες γράφȣσιν. ἀλλ' ἐμȣ̃ μὴ γραφȣ́σης, θεωρȣ́σης δὲ, — ὥσπερ ἐκπίπτȣσας. (bey Hn. C.) „daſs was gezeuget worden, mein *Schauſpiel* iſt, während ich ſchweige, und daſs es mir, die ich *gezeugt* bin aus einer ſolchen *Betrachtung* wohl zukommt, zu beſitzen eine *ſchauluſtige* Gemüthsart. Und mein *Betrachtendes* bringet hervor ein Erzeugniſs der *Betrachtung*, gleichwie die Geometer *betrachtend* Figuren zeichnen. Mir jedoch entſtehen, nicht als einer zeichnenden, ſondern als einer *betrachtenden*, die Linien der Körper, wie (von ſich ſelber) entfallend." — Dem Rec. genügt dieſe Stelle, wie mehrere, nicht. Er glaubt, daſs die Wörter Schauen, Anſchauen, Hinſchauen ſich beſſer anwenden lieſsen, und will mit ihnen eine Überſetzung des Satzes verſuchen, die Hn. C. vielleicht Veranlaſſung werden könne, ihn und ſich ſelbſt zu verbeſſern. „Daſs das Gewordene mein Schauen,

im Schweigen, ist, und dass mir, aus einer solchen Schauung erzeugt, wohl zu kommt, einen schaulustigen Sinn zu haben. Denn mein Hinschauen schafft ein Hingeschauetes, wie die Geometer, (hinschauend) (— sollte dieses θεωρᾶντες wohl richtig seyn? Der folgende Gegensatz scheint es nicht zu erlauben), Figuren hinbilden; mir aber entstehen, indem ich nicht hinbilde, sondern hinschaue, die Umrisse der Körper, wie hervorgesprungen."

Mehrere Bemerkungen muss Rec. unterdrücken. Nur im Allgemeinen will er Hn. C. noch bitten, dass er doch den würdigen Eindruck seiner Rede nicht durch das so oft wiederholte Voraussetzen des Verbums, wobey es auf einen gewissen Rhythmus abgesehen zu seyn scheint, schwächen und seiner Sprache etwas Gezwungenes geben möge.

Der andere Herausgeber, Hr. *Daub*, hat den folgenden Aufsatz geliefert: *Orthodoxie und Heterodoxie. Ein Beytrag zur Lehre von den symbolischen Büchern.* — Dieser Aufsatz soll, wie eine kleine Nachschrift ausdrücklich erklärt, ein Versuch seyn, die christliche Orthodoxie in ihrem Princip darzustellen. Hr. *D.* meint, ein solcher Versuch müsse, wenn er nur einigermasen gelungen, *allen Parteyen* in der christlichen Kirche, und *allen* parteysüchtigen Individuen in eben derselben durchaus missfallen; der gegenwärtige würde von Glück zu sagen haben, wenn ihm ein *solches* Missfallen zu Theil würde (S. 172). Das Princip dieser Orthodoxie ist die Ansicht des Christenthums als einer *Nationalreligion*. Diese Ansicht scheint uns aus dem Bestreben entstanden, durch Aufstellung der Idee einer deutschen Kirche, zu welcher sowohl Protestantismus als Katholicismus wesentlich gehörten, auch einen neuen Begriff von deutsch-christlicher Orthodoxie geltend zu machen, nach welchem jeder deutsche Orthodoxe gerade die Zweyheit der Kirche, als welche Einheit wäre, wünschen müste, um auf diese Weise die Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande zu erwecken und neu zu beleben. Aber so lobenswürdig wir dieses Bestreben, gegen welches Hr. *D.* (S. 173) sogar zu protestiren scheint, auch finden: so können wir doch der Ansicht unmöglich beystimmen; und nehmen, ungeachtet jener vorbauenden Mahnung, selbst auf die Gefahr, von Hn. *D.* in die Kategorie parteysüchtiger Individuen gesetzt zu werden, keinen Anstand zu erklären, dass uns der Aufsatz nicht gefällt. Geist, Scharfsinn, und manche gute Bemerkung verkennen wir nicht; aber Simplicität der Darstellung, Klarheit der Gedanken, Bestimmtheit des Ausdrucks, Consequenz und Einheit scheinen uns zu fehlen. Der Raum erlaubt nicht, unser Urtheil zu begründen, aber rechtfertigen müssen wir es.

Hr. *D.* geht aus von der Ob- und Subjectivität der Religion, welcher er, zum Unterschiede vom Aberglauben und Unglauben, das Anerkennen eines Übersinnlichen beylegt, und versteht unter jener die Öffentlichkeit, das allgemeine, öffentliche Anerkennen derselben als Eigenthum, als das gemeinschaftliche höchste Gut eines Volks (jedes muss eine Religion haben); unter dieser aber, eine Eigenschaft des einzelnen Menschen. Zuförderst fragt sich: ist dieser Unterschied zwischen ob- und subjectiver (Religion) richtig? Wenn das Volk diese öffentliche Religion (wie wir mit Hn. *D.* sagen wollen) wahrhaft hat als *seine* Religion (und „ein gesundes Volk ist seinem Charakter nach mit seiner Religion *eins* und *dasselbe*" (S. 109): so ist diese öffentliche Religion offenbar subjectiv, und nur für uns, die wir sie ansehen, und darüber reflectiren, objectiv. Ist nicht aber auch jedes einzelnen Menschen Religion, die Hr. *D.* subjectiv nennt, für uns, die wir darüber reden, ein Object? Dann: kann Religion ein Eigenthum der Nation seyn? Die Religion gewiss nicht. Sie hebt alle Schranken der Endlichkeit auf, sowohl die der Nation als die des Individuums: ist eine Nation etwas anderes, als ein Individuum? Religion an sich und in ihrem Wesen, ist, nach des Rec. Ansicht, das Verlorenseyn des Endlichen in das Ewige; das Einsseyn mit Gott, um es kurz und biblisch zu sagen. Zu diesem Einsseyn mit Gott soll sich die Menschheit, als dem Ziele ihres irdischen Daseyns, erheben. Daher macht die Zeit Grade dieser Erhebung, Grade in der Klarheit der Erkenntniss Gottes, nothwendig, und jeder dieser Grade, wenn mehrere Individuen ihn zugleich erreichen, mag eine Vereinigung derselben, eine Kirche bilden, die dann durch den *bestimmten* Grad der Klarheit der Erkenntniss Gottes sich von anderen Kirchen unterscheiden wird. Dieses *Bestimmte*, durch welches diese Kirche sich auszeichnet, ist eben nicht Religion, sondern vielmehr die Makel der Zeit, die das Heilige tragen muss, und die immer mehr und mehr verschwinden soll. Das Nationelle, was eine Religion hat, ist daher, als etwas Bestimmtes, nie Religion, und diese folglich nie ein Eigenthum der Nation. Hr. *D.* behauptet diess freylich auch nicht von der Religion, sondern nur von der Religion in ihrer Objectivität. Allein Hn. *D.* Objectivität der Religion ist das, was wir Kirche genannt haben, also nur die Form in der Zeit, der bestimmte Grad der Religion in einer bestimmten Gesellschaft. Diese blosse Form, von der Zeit der Religion aufgedrückt, kann unmöglich von einem Volke als sein höchstes Gut anerkannt werden sollen, oder alles Leben desselben muss getödtet werden, wie sich noch zeigen wird. — Und was ist ein Volk? Setzt die Sprache ihm die Grenze? Warum ist denn die deutsche Schweiz nicht zum deutschen Volke gerechnet? oder der Staat? Wie kann denn von einem deutschen Volke die Rede seyn? Von dem Volke wird (S. 114) gesagt, „dass sein Leben und Daseyn nicht das einer *bestimmten* Zeit und einer bestimmten Menschenmenge, nicht ein vorübergehendes, sondern ein bleibendes sey, dem — Jeder — in jeder Periode, die das Volk erlebt, nur eingeboren und einverleibt werde." Dieser Begriff des Volks mag die Dauer desselben richtig bestimmen, der Umfang ist nicht damit gezeichnet. (Übrigens läst sich von einem solchen Volke freylich, um diess voraufzunehmen, mit Zuversicht behaupten, „dass es nie wolle, dass ein Mensch seines Glaubens oder Unglaubens wegen eigentlich verfolgt, oder gemartert, gepeinigt, getödtet werden solle." Aber ein solches Volk *kann* auch *nie* eine öffentliche Religion als gemeinschaftliches *höchstes* Gut anerkennen.)

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 31 OCTOBER 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt u. Heidelberg, b. Mohr: *Studien*. Herausgegeben von *Carl Daub* u. *Friedrich Creuzer*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Ganz richtig sind (S. 109) die Begriffe der Orthodoxie und Heterodoxie bestimmt: aber wenn sie richtig bleiben sollen, so muss Orthodoxie keinem zur Pflicht gemacht, so muss die *öffentliche* Religion nicht als ein Unwandelbares, Bleibendes, sondern als eine beständig sich erneuernde Form angesehen werden, in welcher im Verlauf der Zeit das Übersinnliche erkannt wird. Ist aber die objective oder öffentliche Religion (des Hn. *Daub*) etwas Bleibendes, wie sie, als *eins* und *dasselbe* mit dem beschriebenen Volke, für jeden Einzelnen im Volke, wenn auch nicht für das Volk, seyn muss: so ist Orthodoxie ein Frevel, denn sie fesselt auf immer den menschlichen Geist, den Geist des Volks durch den des Einzelnen. Das will aber Hr. *Daub* nicht. Auch bey ihm soll (S. 114) „der Geist der Wissenschaft und der freyen Untersuchung, selbst in Sachen der Religion, keineswegs gehindert oder unterdrückt werden: denn dieser Geist ist nothwendig ein solcher, der das Allgemeine und Öffentliche in seiner Wahrheit und Würde zu erkennen strebt, und dessen Anerkenntniss befördert, hiemit aber die wahrhaft öffentliche Religion immer mehr befestiget, und so die eigene Intention des Volks für sich hat.“ Aber wenn dieser Geist *im* Volke selbst erwacht, wie angenommen ist, und nach dieser Erkenntniss strebt; so reisst er sich ja von der Religion, und somit vom Volke selbst los. Denn indem er erkennt, stellt er doch wohl vor sich, als das Subject, das Öffentliche der Religion, als das Object, hin, und steht ihm gegenüber. Soll er denn nun nicht vom Volke, mit welchem er nicht mehr eins ist, ausgeschlossen werden? Und gesetzt: er erkennt die Wahrheit (?) und Würde des Öffentlichen: soll er diese Erkenntniss, die doch hoffentlich etwas weiter führt, keinem sagen dürfen? Aber dann wird der Geist unterdrückt! Oder darf er? Aber dann ist zu befürchten, dass er das Volk krank macht: denn geht es in seine Erkenntniss ein, so muss es sich auch losreissen von der öffentlichen Religion, „mit welchem ein *gesundes* Volk eins und dasselbe ist.“ *Huss*, dem (nach S. 150) *sein* Unternehmen fehlschlagen konnte, ohne dass die Nation vernichtet wurde, ward (nach S. 115) von einer Partey *im* Volke *gegen* die Stimme des Volks verbrannt; „das Unternehmen *Luthers* aber (S. 150), welches nicht das *seinige*, sondern das der Nation *durch ihn* war, *konnte nicht* mislingen, ohne allmähliche oder vielleicht plötzliche Auflösung des Volks und Staats (ist das einerley?) selbst.“ Freylich! Der Ausgang hat wenigstens etwas von diesen Behauptungen bewiesen; das andere lässt sich nicht beweisen. Wäre doch lieber gezeigt, warum das Unternehmen von *Huss* sein eigenes, *Luthers* hingegen das der Nation war!

Was von der Religion im Allgemeinen (mit einzelnen Übergängen ins Besondere) gesagt ist, gilt auch (S. 117 f. f.) vom Christenthum. Ein würdiges Wort wird über Jesus Christus gesagt. Aber was soll das heissen, was S. 118 bringt? „Jesus Christus — war derjenige, *in welchem* und durch welchen die *absolutbestehende* und *ewige* Religion sich unmittelbar in ihrer Göttlichkeit, mittelbar aber, nach ihrem Wesen, in ihrer *Objectivität* als Religion *aller* Völker, und in ihrer Subjectivität als Eigenschaft *aller* Menschen geoffenbart hat.“ Wenn das nicht heisst: die Religion sey durch das Christenthum in eine Form getreten, in welcher sie zu allen Völkern gelangen möge, und Jesus habe in seiner Person einen vollendet religiösen Menschen dargestellt: so versteht Rec. es nicht. Heisst es aber diess; wie sonderbar ist eine tausendmal gesagte Sache ausgedrückt! Aber es muss wohl etwas anderes bedeuten sollen. S. 121 heisst es von Christus, *sein* Leben sey das Leben der Religion selbst; „*sein* Tod sey nicht der eines blossen Zeugen für die Gottheit, und eines Märtyrers der Wahrheit, sondern der *Opfertod* des *ewigen* Erlösers der Welt, welchen die Opfer im Judenthum und Heidenthume nicht *vor*- sondern *nachgebildet*, — der das ursprüngliche und urbildliche Opfer selbst sey.“ Ist eine solche Rede etwa die Poesie, die das Ewige in der Idee zu symbolisiren vermag? So haben das unsere Vorfahren doch besser verstanden. Es ist schön und löblich, solche Ausdrücke der ahndenden Vernunft in ihrer Wahrheit und Würde zu rechtfertigen; dass aber ein so kahles Hinstellen derselben heilsam seyn könne, daran zweifelt Rec. sehr! Ferner heisst es daselbst: „an eine Erlösung habe die jüdische und heidnische Vorwelt geglaubt; die dem Gott oder den Göttern gebrachten Opfer bewiesen es.“ Wie? die den *endlichen* Göttern gebrachten Opfer bewiesen den Glauben an eine Erlösung, welche „Befreyung von der Endlichkeit“ seyn soll? Nimmermehr! „Dieser aller Reli-

Religion wesentliche Glaube sey im Heidenthume ein *unbewusster*, im Judenthume ein *geahndeter* gewesen." Also kann man wohl einen Glauben haben, den man nur ahndet? ja, von welchem man gar nichts weiss?

Zur wesentlichen Form des Christenthums (ausschliesend?) gehört (nach S. 123), dass es als Act und als Doctrin bestehe, gestaltet und bestimmt nach den Charakteren der Völker. „Des deutschen Volks Charakter besteht nun (S. 150) nach seinem Grundzuge, wie der des Magnets, darin, in seiner Einheit nach entgegengesetzten Richtungen und Polen different zu seyn." Solche entgegengesetzte (?) Pole sind aber (nach S. 126) die Formen des Katholicismus und Protestantismus. Daher sind durch diese beiden das Actuose und das Doctrinelle der christlichen Religion in der Kirche deutschen Volks in ein Gleichgewicht gesetzt, das sich bey keinem anderen Volke findet, weil keines diesen Charakter hat. Daraus folgt denn, dass Katholicismus, wie Protestantismus, der Kirche deutschen Volks nothwendig sey. Nun wissen wir aber, von oben her, in welchem Sinn das Wort Volk hier genommen wird. Ist es diesemnach nicht nothwendig, dass, so lange das deutsche Volk existirt hat, auch die beiden Pole, Protestantismus und Katholicismus, existirt haben müssen? — Die Geschichte straft die Behauptung Lügen! — Und werden nicht beide Formen existiren müssen, so lange das deutsche Volk seyn wird? Wenn der Himmel dieses nicht dem Untergange bestimmt hat, so wird die Zukunft auch diese Voraussetzung Lügen strafen.

Rec. bricht hier ab. Er könnte noch Manches, was dem Angeführten ähnlich ist, darlegen. Diess aber, und die schönen Stellen, die den Leser des 70 Seiten langen Aufsatzes, für das Übrige entschädigen, würden ihn zu weit führen. Vielleicht war er schon zu weitläuftig; aber er glaubte, dass er sich bey dem Beginnen dieses Werks über einen der Herausgeber wohl diese Weitläuftigkeit erlauben dürfte, so wie er nur die schwachen Seiten des Aufsatzes hervorgehoben hat, um, soviel an ihm ist, dazu beyzutragen, dass die *Studien* werden, was sie werden können, was sie zu werden verdienen, und was ihre Erscheinung wünschenswerth machen muss.

Eine wichtige Sache hat Hr. Prof. *Schwarz* in dem nächsten Aufsatze: *Religion, eine Sache der Erziehung*, würdig behandelt; und wiewohl nicht Alles in einer solchen Schärfe, und so genauer Bestimmtheit dasteht, dass nicht Manches vieldeutig, Manches unerschöpft bliebe: so wird diess, des Vortrefflichen wegen, und auch darum leicht übersehen, weil es Unrecht wäre, an eine Abhandlung, die sich auf Beobachtung und Popularität beschränken will, die strengsten Forderungen zu machen. Wie man die Religion seit einigen Jahrzehenden vom Erziehungsgeschäfte trennte; wie es unter dem selbstgefälligen Wiedertönen des Worts Aufklärung" so weit kam, dass „wir, wenn nicht die Frömmigkeit ein altes Erbgut redlicher Familien gewesen wäre, eine durchaus neue Generation erlebt haben würden, eine unfromme, eine frevelnde Zerstörerin der Menschheit;" wie man dann, nachdem einige bedeutende Stimmführer das Eins und Alles der Religion ins Gefühl gesetzt, diese Gefühle frischweg machen zu müssen geglaubt habe: („solches Machwerk ist es, was man bereits bis zum Überdrusse vernimmt, in Zirkeln von Herren und Damen, in Schauspielen und Almanachen, und allerley Arten von Journalen; es gehört zum guten Tone — versteht sich, ohne es mit dem Inneren so genau zu nehmen — sie auszusprechen!") diess wird, gleichsam als Einleitung, gezeigt. Darauf wird die Frage: ob und in wiefern die Religion eine Sache der Erziehung sey? aufgestellt. Auf zwey Wegen, sagt Hr. *Schwarz*, könne ihre Beantwortung gefunden werden. „Entweder sehe man in der Entwickelung des Kindes dasjenige nach, was späterhin als Religion vorkommt:" ein wenig benutzter, aber sicherer Weg: „oder man gehe von dem Begriffe Religion aus, sehe zurück auf das, was sie im Gemüthe voraussetze, und dann, was dieses voraussetze u. s. w., so suche man rückwärts die Methode, die zu ihr hinführe:" ein gewöhnlicher, aber unsicherer Weg, weil ja der Begriff der Religion falsch seyn könnte. Schon die Bezeichnung dieser beiden Wege, auf welchen die Beantwortung jener Doppelfrage gefunden werden soll, macht es klar, dass man keine logische Strenge zu erwarten habe. Hr. *Schwarz*, der übrigens diese beiden Wege zu vereinigen sucht, lässt diesen Mangel des Ganzen oft über das Einzelne vergessen. Wir wünschen dem Aufsatz viele Leser und eines jeden Beherzigung, und wollen als Probe nur Eine Stelle mittheilen. S. 217. „Man wird glauben, nur die Dichter seyen die Lehrer der Religion; man wird das festhalten, worin sie zuerst erscheint, die mythischen Vorstellungen der Kindlichkeit; man wird sie abtrennen von dem Verstande und der Sittlichkeit, so dass der schlechte Mensch für religiös gelten und der Vernünftige nichts von dem glauben kann, was man ihm theatralisch aufführt; man wird ein Zeitalter der Vielgötterey und eines lügenhaften Cultus einführen wollen, um der Welt wieder Heil zu bringen; man wird das Kindische statt des Kindlichen erwählen; man wird in affectirter Naivität sich gefallen — weil man die Gemüthswahrheit verloren hat, verloren den heiligen Ernst der Religiosität. Diese Verirrung scheint nahe zu liegen. Das ist aber nicht die Religion, die wir unseren Kindern wünschen. S. 206. Von der Kindheit bis ins Alter muss das Wesen der Religion in aller äusseren Form dasselbe bleiben, und dieses ist die kindliche Gesinnung in ihrem Streben nach dem Urquell."

Dank verdient Hr. D. *Loos* für das, was er uns *über Theophrastus Paracelsus von Hohenheim* mitgetheilt hat. Dieser Mann, von vielen seiner Zeitgenossen so unendlich erhoben, von Späteren, die ihn nicht kannten, oder sich unter ihn fühlten, so tief ver-

verachtet, und mit dem Namen eines Charlatans und Landstreichers belegt, verdiente diese Erinnerung und Rechtfertigung. Wie ganz anders erscheint er hier, als man ihn sonst zu sehen gewohnt ist! Hr. *Loos* macht nicht den Lobredner; aber er beweiset durch die Stellen, die er aus den Schriften des Paracelsus anführt, die Wahrheit der Versicherung, „dass sie ein tiefes und kräftiges Gemüth abspiegeln, dass das Studium derselben anziehend und belohnend sey, dass man sich ihm mit Liebe ergeben könne.“ Es würde erfreulich seyn, wenn es dem Vf. gelänge, mehr Hülfsmittel zusammen zu bringen, um eine vollständigere Biographie und Charakteristik des sonderbaren Mannes, „eine vollendete Darstellung seiner ideenreichen und originellen Individualität“ zu liefern.

Der folgende Aufsatz vom Hn. Prof. *Heise* ist überschrieben: *über die Gewissensfreiheit im Staate.* Der Gegenstand ist nach den Grundsätzen des allgemeinen Staats- und Kirchenrechts abgehandelt worden, mit fortlaufender Vergleichung und Berücksichtigung dessen was nach deutschen Gesetzen positiven Rechtens ist. Mit grausamer Konsequenz lehrt der Vf., wie das Gewissen in die Zwecke des Staats geschmiedet werden müsse, folgend der modernen Hyperpolitik, welche oft nur zu sehr vergessen lässt, dass der Staat ein Mittel oder eine Anstalt für den Zweck der Menschheit seyn soll, dass folglich die Menschheit in ihren dringendsten Bedürfnissen den Staatszwecken nicht untergeordnet, viel weniger ihnen aufgeopfert werden darf. Nach dem Vf. ist der Staat befugt, dem *einzelnen* Bürger über sein Glaubensbekenntniss nicht bloss negative, sondern auch positive Vorschriften nach seinen Staatszwecken zu geben; selbst in Ansehung der *Kirche* wird ihm eben diese Befugnis eingeräumt. Ja, der Vf. verirrt sich in der brünstigen Umarmung seiner Staatszwecke so weit, dass er die Kirche, in ihren Verhältnissen zum Staat, mit Deichbändern und Feueranstalten vergleicht. „So wenig man bey Deichbändern und Feuerassecuranzen dem Staat das Recht abspricht, sie, wenn der Staatszweck es fordert, zu Staatsanstalten zu erheben, und ihre Organisation an sich zu ziehen: eben so wenig wird man in Ansehung der Kirche es ihm absprechen können.“ Als wäre zwischen dem Menschen und seinem Hause oder Ackerfelde, zwischen der Glaubensfreyheit des Menschen und der Sicherheit vor Feuer und Wasser kein Unterschied! Als wäre es so ziemlich einerley, ob der Staat eine Scheure im Feuer aufgeben, oder ob er das Kleinod der Gewissensfreyheit in den Staatszwecken auffliegen lässt! Das *höhere Resultat*, welches der Vf. im Gebiete des allgemeinen Staats- und Kirchenrechts gefunden zu haben glaubt, und welches seinem Aufsatze einen Platz in den *Studien* (worin nur das aufgenommen werden soll, „was jedes Glied der Gesellschaft für ein *allgemeines höheres Resultat* seiner Bemühungen auf einem einzelnen Gebiete der Wissenschaft hält“) verschafft hat, möchte also darauf hinaus laufen, dass der Staat ein tüchtiger Mörser sey, worin der Mensch, eben so gut in seiner geistigen, als physischen Natur, zusammengestampft werden müsse, um dem Staate, nach Anforderung seiner verschiedenen Appetite, also vor allen Dingen wohl zur Stillung seines Hungers nach dem allbeliebten Nationalreichthum, desto geniessbarer und schmackhafter zu werden. Der Ton des Vf. ist zuversichtlich, keck, vornehm, die Darstellung nicht gedrängt und bündig genug.

Den Beschluss dieser Sammlung machen ein Paar Dramen von *Tian*, das erste: *Udohla*, in zwey Acten, das andere: *Magie und Schicksal*, in drey. Nach *Lessing* muss ein Drama nicht gerade von der Hauptfigur den Namen führen; sonst wäre Udohla wohl kaum zu der Ehre gekommen, dem ersten Stücke den seinigen zu geben. Der Sultan und Nerissa hätten eben so viele Ansprüche darauf. Das Stück spielt in Hindostan; aber schwerlich würde man diess aus ihm selbst erkennen, wenn nicht die vorkommenden Länder- und Völkernamen es ausser Zweifel setzten. Von dem zarten Ton, dem hohen Colorit, der weichen Fülle, der Frische des Lebens, der Üppigkeit der Rede, dem Schwunge der Phantasie, woran der indische Himmel zu mahnen pflegt, findet man höchstens schwache Andeutungen in einzelnen Zügen. Aber ein Kunstwerk bewegt sich ja auch nicht unter einem bestimmten Grad geographischer Länge und Breite, sondern unter dem Himmel, den der Dichter darüber wölbt! — Grosses Leben hat die Handlung nicht. Die Situationen sind eben nicht neu, aber doch interessant; das Ganze ist fast zu kurz, um einen Charakter recht darzustellen, oder auch zu verderben. Des Sultans mit der Leidenschaft und der Furcht vor des Gesetzes Lehren kämpfendes Gemüth; Nerissa's zarte ahndungsvolle Seele; Udohla's jugendliches, rasches, aufwallendes Leben und Pietät; Sino's Gefühl des Jochs, welches das Volk der Hindus drückt, und der Nothwendigkeit, noch zu dulden — sind in der Anlage nicht übel gedacht. Der Derwisch greift durchaus nicht in das Ganze ein: er kommt nur und eifert gegen des Sultans Vermählung mit seiner vermeinten Schwester, ohne etwas auszurichten, was Mangu nicht auch hätte erreichen mögen. Einiges erinnert an bekannte Dinge, z. B. der Abschied der Nerissa oder Ewana von dem Sultan an den Abschied der Götheschen Iphigenia von Thoas.

Das Bestreben der Magie, der Natur inneres Leben zu ergreifen, die Hülle aufzuheben, in welche sie streng das Kommende verbirgt vor des Sterblichen Blick, und die Rache, mit welcher das ernste Schicksal die allzukühne Kunst bestraft — sucht das zweyte Stück von der einen Seite darzustellen, von der anderen aber die heilige Strenge, mit welcher das Schicksal über den Häuptern der Menschen wandelt, und, selbst an den Kindern, die Thaten ahndet, durch welche sie wider Recht und Gesetz gefrevelt. Ein Magier, der von seiner Gemalin verlassen ward, behielt einen Sohn von ihr; sie erhielt einen zweyten. Beide Jünglinge lieben ein Mädchen;

chen; jener wird um diesen verschmäht. Morgen soll die Hochzeit seyn. Der Magier sieht vieles, was seinem Sohne bevorsteht, aber ehe er zur Klarheit kommen, oder nur seinen Sohn, der jene Heirath zu verhindern eilt, herzaubern kann, stirbt er. Dieser Sohn findet den, in einen tiefen Fluss geworfenen, Zauberstab des Vaters, und bringt, durch dessen Kraft, den Nebenbuhler ums Leben. Aber der Geliebten Liebe erwirbt er nicht; dafür erfährt er von seiner Mutter, wer er, sie, der Ermordete ist. — Das Ganze läfst nicht ohne Theilnahme. Manches ist vortrefflich; zuweilen fällt die Rede; einige Reflexionen über Leben, Natur, Schicksal sind schön gesagt; hin und wieder wird man an die Braut von Messina erinnert, auch an Wallenstein und Eugenia. Die Geliebte sollte nicht so ruhig und wohlbehalten davon kommen. Die Schlussverse klingen zu verständlich-prosaisch.

Die Dichterin hat zur Form beider Stücke fünffüssige Jamben erwählt, und streng darauf gehalten, dass weibliche Endungen mit männlichen abwechseln. Wo zwey eilf- oder zehnsylbige zusammen stehen, da sind sie gereimt. Auf diese Weise hat die Form allerdings mehr Bestimmtheit als bey den gewöhnlichen fünffüssigen Jamben; hätte nur nicht der Zwang Härten veranlasst. Zuweilen wird die Erwartung des Reims so bestimmt erregt, dass man sie nur ungern nicht erfüllt sieht. Auch haben sich einige Alexandriner eingeschlichen; — auch die Schreibart: *handlen*, *wandlen*, u. a.

Die Herausgeber haben Hoffnung, die Abtheilung, welche zur Aufnahme von Poesien bestimmt ist, als bleibend ansehen zu dürfen. — Wir sehen der Fortsetzung der *Studien* mit Verlangen entgegen, und können nicht umhin, noch dem Verleger wegen des Drucks und Papiers ein rühmliches Zeugniss zu geben.

A9. Pl.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Die Morgenstunden eines Vaters mit seinen Kindern.* Eine Einleitung zum Unterricht in der Religion für die häusliche Erziehung. Von *Wilhelm Wisselinck*, Privaterzieher. (Auch unter dem Titel: *Seelenlehre für Kinder einer guten Erziehung, nach den einfachsten und fasslichsten Grundsätzen entwickelt, mit steter Hinsicht auf die Thierwelt. Eine Einleitung zum* u. s. w.). 1 Theil. XX u. 208 S. 2 Theil. VI u. 236 S. 1804. 8. (1 Rthlr. 12 gr.). Der Vf., der nach der Vorrede zu Dönhoffstädt in Preussen lebt, will sein Buch als eine Fortsetzung einer früheren unter dem Titel: *Morgenstunden*, u. s. w. bey Günther in Glogau in zwey Bändchen herausgekommenen Schrift betrachtet wissen, die dem Rec. aber nicht zu Gesichte gekommen ist. Da indess die vor uns liegende Schrift auch für sich ihren Zweck erreichen, und den Unterricht in der Religion für die häusliche Erziehung vorbereiten soll: so kann sie auch als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen, und aus diesem Gesichtspuncte beurtheilt werden. Das erste Bändchen erläutert in 21 Unterhaltungen einige wichtige Gegenstände der Seelenlehre, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Seelenkräfte der Thiere. Der Vortrag ist bald dialogisch, bald erzählend, bald lehrend, und nur sehr selten eigentlich katechetisch. Der Ton, in welchem der Vf. den Vater zu seinen Kindern sprechen läfst, ist edel und herzlich, und nichts weniger als tändelnd; der Vf. läfst sich zu den Kinderseelen herab, ohne selbst ins Kindische zu fallen, und Rec. hat keine Stelle bemerkt, worin gegen die Forderungen des guten Geschmacks, auf den man in Kinderschriften mehr Rücksicht nehmen sollte, als gewöhnlich geschieht, gesündigt worden wäre. Einige Begriffe, vorzüglich in den ersten Unterhaltungen, wo der Vf. von Kraft überhaupt, von einer organischen und bildenden Kraft, von Lebenskraft und dem Daseyn einer Seele redet, möchten doch wohl selbst für Kinder einer guten Erziehung zu schwer seyn; und auch dem geübtesten Lehrer, der das Buch mit seinen Zöglingen liefst, würde es nicht leicht fallen, sie ihnen bestimmt zu entwickeln. In den folgenden Unterhaltungen wird der Vf. deutlicher, und besonders sind auch die aus der Naturgeschichte gewählten Beyspiele interessant: doch müssen auch hier seine jungen Leser bereits viel gelesen, und die Sprache sehr in ihrer Gewalt haben, wenn diese Seelenlehre ihnen, selbst unter der Anleitung eines Lehrers, durchaus verständlich werden soll. Als Vorbereitung auf einen *zusammenhängenden* Unterricht in der Religion hat also Rec. gegen den Gebrauch dieser Morgenstunden nichts; ist aber vom *ersten* Elementarunterrichte in derselben, der uns schon für das siebente oder achte Jahr zu gehören scheint, die Rede; so glaubt Rec., dass die Kinder weit früher für diesen Elementarunterricht empfänglich sind, ehe sie Hn. *Wisselinck's* Seelenlehre verstehen und benutzen können. Übrigens würde diese Schrift einen noch grösseren Werth haben, wenn man nicht auf manche Unrichtigkeiten in Ansehung der Orthographie träfe, die vermuthlich Druckfehler sind. Bey Jugendschriften sollte die Correctur billig am sorgfältigsten seyn.

— m —

1) *Gotha*, b. Perthes: *Über das Vergnügen, welches Eltern aus der eignen Erziehung ihrer Kinder zu moralisch-guten Menschen schöpfen können.* Zur Empfehlung einer für Familien zu veranstaltenden allgemeinen moralischen Bilderbibel, von *Kaspar Friedrich Lossius*, Diakon. an der Predigerkirche zu Erfurt. 1804. 43 S. 8. (4 gr.).

2) Ebendas. *Moralische Bilderbibel mit Kupfern nach Schubertschen Zeichnungen und mit Erklärungen*, von *K. F. Lossius.* Erster Band. Erste Abtheilung. 1805. XXXII u. 78 S. 8. mit 5 Kpf. (Pränumerat. Pr. für die bessere Ausgabe 1 Rthlr. 4 gr., für die geringere 20 gr.).

Die Ausführung (Nr. 2) hat der Ankündigung des Plans (Nr. 1) nicht nur völlig entsprochen, sondern sie in mehr als einer Hinsicht übertroffen, so dass diese moralische Bilderbibel, nach Rec. Urtheil, Empfehlung verdient. Dass das Publicum die Idee des Vf. und Verlegers richtig verstanden, und zu dem ersteren ein längst schon verdientes Zutrauen habe, bezeugt das sehr ansehnliche Pränumeranten-Verzeichniss. Der Text ist als ein Commentar über die Kupfer zu betrachten, deren Zeichnung vortrefflich ist, und deren Stich bey den meisten Lob verdient. Das Titelkupfer, von *Böttger sen.* gestochen, wetteifert an Zartheit mit den vorzüglicheren englischen Stichen. Weit weniger hat uns der Schöpfungsmorgen Taf. I. von *Darmstadt* befriediget; auch das Paradies Taf. II. von *Jügel*, hat nicht die guten Eigenschaften von der ersten Menschen-Familie Taf. III. von *Böhm*, worin der mit dem Lamm spielende Knabe vorzüglich schön ist. Das beste aber ist Taf. IV. die erweiterte Menschen-Familie von *Meno Haas*, worin die Menschen-Figuren und Bäume gleich gut gelungen sind. Der Commentar könnte vielleicht Manchen etwas zu weitläuftig scheinen; allein er ist völlig zweckmässig, wenn man nicht vergisst, dass es dem Vf. darum zu thun ist, an die bildlich dargestellten Gegenstände allerley nützliche Belehrungen und Erinnerungen zur Belebung des sittlichen Gefühls in den zarten Seelen der Jugend anzuknüpfen. Die allgemeinen Bemerkungen über die Erde, den Übungsplatz der Sittlichkeit, über die moralische Natur des Menschen, Sündenfall u. s. w. sind eben so wahr, als gut eingekleidet. In der Folge wird der Vf. da, wo die Bibel nach dem Mythus sich in Geschichte zu verwandeln anfängt, mehr concret werden können, wodurch denn die glückliche Idee einer Moral in biblischen Beyspielen erst recht realisirt werden kann. Kurz, die Tugenden von Gumal und Lina werden auch in diesem Werke zu finden seyn!

M

Monatsregister

vom

October 1805.

Verzeichniss der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenfirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Octobers.

Bemerkungen über Literatur und Kunft.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Schenk

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Universitäten- und Schul-Chronik

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 1 NOVEMBER, 1805.

THEOLOGIE.

Über den Religionsunterricht.

Während so mancherley Fächer des Unterrichts in den neueren Zeiten sich einer glücklichen Reform erfreuen, blieb die Behandlung der Religion sich im Wesentlichen gleich, wenn sie auch nach der prädominirenden Philosophie ihr Materiale verändern muſste. Daraus entstand eben der Contrast, in welchem die Lehren der Kirche mit dem Glaubensbekenntnisse helldenkender oder aufgeklärter Gotteslehrer und Laien stehen. Der sclavische Geist des hierarchischen Systems, das nur im Herzen Italiens sich ausbilden konnte, hat sich in dem bey weitem gröſsten Theile Deutschlands verloren, und die dictatorische Gewalt der dreyfachen Krone über alle gesalbte Häupter der Christus-Religion muſste nothwendig verschwinden, sobald hinter dem Deckmantel der ewigen Kirche die vergänglichen Leiber der Priester allzu deutlich hervorschimmerten.

Die Ordnung der Dinge hat sich seitdem allmählich umgekehrt. Sonst sollte das Leben nur Vorbereitung zum Himmel, nur der Weg zur Ewigkeit seyn. Hier bedurfte es höchstens der Wegweiser auf Erden. Die Kenntniſs der himmlischen Hierarchie blieb Hauptsache. Alle Religionslehrer muſsten daher Diener der Kirche seyn. Erst spät lernte man einsehen, daſs man leben müsse, ehe man sterben könne, und daſs daher eine Vorbereitung zum Leben der Präparation zum Sterben voran zu schicken sey. Es bedurfte hier Bürgersinn und Kenntnisse, die zum bürgerlichen Leben erfordert werden. Die Religionslehre fing sich an aus unseren Tempeln, so wie aus unseren Lehrsälen, allmälich zu verlieren. Höchstens muſste man aus schuldigen Rücksichten noch das Gerüste stehen lassen. Die Moral trat hier an die Stelle der Religion. Man glaubte die erste zur letzteren erheben zu können, indem man das Sittengesetz zu Gottesgesetz hinauf steigerte, und die Pflichtgebote als Gebote Gottes verherrlichte. Als Repräsentanten und Vollzieher des obersten Moralgesetzes postulirte man nun ein vollkommenes Wesen, das sich selbst Gesetz seyn sollte. Auf diese Weise erzeugte man den Begriff eines Gottes, der dann als Inbegriff aller moralischen Vollkommenheiten gedacht wurde. Diesen oder einen ähnlichen Weg schlagen alle neuere Lehrbücher der Religion ein, und wir werden davon in nachstehenden Schriften die deutlichsten Belege finden. Die Verschiedenheit dieser Lehrbücher von unseren älteren Religionsschriften könnte wohl nicht leicht gröſser seyn. Kaum haben sich noch die Überschriften aus den sonstigen Kapiteln der christlichen Lehre nebst einigen Bibelsprüchen gerettet. Wollte man sonst nur getreue Gläubiger des Wortes Gottes und der kirchlichen Lehren: so forderte man jetzt vielmehr eine unbedingte Anerkennung und Verständigung des Vernunftgesetzes. Verschiedene Zwecke erfodern verschiedene Mittel. Der kirchliche Glaube muſste erlernt, das Sittengesetz durfte nur erkannt, in dem Menschen selbst gesucht werden. Zu jenem wurde ein unbedingter Glaube erfodert, zu diesem ein gesunder Verstand, ein gesundes Urtheil. Auf letzteres suchen daher unsere neueren Religionslehrer ausschlieſsend zu wirken; durch Aufklärung wollen sie Religiosität bewirken. Man wendet sich daher fast ausschlieſsend an den Verstand; und darf deſshalb auch kaum einen anderen Maſsstab der Beurtheilung mit sich bringen.

Zuerst fassen wir diejenigen Schriften, bey denen mehr auf die Materie, als auf die Form gesehen ist, zusammen.

1) Halle, b. Hemmerde und Schwetschke in Comm.: *Lehrbuch der Religion nach Vernunft und Bibel*, von *Schliepstein*. 1804. 150 S. 8. (8 gr.)

2) Biberach, b. d. Gebr. Knecht: *Leitfaden beym christlichen Religionsunterrichte der Schuljugend und Confirmanden*, von *Joh. Jak. Mayer*. 1805. 110 S. 8.

3) Leipzig, b. Crusius: *Biblisches Spruchbuch mit kurzen Worterklärungen für Dorf- und Stadtschulen nach den Lehrstücken der christlichen Religion*, geordnet von *Fried. Tr. Götze*, Pfarrer in Zschirla und Erlbach. 1805. 100 S. 8. (4 gr.)

4) Ebendas.: *Kurzer Leitfaden zur Mittheilung richtiger Christenthumskenntnisse*. 1805. 48 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. von Nr. 1 geht aus von der Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit und Tugend. Sittlichkeit ist ihm die herrschende Achtung und Liebe für das Gute; und Tugend das ernstliche Bestreben zu thun, was recht und gut ist. Diese Begriffsbestimmung hat gegen sich, daſs eine herrschende Achtung allezeit etwas Erworbenes, während die Sittlichkeit etwas Absolutes seyn muſs. Die Sittlichkeit ist mit der Menschheit zugleich gegeben, ist ein von ihr unzertrennbares Eigenthum. Die Moral, das ist: die besondere Form, oder die Objectivirung der Sittlich-

lichkeit, ist veränderlich, und kann nur erworben werden. Eben so wenig ist der Begriff der Tugend erschöpft. Die Tugend an sich kann kein *Bestreben* seyn, denn ein jedes Streben setzt ein Object des Bestrebens voraus, das desselben werth, mithin höher ist, als es selbst. Nun ist aber, nach des Vf. eigener Voraussetzung, die Tugend Bestimmung des Menschen, das ist: letzter Zweck seines gesammten Handelns; folglich kann die Tugend nichts mehr über sich haben, und deswegen auch selbst nicht ein Bestreben seyn. Die Tugend ist vollendet an sich, aber nirgends vollkommen individualisirt. Nur nähern können wir uns ihr, nur *tugendhaft* seyn, d. h. sie in einzelnen Zügen verwirklichen. Wir streben also nach Tugend, d. h. nach individueller Vollendung. Ihr Erreichen würde jedem Streben ein Ziel setzen. Das hieſse nichts anders, als das individuelle Seyn vernichten. Von hier kommt Hr. *S.* zur Bedingung des tugendhaften Handelns, zur Vernunft; dann zum Sittengesetz, dessen Möglichkeit Freyheit voraussetzt. S. 17 bemerkt er: Durch Freyheit und Vernunft und durch das in dieser enthaltene Sittengesetz ist der Mensch ein über die Natur erhabenes Wesen u. s. w. Dieser so häufig aufgestellte Satz ist, wenn er etwas sagen soll, höchst trivial, oder er ist durchaus irrig und irreligiös. Denn sprechen wir von der Natur bloss im Gegensatze des Menschen, so ist es kaum der Erwähnung werth, daſs der Mensch das vollendeteste organische Wesen sey. Soll aber der Satz heiſsen: wir können uns unabhängig machen von den Gesetzen, welche für die Natur gelten, so enthält er eine unverantwortliche Unwahrheit. Wie? liegt denn Vernunft auſserhalb der Sphäre der Natur? Was will sie da noch auf der Welt? Die Natur ist ja der Inbegriff aller Gesetze, folglich auch aller Vollkommenheiten. Ihr ist der Mensch unterworfen, oder vielmehr, er gehört ihr selbst als integrirender Theil. Wer nicht in ihr das Gepräge und den Abdruck der höchsten Vernunft findet, der gebe seinen religiösen Glauben, den er dann nur heucheln kann, auf, ehe dieser Selbstbetrug ihn verleite zur Sünde. Die Vollkommenheit des höchsten Wesens kann nur im Ganzen erkannt werden, und das Auffassen seiner Selbst im Verhältniſs zu dem Ganzen, so wie stille Ergebung unter das nothwendige Gesetz, ist das wahre Wesen der religiösen Stimmung, Demuth der erste Grundpfeiler der Religion. Daher die Bibel mit Recht ein zerknirschtes Herz fordert, mit dem man sich zum Vater des Himmels wenden soll. Wer mit Innigkeit und wahrem Ernste sich jenen religiösen Sinn erwerben will, der gewöhne sich zuförderst zum Gehorsam gegen die Natur, der lerne sie kennen und ihr dienen. *Gott* ist dem Vf. im Geiste der Kantisch-Fichtischen Philosophie, Grundursache oder Urheber der sittlichen Weltordnung; *Religion* nach §. 32 Eine Gemüthsstimmung, nach welcher der Mensch diesem Verhältnisse, worin er mit Gott steht, gemäſs urtheilt, beschlieſst und handelt. Allein Gott, als Urheber der sittlichen Weltordnung, die nach §. 26 in der Einrichtung bestehen soll, daſs die Menschen in der Tugend und Glückseligkeit immer fortschreiten können, ist ein ziemlich müſsiger Begriff, der die Erhabenheit Gottes bey weitem nicht erschöpfend darstellt. Denn die sittliche Weltordnung ist bloss subjectiv, bloss für sittliche Wesen, insofern sie sich individualisirt denken. Die ganze übrige Welt wird nun nur bloſses Mittel zur Erhaltung sittlicher Wesen; Gott ist nur ein Gott der Vernünftigen, und die übrige Natur steht vaterlos da. Diese Annahme der sittlichen Weltordnung wird bloss als Folge des absoluten Gesetzes der Sittlichkeit angesehen, und aus ihrem Vorhandenseyn wird erst die Nothwendigkeit der Unsterblichkeit dargethan. Das Räsonnement ist nämlich dieses. Das Leben langt bey weitem nicht zu, um den Forderungen des Sittengesetzes Genüge zu leisten, *ergo*: u. s. w. Allein abgesehen, daſs dieser Schluſs schon auf keinen untrüglichen Prämissen ruht, so ist ja das Sittengesetz dem ganzen Reiche sittlicher Wesen gegeben; es fordert Realisirung der Tugend schlechthin, aber keinesweges die Erreichung der Tugend der Individuen. Das Sittengesetz wurde immer befolgt, so wie Tugend in ihrer Totalität immer da war, aber nirgends in einer bestimmten Form, nirgends an ein Individuum gefesselt. Das Sittengesetz kann also bestehen auch ohne Erhaltung der Individuen, von denen es nie abhängig werden kann. Rec. wollte durch diese Bemerkungen bloss einen Beweis geben, daſs auf diese Weise das Wesen der Religion durchaus nicht erschöpft, noch der religiöse Glaube befestigt werden könne. Im 2 Abschnitte findet man die gewöhnlichen Beweise für das Daseyn, nebst Darstellung der Eigenschaften Gottes. Die Sünde, von welcher in dem dritten Abschnitte die Rede ist, wird dem Obigen gemäſs als eine Handlung, die dem Sittengesetze entgegen ist, charakterisirt. Es folgen die Veranstaltungen Gottes, den Menschen von der Sünde zu befreyen. Die Person Jesu findet man mit Würde und Wahrheit gezeichnet. Eben so ist die christliche Kirche als eine Vereinigung mehrerer Menschen, die sich zur Lehre Jesu bekennen, gut charakterisirt. Im sechsten Abschnitte wird unter der Überschrift: Von den Einrichtungen und Anstalten Jesu zur Erhaltung und Verbreitung seiner Lehre, das nöthige über den christlichen Cultus bemerkt. In den drey letzten Abschnitten werden der Zweck der Lehre Jesu, die Hülfsmittel zur christlichen Tugend, und endlich die Erwartungen des Menschen nach dem Tode abgehandelt.

Übrigens zeichnet sich diese Schrift in Ansehung der Materie durch Vollständigkeit, und in Ansehung der Form durch Präcision aus.

Der Vf. von Nr. 2 wollte uns eine Anleitung zu einem Religionsunterricht für Herz und Leben geben, der zugleich dem Verstande und dem eigenen fernern Nachdenken des Christen zusage. Ehe er zur Religion kommt, wendet er sich zu dem Menschen; von hier aus gelangt er zur Weltbetrachtung, die ihn auf Gottheit und Religion führt. Letztere

tere beginnt er mit einem kurzen Abriss der Geschichte. Der Plan ist nicht übel angelegt und durchgeführt; auch muss man die Popularität des Vf. ehren; nur hätten wir mehr Bündigkeit, mehr inneren Zusammenhang der Hauptlehren, so wie überhaupt einen gewissen Prospect der gesammten Glaubenslehren gewünscht. Übrigens folgen die Kapitel der christlichen Glaubenslehre in der gewöhnlichen Ordnung.

Nr. 3 enthält blos eine Auswahl biblischer Sprüche, insofern sie auf die christlichen Glaubenslehren Bezug haben.

In Nr. 4 werden die Hauptstücke des christlichen Religionsunterrichts in aphoristischen Sätzen abgehandelt. Die gemessene Kürze und Deutlichkeit ersetzen zum Theil dasjenige, was dieser kleinen Schrift an Vollständigkeit fehlt.

Wenn in jenen Schriften hauptsächlich die Materie berücksichtigt war, so erschienen besonders in den letzteren Jahren noch ungleich mehrere Bearbeitungen der Form, oder eigentlich praktische Lehrbücher. Nach der fast allgemein angenommenen Meinung ist es die Katechese allein, durch welche man mit Sicherheit Religionswahrheiten dem Verstande zuführen zu können glaubt. Unter vielen Beyträgen verbinden wir folgende zwey vorzüglichere Schriften:

1) Altona, b. Hammerich: *Ausführliche sokratische Katechisationen über die gesammten einzelnen Sätze unserer christlichen Glaubenslehre.* Ein Hülfsbuch für Freunde der Jugend und einer guten Methode, sie zu bilden. Von *Franz Adolph Schrödter.* Ersten Bandes erster Theil. 1805. 440 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, b. Schmidt: *Katechetische Andachtsunterhaltungen*, von *Dolz*, *Döring* und *Kotzer.* 1804. Erstes Bändchen. 200 S. Zweytes Bändchen. 191 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. von Nr. 1 hat es an Ausführlichkeit nicht fehlen lassen. In diesem ersten Hefte sind sechs und dreyssig Katechisationen über den Schleswig-Holsteinischen Landeskatechismus. Er sucht zwar die Nothwendigkeit dieser Ausführlichkeit (Vorr. S. XX ff.) darzuthun; aber es bleibt immer noch die Bedenklichkeit, dass auf einem so ungeheuer langen Wege kein Ende zu sehen ist, wenn über jeden Satz der christlichen Lehre mit gleicher Ausführlichkeit gehandelt wird. Die Katechese lässt sich, wie sie gedruckt steht, einmal nicht von Wort zu Wort in die Schule übertragen, wo immer theils Aufmerksamkeit fehlt, theils ganz andere Antworten kommen, als man erwartet, und folglich auch die Fragen anders gestellt werden müssen. Aus einem Buche wird daher Niemand katechisiren lernen. Nur Beyspiele kann eine schriftliche Katechisation geben; und wenn man sich nach einem Beyspiele bilden soll, so ist es keineswegs nöthig, dass so viele Unterhaltungen dem Drucke übergeben werden. — Diejenigen Katechesen, welche als Muster für den Ungeübtern aufgestellt werden, sollten dann auch so vollkommen seyn, dass sie durchaus Norm seyn könnten für alle sokratische Unterhaltungen. Dazu gehört freylich nicht gemeine Übung, nicht blos Umgang mit Kindern, nicht blos eine völlige Gewalt über seinen Gegenstand, sondern vorzüglich eine reine Psychologie, die mit den Fortschritten des menschlichen Geistes und mit seinem Verfahren bis ins kleinste Detail innig vertraut ist. — Bey so vielen Katechesen fehlt uns immer noch eine Stufenfolge von Frageübungen; immer sind eine Menge von Gegenständen frageweise durchgegangen und neben einander hingestellt, anstatt sie gehörig zu verbinden, und in einer auf die allmälichen Fortschritte des menschlichen Geistes berechneten Reihenfolge darzustellen.

Die Hauptkunst des sokratischen Verfahrens besteht darin, dass der Schüler allmälich dahin geleitet werde, aus seinem Kreise von Erfahrungen die nöthigen Resultate zu ziehen, aus dem Bekannten durch eigene Reflexion das Unbekannte zu finden. Dazu gehört vornehmlich ein weises Benutzen des Vorhandenen, und ein Vermeiden, dasjenige abzufragen, was ohne Frage schon deutlich war. Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler unserer Katecheten, dass sie alles befragen, auch da, wo es nicht darauf ankommt, neue Resultate zu ziehen, sondern nur an das alltägliche sich zu erinnern; es werden dann oft 10 bis 20 Fragen gemacht, und der Schüler ist immer noch um keinen Schritt weiter. Von diesem Fehler scheint auch der Vf. des vor uns liegenden Buches nicht frey gewesen zu seyn. Gleich zu Anfange, wo er auf 7½ Seiten über das Titelblatt des Landeskatechismus katechisirt, thut er einige Fragen über das Beywort *kurz*, das er vermuthlich erläutern wollte. Er fragt: Warum gehst du nach dem Kirchdorfe nicht den Fahrweg, sondern den Fussteig? K. Weil dieser kürzer ist. L. Was ist also der Fahrweg? K. Ein längerer Weg. (Möchte man hier nicht denken, dass die Fuhrwege, Strassen u. dgl. das Hauptthema werden sollten?) Welchen Weg geht nun wohl Jedermann am liebsten? u. s. w. Was ist durch diese Fragen für das Kind gewonnen? Weiss das Kind nun zu erklären, was kurz ist? Hat es ein Resultat? Verloren konnte aber bey einem Kinde seine ganze Aufmerksamkeit werden. Denn was wird es hier beschäftigen? Die Felder, die Bäume, die Menschen und Thiere, die es einst sahe, die für dasselbe vielmehr Interesse haben, als der Landeskatechismus. Die Hauptrücksicht ist, die Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln, nicht sie zu zerstreuen, wie das durch jedes Quereinfragen geschehen muss. Man kann sich bey dem katechetischen Verfahren nicht genug vorsehen, um ein jedes Fremdartige nicht blos aus seinen Unterredungen, sondern auch aus der Seele der Kinder zu entfernen. Eben so häufig sind auch die unmittelbaren Verkettungen der Vorstellungen, ohne welche es zwar möglich ist, auf jede Frage zu antworten, aber gewiss nicht den Zusammenhang, sowohl der Fragen, als auch der Antworten, einzusehen. Wir geben aus den sehr häufigen Beyspielen nur eins. Es ist S. 111 ff. Hier soll folgender Satz durchgeführt werden: „Alle Menschen, alle Thiere, alle lebendigen Dinge sind von

von einem Wesen gemacht, welches von ihnen unterschieden, ewig und unveränderlich ist." — Man sollte glauben, dass hier vor allem das Unveränderliche im Gegensatz des Veränderlichen, dann die Begriffe des Schaffens zu erörtern wären. Allein anstatt dessen beginnt der Vf. mit dem Begriff der Ursache und Wirkung. Hier wird man wieder erwarten, dass zuerst die Begriffe des Wirkens und der Ursache sprachanalytisch gefunden und festgesetzt werden; aber auch diess nicht, sondern der Lehrer fragt: Wenn du einen silbernen Löffel in einen Schrank gelegt hättest, und du fändest ihn nach einigen Stunden nicht mehr darin, wornach würdest du da wohl sogleich fragen? K. Wer ihn herausgenommen hat! L. Was muss also durchaus Jemand gethan haben? K. Es muss Jemand den Löffel herausgenommen haben. L. Wovon willst du also die Ursache wissen? K. Davon, dass der Löffel fort ist. Hier liegt die Folgerung, die auf Gott als Urheber alles Seyns gemacht werden soll, freylich so entfernt, dass man nur dadurch begreift, wie auf 9 Seiten durchaus über nichts, als diesen Satz auf eine Weise katechisirt wird, wie man es freylich sehr häufig zu hören und zu lesen Gelegenheit hat; d. h. es wird um den Satz rund herum gegangen, er wird bald so, bald anders ausgedrückt, bald mit diesem, bald mit jenem Beyspiele begleitet, und daraus besteht denn der ganze oft mehrere Stunden einnehmende Vortrag. An eine Zergliederung, theilweise Auffassung und Festhaltung des Satzes ist dabey gar nicht zu denken. In dem eben angeführten Beyspiele ist von einer topischen, nur willkührlich geschehenen Veränderung die Rede, während der Begriff einer selbstthätigwirkenden Ursache auf nothwendigen Gesetzen und einer dynamischen Ansicht der Natur beruht. Dem ohngeachtet setzt die gleich darauf folgende Frage: „Ohne was kann nie eine Wirkung geschehen?" diese Ansicht voraus; setzt voraus, dass der Zusammenhang schon begriffen sey, welcher zwischen Ursache und Wirkung statt findet. Es gehört mehr, als das obige Beyspiel, es gehören viele Beobachtungen dazu, um hier nicht mehr nachzusprechen, als nachzudenken.

Die Katechesen gehören übrigens keinesweges zu den schlechteren, wie sich diess ohnehin schon von einem geübten Schriftsteller dieser Art erwarten lässt. Aber sie sind zu wenig auf die Bedürfnisse der Schüler berechnet, zu wenig psychologisch zusammenhängend, und eben desswegen den Forderungen nicht genügend, die man an ein sokratisches Verfahren mit Recht machen kann.

Wenn das vorstehende Buch vorzüglich die Bestimmung hatte, den Verstand zu erheitern: so geht der Zweck der unter Nr. 2 angeführten beiden Bändchen mehr auf Erhebung des Herzens vermittelst des Verstandes. Hr. *Dolz* ist, gegen die Einwürfe und Vorschläge einiger denkenden neueren Pädagogen, der Meinung, dass man nur durch den Verstand auf das Herz wirken kann, und legt seine übrigens auch wohl schon sonst bekannten Gründe dafür (in Vorr. 2 Bdch.) mit Bescheidenheit vor. Es scheint indess, als hätte er die Einwendungen jener Pädagogen doch missverstanden. Denn wenn behauptet wird, dass man nur durch Gefühle erst mit Glück auf den Verstand wirken könne, so bezieht sich dieses vornehmlich auf die Art und Weise, sich des ganzen Menschen zu bemächtigen, ihn dahin zu bringen, dass er selbst gern und unwillkührlich bey der Sache weile; und dahin gelangen wir allerdings nicht durch blosse Bearbeitung des Verstandes, ohne zuvor die Sinne in Anspruch zu nehmen, und durch diese Aufregung und bestimmte Richtung der Thätigkeit erst ein Interesse zu erzeugen, damit der Mensch auch gern bey dem Gegenstande, der ihm vorgelegt ist, weilen lerne; und ist er erst dahin gelangt, kann er erst genau beobachten, so wird er auch reflectiren und denken lernen. Es ist allerdings nicht zu verkennen, dass in den vorliegenden Unterhaltungen sehr und fast ausschliessend auf den Verstand gewirkt ist; indess fehlt es auch besonders Hn. *Dolzens* Unterhaltungen nicht an Stellen, die erwärmen und Gefühle erwecken. Nur hätte man in Andachtsunterhaltungen freylich mehr ein religiöses, als ein moralisches Colorit erwarten sollen. Der Form nach sind auch diese Katechesen Beweise von der Kunst, und dem sorgfältigern Studium einer geläuterten Moralphilosophie, wodurch sich die Vf. schon rühmlich bekannt gemacht haben. Nur bleibt die Frage übrig: ob sich Jemand nach diesen Mustern bilden darf, da sie eine Abstraction der Begriffe voraus setzen, die nur sehr langsam sich erzeugen lässt. Man darf nur die erste Seite lesen, um sich hiervon zu überzeugen. „L. Was für uns wichtig seyn soll, was muss das für uns haben? Sch. Einen Werth! L. Was soll denn aber für uns in allen Lagen und Verhältnissen unseres Lebens den höchsten Werth haben? Sch. Die Tugend. (Dass die Tugend den höchsten Werth habe, ist ein Satz, der gewiss den Schülern gesagt seyn muss, und den sie desshalb glauben. Sonst sagte man, der Glaube sey das Allerhöchste; und wenn jetzt noch der Schüler geantwortet hätte: Religion! so würde es wenigstens nach der verschiedenen Meinung mehrerer Philosophen noch zu disputiren gegeben haben, ob er Recht habe oder nicht!) S. 16. L. Wovon hängt oft der Besitz der Ehre ab? Sch. Von zufälligen Umständen! S. 105. L. Was machen die mehresten Veränderungen, die uns treffen, auf unser Gemüth? Sch. Einen Eindruck. L. Wie vielerley Art kann aber der Eindruck, oder das Gefühl seyn, welches dadurch hervorgebracht werden kann? Sch. Doppelte (doppelter) Art, es kann ein angenehmes oder ein unangenehmes Gefühl seyn." u. s. w. Lesen lassen sich solche Unterhaltungen recht gut, aber nicht anwenden, weil, nach dem richtigen Grundsatz des sokratischen Verfahrens, eine jede Frage so eingerichtet seyn muss, dass in ihr zugleich die Bedingungen gegeben sind, durch deren Zusammenstellung die Antwort als daraus nothwendig hervorgehendes Resultat richtig erfolgen *muss*. Diess ist den Vff. theilweise gelungen; aber da, wo sie allgemeine Sätze aus der Psychologie und Moralphilosophie mit allgemeinen Fragen herausbringen wollen, und eben so allgemein antworten lassen, darf man ihnen das nicht nachrühmen.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1805.

THEOLOGIE.

Beschluss der Beurtheilung neuer Schriften über den Religionsunterricht.

Ueber die Vernachläſsigung der geoffenbarten Religion beklagt ſich der Vf. folgender Schrift:

Frankfurt a. M., in der Hermannſchen Buchh.: *Ein Wort über den neueſten Vortrag der chriſtlichen Religionslehren in Kirchen und Schulen.* Von einem evangeliſchen Prediger. 1804. 56 S. 8.

Schon das Motto: „Wo dieſe werden ſchweigen, ſo werden die Steine ſchreyen" deutete das an, was wir in dem Büchelchen ſelbſt finden, nämlich eine ängſtliche Beſorgniſs, daſs ſich die Offenbarung, ſo wie der Glaube an die Göttlichkeit der bibliſch-chriſtlichen Religionslehre, neben dem über alles grübelnden Geiſt der Philoſophie nicht erhalten werde. Liegt auch den Äuſserungen des Vf. eine unrichtige Anſicht der kirchlichen Lehren zum Grunde, die da etwas fürchtet, wo wenig zu verlieren iſt: ſo muſs man ihm doch darin Recht geben, daſs durch den herrſchenden Geiſt der neueren Religionslehre eine Kälte eingeriſſen iſt, die im Allgemeinen unendlich mehr *ſchaden kann*, als ſelbſt der gröſseſte Aberglaube. Die Religion war immer der Zügel, an dem die Maſſe feſt gehalten wurde; das Beyſpiel der Römer und Griechen, nach Entthronung ihrer Götter, ſo wie die groſse Revolution des weſtlichen Europas haben es belehrend genug bewieſen, was der Menſch ohne den Glauben iſt und werden kann.

Aber noch iſt die Aufgabe nicht praktiſch gelöſet: Wie erhalten ſich, neben einem aufgeklärten Verſtande der religiöſe Glaube, und die poſitiven Glaubenslehren? Es würde uns zu weit führen, wenn wir unſere eigene Anſicht hierüber ausführlich geben wollten. Nur andeuten können wir im Allgemeinen, was bey dem neueren Religionsvortrage überhaupt vermiſst wird.

a) Es fehlt dem Religionsvortrage zuerſt gewöhnlich an Würde. Das Hinweiſen bey weniger verſtändlichen Stellen der Bibel auf die damalige beſchränkte Vorſtellungsart der Menſchen, das Untergraben der chriſtlichen Dogmen, an dem auch der Haufe Theil nehmen ſoll, entwürdiget die Religion im Angeſicht der Menge, und macht letztere nicht nur kalt und gleichgültig, ſondern auch häufig frivol.

b) Die Religion iſt zu ſehr gezogen in die Sphäre des Verſtandes. Es ſoll alles bewieſen und alles begriffen werden. Demohngeachtet führt uns die Religion zu dem Unbegreiflichen, zu dem Unendlichen hin. Hieraus erkläre man ſich, warum ſich nur der moraliſch-dogmatiſche Theil der Religion erhalten konnte. So lange man den Unſichtbaren um ſich glaubte, ſo that religiöſe Scheu manchem Laſter Einhalt, das Geſetz, das in uns ſpricht, iſt nicht ſtark genug, wenn ihm nicht etwas Äuſseres entſpricht.

c) Es fehlt endlich den Religionslehren an Zuſammenhang und Conſequenz. Es ſind nur einzelne Brocken, die ausgetheilt werden, während ſonſt alles auf einem, wenn auch in ſeinen oberſten Sätzen nur poſtulirtem feſten Syſteme ruhete. Man halte dieſs nicht für unbedeutend. Conſequenz im Denken führt zur Conſequenz im Handeln, und ein zerſtückeltes Wiſſen verwirrt in jedem Thun. Es iſt furchtbar, wenn der unbelehrte Haufe diejenigen ſchwanken ſieht, von denen er Aufſchlüſſe für den Verſtand und Beruhigung für ſein Herz erwartet.

Die Katecheſe hat vollendet, was ſchon in Lehrbüchern nach Paragraphen vorgearbeitet war. Es kann kein ſichereres Mittel geben, den Zuſammenhang zu zerreiſsen, und jedes Ding in ſeiner Iſolirtheit zu betrachten, als die Katecheſe. Es möge ihr die Gerechtigkeit widerfahren, daſs der Verſtand zur Selbſtthätigkeit durch ſie angereizt werde. Aber ohne Zuſammenhang der Vorſtellungen, fruchtet Zerſpaltung nichts, und ohne Zuſammenhalten des Ganzen iſt eine Einſicht des Details nie ſicher vor Einſeitigkeit. Man laſſe alſo dem Verſtande erſt ſeine Reife, man gewöhne zum Verknüpfen, ehe man ans Zerſpalten denkt, und man wolle nichts ſuchen in dem Menſchen, was er nicht empfangen. Den Unterhaltungen gehe Unterricht vorher, dann werden ſie ihren Zweck nie unerreicht laſſen.

So wie wir der Religionslehre die edle Simplicität, in welcher ſie ſich urſprünglich zeigte, wo Dogmen nur obenhin erwähnt, Begriffszerſpaltungen gänzlich übergangen wurden, zurückwünſchen: ſo wünſchen wir auch eben den eindringenden und herzlichen Vortrag, der ſich an die Bedürfniſſe des Herzens viel mehr hielt, als an die Operationen des Verſtandes, wieder eingeführt, und den Bedürfniſſen unſeres Zeitalters angepaſst.

A×.

Ingolstadt, b. Attenkover: *Muſeum für katholiſche Religionslehrer.* Eine periodiſche Schrift in

in zwanglosen Heften. Erstes und zweytes Heft. 1804. 322 S. Drittes Heft. 156 S. 8. (1 Jahrgang von 2 Bänden, deren jeder zwey Hefte befaſst, kostet 3 Guld.).

Der Inhalt dieses Museums, dessen Redacteur der Hr. Verleger selbst zu seyn scheint, ist Alles, was dem Religionslehrer in seinen Berufsgeschäften aushelfen, oder was ihm in seinen Muſsestunden eine lehrreiche Erholung gewähren kann. Man findet hier 1) *kurze Predigten, Predigtfragmente und Entwürfe, meistentheils für die Festtage.* Diese verrathen im Ganzen eine ächtchristliche Denkart, haben eine durchaus praktische Tendenz, die selbst in die einzelnen Verhältnisse des Lebens eingeht, und der Vortrag ist so einfach, faſslich, und herzeindringend, daſs man bey diesen wesentlichen Vorzügen einige Provinzialismen (z. B. weiters f. weiter, nicht so fast f. nicht so sehr, erkleken f. hinreichen) leicht übersieht, und den Mangel an ausführlicher Abhandlung der Materie oder an rhetorischer Kunst, welche beide der Natur einer kurzen Paränese fremd sind, willig verzeiht. Die Zweckmäſsigkeit mancher einzelnen Aeuſserungen, z. B. über die Unglaubigen und Feinde des Christenthums (Heft 1. S. 21 ff.) läſst sich nur aus den Ort- und Zeitverhältnissen des Predigers gehörig beurtheilen; welche dem Rec. nicht bekannt sind. Im Durchschnitte pflegen dergleichen allgemeine Befehdungen der Freygeister wenig Gutes, öfter aber Nachtheil für die Religiosität selbst zu bewirken. 2) *Kurze Gelegenheitsreden, die bey verschiedenen Feyerlichkeiten anwendbar sind;* z. B. zur Faſtnachtzeit, über das Beyspiel des reichen Prassers — ganz in dem eben bezeichneten Charakter der Predigten. 3) *Kurze Katechisationen, Winke über den religiösen Unterricht in Schulen* — verspricht zwar die Ankündigung, sind aber in diesen drey Heften nicht anzutreffen; ein Mangel, dem künftig abgeholfen werden müſste, da Katechetik gerade der schwerste und wichtigste Theil der Pastoralkunst ist. 4) *Manches für die Seelsorge am Krankenbette.* Dieſsmal nur ein unbedeutendes, dem *Beyerschen* Magazin nachgebildetes, und, wegen des scherzhaften Tons in einer ernsthaften Sache, auf keine Weise musterhaftes Gespräch: der neue Rock. 5) *Anzeigen von Predigten, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts erschienen sind.* Meist Auszüge der Dispositionen, mit wenigen kritischen Bemerkungen, die aus dem Gesichtspuncte des Zwecks von Predigten gemacht sind, begleitet. 6) *Auszüge aus einigen Religionsschriften.* Groſsentheils Schriften, welche sich auf das Religionswesen in Bayern beziehen. Sehr treffend ist das, was der Rec. für die Landwirthschaft und Naturaleinkünfte der Geistlichen, gegen allzugeringe Besoldung derselben in baarem Gelde erinnert hat. Es scheint aber wirklich, als ob es hin und wieder in katholischen und protestantischen Ländern darauf abgesehen wäre, daſs der öffentliche Religionsunterricht nicht fortdaure. 7) *Landesherrliche und bischöffliche Verordnungen, die den Religionslehrer näher angehen.* Nicht nur für Inländer brauchbar, sondern auch in historischer Rücksicht für Ausländer interessant. 8) *Biographische Skizzen verdienter Männer, die im Stillen gewirkt haben.* Dieſsmal ein würdiges Monument für einen würdigen Landgeistlichen, *Erhard Kollmayr*, Pfarrer zu Oberdietfurt im Pfalzbaierschen. 9) *Verschiedene Nachrichten, Miscellen.* Meistens Localitäten, die auch nur ein locales Interesse haben. — Überhaupt ist nicht zu zweifeln, daſs es auch im katholischen Deutschlande noch viele Prediger giebt, die aus diesem Museum viel Gutes lernen *können*, und es ist zu wünschen, daſs eben so viele dieſs auch *wollen.* Die Feyer der heiligen Tage könnte dadurch besonders an Zweckmäſsigkeit gewinnen. Für Katechetik, Liturgik und specielle Seelsorge bedarf diese Zeitschrift künftig mehrerer und besserer Beyträge.

d.

Leipzig, b. Weygand: *Sammlung abweichender Vorstellungen der neutestamentlichen Schriftsteller über einen und denselben Gegenstand.* Ein freymüthiger exegetischer Beytrag, zur näheren Würdigung der christlichen Bibel. 1803. I Theil 13½ Bog. II Theil, nebst einer Abhandlung über Emanation und Pantheismus der neutestamentlichen Schriftsteller. 12½ Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.).

Neuere Gelehrte haben zugegeben, was ältere Theologen nach ihren höheren Begriffen von Theopneustie durchaus leugnen muſsten, daſs sich wahre Widersprüche nicht nur in historischen, sondern auch dogmatischen Stellen des A. und N. T. finden; und die neuesten Bearbeiter der biblischen Theologie haben sich deswegen angelegen seyn lassen, die abweichenden religiösen Vorstellungen Jesu nach den drey ersten Evangelisten, und nach Johannes; dann jene eines Paulus, Petrus etc. bemerkbar zu machen, und die Regel gegeben, daſs nur das zur eigentlich streng so genannten christlichen Lehre gehöre, was erweislich Lehre Jesu war. Diese abweichenden Vorstellungen oder Widersprüche wollte der Vf. des anzuzeigenden Buchs zusammenstellen, und sein Urtheil über ihre Entstehung fällen, damit man alles auf Einen Blick übersehen, und gründlicher darüber urtheilen könne. Wir müssen diesen Endzweck des Vf. billigen, wie wir auch gerne gestehen, daſs wir an ihm Einen kenntniſsreichen und talentvollen Mann gefunden haben, der bey dem vielen Bekannten, das er vorträgt, auch nicht wenige neue Ideen, Hypothesen und Erklärungsversuche dem prüfenden Leser mitgetheilt hat, so daſs es Niemanden gereuen wird, diese Schrift, die noch dazu sehr deutlich oder in einem flieſsenden Vortrag geschrieben ist, zu lesen. Nur müssen es Männer seyn, welche Prüfungsgeist besitzen, und nicht alles auf Treue und Glauben annehmen. Der Vf. hat in jedem Bändchen 22 Widersprüche gerügt, welche er in den Schriftstellern des N. T. gefunden zu haben glaubt, wovon aber in dem zweyten Band einige nicht das Theoretische, sondern Historische betreffen, die uns eigentlich nicht hieher zu gehören

sche:

scheinen, und die sich sonst noch hätten vermehren lassen.

Aber indem wir dem Buche dieses verdiente Lob ertheilen, und dem Vf. unsere Achtung für seine Kenntnisse bezeugen, die er auch, wenn wir nicht irren, schon in anderen Büchern dargelegt hat: so dürfen wir doch auch nicht verhehlen, dass uns vieles missfallen habe, und dass wir keineswegs glauben, die Streitfrage über die abweichenden Vorstellungen im N. T. sey durch ihn abgethan, oder aufs Reine gebracht. Vielmehr muss dieselbe erst einer weit gründlicheren und ernsteren Prüfung unterworfen werden.

Erstlich missfällt uns, dass er alle citirten Stellen des N. T., welche beynahe den dritten Theil des Buchs ausmachen, nach der *Stolzischen* Übersetzung anführt, nur selten mit einer kleinen Änderung, ohne es mit einem Wort anzuzeigen. So wenig dieses auch an und für sich zu missbilligen seyn mag: so musste er doch billigermassen, vermöge der goldenen Regel: *Jedem das Seine*, in der Vorrede sagen, dass er nach der *Stolzischen* Übersetzung allegire. II. Legt er zu kühn, die späteren jüdischen Begriffe vom Messias, im Buche Sohar oder anderen späteren jüdischen Schriften, den Juden vor Christo bey, da doch von solchen in den Apokryphen, dem N. T. oder der Mischna keine Spur vorkommt. Die Schatzkammer rabbinischer Gelehrsamkeit ist dem Vf. *Schmidts* Bibliothek für Kritik und Exegese. Aber bey weitem ist noch nicht die Frage genugsam erörtert, wie weit es denn erlaubt sey, solche spätere messianische Ideen auch den früheren Zeiten zu leihen. Neuere Gelehrte sind seit einiger Zeit, vorzüglich seit *Corrodi's* Buch über den Chiliasmus, in diesem Puncte viel zu freygebig. III. Setzt er die Apostel des Herrn zu tief herab, und stellt sie ohne hinlänglichen Beweis als zu ungelehrt dar. Um Jesum vom Widerspruch mit sich selbst zu befreyen, müssen meist die Apostel die Schuld auf sich nehmen; sie müssen nach ihrer Ungelehrigkeit den Geist der Rede Jesus nicht gefasst, seine Worte missverstanden, und uns etwas Falsches überliefert haben, so dass man den wahren Geist der Lehre Jesu und seine rein moralische Tendenz nur aus wenigen Bruchstücken, vornehmlich aus der Bergpredigt, noch erkennt. Solche Beschuldigungen müssen doch offenbar erwiesen seyn; es muss kein anderes Mittel der Erklärung geben, wenn man so oft und dreist sie aufstellen will. Aber dieses hat der Vf. meist gar nicht erwiesen. Und doch sollen die Apostel auf der anderen Seite wieder meist mit der höheren jüdischen Theologie bekannt, also gelehrt und ungelehrig zugleich gewesen seyn. Stellt man diesen Grundsatz so uneingeschränkt auf, und wendet man ihn so frey und nach blosser Willkühr an: so muss man alle Hoffnung aufgeben, die wahren Grundsätze Jesu kennen zu lernen. Denn ihre Harmonie mit der gesunden Vernunft reicht nicht hin, weil man dabey voraussetzt, was noch nicht erwiesen ist, sondern erst aus seinen gewiss als ächt erkannten Lehren hervorgehen muss, dass sie mit der Vernunft übereinstimmen. — IV. Hat sich der Vf., indem er nach Widersprüchen haschte, selbst nicht genugsam vor Widersprüchen gehütet. Im ersten Theil N. IX behauptet er, Jesus habe die Abschaffung des mosaischen Gesetzes gelehrt, aus Matth. 9, 16. 17. 15, 11. Joh. 4, 21. 23. 24. „Matth. 9 sagt Jesus ausdrücklich, dass die alte Religionsverfassung mit der von ihm gestifteten neuen unverträglich sey, und bricht eben dadurch der mosaischen den Stab. Joh. 4 erklärt Jesus bestimmt, dass Gott nur durch eine gute Gesinnung verehrt werden könne, und nicht durch das Ceremonialgesetz, welches er demnach für ungültig erklärte." Diesem widerspricht er im zweyten Theil S. 67: „Durch einen neu einzuführenden Ritus hätte er die Feyer des Pascha aufgehoben. Diess wollte er aber nicht. Dieses Fest sollte beybehalten werden, wie die ganze mosaische Verfassung, Matth. 5, 17." Und S. 88: „Dieser Wille Jesus in Absicht der Beybehaltung der Zehnten wird um so einleuchtender, wenn man die dritte Stelle in Erwägung zieht, nach welcher Jesus das mosaische Gesetz nichts weniger als abgeschafft, sondern nach der Grundidee desselben ganz beobachtet wissen will, wie diess schon anderwärts gezeigt wurde." Ja schon im ersten Theil S. 171—75 beweisst er, dass Jesus die Beybehaltung des mosaischen Gesetzes wollte, und nur Paulus ganz anderer Meinung war. So schnell, schon nach Niederschreibung weniger Bogen, hat der Vf. seine Meinung geändert, und nicht einmal den Widerspruch mit sich selbst angezeigt? Um nicht zu weitläuftig zu werden, mag dieses einzige Beyspiel genügen, aber Rec. hat sich mehrere ausgezeichnet. — *Endlich* hascht der Vf. zu sehr nach Widersprüchen, und giebt sie gleich dem ersten Anschein nach dafür aus, ohne einen Vereinigungsversuch zu machen. Schon die Manier ist zu frivol, mit welcher er im II Theil seine Untersuchung ankündigt: „Jeder hat seinen eigenen Hang, und seinen eigenen Geschmack. Ich hatte nun einmal den Hang, *Jagd zu machen* auf widersprechende Vorstellungen der neutestamentlichen Schriftsteller, und fand daran vorzüglichen Geschmack." „Zweifel gegen theoretische Religionssätze werden in jedem denkenden Menschen ohnehin aufsteigen, — so fand ichs auch bey *verrosteten* und *verlegenen* Landpredigern." Auch ist hin und wieder der Ton widerlich und unanständig: S. 129 II Th. ob Paulus über die Dämonen sich nur accommodire oder nicht, ist ein gordischer Knoten. Beherzigung verdient aber die durch die Erfahrung als richtig erfundene Anmerkung, dass jeder Mensch in Ansehung des Wissens sein *eigenes Steckenpferd reitet*. — Theologen, welche über Bibel und Religion sprechen, sollen eine gesetzte und ernste Sprache führen. Wer bey einer gelehrten Untersuchung auf etwas Jagd macht, der findet leicht mehr, als wahr ist. So ging es dem Vf.; er sah überall Widersprüche, auch, wo andere Menschen keine entdecken, oder den Schein leicht heben können. Es mussten ja 2 Bändchen gefüllt, und in jedem

jedem, der Symmetrie wegen, 22 aufgestellt werden! Beyspiele sollen dieses beweisen.

Nr. V und VII. Wer die Welt richtet? nach einigen Stellen Gott, nach anderen Jesus; und wer die Welt erschaffen hat? nach einigen Gott, nach Johann und Paulus der Logos, der Sohn Gottes. — Hier hebt das eine das andere nicht auf, denn es heisst, dass Gott durch Christum die Welt richte, und sie durch den Logos geschaffen habe. *Quod autem quis per alium facit, id ipse fecisse dicitur.* Nur so viel ist hier abweichende Vorstellung des Johannes und Paulus, dass sie das Θειον in Christo als vorweltlich, nach orientalischer Philosophie, und für sich bestehend dachten. IV. Jesus sprach sich Allwissenheit ab, seine Apostel legten sie ihm bey. — Das letzte beweisen die angezogenen Stellen nicht. Joh. 2, 24. 25. Joh. 21, 15 — 17 reden nur von Jesus Menschenkenntniss. Gesetzt aber auch, sie sprächen von Allwissenheit, so ists ja nur das Urtheil anderer über ihn. Gehörte aber dieses von den seinigen abweichende Urtheil hieher: so gehörten auch andere hieher, z. E. dass er sich für Christum hielt, andere ihn aber nicht dafür hielten. VI. Wann Jesus sein Daseyn erhalten hat? Nach Matth. und Luk., als ihn Maria vom heiligen Geist empfing. Nach Joh. hat er existirt, ehe die Welt geschaffen war. — Matth. und Luk. reden von dem Menschen Jesu, Joh. von dem göttlichen Logos, der sich nach seinen ihm eigenen Philosophemen mit dem Menschen Jesu vereiniget hat. VIII. Wodurch erhält man Vergebung der Sünden? Nach Jesus durch Besserung und Erfüllung des Willens Gottes; nach den Aposteln durch den Opfertod Jesu. — Es ist bey weitem noch nicht ausgemacht, dass nicht auch Jesus selbst Matth. 20, 28. Joh. 10, 15. 17. 18. 3, 14 — 17, sich als *victimam piacularem* vorgestellt habe. Und Matth. 26, 28 ist nicht mit einem kühnen Machtspruch abgefertigt, dass es eigner Zusatz des Evangelisten sey. Wenn es aber auch gewiss wäre, so kann man doch nicht sagen, dass die Apostel nur Glauben an den Versöhnungstod Jesu fordern, Besserung aber ausschliessen. X. Der Urheber guter Gesinnungen ist bald Gott, bald der göttliche Geist, — weil dieser mit Gott eins ist, denn der Hebräer dachte sich darunter die göttliche Wirksamkeit, die er gerne personificirte. XI. Wer böse Gesinnungen wirkt? das einemal sagt Jesus: aus dem Herzen kommen arge Gedanken; und Jakob. lehrt: ein jeder wird durch seine eigenen Lüste zum Sündigen verführt. Ein andersmal fährt der Satan dem Judas ins Herz, sucht den Unglauben ins Herz zu pflanzen, erregt verfolgungssüchtige Gedanken. — Hieraus schliesst man sonst, weil doch Jesus sich nicht selbst wird widersprochen haben, auf eine Bequemung zu den Volksbegriffen und zu der Volkssprache. Aber wir wollen zugeben, dass dieses nicht einmal der Fall ist, und doch finden wir hier keinen Widerspruch. Nur schwere Verbrechen und Sünde leitete der Jude von der Einwirkung des Satans ab, und diese waren Verrätherey des Lehrers und Freundes, Apostasie etc. Andere Sünden entstanden nach ihrer Meinung aus dem eigenen Herzen des Menschen. XII. In Ansehung der Nichtchristen, ob sie als solche verdammt werden? Marc. 16, 16. Joh. 3, 18. 36 wird es bejaht, Act. 10, 34. 35 verneint. — Die ersteren Stellen sprechen nur von solchen, welche Jesu Lehre nicht annehmen, ob sie gleich Gelegenheit gehabt haben, sie kennen zu lernen. Und Act. 10, 34. 35 beweisst nichts für die Seligkeit der Heiden, wie der Vf. an einem anderen Ort selbst bekennet.

Zweyter Theil. Nr. I. ob der Christ bey redlicher Tugenderfüllung auf Belohnung Anspruch machen könne? Nach Luk. 17, 7 — 10 und Matth. 6, 33 auf keine, nach anderen vielen Stellen auf eine grosse Belohnung. — Jesus verbietet Lohnsucht, aber er verheisst Lohn aus freyer Gnade Gottes. Der Mensch soll Tugend aus Pflicht üben, aber Gott wird ihm eine derselben proportionirte Glückseligkeit schenken. Ist denn dieses ein Widerspruch? II. Wer versucht zum Bösen? der Satan; Gott, Matth. 6, 13. — Hätte doch der Vf. zu den Worten: Führe uns nicht in Versuchung, noch das Folgende gelesen: *αλλα ῥυσαι ὑμας απȣ τȣ πόνηρȣ, a malo spiritu*, so würde er die Lösung des gesuchten Widerspruchs von selbst gefunden haben. III. Ob Dämonen Krankheiten erregen? In den Erzählungen von den Dämonischen wird die Frage von Jesu bejaht, Matth. 7, 21. 22 verneint er sie indirecte. Denn wenn er die Einwirkung des Teufels auf die Seele des Menschen leugnet, so verneint er auch seine Einwirkung auf den Körper. — Wir haben oben bey Nr. XI darauf geantwortet.

Mehreres wollen wir nicht anführen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Nur empfehlen wir dem Vf. noch, das griechische Genus besser zu beobachten. Er schreibt immer der *πνευμα ἅγιον*, S. 47, und supplirt S. 63 *τȣτο*, sc. *αρτον*.

Y. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Darstellung einiger offenbaren Sünden gegen das siebente Gebot, mit klaren Beweisen aus heiliger (der heiligen) Schrift versehen, die aber von manchen Menschen, aus Vorurtheil und der langen Gewohnheit wegen, nicht für Sünden gehalten werden, und doch so vielen Schaden thun, vorzüglich für Land-Schulen und Land-Gemeinden geschrieben.* 1803. 168 S. 8. (2 gr.). Herzlich gut mag es der Vf., der sich in der Vorrede als einen Landprediger schildert, mit seinen offenbaren Sünden meinen; aber wir können nicht umhin, diese Broschüre selbst unter die unerkannten Autor-Sünden zu zählen. Er hätte erst *Reinhard's* treffliche Schrift über den Werth der Kleinigkeiten in der Moral studiren, und dann erst eine Casuistik über das siebente Gebot versuchen sollen. Die Kunst, sich bestimmt und deutlich auszudrücken, versteht der Vf. noch gar nicht. Von seiner Schreibart mag die erste Periode S. 5 eine Probe ablegen: „Im siebenten Gebote verbietet Gott überhaupt den Diebstal, dass wir die Güter unseres Nächsten nicht heimlich entwenden, veruntreuen, oder beschädigen sollen; also ist jede heimliche Entwendung, jede heimliche Veruntreuung, jede heimliche Beschädigung der Güter unseres Nächsten, er mag sie nun im Hause, in den Feldern, Wiesen, Gärten oder Holze haben, ein offenbarer Diebstal, und also im siebenten Gebote durchaus von Gott verboten."

— R —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 NOVEMBER, 1805.

JURISPRUDENZ.

1) Jena, in d. akad. Buchh.: *Acten-Stücke nach sämtlichen Arten des gerichtlichen Verfahrens in Straffachen, zum Behuf einer anschaulichen Erläuterung der Theorie dieses Processes, ingleichen unmündliche und schriftliche Vorträge aus Criminal-Acten zu fertigen, in der Form schriftlicher Acten gedruckt, auch um als Formularbuch zu dienen, mit einem Register versehen.* Erste, acht Stücke, in zehn Fascikeln, nebst sieben Beylagen, als Vertheidigungs-Schriften und dergleichen enthaltende Abtheilung; von D. *Johann Kaspar Gensler*, Herzogl. Sachs. Coburg-Saalfeld. Justizrath, ord. öff. Lehrer des Rechts, des Herzogl. Sächs. gemeinschaftl. Hofgerichts, so wie auch der Spruchcollegien des Schöppenstuhls und der Juristen-Facultät zu Jena Beysitzer. 1805. 155 Bog. fol. (5 Rthlr.)

2) Ebendas.: *Sächsische Civil-Acten-Stücke, verhandelt nach den Process-Vorschriften und Gerichtsgebrauch sämtlicher Herzogl. Sächsischen Lande, zum Behuf a) einer anschaulichen Erläuterung des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechts-Streitigkeiten, ingleichen b) mündlicher und schriftlicher Relationen, auch c) um als Formularbuch zu dienen mit einem Register versehen.* Erste, sechs, nach den Regeln des ordentlichen, bürgerlichen Process (Processes) verhandelte Stücke, in dreyzehn Fascikeln, nebst acht Beylagen, in sich fassende Abtheilung, von D. *Johann Kaspar Gensler* u. s. w. und D. *Karl Heiligenstädt*, Privat-Rechtslehrer, Hofgerichts-Advocaten, Landschafts-Syndicus, und Beysitzer der Stadtgerichte in Jena. 1805. 172½ B. fol. (6 Rthlr. 12 gr.).

Der schätzbare Vf. dieser beiden Werke, welche, ungeachtet sie zu zwey ganz verschiedenen Sammlungen gehören, doch füglich zusammen beurtheilt werden können, fand bey den praktischen Vorlesungen, die seine vorzüglichsten Berufs-Arbeiten auf der Universität Jena ausmachen, einen Mangel an solchen Acten, auf welche er bey dem Vortrage der Theorie des Processes, gleichsam als auf Belege hätte hinweisen, und die nachher den Zöglingen bey ihren eigenen Arbeiten zum Vorbilde und zu einer Grundlage hätten dienen können. Die bekanntesten gedruckten Sammlungen dieser Art von *Claproth*, *Mereau* u. a. schienen ihm, und wie nicht zu verkennen ist, mit Recht, sowohl ihrer Form als ihrem Inhalte nach, zu wenig zweckmäsig, um sich damit zu behelfen. Die Benutzung geschriebener Acten, welche sonst aus mehreren Gründen am lehrreichsten ist, war mit zu vielen Schwierigkeiten, Kostenaufwand und Verlust verbunden, als dass der Vf. in der Länge und im Grossen damit durchzukommen sich getraute. Er entschloss sich daher, eine eigene Sammlung dieser Art zu veranstalten, und solche so einzurichten, dass die darin sich befindenden einzelnen Schriften, bey den Vorträgen über die Theorie des Processes zu Belegen, und den Lehrlingen zu Mustern dienen, und die Acten selbst zur Abfassung von Relationen gebraucht werden könnten. Auch suchte er ihnen ganz die Form gerichtlicher Acten zu geben, und die Lehrlinge mit diesen, wie mit der Ordnung, in welcher die verschiedenen Handlungen im Process auf einander zu folgen pflegen, bekannt zu machen. Zu jenem Ende ist jedes Acten-Stück besonders gedruckt, mit einem eigenen Umschlage-Bogen versehen, besonders paginirt und überall so eingerichtet, dass es einzeln für sich und ganz so geheftet und gelegt werden kann, als wirklich geführte, geschriebene Acten geheftet oder gelegt zu werden pflegen. Das gewährt allerdings den Vortheil, dass der Lehrling dadurch mit der Structur der Acten auf eine anschauliche Weise bekannt wird. Rec. zweifelt jedoch, dass dieser Vortheil mit dem dadurch verursachten Aufwande in einem richtigen Verhältnisse stehe, indem der angehende Praktiker doch durch die Vorzeigung eines wirklichen geschriebenen Acten-Stücks weit mehr anschauliche Kenntniss von der, ohnehin natürlichen und ohne besondere Anweisung zu erlernenden, Einrichtung der Acten bekommt, als er je durch gedruckte Acten erhalten kann; wenigstens würde der bey dieser Art des Abdrucks beabsichtigte unbedeutende Zweck durch ein einziges, auf eine solche Weise abgedrucktes Acten-Stück vollkommen haben erreicht werden können. Rec. hält diese Bemerkung um so weniger für überflüssig, weil beide Sammlungen noch nicht geendigt sind, und es ohne Zweifel zu der Verbreitung derselben viel beytragen kann, wenn der Preis nicht zu hoch steigt. Überdiess wird diese Betrachtung noch um so wichtiger, weil die Absicht des Vf. auch dahin geht, nicht blofs seinen Lehrlingen zu nützen, sondern auch angehenden Praktikern mit dieser Sammlung ein vollständiges Formularbuch in die Hände zu geben. Rec., welcher freylich nicht viele Formular-bü-

bücher eingesehen hat, kennt auch in der That kein Formularbuch, welches bessere und auf eine zweckmässigere Art gegebene Muster für einzelne juristische Aufsätze darböte, als dieses. Er kann daher diese Acten-Sammlung demjenigen, der eines Formularbuchs bedarf, um so sicherer empfehlen, weil derselben zur Erleichterung des Auffindens einzelner Formulare ein Register angehängt werden soll, und weil sicher zu erwarten steht, dass der Vf. Gelegenheit nehmen wird, die in diesen beiden Sammlungen noch nicht befindlichen Formulare für Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit beyzubringen, dagegen aber zur Ersparung des Raums und der Kosten manche andere, wofür sich bereits Muster finden, weglassen, oder wenigstens nicht *in extenso* abdrucken lassen wird.

Die unter dem ersten Titel begriffene, von Hn. *Genssler* allein veranstaltete Sammlung enthält 8 verschiedene Acten-Stücke, wovon die vier ersten in den verschiedenen Arten des summarischen Processes verhandelt, und alle bis zum Urtheil instruirt sind; nur in Nr. 3 ist schon ein Erkenntniss, wogegen der Verurtheilte vertheidigt werden soll, ergangen. Die vier letzten sind im ordentlichen Process verhandelt; in der ersten davon — Nr. 5. — ist die vollständige General-Inquisition geendigt, und es ist eine Vertheidigungsschrift, zum Behuf der Abwendung der Special-Inquisition, zu entwerfen. Die folgende ist bis zum Erkenntniss instruirt. Nr. 7 gibt ein Beyspiel eines fiscalischen Anklage-Processes, und ist bis zur Duplik, welche statt der Hauptvertheidigung übergeben werden soll, fortgeführt. Nr. 8 enthält das erste Verfahren im Anklage-Process. Angehängt sind noch vier wirkliche Vertheidigungs-Schriften, eine fünfte in die Form einer Bittschrift eingekleidete Vertheidigungsschrift, ein Gesuch um sicheres Geleit, und eine öffentliche Urkunde über ein sicheres Geleit. In dem zweyten Bande sollen ausser einigen, ein völliges Beweis-Verfahren enthaltenden, Haupt-Acten, Beyspiele von einigen anderen besonderen Gattungen des Processes, z. B. des Bann-Processes, und von verschiedenen Arten der Vertheidigungs-Schriften und der in peinlichen Fällen erlaubten Rechtsmittel nachfolgen, um den Lehrlingen Muster für alle dem peinlichen Richter vorkommenden Fälle in die Hände zu geben.

Die zweyte Sammlung, welche Hr. *Genssler* in Gemeinschaft mit Hn. *Heiligenstädt* veranstaltet hat, enthält die erste Abtheilung der Sammlung von Civil-Acten überhaupt, und beschränkt sich bloss auf solche, welche nach den verschiedenen Arten des sächsischen Processes, wie solches in der Vorrede genauer angegeben ist, instruirt sind. Die ersten 4 Acten-Stücke stellen das erste Verfahren im ordentlichen bürgerlichen Processe dar, und sind bis zum ersten Erkenntniss fortgeführt. Das fünfte giebt ein ganzes Productions- und Reproductions-Verfahren bis zum Erkenntniss über selbiges. Das sechste ist bis zum Erkenntniss über das Haupt-Verfahren instruirt. Endlich sind noch 8 Aufsätze angehängt, welche Stoff und Veranlassung zu Exceptions-Schriften und anderen Arbeiten an die Hand geben. Auch diese Sammlung soll noch eine zweyte Abtheilung erhalten, in welcher das Verfahren nach eingelegten Rechtsmitteln, ingleichen das Verfahren in den verschiedenen Arten der summarischen Processe, und endlich ein Concurs-Acten-Stück vorgelegt werden soll.

Schon diese Übersicht giebt es einigermassen zu erkennen, dass diese beiden Sammlungen sich vor allen früheren Sammlungen dieser Art in mehreren Hinsichten auszeichnen, indem die bisherigen Sammlungen von Acten, besonders die bedeutendste von allen, nämlich die Claprothsche, ohne eine bestimmte Ordnung und ohne einen festgefassten zweckmässigen Gesichtspunct zusammengetragen und an einander gereihet sind. Da überdiess die älteren Sammler die Acten grösstentheils ganz so haben abdrucken lassen, wie sie ihnen in die Hände gekommen sind: so finden sich darin alle Fehler und Irregularitäten, sowohl in Ansehung des Processes, als auch des Baues und der Schreibart in den einzelnen Arbeiten, so dass der Lehrling, welcher das Richtige von dem Unrichtigen und das Gute von dem Schlechten nicht gehörig zu unterscheiden im Stande ist, leicht ungewiss gemacht und irre geleitet werden kann. Eben diese Planlosigkeit veranlasst denn auch von der einen Seite unnütze und unnöthige Wiederhohlungen und von der anderen Seite Lücken; es finden sich daher oft für einige Handlungen, besonders für die unbedeutenderen zehn, und für andere seltener vorkommende kein einziges Muster. Bey diesen Sammlungen hingegen liegt ein zweckmässiger wohldurchdachter Plan zum Grunde. Auf diesem Plane ist bey der Aufnahme und Bearbeitung eines jeden Acten-Stücks sowohl, als bey der Aufnahme einer jeden einzelnen Schrift in ein Acten-Stück, Rücksicht genommen, und die Vf., die den Lehrlingen bloss ordentlich und regelmässig geführte Acten in die Hände gegeben haben, sind bemüht gewesen, von einer jeden Handlung und Verfügung, die in einem Processe oder bey Gelegenheit eines Processes vorkommen kann, zu einer passlichen Zeit und an einem schicklichen Orte ein wohleingerichtetes Muster vorzulegen. Überhaupt haben sie die wirklich geführten Acten bloss zum Grunde gelegt, und nur die Thatsachen daraus entlehnt, übrigens aber alle Schriften entweder selbst ausgearbeitet, oder doch so eingerichtet, dass sie für eigene Arbeiten gelten können. Auch sind die von den Vff. gewählten Fälle, sowohl in den Criminal-Acten als auch besonders in den Civil-Acten von solcher Art, dass dabey interessante und vorzüglich für junge Leute anziehende Rechtsfragen in Erwägung kommen, welche zugleich eine mehrfache Ansicht zulassen, und deren weitere Bearbeitung auf mannichfaltige Untersuchungen führen kann. Es lässt sich ferner nicht verkennen, dass die Gründe, welche für die eine oder die andere Ansicht vorgebracht werden können, mit vieler Sach-

Sachkenntnifs und gröfstentheils immer mit gehöriger Würdigung ihres Gehaltes und überhaupt weit vollkommener vorgetragen find, als fie in wirklichen Acten von gewöhnlichen Advocaten vorgetragen zu werden pflegen. Das Studium diefer Acten wird alfo auch für den Lehrling unterhaltend und lehrreich feyn, und ihm Gelegenheit geben, bey Ausarbeitung feines Gutachtens feine Beurtheilungskraft anzuftrengen und an den Tag zu legen. Es würde auch unbillig feyn, wenn man den Vff. einen Vorwurf daraus machen wollte, dafs fie in diefen Acten, welche gleichfam als Probe-Acten zu betrachten find, befonders in den Vertheidigungs-Schriften, oftmals Dinge angeführt, Gründe und Gegengründe gleichfam herbeygezogen haben, und in Entwickelungen hineingegangen find, welche fehr wenig zur Sache gehören und zur Entfcheidung derfelben wenig oder gar nichts beytragen, und dann auch oft Behauptungen durch Allegationen beftärkt haben, welche man ihnen auch ohne Autoritäten glauben wird, oder die durch Autoritäten an Richtigkeit nichts gewinnen. Es läfst fich nämlich mit vieler Gewifsheit vorausfetzen, dafs fie fowohl bey den mündlichen Vorträgen über die Theorie der einzelnen Arbeiten, als auch bey der Beurtheilung der von ihren Zöglingen felbft gefertigten Arbeiten, diefe vor folchen Weitläuftigkeiten warnen, und fie in diefer Hinficht anweifen, und es ihnen tief einprägen werden, fich bey einer jeden Arbeit mit dem eigentlichen Zweck derfelben und dem Stoff dazu gehörig bekannt zu machen, und durch eine gründliche Meditation und Beleuchtung des zum Grunde liegenden Gefchäftes, daffelbe von allen andern ähnlichen und verwandten Gefchäften abzufondern und zu unterfcheiden. Dadurch allein wird die unfelige Weitläuftigkeit, und das vage Schreiben in den Tag hinein, welches zu nichts dient, als den Referenten mifsmuthig zu machen, vermieden, und der Arbeiter in den Stand gefetzt, mit Kürze und Sicherheit dasjenige vorzutragen, was zur Erläuterung und Entfcheidung der Sache etwas beyträgt. Ohne Zweifel werden auch die Vff. in den folgenden Abtheilungen, befonders in den Acten, die ein Verfahren in den weiteren Inftanzen enthalten, und daher an und für fich fchon ftärker find, darauf Bedacht nehmen, durch recht kurze, bündige Schriften den Raum zu fparen, und ihren Lehrlingen Acten vorzulegen, welche auch von diefer Seite ihnen zum Mufter dienen können. Dabey kann denn auch Rec. den Wunfch nicht unterdrücken, dafs es den Vff. gefallen möge, etwas mehr auf Reinheit und Präcifion in der Schreibart zu fehen, und nicht Stellen einfchleichen zu laffen, die, wie z. B. S. 7 der Schützifchen Unterfuchungs-Acten: „Wer kann aber die Phantafien berechnen, mit welchen ein Weib von 24 Jahren dann fich befchäftigt, wenn der Gatte abwefend ift? Sie fehen dann bald das ganze Bild ihrer zweyten Hälfte, bald einzelne, diefer zugehörige Sachen an dem gewöhnlichen Orte," u. f. w. die mindeftens gegen den guten Gefchmack find, oder welche, wie S. 45 in den Beylagen: „Es ift auch ein fowohl die Menfchlichkeit entehrender, als der Vernunft und Erfahrung widerfprechender, Grundfatz, dafs jene Verfügung — Arreft nämlich — gegen eine Perfon niedrigen Standes diefer und ihrer öffentlichen Ehre, weniger Nachtheil zuziehe, als Subjecten, die auf einer höheren Stufe äufserer Achtung ftehen. Denn wahre Ehre hat keine Grade" — gegen die Wahrheit und Erfahrung anftofsen. Denn find die Folgen, die es für einen Juftizmann, Officier oder Kaffenbeamten hat, wenn er Diebftahls wegen in Haft geräth, wohl mit denen gleich zu fetzen, die für einen Bauern daraus entfpringen? Stellen der Art, wovon fich mehrere, befonders aus den Märlingenfchen Unterfuchungs-Acten, ausheben liefsen, fetzen offenbar den Werth einer Sammlung, deren Zweck vorzüglich dahin gerichtet ift, dafs Lehrlinge daraus lernen und fich darnach bilden follen, gar fehr herab.

In der Vorrede zu der erften Sammlung trägt Hr. *Genfsler* feine Gedanken über den Werth praktifcher Vorlefungen auf Univerfitäten vor, und giebt die Methode an, welche er dabey befolgt. Er erklärt fich, wie natürlich, für deren Nützlichkeit, und hat darin unftreitig völlig Recht, fo lange die Sache nicht übertrieben wird, und fo lange das Studium der Theorie der Rechtswiffenfchaften nicht darunter leidet, und das Studium der Hülfswiffenfchaften nicht wohl gar darüber hintenangefetzt wird. Gefchieht diefes, und dafs diefes nur zu oft gefchieht, weifs Rec. ganz gewifs: fo werden die praktifchen Vorlefungen auf Univerfitäten mehr nachtheilig als nützlich. Die kurze Dauer des Aufenthalts auf der Univerfität, wohin die jungen Leute, befonders die Juriften ohnehin gewöhnlich fehr zeitig und mit Hülfskenntniffen fpärlich ausgeftattet, zu gehen pflegen, der grofse Umfang der Rechtswiffenfchaften an fich, die Nothwendigkeit mit Hülfswiffenfchaften, befonders mit den Staatswiffenfchaften, bekannt zu feyn, die Unentbehrlichkeit der Kenntnifs neuer Sprachen, laffen gewifs dem fleifsigften wenig Zeit übrig, und es ift daher ein ganz unerfetzlicher Schade, wenn ein ganzes Jahr, oder auch nur ein halbes Jahr, jenen Gegenftänden ganz entzogen, und auf etwas verwandt wird, das eines Theils auch aufserhalb der Univerfität eben fo gut und noch beffer erlernt werden kann, und wobey anderen Theils fich leicht viel Spielerey und Charlatanerie einfchleicht, und kaum zu vermeiden ift. Rec. hat mehrere junge Leute gekannt, welche gar kein Prakticum gehört, oder doch darin fich nicht fehr fleifsig bewiefen, aber dagegen defto ernftlicher fich mit der Theorie in ihrem ganzen Umfange gründlich bekannt gemacht hatten; und diefe wurden bald die trefflichften Gefchäftsmänner; dagegen andere eben fo gute Köpfe, die fich ein ganzes Jahr mit nichts anderem, als mit dem Prakticum abgegeben, und von dem praktifchen Profeffor das vortheilhaftefte Zeugnifs erhalten hatten, im wirklichen Leben — wo überdiefs fo vieles anders ift, als man

es

es sich auf der Universität denkt — allenthalben anstiessen, und sich nicht zu helfen wussten, weil es ihnen entweder an Theorie überhaupt, oder wenigsten an Theorie in den Theilen der Rechtswissenschaft, und an anderen verwandten Kenntnissen fehlte, wovon in dem Prakticum, in welchem — wohl gar mit verachtender Herabwürdigung anderer Wissenschaften — nur auf Civilrecht und Process Rücksicht genommen zu werden pflegt, ihnen nichts vorgekommen war. Rec. kann daher nicht umhin, ernstlich und lebhaft zu wünschen, dass die hohe Meinung, welche jetzt die Studirenden von dem Werthe der praktischen Collegien haben, um ein merkliches herabgesetzt werde, damit nicht das gründliche Studium der Rechtswissenschaften in ihrem ganzen Umfange, noch tiefer herunterkomme, und die ganze Studirart nicht noch gemeiner werde, und damit nicht, zum grossen Nachtheil der Geschäfte, die Zahl der Geschäftsmänner noch grösser werden möge, deren ganze Rechtskenntniss sich auf den Process und auf die Pandekten einschränkt, und welche von den Wissenschaften und Kenntnissen, die einem brauchbaren Beamten und gebildeten Geschäftsmanne eben so nothwendig, ja in unendlich vielen Fällen noch nothwendiger sind, als jene, nichts verstehen, und wohl gar mit einer bedauernswürdigen Verachtung auf selbige hinsehen.

Was die Methode anbetrifft, welche Hr. G. bey seinen praktischen Vorlesungen befolgt: so ist es unstreitig besser, wenn man sich in dem Prakticum mit dem Vortrage der Theorie des Processes nicht abgiebt, sondern solches allein auf die Theorie der Praxis und auf wirkliche Ausübung zur Belebung der vorgetragenen Grundsätze einschränkt. Eben so ist es sehr lobenswerth, dass der Zweck des Hn. G. mehr dahin gerichtet zu seyn scheint, die jungen Leute zum Denken und Urtheilen anzuhalten, und ihren Blick im Allgemeinen zu üben, als ihnen durch vieles Arbeiten eine gewisse Fertigkeit und Routine, oder wohl gar eine gewisse, an sich schon unglückliche Advocaten-Gewandtheit und Schlauheit beyzubringen, wie sonst wohl zum Nachtheil der Richtung der Köpfe und Herzen zu geschehen pflegt. Nach Rec. Dafürhalten, sollte der Zweck eines Prakticums auf Universitäten ganz und gar von dem auf einer Schreibstube verschieden seyn, und bloss dahin gehen, die jungen Leute im Denken und im Ordnen des Erlernten und Gedachten zu üben, und dann ihnen eine gewisse Fertigkeit und Gewandtheit im schriftlichen, allenfalls auch mündlichen Vortrage zu verschaffen. Zu diesem Ende würde es nützlich seyn, wenn die praktischen Übungen nicht bloss auf die letzte Zeit des akademischen Cursus aufgeschoben, sondern wenn den jungen Leuten zweckmässige Gelegenheiten dargeboten würden, wöchentlich etwa einen schriftlichen Aufsatz zu machen, damit sie auf solche Weise mit ihrer mehreren Ausbildung auch im eigenen Arbeiten fortschreiten könnten. Dieses würde nicht nur ohne Nachtheil für das Studium der Theorie, sondern, wenn bey den Aufgaben auf die Collegia Rücksicht genommen würde, welche von den Zuhörern gerade gehört werden, mit bedeutendem Gewinn für selbige, geschehen können; und es würde ihnen auf solche Weise nebenbey mehr von wahrer allgemeiner praktischer Bildung gegeben werden können, als nach der jetzigen Verfahrungsart mit Aufopferung eines ganzen oder halben Jahres geschehen kann. Es müsste dabey freylich von der Idee, die jungen Leute auf der Universität zu gewandten Advocaten oder geübten Richtern bilden zu wollen, mehr und ganz abgegangen werden, eine Idee, welche ausserdem, dass sie in den Zweck der akademischen Studien an und für sich schon nicht passt, auch desshalb unglücklich ist, weil sehr wenige Jünglinge ihr künftiges Schicksal vorauswissen, und weil nicht nur dasjenige, was einen guten Advocaten macht, für einen guten Richter sehr wenig taugt, sondern auch alles, was zur eigentlichen Routine gehört, in jedem Lande, ja in jedem kleinen Geschäftskreise verschieden ist, und daher durch den Universitäts-Unterricht sehr wenig, was nachher wirklich brauchbar ist, gegeben werden kann. Wie viele junge Leute kommen denn auch wohl gleich, wenn sie die Universität verlassen haben, in eine Lage, wo sie nicht unter oder neben anderen stehen, von welchen sie alles, was zur Geschäftsführung selbst gehört, lernen können und lernen müssen! Wie wenige finden aber Gelegenheit, nachher das nachzuholen, was sie in der Erlernung der Theorie versäumt haben! — Doch Rec. will abbrechen, weil er doch in einem Zeitalter, worin alles aufs Praktische berechnet ist, und nichts einen Werth hat, wovon sich nicht der ganz unmittelbare Nutzen jedem, auch dem gemeinsten Auge darstellt, schwerlich Gehör finden wird.

pp.

Neue Auflagen und Fortsetzungen schon beurtheilter Schriften.

ERDBESCHREIBUNG. *Riga*, b. Hartmann: *Bergmanns nomadische Streifereyen unter den Kalmucken, in den Jahren* 1802 *u.* 1803. 3 Th. 1804. 302 S. 8. 4 Th. 1805. 355 S. 8. S. Recens. der beiden ersten Thle. 1804. Nr. 227.

Berlin, b. Quien: *Neueste geographische Darstellung aller Länder der Erde, nebst einer statistischen Tabelle vor den vornehmsten Staaten.* 1805. 3 Aufl. 1 Bog. fol. (8 gr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1803. Nr. 73.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Handbuch der neuesten Geographie für Akademieen, Gymnasien und für anderweitige Freunde dieser Wissenschaft, nebst Einleitung in die mathematische und physikal. Erdbeschreibung und vollständigem Register.* 2 Thle. 9 verbesserte und vermehrte Aufl. 1805. 8. S. Recens. der 8 Aufl. 1804. Nr. 69.

Halle, b. Dreyssig: *Beschreibung aller Länder, Völker und Städte der Erde.* 9 u. 10 Bd. Mit Landkarten und Kupfern. 4. umgeänderte Aufl. ohne Jahrz. 22 Bog. (1 Rthlr. 12 gr.) S. Recens. des 1 Bd. 1805. Nr. 19.

LITERATURGESCHICHTE. *Lemgo*, in d. Meyerschen Buchh.: *Das gelehrte Deutschland*, oder *Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller.* Angefangen von *Georg Christoph Hamberger*, Prof. der gelehrten Geschichte auf der Universität zu Göttingen. Fortgesetzt von *Joh. Georg Meusel*, königl. preuss. und fürstl. quedlinburg. Hofrath, ord. Prof. der Geschichtskunde auf der Universität zu Erlangen, etc. 11 Bd. 5 durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. VIII. 756 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) S. Rec. der ersten zehn Bde 1804. Nr. 234.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 5 NOVEMBER, 1805.

JURISPRUDENZ.

Landshut, b. Krüll: *Auserlesene Rechtsfälle und Ausarbeitungen*, vom Hofr. und Prof. *Gönner* zu Landshut. Dritter Band. 1805. 468 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Männer, welche, wie der Herausgeber dieser Rechtsfälle und Ausarbeitungen, sich durch andere Schriften einen bedeutenden Namen erworben haben, müssen es voraussehen, dass man Schriften, welche sie dem Publicum übergeben, und demselben noch dazu als *auserlesene* Arbeiten ankündigen, mit vorzüglicher Erwartung in die Hand nimmt, und dass man es übel empfindet, wenn nicht bloss diese Erwartungen nicht befriedigt, sondern wenn nicht einmal diejenigen Foderungen erfüllt werden, die man billig an jeden machen kann, welcher mit Arbeiten von einer Gattung hervortritt, von der man bereits sehr viele vorzügliche Muster besitzt. Denn, ohne unbillig zu seyn, und nach der eigenen Äusserung des Hn. G. S. IV der Vorrede, kann man doch verlangen, dass jeder, oder doch wenigstens der grösste Theil, der in einer solchen Sammlung aufgenommenen Aufsätze, insbesondere, wenn solche mehrere Seiten und Bogen einnehmen, entweder in Ansehung des Gegenstandes, oder in Ansehung der Form ein nur einigermassen allgemeines Interesse habe. Diess ist aber bey den in dieser Sammlung aufgenommenen Aufsätzen keinesweges der Fall. Beynahe die Hälfte derselben ist in gar keiner Hinsicht merkwürdig, sondern enthält ganz alltägliche, durch nichts sich auszeichnende Relationen aus uninteressanten confusen Acten, mit einem eben so uninteressanten, oft sehr kurzen Gutachten über die einzelnen Punkte, dergleichen ein jedes Mitglied eines Spruch- oder Justiz-Collegiums bey Dutzenden aufzuweisen hat. Die übrigen nicht so ganz unbedeutenden, sind grösstentheils alle mit so vielen weitläuftigen Acten-Auszügen und Wiederholungen angefüllt, dass dadurch ihr Werth gleichfalls sehr herabgesetzt wird, so dass nur etwa zwey oder drey von den in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätzen, auf das Prädicat *auserlesener* Anspruch machen können. Auch kann Rec. zu einem anderen Urtheile nicht dadurch bestimmt werden, dass der Vf. auch auf angehende Geschäftsmänner Rücksicht genommen habe, und ihnen zeigen will, wie man sich in Bearbeitung der Geschäfte jeder Art verhalten müsse. Denn diese Rücksicht schliesst doch eines Theils nicht alle anderen Anforderungen, welche man an einen auserlesenen Rechtsfall machen kann, aus, anderen Theils sind der Relationen, welche zum Muster dienen können, bereits genug in der Welt; und wer etwa keine gedruckte besitzt, und doch eines Musters bedarf, mag sich nur von einem ganz gewöhnlichen Mitgliede eines Collegiums die erste und beste Relation geben lassen, sie wird ihm eben so viel nützen, als Nr. 29. 30. 32. 34. 36. 38.

Der vorliegende dritte Band enthält nur 13 Aufsätze. Der erste, Nr. 28, ist seiner Stelle völlig würdig. Es wird darin aus Gründen, die einen jeden nicht ganz Blinden überzeugen müssen, auseinandergesetzt, dass nach aller Vernunft und auch nach den Grundsätzen des katholischen Kirchen-Rechts eine Ehe nichtig seyn müsse, wenn sich die Braut zur Zeit der Eingehung derselben von einem dritten schwanger befunden habe. Vorausgeschickt sind einige Bemerkungen über die katholischen Ehegesetze, über ihre Härte und Zweckwidrigkeit, welche der Beherzigung der Gesetzgeber sehr würdig sind. Besonders ist dasjenige, was darin über die Scheidung von Tisch und Bette gesagt wird, so einleuchtend, dass man wirklich kaum begreifen kann, wie diess unselige Institut, welches dem Staate, der häuslichen Glückseligkeit und der ganzen Sittlichkeit so schädlich ist, und zu so unglücklichen Verbindungen führt, immer noch in aufgeklärten katholischen Staaten bestehen kann. Gewiss sind unzähliche Institute der katholischen Kirche, gegen welche geeifert wird, und die ein oft unüberlegter, grausamer Reformationsgeist vernichtet, weniger schädlich und für den armen Menschen so drückend, als dieses. Nr. 29 gehört zu den ganz unbedeutenden, und ist mit Nr. 30 und 32, welche beiden letzten eine Process-Sache betreffen, des Abdrucks nicht werth. Nr. 31 untersucht die Gültigkeit einer Observanz, bey einer Ehe unter verschiedenen Religions-Verwandten, die priesterliche Trauung ohne Proclamations- und Dimissions-Zeugnisse des ordentlichen Pfarrers einer der Brautpersonen, vom ordentlichen Pfarrer des anderen Brauttheils zu verrichten. Diese Abhandlung ist nicht ohne Interesse, und zeugt von der liberalen und billigen Denkungsart des Vf.; doch hätte von dem Factischen, und von dem Inhalte der Acten, unbeschadet der Sache vieles wegbleiben können, weil die Entscheidung weit mehr *ex jure* als *ex facto* hergenommen ist, auch insofern nur einiges Interesse haben kann. Nr. 33 ist ein Gutachten über die Vorbereitungen zu dem Vergleiche aller

aller nachbarlichen Differenzien zwischen dem fürstlichen Hochstift Bamberg, und den königlich-preussischen Fürstenthümern Ansbach-Bayreuth. Dieser Aufsatz, welcher im J. 1796 gefertiget wurde, zeigt von der einen Seite, wie das preussische System mit dem System der gemischten Territorien unverträglich, und wie Nachgiebigkeit von Seiten mindermächtiger Staaten gegen mächtigere Nachbaren das einzige Mittel sey, gegen sie bestehen zu können; von der anderen Seite sieht man daraus, wie ernstlich es sich der Vf. angelegen seyn lassen, an das Vergleichs-Geschäft wohl vorbereitet zu gehen, um so viel zu retten als möglich war. Übrigens enthält der Aufsatz für den Leser sehr wenig lehrreiches, weil darin alles nur wie in einer Tabelle kurz berührt ist, und Rec. läfst es dahin gestellt seyn, ob Geschäftsmänner, welche zu ähnlichen Ausgleichungen nachbarlicher Irrungen gebraucht werden, dadurch auf Ideen und Gesichtspunkte aufmerksam gemacht werden können, welche ihnen ohnedem entgangen wären. Der Vf. glaubt diefs in der Vorrede; doch möchte es immer zweifelhaft seyn, weil man zu solchen Geschäften doch gewöhnlich die unterrichtetsten und gewandtesten Leute zu nehmen pflegt, und des Vf. Bemerkungen doch alle ziemlich sich von selbst ergeben. Nr. 34. Ein nicht bedeutender Vortrag mit Gutachten über das Eigenthum und das Beholzungsrecht einiger Hutanger, und einen desshalb zwischen der Hofkammer und der betheiligten Gemeinde abzuschliessenden Vergleich. Interessanter ist Nr. 35, worin ein schätzbarer Beytrag zu der Lehre von den Entschädigungen enthalten ist, welche die jetzigen Besitzer einzelner Landestheile den ehemals darin angestellt gewesenen Dienern zu leisten haben. Ein Hr. *von Reigersberg*, welcher Oberamtmann der fürstlich-würzburgischen Ämter Ripberg, Hartheim und Freudenberg gewesen war, und aus jedem Amte besondere Emolumente gezogen hatte, verlangte von dem gräflich-werthheimischen Hause, an welches das Amt Freudenberg gekommen war, eine Entschädigung, ungeachtet er, ohne besondere Veranlassung, in fürstlich-leiningische Dienste als Regierungspräsident getreten war, und die an Leiningen gefallenen Ämter, Ripberg und Hartheim, behalten hatte. Der Vf. zeigt sehr gründlich und ganz dem Reichs-Deputations-Schlufs von 1803 gemäfs, dafs diese Forderung durchaus ungegründet sey. Wenn übrigens S. 207 gesagt wird, dafs es mit dem landesherrlichen *jure de non evocando* unvereinbar sey, dafs die werthheimischen Unterthanen des Amtes Freudenberg nach Miltenberg — ins Leiningische — gehen sollten: so möchte wohl dagegen gesagt werden können, dafs ein aufser dem Territorio wohnender Richter desshalb noch kein fremder Richter, sondern immer noch Richter des Staats ist, der ihn angestellt hat, und in welchem sein Gerichts-Sprengel liegt, und daher, wenn nicht andere Gründe gegen eine solche Irregularität wären, das *jus de non evocando* derselben wohl eben nicht entgegenstehen dürfte. Auch ist es desshalb, weil ein Beamter oder Verwalter eines Gerichtes sein *domicilium ordinarium* aufserhalb dem Territorio hat, nicht nothwendig, dafs er dort auch seine Gerichts-Geschäfte verrichte; vielmehr sollten diese immer in dem eigentlichen Gerichtsbezirke vorgenommen werden. Nr. 36 ist ganz unbedeutend, ein weitläuftiger Auszug aus confusen Acten, über einen uninteressanten Fall, dessen ganze Entscheidung auf der Wahrheit oder Unwahrheit der Thatsachen beruhet, und in keiner Rücksicht des Raumes von 48 Seiten werth. Nr. 37 ein nicht ganz uninteressanter Beytrag zu der Lehre von der Verbindlichkeit der Statuten für Exemte in Ansehung der in der Commun befindlichen Besitzungen. Diese Frage, welche hier bey Gelegenheit eines Streites eines Collegiat-Stiftes zu Heiligenstadt gegen Burgermeister und Rath der Stadt Heiligenstadt in Untersuchung gezogen worden, ist nach Rec. Dafürhalten sehr richtig entschieden, doch würde der Aufsatz an Interesse gewonnen haben, und nützlicher geworden seyn, wenn nicht ein so weitläuftiger Acten-Auszug vorausgeschickt, und sogar dasjenige hineingebracht wäre, was durch eine Erkenntnifs auf eine bessere Einlassung zu den Acten gekommen war, und wenn der Vf. tiefer in die rechtlichen Grundsätze eingegangen wäre, und daraus die Entscheidung so ordentlich entwickelt hätte, wie solches bey Nr. 39 geschehen ist. Nr. 38 ist eine an sich ganz unbedeutende Criminal-Relation, allein die Entscheidung ist desto merkwürdiger. Die bambergische Juristen-Facultät, deren Organ Hr. *G.* hier ist, verurtheilt einen Dieb zu einer dreyjährigen Zucht- und Arbeitshaus-Strafe, nach vorhergegangener öffentlicher Ausstellung am Orte des verübten Diebstahls. Dann setzt sie hinzu: Bey dieser Strafe setze sie voraus, dafs die Einrichtung des Zucht- und Arbeitshauses so gut sey, dafs der Verbrecher durch seine Handarbeit sich seinen Lebensunterhalt erwerben könne. Sollte diefs der Fall nicht seyn, so sey der Verbrecher zum Soldatenstande auf doppelte Capitulation, 6 oder 8 Jahre oder in Friedenszeiten auch 12 Jahre, wenn es seine Leibes-Constitution zulasse, abzugeben. In diesem Falle solle auch der Verbrecher mit der öffentlichen Ausstellung verschont werden, weil der Soldatenstand solche öffentlich erklärte Verbrecher aufzunehmen, Bedenken trage; sie sey zwar nicht der Meinung, fährt sie fort, dafs Diebe unbedingt und in allen Fällen unter die Soldaten zur Strafe abzugeben seyen, weil, wenn sie bösartige Menschen wären, sie die beste Gelegenheit, ihr schändliches Gewerbe fortzutreiben, erhielten; allein der gegenwärtig zu bestrafende Verbrecher sey nicht so bösartig. Die Juristen-Facultät zu Bamberg, welche von der Regierung zu Mergentheim um die Abfassung eines *rechtlichen* Gutachtens gebeten war, hält sich also für ermächtiget, eine ganz neue Gattung von Strafe, wovon weder in der Carolina, noch sonst in einem allgemeinen peinlichen Gesetze etwas steht, zu bestimmen, und überschreitet also auf eine sehr auffallende Art die Pflichten eines Richters! Dieser ist näm-

nämlich, wie Hr. G. selbst im ersten Theile seines *Handbuchs des deutschen gemeinen Processes* S. 221 2 Ausg. sehr gut sagt, ein Diener der Gesetze, der nach den bestehenden Gesetzen sein Verfahren und seine Aussprüche einrichten müsse. — Wie verträgt sich diese Entscheidung mit des Vf. ebendaselbst aufgestelltem Grundsatze: Neuerungssucht in Justizcollegien ist der erste Justizfeind, welcher an die Stelle des Gesetzes die vage Willkühr substituirt. Wenn der Staat eine vorhandene Gesetzgebung für schädlich erkennt, so ändere er sie ab; ohne diese Abänderung ist eine Abweichung der Justizcollegien von der gesetzlichen Norm allemal eine Beugung des Rechts, gemeinschädlich für den Staat. Woran soll man sich halten, an diesen Grundsatz, oder an jenes Beyspiel? Wie kann Theorie und Praxis jemals in ein richtiges Verhältniss kommen, wenn einer und derselbe Mann in dem Lauf eines Jahres eine solche Inconsequenz dem Publicum vorlegt! Wenn doch überall die Juristen-Facultäten ihren Zweck und ihre Rechte und Pflichten gehörig vor Augen behielten, und sich nicht in das Gebiet der Gesetzgebung unaufgefordert verlören, wobey so oft Rücksichten reiflich erwogen werden müssen, und Kenntnisse des Details und Locals nöthig sind, die ihnen nothwendig abgehen müssen! So wird es z. B. der Soldatenstand, dieser Stand, dessen Zierde und Zauberwort die Ehre ist, der Juristen-Facultät zu Bamberg sicher keinen Dank wissen, wenn sie einen Menschen, den sie einer dreyjährigen Zuchthaus-Strafe und der öffentlichen Prangerstellung würdig hält, ihm zuwenden will. Nr. 39 enthält wieder eine weitläuftige Relation über einen im *possessorio* geführten Rechtsstreit, doch entschädiget das vorzüglich gründlich und ordentlich ausgearbeitete Gutachten den Leser einigermasen für den einige 30 Seiten einnehmenden grösstentheils unnützen Acten-Auszug. Die letzte Abhandlung ist ein interessantes Gutachten des Hn. Hofgerichtsraths *Merz* über die Frage: ob einzelne Ordensgeistliche nach Aufhebung ihrer Klöster auf das ihnen zufallende Vermögen einen Anspruch haben. Diese Frage ist jedoch in dem Gutachten nicht von allen Seiten beleuchtet, sondern es wird darin nur untersucht, ob Ordensgeistliche, die nach Aufhebung ihrer Klöster vom Staate eine Pension ziehen, diejenigen Erbschaften, welche dem Kloster, wenn solches nicht aufgehoben wäre, zugefallen seyn würden, selbst erwerben können, oder ob solche dem Staate anheimfallen, welcher ihnen die Pension reicht. Die Frage wird aus sehr richtigen Gründen zum Vortheil der Ordensgeistlichen beantwortet, und es ist diese Materie von so vielen Seiten in dieser Abhandlung geprüft worden, dass keinem einigermasen unbefangenen Richter noch ein Zweifel übrig bleiben wird. Man verzeiht auch dem Vf., der für seinen Gegenstand mit Wärme eingenommen ist, die Weitläuftigkeit und das Bestreben, den Gründen, welche die Sache ganz erschöpfen, noch andere Unterstützungsgründe beyfügen zu wollen, um so lieber, wenn man erwägt, dass er die Sache des Schwachen und ohnehin schon Gedrückten, gegen den Mächtigern, den der Eigennutz leicht zu einer entgegengesetzten Meinung verleiten könnte, vertheidiget. pp.

Halle, b. d. Vf.: *Grundriss des deutschen Staats- und Völkerrechts.* Mit Beziehung auf *Pütters* Institutionen und *Leists* Lehrbuch des deutschen Staatsrechts und von *Römers* Lehrbuch des Völkerrechts der Deutschen. Vom Prof. *König* in Halle. 1803. 263 S. 8.

Da der Vf. im Pütterschen Lehrbuche zuviel Geschichte und im Römerschen zuviel eigentliches Staatsrecht fand, auch mit der Methode des Leistischen, besonders wegen der Einmischung des Völkerrechts, nicht ganz zufrieden war: so entwarf er zu Vorlesungen diesen seinen eigenen Grundriss, mit Hinweisung auf jene Lehrbücher, welcher 1) das Staatsrecht, und in einem Anhange das Staats-Lehnrecht, Criminalrecht und Kirchenrecht, 2) das Völkerrecht, und in einem Anhange das Völker-Lehnrecht, Criminalrecht und Kirchenrecht, 3) die deutsche Staatspraxis enthält. *Pütter* gab schon *tabulas juris publici synopticas* heraus. Die Nützlichkeit derselben lässt sich nicht bezweifeln, wenn sie sich durch richtige Begriffe, logische Eintheilung, ohne Zersplitterung, und zweckmäsige Vollständigkeit, ohne Wiederholung, auszeichnen.

In der Einleitung verbindet der Vf. mit dem Begriff des deutschen Staatsrechts sogleich die Lehre von den Quellen und Hülfsmitteln desselben. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile: in das Staatsverfassungs- und in das Regierungs-Recht. Unter jenem betrachtet er 1) die Staatsverfassung selbst, 2) die Staatshoheit und Unterwürfigkeit, 3) die Glieder des deutschen Staats, in Absicht auf das Reich selbst und auf die Länder, 4) die Staatsgebiete und die darin befindlichen Sachen im Verhältnisse zur Staatsverfassung. Beym Regierungsrechte handelt er erst überhaupt von der Reichsregierung, sofern sie theils von dem Kaiser allein *abhängt*, theils unter Mitwirkung der Stände ausgeübt wird, und von der Landesregierung, alsdann von den einzelnen Regierungsrechten, nach der Art der Wirksamkeit: Anordnende (Gesetzgebung, Privilegien) aufsehende, beurtheilende und vollziehende Gewalt; nach den Mitteln: Repräsentationsrecht, Ämterrecht, Militärgewalt, Cameralgewalt; nach dem Zweck: Justiz- und Policeygewalt, Staatsverträge, Gesandtschaften, Kriegs- und Friedens-Recht. Der Vf. hat die Absicht, alles, was ins Völker-Lehn-Criminal-Kirchen- und Privat-Fürsten-Recht einschlägt, vom reinen Staatsrechte, und die Ansicht der deutschen Staatsverfassung von den bey der Regierung derselben zu betrachtenden Rechten und der Ausübung derselben abzusondern. Allein die Ausarbeitung eines Staatsrechts nach diesem Entwurf würde die Überzeugung noch mehr geben, dass zwar die Dinge vervielfältiget, aber Wiederholungen dadurch nicht vermieden werden. Eine ermüdende Einförmigkeit entstehet auch daraus, dass

dass bey den einzelnen Materien erst die eigentlichen reichsständischen Länder, nämlich die Territorien und die Reichsstädte, alsdann die *uneigentlichen*, nicht reichsständischen Länder, nämlich die reichsritterschaftlichen Gebiete und übrigen Herrschaften und Ganerbschaften, besonders abgehandelt werden. — Die Glieder des Reichs theilt der Vf. in *Reichs-Obere* und in *Reichs-Unterthanen* ein. Unter jenen aber spricht er *nur* vom Kaiser, vom römischen Könige, und von den Reichsvicarien, da doch das *Corpus der Reichsstände*, sofern es Theil an der Reichsregierung hat, hier auch seinen Platz hätte finden, und nicht bloss im zweyten Abschnitte unter den *Reichsunterthanen* hätte vorkommen sollen, weil, ungeachtet des Kaisers persönlicher Unabhängigkeit und Majestät, *Kaiser und Reich* die oberste Reichs-Staatsgewalt in der Regel zusammen ausüben. — Der Begriff der *Reichsfürsten* (Reichsstände, die zwar, wie die Kurfürsten, eine Virilstimme auf dem Reichstage haben, aber nicht die Vorzüge der Kurfürsten) ist zu weit, weil er auch von den *Reichsstädten* gilt. Bisweilen sind die Definitionen weggelassen. Sonst lässt sich der Fleiss des Vf. und die Bekanntschaft mit seinem Gegenstande nicht verkennen.

Ca.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Landshut*, b. Krüll: *Laurenz Himmelstoss*, d. R. L. *Versuch einer Entwickelung des Begriffes und der rechtlichen Verhältnisse der Regalität in Deutschland.* Mit einem Programm des Hn. Hofr. und Prof. *Gönner über das rechtliche Princip der deutschen Territorialverfassung.* 1804. 99 S. 8. (10 gr.) Der Vf. dieser kleinen Abhandlung kündiget sich als einen Schüler seines Vorredners, des Hn. Prokanzlers *Gönner*, an, und zeigt sich als einen solchen schon darin, dass er mehrere, zum Theil sehr scharfsinnige, zum Theil aber auch sehr gewagte, Ansichten der deutschen Staatsverfassung, welche als das Eigenthum dieses vortrefflichen Publicisten bekannt sind, ganz zu den seinigen gemacht hat. Ohne Zweifel verdankt er auch die Hauptidee seines Aufsatzes, die genauere und richtigere Bestimmung des Begriffs von Regalität, gänzlich seinem Lehrer; wenigstens finden wir dieselbe, gerade so, wie sie hier angegeben ist, in dem etwas später erschienenen Gönnerischen Lehrbuche des Staatsrechts §. 451 wieder, und auf gleiche Weise lassen sich in Ansehung der meisten übrigen Ausführungen unseres Vf. z. B. über Grund und Beweis der Regalität, über deren Verhältniss zu den allgemeinen Hohheitsrechten etc. die verschiedenen Gönnerischen Schriften als nächste Quellen nachweisen. Indessen wollen wir Hn. *H.* das Lob, auf das er allein Anspruch machen wird, in der Benutzung der Ideen seines Lehrers Fleiss und Kenntniss gezeigt zu haben, gern zugestehen: er hätte nur bey den Urtheilen, die er über die Meinungen mehrerer anderer zum Theil sehr achtbarer Publicisten ausspricht, nicht vergessen sollen, dass der Ton und die Sprache, wozu der Lehrer vielleicht ein Recht hat, oder die man ihm wenigstens zu Gute hält, dem Schüler ganz und gar nicht zukomme. — In der Sache selbst nimmt der Vf. Regalien nur für Rechte der Landeshohheit, nicht der kaiserlichen Gewalt oder der Reichssouveränität, und er unterscheidet sie von eigentlichen Hohheits- oder Regierungsrechten dadurch, dass diese in dem Umfange der landesherrlichen Staatsgewalt als wesentlich an sich schon, der Präsumtion nach, liegen, jene aber nur in der Voraussetzung eines besonderen Erwerbgrundes ihr zukommen, also zu dem allgemeinen Begriffe der Landeshohheit nicht mit gehören. Diess Verhältniss einer besonderen Erwerbung lasse sich aber auf eine doppelte Art denken, indem die Regalien entweder solche Rechte enthalten, die, an sich zwar in der Staatsgewalt begriffen, durch die Eigenthümlichkeit der deutschen Verfassung zu Reservatrechten gestempelt sind, und von den Landesherren also nur Kraft besonderer Erwerbung besessen werden können, oder solche, die ihrer Natur nach gar nicht als Ausflüsse der Regentengewalt, sondern des Privateigenthums betrachtet werden müssen, und insofern dem Regenten als solchen nur aus speciellen Rechtsgründen zustehen können, woraus denn folge, dass landesherrliche Regalien im Gegensatze bald der kaiserlichen Reservatrechte, bald des Privateigenthums gedacht werden müssen. Rec. ist im Ganzen mit dieser Darstellung völlig einverstanden; er glaubt, dass dieser Unterschied zwischen Hohheitsrechten und Regalien allerdings dem jetzigen Sprachgebrauche, (worauf es hierbey, wie der Vf. S. 77 *implicite* selbst zugiebt, vorzüglich ankommt) am meisten angemessen, und dass es in jedem Falle zur Vermeidung von Zweydeutigkeiten und Verwirrungen sehr rathsam sey, ihn auf diese Art doctrinell zu bestimmen. Indessen muss man doch bemerken, dass in diesem Gebrauche der Ausdrücke unsere berühmtesten Publicisten keinesweges ganz übereinstimmen; noch *Pütter* nimmt Hohheitsrechte und Regalien sehr oft für gleichbedeutend, und als einen wirklichen Fehler darf man diess um so weniger ansehen, da unsere Gesetze selbst, besonders die älteren, jenen Unterschied keinesweges genau beobachten. Die frühere Reichsgesetzgebung weiss gar nichts davon; vielmehr war damals *regale* so ziemlich das einzige Wort, das man zur Bezeichnung des Begriffs von Hoheit hatte; und nur so viel lässt sich etwa sagen, dass man besonders die lucrativen Rechte des Regenten, und diejenigen seiner Befugnisse, welche am meisten in die Freyheit und in das Eigenthum der Privaten eingriffen, mit jenem Ausdrucke belegte. So in der ältesten Urkunde, worin unseres Wissens, das Wort vorkommt, in *Brunon. bell. Sax. p.* 141 (*ed. Freher.*): so in der bekannten Constitution Friedrichs I von 1158, in welcher es, nach der Bemerkung von *Guntherus Ligurinus*, besonders darauf abgesehen war, *ut fisco aliquid tribueretur*, so auch unter demselben Kaiser im Costnitzer Friedensschluss. In der That ist es auch sehr erklärlich, dass man gerade diese Rechte durch einen besonderen Namen heraushob, weil gerade sie, bey dem ewigen Kampfe der Herrschenden und Beherrschten darüber, einer besonderen Sanction durch eigene Gesetze am meisten bedurften, und weil man die übrigen, wesentlichen Ausflüsse der Staatsgewalt, Oberaufsicht, Gesetzgebung etc. als eigene, besonders benannte Hohheitsrechte sich zu denken damals noch gar nicht gewohnt war. Als aber eine bessere Cultur der Staatswissenschaften überhaupt auch auf die Theorie der deutschen Constitution ihren Einfluss zu erstrecken begann, und man nun das Bedürfniss fühlte, diese wesentlichen Rechte des Staats mit eigenen Benennungen zu bezeichnen: ward für sie der neue Ausdruck: Hohheitsrechte, *jura regiminis* etc. gewählt, und der ältere, schon gewöhnliche, Regalien, blieb jenen früher ausgebildeten Rechten allein. Indessen braucht noch die berühmte Stelle des O. f. J. VIII, 1, nach der bekannten Tautologie der deutschen Gesetzessprache, *jura*, *privilegia* und *regalia* synonym, und in der W. K. I, 9 sind den „*Regalien, Obrigkeiten, Freyheiten*," wodurch man offenbar den ganzen Umfang der Landeshohheit bezeichnen wollte, erst im J. 1790 die *Hohheitsrechte* beygefügt worden, zum deutlichen Beweise, dass man diese von den Regalien zu unterscheiden erst in neueren Zeiten angefangen hat. Diese historischen Bemerkungen hätten von unserem Vf. nicht versäumt werden sollen; nur durch sie erklärt sich die Unbestimmtheit, welche in der Theorie über die Regalien zu herrschen pflegt. — Über das vorausgeschickte Programm des Hn. *Gönner* enthalten wir uns, hier unsere Meinung auszusprechen, da sich nächstens eine eigene Recension unserer A. L. Z. über mehrere, denselben Gegenstand betreffende, Schriften verbreiten wird.

P. K.

Jena, b. Göpferdt: *Ältere und neuere Gesetze, Ordnungen und Circular-Befehle für das Fürstenthum Weimar und für die Jenaische Landes-Portion bis zum Ende des Jahres* 1804, *in einen alphabetischen wörtlichen Auszug gebracht*, von *Johannes Schmidt*, F. S. Legationsrathe, geh. Secretario und Archivario zu Weimar. 9 Band. 1805. 523 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.) S. Recension des 7 und 8 Bandes im 133 Stück 1805.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 NOVEMBER, 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Breslau, b. Korn: *Neue Sammlung aller in dem souveränen Herzogthum Schlesien und der demselben incorporirten Graffschaft Glatz in Finanz-Polizey-Sachen etc. ergangenen und publicirten Verordnungen, Edicte, Mandate, Rescripte, etc. welche während der Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm III, Königs von Preussen, als souveränen Obersten Herzogs von Schlesien, herausgekommen sind.* Siebenter Band, die Verordnungen vom 1 Januar 1800 bis Ende 1801 enthaltend. 1804. $3\frac{1}{2}$ Bog. Inhalts-Verzeichniss und 530 S. Text. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es wäre zu wünschen, dass dieses Werk einen lebhafteren Gang nähme. Fast vier Jahre zwischen der Publication und dem Abdruck und Verkauf der Sammlung benehmen dieser bey dem Ausländer und selbst bey dem Inländer viel am Werthe: denn natürlich kann sich, während eines solchen Zeitraums, Manches wieder geändert haben, da es sich mitunter schon im Laufe eines und desselben Jahres ändert, wie der Fall in gegenwärtiger Sammlung verschiedentlich vorliegt. Man kann daher von dieser Sammlung keinen ganz *zuverlässigen* Gebrauch machen; und deshalb wird ein Theil der Inländer selbst auf Sammlung denken, ein anderer aber sich um die alternden Verordnungen wenig bekümmern, und es wird nur erst ein dritter, vielleicht der kleinste, Theil Abnehmer werden. Dem Ausländer wenigstens reizt es ohnstreitig mehr, zu wissen: wie steht es um das neueste Cameralwesen in Schlesien, als wenn er lesen soll, wie es vor 4 Jahren gestanden hat, und dabey nicht weiss, was von den damaligen Verordnungen nun noch bestehe. Es ist demnach dem Verleger schon seines eigenen Vortheils wegen zu rathen, für die schnellere Lieferung dieser Sammlungen ernstlichere Sorgfalt zu haben: da er, je länger gezaudert wird, desto weniger seine Rechnung bey dieser Unternehmung finden kann.

Den Inhalt dieses 7 Bandes selbst können wir nicht specificiren; den Grund davon findet der Leser oben im Titel. Die einzelnen Verordnungen etc. zu beurtheilen, ist auch nicht unsere Sache. Die Gelehrten behaupten zwar das Recht, über Alles, was Waare des Buchhandels ist, ihre Meinung öffentlich äussern zu dürfen; und die Aufforderung, welche an sie vor der Publication des preussischen Gesetzbuches ergangen ist, dürfte wohl auch hier aus Analogie Wohlgefallen an Kritik begründen. Allein wenn nun auch Rec. hie und da unter einer grossen Menge guter, und aus den richtigen Gesichtspunkten entworfener Verordnungen einige gefunden hat, die nach seiner Ansicht Verbesserungen zulassen möchten; und wenn er hie und da mit den Principien der Legislation nicht übereinstimmen kann: was beweiset die individuelle Ansicht *eines* Mannes gegen die Majorität in Collegien, und was könnte sie (selbst bewiesen) gegen die Beschlüsse dieser fruchten? Umständliche Kritik der Gesetzgebung, welche die Sache bis ins Detail verfolgt, ist nicht Sache der Literatur; sie ist Staatsarbeit. Rec. unterdrückt daher die Bemerkungen, welche er sich ausführlich aufgezeichnet, und theilt nur einige kurze Notizen mit, zum Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher er auch diese schätzbare Arbeit preussischer Cameralisten gelesen hat. Nr. VI hält Rec. das blosse mündliche Examen der Viehschneider zwar nicht für unnütz, doch bey weitem nicht für zureichend. Praktische Proben sind unumgänglich nöthig in dieser Sache, worin es auf Kunstgriffe ankömmt, die sich weder erfragen, noch leicht, zumal von so rohen, der Sprache nicht mächtigen Menschen, als die Viehschneider gemeiniglich sind, mit Worten beschreiben lassen. Nach Rec. hätte daher ein Adspirant, ausser obigem Examen, auch noch seine Geschicklichkeit an einem Ross, einem Stier und ein paar Ferkeln beiderley Geschlechts, auch besonders noch an einer alten Zucht-Sau vor einer Medicinal-Behörde zu erproben. — Über die Tabacksspinnerey, ob sie als ländlicher oder städtischer Nahrungszweig zu erklären sey, schwanken die Gesetzgeber. Vgl. XV und XXXIX. Da nun aber das erste die Tabackscultur befördern, das letzte sie etwas beschränken wird: so kommt es darauf an, welches von beiden rathsamer ist. In Betracht, dass Taback eine in ihren Folgen für den Boden höchst schädliche Pflanze ist, der man den *möglichst* ausgebreiteten Bau nicht gestatten soll, und die in der Regel nur um Städte den wenigsten Nachtheil für die landwirthschaftliche Production äussern kann; in Betracht ferner, dass sie auch ein für die Gesundheit wenigstens sehr zweydeutiges Product ist, dessen Verbrauch eher belästiget, als erleichtert werden soll: würde Rec. die Spinnerey gleich anfänglich für städtisches Gewerbe erklärt haben. Denn sollte so auch mit der etwas verringerten Production die Exportation des Fabrikats abnehmen: so wird die Commerz-Finanz-Rücksicht indirect, durch Erzeugnis anderer Producte

ducte befriediget, indem der Tabacksbau gewöhnlich nur einen glänzenden, aber nicht dauernden Vortheil verschafft, und was durch ihn *auf einmal*, aber auch fast ein für allemal, an Geld-Exportation erspart, und an Geld-Inportation gewonnen wird, wird durch das an dessen Statt erbaute Getreide oder andere Gewächse, nach und nach und zwar *reproductiv* sicherlich gewonnen oder erhalten. Zu geschweigen, dass den Städten dadurch ein Nahrungszweig mehr verschafft, die Erhebung der davon zu nehmenden Steuern leichter bestimmbar, und ein städtischer Accise-Antheil auf das Fabrikat übertragen wird. Überhaupt aber ist aus XIIX ersichtlich, dass der Tabacksbau in Schlesien wenigstens zum Theil auf der Unterstützung der Commerz-Finanz fusset, und dass er als Product in der Concurrenz mit den ungarischen Blättern, selbst die Fracht auf diese eingerechnet, ohne jene nicht bestehen könnte, und dass mithin ohnediess auf beträchtlichen Activhandel mit ihm nicht zu rechnen ist. Die Merkantilisten werden zwar dieses Finanz-Princip tadeln: aber Rec. tritt den schlesischen Kammern eben darum, und aus anderen Gründen bey, die hier auszuführen, zu weitläuftig seyn würde. Nur ist freylich auch gegen das Einschwärzen die strengste Aufsicht zu halten. — Die Declaration des Wegezollreglements Nr. XVII kommt Rec. in einigen Stellen etwas übereilt vor. Auch hält Rec. selbst das neueste Chaussée-Geld noch um die Hälfte desselben zu gering. Am wenigsten aber ist einzusehen, warum für den Ochsen im Zug (S. 23) nur halb so viel bezahlt werden soll, als für den, welcher getrieben wird. Sollte es wohl eine Steuer für den Viehhandel seyn? Sie wäre in Rücksicht der Erhebung schief angelegt! — Die Frage an den Recruten in Nr. XIX kam Rec. als verfänglich gestellt vor: er kann nach seinen Ansichten dergleichen Kunstgriffe nicht billigen. Aus Nr. XX (S. 28) erhellet nicht nur eine vehemente Massregel, sondern S. 53 wird auch ersichtlich, dass sie von Übereilung veranlasst worden. Rec. misskennt nicht die Nothwendigkeit der Sache, und die gute Absicht, die ihr zum Grunde liegt, aber auch nicht die Art der Ausführung. Wäre daher Rec. ein solcher Getreidehändler, und wäre er für seine gelösete Concession nicht entschädiget worden: so hätte er gegen die Kammer zu Breslau die Spolienklage erhoben, oder seine Concession bey der Justiz-Behörde deponirt, und über angedrohte Gewalt geklagt; es müsste denn seyn, dass der Inhalt der Concessionen, oder ausdrückliche gesetzliche Bestimmungen, eine solche Massregel *a priori* rechtfertigten; in diesem Fall sind aber Handelsconcessionen im Preussischen von geringem ökonomischen Werthe, und Rec. würde sich bedanken, im Preussischen unter solchen Umständen sich zu etabliren, wo das *Abnehmen* von *Documenten*, *Manuscripten* u. dgl. in der Macht der Provinzialdiener liegt. In Nr. XXI findet man einen Gesichtspunkt, über welchen man, da er von dem preussischen Monarchen *Selbst* aufgestellt ist, der Äusserung seiner Gedanken in schuldiger Devotion sich enthält! In Nr. XXII giebt S. 29 Zeile 9 v. u. vgl. mit Zeile 1 S. 30 oben, eine Dunkelheit. In Nr. XXIII befürchtet Rec. von dem hohen Impost von 10 pro Ct. auf russische halbgare Leder, im Tauschhandel mit schlesischen Tüchern, die Abnahme des Eintausches an Tüchern, aber nicht die intentionirte Beförderung dieses Manufacturzweigs. Denn jener hohe Impost befördert ohnstreitig die Tuchmanufacturey im Russischen und den Schleichhandel. Bey einem Impost von 3—4 pro Ct. wäre beides nicht, wenigstens unbedeutend, zu befürchten. Nr. XXVII zeigt, wie *spät* man zur Verbesserung der Steuerverfassung schritt. Bis 1800 waren in Alt-Schlesien noch nicht einmal die Kataster in Ordnung. — Übrigens athmet diese Verordnung den erhaben-humanen Geist des preussischen Monarchen, der mit Cameral-Strenge Finanz-Milde verbindet, und in dieser Hinsicht Epoche in der preussischen Finanzgeschichte, in Erwägung und Vergleichung der grossen preussischen Kassenbedürfnisse aber, zugleich in der Geschichte *der Menschheit* Epoche macht. Wie sehr hat dieser mit einem *Alexander* zu vergleichende Monarch durch Beyspiel und Regierung nicht nur auf das Wohl sondern auch (was damit zusammenhängt) auf die sittlich-liberale Gesinnung seiner Völker gewirkt! Gewiss damit hat er die deutsche National-Liebe und Achtung, jenes auch politisch nicht zu verachtende Band, an den preussischen Namen wieder geknüpft. In dem Publicandum Nr. XXXVI vermisst Rec. den erheblichen Umstand wegen Regulirung des Preises und des *Termini ad quem* der Karden-Sperre. Der Kardenbau ist ohnehin misslich, und fordert starken Vorschuss an Land, Zeit und Arbeit. Wenn der Cultivateur nachher von dem inländischen Tuchscherer den Preis sich machen lassen, und vielleicht über die beste ausländische Marktzeit auf diesen warten soll, so kann dieser Bau leicht verschwinden. Nr. XXXVII scheint Rec. das Buchhalten über Käufe und Verkäufe, als Controlle, eine so beschwerliche als unzuverlässige Massregel zu seyn. Es kommt nur darauf an, dass sich ein Inländer findet, der den Namen zum Handel hergiebt, so wäre die Exportation wie zuvor möglich, und das Gesetz umgangen. Nr. XXXVIII. Hiebey bemerkt Rec., dass man sich mit dem Getreidehandel (in Rücksicht der Verhütung der Exportation des Getreides) vielfältig beschäftiget hat. Die vielen in diesem Bande vorhandenen Verordnungen begründen aber schon die Vermuthung, dass das System der schlesischen Getreidepolizey, das lediglich auf Sperre hinzielt, und von dieser *Alles* erzwingen will, unzulänglich ist; obgleich viele jener Verordnungen mit Fleiss, Scharfsinn und Circumspection rühmlich gearbeitet sind. S. 67 fordert die Präsumtion der Nahrungs-Steuer-Defraudation mehr Vorsicht, und Rec. möchte nicht dem Satze beytreten, für das nächste Etats-Jahr das Steuer-Quantum nach dem „nunmehr wirklich eruirten *Ertrage*“ anzunehmen, wenn nicht etwa bloss von dem *alleinigen* nächsten Jahre die Rede, und zwar *ohne Consequenz* seyn soll: in diesem Fall ist aber eigentlich nur ein eruirter *Rest* zu etatiren, und man wird

wird ohne Zweifel auch auf *Remissionen* von anderer Seite her zu rechnen haben (S. 66 wird der Landrath auch nicht bloss auf den Bedarf *eines* Dorfs zu rechnen haben.) Denn beym Getreidemangel fehlt es oftmals einem Dorf-Bäcker; die in den nächsten Dörfern (vielleicht einigen reicheren) hatten sich vorgesehen; die benachbarten Dörfer holen also von diesen, und so wird ihr Absatz auf einige Zeit freylich beträchtlicher; aber wer wollte davon einen ordinären Maßstab hernehmen? Auch ist zu erwägen, dass die Bäcker, veranlasst, sich nicht vorzusehen, wie sie ohne Druck wohl könnten, die Noth vergrössern können. Nr. XL ist die Modalität der Versteigerung confiscirter Waaren allerdings zweckmässig. Von dem Satze 4 „hingegen, wenn sie den halben Werth nicht geben wollen," entgeht Rec. die gute Absicht nicht: aber er findet doch dieses Benefiz bedenklich, insofern es denkbar ist, dass sich darauf sogar die heimliche Assecuranz eines Schleichhandels gründen liesse. In Nr. XLVI dünkt Rec. der Grundsatz, dass bloss die *accolae* zur Reinigung der Landstrasen vom Schnee verbunden sind, nicht billig. Rec. würde auf ganze Gemeinden nach ihrem Areal-Vermögen repartiren. So viel wollen die Vff. dem Rec., im Metier mitzusprechen, gestatten.

Für unsere Leser findet es Rec. interessant, eine Übersicht von dem Verhältniss der in den J. 1800 und 1801 verarbeiteten Gegenstände zu geben. Zu dem Ende hat man hier die verschiedenen Objecte unter gemeinsame Titel bringen, und die Verordnungen über Gegenstände jedes Titels zusammenzählen wollen. Es ist jedoch hiebey im voraus zu erinnern, dass manche Gegenstände unter mehrere Titel zugleich gebracht werden können, und dass daher folgende Classification und Summation nicht die einzig mögliche ist. Vom J. 1800 enthält die Sammlung in Sachen des Geschäftsganges überhaupt 3; in Sachen geistlicher Jurisdiction 4; in Criminal- und Contraventions-Sachen 9; in Bevölkerungs-Sachen incl. der Juden-Sachen 3; in Sachen der Medicinal-Polizey 5; in Literatur- und Schul- Polizey- u. dgl. Organisations-Sachen 4; in Militär-Sachen 5; in Ehrenpolizey-Sachen 1; in Feuerpolizey-Sachen 1; in Strasen-Polizey-Sachen 2; in Zoll-Sachen in specie 2; in Finanz-Polizey-Sachen 6; in Finanz- und Domainen-Ökonomie-Sachen 9; in Landwirthschafts- und Forstrechts-Sachen 12; in Landwirthschafts-Forst- und Jagd-Polizey-Sachen 15; in Sachen der Manufactur- und städtischen Polizey *in specie* 3; in Commerz-Polizey-Sachen 15; in Summa 99. Vom J. 1801 enthält die Sammlung in Sachen des Geschäftsganges überhaupt 7; in Sachen geistlicher Jurisdiction 2; in Criminal- und verwandten Sachen 11; in Bevölkerungs-Sachen 5; in Juden-Sachen 5; in Sachen der Medicinal-Polizey 4; in Literatur- und Schulsachen 6; in Militär-Sachen 8; in Armen-Sachen 5; in Feuer-Polizey-Sachen 3; in Strasen-Polizey-Sachen 2; in Zoll-Sachen 1; in Finanz-Polizey-Sachen 5; in Finanz-Ökonomie- und Domänen-Sachen 11; in Landwirthschafts- und Forstrechts-Sachen 7; in Landwirthschafts-, Forst- und Jagd-Polizey-Sachen 6; in Sachen der Manufactur- und städtischen Polizey 5; in Commerz-Polizey-Sachen 15; in Berg-Personal-Sachen 3; in Summa 111.

Die Brauchbarkeit dieser Sammlungen würde erhöhet werden, wenn jeder Band sein alphabetisches Sachregister hätte: der Preis ist so hoch, dass darum gar wohl noch diese Verbesserung geliefert werden kann. Der Begriff von Wichtigkeit ist relativ; und wir zeichnen daher keine Verordnungen besonders aus, deuten jedoch vornehmlich auf die im Schulfache, als auf die weitläuftigsten hin.

O. St. G.

STATISTIK.

HEILBRONN, b. Creutz, in Comm. FRANKFURT a. M., b. Körner: *Geographisch-statistische Beschreibung der nach dem Friedensvertrage von Lüneville von Deutschland an Frankreich abgetretenen und den ehemaligen Besitzern als Entschädigung dagegen ertheilten Länder.* Zweyte, verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Auflage. Erster Theil. 1804. IV u. 182 S. Zweyter Theil. 1804. 200 S. Anhang 40 S. 8. (2 Rthlr.)

Der erste Theil enthält eine detaillirte Übersicht alles dessen, was das deutsche Reich an Frankreich verlor, und der zweyte die Entschädigungen der deutschen Fürsten *in extenso*, mit Aufzählung der hauptsächlichsten in den Territorien begriffenen Ortschaften und ihrer Merkwürdigkeiten. Der Vf. will seine Schrift nicht als eine dem Zeitwechsel unterworfene Geographie, sondern als Actenstück und Document (richtiger Commentar) des für Deutschland so folgenreichen Friedens angesehen wissen. Die geographischen Bemerkungen und Beschreibungen sollen ihr Interesse erhöhen. Allerdings könnten sie das; und eine ausführliche Beschreibung der Länder, welche ihre Regenten gewechselt haben, hauptsächlich in Bezug auf das, wofür sie als Äquivalent angesehen werden sollen, auf ihren früheren, jetzigen und künftig möglichen und wahrscheinlichen Zustand und Flor, würde der beste Commentar über den Friedensvertrag, u. die beste — wie man will — redende oder stumme Kritik desselben, also für den, der Interesse an der Sache hat, sehr interessant seyn. Rec. zweifelt aber, ob der Vf. an dieses Interesse gedacht hat, ob er nicht vielmehr das Interesse an Nebensachen meint, wodurch er dem Buche einige Leser mehr verschaffen will, und ob er mehr als Amusement damit bezweckt; eine Nebenabsicht, die eine Menge guter Bücher verdirbt. Die Wahl der beygebrachten Bemerkungen und Beschreibungen zeigt, dass er den ersten Zweck nicht immer und fest im Auge hatte. Bemerkungen wie die, dass der Herzog von Marlborough den 23 May 1706 bey Ramillies siegte, Herzog Philipp der Gütige von Burgund 1430 zu Brügge den Orden des goldenen Vliesses stiftete, Comines der Geburtsort des Phil. Comines und Busbeck ist, und hundert solche Dinge, die hergebrachtermasen in den Geographieen bemerkt zu werden pflegen, stehen hier wenigstens sehr müssig, und rauben den Platz für Wichtigeres. — Der Vf. beschränkt sich bloss auf das deutsche Reich und handelt deswegen nicht ausführlich

lich von den Ländern, welche ausserhalb desselben zur Entschädigung einer Macht wegen ihres Verlustes an Reichslanden haben dienen müssen, z. B. nicht von Venedig und dem venetianischen Gebiete u. s. w. Diese willkührliche Beschränkung entspricht dem Zwecke der Schrift nicht, die ein Commentar des Friedensvertrages in Absicht auf die deutschen Entschädigungsangelegenheiten seyn sollte. Da die Niederlande ausführlich behandelt sind, so erwartet man das in eben dem Masse von dem Venetianischen; die Kenntnifs des Neuerworbenen ist mindestens eben so wichtig als die des Verlornen.

Der Vf. verspricht die Organisationen, Veränderungen, und was weiter für die Geographie und Geschichte der beschriebenen Länder wichtig werden wird, in einer Fortsetzung zu liefern. Vielleicht nimmt er da Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen, und so dem Werke, das der gerügten Mängel ungeachtet nicht schlecht ist, immer mehr Werth zu geben. Provinzialismen wie *zerschieden* st. verschieden, *hievornen* st. vorher u. dgl. m. sollten vermieden werden. Der Verlust des ganzen deutschen Reichs an Land und Leuten und Einkünften beträgt hier, nach der dem ersten Theile angehängten Übersichts-Tabelle, $1643\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, 4,634,205 Menschen, 27,119,162 Gulden jährliche Einkünfte. Gg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Frankfurt u. Leipzig: Was würde aus Deutschland werden, wenn jedes besondere Reichsland eine eigene Ein- Aus- und Durchfuhr-Zoll-Anstalt erschüfe? Ein staatsrecht- und staatswissenschaftlicher Versuch über das Recht zur Einführung oder Erhöhung dieser Zölle in den deutschen Reichslanden, und die Schädlichkeit derselben in eingeschränkten kleinen Staaten.* 1804. IV u. 113 S. 8. (12 gr.) Nach der Vorrede hat der Vf. — „dessen Name unbedeutend ist, und da, wo Grundsätze entscheiden müssen, kein Gewicht geben kann" — sein Augenmerk auf ein neues bergisches Zoll-Edict gerichtet, und überhaupt vor neuen Finanz-Anlagen zu warnen gesucht. In der 1 Abtheilung redet er von der Befugnifs im deutschen Reiche, Ein- Aus- und Durchfuhr-Zölle zu errichten, oder die bestehenden zu erhöhen, und geht dabey in die älteren Zeiten zurück, indem er sehr richtig behauptet, dafs sodann, wenn man die rechtlichen Verhältnisse über die Pflicht der Bürger zum Beytrage in den Staatsbedürfnissen zu entwickeln denke, die Geschichte ungezweifelt die richtigste Quelle sey. „Man wagt sich in ein unsicheres Feld, wenn man einzig von General-Grundsätzen ausgeht, ohne die Entstehungsart, die Ursachen und die Gründe der verschiedenen Anordnungen aus der Geschichte voraus zu schicken. Weit richtiger fällt der Schlufs aus, wenn man erst nach einer historischen Darstellung der verschiedenen Veränderungen, welche endlich die dermalen bestehende Verfassung herbeygeführt haben, zur Festsetzung der rechtlichen Bestimmungen schreitet." In Hinsicht auf die allmäliche Ausbildung des deutschen Steuer- und Auflage-Systems nimmt der Vf. S. 4 die fünf Perioden, nämlich die der Heerbanns-Miliz, der Lehen-Miliz, der besoldeten Haustruppen, der besoldeten Reichsarmee und der beständigen Kreis- und Executions-Soldaten an, und fragt zugleich, ob man nicht von der Zeit der französischen Revolution oder doch des Lüneviller Friedens eine neue Periode anfangen solle?? Nachdem der Vf. die Steuern, auch andere Grund- und Vermögens-Abgaben in den bemerkten Zeitpunkten näher erwähnt, und seine Äufserungen hinlänglich zu belegen sich bemüht hat, geht er S. 21 auf die Zölle über, theilt solche in Ein-Aus- und Durchfuhr- oder Transito-Zölle ein, und zergliedert die letzten, die vorzugsweise Zölle genannt werden, (aus den früheren Zeiten, in denen die ersteren, in den meisten Reichslanden, zum Glücke Deutschlands unbekannt gewesen) und auf welche die über das Besteuerungs-Recht aufgestellten Grundsätze anwendbar sind. — Das Zollregal stellt er in Deutschland, S. 22 ff. als ein kaiserliches Reservat-Recht auf, zeigt dabey mehrere Misbräuche und Abarten, bezieht sich auf die deshalb vorhandenen Reichsgesetze, und bemerkt S. 32 die daraus entspringenden Resultate.

Die 2 Abtheilung zerlegt die Schädlichkeit solcher Auflagen in kleinen beschränkten Staaten, und empfiehlt die Freyheit, als die treueste Beförderin der Handlung, vergifst aber dabey einige Gründe zur Beschränkung der Handlungsfreyheit eben so wenig, als die Vorsicht bey deren Anwendung. „Würden *überhaupt*" sagt der Vf. z. B. S. 45 ff. „vom deutschen Reiche Mittel angewendet, um den ausländischen Handel in dasselbe so lange zu erschweren, bis durch zweckmäfsige Verträge mit anderen Nationen die Handlungsverhältnisse auf einen gleichern, Deutschlande nicht so nachtheiligen Fufs gesetzt würden: so würden Zollgesetze von Deutschland, nach seinen verschiedenen Richtungen, und der Verschiedenheit der Verhältnisse gemäss, weise eingetheilt, nicht nachtheilig seyn, wenn einzig das Interesse derselben und nicht Finanzgeist sie dictirte." In dieser Rücksicht theilt er über die Fesseln, welche Frankreich den deutschen Ländern angelegt hat, und über die Mauth-Anlagen an der deutschen Rhein-Grenze, noch verschiedene Bemerkungen mit, und zeigt dann im 2 Kapitel S. 52 ff. die Unanwendbarkeit der aufgestellten Grundsätze in kleinen Staaten, und die besonderen Nachtheile von ihrer Ausführung in denselben. Im 3 Kapitel macht der Vf. die Anwendung auf das Herzogthum Berg, und behauptet, dafs darin die Anlegung von Mauthen und die Erhöhung des Transitozolles zweckwidrig sey, und zwar a) wegen seiner geographisch- und politischen Lage, b) wegen seines Productions-Zustandes, c) wegen des Übergewichtes der Activhandlung, d) wegen der Art der Waaren, die vorzüglich eingeführt — und e) derer, welche ausgeführt werden, f) wegen der Gröfse des Handlungskapitals, g) weil die Erfahrung die Vortheile der Freyheit beweisen, auch h) Retorsion politisch unanwendbar ist.

Hierauf sucht der Vf. S. 92 ff. den Nachtheil, der für das Bergische Land, und vorzüglich für die beiden Städte, Düsseldorf und Mühlheim, aus dem dasigen neuen Zollbrief entsteht, weitläuftig zu zeigen. Er ist, seines Bedünkens, nach Finanz- nicht aber nach Handlungsrücksichten verfafst. Er charakterisirt überhaupt die verschiedenen Stufen nicht genau; die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse sind im Verhältnisse zu den seltenen, zu den Mode- und Luxusartikeln, zu hoch angeschlagen; wovon S. 95 mehrere Beyspiele angeführt werden. Er ist, nach S. 108 nicht einmal alphabetisch geordnet, und S. 105 werden aus demselben einige Stellen ausgehoben, wodurch der Vf. zu glauben veranlafst wird, dafs dadurch der Transito- und Speditionshandel durch das Bergische verloren gehen, S. 109 der Verlust des Übersatzhandels, die Unsittlichkeit und der Schleichhandel befördert werden, und S. 97 der Landhandel von Holland auf Frankfurt, ohne Berührung des Herzogthums Berg, Statt haben werde, da Preussen nun die Stifter, Essen und Werden, besitzt, und es nicht viel bedürfen werde, das ganze Fuhrwerk auf die bereits gröfsten Theils chausséemäfsig gebaute preussische Strafse hinzuleiten.

Wir treten zwar den Äufserungen und Grundsätzen des Vf. dem mancherley Kenntnisse und Einsicht nicht abzusprechen sind, im Allgemeinen gern und mit Überzeugung bey, und es würde daraus für dieses oder jenes Ländchen, von diesem und jenem Geschäftsmanne, oder auch von manchen Interessenten vortheilhafter Gebrauch zu machen gewesen seyn, wenn selbst der einzelne Fall mit dem Bergischen Herzogthume und dem dasigen neuen Zolltarif, dessen vollständige Vorlegung zur Beurtheilung des Ganzen immer erforderlich seyn würde, nicht so deutlich dargestellt und zergliedert worden wäre. Aber dadurch, dafs dieses geschehen ist, drängen sich uns die Fragen auf: warum hat der Vf. wenn er dem Bergischen Lande, in dieser oder jener Rücksicht, angehört, die Abhandlung, statt sie dem Publicum vorzulegen, nicht bey den hier eintretenden Obern überreicht? Hat er dieses etwa schon gethan, oder konnte er sich im voraus keine gute Aufnahme versprechen? — Oder wollte er durch öffentliche Bekanntmachung den neuen Nachbar auf seine Vortheile aufmerksam machen, wenn dieser es, wider seine Gewohnheit, nicht schon von selbst seyn sollte? X T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER 1805.

MEDICIN.

Jena, b. Mauke: *Infantis androgyni historia et ichnographia. Accedunt de sexu et generatione disquisitiones physiologicae et tabulae 5 aeri incisae.* Auctore *Jacobo Fidele Ackermann*, Philos. et Med. D. — in Univers. Heidelbergensi Anat. et physiol. Prof. O. 1805. 103 S. fol. (3 Rthlr.)

Rec. hat die vorliegende Schrift mit einer sonderbaren Empfindung gelesen. Auf der einen Seite mussten ihm die vielfachen Kenntnisse des Vf. Achtung gegen denselben einflösen, auf der anderen aber war es ihm beynahe unbegreiflich, wie der Vf. bey diesen Kenntnissen so viele unhaltbare Hypothesen aufstellen, und so unbefangen vortragen konnte, als ob sich das alles von selbst verstände. Man ist bey der Lehre von der Erzeugung an Hypothesen aller Art gewöhnt worden; allein schwerlich kommt irgend eine der vielen über diese Materie erschienenen Schriften der hier zu beurtheilenden an Menge und Kühnheit der Behauptungen gleich.

Der Vf. schlägt in der Vorrede, statt der bisherigen Benennung der sogenannten Hermaphroditen, den Ausdruck Aphroditen vor, und bedient sich desselben auch in der ganzen Schrift, weil solche Individuen zwar beiderley, allein so unvollkommene Geschlechtstheile besäsen, dass sie zu den Geschlechtsverrichtungen unfähig wären. Der Name ist aber keinesweges zu billigen. Sollte er das Negative ausdrücken, so musste der Vf. *anaphroditus*, *anaphroditismus* sagen, denn bey *aphroditus* ist ja kein *a* privativum; und will man jenen Ausdruck nicht gebrauchen, so muss man *androgynus* sagen, wie bisher.

In dem ersten Abschnitt beurtheilt der Vf. die bey den Schriftstellern vorkommenden Fälle von angeblichen Hermaphroditen. Zuerst spricht er von den Misgriffen, wo man einen Vorfall der umgekehrten Harnblase, oder der Gebährmutter und Scheide, für einen hermaphroditischen Zustand nahm; dann aber von den Fällen, wo wirklich beiderley Geschlechtstheile mehr oder weniger entwickelt vorkamen. Diese Beobachtungen sind hier, 35 an der Zahl, mehr oder weniger ausführlich mitgetheilt; Rec. wundert sich aber, dass der Vf. auf die Fälle gar keine Rücksicht genommen hat, wo der Mastdarm mit der Harnblase zusammenläuft, und am *Perinaeum* eine gemeinschaftliche Kloake für beide ist, so dass der Penis keine Öffnung hat. Rec. hat selbst einen Fall der Art gesehen, und verweiset der Kürze wegen auf *Wrisberg's* zwey Aufsätze über diesen Gegenstand (*Commentationum* Vol. I. Gött. 1800. 8. p. 149 und p. 504), die vielleicht den Vf. vermocht hätten, manche der hier aufgezählten Beobachtungen wegzulassen. Wodurch weiss er, dass in allen diesen Fällen Anlage zu beiderley Geschlechtstheilen, oder grössere und geringere Entwickelung von beiden, vorhanden war? Er kann es nie wissen, und wenn man auch alle die Fälle berechnet, wo die Clitoris sehr gross war, wie z. B. bey der, auch von Rec. untersuchten, Maria Dorothea Derrier, die *Hufeland* beschrieben hat, und wo blosse Misbildung der weiblichen Geschlechtstheile hervorgeht, so sieht man bald, dass es dem Vf. auf keine genaue Sichtung der Beobachtungen ankam. Rec. lässt die Fälle Nr. 5, 19, 22 und 33 als hieher gehörig gelten; die Nr. 1, 7, 11, 15, 20, 21, 23, 24, 25, und 34 sind durchaus zweifelhaft, und so unvollständig, dass sie gar nicht des Nennens werth sind; alle die übrigen 21, also bey weitem die mehresten, Fälle gehören gar nicht hieher, sondern enthalten nur Beobachtungen von fehlerhaft gebildeten Geschlechtstheilen, und zwar grösstentheils von *imperforirtem Penis* oder von der sogenannten *Hypospadie*. In den Fällen Nr. 10 und 14 haben sogar die Subjecte Kinder gezeugt, und doch sollen sie zu des Vf. sogenannten Aphroditen gehören!

Im zweyten Abschnitt, der wohl schicklicher der erste gewesen wäre, erzählt der Vf. einen von ihm selbst in Maynz beobachteten Fall mit grosser Genauigkeit. Wir können diess als die erste gute Beschreibung der Art ansehen, so dass auch das Werk in der Hinsicht allen Naturforschern und Anatomen zu empfehlen ist. Die dazu gehörigen (von *Koek* gezeichneten und von *Schröter* gestochenen) Kupfertafeln, welche der vierte Abschnitt erklärt, sind auch sehr brav, und stellen den äusserst merkwürdigen Bau von allen Seiten auf das anschaulichste dar. Das Kind lebte nur 42 Tage, und starb bey sehr heissem Wetter in des Vf. Abwesenheit, so dass der Körper schon von Fäulniss gelitten hatte, und der Vf. die ihn interessirenden Theile gleich in Weingeist bringen musste; man sieht auch an den Kupfern, dass sie nach in Weingeist aufbewahrten Theilen gemacht sind, so z. B. erscheinen die durchschnittenen Bauchmuskeln, die durchschnittene Harnblase etwas steif. Die Misbildung selbst ist höchst auffallend. Das Kind hatte einen *Penis* ohne Öffnung (*penis clitorideus*, wie ihn der Vf. nennt); einen getheilten Hodensack; der rechte Testikel lag (nicht wie

wie der Vf. das Kind am Tage nach der Geburt lebend sah, sondern wie er es schon todt erhielt, darin, der linke hingegen noch in den Weichen; unter dem *Penis* die Öfnung der Scheide; in diese öffnete sich die kurze Harnröhre (die Harnblase selbst war sehr gross) und der Muttermund, so dass man die unter dem *Penis* befindliche Öffnung allerdings für die Scheideöffnung nehmen musste. Die Gebährmutter stellte im Kleinen einen schwangeren *Uterus* dar, war nach dem Alter des Kindes von bedeutender Grösse, und hatte dünne und weiche Häute, nicht die gewöhnliche feste Consistenz. Die Saamenleiter gingen in das breite Mutterband (wie sonst die runden Mutterbänder thun), bildeten aber, ehe sie hinein traten, auf jeder Seite, gleichsam einen kleinen Knäuel von Drüsenkörnern, welchen der Vf. sehr passend mit den Saamenbläschen vergleicht; endlich verloren sich die Saamenleiter, wie der Vf. durch ihre Einspritzung mit Quecksilber entdeckte, ungefähr an der nämlichen Stelle in die Gebährmutter, wo sonst die Fallopischen Röhren einzutreten pflegen. Rec. konnte diess hier nur mit wenigen Worten angeben, und es ist genug, um die grosse Anomalie, und in dieser doch so viel Annäherung an den gewöhnlichen Bau zu zeigen; das Nähere wird jeder bey dem Vf. mit Vergnügen durchlesen.

Der dritte Abschnitt enthält endlich die physiologischen Untersuchungen über Geschlecht und Erzeugung. Rec. wird bey einigen Punkten derselben etwas länger verweilen müssen; alles zu berühren ist unmöglich, denn der von S. 47 bis 103 gehende Abschnitt enthält so viel Streitiges, dass leicht ein ganzes Buch darüber geschrieben werden könnte. Zuerst spricht der Vf. von der Erzeugung überhaupt, wo seine Ideen mit denen der neueren Schriftsteller zusammentreffen. Dann von der Geschlechtserzeugung; er geht hier und auch häufig in der Folge von den Pflanzen aus; Rec. möchte aber bezweifeln, dass der Vf. selbst Beobachtungen über die Pflanzennatur angestellt hat, wenigstens sieht man deutlich, dass seine Vorstellungen von den Vegetabilien sehr einseitig sind. Was er vom Pflanzensaft sagt, der immer feiner und feiner werden, ja in den Gefäsen der Geschlechtsorgane beynahe gasförmig werden soll, ist durchaus willkührlich angenommen; auch werden keineswegs alle Pflanzen (z. B. Palmen, Lilien, Gräser) nach oben dünner, und seine langsame Verbrennung bey den Vegetabilien ist ganz unerwiesen, um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen, denn die Bindung des Sauerstoffs ist wohl gerade am wenigsten bey den Pflanzen anzunehmen, und die Versuche von *Ingenhousz* u. s. w. können dem Vf. unmöglich unbekannt geblieben seyn, woraus doch ein anderes Resultat hervorgeht, als das seinige, wofür er gar keine Gründe hat. Wenn er ferner das Zellgewebe der Pflanzen und Thiere vergleicht, und von *rigidis corporis cancellis* spricht: so übersieht er gerade den wichtigsten Unterschied des vegetabilischen und animalischen Reichs. Nur bey jenem ist ein wahres, starres, zelliges Gewebe, bey den Thieren ist statt dessen ein Schleimstoff die Basis, und nur nach ihrem Tode erstarrt diess gallertartige Wesen in schleimige Fäden, oder, um einen Ausdruck von *Borden* zu gebrauchen, in ein Gewebe, dessen Zwischenräume denen von Baumwollenflocken gleichen. Es ist daher bloss chimärisch, was manche Schriftsteller vom Zellgewebe und von den Zusammenziehungen desselben bey den Thieren sagen, und Rec. bittet den Vf., irgend ein Thier lebend zu öffnen, und nach den *rigidis corporis cancellis* zu sehen; sie werden gewiss nicht zu finden seyn. Manche Hypothese wird so oft vorgetragen, dass man ihrer zuletzt gewohnt wird, und sie wohl gar für wahr hält, obgleich man sich jeden Augenblick vom Ungrund derselben überzeugen könnte. So ist es eine Zeitlang mit den Hypothesen über die Zusammenziehungen der angeblichen Fasern des Zellgewebes gegangen.— In Hinsicht der Erzeugung der Pflanzen ist der Vf. durchaus auf unrechtem Wege, und statt, dass bey den mehresten Pflanzen ein wirklich hermaphroditischer Zustand eintritt, leugnet er ihn ganz, indem er überall *Dichogamie* annimmt, und nie beiderley Geschlechtstheile in einer Blume zugleich im Stande der Vollkommenheit glaubt. Der Vf. ist wohl durch *Chr. Konr. Sprengel's* Beobachtungen zu dieser falschen Ansicht gekommen, die sich sehr leicht widerlegen läst. Man rechnet mit *Sprengel'n* viel zu sehr auf die Insecten, die doch die allermehresten Male ganz aus dem Spiel bleiben. Wenn der *Cactus grandiflorus*, *Phyllanthus* u. s. w. im Gartenhause blüht, ist diese einzige Blume daselbst vorhanden; sie ist ein paar Stunden in der einen Nacht geöffnet, dann schliesst sie sich, und die Frucht entwickelt sich. So geschieht es mit den Passionsblumen, mit den Oenotheren u. s. w. die eine sehr kurze Zeit offen stehen, und wo bey ihnen, wie bey den mehresten exotischen Gewächsen unserer Treibhäuser, die Früchte bringen, an Insecten gar nicht zu denken ist. In allen jenen Fällen musste auch hermaphroditischer Zustand eintreten, da die eine vorhandene Blume nur durch sich selbst befruchtet werden konnte, und die Blume nur kurze Zeit blüht, so dass man also auf keine stufenweise Entwickelung rechnen kann, wobey vielleicht erst die männlichen und dann die weiblichen Geschlechtstheile ausgebildet würden. Man spricht bey *Campanula*, *Oenothera* und anderen Pflanzen von Dichogamie, weil die Antheren in der ungeöffneten Blume ihren Staub von sich geben, während die weiblichen Theile noch nicht entwickelt sind, so wie die männlichen verwelkt sind, wenn die Blume geöffnet, und das *Stigma* entfaltet ist. Hierbey liegt nur leider die kleine Täuschung zum Grunde, dass man die Befruchtung zu einer Zeit annimmt, wo sie schon lange vorbey ist. Sie geschieht bey *Campanula* u. s. w. in der noch geschlossenen Blume, wo die *Antheren* dicht an die Narbe gepresst sind, und sie mit ihrem reichlichen Pollen bedecken; denn dass nur die innere Seite der ausgebreiteten Narbe zur Befruchtung bey *Campanula*

u.

u. s. w. fähig sey, ist unerwiesen; die Narbe nimmt überall die Pollen auf, und saugt überall in diesen Fällen die nöthigen Theile ein. *Campanula hybrida* öffnet häufig ihre Blumen gar nicht, so kennt sie z. B. Rec. nur, und doch geben sie Saamen; viele *Ruellien*, *Silenen*, *salvia lyrata* und andere mehr öffnen die Blumen häufig niemals in unseren Gärten, und doch geben sie reife Früchte. Rec. ist begierig, zu erfahren, wie man diese Fälle bey einer *Dichogamie* erklären will. Sollte es verlangt werden, so steht Rec. mit einer grossen Reihe von Beobachtungen zu Dienst, die ebenfalls für den hermaphroditischen Zustand der mehresten Pflanzen sprechen; er glaubt aber, dass das Gesagte schon genüge.

Dass der Sauerstoff bey dem Vf. in der Lehre von der Erzeugung eine grosse Rolle spielen würde, war zu erwarten; allein Rec. wollte kaum seinen Augen trauen, als er las, dass das männliche Geschlecht eine Atmosphäre von Sauerstoff um sich habe; diese gehe dem weiblichen Geschlecht ab, dessen Atmosphäre mehr Wasserstoff habe: durch die verschiedenen Atmosphären werden die Geschlechter angezogen u. s. w. Sollte diess Satire auf die Physiologen seyn, die alles vom Sauerstoff herleiten, so wäre sie wahrlich zu den gelungensten und boshaftesten zu rechnen; allein es ist dem Vf. voller Ernst damit, wie man durch das ganze Buch sieht. Welchen Sinn hat aber wohl die Hypothese, da alle thierischen Theile der Luft den Sauerstoff entziehen, und sie mit Kohlenstoff schwängern? Was sollte beym männlichen Geschlecht so eine entgegengesetzte Atmosphäre hervorbringen; was spricht für die ganze Hypothese, als das: *car tel est notre plaisir!* Wenn der Mann sich ferner vom Weibe dadurch unterscheiden soll, dass sich bey jenem das Gefäss- und Nervensystem mehr nach der Peripherie verlängert zeigt, wenn der Vf. sagt: *Femina, quemadmodum ejusdem genitalia organa ex materiei organicae excessu, viriumque plasticarum, ut ita dicam, defectu ipso interni cavi abdominalis aestu (!) in latum expansa fuerunt, ita et his praecipue notis a viro discernitur; quod materiae organicae ditior penus et virium vitalium imbecillitas per totum feminae organismum dominetur:* so sind diess grösstentheils blosse Worte, und wenn man dadurch die Bildung eines Theils erklären will, dass man sagt, hier haben sich die Gefässe verlängert, so giebt man wohl eine sehr dürftige oder vielmehr gar keine Erklärung. Warum verlängerten sich die Gefässe, warum auf diese Art? Diese Frage ist ja dann von der nämlichen Bedeutung, und ob man sie mit anderen Worten ausdrückt, macht zur Sache nichts aus. Wodurch will der Vf. beweisen, dass die Gefässe in Zellgewebe übergehen (S. 63), *vasorum retia in cellulosam telam dissolvuntur?* Am wenigsten passt diese Meinung von einem aus Gefässen gebildeten *Parenchym* (denn darauf ging es wohl hinaus), zu der Idee, welcher der Vf. noch anhängt, als ob das Herz das Blut durch die Gefässe triebe, und bey den Weibern wegen ihrer kürzeren Gefässe den Kreislauf schneller vollendete!! Rec. sah nie die Blutgefässe in Zellgewebe verschwinden, und dass der Vf. vom todten Körper, wo die Gefässe sich durch Maceration in Zellstoff auflösen, so etwas schliessen sollte, kann Rec. nie glauben. Auch bey den stärksten Vergrösserungen eingespritzter, oder unausgespritzter Theile, sah Rec. immer die Gefässe hinlänglich unterschieden, und auch bey den kleinsten Thieren, die Gefässe besitzen, sind diese immer noch an den äussersten Enden als Gefässe zu erkennen. Da auch viele Thiere gar kein Herz besitzen, und dieses überhaupt den Rückfluss des Bluts nie bewirken kann: wie wäre eine Circulation möglich, wenn die Gefässe in Zellgewebe übergingen, und dahinein ihren Saft ergössen? Es scheint, als ob der einzige Punkt, dass bey dem weiblichen Geschlecht Eyerstöcke, bey dem männlichen Testikel sind, den Vf. vorzüglich auf jene Idee gebracht hat, da jene Theile grösstentheils aus Zellstoff, diese aus Gefässen bestehen. Wegen des obigen Punkts nimmt der Vf. auch an, dass zuerst beym Embryo Anlage zu beiderley Geschlechtstheilen ist (*in omni individuo latent utriusque sexus genitalia*), und dass es nur auf die Entwicklung ankommt, ob ein Mädchen oder Knabe oder ein sogenannter Aphrodit daraus werden soll; ja diess ist noch nicht genug, sondern er treibt die Analogie so weit, dass er, nachdem er die beiderley Genitalien beschrieben hat, hinzusetzt: *Ex hac succincta genitalium descriptione patet, in omni individuo utriusque organa adesse (!), sed unius tantum sexus evoluta conspici.* Diess hebt aber wohl jenes auf. — Bey den *Molluscis* nimmt er keinen androgynischen, sondern einen aphroditischen Zustand an, und leugnet, dass sie sich wirklich begatten, dass der Penis perforirt sey u. s. w. Leugnen lässt sich leicht etwas, aber was so viele treffliche Naturforscher so lange beobachtet haben, verdiente wohl, um widerlegt zu werden, eine genauere Auseinandersetzung; bey den Egelschnecken (*Distoma hepaticum*), die sich bekanntlich auch wechselsweise begatten, wird der Vf. doch wohl nicht den Penis imperforirt halten? Man sieht auch nicht ab, dass ein *Molluscum* ein anderes aufsuchen sollte, bloss um den Nervenreiz zu vergrössern: *imperforati sunt filamentosi penis ramusculi, neque his aliud, quod amplectuntur, individuum ineunt, sed tantum constringunt, atque ita mutuis amplexibus nerveo suo systemati stimulum addunt, quo in proprio corpore ad constituendos embryones utriusque sexus liquores sibi miscentur;* dann wären es ja gar Hermaphroditen, die der Vf. doch ganz leugnet, denn man sieht nicht ein, warum sie deswegen Aphroditen seyn sollen, weil, wie sich der Vf. ausdrückt, *ubi quidem organa genitalia utriusque sexus uniuntur, sed et in proprio receptaculo liquores fundunt miscendos, ex quo novi foetus oriuntur.* Man sieht, aphroditisch ist alles.

Auch den übrigen Vergleichungen der beiden Geschlechter, die sonst manche schätzbare Bemerkungen z. B. über die Brusthöhle, über die Stimmwerk-

werkzeuge, u. f. w. enthalten, gehen die Hypothefen nicht ab. So z. B. im Kapitel von den inneren Sinnen, wo er diefe durch die fitzende Lebensart zunehmen läfst, u. dergl. mehr. Hätte der Vf. doch bedacht, dafs felbst feine besten Beobachtungen Zweifler finden müffen, da er fie fo mit Hypothefen durchwebt hat. Hätte er dafür feine willkührlichen Wagefätze hinterher als Thefen aufgeftellt, fo würde er doch wenigftens feinem eigenen Buche nicht fo fehr gefchadet haben, und man wüfste, worauf man zu bauen hätte. An Nachbetern wird es diefen Sätzen gewifs nicht fehlen; allein damit wird dem Vf. fchwerlich gedient feyn.

J. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Landshut*, b. Krüll: *Was ist die Wärme dem Organismus?* In einer Vorlefung beantwortet von D. *Joh. Ant. Schmidtmüller*, Prof. d. Med. in Landshut. 1804. 46 S. 8. (4 gr.). Die Idee der Wärme, als expanfiver Erregung, oder als reales Moment der conftruirenden Thätigkeit des Lichts in der Natur, der atomiftifchen Anficht entgegenzufetzen, fie gleichfam dem Wefen der Materie, als Äufserung ihres ftillen, verborgenen Lebens, wieder einzuverleiben, und zu zeigen, wie fie, als Vehikel aller Thätigkeit in der Natur, nicht nur aus der Wechfelwirkung des allgemeinen Organismus überhaupt mit feiner höheren Potenz, fondern auch allenthalben, wo fich, in den engeren Sphären individueller Organismen, Urfache und Wirkung, zur Selbfterhaltung, thätig ausgleichen, aus eigener, innerer Kraft hervorgehen müffe: diefe Abficht hat der Vf., fo weit es der Zweck einer *Antrittsrede* erlaubte, mit befonnener Befchränkung auf das Wefentliche in feinem Gegenftande, fcharffinnig genug zu erreichen gefucht. Wenn es ihm gleich nicht gelungen feyn follte, einem *gemifchten* Publikum in allen Punkten, befonders da, wo er fich, zum Behuf feiner Darftellung, näher an die Formeln der Naturphilofophie halten mufste, wie z. B. S. 21 ff., *ganz* verftändlich zu werden: fo kann er fich immerhin damit tröften, dafs der leerausgehende Theil eine, mit Experimenten erläuterte, atomiftifche Theorie der Wärme, zwar verftändlicher gefunden, darum aber wohl fchwerlich beffer verftanden haben würde. Diefe Vorlefung bleibt immer eine rühmliche Libation auf dem Vorheerde des medicinifchen Lehramts, und Rec. mufs dem Redner auch für feine Lehrftunden ein zahlreiches Auditorium wünfchen, vor welchem er fich hoffentlich noch freyer in den *Formen* der Philofophie bewegen wird, als einer, der ihren Geift erfafst hat, ohne den *Formeln* zu dienen, die nur, im Sinne des Ganzen behandelt, dem Meifter zur Darftellung feines Kunftwerks nützen, während fie, einzeln und abgeriffen betrachtet, fich auf ein paar angeübte Tanzmeifterftellungen reduciren laffen. — Der Standpunkt der Naturphilofophie, den der Vf. in diefer Vorlefung ergriffen hat, wird fich durch die Bemerkung bezeichnen laffen, dafs, nach der aufgeftellten Conftruction, Wärme = freyer Expanfivkraft angenommen werden mufs.

**s.

Wien, b. Kupfer: *Die wiener Kranken-Köchin, oder neues medicinifches Familien-Kochbuch fur Kranke und Genefende.* Nebft Einleitung. Herausgegeben von einem praktifchen Arzte in Wien. 1804. 119 S. 8. (8 gr.). Mit Recht behauptet der Vf., dafs *Zuckerts* medicinifches Tifchbuch nicht mehr für unfere Zeiten paffend fey. Er tadelt mit gleichem Recht *Effig* und *Varnhagen*, dafs fie diefes Buch wörtlich, mit wenigen Veränderungen, wieder abdrucken liefsen; allein er liefert hier felbst nicht viel mehr, als was *Zuckert* im Anfange feiner Schrift von der Zubereitung einiger diätetifchen Mittel gefagt hat. Man lefe z. B.

Zuckerts medicinifches Tifchbuch S. 29. Nr. 8. Hirfchhorngallerte mit Wein.	*Die Wiener Kranken-Köchin S. 33. Nr. 8. Hirfchhorngallerte mit Wein.*
Nimm ein halbes Pfund geraspeltes Hirfchhorn, koche es bey gelindem Feuer in einem wohlverwahrten Topfe mit zwey Quart Waffer, bis es dicklich wird. Seige es durch, und kläre es mit dem Weifsen von Ey. Thue ein halbes Pfund Kanarien-Zucker, acht Loth Rheinwein und zwey Loth Zitronenfaft hinzu und laffe es erkalten.	Man koche ein halbes Pfund geraspeltes Hirfchhorn mit Waffer, bis es dicklich wird. Man feihe es durch und kläre es mit dem Weifsen von einem Eye. Alsdann thut man ein halbes Pfund feinen weifsen Zucker, ein grofses Seitel guten alten Wein und zwey Efslöffel voll Zitronen- oder Limonenfaft hinzu, und läfst es im Keller erkalten.

Das Wenige, was der Wiener Arzt hinzufetzt, ist unbedeutend, und beweifet des Vf. feichte Kenntniffe. Für Schwindfüchtige und für die, welche es zu werden befürchten, bestimmt er z. B. nicht nur eine Kräuter-Butter, fondern auch Nr. 101 „ein aufserordentlich rettendes (?) Getränk: nehme Süfsholz, venetianifche Violwurzel, kleine Zibeben, Mauerrauten, Kraufemünze, Meliffenkraut, Scabiofenkraut, wilde Salbey, Odermennig, Hirfchzungenblätter, Datteln, jedes drey Loth. Alle diefe Stücke fchneide man zufammen, und giefse vier Maafs Ziegenmilch darüber, theile fie in Gläfer, zu zwey Maafs jedes, laffe es vier Wochen an der heifsen Sonne ftehen, hernach destillire man es durch einen Helm, und vermache es wohl, dafs kein Geruch, noch Kraft davon gehe. Wer ftarken Huften hat, zufehends abnimmt und verdorret, der trinke alle Wochen von diefem Waffer drey Löffel voll durchs ganze Jahr; Lungen und Leber wird es ihm erfrifchen etc."

⊙

Stendal, b. Franz u. Groffe: *Anatomifch-pathologifche Anweifung für gerichtliche Wundärzte, legale Leichenöffnungen zweckmäfsig zu verrichten.* 1804. 102 S. 8. (9 gr.). Wir finden zwar in diefem Schriftchen weder etwas Neues noch etwas Eigenthümliches, wodurch die Lehre von der gerichtlichen Unterfuchung der Leiche etwas gewönne; deffen ungeachtet hat der ungenannte Vf. eine fehr verdienftvolle Arbeit übernommen. Er weifs es felbft, dafs er blofs eine Compilation liefert, welche überflüffig wäre, wenn die zu gerichtlichen Unterfuchungen bestimmten Wundärzte eine vollkommene Bildung hätten. Je öfter man aber diefe vermifst, um fo wünfchenswerther ist es, dafs diefer Klaffe eine angemeffene Belehrung zufliefse. Das Unternehmen des Vf. ward dadurch fchwerer, da er nicht zu blofsen Kunftverwandten fpricht, fondern einer minder gebildeten Klaffe die nöthigen Gegenftände in einem anpaffenden Vortrage erläutert. Schriften der Art find als felten zu betrachten, da faft alle ähnlichen Inhalts blofs an Ärzte gerichtet find, und was diefer in Beziehung auf die Wiffenfchaft an Intereffe gebricht, das überwiegt der Vortheil, den fie im wirklichen Leben ftiften kann. Die Schrift zerfällt in acht Kap. Das erfte handelt von der äufserlichen Befichtigung eines Leichnams, das zweyte von der Vorbereitung zur Leichenöffnung und den dazu erforderlichen Geräthfchaften, das dritte bis fiebente von der Eröffnung und Unterfuchung der Kopf- Bruft- und Bauchhöhle, des Halfes, der Mundhöhle, und der Rückenwirbelhöhle, das achte vom Vernähen der geöffneten Höhlen. Was den Inhalt der Schrift betrifft, fo erfieht Rec. aus felbigem, dafs der Vf. ganz feinem Gegenftande gewachfen, und ein gründlicher Zergliederer fey, dem die Literatur feines Faches zu Gebote fteht. Die gründlichen und richtigen Lehren nebft dem fo gut gelungenen Vortrage geben die Überzeugung, dafs diefe Schrift ihren Zweck nicht verfehlen werde; nur mögen höhere Medicinalbehörden dafür forgen, dafs die Schrift unter denjenigen gehörig verbreitet werde, für welche fie bestimmt ist.

nt.

Handlungswissenschaften. *Leipzig*, im Verlags-Büreau: *Das gewerbfleiffige Deutfchland, oder fystematifch geordnetes Verzeichnifs der jetzt lebenden Kaufleute, Fabrikanten, Manufakturiften, Buch- und Kunfthändler, Buch- und Kupferdrucker, der Mäckler, Apotheker, Befitzer von Leihbibliotheken, Eifen-, Kupfer-, Meffing-, Vitriol- und anderen ähnlichen Werken; mit Anzeige ihrer Gefchäfte, der Meffen die fie beziehen, und der Wohnungen auf folchen.* Nebft Erläuterungen zur Handlungserdbefchreibung, Fabrik- und Waarenkunde. 7 Theil, den erften Band der Handlung von Hamburg enthaltend. 1805. XLVIII. und 486 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.). S. Recenf. des 5 und 6 Theils. 1805. in Nr. 49.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 NOVEMBER, 1805.

MEDICIN.

Berlin, b. Oemigke d. j.: *Archiv für medicinische Erfahrung*, herausgegeben von D. *Christ. Horn* (itzt Prof. zu Erlangen). Fünfter Band. 524 S. Sechster Band. 485 S. 1804. 8. (jeder Band 2 Rthlr.)

So lobenswürdig auf der einen Seite die Versicherung des Herausg. ist, dass in diesem Archive kein System ausschliesslich für allein wahr und allgemeingültig gehalten werden soll: so wenig hält der Rec. die feste Befolgung dieses Versprechens für möglich, oder den Grundsatz selbst, kein System für fest und geschlossen zu halten, bey einer Zeitschrift, welche die Erfahrung zum Schilde führt, für richtig; auch haben die Bearbeiter genug gezeigt, dass sie die Erregungstheorie für ihr System anerkennen. Eben so wenig ist der Herausg. seinem Vorsatze, nur für die Erfahrung ein Archiv anzulegen, treu geblieben, da mehrere bloss theoretische Abhandlungen in demselben vorkommen. So wahr ist es, dass die Erfahrung zwar der Grund der technischen Medicin ist, aber dass ihr doch immer die Speculation oder Theorie zur Seite stehen muss! Die Vereinigung beider erhebt sie zur Wissenschaft, und schützt vor der Herrschaft gemeiner Empirie! Wir wollen auf die vorzüglichsten Abhandlungen der vorliegenden Bände aufmerksam machen, mit Übergehung einiger unbedeutenden.

V Band. 2) *Geschichte eines epidemischen Typhus, wobey ein Frieselcontagium eine vorzügliche Rolle spielte*, von D. *Sternberg* (itzt Prof. in Marburg). Den gezierten Ton im Vortrage abgerechnet, recht gut beschrieben! Weitläuftig führt Hr. *St.* die Vorläuferin dieses Fiebers, die Anamnestik, an. Zur Grenze zwischen Opportunität und wirklicher Krankheit nimmt er den (das Jenseits bis zum) ersten Fieberanfall an. (Der erste Fieberanfall selbst muss zur wirklichen Krankheit gerechnet werden.) Die Krankheit befiel vorzugsweise Kinder bis zum vierten Jahre, besonders wenn sie physisch schlecht erzogen waren. Die letzte, veranlassende Ursache setzt Hr. *St.* in ein Frieselcontagium. Er nimmt ein solches in der Luft an. Wenn eine Zeit lang vor dem Eintritte der Krankheit eine Reihe von reizenden Ursachen auf den Körper gewirkt habe, so bekomme die (Friesel-) Krankheit einen sthenischen Charakter; sey eine Reihe schwächender Ursachen vorausgegangen, einen asthenischen Charakter. (Meint Hr. *St.* damit die ganze Epidemie, oder nur die Entwicklung der Krankheit in einzelnen Individuen?) Auch scheint es einer gewissen Modification fähig zu seyn, so dass es bald mehr zu sthenischem, bald wieder mehr zu asthenischem Charakter der Krankheit geneigt macht. Besonders wirkt es specifisch auf das Lymphsystem. Oft entstand die Krankheit, nachdem ein wirkliches Friesel vorausgegangen war, welches vernachläsiget wurde (hier war also der *Typhus* ein *morbus secundarius?*) oft ohne dasselbe, meist war der Verlauf fieberisch, bey einigen aber auch chronisch auszehrend (?). Unter den Symptomen, S. 62 spricht der Vf. auch vom Blicke des *tauben* Auges, den Rec. nicht kennt. Besonders zeichnete sich die Krankheit, ausser den gewöhnlichen Erscheinungen des Typhus, durch saure Schweisse, welche Hr. *St.* als eine Einwendung gegen *Reichs* Fiebertheorie geltend zu machen sucht, aus. Der Friesel bestand aus kleinen rothen Pünktchen, welche in der Haut harte Stippen, wie Sandkörner, hatten. Oft verschwanden sie in wenig Stunden schon wieder. (Wegen dieser flüchtigen Erscheinung würde Rec. nicht die ganze Krankheit darnach benennt haben.) Bey vielen war der Unterkiefer so zurück gezogen, dass die obern Schneidezähne merklich über die unteren vorstanden; viele schienen durch einen Trismus den Mund nicht öffnen zu können. Die Zunge wurde höchst schmutzig. (Der Aufsatz ist hier noch nicht beendiget.) 3) *Bemerkungen über einige wichtige Fehler der bisherigen Fieberbehandlung*, vom *Herausg.* Über wahre und scheinbare Idiosynkrasie der Fieberkranken und ihre klinische Berücksichtigung. Wahre Idiosynkrasien seyen selten. (Gewundert haben wir uns, dass der Brownianismus S. 98 als Ursache der Idiosynkrasie aufgeführt wird; nicht diesen, sondern den Ignorantismus hätte Hr. *H.* aufführen müssen, da jedes System, von einem Ignoranten falsch angewandt, sich des Angeführten schuldig machen kann. Der Aufsatz enthält überhaupt mehr Worte, als Realitäten.) 4) *Über die treffliche Wirkung der warmen aromatischen spirituösen Kräuterumschläge beym Sopor und andern Formen asthenischer Localaffection des Gehirns*, vom *Herausg.* Während Hr. *Ficker* in seinen Aufsätzen und Beobachtungen sich der kalten Umschläge bey Hirnerschütterungen aufs neue annimmt, empfiehlt Hr. *H.*, auch bey Hirnerschütterungen, S. 114 die warmen sehr warm. Er führt zwey Kranke an, bey denen auffallend schnell nach Anwendung derselben der soporöse Zustand verschwand und die Besinnung zurückkehrte. Hr. *H.* nimmt eine transitorische Paralysis (eine *Contradictio in adjecto!*) dabey an, oder, mit anderen Worten, einen hohen Grad von Angegriffen-

senheit und Schwäche. 5) *Über die Krisenlehre*, nebst einer Kritik der gekrönten Preisschrift des Hn. *Liebsch*, von D. *Henke* in Braunschweig. Eine sehr gut begründete, aber scharfe Kritik der Lehre von den kritischen Ausleerungen, wie sie in jener Preisschrift vorgetragen wurde. Rec. tadelt an der Facultätsaufgabe, dass sie die Antwort zum Theil dictirte. Dadurch wird das Selbstdenken gehindert und die Freyheit des Geistes gelähmt. 6) *Die Nothwendigkeit speculativer Principien in der praktischen Medicin*, gezeigt durch einige Betrachtungen über *Reils* Fieberlehre. Ohne sie lasse sich Sicherheit und Vertrauen in eine Erfahrungswissenschaft, wie die Medicin sey, nicht fassen. *Reils* Princip des Systems sey auf keine Weise speculativ, sondern sein Ziel, einen allgemein gültigen Ausdruck für die Erscheinungen der lebenden Organisation zu finden, nicht aber, die inneren Gründe derselben zu erforschen. *R.* sey beym Anfange seines Buchs von wahrhaftem Gefühl der Mängel seiner Kunst durchdrungen gewesen, habe aber im Verfolge die Unmöglichkeit eingesehen, denselben abzuhelfen. Diess habe eine gewisse Gleichgültigkeit (bey ihm selbst) gegen die Kunst erweckt, die besonders in den späteren Theilen seines Werks auffallend sey. (Das letzte unterschreiben wir, das erste aber nicht ganz. Sein erster Theil ist fast nichts als Speculation; nur das Band, womit er diese Speculation oder Theorie an die Praxis in den folgenden Theilen bindet, ist nicht überall fest genug gewebt und zugezogen. Der ganze Aufsatz, so schön er ist, gehört doch nur uneigentlich ins Archiv.) 7) *Glückliche Heilung einer hartnäckigten und langwierigen Diarrhoe*, von *D. Schmidt* zu Neustadt am Rübenberge. Eine weitläuftige Geschichtserzählung, nicht ohne Werth. China mit Mohnsaft schien das Übel am ersten zum Bruche gebracht zu haben. 8) *Beobachtung der Pupille* (wird in Krankheiten empfohlen) von *Winkelmann* in Braunschweig.

Das *zweyte* Stück enthält: 1) *Über die Entzündung der Arterien und den Ausgang derselben*, von D. *Spangenberg* in Braunschweig. In Wien sah der Vf. in einer Leiche, wo man diesen Zustand vorausgesagt hatte, alle Arterienstämme entzündet. Das nämliche zeigte sich bey einem Cadaver, welches der Vf. in Paris untersuchte. Die Krankheit legt, wenn sie verkannt wird, den Grund zu den freywilligen, wahren Aneurysmen. Hr. *Frank* d. ä. machte den Vf. zuerst aufmerksam auf diese Krankheit, und dieser hat theils nach der von Frank entworfenen Skizze, theils nach drey eigenen Beobachtungen die Schilderung derselben entworfen. Sie ist entweder allgemein über alle Arterienstämme verbreitet und von allgemein wirkenden Leiden entstanden, oder sie ist partiell. Von jener ist hier die Rede. Erkältung, starke körperliche Anstrengungen, heftige und langdauernde Gemüthsbewegungen, Übermass geistiger Getränke und Missbrauch der Mercurialien sind Ursache derselben. Sie ist besonders dem Mittelalter eigen und theils acut, theils chronisch, letztere ist schwer oder nicht zu erkennen. Sie charakterisirt sich durch heftiges, aber regelmässiges Klopfen aller Arterien, gleichmässig, harten, vollen, mässig geschwinden Puls, heftiges, höchst lästiges, regelmässiges Herzklopfen, nicht gleichzeitig mit dem Pulse, sondern seltener. Ein Kranker hatte das Gefühl, als stecke ein glühendes Eisen im Laufe der *Aorta descendens* bis zur Schenkelarterie, Zunge, Mundhöhle und Rachen schienen röther zu seyn, als gewöhnlich, und bis zur höchsten Höhe der Krankheit bedeckte eine lymphatische Secretion (?) diese Theile, die Zungenarterien schlugen sehr stark und lästig, manchmal war grosser Durst ohne Hitze, grosse Unruhe und Rastlosigkeit ohne erschwerte Respiration, kein Fieber (und dennoch acut?). Bey heftiger Bewegung, Arbeit, hitzigen Speisen und Getränken wurden die Beschwerden stärker. Aderlassen machte den Puls noch härter und voller, wiederholtes Blutlassen schwächte die Kräfte schnell, das Herzklopfen wurde noch stärker, die Unruhe grösser. So zeigt sich die Krankheit rein, häufig gesellt sie sich aber zu anderen Krankheitsformen, Pneumonie, Typhus, dem entzündlichen Fieber (?). Wo sie sich Hn. *Frank* und dem Vf. rein darbot, war sie allemal asthenisch. Aderlassen war allemal nachtheilig. *Frank* gab *Elixir acidum*, der Vf. auch *Digitalis*. Wein, Gewürze etc. wurden nicht ertragen, aber einfache nährende Diät war von grossem Nutzen. Die Ausgänge dieser Krankheit sind Zertheilung, Verwachsung der entzündeten Arterien mittelst der Lymphsecretion, die sich zu Pseudomembranen bildet, Eiter, Geschwüre und daher Blutungen und Aneurysmen, Verknöcherungen und Destruction der Arterien aus Mangel an Ernährung (?). (Eine interessante Abhandlung. Es ist rühmlich, dass der Vf. seine Reisen so gut zu seinem und zum Vortheile der Kunst benutzt hat. Wir fordern die Ärzte auf, ihre Beobachtung auf diese Krankheit, welche dem Rec. in seiner 17jährigen Praxis vielleicht nur Einmal bey einem Müllerpurschen vorgekommen ist, zu wenden.) 2) *Über Nervenschwellungen*, von *Demselben*. Die Beobachtung gehört eigentlich Hn. *Dubois* zu Paris, aus dessen reichhaltiger Praxis uns der Vf. noch manches verspricht. Irgend eine Stelle eines Nerven schwillt an, verdickt sich und bildet eine harte, solide Geschwulst, ist sie klein, vom Ansehen eines abgerundeten Steatoms, grösser, wie ein abgerundeter Kegel, beweglich, nicht mit der gesund scheinenden Haut verwachsen, nur beym Aufheben und Spannen des Nerven schmerzhaft. Dieser Schmerz ist vorübergehend, aber heftig und theilt sich schnell dem Hirn mit (?). Die Anschwillung nimmt nur langsam zu. Schneidet man sie aus, so ist sie weiss, glänzend, undurchsichtig und scheint eine homogene Masse zu seyn, die Nervenenden zu beiden Seiten sind gesund. (Auch diese Krankheit fordert noch mehrere Beobachtung; sie hat Ähnlichkeit mit Balg- und Lymphgeschwülsten.) 3) *Fragmente über die Lustseuche*, von Ebendems. (Erwecken den Wunsch, der Vf. möge diess ganze Krankheitsgeschlecht einmal besonders bearbeiten. Ob nicht hie und da zu sehr auf chemische Principien Rücksicht genommen seyn dürfte, wollen wir hier nicht untersuchen. Z. E. dass man das Queck-

Queckfilber nie in gerbestoffhaltigen Mischungen, China, Saffaparille etc. nie nüchtern geben foll u. f. f.) *Franks* Methode, Queckfilber zu reichen, ift, dafs man, fobald fich nach der Anwendung eines Mercurialmittels Zeichen der Salivation einftellen, fogleich ein anderes Präparat gebe. Zur Unterfcheidung der eigentlich venerifchen Zufälle von den Zufällen *a Mercurio* bedient fich der Vf. des Eifens, befonders der *Tinctura martis pomata*. Dort werden die Zufälle fchlimmer darauf, hier beffer. 4) *Gefchichte des epidemifchen Typhus* u. f. w. von *Sternberg*. (Die dagegen angewandte Heilart tadelt der Vf. felbft wieder in fo vielen Noten, dafs man den Glauben an fie, oder an ihn verliert. Warum denn tadeln, wenn fie die Krankheit doch fo gut bezwang, dafs nach S. 365 nur wenig Kinder geftorben find? Das Hauptmittel waren Arnikablumen. Doch irrt fich Hr. *St.* wenn er 1) fagt, fie feyen nicht fo unangenehm zu nehmen, als China etc. Der Gefchmack ift weit unangenehmer, kratzend, fcharf. 2) Ift zu bezweifeln, ob denfelben wirklich ein amoniakalifcher Beftandtheil zuzufchreiben fey, fo wie 3) die derfelben beygelegte Eigenfchaft der Unterhaltung und Beförderung der Leibesöffnung noch zu bezweifeln ift.) 7) *Klinifche Bemerkungen über verfchiedene Gegenftände*, von D *Osthof* in Flotho. Convulfionen bey der Kuhpockenimpfung, nach Stützifcher Methode geheilt. Ob Krämpfe und Convulfionen immer fthenifch oder afthenifch feyen. Wenigftens das letzte nicht immer. Gegen *Frank* d. j. wird erinnert, dafs bey Sthenien die Reconvalescenz nicht auch fthenifch fey. Empfehlung der warmen aromatifchen Bähungen bey afthenifch foporöfen Zuftänden. Etwas gegen *Gutfelds* Theorie der Entftehungsart der Phantafien in Afthenien. (Hr. O. zeigt fich durchaus als einen fcharffinnigen Arzt; möchte er in feinen Schriften fich nur mehr der Kürze und Präcifion befleifsigen!)

VI Band. 1) *Über die Rofe, in pathologifcher und klinifcher Hinficht*, von D. *Henke* in Braunfchweig. Beftreitet die bisherige Anficht diefer Hautkrankheit. Die Rofe ift, nach dem Vf., eine Entzündung der Haut, wobey alle einzelnen Gebilde derfelben krankhaft verändert find. (Damit ift jedoch das Specififche der Rofe nicht genau genug conftruirt.) Abweichung der Lebensthätigkeit vom Normalftande ift das Urfachliche (aller Krankheiten). Rofe innerer Theile fällt weg. (In der Praxis kommen aber Fälle vor, welche ohne eine folche Annahme nur fchwer zu erklären find, z. E. beym Kindbettfieber.) Die Gefichtsrofe hält der Vf. für die heftigfte, (aber es kann jeder Theil intenfiv fehr heftig, d. i. gefahrvoll rofenartig afficirt werden, z. E. die Gefchlechtstheile. Eben itzt hat der Rec. eine afthenifche Rofe am Arm von grofser Gefahr zu behandeln.) Der Vf. theilt fie in örtliche und allgemeine, hyperfthenifche und afthenifche. Allgemeine Afthenie und hervorftechende Empfindlichkeit des Hautorgans beftimme die Anlage zur Rofe. (Nicht blofs Schwäche, fondern eine ganz befondere Textur des Hautgebildes, vielleicht befonders des malpighifchen Netzes fcheint die Anlage zur Rofe auszumachen.) Unter den Mitteln gegen örtliche Rofe empfiehlt der Vf. die gewöhnlichen, auch goulardfches Waffer, Bleymittel, (ift das goulardfche Waffer etwa kein Bleymittel?) Auf den Einflufs der vorhergegangenen Schädlichkeiten rechnet der Vf., nach Art der Brownianer viel, nach der Erfahrung aber allzu viel. Das Zurücktreten der Rofe fey meift Folge plötzlich eintretender fchwächender Einflüffe. Der Zufammenhang der periodifchen Rofe mit gewohnten abweichenden Ausleerungen hätten wir wohl gewünfcht, näher erörtert zu fehen. IV) *Über eine Nervenfieberepidemie mit Lungenentzündung*, von *Oertel* zu Freiburg an der Unftrut. (Es ift merkwürdig, dafs diefe gefahrvolle *Pneumonia typhodes* neuefter Zeit fo häufig vorkommt. Auch in des Rec. Gegend ift fie leider nicht felten, und noch hat fich keine Methode, fie zu heilen, legitimiret.) Der Vf. ift geneigt, die hauptfächlichfte Urfache davon auf fchlechtes, mit Trespe fehr vermifchtes Getreide zu fchieben. (?) Der Auffatz ift nicht ergiebig an fruchtbringenden Refultaten! V) *Erfahrungen über die Natur und Behandlung der Phtifis puerperalis*, vom *Herausgeb.* Sie entftehe gemeiniglich, wenn der erfte Puerperalzuftand wenig oder nichts Krankhaftes enthielt, aufser einem fortdauernden Gefühl von grofser Mattigkeit. Nun dauern die *Lochia* einer chronifchen gelinden Diarrhöe ähnlich fort, und die Milchabfonderung wird immer gelinder und unbedeutender. Weiterhin kommt Fieber und Hyfterismus, d. i. übergrofse Empfindlichkeit, irritable Schwäche, oder eine Art von Unempfindlichkeit (torpide Schwäche). Der Zuftand der Lunge ift gewöhnlich fehr abnorm, der der Digeftionswerkzeuge verfchieden. Die Milchabfonderung dauert Anfangs 8—10 Wochen lang fort, hört aber weiterhin auf. Die Lochien halten noch länger an. Das Heilverfahren mufs nährend reizend feyn. Aufser einer guten thierifchen Koft rühmt Hr. *H.* befonders die warmen Bäder, warmes Verhalten und Bewegung. Von Arzneyen verwirft er alle falzichten, metallifchen Mittel, die Mittelfalze, den Milchzucker und die Molken (unter den gehörigen Cautelen nicht verwerflich) auch die Antimonialien. Er empfiehlt dagegen 1) Aufgüffe aromatifcher Pflanzen mit fpirituöfen (?) und bitteren Mitteln, z. B. Baldrian, Angelica, Kalmus, Pfeffermünze, Galgant mit Bitterklee, Taufendgüldenkraut, Enzian, Wermuth u. d. gl. 2) Abkochungen ftärkender Rinden und Wurzeln mit diffufibeln Mitteln vermifcht und mit der erften Klaffe abwechfelnd angewandt, China, Colombo, Weiden, Caryophyllata, isländifches Moos (was Hr. *H.* mit Unrecht oben zu den blofsen Schleimen zählte). Hieher gehören auch die Eifenmittel, befonders der *Liquor anodynus martiatus* (und die *Naphtha aceti martiata*, auch vermifst Rec. die Myrrhe, den Wafferfenchel, den Fingerhut — Mittel, welche in verfchiedenen Stadien der Krankheit mit Nutzen anzuwenden find. Auch hätten wir noch Einiges vom Zuftande der Gebärmutter nach dem Tode erwartet. Der ganze Krankheitszuftand hat übrigens, befonders die beygefügte Krankheitsgefchichte Ähnlichkeit und Verwandtfchaft mit den vormals fo bekannten Milchmetaftafen.

sen. VI) *Galvanische Versuche, angestellt im Wiener Irrenhause*, vom Prof. *Erdmann* zu Wittenberg. Aus diesen, mit grossem Fleisse angestellten und mit vieler Genauigkeit erzählten Versuchen ziehen wir nur einzelne Resultate aus: Durch die Application des Galvanismus, als eines allgemeinen Reizmittels, wurde zum Theil wirklich viel gegen den Wahnsinn ausgerichtet. Wenig leistete er hingegen bey der Armirung einzelner Seelenorgane, nach *Gall's* Schädeltheorie, S. 185. Richtig war es jedoch, dass in mehreren Fällen die Bildung des Schädels dem Gemüthszustande vollkommen entsprach. Sonderbar ist es, dass mehrere Galvanisirte nach einigen Wochen in asthenische Fieber verfielen. Im Ganzen genommen kann sich der wahrheitliebende Vf. keines sehr glücklichen Erfolgs, S. 190 seiner galvanischen Bemühungen, wie manche andere (namentlich der Apotheker *Sprenger*) rühmen. VII) *Übersicht der in dem ambulatorischen Klinikum zu Wittenberg behandelten Kranken.* VIII) *Miscellen.* IX) *Bemerkungen über Übelseyn und Krankheiten der Schwangern und Wöchnerinnen*, von D. *Winiker* in Göttingen. Der Vf. theilt diese Zufälle in solche, die 1) bald nach der Empfängniss, 2) die während des Verlaufs der Schwangerschaft und 3) die gegen das Ende derselben eintreten. (Der Rec. ist aber nicht einig mit dem Vf., wenn dieser sagt, dass die Säfte, welche zur Bildung des Fetus verwandt werden, dem Organismus der Mutter entzogen würden, und hieraus asthenische Diathesis entstehe. Das bischen Saft, das Anfangs für den Fetus verwandt wird, steht zuverläsig noch im Minusverhältniss gegen die zurückbleibende Menstruation. Zudem ist ja Mutter und Frucht als eins zu betrachten, und es ist eine bekannte Sache, dass jede Schwangere einen Überfluss an plastischer Lymphe hat. Aus diesem allen könnte man weit eher auf sthenische Opportunität schliessen. Ohne Zweifel lassen sich die Zufälle unmittelbar nach der Empfängniss ungezwungener von der neuen Nervenreizung erklären.) Die zweyte Klasse von Zufällen leitet Hr. *W.* theils von gradual verschiedener Asthenie überhaupt, theils von gestörtem Reproductionsprocesse her. Die dritte Klasse entstehe von Störung des Blutumlaufs im Unterleibe, von Störung des Assimilationsprocesses und manche vom Druck des Kindeskopfes. Hiergegen empfiehlt Hr. *W.* eine reizende Methode. (Eine grösere Erfahrung wird aber Hn. *W.* belehren, dass es sehr viele Fälle gebe, wo die schwächende Methode jener vorzuziehen ist.) XI) *Geschichte einer mit Zehrfieber verbundenen und glücklich geheilten Versio* (nicht *Inversio*) *uteri*, vom *Herausg.* Das eigentlich Diagnostische der Krankheit ist etwas dunkel. Man entdeckte in der Scheide durch die vordere Wand derselben (also zwischen der Scheide und Urinblase) einen plattrunden, etwas festen Körper. Wahrscheinlich muss das Zurückschieben einer ungeschickten Hebamme die Veranlassung dazu gegeben haben. XII) *Beyträge zur praktischen Heilkunde*, vom Prof. *Erdmann* zu Wittenberg. Beschreibung einer verbesserten Bandage zu Heilung der Klumpfüsse bey Neugebornen. (Scheint dem Rec. sehr zweckmässig.) Vereiterung der Nieren. (Sehr interessant!) Brustwassersucht. *Carcinom* des Magens (ein leider nicht seltenes Übel!). XIII) *Nachträge über die galvanische Elektricität als prätendirtes Heilmittel*, von D. *Osthoff* in Flotho. (Ein wenig weitschweifig erzählt, wie alles, was vom Vf. herkommt.). Das Resultat ist, gleich denen aller nüchternen Beobachter, für den Galvanismus nicht günstig. XIV) *Medicinisch-klinische Beobachtungen*, von D. *Schneider* zu Fuld. Wirksamkeit des Kamphers und Opium in der Manie. Der Vf. glaubt, es gebe auch eine asthenische Manie, und sie komme häufiger vor, als die sthenische. (Wenn Manie idiopathische Raserey seyn soll, so müsste die Schwäche indirecter Art seyn, sonst findet keine Schwäche statt. Weder das Räsonnement, noch die Behandlung und die Formeln haben dem Rec. gefallen. Überladen ist die Mischung: 2 Unzen Zimmtessenz und 1 Quent Hallersches Sauer mit 4 Unzen Zimmtwasser; überladen und fehlerhaft folgende Mischung: *Rec. Rad. Valerian. unc. un. Infunde Aqu. ebull. s. qu. Colat. unc. IV. adde Tinct. cinam. unc. II.* unverhältnissmäsig auf der anderen Seite ist es, wenn der Vf. zu 1 Loth Baldrian auf 7 Unzen Colatur 1 Quente *Calam. aromat.* setzt, tadelhaft ist eine Mischung aus *Naphth. vitrioli, Alcali fluor volatil, Tinct. opii Eckardi, Tinct. ambrae et Moschi* āā. Auch sind die Beobachtungen reich an selbst gefälligen Ausdrücken des ohne Zweifel noch sehr jungen Arztes und Schriftstellers.) XV) *Fragmente für die specielle Therapeutik*, von D. *Ettmüller* zu Jüterbok. Nutzen der concentrirten (?) Kantharidentinctur in bösartigen Nervenfiebern. (Verdient mehr versucht zu werden!) Nutzen der Belladonna im Keichhusten. (Einige zu leicht angenommene Hypothesen abgerechnet, recht gut. Ohne Zweifel ein sehr wichtiges Mittel in dieser schweren Krankheit!) XVI) *Über das Sodbrennen*, vom Prof. *Seiler* in Wittenberg. Der Vf. leitet es ab: entweder von einer örtlichen Asthenie des Magens und vorzüglich des Gefässsystems ohne allgemeine Asthenie, oder von einer allgemeinen Asthenie mit vorzüglicher Affection des Gefässsystems des Magens. Er empfiehlt dagegen gelinde Reizmittel in sehr kleinen, oft wiederholten Gaben, *Liquor. anod. Naphtha* (besonders *Aceti*) *Elixir. acid. H.*; weiterhin tonische Mittel. XVII) *Beytrag zur Pathogenie und Therapie der Schwämmchenkrankheit saugender Kinder*, von D. *Brefeld* zu Telgte. Giebt noch keinen Aufschluss über beides, da der Aufsatz nicht beendigt ist. XVIII) *Miscellen und Recensionen*, welche wir nach dem Zweck unseres Instituts nicht wieder recensiren können, schliessen beide Bände.

Wir empfehlen diese Zeitschrift allen Ärzten, indem wir sie für die beste, d. h. gleich weit von roher Empirie und übermüthiger Speculation entfernte, den Überzeugungen der geübtesten jetzigen Praktiker am angemessensten erklären. Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 NOVEMBER, 1805.

PHILOSOPHIE.

1) Marburg, in d. akad. Buchh.: *Dieterich Tiedemanns Geist der speculativen Philosophie.* I Band von Thales bis Sokrates. 1791. XL u. 391 S. II Band von Sokrates bis Carneades. 1791. XII u. 587 S. III Band von der neuen Akademie bis auf die Araber 1793. XVI u. 567 S. IV Band von den Arabern bis auf Raimundus Lullus. 1795. XXV u. 648 S. V Band von Raimundus Lullus bis auf Thomas Hobbes. XXXII u. 624 S. VI Band von Hobbes bis Berkeley. Mit einem Register über alle 6 Bände XII u. 740 S. gr. 8.

2) Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Joh. Gottlieb Buhle Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, und einer kritischen Literatur derselben.* I Theil bis auf Plato. 1796. 472 S. II Theil. 1797. 575 S. III Theil. 1798. 448 S. nebst einem polemischen Anhang. IV Theil. 1799. 511 S. V Theil. 1800. 708 S. VI Theil. 1 und 2 Hälfte. 1800. zusammen 1063 S. VII Theil. 1802. 722 S. VIII Theil. 1804. 920 S. nebst einem doppelten Register über das ganze Werk. gr. 8.

3) Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie*, von *Wilhelm Gottlieb Tennemann.* I Band. 1798. 428 S. Einleitung LXXXVIII S. II Band. 1799. 560 S. III Band. 1801. 440 S. IV Band. 1802. V Band. 1805. XII u. 402 S. gr. 8.

Drey Werke deutschen Fleifses und Scharffinns, wo nicht einzeln, doch zufammengenommen, der Mafsstab deffen, was feit *Brucker* für die Bearbeitung der Gefchichte der Philofophie gefchehen ift, und was fie an Stoff und Form gewonnen hat — durch mehr eigenes, freylich auf fo mancherley Art erleichtertes Studium der Quellen, durch fchärfere Kritik, durch forgfältigere Bearbeitung einzelner Theile, durch einen fefter beftimmten Begriff der Philofophie und ihrer Gefchichte, insbefondere aber auch dadurch, dafs man mit mehr eigenem philofophifchen Geifte fich auf den Standpunkt der Denker der Vorzeit zu verfetzen, aus demfelben ihren Geift richtiger aufzufaffen wufste, den fucceffiven natürlichen Gang der menfchlichen Vernunft, den Übergang von einer Vorftellungsart zur anderen fcharffinniger bemerkte, und eben dadurch die Gefchichte der Philofophie zu einem mehr zufammenhängenden und ftätigen Ganzen auszubilden fuchte.

Nur eines von allen drey Werken, das *Buhlefche*, geht bis auf die neueften Zeiten herab, und ift bis jetzt in diefer Art das einzige. Bey *Wolf* und *Berkeley* bricht *Tiedemann* ab, — aus einer eines Philofophen nicht ganz würdigen, ihm von einigen Recenfenten verurfachten trüben Laune (f. Vorr. z. VI B.). Und vielleicht ift diefes auch nicht fo fehr zu bedauern, da bey einer folchen Stimmung eine recht unparteyifche Gefchichte der Philofophie von *Kant* bis auf unfere Tage nicht zu erwarten gewefen feyn würde. Hr. *Tennemann* endiget den 5 Band erft mit der Gefchichte des Skepticismus in feiner vollendeteren Geftalt. Wir würden aber zu weit zurück bleiben, wenn wir auf die Vollendung feiner Arbeit warten wollten. Der Vf. hat doch fchon fo viel geliefert, dafs fich über den Gehalt derfelben im Ganzen beftimmt urtheilen läfst.

Rec. der nun bald ein halbes Jahrhundert fich mit der G. der Ph. befchäftiget, hat diefe faft 34 Alphabete *con amore* durchgelefen, und ift fich bewufst, dafs nicht die geringfte Anwandelung übler Laune, welche bey trockenen und weitläuftigen Werken zu entfchuldigen wäre, fich in feine Kritik eingemifcht hat: fo fehr ihm auch manchmal die Tiedemannifche Schreibart, welche bald lateinifche, bald franzöfifche Conftructionsordnung affectirt, bald in den fteifften Kanzleyftil fällt, befonders im erften Bande, befchwerlich worden ift. Defto natürlicher und fliefsender ift der Vortrag der beiden anderen.

Bey der Zufammenftellung diefer 3 Werke wird wohl niemand die Abficht vermuthen, folche dem Publicum gleichfam erft vorzuführen — diefs wäre zu fpät — oder eine ins kleinfte Detail eingehende Kritik jedes einzelnen zu liefern — diefs erforderte ein ganzes Buch, wenn Rec. auch ohne weitere Ausführung, alles auszeichnen wollte, worin er bis jetzt anderer Meinung feyn zu müffen glaubt. Die Abficht ift vielmehr, die einzelnen Vorzüge einer jeden Arbeit im Ganzen, und in einigen Haupttheilen herauszuheben, aber auch dasjenige zu bemerken, was die gelehrten Vf. noch zu wünfchen übrig gelaffen haben, damit der künftige Hiftoriograph der Philofophie die erften in feiner Arbeit verbinden, aber auch auf das andere forgfältig Rückficht zu nehmen veranlafst werde.

Mit Recht fragt man in unferen Tagen bey Werken diefer Art fchärfer, als ehedem, was fich der Vf. unter einer Gefchichte der Ph. gedacht, ob er die Idee derfelben richtig gefafst, durchaus feftgehalten und verfolgt habe? Es ift hier nicht der Ort, die mancherley Gedanken, welche auch nur feit 16 Jah-

Jahren *Reinhold*, *Göss*, *Fülleborn*, *Grohmann*, u. a. über den Begriff und die Behandlungsart der G. der Ph. geäussert haben, ausführlich zu prüfen. Aber das glaubt Rec., ohne jemand zu nahe zu treten, versichern zu dürfen: dass in Rücksicht einer genaueren Erörterung einer ausführbaren Idee einer G. der Ph. der *Tennemannischen* Einleitung der Preis gebühre, und dass jeder künftige Bearbeiter der G. der Ph. diese Propädeutik, als sein Organon, studiren müsse. Weder die einzelnen, meist an sich guten und richtigen, aber auch oft, (wie S. VII der Vorr. zum IV B.) sehr einseitige und beschränkte Begriffe verrathenden *Tiedemannischen* Bemerkungen, noch auch dasjenige, was Hr. B. in den ersten §§. seines Werks, zwar kurz, aber weit bestimmter, und für seine *anfängliche* Absicht, nur ein Lehrbuch in compendiarischer Form zu liefern, hinlänglich, sagt, kann mit jener *Tenn.* ausführlichen und gründlichen Propädeutik in Vergleichung gestellt werden. Dagegen zeichnet gleich beym ersten Anblick die *so reiche, und doch ausgewählte Literatur der G. der Ph.* nach allen ihren Theilen und Abschnitten, die B. Arbeit vor beiden anderen aus. Besonders sind die kleinen einzelnen, oder in grösseren Sammlungen versteckten Abhandlungen, die so leicht übersehen oder vergessen werden, und doch oft mehr, als dicke Bände werth sind, mit einer solchen Rücksicht, selbst auf ganz specielle Gegenstände, zusammengestellt worden, dass, um nur Ein Beyspiel zu geben, bey den zur heraklitischen Philosophie gehörigen Schriften, sogar *Heyne de animabus siccis Heracliti* nicht vergessen worden ist.

Die *Tiedem.* Arbeit ist das Werk eines mühsamen Sammlerfleisses und eines auch auf *einzelne Gegenstände* geschärften Nachdenkens. Aber, mit aller Achtung gegen die Manen dieses Mannes sey es gesagt! zum *pragmatischen Historiographen* der Philosophie war er nicht gemacht. Man vermisst bey ihm die Gabe einer lichtvollen reinen Darstellung fremder Gedanken, die Gewandtheit, sich erst ganz in den Ideengang anderer hineinzuarbeiten, gewisse Ideen, die den Alten nur dunkel vorschwebten, ans Licht zu ziehen, den Geist eines ganzen Systems richtig aufzufassen und darzustellen, den allgemeinen Charakter der Philosophie eines jeden Zeitpunkts richtig und treffend zu bestimmen u. s. w. Seine Darstellung wird zu sehr durch Streiten und Polemisiren unterbrochen; wobey der Zusammenhang des Ganzen verloren geht. Kaum fängt er an, die Lehre eines Mannes auseinanderzusetzen, so hängt er sich an einzelne Begriffe und Sätze, kritisirt und polemisirt, oft mit ermüdender Weitläuftigkeit. Und wenn nur diese Kritik immer treffend wäre! Allein da *Tied.* nicht immer auf das Ganze blickt, da er sich durchaus nicht verleugnen, nicht von gewissen Vorstellungen losreissen kann, so ist sein Urtheil oft schief, und sein Tadel ungerecht. Man sehe nur, wie er den Platon behandelt, besonders seine Gedanken von der Weltseele, wo alle Rücksicht auf das Poetische und Bildliche ganz vergessen ist. Diese steife Anhänglichkeit an gewisse Ideen hat auch einen nachtheiligen Einfluss auf die Beurtheilung des Werthes und *der Verdienste einzelner Philosophen*; wie denn nicht selten T. mit dem Lobspruch *eines wesentlichen Verdienstes* gar zu freygebig ist. Denn oft ist dieses kein anderes, als Übereinstimmung in gewissen Dingen mit *Tied.* Vorstellungsart. So ist es z. B. ein grosses Verdienst eines Mannes, wenn er versucht hat, gegen die unendliche Theilbarkeit des Raums und der Zeit zu fechten, oder, wenn er die Ewigkeit der Welt bestritten hat. — Dinge, in welche Hr. *T.* sich nicht finden kann. — Durchaus ist ihm die Kunst entweder fremd, oder, hielt er sie für unbedeutend, das genau abgewogene Verdienst eines Mannes, für sein Zeitalter und für seine Lage, auf die eigentlichen Hauptmomente zurückzuführen, und recht auffallend hervorzuheben. Man vergleiche z. B. was *T.* über *Wolf* sagt, mit dem körnigen 1064 §. ff. der Buhleschen Geschichte.

Beiden anderen Vff. ist es zuförderst um eine zusammenhängende helle Darstellung des ganzen Systems zu thun. Sie kritisiren auch, aber sie bemühen sich, das πρωτον ψευδος zu entdecken, wodurch die unnöthige Weitläuftigkeit vermieden wird, zu welcher die *Tied.* Art zu polemisiren verleitet. Beide Männer verstehen die Kunst, gewisse sonst dunkele und unverständliche Gedanken der Alten auf neuere bekanntere zurückzuführen, und dahin einen Sinn zu bringen, wo keiner zu seyn schien. Diess Hülfsmittel war Hn. *Tied.*, bey seiner Abneigung gegen die neuere Philosophie, ganz unzugänglich. Freylich ist das auch eine Klippe, an der man leicht scheitern, und in den Fehler fallen kann, einen fremden Sinn in die Alten hineinzutragen. Vielleicht sind auch beide Gelehrte von diesem Fehler nicht ganz frey geblieben. Die προληψις des Epikurs ist gewiss nicht die kantische Anticipation der Wahrnehmung, wie Hr. B. S. 426 I B. zu glauben scheint. Vom leidenden Verstande des Arist. in Vergeichung mit *Kants* reinem Verstande weiter unten!

Ein unnützer Aufwand ist im *Tied.* Werke die viel zu weitläuftig eingeschaltete synchronistische Darstellung der jedesmaligen politischen und kirchlichen Welt- und Völkerlage; wovon nur die Hauptpunkte herausgehoben und concentrirt werden mussten. Wozu alles das, was B. II. Hauptst. 6. B. III. 1. 2. 3. 8. B. IV. 1. 3. 7. B. V. 1. 8. 11. B. VI. 1 aus bekannten Geschichtsbüchern oft nur bequem abgeschrieben ist?

Um nur noch eins zu berühren, so ist die Trennung der Geschichte der speculativen Philosophie von der der praktischen eine Sache, welche Rec. nicht nachgeahmt wünscht. Die Geschichte verliert dadurch nicht nur viel von ihrem Interesse, sondern, ohne die praktische Tendenz mancher speculativen Lehren zu kennen, ist auch nicht einmal eine richtige Schätzung derselben möglich. Aber auch selbst die Grenze der speculativen Philosophie ist von *Tied.* sehr unbestimmt gelassen. S. Vorr. I B. S. XVII, verglichen mit der Ausführung selbst.

Bey

Bey allen diesen Mängeln des *Tied.* Werks wird sich doch in der Folge Gelegenheit genug finden, so manches unverkennbare Verdienst desselben um einzelne Theile der Geschichte der Philosophie bemerklich zu machen.

In der Geschichte der griechischen vorsokratischen Philosophie hat Hr. *Tennemann* selbst vor Hn. *B.* manche eigene Vorzüge. Der langsame und bedächtlich suchende Gang des ersteren macht es dem Leser möglich, die Resultate selbst mitzufinden; da hingegen Hr. *B.* die von ihm gefundenen Resultate selbst giebt, ohne sich immer um die, wenigstens für viele Leser nöthigen Belege und Nachweisungen ängstlich zu bekümmern. Man vergleiche, was beide über Anaximander, Heraklit, auch Pythagoras sagen. So wünschte z. B. Rec. selbst zu wissen, worauf Hr. *B.* §. 104. 6. die Behauptung gründe: Nach Pythagoras wären die geraden Zahlen vollkommener, als die ungeraden; da, nach *Tennemann*, gerade das Gegentheil aus *Stobäus Ecl. phys. edit. Heer. p.* 22 zu erhellen scheint. Oder liegt hier auch ein solches Missverständniss zum Grunde, als S. 245 I B. bemerkt wird? Überhaupt hat es Hr. *Tenn.* dem Leser sehr bequem gemacht, die Richtigkeit seiner Angaben zu prüfen; da er nicht nur die Beweisstellen citirt, sondern auch die Worte, auf die es ankömmt, unter dem Text mit hat abdrucken lassen. *Tied.* will davon nichts wissen. Hr. *B.* hat diess auch, wiewohl etwas sparsamer beobachtet, als Rec. wünscht. Er empfiehlt die *Tenn.* Methode jedem künftigen Bearbeiter der Gesch. der Ph. Denn wenn auch, z. B. beym Plato, die Seitenzahl, es sey, welcher Ausgabe, noch so genau angegeben wird, so bleibt man doch oft, nach Durchlesung der ganzen Seite, ungewiss, worauf der Citirende eigentlich gesehen hat; da es manchmal auf ein bestimmtes Wort und Ausdruck ankömmt; und diess wünscht Rec. nicht nur in Ansehung der älteren, sondern auch selbst der neueren Geschichte, obgleich hier das Bedürfniss geringer ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen dürfte es doch wohl nicht überflüssig seyn, noch mehr in das besondere einzugehen, und eins und das andere auszuzeichnen, wodurch theils jene allgemeinen Bemerkungen sich noch mehr bestätigen, theils aber auch noch manche Eigenthümlichkeiten eines jeden Vf. ergeben werden.

Wo fängt sich die Geschichte der Philosophie an? Rec. wünschte doch auch diese Frage zur Entscheidung gebracht. Nach Hn. *B.* wo sich die philosophirende Vernunft zu entwickeln anfängt; und nach *Tenn.* wo die Vernunftthätigkeit sich zu entwickeln beginnt. Und nun zur Probe die Frage: *Ob die Geschichte der Ideen der aufgeklärten nichtgriechischen Völker der alten Welt über Weltursprung, Gott etc. auch in einer Geschichte der Philosophie Platz finden?* Weder Hr. *Tied.* noch Hr. *Tenn.* räumen ihr denselben ein. Ganz anders, und wie Rec. glaubt, mit Recht, Hr. *B.* Gesetzt, dass alles, was wir bey diesen Völkern und ihren Weisen über die Gegenstände alles Philosophirens finden, nicht den Namen der Philosophie verdiene; zugestanden, dass keine wissenschaftliche Philosophie, auch nicht ein Schatten derselben, bey diesen Völkern, vor ihrer Bekanntschaft mit den Griechen, anzutreffen war: so kann doch der Historiograph der Philosophie, ehe er nach Griechenland kommt, sich nicht entbrechen, sich an den Ufern des Nils, Euphrats, Ganges etc. umzusehen, um wenigstens die zu hohen Begriffe von der Weisheit dieser Völker herabzustimmen, und dem historischen Vorurtheile zu begegnen, als ob die Griechen alle die ihrige aus Ägypten, Persien, Indien geholt hätten. Hr. *Tied.* gönnt der Mythologie der Griechen eine Stelle in der Geschichte der Philosophie. Er gesteht auch S. 31. I B. selbst, dass *Thales* in Ägypten mit mancherley Kosmogonien bekannt worden sey, dass also ein Zusammenhang der griechischen Vorstellungen mit denen der nichtgriechischen Völker statt finde. Auch Hr. *Tenn.* musste doch, um einen Anfang zu finden, den Gang des menschlichen Geistes überhaupt verfolgen, zu welchem ja die Geschichte der Vorstellungsarten jener alten Völker die Belege enthält. Und die Frage über das Daseyn einer besonderen morgenländischen Philosophie, vor und zu Christus und der Apostel Zeiten, kann ohne Bekanntschaft mit den Ideen dieser Völker, besonders der Perser, und ihres Zoroasters, nicht beurtheilt werden, davon weiter unten. *) Hr. *B.* hat daher, mit weiser Mässigung, und mit mehr Scharfsinn und Auswahl, als *Brucker*, auch diesen Völkern, so wie auch *Meiners* in seiner Geschichte der Philosophie, eine Stelle eingeräumt. Mit so vielem Aufwand von Witz und Gelehrsamkeit *Gatterer*, welchem *B.* folgt, die ägyptische Metempsychose zu einem von den astronomischen Cyklen hergenommenen Symbol der Fortdauer der Seele nach dem Tode auszustatten gewusst hat, so kann Rec. doch immer noch nicht dieser Meinung seinen Beyfall schenken. Es ist wahr, dass sich dadurch die Nachrichten des *Herodot*, auch *Hekatäus*, mit *Diodor*, *Plutarch* und *Porphyr* vereinigen lassen. Aber es ist die Frage: ob man hier eben auf Consequenz in der Denkart der sonst so oft, z. B. im Thierdienst, inconsequenten Ägyptier zu sehen hat. Sollte auch Herodot sich geirrt haben, so kann sich doch Rec. nicht ein Gleiches von Pythagoras und Plato überreden.

Was sich für die Ächtheit der von *Anquetil* herausgegebenen Handschriften sagen lässt, findet man hier in gedrängter Kürze gesagt. Am Ende ergiebt sich das Resultat: dass der Vendidad doch wohl ächt zoroastrisch sey, die übrigen Zendbücher aber späterhin für liturgische Zwecke geschrieben, und bey ihrer Abfassung die alte Zend- und Pehlvisprache beybehalten worden sey. Nach Hn. *B.* ist der ächte, noch

*) Freylich verweist Hr. *Tennemann*, aber aus nicht passenden, sondern zu viel beweisenden Gründen (s. die Einleitung des V Bandes S. 36 ff.) alle Untersuchungen über Philosophie der Juden, Cabbala, u. s. w. ganz aus der Geschichte der Philosophie, worüber Rec. ganz anders denkt.

noch nicht ſo, wie in der Folge, modificirte Zoroaſtrianismus *reiner Dualismus*, ohne Abhängigkeit der beiden entgegengeſetzten Principien von einem höheren. Soll dieſes dem nicht widerſprechen, was S. 170 des IV Theils geſagt wird: In der zoroaſtriſchen Philoſophie war das Princip des Böſen bedingt, es war urſprünglich nicht vorhanden, ſondern entſtand erſt in der Zeit, ſo müſste das letzte ſo verſtanden werden, daſs ein Anfangs auch gutes Princip erſt mit der Zeit böſe worden. Unter den in Europa bekannt gewordenen Schriften der Hindus iſt Menou vergeſſen, den wir ſchon 1794 aus einer engliſchen Überſetzung kannten, nach welcher 1797 die deutſche gemacht iſt. — Die Anſicht der Mythologie, ſo weit ſie ſich auf Betrachtung der Natur bezieht, hat Rec. in der Hauptſache richtig befunden. Liegt einem Theil der Mythen, dieſs iſt die Frage, ganz urſprünglich Phyſik zum Grunde? Ja, antwortet Rec., aber nicht als richtige ſimple Vorſtellung, nur aus Armuth der Sprache und mit Bewuſstſeyn jener richtigen nackenden Vorſtellung, in allegoriſches Gewand gehüllt, ſondern — *die Perſonificationen der Naturkräfte ſind die unmündigen ganz eigentlichen* Vorſtellungsarten der alten rohen Kinder der Natur ſelbſt. — Über das *απειρον* des Anaximanders, über die mancherley Ideen, welche hier in einem Ausdruck verbunden ſind, und über die Art, wie alle Dinge daraus entſtunden, befriedigt Hr. *Tennemann* am meiſten. Hr. *B.* läſst es bey einer bloſsen Verdickung und Verdünnung des Urſtoffs bewenden, da doch Ariſtoteles und Theophraſt auch von einer Scheidung reden. Auch Hr. *Tied.* weiſs nicht, wie er die Entſtehung durch Scheidung, welche Ariſtoteles dem Anaximander beylegt, mit dem von eben demſelben ihm beygelegten Entſtehen durch Verdickung und Verdünnung vereinigen ſoll. Hr. *Tennemann* zeigt ſehr gut, daſs das Zuſammentreten der vorher im unendlichen, zerſtreuten, gleichartigen Theile *πυκνωσις*, und der Zuſtand der Zerſtreuung *μανωσις* heiſsen könne, — ein Umſtand, der auch für das heraklitiſche Syſtem wichtig iſt. — In Anſehung der pythagoriſchen Zahlenphiloſophie findet ſich zwar Rec. durch alle drey nicht befriediget, nicht, weil er zu viel verlangt, ſondern, weil man zu viel beſtimmen will. Indeſſen hat jeder zur Aufklärung etwas beygetragen, Hr. *Tied.* z. B. ſchon dadurch, daſs er *αρχας* auch auf Erklärungsgründe deutet, Hr. *Tennemann*, dadurch, daſs er die Vieldeutigkeit des *αριθμος*, und Hr. *B.* unter andern dadurch, daſs er den Doppelſinn des *αρτιον* und *περιττον* ſelbſt beym Ariſtoteles bemerkt. Pythagoras ſelbſt, ſo denkt Rec. durch ſeine bekannten phyſiſch-mathematiſch-muſikaliſchen Entdeckungen aufmerkſam gemacht, ahndete, daſs in Zahlen, Gröſsen, Verhältniſſen, groſse Geheimniſſe enthalten ſeyn möchten, und daſs ſie vielleicht den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Natur enthalten, daſs man dadurch manches *a priori* erkennen, und dahin gelangen könne, wohin keine Erfahrung reicht. Wie weit Pythagoras ſelbſt dieſen Gedanken getrieben, was hingegen ſpäteres Spiel des Witzes und Übertreibung war, läſst ſich nicht ausmitteln. Daſs Alkmäon aus Kroton die *συστοιχειας* auf 10 geſetzt habe, wie Hr. B. Th. I S. 246 behauptet, iſt falſch. Ariſtot. Met. I. 5 ſagt ausdrücklich das Gegentheil. Wenn es S. 264 heiſst: Es leidet wohl kaum noch einen Zweifel, daſs Pythagoras unter ſeinem Centralfeuer die Sonne verſtanden habe, ſo iſt dieſs aus der angeführten Stelle des Ariſtoteles ſo klar noch nicht. Noch viel weniger begreift Rec. wie Hr. *B.* S. 268 ſagen konnte: „Nähme man, nach dieſer Beſtimmung, nämlich des Philolaus, das Centralfeuer, und die Sonne identiſch, ſo iſt die Dekas der Sphären richtig: Der Olymp, die 5 Planeten, der Mond, die Erde, die Gegenerde, und die Sonne, oder das Centralfeuer. Unterſcheidet man aber die Sonne und das Centralfeuer, ſo kämen 11 Sphären heraus.“ Allein das Centralfeuer ſelbſt gehört ja nicht zu den 10 *φερομενοις*. Nicht zu gedenken, daſs, nach mehreren Stellen im Plutarch, auch beym *Sextus Empiricus*, Ariſtarch aus Samos als derjenige aufgeſtellt wird, der zuerſt etwas, dem kopernikaniſchen Syſtem ähnliches, geahndet.

Daſs die 2 erſten Kapitel des bekannten ariſtoteliſchen Fragments *de Xen. Zen. et Gorg.* weder vom Xenophanes, noch vom Zeno, wie *Tied.* glaubt, ſondern vom Meliſſus handeln, iſt doch nun wohl hinlänglich ausgemacht. Den Unterſchied zwiſchen Xenophanes, Parmenides, Meliſſus und Zeno ſcheint Hr. *Tennemann* am beſtimmteſten aufgefaſst, auch hinlänglich gezeigt zu haben, daſs der erſte nicht, wie der Sophiſt Gorgias, alle Realität aufgehoben habe; daſs man ihn alſo nicht mit Hn. *B.* unter die Skeptiker rechnen könne. Unter den zenoniſchen Einwendungen gegen die Möglichkeit der Bewegung iſt bey Hn. *B.* der Achilles vergeſſen, welchen Ariſtoteles ausdrücklich ihm beylegt. Hr. *Tenn.* führt ihn an, beantwortet ihn aber nicht. Nach Rec. Urtheil iſt dieſer Zweifel noch nie ganz genau gelöſt worden; deſſen ganzes Blendwerk eigentlich darin beruht, daſs Zeno eine Progreſſion von immer kleineren Zeitbrüchen annimmt, ſo daſs, wenn man das erſte Moment der Bewegung 1″ ſetzt, die nun folgende Progreſſion von Decimalbrüchen ins Unendliche keine ganze Secunde ausmacht; da hingegen, wenn man ſich auf keine Brüche einläſst, offenbar wird, daſs der geſchwinder nachlaufende Körper ſchon in der 2 Secunde den langſamer vorausgehenden einholt, und am Ende denſelben überholt hat. Ohnmöglich kann, wie *Tied.* und *B.* glaubt, die chaotiſche Einheit die Gottheit des Empedokles ſeyn. Denn in dieſer chaotiſchen Einheit iſt ja alles gemiſcht; da hingegen nach Ariſtoteles Met. III. 4 die ſeligſte Gottheit weniger Kenntniſſe hat, weil in ihr keine Miſchung ſtatt findet, Gleiches aber nur durch Gleiches erkannt werden kann. Eben ſo wenig folgt aus der Stelle *de gener. et corrupt. II. 7*, daſs Empedokles die Elemente Götter genannt habe, wie Hr. *B.* und *Tenn.* meinen. *θεοι δε και ταυτα*, kann auch auf *φιλια* und *νεικος* gehen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 NOVEMBER, 1805.

PHILOSOPHIE.

Fortgesetzte Beurtheilung der Tiedemannischen, Buhlischen und Tennemannischen Geschichte der Philosophie.

Dem heraklitischen System hat Hr. *Tenn.* durch die Unterscheidung einer doppelten Bedeutung des Feuers ein Licht angezündet, welches weder Hr. *Tied.* noch B. ihm geben konnten. Diess hat nun auch Einfluss bey beiden auf die Darstellung der stoischen Physiologie und Theologie. Dass Demokrit die Seele nicht nur aus Feuertheilen, sondern auch aus anderen Atomen zusammengesetzt habe, wie B. glaubt, (vom Epikur ist nicht die Frage) folgt aus der Stelle *Sext. adv. Math. VIII.* §. 116 keinesweges. Wenn Hr. B. den Anaxagoras unter die ionischen Philosophen zählt, so wollen wir darüber nicht mit ihm streiten, obgleich Rec. nicht sieht, wie man sagen könne (S. 201), die Philosopheme der ältesten Ionier und die des Anaxagoras *hingen gleichsam an einem Faden successiver Entwickelung aus einander zusammen.* Wenn aber Hr. B. mit *Tied.* bloss auf das Zeugniss des Lucrez, welcher doch sonst die Lehre von den Homöomerien in mancher Rücksicht komisch genug entstellt, dem Anaxagoras die Meinung *von unendlicher Theilbarkeit der Homöomerien* beylegt, so ist das eben so wenig begründet, als wenn Hr. *Tenn.* sagt: In jeder Homöomerie wären Theile von jeder Art, Gestalt und Beschaffenheit enthalten, und jeder Theil sey ein Universum im Kleinen. Eben so möchte Rec. von *Tied.* und B. den Beweis fordern, dass Anaxagoras seinen νους als feurigen Äther gedacht habe. Wo hat das Aristoteles berichtet? Das Gegentheil ist aus den eigenen, von Simplicius aufbewahrten Worten des Anaxagoras klar, wo der νους nicht nur von αηρ sondern auch αιθηρ unterschieden wird, und eben so streitet dagegen eine von *Tenn.* ausgehobene Stelle des Plato im Phädrus.

Vergebens sahe sich Rec. in der Geschichte des Sokrates nach einen recht vollständig bestimmten Begriff der *Ironie* bey allen drey Schriftstellern um. Hr. *Tenn.* und B. gedenken ihrer gar nicht. Hr. *Tied.* glaubt: Sokrates habe sich derselben nur gegen die Sophisten bedient. Diess ist falsch. Immer bleibt noch die beste Untersuchung, die Rec. zu Gesichte gekommen ist, ein Programm des Hn. *Walthers* (F. R. in Stendal 1778) über die sokratische Lehrart, welche in der Literatur bey *Fraguier* bemerkt seyn sollte. — Beym Stilpo mit Hn. *Schwabe* schon den bekannten Unterschied analytischer und synthetischer Sätze zu suchen, hätte Hr. B. nicht mehr wagen sollen. Stilpo leugnete nicht bloss die Gültigkeit solcher, die wir synthetische nennen würden, sondern auch analytischer Sätze, die nicht völlig identisch sind: Z. B. der Mensch ist ein vernünftiges Wesen. Sein eigentlicher Fehler war, dass er sich eine unrichtige Vorstellung von dem Sinn und Gehalt der Copula machte. Was *Tied.* II B. S. 252—214 darüber sagt, trifft die Sache gar nicht. Auch wünschte Rec., dass es Hn. B. gefallen haben möchte, die Stellen aus Aristoteles Organon anzuführen, welche zeigten, dass schon Aristoteles diesen Unterschied gekannt habe.

Ein entscheidendes Probestück für den Historiographen der Philosophie ist die richtige Darstellung des platonischen Systems; wobey jedoch nicht verlangt werden kann, dass alles ohne Ausnahme gleich deutlich werde. Auch hier gebührt Hn. *Tenn.* der Preis, so wie ihm auch Hr. B. willig diesen zugesteht. Wer das obige Urtheil über *Tied.* ungerecht gefunden haben sollte, vergleiche nur die Lehre von den Ideen, und von der Weltseele bey allen drey Schriftstellern. *Tied.* glaubt im ganzen Ernst, dass Plato die Ideen bald als Muster im göttlichen Verstande, bald *als wirkliche Substanzen ausser Gott,* und *irgend einem anderen vorstellenden Wesen,* betrachtet habe, und hängt sich an die Ausdrücke: μεθεξις, κοινωνια, παρουσια, Einsenkung in die Materie. Auch wird gewiss niemand mit *Tied.* die feinere Emanationslehre beym Plato zu finden im Stande seyn. Die Schwierigkeit, die eigentliche Vorstellung zu finden, welche sich Plato *von der Entstehung der menschlichen Seele, noch vor ihrer Einkörperung,* gemacht hat, welche Schwierigkeit daraus entsteht, dass nur der unsterbliche Theil des Menschen von Gott gebildet ward, und gleichwohl, wie die Weltseele, aus dem Theilbaren und Untheilbaren, gemischt seyn soll, ist von keinem der drey Vff. gehoben, und Hr. *Tenn.* giebt alle Hoffnung auf, dass diess jemals geschehen werde. Ist das Theilbare die Materie, so muss die Seele schon vor ihrem Eintritt in die grobe Materie einen Zusatz, wenigstens von feinerer Materie enthalten. Im Phädrus des Plato sind die Veranlassung der Herabsenkung in den Körper die thierischen, der Geistigkeit unwürdigen Begierden; welche letztere ohne Vermischung mit der Materie sich nicht begreifen lassen. Sehr richtig hat Hr. *Tenn.* II B. S. 369 ff. den platonischen Hauptgedanken gefasst: dass Gott der Urheber der Ideen sowohl (in uns) als auch der darnach gebildeten Dinge sey; *Manifestation der Gott-*

Gottheit an dem Wesen der Dinge in uns, und ausser uns.

Wenn wir oben als einen Vorzug des Buhleschen Werks den Reichthum und die Auswahl der Literatur überhaupt rühmten: so giebt die Literatur der aristotelischen Philosophie dazu einen vorzüglichen Beleg. Schwerlich wird man irgendwo in so gedrängter Kürze das Wichtigste, was auch insbesondere die Kritik der ächten und unächten aristotelischen Schriften betrifft, beysammen antreffen, als hier. (verbunden mit dem Artikel: Patrik §. 913 ff.) Dass indessen die arabischen Gelehrten selbst manche ihrer eigenen Werke dem Aristoteles *untergeschoben* haben sollten, dürfte wohl eine blosse Möglichkeit seyn. In diesem Theile der Geschichte der Philosophie hat Hr. B. das meiste eigene, selbst in Vergleichung mit *Tenn.* Jener findet zwischen der kantischen Kritik des Erkenntnissvermögens, und der aristotelischen, wohin besonders die Bücher *de anima* gehören, eine grössere Ähnlichkeit, als Rec. zu entdecken im Stande ist. Am wenigsten kann der leidende Verstand mit *Kants* reinem Verstande, oder dem Vermögen der Kategorien eins seyn. Die S. 396 angeführte Stelle giebt dieses nicht. Denn wie passen die Worte: ὁ δε παθητικος νους φθαρτος, auf *Kants* reinen Verstand? Jener muss etwas seyn, das am Körper haftet, und mit ihm zerstört wird. Vergleicht man damit die Stelle *de anima III.* 4, so scheint der leidende Verstand weiter nichts zu seyn, als, *die von einer besonderen Seite betrachtete Einbildungskraft und Gedächtniss*, sofern dieselben nicht bloss einzelne Anschauungen, als einzeln, aufbewahren und liefern, sondern die von der mehrmaligen Wahrnehmung einzelner Dinge übrigbleibende ausgezeichnete Vorstellung des Gemeinsamen — das allgemeine Modell — enthalten, z. B. die Form des Menschen überhaupt. Dazu passt auch das παντα γενεσθαι sehr wohl. Wirklich scheint auch Hr. B. S. 73 des VB. seine Meinung geändert zu haben.

Die Geschichte der älteren stoischen Philosophie hat durch Hn. *Tenn.* nicht nur dadurch, dass er, wie auch schon *Büsching* gethan, die einzelnen Stoiker von einander sondert, sondern insbesondere dadurch gewonnen und Licht bekommen, dass er sie mit der Geschichte der neuen Akademie verbunden hat. So sieht man, wie Arcesilas durch Zeno, Carneades durch Chrysipp zu ihrer scharfsinnigen Skepsis veranlasst wurden, aber auch, wie es gekommen, dass Philo und Antiochus nach und nach ihre Zweifelsucht einschränkten, und ersterer völlig zur alten Akademie zurückkehrte. Sonst stehen gewöhnlich die Akademiker so isolirt da, und man begreift nicht die so vielfache Abwechselung ihrer Grundsätze seit Krates. So viel Mühe indessen sich Hr. *Tenn.* gegeben hat, auch in die dunkelsten Gegenden der stoischen Moral Licht zu bringen, und so weit er hierin seine Vorgänger zurücklässt, (wobey wir jedoch nicht übersehen, dass die Charakteristik der spätern Stoiker bey Hn. B. III Theil §. 499 sehr scharfsinnig und treffend ist): so bleibt doch in der Lehre von den Pflichten immer noch eine Dunkelheit, die, auch das mitgerechnet, was *Garve* darüber gesagt hat, noch nicht gehoben worden ist. Sie entsteht, um es kurz zu bezeichnen, aus dem, was *Cicero acad. quaest.* I. 10 sagt: *Officia autem, et servata et praetermissa, in mediis collocabant.* Man mag sich über *off. med.* erklären, wie man will, so passt es nicht. Versteht man mit *Tenn.* nach S. 107 eine Handlung, welche *die Vernunft* in Rücksicht auf Gegenstände der Sinnlichkeit, oder des annehmlichen und verwerflichen, billiget, wo also die Vernunft rathsam findet, das eine zu wählen, das andere zu verwerfen, also Handlungen, die zwar aus Trieben und Neigungen entstehen, aber, *soferne sie vernünftigen Maximen* unterworfen werden: so sieht man nicht, wie ein solches *off. praetermissum medium* seyn soll, da doch jede vernunftwidrige Handlung ein ἁμαρτημα ist. Der nämliche Zweifel bleibt, wenn man die andere Erklärung S. 108 annimmt. Mit dem Unterschied zwischen Legalität und Moralität ist die Sache nicht ausgemacht. *Ratio*, heisst es *de fin. III.* 17 *etiam in rebus mediis postulat, aliquid agere. — In iis quae media sunt, aliud sumendum, aliud rejiciendum.* Wenn nun die Vernunft das fordert, wie kann man sagen: *Officium et servatum et praetermissum in mediis est.* Die Gegenstände des *officii communis* sind *media, quae secundum, aut contra naturam sunt.* Aber das Verhalten *in Concreto* in Ansehung dieser Gegenstände kann nicht *medium* seyn. Es ist entweder der Vernunftforderung gemäss, oder zuwider. Im letzten Fall ist es ἁμαρτημα, im ersten Fall aber nicht gleich κατορθωμα. *Officia servata* gehören noch nicht zu den *bonis*, diess ist begreiflich, aber *officia praetermissa?* Es scheint dieser Ausdruck vielmehr hinzuweisen auf gewisse Regeln, die aber, nach Befinden der Umstände, Ausnahmen gestatten, die kein anderer ausser mir so genau beurtheilen kann, wo man also jedem die Freyheit lassen muss, nach seiner Convenienz mit Vernunft und Überlegung zu handeln. Dahin scheinen auch die Beyspiele zu weisen: Heirathen, Gesandtschaften übernehmen u. s. w.

Die Götter des Epikurs lassen alle drey Vff. auch aus Atomen bestehen. Es würde eine ausführliche Abhandlung nöthig seyn, alle Gegengründe so aufzustellen, dass das Gegentheil einleuchtete, und die möglichen Einwendungen gehoben würden. Hier begnügt sich Rec., ausser der Bemerkung, dass die Götter des Epikurs nicht zum All, πᾶν, *Universum* gehören, (man sehe *de Nat. D. I.* 24. *Concedam, ex atomis constare Omnia. Quid ad rem? Deorum enim natura quaeritur*, wo der Gegensatz sehr auffällt; der durch das folgende: *Sint sane ex atomis*, nicht aufgehoben wird. Denn er will nur sagen: Gesetzt aber, man wollte annehmen, dass auch *dii ex atomis* beständen etc.) nur auf folgende Hauptstellen hinzuweisen, *de Nat. d. I.* 26 zu Ende: 27 zu Anfang; 37 zu Ende; welche dunkele Stelle der Rec. so versteht: das Bild, welches die Vorstellung von den Göttern erregt, und von ihnen ausgeht, *species, non eadem ad numerum est.* Es besteht aus Atomen, welche,

che, indem sie durch die durchsichtige, nicht widerstehende Substanz der Götter ungehindert, und ohne diese im geringsten zu afficiren, hindurchgehen, die Form der Götter annehmen. Es sind immer andere und neue Bilder, die auf diese Art zu uns gelangen. Auch hat nach des Rec. Meinung, (gegen Hn. *Tenn.*) Cicero in dieser Stelle offenbar auf eben das, was Diogenes von Laerte aus Epikur anführt, gesehen.

In der Geschichte des Skepticismus ist zwar der weitläuftige Auszug aus *Sextus Empiricus* bey *B.* sowohl, als der kürzere bey *Tied.* alles Dankes werth. Aber das dem Pyrrho, und seinem würdigen Schüler, dem phliasischen Timon, eigene ist durch *Tenn.* auf die bedächtlichste Weise so fein abgesondert, dass beide nicht als allgemeine Zweifler, sondern mehr als würdige Sokratiker erscheinen. Auch ist das, was Hr. *Tenn.* im V Bande über Änesidemus, und Sextus Empirikus gesagt, in vielen Stücken nicht nur weit ausführlicher, sondern auch vielfältig bestimmter, als bey beiden anderen Vff. Hr. B. glaubt, der Skepticismus der Akademiker sey kein allgemeiner, die ganze menschliche Erkenntniss umfassender, sondern nur gegen den Dogmatismus gewisser Schulen gerichtet gewesen. Ihre Absicht sey dahin gegangen, den reinen oder auf gewisse Weise modificirten Platonismus zur Alleinherrschaft zu erheben. Arcesilas habe *dogmatisch* behauptet: Man könne über nichts entscheiden. Man müsse also über alles seinen Beyfall zurückhalten. Das Zurückhalten des Beyfalls sey ein Gut, das Beyfallgeben ein Übel. Doch habe er die Wahrscheinlichkeit im Handeln befolgt. Allein Cicero sagt ja ausdrücklich: *Arcesilaum ne illud quidem reliquisse, quod Socrates reliquerat, se nihil scire.* Das ist ja gerade der eigentlichste Skepticismus. Und wenn von Carneades gesagt wird: Er habe dogmatisch die Ungewissheit der Erkenntniss gelehrt, wie stimmt das mit S. 278 überein: Er habe die Unbegreiflichkeit aller Dinge, und selbst die Unbegreiflichkeit des Satzes, dass alles unbegreiflich sey, behauptet.

Von hier an hat es Rec. mit Hn. *Tied.* und B. allein zu thun. Wir übergehen den Abschnitt von der Philosophie der Römer, so manche interessante Betrachtungen derselbe bey Hn. *B.* darbietet, da hingegen *T.* über seiner gewöhnlichen unnöthig weitläuftigen Ausschweifung in die politische Geschichte der Römer die Hauptsache vergisst.

Über die Frage vom Seyn, oder Nichtseyn einer originalen, von der griechischen unabhängigen orientalischen Philosophie, welche *T.* mit anderen leugnet, findet man bey *B.* eine so genaue und befriedigende Bestimmung und Entscheidung des Streits, dass Rec., welchem von den ersten Jahren seiner theologischen Laufbahn diese Sache genauer zu untersuchen, und alles für und wider dieselbe geschriebene zu lesen, eine besondere Angelegenheit, wurde der bald Mosheimianer, bald Ernestianer war, auf sein Gewissen versichern kann, alles darüber zu sagende hier in gedrängter Kürze beysammen gefunden zu haben. Der Herderischen Urkunde ist nicht gedacht. *Horns* biblische Gnosis aber konnte der Vf. noch nicht benutzen.

Über den λογος des Philo ist *Tied.* nicht genau. Wenn *Souverain* behauptet: der Logos werde vom Philo immer als etwas in Gott selbst betrachtet, so ist das eben so unrichtig, als wenn *Tied.* ihn bloss als Etwas ausser Gott befindliches ansicht. Man muss ganz offenbar beym Philo einen doppelten λογος annehmen. Der λογος, welchen Philo zwischen αγαθοτης und δυναμις, als dasjenige, was beide verbindet, setzt, ist eine in Gott bleibende δυναμις, Urkraft. Indem aber Gott diese, wie Moses den Felsen, anschlug, ist daraus ein λ. θειος γεννητος, λ. οργανον, δι ȣ κατεσκευασθη ὁ κοσμος, eine ψυχη θεια και ευδαιμων, von welcher jedes menschliche πνευμα ein αποσπασμα sey, zuerst, und vor allen anderen, was sonst war, entstanden. Hr. *B.* redet auch von einem doppelten λογος, aber auf andere Art. (IV. 122 ff.)

Die allmäliche Entstehung der neuplatonischen Philosophie ist bey Hn. B. weit begreiflicher, als bey *T.* und anderen. Vom Alcinous geht Hr. *B.* aus. Mischung des Plato und Aristoteles ist ihm eines der wesentlichen Merkmale der neuplatonischen Philosophie, und diese findet sich schon auffallend beym Alcinous. Sollte aber das Charakteristische nicht noch weit mehr in der bis zum Unsinn ausgebildeten Dämonologie, und was damit zusammenhängt, zu suchen seyn? Hr. *B.* bleibt demohngeachtet berechtiget, mit Alcinous den Anfang zu machen.

Wenn man *Tied.* Einleitung zum Plotin liest, so befürchtet man, an ihm den eingenommensten Vertheidiger dieser schwärmerischen Philosophie zu finden. Man freut sich, heisst es S. 263, endlich auf *lachendere Gefilde* zu stossen, und aus einer langen Dunkelheit ein *neues glänzendes Gebäude* durch Plotin hervortreten zu sehen. — Es hat um den menschlichen Verstand unvergessliche Verdienste — es war, nach damaliger Lage der Sachen, das Vortrefflichste, was die menschliche Vernunft zu erzeugen im Stande war. Allein im Verfolg sieht man, dass es so böse nicht gemeint ist. Er deckt ihm, indem er ihm Schritt vor Schritt folgt, Schwächen, ja Unsinn und Widersprüche in Menge auf. (Er nennt ihn einen hypermetaphysischen Schwärmer, Taschenspieler, etc.) und hat in diesem Abschnitt ein so unleugbares Verdienst, dass ihm auch *B.* in der Darstellung des plotinischen Systems gefolgt ist. Beide lassen aber auch dem sonderbaren Manne Gerechtigkeit widerfahren, und geben die Vortheile genau an, die er der Philosophie, insbesondere der transcendentalen Theologie, auch durch Aufdeckung der Schwächen des Platonismus selbst, verschafft hat. Was *Tied.* S. 378 im letzten Absatz, u. f. aus ihm anführt, sind eben die Sätze, die späterhin Jo. Scotus Erigena behauptete, worüber sich Hr. *Tied.* IV. S. 189 ff. so sehr ereiferte. Den für Theodicee so wichtigen, beym Plotin aufgestellten Satz: dass, nach der Idee der besten Welt, alle beysammen möglichen Arten und Stufen lebendiger, insbesondere auch vernünftiger Wesen da seyn müssen, würdiget *T.* zu tief herab.

Gern

Gern verweilte Rec. bey der Geschichte der Philosophie der Saracenen, um theils so manche feine, beiden Schriftstellern eigene Bemerkungen auszuzeichnen, worunter z. B. gehört, dafs die Araber nicht blofs dem Aristoteles, sondern, und insbesondere Tophail, mehr den Alexandrinern folgten, auch mehrere Selbstdenker unter sich hatten, als man insgemein glaubt, theils auch einiges zu berichtigen, wenn nicht noch ein reicheres Feld zu durchwandern wäre.

Rec. war begierig, wie sich beide Vff. über die scholastische Philosophie, über die Zeit ihrer Entstehung und Dauer, und über den eigenthümlichen Charakter derselben erklären würden; da die Meinungen darüber so getheilt sind, und *Walch* (Religionsstreit. VIII B.) den Anfang der scholastischen Theologie und Philosophie, deren Wesen er freylich in der Anwendung der aristotelischen Philosophie auf Theologie, und in dem Gebrauch der Tradition setzte, schon bey den monophysitischen Streitigkeiten finden wollte; da hingegen nach *Tied.*, aus hernach zu beurtheilenden Gründen, *Alexander Halesius* der *erste Scholastiker war*. Hr. *B.* setzt den Anfang in die Zeiten der Carolinger und läfst diese Periode mit Jo. Scotus Erigena anheben. Sein Räsonnement verdient hier ausgezeichnet zu werden. Die scholastische Philosophie hat keinen eigenen Urheber, sondern bekam ihren Namen und Charakter durch zufällige äufsere Umstände. Man mufs also diese aufsuchen. Aller philosophische Unterricht war im Zeitalter Karls d. G. im Occident auf die öffentlichen Lehranstalten, oder *Scholas*, eingeschränkt. Wer darin lehrte, hiefs *Scholasticus*. Die Philosophie nun, welche, und wie sie in diesen Schulen gelehrt wurde, hiefs die scholastische Philosophie. Diese, sowohl die ältere, als die spätere, bleibt sich nun in Ansehung des *Inhalts*, *Zwecks*, und *der Methode* von den Zeiten Karls d. G. an bis ins 14 Jahrhundert, gleich. *Ihr Inhalt* war zu den Zeiten Karls und in den nächsten Jahrhunderten eine aus den lateinischen Commentatoren des Aristoteles, besonders *Augustin*, *Boethius*, gezogenes Aggregat logischer Regeln und ontologischer Begriffe, die unter dem Namen Dialektik eine Wiffenschaft, oder die theoretische Philosophie überhaupt ausmachten, und mit der spätern alexandrinischen Vorstellungsart von Gott, seinen Eigenschaften, und Verhältnissen zur Welt, verbunden, oder darauf angewendet wurden. Eben diesen Inhalt hatte der Hauptsache nach auch die spätere scholastische Philosophie, wenn schon in der Folge verschiedene Ansichten und Bearbeitungen eben dieser Gegenstände statt fanden, und der Ideenkreis durch Verbreitung der Werke der Araber, und des Aristoteles selbst, auch durch andere Umstände, nach und nach erweitert, und mannichfaltig modificirt wurde: so dafs sich mit Recht verschiedene Epochen festsetzen lassen. *Der Zweck* war kein anderer, als, das dogmatische Religionssystem der Kirche zu vertheidigen und zu befestigen. Endlich *die Methode des Philosophirens* war im Zeitalter der Carolinger eben sowohl als in den folgenden Jahrhunderten durch die dialektische Form des Argumentirens bestimmt, die die aristotelische Logik vorschrieb. Hr. B. setzt auch drey Perioden der Scholastik, aber nicht so willkührlich, wie insgemein geschieht, sondern nach wichtigen und auffallenden Veränderungen. Die erste bis auf *Roscellin*, oder *Rousselin*, wo sich der Streit der Nominalisten und Realisten erhob, die zweyte bis auf *Albert* den Grofsen, wo die aristotelischen Werke, aufser der Logik, allgemeiner bekannt und commentirt wurden, die dritte bis auf die Wiederherstellung der alten classischen Literatur in der Mitte des 15 Jahrhunderts, und die dadurch bewirkte Verbesserung der Philosophie, oder noch weiter hin bis zur Reformation. Wir vermissen hier in der ersten Periode einen *Fulbert*, *Berengarius* und *Lanfrancus*. Desto interessanter war dem Rec. in der zweyten Periode §. 674 ff. die Widerlegung von Hn. P. *Heeren* Behauptung, dafs die Araber an der ursprünglichen Verbreitung der aristotelischen Werke im Occident keinen Antheil gehabt hätten, und dafs der Einflufs der arabisch-aristotelischen Philosophie erst nach den Zeiten der Kreuzzüge, erst nach dem 12 Jahrhundert, statt gefunden habe. Hr. *B.* hat nicht nur die Streitfrage mit aller Genauigkeit bestimmt, sondern es bleibt auch nach Erwägung aller Gründe kein Zweifel übrig, dafs Hr. *H.* zu weit gegangen sey. In der dritten Periode hätten *Roger Baco*, von welchem man die interessantesten Nachrichten in den Betrachtungen über den Zustand der Kenntnisse, Literatur und des Geschmacks in England, seit der Eroberung der Normannen bis zur Regierung Eduard I. (S. *Archenholz* Literatur und Völkerkunde, December 1787) findet, und *Richard Suisses*, oder *Suinshead*, wegen seines Versuchs einer *Mathesis intensorum*, unter dem Titel: *Calculator*, doch eine Stelle verdient.

Nach *Tied.* ist scholastische Philosophie diejenige Behandlungsart der Gegenstände *a priori*, wo, nach Aufstellung der meisten für und wider aufzutreibenden Gründe, in syllogistischer Form, die Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern, und dem herrschenden Glaubensgebäude genommen wird, S. 338 IV B. Vor Alexander von Hales könne nach seiner Meinung keiner aufgestellt werden, der jene Methode, die Gründe auf beiden Seiten *in solcher Form vorzutragen*, und nach Aussprüchen des Aristoteles, vorzüglich in philosophischen Gegenständen, wie auch nach Aussprüchen der Kirchenväter zu entscheiden, bey metaphysischen Gegenständen gebraucht hätte. In Ansehung des Stoffs habe die scholastische Philosophie diefs mit der vorhergehenden *gemein*, dafs sie sich nur auf Untersuchungen *a priori* erstrecke, sie habe aber das *Eigene*, dafs, sobald sie als Philosophie erscheine, und sich *von der Theologie sondere*, die Begriffe vornehmlich aus Aristoteles genommen, und nach dessen Aussprüchen bestimmt würden. Die Form dieser Philosophie, nach Autorität zu entscheiden, sey aus der ältern Theologie durch *Hildebert* von Lavardin, zuerst aufgebracht, von der Hierarchie entsprungen, und aus der Theologie in die Philosophie herübergekommen — und diefs erst *zu der Zeit*, als die Philosophie bey den Dialektikern, *Roscellin*, *Wilhelm de Conchis*, *Wilhelm de Champeaux*, *Abälard* und anderen anfing besonders getrieben zu werden. Diese aber dürften dennoch den eigentlichen Scholastikern nicht beygezählt werden, weil sie nur die Vernunftlehre, und einige wenige Sätze der Metaphysik abhandelten; und in der Philosophie noch keine *feste Autorität* anerkannten. Die *Entscheidung nach Aristoteles* sey erst alsdann eingeführt worden, als dessen Metaphysik anfing im Abendlande bekannter zu werden, zu Ausgang des 12, und zu Anfang des 13 Jahrhunderts. Allein 1) eine solche Trennung der Philosophie und Theologie ist nirgends in diesem Zeitpunkte vorhanden. *Tied.* selbst V. 58 wo er von Raimundus Lullus redet, gestehet ein, alle übrigen, im Mittelalter als Verbesserer und Reformatoren auftretenden Männer hätten immer ihr Absehen auf die Theologie gerichtet gehabt, weil diese das vornehmste Studium damals ausmachte; als Verbesserer und gänzlicher Umschmelzer der Philosophie kündige sich keiner an, und Raimund Lullus stehe von dieser Seite allein da. 2) Ist Aristoteles keine solche *feste Autorität*, nach der man immer allein entschieden hatte, sondern die Alexandriner hatten in demjenigen Zeitpunkt, von welchem *Tied.* redet, fast eben so viel, ja noch mehr Einflufs. Thomas z. B. ist in der natürlichen Theologie mehr Alexandriner. 3) Die Scholastiker widerlegen sogar vielfältig den Aristoteles. Die Buhlesche Bestimmungsart des scholastischen Perioden scheint daher dem Rec. weit natürlicher zu seyn.

(*Der Beschlufs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 NOVEMBER, 1805.

PHILOSOPHIE.

Beschluss der Beurtheilung der Tiedemannischen, Buhlischen und Tennemannischen Geschichte der Philosophie.

Uebrigens hat Hr. *Tied.* das unbezweifelte Verdienst, nicht nur die Hauptuntersuchungen der scholastischen Philosophie weit vollständiger, als bisher geschehen, aufgestellt, sondern auch die Verdienste der Scholastiker um die philosophirende Vernunft überhaupt, und die rationale Theologie insbesondere, in ein vortheilhafteres Licht gestellt zu haben. Daher auch Hr. *B.* selbst, ihm in den meisten Stücken gefolgt zu seyn, dankbar bekennt. Und beym Rec. ist von Neuem der Leibnitzische Wunsch lebhaft rege worden, dass doch jemand sich finden möchte, welcher einen recht körnigen Auszug aus den bereits gedruckten, oder auch im Manuscript hin und wieder befindlichen Werken der berühmtesten subtilen Denker lieferte. Man sehe nur die angestrengten Bemühungen, die Intensitäts-Vermehrung und Verminderung zu erklären, so bekommt man mehr Achtung für diese Männer, als wenn man bloss den Namen Scholastiker, mit den angewöhnten Nebenideen hört. Schon Thomas erkannte den wichtigen Satz: Aus dem Beysammenseyn vieler kleinen, ausser einander befindlichen Grade entsteht objectiv kein höherer Grad. (*Tied.* IV. 493.) Heinrich von Gent, welchen *Brucker* ganz übergeht, hat bey *Tied.* die verdiente Stelle bekommen; Roger Baco aber ist auch von ihm übergangen worden, und er musste es, nach seinem Begriff der scholastischen Philosophie. Hingegen hätte, selbst nach diesem, des Richard Suisset gedacht werden sollen. Wenn aber S. 643 zu Ende u. f. zwischen Cassiodor und Duns Scotus ein Zeitraum von 1145 Jahren verflossen seyn soll, da doch jener um die Mitte des 6 Jahrhunderts, dieser 1308 starb: so konnte Rec. kaum seinen Augen trauen, da alle Möglichkeit eines blossen Druckfehlers wegfällt.

Die ganze Periode vom Anfang der Wiederherstellung der Wissenschaften bis auf die Mitte des 18 Jahrhunderts ist von B. ohne Vergleich weit *ordentlicher*, *vollständiger* und *belehrender* bearbeitet, als bey *Tied.* Man vergleiche nur die Inhaltsanzeige des 5 und 6 Bandes bey *Tied.* und des 6 und 7 Th. bey B., so wird man sich davon überzeugen können. Wie concentrirt sind die Haupt- und Nebenursachen der veränderten Richtung des philosophischen Geistes bey letzterem, wie weitschweifig und mit welcher unnöthigen Weitläuftigkeit bey ersterem aufgestellt! Die *Unvollständigkeit* ist bey letzterem nicht etwa nur eine Folge der Trennung der Geschichte der speculativen und praktischen Philosophie, sondern auch ohne diese Rücksicht vorhanden. Von einem *Baco* wird nur, wie im Vorbeygehen, VI B. S. 34 aus sonderbaren Gründen — nichts gesagt. Nichts von Newton, nichts von Glanvill, dem Vorgänger Hume's. In der Überschrift des X Hauptstücks steht zwar *Bayle* und *Clark.* Allein in der Ausführung kommt nichts von *Clark* vor, sondern erst bey *Leibnitz* zu Ende des X Hauptstücks. Nur von *Wolf* allein wird gehandelt. Nicht ein Wort von seinen berühmtesten Nachfolgern und Gegnern. Nichts von der so merkwürdigen *arte cogitandi;* nichts von *Tschirnhausen, Rüdiger, Thomasius, Bilfinger* und *Crousaz.* Der 6 Band sollte doch die Geschichte der Philosophie bis in die Mitte des 18 Jahrhunderts fortführen; hier hätte also aus der englischen und französischen Literatur mehreres angeführt werden sollen. Aber nichts von *Hume*, nichts von *Condillac* etc. Wie sonderbar stehen *Glisson* und *Irira*, neben *Ochinus*, *Bruno*, *Campanella* und *Cardan*! Auch fehlt es nicht an einzelnen Unrichtigkeiten und schiefen Urtheilen. Man vergleiche das Urtheil über *Fr. Patrik* (V. 490) mit der gründlichen und belehrenden Kritik bey *Buhle* §. 913 f. und S. 328 ff. des II Bandes. Die ganze Beurtheilung des *Mallebranche* ist fast durchaus ein Beweis der Schwäche. Sogar diess streitet *T.* dem *M.* ab: dass die Sinne uns nichts absolutes lehren. S. 177. 178. VI. Wie konnte *Tied.* sagen: Mit *Mallebranche* oder der cartesischen Schule wären die Theorien der Weltbildung, einige wenige Mystiker ausgenommen, aus der Philosophie *gänzlich* verschwunden? S. 203. VI. Wie weit die Antipathie gegen die gleichwohl mathematisch evidente unendliche Theilbarkeit des Raumes und der Materie, als Erscheinung im Raum, einen sonst scharfsinnigen Mann führen könne, sieht man aus den versuchten Antworten auf *Libertus Fromont* Beweise dafür, z. E. gleich den ersten S. 601 f.

Dass der Spinozismus der vollkommenste Idealismus, dass zwischen Denkkraft und Ausdehnung gar kein reeller Unterschied sey, dass z. B. kein, von dem *vorgestellten Roth* unabhängiges und realiter davon verschiedenes Roth, sondern dass diess vielmehr die Vorstellung selbst sey, ist richtig gefasst, und mit der classischen Stelle Eth. II. 7 seq., welche auch

auch Jacobi schon ausgezeichnet hatte, sattsam belegt. Aber die Widerlegung? (S. 235 f.) Es ist ja unwiderleglich darzuthun, dass das Roth, von welchem wir sagen, dass wir es anschauen, nichts, als unsere anschauende Vorstellung selbst ist, und wenn wir ein von dieser Anschauung noch verschiedenes Etwas voraussetzen, (es sey mit Grund, oder nicht) dieses nicht etwas angeschautes und anzuschauendes, sondern etwas hinzugedachtes sey, Gedanke und Anschauung sich auf das innigste vermischen. Dass Spinoza allerdings sich an die Schöpfung aus Nichts stiess, sieht man aus seinen *Cogitatis metaphysicis* Cap. X. im dritten Absatz: *Ubi notandum venit* etc. Ganz richtig findet *Tiedemann*, der Sache nach, bey Locke den Unterschied analytischer und synthetischer Sätze, ohne den Namen. Aber den Unterschied des Namen- und Sachwesens bey Locke tadelt er ohne Grund. Am unglücklichsten ist *Tied.* in seiner Polemik gegen *Leibnitz*. Man sehe nur die Widerlegung der prästabilirten Harmonie, aus der Erfahrung, S. 391 — der von *L.* behaupteten Theilbarkeit der Materie ins Unendliche S. 396. wo es *Leibnitz* im ganzen Ernste verübelt wird, dass er den Punkt nicht, als Theil der Ausdehnung gelten lassen will, — der Monaden S. 398 — ferner den *Tiedem.* Bescheid in Sachen *Clarks* wider *Leibnitz*, in Ansehung der Zeit und des Raumes. S. 408 ff. — die Zweifel gegen den Satz: dass in jeder Monas sich das Universum spiegele, S. 440 — auch das, was er dem Satz entgegnet: dass Gott alles aus sich selbst erkenne, 459 — was er gegen den, aus der strengen und nothwendigen Allgemeingültigkeit gewisser Sätze hergenommenen bündigen Beweis gewisser Kenntnisse *a priori* einwendet. S. 473. Des weitläuftigen Auszugs aus *Wolfs* Logik und Metaphysik ohngeachtet, lernt man doch nicht bestimmt, weder, was *Wolfs* eigentliches Verdienst, noch welches der Erbfehler seiner Philosophie sey. Bey der Widerlegung des Berkleyischen Idealismus zeigt Hr. *Tied.* mehr Blössen, als *Berkley* selbst. Was soll das heissen: Nach *Leibnitz* sind zwar keine Körper wirklich da. Aber sie sind doch mehr, als blosse Vorstellungen. Es ist statt ihnen etwas, ihnen ähnliches, etwas, *das ihre Ideen in uns hervorbringt?*

Von hier an hat Rec. das Vergnügen, sich bloss mit Hn. *Buhle* zu unterhalten. Er freute sich (VI B.) unter den Wiederherstellern der griechischen Literatur des Philelphus, eines Eydams Joh. Chrysoloras gedacht, und aus seinen interessanten Briefen einige Proben ausgezeichnet zu finden, wie grossmüthig und freygebig damals die Gelehrten ermuntert und unterstützt wurden. 3—400 Dukaten waren gewöhnliche Besoldungen. Welche niederschlagende Vergleichungen bieten sich hier dar! Das Verdienst des Marsilius Ficinus um den Plato wird, durch Unterscheidung seiner Übersetzungen des Plato sowohl, als des Plotins, von der Darstellung des platonischen Systems, gegen *Brucker*, der beides verwechselt, treffend gewürdiget. Sein Gespräch zwischen Gott und der menschlichen Seele zeigt ihn von der letzten Seite. So wird auch das Hauptverdienst des grossen Pico, die gründliche Bestreitung des astrologischen Aberglaubens, gehörig herausgehoben. Die ganz widersprechenden Urtheile des *Agrippa von Nettesheim* in seinen beiden Werken *de occulta philosophia*, und *de incertitudine et vanitate scientiarum*, in Ansehung der geheimen Künste, werden hier sehr natürlich erklärt. Von dem interessanten Artikel: *Franz Patrick* ist schon oben geredet worden. Über Luther und Philipp Melanchthon hätte mehreres gesagt werden können, und sollen. Dass Valentin Andreä wirklich, wenigstens mit, Vfder *famae fraternitatis R. C.* sey, ist doch wohl zu positiv behauptet. Man sehe dessen Selbstbiographie, von *Seybold* aus dem lateinischen übersetzt, 1799. Die Hauptideen des *Bruno* sind hier so deutlich aufgestellt, dass die auffallende Übereinstimmung mit dem neuen Pantheismus unverkennbar wird. Es war auch einer von den Versuchen, das Viele aus Einem, das Endliche aus dem Unendlichen, die Veränderung aus dem Unveränderlichen herzuleiten, und die absolute Identität zu zeigen. Von seiner *bestia trionfante* wird hier eine wichtigere Ansicht gegeben, als man insgemein hat. Bey Vanini vermissen wir die Abhandlung in Stäudlins Beyträgen zur Philosophie und Geschichte der R. und S. 1 B. Nr. 6. 1797 die der Geschichte des Mannes mehr Licht giebt. Die in der Geschichte des 16 Jahrhunderts eingeschaltete concentrirte Geschichte des Jesuitenordens ist, wegen seines Einflusses auf den Zustand der Philosophie überhaupt, und der Moral insbesondere, vornehmlich der katholischen Casuistik, keine müssige Episode. Über *Cartesius* und sein wissenschaftliches Verdienst ist im 965 §. verglichen mit 974 so vieles, und so bestimmt gesagt, dass es nicht kürzer und vollständiger gefasst werden kann. Unter den Gegnern desselben wird hier der, als Gegner des *Hobbesius*, und durch seine *Scepsis scientifica* bekannte Engländer *Glanvill*, als zuverlässiger Vorgänger eines *Hume* in seinen Angriffen auf die Gültigkeit des Begriffs von Causalität ausgezeichnet. Wenn S. 654 behauptet wird: Die Hypothese der gelegenheitlichen Ursachen, wie sie die späteren *Cartesianer*, *Mallebranche*, *La Forge*, annehmen, sey im Wesentlichen mit der Hypothese des *Cartes* selbst, von der Assistenz Gottes dieselbe, den *in Beziehung auf den Hauptpunkt unbedeutenden* Unterschied abgerechnet, dass die Direction der Bewegung des Körpers durch den freyen Willen der Seele, welche *des Cartes* zugab, von jenen aufgehoben wurde, so ist das doch 1) kein so unbedeutendes, 2) nicht das einzige Unterscheidungsstück. Denn wo hat *des Cartes* behauptet, wie S. 662 geglaubt wird, *dass die Vorstellungen von der Körperwelt von Gott* unmittelbar hervorgebracht würden? Das interessanteste bey dem Artikel: *Cudworth* ist die beyläufige Widerlegung von *Meiners* vermeinter Übereinstimmung zwischen *C.* und *Kants* theoretischer und praktischer Philosophie. Man sieht hier, wie misslich es sey, wovon schon *Dütens* ein warnendes Beyspiel gegeben hatte,

alles

alles Neue schon bey den Alten finden zu wollen. Noch hätte dabey bemerkt werden können, dass man schon ehedem den von *Kant* versuchten Beweisgrund einer Demonstration des Daseyns Gottes 1763 mit dem cudworthischen, von den ewigen und nothwendigen Wahrheiten, oder von der Ewigkeit der Wesen der Dinge, hergenommenen, eben so unglücklich hat parallelisiren wollen. Was gegen die leibnitzische Theodicee erinnert wird, ist nicht alles von gleichem Gehalt, auch nicht so beschaffen, dass dadurch das Wesentliche derselben umgestossen wird. Rec. getraut sich allemal zu beweisen, dass von einer Welt, welche die *höchstmögliche relative Vollkommenheit* haben soll, (eben, wenn sie diese haben soll) in welcher also alle beysammen mögliche Arten und Stufen der lebendigen, insbesondere vernünftigen Creaturen anzutreffen seyn müssen, (und diese Idee selbst lässt sich aufs schärfste rechtfertigen) unmöglich alles metaphysische, moralische und physische Übel weg seyn könne, ob wir gleich nicht im Stande sind, einzusehen, warum gerade dieses oder jenes in individuellen Fällen nicht weg seyn konnte, sondern auch hier der Glaube zu Hülfe kommen muss. In Absicht auf die prästabilirte Harmonie hatte *Baumgarten* allerdings in *Leibnitzens* eigenen Worten einen Grund zu seinen Modificationen derselben, welche man nennen könnte, *h. p. non merae coordinationis*, sondern *aliqualis subordinationis*. Man sehe OO. *Leibn.* Tom. III. pag. 315. II. P. I. p. 20. Die Frage S. 994: Wozu bedarf es der sinnlichen Empfindung, wenn die Seele überhaupt ohne Einfluss des Körpers alle ihre Vorstellungen aus sich selbst entwickelt? hätte Rec. von einem so scharfsinnigen Denker nicht erwartet. Allerdings verlangt *Leibnitz* die *sinnliche Empfindung*, welche aber selbst eine aus der Seele entwickelte Vorstellung ist, als gelegentliche Ursache, als *Conditio*, *sine qua non*, zur Entwickelung der Kenntnisse *a priori*, wenn diese zum Vorschein kommen sollen. *Leibnitzen* ist es ja nie in den Sinn gekommen, diess ausgemachte Factum aufheben zu wollen, und das wird auch durch seine Behauptung, wenn man seine Vorstellung von äusseren Empfindungen festhält, nicht umgestossen. *Wolf* kam noch bey *Langes* Lebzeiten nach Halle zurück. *Lange* starb 1744. Das weiss Hr. B. selbst. (VII. S. 19) *Wolf* kam aber bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs des Grossen nach Halle, und war schon 1743 Kanzler der Universität. Doch es ist immer eine Lobrede auf ein Werk, wenn man nur solche Kleinigkeiten hin und wieder zu bemerken findet. Die Verdienste *Wolfs* werden so unparteyisch und billig, als seine Fehler ins Licht gestellt — mit einem auffallenden Contrast gegen das harte Urtheil, das *Meiners* in dem Grundriss einer G. d. P. über ihn sprach. Dass *Rüdiger* der kantischen Bestimmungsart des Unterschiedes der Philosophie und Mathematik sehr nahe war, wird scharfsinnig bemerkt. Von *Buddeus* wird, in Vergleich mit dem wenigen von *Hollmann*, zu viel gesagt. Die eigene Art, des letzten, die drey Haupttheile der praktischen Philosophie abzuscheiden, sowie seine Bemühung, den ächt aristotelischen Begriff und Zweck der sogenannten *Metaphysicorum* zu bestimmen, hätten Bemerkung verdient. Sonst muss Rec. fast in allem, was über die vornehmsten Gegner und Anhänger *Wolfs* gesagt wird, mit deren nicht wenigen Rec. einen Theil seiner früheren Jahre zugleich gelebt und so manchen persönlich gekannt hat, einstimmen. Nachdem der Vf. solchergestalt im 7 Theil die Geschichte der wolfischen Philosophie bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfolgt hat, erzählt er noch im 24 Abschnitt d. G. der Philosophie in England, während des 18 Jahrhunderts, im 25, womit sich der achte und letzte Band anfängt, die Geschichte der Philosophie in Frankreich, und im 26 die Geschichte der deutschen Philosophie von der Mitte des 18 Jahrhunderts bis auf unsere Tage. Also nichts von dem neuen und dermaligen Zustand in Italien, Holland. Es ist wahr, dass diese Abschnitte etwas mager ausgefallen seyn würden. Aber so gut, wie *Montesquieu*, hätten doch auch die Bemühungen eines *Filangieri*, *Beccaria*, *Lampredi*, eine Stelle verdient, und ein *Hemsterhuis*, *Wyttenbach*, *Hulshof*, *Pestel* etc. konnten eben so gut, und noch mehr darauf Anspruch machen, als so manche *Dii minorum gentium* in der wolfischen Periode. Besonders würde es nicht überflüssig gewesen seyn, das nicht unbedeutende, was für die Verbreitung der kritischen Philosophie auch in Holland geschehen ist, zu bemerken. Die Namen und die Bemühungen eines *Hennert*, *Chaudoir* (Pr. d. Phil. zu Franeker), *Cras* (Pr. d. R. zu Amsterdam), *Heumann*, welcher zuerst Vorlesungen darüber hielt, *Servaas*, eines Arztes, auch *Klinekers*, sind gewiss Hn. B. nicht unbekannt. Aber selbst in der Geschichte der Philosophie in England, vermisst man manches von Wichtigkeit. Hätten nicht *Gerard* und *Burcke* eben so gut, als *Home* mit seinen *Elements of Criticism*, genannt werden sollen? *Monboddo* war nicht nur durch sein Werk über den Ursprung und Fortgang der Sprache, sondern noch mehr durch seine *ancient Metaphysiks*, und *Harris* nicht nur durch seinen *Hermes*, sondern auch durch seine *philosophical Arrangements* merkwürdig, welche letztere auch nicht unter der Literatur der aristotelischen Philosophie angeführt sind. Auch hätte etwas über die Versuche der Verbreitung der kritischen Philosophie in England durch *Nietsch*, *D. Willich* u.s.w. gesagt werden können. Sehr vollständig ist dagegen die Darstellung der englischen Moralsysteme, und darunter insbesondere des dem kantischen so nahe kommenden, des *D. Prior. Search* ist nicht der wahre Name des Vf. von *Light of nature*, sondern *Abraham Tucker*, eines englischen Predigers. Warum ist in der Geschichte der Philosophie in Frankreich bey der Philosopie des Geschmacks nur *Batteux* und nicht vielmehr auch *du Bos Reflexions* genannt worden? *Des Brosses* über Sprache und Schrift ist doch in mehr, als einer Rücksicht, ein wichtiges philosophisches Werk. Und da der Vf. bey England

land so mancher politischer Hauptschriftsteller Erwähnung that, warum nicht auch mit wenigen bey Frankreich der ökonomischen und physiokratischen Schule? So sind auch *Kant*, und selbst *Fichte*, nicht so unbekannt und unbemerkt geblieben, dass nicht *Villers*, *du Flutte* und *Mercier* (*de l'Acte du Moi*) hätten genannt werden können. Manche Erinnerungen, z. E. in Ansehung der Weitläuftigkeit der Auszüge aus manchen französischen Schriftstellern, hat der Vf. in der Vorrede sich selbst gemacht, so dass es unartig wäre, sie zu wiederholen; zumal da ein Schriftsteller gar leicht in den Fall kommen kann, in welchem er, nach *Bayle's* Entschuldigung, *nicht Zeit hatte, kurz zu seyn*.

In der neuesten Geschichte der deutschen Philosophie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts schildert der Vf. sehr richtig den schwankenden Zustand derselben zwischen der wolfischen und kantischen Periode, die Ursachen desselben, die Männer, die auf die eine oder die andere Seite sich neigten und Einfluss hatten, und, wie dieser Zustand endlich zur kantischen Revolution Anlass gab und geben musste. Und nun folgt endlich die Darstellung der kantischen Ideen, mit Einschluss von *Reinhold's*, *Salomon Ben Maimon's* und *Beck's* Bemühungen, dann *Fichte*, *Bouterweck*, *Schelling*, *Bardili*, und endlich auch noch etwas über *Jacobi*. Am ausführlichsten sind die Auszüge der vornehmsten kantischen Schriften. Keiner von allen diesen Männern wird sich beklagen können, dass er im Wesentlichen missverstanden, oder nicht gerecht und billig behandelt worden sey. Die Kritik des Vf. ist zwar kurz, trifft aber doch meistens den eigentlichen Hauptpunkt, und ist äusserst bescheiden. Kleine Unrichtigkeiten schaden dem Ganzen nicht. So ist z. E. der *doctrinale Glaube* an Gott nicht einerley mit dem *moralischen*, wie es nach S. 515 scheint. Auch hat *Kant*, so viel Rec. sich erinnert, nirgends so schlechthin gesagt, dass Freyheit unmittelbare Thatsache des Bewusstseyns wäre. Auch ist *das Ding an sich*, Etwas an sich, ὄντως ὄν, etwas, von unserer Vorstellung unabhängig seyendes, ein absolutes Seyn, nicht so ungereimt, als man zu glauben sich verwöhnt hat; nicht, wie es S. 708 heisst: ein ganz leerer und nichtiger Begriff etc. Nur muss man *Etwas an sich überhaupt* nicht verwechseln mit *Etwas ausser mir im transcendentalen Sinn*, welches freylich auf andere Art erhärtet werden müsste. Auch ist die S. 479 f. verglichen mit 708 f. gegen die transcendentale Aesthetik erregte Schwierigkeit so gross nicht, als sie hier gemacht wird. Sonst ist die eigentliche Tendenz der Kritik der Urtheilskraft, das Band der praktischen und theoretischen Philosophie zu seyn, hier näher bezeichnet, als sonst geschehen ist. Ferner ist die wahre Meinung *Kants* in Ansehung der moralischen Auslegung der Bibel vorzüglich deutlich, und ohne Krümmungen, dargestellt. Bey aller Ausführlichkeit des Auszugs aus *Kant* ist doch seine Widerlegung des Idealismus in der 2 Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft nicht berührt, oder beurtheilt, worden; als worauf es doch hauptsächlich ankam, wenn man K. beschuldigen will, dass sein Lehrgebäude ganz idealistisch, und dass die beckische Standpunktsphilosophie ganz im Geiste *Kants* sey.

Bey der reinholdischen Theorie des Vorstellungsvermögens hätte besonders auch auf die darin enthaltene Form des Beweises für das Daseyn der Aussendinge Rücksicht genommen werden sollen.

Den fichtischen Ideal-Realismus hat Rec. immer geglaubt, nur so verstehen zu müssen: dass *der Gedanke* von einem Nicht-Ich nicht von aussen in uns hineinkomme, sondern ganz durch und aus uns selbst, nach den eigenen inneren Gesetzen der Vernunft, erzeugt werde, dass ein Nicht-Ich, nicht gefühlt, gesehen, empfunden werde, sondern, dass es immer nur *Etwas gedachtes*, aber *mit Grunde und Nothwendigkeit* gedachtes, bleibe, und nur dadurch seine *Realität für uns* erhalte; keinesweges aber ein solches, zwar nicht idealiter, aber doch realiter vom Ich unabhängiges Nicht-Ich von *Fichte* geleugnet werde. Und dann ist das, nach Rec. Urtheil, wahre Philosophie. Doch wie leicht ist es, sich in einem solchen Vf. zu irren! Wenn Hr. *B.* in seinen vorläufigen Bemerkungen zu *Bouterwecks* Apodiktik 783 f. sagt: Auch der Skeptiker müsse aus Gründen beweisen, dass keine philosophische Wissenschaft existire, und *existiren könne*: so wird kein eigentlicher Skeptiker, der ja durchaus nicht Dogmatiker seyn will, dieses zugeben. Das absolute Erkenntnissvermögen des Hn. *B.* wird sehr gut abgefertigt. Aber Rec. würde sich nicht darauf beschränkt, sondern vielmehr mit der weit wichtigeren Kritik beschäftiget haben, wie Freyheit sich mit dem Spinozismus vereinigen lasse, oder mit der Virtualität, d. i. mit der absoluten Einheit entgegengesetzter, und nur durch ihre wechselseitige Entgegensetzung vorhandener Kräfte; da diese das unbedingte Letzte, das Realfundament der ganzen Apodiktik seyn soll. — Den *bardilischen* Rationalismus wird man besser aus *Reinholds* Beyträgen, und noch mehr aus dessen Briefen darüber, als von unserem Vf. kennen lernen, so wie man überhaupt das Charakteristische aller Philosophie von *Kant* bis auf *Schelling* in jenen Beyträgen weit concentrirter, auffallender und schneidender bestimmt findet, als anderswo. — Die kurze Darstellung der schellingischen Transcendental- und die ausführlichere der Natur-Philosophie endlich, lässt zwar so manche Sprünge, und zum Theil wahre Paralogismen, recht auffallend hervorstechen, aber auch den Reichthum an grossen und neuen Ideen, glücklichen und scharfsinnigen Erklärungen und Muthmassungen, kühnen und durchbrechenden Angriffen auf sonst gewöhnliche Vorstellungsarten etc. leichter überblicken, so wie auch die eigenthümliche schellingische Modification des Spinozismus oder Pantheismus, und Mysticismus kenntlich genug gemacht ist.

Noch hätten wir eine Art von Statistik der jetzigen Philosophie und des dermaligen Zustandes und Geistes derselben von dem Vf. gewünscht.

Ελϑ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 NOVEMBER, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Handbuch nützlicher Rathschläge und Mittel, für Künstler, Fabrikanten, Landwirthe und Handwerker.* Herausgegeben von *Christian Ludwig Seebass*, Prof. der Philos. und Lehrer der Mathematik zu Leipzig u. s. w. (1804.) XXIV u. 376 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Zu einer Zeit, da so viele Anleitungen und Hülfsmittel in zerstreuten politischen und wissenschaftlichen Zeitungen, Journalen und besonderen Schriften, mitgetheilt werden, ist es immer für den Künstler und Gewerbsmann eine sehr kostspielige Sache, wenn er, um mit der Geschichte und den Neuerungen seines Metiers fortzugehen, sich dergleichen Werke alle anschaffen soll. Das vorliegende Werk muss aus dieser Ursache willkommen seyn. Das 1 Kap. handelt: *Von den Körpern, deren man sich bedient, um das Wasser zu einem gehörigen Verbindungsmittel für Farben zu machen.* Dahin zählt der Vf.: 1) arabisches Gummi, 2) senegalisches Gummi, 3) Leim, 4) Zucker, 5) Stärke, 6) Fischleim. Rec. hat durch eine mehrjährige Erfahrung in der Wasserfarbenmahlerey den *arabischen Gummi*, als das vorzüglichste Bindungsmittel, für die Farben gefunden. Gegen das Abspringen kann man sich leicht helfen, wenn man ihn nicht zu stark und nicht in gleicher Quantität auf jede Farbe anwendet. Am besten ist: man nimmt zu Reibung der Farben zwey Geschirre, eines mit reinem Wasser und das andere mit aufgelöstem Gummi versehen. Beider bedient man sich nun nach Beschaffenheit der Farbe; ist der Körper derselben mehlicht oder trocken, so braucht man mehr, — hat aber die Farbe schon von Natur ein Bindungsmittel in sich, so braucht man weniger Gummi. — Der *Leim*, das bekannte vortreffliche Bindungsmittel der Farben, bedarf weiter keiner Beschreibung oder Empfehlung. — Die Zucker, Schellacke, Mastix, Sandarack und andere Harze, sind sehr brauchbar an ihrem Orte. Das 2 Kap. *Von den Körpern, deren man sich bedient, um den Weingeist zu einem gehörigen Verbindungsmittel für Farben zu machen.* Das 3 Kap. enthält: *Die Verfahrungsarten, um Gemählde und Mahlereyen in Öl mit Vernis zu überziehen und unbeschädigt zu erhalten.* Das 4 Kap. zeigt: *Die Verfahrungsart, um Mezzotinto-Abdrücke oder Kupferstiche auf Glas abzutragen, und sie mit Farben in Öl, Wasser oder Vernis zu übermahlen.* Das 5 Kap. handelt: *Von den verschiedenen Kunstgriffen, deren man sich bedient, um Zeichnungen oder Umrisse nach der Natur, oder nach gemahlten Abbildungen zu entwerfen.* S. 18. Beym Zeichnen nach der Natur: 1) mittelst einer durchsichtigen Tafel oder eines Schleyers, will Rec. nur folgendes hinzusetzen. Man hat bis jetzt kein richtigeres und besseres Mittel, als dieses; allein es ist nur diess dabey zu berücksichtigen, dass man den Schleyer oder die Leinwand nicht so straff in einen Rahmen spannen kann, dass selbiger, wenn man alsdann darauf zeichnet, nicht nachgeben sollte; und — das geringste Nachgeben und Verändern der Fläche ist der Richtigkeit der Perspective sehr nachtheilig. Wollte man sich auch eines sehr weichen Farbenstiftes dazu bedienen, so sind selbige gewöhnlich schmierig und weich, so dass man nicht leicht damit einen genauen Umriss machen kann. Das einzige ist, dass man einen solchen Umriss mit Hülfe eines zarten Pinsels mache. Man bedient sich dazu einer Farbe ohne Gummi, damit solche, wenn sie trocken geworden ist, sich durch den Schleyer reiben oder stieben lässt, um auf das Blatt zu bringen, auf welchem man das Stück ausführen will. S. 25 Nr. 3. Das Zeichnen nach der Natur, mit einer dunkeln Kammer. So bequem man hier auch einen Umriss von einem Prospecte oder anderen Gegenstande zeichnen kann: so ist doch zu bemerken, dass dieser Umriss nicht richtig ist; denn die Gegenstände, die sich an der Seite des präsentirten Bildes zeigen, vergrössern sich. Die Ursache ist, weil die Fläche, worauf das Papier gespannt war, und worauf sich der Schein als Bild präsentirt, gleich ist. Wäre diese Fläche concav, und dessen Radius aus dem Punkte des Glases, wodurch die optische Täuschung geschieht: so würde sich das Bild ausserordentlich richtig auf dessen concave Fläche zeigen. — Da man aber ein solches Reissbret mit einer solchen Fläche nicht gut mit Papier überspannen kann: so ist diess eine Ursache mehr, warum man die dunkeln Kammern zum Zeichnen nicht unbedingt empfehlen kann. Das 6 Kap. *Verfahrungsarten bey Verfertigung der Abgüsse von Figuren, Büsten, Münzen, Blättern, Thieren und dergleichen.* 7 Kap. *Verfahrungsart, um schadhafte Gemählde auszubessern, und zu reinigen.* 8 Kap. *Verfahren, um Ölgemählde von der Leinwand oder von dem Holze abzunehmen, auf welchem sie ursprünglich verfertiget wurden, und sie unversehrt auf neue Stücke überzutragen.* 9 Kap. *Nützliche Vorschriften zum Giessen, in Silber, Kupfer, Messing, Zinn, Stahl und andere Metalle,* wie

wie auch in Wachs, Gips, Holz, Horn u. a. nebst der Behandlung der zugehörigen Formen als Zusätze zum vorigen. 10 Kap. *Das Übergolden; oder die Kunst, verschiedene Dinge, für den täglichen Gebrauch, auf eine dauerhafte, leichte und wohlfeile Art zu vergolden.* 11 Kap. *Das Übersilbern.* 12 Kap. *Das Bronziren.* 13 Kap. *Lakiren mit dunkeln Grunde, oder nach japanischer Art.* 14 Kap. *Helles Lakiren.* 15 Kap. *Holz, Elfenbein, Knochen, Horn, Alabaster, Marmor und andere Steine zu färben.* 16 Kap. *Bereitung verschiedener Arten von Cementen, oder Bindungsmitteln.* 17 Kap. *Bereitung verschiedener Arten von Tinten.* Hierbey hat der Vf. eine ganz gute Auswahl getroffen, und bey 37 sehr verschiedentlichen Tintenarten, mehrere beygebracht, die sich in ihrer Haltung, Dauer und Farbe, nach ihren mannichfaltigen soliden und reellen Bestandtheilen und Körpern so wesentlich unterscheiden, als vor einander auszeichnen und empfehlen. Das S. 265 Nr. 23 angegebene seltene Geheimniss, Gold nach Art der Alten, zum Schreiben oder Mahlen zu bereiten, mag sehr gut seyn; man kann sich aber statt dessen, auf kürzerem Wege, eines anderen bedienen, wenn man *ungelöschten Kalch, armenischen Bolus mit Gummi, Tragant und Zwiebelsaft einreibt und darauf vergoldet und polirt.* — Der Vollständigkeit dieser brauchbaren Sammlung wegen, will Rec. zu den S. 268 ff. aufgeführten 3 besonderen Recepten Nr. 30. 31. 32 *von unzerstörlichen Tinten,* ein ähnliches hinzufügen, welches neuerlich der Prof. *Haldat* (S. Nr. XI im *Bulletin de la Societé d'Industrie nationale, pour l'an XI.*) nach vielen Versuchen über die Tinte entdeckt hat. Dazu kommen: Galläpfel 8 Unzen, Fernambuckholz 4 Unzen, Wasser 12 Pfund, schwefelsaures Eisen 4 Unzen, arabisches Gummi 3 Unzen, gepulverter Indigo, — Russschwarz, — Branntwein, — Zucker, — von jedem insbesondere 1 Unze. Man macht davon eine sehr gesättigte Abkochung der Galläpfel und des Fernambucks, giesst sie auf das schwefelsaure Eisen, Gummi und Zucker, und thut alsdann die Schwärze und den Indigo mit Branntwein verdünnt hinzu, worauf man das Ganze durch eine Leinwand giesst. Indigo und Schwärze müssen soviel seyn, dass die Tinte nicht zu dick wird, und von Branntwein muss ebenfalls nicht zu viel dazu kommen. 18 Kap. *Sammlung verschiedener nützlicher Vorschriften zum besonderen Gebrauch für die Haushaltung und Landwirthschaft.* Das Nr. 1 befindliche Mittel, gegen den Brand, bey allen Getreide und Feldfrüchten — kann Rec. der Natur der Sache und des Brandes nach — und bey den bisher allemal misslungenen Versuchen damit, nicht als bewährt unterschreiben. Wir kennen den Brand und die Ursachen seiner Entstehung noch zu wenig; darum fehlen die meisten in der Wahl der Gegenmittel. Die meisten Proben darüber beruhen auf blossen Hypothesen, weil die darauf erneuerten Versuche immer fehl schlugen. Rec. hält den Brand einzig und allein für die Wirkung einer in der Milchung erfrornen oder zu derselben Periode vom Thau u. s. beschädigten Frucht; ingleichen, wenn solche zu nass oder gar unreif geärndtet und eingebracht worden. Die Kraft des Keimes und der belebende Urstoff eines Saamenkorns dürfen keiner Verletzung unterworfen seyn, weil sonst der Saame entweder gar nicht aufgeht, oder dessen precäre Frucht sehr geschwächt erscheint, und den Brand erleidet. Es lassen sich keine allgemeinen Regeln dabey angeben, auch kann die oftmals als Ursache angeführte Lage der von Gebirgen eingeschlossenen, zu nassen Felder, seitdem die Meinungen so getheilt, als der Erfolg verschieden gewesen, zu keinem Beweise dienen. S. 289 Nr. 5. Die längere Aufbewahrung des Korns nach dem Ausdreschen mit der Spreu (was schon den Italienern in ähnlicher Hinsicht bekannt war) hat sich auch im siebenjährigen Kriege, in Sachsen ganz zufällig, bewährt. S. 327 Nr. 32. Die Salepwurzel hat dieselbe productive Eigenschaft und Wirkung auch bey anderen Flüssigkeiten, und ist dafür schon längst in der Chemie und Pharmacie bekannt. In einer gewissen Gegend von Frankreich macht man auch das Brod mit Buttermilch ein, was eine Bereicherung und Veredlung in der Masse und im Geschmacke hervorbringen soll. Was S. 347 Nr. 44 von der Erhaltung des Weitzens gesagt wird, trifft mit gleichem Erfolge auch bey den übrigen Getreidearten und Hülsenfrüchten zu, und ist bey den südlichen und nordischen Völkern eine ganz bekannte alte Gewohnheit. Rec. glaubt sich zu erinnern, dass ein Italiener, Namens *Tuttieri*, der Erfinder davon ist. Bey dem S. 357 Nr. 53 angeführten Mittel: *überall gutes Wasser zu bekommen*, ist zu glauben, dass ein ganz besonderer Erdbohrer, im Fall derselbe in der Tiefe auf Steine treffen sollte, erforderlich seyn möchte. Rec. giebt sehr gern zu, dass die S. 360 Nr. 56 angeführte *Milchtünche zum Überstreichen der Wände* brauchbar seyn mag; sie ist aber doch bey weitem nicht von der Haltung und Dauer, als die Ölfarbe. 19 Kap. *Sammlung einiger nützlicher Vorschriften bey leichten Beschädigungen des Körpers, und zur Erhaltung der Gesundheit.*

Hiermit schliesst sich der 1 Band, dem nach der Vorrede bald ein zweyter folgen soll. Es ist zu wünschen, dass der Vf. bey der guten Auswahl bleibe, da dieses Werk seinem auf dem Titel bestimmten Publicum gewiss Nutzen und Erleichterung schaffen wird. Aber bey der geringen Schwierigkeit in Abfassung solcher Schriften, welche bloss ein gewisser Geschmack in der Auswahl leiten muss, und bey den vielen vorhandenen Hülfsmitteln, sollte man auf Erniedrigung der Preise derselben bedacht seyn, ohne dass desswegen dem inneren und äusseren Gehalte der Schrift etwas abgehen müsste! Übrigens muss Rec. den Vf. noch desshalb tadeln, dass er, die beiden letzten Kapitel ausgenommen, die Vff. der von ihm benutzten Schriften, so wie die Erfinder der vorgeschlagenen Mittel, sehr selten namentlich angeführt hat. Auch muss er ihm den Rath geben, künftig mehr Ordnung und Verbindung in den verwandten und zusammengehörenden Aufsätzen,

Hülfs-

Hülfsmitteln ff. zu befolgen, und solche heterogene Zusammenstellungen wie Kap. 18 zu vermeiden. Endlich dürfen botanische und andere lateinische Angaben und Benennungen nicht mit deutschen Lettern, was hier so oft geschehen, sondern müssen in der Grundsprache gedruckt werden.

Papier und Lettern, wie überhaupt die Richtigkeit des Druckes, sind lobenswerth. Allein warum fehlt auch bey dieser Schrift auf dem Titel die Jahreszahl? Z. Dn.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Bilderbuch für meine Kinder zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung.* Mit 24 nach der Natur sauber illuminirten Kupfern, worauf 75 Gegenstände abgebildet sind. 1804. 198 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Kindermährchen und Charaden.* Von *Ernst Adolph Eschke.* Dritte geänderte Auflage. 1805. 88 S. 8. (8 gr.)

3) Altona, b. Hammerich: *Unterhaltungen. Ein Hülfsbuch für Ältern und Erzieher, die Jugend in den Erholungsstunden angenehm und nützlich zu beschäftigen,* (von H. Hr. *W. Arendt*). 1805. XX u. 246 S. 8. (18 gr.)

Die Abbildungen, so wie die Beschreibungen der gröfstentheils russischen Gegenstände, womit die Kinderwelt in Nr. 1 beschenkt wird, verdienen ihrer Treue, Eleganz und Verständlichkeit wegen, Lob und Empfehlung. Auch bey dem Gemeinsten weiss der Vf. etwas Nützliches, Angenehmes und Interessantes zu sagen, und so die Kinder auf eine aufmerksame Beachtung auch anderer, hier nicht abgebildeter, Gegenstände hinzuziehen. Der Ton der Erzählung ist sehr glücklich gehalten, und gleich weit entfernt von leerer Tändeley, als trockener Steifheit.

Nr. 2 und 3 haben für die Unterhaltung der Kinder auf eine andere Art gesorgt. Spiele, leichte physikalische Experimente nebst magischen und anderen Kunststücken, unterhaltende Erzählungen von Menschen und Thieren, Räthsel, Gedichte und ein Kinderschauspiel hat Nr. 3 allein, Charaden aber mit Nr. 2 gemein, so wie diesem 32 Kindermährchen eigen sind. Beide Bücher sind der nämlichen Empfehlung werth, wie Nr. 1, und gewähren gewiss, was der Titel von Nr. 3 verspricht. Manche beherzenswerthe Wahrheit lehren auch die beiden Vorreden. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Passau*, b. Ambrosi: *Grundriss der Staatsklugheitslehre.* Ein Versuch von *Joseph Müller*, Prof. in Passau. 1803. XX u. 70 S. kl. 8. (8 gr.) Die Staatsklugheitslehre ist dem Vf. der Inbegriff der Grundsätze, die Rechtsprincipien unter den Bedingungen menschlicher Leidenschaften und den verschiedenen Verhältnissen zu realisiren; und zerfällt nach seiner vorausgeschickten Planskizze in folgende Zweige: A. *Gesetzgebung*, welche a) die Staatsverfassungs-Lehre, als den Inbegriff der Grundsätze für die *constitutive* Gesetzgebung, und b) die Theorie der Gesetzgebung im engeren Sinne enthält, welche letztere, als *legislative* Gesetzgebung, in die bürgerliche und peinliche zerfällt. B. *Gerichtsverfassungstheorie.* C. *Politik im engeren Sinne*, als der Inbegriff der Grundsätze, äussere Sicherheit zu begründen und zu handhaben. D. *Polizeywissenschaft*, welche die innere Sicherheit begründen und handhaben lehrt. E. *Finanzwissenschaft.* F. *Staatswirthschaftslehre.* G. *Regierungskunst.* II. *Politische Methodenlehre.* Ohne mit dem Vf. darüber zu rechten, warum er sich zur Bezeichnung seines Gegenstandes, statt des von seinen Vorgängern, z. B. *Wilh. Placidus*, *Beusen* und *Behr* gebrauchten ungleich bestimmteren und passenderen Ausdrucks, *angewandte Staatslehre*, noch der vieldeutigeren Benennung *Staatsklugheitslehre* bedient habe, bemerken wir fürs erste: dass uns die Einreihung der Staatsverfassungslehre in die Theorie der Gesetzgebung überhaupt in eben dem Masse unschicklich erscheine, als die Bezeichnung der von ihm sogenannten Gesetzgebung im engeren Sinne durch *legislative* Gesetzgebung ungereimt ist. Den Beweis fürs letzte liefert die Natur der Sache selbst, und was das erste betrifft, so ist es jetzt unter den Staatsrechtslehrern ausgemacht, dass der Act, wodurch sich ein Volk entweder zuerst, oder von neuem wieder verfasst (constituirt), zunächst erst die Bedingung der Möglichkeit einer Gesetzgebung für dasselbe realisire, sonach nicht selbst schon unter die Kategorie der Gesetzgebung wissenschaftlich gestellt werden könne, wenn gleich der gemeine, aber sehr unrichtige, Sprachgebrauch eine solche Stellung einigermassen begünstigen dürfte. Zweytens ist nach unserer Ansicht der Inbegriff der Grundsätze über Begründung und Handhabung der äusseren Sicherheit des Staats sehr willkührlich durch *Politik im engeren Sinne*, welcher nirgends eine Politik im weiteren Sinne ausdrücklich entgegengesetzt ist, getauft, sowie überhaupt der beybehaltene Gebrauch des Ausdrucks: *Politik*, *politische Wissenschaft*, auf eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem, was lange schon *Schlözer* gegen diesen Ausdruck mit Grund eingewendet hat, oder auf eine überwiegende Anhänglichkeit gegen den vom Vf. selbst so sehr gerügten Schlendrian schliessen lässt. Da drittens die *Regierungskunst*, im praktischen Sinne, als wirkliche Fertigkeit in Anwendung der aufgefassten Regierungs-Normen nur Effect der sich eigen gemachten Wissenschaft seyn kann, im theoretischen Sinne aber unleugbar mit der Staatsklugheitslehre selbst zusammenfällt, und mit ihr eins und eben dasselbe ist: so begreifen wir nicht, wie Regierungskunst als ein *untergeordneter Zweig* der Staatsklugheitslehre aufgestellt werden könne. Endlich würde auch das, was der Vf. durch seine *politische Methodenlehre* ausdrücken *wollte*, ungleich bestimmter und zweckmässiger durch *Theorie der Staatspraxis* bezeichnet worden seyn. Dass aber der Vf. bey der Politik im engeren Sinne *gelegentlich* von dem ewigen Frieden, dem Weltbürger-Rechte, dem sogenannten europäischen und aussereuropäischen Völkerrechte sprechen, und das Handels-See- und Wechsel-Recht als Zweige dieser behandeln will: diess verräth ein Misskennen des Gewichts, Gehalts und Umfanges der angegebenen Gegenstände, so wie der Schluss seiner Planskizze „unter Staatswissenschaften versteht man alle politische Wissenschaften" seinem Definirungs-Vermögen wenig Ehre macht.

Der Grundriss selbst, in welchem die Ordnung der Planskizze im Ganzen beybehalten ist, nur dass hier, was uns auch natürlicher scheint, die Politik im engeren Sinne der Polizeywissenschaft nachgestellt ist, beginnt nicht, wie es seyn sollte, mit Aufstellung und kurzer Erörterung eines Grundprincips der Wissenschaft, sondern — mit einem halben Dutzend affectvoller Kraftsprüche, die, so wahr sie auch an sich seyn mögen, das rhetorische Kunstgefühl beleidigen, und dem affectlosen Zustande des Lesers Gewalt anthun: so wie überhaupt das kleine Werkchen zu sehr mit oratorischen Floskeln und gesuchten Sentenzen angefüllt ist, die wir jedoch dem Vf., wegen der nicht oft genug zu wiederholenden Wahrheiten, nicht zum Fehler anrechnen würden, wenn er nur nicht darüber die Hauptanfoderung zu sehr aus den Augen verloren hät-

te, die man mit Recht an den *Grundrifs* einer Wiffenfchaft machen kann, und die darin befteht, dafs die Grundbegriffe und Grundprincipien derfelben, deren Rechtfertigung, die Abtheilung derfelben mit den Theilungsgründen, die Begriffe, Zwecke, Hauptbeftandtheile, Umfang und Grenze fämmtlicher Zweige, in gedrängter Kürze, mit Vermeidung alles deffen, was zur Ausführung und Polemik gehört, dargeftellt werden. — Mit befonderer Wärme rügt der Vf. einige Hauptfehler der wirklichen Staaten und ihrer Verwaltungen, und lenkt dann auf feine Wiffenfchaft ein, von der er fich mit Recht die Herbeyführung eines befferen Zuftandes der Dinge verfpricht. Nicht Beförderung der Glückfeligkeit, der intellectuellen und moralifchen Vervollkommnung, nicht Bevölkerung, fondern *Geltung und Sicherheit des Rechts* ift ihm der einzige Zweck des Staats, und wir find darüber mit ihm um fo mehr einverftanden, je inniger wir überzeugt find, dafs kein anderer Zweck im Staate und durch den Staat erreichbar fey; nur vermiffen wir ungern die Grundzüge eines Beweifes für diefe Wahrheit, da doch die Gründe, warum jene erfteren nicht Zwecke des Staats feyn können, ganz richtig angegeben find. Wenn ferner (S. 11) der Erwerb eines gesicherten rechtlichen Zuftandes als die wichtige und einzige Angelegenheit, welche im gefellfchaftlichen Vertrage zur Sprache gekommen fey, angegeben, und kurz darauf (S. 14) behauptet wird, dafs das, worauf das Dafeyn des Staats beruht, kein factifcher Vertrag, fondern nur das Ideal eines Vertrags fey, wie ihn Menfchen, wie fie find, nach den Foderungen ihrer Natur hätten fchliefsen follen: fo fcheint uns darin, wo nicht ein wirklicher Widerfpruch, doch eine fehr grofse Undeutlichkeit zu liegen, die bey diefem wichtigen und fo fehr ftreitigen Punkte vorzüglich hätte vermieden werden follen. Ein entfchiedener Irrthum aber ift es nach unferer Anficht, dafs (nach S. 15) die Menfchen durch jenen Vertrag einen gemeinfchaftlichen Zweck bekommen haben follen, da vielmehr ihr gemeinfamer Zweck, in ihren Rechten gefichert zu werden, als die Urfache jenes Vertrags angefehen werden mufs. — Alles das, was der Vf. (S. 19—27) gegen das bekannte Sonnenfelfifche Bevölkerungs-Princip vorbringt, ift zwar ganz richtig, aber offenbar in einem Grundriffe der vorliegenden Art nicht an feinem rechten Orte und auf jeden Fall verhältnifsmäfsig viel zu weitläuftig. Die beiden Grundfätze und Kriterien feiner Staatsklugheitslehre: — *Was unrechtlich ift, hört auf, politifch gut zu feyn*, und — *Nur das ift politifch gut, was den einzig wahren Staatszweck, Sicherheit der Rechte nämlich, befördert* — müffen den ganzen Beyfall aller verdienen, denen es darum zu thun ift, dem bisherigen Unfuge politifcher Willkühr eine vernünftig-nothwendige Grenze gefteckt zu fehen: dafs es aber gleichviel fey, ob in einem Staate das Ruder von einem oder von mehrerern geführt werde, können wir nicht unbedingt unterfchreiben, da mehrere neuere Staatsrechtslehrer mit fehr triftigen Gründen bewiefen haben, dafs nur derjenige Staat den Namen eines rechtlichen Staats verdiene, in welchem die drey Staatsgewalten getrennt, und jede derfelben durch eine eigene (phyfifche oder juridifche) Perfon realifirt fey, und eben darum den bekannten Verfen *Pope's* den Vorwurf einer Tautologie machen. Eben jene Gründe hätten von dem Vf., da er fich für die Monarchie erklärte, widerlegt werden müffen, wenn er auch feine fachkundigen Lefer für feine Meinung ftimmen wollte, was aber keinesweges gefchehen ift. Wenn derfelbe ferner das ganze Gebiet der Staatsverfaffungslehre auf die einzige Unterfuchung befchränkt, bey welcher Form fich das Fichtefche Ephorat am wirkfamften äufsere: fo fetzt diefs wieder etwas als ganz entfchieden voraus, was noch fehr beftritten ift, ob nämlich das Fichtefche Ephorat wirklich recht- und zweckgemäfs fey, wofür der Vf. auch nicht Einen Grund angedeutet hat. Gefetzt nun, jenes Ephorat fiele wirklich als zweckwidrig hinweg, fo beruhte diefe ganze Theorie der Staatsverfaffung auf einer falfchen Grundlage, und wäre fonach von keinem rechtlichen Beftande, oder es fiele vielmehr nach der von ihm gefteckten Grenze alle Theorie der Staatsverfaffung hinweg. Wollte man aber auch des Vf. Anficht über Staatsverfaffungslehre als die richtige annehmen, fo liefsen fich doch feinen Gründen für die Monarchie und deren vorzüglichere Zweckmäfsigkeit mehrere fehr erhebliche Gegengründe entgegenftellen, von denen wir nur den einzigen anführen wollen, dafs es den Ephoren ungleich leichter fey, fich mit *einem* Macht-Inhaber (dem Monarchen) zur Unterdrückung des Volks zu vereinigen, als da, wo die Staatsgewalt unter *mehrere* vertheilt ift, wodurch der, vom Vf. als Hauptgrund angeführte, Vortheil von Monarchien „dafs da nur *eine* Perfon Rechenfchaft zu geben hätte, und die Schuld nicht fo leicht, wie bey der *Mehrregierung* (ein unpaffender Ausdruck) von diefem abgewälzt, auf jenen gefchoben werden könnte, und fo immer eine nie zu endigende Unterfuchung bliebe" wohl fchon überwogen feyn dürfte. — Seiner flüchtigen Äufserung über Theokratien fehlt es an aller Deutlichkeit. — Die Hauptmomente der Gefetzgebungs-Theorie find weder beftimmt noch vollftändig aufgeführt, und es ift auch nicht einmal ein Grund angegeben, warum er den Fichtefchen Abbüfsungsvertrag, und das von diefem vertheidigte Recht, unter gewiffen Bedingungen einen Verbrecher zu tödten, ohne alle Modification adoptirt hat. Mit defto mehr Aufwand von Beredfamkeit find *einige* Rückfichten der Gerichtsverfaffungs-Kunde erörtert, wobey wir feine Bemerkungen über die erfoderlichen Eigenfchaften eines Richters als fehr richtig auszeichnen zu müffen glauben. Sehr viel aber würden wir gegen feine, ohne alle Angabe eines Grundes hingeworfene, Behauptung einzuwenden haben, „dafs befonders in peinlichen Fällen das unterfuchende Collegium von dem entfcheidenden getrennt werden, und die *Regierung* fich die Appellation vorbehalten folle" wenn es uns der Raum diefer Blätter erlaubte. — Der Zweck der Polizey ift ihm Begründung und Handhabung der inneren Sicherheit des Staats. Auf diefe Weife aber ift offenbar die Polizey von der bürgerlichen und peinlichen Gefetzgebung und Rechtspflege, als welche ohne Zweifel denfelben Zweck haben, nicht hinreichend unterfchieden; uns fcheint die *eigene Weife*, mit welcher die Polizey jenen gemeinfamen Zweck aller Verwaltungszweige zu bewirken hat, das fie charakteriftifch unterfcheidende Merkmal zu feyn, welches nothwendig in eine Definition der Polizey-Wiffenfchaft gehört, wenn fie befriedigend feyn foll. Unverzeihlicher aber ift es noch, dafs unter den von dem Vf. fo ganz *promifcue*, zum Theile aus *Gaffer*, aufgeführten Functionen der Polizey fo manche fich befinden, zu denen diefe, felbft nach der durch jenen Zweck ihr gefteckten Grenze unmöglich berechtigt feyn kann, und wodurch fie, wenn fie fich folcher wirklich anmafste, unvermeidlich in wahren Defpotismus ausarten müfste; ein Fehler, deffen fich leider die meiften der bisherigen Bearbeiter der Polizeywiffenfchaft fchuldig gemacht haben. — Die Tendenz, welche der Vf. der, von ihm fogenannten, Politik im engeren Sinne vorzeichnet, ift zwar ganz die richtige; aber in der Darftellung ihres Gebiets liefsen fich leicht wefentliche Lücken nachweifen. — Beftimmte und befriedigende Begriffe von der Finanz- und Staatswirthfchaftslehre und deren Hauptobjecten fucht man vergebens; das meifte, was über jene Zweige gefagt ift, find Rügen deffen, was nicht feyn follte. Noch flüchtiger eilt der Vf. über feine fogenannte Regierungs-Kunft und politifche Methodenlehre hinweg. Denn bey der erften wird nur vom Reformiren und dem Wegbahnen dazu gefprochen, und bey der letzten erfährt man nichts, als dafs Routine und Praxis von einander unterfchieden fey, und letztere auf Regeln beruhe, welche befonders die fchriftliche und mündliche Verfahrungsart der Gefchäfte zum Objecte haben. — Im Ganzen herrfcht in diefer Schrift mehr Neben- als Hauptfache, blühende Diction ohne Gründlichkeit, und nur, wenn der Vf. fich in gleichem Grade der letzteren, wie der erfteren, bey feinen künftigen Arbeiten befleifsiget, läfst fich hoffen, dafs durch diefelben ein wahrer Gewinn für die Wiffenfchaft werde erreicht werden.

nn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Erfurt*, b. Keyfer: *Freyes literarifches Magazin für das Gemeinwohl der Völker und Länder, oder über Polizey-Finanz, Cameral-Handels- und Fabrikwefen, Land- und Gartenwirthfchaft, Gefchichts- und Länderkunde, auch Gefetzgebung etc.* Herausgegeben von C. C. A. Neuenhahn und J. Ch. Petri. 2 Bd. 1805. X u. 260 S. 8. (16 gr.) S. Rec. des erften Bandes 1804. Nr. 261.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 14 NOVEMBER 1805.

GESCHICHTE.

Ragusa, b. Martecchini: *Notizie istorico-critiche sulle antichita, storia e letteratura de Ragusei.* Tomo I. 1802. XII. und 332 S. Tomo II. 1803. 336 S. in 4.

Der Vf., *Francesco Maria Appendini*, ein aus dem Piemontesischen gebürtiger Piariste, lebt seit mehreren Jahren als Schullehrer zu Ragusa. Er suchte das neue Vaterland, wie es ist und war, kennen zu lernen. Was vor uns liegt, ist die Frucht seiner Untersuchungen, und stellt auch die physische Topographie dar. Zuerst beschreibt er auf 156 Seiten, was von Epidaurus, von dem umliegenden Dalmatien und von dem Anfang der Stadt Ragusa durch die Geschichtschreiber, Urkunden, Sagen und Vermuthungen zu seiner Kenntniss gekommen ist. Hierauf betrachtet er auf 70 Seiten die allgemeinen Verhältnisse. Endlich eine chronologische Folge der Hauptbegebenheiten von dem J. 656, nicht, wie der Vf. sagt, bis auf den Passarowitzer Frieden, sondern eigentlich bis auf das Erdbeben, wodurch im J. 1667 Ragusa verfiel.

Eine Stadt, welche tausend Jahre hindurch, mitten unter wilden, räuberischen Völkerschaften, bey dem kraftvollen Ursprung und erschütternden Fall so vieler benachbarten Dynastien, Freyheit, Reichthum, Macht, Cultur und Sittlichkeit erwarb und erhielt, ihr Muth, ihre Klugheit, verdient eine Geschichte. Es ist unmöglich, selbst eine unvollkommene Darstellung ohne Theilnahme zu lesen. Wie gern würde man den Vf. weiter begleitet haben, wenn er nach der schaudervollen Erzählung jenes Untergangs die Herstellung, den mannichfaltig erneuerten Kampf, den Flor neuerer Zeit und was die Republik *nun* ist, hätte beschreiben wollen. Es ist unbegreiflich, wie er in dem Augenblick der gespanntesten Aufmerksamkeit aufhören mochte. Es ist ihm nicht von der Regierung befohlen worden, und der Privateifersucht sollte eine ruhige, nackte Erzählung der öffentlichen Begebenheiten ausweichen können. Es ist wahr, dass ein Geschichtschreiber Muth, ja dass er Seelengrösse, braucht.

Die Erzählung ist einfach. Allzu oft wird sie durch topographische Noten unterbrochen. Es wäre zu wünschen, dass das Wesentliche derselben in den Text eingerückt, und eine allgemeine Schilderung vorangeschickt worden wäre. Seine kritischen Untersuchungen, wo er oft etwas anderes als *Lucius* herausbringt, verdienen *Prüfung*. Auch spricht er von den benachbarten Völkerstämmen so, dass er ihre Abkunft und Verwandtschaft nicht auf *Gatterers* oder *Schlözers* Art untersucht zu haben scheint. Wir begnügen uns mit einem allgemeinen Abrisse des Inhaltes.

Im Alterthum verliert sich Hr. *Appendini* in Fabeln von *Kadmus;* die phönicischen Inschriften auf Lagosta und Corzola wären willkommener gewesen. Aus der illyrischen Sprache wird, wie von anderen, viel *etymologisirt;* nicht ohne Gefahr, Wörter unserer Zeit in gleicher Bedeutung der Vorwelt aufzudringen. Was er von den Sitten beybringt, die Vergleichung des *Bembels* am ersten May zu Ragusa, mit einer dyrrhachischen Sitte bey Galenus, ist schon merkwürdiger; Volkssitten überleben die ursprünglich damit verbundenen Begriffe. Von des Asculapius alter Statue und besonders von der Höhle im Sniescniza wo seine Schlange gewohnt; Verzeichniss der die Grotte umgebenden heilreichen Kräuter (S. 36 f.); Trümmer auf dem Berg. Man sieht bis Apulien, ganz Zaculmien, der Cattariner schauerliches Gebirge, Bosniens Grenze und die Herzegowina. Die Gegenden sind vulkanisch. Nun von Epidaurus im Lande der Sclepitaner (Inschrift), von Salona, der Colonia Martia Julia, slawisch *Slauna (gloriosa)*. Es sollte scheinen, dass das Urvolk, so weit man hinauf steigen kann, schon slawisch gewesen. Bis funfzehn Fuss hoch haben die Wasser die Gassen der alten Epidaurus mit Erde bedeckt; prächtige Marmor, sehr vollendete Stücke erhobener Arbeit, und die Reste der 20 Miglie weit her geführten Wasserleitung, zeugen von Glanz. Den Fall beider Städte setzt der Vf. in das siebente Jahrhundert. Noch lange Zeit war Meer, wo nun Ragusa; aber an der Höhe im Wald mag Paulimir den Anfang von Dubrovnik (slawischer Name der Stadt) gemacht haben. Die Küste blieb römisch, das innere Land wurde barbarisirt. Um so mehr sammelte man sich um die Feste Ragusa. (Zweifelhafte) Urkunden, als wäre schon 750 der Erzbischoff Dalmatiens da gewesen. Im 9 Jahrh. war glücklicher Krieg wider die Supane von Trebigne, von Zaculmien, und wider saracenische Seemacht, und schon sieht man (die Lage ergab es) Ragusa dem fernen Hof zu Constantinopel ergeben, und zwischen Venedig und Narenta um ein Gleichgewicht bemüht. Handel entstand, es brachten die Bosniaken mit Gold vermengtes Silber, wobey Ragusa 250 Procente gewann. Auch daher die Eifersucht Venedigs. Der

List

List dieser Stadt (im J. 971), dem bulgarischen Samuel (974) und Kaiser Otto dem Zweyten (982) hatte Ragusa nur sich entgegen zu setzen. Wie dieses geschah, und der Charakter der Parteyen, wird gut angedeutet; man muss aber aus mehreren Stellen die Darstellung zusammen suchen; der Plan des Buchs bringt diese Unbequemlichkeit mit. Oft sieht man die Republik durch Gaben vergrössert, womit vertriebene Fürsten in besserem Glück ihre Gastfreyheit lohnten; eben dieselbe von Bodin, Statthalter Bulgariens, dessen verfolgte Verwandte sie aufnahm, hiefür 7 Jahre (1082—9) vergeblich belagert. Höhere Civilisation, grösseren Handel brachten die venetianischen Grafen, die Ragusa von 1204 bis 1230, von 1232 bis 1358 sich gefallen liess. Sie hatten keine grössere Gewalt als ein schweizerischer Schultheiss; 400 goldene Hyperperen (Zecchini) zum Gehalt. Angenommen wurde diese Form, als die Komnene, als die sicilischen Normannen, zum Schirm zu schwach, die serwische Dynastie der Neemane übermächtig war, und in der Stadt selbst Graf Damiano Juda eine tyrannische Gewalt erhob. Um etwas verdunkelte sich der Ruhm, doch lehrte die Folge, dass die *Form* eines Gemeinwesens für oder wider seine Freyheit weniger entscheidend ist als der herrschende *Geist*; dieser war hier nicht niedergedrückt. *Jetzt* mögen viele sich das merken, die der Macht der Umstände nachgeben müssen: Vergesset nur nie euerer selbst! Als Ludewig von Anjou, König von Ungarn, gross ward, nutzte Ragusa den ersten Augenblick (1359) so verständig, dass die Trennung von Venedig in der freundlichsten Manier vollständig vor sich ging. Das ist in Stadtgeschichten anziehend, wenn Geist und Art den Abgang der Übermacht ersetzen: Dadurch wurden die Bobali, die Vukassovich, die Mence, die Caboga, im Vaterland gross und ehrwürdige Namen in der Historie. Von dem an stieg Handelschaft und Flor zu solcher Grösse, dass die Sage den Kaufleuten eines Stadtviertels zwanzig Millionen Zecchini gab, und von einem einzigen Bürger dem Staate 200,000 vermacht wurden; um das J. 1480 sollen 7 Millionen im Schatz gelegen haben. 40,000 Einwohner zählte Ragusa; die prächtigsten Bauten erhoben sich; 300 Schiffe führten den Handel, eine ganze Strasse zu Florenz wurde nach den Ragusern genannt. Im Mittelmeer war Genua, im inneren Lande Sophia das Handelscentrum. Nicht nur waren die serwischen Gruben, die sie gepachtet hatten, sehr ergiebig; sie brachten den vielfastenden Slawen das Öl, sie trieben ausschliesslichen Salzhandel mit ihnen. Was mehr ist, sie waren von dem baselschen Concilium zu dem Handel mit den Ungläubigen, durch ihren Vertrag mit den Türken dazu privilegirt, eine Freystätte der Vertriebenen zu seyn. Dieses wagten sie zu behaupten, als Morad II sie zu zerstören drohete, wenn sie Georgen Brankovich nicht liefern. Da sprach der edle Osmane: „Sollte ich die Stadt zerstören, welche so treu auf ihr Wort hält!" Die Komnene, die Paläologe, die Laskaris, die Rale, und viele aus dem unterjochten Vaterland flüchtige, gelehrte Griechen fanden hier Gastfreyheit, Geld und Schiffe, die sie nach Italien brachten. Man hielt immer viel auf das Studium der Alten: *Dieses*, urtheilt Hr. *A.*, *habe den Ernst und die Kraft erhalten, wodurch die Stadt ein Damm wider die Barbarey geblieben ist.* Als die türkische Übermacht (welche nicht bloss physisch, sondern auch Geistesüberlegenheit war) die Königreiche der Serwier und Bosniaken unterwarf, als der Eroberer Mohammed nicht weniger als das ganze Gebiet forderte, und in den harten Kämpfen der Venetianer, und als im Occident alles neu ward, litt Ragusa das Unvermeidliche; doch Freyheit und Herrschaft und die grossen Privilegien im türkischen Reich blieben. In der Noth wegen des Bündnisses zu Cambray wurde Venedig durch diese Stadt verproviantirt. Raguseer brachten die aus Spanien vertriebenen Mauren in ihre Heimath hinüber. Bessere Tuchmacherey lernte Frankreich von *ihren* Meistern. Der Unternehmungsgeist erstreckte sich in die neuentdeckte Welt. Aber Karl V und Philipp II, die in unglücklichen Kriegen wider Afrika die Gefälligkeit von Ragusa missbrauchten, brachten die Stadt in Gefahr und ihre Seemacht in solches Unglück, dass sie von diesen Schlägen sich nie ganz erhob. Die Geschichte wird an Thaten unfruchtbar: Sittengemahlde entschädigen. Es ist heimlend und lieblich zu sehen, wie viel frohes, humanes, von *alter* Art, welche schöne Cultur bey so antiker Einfalt, auf dieser äussersten Grenze west-europäischer Sitte zum Theil bis auf uns noch besteht.

Wie klug und fest man sich benahm, als Lagosta venetianisch werden wollte (1602), ist lehrreich zu lesen. Ergreifend aber, wie nach vieltägigem dumpfen Gemurmel des Meeres, Morgens an dem 4 April des 1667 Jahres, da eben der grosse Rath sich versammelte, bey stillem, hellem Wetter, plötzlich ein Stoss die Felsen vom Gebirge gesprengt, im Hafen alle Schiffe an einander geworfen, und die ganze Stadt Ragusa aus ihren Grundfesten gehoben. Ein Kastell brach zweymal *aus*, fuhr zweymal wieder in einander. Die Schule fiel ein, mehrere Tage schrieen die Knaben aus den Ruinen hervor. Da unterlag dem einstürzenden Pallaste Simon Ghetaldi, der Stadt Haupt, beynahe der ganze Senat und der grosse Rath. Dieser Augenblick brachte ganzen Geschlechtern, 5000 Menschen, den Tod. Aus den Trümmern fuhr die Flamme auf, weit und breit verzehrend. Räuberhorden kamen, 27 Tage wütheten Seestürme. Hart benutzte Venedig, barbarisch Kara Mustafa das Unglück; in der falschen Hoffnung, dass nach dem Untergang der Stadt die Raguseer vergessen würden, dass das Vaterland in den Männern ist.

Wie wird Marino Caboga (in Wahrheit der zweyte Stifter) hier kaum erwähnt! Warum die Bürger, die Massregeln, die Ereignisse nicht nennen, wodurch der Staat neu erstand! Was walteten da für, des Geschichtschreibers nicht würdige Rücksichten?

Der Inhalt des *zweyten* Theils dieses Werks ist weniger bekannt, aber fast durchaus reiner Gewinn für

für die Literaturgeschichte. Schon aus der allgemeinen Darstellung wird solches klar werden. Dieser zweyte Theil, in eben so vielen Abtheilungen, jede von diesen in eben so viel Büchern, umfasst das Literaturwesen dieser merkwürdigen Republik; so dass bis S. 92 von ihren Geschichtschreibern, Antiquaren, Biographen, Ärzten, Mathematikern, Philosophen und Theologen, bis 214 von ihren juristischen Schriftstellern, deren einige über politische Sachen etwas hinterlassen, den Dichtern und Rednern, solchen die über das Kriegswesen geschrieben, endlich von den Künstlern gehandelt wird. Nach diesem geschieht der Übergang auf die slawische Literatur, sowohl zu Ragusa als in einigen benachbarten Städten und Ländern, wo denn bis S. 260 von den slawischen Dichtern überhaupt, nachmals von besonderen Arten, dem Heldengedichte, den scherzhaften Liedern, ihren Idyllen, dem Theater, den Nationalgesängen und Übersetzungen das Auffindbare beygebracht wird. Man erkennt überall den fleissigen Forscher, die Ordnung ist gut, die Schreibart eher trocken; und fällt sie hie und da in das enkomiastische, so geschieht es selten, und meist weil der Vf., von Männern sprechend, welche auswärts nicht immer gehörig beobachtet worden, sein Gefühl ihrer Verdienste lebhaft ausdrücken möchte. Es ist keine Auswahl, wir haben eine vollständige *Biblioteca Ragusea*. Dieses läfst voraus errathen, dafs der unbedeutenden Schriftsteller, besonders im religiösen Fache, eine nicht geringe Zahl mit aufgeführt ist, ein unvermeidliches Übel, wenn man einmal irgendwo alles beysammen haben will. Dem ohngeachtet ist das Interesse des Werks mannichfaltig, und des guten Korns weit mehr als der Spreu. Einmal sind der durch sich merkwürdigen Männer viele: der ragusëische Geist war sehr fruchtbar. Wie viele Senatoren waren zugleich in Geschäften *gross* (oder was fehlte, um Regulus zu seyn, dem Niccolo Bona und Marino Gozze, die aus einem schrecklichen Kerker bey den Türken den Senat beschworen, sie darin sterben zu lassen, denn *das* werde heilsamen Eindruck machen, und Ragusa retten!) und, eben dieselben, in Literatursachen so eifrig, als lebten sie nur den Musen! Alsdann wie viele Männer von unerkannter Eminenz; so wie *Marino Ghetaldi*, von dem unbegreiflich ist, wie ihn Montucla hat übergehen können (zuerst lehrte er die Anwendung der Algeber auf die Geometrie. Aber es ist an ihm erfüllt worden, was er zu sagen pflegte: *Malo scire quam nosci*. Er war ein edler, trefflicher Charakter); andere von berühmtem Namen, die *Baglivi*, *Boscovich*, *Zamagna*, *Cunich*, *Stay* (von welchem Geschlecht auch der im baseler Concilium berühmte *Cardinal von Ragusa* gewesen). Die Lebensumstände dieser Männer sind ausführlicher erzählt und manchmal recht merkwürdig; man sieht wie der eine und andere sich emporarbeiten müssen, freylich auch, wie begünstigend Rom und die Hierarchie vielen war, bey anderen, wie das freye kühne Streben, das vaterländische Sitte war, geholfen, und wenn auch die Strenge der Obrigkeit oft weit ging, der selbstständige Charakter edler Freunde sie emporhielt und entschädigte. Da treten auch unerwartete Ausländer in die Reihen: slawische Fürsten, die Bibliotheken verehren; Komnene, vom Kaiserstamm; jener vielerfahrne Sigismund Malatesta; jener Soderini, der Florentiner milderer Cato; der gelehrte Jude Flavio von Evora. Oft hat der Vf. sich nicht mit blosser Titelnotiz begnügt, sondern zumal aus den Dichtern diese und jene Probe geliefert. Auf diese Weise lernen wir den (noch lebenden) Senator *Giugno Resti* (um des bekannteren *Ferrich* jetzt nicht zu erwähnen) als einen glücklichen Vf. horazischer Episteln und anderer lateinischen Dichtungen kennen. Es ist überhaupt nicht leicht ein Ort in der literarischen Welt, wo lateinische Musen einen noch so guten Sitz wie in Ragusa behaupten. Einige dieser Männer verdienten auch diesseits der Alpen gelesen zu werden: *Vincenzo Petrovich* unter anderen († 1754), Sänger der Türkenkriege Eugen's (S. 148 ff.). Doch eben so reichlich und seltener ist die Ärndte, wo der Vf. auf die slawische Literatur, die Geisteswerke eines von Ragusa bis weit in Asien in sechszig Völker verbreiteten Menschenstamms, kömmt, dessen Sprache in Bosnien und auf Montenegro natürlich am reinsten seyn kann. Noch werden Sonntags in Dörfern und Städten die alten Lieder der Helden und Könige, wie Bruder Andreas Cadcich Miossich von Makarska sie gesammelt, vor der erstaunenden Menge gelesen; viele sind im Gedächtnisse der Hirten und Krieger. Das sind die schrecklich tragischen Popjevke, dergleichen dieses poëtische Volk immer noch dichtet; es hat auch seine Sazinke, wo mit der rauhen Mannheit oft anakreontische Feinheit sich paart (Wir berufen uns auf *Ignázio Giorgi's*, nur etwas zu langes, Gedichtchen über ein Johanniswürmchen, S. 296 ff.). Doch dergleichen Stücke dürften wohl alle aus neuer Zeit seyn: uns scheinen die Gnomen (Pjesne) S. 292, nächst dem Heldengesange das älteste. Wir hätten wohl gewünscht, aus Br. Andreas von letzterem noch ein paar Probestücke zu sehen. Eines, das einen guten Begriff erweckt, findet sich mit einer italischen Übersetzung S. 259, „Stephan's, des Doge Sohns, unglückliche Brautführer." Ausführlicher werden ein paar neuere slawische Epopöen behandelt. Der vorzüglichste epische Sänger Illyriens ist Johann Franz Gondola, Sultan Osman († 1622) sein Held, und der Gegenstand aus dem Krieg, den derselbe mit den Polen geführt. Wer wird griechische Vollendung erwarten! Aber nicht ohne poetisches Verdienst erscheint er in den S. 265—271 angeführten Stellen. Uns hat *Palmotta*, nicht zwar einer der ersten slawischen Dichter, doch mehr angezogen. Er, ein Mann, welcher in Staatsgeschäften viel und nützlich gedient, erlebte den Tag des grausen Erdbebens, wodurch die Vaterstadt so ganz wie kaum je eine andere verfiel; er wird unter den Edlen genannt, welche nicht verzweifelten, und in der unsäglichen Arbeit, wo man Tag und Nacht mit Her-

Herstellung nicht nur der Mauer, sondern der Gesetze, und mit Vertheidigung nicht nur wider die morlakische Raubsucht, sondern auch wider die Barbarey des Grofswessirs und venetianische List es zu thun hatte, fang er denselben letzten fürchterlichen Tag, wo

ecco all' improviso con orrendo
Fragor, con spaventevole mugito
Fin da' cardini suoi scossa la terra.
Trema e traballa. . . . .
Tutto vacilla e crolla, e indarno cerchi
Più Ragusa in Ragusa . . .
Li sacri tempi e li palazzi augusti
Che per l'alte colonne, e spaziose
Marmoree loggie in pria cotanta parte
Colle fronti sublime e larghe spalle
Ingombravan del ciel, ora atterrati
Son d'illustri rovine orrida scena.

Das ist im Slawischen alles weit kürzer und vortrefflich gesagt. Wenn unter diese Nationen, wie billig zu wünschen ist, literarische humanisirende Bildung gebracht werden, zu dem Ende aber die ganze Kraft und der Reichthum ihrer Sprache erforscht werden soll: so sind die Gegenden, wovon hier gehandelt wird, und Hn. *A.* Notizen des genauesten Studiums würdig. Da ist eine unerwartete Mannichfaltigkeit, da ist vaterländische Unverdorbenheit, je tiefer man in Albanien, je traulicher man in die Hütten der montenegrischen Hirten eindringt. Nicht was wir Humanität nennen und oft mit Verweichlichung verwechseln, aber die Natur eines Volks finden wir, welches gegen das Geschenk humaner Veredlung uns manches andere geben kann, besonders heraufstimmende Empfindungen für *Nationalität* und *Land*, welche bey uns nicht weiter heimisch zu seyn scheinen.

Im übrigen sind dem fleissigen Mann in der langen Arbeit einige wenige Fehler entgangen, die er leicht verbessern mag. Gleich im ersten Artikel stimmen im Leben des (guten) Geschichtschreibers *Cervario Tuberone* die chronologischen Angaben mit der Summe seiner Tage nicht überein, und S. 45 ist es auch so mit den Jahren des *Ghetaldi*, S. 66 f. mit denen des *Nicolo Gozze*. Wir wollen, da er die Quelle nicht näher angiebt, auch nicht widersprechen, dass der berühmte *Flacius* aus dem raguseischen Orte Gionchetto war (S. 9); doch hätte es genauer bewiesen werden sollen, da sonst Andreas Flach von Albona in Illyrien für seinen Vater gehalten wurde. Der Cardinal von Ragusa war nie Bischof zu Strasburg (160), und nicht Alessandro Farnese führte die Belagerung von Ostende (161). S. 197 f. ist Matteo Giorgi's Leben nicht genau erzählt: seine Geschäfte zu Ravenna sind *vor* der Schlacht bey Chiozza gethan worden, und gewiss hat nicht 1314 der Senat von Ragusa mit Ladislaus von Napoli tractirt; er war erst neun Jahre alt, und sein Vater regierte. Sonderbar, dass der Dichter der Osmanide den polnischen König immer Wladislaf nennt, wo er doch Sigmund hiess. S. 302 äussert der Vf. einen Wunsch, den in Deutschland aufgebrachten lateinischen Typen sehr entgegen: er würde für ungemein erspriesslich halten, wenn die dalmatischen und illyrischen Slawen ihre lateinische mit glegolitischer Schrift vertauschen wollten. Sein Grund ist, weil die grösseren Abtheilungen dieses Völkerstamms sich derselben bedienen. Sonst möchte man allerdings wünschen, durch Gleichstellung mit westeuropäischer Schrift die Verbreitung dieser Literatur erleichtert zu sehen: aber wie wären die Russen dazu zu bringen! Endlich, wer recht will, vermag auch wohl mehrere Alphabete zu lernen.

Es ist eine ursprüngliche Kraft in diesen Völkern, es ist etwas anziehendes in der mannichfaltigen Mühe der Raguseer, für ihren Staat, für ihr Durchkommen; die vielen durch lateinische Poesie verewigten Landsitze, Quellen, Ufer, Berghöhen, geben dem ohnehin romantischen Boden etwas classisches; überhaupt wie viel Leben in einem selbstständigen, auch kleinen Staat, wo jeder durch sich etwas ist!

Ths.

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Leipzig*, im Industrie-Comptoir: *Hand- und Methodenbuch für Schullehrer, besonders für die in den niederen Bürger- und Landschulen.* Von *Carl Gottlob Bormann*, zweytem Lehrer an dem kursächs. Armen- und Waisenhause zu Torgau. 1803. VIII und 118 S. 8. (18 gr.) Was der Vf. mit dem auf dem Titel angebrachten: *Besonders* sagen will, ist nicht abzusehen. Denn sein Handbuch hat ja durchaus keine andere Bestimmung, als für Lehrer der niederen Volksschulen. Überhaupt aber enthält es nichts, was nicht bis zum Überdruss, schon vor mehreren Decennien gesagt worden wäre. Jede Dorfschule soll, nach der Forderung Hn. *Bs.*, wenigstens in 2 Klassen, und diese wieder in mehrere Kammeradschaften (!!) abgetheilt werden, so dass nun der Lehrer in 3 verschiedenen Cursen der ihm anvertrauten Jugend alles Wissenswürdige mittheilen soll. Für jeden dieser Curse hat der Vf. die Grenzlinie abgesteckt, und Materie und Form in Nuce angegeben. Was er dabey einem *Villaume*, *van der Reck*, *Niemeyer* etc. nachspricht, verdient allen Beyfall; was er aber aus seinem eigenen Vorrathe hinzuthut, hält die Prüfung nicht aus. Dahin gehört z. B., wenn er für die erste Klasse S. 23 fg. schon Berechnungen der wöchentlichen, monatlichen und jährlichen Einnahmen und Ausgaben, Contos der Handwerker, Abtheilung des Apothekergewichts nach Gran und Grän etc. ansetzt; wenn er die richtige Aussprache des *ph* an dem Worte Philosophie geübt wissen will; wenn die Dorfjugend der zweyten Klasse alle 10 Redetheile der deutschen Sprache zu hören bekommt, oder wenn der Lehrer mit ihr von Subject, Prädicat und Object spricht u. s. w. Auch hat der Vf. nicht immer genug für die Reinheit der Diction gesorgt, indem er bisweilen die richtige Zeitfolge bey den Zeitwörtern (wie S. 11) verfehlt, und zu wiederholtenmalen das Subject (wie S. 17. S. 46) verloren hat. Indess ist die Schreibart noch das Leidlichste am ganzen Buche.

Kg.

Geschichte. *Leipzig*, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte für Bürgerschulen*, von M. *Joh. Christ. Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule in Leipzig. 4 Aufl. Leipzig 1805. XVI und 156 S. 8. (7 gr.) Bekannt, schon oft und mit Recht, empfohlen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 NOVEMBER, 1805.

KIRCHENGESCHICHTE.

Hadamar, in d. neuen gelehrten Buchh.: *Kirchen- und Reformations-Geschichte der Oranien-Nassauischen Lande*, von *Joh. Herm. Steubing*, Consistorialrath und Inspector zu Diez. 1804. 416 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. CR. *St.* hat das Verdienst, dass er die Nassauische Kirchen- und Reformations-Geschichte vollständiger, als bisher geschehen war, bearbeitet hat. Er liefert uns zwar keine eigentliche pragmatische Geschichte, aber manche gute Materialien dazu, die er mit Mühe und Sorgfalt gesammelt, und wobey er auch die Archive genutzt hat. Man findet hier vieles, das aus ungedruckten Nachrichten getreu und wörtlich abcopirt ist. Freylich ist manches darunter, was nicht wichtig oder sehr unbedeutend ist, auch hätte das Ganze überhaupt besser verarbeitet und geschmackvoller eingekleidet werden können; aber im Ganzen ist es doch ein lobenswerther Versuch, der mit Dank anzunehmen ist. Der erste Abschnitt liefert einen kurzen Hinblick auf die Nassauischen Lande und ihre Regenten und eine Übersicht der ältesten Nassauischen Kirchengeschichte. Schon im vierten Jahrhundert soll Lubentius in den Lahngegenden das Evangelium gepredigt haben. Sicherer ist es, dass Bonifacius im 8 Jahrhundert das Christenthum auch in der Nassau gründete. In dem Beglaubigungs-Schreiben, welches er von Gregor III im J. 739 erhielt, wird der Bewohner des Westerwalds an der Nister und der Lahngegenden gedacht. Schon vom 9 Jahrhundert an entstanden Stifter und Klöster in der Nassau und in der Nachbarschaft. Die Kirchspiels-Kirchen und Kapellen wurden meistens im 12 und 13 Jahrhundert erbaut. Der gröste Theil des Landes stand in Ansehung der geistlichen Gerichtsbarkeit unter Trier, und gehörte zu dem Archidiakonat Dikirchen. Wenn es S. 7 heisst: nur ein weniges von dem Siegenschen lag in der Mainzer Diöces, so ist dieses zu unbestimmt gesagt und eigentlich nicht richtig. Unter dem Mainzischen Archidiakonat St. Peter stand wirklich ein grosser Theil des Siegenischen Landes, s. *Arnoldi* Gesch. der O. Nass. Länder 1 B. S. 12. Zu Wilnsdorf im Amte Siegen waren bereits im 13 Jahrhundert sogenannte Ketzer-Schulen, oder eine Secte, die vom herrschenden Kirchenglauben abwich. Dieser Ort wurde deswegen 1233 von dem Landgrafen Conrad von Hessen zerstört. Auch der berüchtigte Inquisitor Conrad von Marburg wüthete in der Nassau. Von der Sittenlosigkeit und den Ausschweifungen der Geistlichkeit vor der Reformation zeugt ein Brief des Erzbischofs zu Mainz an die Bürgermeister der Stadt Siegen vom J. 1345. Es wird darin von Priestern geredet, die des Nachts über die Mauern stiegen, in den Herbergen und Wirthshäusern mit Lärmen und allerley Unfugtreiben verweilten, Schlösser und Thüren zerbrachen, ihren unordentlichen Lüsten nachhingen u. s. w. Der zweyte Abschnitt handelt von der Einführung der Reformation nach der Verbesserung durch Luther von 1517—1577. Einer der ersten, welcher in der Nassau den von Luther aufgestellten Grundsätzen folgte, war *Gerh. Lorich*, Prediger zu Hadamar. Er widersetzte sich 1524 den Religions-Missbräuchen und lehrte, dass Ceremonien nicht Religion seyen, sondern dass diese blos aus der Bibel gelehrt werden müsse. Die besonderen Verhältnisse, worin der Graf Wilhelm mit dem Kaiser stand, waren anfangs der Reformation in der Nassau hinderlich. Allein seit seiner Zurückkunft von dem Reichstag zu Augsburg 1530 ergriff er ernstere Massregeln. Die Messe und andere päpstliche Gebräuche schaffte er zuerst an seinem Hofe ab, und nachher geschahe dieses auch in seinem Lande in aller Stille. Der Hofkaplan des Grafen Heilman Crombach und Leonhard Wagner, Pfarrer zu Siegen waren dabey behülflich. Von dem ersten ist wahrscheinlich die älteste Nassauische Kirchenordnung und von beiden die Instruction für die einfältigen Pfarrherrn und Kirchendiener, welche 1540 bekannt gemacht wurde. Beide Stücke sind in den Beylagen mitgetheilt, das erstere ganz S. 319—327, das andere im Auszuge S. 328 ff. In dem J. 1534 wurden die Minoriten aus ihrem Kloster zu Siegen vertrieben, und Graf Wilhelm trat 1534 dem Schmalkaldischen Bunde bey. Er berief nun den Erasmus Sarcerius, um das Reformationswerk fortzusetzen. Dieser richtete 1538 die Synoden ein, die jährlich im Frühjahr und Herbst gehalten wurden. Auf diesen wurde über die Dogmen gesprochen, die Irrenden wurden belehrt, andere wurden examinirt, gute Bücher wurden zum Lesen empfohlen und in der folgenden Zusammenkunft wurde darnach gefragt. Auch war man auf diesen Synoden ernstlich bemühet, die Ausschweifungen und das unordentliche Leben der Geistlichen abzustellen. Schon 1538 drangen etliche Prediger auf die Abschaffung des Exorcismus, der in der Kirchenordnung noch beybehalten war. Im J. 1540 wurde den Pre-

Predigern befohlen, ordentliche Taufregister zu halten und auch eins für Hurenkinder. Auch die Schulen wurden verbessert, und eine Stipendienordnung wurde von Sarcerius aufgesetzt. Die Trennung des Schmalkaldischen Bundes und das Interim störte zwar das Reformationswerk, und drohte es wieder ganz zu vernichten; aber Graf Wilhelm suchte durch sein kluges Benehmen dem Übel möglichst vorzubeugen. Der Religionsfriede gab allem eine glückliche Wendung. Schon seit dem Passauer Vertrag gab Graf Wilhelm 1552 Befehl, die Synoden wieder zu halten, und bestellte 1555 den M. *Bernh. Bernhardi* zum Superintendenten. Dieser ging von dem richtigen Grundsatz aus, dass die Reformation bey den Pfarrern anzufangen sey, dass man mit diesen auf das allerfreundlichste von der Reformation und ihrer Nothwendigkeit reden, und, wenn sie einwilligten, sie durch gute Bücher belehren und weiter anweisen müsse. Unter Graf Johann dem älteren wurde die Reformation auch in der Grafschaft Diez eingeführt. Mehrere Gemeinden und Personen hatten selbst den Grafen um rechtschaffene und christliche Prediger gebeten. Überhaupt wurde die Reformation in den Nassauischen Ländern durch die eingerichteten Kirchenvisitationen, Convente und Consistorien fester gegründet. Die Visitationsordnung 1570 setzte fest, dass die Bibel, die Augsburger Confession nebst der Apologie, Luthers Katechismus, die *loci communes Philippi*, die Schmalkaldischen Artikel und die Agenden bey jedem Pfarrer vorhanden seyn sollten. Im J. 1573 wurde auch eine *formula examinis ordinandorum* aufgesetzt, und Noviomagus entwarf neue Agenden, welche 1574 gebilligt und allgemein eingeführt wurden. Bey allen diesen Einrichtungen und Verbesserungen zeigten die Grafen Wilhelm und Johann gemäsigte und tolerante Gesinnungen; keine Gewalthätigkeiten wurden ausgeübt, sondern alles so viel als möglich durch Glimpf und Belehrung ausgerichtet. In dem dritten Abschnitt wird die Einführung der evangelisch-reformirten Lehre nach Kalvins Verbesserung von 1578 bis 1584 erzählt. Geldenhauer, genannt Noviomagus, hatte durch seinen Einfluss der Einführung des reformirten Lehrbegriffs vorgearbeitet, und die aus Sachsen vertriebenen Theologen, Pezelius und Widebram, begründeten ihn noch mehr in der Nassau. Die Bekanntschaft des Grafen Johann mit dem Pfälzer Hofe und seine Verbindung mit den vereinigten Niederlanden trugen ebenfalls vieles dazu bey. Im J. 1577 wurde auf dem Convent zu Herborn das Brodbrechen bey dem Abendmahl eingeführt. In dem folgenden Jahr wurde auf der Synode zu Dillenburg eine Schrift, worin die Unterscheidungslehren zusammengestellt und untersucht waren, vorgelesen, und jeder musste darüber sein Gutachten abgeben. Diese Schrift wird hier im Auszug S. 107 ff. mitgetheilt. Sie wurde auf mehreren Conventen gebilligt, und nun von den Predigern als Richtschnur der Lehre und des Kirchenceremoniels unterschrieben. Es war auch ein Commentar über diese Schrift, der vieles näher erklärte und bestimmte, im Umlauf. Man war nun darauf bedacht, die Presbyterien und die Kirchendisciplin ordentlich einzurichten. Im J. 1581 wurde beschlossen, die Heidelbergische Kirchenordnung und den Katechismus, besonders die kurzen Fragstücke in Kirchen und Schulen zu gebrauchen, desgleichen eine gute Anzahl der besten Bücher, in welchen die reformirte Confession vorgetragen und vertheidigt wurde, aus den unbenutzt liegenden Kirchengütern zu kaufen. Über die Einführung einer Kirchenordnung wurde lange berathschlaget. Die niederländische Kirchenordnung zu Middelburg 1581 wurde dabey zum Grunde gelegt. Auf der Synode zu Herborn 1586, woran auch die benachbarten Grafschaften, Wittgenstein, Solms und Wied Theil nahmen, wurde alles nochmals genauer erwogen, und nachdem man einiges in der Middelburgischen Kirchenordnung auf die Kirchen in der Nassau durch Zusätze und Verbesserungen näher angewandt und anpassender gemacht hatte: so wurde diese Kirchenordnung allgemein eingeführt. Vor dem J. 1569 waren keine deutschen Schulen im Lande. In den Städten und Flecken waren bloss lateinische Schulen. Noch auf dem Convent zu Diez 1582 war die Frage, ob neben den lateinischen auch deutsche Schulen im Lande einzurichten wären. W. Zepper machte einen Entwurf von Anordnung und Bestellung deutscher Schulen in Städten, Flecken und Dörfern. Von 1588 bis 1594 wurden auch viele solcher Schulen errichtet. Der Exorcismus bey der Taufe war schon früher ganz abgeschafft. Noviomagus war sehr dagegen, und schrieb unter andern an den Grafen: „Es ist ein schrecklicher Irrthum, dass Kinder besessen seyn sollen, und der Manichäismus bestätiget, dass der Teufel nach dem Fall dem Menschen sein Ebenbild wesentlich eingedrückt hätte. Solche Gewalt hat der Teufel um Christi willen nicht über die Menschen; sonst müssten ja auch Exorcismi geschehen bey den Alten und Getauften, weil wir vor Teufels Gewalt im Leben nicht frey sind; ja alle Speisen müssten exorcisirt werden, weil die Erde verflucht ist." Mit der Wegschaffung der Altäre in den Kirchen ging es am langsamsten. Den Predigern wurden von Zeit zu Zeit zweckmäsige Vorschriften gegeben, wie sie ihre Predigten einzurichten und das Volk zu belehren hätten. Graf Johann liess unter andern den versammelten Predigern 1581 einschärfen: „Alle zänkische, mürrische Reden und Worte zu vermeiden, und solcher Gelindigkeit und Bescheidenheit sich zu befleissigen, dass die Zuhörer eine Treuherzigkeit und Andacht spüren möchten. — Also zu studiren, dass die Predigt nicht zum Gepränge, sondern zur Erbauung und klarem Verstand der Einfältigen gerichtet werde. — In allen Predigten zu zeigen, was einem jeden Stand besonders zu thun gebühre, und die Stände wohl zu treiben." In der Verordnung von 1582 wird befohlen: „dem Volk das Christenthum verständlich und leicht vorzustellen, damit sie sehen und erkennen lernten, was es sey und wie nützlich und nothwendig

dig es fey — die Leute mit guten Worten dahin zu bringen, dafs fie von der Religion redeten" u. f. w. Auch die Kirchendifciplin wurde gefchärft, und dazu gehörten auch die weltlichen Rügen. Ein Wahrfager, Flucher, Gotteslästerer wurden mit Geld und auch mit dem Thurm beftraft, Einer hatte z. B. 5000 Sacramente geflucht, und mufste defswegen für jedes Taufend eine Woche im Thurm bey Waffer und Brod fitzen. Die lateinifchen Kirchengefänge waren fchon unter Graf Wilhelm abgefchafft worden. Im Jahr 1582 gebrauchte man die Pfalmen Davids von Ambr. Lobwaffer. Von den Naffauifchen Gefangbüchern wird S. 184—187 eine kurze Nachricht gegeben. Der Heidelbergifche Katechismus wurde 1582 eingeführt, jedoch ohne Zwang und ohne jemand an die Worte und die Form zu binden. Anfangs behielten viele den Katechismus von Luther noch bey, oder gebrauchten auch andere Katechismen. Endlich wurde 1611 verordnet, dafs der Heidelbergifche ausfchliesflich vor allen anderen follte gebraucht werden. Von den in der Naffau erfchienenen Ausgabe deffelben und anderen Katechismen ift S. 190 ff. verfchiedenes angemerkt. Zu den befonderen Einrichtungen, wodurch die Reformation fefter gegründet und verbreitet wurde, rechnet Hr. *St.* die Anlegung der hohen Schule zu Herborn 1584, die Errichtung einer Druckerey dafelbft, wodurch die Schulen mit nützlichen Büchern verfehen wurden, und die Verbreitung der Bibel nicht allein nach Luthers fondern auch Piscators Überfetzung. Zu einer Gefchichte der Herborner Hohenfchule macht der Vf. Hoffnung. Eine gutgefchriebene Gefchichte diefer Anftalt, an welcher gleich anfangs merkwürdige Männer arbeiteten, wäre in der That fehr zu wünfchen. Die 1595 zu Herborn veranftaltete Ausgabe von Luthers Bibelüberfetzung wurde in einer befonderen Schrift der theologifchen Facultät zu Wittenberg fehr verdächtig gemacht. Unter andern wurde gefagt: „fie gehöre unter die Zunft der ehrbaren calvinifchen Pöfslein. — D. Luthers deutfche Bibel habe fich müffen gebrauchen laffen, dem calvinifchen Teufel feinen Dreck und Schweren helfen umzuführen" u. f. w. Diefes letztere bezog fich hauptfächlich auf den Heidelbergifchen Katechismus, der diefer Ausgabe beygefügt war. Eine zweyte Ausgabe wurde 1601, und eine dritte, welche fehr correct ift, 1612 veranftaltet. Joh. Piscator erhielt von dem Gr. Johann den Auftrag, die Bibel in das Deutfche zu überfetzen. Sie erfchien zu Herborn 1602 ff. und wurde von vielen Geiftlichen eingeführt. Da aber an mehreren Orten der eine diefe, der andere Luthers Überfetzung gebrauchte: fo zog man die Abfchaffung der einen oder anderen in Erwägung. Endlich wurde in dem Kirchen-Vifitations-Abfchied 1611, welcher 1613 von allen Naffauifchen Grafen ratificirt wurde, feftgefetzt, dafs Piscators Bibel abgefchafft, und Luthers Überfetzung der Einförmigkeit wegen allenthalben beybehalten werden follte. Dafs Piscators Überfetzung auch aufserhalb der Naffau an verfchieden Orten in den Kirchen gebraucht worden, und dafs daher auch mehrere und verfchiedene Ausgaben diefer Überfetzung veranftaltet wurden, ift von Hn. *St.* nicht bemerkt. Der vierte Abfchnitt enthält die Recapitulation und Nachlefe. Das 1 Kap. handelt von Gr. Johann und deffen Söhnen. K. 2 von den Kirchenordnungen. K. 3 von der Prediger-Anftellung und Inftruction in alten Zeiten. K. 4 von den Diöcefen im 16 Jahrhundert und den Infpectionen. In dem Anhang wird von dem neuerrichteten Schul-Seminarium, welches noch eben im Entftehen ift, und von der Prediger-Wittwen-Caffe Nachricht gegeben. Darauf folgt eine Überficht der Synodal- und Convents-Verhandlungen in chronologifcher Ordnung und eine Chronik der Kirchenvifitationen. Die S. 317—416 angehängten Beylagen enthalten, wie fchon angedeutet ift, einzelne merkwürdige Stücke, die befonders den Geift des Zeitalters zur Zeit der Reformation und die Handlungsweife der Reformatoren genauer charakterifiren.

Am Schlufs der Gefchichte macht der Vf. Hoffnung zu einem zweyten Band, welcher die einzelne Gefchichte aller Kirchfpiels-Kirchen und aller Prediger, wie auch der einzelnen Hauptfchulen und ihrer Lehrer befchreiben foll. Wenn diefes mit gehöriger Auswahl des Wichtigeren gefchiehet, und der Vf. überhaupt die gefammelten Materialien beffer, als hier gefchehen ift, zu verarbeiten und angenehmer darzuftellen fucht, fo wird diefer Band gewifs feine Liebhaber finden. T. D.

Leipzig, b. Feind: *Natürliche Theologie der Scholaftiker nebft Zufätzen über die Freyheitslehre und den Begriff der Wahrheit bey denfelben;* von *W. L. G. Freyh. von Eberftein.* 1803. 299 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Scholaftik war mit allen ihren Gebrechen und Auswüchfen doch eine merkwürdige Erfcheinung in der Gefchichte, ein neuer Schwung, welchen der menfchliche Geift nahm, welcher in feinem Entftehen, Fortfchreiten und Sinken alle Aufmerkfamkeit verdient, und grofse Kräfte entwickelte. Sie war gleichfam zauberifch in ihren Wirkungen, welche auch noch jetzt nicht aufgehört haben, und gewann den entfcheidendften Einflufs auf die Gefellfchaft. Es war zwar einft Mode und fängt jetzt an, es wieder zu werden, die ganze Scholaftik als einen Kram unnützer Subtilitäten zu verwerfen, und wenn man eine Philofophie verächtlich machen will, fie fchlechthin Scholaftik zu nennen. Diejenigen, welche fo urtheilen, haben entweder die Scholaftiker nicht gelefen, oder haben gar keinen Begriff von eigentlicher Philofophie, fondern fehen fie höchstens als ein vages Räfonniren über das Empirifche, Pofitive und Willkührliche an, oder es treten auch wohl beide Fälle bey ihnen zugleich ein. Die Scholaftiker waren unftreitig zum Theil Männer von grofsem philofophifchen Geifte, fie wagten fich an alle Hauptaufgaben der Philofophie, und haben faft alle möglichen Auflöfungen derfelben verfucht; und ob-

obgleich ihre Geistesthätigkeit vornehmlich durch *Augustinus* und *Aristoteles* angeregt wurde, so waren sie doch nichts weniger, als blofse Nachbeter. Sie haben namentlich zuerst etwas geschaffen, was den Namen einer *natürlichen Theologie* verdiente, und in manchen Stücken die Übereinstimmung der philosophischen- und der Schrift-Theologie trefflich ins Licht gesetzt. Ein Grund, warum man in unserem Zeitalter gewisse später entstandene philosophische und auch wohl theologisch-christliche Systeme und selbst die Lehren unserer symbolischen Bücher so oft missverstanden hat, liegt in der Vernachlässigung des Studiums der Scholastiker, aus welchen jene Systeme hervorgegangen sind, oder auf welche sie Rücksicht nehmen. Man ist selbst so weit gegangen, dass man manche wichtige philosophische und theologische Begriffe bloss deswegen zurückgesetzt oder weggeworfen hat, weil die Scholastiker ihnen eine grosse Wichtigkeit beygelegt, und ihnen viel Fleifs und Nachdenken gewidmet hatten. Um desto willkommener mufs die Erscheinung der vorliegenden Schrift seyn, in welcher in der That für die Darstellung der natürlichen Theologie der Scholastiker mehr geschehen ist, als man in den Schriften von *Cramer* und *Tiedemann* findet. Zwar möchte man allerdings wünschen, dass noch mehr geschehen wäre, dass nicht gewisse Abschnitte, welche doch gleichfalls zur natürlichen Theologie gehören, und worüber die Scholastiker gleichfalls philosophirt haben, gänzlich übergangen seyn möchten, und dass die Darstellung hie und da, wo es die Natur der Sache in der That zuliess, deutlicher, entwickelter und ausgeführter seyn möchte. Aber schon das, was hier geleistet worden, ist sehr verdienstlich und bahnt zugleich den Weg zu weiter fortzusetzenden Untersuchungen. Es war nicht leicht, eine solche Masse, als hier vorlag, auch nur einem Theile nach zu verarbeiten, dabey eine so gute Auswahl zu treffen, und das Ganze in einen verhältnissmässig so engen Raum zusammen zu pressen. Man findet hier, nach einer Einleitung über *die Beschaffenheit der scholastischen Naturtheologie überhaupt*, folgende Gegenstände nach den Lehren der Scholastiker dargestellt: *Beweise für das Daseyn Gottes — Möglichkeit einer positiven Erkenntniss Gottes — Nähere Bestimmung des Begriffs von Gott, als einem nothwendigen und unendlichen Wesen — Einfachheit und Substantialität Gottes — Allmacht, Ewigkeit und Allgegenwart Gottes — Verstand und Willen — Einheit Gottes — Schöpfung und Erhaltung der Welt — Rechtfertigung des Übels*, wozu noch die auf dem Titel benannten *Zusätze* kommen. Die Einleitung ist sehr brav, lehrreich und gedrängt geschrieben, und zeigt, wie ein Kenner der Geschichte der Philosophie überhaupt auch über einzelne Theile derselben weit besser schreiben könne. Einzelne Scholastiker sind hier treffend charakterisirt. In dem ganzen Buche bestrebt sich der Vf., das eigentlich Philosophische von dem Positiven in der Theologie der Scholastiker scharf zu trennen; übrigens hätte er wohl gewisse Räsonnements der Scholastiker über das Positive mehr benutzen mögen, um daraus ihre philosophische Theologie vollständiger zu abstrahiren. Sehr fleifsig geht er bey den scholastischen Lehren auf den *Augustinus* zurück, und giebt ihnen dadurch Licht. Er führt auch die scholastische Theologie tiefer, als die eigentlich scholastischen Zeitalter dauerten, bis zu den späteren Lehrern herunter, welche noch scholastisch philosophirt haben, ohngeachtet es nicht mehr der herrschende Geist der Zeit war, und wirft selbst zuweilen Blicke auf andere philosophische Systeme, um sie mit den scholastischen zu vergleichen, oder auch diese durch jene zu berichtigen und zu widerlegen. Insbesondere macht er zu diesem Zwecke von dem Leibnitzisch-Wolfischen Systeme Gebrauch, für welches er auch hier grosse Vorliebe beweist, und durch welches er viele Zweifel der Scholastiker heben und viele ihrer Irrthümer berichtigen zu können glaubt, worin ihm jetzt wenige beytreten werden. Lehrreicher sind die Stellen, wo er zeigt, wie gewisse Theile jenes Systems aus der Scholastik hervorgegangen sind. Am ausführlichsten verbreitet er sich über die Lehren der Scholastiker von Gottes Verstande und Vorherwissen. Die letzten Abschnitte über die scholastischen Philosopheme über Schöpfung und Erhaltung der Welt, und das Übel in derselben, zeichnen sich durch grösseren Deutlichkeit als die vorhergehenden aus.

ZZ.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. 1) *Wien*, b. Camesina: *Leitfaden zum katholischen Religions-Unterrichte für die erwachsene Jugend*, von *Karl Giftschütz*, Weltpriester, Director an der Michael von Zollerischen Hauptschule. Zweyte, gröfstentheils neu bearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1804. XIV u. 320 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Erklärung der heiligen Messe nebst der wahren Art, dieselbe zu hören*, von *Jakob Brand*, Prof. zu Aschaffenburg. Mit Genehmigung der Obern. 1804. 54 S. 8.

Zweckmässige Auswahl der zum Jugendunterricht gehörigen Gegenstände, Ordnung des Vortrags und ein gebildeter Stil zeichnen Nr. 1 vor den meisten Lehrbüchern dieser Art vortheilhaft aus. Die Art, wie Hr. *G.* die Moral mit der Religionslehre in Verbindung zu bringen weiss, und die paränetischen Bemerkungen, womit er gewöhnlich den Vortrag einer Lehre beschliesst, haben unseren ganzen Beyfall. Den Unterscheidungslehren seiner Kirche hat er durchaus nichts vergeben; aber er hat sie so vorgetragen, dass der Anstoss, den manche etwa daran nehmen könnten, oft recht glücklich entfernt wird. Vorzüglich gefielen dem Rec. die Bemerkungen über den rechten Gebrauch der Sacramente S. 258 ff. Den Vorschlag S. 305, statt *christliche Kirche* zu sagen: „*christische Kirche* d. h. nach Christi Grundsätzen eingerichtet" können wir nicht billigen. *Christlich* ist sicher des Wohlklanges wegen in den Sprachgebrauch aufgenommen worden, wie *kirchlich*, *geistlich* u. a. Kein Mensch versteht auch etwas anderes darunter, als der Vf. unter seinem harten: *Christischen* verstanden wissen will.

Auch mit den Erklärungen des Vf. von Nr. 2 kann man zufrieden seyn. Er belehrt zuerst, was Messe dem Namen und Begriff nach sey, und wie man sich bey dem verschiedenen Rituale derselben zu verhalten habe, und theilt dann die frommen Empfindungen des gläubigen Christen bey dieser heiligen Handlung mit. Das Gewöhnliche und Bekannte zwar, aber überzeugend und herzlich.

m. cr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 NOVEMBER, 1805.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Dentu: *Voyage en Hanovre, fait dans les années 1803 et 1804; contenant la description de ce pays sous ses rapports politique, religieux, agricole, commercial, minéralogique etc. Le tableau des moeurs et usages de ses habitans; des détails sur la chaine du Harz et les anciennes divinités Saxones; les extraits du projet de la conquête de l'Egypte, redigé par Leibnitz et présenté à Louis XIV, et des événemens de la guerre de sept ans.* Par *M. A. B. Mangourit*, ancien agent diplomatique etc. An XIII — 1805. XII. 500 S. in 8.

Hamburg, b. Schmidt: *Der Hannöverische Staat in allen seinen Beziehungen.* Geschildert in den Jahren 1803 und 1804. Nach dem Französischen des *Mangourit.* 1805. VIII u. 302 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hr. *Mangourit* ist durch seine Geschichte der Vertheidigung von Ancona und insonderheit durch die daraus in deutschen Journalen gelieferten Auszüge auch in Deutschland als ein Schriftsteller bekannt, der durch Wärme der Empfindung und Lebhaftigkeit des Stils das Interesse der Leser zu erregen weiss. Im Gefolge der französischen Armee besuchte er im J. 1803 *Hannover*, wo er sich bis ins folgende Jahr, wie es scheint, als Privatmann, aufhielt. Hier fand er ein Land, das durch die stillen, aber unermüdeten Bemühungen seiner Regierung, zwar langsam, aber desto gründlicher zu einem immer grösseren Wohlstand fortschritt, und das, mitten im Frieden, den Deutschland, jetzt leider! vergeblich, so theuer erkauft hat, ein Opfer der Rache für *ihm* ganz fremde Masregeln zu fallen bestimmt wurde. Stoff genug für den gefühlvollen Mann, der, wenn er gleich das Schicksal Hannovers und die Beweggründe, die es herbeyführten, als *Franzose* beurtheilt, doch sichtbar dem unglücklichen Lande seine Achtung und sein Mitleid nicht versagt, und ihm beide auch unter seinen Landsleuten zu verschaffen wünscht. Mag daher auch Hr. *M.* in mehreren seiner Angaben und in vielen seiner Urtheile irren; mag sein ächt französischer Hass gegen alles, was Englisch ist, ihn nur zu oft zu Übertreibungen und Ungerechtigkeiten verleiten; mag er, nach der Sitte seiner Landsleute, bisweilen über Dinge absprechen, die ausser dem Kreise seiner Kenntnisse zu liegen scheinen; mag endlich seine Schreibart hin und wieder geschroben, sein Witz verunglückt seyn: — seine Absicht verdient immer Lob, und sein Werk kann, wenn es auch dem deutschen Statistiker keine grosse Ausbeute gewährt, unter seinen Landsleuten in mancher Rücksicht Nutzen stiften, und auf alle Fälle sie belehren, dass man England nicht wehe thut, wenn man Hannover zu Grunde richtet. Zwar sollte man wohl vermuthen, dass der stolze Engländer auch *die* persönliche Unbild, welche durch die Besetzung Hannovers seinen König treffen sollte, empfindlich fühlen musste. Aber vielleicht will er sie lieber mit stiller Nichtachtung übersehen und so, da ihm auf diesem Wege nicht geschadet werden konnte, auch den nicht unwahrscheinlichen Zweck der Kränkung vereiteln. Was Rec. am meisten aus dieser Reisebeschreibung hinweggewünscht hätte, sind die Ausfälle gegen die englische Regierung und selbst gegen den König, dessen Denkungsart und ganzer persönlicher Charakter jeden unterrichteten und gebildeten Mann, er sey von einer Nation, von welcher er wolle, abhalten sollte, in einen Ton einzustimmen, der der altfranzösischen Feinheit (und dieser suchen sich ja doch die wiedergebornen Franzosen auf alle Weise wieder zu nähern) so wenig entspricht.

Nach dieser Vorbemerkung will Rec., ehe er den Inhalt des Werkes näher angiebt, einige Erinnerungen machen, durch die er nachher nicht gern unterbrochen werden möchte. *Erstlich:* Hr. *M.* hat, vermuthlich um durch Abwechselung und Mannichfaltigkeit desto mehr zu unterhalten und zu gefallen, seine Schilderungen ziemlich unordentlich durch einander geworfen, und dadurch nicht nur die Übersicht erschwert, sondern auch durch häufiges Abbrechen und Wiederanknüpfen der abgehandelten Materien das Vergnügen des Lesens vermindert. *Zweytens:* Es sind Gegenstände eingemischt, die in eine hannöverische Reise nicht gehören: zwey Kapitel über den siebenjährigen Krieg, aus des Hn. *von Archenholz* bekanntem Werke: zwey andere, die *Leibnitzens* bekannten Entwurf zur Eroberung Egyptens enthalten, und, was sich nur durch eine vielleicht von dem Titel des Kronprinzen von England herrührende Ideenassociation erklären lassen dürfte, eine Excursion über den ehemaligen wallis'schen Hofstaat. *Drittens:* die in französischen Werken gewöhnliche Verketzerung deutscher Namen findet man auch hier. Rec. will, was er wiederherzustellen vermag, angeben. Es dürfte so ziemlich das meiste seyn. In einer Note der Vorrede ver-

verdankt der Vf. Beyträge einem Hn. *von Archenholz*. In der Minerva, die ein Bruchstück dieser Reisebeschreibung liefert, hat zwar der berühmte Hr. *von Archenholz* sich darüber nicht geäufsert. Rec glaubt aber Ursache zu haben, den Namen für verstellt oder verwechselt zu halten. Sollte er vielleicht *Arenhold* heissen? — S. 8 steht *Bäumte* st. Bohmte, eine Poststation im Osnabrückischen; S. 11 *Mönikhauzen* st. Münchhausen; S. 160 *Harnswaldt* st. Arnswaldt; S. 244 *Niemeker* st. Niemeyer; S. 338 *Deunhauzen* st. Oeynhausen, *Livesingen* st. Linsingen, *Bulou* st. Bülow; S. 431 *Moses* st. Möser, S. 455 *le Duc d'Olders* st. Oldenburg. — Herrenhausen, meynt Hr. *M.*, spreche man Arnhaufs aus, und Neuehaus, was er Nienhaufs nennt, läfst er gar *neos* ausfprechen. Mancher Name ist auch wahrscheinlich nicht sowohl französirt, als vielmehr durch Druckfehler entstellt. Z. B. *Patge* st. Patje, *Sherer* st. Meyer, *Rehbery* st. Rehberg, *Dies* st. Diez, *Diepenbroict* st. Diepenbroik, *Stedingt* st. Stedingk, *Hate* st. Hake, *Drechset* st. Drechsel, *Hefeld* st. Hefeld, *Luxemburg* st. Lüneburg, *Low* st. Löw, *Hieglitz* st. Stieglitz, *Lenlin* st. Lentin etc.

Hr. *M.* beschreibt im 1 *Kap.* seine Reise durch Holland, Bentheim und Osnabrück nach Hannover. Gleich die zweyte Seite liefert eine Probe von falschem Witz — wenn anders ein *Deutscher darüber* urtheilen darf. Hr. *M.* nennt Nimwegen eine „*ville à jamais célèbre par son traité de paix et le paisible lit; qu'elle m'offrit.*" — Am Schlusse dieses Kapitels rühmt Hr. *M.* die Ruhe, mit welcher seine Landsleute die Besitznahme von Hannover vollzogen, und der gröfsere Theil von Deutschland dürfte vielleicht, müfste unter unvermeidlichen Übeln einmal gewählt werden, eine französische Occupation jeder anderen vorziehen. Dafs Hr. *M.* keine Spuren von *Eroberung* fand, war sehr natürlich, denn im eigentlichen Sinne des Worts war ja nichts erobert. Wenn er aber meynt, die gewöhnlichen Folgen der Siege anderer Nationen finden sich bey den Siegen der Seinigen nicht: so frage er — nicht die *Schweiz*, nicht *Italien*, nicht *Bayern*, *Franken* und *Schwaben* — sondern das ohne Sieg gewonnene *Hannover*, welches die Folgen der unblutigen Besitznahme lange genug empfinden wird. Im 2 *Kap.* nennt Hr. *M.* zuförderst die Männer, von welchen er Beyträge zu seinem Reisewerk zu erhalten hoffte. Gröfstentheils bekannte Namen: *Patje*, *Brandes*, *Bremer*, *von Münchhausen*, *von Bock*, *Feder!* Die Ausführung einzelner Partieen läfst jedoch vermuthen, dafs ihre Beyträge nicht gleich vollständig und reichhaltig gewesen sind. Nach öffentlichen Nachrichten aus jener Zeit wurden die Antworten auf eine Menge statistischer Fragen bald nach der Ankunft der Franzosen in Hannover requirirt. Sollte vielleicht den genannten Herren die Beantwortung dieser Fragen aufgetragen gewesen seyn? Wenn indessen Hr. *M.* versichert, *durch sie* werde er die hannöverische Regierung, den von ihr beschützten Cultus, ihre Finanz, Militär-, Justiz- und Polizey-Verfassung, den Zustand der Landwirthschaft und des Handels, den öffentlichen Unterricht und die Naturgeschichte des Landes kennen lernen: so wird man es kaum begreifen, wie so viele Irrthümer in sein Werk haben einschleichen können. So, wie er sie wieder giebt, hat er jedoch die Beyträge sicherlich nicht erhalten. Sie sind nach seiner Art verarbeitet, und dabey hat er dann, vielleicht unwillkührlich, manches von den Seinigen hinzugethan, gröfstentheils Mifsverständnisse und falsche Schlüsse. Was er, bey Gelegenheit des landschaftlichen Hauses, und dessen Überschrift: *Posteritati*, von der Heilsamkeit der suhlinger Convention sagt und nachher einige mal wiederholt; das wird ihm, was die heilsamen Folgen für seine Landsleute betrifft, wohl Niemand in Abrede stellen. In Ansehung der Hannoveraner aber herrscht darüber, wie man aus mehreren damals erschienenen Schriften sich erinnern wird, selbst im Hannöverischen eine grofse Verschiedenheit der Meinungen. — Hr. *M.* schildert übrigens in diesem Kapitel einen Theil der Umgebungen von Hannover; die Wälle und ihre Aussichten, die ihm sehr wohl gefielen. Im 3 *Kap.* wandert er nach Herrenhausen, lobt die dahin führende prächtige Lindenallee, findet den im altfranzösischen Geschmack angelegten Garten mit Recht nicht schön und das Schlofs mittelmafsig. Doch läfst er dem grofsen Orangeriesaal Gerechtigkeit widerfahren. Die darin aufgestellt gewesenen Büsten sind bekanntlich nach Frankreich gebracht worden. Während des siebenjährigen Krieges blieben sie unversehrt an ihrer Stelle. — Von einem faden Witz über die aus England nach Herrenhausen gebrachten Lorbeerbäume nimmt Hr. *M.* Veranlassung, seinen Landsleuten zu bezeugen, dafs keine Engländer im Hannöverischen angestellt seyen. Auch versichert er, sie seyen in Hannover nicht geliebt, und bey dieser Gelegenheit fällt er über die ganze englische Nation ein sehr einseitiges und ungerechtes Urtheil. Er kömmt in der Folge noch einige mal auf diesen Gegenstand zurück, und immer spricht bitterer Nationalhafs aus ihm. Rec. hat keinen Beruf, die Engländer zu vertheidigen. Aber es würde ihn gefreuet haben, Hn. *M.* auch hier eben so billig und human zu finden, wie er sich sonst in diesem Werke gezeigt hat. Auf der Rückkehr von Herrenhausen besuchte der Vf. den walmodenschen Garten, den er sehr schön und lebhaft beschreibt. Über den Zustand der Künste in Hannover und insonderheit über die Baukunst weifs er nichts Rühmliches zu sagen. Mit Recht zeichnet er indessen den Hofmahler *Ramberg* und die Kupferstecher *Hock* und *Riepenhausen* aus. In einem Lande, wo zwar viel Wohlhabenheit, aber nicht allgemeiner Reichthum herrscht, ist es sehr natürlich, dafs die Künste keine reichliche Nahrung finden. Im 4 *Kap.*, wo der Vf. mit dem Zustande der Künste und Wissenschaften in Hannover im allgemeinen sich beschäftiget, nimmt er selbst auf diesen Umstand Rücksicht; erkennt aber dabey, dafs der mindere Flor der *schönen* Künste nicht berechtige, auf einen gleichen Zustand der

nützlichen Künste und der Wissenschaften überhaupt zu schliessen. Er bemerkt, dass hierauf der seit Jahrhunderten ununterbrochene regelmässige Gang der hannöverischen Regierung grossen Einfluss gehabt habe. Wenn er nun gleich hierin irrt (denn es ist kaum ein Jahrhundert, dass die hannöverischen Lande und ihre Regierung ihre gegenwärtige Gestalt erhielten): so hat er doch darin Recht, dass der kirchliche Friede im Lande, besonders für die Volksbildung, sehr wohlthätig gewirkt hat. Hr. *M.* lässt hier dem guten Geist der Religionslehrer volle Gerechtigkeit widerfahren, und um so mehr muss man es für einen Druckfehler halten, wenn er in dieser Verbindung von „*hypocrites spirituels*" spricht. Der Übersetzer hat dafür *hippocrates* gelesen, was Rec. auch dem Zusammenhange nach für richtig hält. Die hier gegebene allgemeine Übersicht der Unterrichts- und anderer gelehrten Anstalten scheint ziemlich richtig zu seyn. Was Hr. *M.* von der älteren Geschichte der Stadt Göttingen nur in einigen Zeilen berührt, zeugt von gänzlicher Unkunde. Im 8 *Kap.* wird diese Materie fortgesetzt. Hr. *M.* nennt die Industrie-Schulen *écoles sextriennes.* Es ist richtig, dass der Consistorialrath *Sextro* in Hannover die erste Idee von diesen so nützlichen Anstalten ins Publicum brachte, und in Göttingen den ersten Versuch damit machte. Sie haben aber bekanntlich in Deutschland den Namen nicht von ihm erhalten. — In der genaueren Schilderung der hannöverischen Schulanstalten findet man verschiedene Unrichtigkeiten, deren Erörterung jedoch zu weitläufig seyn würde. Deutschen fehlt es nicht an Hülfsmitteln, sich besser zu belehren, und den Franzosen, für deren Schulwesen, wie neuerlich *Meiners* gezeigt hat, gute Beyspiele doch vorerst verloren sind, mag eine auch nicht ganz genaue Schilderung genügen. Mit Vergnügen hat Rec. das Bild betrachtet, welches der Vf. von der Häuslichkeit und dem stillen Leben der hannöverischen Gelehrten entworfen hat, und das wohl von den Deutschen überhaupt gilt. Wer wird nicht überrascht seyn, wenn er einen *Franzosen* und noch dazu einen *Pariser*, über ein deutsches Land also urtheilen hört? — „Ich weiss nicht... sagt der Vf. am Schlusse des 4 Kap. .... aber mir däucht, dass Jemand, der glücklich genug gewesen wäre, manchen moralischen Krankheiten zu widerstehen, und häufige politische Epidemien zu überleben, wenn er um seiner Gesundheit willen die hannöverische Luft geniesst, zu sich selbst sagen müsste: „ich befinde mich doch ganz wohl, denn ich sehe hier eine vernünftige Freyheit, eine gewisse National-Repräsentation, eine wohlfeile Justizpflege, geringe Auflagen, einen vorzüglichen, öffentlichen Unterricht, eine Art von Gleichheit, die den Zeitumständen angemessen ist, und, was mich vorzüglich vergnügt und zufrieden macht, ich finde duldsame Priester, der jeder religiösen Hypothese eigenen Herrschsucht ungeachtet." Wenn dieser Mensch, fährt Hr. *M.* fort, bey einem so richtigen Urtheile das zur Befriedigung mässiger Bedürfnisse erfoderliche Vermögen hätte, und der freylich etwas rauhen Landessprache mächtig wäre und dennoch Hannover verlassen wollte, in der Hoffnung es anderswo besser zu finden: so würde ich sagen, er sey unheilbar." — Das 5 und 6 *Kap.* füllt des Vf. Reise nach Hamburg. Er widmete derselben nur wenige Tage. Seine Bemerkungen sind grösstentheils oberflächlich, häufig unrichtig, zum Theil auch unbillig und unanständig, besonders gegen Hamburg. Er sah auf seinem Wege eine der unfruchtbarsten Strecken von Niedersachsen, und gerade da sucht er die Wiege der Volksstämme, die in alten Zeiten aus diesem Theile Deutschlands auswanderten. Gründliche Geschichtskenntniss scheint überhaupt seine Sache nicht zu seyn, obgleich er sich in historischen Erinnerungen sehr gefällt. Die lebhaften Naturschilderungen sind wohl das beste an dieser kurzen und flüchtigen Reise. Dass Hamburg mit dem Könige von Dänemark sich längst verglichen, dass es jetzt unbestritten Sitz und Stimme auf dem Reichstage hat, dass es an den römischen Kaiser kein Schutzgeld zahlt: das Alles hätte Hr. *M.* sehr leicht erfahren können. Das 7 *Kap.* beginnt mit Etwas über *Klopstock* und die Wohlthätigkeit des Handels, wo denn noch ein kleiner Nachtrag über Hamburgs bequeme Lage zum Handel vorkömmt. Darauf besucht der Vf. das Lustschloss *Montbrillant* bey Hannover, das er mit Recht mittelmässig findet, und das deutsche und französische Schauspiel. Die Kritiken des Vf. kann nur beurtheilen, wer mit ihm Augenzeuge gewesen ist. Dass der Herzog von Braunschweig die ehemalige hannöverische Schauspieler-Gesellschaft unterhielt, ist falsch. Soviel Rec. weiss, hat dieser *deutsche* Fürst nie ein anderes, als ein *französisches* Hoftheater gehabt. Gelegenheitlich macht der Vf. einige Bemerkungen über die deutsche Sprache, die er übrigens nicht versteht, und endlich wagt er gar die anmassende Aufforderung: „*Messieurs le Germains .... renonces à l'idiôme des Teutons.*" Komisch ist die Erklärung, die der Vf. von dem Bischofsstabe an dem im grossen Schlosstheater befindlichen Wappen macht. Er meynt, dadurch solle des Königs geistliche Oberherrschaft angedeutet werden. Aber das Wappen ist noch aus Kurfürst Ernst Augusts Zeiten, der bekanntlich auch Bischof zu Osnabrück war. Vom 8 *Kap.* ist schon oben die Rede gewesen. Es enthält noch einen Abdruck der bekannten Adresse des Hn. von *Villers* an die französischen Officiere im Hannöverischen, welche, soviel Rec. weiss, wenig Erfolg gehabt hat. 9 *Kap.* Vom *Georgianum*, welches Hr. *M.* fälschlich eine Militär-Schule nennt. 10 *Kap.* Das Neuehaus. Eine angenehme Schilderung dieser ungekünstelten, aber zum ruhigen und frohen Genuss der Natur einladenden Anlage. Sie gehört zu den vorzüglichsten Partien der Umgebungen der Stadt Hannover. — Des Vf. Bemerkungen über Blattern-Inoculation, Kuhpocken, Galvanismus und Mondsteine kommen hier, gleich letzteren, wie vom Himmel gefallen.

Er

Er irrt, wenn er glaubt, die Blattern-Inoculation sey durch Nachläſsigkeit der Ärzte oder der Regierung nicht genug ausgebreitet worden. Es geschah meiſtentheils, wenn gleich vielleicht nicht überall mit gleichem Eifer, was ohne Zwang geschehen konnte. — Die Kuhpocken-Impfung ging, wenn Rec. sein Gedächtniſs nicht trügt, nicht, wie der Vf. sagt, von Göttingen, sondern von Hannover aus. 11 *Kap.* Von dem Hofmahler, Hn. *Ramberg*. Wer die Werke und die Poesie dieses verdienten Künſtlers kennt, wird dem Lobe, welches Hr. *M.* beiden ertheilt, gern beyſtimmen. 12 *Kap.* Von den verschiedenen Religionsübungen, die im Kurfürſtenthum Schutz finden, und ihrem gegenseitigen Verhältniſs. — Der Vf. rühmt sehr das Conſiſtorium zu Hannover. Irrig nennt er es aber „*le consiſtoire suprême*," insofern man hieraus auf seine Competenz über alle deutsche Staaten des Königs von England schlieſsen könnte. Bremen und Verden, Lauenburg, Osnabrück haben ihre eigenen Conſiſtorien. Von der proteſtantischen Geiſtlichkeit sagt der Vf.: sie sey in der chriſtlichen Welt vielleicht diejenige, welche sich durch ihre Sitten, ihre Einfachheit, ihre Lehre und ihren Bürgersinn am meiſten auszeichne. — Unter allen hannöverischen Provinzen hat allein im Fürſtenthum *Osnabrück* die katholische Kirche mit der lutherischen gleiche Rechte. Hr. *M.* glaubt, das Lutherthum werde dort bald den römischen Katholicism verschlingen. Dieſs dürfte jedoch schwerlich der Fall seyn, da das Lutherthum es auf das Verschlingen nicht anzulegen pflegt. — Von dem hannöverischen Gesangbuch erzählt der Vf. eine Geschichte, die auf einem Miſsverſtändniſs zu beruhen scheint. Sie iſt zu lang, und im Ganzen zu unerheblich, um mit ihrer Berichtigung sich hier aufzuhalten. — 13 *Kap.* Archive und Bibliotheken in Hannover. — Falscher Witz über die Archive! In der Bibliothek zu Hannover fand Hr. *M.*, daſs man bey der Wahl der Bücher mehr auf Nutzen, als Pracht und Luxus gesehen habe. Er hält sich darüber auf, daſs man koſtbare Bücher und andere Sachen von Werth, insonderheit auch Reliquien, deren Verzierung die Habsucht hätte reizen können, vor dem Einrücken der Franzosen in Sicherheit gebracht habe. Er mag am beſten wiſsen, ob man dazu nicht Ursache hatte, wenn man nicht auch *das* Preis geben wollte. — Daſs man ein Heiligenbild, womit in der Nachbarschaft abergläubischer Miſsbrauch getrieben wurde, auf der Bibliothek aufbewahrt habe, wie Hr. *M.* einem angeblichen Hamburger nacherzählt, iſt falsch. Rec. erinnert sich wenigſtens, es in dem Behältniſs der Reliquien unter der Schloſskirche einſt gesehen zu haben. Und vielleicht ſteht es noch da. — Über *Leibnitzens* Correspondenz, von der der Hofr. *Feder* das Publicum mit einer intereſsanten Auswahl beschenkt hat. Hr. *M.* giebt daraus einige Proben, die er wohl ganz besonders für sein Publicum gewählt haben muſs. — Über *Leibnitzens* Monument. Hr. *M.* ſtellt sich, als habe er geglaubt, es sey dem Vater des Vaterlandes errichtet, und dabey äuſsert er sich auf eine Art, die auch im Kriege unanſtändig iſt, und um so unanſtändiger, je gewiſser Hr. *M.* von der Grundlosigkeit seiner Exclamationen überzeugt seyn muſs. 14 und 15 *Kap. Leibnitzens* Plan zur Eroberung Egyptens.

(*Der Beschluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Ulm*, in der Stettinschen Buchh.: *Der geschwinde Intereſse- und Rabatt-Berechner oder Intereſse-Berechnungen in Gulden und Kreuzern und in Reichsthalern und GGroschen, von 1 Woche bis 1 Jahr zu 3 bis 8 pro Cent, nebſt Rabatt-Berechnungen zu 9 bis 33⅓ pro Cent in Gulden und Kreuzern und in Reichsthalern und GGroschen. Nebſt andern nützlichen Berechnungen.* 1805. 45 S. 8. (8 gr.) So weitschweifig der Titel dieses unwichtigen Buchs iſt, so gering iſt der Inhalt deſselben. Rec. konnte ihm auch nicht Eine erträgliche Seite abgewinnen. Selbſt als gemeiner Rechenknecht erfüllt es keinesweges seinen Zweck, weil der Tabellen viel zu wenig und solche auch nicht weit genug ausgedehnt sind. Die Intereſſe-Berechnung geht zwar von 3 bis 9 pr. Cent, aber bloſs durch Ganze, ohne Brüche, welche doch jetzo so öfters (besonders 3½, 4½ pr. C.) vorkommen, und iſt so ſpärlich nur auf Zehnen berechnet, daſs man bey dem Gebrauch vieles mühsames Addiren und Auffuchen nöthig hat, und mit der gewöhnlichen Methode weit eher fertig wird. Z. B. den Zins von 3267 Guld. 30 kr. auf 7 Monat zu 3 p. C. zu berechnen, muſs man nach der Tabelle setzen.

Zins von 3000 auf 3 Monat	Guld.	22.	30	
—— 200 — —		1.	30	
—— 60 — —		—	27	
—— 7 — —		—	3	3/5
—— — 30 kr. —		—	—	9/10
	Guld.	24.	30.	1½
Hierzu den 6 Theil für ½ Monat		4.	5.	¼
	Guld.	28.	35.	1¾
Doppelt genommen für 7 Monat	Guld.	57.	10.	3½

Welche Arbeit! und noch dazu hat Rec. solche dadurch mächtig abgekürzt, daſs er nicht, wie eigentlich nach den Tabellen, da solche nur bis 6 Monat geht, nöthig iſt, 3 und 4 Monate einzeln berechnet hat. Die gewöhnliche Art aber iſt folgende:

	3267 Guld. 30 kr.		
	1¾ p. C. (Zins auf 7 Monat.)		
	3267.	30.	
	1633.	45.	
	816.	52.	2.
Guld.	57 | 18.	7.	2.
kr.	10 | 87.		
pf.	3 | 50 | ½.		

Welcher Unterschied! Auch findet sich hier ein grober Verſtoſs. Denn der Vf. rechnet das Jahr nur zu 48 Wochen; dieses hätte wenigſtens sollen angemerkt werden. Auch bey dem Rabatt (der überdieſs ganz unnöthig ausgedehnt iſt, da 16, 18, 22 p. C. etc. gar nicht vorkommen) muſste der Leſer wiſsen, daſs er nicht *Auf* sondern *In Hundert* gerechnet iſt. Jeder kleine Hauskalender kann die nämlichen, ja noch beſsere Dienſte wie dieses Buch leiſten.

Wh.

Pädagogik. *Leipzig*, b. Gräff: *Über die beſte Art die Jugend in der chriſtlichen Religion zu unterrichten*, von *C. L. Drousen*, Präpoſitus in Bergen, auf der Insel Rügen. 2 Th. 2 verbeſserte Auflage. 1805. XVI u. 320 S. 8. (16 gr.) Auch unter dem Titel: *Elementarbuch der chriſtlichen Lehre, oder die faſslichſten Lehren Jesu, zum chriſtlich guten und frommen Verhalten, mit kurzen Beyspielen und Gleichniſsen, für Anfänger. Vor und bey einem andern Katechismus brauchbar.* 2 verbeſserte Aufl. S. Recenſ. des 3 Theils der 1 Aufl. 1804. n. 276.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 NOVEMBER, 1805.

ERDBESCHREIBUNG.

Beschluss der Beurtheilung von Mangourit's Reise in Hannover.

16 Kap. Von der hannöverischen Regierung. Es ist nicht zu zweifeln, dass Hr. *M.* hierüber richtige, wenn gleich vielleicht summarische Nachrichten erhalten; es ist aber offenbar, dass er sie durch seine eigenen Deutungen und Missverständnisse häufig entstellt hat. Es ist falsch, dass, seitdem das Haus Hannover zum englischen Throne gelangt ist, *sieben* Minister die Regierung verwalten. Die Zahl ist nicht fixirt, und hat sich sehr oft verändert. Hr. *M.* hätte das leicht finden können, wenn er nur einige Jahrgänge des hannöverischen Staatskalenders hätte ansehen wollen. So aber hat er sich vermuthlich bloss nach dem neuesten von 1803 gerichtet, und aus dem damaligen Zustande auf den vergangenen geschlossen. — Die Regierung hat keinen Präsidenten. — Der Minister von der Wense ist nicht Chef der Polizey. Das Departement der General-Polizey verwaltet der Graf v. *Kielmansegge*, wie nachher Hr. *M.* selbst anführt. Der Chef der Bremischen Regierung ist nicht *président du collège de comtes et nobles*. — Hr. *M.* meint wohl den Ritterschafts-Präsidenten, welches im Bremischen ein Hr. v. *Marschalk* ist, der aber keinesweges an der Spitze der dortigen Provinzial-Regierung steht, oder soll es gar: *Gräfe des Landes Hadeln* — bedeuten? — Nicht gerade der *siebente* Minister (obgleich das jetzt, und zwar erst seit der französischen Occupation der Fall ist) befindet sich am Hoflager des Königs: sondern jedesmal der, den der Landesherr zu berufen für gut findet. — Das hannöverische Ministerium ist weit abhängiger von dem Könige und Kurfürsten, als Hr. *M.* meint. In gewöhnlichen Zeiten wird nicht leicht ein wichtiger Entschluss ohne dessen ausdrückliche Genehmigung gefasst. Die neuen Gesetze werden in der Regel von dem Könige selbst unterzeichnet, und in London oder wo er sonst residirt, expedirt, wie hundert Beyspiele Hn. *M.* hätten belehren können. Die Finanz-Administration steht nicht unter einer solchen Leitung des Ministerii, wie der Vf. glaubt. Die Kammer berichtet unmittelbar an den König. Auch die Armee ist dem Ministerio nicht untergeben. Das General-Commando, die Kriegskanzley, das General-Kriegsgericht stehen unmittelbar unter dem König. Von letzterem kann (was allerdings seine Unbequemlichkeiten hat) nicht einmal an das Tribunal, sondern nur an den Landesherrn appellirt werden. — Was Hr. *M.* von der Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten durch politische Agenten sagt, bezieht sich auch bloss auf den Zustand von 1803. Sie erhalten übrigens von dem Könige selbst ihre Creditive. Ihr Urtheil über die Mittel, die französische Occupation zu verhindern, welches der Vf. als eine Thatsache referirt, ist ohne Zweifel nur aus *seinem* Kopfe. Lächerlich ist der *Handels*-Agent, den Hr. *M.* in *Wetzlar* unterhalten lässt. Die Justiz ist ja in *Deutschland* kein Gegenstand des Handels. — Was der Vf. unter: „*Conseillers privé du cabinet plebeiens*" versteht, ist nicht wohl abzunehmen; es sey denn, dass das letzte Wort im Plural gelesen wird. Ein bürgerliches Cabinet ist ein Unding. Wohl aber hat man in Hannover geheime Cabinetsräthe von bürgerlicher Geburt. So wenig aber die Ernennung der Minister bloss aus dem Adelstande durch die Verfassung geboten ist: so gut könnte auch ein geheimer Cabinetsrath aus dem Adel genommen werden. Hr. *M.* hat überhaupt das Verhältniss nicht deutlich dargestellt, nach welchem die geheimen Cabinetsräthe und die geheimen Kanzley-Secretäre im Ministerio *vortragen*, und die auf ihren Vortrag von den Ministern (entweder in Departements-Sachen von Einem, oder von mehreren im Staats- oder im Cabinets-Ministerium) gefassten Beschlüsse *expediren*. — Es ist falsch, dass der hannöverische Adel keine Abgaben zahlt, und Hr. *M.* fürchtet wohl ohne Noth, dass seine zahlreiche Descendenz die Bürgerlichen endlich aus allen öffentlichen Stellen verdrängen werde. — Was der Vf. von dem Verhältniss des Justizministers sagt, ist grösstentheils unrichtig, oder kann doch leicht missverstanden werden. Bloss auf die Crimanaljustiz hat das Ministerium, und zunächst der Minister, welchem das Justizdepartement anvertraut ist, unmittelbaren Einfluss. Es ist unpassend und falsch, wenn Hr. *M.* sich so äussert: „*quelque fois la régence indécise consulte l'électeur.*" Rec. kann zwar bestimmt die Fälle nicht angeben, in welchen an den Landesherrn berichtet werden *muss*. Dass deren aber mehrere sind, und dass es nicht, wie Hr. *M.* meint, von dem im Ministerium herrschenden Geiste und dem Charakter seiner Glieder abhängt, weiss er gewiss. — Das Commerzcollegium hat bey weitem den Umfang nicht, den ihm Hr. *M.* giebt. — Es ist eine ganz unrichtige Ansicht, wenn derselbe dafür hält, die Regierungen seyen eigentlich mit der Gewalt bekleidet, welche die Landesherren hätten. — Wie er da-

dazu kömmt, den Landdrosten zu Ratzeburg zu einem Volkstribun zu machen, ist nicht wohl abzusehen. — Die hannöverischen Landstände bestehen nicht überall aus Prälaten, Edelleuten und Stadtmagistraten. In den Herzogthümern Bremen und Verden, in dem Fürstenthum Osnabrück und in der Grafschaft Hoya fehlt die Prälaten-Curie. — Die Rechte und Pflichten der Stände sind ziemlich richtig dargestellt, nur wieder mit eingemischten Bemerkungen, die zum Theil nicht passen. — Was Hr. *M.* von den Pflichten des Landesherrn anführt, ist, besonders sofern sie in der Constitution gegründet seyn sollen, nicht ganz richtig. Sonderbar aber ist es, dass er aus der nicht erfolgten, oder eigentlich misslungenen Vertheidigung des Landes gegen den französischen Einfall die Entbindung der Hannoveraner von ihren Unterthanen-Pflichten folgern will, da er doch oben die suhlinger und artlemburger Conventionen (Acten der Unterwerfung unter das unvermeidliche Schicksal) als sehr weise und heilsame Massregeln der *Regierung* gelobt hat, von dieser aber behauptet, sie sey völlig mit den Rechten der landesherrlichen Gewalt bekleidet. Sobald man — und das wird Hr. *M.* gewiss thun — sich überzeugt hält, der *Kurfürst von Hannover* habe der französischen Macht mit Erfolg nicht widerstehen können: so kann man ihm ja auch keinen Vorwurf machen, dass er sein Land gegen den fremden Überfall nicht vertheidigt hat. Der *König von England* hatte dazu keine Verbindlichkeit, obgleich vielleicht gewisse politische Berechnungen sehr hätten durchkreuzt werden können, wenn sein englisches Ministerium mit dem Kurfürsten zu rechter Zeit gemeinschaftlich zu handeln gut gefunden hätte.

Von der Geburtstags-Feyer des Königs und der Königin giebt Hr. *M.* falche Nachrichten. Die dadurch veranlassten Hoffeste waren nicht die einzigen im Lande. Die Hannoveraner sind der regierenden Familie, und insonderheit dem Könige und der Königin so herzlich zugethan, dass jene Tage immer für jeden ein Fest waren, und selbst seit dem traurigen 4 Jun. 1803 wurden sie in stilleren Cirkeln gefeyert. Die Franzosen haben im Lauf der Zeit vermuthlich die Hannoveraner genug kennen gelernt, um zu wissen, dass sie in ihrer Anhänglichkeit fest und standhaft sind. Rec. ist auch von Augenzeugen versichert worden, dass diese nicht verhehlten Gesinnungen selbst von den französischen Machthabern im Lande geachtet worden sind.

Hr. *M.* irrt, wenn er glaubt, der König von England sey in Hannover nicht mehr, als der König von Preussen in Neufchatel, und er hat ganz unrichtige Begriffe von der Lage des hannöverischen Ministers in London. Allerdings muss des Einfluss desselben bedeutend seyn, aber wie kann er in ein Verhältniss gerathen, wie es der Vf. sich zu denken scheint. Die Schilderung, die Hr. *M.* von dem inneren Zustande des Landes vor der französischen Occupation macht, ist wahr, und Rec. zweifelt nicht, dass Hr. *M.* auch gehört hat, wie viel das Land dem Könige selbst unmittelbar zu danken hat. — 17 *Kap.* Von dem kurfürstlichen Hofstaat. Unbedeutend; aber auch nicht ohne mancherley Irrthümer, Missverständnisse und schiefe Bemerkungen. — 18 *Kap.* Von der Gerechtigkeitspflege. Nach vorgängigen Betrachtungen über diesen wichtigen Zweig der Regierungsgewalt, und über die Organisation desselben in Frankreich im J. 1789, folgt eine in mancher Hinsicht undeutliche Darstellung der hannöverischen Gerichtsverfassung, der man es wohl ansieht, dass Hr. *M.* die erhaltenen Materialien gar mächtig verarbeitet hat. Bey den Untergerichten nennt er nur die Patrimonial-(Stadt- und adeliche) Gerichte, und vergisst die der Zahl und auch grösstentheils dem Umfange nach weit bedeutendern landesherrlichen Ämter. Er meint, die Unterthanen hätten in der Regel nur zwey Instanzen, und denkt nicht an das Oberappellations-Gericht. Die Einkünfte der hannöverischen Gerichtspersonen bestehen nicht bloss in den Sporteln. Wenn er übrigens Landbeamte, welche Pachtungen haben, schlechtweg „*cultivateurs*" nennt: so dürften sich seine Landsleute darunter einen Dorf-Maire vorstellen, und folglich sehr irren, da alle Justizbeamte Rechtsgelehrte seyn müssen, aber eben nicht Doctoren der Rechte. Denn Hr. *M.* glaubt fälschlich, dass dieser Grad von allen, die obrigkeitliche Ämter suchen, gefordert werde. — Über einen der wichtigsten Punkte — die eigentliche gerichtliche Ordnung — (die Leitung der Processe etc.) schweigt der Vf. — 19 *Kap.* Fortsetzung von der Justizverfassung. Von der peinlichen Rechtspflege. Das Begnadigungsrecht ist nicht, wie Hr. *M.* sagt, der Regierung in Hannover allein überlassen, und die Gründe, welche er anführt, warum der abwesende Landesherr es nicht ausüben sollte, sind unerheblich, und beruhen auf einer ganz unrichtigen Ansicht der Verhältnisse. — Von der Polizey hat Hr. *M.* keine deutlichen Begriffe. Was er daher von ihrer Verwaltung im Hannöverischen anführt, ist höchst unvollständig und oberflächlich. — 20 *Kap.* Von den Finanzen. Hr. *M.* hat diess Kapitel, wie es scheint, absichtlich nicht sehr ausführlich behandelt, aus Delicatesse vielleicht, wie man aus dem Eingange zu schliessen, geneigt seyn möchte. Rec. bemerkt daher nur, dass man in *Gilberts* Handbuch Theil 3 nicht viel weniger, und alles deutlicher und geordneter finden wird. Die landesherrlichen und landständischen Einkünfte, so wie die Ausgaben, sind durch einander geworfen. Die sämmtlichen landesherrlichen Einkünfte sind zu 4.250.000 Rthlr. angegeben. — Zur Erholung giebt Hr. *M.* noch eine Schilderung der Gegend um Hannover, wo die Leine fliesst, die er in die Weser, statt in die Aller sich ergiessen lässt. — 21 *Kap.* Die hannöverische Kriegsmacht. Kleine Staaten sollten keine stehenden Heere haben. Cavallerie, Infanterie, Artillerie, Geniecorps, Miliz, Invaliden. Gewehrfabrik zu Herzberg. Stückgiesserey zu Hannover. Keine Engländer dienen unter den Hannoveranern. — Man muss erwarten, welche Wendung das Schicksal, welches

das

das achtungswerthe hannöverische Militär betroffen hat, nehmen wird: diess wird für den Statistiker mehr Interesse haben, als wie sein Zustand im J. 1803 war. Unter den kleineren Staaten ist vielleicht der hannöverische der einzige, der unter gewissen Verhältnissen mit wahrem politischen Nutzen ein stehendes Heer haben könnte. Was sonst ohne weiteren Zusammenhang die Kriegsmacht kleinerer deutschen Staaten hilft, hat uns aufs neue die Tagesgeschichte gelehrt. — Es ist unrichtig, dass man in Hannover kein Militär-Hospital hatte. — 22 und 23 *Kap.* Trophäen aus dem siebenjährigen Kriege, welche die Franzosen wieder erobert haben. Auszug aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges. — 24 *Kap.* Bevölkerung und Ackerbau im Kurfürstenthum. Der Lindner Berg und das Dorf Linden. Innerer und auswärtiger Handel. Fabriken und Manufacturen. — Man sieht auch hier, dass Hr. *M.* die vorhandenen gedruckten Hülfsmittel nicht benutzt, und wahrscheinlich nur summarische Beyträge erhalten hat. Von der in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Messung scheint er nichts gehört zu haben. Dass in neueren Zeiten eine vollständige Zählung aller Unterthanen nicht Statt gehabt hat, ist richtig. Allein die Unbekanntschaft mit dem Lande und der Landescultur, welche Hr. *M.* der hannöverischen Regierung vorwirft, folgt daraus nicht. Was derselbe über die Urbarmachung der vielen Haiden sagt, hat einigen Anschein. Allein er hat die vielen Hindernisse durch Gemeineigenthum und Dienstbarkeiten aller Art, wo eine geordnete Regierung nicht revolutionsmässig durchgreifen kann, die häufigen Localhindernisse, und den grossen Geldaufwand, welchen schnelle Fortschritte erfordern, nicht bedacht. Dass für die Verbreitung der Landescultur nach und nach viel geschieht — dass die Gemeinheitstheilungen, durch den Landesherrn auf alle Weise befördert und begünstigt, im vollen Gange sind; dass in den Moorgegenden ganz neue Schöpfungen hervorgehen, dass die weise Regierung, die nicht säen und ärndten zugleich will, nur unter den Eingebornen Colonisten sucht, und dass eben daher ihre Operationen zwar weniger Aufsehen erregen, als desto sicherere Erfolge versprechen — über alles dieses hätte Hr. *M.* leicht genaue Nachrichten einziehen können; und diese würden seinem Werke mehr statistischen Werth gegeben haben, als leere Declamationen über die öden Haiden Lüneburgs, die freylich gerade an der Heerstrasse am ödesten sind, und tiefer in das Land hinein ist Hr. *M.* nicht gekommen. — Was Fabriken und Handlung betrifft: so verweist Rec. auf Hn. *Patjes* Abriss, den Hr. *M.* wohl nicht kennt, und wovon dem Publicum eine neue, bis auf die jetzigen Zeiten fortgehende Auflage gewiss willkommen seyn würde.

Diess ist der bey weitem wichtigere Theil der vorliegenden Reise. Rec., um nicht allzuweitläuftig zu werden, begnügt sich, von den drey letzten Kapiteln bloss den Inhalt anzugeben, obgleich auch hier noch manches zu berichtigen wäre. *Kap.* 25. Fürstenthum Osnabrück. Von den Alterthümern daselbst. Von den niedersächsischen Mineral-Wassern. Von den warmen Bädern zu Limmer. *Kap.* 26. Grenzen des Kurfürstenthums. Seine Gebirge, Waldungen, Flüsse, Klima. Naturmerkwürdigkeiten. *Kap.* 27. Der Harz. Von den alten sächsischen Gottheiten, die auf dem Harz verehrt wurden.

Nur noch ein Wort von der Übersetzung. Der Übersetzer beurtheilt das Werk im Ganzen richtig, und er hat wohl gethan, die, schon oben bemerkten, zur Sache nicht gehörigen Gegenstände wegzulassen. Das leibnitzische Project zu einem Einfalle in Ägypten steht übrigens nicht in Hn. *Feders* Sammlung leibnitzischer Briefe, wie der Übersetzer anführt. Die Übersetzung ist fliessend und ziemlich getreu. Nur hätte der Verleger wohl gethan, wenn er einen des Hannöverischen kundigern Übersetzer sich zu verschaffen gesucht hätte. Dadurch würden Fehler, die das Original nicht hat, vermieden worden seyn. Z. B. S. 148 heisst es: Räthe, welche die kurfürstliche Kammer ausmachen st. geheime Cabinets-Räthe. — S. 149 Kammer-Departement, wo der Vf. von den *bureaux* der Kammer redet, und anführt, dass in denselben Bürgerliche angestellt sind. Unter den Kammerräthen finden diese dermalen keine Stelle. Überhaupt hätte das Buch durch Bearbeitung eines sachkundigen Übersetzers sehr gewinnen können, da allerdings eine gute Statistik der hannöverischen Staaten noch zu den frommen Wünschen gehört. So wie das Werk jetzt ist, verspricht der französische, und der deutsche Titel zu viel. Ms.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Köln, b. Keil: *Biographie des doppelten Meuchelmörders, Pet. Jos. Schäffers, Pfarrers in Sennheim und Uffholz (im ehemaligen Elsass) nachher in Köln.* Zweyte und vermehrte Auflage. Mit seinem Portraite. 1804. 212 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Da Rec. die erste Auflage dieser Biographie nicht bey der Hand hat, so kann er auch nicht anzeigen, welches die hinzugekommenen Vermehrungen sind. Das Ganze zerfällt in 3 Theile. Den Anfang macht bis S. 8 eine Art von Vorrede, deren hochherfahrender Nonsens sich mit keiner Eile entschuldigen lässt. Nur eine Stelle aus ihr zum Beweise: S. 1 ff. „Peter Joseph Schäffers Name würde wohl nie aus dem Griffel der Unvergänglichen geflossen seyn, ein stilles, aber ein glückliches Dunkel würde über ihm wie über Myriaden seines Gleichen die ewige Zukunft hingelegen, an seinem traurigen Katafalke kein Wanderer mit Grausen und kaltem Schauer gewurzelt haben, seiner Thaten Gedächtniss in dem letzten Hauche seines ruhig zu Ende strömenden Lebens verloschen seyn; aber — so wollte es das unbeugsame Fatum nicht. Ein einziger Moment, der unseligste aller seiner Tage, ein Moment, den das ahndende Auge über den Sternen sah und beleuchtete, machte, dass er aus seiner mitternächtlichen Hül-

Hülle hervortrat, und hell und licht wurde" etc. Auf die Vorrede folgt von S. 9—80 *Schäffers* eigene Lebensbeschreibung, die er während der Haft zu Köln unterschrieb. Für das, was man eigentlich in ihr sucht, nämlich Angabe der inneren Ursachen des abscheulichen Verbrechens, ist wenig Ausbeute. Wo es auf die Erzählung desselben kömmt, bricht die Selbstbiographie ab, und „die wenigen Worte, die darüber so kalt, so trocken, so hingeworfen, so unzulänglich niedergeschrieben waren, gleichsam als handele *Schäffer* einen ganz fremden Gegenstand ab," hat uns der Herausg. vorenthalten. Das Hauptinteresse dieser Selbstbiographie ist daher nur ein zufälliges, das mehr aus ihrem Äusseren und Nebenumständen, als aus ihrem Inneren und der Hauptsache hervorgeht. *Schäffer* war ein abgefeimter Lügner und Betrüger, dessen Gefühle durchweg erlogen und erkünstelt waren, und so erscheint er auch in seiner Lebensbeschreibung. — Von S. 81 an bis zu Ende findet man Auszüge aus *Schäffers* Gedichten, Notizen über dessen Freunde, seine bürgerliche Rede bey der Einsetzung der neuen republikanischen Gesellschaft in Sennheim u. f. *Schäffers* Charakter und Denkungsart erhält dadurch manches Licht; nur für die Aufklärung des wahren Verhältnisses, in dem der Mörder mit den beiden Weibspersonen lebte, die er ermordete, dünkt Rec. nicht genug gethan. Am instructivsten wird die Schrift, wo sie das Untersuchungs-Verfahren erzählt, das besonders für diejenigen, die ähnliche Untersuchungen anzustellen haben, von grosser Wichtigkeit seyn muss. Rec. ist dabey immer mehr überzeugt worden, dass von 20 Verbrechen, die unentdeckt geblieben sind, wenigstens 16 auf Rechnung der Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Criminal-Richter fallen. Auch in das feinste Gewebe der Bosheit schlägt der Zufall einen Faden ein, und wer ihn nur zu finden versteht, und sich die Mühe nicht verdriessen lässt, ihn zu verfolgen, wird gewiss das ganze Gewebe entwirren. AN.

Berlin, b. Quien: *Bildersaal seltener Selbstmörder. Ein Beytrag zur Beurtheilung der Sittlichkeit des Selbstmordes.* 1804. XX u. 171 S. 8. (12 gr.)

Wenn es wahr ist, was der Herausg. S. IX behauptet, dass jeder Selbstmord nach einem besonderen Massstabe gemessen seyn wolle, und dass es Unrecht sey, die Moralität oder Unmoralität einer solchen Handlung nach allgemeinen Regeln zu bestimmen: so möchte sich wohl nicht leicht erklären lassen, wie eine Sammlung von Selbstmords-Geschichten auf irgend eine Weise zur Beurtheilung der Selbstentleibung, als einer Handlung überhaupt, beytragen könne. Der Zusatz des Titels: *Ein Beytrag* etc. scheint daher mehr ein Aushängeschild für die Käufer, als ein charakteristisches Merkmal der ganzen Sammlung zu seyn.

Was den Bildersaal selbst betrifft, so sind in demselben nicht mehr als *fünf* Geschichten von Selbstmördern, als eben so viel Gemählde, zu finden. Zwar sind die Schilderungen und Begebenheiten alle ganz leserlich vorgetragen, aber doch ist keine einzige Erzählung darunter, in welcher (was doch so nöthig wäre, um ein richtiges Urtheil zu fällen) der Gedanke des Selbstmords von seiner ersten Entstehung an bis zu seiner Ausführung in allen seinen verschiedenen Nuancen und Gestalten genetisch durchgeführt wäre. Freylich gehörten hierzu die allerooffenherzigsten Geständnisse der Selbstmörder selbst, die uns immer nur sehr wenige gethan haben, und, man kann hinzusetzen, auch nur sehr wenige thun konnten. Gewöhnlich hängt sich der Gedanke des Selbstmords anfangs nur so leicht an die Seele an, dass sein Daseyn, als etwas sehr Flüchtiges und Unbedeutendes, fast gar nicht wahrgenommen wird, und in dem Augenblicke, da man ihn wahrnimmt, ist er vielleicht schon unausreutbar fest gewurzelt. Geschieht es aber, was wohl bisweilen der Fall ist, dass der Gedanke des Selbstmords und die Ausführung desselben, wie ein Blitz, aus der Gewitterwolke des Gemüths herausfährt, so lässt sich darüber vollends nicht viel sagen.

Es wäre zu wünschen, dass der Herausg. die Quellen angezeigt hätte, aus welchen er seine Erzählungen geschöpft hat, und dann auch, dass er seinem Versprechen besser nachgekommen wäre, und die psychologischen Gründe, nach seiner Ansicht, mehr entwickelt hätte. — Den Beschluss macht von S. 144 an eine Abhandlung: *„Über den Einfluss des Sensualismus* d. h. des Hanges, nur aus sinnlichen Antrieben zu handeln, *auf den Selbstmord*, die zwar ihren Gegenstand nicht erschöpft, aber doch manche zu beherzigende Wahrheit enthält.

AN.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. 1) *Cythere: Amors Staatsgeheimnisse; gegründet auf Menschenkenntniss und Erfahrung.* 1804. 94 S. 8. (8 gr.)

2) *Leipzig*, b. Graffé: *Das Treibhaus. Eine Schrift für bärtige Jünglinge und junge Greise.* Erste Fortsetzung. 1805. 197 S. 8. (18 gr.)

In beiden Schriften soll dem Liebenden, dort im feineren hier im gröberen Sinne, unter die Arme gegriffen werden. Der Vf. von Nr. 1 stellt 42 Maximen auf, durch deren Befolgung man in den Stand gesetzt werden soll, Liebe zu erwerben und zu erhalten. Sie enthalten viel Wahres. Der Vf. von Nr. 2 hat es mit Gegenständen der gröberen sinnlichen Lust zu thun, und lässt sich darüber mit unter etwas plump und unverschämt heraus: auch spricht er von Dingen, die man eher unterdrücken, als ans Licht ziehen sollte.

id.

Berlin, b. Matzdorff: *Abwechselungen. Ernsthaft, komisch, rührend, sinnreich, nützlich. Ein Ersatz für Romane.* 1805. 234 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr.) Wenn auch hier für nichts sonst gesorgt ist, so ist es doch für die Abwechselung in jeder Hinsicht geschehen. Man lieset hier Erzählungen, Anekdoten, Schilderungen u. f. Dass es übrigens keine Kunst sey, aus zehn Büchern das elfte zusammenzuschreiben, wird der Vf. wohl selbst am besten wissen.

x. s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER, 1805.

PÄDAGOGIK.

Über Oliviers ortho-epo-graphisches System.

So lange auch die authentische Erörterung des Olivierschen ortho-epo-graphischen Systems zurück blieb, so wenig liess man es dennoch an Schriften dafür und dawider fehlen. Natürlich konnte, auch bey der ruhigsten Erwägung, kein befriedigendes Resultat gezogen werden, da es an hinlänglichen Datis fehlte. Gewohnt ein jedes Ding mit dem Massstabe zu messen, den man sich durch seine eigene Thätigkeit erworben, pflegt man leider jede Neuerung, welche ein anderes Mass erfodert, so lange zu verkennen, bis der neue Messer selbst einen jeden zum beliebigen Gebrauch gegeben ist. Wir wollen mit Olivier nicht rechten, warum er nicht vor allem anderen *dafür* sorgte, und dann erst jedermann zur ernsten Prüfung auffoderte; wir wollen seine Gegner, die ihm deshalb sehr unzweydeutig ihre Unzufriedenheit zu erkennen geben, nicht in Schutz nehmen. Aber Entschuldigung verdienen diese ohnfehlbar in eben dem Grade, als jener die schuldigen Rücksichten auf das Publicum aus den Augen setzte. Man kann nicht prüfen, wo es nichts zu prüfen giebt, und nichts versuchen, wo man nicht weiss, was zu versuchen ist. Hätte *Olivier* seine Theorie einige Jahre früher erfolgen lassen, darauf seine praktischen Versuche gegründet und mit Ruhe die Resultate für sich sprechen lassen: so wäre manches öffentliche Ärgerniss, zu nicht geringem Vortheil der Sache, ohnfehlbar unterblieben.

Doch wir wenden uns lieber zu dem hin, was wir nunmehr empfangen. Die theoretische Seite seines Systems finden wir vollständig entwickelt in dem theoretischen Theile seines längst versprochenen Elementarwerks. Der Titel ist:

Dessau, in der Schulbuchh.: *Ortho-epo-graphisches Elementarwerk, oder Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst, recht sprechen, lesen und recht schreiben zu lehren.* Von *F. Olivier.* Erster theoretischer Theil. 1804. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Werk besteht aus drey Theilen: 1) *Versuch eines Vernunftbeweises, dass die Lautmethode für eine vollkommene naturgemäse und gründliche Leselehrart anzuerkennen sey.* (Ohne Vorr. 62 S.) 2) *Commentar zur tabellarischen Übersicht dieses Systems und der darauf gegründeten Methode recht sprechen, lesen und recht schreiben zu lehren* (96 S.) 3) *Versuch einer vollständigen Analyse der Tonsprache und ihres Mechanismus, nebst (der) Theorie der artikulirten Töne oder Sprachlaute.* Mit 2 Kupf. (216 S.)

Der Beurtheiler eines sich als neu und allgemein nützlich ankündigenden Systems hat die doppelte Pflicht auf sich, es selbst prüfend darzustellen, und die eigene Darstellung des Urhebers zu beurtheilen. Ohne uns daher an die Ordnung und Darstellungsweise des Vf. zu binden, halten wir es fürs beste, das Ganze, so wie wir es aufgefasst haben, wiederzugeben: damit wir nicht unseren Lesern abgerissene Fragmente vorzuwerfen und selbst an einzelnen Brocken zu nagen scheinen; diess um so mehr, je weniger sich die Darstellung des Vf. durch Anzüglichkeit zu empfehlen geeignet seyn möchte. Einige mehr das Detail betreffende Bemerkungen mögen zuletzt folgen.

Wir fassen das Ganze von zwey verschiedenen Gesichtspunkten, nämlich von der philosophisch-pädagogischen und psychologisch-didaktischen Seite. In der ersten Hinsicht betrachten wir die Sprache an sich als Gegenstand des Unterrichts; in der zweyten berücksichtigen wir die Beziehung derselben auf das sprechende Subject, und die naturgemäse Art und Weise, wie sie sich in demselben erzeugt.

Die Sprache ist der Inbegriff aller geistigen Thätigkeiten des denkenden Subjects objectivirt dargestellt. Die Acte des Denkens sind absolut innere, und liegen als solche jenseits der Grenze des Wahrnehmens. Sie können daher an und für sich selbst nie Gegenstand unserer Erkenntniss werden; es sey denn, dass sie durch etwas Äusseres versinnlicht erscheinen; und dieses Versinnlichungsmittel im Allgemeinen, ist die Sprache. Das Innere erhält allezeit nur durch ein Äusseres für uns Realität, und das Äussere durch das Innere sein Daseyn. Daher giebt es kein Denken ohne Sprache und keine Sprache ohne Denken, eben so wenig als es ein Bedingtes ohne Bedingung und umgekehrt geben kann. So wie es daher eine allgemeine Übereinstimmung der Gesetze des Denkens giebt, so giebt es nicht minder einen allgemeinen Grund-Charakterzug aller Sprachen. Alle sind nur das Äussere der inneren Veränderungen. Deshalb kann es auch nur *ein* nothwendiges Band aller Sprachen und Zungen geben; alle müssen sich nach *Einem* Gesetze erzeugen. *Nothwendig* ist eine jede Sprache Gedankenhülle. Aber *nicht nothwendig* ist sie an den Schall gebunden.

den. Die Tonsprache ist hinwiederum *nicht* nothwendig an bestimmte organische Operationen gefesselt, sie ist als Sache des Organs und etwas Aeusseres überhaupt völlig *willkührlich.* Das letztere ist sie aber nur insofern, als durch eine allgemeine Übereinkunft noch nicht mit einem bestimmten Laute ein eben so bestimmter Gedanke verbunden ist. Sobald dieses geschehen, so hört dadurch das Willkührliche von selbst auf, und dann ist ein jeder Complexus von Lauten die Hülle eines nothwendig bestimmten Gedankens. (Vergl. Nr. 2 S. 8—27.) Eine vollständige Darstellung der Gesetze, auf welche sich der Sprachmechanismus gründet, würde sonach eine vollständige und zugleich rein praktische Logik seyn; und eine vollständige und zusammenhängende Auseinandersetzung der Regeln des Sprachmechanismus würde eine vollständige allgemeine Grammatik geben.

Die Tonsprache bietet unserer Betrachtung in zweyfacher Hinsicht ein sehr reiches Feld dar. Entweder wir können hier den Ton, oder die Hülle der Gedanken allein beachten; oder wir können den Inhalt derselben d. i. das Bezeichnete selbst auffassen. In dem ersteren Falle müssen wir durch Analyse die einzelnen Bestandtheile der Tonsprache aufsuchen; in dem letzteren liegt es uns ob durch dieselbe Operation ein jedes einzeln bezeichnete zu scheiden von einer ganzen Gedankenreihe, und für sich selbst zu beachten. Dadurch gelangen wir zu den Elementen der Sprache. Haben wir diese gefunden, so können wir durch Synthesis die ganze Tonsprache aufbauen. Sie wird dann als Produkt unserer eigenen Thätigkeit *aus uns* hervorgehen, und sich eben deswegen *in uns* selbst zu einem System bilden. Da sich *Oliviers* System nur über den organischen Theil der Sprache verbreitet, so ist es uns hier auch nicht gestattet, darüber hinauszugehen. Ohne die psychologisch-historische Genealogie der Tonsprache weiter zu verfolgen, der es allerdings nicht an Interesse fehlen könnte, nehmen wir Letztere, wie wir sie finden. Hier müssen wir zunächst gänzlich den Sinn oder den Inhalt der Sprache beseitigen, und uns blos an ihr Tonwesen halten. Indem wir dieses thun, so erscheint uns die Sprache als ein künstlich zusammengesetztes Gebäude von organischen Lauten. Wollen wir den Mechanismus desselben näher kennen lernen, so müssen wir die einzelnen Bestandtheile des Ganzen aufsuchen, und in unser Bewusstseyn auffassen. Diese müssen aber absolut einfache Laute seyn, die uns weiter keine Zergliederung mehr gestatten. Sie machen die Elemente der Tonsprache aus, deren Complexus ein vollständiges allgemeines Sprachalphabet giebt. Daher werden in Ansehung ihrer *Lautelemente* alle Sprachen übereinstimmen. Die Verschiedenheit der Sprachen kann sich in Ansehung des Tons nur auf die Art der Verbindung erstrecken. Der ganze Unterschied der Sprachen läfst sich daher nicht über folgende drey Fälle ausdehnen. a) Es können mit *einem* und *demselben* willkührlichen Laut mehrere ganz *verschiedene* Vorstellungen associirt seyn. b) Es kann mit ganz *verschiedenen* Sprachlauten *eine* und *dieselbe* Vorstellung verbunden werden. c) Es können in Ansehung des Organischen *gleiche* Sprachlaut Elemente ganz *verschiedene Sprachtoncombinationen* oder Wörter bilden. Diese Combination der Sprachlautelemente ist bey einer jeden Sprache anders, und läfst sich bis ins Unendliche fort mannichfaltig denken; sie wird daher nie ganz erschöpft werden. (vergl. Nr. 1 S. 35 f. mit Nr. 2 S. 19 f.)

Die Tonsprache ist, als solche, Sache des Gehörs. Für das Gehör läfst sich ohne Beyhülfe eines höheren Vermögens kein Gegenstand als bleibend fixiren, sondern dieser Sinn ist ein dynamischer, der in Ansehung des Aeusseren, immer mehr das Wechselnde als das Bleibende andeutet. (vergl. Nr. 2 p. 12 f.) Auffassen kann man zwar das Gehörte ins Gedächtnifs und behalten, aber nicht mit Zuversicht es gegen Vergefslichkeit verwahren. Denn das Innere ist in einem beständigen Wechsel, und vorhanden gewesene Vorstellungen lassen sich nur reproduciren. Nun erfolgt aber eine jede Reproduction unter anderen Umständen; sie kann daher nie in allen Punkten ganz gleich ausfallen. Diese und noch andere äussere Umstände mehr, machen es, dafs die Sprache so lange noch unvollständig ist, als ihr Tonwesen noch nicht von Neuem objectiv gemacht worden ist. Die Objecte allein tragen, als solche, den Stempel des Beharrlichen an sich. Was einmal in einer bestimmten Form und auf eine bestimmte Weise objectiv geworden ist, das kann, ohne seine Individualität zu verlieren, sich nicht umformen. Sobald also der Ton durch etwas Äusseres fixirt ist, so ist er gegen die eben erwähnten Unbequemlichkeiten gesichert. Dazu kommt noch, dafs der Sinn des Gesichts uns die Vorstellungen am deutlichsten giebt, und eben deswegen dem Gedächtnisse am besten zu Hülfe kommt. Daher ist es die Buchstabenschrift, welche der Sprache die höchste Vollendung geben kann, weil durch sie nur ein jedes Ton-Sprach-Element allein bezeichnet und folglich auch ins Bewufstseyn gefafst wird. Auf diese Weise verhält sich die Buchstabenschrift zur Tonsprache eben so, als sich diese zu den Vorstellungen verhält, nämlich wie das Zeichen zu dem Bezeichneten. (Vergl. Nr. 1 S. 28 f.)

Ihrer Natur nach erfordert die Tonsprache, sobald sie sichtbar dargestellt werden soll, für einen jeden besonders wahrnehmbaren Ton auch ein besonderes Zeichen. Die Laute selbst sind hier das Objective, folglich auch das Unwillkührliche: die Zeichen hingegen sind das Zufällige und Willkührliche, insofern sie nämlich nur objectivirte Laute sind. Es kann daher eine jede Sprache ihr eigenes Alphabet oder ihre eigenthümlichen Zeichen haben. Sobald sich aber das Objective, d. i. hier der Sprachlaut, mit dem Zeichen durch Ideenassociation gleichsam assimilirt hat, so ist dasselbe eben so wenig mehr willkührlich als der Ton, sobald mit ihm eine Vorstellung sich verbunden hat. Mit der Ansicht eines bestimmten Sprachzeichens erwacht in uns

nun

nun auch zugleich die Vorstellung des durch ihn bezeichneten organischen Lautes, und dadurch erst die Vorstellung. Wir müssen diesem zufolge beym Lesen allezeit die Schriftsprache in die Tonsprache, und diese dann erst in Begriffe umsetzen. Je geübter aber der Leser ist, desto näher rücken diese Übertragungen an einander, bis endlich die mittelbare Verbindung gänzlich zu schwinden scheint, und der Lesende in den Zeichen gleichsam lauter Vorstellungen sieht. In dieser Beziehung ist die Fertigkeit des Lesens keinesweges so gleichgültig, als man wähnen kann. Denn je unmittelbarer und ungehinderter die Aussenwelt mit der Inneren verbunden wird, desto leichter gehen beide in einander über; und je näher das Reich der Objecte dem Subjecte gebracht wird, desto leichter setzt sich die sichtbare Welt um in ein System von Begriffen, wodurch ihr für uns das Leben eingehaucht wird, das ihr jenes Interesse und die grosse Bedeutung giebt, die nur der höher Gebildete fasst.

Lassen wir uns die Mühe nicht verdriessen, dem Mechanismus der Tonsprache näher noch auf die Spur zu kommen. Wir haben dabey vornehmlich zweyerley zu berücksichtigen: diejenige Eigenschaft nämlich, welche denselben vor das Forum des Gehörs bringt, d. i. den *Schall* selbst, und die Operationen der Organe, welche zur Hervorbringung desselben erforderlich sind. Bekannt ist es, dass sich der Schall erzeugt durch eine Vibration der Luftstriche, welche durch einen Stoss oder irgend eine Pressung der Luft entstehen. Bey der Erzeugung eines Sprachlauts bewirkt zunächst die Zusammenziehung der Lunge jenen Luftstrom, der sich durch die Glottis hindurch zieht und, wofern kein Hinderniss in den Weg tritt, zum Munde gerade ausströmt; wie diess beym gewöhnlichen Athemholen geschieht. Tritt aber irgend ein Hinderniss entgegen, so entsteht eine Erschütterung der Luft, welche die objective Bedingung des Schalls ist. Wird das Stimmhäutchen dabey in Schwingung gebracht, so entsteht ein Ton, der bey der Sprache aber durchaus als das *Zufällige* anzusehen ist, da er nicht den geringsten Einfluss auf die Modulation, noch viel weniger auf die Bildung der Sprachlaute hat. (Nr. 3 S. 20 Anm. S. 21 und 22.) Die Sprachorgane theilen sich vornehmlich in *innere* und *äussere*. Zu den ersteren gehören die Lunge, die Luftröhre, der Luftröhrenkopf, das Stimmhäutchen, welches die Stimmritze bildet. Die äusseren Sprachorgane sind der directe und indirecte Hauchkanal. Der erstere fasst in sich den Mund, die Wölbung samt den beweglichen Theilen, den Lippen, dem unteren Kinnbacken, der Zunge, dem Zapfen und dem Gaumsegel. Letzterer ist die Nase samt ihren Wänden. (Nr. 3 S. 8.) Die Wechselwirkung aller der genannten Sprachorgane fassen den ganzen Umfang der Sprachlaute in sich. Wollten wir alle Modulationen derselben mit in Anschlag bringen, so würde es hier eine unendliche Mannichfaltigkeit geben. Allein, so wie es zur Harmonie in der Musik wesentlich gehört, bestimmte gleich weit entfernte Abstufungen festzusetzen, so ist es auch zur genaueren Bezeichnung der Sprachlaute nöthig, gewisse Grenzen zu bestimmen, innerhalb welcher man die organischen Operationen fixiren kann. (Nr. 3 S. 17 f. S. 118 Anmerk.) Es kann nicht fehlen, dass alle einzelnen Modulationen bey verschiedenen Völkern vorkommen müssen, und deshalb können wir eben nie haarscharf die Lautmodulationen der einen Sprache mit denen einer anderen vergleichen. Deswegen hält es so unendlich schwer, in Hinsicht der Sprache sich völlig zu entnationalisiren.

Strömt die Luft durch den directen Hauchkanal ungehindert so aus, dass sie sich durch mannichfaltige Vibrationen zu einer resonanzartigen Form bildet: so entsteht dadurch ein immer sich gleichbleibender Ton, den wir mit dem Namen eines Vocals belegen. Wird dieser Luftstrom durch das Dazwischentreten anderer Organe zu divergirenden Richtungen gezwungen: so entsteht, in Beziehung auf das eben genannte freye Ausströmen, ein unvollständiger organischer Laut, der erst in Verbindung mit einem vollständigen ein organisches Ganzes ausmacht; weshalb man es mit dem nicht ganz richtigen Namen, eines Consonanten belegt. (Nr. 3 S. 19 vergl. mit S. 81 f.)

Bey den Vocallauten findet also keine Flexion, sondern nur eine Vibration der Luftstrahlen Statt. Ausgepresst muss aber auch hier dennoch die Luft nothwendig werden. Bleiben alle Organe in einer natürlichen Stellung, oder geschieht das Ausströmen der Luft so, dass die Luftstriche sich nach dem Ausströmen aus der Glottis nicht zertheilen, sondern parallel zu dem directen Hauchkanale sich hinaus ziehen: so werden wir einen Stoss der Luft und einen Laut vernehmen, der sich gleichsam ausserhalb der Sprachorgane bildet, und einzig die Folge des eben genannten Concentrirens der Luftstrahlen ist. Verbinden wir damit einen Ton, so wird es kein anderer seyn können, als das tiefe *e* (in der Endsylbe z. B. Au — *e*). Seiner Allgemeinheit und der geringen Vorkehrungen wegen, welche er erheischt, kann er als die Naturlautform angesehen werden, die sich unwillkührlich einfindet, sobald irgend eine Lungenexplosion, z. B. beym Stöhnen, erfolgt. Alle Vocale bilden sich gleichsam aus ihm, indem diese die Luft, welche in der natürlichen Form bis zur Öffnung der Glottis hinströmt, gleichsam aufnehmen und auf diese Weise diesen Naturlaut absorbiren. (Nr. 3 S. 141 und 142.) Er selbst schwindet als Laut, sobald die Parallelität der Luftstrahlen aufgehoben wird. (Nr. 3 S. 55 — 73.) Ist die Ausbreitung des Mundes am weitesten, so dass die Luftstriche gleichsam in einem rechten Winkel aus der Glottis in den Mund treten können: so entsteht ein eigener, seiner Quantität nach am vollsten tönender Vocallaut, *a*. (vergl. Nr. 3 S. 31 Tab. II Fig. I Tab. I Fig. I.) Wird bey derselben Mundstellung die Zunge an den Gaumen näher angerückt, so entsteht ein etwas modificirter Laut, *ä*, welcher daher nur als Umlaut von *a* anzusehen ist. Wird der Winkel verengert, die Mundöffnung

öffnung durch Zuſammenziehung der Lippen länger und ſchmäler, ſo entſteht ein höher klingender Ton *é* mit ſeinem durch dieſelbe vorhin beſchriebene Operation zu bewirkenden Umlaut *i*. (vergl. Tab. II Fig. II No. 3 S. 37—44.) Auf dieſe Weiſe bildet ſich in einer gemeſſenen Stufenleiter folgende Vocalreihe, welche nach der Verengerung des Winkels, in welchem die Luft aus der Glottis in den directen Hauchkanal tritt, geordnet iſt: 1) *e* (dieſer hat als Naturlaut keinen Umlaut.) *a ä*, *e i*, *o* (in Oſten) *ö* (öſtlich), *o h ö h*, *u ü*. Will man nun zwey ſolcher Vocale möglichſt gleichzeitig ausſprechen, ſo muſs man den Mund nothwendiger Weiſe ſo ſchnell als möglich, aus einer Stellung in die andere bringen. Liegen dieſe beiden Töne nicht unmittelbar neben einander, ſo wird man die dazwiſchen liegenden Töne natürlich durchlaufen müſſen, ohngefähr eben ſo, als man bey einem Saiteninſtrumente alle Mitteltöne durchlaufen muſs, ſobald man von einem Ton zum andern durch ein Hin- und Herfahren des Fingers übergeht; ſo wird man bey *au* die ganze Reihe der Vocallaute mit Ausnahme der Umlaute durchlaufen müſſen. Dieſs iſt der eigenthümliche Charakter der Doppellauter, deren es in unſerer Sprache drey giebt. *au aeu eu ai ei*. Nr. 3 S. 74—81.)

Wir gehen zu den Conſonanten über. Auch ſie erfordern zu ihrer Erzeugung einen Luftſtrom, der aus der Lunge unmittelbar durch den directen Hauchkanal ſich zieht, und nur durch eine mindere Preſſung und den gänzlichen Mangel eines Stoſses von dem *e* unterſchieden iſt. Dieſen Lungenlaut finden wir mit *h* bezeichnet. Er iſt für die Conſonanten eben das, was das Schwa für die Vocale iſt. Da er alle Eigenſchaften eines Vocallauts an ſich trägt, ſo hat man ihn mit Unrecht in die Reihe der Conſonant-Laute geſetzt. Gerade dieſer Ton iſt es, den wir vernehmen, wenn wir ungezwungen athmen. Aber als organiſcher Laut iſt er nicht ſelbſtſtändig, weil ihm die Form gebricht, die er erſt durch den oben beſchriebenen Naturlaut *e* empfangen kann. (Vergl. Nr. 3 S. 109 f.) Wenn dieſer Hauch durch den Verſchluſs der Lippen gehindert wird, zu dem directen Hauchkanal hinauszuſtrömen, ſo daſs er genöthigt iſt, durch den indirecten ſich ſeinen Weg zu bahnen: ſo entſteht eine beſondere Modulation des Hauchs, oder ein Sprachlaut, den wir mit *m* bezeichnen. Verſchlieſsen wir aber auch den indirecten Hauchkanal, ſo entſteht eine völlige Hemmung des Luftſtromes vermittelſt der Lippen. Läſst man die Luft durch eine plötzliche Öffnung der Lippen hinaus, ſo entſteht eine Lippenexploſion, oder ein Lippenknall *b* und *p*. Die Hemmung wird dann entweder gar nicht oder durch ein verdoppeltes *p* bezeichnet. So iſt in dem Worte *Lip-pe* die Hemmung in der erſten, und die Exploſion in der zweyten Sylbe. (Vergl. Nr. 3 S. 84—86 und S. 98—100 mit S. 135—138 S. 144—147.) Wird dieſelbe Hemmung des Luftſtromes mit der Zunge ſo bewirkt, daſs ebenfalls die Luft einen Ausweg durch den indirecten Hauchkanal ſuchen muſs: ſo entſteht der Naſenlaut *n*, und wenn die Exploſion durch den directen Hauchkanal geſtattet iſt, der Zungenknall *d* oder *t*. Mit der Zungen-Hemmung hat es hier dieſelbe Bewandniſs als mit der Lippenhemmung. Legt die Kehle dieſs oben genannte Hinderniſs in den Weg, ſo entſteht bey dem Ausſtrömen der Luft durch den indirecten Hauchkanal ein organiſcher Laut, für den uns ein eigenthümliches Zeichen fehlt, und den wir, vermöge einer unſtatthaften Verwechſelung mit dem Zeichen *n* belegen. Wir vernehmen ihn in den ſogenannten franzöſiſchen Naſenlauten *an*, *en*, *on* etc. (*Angel*, *Enkel*, *Onkel* etc.) Erfolgt die Exploſion durch den directen Hauchkanal, ſo entſteht der Kehlknall *g* (in Gott) oder *k*. (Vergl. Tab. I. Fig. 6. mit Nr. 3 S. 84 und 135 f.) Die Stufenfolge dieſer Sprachlaute von der geringſten Mundöffnung bis zur weiteſten iſt hier *h*.

m *n* *ng*
bp *dt* *g'k*.

Wenn das Ausſtrömen der Luft zwar nicht gänzlich verhindert, aber durch das Dazwiſchenwirken verſchiedener Organe dennoch mannichfaltig flectirt wird: ſo werden ebenfalls verſchieden modificirte Sprachlaute zum Vorſchein kommen, die aber ein mehr oder minder ſcharfes, ein härteres oder ſanfteres Säuſeln als eigenthümlichen Charakter an ſich tragen müſſen. Erfolgt dieſes Hinderniſs durch ein ſanfteres Zuſammenziehen der Lippen, ſo entſteht der bebende und weichſte mit einer Vibration verbundene Laut *w*. Legt man die Unterlippe ſchärfer an die Zähne, ſo entſteht ein concentrirteres ſonſt ganz gleichartiges Säuſeln, welches man mit *f* bezeichnet. Wenn ſich die Zunge ſo an die Zähne legt, daſs ſie durch das Ausſtrömen der Luft in eine gelinde Schwingung geräth, ſo entſteht dadurch ein gelindes Sumſen *ſ*. Bleibt die Schwingung weg, ſo wird daraus das ſchärfere *ſs*. Durch das Anlegen der Zunge an den Gaumen werden die Luftſtrahlen ſo flectirt, daſs wir, wenn eine Schwingung ſtatt findet, den Laut *g* (in l*e*ge) und ohne Schwingung *ch* (in ſpre*ch*en) vernehmen. Zieht ſich die Zunge im Munde noch weiter zurück, ſo daſs ihre convexe Seite ſich leiſe an den Gaumen legt, ſo entſtehen die Laute *g* (in Oran*g*e) und *ſch*. Die tiefſte Zurückziehung der Zunge wird zur Hervorbringung des Kehlſumſers *g* (in Wage) und *ch* (in ſchwa*ch*) erfordert. (Vergl. Tab. I Fig. 8 mit Nr. 3 S. 118 f.)

Der Unterſchied zwiſchen harten und weichen Conſonanten wird mit Unrecht gewöhnlich in einem ſtärkeren oder ſchwächeren Anſprechen deſſelben gefunden. Das Charakteriſtiſche derſelben beruht vielmehr in der mit einem dumpfen Tone begleiteten Schwingung derjenigen Organe, welche vorzüglich zur Hervorbringung deſſelben mitwirken. (Nr. 3 S. 119.)

(*Der Beſchluſs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 NOVEMBER, 1805.

PÄDAGOGIK.

Über Oliviers ortho-epo-graphisches System.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch manche auch in wissenschaftlicher Hinsicht fruchtbare Bemerkung müssen wir umgehen, um die psychologisch-pädagogische Ansicht nicht unberührt zu lassen. Es ist hier vornehmlich das Verhältniss der Sprache zu dem sprechenden Subjecte zu berücksichtigen.

Wir bemerken folgendes. In dem Kinde findet sich unabhängig von allen äusseren Verhältnissen das Bedürfniss, die inneren Bewegungen des Gemüths äusserlich darzustellen, und auf diese Weise den Sinnen gleichsam vorzuführen. Diess Bedürfniss ist viel früher da als eine jede Sprache; daher wird sich ein jeder Mensch, auch wenn er nie in Gesellschaft mit anderen träte, seine eigene Sprache bilden. Dazu wirkt noch das äussere Bedürfniss der Mittheilung, das um so stärker ansprechen muss, je schwächer und abhängiger sich der Neugeborene fühlt. Daher ist auch hier immer das Äussere der Abdruck des Inneren. Je mehr innerer Reiz, desto schneller und bestimmter die Sprache; je mehr und je unaufgeforderter die äusseren Bedürfnisse des Kindes befriedigt werden, desto geringer ist die Aufforderung zur Selbstmittheilung. Hier tritt die Erziehung als Kunst zuerst in ihre Rechte. Das Kind findet aber die Sprache schon objectivirt, und die Äuserungen innerer Veränderungen schon in eine bestimmte Form gegossen. Daher kann es die Sprache nur erlernen. Eine tiefer eingehende, hieher aber nicht gehörige, Analyse würde den Zusammenhang auffinden, in welchem die Sprachentwickelung mit der gesammten Menschenbildung steht, und in welcher Stufenfolge sie von der Bezeichnung des äusserlich Wahrgenommenen übergeht zu dem reinsten Ausdruck der inneren Thätigkeit, oder der Darstellung der Begriffe.

Auf diesem Wege erlangt das Kind seine Sprache, die aber für dasselbe gegenwärtig nichts ist und seyn kann, als eine subjective Fertigkeit, seine inneren Veränderungen äusserlich darzustellen. Soll es mit Bewusstseyn sprechen, so wird erfordert, dass sie ihm auch objectiv werde, damit er mit Freyheit sie sich erschaffe, und als sein eigenes Werk behandle. Diess wird nicht anders geschehen können als durch eine vollständige Analyse und Synthesis der Sprach-Ton-Elemente. In der Natur geht das Bezeichnete seinem Zeichen voran; da nun die Sprache in Beziehung auf das Innere nur Zeichen ist, so muss auch ihr Inhalt, d. s. Vorstellungen, ihr selbst vorangehen. Wird sie aber objectiv: so tritt sie dadurch selbst in das Prädicat des Bezeichneten ein. Ihre Zeichen sind dann die Buchstaben (Nr. 1 S. 29 ff. Nr. 3 S. 184 und 185). Es ist leicht einzusehen, dass der Zögling unmöglich die Zeichen verstehen könne, wofern ihm das Bezeichnete noch unbekannt ist. Ohne vorhergegangene Sprachanalyse, und ohne das Auffassen der einzelnen Momente in der Tonsprache, sind daher die Buchstaben für das Kind ohne Sinn. Ein jedes hörbare Sprachelement muss aber auch in seiner Verbindung schon angeschaut seyn, sonst fehlt ihm hinwiederum die Beziehung. Denn kein Element ist an sich etwas, sondern in Verbindung mit anderen hebt es sich erst zur Individualität. Daher muss es auch zuerst in Verbindung mit anderen wahrgenommen, und dann erst daraus abgeleitet seyn. So legitimirt sich auch hier der Gang als vernunft- und naturgemäss.

Sind die Elemente abstrahirt, und mit eben so viel Klarheit als Sicherheit aufgefasst: so hängt es dann ganz von uns ab, sie selbstthätig zu combiniren; es hängt von uns ab, die einzelnen Wörter durch mannichfaltige Zusammensetzungen ihrer Elemente selbst zu bilden. So verstatten uns die drey Elemente *a. d. r.* folgende wirkliche Sprachlautcombinationen. *rad*, *ard* (*Eduard*), *dar* (z. B. *darf*), *dra* (*Draht.*) Diese Übung ist rein elementarisch, von welcher Seite sie auch angesehen werden mag. Sobald also die Elemente abstrahirt sind, so müssen die Übungen folgen. Dadurch wird ein jedes Element eben wiederum etwas Objectives. Haben wir nur erst das Object, so wird uns das Fixiren desselben für den Sinn des Gesichts nicht sonderlich mühevoll dünken. Es kommt nur darauf an, ihm diejenige Qualität zu geben, welche dieser Sinn als unerlässliche Bedingung fordert, nämlich die Form. Diess und nichts anderes ist die Buchstabenschrift. Ein jedes Sprachelement muss nun auch sein eigenthümliches Zeichen haben, dessen Form völlig willkührlich ist. Auch hier giebt es für den Zögling nichts mehr zu erfinden, sondern nur das schon Vorhandene zu lernen. Nichts desto weniger muss ein jeder so geleitet werden, dass er denselben Gang des Erfinders wandele, und selbst die Wahrheit finde, (vgl. Nr. 2 S. 43 ff. und Nr. 1 S. 31 ff.) Die vollständigste Analyse der Tonsprache, und der naturgemäse

mäſse Gang ihrer Ausbildung und Entwickelung iſt hier die Hauptſache, und wir können daher eben ſo wenig begreifen, warum man gerade dieſen Hauptzug der Olivierſchen Methode überſehe, oder wohl gar als überflüſſig verurtheilte, als wir es befremdend finden, daſs man ſich gegen die vermeintliche Einführung eines *Schwa's* auflehnen konnte. Dieſer Laut kann in *keiner* Sprache fehlen, da er die Bedingung der Erzeugung eines Vokals in ſich faſst. Ein jedes Element ſoll überdieſs vollſtändig und als für ſich ſelbſt beſtehend fixirt werden. Man verſuche es alſo, ein *b*, *p*, *d*, *t*, *g*, *k*, und andere Buchſtaben rein auszuſprechen ohne dieſen Naturlaut, es wird natürlich niemanden gelingen! Eben weil ſich dieſer Laut in einem jeden Vokal auflöſst, ſo iſt er die natürliche Stütze der Conſonanten, und der natürliche Stellvertreter eines jeden Vokals, vor deren keinem er ſich behaupten kann, ſobald man nicht ſeinen Organen Gewalt anthut. Da der Ton in der Sprache etwas ſehr zufälliges iſt, ſo kommt es gar nicht darauf an, ob er laut oder liſpelnd ausgeſprochen werde. Das Betönen iſt indeſs der deutlicheren und beſtimmteren Ausſprache eben ſowohl, als des ſicheren und beſtimmteren Auffaſſens wegen nothwendig. — Eben ſo gründet ſich der Einwand der Weitläufrigkeit, welchen man beſonders gegen die Olivierſche Buchſtaben-Tablatur erhoben, unſeres Bedünkens, auf ein Miſsverſtändniſs. Denn ein vollſtändiges Sprach-Laut-Alphabet war aus den oben angedeuteten Gründen unerläſslich. Dem Zöglinge muſste dieſes gegeben werden. Da es uns aber an einer hinlänglichen Summe von Zeichen fehlt, und anderer Seits auch das ſichtbare Sprach-Alphabet nicht genau genug iſt, ſo muſs dieſes auf irgend eine Weiſe erſetzt werden; und wir zweifeln, daſs ſich ein beſſeres Mittel finden werde, als die Localiſirung, vermöge welcher auch zugleich ein allgemeines für alle Sprachen gültiges Alphabet ſich aufſtellen läſst. Sind die Zeichen erkannt, ſo iſt auch das Leſen dadurch von ſelbſt ſchon gelernt. Nur die Wechſelwirkung der Laut- und Zeichen-Combinationen wird durch mehrfache Übungen noch zur Fertigkeit zu bringen ſeyn. Daher iſt es eine der weſentlichſten Übungen, nach der deutlichen Einſicht des Einzelnen auch den Totaleindruck eines jeden Wortes auffaſſen zu lehren.

Daſs ſich hier ein jedes Glied an das andere reihe, wird ein jeder leicht ahnden, und nur dieſes iſt das richtige Maſs für den Werth einer Methode. Der Elementarunterricht ſoll in Concreto daſſelbe darſtellen, was in Abſtracto der menſchliche Geiſt lebenslänglich zu thun hat. Wer ſich nicht zu dieſer Totalanſicht zu erheben vermag, der wird ſchwerlich den einzelnen Theil richtig beurtheilen. Ihm geziemt es, bey dem Empiriſchen ſtehen zu bleiben, ſich an Erfahrungen zu halten, und ein weiteres Räſonnement anderen zu überlaſſen.

Auch dürfen wir ſicher darauf bauen, daſs eine Sache, die ſich vor dem Auge der Vernunft allſeitig bewährt, im Reiche der Erfahrungen nicht anders erſcheinen werde; da die Wechſelwirkung zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Welt ſo innig und feſt iſt, daſs ſie ſich nicht leicht aufheben läſst. Iſt Kraft und Ernſt da, ſo werden auch die Reſultate auf beiden Wegen ſicher und richtig gezogen werden. Von Vorurtheilen und Kälte dürfen wir auf keiner Seite etwas erwarten. Darum ſchien es uns gerathen, die Sache dem Geiſte nach aufzufaſſen, und mit wiſſenſchaftlichem Ernſte ſie ihren Grundzügen nach darzuſtellen; damit nicht der Dünkel hindurchſchimmere, als gebühre uns ausſchlieſsend das Urtheil, und auf der anderen Seite ein engherziges Bemeiſtern des Einzelnen nicht den Totaleindruck des Ganzen ſtöre, und zu neuen Schiefheiten verführe. Das Syſtem ſelbſt hat uns eingeleuchtet, und wir haben keine weſentliche Lücke entdecken können. Die Vorſtellung von der Wichtigkeit deſſelben hat uns die Mühe erleichtert und belohnt.

An der Darſtellung lieſse ſich freylich manches tadeln und verbeſſern. Auch hat der Gallier ſeinen National-Charakter nicht ganz verleugnen können, wenn es ihm auch ziemlich gelungen iſt, ſich vor den etwanigen Angriffen der Grammatiker zu verwahren. Indeſs würde die Feinheit der Ton-Nuançen dem geraden und ſchlichten Germanier vielleicht auch entgangen ſeyn.

Einige Bemerkungen über einzelne Äuſserungen und Meinungen können wir dennoch nicht zurückhalten.

Im Ganzen hat uns der lange und verwickelte Periodenbau nicht wohlgefallen. Der Vf. ſcheint recht viel in einem Athemzuge herſagen zu wollen, und vergiſst dabey, daſs einerſeits nicht ein jeder das lange Athemholen gewohnt ſey, andererſeits auch, daſs bey einer zu groſsen Mannichfaltigkeit der Worte und Gedanken das Ganze ſich verwirre. Es ſcheinen ſich ihm immer eine Menge von Ideen aufzudrängen, die er in ihrer Integrität wiederzugeben ſtrebt, ohne zu bedenken, daſs dadurch der flieſsende und deutliche Vortrag zugleich mit dem Intereſſe des Leſers unterbrochen werde. Wir müſſen ſelbſt einige ſehr complicirte Worte hieher rechnen: z. B. Fundamental-Kinder-Unterweiſung; Fundamental-Geiſtes- und Sprachbildung u. ſ. w. (Nr. 1 S. 33.)

Nr. 1 S. 48 heiſst es: Zu den nächſten Zwecken des Leſeunterrichtes kann man rechnen a) das eigentliche Leſenlehren, b) das geläufige Leſenlehren. Zuerſt ſind das keine Correlata ſondern Subordinata. Nach unſerer Meinung iſt aber auch der Gedanke nicht ganz richtig. Der Zweck des Leſeunterrichts kann unmöglich das *Lehren* ſeyn; ſondern die Methode überhaupt iſt es, welche das Lehren in Anſpruch nimmt. Der Unterricht im Allgemeinen geht allezeit auf das lernende oder auf ſich ſelbſt wirkende Subject, nicht auf das einwirkende. Das Rechtſchreibenlehren, welches der Vf. ebenfalls hieher rechnet, kann nur ſehr uneigentlich mit unter dieſe Rubrik begriffen werden, da es denn doch ein bedeutender Unterſchied iſt, die zu einem gewiſſen Worte erforderlichen Laute zu combiniren, und die

uſud-

usuellen Zeichen zusammenzusetzen. Eine höchst zweckmäfsige *Vorübung* zur Orthographie ist allerdings die Orthoepie; aber nur nicht die ausschliefsende Bedingung derselben.

Nr. 2 ist der interessanteste Theil, weil er am reichsten mit ächt psychologischen Reflexionen durchwebt ist, die sich hier nicht einzeln herausheben lassen, so wie wir Nr. 3 für den wichtigsten und am meisten durchgearbeiteten halten müssen. Nur einiges bemerken wir. Der Vf. nimmt in Nr. 2 zuerst einen hypothetisch vollkommenen Zustand des Systems und der Lehrmethode an (S. 46 ff.), dessen wesentliches Kennzeichen er in der vollkommensten Übereinstimmung eines vollständigen Laut-Alphabets mit einem Zeichen-Alphabete findet. Er nimmt an, dass ein jedes Element der Tonsprache in diesem Zustande sein besonderes Zeichen habe. Diesem entgegen steht der ausgeartete Zustand der Sprache, der eine Wiederherstellung des ursprünglich vollkommenen erheischt. (Eigentlich kann man nicht mit dem Vf. sprechen, dass das Princip verloren gegangen und wieder herzustellen sey, da diess auch der unvollkommensten Sprachverbindung immer noch zum Grunde liegen muss; nur die richtige und consequente Anwendung kann fehlen.) Psychologisch gefasst ist diese Annahme ganz richtig. Es müsste sich in einem Menschen, den wir uns vollkommen ausgebildet denken, diese Überlegung allerdings von selbst einfinden, weil sie rein menschlich und vernünftig ist. Aber weder das eine noch das andere findet sich ursprünglich sogleich individualisirt. Historisch ist nicht das Vollendete zuerst da, sondern diess bildet sich erst in allmälichen Fortschritten aus; und was dunkel und theilweise die Sache Aller war, das fasst dann die Genialität eines Einzigen. Auch beweiset diese ursprüngliche Unvollständigkeit des Alphabets die Geschichte, indem es bekannt ist, dass z. B. das vollständigste griechische Alphabet mit 16 Buchstaben begann.

In der tabellarischen Übersicht wird zur ersten Vorübung ein richtiges und ausdrucksvolles Vorlesen gefordert. Diese Übung möchte Rec. nicht an die Spitze des ersten Unterrichts stellen. Denn sie setzt eines Theils voraus, dass das Kind schon seine Aufmerksamkeit fixiren gelernt habe, anderen Theils wird dadurch eine Menge von Materialien zusammengehäuft, wovor sich der Elementarunterricht doch ja zu hüten hat. Die Selbstthätigkeit ist vor allem anderen aufzuregen. An die Stelle des Vorlesens und Erzählens würden wir daher viel lieber eigenes Sprechen und Zusammensetzen der Wörter, das in allmälichen Fortschritten Declamation werden könnte, setzen. Über den richtigen Ausdruck im Lesen hätten wir wohl etwas Ausführlicheres gewünscht. Aus der ganzen Sprachton-Analyse würde es sich ohne grosse Mühe haben entwickeln lassen.

Fragt man uns: ob das Ganze etwas Neues enthalte, worüber mannichfaltig discurirt worden, so bemerken wir, dass bey dieser Frage nur das Ganze aufzufassen ist. Ein ganz neu aufgeführtes Gebäude kann aus sehr alten Materialien bestehen. Wollte man dem Erfinder zumuthen, auch diese neu herbey zuschaffen, so würde man etwas Übermenschliches verlangen. Das System ist als solches *neu*, und bisher in der hier aufgestellten Form fremd gewesen. Wir müssen das hier um so bestimmter aussprechen, je geringeren Werth man gerade desshalb darauf zu legen schien. So sehr wir es daher missbilligen, dass Hr. *Olivier* sein System anfangs etwas zu laut und imponirend ankündigte; so dringend wir ihm die Bescheidenheit anempfehlen, deren Gesetze er in der Darstellung seines Systems mehr beobachtete, als in der Ankündigung desselben: so kann uns diess dennoch nicht hindern, der Wahrheit getreu, diess gerechte Urtheil laut zu sagen. Weiss jemand uns hierin des Irrthums zu zeihen, so sind wir bereit, es zurück zu nehmen. Insofern die Sache den Gang eines vollkommenen Elementarcursus rein und vollständig darstellt, insofern ist auch das Ganze Sache des Volks. Gerade diess machte eine vollständigere Zergliederung nothwendig. Dank sey es dem Zeitalter, dass es fühlte und anerkannte, wie ungerecht es sey, das Volk mit einzelnen Brocken abzuspeisen, da diess gerade in aller Hinsicht eine bestimmte feststehende Norm erfordert. Der Geist der Gebildeten kann sich über die Gebrechen seiner Erziehung leichter erheben, aber das Volk leidet immer daran. Hat es eine bestimmte Richtung genommen, so erfordert es Menschenalter, diese zu verändern. φ. λ.

GOTHA, b. Perthes: *Werkstätte für Kinder.* Ein Handbuch für Altern und Erzieher, zu zweckmäfsiger Beschäftigung ihrer Kinder und Zöglinge, von *Bernhard Heinrich Blasche.* Mit Kupfern. 1800. 1802. 4 Theile. v. 251, 250, 264 u. 242 S. 8. (3 Rthlr.)

Man wird bald gewahr, dass der Vf. dieses Werks sich den Endzweck desselben nicht deutlich genug vor Augen gestellt habe. Wenn mechanische Beschäftigungen *„ein wesentlicher Zweig der Pädagogik“* seyn sollen: so muss auch durch sie auf den einzigen, höchsten Zweck derselben hingearbeitet werden, und sie dürfen nicht bloss als Zeitvertreib, oder nützliche Erwerbskunst in den Kreis der Erziehung eintreten. Wer seine Zöglinge z. B. Papparbeiten machen lehrt, um ihnen die Langeweile zu vertreiben, oder sie einmal ihr Brod damit verdienen zu lassen, ist entweder ihr Spielkamerad oder ihr Lehrherr; keineswegs aber ihr Erzieher. Denn als solcher müsste er nur darauf sehen, dass durch diese Arbeiten der in den Zöglingen liegende mechanische Sinn geweckt, gerichtet, geübt und gestärkt würde. Darum musste er auch weniger das im Auge haben, was hervorgebracht wird, als vielmehr darauf sehen, wie es hervorgebracht wird, und mehr auf den Producenten und den Sinn, der aus dem Producte spricht, merken, als auf das Product selbst. Und sonach müssen diese Beschäftigungen

gen eine freye Übung seyn, ein Kreis freyer Wirkungen, die von allem Zwange des Handwerksmäfsigen entbunden sind. Dafs Hr. B. diese Ansicht nicht gehabt habe, beweiset er schon durch den Plan, den er bey der Ausführung sich vorgezeichnet hat. Er will nämlich, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, nach und nach alle ihm bekannte, für Kinder passende, mechanische Beschäftigungen, die, aufserdem dafs sie die körperlichen Anlagen und Kräfte entwickeln, auch zur Ausbildung der Seelenkräfte viel beytragen können, in deutlichen, zum Theil durch Zeichnungen erläuterten Beschreibungen, aufstellen. Der Umfang seines Werks beruht also hiernach auf seiner Bekanntschaft mit solchen Beschäftigungen; und wenn also Hr. *B.* nicht stille steht, sich Kenntnisse der Art zu erwerben, so wird sein Werk mit ihm von gleicher Dauer seyn. Diefs scheint er selbst eingesehen zu haben; denn er fährt fort: „es ist also ein Unternehmen, das nur nach und nach ausgeführt worden, und in der Ausführung nur Theilweise erscheinen kann." Wie er auf diesem Wege sein Buch für alle Familien-Verhältnisse, (?) für alle Anstalten der Erziehung und für alle Erzieher brauchbar zu machen glauben kann, ist nicht leicht zu begreifen.

Noch mehr aber wird man das Lockere, Unstäte und Schwankende seiner Idee gewahr, wenn man die Ausführung selbst in Erwägung zieht. So z. B. fängt er mit der Ökonomie der kleineren Hausthiere an, um ihre Wartung und Pflege daraus festzustellen. Man lese den Abschnitt selbst, und wünsche sich Glück, wenn man im Stande ist, hierbey eine Beziehung auf die Erziehung (es müfste denn hier Erziehung Zucht der Hausthiere selbst seyn) auszumitteln. Nicht einmal eine Stufenfolge in den mechanischen Beschäftigungen ist beobachtet. Das Arbeiten in weichem Ton, wobey man doch fast kein Instrument, als nur allein die Hand braucht, kömmt hinter einer Menge Beschäftigungen, die durch den Gebrauch von allerley Instrumenten gar sehr erschwert sind: und im dritten Theile kommen Gesichtsübungen vor, die gar nicht hierher gehören, oder wenigstens zu allem Anfange hätten gesetzt werden müssen.

Doch wir wollen im Beweisen nicht weiter gehen. Wir halten es für besser, einen kurzen Plan für eine solche Arbeit vorzulegen, der uns brauchbarer und zweckmäfsiger zu seyn dünkt. Bey einer Schrift, welche die Absicht hätte, die Jugend zum Behuf der Erziehung in mechanischen Beschäftigungen zu unterrichten, müfste unserer Ansicht nach, zuerst eine Anweisung zum vortheilhaftesten Gebrauch der gewöhnlichsten Instrumente gegeben werden, z. B. des Messers, Bohrers etc. Denn müfste folgen: Kenntnifs der verschiedenen Materialien, deren man sich bey mechanischen Arbeiten hauptsächlich zu bedienen pflegt, und die leicht zu handhaben sind, z. B. des Thons, Holzes, der Pappe etc. drittens: Kenntnifs der Verbindungsmittel der verschiedenen Materialien, z. B. Leim, Nägel etc. und die Art ihrer Verbindung; und nun erst viertens käme Hr. B. mit seinem Buch: Aufgaben, die der Schüler anfangs nach Modellen, dann aber nach gegebener mündlichen Vorschrift, und endlich nach eigener Idee lösen müfste, und die nach einer gehörigen Stufenfolge geordnet seyn müfsten.

Man würde Rec. ganz falsch verstehen, wenn man glauben wollte, er habe durch das Gesagte dem Buche seinen ganzen Werth und alle seine Brauchbarkeit absprechen wollen. Es enthält einen Vorrath angenehmer und nützlicher Aufgaben und Kenntnisse, die in einer anderen Beziehung und nach anderen Vorarbeiten recht wohl zu brauchen sind. Und in dieser Hinsicht verdient es empfohlen zu werden.

AN.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Weimar: Ad audiendas orationes valedictorias trium Academiae condidatorum,* invitat *Joann. Gottlob Sam. Schwabe*, Gymnas. Vimar. Conrector. *Praemittuntur pauca de nova Phaedri editione, addito specimine observationum.* 1805. 10 S. 4. Der berühmte Vf. sagt der gelehrten Welt, dafs die in den Intelligenzblättern der A. L. Z. (1798 Nr. 9) angekündigte, im Jahre 1803 vergebens erwartete, neue Ausgabe des Phädrus nun in Kurzem, bey Hn. *Friedr. Vieweg* in zwey 8 Bänden erscheinen werde. Er macht uns in einer gedrängten Übersicht mit den Grundsätzen bekannt, die ihn geleitet haben, und theilt uns zwey Anmerkungen mit, die seine gründliche Gelehrsamkeit und seinen strengen Wahrheitssinn hinlänglich beurkunden. L. I. F. II. 15. 16 beweist er, gegen die erste Ausgabe, sehr überzeugend, dafs *hoc* einzig auf *pavidum genus* bezogen werden müsse, und folgt jetzt der Bentleyischen Conjectur *lateret* für *jaceret*, die durch den *Anonymus Nilantii* bestätigt wird. — Bey L. III. F. IV. 1. 2 verwirft der Vf. *Pauslers* Meinung, die unter *simium* eine Fischart versteht, mit Scharfsinn und Belesenheit, und neigt sich zu der einfacheren Erklärung hin, dafs ein wirklicher ausgeschlachteter Affe gemeint sey. Es läfst sich zwar nicht durch Beweisstellen darthun, dafs auch die Römer Affenfleisch gespeist haben; aber andere Völker thaten es doch; und nur in der Voraussetzung, dafs diese Leckerey bey den Römern *sehr selten* war, glaubt Rec. die Frage „wie es wohl schmecken möge" erklären zu können, so wie einem nach der äufseren Gestalt aburtheilenden Deutschen eine ähnliche Frage, etwa bey einer Schildkröte, frey stände. — Die doppelte Bedeutung von *caput* und *sapor* wird vom Vf. schön erläutert, und *Bothens* der Nutzanwendung widerstreitende Erklärung, *caput* sey *totum animal*, durch die Rettung des angefochtenen ἐπιμύθιον verworfen.

Wir sehen der vollständigen Ausgabe verlangend entgegen, und werden dem Hn. *Schwabe*, der seinen Phädrus mit beyspielloser Innigkeit liebt, für seine vieljährigen, angestrengten Bemühungen, unseren wärmsten Dank nicht versagen.

DAE.

Schöne Künste. *Dresden*, in Comm. b. Arnold: *Dunois oder der Zögling des Kriegs und der Liebe.* Aus dem Französischen von *Lebrecht Nöller.* Ohne Jahrzahl. Zwey Theile. XII, 236 u. 304 S. 8. Das Interesse dieser Geschichte, in der es an Liebes-Abentheuern aller Art auf keine Weise mangelt, wird mitunter durch das Langweilige und Gedehnte der Erzählung, so wie überhaupt durch das Französische der Begebenheiten, etwas geschwächt. Wenn der Vf. das Pferd der Empfindsamkeit oder des Witzes reitet, so gefällt er mehr sich, als anderen, eben so wie der Übersetzer, wenn er nach neuen Wörtern jagt.

π. o.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER 1805.

MATHEMATIK.

Jena, b. Cröker: *Anfangsgründe der reinen Mathematik, oder die gemeine und höhere Rechenkunst, Geometrie, ebene und sphärische Trigonometrie.* Zum Gebrauch bey Vorlesungen aufgesetzt von D. *Johann Carl Fischer*, der Philos. Prof. zu Jena etc. Zweyte vermehrte Auflage. Mit VI Kupfertafeln. 1805. VIII und 516 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit Vergnügen übernimmt Rec. die Anzeige dieses schätzbaren Werkes, welches er allen, die sich eine gründliche Kenntnifs der reinen Mathesis verschaffen wollen, als ein systematisches und zweckmäfsiges Handbuch empfehlen kann. Der Plan des Vf. ging dahin, nebst den gewöhnlichen arithmetischen Lehren, auch solche in seinen Anfangsgründen aufzunehmen, welche man bisher in keinem Compendium der reinen Mathematik dargestellt fand. Diese betreffen die einfachen und unreinen quadratischen Gleichungen, besonders aber die Lehre von den Functionen nebst den ersten Anfangsgründen der Differential und Integral-Rechnung. Es ist in der That zu verwundern, dafs man die Grundsätze der höheren Arithmetik, welche doch mit allen Zweigen dieser Wissenschaft in so enger Verbindung stehen, und ihrer Darstellung öfters so grofsen Nutzen gewähren, bisher so gänzlich von dem Vortrage der Elemente ausschlofs; da sie offenbar zur Grundlage eines tieferen mathematischen Studiums unentbehrlich sind. Es ist daher sehr zu wünschen, dafs man in dem öffentlichen Unterrichte hierauf Rücksicht nehme, und das Studium dieses Theils der Mathematik, der auf die angewandte Mathesis und Physik einen gleich wichtigen Einflufs hat, immer mehr befördere.

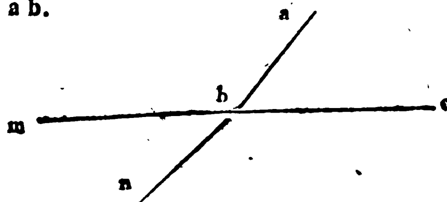
Diese zweyte Auflage, welche sich durch Anwendungen, Erläuterungen und eine gröfsere Correctheit vor der ersten auszeichnet, beginnt mit einer Einleitung von der Mathematik überhaupt und ihrer Lehrart, worin der Begriff, die verschiedenen Theile und der Nutzen der Mathematik, so wie auch das Wesentlichste der mathematischen Methode, deutlich dargestellt wird. — Über das *Endliche* und *Unendliche* erklärt sich der Vf. §. 4 also: „Ein Ding wird *endlich* (*finitum*) genannt, wenn es seine bestimmten Grenzen hat, *unendlich*, (*infinitum*), wenn es keine Grenzen hat. Aus der Erklärung des Endlichen folgt aber nicht, dafs es sowohl einen Anfang als auch ein Ende haben müsse; denn ein endliches Ding kann einen Anfang haben, und doch ohne Ende fortgehen." — Rec. kann mit diesen Erklärungen nicht ganz einstimmig seyn. Wenn man sich eine gerade Linie A——B denkt, welche in den Punkten A und B begrenzt ist, so ist diese Linie allerdings eine *endliche* Gröfse. Verlängert man sie nun in Gedanken dergestalt über B, dafs sie in dem Verhältnisse 2AB, 3AB, 4AB, 5AB u. s. f. zunimmt, *so wächst die Linie AB ins Unendliche*, weil nichts vorhanden ist, was ihrer ferneren Verlängerung Schranken setzte. Die Linie AB hat also hier eine *unendliche Gröfse*, obgleich sie, wegen des Grenzpunktes A, doch nicht *ohne alle Grenzen* ist. Es folgt hieraus, dafs das Wesen des Unendlichen nicht darin bestehe, dafs nur solche Gröfsen unendlich seyen, welche *gar keine Grenzen* haben; sondern dafs es auch unendliche Gröfsen geben könne, die zum Theil noch beschränkt sind. Am schicklichsten wird daher wohl der Begriff des Unendlichen dahin erklärt, dafs man sagt: eine unendliche Gröfse ist eine solche, welche entweder gröfser oder kleiner als eine jede angegebene (noch so grofse oder noch so kleine) gleichartige Gröfse werden kann. In jenem Falle ist es eine *unendlich grofse*, in diesem eine *unendlich kleine* Gröfse.

In der Arithmetik handelt das 1 Kap. von den Zahlen überhaupt und der Bezeichnung der Zahlen, worin die Erklärungen von ganzen, gebrochenen, bestimmten und unbestimmten Zahlen, von entgegengesetzten und zusammengesetzten Gröfsen, nebst der Lehre von dem Decimalsystem und dem Aussprechen der Zahlen vorgetragen wird. Sehr zweckmäfsig wäre es gewesen, wenn nach dem §. 13 die Aufgabe: Eine mit Worten ausgesprochene Zahl durch Ziffer anzuschreiben, aufgelöset worden wäre. Der Gegenstand des 2 Kap. ist die Darstellung der vier Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen, worin die Rechnungsarten in gemeinen Zahlen und entgegengesetzten Gröfsen, die Anfangsgründe der Buchstabenrechnung, und die Lehre von den gewöhnlichen und Decimalbrüchen vorgetragen worden. §. 18 heifst es unrichtig: „Diejenige Gröfse, von welcher eine andere subtrahirt werden soll, nennt man auch das *Subtrahend*, und welche von dem Subtrahend abgezogen wird, den *Subtractor* oder das *Subtrahens*." — Schon die grammaticalische Bedeutung des Wortes: *Subtrahend* fodert es, dafs diejenige Zahl so heifsen müsse, *welche abgezogen werden soll*, und nicht die andere, wovon der

der Abzug geschieht. Diese letztere wird wohl am schicklichsten der *Minuend* genannt. Diese unpassenden Benennungen kommen aber auch in der Folge häufig vor. — §. 21 wird irrig gesagt: „Man addirt also entgegengesetzte Grössen, *wenn man die negativen von den positiven subtrahiret.*" Es sollte heissen: *Wenn man die kleinere von der grösseren abzieht, und dem Reste das Zeichen der grösseren vorsetzt.* Denn wenn die negative Zahl die grössere ist, so wird die positive von der negativen und nicht die negative von der positiven abgezogen. — Nach der Aufgabe in §. 70, worin gefodert wird, eine vermischte Zahl in einen unächten Bruch zu verwandeln, hätte die zu ihr gehörige: Die Menge der Einheiten zu bestimmen, welche ein gegebener unächter Bruch enthält, die beste Stelle gefunden. Diese, der Rechnung mit gebrochenen Zahlen, so nöthige Aufgabe wurde von dem Vf. gänzlich übergangen. — Bey der Aufgabe des §. 79, welche lehrt, wie man von zwey gegebenen Zahlen das grösste gemeinschaftliche Mass finden soll, vermisst Rec. einen strengen Beweis der gegebenen Auflösung. Aus dem §. 76, welchen der Vf. citirt, kann derselbe noch nicht allgemein geführt werden. Zum Schlusse dieses Kap. trägt §. 103 die Aufgabe vor: Einen Bruch in einen eben so grossen Decimalbruch zu verwandeln; wobey es Rec. gern gesehen hätte, wenn der für die Lehre der Decimalbrüche so wichtige Satz, dass nicht ein jeder gemeine Bruch sich mit vollkommener Genauigkeit in zehntheiligen Brüchen ausdrücken lasse, dass man sich aber dennoch durch Decimalstellen seinem wahren Werthe so weit nähern könne, als man es nur will, besonders angeführt und mit erläuternden Beyspielen begleitet worden wäre. — Das 3 Kap. behandelt die Lehre von den Potenzen und Wurzeln und insbesondere von der Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln aus gegebenen Zahlen. — §. 118 enthält den Grundstein zur Lehre von den Irrationalzahlen in dem Lehrsatze: „Wenn sich der uneigentliche Bruch $\frac{a}{b}$ auf keine ganze Zahl bringen lässt: so ist jede Potenz desselben ein Bruch von eben der Art." Den Beweis hierüber theilt der Vf., nach den beiden Fällen, wo der Bruch $\frac{a}{b}$ entweder durch seine kleinsten Zahlen ausgedrückt ist, oder nicht. „Für jenen Fall, heisst es, sey a aus den einfachen Factoren α, β, $\gamma - \pi$, und b aus den einfachen Factoren h, g, i — p zusammengesetzt; mithin kann keiner von den Factoren des a durch einen der Factoren des b abgemessen werden. Man erhebe nun $\frac{a}{b}$ in die n Potenz, so enthält a^n jeden Factor von a n mal, so wie b^n jeden Factor von b ebenfalls n mal enthält. (§. 110.) Demnach kann weder der Zähler noch der Nenner gemeinschaftliche Factoren haben, und der Bruch keine ganze Zahl seyn." — Gegen die mathematische Strenge dieses Beweises muss Rec. folgendes einwenden. Der gegebene, durch seine kleinsten Zahlen ausgedrückte, Bruch sey $\frac{35}{6}$, dessen Zähler und Nenner aus den einfachen Factoren 5×7 und 2×3 zusammengesetzt ist: so sieht man wohl, dass keiner der Factoren 5 und 7 des Zählers durch einen Factor 2 oder 3 des Nenners gemessen werden könne. Allein wenn $\frac{35}{6}$ z. B. zur *dritten* Potenz erhoben wird, wo denn $\left(\frac{35}{6}\right)^3 = \left(\frac{5 \times 7}{2 \times 3}\right)^3 = \left(\frac{5}{2}\right)^3 \times \left(\frac{7}{3}\right)^3 = \frac{5^3 \times 7^3}{2^3 \times 3^3}$: so folgt daraus, dass 35^3 jeden der Factoren 5 und 7, und 6 jeden der Factoren 2 und 3 auf der dritten Potenz enthalte, noch nicht, dass diese 35^3 und 6^3 keine gemeinschaftlichen Factoren haben könnten. Die Hauptsache, worauf es hier ankommt, ist, zu beweisen, dass sowohl $\left(\frac{5}{2}\right)^3$, als auch $\left(\frac{7}{3}\right)^3$ keine reinen ganzen, sondern gemischte Zahlen seyn müssen, woraus denn wohl gefolgert werden kann, dass auch $\left(\frac{5}{2}\right)^3 \times \left(\frac{7}{3}\right)^3$ oder $\left(\frac{35}{6}\right)^3$ eine solche gemischte Zahl hervorbringe. — Von dem Zusatze §. 134, worin gezeigt werden soll, dass das Quadrat einer vieltheiligen Wurzel die Quadrate aller Theile und die doppelten Produkte aus der Summe aller ersten Theile in der nächstfolgenden enthalten müsse, wünscht Rec. einen auseinandergesetzten und für den Anfänger fasslichern Beweis. Der Vf. begnügt sich mit folgendem: „Es sey $a = m + n + o + p \ldots$, und $x = b$, so ist $a^2 = m^2 + 2mn + n^2 + 2(m+n)o + o^2 + 2(m+n+o)p + p^2 + \ldots$; $2ab = 2(m+n+o+p+\ldots)x$, und $b^2 = x^2$, wo in der dritten Zeile des Zusatzes nach o^2, durch einen Druckfehler, $(m+n+o)p$ gesetzt worden ist. — Bey der Aufgabe in §. 136: Aus einer gegebenen Zahl die Quadratwurzel zu ziehen, könnte wegen Nr. 2 der bekannte Zweifel entstehen, ob das, was von dem doppelten Produkte in die höchste Klasse hinüber kommen kann, nicht soviel betragen könnte, dass dadurch die Wurzel vom Quadrate des ersten Theils grösser würde, als es eigentlich der erste Wurzeltheil für die gegebene Quadratzahl seyn sollte. Der Vf. hätte daher in einem Zusatze zeigen sollen, dass dieses nicht wirklich erfolgen könne. — S. 105 Z. 1 ist ein bedeutender Druckfehler zu verbessern. Statt $(a+b)^2 = a^2 = 2ab + b^2$, muss es heissen: $(a+b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$. — In Rücksicht des §. 145, worin gesagt wird, dass die Cubikzahl einer vieltheiligen Wurzel die Würfel aller Theile, die dreyfachen Produkte aus dem Quadrate aller vorhergehenden Theile in der nächstfolgenden, und die dreyfachen Produkte aus der Summe aller vorhergehenden Theile in das Quadrat des nächstfolgenden enthalte, muss Rec. die bey §. 134 gemachte Bemerkung wiederholen; so wie auch in Nr. 2 von §. 147 das Nämliche von dem Cubus gilt, was zu §. 136 von dem Quadrate bemerkt worden ist. — §. 153 — 160 trägt der Vf. den so wichtigen *binomischen Lehrsatz* oder die *newton'sche Regel* vor. Bey der Aufgabe von §. 159: „Die Coefficienten eines jeden Gliedes in einer Potenz einer zweytheiligen Wurzel zu finden," hätte der Rec. wegen ihrer Wichtigkeit zur evidenten Darstellung der newtonschen Regel einen strengeren Beweis der Auflösung ge-

gewünscht. Kap. 3 wird von den Verhältnissen und Proportionen gehandelt, worin der Vf. die ganze Theorie der Rational- und Irrational-Verhältnisse, nebst den wichtigsten Sätzen von den arithmetischen und geometrischen Proportionen mit meisterhafter Kürze und Präcision darstellt. — Auf diesen Gegenstand folgt in dem 5 Kap. die Lehre von den Gleichungen und Progressionen. Zuerst handelt der Vf. §. 198—220 von den Grundsätzen der gewöhnlichen Algebra, und lehrt, wie man einfache und höhere, bestimmte und unbestimmte Aufgaben auflösen müsse, um den Werth des Unbekannten gehörig zu bestimmen. Sollte hier bey dem lichtvollen Vortrage des Vf. etwas vermisst werden: so sind es einige wirkliche algebraische Beyspiele und ihre Auflösungen in Zahlen, wodurch den Anfängern die blofs theoretischen Regeln um so anschaulicher geworden wären. Dem Satze des 252 §.: „Wenn der Zähler des Bruchs eine beständige Gröfse, der Nenner aber veränderlich ist, so wird der Bruch $= 0$, wenn der Nenner $= \infty$ wird," kann Rec. so wenig als dem Beweise, womit er unterstützt wird, seinen Beyfall schenken. Offenbar ists wohl, dafs ein Bruch, dessen Nenner, bey unverändertem Zähler, immer gröfser und gröfser wird, an seinem Werthe immer kleiner und kleiner werde. Eben so ausgemacht ist es auch, dafs der Bruch *ohne Ende abnehme*, wenn der Nenner *ohne Ende zunimmt.* Allein hieraus folgt noch keineswegs, dafs der Bruch einmal $= 0$ werden müsse. Er wird nur ohne Ende kleiner und kleiner, so wie dessen Nenner ohne Ende gröfser und gröfser wird. Sollte der Werth des Bruchs, bey dieser Veränderung ja wirklich $= 0$ werden: so wäre hier sein Kleinerwerden beschränkt, und nothwendiger Weise müfste nun auch das Gröfserwerden des Nenners seine Grenzen haben, welches doch nicht seyn kann, da eben der Begriff des Unendlichgrofsen ein *Wachsthum ohne Ende* voraussetzt, welches mit einer *gänzlich vollendeten Zunahme* schlechterdings nicht vereinbarlich ist, wie dieses der Vf. in der Erklärung des §. 251 selbst eingesteht. „Man kann also, im strengen mathematischen Sinne, nicht sagen, dafs z. B. $\frac{a}{\infty} = 0$ sey, sondern dieser Ausdruck heifst soviel, als eine Gröfse, welche kleiner, als jede anzugebende, noch so kleine, Gröfse werden kann. Es folget hieraus, dafs auch die Erklärung in §. 253, worin der Vf. sagt: „eben die Grenze, womit die Gröfse aufhört, eine Gröfse zu seyn, oder verschwindet, ist eben das, was man eine *unendlich kleine Gröfse* nennt," nicht die zweckmäfsigste sey, *indem eine Gröfse, welche aufhört eine Gröfse zu seyn, schlechterdings auch keine Gröfse mehr ist,* und mithin den Namen einer *unendlich kleinen Gröfse* nicht verdienen kann. — Einem ähnlichen Einwurf ist der Lehrsatz in §. 254 ausgesetzt: „Wenn der Zähler eines Bruchs beständig, der Nenner aber veränderlich ist, so wird der Bruch $= \infty$, wenn der Nenner $= 0$ wird." Unstreitig wird, bey unverändertem Zähler, der Bruch immer gröfser, je kleiner dessen Nenner wird. Hieraus folgt aber nur, dafs der Werth des Bruchs ohne Ende zunehmen müsse, wenn der Nenner desselben ohne Ende abnimmt. Diese *Abnahme ohne Ende* kann aber den Nenner nie vernichten, oder $= 0$ machen. Daher ist der Ausdruck: $\frac{a}{0} = \infty$, im wahren mathematischen Sinne, wieder ohne alle arithmetische Bedeutung, indem der Begriff des Bruchs hinwegfallen muss, wo dessen Nenner wirklich $= 0$ seyn soll. Wenn nun der Vf. zum Schlusse seines Beweises noch sagt: „Verschwindet endlich der Nenner, so muss der Bruch eine Grenze erreichen, wo er zu wachsen aufhört, d. h. er muss $= \infty$ werden," so wird die unendlich grofse Gröfse als etwas angesehen, was wirklich eine Grenze erreichet, welches mit der Erklärung in §. 251 in offenbarem Widerspruche steht. — Das 7 Kap. handelt von der Differentialrechnung. — Im 8 Kap. hat der Vf. die wichtige Theorie der Logarithmen in ihren wesentlichsten Sätzen mit mathematischer Schärfe und einer glücklichen Anwendung der Differentialrechnung vorgetragen. — Den Beschluss der Arithmetik macht das *neunte Kap.* mit einer zweckmäfsigen Übersicht der Integralrechnung.

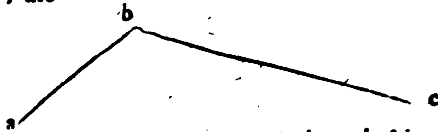
Die *Geometrie*, welche der Vf. in die *ebene* und in die *körperliche* eintheilt, beginnt mit dem 1 *Kap.* von den geraden Linien und ebenen Winkeln. — Das 2 *Kap.* handelt von dem Umfange der ebenen Figuren. Nach Rec. Urtheil hätte der Satz: Der Durchmesser theilt den Kreis in zwey gleich grofse Abschnitte und zwey gleich grofse Bogen, welchen der Vf. als Zusatz zum §. 33 vorträgt, um so eher einen eigenen Beweis verdient, da sich seine unmittelbare Evidenz nicht aus den 28—32 §. ergiebt. — Das 3 *Kap.* enthält die Lehre von den Dreyecken, Parallellinien und Parallelogrammen. Der Vf. entwickelt §. 42 u. f. den Begriff von der Lage einer geraden Linie gegen eine andere, und bauet hierauf §. 53 sogleich den Lehrsatz, dafs in jedem Dreyecke die Summe aller drey Winkel zweyen rechten gleich sey. Seine Darstellung ist scharfsinnig; allein sie besteht doch die streng-geometrische Probe nicht. Er sagt: „Was vor (für) eine Lage eine gerade Linie in einer Ebene habe, läfst sich nicht angeben, wofern nicht die Lage einer anderen geraden Linie in eben derselben Ebene als bekannt angenommen wird. Alsdann wird die Lage der Linie a b.



gegen die Lage der Linie b c durch den Winkel a b c bestimmt, welcher der *Abweichungswinkel* der Lage der Linie a b von der Lage der Linie b c genannt wird." — Allein nebst dem Winkel a b c bildet die Linie a b mit der verlängerten c b noch einen Winkel a b m. *Welcher von beiden* bestimmt nun die Lage der a b gegen die m c? Da die Einzige a b gegen die Einzige m c auch nur eine Einzige Lage haben kann: so

muss

muſs ſowohl Winkel a b c *als* Winkel a b m ein *Abweichungswinkel* ſeyn. Hat aber die a b gegen die b c nicht eine andere Lage, als eben dieſe a b gegen die b m hat? — Es fehlt alſo ſchon dieſen Grundbegriffen des Vf. an der gehörigen Beſtimmtheit. Verbeſſern lieſse ſich dieſe Darſtellung allerdings dadurch, daſs man der Linie a b gegen die m n eine *doppelte* Lage zuſchriebe; deren eine ſich auf die Seite des Winkels a b c, und die andere auf jene des Winkels a b m bezöge. Auf dieſe Weiſe müſste man, wenn von der Lage der a b gegen die m n die Rede iſt, die Lage der a b *zur Rechten* von ihrer Lage *zur Linken* unterſcheiden. Rec. überläſst die Anwendung davon auf den Beweis des Lehrſatzes in §. 51 der eigenen Beurtheilung der Sachkundigen. — §. 82. beginnt die Lehre von den Parallellinien mit der Erklärung: „Gerade Linien, die in einerley Ebene eine ſolche Lage gegen einander haben, daſs ſie nie zuſammenſtoſsen können, man mag ſie auf beiden Seiten verlängern, ſo weit man will, heiſsen *Parallellinien*. Dieſe Erklärung enthält einen Lehrſatz, deſſen Statthaftigkeit zuerſt hätte gezeigt werden müſſen. Die Frage iſt: giebt es wirklich ſolche gerade in einerley Ebene gezogene Linien, welche die Eigenſchaft haben, daſs ſie zu beiden Seiten ohne Ende verlängert ſich nie durchſchneiden? — Aus den Sätzen, welche der Vf. §. 49 — 51 von der Lage gerader Linien anführte, folgt wohl, daſs es ſolche Linien geben könne, welche in einerley Ebene auch einerley Lage gegen eine dritte haben; allein von der Unmöglichkeit ihres Zuſammenſtoſsens auf beiden Seiten wurde nicht die mindeſte Erwähnung gethan. Um dieſe Unvollſtändigkeit zu ergänzen, hätte der Vf. in §. 82 durch einen Lehrſatz beweiſen ſollen, daſs ſolche Linien, welche, nach ſeiner Annahme, gegen eine dritte die nämliche Lage haben, auch die Eigenſchaft beſitzen, ſich bey jeder Verlängerung niemal zu durchſchneiden. Auf dieſen leichten Beweis hätte die Erklärung der Parallellinien ſehr ſchicklich folgen können. Die Lücke mag wohl daher entſtanden ſeyn, daſs der Vf. bey dieſen geraden Linien die Begriffe: *einerley Lage haben*, und: *niemals zuſammenſtoſsen*, nicht gehörig von einander unterſchieden hat, die doch, ihrer eigenthümlichen Bedeutung gemäſs, gewiſs nicht für gleichgeltend gehalten werden dürfen. — Das berüchtigte XI Axiom des *Euclid's* wird §. 90 nach *Karſtens* Methode vorgetragen, welcher der Vf. nun auch folgen kann, da ſie ſich am Ende auf den Satz bezieht, daſs die Summe der drey Winkel eines jeden Dreyecks zwey rechten gleich iſt. — In dem Lehrſatze §. 107, worin die Gleichheit zweyer Parallelogrammen von einerley Grundlinien und Höhen bewieſen wird, wäre es ſchicklich geweſen, von den beiden anderen Fällen, welche in Rückſicht der Lage dieſer Figuren Statt finden können, wenigſtens ganz kurz einige Erwähnung zu thun. Das 4 *Kap.* handelt von dem Kreiſe und den regulären Figuren. — Der §. 121 enthält die Aufgabe: Durch drey gegebene Punkte a, b und c, die



nicht in gerader Linie liegen, einen Kreis zu beſchreiben; wo es in der Auflöſung heiſst: „*Man* ziehe die geraden Linien a b und b c, welche gewiſs Sehnen des verlangten Kreiſes ſeyn müſſen. Nun halbire man" etc. Allein man kann die geraden Linien a b und b c *nicht eher* als Sehnen eines Kreiſes anſehen, bis man zuvor dargethan hat, daſs auch wirklich eine Kreislinie möglich ſey, welche den gegebenen Winkel a b c in a, b und c durchſchneidet. Der Sinn der obigen Aufgabe iſt ja nicht: zu einer *gegebenen Kreislinie* den Mittelpunkt zu finden; ſondern zu zeigen: wie eine ſolche Kreislinie durch die Punkte a, b und c möglich ſey. Jene alſo, welche das Schneiden der aus den halbirten Linien a b und b c errichteten Perpendikel daher beweiſen wollen, daſs eine aus der halben Sehne errichtete ſenkrechte Linie durch des Kreiſes Mittelpunkt gehe, erlauben ſich einen fehlerhaften Cirkel im Beweiſen, der ſehr leicht zu vermeiden iſt, wenn man die Nothwendigkeit dieſes Durchſchnittpunkts daher leitet, daſs man zeigt, die Summe der beiden inneren Winkel, welche zwiſchen den zwey errichteten Perpendikeln und einer aus dem Halbirungspunkte von a b nach jenem von b c gezogenen geraden Linie liegen, müſſe weniger als zwey rechte betragen. — Das 5 *Kap.* enthält eine Anwendung der Rechenkunſt auf die bisher vorgetragenen Lehren, und der Vf. trägt die hierher gehörigen Sätze von dem Maſse der geraden Linien und Winkel, nebſt einigen Aufgaben aus der praktiſchen Geometrie, welche ſich auf die Beſtimmung der Entfernung zweyer Örter beziehen, mit Deutlichkeit und Präciſion vor. — Der Gegenſtand des 6 *Kap.* iſt die Ähnlichkeit der Figuren und die Vergleichung der Flächen geradliniger Figuren. — Der Beweis des Lehrſatzes §. 177 ſetzt zum voraus, daſs die Seiten a b und b d der Dreyecke a b c und b d c mit einem gemeinſchaftlichen Maſse ausmeſsbar ſeyen, welches doch, weder von dieſen beiden Linien, noch von einem jeden Paare gegebener beſchränkter Linien im Vorhergehenden bewieſen worden iſt. Eben dieſes gilt auch von dem Beweiſe in §. 196. — Hierauf folgt im 7 *Kap.* eine Anwendung der Arithmetik auf die im vorigen Kapitel vorgetragenen Lehren, worin der Vf. zuerſt §. 216 – 236 dasjenige abhandelt, was ein Anfänger ſchlechterdings wiſſen muſs, um ſich einen beſtimmten Begriff von der praktiſchen Feldmeſskunſt zu bilden. Mit §. 237 fängt die Unterſuchung der Kreislinie an. §. 238 wird gelehrt, wie man für den gegebenen Halbmeſſer = r eine Gleichung für die Kreislinie finden ſolle, und die Auflöſung des §. 241 zeigt auf eine für den Anfänger ſehr belehrende Weiſe, wie man durch Anwendung der Lehre von den Functionen im Stande iſt, dieſe Kreislinie zu rectificiren.

Der Geometrie zweyter Theil, oder die *körperliche Geometrie*, handelt im 1 *Kap.* von der Lage der Ebenen und geraden Linien. — Der §. 270 enthält die Art und Weiſe, den *Neigungswinkel* einer Ebene gegen eine andere, die ſie durchſchneidet, zu finden, wobey der wichtige Umſtand, daſs die geraden Linien, welche man aus einem willkührlichen Punkte des Durchſchnitts in dieſen beiden Ebenen zieht, nothwendiger Weiſe auf der Durchſchnittslinie *ſenkrecht* ſtehen müſſen, gänzlich übergangen iſt. — Das 2 *Kap.* iſt den Prismen, Pyramiden, Cylindern und Kugeln gewidmet. Der Zuſatz §. 293: „wenn ein Prisma mit einer den Grundflächen paralleler Ebene geſchnitten wird, ſo iſt auch die Durchſchnittsfigur den Grundflächen gleich und ähnlich," wäre hier ſchicklicher als ein *Lehrſatz* vorgetragen und bewieſen worden, da er unmittelbar aus der in §. 291 vorausgegangenen Erklärung eines prismatiſchen Körpers doch nicht ſo gerade mit Evidenz hergeleitet werden kann. — Wegen des Beweiſes vom Lehrſatze §. 314: Wenn ein Parallelepipedum mit einer Ebene den Seitenflächen parallel geſchnitten wird, ſo verhält ſich das ganze Parallelepipedum zum abgeſchnittenen, wie die Grundfläche des erſteren zur Grundfläche des anderen, bezieht ſich Rec. auf die oben zu §. 196 vorgetragene Bemerkung. — Das 3 *Kap.* von der Berechnung des körperlichen Inhalts und der Oberflächen der Prismen, Cylinder, Pyramiden und Kegel. Zum Schluſſe der Stereometrie, wird in dem 4 *Kap.* die Berechnung der Kugel vorgetragen. Der Vf. hätte aber vor der Erklärung dieſes Körpers die Möglichkeit zeigen ſollen, wie derſelbe aus Bewegung eines Halbkreiſes um deſſen unbeweglichen Durchmeſſer entſtehen könne, weil dieſes dem Anfänger die Natur dieſes Körpers weit klärer und verſtändlicher macht.

In der *ebenen Trigonometrie* handelt das 1 *Kap.* ſehr gründlich und mit Anwendung der höheren Arithmetik von den trigonometriſchen Linien und deren Logarithmen, und in dem 2 *Kap.* wird die Lehre von der Berechnung der Seitenlinien und Winkel geradliniger Dreyecke und geradliniger Figuren eben ſo überzeugend aus einander geſetzt. Zum Schluſſe wird die für die praktiſche Geometrie ſo wichtige Aufgabe: aus den drey gegebenen Seiten eines Dreyecks unmittelbar durch Rechnung ſeinen Inhalt zu finden, vorgetragen.

Auch die *ſphäriſche Trigonometrie* theilt ſich in zwey Kapitel, wovon das 1, die nöthigen Vorbegriffe von den körperlichen und ſphäriſchen Dreyecken, und das 2, die wirkliche Berechnung der ſphäriſchen Dreyecke mit Klarheit und geometriſcher Schärfe abhandelt.

Rec. beſchlieſst ſeine Kritik mit dem Wunſche, daſs der Vf. dieſes für den öffentlichen und Privat-Unterricht gleich nützlichen Werks bey einer dritten Auflage, die es allerdings mit Recht zu erwarten hat, die hier gegebenen Winke zur gröſseren Vervollkommnung ſeiner Schrift beherzigen, und zugleich auch Sorge tragen möge, daſs die Verlagshandlung die Kupfertafeln in einem anſtändigeren Gewande erſcheinen laſſe.

Δ 2.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 NOVEMBER, 1805.

TECHNOLOGIE.

BERLIN, in d. akad. Kunst- und Buchh.: *Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder Sammlung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, zur Beförderung und Vervollkommnung der Wollen- Seiden- Baumwollen- und Leinenfärberey, der Zeugdruckerey und der Kunst zu bleichen.* Herausgegeben von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt,* königl. pr. Ober-Medicinal-Rath, der Chemie Prof. u. s. w. *Erster Band.* 1802. 312 S. Mit einer Kupfert. *Zweyter Band.* 1803. 307 S. Mit einer Kupfert. *Dritter Band.* 1804. 322 S. 8. Mit sechs Kupfert. (4 Rthlr)

Der wichtige Einfluss, den die neueren chemischen Fortschritte auf die Gewerbskunde und vorzüglich auf die Färberey haben, brachte den Herausg. dieses Magazins auf den Gedanken, alles was auf letztere Bezug hat, aus anderen Schriften, wodurch es weniger in die Hände thätiger Personen kam, die daraus zunächst Nutzen ziehen können, zu sammeln, in Gestalt dieser Zeitschrift herauszugeben, und seine eigenen über Färberey gemachten Erfahrungen damit zu verbinden. Ob daher gleich die hier gelieferten Aufsätze nicht alle das Gepräge der Neuheit haben: so verdienten sie doch allerdings für den ausübenden Färber unter einen Gesichtspunkt gebracht zu werden. Der erste Theil zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste enthält Abhandlungen, Versuche und Beobachtungen über die Kunst zu färben, zu drucken und zu bleichen; die zweyte, Beyträge zur Färberwaaren- und Materialien-Kunde mit Rücksicht auf ihre mögliche Erzielung, und die Kenntniss, solche nach ihrer Güte zu prüfen; die dritte, Correspondenz-Nachrichten oder Auszüge aus Briefen über die Gegenstände der Färbekunst und des Bleichens, und die vierte, Literatur für Färber, Zeugdrucker und Bleicher. Die Abhandlung vom Herausgeber, womit dieser Band gleichsam als Einleitung beginnt, enthält interessante *allgemeine Bemerkungen über das Rationelle der Färbekunst, und über die Nothwendigkeit, solche nach Grundsätzen auszuüben, wenn sie ihrer Vollkommenheit genähert werden soll.* Eben so interessant sind des Herausgebers *Versuche und Beobachtungen über das chemische Verhalten einiger neu entdeckten Metalle und Erden zu dem Pigment der Cochenille,* ob sie gleich dem praktischen Färber noch keine reichliche Ausbeute gewähren. Es wurde zu den Versuchen von den Metallen der Kobalt, das Uran, Wolfram, Molybdän, Arsenik und das Bley gewählt, und von den Erden der Baryt und der Strontian. *Bruchmanns Erfahrungen und Beobachtungen über die kalte Indigo-Küpe* zeigen, wie sehr den praktischen Färber chemische Kenntnisse sicherer leiten. Bey dieser kalten Küpe wird bloss Indigo, Kalk und reiner Eisenvitriol angewendet; Operment oder Arsenik bleiben als unnütz oder wohl gar schädlich weg. Diesen Erfahrungen zufolge, gewährt die kalte Küpe beträchtliche Vortheile, nicht nur in Rücksicht der völligen Indigauflösung, sondern auch der Schönheit der Farben. *Über die Bereitung des türkischen Garns in der Levante, besonders in Griechenland. Beschreibung zweyer Färbesätze zum Färben der Seide.* Färbesätze, welche, ohne Prüfung von Sachverständigen, nicht wohl angewendet werden können, indem wahrscheinlich mehrere ganz unnütze Ingredienzien dabey mit aufgeführt sind. *Fabroni's Anleitung, auf Seide und Wolle die unächten Farben des Campechen- und Brasilienholzes zu befestigen.* Es bestehet das Verfahren vorzüglich in der Anwendung des salzsauren Zinns. Um diess zu erhalten, wird geraspeltes Zinn mit verdünnter Schwefelsäure erhitzt, und dann Küchensalz hinzugesetzt. Das hiedurch entstehende salzsaure Zinn wird in Verbindung mit gereinigtem Weinstein und schwefelsaurem Kupfer als Beitzmittel gebraucht. *Fabroni über die Hervorbringung einer goldgelben Farbe auf Seide, welche gegen die gewöhnlichen Proben, so wie gegen Luft und Licht unzerstörbar ist.* Die zu färbende Seide wird etwa 4 Stunden in eine Mischung aus zwey Quentchen starker Salpetersäure und ein Pfund Weingeist oder Vorsprung gelegt. — *Gmelin* lehrte schon früher die Seide mit durch Wasser verdünnte Salpetersäure gelb färben. *Hausmanns Versuche über die Farben, welche man mit der Zinnauflösung und mit den gefärbten Oxyden dieses Metalls erhält.* Dieser Aufsatz macht sich wichtig wegen der verschieden oxydirten Zustände des Zinns, und der Art, wie durch die Auflösung des krystallisirten salzsauren Zinns mit Cochenilleauszug ein Carmin durch die Ausstellung des rothen Niederschlags an die Luft entsteht; der Drucker, vorzüglich wird bey Lesung dieses Aufsatzes auf mehrere ihm nützliche Bemerkungen stossen. *Beaumé's Anleitung, die rohe europäische Seide ohne Anwendung der kalischen Substanzen, der chinesischen oder Nankin-Seide gleich zu bleichen, und ohne ihr die natürliche Steifigkeit zu rauben.* Die Seide wird in einem eige-

eigens dazu eingerichteten und hier genau beschriebenen Apparat mit einer Mischung aus Alkohol und ganz reiner Salzsäure behandelt. Ist die Seide gebleicht: so wird die Flüssigkeit abgelassen, und der Weingeist wieder durch Destillation geschieden. Da aber der Weingeist mit Säure versetzt ist: so muss die Säure entweder vor der Destillation mit Kali gesättiget werden, um ihn hernach aus einer gewöhnlichen Destillirblase zu destilliren, oder man muss die Destillation aus Glasretorten oder aus silbernen Blasen bewirken. *Fabroni's Entdeckung einer purpurvioletten Farbe aus den Blättern der Aloe, welche der Luft, den Säuren und den Alkalien widersteht. Chaptal's chemische Beobachtungen über die gelben Farben, welche man aus Pflanzenkörpern gewinnt; nebst einigen auf Erfahrung gegründeten Vorschlägen, solche zu verbessern und zu verschönern.* Das Mittel, diese Farben zu verbessern und zu verschönern, besteht in der Trennung des dabey vorhandenen Gerbetheils. Es soll durch die thierische Gallerte geschehen, und deshalb braucht man bloss thierische Substanzen mit der Farbebrühe zu behandeln. *Über eine nützliche Wirkung der oxydirten Salzsäure, zur Verschönerung der Farben. Chaptal's Beobachtungen über die chemische Wirkung der Beitzen, beym Rothfärben der Baumwolle.* Das gewöhnliche Verfahren ist hier mehr auf chemische Grundsätze zurückgebracht, wodurch die ausserdem dazu nöthige Zeit abgekürzt wird. *Bancrofts Unterricht von dem Nutzen der Querzitronrinde, und den Mitteln, diese Rinde zum Färben und Drucken der Baumwolle, Seide, Wolle u.s.w. anzuwenden. Chaptal's chemische Betrachtungen über den Gebrauch des Eisenoxyds in der Kattundruckerey. Hausmanns Bemerkungen über das Färben und Drucken der Kattune mit kalihaltigem Eisenoxyd. Chaptal's und O'Reyll's Beschreibung einer neuen Methode, Baumwolle und Leinwand mittelst Dämpfen zu bleichen; nebst einer neuen Verfahrungsart, leinene und baumwollene Zeuge ohne Seife weiss zu waschen.* Es werden bekanntlich die zu bleichenden Sachen mit einer schwachen Atznatronlauge eingeweicht, und solche darauf auf einem hölzernen Roste den Dämpfen der Ätznatronlauge in einer Art Papinsdigestor ausgesetzt. Zur Wiederholung der Wäsche ohne Seife bloss durch Einweichung der Wäsche, in eine schwache Ätzlauge, hat Rec. in verschiedenen Haushaltungen Gelegenheit gegeben, aber man hat keineswegs völlig reine Wäsche erhalten; in Hospitälern, wo man sich begnügt, der Wäsche nur den gröbsten Schmutz genommen zu haben, mag man etwa davon Gebrauch machen können. *Über die Anwendung der brandichten Holzsäure zu einigen Operationen in der Färberey.* Die Verbindung dieser Säure mit dem Eisenoxyd wird hier in der Färberey, vorzüglich des mehreren Kohlenstoffgehalts dieser Säure wegen, empfohlen, und es werden zugleich Methoden angegeben, wie man diese Säure am leichtesten darstellen könne. *Über eine neue Methode, die Wolle und die Seide durch flüssige schweflichte Säure zu bleichen.* Man erhält die schweflichte Säure durch Behandlung der Schwefelsäure mit verbrennlichen Dingen, z. B. mit Stroh oder Sägespähnen in einer Art woulfischen Apparat, wo man die Einrichtung so trifft, dass die schweflichte Säure mit Wasser verbunden werden kann, und man zugleich die noch mit übergehende unveränderte Schwefelsäure vermittelst des Hindurchleitens durch Wasser wegschafft. Ist die Waare gut gereiniget, so wird sie in dieser schweflichten Säure behandelt, welche Operation das alte Schwefeln der wollenen Zeuge weit zweckmässiger vertritt. *Schneidlers Bemerkung über die kalte Indigküpe.* Es wird die Nothwendigkeit des schwefelsauren Eisens bey den kalten Küpen dargethan, indem das Eisenoxyd des schwefelsauren Eisens dem Indig einen Theil Sauerstoff rauben müsse, und wodurch er dann in den Zustand kommt, wo ihn der Kalk aufzulösen geschickt wird. Diese Bemerkungen sind gegen einen Aufsatz gerichtet, in welchem man statt schwefelsauren Eisens, schwefelsauren Kalk brauchen zu können vorgiebt. *Beschreibung einer Methode, wie man in Färbereyen am kürzesten und leichtesten den Inhalt der Gefässe berechnen kann. Über den Gebrauch des Schwefelkalks (der kalkerdigen Schwefelleber) statt der Pottasche, beym Bleichen mit oxydirter Salzsäure.* Vier Pfund fein gestossenen Schwefel, 20 Pfund gut gelöschten Kalk und 16 Gallonen Wasser, mischt man gut zusammen, und lässt es ungefähr eine halbe Stunde in einem eisernen Kessel kochen. Diese Flüssigkeit, die weit wohlfeiler als Pottasche ist, wird zum Bücken der Leinwand gebraucht, und dadurch eine beträchtliche Menge Pottasche erspart; vorzüglich sey der Schwefelkalk bey der chemischen Bleiche oder der Bleiche mit oxydirter Salzsäure anwendbar (Anderen aber hat diese Anwendung nicht den bemerkten Vortheil gewährt, — es müssen darüber noch mehr Erfahrungen gemacht werden). Die Beyträge zur Färberwaaren- und Materialkunde, betreffen die *Fabrikation des Indigs aus den Blättern der Waidpflanze; ein neues rothes Farbeholz*, nämlich die Paraquatanrinde aus Guiana; *Anleitung zur Cultur der ächten Baumwolle in Deutschland; Taylor's Bereitung der Orseille in England.* Um diese Farbe hervorzubringen, wird die Kräuterorseille mit Harngeist, den man über ungelöschten Kalk abgezogen, behandelt; Alaun oder salzsaures Zinn macht die Farbe heller, kalische Dinge aber machen sie dunkler. *Über Thüringens Farbestoffe, vorzüglich den Waid, die Scharte und den Saflor von Hagenburch.* Diesem folgen Correspondenz-Nachrichten und die Literatur für Färber, Zeugdrucker und Bleicher.

Dem *zweyten Bande* dieses Magazins ist noch eine neue Abtheilung, nämlich die *Beschreibung von Maschinen, zum Behuf der Färberey und Druckerey*, hinzugefügt. Wir wollen auch hier auf das Vorzüglichste der in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen aufmerksam machen. *Bruchmanns Erfahrungen und Beobachtungen über den blauen und weissen Druck auf leinene und baumwollene Zeuge, auch Wachsdruck oder Porcellandruck genannt.* Es wird hier vorzüglich das Fehlerhafte des gewöhnlichen Papps oder Kütts

Kütts gezeigt, den man auf die Stellen tragen muſs, die nach dem Färben weiſs bleiben ſollen, und eine beſſere und wohlfeilere Vorſchrift dazu gegeben. Die Vorſchrift beſteht aus 6 Maſs Waſſer oder Eſſig, 1½ bis 2 Pfund Alaun, 2 Pfund ſchwefelſaurem Kupfer, ¾ bis 1 Pfund Gummi, ſo viel geſtoſsenem Thon bis die Maſſe gehörig verdickt iſt, 1½ bis 2 Pfund Fett oder Talg, und 2 Pfund Stärke. *Jägers Verſuche mit der Molybdänſäure in Hinſicht auf die Färberey.* Es gelang dem Vf. durch molybdänſaures Kali und ſalzſaures Zinn blau zu färben, was auch durch Hülfe des Querzitrons keine unangenehme grüne Nuançen gab; die blaue Flüſſigkeit aus molybdänſaurem Kali und ſalzſaurem Zinn, gab durch vorſichtiges Abdampfen ein blaues Pulver, welches in kaltem Regenwaſſer auflöslich war, und als Saftfarbe gebraucht werden konnte. *Beſchreibung der Art und Weiſe, wie die indianiſchen Kattune, oder Zitze in Indien gemalt werden. Nach Savary's Angabe.* Vom Herausgeber. *Über die beſte Verfahrungsart, dem weiſsen Tuche die ſchöne grüne Farbe zu geben, welche ſächſiſch Grün genannt wird.* Es kommt hiebey ſehr viel auf die Concentration der Schwefelſäure, wovon hier das Verfahren beſchrieben wird, an. *Über die zweckmäſsigſte Zurichtung der Zeuge zur Färberey, mit Rückſicht auf diejenigen Methoden, deren ſich die Griechen und Römer dabey bedienen.* Vom Herausgeber. Ein intereſſanter Beytrag zur Geſchichte der Färbekunſt. *Schwarz: Beſchreibung einer Verfahrungsart, wie man mit Ölfarben auf Atlas, Taffet, und jede Art glattes ſeiden Zeug, ſo wie auch auf das feinſte und dünnſte Papier malen kann, ohne das Auslaufen und Durchſchlagen des Öls befürchten zu müſſen.* Der Handgriff beſteht darin, daſs der Ölfarbe etwas leichte Seife beygerieben wird. *Voglers Methode, der Leinwand und Baumwolle eine ſchöne geſättigte und dauerhafte ſchwarze Farbe zu geben.* Salpeterſaures Bley, Galläpfel, Küchenſalz, Leimwaſſer, Eiſenvitriol und Blauholz ſind die Ingredienzien zu dieſem Verfahren, ſchwarz zu färben. *Berthollets Verfahren, das Garn und die Baumwolle roth zu färben.* Das vorzüglichſte Beitzmittel bey dieſem Verfahren iſt der eſſigſaure Thon. Nach dem Auslaugen wird die Baumwolle gegallet, getrocknet in eſſigſauren Thon gebracht, wieder getrocknet, in eine Auflöſung des Leims getaucht, wieder getrocknet, genetzt und mit Krapp ausgefärbt. *Voglers Verſuche über die Seide, das Leinen und die Baumwolle auf eine bequeme und vortheilhafte Art mit Cochenille ſchön roth zu färben.* Dieſe Verſuche können dem Färber immer manche gute Idee beym Färben mit Cochenille erwecken, ob ſie gleich, ſo wie wir ſie hier finden, für den praktiſchen Färber noch keine Anwendung finden werden. *Etwas über die heutige Baumwollenfärberey von Schneidler.* Ein ſehr intereſſanter Aufſatz, aber hier keines Auszugs fähig. *Hausmanns Beobachtungen über das türkiſche Roth.* Das vorzüglichſte dieſer Beobachtungen beſtehet in der Anwendung des ſalzſauren Zinns, des eſſigſauren Thons und Zinns, des kalihaltigen Thons und dem Zuſatze der Kreide zum Krapp, um die bey ihm wahrgenommene Säure zu vernichten, und dadurch ſattere Farben darzuſtellen. *Über den Gebrauch der Salzſäure in der Wollen-Seiden-Baumwollen- und Leinen-Färberey, und der Scharlachfärberey insbeſondere, als einen eben ſo wohlfeilen als vollkommenen Stellvertreter des viel theuerern Scheidewaſſers.* Vom Herausgeber. Der Stellvertreter der Zinncompoſition iſt das weit wohlfeilere ſalzſaure Zinn. *Bemerkungen über die Waid- und Indigfärberey auf Seide, Baumwolle, Leinen und Wolle, wie ſolche in Frankreich ausgeübt wird.* Von *Quatremere D'Isjonval.* *Über die Darſtellung einer dem Citronenſafte gleichkommende Säure, aus inländiſchen wildwachſenden Beerenfrüchten; und über die Entbehrlichkeit des Citronenſaftes in der Seiden- und Baumwollenfärberey.* Vom Herausgeber. Es wird hier auf den Saft der Traubenkirſche, der Preuſſelbeere, der Berberitzenbeere, Brombeere, Stachelbeere und Johannesbeere aufmerkſam gemacht; Rec. machte öfter die Erfahrung, daſs ein guter weiſser Eſſig, in der Färberey die Stelle des Citronenſafts ſehr gut erſetzen kann, und man dadurch eben ſo lebhafte Farben erhalte. *Verſuche und Beobachtungen über die Veränderungen, welche ſich zuweilen mit den Waid- und Indigküpen ereignen, nebſt einigen Verſuchen zur Verhütung und Verbeſſerung derſelben.* Von *Quatr. D'Isjonval.* Dieſer Aufſatz iſt hier keines Auszugs fähig, verdient aber ſehr die Aufmerkſamkeit des praktiſchen Färbers. *Voglers Verſuche und Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände der Färbekunſt.* Sie betreffen den Gebrauch des Schmacks, der ſilberfarbenen Potentille, und des Kleeſaamens in der Färberey. *Handgriff der Genueſer oder Ligurier beym Schwarzfärben des Sammets. Über die Methode, die wollenen Tücher in Holland ſchwarz zu färben.* Es wird dabey der Sauerampfer in Anwendung gebracht. *Schotz Verſuche mit Perſio, um denſelben in der Wollenfärberey anzuwenden.* Die unternommenen Verſuche fielen zum Vortheil dieſes Farbematerials aus. *Favieux Beſchreibung einer ſehr einfachen Verfahrungsart, rohe oder ungereinigte Wolle dauerhaft blau zu färben.* Die Wolle wird mit feinem Indigpulver eingeſchichtet, und hernach mit einer ſchwachen Kalilauge übergoſſen. *Eckard über die Zubereitung der leinenen und baumwollenen Zeuge, zur Darſtellung einer glatten Oberfläche, auf welche man mit Waſſerfarben malen, mit Gold und Silber drucken, und ſolche überfirniſſen kann, um ſelbige dann als Tapeten zu benutzen.* Der Handgriff beſtehet darin, die auf einen Rahmen ausgeſpannten Zeuge mit einem Kleiſter, aus Stärke und Milch bereitet, anzuſtreichen. *Erfindung aus mehreren Baumflechten (Lichenes) ein Subſtitut für das Senegal-Gummi und andere fremde Gummarten zu gewinnen.* Dieſs Verfahren iſt von dem Lord *Dundonald*, und aus den engliſchen Miſcellen bekannt. *Über den Cudbeard, oder Cuthbeard, auch Cudbeardens Farbe genannt, und die in England übliche Verfertigung dieſes Pigments.* Dieſe Farbe wird aus einer Art Steinmoos (*Lichen tartareus*) bereitet, welches man mit Ätzharngeiſt behandelt, wie bey

Be-

Bereitung der Orseille, man bringt auch dabey etwas Scharlachcomposition mit in Anwendung. *Vogler über die verschiedene Güte der Farbehölzer, besonders des Fernambucks- und Blau- oder Brasilien-Holzes.* Die verschiedene Güte der Farbehölzer hänge sehr von der Verpackung und Aufbewahrung derselben durch Fuhrleute, Kaufleute und Schiffer ab, inwiefern sie dabey der Luft und dem Licht ausgesetzt sind. Man wirft, um die Güte dieser Hölzer zu erfahren einen kleinen Antheil in ein Glas weiches Wasser. Je schöner und lebhafter die Farbe erscheint, die sie dem Wasser mittheilt, desto besser ist das Farbeholz. *Von dem Gelbholz in naturwissenschaftlicher und merkantilischer Hinsicht. Von der Cucume- oder Gelbwurzel, besonders in Absicht auf ihren Nutzen zur Färberey. Über die Pflanze, wovon das Senegalgummi erhalten wird. Bemerkungen über den Färberkrapp. Krügers Bemerkungen über den Indig, Waidindig und Plattindig. Art und Weise, den Indig zu prüfen. Correspondenz-Nachrichten und die Beschreibung der Weldonschen Mühle, wodurch die Rinden und Farbehölzer sehr leicht zermalmt werden können*, beschliessen diesen Band.

Dritter Band. Bruchmanns Erfahrungen und Beobachtungen über die in Schlesien übliche Methode die Leinwand zu bleichen, nebst Bemerkungen über die Verbesserung derselben. Gratrix Beschreibung und Abbildung einer neuen Maschine, um das Färben der Baumwolle, der Leinwand und der baumwollenen Zeuge zu erleichtern. Jeffreys Beschreibung der jetzt in England und Frankreich üblichen Methode, die wollenen Zeuge vorzubereiten, um ihnen verschiedene Farben und verschiedene Muster zu geben; nebst der Beschreibung einer Maschine, um sie zu drucken. Die in den beiden letzten Aufsätzen beschriebenen Maschinen erlauben ohne Kupfer keine deutliche Anschauung. *Betrachtungen über die Natur der Wolle, der Seide und der Baumwolle, als Gegenstände der Färbekunst.* Der nicht ganz empirisch verfahrende Färber wird diesen Aufsatz sehr lehrreich finden, und er ist wirklich zu reichhaltig, um hier seine Hauptpunkte bemerkbar machen zu können; er muss ganz gelesen werden. Vorzüglich betrifft sein Inhalt die Färbung des türkischen Roths. *Bemerkungen, das Bleichen oder Weissmachen der feinen wollenen Tücher, Kasimire, Etamis und anderer Zeuge betreffend.* Vom Herausgeber. Das Bleichen geschiehet ebenfalls mit schweflichter Säure, aber man erhält sie durch die Behandlung des Schwefels mit concentrirter Schwefelsäure, indem die sich entwickelnde Säure in ein mit Wasser gefülltes Fass geleitet wird. *Neue Methode die Seide kalt zu spinnen, wobey Holz und Zeit erspart wird, und die Seide an Güte gewinnt. Apels Beschreibung und Abbildung einer Färbereyanstalt, in welcher mit einer bedeutenden Ersparung an Brennmaterial, bloss durch Wasserdampf geheitzt, und statt der metallenen Kessel in hölzernen Geschirren gefärbt wird.* Diese Anstalt beruhet ganz auf *Rumfords* Principien. Es wird dadurch die Hälfte Brennmaterial erspart, die Küpen oder Kessel brauchen bloss von Holz zu seyn, die zinnernen Kessel werden dadurch unnöthig, und endlich ist sie mit beträchtlichem Zeitgewinn begleitet. Ein Kessel von 1200 Dresdner Kannen Inhalt, komme schön in 10 bis 15 Minuten zum Kochen, in welcher Zeit das Wasser nach der gewöhnlichen Feuerung kaum badwarm werde. Des Herausgebers *Erfahrungen und Beobachtungen über die Ersparung des faulen Urins bey der Wollenwäscherey und Walke.* Statt des Harns wird hier eine Sodaseife empfohlen, die man nach der hier gegebenen Vorschrift in jeder Manufactur leicht selbst bereiten kann. *Succow's Versuche mit der canadischen Goldruthe, und der Sammtblume in Rücksicht ihrer Benutzung für die Färbereyen. Berthollets Betrachtungen über den Gebrauch des zootischsauren oder blausauren Kali und Kalks in der Färberey.* Der blausaure Kalk konnte eben so gut als das blausaure Kali gebraucht werden. *Berthollets Bemerkungen über die Wirkung der oxydirten Salzsäure auf die färbenden Theile vegetabilisch-animalischer Substanzen; mit Rücksicht auf das Bleichen des Flachses und des Hanfes. Beschreibung der rheinischen Methode des Flachsröstens auf dem Lande, und dessen erhebliche Vortheile gegen die Wasserröste, auch in Ansehung eines feineren und dabey haltbaren Gespinstes.* Der Flachs wird bloss auf einem Stoppelfelde und auf keiner Wiese ausgebreitet; ist die Witterung günstig, und es wechselt Regen und Sonnenschein, so ist die Röstung in 3 bis 4 Wochen beendiget. *Quatremere D'Isjonval's chemische Zergliederung des Waids, nebst einer Untersuchung der inneren Bewegung der Waid- oder Blauküpen.* Dieser Aufsatz, ob er gleich nicht neu ist, gewährt doch dem praktischen Färber eine Menge über die Blauküpe wichtiger Erfahrungen. *Frith über die in England gebräuchliche Methode, baumwollenem Garn und Gewebe verschiedene schöne und ächte Farben zu geben. Hausmanns neue Erfahrungen und Bemerkungen über die Krappfärberey und das türkische Roth.* Es bestehen diese Erfahrungen vorzüglich darin, dem Krapp seinen säuerlichen Antheil zu benehmen, und dadurch die Farbe zu verschönern, und diese Wegnahme des sauren Antheils, bestehet in dem Zusatze kohlenstoffsaurer Kalkerde. Ausserdem kommt es dabey auf die Temperatur des Farbebades an. *Über die beste Methode, mittelst Wau auf Seide und Wolle verschiedene Farben zu setzen. Vasco über die Entschälung der Seide. Hegmanns kurze Anleitung zur Führung der warmen Indig- oder Waidküpe.* Bekanntlich ist die Ansetzung und Führung der Indigküpe vorzüglich desshalb ein Hauptgegenstand des Färbers, weil er durch unzweckmässige Behandlung derselben oft in grossen Schaden versetzt werden kann; und daher verdient jede dahin einschlagende Erfahrung, und auch die hier mitgetheilte Behandlung seine ganze Aufmerksamkeit. *Hausmanns Bemerkungen, über die Methode den weissen Grund in schon gedruckten Kattunwaaren mit oxydirter Salzsäure zu bleichen, ohne die Farben zu zerstören.* Diess Bleichen geschiehet durch oxydirt salzsaures Kali, doch darf dabey die Salzsäure nicht die Oberhand haben. *Schörbing über die in Salzburg gebräuchliche Methode, Baumwolle zu bleichen; und die Kunst Baumwolle ächt roth zu färben.* Das Bleichen geschieht durch Seifenwasser, und die Färbung besteht in Gallung der Waare, und Behandlung derselben mit Zinnauflösung und Alaunwasser; die Farbe hält das Kochen mit starker Seifenlauge aus. *Beschreibung des Verfahrens, dessen man sich zu Malmedy, im Pais de Franchimont bedient, um die Pappe zu bereiten, welche die Tuchfabrikanten anwenden, um ihren Tüchern den höchsten Glanz zu geben. Curubull und Crook über die Verbesserungsarten der Engländer bey der Dampfbleiche. Dinglers Darstellung einer vollkommenen und wohlfeilen salpetersauren Eisenbeitze.* Der von der gewöhnlichen Eisenbeitze bleibende Eisenrost wurde in Salpetersäure aufgelöst. Die in diesem Bande befindlichen Beyträge zur Farbenwaaren- und Material-Kunde, betreffen *den Anbau und die Zubereitung des Krapps in Holland.* Bey diesem Bande machen einige Correspondenz-Nachrichten den Beschluss.

x+y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 NOVEMBER, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ueber die Mnemonik.

Seit Hn. *Gräffe's* Unterfuchungen über das Gedächtnifs (im vierten Theile des neueften katechetifchen Magazins), befonders aber feit der bekannten Ankündigung des Freyherrn von *Aretin* und den mnemonifchen Wanderungen des Licentiaten *Duchet*, ift die alte, angeblich von Simonides aus Cea erfundene Erinnerungswiffenfchaft, oder das fyftematifch geordnete Aggregat der von Erfahrung abftrahirten Regeln, bey deren Anwendung die natürliche Gedächtnifsanlage auf eine bewundernswürdige Weife foll vervollkommnet werden können, aufs neue ein Gegenftand der allgemeinen Aufmerkfamkeit geworden. Müffen wir uns gleich, was die Gefchichte diefer Erfindung und ihrer allmählichen Entwickelung durch die Rhetoriker betrifft, mit dürftigen Nachrichten begnügen, fo hat fich doch die eigentlich für den Redner berechnete Methode felbft ziemlich vollftändig und deutlich, befonders beym Verf. der Bücher an den Herennius, erhalten, aus deffen kurzgefafster Darftellung mehrere Neuere, vorzüglich *Schenkel*, die alte Mnemonik wieder herzuftellen gefucht haben. *Lambert Thomas Schenkel*, geb. zu Herzogenbufch 1547, von dem man in *Val. Andreae Bibliotheca Belgica* (Lovan. 1643. 4.) weiter Nachricht findet, lehrte nämlich zu Ende des 16 und zu Anfange des 17 Jahrhunderts diefe Kunft in mehreren Ländern über 40 Jahre lang mit grofsem Beyfall und Gewinn: in feinem Alter überliefs er diefes Gefchäft feinem Zögling, dem Schlefier, *Martin Sommer*, welcher die fchon öfter gedruckte, abfichtlich unter abentheuerlich gebildeten Wörtern und Siglen verfteckte Anweifung feines Meifters in Venedig 1619. 8. wieder auflegen liefs. Von diefer feltenen Ausgabe ift nun eine freye und abgekürzte Überfetzung unter folgendem Titel erfchienen:

Erlangen, b. Palm: *Compendium der Mnemonik oder Erinnerungswiffenfchaft aus dem Anfange des fiebenzehnten Jahrhunderts, von Lamprecht* (Lambert Thomas) *Schenkel und Martin Sommer.* Aus dem Lateinifchen mit Vorrede und Anmerkungen, von D. *Johann Ludwig Klüber.* 1804. 104 S. gr. 8. (8 gr.)

Zu den in der Vorrede mitgetheilten literarifchen Notizen mag folgendes als Ergänzung und Berichtigung hier feinen Platz finden. *Schenkel*, der noch 1620 lebte, liefs feine Anweifung unter dem Titel: *Libellus artificialis memoriae*, mit einer Zueignungsfchrift an den Erzbifchof Ernft von Cölln zum erftenmal zu Lüttich 1595 drucken. Eine vollftändigere und verbefferte Ausgabe erfchien fehr wahrfcheinlich noch vor 1602: zuverläffig aber ift die nicht von Schenkel felbft, fondern von einem eidbrüchigen Schüler oder fonft jemanden, der zum Befitz des Schlüffels gekommen war, veranftaltete und von dem Buchdrucker, Anton Bertram, einem Grafen von Hohenlohe-Langenburg dedicirte ftrasburger Ausgabe von 1610. 8, welche Hr. *K.* für die erfte hält, *wenigftens* die zweyte. Zu den übrigen Abdrücken der fchenkelfchen Mnemonik mufs auch der fogenannte *Schenkelius detectus* gerechnet werden, deffen Herausgeber *Joannes à Paëpp Galbaicus* (auch *à Papen*, unter den Beförderern der Gedächtnifskunft im 17 Jahrhunderte vorzügliche Erwähnung verdient. Diefer *Paëpp*, von deffen Perfon und fonftigen Verhältniffen Rec., aller angewandten Mühe ungeachtet, bis jetzt nichts genaueres beyzubringen weifs, lebte zur Zeit der Herausgabe feiner Schriften in Frankreich, befonders zu Lion. Nachdem er fich ohne fonderlichen Erfolg bemühet hatte, aus den Alten felbft und ihren Erklärern eine gründliche Kenntnifs der Mnemonik zu fchöpfen, fo hörte er zwar von Schenkels Verdienften um diefe Kunft, konnte fich aber nicht entfchliefsen, den mündlichen Unterricht diefes Mannes zu fuchen, der feine Zuhörer durch einen Eid der Verfchwiegenheit band. In diefer Verlegenheit fiel ihm zufällig Schenkels Anweifung (aber gewifs nicht nach der Ausgabe von 1610) in die Hände, er entzifferte ihren Sinn, und machte fie auf vielfältiges Bitten feiner Freunde *mit hinzugefügtem Schlüffel* unter folgendem Titel bekannt: *Schenkelius detectus: feu, Memoria artificialis hactenus occultata, ac a multis quam diu defiderata, nunc primum in gratiam optimarum artium ac fapientiae ftudioforum luce donata à I. A. P. G. S. P. D.* u. f. w. mit dem Motto: *Tantum fcimus quantum memoria tenemus. Lugduni, apud Bartholomaeum Vincentium.* M. DC. XVII. *cum Privilegio regis.* 220 S. 12. In diefem fehr fehlerhaft gedruckten Buche, deffen Titel bey Hn. *K.* mit dem Titel von *Bruxii Simonides redivivus*, zufammengefchmolzen ift, findet man mehrere nicht unerhebliche Notizen zur Gefchichte Schenkels und des damaligen mnemonifchen Treibens. Nach einer Reife in die Provence gab hierauf Paëpp mit vollftändiger Nennung feines Namens einen von ihm ver-

versprochenen reichhaltigeren und deutlicheren Tractat aus: Εισαγωγη *seu introductio facilis in praxin artificiosae memoriae A. D. I. Paëpp Galbaico - Lugduni, sumptibus Auctoris: et venundantur apud Bartholomaeum Vincentium*, M. DC. XIIX. *cum Privilegio Caesareo et Gall. Regis.* 102 S. 12. Hier wird die Kunst auf eine von Schenkeln zuweilen abweichende Art in fünf Dialogen gelehrt, und durch 8 Kupfertafeln erläutert. Als Anhang zu dieser Schrift erschien *Ebendaselbst* und *in demselben Jahre* auf 47 S. 12: *Vita M. Tullii Ciceronis in annos distincta ac in Epitomen secundum artem Mnemonicam reducta. A. D. I. Paëpp Galbaico*, mit hinzugefügtem Verzeichnisse der Päbste, Kaiser, Könige von Frankreich und Polen, auch einer Anzahl türkischer Wörter. Die letzte dem Rec. bekannt gewordene mnemonische Schrift dieses Verf. kam *im folgenden Jahre* bey *demselben Verleger* unter dem Titel heraus: *Artificiosae memoriae fundamenta, ex Aristotele, Cicerone, Thoma Aquinate, aliisque praestantissimis doctoribus petita, figuris, interrogationibus, ac responsionibus clarius quam unquam antehac demonstrata. Cui etiam praeter modum commodiorem eadem sine locis praestandi, quae cum illis, alia nonnulla ejusdem artis hactenus inaudita adjunguntur*, 120 S. 12. Sie ist besonders in Ansehung der Lehre von den Bilderplätzen, welcher Hr. K. ein eignes Supplement widmen musste, sehr ausführlich und deutlich. — Auf diese mnemonischen Arbeiten des sehr wenig bekannten Paëpp, der seinen eigenen Weg zu gehen suchte, glaubte Rec., ohne sich hier auf eine genauere Anzeige ihres Inhalts und ihres Eigenthümlichen einlassen zu können, die künftigen Bearbeiter der mnemonischen Literatur um so mehr aufmerksam machen zu müssen, da sie unter die bibliographischen Seltenheiten gehören möchten.

Hn. K. sehr lesbare Bearbeitung des sommerschen Schenkel wird, nebst den hinzugefügten zweckmässigen Anmerkungen, denjenigen gute Dienste leisten, die sich nicht nur mit der Methode historisch bekannt machen, sondern auch mit sich selbst Versuche anstellen wollen. Eine umständliche Zergliederung dieser in 8 Lectionen abgetheilten Anweisung wäre unnöthig. Rec. kann zwar die Übersetzung nicht mit dem Original von 1619 vergleichen, glaubt aber versichern zu können, dass Sommer im Grunde nichts Eigenthümliches hat, dessen von Hn. K. nur im Auszuge mitgetheilte Einladungsschrift: *Brevis delineatio* u. s. w. eigentlich nichts anders ist, als der schenkelsche Anschlagzettel verschmolzen mit dem Programm *de utilitatibus et effectibus mirabilibus artis memoriae et quid singulis lectionibus proponatur.* Beide Stücke findet man auch im *Schenkelius detectus;* aus dem Programm hat jedoch Sommer einiges weggelassen; wie die Anleitung zu einer Methode, einem Redner, Prediger oder Advocaten alle Worte, so geschwind er sie spricht, nachzuschreiben. Die sommersche Ausgabe mag eben so fehlerhaft gedruckt seyn, als der *Schenkelius detectus*, wenigstens scheint gleich im Anfange der ersten Lection, wo gelesen werden muss: 3) Ordnung der Plätze und Bilder (*ordo locorum et imaginum*). 4) Praxis oder Anwendung (*Praxis s. ipsum exercitium*) — der Irrthum durch fehlerhafte Interpunktion in der Urschrift veranlasst worden zu seyn.

An die jetzt angezeigte Schrift schliesst sich folgende, blos literarischen Inhalts, an:

Nürnberg u. Altorf, b. Monath u. Kussler: *Mein Kontingent zur Geschichte der Gedächtnissübungen in den ersten Jahren des sechszehnten Säculums. für die Besitzer von Schenkels und Sommers Compendium der Mnemonik*, von D. *Johann Ludwig Klüber.* 48 S. 8.

Nach einer kurzen Einleitung, worin als Urheber und Beförderer von Versinnlichungsmethoden, mnemonischen Künsten, oder sinnreichen und ungewöhnlichen Kunstgriffen das Gedächtniss zu stärken, *Simonides, Meticus* (soll heissen: *Simonides Melicus*) und andere angeführt werden, giebt der ungenannte Vf., veranlasst durch von *Aretin's* Ankündigung und *Klübers* Compendium der Mnemonik, unter anderen literarischen Beyträgen auch eine nähere Nachricht von der Sammlung unter dem Titel: *Variorum de arte memoriae tractatus sex* u. s. w. Francof. et Lips. 1678. 8, ohne jedoch den Leser mit den Vff. näher bekannt zu machen. Aus der Anzeige sieht man nicht einmal, wie *sechs* Tractate herauskommen sollen. Rec., der zwar nicht die genannte Sammlung, wohl aber das *Gazophylacium artis memoriae* in Händen hat, bemerkt also, dass die vom Vf. angegebenen Seitenzahlen der ersteren mit den Seitenzahlen des letzteren vollkommen übereinstimmen, woraus sich zu ergeben scheint, dass die *Variorum d. a. m. tractatus sex* ein blosser Nachdruck des *Gazophylacium* sind, und dass folglich von S. 339 — 378 die *Erotemata de arte memoriae seu Reminiscentiae, — Authore Joh. Sp. Herd*, anzutreffen seyn müssen, obgleich der Vf. nichts davon erwähnt. Zu den *vier* im Gazophylacium schon gedruckten Schriften von *Schenckel, Joannes Austriacus, Marafiotus* und *Herd*, wurden nun in dem Nachdruck noch die beiden von *Ravellin*, und *Jo. Willish* hinzugefügt. Jene kam, wie Rec., der sie vor sich liegen hat, bey dieser Gelegenheit anführen will, zum ersten male heraus unter dem Titel: *Ars memoriae: hactenus ab ejus primo autore, hujusque secundo quidem incognito, ita obscure studio tradita, ut legere neàum intelligere quis posset. Jam vero in Gratiam et usum juventutis explicata, exemplis aucta per M. Franciscum Martinum Ravellin, in inclyta Academia Heidelbergensi Italicae et Gallicae linguae informatorem. Francofurti Typis Nicolai Hoffmanni, sumptibus Joann. Theodorici de Bry. Anno.* M. DC. XVII. 107 S. 12. nebst einem Register auf fünf nicht numerirten Seiten. — Womit sich aber der Vf. vorzüglich beschäftigt, sind des Franziscaners *Thomas Murner* gewissermassen der Mnemonik angehörige Schriften, nämlich dessen *Chartiludium logices*, wovon vier Ausgaben, eine Cracauer 1507. 4. eine Strasburger 1509. 4. eine

eine Brüsseler 1609. 8. und eine Pariser 1629. 8. angeführt werden; das *Chartiludium Institute summarie*, eine mnemonische Bearbeitung der Institutionen, nach der strasburger Ausgabe bey Knoblauch 1518. 4. und einem vielleicht von Murner selbst gefertigten in der nürnberger Stadtbibliothek befindlichen Manuscript; endlich der *Ludus Studentum Friburgensium*, worin die Regeln der Prosodie durch das Schachspiel gelehrt werden, und wovon der Vf. zwey frankfurter Ausgaben von 1511 und 1512. 4. kannte. Diese abentheuerlichen Produkte werden ausführlicher beschrieben. Angehängt ist das Erasmische *Colloquium Ars notoria*, um zu zeigen, was Erasmus von den mnemonischen Künsten geurtheilt habe. Die kleine Schrift würde ein dankenswertherer Beytrag zur Literatur der Mnemonik seyn, wenn der Vf. sich einer grösseren Genauigkeit beflissen hätte. Schon durch den Titel wird man verleitet, Hn. K. für den Vf. zu halten. Was soll man dabey denken, wenn es S. 41 heisst: es gebe in der schwarzischen Bibliothek zu Altorf vom *Ludo scaci* eine zweyte frankfurter Ausgabe von 4 auch 5 Bogen.

Früher, als *Klüber* und *von Aretin*, hatte sich Hr. *Käsiner* als mnemonischer Schriftsteller gezeigt. Durch Schenkels Werk zum Studium der Mnemonik gereizt, hatte er die wenigen ihm zu Gebote stehenden Schriften über diese Kunst gelesen, alles dasjenige, was ihm in den darin gegebenen Vorschriften nicht aus den Grundsätzen *der Alten* zu fliessen schien, abgesondert, und gegen passendere Rathschläge neuer Schriftsteller vertauscht, endlich die Gültigkeit und Tauglichkeit der so gesammelten Regeln an sich selbst erprobt. So vorbereitet fand er sich im Stande, im November vorigen Jahres zu Leipzig auf eine befriedigende Art zu beweisen, dass seine Bemühungen nicht fruchtlos gewesen waren. Die Resultate seiner mnemonischen Forschungen legte er dem Publicum in folgendem Werke vor:

Leipzig, b. Kummer: *Mnemonik oder System der Gedächtnisskunst der Alten*, von *Christian August Lebrecht Kästner*, Pfarrer zu Beblitz bey Eilenburg. 1804. XVI und 143 S. 8. (12 gr.) worauf er bald nachher als Anhang folgen liess:

Ebendas., b. dems.: *Erläuterungen über meine Mnemonik, oder das von mir herausgegebene System der Gedächtnisskunst der Alten.* 1804. 77 S. 8.

Beide Schriften sind nun in der sehr bald nöthig gewordenen neuen Auflage der Hauptschrift, unter dem Titel:

Ebend., b. dems.: *Mnemonik, oder die Gedächtnisskunst der Alten, systematisch bearbeitet* von *Christian August Lebrecht Kästner* u. s. w. *Zweyte ganz umgearbeitete Auflage.* 1805. XXIV und 270 S. 8. (1 Rthlr.)

in Eins verschmolzen. Rec. der sich bey der folgenden Anzeige vorzüglich an diese zweyte Ausgabe halten wird, welche sich im Ganzen durch bessere Ordnung sowohl, als durch grössere Bestimmtheit und Deutlichkeit vor der ersten vortheilhaft auszeichnet, findet daher unnöthig, auf die *Erläuterungen* u. s. w. jetzt noch besondere Rücksicht zu nehmen, worin man, zur ferneren praktischen Anleitung, einen Theil des in der Mnemonik gelehrten auszuüben, Reihen von Päbsten und Kaisern, eine Anzahl von Jahren, die Summarien des Matthäus und der Genesis, die Hauptabschnitte der Bergpredigt und den 139 Psalm mnemonisch behandelt findet, nebst einer Anweisung zum mehrfachen Dictiren mehrerer Briefe. — In der Einleitung zur Mnemonik handelt der Vf. zuerst nach *Locke*, *Flemming*, *Kant*, *Maass* u. a. vom Gedächtniss überhaupt und den Vollkommenheiten desselben. Diese Vollkommenheiten dem Gedächtnisse näher zu bringen (ihre Erwerbung zu erleichtern), diene die Mnemonik oder Erinnerungswissenschaft, welche als *ein System der Regeln* definirt wird, *durch Verknüpfung der zu behaltenden Idee mit einer anderen dem Gedächtniss zu Hülfe zu kommen.* (In der ersten Ausgabe als *eine wissenschaftliche Darstellung der Regeln, die hauptsächlich durch den Gebrauch der Associationsgesetze Vorstellungen alsdann erwecken lehren, wenn man sie zurück zu haben wünscht.*) Sie soll zeigen, wie wir durch *willkührliche* Verknüpfung der Ideen in jedem nöthigen Falle Vorstellungen zurück erhalten, und dadurch bey gehöriger Übung zur *Gedächtnisskunst*, oder zu der Fertigkeit gelangen können, durch das Gedächtniss Dinge auszurichten, welche die Natur nicht auszurichten vermag (welche es, sich selbst überlassen, nicht würde leisten können). Dass *willkührliche* Anknüpfung an eine Vorstellung für das Zurückrufen einer anderen wenigstens eben so nützlich sey, als *unwillkührliche* Verkettung, wird sodann vom Vf. aus Geschichte und Erfahrung bewiesen; die angeführten Beyspiele indessen, die man grösstentheils in allen Mnemoniken findet, und die noch leicht hätten vermehrt werden können, möchten wohl mehr als Beweise ausnehmend glücklicher und durch Übung ausgebildeter Gedächtnissanlagen geltend gemacht werden können, da wir doch nicht wissen, welcher Methode sich z. B. der Korse bey Muretus bediente. Die Geschichte und Literatur der Kunst, welche in der ersten Ausgabe sehr unbefriedigend und unrichtig vorgetragen war, (wie hätte z. B. Schenckel, der 1547 geboren wurde, sein Gazophylacium A. M. zur Zeit der Reformation herausgeben können?) ist in der zweyten durch Benutzung der Klüberschen Schrift zwar etwas vollständiger, aber doch immer noch unvollkommen genug ausgefallen, und bis auf Hn. *von Aretin* und *Duchet* fortgeführt. Rec. bemerkt bey dieser Gelegenheit, was Hr. K. noch nicht wissen konnte, dass seitdem auch in Strasburg ein Mnemoniker, der sich *le Professeur Grégoire de Feinaigle* nennt und ein gewesener Cisterzienser aus Salmansweiler seyn soll, durch seinen Unterricht in der *Art d'aider et de fixer la mémoire* und durch merkwürdige Proben von der Wirksamkeit seiner Methode Aufsehen erregt hat. — Auf die Ehre

Ehre, etwas neues erfunden zu haben, macht Hr. K. keinen Anspruch, sondern er schränkt sich bloss auf die Gedächtnisskunst der Alten ein, und entwickelt dem zufolge hauptsächlich die im *Auctor ad Herennium*, *Cicero* und *Quintilian* enthaltenen Grundsätze, zu welchen sein Werk als ausführlicher Commentar zu betrachten ist. Diess geschieht in einem *theoretischen* und *praktischen* Theile. Jener bestand in der ersten Ausgabe aus drey Kapiteln, von den *Plätzen*, den *Bildern* und den *Merkmalen:* in der zweyten, worin sich der Vf. überhaupt näher an Sommer hält, ist dagegen das Kapitel von den *Merkmalen*, worunter alles verstanden werden sollte, *was eine Sache für uns interessant macht*, mit Recht in das Kapitel von den Bildern verwebt worden, wogegen zwey neue Kapitel, *von der Ordnung der Plätze*, und *von der Wiederholung der Plätze und Bilder*, hinzugekommen sind, so dass nun der theoretische Theil aus vier Kapiteln besteht. I Kap. *von den Plätzen.* Ein (mnemonischer) *Platz*, heisst beym Vf. der (natürliche oder künstliche, wirklich vorhandene oder bloss eingebildete) *Raum*, wohin man die unter einem Bilde gedachte Vorstellung in Gedanken absichtlich setzt. Die Eigenschaften der Plätze werden nach den bekannten Stellen der Alten aus einander gesetzt, und die ganze Lehre durch Beyspiele erläutert. II Kap. *von den Bildern.* Nach des Vf. etwas undeutlicher Definition ist ein (mnemonisches) Bild jede Vorstellung, die man in Gedanken mit einem Platze verbindet, um dadurch entweder sie selbst, oder eine andere Vorstellung in die Seele zurückzurufen. Diese Bilder sind entweder eigentliche und uneigentliche, oder vollendete und unvollendete: eigentliche sollen nur das, was sie selbst vorstellen; uneigentliche hingegen (theils unmittelbar ohne Zwischenvorstellung, theils mittelbar vermittelst einer Zwischenvorstellung) eine andere Sache behaltbarer machen. *Vollendete*, oder vollkommene, Bilder sind diejenigen, welche für uns ein unmittelbares oder mittelbares Interesse haben: *unvollendete* (unvollkommene), bey denen das Gegentheil Statt findet. Natürlich macht die Mnemonik soviel als möglich von den ersteren Gebrauch: unmittelbares Interesse wird schon durch das Ding an sich hervorgebracht: mittelbares durch das Hinzudenken eines interessanten lebendigen oder leblosen Gegenstandes, einer interessanten Handlung oder Lage. III Kap. *Ordnung der Plätze*, worunter der Vf. *die Ähnlichkeit* versteht, *welche sich in der Art findet, wie die Plätze neben einander liegen.* Das IV Kap. endlich handelt *von der Wiederholung der Plätze und Bilder*, wobey zugleich, aus Schenckel, das Nöthige von der sogenannten *Lethognomik*, oder dem Verfahren, die in den Plätzen angehefteten Bilder wieder zu vertilgen, beygebracht wird. — Dem Rec., welcher übrigens in der Praxis der mnemonischen Kunst ein Laie zu seyn gesteht, hat es geschienen, dass die beiden letzten Kapitel des theoretischen Theils eher in den praktischen gehört hätten, und dass es systematischer und der Deutlichkeit zuträglicher gewesen seyn würde, wenn die Lehre von den Bildern, als das Fundament *dieser* mnemonischen Methode, *vor* der Lehre von den Plätzen abgehandelt worden wäre. Im *praktischen* Theile lehrt nun Hr. K. den Gebrauch der Gedächtnissmittel in besonderen Fällen. Da wir nämlich, nach des Vf. Lehre, entweder *Dinge an sich* (Ziffern, Buchstaben, Sachen, Wörter), oder *blosse Beziehungen der Dinge* (Urtheile, Sätze), oder *Successionen* (z. B. Regentenreihen), oder endlich *Dinge, wiefern sie in irgend einen Abschnitt gehören* (z. B. das Jahrhundert, in welchem irgend eine Begebenheit vorfiel), zu behalten wünschen: so zerfällt dieser praktische Theil ebenfalls in vier Kapitel, worin das zu beobachtende, und vom Vf. selbst zu Leipzig beobachtete, mnemonische Verfahren, sowohl durch eigentliche, als durch uneigentliche Bilder, gelehrt und durch zahlreiche Beyspiele erläutert wird. Diese praktische Anweisung, wobey Hr. K. von den Vorschriften des *Auctor ad Herennium* ausgeht, und die sich nicht füglich im Auszuge darstellen lässt, entwickelt eine grosse Menge von der Erfahrung abstrahirter mnemonischer Regeln, die, wie auch der Vf. bemerkt, einzeln genommen Niemanden eigentlich neu seyn können, der auf die Operationen seines Gedächtnisses achtet. Diess kann jedoch der Mnemonik nicht zum Vorwurfe gereichen; auch sagt schon Schenckel in dieser Hinsicht sehr richtig: „*doceamus hanc artem ita naturae convenientem, ut exerceatur ab omnibus passim hominibus, quamvis ipsi ignorent. Sicuti enim omnium artium et disciplinarum initia a Deo indita sunt, quibus conjungentes exercitium praeclari evadunt, ita hujus etiam, quod patebit, si quis velit vitam suam ad memoriam revocare. — — Percurrendo totam vitam ad locos imaginum, personarum rerumque confugimus. — Quod vero arte et exercitatione, ex principiis a Deo cuique inditis, praeclari quid et admiratione dignum eliciatur, manifestum est in musicis, arithmeticis, arte saltandi etc. ut etiam in mechanicis*" u. s. w. Auch über die Wahl der von Hn. K. *vorgeschlagenen* Bilder lässt sich billiger Weise mit ihm nicht rechten, denn „*similitudine alius alia magis commoveture* sagt der *A. ad Herennium*) — *quare sibi quemque suo commodo convenit imagines comparare.*" Indessen möchte das Possirliche mancher solcher Combinationen, dergleichen auch im *A. ad Herenn.* vorkommen, und wobey man an *Bunonis Memoriale Institutionum* und *Corporis Juris* erinnert wird, dieser Methode selbst allerdings nicht wenig Abbruch gethan haben, indem man sie *deswegen* für blosse kindische Spielerey erklärte, und dabey vergass, dass wir doch alle mehr oder weniger, ohne etwas von einer Mnemonik zu wissen, nur das Behalten von Worten, Zahlen und anderen Gegenständen auf ähnliche Weise zu erleichtern pflegen.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 NOVEMBER, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Über die Mnemonik.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was Hn. *Käſtner's* Darstellung betrifft, so gesteht Rec., dass er diese Mnemonik, selbst nach der zweyten Ausgabe, für seine Person weniger lichtvoll gefunden hat, als den *Schenckel* und *Paepp*, welche bloss praktisch zu Werke gehen, ohne den Leser durch vielfältiges Abtheilen und Unterabtheilen zu ermüden. Auch möchte vielleicht mancher es lieber gesehen haben, wenn Hr. K. sein Buch in der Form eines Commentars zu dem mnemonischen Abschnitte im *A. ad Herennium* ausgearbeitet, und also den Anmerkungen zu seiner Schrift:

Leipzig, b. Kummer: *Übersetzung und Erklärung der berühmten drey Stellen bey den Alten von der Gedächtnisskunst. Nebst noch einigen Beyspielen von dem Gebrauch, den ich von dieser Kunst machte. Als ein Anhang zur Mnemonik.* Von *Christian August Lebrecht Kästner* u. s. w. 1805. Ohne Dedication und Vorrede. 90 S. 8. (8 gr.)

wodurch er manchem, dem seine Mnemonik noch nicht deutlich genug ist, einen Dienst zu erweisen glaubte, eine grösere Ausdehnung gegeben hätte. — Eine treue und fliessende Übersetzung jener drey Stellen (*Cicero de Orat. II*, 86—88. *Auct. ad Herenn. III*, 16—24. *Quintilian. X*, 1, 11—26) ist keine leichte Sache; auch muss man annehmen, dass es Hn. K. eigentlich bloss darum zu thun war, ihren Sinn zum Besten deutscher, der Ursprache unkundiger Leser im Ganzen wiederzugeben, so dass man im Einzelnen nicht allzu strenge Foderungen machen darf. Aber auch so hätten manche Unrichtigkeiten, wie *Skepsius Metrodorus*, *der Fechter Carystius*, *Larisseus Eurypylus*, sorgfältiger vermieden werden sollen. Ferner hätte Hr. *K.* darauf Bedacht nehmen müssen, nach dem correctesten Texte zu übersetzen: bey der Stelle aus dem *Cicero de Oratore* erfahren wir aber nicht einmal, welcher Ausgabe er sich bediente. Die neueste Ernestische kann es nicht gewesen seyn: sonst wären II. 87. §. 358 die nicht füglich zu entbehrenden Worte: *admonetur memoria nostra atque excitatur*, nicht übergangen worden. Der Abschnitt aus dem *A. ad Herennium* ist zwar aus der Ernestischen (welcher?) Ausgabe verdeutscht; es wäre jedoch zu wünschen gewesen, dass Hr. K. die Schützische zum Grunde gelegt hätte, in welcher der Text und der Sinn bey schwereren Stellen sehr gewonnen hat. Dann hätte er den Anfang des 20 Kap. nicht so übersetzt: „Weil nun die Bilder den Sachen ähnlich seyn, und wir aus allen Wörtern die uns bekannten Ähnlichkeiten auswählen müssen: so müssen die Ähnlichkeiten nothwendig zweyfach seyn, Sachähnlichkeiten und Wortähnlichkeiten. Sachähnlichkeiten werden ausgedrückt, wenn wir uns von den Auftritten selbst, im Allgemeinen, Bilder entwerfen. Wortähnlichkeiten entstehen, wenn das Behalten eines jeden Namens und Wortes mit einem Bilde bezeichnet wird." Hier, wie im 21 Kap. (wo Hr. K. die Worte *a Regibus Marciis*, sonderbar genug giebt: *von den Marcischen Königen*) bieten die glücklichen Schützischen Verbesserungen einen weit bequemeren und der Absicht des Schriftstellers gemäſseren Sinn. Gleich nachher, wo *Schütz* ebenfalls den Text wieder hergestellt hat (Rec. fiel in dieser Stelle auf: *subornare in Iphigenia parantes Ag. et. Menelaum*, weil das Beyspiel nach der Absicht des Vf. *alle einzelnen Wörter* des Satzes mnemonisch ausdrücken lehren soll), heisst es bey Hn. K. ohne gehörigen Sinn: *An einem anderen Orte führen Äsopus und Cimber, in der Rolle des Agamemnon und Menelaus, die Iphigenia auf.* — Rec. findet übrigens an dieser Übersetzung, sowie an der aus Quintilian (XI, 2, 18), noch manches andere zu tadeln.

Die angehängten Anmerkungen erläutern und entwickeln weiter, was im Texte gesagt ist, enthalten aber nichts Wesentliches, was man nicht auch in der Mnemonik fände. Sie schliessen mit einer tabellarischen Übersicht der in den drey übersetzten Stellen enthaltenen Regeln. Endlich zeigt noch Hr. K., wie er selbst die Mnemonik auf die ersten acht Jahrhunderte der christlichen Kirchengeschichte angewandt hat.

Durch die bisher angezeigten Schriften der Hn. *Klüber* und *Käſtner* ist die Mnemonik, was die Methode betrifft, im Grunde nicht über den Punkt hinausgebracht worden, auf welchem sie zu den Zeiten des *Auctor ad Herennium* stand. Nun hat aber bekanntlich der Freyherr *von Aretin* (m. s. das Intelligenzb. dieser Zeitung 1804. Nr. 108. 112) gegen Subscription von wenigstens vier Dukaten eine Anleitung zur Erinnerungswissenschaft angekündigt, worin ausser einer deutlichen und mit den nöthigen Tabellen und Beyspielen versehenen Anweisung, auch eine Geschichte und Kritik aller früheren Methoden, an deren Stelle Hr. *v. Aretin* eine bessere erfunden zu haben versichert, enthalten seyn wird. Die von

von Hn. *Duchet* nach dieser neuen ihm anvertrauten Methode an mehreren Orten öffentlich abgelegten Proben, so wie die darüber gefällten mancherley Urtheile, kennt man aus mehreren Zeitschriften. Über die Aretinsche Erfindung, ehe sie bekannt gemacht ist, schon zum voraus absprechen zu wollen, findet Rec. wenigstens sehr voreilig. Wenn auch *Schenckel*, nebst seinen Schülern, und Hr. *Kästner* dasselbe, vielleicht gar noch vollkommener, geleistet hätten, was *Duchet* geleistet haben soll: so sind doch die Wege nicht gleichgültig, auf denen man zu demselben Ziele gelangt, und überdiess war Hr. *Duchet*, als er seine mnemonische Reise antrat, gegen *Schenckel* wenigstens erst ein angehender Praktiker. Von Hn. *v. Aretin* darf man doch voraussetzen, dass er das Publicum nicht wird täuschen wollen: ihn selbst aber darf es nicht befremden, dass es ihm nicht besser ergeht, als dem ehrlichen *Paëpp*, welcher, ohne Subscription zu verlangen, die mühsam aus dem *Schenckel* erlernte Gedächtnisskunst, soviel er selbst davon wusste, gleich öffentlich bekannt machte. Auch ist weniger gegen die noch zur Zeit dem Publicum nicht vorgelegte Aretinische Methode, als gegen die Bedingung ihrer Mittheilung; folgende kleine Schrift gerichtet:

Ohne Druckort (Anspach, b. Haueisen): *Das enthüllte Geheimniss der Mnemonik oder Gedächtnisskunst. Ein Neujahrsgeschenk für diejenigen, welche ein schwaches Gedächtniss haben und gern Geld ersparen wollen.* Mit dem Motto, *Mundus vult decipi, ergo* ..... 1805. 40 S. 8.

man würde sich aber sehr irren, wenn man, ob diess gleich der Titel nicht sehr urban zu verstehen giebt, hier eine Enthüllung der aretinischen Methode suchen wollte. Denn der Vf. enthüllt eigentlich gar nichts. Worauf es bey der Mnemonik hauptsächlich ankomme, wusste man längst; und wer es nicht wusste, dem wird aus der hier so ausgedrückten Hauptregel: *Verwandelt Worte und Begriffe in Bilder, ordnet diese in Fächer und an Plätze und beziffert sie gehörig*, kein sehr helles Licht, wenigstens nicht in Absicht auf Hn. *v. Aretin's* Methode, aufgehen. Ungeachtet der Vf. selbst gesteht, dass er drey Tage nach Empfang der Klüberschen Schrift an sich selbst Versuche angestellt habe, und dadurch in den Stand gesetzt worden sey, in einer halben Stunde von dreyssig Kapiteln der Genesis die Summarien vor- und rückwärts, in und ausser der Ordnung, fast wörtlich; und in einer anderen drey sehr kurze deutsche Briefe drey verschiedenen Menschen zugleich dem Sinne nach zu dictiren, so läuft sein Urtheil über die ganze Kunst dennoch, worüber man sich wundern muss, darauf hinaus, sie sey wenig mehr als eine Spielerey, und nur zum Prunken, um Kunststücke zu machen, geeignet; es lasse sich davon schwerlich reeller Gewinn für die Wissenschaften und Nutzen fürs Geschäftsleben erwarten, und die Mnemonik sey und bleibe nichts weiter, als die Kunst nachzubeten. Indem er die Duchetschen in Berlin abgelegten Proben kritisirt, fragt er sonderbar genug, ob man nun durch eine solche Kunst etwa ein Mineraloge, Bergbauverständiger u. s. w. werde? ob man durch solches Auswendiglernen sich nun das eigene Studium der Wissenschaft entbehrlich mache? Hat diess aber wohl jemand behauptet? Eben so wenig wird die Mnemonik von irgend Jemanden für eine *neue Kunst* ausgegeben: Hr. *v. Aretin* sagt ja blos, *seine Methode* sey von der Methode der Alten abweichend und neu. Der Vf. bemerkt, was auch von anderen zum Nachtheile der Mnemonik geltend gemacht worden ist, dass ihm die Bilder der einstudirten Gegenstände mehrere Tage auf eine beschwerliche Art vorzuschweben fortführen: wie also, wenn die aretinische Methode, der nun auch Hr. *Kästner* gehuldigt hat, gerade diese Unbequemlichkeit vermiede? Auch *Schenckel* lehrte in seiner *neunten* Lection eine Gedächtnisskunst, „*quae neque locis neque imaginibus indiget, cujus opera quidam maxima quaeque praestant, licet prima fronte ac in superficie parvi videatur momenti*" (*Schenckel. det. p.* 67) und *Paëpp* that das nämliche (*Artif. M. Fund.* p. 20 ff.) nur auf eine andere Weise. Eben so hat kürzlich ein Hr. *Brunner*, Mechanicus in Nürnberg, ein mnemonisches Lehrbuch angekündigt, worin gelehrt werden soll, wie man durch 17 von ihm erfundene Regeln, *ohne Bilder*, dem Gedächtniss sehr wirksam zu Hülfe kommen könne. Man mag nun den von Hn. *v. Aretin* eingeschlagenen Weg der Subscription beurtheilen, wie man will; so sieht man doch, dass der Vf. des enthüllten Geheimnisses den Gesichtspunkt, aus welchem *Duchet's* und anderer mnemonische Proben zu betrachten sind, absichtlich oder nicht, gänzlich verfehlt hat. Es sollte und soll damit blos gezeigt werden, was sich bey einer methodischen Cultur des Gedächtnisses, die in neueren Zeiten offenbar zu sehr vernachlässiget wird, leisten lässt: und so scheint es dem Rec. sehr erwünscht, dass die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand durch etwas Auffallendes wiederum rege gemacht wird. Vor dem Missbrauche, den Marktschreyer mit der Mnemonik etwa zu treiben versucht werden möchten, wird hoffentlich der prüfende Zeitgeist schützen, und wer etwa seine mnemonischen Fertigkeiten öffentlich zu zeigen im Falle ist, der erinnere sich dabey an die Worte *Muratori's* (*Lamindo Pritanio Rifless. sopra il buon gusto I.* 10): „*Senendo essa* (*la memoria artifiziale*) *propriamente per chi vuol recitare in pubblico orazioni o altre cose, contribuisce di molto a far divenir ciarlatano, chi tale veramente non era. Quando mercè di questa Arte può taluno ridire all improviso inferi Poemi altrui, e cominciare ancor dall ultimo verso, ovvero saper esporre con ordine una smisurata filza di nomi, o d'argomenti appena pronunziati da altri, e far altre simile prodezze: egli è ben certo di far rimanere estatici gli uditori, e di sentirsi intonare all' orecchio una strepitosa salva di viva. Nè per avventura sarà ingiusto questo applauso; ma non potrà però negarsi, che chi ne va in truccia con questo faticoso mestiere, non porti l'evidente carattere*

tere di Cerretano, dal quale il buon gusto si ha da guardar con gran cura."

Was endlich die Geschichte der Mnemonik in den ältesten Zeiten anlangt, so hat diese Hr. Prof. *Morgenstern* in Dorpat in akademischen Programmen zu behandeln angefangen. Das erste erschien

Dorpat, b. Grenz: *Praelectiones semestres in Universitate — Dorpat.* — Inest *Caroli Morgensternii Comm. de arte veterum mnemonica P. I, qua disputatur de artis inventore et perfectoribus.* 1805. 14 S. Fol.

Zuerst von dem angeblichen Erfinder der Gedächtnisskunst, Simonides: ein vorzügliches Gedächtniss, welches er als Dichter besass, und eine spätere Missdeutung der bekannten Erzählung von dem Gastmahl haben jene Ehre der Erfindung ihm erworben. Viel wahrscheinlicher sey es, dass eine solche Kunst zuerst unter den Sophisten in Anregung und Ausübung gekommen. Hippias aus Elis wird hier als der erste Erfinder genannt. Theodektes, ein Zeitverwandter des Aristoteles, machte davon für die Redekunst Gebrauch. Charmadas, ein Schüler des Carneades und Metrodor aus Skepsis bildeten sie weiter aus. Auch römische Schriftsteller gedenken der Mnemonik; selbst Horazens *ponere signa novis praeceptis II, Serm.* 4, 2 wird von Hn. *M.* dahin bezogen.

Die Abhandlung ist interessant; die beygefügten literarischen Bemerkungen reichhaltig. Die etwas breite Manier aber, in welcher Hr. *M.* seine Gedanken ausführt, ward vielleicht einem solchen akademischen Programm angemessen gehalten. Beschenkt Hr. *M.* ein anderes Publicum etwa auch mit einer deutschen Übersetzung dieses Schriftchens: so wird gewiss alles kürzer, gedrängter, anziehender erscheinen.

ζ.

Parma, in der k. Buchdruckerey: *Opere del Dottore Lodovico Scapinelli, patrizio Modenese, sopranominato il Cieco.* 1801. Erster Theil, LX und 256; Zweyter, 342 S. 8.

Lodovico Scapinelli, aus einem bey den estensischen Fürsten hoch angesehenen Geschlecht von Staatsdienern, wurde im J. 1585 blind geboren. Durch welche Mittel die unzähligen Begriffe, die man in seinen Schriften findet, in seine Seele gekommen, und *wie* sie in derselben waren, diese Erzählung, eine der wichtigsten, anziehendsten, würde dieser Sammlung den vornehmsten Reiz geben, fehlt aber so ganz, dass kaum am Ende in einem unpaginirten *Aviso* noch der *Name* seines Lehrers beyzubringen war. Seine Laufbahn erhellet aus Briefwechseln und Protocollen, welche Hr. *Pompilio Pozzetti*, Bibliothekar und Professor der Geschichte zu Modena, zu dem voranstehenden Elogio benutzt hat. Ohngefähr in seinem ein und zwanzigsten Jahr kam Hr. Lodovico als Lehrer zu dem Erbprinzen Alfonso, einem bekanntlich sehr guten Herrn, der sich seiner sein Lebenlang auf das thätigste angenommen. Hierauf wurde Scapinelli nach damaliger Art je auf zwey, drey Jahre, mit jedesmal höherem Gehalte, ausserordentlicher Professor der Beredsamkeit in Bologna. Einige Zeit stand er zu Pisa. Doch erhielt er endlich das höchste Ziel seiner Wünsche, nämlich die von dem grossen Sigonius in Verehrung gebrachte, ordentliche Katheder zu Bologna. Es zeigt sich, dass er mit grösstem Beyfall gehört wurde. Nicht weniger sein fürstlicher Freund in Modena als der mediceische Hof behandelten ihn mit wahrer Zärtlichkeit. Seine voranstehende Figur bezeichnet ein interessantes Äussere, und er mag etwas Herzliches im Vortrage gehabt haben; anziehend war schon sein angebornes Unglück. Er starb 1634 bey einem Besuche in Modena. Alles dieses im *Elogio*, welches mit vielem Fleisse geschrieben, übrigens, zumal anfangs, dem Redepomp des Thomas eher, als der anspruchlosen geistreichen Anmuth Fontenelle's, ähnlich ist. Es ist aber von 1794, und der Vf. hatte alle Anlage zur Vervollkommnung.

Die Werke von *orbo Scapinelli* (so nannte man ihn im gemeinen Leben) sind italisch und latein. Zuerst 82 Seiten Poesien; man kennt jenen verdorbenen Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts; doch unterscheiden sich diese durch etwas mehr Natur, und wo er einmal die unausstehlichen Ritornellen der Liebeslieder mit ernsterem Tone tauscht, in dem Spottlied über seine weichlichen Zeitgenossen, wird er interessant. Er ruft die Frauen auf, die Männer wieder männlich zu machen.

Meglio è nel dipartir del vostro bene
Provar breve dolor, che in ozio indegno
Perder la vostra gloria e l'altrui speme.

Alsdann folgen lateinische Gedichte, ein italienischer und mehrere lateinische Aufsätze in Prosa. Überfliessende Geniekraft haben wir nicht bemerkt, aber glückliche Aneignung der alten Sprache. Sie zeigt sich in vielen Gedichten, wenn besonders, wie für seinen Alfonso und dessen Isabelle (nach deren Tod ihm der Fürstenhut unerträglich war), das Herz mitspricht. Es ist auch das *Compendium vitae* der letzteren besser als das studirte Lob Cosimo des zweyten. Den ganzen zweyten Band füllt eine Reihe von *sechzehn Vorlesungen* über die *ersten drey* Kapitel des Livius. Dass jedes Wort, jede Wendung, von allen Seiten betrachtet, und Abschweifungen durchaus nicht vermieden sind, ergiebt sich schon hieraus; also dass er nicht unterlassen hat, seinen Schülern zu zeigen, von wie mancherley Seiten etwas betrachtet und benutzt werden kann. Es ist nicht zu läugnen, dass man für diese geschmacklose Weitläuftigkeit durch viele gelehrte Abhandlungen über die Urgeschichten Latiums und mancherley politische Excurse entschädiget wird; alles in *schönem* Latein: so dass die, welche nicht in einem oder zwey Tagen diese sechzehn Vorlesungen durchzustudiren, sondern je in einer Sitzung Eine von dem interessanten Manne zu hören hatten, Belehrung und Vergnügen darin finden mochten. Es bleibt immer ein merkwürdiges Denkmal, was unser Geist über die

Na-

Natur vermag, zu sehen, wie weit ein Blinder auch in Kenntnissen, die Lectüre voraussetzen, es bringen kann; viele Sehende würden mit Scapinelli's Schreibart und Gelehrsamkeit für sich sehr zufrieden seyn können. Druck und Papier sind *bodonisch;* die Buchstaben auch etwas schwärzer, als in einigen anderen Werken dieser Presse. Leider nicht wenige Druckfehler; dem zweyten Bande fanden wir noch eine Seite voll *beygeschrieben.* Ths.

GOTHA, b. Perthes; *Meister Liebreich. Ein nützliches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien.* Von *Rudolph Christoph Lossius*, Pfarrer in Schwerborn bey Erfurt. — 1800 u. 1801. 3 Thle. 262, 276 u. 220 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Absicht des Vf. gemäfs soll diese Schrift eine Art moralischen Elementarwerks für die bürgerlichen Stände seyn. Zugleich aber wollte er auch die Kinder mit mancherley nützlichen Erfindungen und wohlthätigen Anstalten unseres Zeitalters bekannt machen, und sie zur Aufmerksamkeit auf ihren eigenen Körper gewöhnen: jenes, um die schädlichen Vorurtheile, wodurch die thätige Beförderung des Guten so oft erschwert und verhindert wird, zu verdrängen; dieses, um in anschaulichen Beyspielen gute und üble Folgen einer ordentlichen oder unordentlichen Diät zu lehren. Durch die Bemerkung, dafs Nervenübel auch in diesen Ständen immer häufiger werden, wurde der Vf. veranlafst, sich auch besonders über die Lehre von den Nerven auszubreiten, wobey ihm *Paulitzky* und *Thilow* als Führer dienten.

Rec. freut sich, sagen zu können, dafs Hr. *L.* viel zur Erreichung seines Zwecks gethan habe. Er kannte sein Publicum und die moralischen Gebrechen desselben, und wufste auf welchem Wege ihm beyzukommen wäre. Mit reifer Überlegung wählte er die Mittel, die zu seinem Zwecke dienlich schienen. Besonders verdient eine rühmliche Erwähnung, dafs er die Strenge der moralischen Grundsätze durch die Beziehung auf ihre Folgen angenehmer zu machen gesucht hat, was bey den niederen Ständen immer noch eine Zeitlang, bis ihre moralische Cultur auf einen höheren Punkt wird gebracht seyn, nothwendig zu seyn scheint, indem es gleichsam die Vorbereitung zu derselben ist. Die beygebrachten Kenntnisse aus der Naturgeschichte, Naturlehre, u. f. werden gern dazu behülflich seyn, richtigere Ansichten der Natur und ihrer Wirkungen hervorzubringen. Die Einkleidung in eine Geschichte, die der Vf. gewählt hat, ist zwar im Ganzen genommen ziemlich anziehend; aber ihr Interesse wird nur hie und da durch einige allzugedehnte und müssige Stellen geschwächt. Der Ton der Erzählung ist einfach und edel.

AN.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Magdeburg*, b. Keil: *Lebensgeschichte Siegfried Habermanns*, eines guten Landmanns in Mahrendorff. 1804. 246 S. 8. (12 gr.)

2) *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Bemerkungen oder Briefe über Wien eines jungen Bayern auf einer Reise durch Deutschland*, an eine Dame von Stande. Ohne Jahrzahl. 180 S. 8. (1 Rthlr.)

3) *Glogau*, b. Günther: *Einfache Lebensscenen aus der wirklichen Welt.* Ein Beytrag zur Charakteristik des menschlichen Herzens, von *J. G.* und *W. W.* Zweytes Bändchen. 359 S. 8. (Beide Theile 2 Rthlr. 4 gr.)

Recht zweckmäfsig benutzt der Vf. des empfehlungswürdigen Buches (Nr. 1) die Gelegenheit, einem alten Bauer gute Lehren für seine Landsleute in den Mund zu legen. Er schildert die vielen Vortheile, die für den Landmann mit der Erlernung eines Handwerks verknüpft sind, warnt vor übermäfsigem Tanzen, und erklärt die Ursachen der schädlichen Folgen sehr deutlich. Der Nutzen des Soldatenstandes wird sehr einleuchtend geschildert. Überdiefs legt Hr. *H.* seinen Nachbarn die Pflichten der Kinder gegen Ältern, der Unterthanen gegen Obrigkeit, und umgekehrt sehr ans Herz, wobey er die Pflichten gegen sich selbst nicht vergifst. Wie verdient um das Wohl ihrer Unterthanen würden Regenten und Gutsbesitzer sich machen, wenn sie ihnen Bücher dieser Art in die Hände gäben!

Der Vf. von Nr. 2 giebt sich in seinen Briefen an seine theure Freundin Evelina alle Mühe, recht geistreich zu seyn, aber er giebt sich diese Mühe natürlich umsonst. Dabey mufs er gleichwohl von seiner Schreibart sich eine sehr hohe Idee machen, denn S. 71 schreibt er an seine geistreiche Evelina: Wenn Sie durch den Schlufs meines letzten Briefes in eine gewisse sanft melancholische Stimmung versetzt wurden, so will ich durch den Inhalt des gegenwärtigen Ihre Gefühle zu beschwichtigen, und jede noch übrig gebliebene Nebelwolke von Ihrer sonst so heitern Stirn zu verscheuchen suchen! Ein 17jähriges Fräulein von Arnestein nennt er eine *Amorin* — wie schön! S. 106 sagt er, seine Bemerkungen über Wien sollten nur in der Bundeslade seiner, und der Freundschaft seiner theuern Evelina niedergelegt werden. Es wäre zu wünschen, dafs sie aus dieser Bundeslade nicht herausgekommen wären. Der Vf. schreibt ferner auch nicht verstandene Wörter fremder Sprachen nach, um sich damit zu brüsten. Die Spanierinnen haben ihre *suos Machos.* Wie würde er *suos* übersetzen? Und dennoch macht er sich lustig über die Sprachfehler der Wiener, er, der S. 130 *ranzirt* für rangirt, *Geschmäckigkeit* für Wohlschmack, so oft *lernen* für lehren und dergleichen undeutsche Sachen schreibt!

Nr. 3 ist ein Roman, wie es viele giebt, das heifst, höchst elend und erbärmlich. Der Leser hat sich erst durch das Labyrinth eines unverständlichen Wörterschwalls durchzuarbeiten, ehe er dem eigentlichen Inhalte sich nähert, und ist er auch mit diesem zu Ende, so kann er nichts weiter behaupten, als: er habe unverständliches Zeug gelesen. Rec. hat diesen Roman durchgelesen, und würde gern, wenn auch nur eine ganz flüchtige Übersicht des Ganzen geben; allein er gesteht, dafs diefs ihm unmöglich sey. Er fand eine solche Menge Personen, dafs er nicht weifs, welche eigentlich die Hauptpersonen sind, und im ganzen Buche ein so fades Raisonnement, mit so vielen französischen Brocken vermischt, dafs er Gott dankte, als er mit der Lectüre am Ende war. Die Schreibart ist überspannt und läppisch.

♂

1) *Bayreut: Der ansbach-bayreutische Armenfreund*, herausgegeben von *Ch. S. Krause*, Kriegs- und Domänen-Kammer-Assessor. *Erster Band.* 1804. 416 S. 8.

2) *Weissenfels*, b. Böse: *Wahrheit und Dichtung.* Eine Wochenschrift. 1804. 416 S. 8. (20 gr.)

Beide Schriften sind Sammlungen von verschiedenartigen Aufsätzen, gröfstentheils ernsthaften und nützlichen Inhalts, deren Wahl besonders in Nr. 1 nicht unglücklich ausgefallen ist. Da der Gewinn des Armenfreundes zu einer wohlthätigen Anstalt verwendet werden sollte: so wären ihm wohl mehrere Freunde zu gönnen gewesen. Das Wochenblatt hätte schon für sich, ohne alle Nebenrücksichten, vor tausend starkgelesenen Büchern den Vorzug verdient.

A. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bern, b. Waltbard: *Geistliche Oden und Lieder von C. F. Gellert. Mit ganz neuen Melodien zu drey bis vier Singstimmen, nebst einer Klavierparthie mit dem Violinschlüssel und beygefügtem Generalbasse.* In Musik gesetzt von *Niklaus Käsermann*, öffentl. Lehrer der Tonkunst und Kantor an der Hauptkirche zu Bern. 1804. 212 S. gr. 4. (3 Rthlr. 16 gr.)

Gewöhnlich ist das Fach der Melodien zu Oden und Liedern gleichsam der Tummelplatz angehender Kraftmänner, die keiner Kunstcultur zu bedürfen glauben, und welche wähnen, die zu dem Liede nöthige Stimmung des Geistes sey ohne ästhetische und grammatische Kunstkenntnisse hinreichend, zu dem Texte eine Reihe Noten zu setzen, und die Begleitung aus den harpeggirten Accorden der Tonica und Dominante und aus den Umkehrungen derselben zu bilden. — Wie leicht sind auf diese Art Lieder componirt! Um sie ins Publicum zu bringen, bedarf es ja in verschiedenen Musikhandlungen weiter nichts, als dass der Vf. für sein Manuscript Exemplare der Verlagsartikel statt des Honorars annehme. Und warum sollten auch Musikhandlungen, die bloss auf mercantilischen Grund und Boden gebauet sind, nicht geneigt seyn, dem immer nach neuen Musikalien dürstenden Publicum auf eine so leichte Art etwas neues aufzutischen! — Der kritischen Zeitschriften, die sich ausschliessend mit der Tonkunst beschäftigen, sind theils zu wenig, theils ist ihr Umfang zu sehr beschränkt, um von der grossen Menge solcher Oden-, Lieder-, und Romanzen-Sammlungen jede insbesondere aufzunehmen, sie gehörig zu würdigen, und die blossen Leyerer durch die Geissel der Kritik vom Parnass zu entfernen. So vereiniget sich denn Vieles, was Gelegenheit giebt, dass der ohnehin schon krebsartig gewordene Schade immer weiter um sich frisst. — Zu diesem Vielen gehört unstreitig auch diejenige Art der Kritik, die sich im Fache der Musik seit geraumer Zeit zu behaupten sucht, nach welcher man gemeiniglich vor den Kunstwerken der besten Tonsetzer der Zeit bloss niederfällt und anbetet, und dabey die Missgriffe oder Vernachlässigungen des Meisters absichtlich ignorirt, oder sie wohl gar zu Originalschönheiten und besonderen Geniewürfen erhebt — worüber wahrscheinlich oft der Meister selbst, dessen Menschlichkeit man einen solchen Götterfunken unterlegt, heimlich lachen muss. — Diese Art der Kritik muss nothwendig sehr viel zu dem seither gewöhnlichen Übel beytragen, dass die mehresten angehenden Tonsetzer alles, was Kunstschule heisst, verachten, und bloss durch noch ungebildetes Genie das Ziel ihrer Laufbahn zu erreichen trachten. Dass alles dieses für die Kunst keine vortheilhaften Folgen haben könne, daran wird niemand zweifeln, und Rec. fand es nothwendig, diese Bemerkungen, worauf ihn die Menge der herauskommenden nichtsbedeutenden Compositionen zu Oden und Liedern führte, gerade hier um so weniger zu übergehen, weil sie den Vf. der oben angezeigten Sammlung nicht treffen, und eben deswegen nicht zu der Muthmassung Anlass geben können, als habe sich dabey die Kritik in Persönlichkeiten verirret.

Es verstehet sich unter den angezeigten Umständen von selbst, dass es dem Rec. sehr erfreulich seyn musste, in dem angezeigten Werke eine so zahlreiche Sammlung (sie enthält nämlich 54 Oden und Lieder,) zu finden, die, wenn auch nicht durchgehends, doch grösstentheils den Anfoderungen der Kritik Genüge leisten. Der Vf. (dessen Arbeit Rec. durch dieses Werk zum ersten Male kennen lernt,) ist ein Tonsetzer, der weder Nachahmer der gebräuchlichen Opernmusik bey seinen geistlichen Liedern ist, noch nach der anjetzt gebräuchlichen Weise das Studium des Satzes vernachlässiget hat, sondern den seiner individuellen Empfindungsart angemessenen Gang festen Fusses gehet, ohne sich an den Klingklang der Tagesordnung zu kehren. Er erschüttert uns zwar nicht durch mächtige Genieblitze, führt uns nicht in der Begeisterung höhere Regionen, — und diess möchte wohl auch bey seinem dermaligen Gegenstande ziemlich am unrechten Orte geschehen seyn —: aber er erhebt, wenn wir ihm ohne Andenken an die Theatermusik folgen, unseren Geist zur Andacht, trifft oft unser Herz, und vermeidet das Kleinliche und Empfindelnde. Uns dünkt, dass dieses gerade die Eigenschaften eines Tonsetzers seyn müssen, der die Oden und Lieder unseres Gellerts componiren will.

Die Composition zu diesen Oden und Liedern ist nicht wie die von *Eman. Bach* als Choral behandelt, sondern in den Figuralgesang eingekleidet; das ganze Werk eignet sich daher mehr zur Erhebung des Herzens bey Privatbetrachtungen über religiöse oder moralische Gegenstände, als zum öffentlichen Gebrauche. Doch werden diese Gesänge (ob sie gleich,

gleich, wenige ausgenommen, nur dreystimmig gesetzt sind) auch von einem stärkeren Singchore vorgetragen, ihre Wirkung nicht verfehlen. Diese Lieder können, so wie alle gewöhnlichen Lieder mit Klavierbegleitung, auch von einer einzelnen Person benutzt werden, weil der Vf. die Einrichtung dabey getroffen hat, in der Klavierparthie die beiden Oberstimmen des Liedes mit untergelegtem Texte zu vereinigen. Diese Klavierparthie ist im ganzen Werke durchgehends auf den linken Blattseiten, so wie die ausgeschriebenen Stimmen auf den rechten, enthalten, und zwar dergestalt, dass bey dem vorkommenden Falle des Umwendens alle Stimmen in gleicher Abtheilung mit einander fortgehen, und diesemnach eine nicht allzugrosse Gesellschaft diese Lieder mit Begleitung des Klaviers benutzen kann, ohne dass es nöthig sey, dass die Stimmen nochmals abgeschrieben werden. Überdiess hat der Vf. unter der Klavierparthie noch einen besonderen und bezifferten Bass hinzugefügt, damit durch die Ausführung desselben eine zahlreichere Gesellschaft der Singenden in Ordnung und reiner Intonation erhalten werden kann. Eine vorzüglich gute Eigenschaft dieses Werkes ist, in Hinsicht auf das grössere Publicum, diese, dass nicht allein jede Singstimme wegen ihres fliessenden Gesanges leicht zu treffen ist, sondern dass auch die Klavierparthie von jedem, der nicht ganz und gar Anfänger ist, ohne Schwierigkeit vorgetragen werden kann.

In Ansehung des Ausdrucks hat es dem Vf., wenn auch nicht immer, doch grösstentheils, geglückt; seine Melodie ist fliessend, und behauptet die ihr in Hinsicht auf ihren Gegenstand nothwendige Würde. Die Declamation ist grösstentheils richtig, und die Harmonie, ob sie gleich keine hervorstechenden Wendungen enthält, hat die nöthige Abwechselung. — Und sey es auch, dass über verschiedene einzelne Gellertsche Lieder schon Compositionen vorhanden sind, welchen die des Vf. in mancher Rücksicht das Gleichgewicht nicht halten, so bleibt dennoch die ganze Sammlung ein sehr schätzbares Werk, von welchem kein Freund des guten Gesanges und der Privatandacht ohne Befriedigung zurückgehen wird.

Damit jedoch die Kritik ihr Amt rechtlich verwalte, mögen noch nachstehende Bemerkungen folgen: In dem Liede: *Mein erst Gefühl sey Preis und Dank* etc. (S. 12) hat der Vf. die beiden letzten Zeilen des Textes verschiedene Mal wiederholt. Durch diese Wiederholung gewinnt zwar der Ausdruck in dem ersten Verse des Liedes; allein bey der Wiederkehr der Melodie zu den folgenden Versen, fallen diese Wiederholungen mehrmals auf solche Wortverbindungen, die weniger zur Wiederholung geeignet sind, als die im ersten Verse. Wäre es daher nicht besser gewesen, die Einrichtung zu treffen, für diesen oder jenen Vers des Liedes die Melodie anders einzurichten? Freylich ist diese Einrichtung in einem so starken Werke mit viel Weitschweifigkeit verbunden; bey alledem aber bleibt es eine ausgemachte Sache, dass bey der unabgeänderten Wiederholung einer Melodie zu den übrigen Versen des Liedes Unschicklichkeiten zum Vorscheine kommen, die dem Ganzen nicht wenig nachtheilig sind. — S. 28 muss im 18 Tacte das erste Achtel im Basse nicht *h* sondern *g* heissen. — Das Lied: *Diess ist der Tag, den Gott gemacht* etc. (S. 32) ist eins derjenigen, die dem Vf. nicht gelungen sind. Das tribrachysche Metrum, oder die drey kurzen Noten vor dem Niederschlage des Tactes, womit die kurzen und ungeradzähligen rhythmischen Glieder der Melodie durchgehends anheben, verursachen, dass die Melodie sehr holperig, und durch die durchgehends allzugrosse Gleichheit des Tactgewichtes aller melodischen Theile, zu monotonisch wird. Auch die 6 Tacte lange Silbendehnung am Ende dieses Liedes würde Rec. weggelassen haben, theils weil der melodische Satz schon zu sehr verbraucht ist, theils und hauptsächlich, weil in den übrigen Versen des Liedes nicht allein ganz unbedeutende, sondern auch unsangbare Silben (wie z. B. im zweyten Verse die Silbe *sei*, aus den Worten: *seinen* Sohn; im vierten Verse die Silbe *wirst*, aus den Worten: *und wirst uns Heil*, u. s. w.) auf diese melismatische Dehnung fallen. Bey dem Gesange des 10 Verses möchte vielleicht gar diese Dehnung bey manchen einen spöttischen Gedanken erwecken, weil in diesem Verse gerade die Silbe *neu* aus den Worten: *Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied*, auf diesen alten und ehedem sehr verbrauchten melodischen Satz fällt. Eben so würde Rec. auch die Silbendehnung zu Ende des Liedes: *Nach einer Prüfung kurzer Tage* etc. (S. 210) ausgelassen haben, weil in den folgenden Versen allzuoft die unsangbaren Selbstlauter *i*, *u* und *ü* auf die Passage fallen.

Noch wäre in Hinsicht auf das ganze Werk zu wünschen gewesen, dass sich der Vf. mehrerer Verschiedenheit der melodischen Formen der Tonschlüsse bedienet, und die Transposition eines Satzes aus der Tonart der Dominante in die Tonica, bey Gelegenheit der wieder in den Hauptton zurückkehrenden Modulation, nicht so oft gebraucht hätte. In Rücksicht auf einzelne Lieder veranlasst zwar der Gebrauch ähnlicher Schlussformeln eben so wenig, als die angezeigte Art der Transposition, eine gewisse Art von Unvollkommenheit; sobald man aber eine merkliche Anzahl dieser Lieder nach einander singt oder spielt, springt der daraus entstehende Übelstand merklich ins Auge. — Auch weiss sich Rec. die Ursachen nicht zu erklären, warum der Vf. verschiedene Mal drey bis vier Tacte hindurch die zweyte Singstimme den Diskant hat übersteigen lassen.

Der Satz des Vf. ist im Ganzen genommen rein; nur hin und wieder sind ihm einige grammatische Fehler entwischt; wie z. B. S. 28 im 14 Tacte zwischen der Mittelstimme und dem Basse, und S. 82 vom sechsten zum siebenten Tacte der ersten Zeile, zwey Octaven in der geraden Bewegung, so wie S. 4 vom sechsten zum siebenten Tacte der ersten Zeile

-le zwischen der Ober- und Mittelstimme, zwey offenbare Quinten.

Übrigens ist das Werk (ausgenommen auf der 5 Seite, auf welcher drey, jedoch leicht zu verbessernde Druckfehler, die bloss die Quantität der Noten betreffen, stehen geblieben sind,) correct mit scharfen Notentypen und Lettern gedruckt, und die Verlagshandlung hat dazu sehr schönes und starkes Papier gewählt. O—

Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Sammlung deutscher und italienischer Gesange mit Begleitung des Pianoforte*, von *Vincenz Righini*, königl. preuss. Capellmeister. I Heft. 1804. 15 S. gr. 4. (16 gr.)

Wenn gleich die beiden italienischen Gesänge dieser Sammlung bey weitem die angenehmsten und ausdruckvollsten sind: so werden doch die vier deutschen Lieder den Freunden des gefälligen Gesanges gewiss auch sehr willkommen seyn. Unter diesen zeichnet sich Nr. V durch Reichthum der Modulation besonders aus; bey den anderen giebt oft eine bedeutende und charakteristische Instrumentalbegleitung auch mancher ziemlich unbedeutenden und gewöhnlichen Melodie Leben und Nachdruck. Den italienischen Gesängen hat man auch deutsche Verse untergelegt, die aber ganz sinnlos und unsingbar sind. Der Übersetzer hat so wenig den italienischen Text verstanden, dass er sich durch die unrichtige Schreibart, mit der der Componist zwey Silben, die im Italienischen, vermittelst der Legatur nur Eine Silbe ausmachen, zwey besondere Noten gegeben, verleiten lassen, diesen beiden Noten, die im Gesange gebunden vorgetragen werden, wenn gleich sie von einander gesondert da stehen, ganz gegen das Silbenmass zwey deutsche Silben unterzulegen. Hievon ein klein Pröbchen:

Se t'accarezzo amica,
Tu mi prepari un laccio,
Se ti racolgo in braccio,
Tu mi ferisse il cor.
Wenn ich dir freundlich schmeichle,
Dann sinnst du mich zu betrügen,
Wenn ich in Arm dich presse,
Zerfleischest du mein Herz.

Ebendaselbst: *Sechs Lieder mit Begleitung des Pianoforte, componirt von V. Righini etc.* XI Werk 15 S. XII Werk 15 S. gr. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der ersten dieser beiden Sammlungen zeichnet sich No. I und IV und in der zweyten No. I durch grosse Naivetät äusserst vortheilhaft aus, und es wird bey diesen Melodien sicher niemand ahnden, dass der Componist ein Ausländer, oder doch nur nationalisirter Deutscher ist. Den anderen Liedern sieht man häufig den Zwang an, den ein schwerverstandener, mit fremder Hülfe bearbeiteter Text dem Componisten auflegt. Die meisten Lieder haben auch dadurch eine ganz eigene Monotonie, dass einige gesuchte Modulationen häufig darinnen wieder vorkommen. Je auffallender die Wirkung einer solchen fremden, auch wohl harten Ausweichung ist; desto leichter und bestimmter wird sie die Wiederholung empfinden, und desto widerlicher ist die Monotonie, die aus ihrer öfteren Wiederholung hervorgeht.

Das sechste Lied in der ersten Sammlung hat fünf Variationen für die Singstimme. Es wäre ungerecht, den Componisten über das Widersinnige solcher Variationen, über Worte, die etwas mehr sagen, als *Amen*, zu chicaniren, da dabey wohl von dem Begriff ausgegangen wird, die Singstimme wie ein Instrument, und die Poesie wie einen Canevas, zu betrachten, auf welchem, nach Willkühr und Laune, Blumen und Vögel von allen Farben gestickt werden. Da die meisten singenden Schönen diese und alles Bunte auch wohl mehr lieben, als Wahrheit und Schönheit des Ausdrucks: so verdient sich der Componist wohl eben dadurch am Ende noch den meisten Dank. Tr.

Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Etude de Violon ou Caprices. Oeuvre posthume de Messieurs Franc. et Joseph Benda*, cidevant Maitres *de Concert du Roi de Prusse.* Livre I. 15 S. Livre II. 15 S. gr. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das erste Heft enthält 16 Caprices von dem vortrefflichen *Franz Benda*, der eine edle und hohe Schule für sein Instrument stiftete, und bey seinem Unterrichte diese in ihrer Art vortrefflichen Stücke vorzüglich anwandte. Alle seine noch lebenden Schüler und deren Schüler werden diese nicht ohne Rührung erblicken, und nicht ohne Wohlgefallen diese saubere Ausgabe davon in die Hand nehmen. So sehr auch seit der Zeit Geschmack und Stil im Vortrage geändert haben mögen: so wird sicher jeder Violinlehrer, der es mit seinen Schülern gut meint, und neben dem guten Willen auch noch das Vermögen besitzt, das Rechte zu lehren, diese Caprices bey seinem Unterrichte vor hundert anderen Übungsstücken gerne anwenden. Sie sind nicht nur auf das innere wahre Wesen des herrlichen Instruments berechnet; sie sind auch selbst ein sehr reiner und kräftiger Abdruck des zarten und tiefen Gemüths, aus welchem der reinste und rührendste Vortrag hervorging, dessen sich das Instrument wohl je zu erfreuen gehabt hat.

Der edle *Franz Benda* war auch der väterliche Lehrer seiner Brüder, und in der Violine kam ihm sein Bruder *Joseph* am nächsten. Seine Caprices, die das zweyte Heft füllen, sind daher als Übungsstücke auch von nicht geringerem Werthe, wiewohl ihnen die Seele und die Kraft fehlt, die den Erfinder und Begründer auszeichnet.

Bey beiden Heften hat man die Fingersetzung bemerkt, wiewohl nicht überall ganz richtig bey der Correctur des Stichs beobachtet. Häufiger ist aber noch in der Bezeichnung des Bogenstrichs gefehlt, und ganze Stellen, bey welchen die eigentliche bendaische Weise von Bedeutung und Ausdruck ist, sind

ganz

ganz ohne Anzeige der Bogenstriche geblieben, wie z. B. in dem vortrefflichen vierten Caprice vom siebenten bis zum zehnten Tacte, in welchen von der ersten starken Note an das wiederholte *h* in der Oberstimme jedesmal zusammengebunden werden muss, und die beiden darauf folgenden Noten scharf gestossen werden müssen. Es scheint bey diesem übrigens sehr guten und saubern Druck überall nicht eine ganz correcte Abschrift zum Grunde gelegen zu haben; so ist das zweyte — vielleicht das schönste, sicher das gefühlvollste — im zweyten Theile nicht ganz rein von Änderungen und Abweichungen vom Original. Das Unternehmen ist indess an sich schon so rühmlich, dass die Kritik billig dafür Achtung haben muss: auch läst sich wohl noch ein vollkommneres Original zur Nachbesserung benutzen.

Diese Capricen können ernstliche und fleissige Violinspieler zu den grossen Violinsonaten des unsterblichen *Sebastian Bach*, ohne Bass, vorbereiten, die in demselben Grade schwerer sind, als die Arbeit daran grösser und correcter ist, und die vielleicht das gröste Beyspiel in irgend einer Kunst aufstellen, mit welcher Freyheit und Sicherheit der grosse Meister sich auch in Ketten zu bewegen weiss. er.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in Commiss. b. Hinrichs: *Lesebuch nützlicher Kenntnisse aus der Natur.* Zwölftes Bändchen. 1804. 140 S. 8. (12 gr.)

Die Aufsätze dieses Bändchens sind von verschiedenem Werth, zum Theil wohl vor vielen Jahren niedergeschrieben oder aus älteren Werken genommen; daher auch bey den meisten von ihnen Berichtigungen und Zusätze aus neueren Werken leicht möglich sind. Da aber der Herausgeber lauter solche Gegenstände gewählt hat, die dem ganzen Publicum zum Theil nützlich, gewiss aber alle interessant sind, seine Darstellung auch meistens Ausführlichkeit mit Kürze verbindet, und mehrere wirklich gute Aufsätze darin sind, so dürfte diess Werkchen leicht seine Leser finden. Schade ists, dass der oder die Vff. überall physico-theologische Ansichten einmischen, überhaupt blos teleologisch die Natur betrachten; denn dergleichen Betrachtungen sind wohl dem gemeinen Sinne angemessen, lassen aber den Naturforscher ohne Belehrung. Wir nennen hier von den XXVI Artikeln, die vorzüglicheren: 1) *Über die Natur und Eigenschaften der vorzüglichsten Weine;* wiewohl diese Abhandlung sehr alt, besonders in Absicht der chemischen Vorstellungsarten, und etwas zu kurz ist: so enthält sie doch viele den Weintrinkern nützliche und interessante Nachrichten. 3) *Von der Dattelpalme, die den Bewohnern ganzer Erdstriche alle Bedürfnisse gewährt.* 5) *Vom Perlenfange auf Zeylon.* 9) *Vom Caut-chouc und den Mitteln, es aufzulösen.* 10) *Der sogenannte Schwefelregen im May und Junius.* 13) *Erläuterung der Selbstentzündung des Russes mit Leinöl und einiger anderer Materien.* 14—15) *Einzelne Bemerkungen für die Naturgeschichte.* 16) *Einige Versuche mit dem Zitteraal* (Auszug des schillingischen Berichts an die berliner Academie). 17) *Der Honigthau.* 21) *Obst lange gut zu erhalten.* 22) *Naturhistorie der Austern.* 23) *Einige Versuche, die Vermehrung der Gewächse und Verdoppelung der Blumen betreffend.* 24) *Ausführliche Nachricht von den Perlen und dem Perlenfange.* Die 6 Abhandlung über die Gasarten ist zu unvollständig und planlos, und bedarf zu vieler Berichtigungen, als dass sie im J. 1804 noch genannt zu werden verdiente. KL.

Berlin, b. Frölich: *Physicalische Schlösser geöffnet ohne Schlüssel.* Oder *Beyspielsammlung für den künftigen Unterricht in der Naturlehre in Dialogen für Kinder*, von *Johann Ernst Berls.* 1804. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn man den Dialog liesst, welcher diesem Werke zur Vorrede dient, so findet man sich nicht eben in grosse Erwartung versetzt. Es wird in einem weitschweifigen Gespräch erzählt, wie ein sonst unverbesserlicher Trunkenbold von seiner Frau durch Drohschriften auf gesottenen Eiern geschreckt und gebessert wird. Bis S. 4 wird unnützer Weise seine Trunkenheit geschildert, und S. 11 geht's erst an die Aufklärung dieses Wunderwerks. Um desto angenehmer wird man nach Überwindung dieses mislungenen Vorgesprächs, das weder auf die rechte Art die Kinder zur Naturbetrachtung erweckt, noch auch als Gespräch einigen Werth hat, überrascht durch die Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit der 83 Gespräche selbst, welche allerdings die Kinder angenehm zu beschäftigen, zur Natur hinzureissen, und zu vernünftigem Nachdenken über ihre Werke und Kräfte zu leiten, vorzüglich geschickt sind. Man sieht in allen den geschickten und geübten Pädagogen. Diese Beyspiele umfassen in lauter interessanten Erscheinungen, das *ganze* Gebiet der Naturlehre; die Gespräche sind mit der einem verständigen Lehrer und zwey lebhaften kindlichen Schülern eigenthümlichen Munterkeit belebt, und was vorzüglich zu loben ist, sie sind progressiv, das Schwerere folgt auf das Leichtere. Der Vf. erregt immer erst Erwartung und Spannung auf ein Wunderbares, das der Lehrling leicht für unmöglich hält, und so über Möglichkeit und Unmöglichkeit behutsam und tiefer denken lernt. Sodann giebt er die Erscheinung rein und genau detaillirt. Endlich verweisst er den nach den Gründen neugierigen kindlichen Frager auf sein eigenes ruhiges Nachdenken, und giebt zuweilen hiezu Fingerzeige und allgemeine Regeln. Die Überschriften sind ganz geeignet, die Neugierde zu reizen. So sind z. B. die ersten 6 Gespräche so überschrieben: 1) *Das Papier brennt nicht an, ob es gleich nahe an die Lichtflamme gehalten wird?* 2) *Kann man auch in einem papiernen Gefässe kochen?* 3) *Der Dampf brennt sogar an?* 4) *Was wiegt denn so schwer?* 5) *Die Finger im Wasser und doch nicht nass?* 6) *Die wunderbare Schweinsblase.* Das 6 Gespräch hat Rec. vorzüglich gefallen. Ohne Zweifel wird diess Werk sowohl für Lehrer, die sich eine gute Lehrmethode für Kinder zu eigen machen wollen, als auch für Kinder, sie mögen nun einen geschickten Lehrer haben oder nicht, eine sehr nützliche Lectüre seyn. KL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 NOVEMBER, 1805.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Martini: *Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter*, von *Gottfried Lebrecht Richter*, Pfarrer zu Mühlbeck bey Bitterfeld, in Kurfachsen. 1804. 487 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Nach so vielen gründlichen Vorarbeiten von *Wetzel*, *Schamelius*, *Gottschald*, *Kirchner*, *Haug*, *Heerwagen* u. a. ist die Abfassung eines Lexikon der Liederdichter mit keinen grofsen Schwierigkeiten verbunden. Man darf die in diesen Werken enthaltenen biographischen Nachrichten nur auffuchen, erweitern, oder abkürzen und in alphabetischer Ordnung zusammenstellen, so ist die ganze Arbeit vollendet. Kein anderes Verdienst eignet fich auch der Vf. zu, als das des Sammlers. Doch muss Rec., nach genauer Durchsicht des Werks, gestehen, dafs der Vf. mit vielem Fleifse und nicht gemeiner Sachkenntnifs die vorgefundenen Nachrichten in ein Ganzes verarbeitet, und durch Benutzung anderer historisch-literarischer Werke seiner Arbeit die möglichste Vollständigkeit zu geben gesucht hat. Die Biographieen der älteren Liederdichter schöpfte er gröfstentheils aus *Schröckhs* christlichen Kirchengeschichte, und die Charakterschilderungen der neueren aus *Feddersens* Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Dafs er aus diesen Werken mehrere Stellen abdrucken liefs, kann man ihm, bey der genauen Angabe der Citaten und der unverkennbaren Absicht, seinen Lesern eine lehrreichere und anziehendere Darstellung zu geben, wohl nicht als Fehler anrechnen. So weit es Rec. möglich war, die Lebensbeschreibungen, von welchen einige etwas zu weit ausgedehnt zu feyn scheinen, mehrere auch nur aus Fragmenten bestehen, einer näheren Prüfung zu unterwerfen, fand er fie, selbst in Abficht auf Zahlen, gröfstentheils genau und richtig. Auch bemerkte er, dafs einige neuere Liedersammlungen, besonders die Dresdner, die jene früheren Bearbeiter der Literatur des kirchlichen Gesangs noch nicht kannten, benutzt worden find; doch vermifst er den Gebrauch der Berliner, Leipziger, Schneeberger u. a. neueren Sammlungen. Die Numern der Lieder find gemeiniglich nur aus den Niederlausitzer, Dresdner und Delitscher Gesangbüchern aufgeführet. Zwey als Schriftsteller und Liederdichter rühmlich bekannte Männer, der Superint. *Starcke* in Bitterfeld und Past. *Fulda* in Schochwitz, haben fich, wie der Vf. S. VIII der Vorrede, mit Dank bekennt, um die Vervollständigung dieses Werks sehr verdient gemacht. Besonders hat der letztere die Handschrift genau durchgesehen, durchgängig verbessert, und mit vielen schätzbaren Beyträgen bereichert. Durch die vereinigten Bemühungen beider so reichlich ausgestattet, ist dieses Werk ein nützliches Handbuch zur Kenntnifs der Liederdichter für alle, die jene vorhin angeführten Hülfsmittel nicht besitzen; oder es dient doch wenigstens, im Fall man fie besitzt, zur Erleichterung der Übersicht. Der Vf. stellt Personen aus allen Ständen, vom Throne bis zur Hütte herab, gleichsam in einer Gallerie auf, Könige und Fürsten, Gelehrte aus allen Facultäten, Tonkünstler, Schauspieler, Buchbinder, Zinngiesser, Schumacher, Hufschmiede, Leinweber, kluge Kinder, die im achten und zehnten Jahre schon Lieder dichteten, verschiedene Schwärmer, z. B. *Abraham von Frankenberg*, *Quirin Kuhlmann* und *Valentin Weigel*, inspirirte Weibspersonen, und unter diesen eine, die sogar im Traume dichtete. Dafs die hier genannten fürstlichen Personen ohne Ausnahme Liederdichter waren, möchte schwerlich erwiesen werden können. Irgend Jemand dichtete ein Lied auf ihren Wahlspruch, auf eine wichtige Begebenheit ihres Lebens, oder auf ihr Absterben; unter ihrem Namen kam das Lied ins Publicum, und der wahre Vf. blieb verborgen. Eben so wenig verdienen mehrere Tonkünstler, z. B. der sonst als Chronolog berühmte *Seth. Calvisius*, *Andr. Hammerschmidt* u. a. hier eine Stelle, weil sie nicht selbst Liederdichter, sondern nur Componisten waren. Einigen Tonkünstlern schrieb man die Gesänge unbekannter Dichter zu, ob ihnen gleich höchst wahrscheinlich nur das Verdienst der Composition zukam. Überhaupt dehnt der Vf. den Begriff eines der öffentlichen und häuslichen Andacht gewidmeten, nach einer gewissen Melodie singbaren Gesangs viel zu weit aus. Er umfafst unter dieser Benennung alle Gedichte religiösen Inhalts, selbst poetische Übersetzungen biblischer Bücher. Daher kommt es, dafs er *Brockes*, wegen seines irdischen Vergnügens in Gott, *Contius* wegen seiner Lieder eines sächfischen Dragoners, *Erlmann* wegen der fieben Worte am Kreuz in gebundener Rede, *Charlotte Unzerin* wegen ihrer zärtlichen und fittlichen Gedichte, *Valentin Voigt* wegen seiner handschriftlichen Meistergesänge über biblische Bücher, in das Verzeichnifs der Liederdichter aufnimmt. Auch Männer

ner durften hier nicht aufgenommen werden, die einem alten Liede ein paar Verse beyfügten, oder, von welchen es entschieden ist, dass ihnen das Lied eines anderen Vf. zugeschrieben ward, z. B. Markgraf *Albrecht* von Brandenburg, von dem der Vf. S. 7 selbst sagt, dass er ein Saul unter den Propheten sey, *Georg Mylius*, *Hieron. Weller*. Und mit welchem Rechte kann man *Andr. Blum* und *Joh. Karl Bretschneider* unter die Liederdichter zahlen, weil sie die Fragen des Katechismus mit Liederversen aus dem Hannöverischen, Schleizer und Dresdner Gesangbuche beantworten? oder *Joh. Clajus*, *Joh. Hecht* und *Zachar. Prätorius*, weil jener deutsche Lieder in hebräische, diese in lateinische Verse übertragen haben? oder Friedrichs II, Königs von Preussen, Gemahlin, weil sie Gellerts Oden französisch übersetzt hat? Letztere Notiz war darum nicht überflüssig, aber sie gehörte eigentlich zu dem Artikel: *Gellert*. Mehrere Dichter sind ohne nähere Anzeige ihrer Lieder aufgeführt, z. B. *Melch. Bischof*, *Christ. Brehme*, *Chryselius*, *Deyling*, *Dietmann*, *Dillherr*, *Polyxena Dilthey*, *Ehrenfried Dürr*, *Joh. Hoffmann*, *von Schönaich*. Einige derselben verdienen die ihnen angewiesene Stelle; ob aber auch die übrigen? diess zu untersuchen ist hier der Ort nicht. Vorzüglich lehrreich sind die Nachrichten von *Gellert*, *Paul Gerhard*, *Giseke*, *Hölty*, *Kleist*, *Lavater*, *Less*, *Pratje*, *Schamelius*, *Joh. Adolph. Schlegel*. Dagegen ist von *Klopstock* zu wenig gesagt. Auch die Literatur der katholischen und herrnhuthischen Liederdichter ist nicht ganz vollständig. Von letztern sind *Gregor*, *Wobeser* und Graf *Zinzendorf* beynahe die einzigen und vorzüglichsten, die hier genannt werden. Zur Ergänzung dieses specielleren Theils und des ganzen Werkes überhaupt, enthält *Otto's* oberlausitz. gel. Lexikon eine überaus reiche Nachlese. Schade, dass der Vf. dieses schätzbare Werk nicht benutzt hat! So gross auch die Zahl der beschriebenen Liederdichter ist (das Hauptwerk enthält 1290 und der Nachtrag 97 Namen): so sind doch mehrere mit Stillschweigen übergangen worden. Rec. will nur einige nennen, so wie sie ihm sogleich beyfallen: *Karl Christ. von Gehren* gab ein Gesangbuch zum Gebrauch der reformirten deutschen Gemeinde in Copenhagen heraus. (S. diese Lit. Zeit. 1804. Nr. 179); *Christian August Hausen*, Stadtprediger in Dresden, eine lateinische Liedersammlung, unter dem Titel: *Pietas melica*. Der verdienstvolle geh. Kriegsrath *Müller* hat sich durch glückliche Verbesserungen auch um das Leipziger Gesangbuch verdient gemacht. (*Schlichtegrolls* Nekrolog für das 19 Jahrhund. I, 322.) Von *Andreas Ohler* erschien bey Baumgärtner in Leipzig 1797 ein verbessertes Gesangbuch für alle Stände, in welchem auch einige Lieder von ihm stehen. (*Albrechts* sächsische Kirchen- und Predigergeschichte I, 806.) *Albr. Christ. Rotth*, Vater des S. 314 bemerkten *Christ. August Rotth* (nicht *Roth*) ist Vf. eines Gebet- und Gesangbuchs, Halle 1690. *Ernst Turin*, geistlicher Rath und Pfarrer in Mainz, besorgte das mit Beyfall aufgenommene christkatholische Gesangbuch für die Mainzer Erzdiöces, zweyte Auflage, Mainz 1788. *Voigt*, Past. in Tharand, ein beyfallswürdigerer Dichter, als sein Amtsvorgänger *Christ*, gab Lieder fürs Herz, Leipz. 1799; *Wagner*, Pred. in Rückerswalda bey Annaberg, Sterbe- und Begräbnisslieder, Annab. 1800; *Wislicenus*, Pf. zu Battaune in Sachsen, Confirmationslieder heraus. Die letzteren wurden seit 1796 fünfmal aufgelegt. Auch *Kämpfe* und *Wokenius* sind als Liederdichter bekannt. S. *Meusels* gelehrtes Deutschland. — Aus dem bisher gesagten erhellet, dass die sonst fleissig bearbeitete Literatur der Liederdichter noch vieler Zusätze fähig ist. Rec. kann nur folgende Bemerkungen mittheilen, weil eine grössere Ausführlichkeit der Raum dieser Blätter nicht gestattet. Der preussische Hauptmann *von Aderkas* starb zu Grossensalza bey Magdeburg, im Jul. 1792. Von dem auf der Kanzel durch den Blitz getödteten Pred. *Adolph* s. *Otto* I, 7 und Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführ. rechtschaff. Pred. III, 120. *Jo. Agricola* hat keinen Antheil am Interim. S. *Formula sacrorum emendand. a Jul. Pflugio composita*, vom Rect. *Müller* in Zeiz 1803 herausgegeben. Zu S. 6 verdient der Componist des Liedes: Straf mich nicht in deinem Zorn, bemerkt zu werden. Es war der zu seinen Zeiten berühmte Tonkünstler *Joh. Rosenmüller* in Leipzig. Überhaupt sollten die Namen der Componisten, deren Verdienst oft grösser ist, als das der Liederdichter, aus der Dunkelheit hervorgezogen werden, und es ist zu wünschen, dass *Gerber* in der angekündigten neuen Ausgabe s. Lexikon der Tonkünstler auf diesen Umstand Rücksicht nehmen möge. Von *Christ. Arnold* und *Arnschwanger* s. *Wills* Nürnb. gel. Lex. I, 41 ff. *Cornel. Becker* ward nicht wegen seines Eifers wider die Kryptocalvinisten, sondern wegen seiner Predigten wider den Rath zu L. suspendirt, wie Rec. aus eigenhändigen Nachrichten dieses Mannes weiss. Sein Psalter Davids gesangweis, erschien mit *Polyc. Leysers* Vorrede zuerst 1602, und ward mehrmals aufgelegt, auch von *Seth. Calvisius* und dem Kapellmeister *Heinr. Schütz* in Musik gesetzt. *Blumberg* geb. d. 24 Dec. (nicht Febr.) starb 1736 (nicht 35). Er ist Herausgeber des Zwickauischen Gesangbuchs 1703. Von seiner orientalischen Sprachkenntniss zeugt die 1716 zu Leipzig herausgegebene coptische Grammatik. *Joh. Augustin Bonitz* starb 1766 als Pfarrer an seinem Geburtsorte Auerbach im Voigtlande. *Christ. Brehmens* lustige und traurige Gedichte erschienen zu Leipzig 1637. Ein Lied von ihm: Das Kirchenjahr ist auch vorbey, stehet in Rochliz. u. a. Gesangbüchern. Nach *Neumeisters* Urtheil war der Vf. *Spiritu mediocri poeta, qui rhythmos plerumque torquet*. Von *Ernst Gottfr. Brehme*, s. *Meusels* Lexik. I, 576. Lieder von ihm im Freyberger Gesangbuch. Bey *Buchholz* fehlt das Citat: *Jo. Andr. Lieblers* Nachrichten von dem Schöning. Liederdichter *Buchholz*. Naumb. 1725. *Chiomusus* ist nicht nur Vf., sondern auch Componist des rührenden Gesangs: Allein zu dir Herr Jesu Christ. Er hat meh-

mehrere Gesänge für die Schule zu Frimar gedichtet und componirt. *Christ*, Pf. zu Tharand, starb im Jan. 1799. Mehrere seiner Lieder stehen im Freyberg. Gesangbuche. Sie sind nach dem Urtheil des Vf. im Ganzen gedankenvoll und lehrreich. Rec. setzt hinzu: Mitunter auch spielend und mystisch. Zum Beweis folgende Stelle, nach der auf diesen Gesang gar nicht passenden Melodie: Jesu meines Herzens Freud: „Fürst, von dem das Leben stammt, musst du sterben! wird der Töpfer selbst verdammt von den Scherben?" *Sam. Crell*, starb als Archidiac. in Waldenburg 1667. Von seinen Liedern urtheilt *Neumeister: Humi serpit poeta. Theodor Crusius* ist auszustreichen. Das ihm zugeschriebene Lied: Sey getreu, ist *Chr. Jägers* Arbeit. *David Denicke*, nicht 1630 sondern 1603 geboren. Seine Lieder, die *Otto* I, 236 genau verzeichnet: Wir Menschen sind zu dem, o Gott! u. s. w. waren bisher, nächst *Paul Gerhards*, die besten in unseren alten Liedersammlungen, und sind verbessert auch in die neuen übergegangen. *Dillherr* hat 30 Lieder gedichtet. Will. I, 264. Von *Paul Eber* heisst es: Er schrieb eine sehr schöne Hand, daher ihn auch *Melanthon* als Copisten seiner Arbeiten sehr gut brauchen konnte. Rec. kann dagegen aus einem eigenhändigen Aufsatze *Ebers* von 1567 versichern, dass seine Hand zwar deutlicher als *Melanthons*, aber keinesweges schön zu nennen ist. Die Jahre der Ausarbeitung seiner Lieder weiss man genau anzugeben, z. B. Wenn wir in höchsten Nöthen seyn, dichtete er 1546, als der deutsche Krieg begann. *Paul Flemming*, der glückliche Nacheiferer des berühmten *Opitz*, hat mehrere Lieder gefertigt, die in der Sammlung seiner Gedichte, Jen. 1660 stehen, unter andern einen Gesang auf die Himmelfahrt Christi: Fahr auf, du Siegesfürst, in aller Himmel Himmel. Bey *Gellert* fehlt die Angabe seines Amts. Er war bekanntlich seit 1751 ausserordentlicher Prof. der Philosophie. Auch verdienen die Melodien zu seinen Liedern bemerkt zu werden, von *Ca. Phil. Eman. Bach* 1765 von *Nic. Käsermann*, Bern 1804, ingleichen die Übersetzungen in fremden Sprachen. Selbst slowakisch erschienen die Oden zu Presburg 1787. S. *Ernesti Memoria* und *Meisters* Charakteristik deutscher Dichter, B. 2. *Sam. Luther von Geret* wird noch als lebend aufgeführet. Er war seit 1755 Prof. der Philosophie und Prediger in Thorn, und starb daselbst als königl. preussischer Hof- und Kriegsrath, auch Bürgermeister am 28 Sept. 1797. Die Liedersammlung der *Henr. Cathar. von Gersdorf* erschien zuerst unter dem Titel: Geistliche Singestunden. Sie enthält 55 Gesänge, die dem Löbau. Gesangbuche als Anhang beygefügt sind. *Otto* I, 462. *Graun* starb 1796 und *Gregorius* 1761. *Grundig* gab 1750 geistliche Berggesänge heraus, und besorgte die Ausgabe des verbesserten Freyberg. Gesangbuchs, in welches er, als einer der ersten in Sachsen, die Lieder der neuen Dichter aufnahm. *Mart. Heinsius* wird ein unbekannter Geistlicher genennet. Er war aus Spandau, und starb als Inspector zu Frankfurt an der Oder 1667. *Nic. Hermann* hat auch ein Lied vom Amt Johannis des Täufers gedichtet, das in *Clauders* Psalmodie stehet. Um den Geist des Dichters kenntlich zu machen, bedarf es kaum mehr, als des einzigen Verses: Herodias, die böse Haut, die schürte fleissig zu, der schnöde Balg, die Teufelsbraut, hat nimmer Rast und Ruh. *Joh. Aug. Hermes* besorgte 1787 mit *Boysen* das neue Quedlinburg. Gesangbuch, in welchem verschiedene Lieder von ihm stehen. *Hirsch* st. als Diac. zu St. Sebald in Nürnberg 1735. (Will. II, 130.) *Hochmuth*, nicht zu Meissen, sondern zu Zschorla, wo er zuletzt Prediger war, 1703 geboren. *Hönn*, Vf. des Betruglexikon, st. 1747. Zu *Homburgs* geistlichen Liedern, Jena 1659, hat *Werner Fabricius*, Organ. an der Nic. Kirche in Leipzig, Vater des berühmten *Jo. Alb. Fabricius*, die Melodien verfertigt. *Christoph* (nicht Christian) *Jäger* st. 1675 als Past. zu St. Afra in Meissen. Das Lied: Sey getreu bis an das Ende, ist seiner dem Rect. *Lindemuth* gehaltenen und zu Budissin 1664 gedruckten Gedächtnisspredigt beygefügt. *Kerzig* st. 1779 als Pf. zu Jahnsdorf bey Chemnitz. (*Weiz* gel. Sächs. S. 128.) *Klay*, gewöhnlicher *Clajus*, st. als Pf. zu Kitzingen 1656. Ein zweytes Lied von ihm beginnt: Einst sprach der kühne Jonathan. Er hat auch den bethlehemischen Kindermord als Trauerspiel bearbeitet. *Klesch* st. als Pfarrer an der Kaufmannskirche in Erfurt 1706. *Krause* st. 1746 nicht 1740. *Leisentritts* katholisches Gesangbuch erschien 1573 mit einer Zuschrift an Kaiser Maximilian II, und ward zu Budiss. 1584 zum drittenmal aufgelegt. Von *Liebichs* zahlreichen Liedern sind nur 2 in das Berliner und 3: Höchster Tröster komm herniedder; Gott führt uns Menschen väterlich; Dir, Gott, dir will ich fröhlich singen, in das Leipziger Gesangbuch ganz umgeändert aufgenommen worden. In ihrer ursprünglichen Gestalt sind sie, wegen zu vieler biblischen zum Theil auch mystischen Ausdrücke nicht singbar. Nur ein Vers aus der ersten Sammlung seiner Lieder S. 63. Wie hoch, wie selig ist mein Stand! Wie gross des Heylands Treu! Wer glaubt es, dass ein Höllenbrand des Höchsten Bruder sey? *Val. Ernst Löscher* hat das Delitsch. Gesangbuch 1704 unter dem damaligen Modetitel: Rauchwerk der Heiligen, herausgegeben. Sammler ist aber eigentlich *Theoph. Reibestahl*, Pf. zu Radefeld bey Leipzig. Mehrere *Luthern* zugeschriebene Gesänge waren schon zuvor vorhanden, z. B. Mensch, willst du leben seliglich, hatte man schon 1481 wenig abweichend von Luthers Verbesserung. Mitten wir im Leben sind, als Übersetzung des lateinischen *Media vita*, stehet schon zum Theil in einem Plenarium von 1514. *Peisker* schrieb sich: Fürstlicher Dichtmeister und der deutschgesinnten Genossenschaft Unterschreinhalter. Die treffliche Melodie zu *Schallings*: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr! ist von *Mich. Gasteritz*, Organist in Amberg. *Schernack* (nicht Scharnack) geb. zu Treuenbriezen 1622 st. 1675 als Diac. zu Wittenberg. Seine siebenfache Himmelscapelle erschien daselbst 1674. Der Artikel: *Mich. Schirmer*

mer aus Jöcher, ist durchaus unrichtig. Der Freyberger und Berliner *Schirmer* sind allerdings zwey Personen. Jener war 1635 geboren, dieser — der Liederdichter — gab schon 1631 zu Leipzig eine lateinische Elegie in Druck, und übersetzte 1668 Virgils Heldengedicht in deutsche Verse. S. 367 fehlen *Seidels* neue christliche Lieder zum Gebrauch der Jödel. Armenschule, von Prof. *Sattler*, Nürnberg 1788 herausgegeben. *Stifel* lebte nicht als Professor sondern als Privatmann in Jena. S. von ihm Gallerie der neuen Propheten, S. 273—370. *Joh. Walther* besorgte eine Sammlung neuer christlichen Gesänge, in 4 und 5 Stimmen componirt. Witt. 1544 jetzt eine aufserordentliche Seltenheit! *Weller* war Prof. am Gymnasium aber nicht erster Superint. zu Freyberg. Diefs war bekanntlich *Casp. Zeuner*. *Abr. Ziegk*, (nicht Ziecke) aus Luccau in der Laufitz, st. 1694 als Rect. in Merseburg. *Mich. Ziegenspeck*, Vf. zweyer Lieder auf das Jubelfest 1630, und des Gesangs: Dein Zorn und Grimm, gerechter Gott, o schwere Noth! ist endlich ausgebrochen. Diese und andere Ziegenspeckische Lieder stehen in *Clauders* Psalmodie. S. 469 *Joh. Sam. Beyer*, aus Gotha, st. 1744 als Cant. und Musikdirect. in Freyberg, *Gottfried Edelmann* st. 1727 als Past. prim. in Lauban (*Otto* I, 278.) *Freyberg* st. 1742 als Rect. der Annenschule in Dresden. Direct. *Plato* ist, nach *Henke* Archiv III, 717 Herausgeber des neuen Leipziger Gesangbuchs, und hat für diese Sammlung mehrere Lieder verfertigt.

Rec. bricht hier ab, und erinnert nur noch dieses, dafs der sonst billig urtheilende Vf. zuweilen von den Forderungen der Billigkeit abzuweichen scheint. So sagt er S. 6 von *Erasm. Alber*: „Seine Lieder kommen so ziemlich mit seinem Namen überein.“ Freylich kann man nicht leugnen, dafs sein: Ach Gott, thu dich erbarmen, und: Gott hat das Evangelium, höchst elende Producte sind; aber in jenem an eine rauhe und ungebildete Sprache gewöhnten Zeitalter waren sie doch nicht ganz ohne Werth, daher auch der oben genannte kurfächsische Kapellmeister *Walther* die Composition des zweyten Liedes übernahm, und 1548 durch den Druck bekannt machte. Von *Dörings* Liedern heifst es S. 56: „Sie sind ohne poetisches Verdienst und ganz im Geiste einer crassen Dogmatik abgefasst.“ und S. 126 von *Hempels* Volksliedern: Sie sind sehr elende Waare. Hier konnte sich der Vf., auch wenn er nur *ein* bewährtes kritisches Blatt aufführte, vor dem Vorwurf eines absprechenden Urtheils verwahren. Lieset man *Brumbey's* Schilderung S. 29, so ist es, als ob man einen bahrdtischen Ketzeralmanach vor sich hätte. Und was werden die zahlreichen Verehrer des *Jacob Böhme*, die diesem Ehrenmanne vor einigen Jahren ein öffentliches Denkmahl errichten wollten, und besonders die Freunde der neuesten Philosophie, dazu sagen, wenn der Vf. den unter dem Namen des deutschen Philosophen hochgepriesenen *Böhme* S. 305 *einen verwirrten Schuster* nennet? — Verschiedene mit der Literatur des Gesangs in keiner Verbindung stehende Notizen nahm der Vf. vielleicht nur darum auf, um Lesern, die an den einfachen Lebensumständen mancher Gelehrten kein Interesse finden, eine Art der Unterhaltung zu gewähren. S. 25 *Borchward* hatte in der Niederlaufitz ein niedliches Gütchen, das er sein Tusculanum nannte, und wo es ihm immer am wohlsten war. S. 69 *Chr. Fischer* nennte die faulen Prediger Rasenwälzer. S. 260 *Oheims* Mutter ward in den sechs Wochen von Gespenstern heftig geängstigt (!) daher sie ihren Sohn dem Dienste Gottes widmete. S. 325 *Saubert* rauchte gern Taback, damit es aber Niemand riechen möchte, hatte er dazu eine eigene Kammer und besondere Kleider. S. 450 Consistorialrath *Winkler* in Magdeburg soll fleifsig in der Chemie laboriret haben. Dahin gehört auch S. 460 die aus *Jöcher* entlehnte Anekdote von dem nächtlichen Besuche in *Casp. Zieglers* Hause. — Nach der Schlussanzeige hat *Kramer* in Zerbst dieses den Freunden der Literatur des Gesangs sehr nützliche Werk gedruckt. Im Ganzen ist der Druck sehr correct; doch sind noch folgende Fehler zu bemerken. S. 30 st. Büchner l. *Buchner*. S. 286 *Praetorii Syntagma music.* erschien nicht 1714 sondern 1615. S. 434 Z. 3 von unten st. Arn. l. *Joh.* S. 447 Z. 1 st. Guligk, *Auligk*. Auch den unedlen Ausdruck S. 213 *sich toll und voll saufen*, möchte Rec. gern unter die Druckfehler zählen.

F. K.

KURZE ANZEIGEN.

Literaturgeschichte. *Magdeburg*, b. Keil: *Fünf und zwanzigjährige Stiftungsfeyer der Handlungsschule in Magdeburg, nebst einem Verzeichnisse der bisherigen Zöglinge und Schüler dieser Anstalt, und einer kurzen Nachricht von ihrer gegenwärtigen Verfassung.* 1804. 128 S. 8. (8 gr.) Voran geht eine kurze Geschichte der Entstehung und allmälichen Erweiterung dieser Anstalt. Ein *J. Fr. Keller*, Elbschiffer und Kaufmann, der in seinen Geschäften zurückgekommen war, wollte, sich einen anständigen Erwerbszweig zu verschaffen, eine Rechen- und Schreibschule errichten, und vertraute seinen Plan dem damaligen Prediger an der Petrikirche, *Bracke*. Dieser rieth ihm, denselben zu erweitern, noch ein paar Gehülfen anzunehmen, und eine Art Schule daraus zu machen, in der das jungen Kaufleuten Wissenswürdigste gelehrt werden könnte. Er that es und eröffnete seine Anstalt den 1 Jun. 1778. Sie fand anfangs wenig Unterstützung; aber ihr Beyfall und die Zahl ihrer Zöglinge wuchs von Jahr zu Jahr. Im J. 1782 wurde die bisherige Privatschule durch königliche Bestätigung eine öffentliche kaufmännische Lehr- und Erziehungsanstalt, und sie bezog, weil das alte Local für ihre Erweiterung zu enge geworden war, ein Haus, das man für 3650 Rthlr. kaufte. Doch nach 20 Jahren war auch dieser Platz zu klein geworden, und sie wurde in ein Haus verlegt, dessen Ankauf und Einrichtung über 20000 Rthlr. zu stehen kam. Seit einem Vierteljahrhundert ist die Zahl der Zöglinge bis in das achte Hundert gestiegen; und im Jahre der Stiftungsfeyer waren deren allein gegen 100, aufser Deutschland, aus Portugal, Spanien, Frankreich, England, Rufsland, Italien, Holland, u. ff. — Nach dieser kurzen Geschichte kommen zwey Reden von *C. B. Ribbeck* und *Delius*, einem abgehenden Pensionär; ferner das Verzeichnifs der Schüler, welche diefs Institut seit seiner Stiftung frequentirt haben, und endlich eine kurze Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung und Verfassung der Handlungsschule, aus welcher so viel erhellet, dafs sie den Beyfall mit vollem Rechte verdiene, der ihr bisher geworden ist.

AN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 NOVEMBER 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Über Accidenzien und Predigergebühren;* eine Herzenserleichterung von *J. J. B. Trinius.* 1803. 64 S. 8. (6 gr.)

2) Eisleben, b. Verdion: *Gedanken und Vorschläge über Accidenzien und Predigergebühren, als Trostwort für den Herrn Prediger Trinius und für weitere Prüfung competenter Richter geschrieben.* 1804. 62 S. 8. (6 gr.)

Obgleich die zur Besoldung der Lehrer in Kirchen und Schulen gehörigen Accidenzien den Zwecken des Lehrstandes offenbar entgegen sind, obgleich die daraus entspringenden Nachtheile hell am Tage liegen, und obgleich alle Aufgeklärten darin übereinstimmen, dass jenes Unwesen abgeschafft werden müsse: so hat doch selten Jemand laut und nachdrücklich genug seine Stimme dagegen erhoben, und den schädlichen Einfluss davon auf die moralisch-religiöse Bildung der Menschen gehörig ins Licht gestellt.

Hr. *Trinius* hat sich daher durch Entwickelung des Gegenstandes kein geringes Verdienst erworben. Rec. muss gestehen, dass er, einige wenige zu schneidende Stellen abgerechnet, noch nichts Treffenderes und Gründlicheres gegen das Accidenzienwesen im geistlichen Stande und besonders gegen das Beichtgeld gelesen hat. Der Vf. (welcher Prediger zu Krosigk im Saalkreise des Herzogthums Magdeburg ist, und nach öffentlichen Nachrichten kürzlich selbst seine am Schluss dieser Schrift gethanen Vorschläge zur Umänderung der von ihm gemissbilligten Accidenzien in eine der Religion und ihren Lehrern angemessenere Abgabe zu realisiren angefangen hat), zeigt mit überwiegenden Gründen, dass alle mit einzelnen Religionshandlungen verbundenen Abgaben an die Lehrer den mannichfaltigsten Schaden verursachen, und dass man sich vornehmlich in Hinsicht des Beichtgeldes wundere, wie man, bey allen vorgenommenen glücklichen und unglücklichen Reformen, hierin noch bis jetzt eine Reform ganz und gar habe übersehen können. — Zuerst redet er von den Accidenzien im Allgemeinen, versteht aber, wie man weiterhin, da er die Einkünfte der Prediger bey Trauungen und Todesfällen nicht verwirft, sondern vielmehr in Schutz nimmt und beybehalten wissen will, bloss die Taufgebühren und das Beichtgeld. S. 26 ff. kommt er dann auf das *Beichtgeld* besonders, gegen welches er mit überzeugenden Gründen spricht. So hart hätte indess Rec. *im Allgemeinen* nicht geurtheilt, wie der Vf. S. 28. Hier heisst es: „Der ganze Unterschied, wie man bey diesem frommen Betrug immer (?) zu Werke ging (zu verstehen, seit der Zeit, da der Ablass eingeführt ward), verhält sich wie grob und fein gegen einander, und besteht bloss darin, dass die armen Menschen zu Tetzels Zeiten schriftlich und theurer, nachher aber und bis jetzt nur mündlich und wohlfeiler betrogen wurden!" — Das ist doch wohl vielen würdigen Religionslehrern zu nahe gesprochen. Der Vf. hätte hier wenigstens mit Einschränkung und Ausnahme reden sollen. Eben so wenig hat auch das Grund, was S. 46 und 47 gegen das Beichtgeld gesagt ist, und worauf der Vf. fast das grösste Gewicht zu legen scheint, dass um des Beichtgeldes willen mancher arme Mensch und selbst mancher Sterbende den Genuss des Abendmahls entbehren müsse. Wenigstens trifft diess nur die unwürdigen Prediger, die sich weigern, oder sich auch nur nicht ganz bereitwillig zeigen, den Armen unentgeltlich das Evangelium zu verkündigen. Ein Urtheil des Vf. muss Rec. für ganz falsch erklären. Er erklärt sich S. 34 — 37 beyläufig über die Privatbeichte, ertheilt ihr bey weitem den Vorzug vor der öffentlichen gemeinschaftlichen Vorbereitung aufs Abendmahl, und findet eine Hauptursache des Vorzugs, welche der letzten vor der ersten gegeben zu werden pflegt, in der Bequemlichkeitsliebe der Prediger. Diese Ursache mag hier und da wirken, obgleich gewiss nicht so allgemein, als es der Vf. meint; aber wenn sie auch noch so sehr wirkte, so hat der Vf. in seinem Urtheile über den Vorzug der Privatbeichte doch nicht weniger Unrecht, und er hat nicht bedacht, dass in der Natur beider Arten von Vorbereitungsanstalten aufs Abendmahl die stärksten Gründe für die gemeinschaftliche Vorbereitung liegen; er hat nicht bedacht, dass es auch nur bey 20 Confitenten, und wie oft sind deren mehrere? dem Prediger bey der Privatbeichte an Zeit fehlt, um jedem, um nur einigen ans Herz zu reden, dass das Hineingehen in die Familienverhältnisse mehr Zeit erfordert, als hier erübrigt werden kann, dass der Beichtstuhl gar nicht einmal der rechte Ort ist, um besondere Laster an Einzelnen zu rügen, dass das mehr erbittert, als bessert u. d. m. Selbst dem Hauptzwecke des Abendmahls, dem zufolge es ein gemeinschaftliches Mahl zum Bekenntnisse der Religion und zur Vereinigung der Herzen in der Liebe seyn soll, ist die Privatbeichte entgegen.

Endlich hat es uns befremdet, wie der Vf. in das über die Prediger-Accidenzien bey der Taufe und beym Abendmahl ausgesprochene Verdammungsurtheil nicht auch die Accidenzien bey Eheverbindungen und Sterbefällen mit eingeschlossen hat, da besonders die letzteren eine der Religion und ihren Lehrern eben so gehässige Seite haben, als das Beichtgeld. Der Grund für ihre Beybehaltung, dass die Handlungen, wobey sie gegeben werden, keine eigentlichen Religionshandlungen sind, ist nicht triftig, da, wie jeder weiss, der Schatten, worin die Menschen ihre Religionslehrer erblicken, von ihnen gewöhnlich auch auf die Religion selbst übergetragen wird. Für die Abschaffung der Leichengebühren sprechen ausserdem die stärksten Gründe der Menschlichkeit und Wohlthätigkeit. Überhaupt sollte der Lehrstand mit Accidenzien gar nichts zu thun haben.

Am Schluss der Schrift finden wir den Vorschlag des Vf. zur Umänderung der Taufgebühren und des Beichtgeldes in eine anständigere Einnahme. Er besteht darin, dass der Prediger jährlich ein paar Mal in seiner Gemeinde umherschicken, und statt jener abgeschafften Abgaben ein Opfer, dessen Grösse aber der Willkühr eines jeden überlassen werden müsse, einsammlen lassen solle. Der Vf. erklärt diess selbst für nichts mehr, als einen Nothbehelf, und mehr ist es denn auch wirklich nicht. Die wenigsten Nachtheile des Accidenzienwesens werden dadurch aufgehoben, und es bleibt immer zu wünschen, dass jede Gemeinde ihre Prediger in jeder Hinsicht auf einen festen Fuss setzen, und ihnen eine ganz und gar nicht mit Accidenzien verbundene Einnahme anweisen möge.

Der Vf. von Nr. 2 beurtheilt Nr. 1 als eine Schrift, worin Hr. *Trinius* einige Cruditäten in Ansehung der Begriffe, einige Inconsequenzen in den Schlüssen und eine unsichere Hand bey mancher Zeichnung verrathen, und worin er sich von manchem Fehlgriffe in der Wahl des Ausdrucks und von mancher Übertreibung habe beschleichen lassen. — Man muss einen Theil dieses Urtheils allerdings für gegründet halten, und man wird ausserdem wahrnehmen, dass der Vf. von Nr. 2 seinem Gegner an Talent und Beurtheilungskraft überlegen ist. Auch hat er am Schluss seiner Schrift über die Ursachen des steigenden Verfalls des Religionscultus in der Kürze ein Paar treffende Bemerkungen beygebracht. Allein demohngeachtet kann man nicht in Abrede seyn, dass er dem Prediger *Trinius* hin und wieder zu nahe getreten ist. Ganz recht ists, dass der Vf. die Stellen in Nr. 1 rügt, wo die herrschende Verachtung der Religion und des Predigerstandes aus der geringen Taxe der Accidenzgefälle mit hergeleitet; wo zwischen dem tezelschen Ablasskram und dem heutigen Beichtwesen eine unwürdige Parallele gezogen; wo die Accidenzien von Copulationen und Sterbefällen in Schutz genommen, wenigstens für unschädlich erklärt werden. Mit vorzüglichem Nachdruck eifert unser Vf. gegen das Leichengeld, und darin wird ihm jeder Unbefangene von Herzen beypflichten. Recht ists ferner, dass der Vf. die Blössen in Nr. 1 aufdeckt und die gewagten Urtheile darin ernstlich in Anspruch nimmt; wahr ists auch, was er gegen den Grund des Hn. *Tr.*, dass die Accidenzien und besonders das Beichtgeld in den Städten und da, wo mehrere Prediger an einer Kirche arbeiteten, die so nöthige Harmonie und collegialische Freundschaft störten — bemerkt, nämlich, dass dieses Übel nicht in den *Accidenzien* selbst, sondern in der *Art*, wie sie erhoben würden, liege, und dass dieselben ja so unter die Prediger vertheilt werden könnten, dass keine Veranlassung zu Zwistigkeiten und Zänkereyen übrig bliebe. Grösstentheils gegründet sind die Bemerkungen des Tadels, welche er über die von Hn. *Tr.* getroffene Einrichtung macht, sich für das abgeschaffte Beicht- und Tauf-Geld ein Äquivalent auszuwirken. Besser, wiewohl auch nicht ganz annehmlich, ist der Vorschlag, den unser Vf. thut, man solle von jedem Hause jährlich einen Thaler in monatlichen Terminen an die Einnehmer der Staatskassen bezahlen lassen. Rec. glaubt, dass man eine möglichst genaue Vermögenssteuer dazu anordnen müsse, oder wenigstens eine ähnliche Steuer, wie in der Stadt Hameln im Kurfürstenthum Hannover, wo seit dem Anfange des J. 1804 das odiöse Beicht- und Leichen-Geld aufgehoben, und in ein Fixum für die Geistlichkeit verwandelt ist. Sehr wahr ists endlich, was der Vf. über die Ursachen des herrschenden Kaltsinns gegen Religiosität und Religionsgebräuche sagt, dass die Abschaffung der Accidenzien dem gesunkenen Religionscultus wohl nicht wieder aufhelfen werde, dass vielmehr in dem Beyspiele der höheren Stände und in den Fehlern der Polizey weit schlimmere Ursachen der Verachtung des Gottesdienstes lägen, die vor allen Dingen aus dem Wege geräumt werden müssten. — Bey allem dem Wahren und Guten aber, was diese Schrift enthält, ist doch dem Prediger *Tr.* hie und da zu viel geschehen, und der Vf. hat als Kritiker selbst Blössen gegeben. So bezeugt er Hn. *Tr.* seine wahre Achtung, und giebt ihm doch Schuld, als sey es ihm nicht sowohl um *Abschaffung* der Accidenzien, als vielmehr um *Erhöhung* derselben zu thun; als scheine er einige skandalöse Auftritte, wozu die Accidenzien Anlass gegeben hätten, *con amore* zu erzählen; als rede er gegen die Geistlichkeit der lutherischen Confession injuriös; als nehme er die Leichengebühren darum in Schutz, weil diese Quelle der Einnahme für ihn bisher wohl eine der ergiebigsten gewesen sey, man solle daher beynahe denken, die Abschaffung des Beicht- und Tauf-Geldes sey von ihm bloss eine Finanzspeculation gewesen. Wie können solche Urtheile doch mit jener vorgegebenen Achtung gegen Hn. *Tr.* bestehen? Auch urtheilt der Vf. im Einzelnen zu scharf, und übertreibt seinen Tadel in den Folgerungen, die er aus den Sätzen des Prediger *Tr.* herleitet, versteht diese Sätze auch nicht immer recht. So widerspricht er der Äusserung des Hn. *Tr.*, dass die bisher erhobenen Gebüh-

bühren der Prediger für religiöse Handlungen mit der Religion *im Widerspruch* stünden, ganz und gar; aber er verfehlte den Sinn, den Hr. *Tr.* mit diesem Ausdrucke verband. Hätte es, freylich bestimmter und richtiger geheissen: *hinderlich wären*, oder noch besser: *der Wirksamkeit der Religion hinderlich wären:* so würde der Vf. schwerlich etwas dagegen erinnert haben. Wenn der Vf. S. 27—28 eine Probe giebt, wie ein Prediger beym Bestehen des Beichtgeldes zur öfteren Feyer des Abendmahls ermahnen könne, ohne sich den Verdacht des Eigennutzes zuzuziehen: so ist es sehr zu bezweifeln, dass er damit, und dass er überhaupt mit allen anderen auch noch so schön klingenden Verwahrungen viel ausrichten werde, zumal wenn er sonst nicht als ein durchaus uneigennütziger Mann bekannt ist. Und wenn er auch wirklich uneigennützig wäre, so werden doch Leute genug übrig bleiben, die ihn verkennen, und die bey seinen Ermahnungen und Ermunterungen zur öfteren Feyer des Abendmahls gleich an das Beichtgeld denken. Rec. hält den Grund für die Abschaffung des Beichtgeldes, dass die Prediger dieser Abgabe wegen, ihre Gemeinden nicht wohl ernstlich und dringend genug zur Feyer des Abendmahls auffordern können, für unwiderleglich, und die Bemerkungen unseres Vf. haben ihn auch nicht einmal in der Gestalt geschwächt, worin er von dem Prediger *Tr.* aufgestellt ist. Überhaupt hätte unser Vf. besser gethan, wenn er, statt die Triniusische Schrift so scharf zu kritisiren, die Gründe für die Abschaffung der Accidenzien mit grösserer Bestimmtheit, Genauigkeit und Bündigkeit vorgetragen hätte.

— tt —

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Nachricht von der Abschaffung des Beicht- und Leichengeldes und von dem den Kirchen- und Schullehrern dafür ausgemittelten Äquivalente, wie auch von einigen anderen Veränderungen des Kirchen- und Schul-Wesens in der Stadt Hameln.* Nebst einigen Ideen zur Beurtheilung der Umwandlung der sogenannten geistlichen Accidenzien in feststehende Besoldungen im Allgemeinen. Von *H. R. Mathäi*, zweytem Prediger in Hameln. 1804. 104 S. 8. (10 gr.)

Diese Schrift erstattet öffentlichen Bericht von einer sehr wünschenswerthen Reform in dem Gebiete des Lehrstandes: von der Abschaffung des Beicht- und Leichen-Geldes in der Stadt Hameln, welche im engen patriotischen Verein ihrer sämmtlichen Bewohner, und besonders ihrer edeldenkenden Obern, die schon so oft als chimärisch verschrieene Idee der Umwandlung der Accidenzien in ein Fixum durch eine rühmliche Thatsache realisirt hat. Rec. umgehet das, was der Vf. von der Beschaffenheit und Einrichtung des Prediger- Kirchen- und Schul-Wesens in Hameln umständlich vorträgt als minder allgemein interessante Gegenstände, und theilt sogleich die wichtige Nachricht über die Art und Weise mit, wie die gedachte Umwandlung der Accidenzien ausgeführt wurde. Man begreift leicht, dass die Beförderer der neuen Anstalt nicht ohne beschwerlichen Kampf mit dem in solchen Fällen sich mächtig regenden Vorurtheile, Herkömmlichkeitsliebe und Eigennutze ihr schönes Ziel erringen konnten; aber die Vorgesetzten, die Ersten der Stadt wollten, und ihr Wille siegte. Für das abgeschaffte Beicht- und Leichengeld wurde auf folgende Art die Äquivalentssumme herausgebracht: 1) von Kauf- und Verkauf-Contracten über liegende Gründe, als Häuser, Gärten, Wiesen und Ländereyen von 100 Rthlr. der Kaufgelder 1 pro Cent, halb vom Käufer und halb vom Verkäufer; auch von den Geldern, die für die Einlösung von Grundstücken bezahlt werden. 2) Von einem Morgen Gartenfeld oder Wiesenlande jährlich 5 pf. 3) Von den Bürgerhäusern jährlich 6, 5, 4 und 3 mgr. 4) Von einigen ausserhalb der Stadt, aber im Stadtgebiete wohnenden Ansässigen, von jedem 12 mgr. 5) Von den Inquilinen jährlich 1 mgr. 6) Von den Honoratioren, wie auch von den Officieren, welche eigene Häuser haben, theils 2 Rthlr. theils 1 Rthlr. Alles in allem gerechnet beträgt die jährliche Summe dieser Fonds über 716 Rthlr. Diese Summe kommt mit allen den Predigern schon verliehenen Fixis in eine eigene Casse, welche einen besonderen Rechnungsführer hat, der jedem Geistlichen monatlich oder vierteljährig, wie er es wünscht, seine Quota auszahlt. Auch der Pacht von den Ländereyen und die Miethe der Dienstgärten der Prediger fliesst in jene Casse, und ihre Grundstücke werden als Gemeindegüter des Ministerii angesehen. Nur das Besoldungsgetreide kann jeder in Natura in Empfang nehmen, jedoch auch dem Rechnungsführer zu einem vortheilhafteren Verkauf überlassen.

Bey dieser vortrefflichen Anstalt fällt es aber mit Recht auf, dass die Accidenzien von Copulationen und Taufen noch fortdauern, und also die Gemeinden von den bey kirchlichen Handlungen zu entrichtenden Gebühren nur zur Hälfte befreyt sind. Man hätte hierin nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern eine durchgreifende Reform zu Stande bringen sollen. Bey der allgemeinen Empfehlung der gerühmten neuen Anstalt, welche ohne Zweifel auf einer Seite bedeutende Hindernisse des guten collegialischen Verhältnisses der Prediger, und auf der anderen mannichfaltige Versuchungen zu herabwürdigenden Handlungen des Eigennutzes, der Schmeicheley und Kriecherey entfernt, scheint der Vf. den wichtigen Punkt nicht scharf genug ins Auge gefasst zu haben, dass dieselbe nicht bestehen könne, wenn die geistlichen Stellen nicht mit hinlänglichen Fixis dotirt sind, weil ausserdem eine gleichmässige Vertheilung der Einnahme demjenigen Prediger, welcher bey einer grösseren Anzahl von Beichtkindern um einige hundert Gulden höher als sein College diente, einen beträchtlichen Schaden zufügen würde. Es dürften daher an Orten, wo die Prediger keinen zureichenden fixen Gehalt geniessen, der Abschaffung der Accidenzien grosse Schwierigkeiten entgegenstehen, welches besonders in kleinen Städ-

Städten der Fall seyn würde, wo die oben genannten Quellen der Ersatzsteuer weniger ergiebig fliessen. Inzwischen mögen auch in der Ausführung der mehrerwähnten Anstalt an anderen Orten bedeutendere, aus Localverhältnissen hervorgehende Schwierigkeiten begegnen: die Sache ist der innigsten Beherzigung unserer Regierungen und Consistorien würdig, und ihr thätiges Mitwirken — ohne welches in solchen Fällen überhaupt nichts gethan ist — wird der schönste Erfolg krönen. Denn das geistliche Accidenzienwesen, wenn man auch mit dem Prediger *Trinius* kein Zeter- und Angstgeschrey über dasselbe erheben kann, bietet doch so manche Seite dar, auf der es als ein den Religionslehrer nicht wenig herabwürdigendes Unwesen erscheint. Rec. findet daher die Ideen zur Beurtheilung der Umwandlung der Accidenzien in feststehende Besoldungen, welche der Vf. am Schlusse seiner Schrift vorträgt, ganz statthaft, und wünscht, dass sie alle Consistorien zu ernsten Berathschlagungen aufrufen möchten: wie überall nach Abschaffung der Stollgebühren und Abnahme der lästigen Ökonomien, welche letztere ein noch grösseres Übel und gar oft ein Hinderniss aller fortschreitenden wissenschaftlichen Cultur sind, den Geistlichen feste Besoldungen ausgemittelt, und gesichert werden können.

PB.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vehmischte Schriften. *Dessau*, b. Tänzer: *Ist es rathsam, Predigerstellen abzuschaffen, und den Predigern ihre Ackerländereyen zu nehmen?* Von *L. Ph. G. Happach.* 1805. 75 S. 8. Eine Streitschrift gegen den Aufsatz in *Henkens Eusebia* 2 B. 1 St. Nr. 7 und 2 St. Nr. 8: über die Accidenzgefälle der Prediger von *Fr. Wilhelm Wolfrath*, Probste zu Husum: die ein Wort seiner Zeit ist. Der Vf., selbst Prediger, glaubt vermöge einer vierzigjährigen Erfahrung, sich aufgefordert zu sehen, die unbesonnenen Vorschläge mancher neuerer Reformatoren zu prüfen, uud er hat das auf eine Art gethan, die seinem Verstande und Herzen Ehre macht. In der Einleitung sagt der Vf., wie sein Gegner wünsche, dass die Accidenzgefälle der Prediger abgeschafft werden möchten, indem sie, wie jener selbst zugiebt, ein besonderes Hinderniss der wahren Beförderung der Moralität und Religiosität bey einem grossen Theile des Publicums blieben; nur protestirt er gegen die Heilmittel, welche *W.* vorschlägt. Dieser will nämlich 1) dass Predigerstellen eingezogen, 2) dass den Predigern die ihnen zur Besoldung angewiesenen Ländereyen genommen werden sollen. Beides bestreitet unser Vf. mit Gründen, die jeder Unparteyische zugeben wird, wenn er anders eine richtige Ansicht von einer Sache hat, auf welcher nicht wenig beruht, denn sie betrifft das sittliche Wohl der Gemeinden. Mit Recht bemerkt er gleich vom Anfange, dass der Geist der Zeit manche Änderungen zum Vortheil des moralischen und religiösen Zustandes des Volks verlange; aber er macht auch darauf aufmerksam, dass dabey alle nur mögliche Vorsicht beobachtet werden müsse, wenn nicht aus den Änderungen noch schlimmere Produkte hervorgehen sollen. Besonders rügt er die Lästerungen, welchen in unseren Zeiten verschiedene Stände, auch der Regentenstand nicht ausgenommen, unterworfen sind; und bemerkt dabey, dass sie vor allen den Predigerstand treffen, und dass diess um so frecher geschehen könnte, weil man von ihm keine physische Ahndung zu befürchten hätte. Und doch, man mag auch noch so sehr gegen diesen Stand als einen unnützen und folglich überflüssigen Stand schreyen: man mag ihn selbst von oben herab eine andere Bestimmung zu geben suchen, indem man jetzt die Prediger zu Dienstarbeiten zwingt, die ganz ausser ihrem Beruf liegen, und sogar in einem Lande, Rec. hat vergessen, in welchem, laut des Reichs-Anzeigers, von ihnen verlangt, dass sie *auf ihre Kosten* einen monatlichen Bericht über den physischen Bestand ihrer Gemeinden an die weltlichen Behörden einreichen sollen; er ist und bleibt einer der wichtigsten, weil er die moralische Volksbildung zu besorgen hat. Schon in dieser Hinsicht sollte man nicht von Einziehung der Predigerstellen sprechen; vielmehr möchte manche grosse Filial-Gemeinde noch einen eigenen Prediger bedürfen. Es soll zwar dieses Loos nur die überflüssigen treffen; aber Rec. hat noch keine Gemeinde, wenigstens auf dem Lande angetroffen, die das zugeben kann und wird. Freylich wenn man meint, dass der Prediger zu weiter nichts da sey, als eine Predigt zu halten, gleichviel ob sie auf den sittlichen und religiösen Zustand der Gemeinde passt oder nicht, und den öffentlichen Gottesdienst zu besorgen: so könnten nicht nur manche, sondern die allermeisten Predigerstellen eingezogen werden, da man zu diesem Dienste nur eines Menschen bedürfte, der eine Predigt ablesen kann, und Postillen und Predigtbücher giebt es ja endlich genug. Aber wenn wirklich auf den moralischen und religiösen Zustand der Gemeinde gesehen werden soll, und daran muss doch wohl dem Staate viel gelegen seyn, da moralisch-gesinnte Bürger gewiss immer die besten sind: so muss auch ein Mann da seyn, der die moralischen Bedürfnisse der Gemeinde kennt, und ihnen durch seinen Unterricht abzuhelfen sucht. Und kann man denn die Predigerstellen so geradezu einziehen, ohne eine Ungerechtigkeit an denjenigen Gemeinden zu begehen, denen die Prediger genommen werden sollen? In dem Lande wenigstens, wo Rec. lebt, sind die Besoldungen der Prediger nicht vom Staate ausgesetzt worden, sondern die Gemeinden selbst haben sie durch Unterstützung frommer Stiftungen gemacht. Oder sollen auch die Prediger säcularisirt werden? Man spricht so viel von den schlechten Besoldungen der Schullehrer; es ist Eine Stimme, dass auf sie Bedacht genommen werden müsse, auch das will man durch Einziehung der Predigerstellen bewirken; man fängt an die Nothwendigkeit einzusehen, ärztliche Routiniers auf dem Lande haben zu müssen; will man sie etwa auch durch die beliebte Einziehung der Predigerstellen dotiren? Aus *einem* eingezogenen Kloster könnten alle Schullehrer einer Provinz hinlänglich entschädigt werden, in den Ländern wenigstens, die so glücklich sind, Klöster einziehen zu können. Hr. *Happach* zeigt in seiner Schrift zur Genüge, wie hinkend die Vorschläge des Hn. Probstes sind, und sie verdienen von allen denjenigen beherzigt zu werden, die eben dieser auffordert, seine Vorschläge zu realisiren, das heisst, von den ersten Dienern des Staats, in deren Händen das Wohl des Volks liegt. Sollte man auch dem Vf. nicht in allem beystimmen können, z. B. wenn er seinem Gegner abstreitet, dass eine grosse Pfarrwirthschaft einen eigenen Mann zur Aufsicht erfordere: so leuchtet doch aus der ganzen Schrift eine richtige Beurtheilung der Wolfrathschen Vorschläge hervor. Auch hat der Vf. die Grenzen der Mässigung, Bescheidenheit und Wohlanständigkeit gegen seinen Gegner nicht verletzt. Die Schrift wird jeden befriedigen, der sich für die auf dem Titel angegebene Frage interessirt.

Z. f. B.

Philologie. *Erfurt*, b. Hennings: *Neuorganisirte lateinische Grammatik zur Anleitung eines ordentlichen, deutlichen, gründlichen, auch deutsch- und lateinisch-modernen Unterrichts.* Von *Heinr. Elias Gottl. Schwabe.* Neue, wohlfeile Auflage. 1805. XXXI u. 222 S. 8. (12 gr.) S. Rec. der ersten Auflage in 1804. Nr. 271.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 NOVEMBER, 1805.

BOTANIK.

STOCKHOLM, b. Délen: *Suensk Botanik, utgifven af J. W. Palmstruch* (auf dem Titel des 3 Bandes mit dem Zusatz: *med text författad af E. Quenfel.* — *Schwedische Flora*, herausgegeben von *J. W. P.*, der Text von *E. Q.*) Första Bd. Ardra upplag. 1803. Andra Bd. 1803. 1804. Tredje Bd. Häft I—II. 1804. 1805. 8. (Jeder Band von 12 Heft. m. einem bl. Umschlag. Das Heft von 6 (fortgehend numerirten) color. Taf. u. eben so viel (gleich numerirten) Blätt. Text. Beym letzten Heft jedes Bandes Zugabe von Anmerkungen und systemat. und alphabet. Register. Pr. des Heft ½ Rthlr. schwed., die letzten Hefte jed. Bds etwas mehr; in Hamb. diese 35 Hefte 26 Rthlr. 6 gr.)

Die Kunde der Gewächsarten überhaupt mehr zu verbreiten, insonderheit diejenigen Gewächse, welche in der Haushaltung und Arzneywissenschaft von vorzüglichem Nutzen sind, allgemeiner kenntlich zu machen, und dabey über ihre Benutzung einen fasslichen und sicheren Unterricht zu ertheilen, ist die Absicht des gegenwärtigen Werks, das zu dem Ende in einer schnellen (monatlichen) Folge von Heften, und zu einem niedrigen Preise erscheint. Hr. Rittmeister *Palmstruch*, als Zeichner, und Hr. *E. W. Venus*, als Kupferstecher, unternahmen die Arbeit. Letzterer ward in der ersten Auflage der ersten Hefte auch mit als Herausgeber genannt. Nachher unterschreibt sich bloss Hr. *P.* als solcher, und einige Blätter stach in der Folge auch *Äckerblad*. Der anfängliche Plan war, nur die in Schweden einheimischen medicinal- und ökonomischen Gewächse in Abbildungen zu liefern. Diese, etwa 400 an der Zahl (worin jedoch wohl nicht alle die nach *Westrings* Versuchen färbende Flechten begriffen werden können, für welche indess Hr. *Westring* nun selbst ein eigenes, sich auf die Weise an das gegenwärtige anschliessende Werk herausgiebt, das um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da es von *Acharius* mikroskopisch - karpologische Untersuchungen über diese Familie enthalten wird), die etwa 400 dem Menschen nützlichsten schwedischen Pflanzen, sagen wir, dachte man in 6—7 Jahren sämmtlich in Kupfer gestochen zu haben. Nachher ward der Plan dahin erweitert, dass man, sobald die erste Aufgabe erfüllt seyn wird, in einer 2 Abtheilung auch alle zum Nutzen in Schweden anzuziehenden Gewächse, und endlich sämmtliche übrige Bürger der schwedischen Flor liefern will. Jeder Käufer ist aber nicht an mehr als Eine der drey Abtheilungen des Unternehmens gebunden. Wir billigen diesen Plan sehr, da er zuerst Popularisirung der Wissenschaft zum Zweck hat, und am Ende auch dieselbe an sich weiter zu bringen beabsichtigt. Die äussere Einrichtung ist ungefähr die von *Smiths* und *Sowerby's English Botany*, wozu das Werk ein Pendant werden wird. Dass die Ausführung minder elegant ist, wird man erwarten; wissenschaftlich steht sie ihr indess, wie wir versichern können, gar nicht nach. Die Zeichnungen sind nur selten, und auch dann meistens mit Verbesserungen aus einigen vorzüglichen botanischen Werken entlehnt, in der Regel immer nach der Natur gemacht. Die Blätter Text sind ganz schwedisch geschrieben, selbst in den Artdifferenzen. Sie enthalten sonst weitere Beschreibung des Gewächses nach Art und Gattung, Geschichte desselben, medicinische und ökonomische Benutzung u. s. w. Hr. Prof. *Quensel* besorgt diesen Theil des Unternehmens, und Hr. *Swartz* unterstützt ihn darin (besonders in den früheren Heften; zuletzt scheint *Sw's.* Antheil fast ganz aufgehört zu haben), durch mitgetheilte Beschreibungen, hauptsächlich in den Familien der Gräser und Kryptogamen. Man wird auf diese Weise einer vorzüglichen Ausführung sich schon versehen; und es ist auf den neuesten Fortschritt, sowohl der botanischen Wissenschaft, als der Ökonomie und Medicin überall Rücksicht genommen. Die Beylagen von Anmerkungen zu Ende jedes 12 Hefts sind allen Arten von Verbesserungen und Zusätzen gewidmet; und man wünscht, dass alle kundigen Patrioten dazu ihre Erinnerungen liefern mögen, wie sich denn auch hier schon mehrere Artikel mit ihrer Vff. Namen finden. Auch auf die Kritiken der, leider nicht mehr fortgesetzten, Åböer Lit. Zeit. hat man eine dankbare und sorgfältige Rücksicht genommen. Die Bescheidenheit der Herausgeber, und ihr sichtliches Bestreben, Alles zu einer grösseren Vervollkommnung anzuwenden, verdient überall ein ausgezeichnetes Lob.

Besonders für den deutschen Ökonomen enthält diess Werk sehr viel Wichtiges und Interessantes. Der minder allgemein verstandenen Sprache wegen, worin es abgefasst ist, wäre zu wünschen, dass ein Sachverständiger Auszüge, ohne die Kupfer, deren wir in Deutschland in ähnlichen Werken eine genügende Fülle haben, liefern wollte. Die Grenzen einer Recension erlauben nicht, die-

diesem Bedürfnisse hier nur einigermaſsen abzuhelfen. Wir dürfen nur ein paar einzelne Bemerkungen ausheben, theils um von dem Reichthum des Werks einen Begriff zu machen, theils auch um auf Verbesserungen, die es noch erhalten könnte, und gewiſs künftig erhalten wird, der Herausgeber Aufmerksamkeit zu lenken. So ist über *Primula veris* Nr. 5 zu bemerken, daſs es diejenige Art sey, deren *tubus corollae* gegen den *limbus* zu sich erweitert, und wo die *ſtamina* länger als das Pistill sind. Es wird dabey der nächstverwandten und gewöhnlich verwechselten Art *tubo corollae medio incraſſato, ſtaminn. breviorr. piſt. longiore* nicht gedacht, obwohl die Beschreibung von Hn. *Swartz* ist. Am *Polypod. vulgare* Nr. 37 ist unter c. die gesprungene Capsel nicht gut vorgestellt, da man sie als aus zwey Valveln bestehend sieht. Es scheint eben der sichere Unterschied der *Filices gyratae* von den übrigen Abtheilungen dieser Familie zu seyn, daſs die Capseln der ersten durchaus *univalves, maturitate irregulariter rumpentes* sind. *Tilia europaea* Nr. 40 wird noch aufgeführt, ohne des Unterschieds von *Ehrharts* beiden Arten zu gedenken. Doch wird dieſs zu Ende des zweyten Bandes verbessert. Das *Rennthiermoos* (*Lich. rangifer.*) Nr. 47, welches für Lappland, als Nahrung der Rennthiere so wichtig ist, daſs Hr. *Sw.* in der Beschreibung mit Recht sagt, ohne dieses Product würde jene weite nordische Gegend eine vollkommen unbewohnbare Wüste seyn, wird auch zum Futter anderes Viehes in den südlicheren Theilen von Schweden im Nothfall gebraucht. Es wird zu dem Ende, nach *Polhem's* Vorschrift, den Abend vorher mit kochendem Wasser abgebrüht, jedoch auch dann nur mit anderem Futter vermischt gegeben. Auch Brod bäckt man von dieser Flechte. Unter *Lycopod. clavat.* Nr. 59 erklärt sich auch Hr. *Sw.* muthmaſslich für die neuere Meinung, daſs die sogenannten zweyklappigen Capseln dieser Gattung das Pollen enthalten. Widersprochen wird dieser Meinung beym *Lycop. Selago* Nr. 119 von Hn. *Quensel*. Es werden die Versuche der Engländer, aus dem Pulver der zweyklappigen Capseln junge Pflanzen zu erziehen, angeführt. *Myrica Gale* erscheint, wie Hr. *Sw.* bemerkt hat, auch häufig mit den Blumen beiderley Geschlechts, und mit Hermaphroditblumen auf dem nämlichen Stamme, welches man gleichfalls in den Gattungen *Salix*, *Hippophäe*, *Rhodiola*, *Hydrocharis* gewahr wird. Diese Gewächse sollten also eher alle in Linné's Classe *Polygamia* stehen, wenn man nicht lieber die diklinischen Classen des Systems überall tilgen will, wozu die Vegetabilien der heiſsen Zone sehr rathen, und was Rec. auch höchst wünschenswerth scheint. Beym *Scolopendr. Lingua* Nr. 143 ist die Zeichnung der *Sori* und ihrer *Induſia* so wenig geeignet, die wahre Beschaffenheit beider darzustellen, als dieſs überhaupt noch in irgend einer uns bekannten Figur der Frucht dieses Farrens bis dahin erreicht ist.

Ganz neue Gewächse kommen bisher in diesem Werke nicht vor. Für die schwedische Flor erscheinen zum erstenmal *Agar. torminoſus Schäff.* Nr. 184, *Rubus corylifolius Smith.*, dessen *Fl. britann.* überhaupt sorgfältig benutzt ist, Nr. 187, und *Boletus edulis* Nr. 197. Seltener sind allenfalls noch *Rubus arcticus* Nr. 26, *Cornus ſuecica* Nr. 201, und *Parmel. tartarea* Nr. 77. *Iſidium gonatodes Achar.* ist von dieser kaum verschieden (jüngere Pflanze).

Papier und Druck sind gut. Die Illumination könnte (freylich auch wohl nur zu einem höheren nicht zu wünschenden Preise) mitunter besser seyn. Die Abbildungen sind sonst charakteristisch und treu, und gewöhnlich mit guten Analysen der Blüthen- und Fruchttheile begleitet. — h —

Paris, b. Levrault, Schöll u. Comp.: *Alex. de Humboldt et Amati Bonpland Plantae aequinoctiales*, — In ord. digeſſ. *A. B.*

Auch unter dem französischen Titel: *Plantes équinoxiales, recueillies — p. Al. de H. et A. B.* V. I. Iiere Livr. 1805. $5\frac{1}{2}$ Bog. Text u. 2 schw. Kupf. im gröſst. Fol. Velinp., m. roth. Umschlag.

Von den Werken, die die unvergleichbare Reise der Vf. fast für alle Zweige der Naturforschung hervorbringen wird, ist gegenwärtiges Heft das erste, das Rec. zu Gesicht kommt. Es wäre vollkommen überflüssig, von einer wissenschaftlichen Unternehmung, auf die Europa seit mehreren Jahren mit einer ängstlichen Hoffnung und mit der gespanntesten Erwartung hinblickte, die jetzt glücklich beendigt ist, und von der schon alle öffentlichen Blätter den Conspectus des zu erwartenden Ertrags, der auch hier auf dem Umschlage wiederholt wird, geliefert haben, bey dieser Gelegenheit im Allgemeinen reden zu wollen. Auch von den *Plantis aequinoctialibus* ist dieſs gleichsam nur eine Probe. Von zwey zu zwey Monaten sollen künftig Hefte von 10 Blättern, deren 10 einen Band ausmachen werden, erscheinen, und ein *ſyſtema plantarum aequinoct.* in 8 ohne Kupfer, wird bald möglichst gleichfalls geliefert werden.

Eine neue Gattung aus der prächtigsten Familie der Pflanzen, der *Palmen*, eröffnet würdig das Werk. Es ist wohl das gröſste bekannte Gewächs, bis 180 Fuſs hoch, die Blätter 20 Fuſs lang. Merkwürdig ist es besonders in zwey Rücksichten, zuerst, weil es sich, gegen die gewöhnliche Regel der Palmen, die die Höhe von 500 Toisen über Meeresfläche zu halten pflegen, von 600 bis zu 1450 Toisen Höhe, im Mitteldurchschnitt auf 900 Toisen, findet. Es wächst auch ausserdem nur auf einem kleinen Bezirk Landes von 15 — 20 Lieues, unter 4° 35′ nördlicher Breite. Zweytens bietet es ein vorzügliches, zwischen Harz und Wachs das Mittel haltendes Produkt zum ökonomischen Gebrauch dar. Die botanische Bestimmung ist folgende: *Polygamia Monoecia: Ceroxylon andicola: Cal. exter. 3 fid., inter.* (*cor.*) *magn.*, 3 *phyll.* (die Figur stellt ihn nur 3 part. vor). *Fem.: Styl. o. Stigmm. 3. Drupa cum nuce Iſperma. Maſc. Stamm.* 12, *rarius* 13, 14. *Piſt. rudim.* (*Spathae hermaphroditor. ſterill. et maſculor. ſupremae, femi-*

femineor. insimae. Nächst verwandt mit *Iriartea Ruiz. et Pavon. Praedr.*). Ein angehängtes *Mémoire*, das Hr. *B.* dem National-Institut vorlas, giebt die nähere Auskunft über das Gewächs. Der Stamm ist durch die Rinnen, die vom Abfallen der Blätter entstehen, *annulatus.* Zwischen den Rinnen ist er mit einer über 2 Linien dicken Kruste der harz-wachsartigen Materie, die ihm gleichsam zur Epidermis dient, bedeckt. Mit ⅓ Unschlitt wird diese Substanz zu Kerzen etc. verschmolzen. *Mutis* hat von dieser Palme früher eine Kunde gehabt. (Eine andere brasilische Art derselben Familie, deren *Blätter* Wachs geben, hat *folia palmata*, unser Gewächs *folia pinnata*).

In 6 Jahren hat *Bonpland* 60,000 Pflanzenexemplare gesammelt und getrocknet, die Zahl der Arten, die die Reisenden fanden, mag 6,200 seyn, darunter 400 Gräser, 150 *Melastoma*-, 86 *Molina*-, 88 *Eupatorium*-, 52 *Calceolaria*-, 58 *Psychotria*-, 40 *Lobelia*-, eben so viele *Ranunculus*-, und 43 *Quercus*-Species! Die Gewächse von *Ruiz* und *Pavon* werden einen neuen Aufschluss erhalten. Welche Reise war für die Botanik jemals einträglicher?

Das Äussere ist des Inneren werth. *Turpin* hat die Zeichnung, nach der von *Humboldt* an Ort und Stelle gemachten ausgeführt, *Sellier's* unübertrefflicher Griffel im Stich ein Meisterwerk geliefert. Druck und Papier sind ohne alle Vergleichung prachtvoll.

Eine allgemeine Bemerkung sey uns erlaubt, Hinweisung auf den Fortschritt, den die *vegetabilische Geographie*, einer der interessantesten Zweige des Pflanzenstudiums, einer der *ersten* Zwecke aller Floren, durch *H's.* und *B's.* Arbeiten gewinnen wird. *Wahlenberg's* im ersten diessjährigen Stück der *Stockh. Acten* begonnene Flor der Insel *Gottland*, noch mehr aber künftig seine *Flora Lapponica* wird vom Nordpol her zu Erreichung desselben Zweckes kräftig beytragen. —h—

KIEL, in d. akad. Buchh.: *Botanische Briefe an Hn. Prof. Kurt Sprengel zu Halle. Ein Anhang zu seiner Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse, für die Besitzer dieses Buchs;* von Dr. *Fr. Weber.* 1804. 111 S. 8.

Der Vf. dieser Briefe gesteht *Sprengeln* in der Vorrede das Verdienst zu, durch seine Anleitung einem Hauptmangel unserer botanischen Literatur abgeholfen zu haben. Da er aber in derselben manches fand, das, so wie es da steht, besonders den Anfänger leicht auf Abwege leiten kann: so hielt er es nicht für überflüssig, diese Bemerkungen öffentlich bekannt zu machen. Es wird auch gewiss jeder Botaniker die hier mitgetheilten Beobachtungen mit Dank entgegennehmen; sie sind eine schätzbare Zugabe zu *Sprengel's* Schrift, die, trotz der etwas langweiligen Briefform, von jedem wiederholt gelesen zu werden verdient. Hr. *W.* findet es auffallend, dass Hr. *S.* die Algen und Pilze (nicht Schwämme, wie beide Vff. schreiben) ganz übergangen hat, und Rec. hat auch darüber vergebens nach einem Aufschluss gesucht; denn nach *S.* Äusserungen, scheint er sie nicht von den Pflanzen trennen zu wollen, und kann es auch nicht, da er die Lichenen dahin rechnet. Eben so richtig sind die Bemerkungen, dass *S.* zwar die bisherigen Definitionen der Kryptogamen tadelt, dass die seinige aber auch nicht vorzüglich ist; dass er gewöhnlich seine Beyspiele von seltenen Pflanzen wählt, etwas, das für den Anfänger immer unangenehm seyn muss, und den mehresten Lesern eine Vergleichung in der Natur erschwert, u. s. w. Über den verschiedenen Bau der Capseln bey den Farrnkräutern, nach *Mohrs* genauen und wichtigen Beobachtungen, die auch *Swartz* anerkannt hat. *Acrostichum:* nur die Bestimmung ist allgemein gültig, dass die Capseln einzeln in Menge auf der Unterseite des Laubes (des ganzen oder eines Theils) stehen. *A. furcatum* sey keinesweges, wie *Spr.* will, ein wahres *Acrostichum*, habe auch keinen gegliederten Ring; hierin muss aber Rec. auf *S.* Seite treten, denn der Ring ist deutlich da, und dass der Vf. ihn nicht sah, kommt vielleicht daher, weil an seinen Exemplaren keine reifen Capseln befindlich waren: Rec. ist gern erbötig, dem Vf. damit auszuhelfen; der Ring ist aber viel breiter, als bey *A. crinitum*, *villosum*, *etc.* oder bey den Polypodien, wo diess Farrnkraut von *Swartz* mit Recht hingestellt war. Dass die kleinen Schleyerchen bey Grammitis S. 84 in der Anleitung, einem Druckfehler zugeschrieben werden müssen, zeigte ja schon die Bestimmung ebendaselbst S. 68. *Polypodium invisum*, das der Vf. selbst von *S.* erhalten hat, hat allerdings (gegen *S.*) Indusien, und bleibt ein *Aspidium*, so auch *P. pannigerum*. Berichtigung des Charakters von *Vittaria*. *Diplazium;* hier muss Rec. bemerken, dass an seinem sehr schönen Exemplar von *D. plantagineum*, die doppelte Capselreihe und das doppelte Indusium höchst selten vorkommt; es sind nämlich 403 Capselreihen daran, und unter diesen sind nur sechs bis acht mit einem doppelten Schleyer versehen. Käme der Fall häufiger vor, so wäre der Gattungscharakter doch sehr schwankend und zufällig. Bey *Woodwardia* führt der Vf. an, dass ein Haupttheil des generischen Charakters darin bestehe, dass die Capseln, wie bey *Gleichenia*, *in foveolis frondis immersae* gefunden werden; allein wir sehen darauf ja sonst nicht, z. B. bey *Polypodium phymatodes*, wo diese Vertiefungen doch viel stärker sind; Rec. sieht sie wenigstens an seinem Exemplar von der *Gleichenia polypodioides* und einer *Woodwardia* (*Blecknum. capl. Walter?*) viel schwächer. Mit Recht wird die Trennung der Athyrien von Aspidien und die Namenänderung, welche *S.* dabey vorgenommen hat, verworfen, und eben so unterschreibt Rec., was bey *Davallia* gesagt wird; *Sprengel's* Abbildung der *D. domingensis* stellt den Gattungscharakter nicht deutlich dar; und dass *Davallia aculeata Swartz* nicht, wie *S.* will, ein *Adiantum* sey, kann Rec. an seinen Exemplaren zeigen: die Schuppe ist sehr deutlich da; mit eben dem Recht könnte er die übrigen Davallien, *D. domingensis* nicht ausgenommen,

zu

zu *Adiantum* bringen; die Abbildung, welche *Sprengel* von *Davallia aculeata* giebt, sagt gar nichts, und muſs von einem schlechten oder sehr jungen Exemplar hergenommen seyn; die Blättchen werden ja auch viel gröſser. Rec. findet auch so wenig, als der Vf., das Gewinde, welches *S.* an den Capseln der *Osmunda* annimmt, obgleich er noch so eben ein paar Arten und auch *O. regalis* untersucht hat; auch muſs er gestehen, daſs des Vf. Bemerkung über die Abbildung von *Lygodium* gegründet ist; Rec. besitzt das hier dargestellte *L. venustum*, kann sich aber in die vergröſserten Figuren nicht finden. Die Charaktere von *Danaea* und *Marattia* werden hier folgendermaſsen angegeben; *Danaea: Sporangium exterius, sive conceptaculum universale, semper apertum; Indusium obsoletum ambiens, sive sporangia frondi immersa. Marattia: Sporangium exterius, sive conceptac. univ. initio clausum, demum dehiscens. Indusium plane nullum.* Einige berichtigende Bemerkungen über *Botrychium*, *Ophioglossum* und *Psilotum*; *Bernhardi's Tmesipteris* (*Lycop. tannense*) wird in Schutz genommen; über *Pilularia*, *Marsilea*, *Salvinia* eine genaue Kritik. Die Arten der *Isoëtes*, welche einige angenommen haben, findet unser Vf. bis jetzt nicht zu unterscheiden; er ist auch geneigt, *B. Jussieu's* Meinung beyzutreten, daſs es nur eine *Marsilia* gebe; er stützt sich auf die Vergleichung ägyptischer, europäischer und indischer Exemplare; die letzteren kommen Rec. immer verschieden vor, doch wagt er nichts zu behaupten, da er die ägyptischen Pflanzen nicht kennt. Völlig eben der Meinung, wie der Vf., ist Rec. daſs *E. fluviatile* und *limosum* nach *Ehrhart* richtig verbunden sind; daſs *E. palustre* von *S.* zwischen diese Spielarten gesetzt wird, ist um so weniger zu billigen, da Rec. auch den inneren Bau verschieden findet. *E. Heleocharis Ehrh.* nämlich hat einen hohlen Stengel, da dieser hingegen bey *E. palustre* einen röhrenförmigen (unter dem Mikroskop besonders zierlichen, aber auch schon mit bloſsen Augen zu erkennenden) Bau hat. Über die Moose. Die von *S.* als die äuſsersten Bürger der Moosvegetation angegebenen, wachsen fast überall *in subalpinis*; von denen, die zuletzt vorkommen, spricht der Vf. in seiner naturhistorischen Reise durch Schweden. Einiges für die männlichen Geschlechtstheile bey den Moosen, wovon sich aber Rec. so wenig als *Sprengel* überzeugen kann; so wie auch Rec. zweifelt, daſs unsere Zeit des Zweifels, wie der Vf. sie nennt, mit dem Mittelalter zu vergleichen sey. Rec. wünschte nur einigermaſsen den Weg kennen zu lernen, wie die sogenannten männlichen Geschlechtstheile bey den Moosen auf die weiblichen allem Zugange verschlossenen wirken sollen; das *Operculum* sitzt so fest, zum Überfluſs ist auch noch die *Calyptra* da, und an Insecten, die sich ins Mittel legen, ist hier schwerlich zu denken. Daſs der Vf. die von *Sprengeln* für Conferven gehaltenen gegliederten Theilchen, nicht dafür, sondern für eigene Theile der Moose hält, scheint Beyfall zu verdienen; allein schwerlich die Behauptung, daſs sich kein unvollkommenes Vegetabile in ein Anderes verwandle: dagegen sprechen *Carradori's* Beobachtungen zu laut. Über die einzelnen Gattungen sehr gute Bemerkungen. Die *Sphagna* kommen allerdings auch auſser Alpengegenden häufig genug mit Capseln vor; Rec. wohnt weit von den Alpen entfernt, jene zeigen sich aber in seiner Gegend nicht selten. Die einzelnen Erinnerungen bey den Laub- und Lebermoosen sind zu zahlreich, als daſs sie hier genannt werden könnten. Über die Flechten ebenfalls mehrere kurze Bemerkungen. — Rec. hofft, daſs jeder in dieser Anzeige seine Unparteylichkeit erkennen wird. Er schätzt *Sprengel* und *Weber* sehr, diesen vorzüglich wegen seiner genauen Bekanntschaft mit den Naturkörpern in Hinsicht auf alles, was ihre Classification oder das System betrifft; jenen besonders wegen seiner vielleistenden anatomischen Untersuchungen. Dieser ist in *W.* Briefen nirgends Erwähnung geschehen; sie würden aber *Sprengels* Einleitung immer einen bleibenden Werth zusichern, wenn auch noch viel mehrere Erinnerungen gegen die systematische Aufstellung zu machen wären.

J. K.

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Über den Zuwachs der Waldungen und der* (die) *Berechnungsart desselben.* Von *A. W. von Liebhaber*, Herzogl. Braunschweig. Lüneburgischem Forstrath. 1804. 172 S. 8. mit Tabellen und Kupfern. (1 Rthlr. 4 gr.) Eine Anleitung, um die progressive Zunahme der Waldbestände unter den verschiedenen aus der Localität und der Bewirthschaftungsmethode hervorgehenden Umständen auszumitteln und zu berechnen. Neben einer sachkundigen Benutzung dessen, was von unseren besten Forstmännern bereits in diesem Fache geleistet worden, hat dem Vf. sein eigenes Nachdenken und seine praktische Erfahrung auf verschiedene neue Verfahrungsarten geleitet, welche zum Theil zu sehr nützlichen Berichtigungen der älteren dienen können. Die Befolgung der darauf begründeten Regeln wird, ohne Zweifel, bey dem Forstabschätzungsgeschäft und dem Aufsuchen eines richtigen Ertragsquantum, die erscheinenden Resultate der Wahrheit möglichst nahe bringen. Nur dürfte dem ungeübten Leser, um die Nutzbarkeit dieses Buchs sich zu eigen zu machen, das Studium desselben etwas beschwerlich werden, da für Klarheit und Ordnung des Vortrags nicht immer hinlänglich gesorgt ist; selbst die öftere Abweichung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, verbunden mit einer scheinbar gesuchten Kürze des Ausdrucks, muſs der Faſslichkeit des Werks, hin und wieder, zum Nachtheile gereichen. Wer sich indessen hiervon nicht abschrecken läſst, wird die aufgewendete gröſsere Aufmerksamkeit durch reichliches Interesse belohnt finden.

KKW.

Schöne Künste. *Wien*, b. Degen: *Der betrogene Betrüger.* Eine komische Oper in einem Acte. Nach dem Französischen des Bernard Valville. 1805. 56 S. 8. (4 gr.)

Ebendas.: *Mädchentreue.* Eine Oper in zwey Aufzügen. 1805. 79 S. 8. (4 gr.)

Diese beiden Opern sind für die k. k. Hoftheater geschrieben. Wenn diese damit zufrieden sind, so hat die Kritik verthan. Rec. ist es übrigens auch: denn er hatte nicht nöthig, lange zu lesen, um zu sehen, daſs er hier ganz gewöhnliche und alltägliche Theaterwaare vor sich habe.

12 x 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 NOVEMBER, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Magdeburg, b. Keil: *Hieropolis, ein Versuch über das wechselseitige Verhältniss des Staats und der Kirche, nebst einigen Winken, der Kirche durch eine höhere Bildung ihrer Lehrer aufzuhelfen.* Allen Religions-Lehrern gewidmet von *Johann Christoph Greiling*, Prediger zu Neu-Gattersleben im Herzogthum Magdeburg. 1800. X u. 244 S. 8.

2) Brandenburg, b. Leich: *Die einzig richtigen Mittel, um die in unseren Zeiten überhand nehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion zu vermindern,* von *C. A. Jänichen.* 1804. 124 S. 8. (8 gr.)

Bescheiden nennt der Vf. von Nr. 1 dieses Product seines Fleisses einen Versuch. Zuverlässig werden aber alle Leser, die ihm nachdenken, viele Nahrung für Geist und Herz aus demselben erhalten, und aus diesem Grunde hält es Rec. für nothwendig, die Anzeige dieses von vielen vernachlässigten Werks hier noch nachzuholen. Der Vf. beginnt mit einer trefflichen Schilderung des Werthes eines moralischen Religions-Lehrers. Er bestimmt diesen Werth theils nach dem Zweck, auf welchen der Lehrer hinarbeite, theils nach den Mitteln, welche er anwende. Mit Recht wird von einem solchen Lehrer gefordert, dass er selbst gebildet sey. Und eben so wird mit vollem Recht wissenschaftliche und moralische Cultur und Verdienst als das Mittel bestimmt, wodurch der geistliche Stand sich allgemeine Achtung erwerben muss. Möchten angehende Religionslehrer diese Belehrung beherzigen! Der Vf. geht dann über zu der Bestimmung, wie wichtig die Untersuchung sey, in welchem Verhältniss Staat und Kirche stehen. Wichtig zuerst aus dem Grunde, weil das Verhältniss noch nicht bestimmt ist; sodann wegen der Schwierigkeiten, welche besonders nachgelesen zu werden verdienen. Manchem Staatsmann möchte beym ersten Anblick die Behauptung nicht gefallen, dass eine moralische Vereinigung der Menschen unter einem unsichtbaren göttlichen Oberhaupte nur in Ansehung ihrer Sichtbarkeit unter dem Staate stehen, und in Ansehung dessen, was in dieser Verbindung die äussere Form Rechtens hat. Indessen ist diese Behauptung für jeden Nachdenkenden Wahrheit; und man lese das ganze Buch, so wird man sich überzeugen, dass der Vf. nichts behauptet habe, was dem Staate seine Rechte nimmt oder einschränkt.

Das Werk selbst zerfällt in 2 Abschnitte. In dem ersten wird das wechselseitige Verhältniss des Staats und der Kirche und der Religions-Lehrer zu beiden beschrieben. Dieser Abschnitt behandelt den Gegenstand in einer philosophischen Sprache und mit einer männlichen Freymüthigkeit. Kirche und Staat unterscheiden sich ihrem Wesen nach, in Ansehung des Gesetzgebers, der Beschaffenheit der Gesetzgebung, des Zwecks und der Mittel. Beide stehen in dem Verhältniss zweyer freyer Personen, welche auf einander einfliessen, gegenseitige Rechte haben, und dadurch einander beschränken. Folglich im Verhältniss der Gemeinschaft. Der Stand der Religions-Lehrer gehört dem Staate an, als Bürger. In Ansehung seiner Existenz und Rechte, als Personen. In Ansehung seiner Thätigkeit wirkt er nicht auf etwas Äusseres, sondern auf den Geist. Sein Zweck liegt also in der unsichtbaren Welt. Da aber die geistige Veränderung, welche der Lehrerstand hervor bringt, durch Handlungen in der Sinnenwelt sich äussert, so tritt insofern der Lehrerstand mit dem Staate in ein neues Verhältniss, wo das negative Recht des Staates, sich gegen unbürgerliche Handlungen der Kirche zu verwahren, gültig ist. Der Staat hat eine durchgängige Herrschaft des Rechts in allen Handlungen und Verhältnissen aller Personen, welche mit einander in Gemeinschaft stehen, zum Zweck. Die Kirche stellt vermittelst der Religion jeden Menschen unter den Schutz der Menschlichkeit, der Menschenliebe und des moralischen Kosmopolitismus.

Der Staat ist die äussere Bedingung aller Menschenbildung und aller Glückseligkeit. Die einzig mögliche Bedingung der Sicherung gemeinschaftlicher Rechte gegen gesetzlose Willkühr. Der Staat gebraucht Zwang, um den Gesetzen Einfluss auf die Handlung zu verschaffen. Der mögliche Zweck des Zwanges ist nur die legale Handlung, nicht die Bestimmung des Willens durchs Gesetz. Eine moralische Gesetzgebung erstreckt sich auf alle Pflichten und auf die Triebfedern des Willens, sie schafft eine innere Cultur. Je mehr der Begriff der Pflicht über einen Menschen vermag, und je weniger physischer Zwang ihm nöthig ist: desto grösser ist eines Menschen Selbstständigkeit und Freyheit. Die innere Stärke des Willens in Befolgung der Pflicht aus Pflicht heisst Tugend. Diese kann und will der Staat nicht befördern. Seine Gesetzgebung ist eine äussere, sein Zweck geht nur auf Handlungen, und der Zwang, von welchem dessen Gesetze begleitet sind, sind ganz das Gegentheil des moralischen Selbstzwangs, der Willensbestimmung durch die Idee der Pflicht.

Da Moralität als etwas Inneres nicht unter öffentlichen menschlichen Gesetzen stehen kann, so müssen wir

wir zum Behuf der Idee eines ethischen gemeinen Wesens die Idee eines obersten allverpflichtenden Wesens, als allwissenden Zeugens und Wächters der Gesinnungen, zu Hülfe nehmen. Eine Vereinigung durch Gesetze der Tugend zur Bewirkung einer allgemeinen Herrschaft derselben, nennt man die Kirche. Die Stiftung einer Kirche kann nur als eine göttliche Stiftung angesehen werden. Die wahre Kirche ist ihrem Verhältnisse nach unabhängig von aller politischen Macht, und frey und unabhängig unter sich. Die Lehrer sind nicht Herren des Glaubens, sondern das Organ der Wahrheit und Moralität. Eine Kirche kann, als intelligibler Gegenstand, nur durch absichtliche Vereinigung unter moralischen Gesetzen, etwas Sensibles in der sichtbaren Welt werden. Mit Sicherheit kann man annehmen, dass unter den Menschen doch wenigstens einer sich empor heben werde von der Natur zur moralischen Freyheit. Diesem geht dann ein Licht auf. Dieser Erhabene wird sich ohne Zweifel berufen fühlen, ein Licht zu seyn den Verfinsterten, und sie zum moralischen Reiche Gottes einzuladen. Wie der Erleuchtete zu seiner neuen Einsicht gelangte, kann ihm selbst unbekannt seyn. Er kann sich als von Gott unmittelbar erleuchtet denken. Wendet er sich an das Volk, so wird er seine Wahrheit als unmittelbare göttliche Sprüche von Gott empfangen, und das moralische Gesetz als Willen Gottes aussprechen. Die reine Religion ist nun den Menschen subjectiv ein Geheimniss, das einer Offenbarung bedarf. Sie wird sich als positiv ankündigen. Die positive unterscheidet sich bloss in der Form von der natürlichen. Was an einer Religion positiv ist, gehört nicht zu ihrem Inhalte sondern zur Methode. Ob eine Offenbarung eine Schrift zur Grundlage haben werde, kann die reine Vernunft nicht bestimmen; aber sie wird die Menschen glücklich preisen, denen ein solches Buch zu Händen gekommen ist.

Der Staat fordert von dem Religions-Lehrer, dass er ein bürgerlich-exemplarischer Mann sey. Er kann von ihm Beförderung des Staats-Zweckes erwarten, nur muss der Unterricht moralisch bleiben. Der Staat kann ihn nicht verpflichten, die Zwangsgesetze des Staats, sammt ihrer Triebfeder, dem äusseren Zwange, zu verkündigen. — Bey dieser Gelegenheit äussert sich der Vf. sehr warm und mit Empfindlichkeit gegen die Gewohnheit, dass Prediger die Gesetze des Staats vorlesen müssen. Und wer möchte nicht als Philosoph gegen diese Gewohnheit eifern, welche offenbar ihren Zweck nicht erreicht, und in mehrerer Hinsicht, der gemeinschaftlichen Erbauung einer Gemeine, welche der Religions-Lehrer beabsichtigt, entgegenwirkt! Sonst räumt er gern ein, dass der Staat berechtigt sey, von Religions-Lehrern, als Staatsbürgern, die Dienste zu fordern, welche sie, unbeschadet ihres Amts, am besten leisten können. Sorge für Unterricht und Bildung der Jugend, kann als vorzügliche Pflicht der Religions-Lehrer bestimmt werden, und der Vf. erweckt zur Übung derselben mit einer edeln Wärme. Aber eben so warm verbittet er, dass man die fortschreitende wissenschaftliche Bildung der Geistlichen nicht hindern möge. Er fordert eine öffentliche Denk- Lese- und Schreib-Freyheit, nur mit der Einschränkung, dass diese das äussere Recht keines vernünftigen Wesens verletze. Er wünscht, dass tüchtige Lehrer angestellt, und die verdienten vom Staate möchten belohnt werden, macht dagegen aufmerksam auf das, was die Wirksamkeit der Lehrer hindert. Die Winke des Vf., die sich auf Abschaffung demüthigender Gebühren, auf zweckwidrige Einrichtung der Kirchen-Visitationen, auf bessere Liturgie, auf Schulanstalten und Lehrbücher beziehen, verdienen die Aufmerksamkeit der Obrigkeiten und Consistorien.

Rec. hat aus der Abhandlung des I Abschn. absichtlich Auszüge gemacht, und den Vf. selbst reden lassen, damit unsere Leser desto leichter nicht nur mit dem Inhalt der vorliegenden Schrift, sondern auch mit der Sprache und dem Ton derselben bekannt werden, und darnach ihr Urtheil über den Werth derselben zu fällen, im Stande seyn möchten. Was der Vf. von dem Verhältniss der Kirche und des Staats gesagt hat, ist auch von anderen Moralisten, der Hauptsache nach, vorgetragen. Doch wird jeder, welcher sich an philosophischen Vortrag gewöhnt hat, diese Zusammenstellung gern lesen.

Im II Abschn. welcher Vorschläge zu einer höheren Bildung der Religions-Lehrer enthält, ist die Sprache populärer. Gestehen muss man es wohl, dass die christliche Kirche noch nie dem aufgestellten Begriffe einer Kirche entsprochen habe. Der Vf. hofft viel von Verbreitung der neuen Philosophie, und klagt über die Beschaffenheit der christlichen Kirche, wie sie sich uns durch Beobachtung darstelle. Die Sorge der Consistorien sey mehr negativ als positiv, ihre Rechte und Macht seyen zu beschränkt. Er fordert die Lehrer auf, dass sie ihren Unterricht zweckmässiger einrichten, und auf die Religion des guten Lebenswandels hinarbeiten, dass sie in den Versammlungen das Herz ihrer Zuhörer mehr erheben mögen. Er ertheilt Winke zur gelehrten Bildung der Lehrer auf Schulen und Akademieen, und schlägt eine literarische Polizeyanstalt, ein Journal über den Stand der Religions-Lehrer vor, welches freylich wohlthätig wirken könnte, aber auch von sehr gesetzten, vorsichtigen und unparteyischen Männern geschrieben werden müsste. Er empfiehlt eine sorgfältige Prüfung der auf Schulen gebildeten Jünglinge, ob sie die Fähigkeiten und Talente zu Religions-Lehrern besitzen, und giebt die Kenntnisse an, welche sie sich erwerben sollen. Er macht es den Consistorien zur Pflicht, ihre Examina zweckmässiger einzurichten, erklärt sich aber wider den in unserer Zeit so oft wiederholten Vorschlag, Candidaten zuerst bey Trivial- und Elementar-Schulen anzustellen, und führt die Gründe an, welche demselben entgegenstehen. Die Schulen sind zu schlecht dotirt, der Schullehrerstand muss sich noch so viele Erniedrigungen gefallen lassen, die Fortbildung der Candidaten wird gehindert, die Schulen werden zu oft einen ihnen nachtheiligen Wechsel der Lehrer erleiden müssen. Rec. bekennt, dass er in Ansehung dieser Gründe ganz mit dem würdigen Vf. einstimme. Dage-

Dagegen wünscht er öffentliche Anstalten, welche die Fortbildung künftiger Religions-Lehrer bezielen; er nennt eine solche ehemalige in Coburg, eine noch gegenwärtige im Dessauischen. Aus den öffentlichen Nachrichten ist bekannt, dass das Consistorium zu Hannover schon seit mehreren Jahren von allen Candidaten jährliche Berichte verlange, in welchen sie angeben sollen, was sie in dem Jahre zum Gegenstand ihres Studirens bestimmt, und wie sie studirt haben, welche Bücher sie gelesen, und wie sich im Predigen und Katechisiren geübt haben. Eine Anstalt, welche wenigstens die Candidaten an zweckmässige Anwendung ihrer Zeit erinnert, und sie zu derselben verpflichtet. Ähnliche Aufsichts-Anstalten für Prediger wünscht der Vf. Er fordert, dass jeder Prediger jährlich von seinem Unterrichte Rechenschaft ablegen, von dem Zweck, wornach er strebe, von der Art, wie er es gethan, und die Hauptsätze seiner Vorträge angeben solle. Etwas dahin abzweckendes geschieht im Hannöverischen, durch halbjährige Amts- und Schul-Berichte, welche jeder Prediger seinem Superintendenten einliefert, und welche von dem Superintendenten mit seinen Erinnerungen begleitet an das Consistorium gesandt werden. Das Consistorium unterwirft sie seiner Beurtheilung, und läfst seine Bemerkungen den Superintendenten zugehen, von welchen dieselbe den Predigern bekannt gemacht werden. Wie denn auch die zweckmässige Haltung der Prediger-Synoden unlängst vom hannöverischen Consistorio verordnet ist. Endlich verlangt der Vf. eine kirchliche Sittenpolizey, welche den Menschen da aufnähme, wo ihn der Staat als Bürger in der Staatspolizey verläfst, welches gewiss eine äusserst wünschenswürdige Anstalt seyn möchte.

Lockend genug ist der Titel von Nr. 2. Denn zunehmende Gleichgültigkeit gegen Religion ist der Inhalt so vieler Klagen, nicht bloss der Religions-Lehrer, sondern Aller, welche Verehrer der Religion sind, und dieselbe als Mittel moralischer Besserung und Veredlung der Menschen betrachten. Das Nachdenken über die Mittel, diese Gleichgültigkeit zu vermindern, hat schon viele Einsichtvolle beschäftigt. Der Vf. verspricht die *einzig richtigen Mittel* anzugeben. Mit Erwartung las daher Rec. diese Abhandlung; aber er muss bekennen, dass sie ihn nicht befriediget hat. Zwar muss man dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er in der Vorrede bescheiden von seiner Arbeit spreche, und schon zufrieden sich bezeuge, wenn er nur denkende Religions-Lehrer zum weiteren Nachdenken über die vorgeschlagenen Mittel leiten könnte. Aber immer entspricht doch das Werk seinem Titel nicht. Der Vf. redet weniger von Religion, als von religiösem Cultus. Ist jene freylich mit diesem verbunden, kann dieser jene befördern: so liegen die Ursachen der Gleichgültigkeit gegen die Religion doch wahrlich tiefer, als in der Geringschätzung der religiösen Feyerlichkeiten. Der Geist unseres Zeitalters, die unweise Erziehung junger Menschen, besonders in Hinsicht auf Moralität, diese verdienen Aufmerksamkeit. Wenn hier keine Änderung eintritt, so möchten alle äusseren anziehenden Feyerlichkeiten, welche den religiösen Versammlungen und Handlungen gegeben werden, doch nicht viel wirken.

Wir wollen mit dem Vf. darüber nicht rechten, dass er seine Schrift damit anfängt, die Sinnlichkeit der Menschen zu vertheidigen, und sich überzeugt, dass man durch diese erst den Menschen für Religion gewinnen müsse. Freylich ist der Mensch ein sinnliches und anfangs ein bloss sinnliches Geschöpf; aber gerade dahin soll doch wohl Menschen-Bildung gehen, ihn zu einem vernünftigen Geschöpfe zu machen. Feyerliche Gebräuche, diess fühlt und bekennt der Vf. selbst, sind doch noch nicht Religion. Er verlangt ausdrücklich, dass durch Unterricht Religiosität befördert werde. Nur hofft er, dass Achtung gegen das Ceremoniel sich bey Vielen in Achtung gegen Religion verwandeln werde. Davon möchte sich nicht Jeder überzeugen können. Der erste und weitläuftigste Abschnitt der Schrift enthält Vorschläge, wie die religiösen Handlungen zu höherer Feyerlichkeit gehoben werden könnten. Wir müssen aber freymüthig gestehen, dass mehrere derselben nicht rathsam, mehrere nicht im Allgemeinen ausführbar, und mehrere durchaus nicht neu sind. Der Vf. redet zuerst von der Feyer des Abendmahls. Seine Vorschläge gehen dahin, dass sie nur selten, etwa vierteljährig, möge verordnet werden. Der Grundsatz, mit welchem er diesen Vorschlag unterstützt, ist wahr, dass die öftere Wiederholung auch des Feyerlichsten den Eindruck schwäche. Desto mehr befremdet es aber, wie der Vf. fast allen religiösen Handlungen durch Glockengeläute eine höhere Feyerlichkeit zu geben glaubt, da doch auch in der Hinsicht, die öftere Wiederholung keine Eindrücke mehr machen wird. Rec. erinnert sich dabey an eine Reichsstadt, in welcher am Tage der Beerdigung bemittelter und angesehener Personen von mehreren Kirchen zugleich geläutet wird. Das soll wohl eine feyerliche Stimmung der Gemüther erwecken. Aber in dem Geräusch der volkreichen Stadt wird das von dem gröfsten Theil der Einwohner kaum wahrgenommen. Neu ist jener Vorschlag nicht, auch wirklich bey vielen Landgemeinen schon eingeführt. Dass durch Seltenheit der Communionen dieselbe feyerlicher würden, kann nicht geleugnet werden; nur würde eine vierteljährige Feyer des Abendmahls in volkreichen Städten nie eingeführt werden können. Auch möchte man sagen, der Grundsatz, dass das Feyerliche durch öftere Wiederholung verliere, sey deshalb bey den Communionen nicht anwendbar, weil die Communicanten nicht immer dieselben sind. Der Vf. wünscht ferner, dass die Vorbereitung auf die Feyer des Abendmahls mit der Feyer selbst in unmittelbare Verbindung gesetzt werde. Von dem Nutzen dieser Einrichtung kann Rec. sich nicht überzeugen. Für den gebildeten und rechtschaffenen Christen ist es freylich hinreichend, wenn der Prediger in ihm Gedanken und Empfindungen erweckt, welche die Feyer des Abendmahls ihm heilsam machen. Aber für die Gedankenlosen, Leichtsinnigen, mit ihrem moralischen Zustande Unbekannten möchte es doch wohl gut seyn, ihm Anleitung und Erweckung

zur

zur Selbstbeachtung und Beurtheilung zu geben, dann ihm Zeit zu lassen, davon Gebrauch zu machen. Diess würde aber nicht erreicht werden, wenn die Feyer des Abendmahls sogleich mit der Vorbereitung verbunden würde. Die kaum erweckten Vorstellungen verlieren sich wieder, wenn die religiöse Handlung geendet ist. Eben so wenig stimmt Rec. in den Wunsch des Vf., dass eine Beichte vorgelesen, einige an die Communicanten gerichtete Fragen von denselben bejaht, und sie dann absolvirt werden möchten. Wozu die aus dem Pabstthum stammende Beichte? Finden wir sie bey der Stiftung des Abendmahls? Und wozu die Absolution des Predigers? Der denkende Theil unserer Christen verlangt sie nicht, und bey Nichtdenkenden wird sie gemissbraucht.— Ferner wünscht Hr. J., dass alle Complimente bey der Feyer des Abendmahls wegfallen möchten. Wäre hier bloss von dem ärgerlichen und kindischen Rangstreit die Rede, so würden wohl alle Vernünftigen dem Vf. Beyfall geben. Aber er versteht auch die Verbeugung, welche der Communicant beym Hinzutreten vor dem Prediger zu machen gewohnt ist. Wahr ists, dass einige Personen diese Verbeugung so affectirt und unnatürlich tief machen, dass sie den Prediger aus seiner Fassung bringen könnten. Aber schwerlich dürfte es anstössig seyn, wenn eine kleine Verbeugung bemerkt wird, bey welcher es ja nicht auf Regeln der Tanzkunst ankommt. Wir nahen uns nicht leicht Personen, gegen welche wir Achtung hegen, ohne eine Verbeugung. Nach der einmal gewohnten Sitte würde es dem Communicanten neu seyn, wenn er ohne dieselbe hinzutreten sollte. Noch redet der Vf. mit Wärme gegen das Beichtgeld. Für die Abschaffung desselben möchte wohl der grössere Theil würdiger und rechtschaffener Prediger, so wie der Gebildete in jeder Gemeine, stimmen. Ihre Möglichkeit bezweifelt Niemand, und sie ist an manchen Orten wirklich veranstaltet. Aber woher nun Ersatz für den Prediger, dem doch auch diese Einnahme angewiesen ist, und der ihrer nicht entbehren kann? Des Vf. Vorschlag, die reichen Einnahmen der Domherren einzuschränken, und davon die Predigerbesoldung zu bestimmen, kann nur in einzelnen Ländern realisirt werden. Dieser Gegenstand ist Angelegenheit des Staats, und wird durch Verabredung der Obrigkeit mit den Unterthanen und Predigern am leichtesten und sichersten geordnet werden können. So lange das nicht geschieht, vermeide nur der Prediger das habsüchtige Wesen, das so leicht Anstoss erregt! Rec. kennt viele Prediger, welche von Dürftigen nicht nur nichts nehmen, sondern auch das ihnen Angebotene mit freundlicher Güte zurückgaben. — Endlich wünscht der Vf. noch in Rücksicht auf äussere Feyerlichkeit, dass das Abendmahl möge zur Abendzeit gehalten, oder am Tage die Fenster verdunkelt werden. Das scheint doch nicht rathsam, wenn man bedenkt, dass Dunkelheit bey Leichtsinnigen mancherley Unordnungen veranlassen oder begünstigen könnte. Was von Läutung der Glocken, Singen der Chöre, Orgelspielen gesagt wird, ist nur auf Stadtgemeinen anwendbar. In Landgemeinden würde das Läuten einer Glocke nicht feyerlich seyn. Orgeln und musikalische Chöre sind dort entweder gar nicht, oder doch nicht allenthalben. Und die Musikverständigen, welche die Orgel zweckmässig spielen, gehören ebenfalls zu den Seltenheiten.

In Hinsicht auf die Confirmation der jungen Christen vertheidigt Hr. J. die Wichtigkeit dieser Handlung, und wünscht, dass sie allenthalben mehr Feyerlichkeit erhalten möge. Rec. muss es mit ihm tadeln, dass an manchen Orten die Confirmation bloss in dem Zimmer des Predigers geschieht. Auch darin muss er ihm beystimmen, wenn er den Unterricht der Confirmanden auf mehrere Jahre ausgedehnt wünscht, besonders da, wo die Schullehrer nicht hinreichend vorarbeiten. Die Feyerlichkeit würde nach des Vf. Meinung durch Glockengeläute, Gesang mit musikalischer Begleitung, und durch eine eindringende Rede des Predigers erhalten werden. Nur werden viele dem Vf. darin nicht beytreten, wenn er diese Handlung auf den Nachmittag verlegt zu sehen wünscht, um für dieselbe mehr Zeit zu gewinnen. Dagegen möchte doch wohl eingewendet werden, dass dadurch die Handlung verliere, weil weder die Seele des Predigers, noch der jungen Menschen nach dem Essen so heiter seyn wird, als in den Morgenstunden. Für eine lange Dauer dieser Confirmationshandlung würde Rec. auch nicht stimmen, und lieber rathen, die Prüfung der Confirmanden einen oder einige Tage vor der Confirmation öffentlich vorzunehmen, wie das schon an mehreren Orten zu allgemeiner Zufriedenheit angeordnet ist. Was der Vf. von der Feyer einiger Festtage sagt, ist allerdings der Beherzigung werth; nur möchte eine Versammlung im Freyen auf dem Kirchhofe am Osterfeste in unseren nördlichen Gegenden das wider sich haben, dass um diese Zeit die Witterung noch mehrentheils zu rauh ist, als dass ein längerer Aufenthalt in derselben dem Prediger und der Versammlung angenehm seyn würde. Hr. J. geht dann zu Copulationen und Taufe über. Beide will er in der Kirche gehalten wissen. Den zu Copulirenden soll der Prediger einen feyerlichen Eid abnehmen. Diess scheint doch nicht rathsam zu seyn. Auch hat es etwas wider sich, dass den zu taufenden Kindern Fragen vorgelegt werden, die sie ja nicht verstehen und nicht beantworten können. Eine Copulations- und eine Tauf-Rede ist als Beyspiel hinzugefügt, denen man das Belehrende nicht absprechen kann, die aber zur Rührung nicht geeignet seyn möchten. Nun folgen einige Bemerkungen über die öffentlichen Gottesverehrungen. Der Vf. wünscht, dass die Zahl der Predigten möchte vermindert werden, besonders der Wochenpredigten. Und wahr ist es, dass dieselben den Nutzen nicht schaffen, welchen unsere Vorfahren beabsichtigten. Die Erfahrung lehrt, dass die Klasse der arbeitenden Menschen zu diesen Wochenpredigten sich nicht wohl abmüssigen kann. Und die Zahl der Geschäftlosen ist nur klein. Er wünscht ferner Abschaffung der Kirchenmusiken, welche freylich in vielen kleinen Städten die Erbauung nicht befördern, und an deren Stelle Choräle mit Begleitung der Musik. Dass Prediger selbst sollen gut singen können, will uns noch nicht einleuchten. Die Störung der Versammlung durch das Umtragen des Klingelbeutels und durch die Gegenwart kleiner Kinder will Hr. J. abgeschafft haben. Wo mehrere Prediger sind, sollen dieselben mit den Predigten wechseln, das Verlesen des Evangelii oder der Epistel vor der Predigt soll wegfallen. Auch müssen nicht zu lange Kirchengebete nach der Predigt gesprochen und die Abkündigungen von der Kanzel vermieden werden. Alle diese Vorschläge sind zweckmässig, und schon oft genug geäussert. Aber es ist die Sache des Staats oder der Consistorien, hierüber bestimmte Anordnungen zu ertheilen, wenn diese Wünsche erfüllt werden sollen. Im *zweyten Abschnitte* redet Hr. J. von der zweckmässigen Bildung der Religionslehrer. Vorzüglich fodert er von dem Prediger die Geschicklichkeit, einen Religions-Vortrag gut auszuarbeiten, gut zu halten, und ächte Moralität. Zu deren Bildung verlangt er Seminarien in den Hauptstädten der Provinzen, welche mit einer Schulanstalt verbunden und unter der Leitung geschickter Prediger stehen sollen. Die Candidaten sollen auch ordinirt, und nach der Reihe, und nach Massgabe ihrer Fähigkeit, entweder zu Predigern oder zu Schullehrern befördert werden. Dieser Abschnitt enthält bey aller Kürze doch Winke genug, welche vom Staate Beherzigung um so mehr verdienen, da sie nicht über die Möglichkeit hinausgehen. Im *dritten Abschn.* redet endlich der Vf. von einer besseren Bauart und Verschönerung der Kirchen, auf welche Vorschläge wenigstens bey neu zu erbauenden Kirchen oder in wohlhabenden Gemeinen Rücksicht zu nehmen wäre.

G.

Monatsregister

vom

November 1805.

Verzeichniss der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

M

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. In-

III. Intelligenzblatt des Novembers.

v. Hahn

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 DECEMBER, 1805.

THEOLOGIE.

Altenburg, im literarischen Comptoir: *Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrer-Standes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens.* Herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Diakon. in Altenburg (nunmehr Superintendent zu Ronneburg.) Erster Jahrgang. I Band. 1—3 St. 1802. 464 S. II Band. 1—3 St. 1802. 472 S. Zweyter Jahrgang. I Band. 1—3 St. 1803. 472 S. II Band. 1—3 St. 474 S. Dritter Jahrgang. I Band. 1—3 St. 1804. 448 S. II Band. 1—3 St. 444 S. Vierter Jahrgang. I Band. 1—3 St. 1805. 304 S. II Band. 1. 2 St. 1805. 304 S. 8. (jedes Stück 12 gr.)

Dieses treffliche, den Bedürfnissen der Zeit so sehr angemessene Journal erhält sich in seinem Werthe, und liefert dem Prediger und Schullehrer, wie jedem, dem die Würde und Vervollkommnung des Prediger- und Schullehrer-Standes am Herzen liegt, mehrere instructive und interessante Aufsätze und Nachrichten. Mit dem dritten Jahrgange dehnt es sich auch auf das *katholische* Deutschland aus, da es bis dahin *bloss* dem *protestantischen* gewidmet war. Das heisst: nicht bloss die Vor- und Rückschritte der religiösen und pädagogischen Cultur sollen nun vom katholischen Deutschland mit berichtet werden, sondern der würdige Herausg. will auch von berühmten katholischen Religionslehrern Abhandlungen aufnehmen. Zu dem bisherigen Titel sollte, nach dem Versprechen des Herausg., für jeden Band noch ein zweyter kommen, nämlich: „*Annalen der Fortschritte der religiösen Cultur des 19 Jahrhunderts, namentlich in Veredelung des geistlichen Standes*," u. s. w. Rec. billigt diese Ausdehnung eines so nützlichen Journals sehr, und wünscht ihm eine recht lange Dauer. Noch näher wird sich der Werth des Werks aus der Anzeige einiger vorzüglichen Beyträge ergeben; sie alle der Reihe nach aufzuführen, würde gegen den Plan unseres Instituts seyn.

I Jahrgang. II, 2. Nr. 1. *Über den protestantischen Religionscultus unserer Zeit*, von A—Z. Der Vf. dieses freymüthigen Auffatzes behauptet zuerst, dass die so oft beklagte Erscheinung des überhandnehmenden Kaltsinnes gegen den Cultus der Religion auch eine erfreuliche Ansicht habe, dass man darin ein achtungswerthes Streben des menschlichen Geistes, sich von den Fesseln eines abergläubischen, willkührlichen, oft sinn- und zwecklosen Ritus loszumachen, erkenne. Er sucht diese Behauptung durch eine lebhafte Schilderung der Missbräuche zu erhärten, welche sich auch der Religionscultus der Protestanten noch immer zu Schulden kommen lasse, um damit sein Resultat zu begründen, „dass es der einsichtsvolle Freund der Sittlichkeit einsehe, dass diese Form eines Cultus dem fortschreitenden Geiste unserer Zeit nicht fromme, dass er ihm daher eine heilsame Reformation, die vom heiligen Sinne der wahren Religion ausgehe, wünsche." Sodann zeigt er, dass wenn man die Irreligiosität des jetzigen Zeitalters von der neuen Aufklärung, als von ihrer vornehmsten Ursache ableite, man sehr unbestimmt rede, und so wenig die wahre Aufklärung als jene Irreligiosität verstehen könne, welche den praktischen Unglauben bezeichne. Die Cultur der Wissenschaften habe zwar die Gleichgültigkeit gegen die Missbräuche der äusseren Gottesverehrung herbeygeführt, aber die eigentliche Irreligiosität könne nur aus dem Verfall der Sittlichkeit selbst entspringen. Zu dem Verfall des Religionscultus habe ausserdem auch das Beyspiel der Grosen eine besondere Veranlassung gegeben. Sie, die leichtsinnigen Verehrer der *Bayle*, der *Voltaire*, der *Helvetiusse* hätten den Glauben, den sie nun zu ihrer Sicherheit so gern in seiner alten Macht wiederherstellen möchten, selbst zum Spott gemacht und das Volk gelehrt, nicht im Himmel sondern auf der Erde sein Heil zu suchen. Eine Folge davon sey jene Verbildung und Überbildung der Jugend gewesen. Aus dem allen folge, dass die beklagte Irreligiosität eine Wirkung von mehrern Ursachen und besonders vom unsittlichen Geiste des Zeitalters sey, dass man zu viel folgere, wenn man behaupte: unser Zeitalter sey für wahre Religion nicht mehr empfänglich, weil das Ansehen des Kirchthums gesunken sey. — Recht gut: allein der Vf. hat bey dieser Entwickelung den Fehler des Schwankens nicht ganz vermieden. Er will jenen Verfall des Religionscultus so wenig aus unsittlichen Quellen abgeleitet wissen, dass er ihn sogar von einer edeln und achtungswerthen Seite darstellt, dass er ihn für eine Folge der ächten Aufklärung hält; allein die Kraft der Wahrheit liess es doch nicht zu, dass er den unsaubern Geist der Unsittlichkeit, der jetzt so sehr die Menschheit in ihren höheren Ständen ergriffen hat, als eine der ersten und wirksamsten Ursachen der Gleichgültigkeit gegen die Gebräuche der Religion ganz übersehen konnte. Aus diesem Grunde würde man denn nicht bloss über den Verfall des Cultus der Religion, sondern auch über

über den Verfall der Religiosität selbst zu klagen haben. — 3) *Über das Interesse für Religion und Christenthum, und wodurch dasselbe befördert werde.* Von *Greiling*, Prediger in Neugattersleben im Herzogthum Magdeburg. Mit welcher Originalität der für Moralität und Religiosität gewiss erwärmte Vf. seine Gedanken auch oft vorträgt, sein Auffatz wird doch nicht sehr gefallen, am wenigsten in der ersten Hälfte. Er fängt mit vagen Gemeinplätzen über die Nothwendigkeit der Verbindung zwischen Religion und Tugend, wobey man oft den Zusammenhang vermisst, an, und erst S. 228, da er von der Art und Weise redet, das Interesse für Religion und Christenthum zu befördern, erweckt er in dem Leser einiges Interesse. Indess hat Rec. doch auch Stellen angetroffen, die wahrhaft eingreifend sind, und die von der trefflichen Darstellungsgabe des Vf. zeugen. 4) *Sollten unsere Volksschulen dadurch wesentlich verbessert werden, wenn man mit ihnen allgemein solche Industrieschulen verbände, als hie und da bereits mit ihnen verbunden sind?* Von *Funk*, Prediger in Altona. Hr. *F.* hat die gewöhnlichen Mängel solcher Industrieschulen ganz richtig beobachtet, und seine Erfahrungen stimmen mit den Erfahrungen des Rec. leider mehr als zu sehr zusammen. Allerdings sind diese Industrieschulen oder, wie sie der Vf. richtiger benannt wissen will, Arbeitsanstalten, so wie sie noch zur Zeit an vielen, wo nicht an den meisten Orten beschaffen sind, der körperlichen wie der intellectuellen und moralischen Bildung der Jugend mehr schädlich als nützlich. Dabey verkennt der Vf. das Gute einer zweckmäfsigen Verbindung der körperlichen Beschäftigung mit dem eigentlichen Unterrichte keineswegs, und äufsert unter andern den edlen Wunsch, dass es einem Pädagogen, der im eigentlichen Sinne des Worts mit der nöthigen Gewerbskunde und mit reifer Kenntniss der Localverhältnisse ausgerüstet wäre, gefallen möchte, „einen vollständigen Plan zu einer Arbeitsanstalt zu entwerfen, die allen Foderungen eines Instituts entspräche, welches durch körperliche Beschäftigungen, wie die Lehrschule durch mündlichen Unterricht den Verstand der Jugend zu entwickeln zur Absicht hätte.“

II, 3. Nr. 1. *Über den Einfluss liturgischer Vorschriften auf die Veredelung der Prediger und des öffentlichen Cultus.* Von *Wilmsen*, Prediger in Berlin. Hr. *W.* bemüht sich zu zeigen, dass von der Verbesserung der liturgischen Formulare jene Veredelung so wenig zu erwarten sey, dass man vielmehr gröfsere Nachtheile davon zu befürchten habe. Und in der That, das Formelnwesen ist nichts anders, als ein Ruhekissen für träge und nachlässige Prediger. Es ist daher ungleich wichtiger, an dem Zwecke der Verbesserung des Predigerstandes, als an neuen Agenden zu arbeiten. Mit vollkommenem Rechte fodert der Vf., dass jeder Prediger die Reden, die er bey liturgischen Verrichtungen zu halten hat, selbst verfertigen und frey ohne Buch vortragen solle. Erwägt man auch, wie gering der Eindruck ist, den ein abgelesenes Formular, und wenn es ein Muster in seiner Art wäre, auf die Gemüther der Zuhörer machen kann, indem nur das zu Herzen geht, was aus dem Herzen kommt: so muss man sich noch mehr geneigt fühlen, jenem Verdammungsurtheile beyzutreten, aber auch zu wünschen, dass es der schwachen Pfarrherren wegen überhaupt nicht mehr nöthig seyn möchte. Denn so lange man an dem Predigerstande noch keine Radicalkur vornehmen, d. h. so lange man nicht alles, was dazu nicht taugt, ohne alle Rücksicht davon abschneiden will: so lange müssen wir uns das Übel des liturgischen Formelnwesens, um gröfsere Übel zu verhindern und zu verhüten, noch gefallen lassen. — 4) *Ist durch Schullehrer-Seminarien allein den Volksschulen wirklich aufgeholfen?* Von *S.* — in B. — Wahr ist es, was der Vf. behauptet, dass den Volksschulen durch Schullehrer-Seminarien *allein* noch nicht aufgeholfen werde, und nothwendig ist die Anordnung und Einrichtung einer ganz zweckmäfsigen Schulinspection, die er fordert. Wo eine solche Inspection noch nicht existirt, da schlägt der Vf. als den kürzesten und am wenigsten kostspieligen Weg vor, „dass in jeder Ephorie nach Verhältniss einem oder zwey Predigern die genaueste Aufsicht über eine bestimmte Anzahl Landschulen übertragen werden solle.“ Wer wird diesem Vorschlage nicht gern seinen Beyfall geben, und wer könnte unter den von dem richtig urtheilenden Vf. angegebenen Bestimmungen und Bedingungen an seiner Nützlichkeit und Ausführbarkeit zweifeln? 5) *Sind die häufigen Klagen der Prediger über den Verfall der Religiosität zu billigen?* Von M. *Schulze* in Leipzig. Bey aller Kürze sehr bündig verneinend beantwortet. 6) *Die öffentliche Ausstellung der Leichen bietet Predigern, Schullehrern und Erziehern vielen Stoff zur Belehrung dar.* Von Ebendemselben. Allerdings! Daher kann es Rec. auch nicht billigen, dass man der Sitte, öffentliche und feyerliche Leichenbegängnisse anzustellen, immer mehr abhold wird, und dass man die entgegengesetzte Sitte, die Todten gleichsam wie verstohlen zur Erde zu bestatten, immer allgemeiner macht, ja in grofsen Städten schon so allgemein gemacht hat, dass Menschen mehrere Jahre hinbringen können, ohne einen Gestorbenen oder seine Bestattung zur Erde gesehen zu haben. Und doch ist ein solcher Anblick dem so sehr von Sinnlichkeit beherrschten Menschen von Zeit zu Zeit so heilsam und nützlich!

II Jahrgang. I, 1. Nr. 4. *Beytrag zur Veredelung des Predigerstandes durch Verhütung unglücklicher Predigerehen durch die Obern.* Von *Müller*, Prediger in Hassel, in der Grafschaft Hoya. So wahr es ist, dass die Ehe des Predigers einen grofsen und wichtigen Einfluss auf seine Amtsführung hat, und so wünschenswerth es ist, dass alle Prediger glücklich verheirathet seyn möchten: so überflüssig und unstatthaft ist doch der hier gethane Vorschlag zur Verhütung unglücklicher Predigerehen. Der Vf. wünscht, dass sich das Consistorium in die Ehehaften der Prediger mischen, und dass namentlich der erste

erste geistliche Rath nach dem Examen, *inter privatos parietes*, über diesen Gegenstand mit dem Candidaten reden, und ihm Belehrung und Rathschläge ertheilen möchte. Allein was läst sich davon wohl erwarten? Soll es bey blofser Belehrung und Berathung im Allgemeinen bleiben; was kann dann der Consistorialrath dem Candidaten eben sagen, was dieser nicht schon wüfste, und wovon mit Recht zu fordern und vorauszusetzen ist, dass er es weiss? Soll sich der Rath aber in die näheren Verhältnisse des Candidaten einlassen, und soll der Candidat gehalten seyn, von der Person, die er zu heirathen gedenkt, und von ihren Umständen genauen und getreuen Bericht zu geben: so könnte das vielleicht wohl besser helfen, aber wie sehr würde dadurch auch die natürliche Freyheit beschränkt? Will man denn dem Prediger nicht einmal das gewähren, was man jedem anderen majorennen Menschen überläfst, dass er sich selbst eine Gattin wähle? Doch eine so weit getriebene Einmischung der Obern in die Heirathsangelegenheiten der Prediger hat Hr. *M.* nicht vorgeschlagen; mit den den Candidaten zu ertheilenden Rathschlägen des Consistoriums dürfte aber nicht viel ausgerichtet werden. Und lasst uns doch auch erst nöthigere Dinge, die zur Verbesserung des Predigerstandes gehören, vornehmen. Mit den unglücklichen Ehen wird es sich dann schon von selbst geben. 5) *Wodurch beschränken mehrere Prediger in unseren Tagen die Wirksamkeit ihrer Religionsvorträge? Und wodurch könnten sie dieselbe aufs Neue befördern?* Von Hn. M. *Schulze* in Leipzig. Viele Prediger nehmen zu wenig Rücksprache mit sich selbst, so wenig in Ansehung des Auditoriums, für welches, als des Gegenstandes, über welchen sie reden wollen; manche Prediger lassen sich in ihren Vorträgen eine gewisse Kälte zu Schulden kommen; bey vielen ist das: „nach den Bedürfnissen des Zeitalters predigen," eine bald missverstandene, bald gemissbrauchte Firma; mehrere, welche entweder an demselben Orte angestellt oder doch benachbart sind, lassen sich das Abweichende und Entgegengesetzte in ihren Grundsätzen zu auffallend merken; einige äufsern eine Sucht zum Neuen, Genialischen und Originellen, und missbrauchen die Lectüre deutscher Schriften. — Über diese Abwege von der Bestimmung des Kanzelredners macht Hr. *S.* treffende Bemerkungen, und giebt zugleich Winke der Zurechtweisung. Am Schluss fügt er noch ein paar Worte über den Nutzen hinzu, den Prediger aus *dem pragmatischen Studium der Geschichte* schöpfen können.

II Jahrgang. I, 2. Nr. 4. *Revision dessen, was im Jahr 1802 zur Veredelung des Predigerstandes geleistet worden ist.* Von M. *Schulze* in Leipzig. Ein lesenswerther Überblick, wobey es jeder Leser gewiss gern gesehen hätte, wenn auch das bemerklich gemacht wäre, was von Seiten der Staaten hin und wieder für den genannten Zweck geschehen ist. Wenn auch diese Nachrichten nicht ganz vollständig gegeben wären, so würde man schon das dem Vf. bekannt Gewordene mit Dank angenommen haben. Es könnte sich indess auch wohl ein besonderer Aufsatz dieses Journals mit einer Zusammenstellung dieser Nachrichten befassen. — I, 3. Nr. 1. *Beurtheilung einiger von Greiling, Prediger in Neugattersleben, von Müller, Diaconus in Langensalza, von Hn. M. T. in B., und von Pöschel, Pfarrer in Bubenheim, gegen die vom Herausgeber vorgeschlagene Coordination der Prediger und Schullehrer erhobenen Bedenklichkeiten.* Vom Herausg. Es ist sehr belehrend, die Bemerkungen zu lesen, welche *Greiling* und *Müller* gegen die vom Herausgeber vorgeschlagene Coordination der Prediger und Schullehrer gemacht haben. Das Recht ist, *nach den gegebenen Bestimmungen*, unstreitig auf *Schuderoffs* Seite geblieben, jedoch mit der Bedingung, dass der Schullehrer, sobald als er als Lehrer der Jugend dem Prediger coordinirt wird, durchaus nicht Küster bleibe. Denn daraus würde in unzähligen Fällen ein trauriges Verhältnifs zwischen Kirchen- und Schullehrern entstehen. Nichts ist aber auch leichter als die gänzliche Trennung des Küsterdienstes von dem Schuldienste, sobald nur erst die anderen Schwierigkeiten der Coordination der Prediger und Schullehrer gehoben sind. Wenn man einmal so viel für die Schule gethan hat, dass man ihre Lehrer den Religionslehrern coordiniren kann, d. h. wenn man tüchtige Subjecte angesetzt, und ihnen hinlängliche Revenuen gegeben hat: so mag an den meisten Orten leicht noch so viel übrig seyn, um jemanden die geringen Arbeiten des Küsterdienstes aufzutragen. Da gewiss an jedem Orte mehrere Personen dazu bereitwillig sind, so bedürfte es schwerlich mehr, als einige 10 bis 20 Thaler jährlich, um diesen Aufwand zu bestreiten. — 2) *Kann von der Kirche und deren Lehrern eine gründliche Verbesserung unserer Volksschulen mit Grunde erwartet werden?* Von *Funk*, Prediger in Altona. Hr. *F.* erklärt den Beytrag, den die Prediger durch öffentliche Katechisationen und durch Schulbesuche zur Verbesserung der Schulen zu leisten vermögen, für gering und unbedeutend; das Ansinnen an die Prediger aber, dass sie den vorhandenen unfähigen Schullehrern einen besseren Unterricht ertheilen, und sie dadurch zu ihrem Amte tüchtiger machen sollten, findet er höchst bedenklich, und gröfstentheils verwerflich. Dagegen erkennt er es für desto nützlicher, wenn die Prediger selbst, so viel möglich, den Schulunterricht ihres Orts, wenigstens den Religionsunterricht, übernähmen. Diese Foderung thut er vornehmlich an Stadtprediger, fügt aber mehrere Einschränkungen bey, unter welchen sein Anmuthen doch nicht so sehr gegen die Meinung derer, welche die Theilnahme des Predigers an dem Schulunterrichte ganz verwerfen (S. *Schuderoffs* Erklärung S. 362 ff.), anstöfst. Rec glaubt, dass auch hier die Wahrheit in der Mitte liege, und dass man allerdings dem Prediger, falls es seine bestimmten Berufsgeschäfte erlauben, den eigentlichen Religionsunterricht in der Schule seines Orts übertragen könne; denn dazu muss man bey ihm die gröfste Geschicklichkeit voraussetzen. Aber mehr darf man von ihm auch nicht verlangen, und selbst dieser Unterricht in der Religion darf

darf ihm nichts von der Zeit rauben, die ihm zu seiner Fortbildung nöthig ist. Diess letztere ist am meisten bey den Stadtpredigern zu beherzigen, von welchen man daher gerade das Wenigste in Hinsicht der Theilnahme am Schulunterrichte fordern sollte.

Wir könnten weit mehrere Aufsätze auszeichnen, welche an Mannichfaltigkeit und Interesse den genannten nicht nachstehen. Allein wir überlassen diess billig den für die Theologie ausschliessend bestimmten kritischen Blättern. Unsere Absicht ging bloss dahin, die Zeitgenossen auf dieses schätzbare Journal von neuem aufmerksam zu machen, und wir fügen bloss noch für den wackern Herausgeber die kleine Warnung bey, über einen und denselben Gegenstand nicht zu viele Aufsätze aufzunehmen, damit dadurch nicht das Interesse an dem Ganzen geschwächt werde.

—tt—

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Versuch einer Übersetzung des Briefs Pauli an die Römer*, nebst Bemerkungen darüber von *Karl Friedrich Wilhelm Möbius.* XVI u. 198 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., der hier zum erstenmal als Schriftsteller auftritt, hat sein Werk „für diejenigen bestimmt, welche sich der Theologie widmen, oder das (auf Akademien) Versäumte nachholen und sich weiter bringen wollen.“ Diese Absicht muss man vor Augen behalten, wenn man die Übersetzung sowohl als die oft zu sehr in's Kleinliche gehenden Sprachbemerkungen nicht unzweckmäsig finden will. Der Anfänger findet hier viel Gutes und Brauchbares, und die Übersetzung ist zuweilen recht glücklich im Ausdruck, und läfst sich wenigstens gut lesen, wenn sie gleich hinter dem Ideal noch zurück bleibt. Hr. *M.* gesteht S. V selbst, dass ihn „das Bestreben, alles recht deutlich zu machen, bisweilen wohl zu weit geführt habe.“ Ein auffallendes Beyspiel einer solchen verunglückten Paraphrase findet sich S. 44, wo der Vf. die Worte K. 11, 16. 17: *Εἰ δὲ ἡ ἀπαρχὴ ἁγία, καὶ τὸ Φύραμα· καὶ εἰ ἡ ῥίζα ἁγία, καὶ οἱ κλάδοι* u. s. w. so umschrieben hat: „Und wenn die ersten Bekenner der Lehre Jesu Juden waren: so können es alle bis jetzt Unbekehrten auch noch werden; waren die, welche zuerst zur Kirche Christi aufgenommen wurden, Juden, so kann man es auch von denen hoffen, die noch nicht Christen sind. Wenn aber Einige der Juden verstosen sind, ihr aber als rohe Heiden statt ihrer zu Gottes Volke aufgenommen und des Guten, das eigentlich für sie gehörte, empfänglich wurdet: so sehet nicht mit stolzer Schadenfreude auf sie herab.“ Wer erkennt in solcher Nachbildung auch nur einen Zug des Originals? Das ganze schöne Bild von dem auf wilden Stamm gepfropften edlen Zweig ist dadurch verloren gegangen. Eben so ist auch gegen die Übersetzung des allerdings schwierigen Anfangs dieses Briefes viel zu erinnern. Wir wollen die Ausdrücke, die uns verfehlt oder nicht gut gewählt zu seyn scheinen, durch den Druck auszeichnen. S. 1: „Paulus, ein *Herold* (δȣ̃λος) Jesu Christi, an den der Ruf zum Apostelamt erging, *der den Auftrag erhielt, eine Lehre zu verkünden, die von Gott kommt* (ἀφωρισμένος εἰς εὐαγγέλιον Θεȣ̃), auf welche uns schon lange vorher die Propheten in *ihren* heiligen Büchern *aufmerksam machten;* die von seinem Sohne, Jesu Christo, unserm Herrn handelt, welchem als Mensch *ein Sprössling Davids das Leben gab*, dessen höhere Abstammung *aber das Göttliche in ihm und der Umstand seiner Neubelebung mit den unumstösslichsten Beweisen belegte;* der mir, *ohne dass ich mich durch Verdienste dazu berechtiget fühlte* (δι' οὗ ἐλάβομεν χάριν), das Apostelamt auftrug: um alle Völker zur gehorsamen Annahme seiner Lehre, *statt seiner* (ὑπὲρ τοῦ ὀνόματος αὐτȣ̃) hinzuleiten u. s. w.“ Diese Proben, welche leicht noch vermehrt werden könnten, zeigen zur Genüge, dass Hr. *M.* noch tiefer in den Sprachgebrauch des N. T. eindringen, und die von Vielen für so leicht gehaltene Übersetzungskunst sorgfältiger studiren und üben müsse.

Die philologisch-exegetischen Bemerkungen, welche S. 67 ff. auf die Übersetzung folgen, enthalten zwar nichts Neues, tragen aber doch das Bekannte meistens richtig und zweckmäsig vor. Wir wundern uns, dass sich der Vf. hierbey bloss auf die grammatische Erklärung beschränkt, und dagegen fast keine Spur von *historischer* Interpretation, die gerade bey diesem Briefe so nothwendig ist, und wozu *Semler, Schmidt* und *Augusti* Veranlassung gaben, gezeigt hat. Hr. *M.* hat indess nicht mehr geben wollen, und man darf ihn daher hierüber nicht weiter in Anspruch nehmen. Doch hat er auch so noch Manches zu wünschen übrig gelassen. Die merkwürdige Stelle K. 9, 5 ist auf 19 Zeilen S. 139 abgefertiget worden. Es heisst bloss: „Nach πάντων ein Punktum. θεὸς εὐλογ. u. s. w. ist die Formel, deren sich die Juden so häufig als einer Lobpreisung bedienen, wenn sie von Jehova reden.“ Bey Kap. 8, 19 werden die vorzüglichsten Erklärungen von κτίσις, welches Hr. *M.* durch *alle Christen ohne Ausnahme* giebt, aufgeführt. Aber gerade die ist ausgelassen, welche Rec. die richtigste scheint, nach welcher *κτίσις das Volk Gottes, die Juden*, sind. Wenn Hr. *M.* K. 4, 1. S. 99 schrieb: „Ἀβραάμ, אַבְרָם, eigentlich *Ab-ram*, nach dem Griechischen gebildet: *Ab-ra(h)am*, von אב, *pater*, und רם WW רום hoch seyn u. s. w.: so muss er Genes. 17, 5 nicht gelesen haben. Dort findet er den Ἀβράμ und den Ἀβραάμ in einer Person. Auf derselben Seite lesen wir: „מֹשֶׁה *extractus.*“ Das heisst es nicht, sondern das *particip. pass.* ist מָשׁוּי. Eben deswegen muss מֹשֶׁה (welches nach der hebräischen Grammatik *extrahens* ist) ein ausländisches Wort seyn. S. 67: „Παῦλος. Diesen Namen legte sich der Apostel als Heidenbekehrer (als *Christ* vielmehr) bey, da sein ursprünglicher jüdischer Name Σαῦλος — Σαοὺλ, שָׁאוּל ist. Diess thaten mehrere Juden aus verschiedenen Absichten“ u. s. w. Wie unbestimmt! Sollte man nicht denken, mehrere Juden hätten sich den Namen *Paulus* beygelegt! Der Vf. will sagen: die Juden hatten die Gewohnheit, ihre Namen zuweilen mit einem andern zu vertauschen. Die Stelle S. 62: *den Tryphänas und Tryphosas*“ und andere der Art rechnet Rec. unter die Druckfehler. Die Einleitung S. IX — XVI ist doch gar zu kurz und dürftig ausgefallen.

x

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER, 1805.

THEOLOGIE.

Wittenberg, in der Expedition des Journals: *Prediger-Journal für Sachsen.* Erster Jahrgang. 1803. 1—12 Heft. 840 S. Zweyter Jahrgang. 1804. 1—12 Heft. 931 S. Dritter Jahrgang. 1805. 1—12 Heft. 978 S. 8. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr. 16 gr.)

Ein Land, wie Sachsen, welches so viele vorzügliche Theologen zählt, verdiente mit Recht ein eigenes Journal, das uns mit dem Geiste dieses Standes, und mit dem Grade der Aufklärung, den er erreicht hat, näher bekannt machte. Der Herausgeber, Hr. M. *Rehkopf*, Pastor in Globig bey Wittenberg, erwirbt sich daher durch gegenwärtiges Institut um seine Mitbrüder und das theologische Publicum kein geringes Verdienst. Über das Unternehmen selbst erklärt er sich in der Vorrede. „Es kündiget sich als Prediger-Journal für Sachsen an. Diese Bestimmung zeichnet dieser neueren Zeitschrift genau ihre Grenzen ab, innerhalb deren sie sich zu halten hat, und nur in einer solchen Grenzbestimmung kann, wie ich dafür halte, von einem Journale Zweckmäfsigkeit und Vollständigkeit erwartet werden. Es beschäftiget sich also ausschliefsend mit dem, was in irgend einiger Hinsicht gerade den sächsischen Prediger vorzüglich interessiren, was ihn näher unterrichten kann, über das Verhältnifs, in dem er überhaupt zum Staate, in dem er gegen seine Obern, in dem er gegen seine Gemeinde steht; über die Pflichten und Geschäfte, die ihm besonders obliegen, so wie die eigenen Prärogativen und Gerechtsame, die ihm zustehen; und endlich über den Gang, den die religiöse Cultur insonderheit in seinem Vaterlande nimmt. Hat aber hierin nicht ein jedes Land sein Eigenes? Verdient nicht in diesem Betracht jede Verfassung ihre Rücksicht?"

Was man in diesem Journale zu erwarten habe, erhellet sattsam aus der Angabe der Rubriken. Die 1 Abtheilung ist für Aufsätze aus dem Gebiet der (Religions) Philosophie, Dogmatik, Moral, Homiletik und Exegese bestimmt. 2. Für Entwürfe zu Predigten, Tauf-, Confirmations-, Beicht-, Trau- und Leichenreden. 3. Für Liturgik. 4. Für Casuistik. 5. Für Schulsachen. 6. Für höhere kirchliche Anordnungen, rechtliche und pfarrwirthschaftliche Gegenstände. 7. Für biographische in Vacanznachrichten. 8. Für Anfragen und sonstige kurze Nachrichten.

Vorzüglich werden die Rubriken von Nr. 3. an den Prediger interessiren, und dieses Journal seiner wahren Bestimmung *für Sachsen* näher bringen. Wir wünschten daher, Nr. 1 und 2, wo nicht ganz entfernt, doch sehr beschränkt, da schon andere Journale Aufsätze der Art genugsam liefern, und bitten den Herausg. recht sehr, wenn ja diese Rubriken sollten stehen bleiben, nur vorzüglichen Arbeiten einen Platz darin zu vergönnen, und die homiletischen Arbeiten nicht von einem, oder einigen wenigen, sondern von verschiedenen Verfassern zu liefern. Dann würde wenigstens daraus der Grad der Bildung des sächsischen Predigers erkannt werden können. Wir zeichnen aus dem mannichfaltigen Inhalte, zu dessen vollständiger Darlegung es einer allgemeinen Zeitung an Raume gebricht einige der vorzüglichsten Abhandlungen blofs aus dem ersten Jahrgange aus, und begleiten sie mit unseren Bemerkungen.

I Heft. *Zur Beförderung der Predigten nach Grundsätzen der reinen Sittlichkeit.* So nachdrücklich sich auch der Vf. für die Grundsätze der reinen Sittlichkeit erklärt, so hat er doch bey Angabe des Stoffs, zu gemeinnützigen Belehrungen, welche das System der reinen Moral darbietet, S. 17 ff. theils Materialien eingemengt, welche auf der Kanzel, auch bey der besten Behandlung, unfruchtbar bleiben, z. B. *höchstes Gesetz der Sittlichkeit; aus demselben abgeleitete allgemeine Gesetze; allgemeine, unbedingte Vernunft; Pflichtgebot der Vernunft; (kategorischer Imperativ)*; theils den Gesichtspunkt viel zu weit gefafst, und Ideen und Materialien eingemischt, welche nicht in das System einer ganz reinen Sittlichkeit gehören Und wir zweifeln überhaupt, ob die geistliche Beredtsamkeit einerseits, und die Moralität der niederen Stände andererseits viel durch solche Predigten gewinnen werde. So lange nicht alle Menschen rein geistige Wesen werden, billigen wir den Unterschied, den viele unserer ersten Denker zwischen *höherer* und *niederer* Tugend festgesetzt haben. — Unter der Rubrik: *Fromme Wünsche* werden im II und III Heft interessante Bemerkungen aus der Pastoraltheologie geliefert. Die immer mehr überhand nehmende Geringschätzung des Predigerstandes glaubt der Vf. darin zu finden, dafs das ganze Verhältnifs dieses Standes, so wie die Art und Weise seiner Geschäfte, nicht mehr recht dem Zeitgeiste gemäfs ist. In Absicht der Verhältnisse dieses Standes will er daher den protestantischen Klerus (wohl nicht die passendste Benennung!) mit einem anständigen Range und geziemenden Verhältnissen

der

der weltlichen Obrigkeit unterwerfen; alle Ehesachen, Schulsachen, Kirchenrechnungen, Kirchenbaue u. d. gl. vor das weltliche Forum gezogen wissen. Die Accidenzien, denen man ohnediess nicht hold ist, sollen bey der weltlichen Behörde abgetragen, und von dieser den Geistlichen, etwa halbjährig, ausgezahlt werden. Zum Ersatz des Beichtgeldes, soll eine Taxe, unter dem Namen Pfarr- (nur nicht, wie der Vf. will, Religions-) Steuer, in die Bezirks- oder Amts-Kasse entrichtet werden u. s. w. Die Gemeinden sollen, unter gewissen Einschränkungen, den Prediger selbst wählen. Der Prediger soll zugleich Oberrichter im Dorfe seyn. — Dass wir nur nicht, durch Realisirung solcher Vorschläge, den Predigerstand, wo nicht verächtlicher und verhasster machen, doch von seiner wahren Bestimmung noch weiter entfernen! In dem Verkennen seiner Bestimmung, (im ganzen Umfange des Worts) in dem Zeitgeiste, dem dieser Stand nur allzuoft zur Unzeit nachgiebt, ist die wahre Ursache des Verfalls desselben zu suchen. Der Prediger sey nur ganz, was er seyn soll, was sein grosser Vorgänger war, und es bedarf keiner gewaltsamen Umschaffungen. Die Fortsetzung im III Heft enthält: *Vorschläge zu einer zweckmässigeren Einrichtung der Liturgie.* Am ausführbarsten möchte noch der seyn, jeden Sonntag und Festtag zu einem eigenen Feste zu schaffen, z. B. Weihnachten zu einem Geburtsfeste, Ostern zu einer Todtenfeyer, (warum nicht lieber die vorhergehenden Tage?) Himmelfahrt zu einem Unsterblichkeitsfest, die Marientage zu Festen des Alters, der Freundschaft; einige Sonntage würden den Jahreszeiten gewidmet. Doch könnte diess alles ohne die dazu vorgeschlagenen Embleme, Aufzüge u. dergl. geschehen. Nur allzuschnell wird das Sinnliche für den gemeinen Mann Hauptsache, und für den Gebildeteren einförmig und lächerlich. Man suche doch ja den Cultus durch Vergeistigung zu heben, und nicht durch Versinnlichung in seine vorige Kindheit zurück zu führen! — *Vorschläge zur besseren Einrichtung der Betstunden.* In der That werden die Betstunden so wenig besucht, weil, bey der gewöhnlichen Einrichtung, der gemeine Mann sich zu Hause die nämliche Erbauung gewähren kann, ohne den so oft lästigen Kirchweg zu übernehmen. Es würde daher zweckmäsig und von den wenigsten Landgeistlichen zu viel verlangt seyn, wenn die Betstunden zur Erklärung auserlesener Stellen der Schrift, des neuen Gesangbuchs, der Hauptstücke u. s. w. benutzt würden. Rec. weiss aus Erfahrung, wie viel diess zur Aufklärung des gemeinen Mannes beytrage, und dass ihm solche Unterhaltungen, aus leicht denkbaren Ursachen, gemeiniglich schätzbarer sind, als die ausgearbeitetsten Predigten. Indess würden die Sonntagsbetstunden, wenn Katechisationen damit verbunden sind, zu sehr dadurch verlängert werden. — *Ideen zur Verbesserung der Schullehrer-Besoldungen, ohne Geld dazu nöthig zu haben.* Anwendbare und chimärische, z. B. Wenn der Schulmeister der Dorfkrämer seyn, die Fleischsteuer, Landaccise, das Geleite, die Armenkasse einnehmen soll. Der Ärgernisse und Collisionen, und des geringen Ertrags aller dieser Einnahmen nicht zu gedenken; so kennt Rec. Schulmeister, deren Zeit kaum zu den Schularbeiten hinreicht, und welche oft bis in die Nacht sitzen, um die Geschäfte des kommenden Tages vorzubereiten. — Doch das kursächs. Oberconsistorium, und namentlich der edle *Reinhard* und *Tittmann*, lässt sichs jetzt ganz besonders angelegen seyn, den Zustand jener so nützlichen Staatsbürger zu verbessern, so dass die Realisirung jener Vorschläge, (dergleichen auch im IV Heft wiederholt werden, und womit uns der Herausgeb. künftig verschonen möge) überflüssig wird. Ein rühmliches Beyspiel davon liefert gleich Nr. 2. IV Heft. *Die Lehre vom Gewissen, nach Vernunft und Schrift.* Es wird erstlich der Begriff vom Gewissen, nach den Grundsätzen der neueren Philosophie festgesetzt, und dahin bestimmt: *dass es die mit Selbstachtung und Selbstverachtung verbundene Anerkennung unserer bestimmten Pflichten sey.* Dann wird die Übereinstimmung der Schrift mit diesem Begriffe gezeigt. Es sind freylich dabey mehrere Stellen des N. T., z. B. Röm. 9, 1 (welche Stelle, wenn man die Worte συμμαρτυρουσης μοι της συνειδησεως μου εν πνευματι ἁγιω, mit einander verbindet, den eigenthümlichen christlichen Begriff des Gewissens giebt) und des A. T. z. B. Hiob 27, 6, wie auch der Apokryphen, z. B. Weish. 17, 11. Sir. 19, 10 (aus deren zweckmässiger Aufführung die allmäliche Entwickelung des Begriffs in lichtvoller Ordnung hätte dargestellt werden können) übergangen. Zuletzt werden die gewöhnlichen Eintheilungen des Gewissens geprüft, und zum Theil berichtiget. Die Fortsetzung dieser Abhandlung befindet sich im V Heft. — *Versuch zur Erklärung der Stelle*, Gal. 2, 14 bis 21. Der Streit zwischen Petrus und Paulus wird hier sehr gemildert dargestellt. Das δικαιουν wird in der Bedeutung: *probum declarare et beneficiis ornare*, und δικαιουσθαι, *probum atque innoxium a Deo haberi*, genommen, und folgender Sinn der Stelle festgesetzt: Ob wir gleich keine heidnischen Götzendiener waren, die von Gott nicht als gute Menschen anerkannt werden können; ob wir gleich geborne Juden, und als solche Gott angenehmer als die Heiden waren: so sahen wir doch ein, dass der Mensch nicht durch Beobachtung des Gesetzes — für einen guten Menschen anerkannt werden, und auf die Zufriedenheit Gottes mit sich rechnen konnte, sondern nur durch die Folgsamkeit gegen Jesum. — Sinnreich ist V. 19 die Erklärung von Χριστω συνεσταυρωμαι. Wie Christus durch seine Hinrichtung ausgestossen ward aus der jüdischen Kirche, und er dieses viel lieber erdulden, als durch einen Widerruf seiner Lehre — der guten Sache schädlich werden wollte, zu deren Ausführung ihn der Vater gesandt hatte: so wollte auch Paulus lieber nicht mehr von seinen Landsleuten und ehemaligen Religionsverwandten für den ihrigen erkannt werden, und lieber tausenderley Ungemach, ja selbst den Tod leiden, als der Sache Christi etwas vergeben.

Wie

Wie sollen Prediger Leidende trösten und beruhigen? Es ist hier besonders von solchen Leidenden die Rede, welche noch sehr der Besserung bedürfen. Zwey Freunde, wovon der eine nur Beruhigung, der andere Besserung beabsichtigt, unterreden sich über dieses wichtige Amtsgeschäft. Rec. wählte bey solchen Gelegenheiten immer den Mittelweg. Da jeder, auch nicht ganz moralische Mensch, immer eine gute Seite hat, von welcher er für wahren Trost empfänglich, und desselben nicht ganz unwürdig ist: so fasste Rec. diese auf, hob mit sanften Tröstungen an, gewann sich dadurch das Zutrauen des Leidenden, und bahnte sich so den Weg zu ernsteren Ermahnungen und Zurechtweisungen, wozu ihm der Leidende oft selbst Gelegenheit gab, ja oft ihn aufforderte. Vorzüglich unterliess er nie, den Genesenen das: „Siehe zu, du bist gesund worden" — ernstlich ans Herz zu legen. — V Heft. *Wie können Prediger, welche sich nicht von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder überzeugen können, die evangelischen Wundergeschichten zweckmäsig bey ihren öffentlichen Vorträgen darüber benutzen?* Nichts neues. Das beste ist der Schlussgedanke: mit der Behandlung der Wundergeschichten eben so zu verfahren, wie mit der Anwendung der parabolischen Erzählungen Jesu, welche gleich als wahre Begebenheiten von unseren besten Predigern in ihren Vorträgen zu zweckmäsigen Belehrungen benutzt werden, Z. B. vom reichen Manne, ungerechten Haushalter u. s. w. — VI Heft. *Einige Winke zu einer Specialhermeneutik der Schriften Johannes.* Der Vf. macht auf die Eigenthümlichkeiten aufmerksam, mit welchen Johannes die Lebensumstände Jesu erzählt, und besonders den Lehrcharakter desselben darstellt. Er leihet ihm, sagt er, eine eigenthümliche Art des Unterrichts, die mehr den Gesprächston hat, sich mehr an die Disputirmethode jüdischer Rabbis anschmiegt, die überaus gnomisch und abgerissen, oft weitschweifig und im Ganzen sichtbar dunkel ist. Als Probe dieser Ansicht liefert er eine Erklärung von Kap. 3 Rec. kann sich nur noch nicht überzeugen, dass Johannes, der unzertrennliche Begleiter Jesu, den die innigste Liebe mit seinem Herrn vereinigte, und dessen Seele sich gewiss die Lehren Jesu am tiefsten einprägten, sich dennoch mehr als alle andere Evangelisten von der Lehrart Jesu entfernt und der Rabbinischen solle genähert haben. Das, was dem Vf. Rabbinismus scheint, ist vielleicht nichts mehr und weniger, als der eigenthümliche Genius des Morgenlandes, in welchem auch Jesus redete und disputirte. Vielleicht, dass wir im Johannes den Lehrcharakter Jesu (freylich mit manchen Eigenheiten des Jüngers selbst vermischt) am getreuesten dargestellt finden. Doch wir halten unser Urtheil bis zur Erscheinung der ausführlicheren Abhandlung zurück, welche der Vf. über diesen Gegenstand verspricht. Übrigens ist Joh. 3. 14 ὑψωθῆναι gewiss nicht *tolli ad astra;* es ist vielmehr, wie sich aus der Vergleichung mit der ehernen Schlange sattsam ergibt, als Symbol der Entsündigung aufgestellt worden. Das *wie?* wird nicht genauer bestimmt, weil Jesus absichtlich von seinem Tode geheimnissvoll spricht. Vgl. Kap. 8, 28 und 12, 32 wo es zwar Joh. V. 33 vom Kreutzestode erklärt, die Juden aber V. 34 bey ihrem Widerspruch nur das εκ της γης urgiren. — *Auch eine Ursache der Abnahme kirchlicher Versammlungen.* Die Streitsucht der theologischen Parteyen. Rec. sollte es nicht schwer werden, auch in den Legionen gedruckter Predigtbücher eine Ursache davon aufzustellen. — *Einige Bemerkungen, über die Einführung des neuen Dresdner Gesangbuchs.* Wünschenswerth war das hier mitgetheilte höchste Rescript, wodurch den Predigern die Einführung dieses schätzbaren Buchs um vieles erleichtert wird. — Wenn aber der Vf. dieses Aufsatzes so viel von Störrigkeit der Gemeinden redet: so sollte er andererseits die Unklugheit, und das schiefe, durch keine Menschenkenntniss unterstützte Benehmen mancher Prediger nicht verschweigen. Rec. hat das N. G. eingeführt, ohne eines der fast allgemein beseufzten Übel zu empfinden, ohne Widerspruch, ja selbst auf vorhergegangenes Ansuchen der Gemeinde, andere zweckmäsige Einrichtungen getroffen, und sich von Neuem überzeugt, dass gegenseitiges Zutrauen, gegenseitige Liebe, und Harmonie der Vorträge mit dem Geiste des N. G. mehr vermöge, als alle schaale Declamationen und Katechisationen über Altes und Neues. VII Heft. *Einige Bemerkungen über den Beytrag des Predigers und Schullehrers zur Volksbildung.* Veranlasst durch die National-Zeitung. 1803. 9 St. S. 192. Diese Bemerkungen sind Rec. ganz aus der Seele geschrieben. Ohne Einseitigkeit und Leidenschaft, und mit der erforderlichen Sachkenntniss und Amtserfahrung, fertigt der Vf. jenen Aufsatz in der Nat. Zeit. ab, dem wohl nur diese gereiften Gegenbemerkungen einige Aufmerksamkeit verschaffen dürften.

Wir glauben durch Gegenwärtiges schon den Geist dieses Journals sattsam dargestellt zu haben. Unter den *Predigtentwürfen* sind viele vorzügliche, und solche, welche keine gemeinen Themata behandeln. Wir machen bloss auf Heft I. Nr. 2. II. III. u. a. aufmerksam. Möge dieses Journal durch thätige Unterstützung derer, welchen es bestimmt ist, und sehr nützlich werden kann, den besten Fortgang haben, und sich immer mehr dem Ziele nähern, welches der fleissige Redacteur sich selbst sehr würdig bestimmt hat! — rf —

WITTENBERG, in der Expedition des Prediger-Journals: *Entwürfe zu öffentlichen Religionsvorträgen,* von einigen sächs. Predigern verfasst, und herausgegeben von M. *Heinrich Wohlrath Rehkopf,* Pred. zu Globig bey Wittenberg. 1 Abtheil. 1804. 172 S. gr. 8. (12 gr.) 2 Abth. 1804. 190 S. u. 10 S. Register. gr. 8. (14 gr.)

Weil die zu dem *Prediger Journal für Sachsen* eingesandten Predigtentwürfe bey weitem nicht alle in diese Zeitschrift aufgenommen werden konnten: so entschloss sich Hr. R., sie besonders herauszuge-

zugeben, und in Zukunft dieser Rubrik in seinem Journal weniger Raum einnehmen zu lassen. Da der Preis der Hefte mäsig ist, und der so ersparte Raum für andere Bedürfnisse des Predigers sehr gut benutzt wird: so ist diese Unternehmung zu billigen, und ihm alle Unterstützung zu wünschen. Man findet hier Entwürfe über die Perikopen, vorzüglich über die Evangelien, einen doppelten Jahrgang, — doch mit Auslassung mehrerer Perikopen — wovon einer ausschliesslich dem Hn. Dompr. *Krause* zugehört, und Entwürfe zu Passionspredigten, Homilien, Leichen- und Traureden, über selbstgewählte Texte. Dass sich unter ihnen auch Mittelgut befindet, dass auch manche der Besseren, da sie aus bekannten Predigtsammlungen, wie aus der Schatterschen, nur mit wenigen Veränderungen, entlehnt sind, hier hätten wegbleiben können und sollen; diess hält Rec. eben so sehr für seine Pflicht freymüthig anzuzeigen, als dass die mehresten, besonders die vom Dompr. *Krause* und auch einige vom Herausgeber, über nicht alltägliche, sehr interessante Materien, treffliche Arbeiten sind. Ein reiner, schöner, milder Geist spricht aus ihnen uns an, und auch dem, der sich getraut ähnliche zu liefern, der sie also nicht handwerksmäsig zu seiner Bequemlichkeit, sondern als Hülfsmittel braucht, zu neuen Ansichten und zu guten, brauchbaren Ideen geleitet zu werden, müssen sie sehr willkommen seyn. Viele sind ganz durchgeführte Entwürfe; andere, wie die mehresten der Krausischen, geben nur das Thema und die Haupttheile an. Bey vielen findet man die Herleitung des Thema's aus dem Texte angegeben, bey mehreren aber nicht, und diess hält Rec. für eine Unterlassungssünde. Denn bisweilen, wie in dem Entwurfe von *Krause* am Sonntage Oculi, — wenn nicht etwa durch einen Druckfehler Oculi für Reminiscere steht — sieht man durchaus nicht, wie das angegebene Thema aus dem Texte herzuleiten sey. Rec. wünscht dem thätigen Herausgeber nur mehr Unterstützung, sowohl für diese Entwürfe, als auch besonders für sein Prediger-Journal. Es würde der kursächsischen Geistlichkeit nicht zur Ehre gereichen, wenn, besonders aus Mangel an Abonnenten, diese, bey kleinen Mängeln, doch recht zweckmäsige Zeitschrift, wie es verlauten will, sich nicht lange erhalten dürfte.

J. J.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Frankfurt a. M.*, b. Mohr: *Absolute Einheit der Religion und Vernunft*, dargestellt für den denkenden und fühlenden Menschen, von *Ph. Fried. G—b.* Mit besonderer Rücksicht auf die Kirchenangelegenheiten des linken Rheinufers. 1805. VIII u. 149 S. 8. (12 gr.) Als Herausgeb. unterzeichnet sich unter der Vorrede Hr. *J. B. Engelmann* in Frankfurt. Der Titel könnte eben so gut heissen: *über Vernunft-, Verstandes- und Volks-Religion*, oder: *über die Aufgabe, jede positive Religion der reinen zu nähern.* Der Zusatz: „für den denkenden und fühlenden Menschen," ist ganz überflüssig, und die Rücksicht auf die kirchlichen Angelegenheiten in den französischen Rheindepartements läuft nicht etwa durch die ganze Schrift, sondern nimmt nur die letzten Seiten derselben ein. Rec. hat sie mit Wohlgefallen gelesen, denn er fand seine eigenen Ansichten der Religion darin wieder. Neues hat der Vf. durchaus nicht geliefert. Er folgt *Kant*, *Schelling* und *Fichte*; letzterem vorzüglich. Irrt Rec. nicht, so hat Hr. *G—b* auch mehrere Ideen eines gewissen Schriftstellers benutzt, den er, wie manche andere, die sich mit seinen Federn schmückten, ohne seiner zu erwähnen, nicht genannt hat. Doch thut diess wenig zur Sache, da er allerdings gezeigt hat, er sey seines Gegenstandes mächtig. Der Gang der Schrift ist folgender. Ein Mensch wird aufgestellt, welcher die Religion aus seinem Innern selbstthätig entwickelt, und diese Herzensreligion (subjective) wird auf 83 Seiten in einem leichten, klaren Stil beschrieben. Dann geht der Vf. zur Darstellung der Religion im Leben, oder zur Volksreligion über, welche die verschiedenen Begriffe und Vorstellungen enthält, die sich das Volk von dem Übersinnlichen macht. Diese Religion ist nicht mehr reine, oder Vernunftreligion, sondern Verstandesreligion, und perfectibel, weshalb sie der ersteren immer mehr angenähert werden soll. Auf einer gewissen Stufe der Cultur erscheint sie dem Menschen als geoffenbart, weil er nicht begreifen kann, wie er das Alles aus sich selbst geschöpft habe. Hierauf folgt eine Lection an diejenigen Volksführer, welche das Positiv-statutarische in der Volksreligion so gern verewigen möchten, worüber der Vf. nicht nöthig gehabt hätte, sich so zu ereifern, da ihr Häuflein immer kleiner wird. Endlich wird die christliche Religion in Gemäsheit zu den aufgestellten Principien gewürdigt, und das Vorgetragene auf die protestantische Kirche in den französischen Rheinprovinzen angewandt, wo der Vf. allgemeine Vorschläge thut, wie Lehrvorträge und Cultus zur Beförderung der rein moralischen Religion eingerichtet werden könnten.

De.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Marburg*, in der neuen akad. Buchh.: *Dispositionen über moralische Wahrheiten, ein homiletisches Hülfsbuch, aus den Werken der besten und neuesten Kanzelredner gesammelt.* Erster Band über freye Texte. Vorrede VIII u. 573 S. 1805. 8. (2 Rthlr.) Was für ein Unternehmen dieser Art gesagt werden kann, ist in der Vorrede genügend beygebracht. Auch ist es nicht auf Gewinn allein berechnet, indem, der in der Vorr. wiederholten Erklärung zufolge, der Überschuss zur Erbauung der lutherischen Stadtschule zu Marburg abgegeben werden soll. Inzwischen ist von Neuem einzuschärfen, dass man doch ja nicht zu freygebig seyn möge mit den Hülfsmitteln, die Predigerbedürfnisse zu bestreiten, so wie alle Käufer und Besitzer gemessenst zu bedeuten sind, nur im äussersten und wirklich vorhandenen Nothfalle davon Gebrauch zu machen. Das Eintreten eines solchen Nothfalls aber kann man bey sparsamen und verständigem Haushalten mit der Zeit grossentheils verhüten, und ist er nicht abzuwenden, so muss man doch auch auf die Spannung der Kräfte durch die Noth rechnen, und wenn nicht Krankheit das Predigen geradezu unmöglich macht, so wird der gebildete, der Sprache und der Materien mächtige, Mann auch im Gedränge der Umstände nicht von seinem Genius verlassen werden. Dass der Vf. nicht bloss kahle Skelete geliefert, sondern die Predigten excerpirt hat, macht seine Arbeit theils verdienstlicher, theils nutzbarer; aber an einen reellen Gewinn für das Predigtwesen daraus ist um deswillen nicht zu denken, weil das Verdienst und der Werth unserer Kanzelredner erst aus ihren *ganzen* Arbeiten zu beurtheilen stehen, und weil, was Manier, oder Kunst genannt werden muss, nur aus der ungetheilten Behandlung der Materien ersichtlich ist. Zufälligerweise kann aber diese mühsame und verständige Compilation manchen Prediger zu guten und vortheilhaften Bekanntschaften leiten. Und das Beywort „verständig" kommt ihr zu, weil laut der sechzehn Seiten betragenden Inhaltsanzeige die Materien sorgfältig geordnet, die Namen der Vff. mit Nachweisung der Seitenzahl ihrer Werke beygedruckt, und am Schluss ein beynahe hundert Seiten haltendes homiletisches Wort- und Sachregister angefügt worden. Die Namen der Vff., die diesen Theil haben aussteuern müssen, heissen: *Zollikofer*, *Spalding*, *Rosenmüller*, *Funk*, *Venturini*, *Ohlshausen*, *Gebhard*, *Pischon*, *Schleiermacher*, *Ammon*, *Sontag*, *Marezoll*, *Pott*, *Lange*, *Grot*, *Christiani*, *Stolz*, *Koppe*, *Schmid*, *Herzlieb*, *Bartels*, *Hüfeli*, *Köler*, *Petiscus*, *Veillodter*. Dass man nicht lauter ausgesuchte, ob wohl aufgesuchte, Arbeiten, sondern auch mittelmäsige Dispositionen finde, wird man dem Rec. aufs Wort glauben.

De.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 DECEMBER, 1805.

JURISPRUDENZ.

Oldenburg, b. Schulze: *Jetzt geltendes Oldenburgisches Particular-Recht in systematischem Auszuge.* Erster Theil. 1804. XIII u. 252 S. 8. (22 gr.)

Unter allen Ländern Deutschlands ist vielleicht *Oldenburg* dasjenige, das die wissenschaftliche Ausbildung seines Privatrechts am meisten vernachlässigt sah. Selbst die, in diesem Lande ergangenen, landesherrlichen Verordnungen wurden nicht eher gesammelt, bis im J. 1722 der damaliche Oldenburgische Regierungsrath und Archivar, nachheriger kön. dänische Conferenzrath, *Johann Christoph von Ötken*, eine Sammlung derselben herausgab, und derselben 1732 den ersten, und 1748 den zweyten Supplementband folgen liess. Der Archivar und Assessor der Kanzley, *Schloiser*, welcher die, von *Ötken* (der 1755 starb) gesammelten, Materialien von dessen Erben erstand, gab, durch landesherrliche Vorschüsse unterstützt, im J. 1775 einen dritten Supplementband, der die bis zum August dieses Jahres erschienenen Landesgesetze enthält; so wie einige Jahre nachher der Erbmarschall *von Rössing* ein ziemlich vollständiges Register über das obgedachte *Corpus Constitutionum Oldenburgicarum* und dessen drey Supplementbände lieferte. So reichhaltig auch seitdem der Stoff zur Fortsetzung dieser Werke war: so erfolgte sie doch nicht. Der CR. *H. C. Lenz* in Oldenburg, welcher die Herausgabe der Oldenburgischen Kalender besorgte, nahm indessen in dieselben seit dem J. 1782 das Verzeichniss und den summarischen Inhalt der, seit dem Januar 1774 ergangenen, Verordnungen, Rescripte und Resolutionen mit auf, welche Auszüge nachher in den J. 1794 und 1802 aus den Kalendern gesammelt, vermehrt, und nach der im Hauptbuch und den Supplementen beliebten, Folge geordnet, in 2 Octavbändchen besonders gedruckt wurden.

Die Zusammenstellung und wissenschaftliche Ordnung dieser Materialien ward zwar allgemein gewünscht, aber von Niemanden versucht. Im J. 1797 machten sich zwey junge Rechtsgelehrte, der gräflich-bentinckische Assessor *Siegen* und der Oldenburgische Obergerichtsanwald *Gramberg* in Oldenburg, unter Anleitung des verdienstvollen Kanzley- und Regierungs-Raths *G. A. von Halem*, an die Ausarbeitung einer systematischen Darstellung des Oldenburgischen Civilrechts, welche wir schon früher öffentlich erhalten hätten, wenn nicht *Siegen* gestorben, und sein Mitarbeiter Kammersecretär geworden wäre. Nunmehr übernahm der Oldenburgische Landgerichts-Assessor *Strackerjan* zu Neuenburg die Durchsicht und Herausgabe dieses Werks, wobey *Halem*, der hierüber eine ausführliche Nachricht als Vorrede dem Werk vorgesetzt hat, ihn nicht allein durch Beyträge, Lösung von Zweifeln und Sorge für correcten Druck mit deutschen Lettern, sondern auch durch Revision der Handschrift unterstützte, und gleichsam die Redaction des Ganzen übernahm. Der vorliegende *erste Theil* ist dem gemeinen bürgerlichen Recht gewidmet, und der *zweyte Theil* wird die besonderen Rechte der Städte und verschiedenen Landschaften, die Verfügungen in Kirchen- und Schulsachen, und das Kameral- und Polizey-Recht enthalten.

Der *erste* Theil zerfällt in sechs Bücher, nämlich: I. *Eherecht*, II. *Vormundschafts-*, III. *Grundeigenthums-*, IV. *Erbschafts-*, V. *Hypotheken-*, VI. *Vertragsrecht*. Jedes dieser Bücher ist in zweckmässige Abschnitte getheilt, und das Ganze zerfällt in 626 §§. Wenn gleich die Eintheilung des Ganzen der streng-logischen Ordnung nicht ganz gemäss seyn dürfte, indem theils die einzelnen Theile des Personen- und des Sachen-Rechts gegen einander nicht in coordinirter Ordnung stehen können, theils aber diese sechs Bücher nicht alle Theile des Personen- und Sachen-Rechts, z. B. weder die väterliche Gewalt, noch das Personenrecht der verschiedenen Classen der Staatsbürger, noch endlich das Recht der Realdienstbarkeiten umfasst: so ist Rec. doch entfernt, deshalb diesem verdienstlichen Werke einen Vorwurf zu machen, weil, seiner Überzeugung nach, bey einem Provincial-Privatrecht es mehr auf Bequemlichkeit des Ganzen, als auf strenge logische Ordnung der Classification ankommt, und die, bisher übergangenen, Themen im zweyten Theil auf eine, für den Zusammenhang des Ganzen vielleicht passlichere, Art nachgeholt werden, und überdiess das vollständige Register, das dem Ganzen folgen soll, die Auffindung einzelner Materien sehr leicht machen wird. Die Zusammenstellung der gesetzlichen Vorschriften über einzelne Gegenstände ist so vollständig, so klar, so lichtvoll und so getreu mit den eigenen gesetzlichen Worten gegeben, dass diess Werk in dieser Hinsicht Anderen zum Muster dienen kann, vor welchen es sich auch durch Reinheit des Stils — der S. 74 vorkommende Ausdruck: *etwaige:* und S. 97 statt *aus* der

Hand,

Hand, *unter* der Hand ist vielleicht ein Druckfehler — auszeichnet; obgleich Rec. sich der hin und wieder vorkommenden lateinischen Erklärungen deutscher Ausdrücke, z. B. §. 151 Aufgeld (*Agio*) §. 230 beide Theile (*Paciscenten*) defshalb nicht bedient haben würde, weil beide Ausdrücke gleich allgemein bekannt sind.

Rec. kann übrigens folgende Bemerkungen über diefs nützliche Werk nicht unterdrücken: 1) vermifst er ungern die Darstellung der, im Herzogthum Oldenburg geltenden, Rechte im Allgemeinen. Welche fremde Rechte hier gelten; wie sie hier geltend geworden sind; wie der privatrechtliche Zustand dieses Landes sich hier allmählich bildete: diefs sind Rücksichten, worüber in diesem Werke ein gänzliches Stillschweigen herrscht, obgleich ihre Entwickelung dem Ganzen eine solide Unterlage gegeben, das sonst Dunkle in manchen Localverhältnissen aufgehellt, und, wenn Rec. nicht irrt, besonders für Oldenburg und dessen allmähliche Bildung eben so interessant, als aus der Meisterfeder eines *Halem* allgemein willkommen gewesen seyn würde. 2) Hätte Rec. gewünscht, dafs einige Rücksichten auf die Literatur des Oldenburgischen Rechts, auf die, darin schon gemachten, Vorarbeitungen genommen worden wäre. Ein Territorial-Privatrecht mufs, nach unserer Meinung, die Resultate aller bisherigen Vorarbeiten enthalten, und wissenschaftlich ausgearbeitet seyn, wenn es sich von einem systematischen Repertorium unterscheiden soll. In dem vorliegenden Werke findet man auch nicht eine Spur von allen den interessanten, historischen und literarischen Bemerkungen, wozu doch ein so reichhaltiger Stoff sich darbot. 3) Würde Rec. die, in den obgedachten Oldenburgischen Gesetzsammlungen abgedruckten, Landesverordnungen nicht nach der Numer ihres Abdrucks, sondern nach dem Datum ihrer Erlassung angeführt haben. Dem Inländer werden die Gesetze dadurch bekannter, und der Ausländer hat alsdann nicht nöthig, immer zu den Gesetzsammlungen zurückzugehen. 4) An manchen Stellen, z. B. §. 57. 58 würde ein genaueres Detail über die Ortsobservanzen erwünscht gewesen seyn. 5) Scheint es Rec., dafs an manchen Orten die Grenzlinie des bürgerlichen Rechts überschritten, und in das Gebiet eines anderen Rechtstheils, z. B. bey der Lehre von den Hochzeiten oft in das des Polizeyrechts, und §. 177 ff. in das des Staatsrechts übergegangen sey.

Rec. schliefst diese Anzeige mit folgenden, auch auf andere Staaten anwendbaren, Worten des Hn. *von Halem* S. IX der Vorrede: „Wie grofse Lücken bey manchen wichtigen Rechtsmaterien immer noch übrig bleiben, diefs wird gerade bey einer solchen Redaction am meisten sichtbar, und diese Sichtbarmachung der Dürftigkeit unseres Particularrechts möchte leicht eines der nützlichsten Resultate dieser Zusammenstellung seyn; denn eben hiedurch kann früher oder später der Gesetzgeber sich veranlafst finden, da, wo Observanzen sich schüchtern Bahn machten, oder Rechtssprüche wankten, die schöne Gewifsheit bestimmter, aus geläuterten Quellen geschöpfter, zeitgemäfser Gesetze eintreten zu lassen." Zu dieser Veränderung qualificirt sich denn wohl unstreitig die §. 25 angeführte Vorschrift, vermöge deren die Ehe zwischen einem lutherischen Mann und einer katholischen Frau nur dann, wann letztere erlaubt, dafs alle Kinder zur lutherischen Religion angeführt werden, vom Prediger und vom Consistorium gestattet, widrigenfalls aber von letzterem abgemahnt, und *in eventum* dem Landesherrn angezeigt werden soll; eine Vorschrift, die weder mit dem Geist der übrigen Gesetze Oldenburgs, noch mit der ausgezeichneten Humanität der gegenwärtigen Oldenburgischen Staatsverwaltung im Einklange steht.

M — St. St.

Ansbach, b. Haueisen: *Handbuch des Rangrechts, in welchem die Literatur und Theorie, nebst einem Promtuar über die praktischen Grundsätze desselben, ingleichen die neuesten vorzüglichern Rangordnungen im Anhange enthalten sind,* von *Johann Christian Hellbach*, fürstl. Schwarzburg-Rudolstädtischem Rathe. 1804. 310 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn über einen Gegenstand, der an sich nicht sehr bedeutend, und dabey so beschaffen ist, dafs die Behandlung desselben leicht ins Kleinliche und Lächerliche fallen kann, ohne Geschmack und ohne Beurtheilung geschrieben wird: so läfst sich nichts anderes, als ein recht schlechtes, unbrauchbares Buch erwarten. Diefs ist denn auch, nach unserem Urtheil, Hn. *Hellbachs* Rangrecht. Der Vf., dem es um Aufstellung allgemeiner Grundsätze, und um Entwickelung rechtlicher Begriffe gar nicht zu thun ist, der folglich die erste Anforderung an ein Handbuch eines allgemeinen Rangrechts ganz aus den Augen gesetzt hat, giebt dem Publicum, ohne allen wahren inneren Zusammenhang, und ohne alle Unterscheidung des Brauchbaren und Reellen von dem Unbrauchbaren und Lächerlichen, eine Menge ganz trivialer, oft ganz falscher Sätze, gewöhnlich ohne allen Beweis, — wenn man nicht etwa das Anführen eines Rechtsgelehrten aus dem 17 oder der ersten Hälfte des 18 Jahrhunderts, also aus einem Zeitalter, in welchem eine lächerliche Pedanterey, die gar keine Grundsätze kannte, unter den Menschen herrschte, für einen Beweis gelten lassen will; und giebt diefs mit einem Selbstvertrauen, woraus man recht deutlich sehen kann, dafs er von seinem Gegenstande gar keine richtige Vorstellung habe. Denn hätte er solche, so würde es ihm nicht entgangen seyn, dafs eine Sache, wie der Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, insofern solcher Gegenstand eines vollkommenen Rechtes seyn kann, etwas ganz positives sey, und wegen der verschiedenen Gesichtspunkte, von welchen man bey dessen Festsetzung ausgehen könne, gar mannichfaltige Ansichten zulasse, und daher auch ganz verschiedene Be-

Bestimmungen erhalten haben müsse, und dass sich daher nur sehr selten im Allgemeinen sagen lasse, dieser geniesse den Rang vor jenem. Gleichwohl findet man davon besonders in dem Promtuarium die lächerlichsten Beyspiele. So lernt man z. B. S. 136. dass der Barbier dem Nagelschmidt, S. 269 dass der Weinschenk dem Schweinsschneider, welchem der Vf. den letzten Platz im Staate anweiset, vorgehe, und S. 139 dass bey Brüdern unter einander die Geburt entscheide, und der ältere Bruder Kaufmann dem jüngeren Doctor vorgehe. Wie wenig der Vf. seinen Gegenstand durchdacht habe, zeigen ferner die häufigen Widersprüche und schiefen Ansichten. So legt er S. 40. §. 3 den Reichsständen das Recht, Rang und Würden zu ertheilen, unbedingt bey; S. 105. §. 7 hingegen gibt er den Reichsgerichten eine gewisse Aufsicht darüber, und belegt diess mit einem unglücklich gewählten Beyspiele, wo der Reichshofrath eine Mecklenburgische Rangordnung, die dem Range der Landräthe und Landmarschälle nachtheilig war, aufhob. Hätte der Vf. gewusst, dass zuweilen die Grundverfassung eines Landes gewissen Personen und Würden den Rang anweise: so würde er S. 54. §. 2 eine fünfte Entscheidungsquelle der Rangstreitigkeiten haben angeben können, die wenigstens sicherer und lauterer gewesen wäre, als die rechtlichen Erkenntnisse der Spruchcollegien und einzelner Rechtslehrer, und er würde durch das Beyspiel nicht verleitet worden seyn, im Allgemeinen zu sagen, dass Staatsdiener, deren herkömmlicher Rang durch neue Rangordnungen gemindert worden, die reichsgerichtliche Hülfe imploriren könnten. So wie man allenthalben auf Lächerlichkeiten stösst, z. B. wenn S. 59. §. 4 beschrieben wird, wie Rangordnungen gemacht zu werden pflegen; S. 44. §. 7 wo gesagt wird, dass der Klingelbeutel nicht nach dem Range sondern nach der Reihe der Kirchstände herum getragen werden müsse, und dass der, welcher den Klingelbeutel vor einem andern verlange, als ein *turbator sacrorum* willkührlich bestraft werde; S. 60. §. 6 dass die vorgeschriebenen Rangordnungen der Verstorbenen pünktlich zu befolgen seyen, und unzählige andere: so findet man über richtige Fragen des Rangrechts, z. B. von der Wirksamkeit eines Rangs ausser dem Territorio desjenigen, der ihn ertheilt hat, von dem Einflusse des Ranges des Erbtheilers auf den ertheilten Rang, und von ähnlichen Fragen, entweder gar nichts oder etwas sehr wenig befriedigendes. Rec. der sich die Mühe nicht hat verdriessen lassen, das Buch ganz durchzulesen, kann versichern, dass er nicht eine einzige Bemerkung darin angetroffen, welche ihm neu geschienen und sich nur etwas über das ganz alltägliche und höchst triviale erhoben hätte. Auch ist die Literatur, ungeachtet die Citaten den bey weitem grössten Theil des Buchs einnehmen, durchaus nicht vollständig, und noch weniger ausgesucht. Es fehlen z. B. die wichtigsten neuen Schriften des Völkerrechts, von welchen der Vf. überhaupt keinen richtigen Begriff hat; von Memoiren und Staatsschriften, aus welchen so viel für diese Materie zu schöpfen ist, weiss er nichts, wenn sie nicht etwa im Lünig, oder im Faber und ähnlichen älteren Sammlungen zu finden sind. Unverzeihlich aber ists, wenn der Vf. auf dem Titel sagt, dass im Anhange die neuesten vorzüglichern Rangordnungen enthalten wären, wo man doch nur ein unvollständiges, jetzt in unendlich vielen Punkten abgeändertes preussisches Rangreglement von 1713, ein hessische Rangordnung von 1762, aus welcher man noch dazu nicht recht klug werden kann, und endlich eine Sachsen-Gothaische Rang- und Hofordnung von 1730 findet, welche jetzt zum Abdruck gar nicht mehr qualificirt ist, weil sie sichtbarlich nur für den Moment passt, in welchem sie gegeben wurde, indem der Rang mehrerer einzelner längst verstorbener Personen darin festgesetzt ist. Wie konnte Hr. *Hellbach* diese grösstentheils unbrauchbaren Rangordnungen, die neuesten vorzüglicheren nennen, ohne sich einer Versündigung an der Rangordnung der Rangordnungen schuldig zu machen! pp.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Marburg*, b. Krieger: *Ist die Ehe zwischen Vater und Tochter zuzulassen? Ein Beytrag zur Aufklärung des XIX Jahrhunderts.* 1804. 78 S. 8. (5 gr.) Wenn diese Schrift, wie sie sich angiebt, als eine Verkündigerin der Aufklärung des 19 Jahrhunderts betrachtet werden sollte: so möchte diess in der That von übler Vorbedeutung seyn. Wer möchte nicht gern den Blick von einem Jahrhundert wegwenden, das so angekündigt wird? Doch diese Besorgniss dürfte überflüssig seyn. Neu ist die darin aufgestellte Behauptung allerdings, da bisher unter gesitteten Völkern, auch selbst in den revolutionären Zeiten, in denen alles, was dem Menschen jemals heilig gewesen ist, von neuem in Untersuchung gezogen worden, noch nie einer damit hervorgetreten ist: aber nicht jedes Neue führt zur wahren Aufklärung.

Nachdem der Vf. mit declamatorischer Beredsamkeit, übrigens aber in keiner vorzüglich einladenden und correcten Schreibart, in dem Eingange der Schrift, sich des in neueren Zeiten aufgegangenen Lichts erfreuet, vor dem verjährte Vorurtheile verschwinden müssen, ohne indessen die einzelnen Wahrnehmungen dabey näher anzudeuten, stellt er in dem 8 §. den Grundsatz auf: wie es als unbestritten angenommen werden könne, dass die Ehe des Vaters mit der Tochter nicht gegen das Naturrecht sey, daher die Entscheidung der aufgeworfenen Frage sich nur darauf beschränke; ob diese Ehe durch göttliche Gesetze untersagt sey. Sein Ideengang ist folgender. Wiewohl die mosaischen Ehegesetze, welche weder durch Christum noch seine Apostel wiederholt werden, nur den Juden verbindlich wären, so seyen sie doch bey Christen zur Richtschnur angenommen. In diesen sey aber die Ehe zwischen Vater und Tochter nirgends namentlich verboten.

Der übrige Theil der Schrift ist gegen den Hofr. *Michaelis* gerichtet, welcher in der Abhandlung über die Ehegesetze Mosis behauptet: dass diese Ehe schon vor der Zeit Mosis und nach dem alten Herkommen nicht gleichgültig gewesen, und durch die Gesetze Mosis, wenn schon nicht namentlich, verdammt sey; wie denn auch gewisse Verbrechen so abscheulich wären, dass der Gesetzgeber sie gar nicht erwarte, und deswegen kein Gesetz wider sie gebe, sondern deren Bestrafung der Willkühr der Obrigkeit überlasse. Der Vf. wendet dagegen ein: bey der von Moses erzählten Geschichte von Loth und seinen Töchtern sey keine Missbilligung zu erkennen gegeben, wie man bey ähnlichen Veranlassungen sonst immer finden werde: es

lasse

lasse sich ferner nicht erweisen, dass Moses bey diesen Eheverboten auf die Sitten der Cananiter Rücksicht genommen habe; hätte übrigens der Gesetzgeber diese Ehe für so abscheulich gehalten, so würde er sie auch ausdrücklich verboten haben. Von einem an Verstande und Weisheit beschränkten *menschlichen* Gesetzgeber sey kein Schluss auf den *göttlichen* Gesetzgeber zu machen; man würde sonst gegen keine willkührliche Auslegung mehr gesichert seyn. Durch diese Einwürfe glaubt nun der Vf. seinen Satz völlig erwiesen zu haben, und fügt nur, zu noch mehrerer Bekräftigung desselben, einige Bemerkungen hinzu.

Dem von *Michaelis* angenommenen (Rec. nicht völlig zureichend scheinenden) Grunde der Eheverbote, der Verhütung der Unzucht in den Familien, soll diese Ehe nicht entgegen seyn. Da der Vater bey Lebzeiten seiner Frau die Tochter nicht ehelichen könne, und es nach deren Tode noch darauf ankomme, ob sie erwachsen und ledig sey, oder selbst Lust dazu bezeige: so lasse die Seltenheit dieses Falles keine üblen Folgen besorgen. (Wie wenig zutreffend dieses sey, braucht kaum bemerkt zu werden, da der sittenlose Vater leicht zu einem solchen Vergehen gereizt werden kann, wenn er hoffen darf, die Tochter nach dem Tode seiner vielleicht kränklichen Frau zu ehelichen.) In den römischen Gesetzen sey zwar diese Ehe verboten, aber da von allen menschlichen Verboten dispensirt werden könne, so sey auch in diesem Falle die Dispensation zulässig. Empörende und grausame Härte würde es seyn, zu einer solchen Ehe die Dispensation zu versagen, wenn die Tochter ihre Einwilligung dazu gebe. Er verspricht sich von einer solchen Ehe oft glückliche Folgen, da die Tochter einer sonstigen Stiefmutter vorzuziehen sey, (wobey er wohl nicht an das Verhältniss mit ihren Geschwistern, oder etwa zu erwartenden Kindern denkt). Durch diese Dispensation würden vielleicht oft Versündigungen verhütet, die im Stillen vorgehen. Er schliesst endlich mit dem Wunsche, dass die Gesetzgeber in den Ehegesetzen eine Reform vornehmen, und dabey mehr auf das Wohl der Menschheit Rücksicht nehmen möchten.

Schon aus dieser einfachen aber getreuen Darlegung leuchtet es von selbst ein, wie äusserst unbefriedigend dieser angebliche Beweis sey. Der Vf. geht in seinen Hauptargumenten offenbar nur auf den Buchstaben, nicht aber auf den Geist der mosaischen Gesetze, bey denen es noch zweifelhaft seyn möchte, ob sie in der ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen sind. Würde man nicht dem Gesetzgeber eine Ungereimtheit beymessen, wenn dieses Eheverbot nicht bey ihm vorausgesetzt werden sollte, da er doch die Ehe des Vaters mit der Tochter Tochter, und mit des Sohns Tochter, so wie die Ehe der Mutter mit dem Sohne ausdrücklich verbietet? (3 Mos. 18, 7. 10.) Man darf solches indessen füglich auf sich beruhen lassen, da es bey Erörterung der aufgeworfenen Frage wohl nicht allein auf den Inhalt der mosaischen Gesetze ankommen kann. Wenn sie auch als Ehegesetze oder Eheverbote zu betrachten seyn sollten, wovon doch einige Fälle nach richtiger Exegese auszunehmen seyn möchten: so werden sie doch nach der gegenwärtig fast übereinstimmenden Meinung der bewährtesten Theologen und Juristen nicht ferner als *allgemeine*, entweder natürliche oder positive, *göttliche* Gesetze anerkannt, die auch für Christen verbindlich sind. Vielmehr gelten sie nur durch die Annahme als Staatsgesetze, also als menschliche Gesetze. Der Vf. scheint solches §. 9 selbst anzunehmen, und doch ist sein ganzes Räsonnement darauf gegründet, dass es allgemeine positive göttliche Gesetze sind. Obgleich das Christenthum durchgängig auf die innere göttliche Gesetzgebung der Vernunft hinweiset, so soll man doch nach dem Vf. hier lediglich bey dem Buchstaben des mosaischen Gesetzes stehen bleiben, welches zunächst für ein Volk gegeben ward, das damals noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stand, und dem noch Vielweiberey, willkührliche Ehescheidung und Blutrache erlaubt war. — Wie konnte aber der Vf. sich verleiten lassen, den Satz als unbestritten vorauszusetzen: dass die in Frage befangene Ehe nicht gegen das Naturrecht streite? Wenn es auch Schriftsteller gegeben hat, die in der Verzweifelung, ein allgemein befriedigendes Fundament der Eheverbote ausfindig zu machen, es geleugnet haben, dass es nach dem Naturrechte einen Incest gebe: so ist dieses doch nie die allgemeine Meinung gewesen. Im Gegentheil sind sogar schon häufig die mosaischen Ehegesetze, wenigstens grösstentheils, als Naturgesetze anerkannt worden; auch erweiset man in der That den als göttlich angenommenen Verboten keine besondere Achtung, wenn man sie nur als willkührliche Verbote betrachtet, die in der sittlichen Natur des Menschen nicht gegründet sind. Aus jener Schwierigkeit, zu den allgemeinen Principien zu gelangen, folgt auch nicht, dass es gar keine solche gebe, und nach dem Naturrechte jede Ehe erlaubt sey. Darf man behaupten, dass das Naturrecht schon durchgängig auf haltbare allgemeine Principien zurückgeführt sey? — Durch die neueren Untersuchungen über diesen Gegenstand, welche von dem CR. *Ammon*, Gen. Sup. *Nietzsch*, und Sup. *Schlegel* angestellt sind, ist man in Ansehung der Eheverbote diesem Ziele merklich näher gekommen. Die von ihnen aufgestellten zwar an sich verschiedenen Theorien kommen in Absicht dieser Ehe im Wesentlichen mit einander überein. Man darf mit ihnen, was hier nicht weitläuftiger ausgeführt werden kann, annehmen, dass der sinnliche Geschlechtstrieb mit der Pietät, oder der Ehrfurcht gegen das älterliche und kindliche Verhältniss nicht bestehen könne, und dass dieses Pflichtverhältniss, ohne Herabwürdigung der Menschheit, nicht aufgehoben oder verletzt werden dürfe. Letzterer geht dabey von dem Grundsatze aus: dass der Mensch theils genöthigt, theils befugt sey, solche Maximen, die, wegen gewisser Bedingungen seiner sinnlichen Natur, auf die Entwickelung oder Bewahrung seiner Sittlichkeit eine nothwendige Beziehung haben, als moralische Gesetze aufzunehmen, zu ehren und zu befolgen; dass es ferner Zweck des Staats sey, dessen Mitglieder in der freyen ungehinderten Ausübung der aus der Moralität hervorgehenden Gesetze zu schützen, und denjenigen sittlichen Gesetzen eine äussere Sanction zu ertheilen, die derselben empfänglich und bedürftig sind; welchen Grundsätzen Rec. beypflichten muss.

Doch sollte nicht auch, ohne förmliche Entwickelung der Gründe, jeder, wenn er sich unbefangen seinem Gefühle überlässt, und weder durch Autorschaft noch durch Leidenschaften verblendet wird, es für einen Frevel erkennen müssen, jenes ehrwürdige, in der Natur selbst gegründete, in gewisser Masse stets fortdauernde Verhältniss, worin wir durch den Urheber unseres Daseyns versetzt worden, und welches als eine nothwendige Bedingung nicht nur unserer Sittlichkeit, sondern auch des Wohls der Familien, so wie eben dadurch auch des Staats zu betrachten ist, eigenmächtig zu lösen, um ein anderes aus eigener Willkühr leichtsinnig an dessen Stelle zu setzen, welches nicht damit verträglich ist?

Dem Vf. scheinen diese neueren Untersuchungen gänzlich unbekannt geblieben zu seyn, woraus ihm kein Vorwurf zu machen seyn würde, wenn er sich nur nicht in einem für die Sittlichkeit so wichtigen Punkte zum Reformator hätte aufwerfen wollen, und ein so anmasendes Schild ausgehängt hätte. Rec. will es dem Vf., welcher ein eifriger Anhänger der Offenbarung zu seyn scheint, gern zutrauen, dass er es mit dieser Untersuchung redlich meint, und dass er durch seine gleichsam als untrüglich vorgetragenen Behauptungen die heilig zu verehrenden Gesetze der Sittlichkeit nicht habe beeinträchtigen und untergraben wollen. Wie konnte er aber wohl, ohne das übereinstimmende Urtheil aller gebildeten Völker von den ältesten Zeiten her im geringsten zu achten, in einem so entscheidenden Tone darüber absprechen, und dieses bloss auf die Rechnung des Vorurtheils, und der Mode schreiben, über deren lang gedauerte Herrschaft er kaum sein Erstaunen bergen kann? — Der moralische Abscheu in Absicht dieser Ehe wird gewiss durch dieses unbündige Räsonnement weder geschwächt noch gehoben werden; durch dessen Vertilgung Rohigkeit des Geistes und Sittenlosigkeit unaufhaltsam herbeygeführt, und alle Keime einer besseren Geistescultur und des wahren Seelenadels erstickt werden würden.

Wenn Rec. die unangenehmen Empfindungen, welche die Behandlungsart dieses Gegenstandes in ihm erweckt hat, nicht ganz hat unterdrücken können, so mag der Vf. ihm solches um so eher verzeihen, da er selbst oft in heftigen Unwillen über diejenigen ausbricht, die diese Ehe bisher nicht gestattet haben.

K. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER 1805.

JURISPRUDENZ.

Hamburg, b. Perthes: *Handbuch über das praktische Seerecht der Engländer und Franzosen in Hinsicht auf das von ihnen in Kriegszeiten angehaltene neutrale Eigenthum, mit Rücksicht auf die englischen Assecuranz-Grundsätze über diesen Gegenstand*, von *Friedr. Joh. Jacobsen*; königl. dänischem Advocaten. 1 Band. 1803. LXXII u. 700 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

In der Dedication an die nordischen Seemächte, die Beherrscher von Dänemark, Russland, Preussen und Schweden, fordert der Vf. dieselben auf, den Bedürfnissen des nordischen Seehandels nöthige Bestimmungen der Seerechte, durch friedliche Discussionen mit den diese Rechte beeinträchtigenden Regierungen, festzusetzen und zu erläutern. Die Einleitung enthält einen Auszug aus den Debatten des engl. Parlaments über den petersburger Tractat vom 17 Jun. 1801, und insbesondere über die demselben beygefügten Artikel wegen der Schifffahrt der Neutralen in Kriegszeiten an den Küsten der kriegführenden Mächte, nach deren Kolonien und blokirten Hafen und Küsten, wegen welcher Rec. auf öffentliche Blätter und andere Zeitschriften verweisen muss. Denn sie enthalten nichts Neues, wenn sie gleich in Beziehung auf den Inhalt des Buches, und die von dem Vf. in dem Verfolge der Einleitung beygefügten *pia desideria*, auf welche Art die Verfügungen dieses Tractats, so wie anderer bisher bestehenden und zum Theil usurpirten Seerechte, zu dem nach natürlichem Rechte und Billigkeit zu fodernden möglichsten Beschränkungen der Nachtheile, welchem Neutrale bey jedem Seekriege ohnehin ausgesetzt sind, eingerichtet werden könnten und sollten, mit beiden in wesentlicher Verbindung stehen. Der Vf. verspricht die in dieser Einleitung angefangenen Erörterungen seiner frommen Wünsche und der auf sie gegründeten Vorschläge, so wie ähnliche auf den Inhalt des Buches bezügliche Materien in der Einleitung zum folgenden Bande fortzusetzen, und diese mit einer Parallele zwischen den Grundsätzen der englischen und französischen Prisengerichte zu beschliessen. Bey dem Mangel eines *juris scripti* in Prisensachen bey den Engländern, die nichts weiter haben, als was die Kaperinstructionen, einzelne Verfügungen und Declarationen der Regierung, und die bekannt gewordenen Prisenacten enthalten, ist es des Vf. Absicht, die in diesen, vorzüglich in den Entscheidungsgründen der Urtheile in Prisensachen, (von denen der Vf. gegen achthundert gedruckte und geschriebene zu benutzen Gelegenheit hatte,) enthaltenen Rechtsgrundsätze zu sammeln, und nach bestimmten Fächern zu ordnen; ohngefähr so, wie unsere alten statutarischen Rechte aus den in Stadtbüchern zusammengetragenen Präjudicaten entstanden. Diese Fächer stellt der Vf. als Überschriften der einzelnen Abschnitte seines Werkes auf, deren jeder, mit Ausnahme des 7 und 8 Abschnittes, welche bloss Grundsätze der Engländer enthalten, zwey Kapitel hat, in deren Erstem die Grundsätze der Engländer, im Zweyten die der Franzosen, über den durch die Überschrift des Abschnittes bezeichneten Gegenstand enthalten sind. Einzelne Entscheidungen der Prisengerichte anderer Nationen, die nur beyläufig mit erwähnt worden, verdienen in Rücksicht ihrer geringen Anzahl gegen die der beiden genannten Nationen, kaum eine Erwähnung. Die Einleitung beschliesst eine ganze Reihe von Beschwerden gegen die Verfassung, insbesondere der englischen Prisengerichte; hiebey viele dem grössten Theile nach sehr zweckmäsig scheinende Vorschläge zu ihrer Abänderung zum Vortheile der Neutralen, — (wenn auch bey einzelnen derselben wie z. B. bey dem S. L. f. einige Einschränkungen oder nähere Bestimmungen Statt finden möchten,) — die zum Theil, wenn gleich zu einem ohne Vergleich geringeren, durch neuere von dem Vf. selbst mit angeführte neue Einrichtungen etwas erledigt sind, zum Theil aber, so wie eben erwähnte fromme Wünsche, schwerlich eine ganze Abhülfe zu erwarten haben dürften, so lange die Regierung der Nation, deren Vortheile sie so entscheidend bezwecken, eine entscheidende Stimme dabey behält. Das Werk selbst ist für den Seehandel aller Neutralen in Kriegszeiten vorzüglich interessant und instructiv, so dass Rec. von ihm, als von dem Ersten in seiner Art, sich zu einer ausführlicheren Anzeige verpflichtet hält.

Der Vf. erklärt das praktische Seerecht der Engländer und Franzosen in Beziehung auf Neutrale, für die *Wissenschaft* desjenigen, was bey diesen Nationen in Hinsicht des unter neutralen Flaggen von ihnen angehaltenen Eigenthums für Recht gehalten wird. Ohne darüber mit dem Vf. zu rechten, ob nicht bey einem so willkührlichen, und so oft von Convenienz geleiteten Verfahren, wie hier, Rec. möchte sagen in der Regel Statt zu finden scheint, und selbst in Bezug auf die Weise, wie die Grundsätze dieses Rechts von dem Vf. dargestellt und vorgetragen sind,

sind, das in der vorstehenden Erklärung gebrauchte Wort *Wissenschaft* gegen das der Sache angemessnere *Kenntniss*, vertauscht zu werden verdiente; und ohne den Vf. darüber zu tadeln, dass das von ihm für fragmentarisch erklärte Verzeichniss der Quellen dieses Rechts, und dessen Literatur nicht vollständiger ist, geht Rec. gleich zu den folgenden Nachrichten von den englischen und französischen Prisengerichten über. Von den englischen, ist Bestellung, Einrichtung, Einkünfte, so wie von den Viceadmiralitätsgerichten ausserhalb England, vorzüglich in Westindien und Gibraltar erwähnt, desgleichen Marriots merkwürdige Forderung in Bezug auf die Eigenschaften eines englischen Prisenrichters, deren Erfüllung in Concreto schwerlich ganz vollständig zu finden seyn möchte. Sodann vom französischen Prisenconseil unter dem französischen Consulat und dessen Verfassung nach der angeführten Stiftungsurkunde dieses Gerichts vom 6 Germinal des VIII Jahrs, von einigen später erfolgten Entscheidungen wegen der Beschaffenheit dieses Conseils selbst, der Art der Verhandlungen vor demselben, und der ihm zustehenden Befugniss, in seinen eigenen Urtheilen und Beschlüssen, nachdem sie abgegeben sind, und von denen keine Appellation Statt findet, Abänderungen zu machen.

Es folgen dann in zehn Abschnitten die aus bestimmten Regierungsverordnungen, Tractaten und erläuternden Erklärungen über beide, grösstentheils aber aus den Entscheidungsgründen der Urtheile in Prisensachen hergeleiteten Sätze mit ihren Belegen.

I. *Von den Grenzen und Vorrechten des neutralen Seegebietes und von Anhaltung, Wegnahme und Feindseligkeiten auf demselben.* Nach den Grundsätzen der Engländer wird in den Verhandlungen vor den Prisengerichten keinem Privato erlaubt, diese Präliminarfrage, ob die Wegnahme auf neutralem Seegebiete geschehen sey oder nicht, in Anregung zu bringen, sondern es ist bloss den Regierungen, die ihre Territoria durch eine solche Aufbringung verletzt glauben, verstattet, die unrechtmässiger Weise auf ihrem Gebiete genommenen Schiffe zu reclamiren, worüber sich jedoch das Prisengericht auch noch die Cognition vorbehält. — (Beides vielleicht als blosse Folge davon, dass bey den mehresten Fällen dieser Art ministerielle Verwendungen fremder Regierungen für bloss aus Privat-Interesse bewirkte Massregeln angesehen werden mögen, die den Aufgebrachten wenigstens den Beweis ihrer Behauptung ersparen, und zur Einleitung einer für sie günstigen Entscheidung das Übergewicht einer ministeriellen Verhandlung über einen Privatprocess wirksamer seyn muss, oder vielleicht bloss dafür gehalten wird — und durch vielleicht in einzelnen Fällen zu leicht erfolgte Bewilligung ministerieller Verhandlungen.) — Nach diesem folgt eine Erläuterung der von den Engländern selbst angenommenen Grundsätze, nach denen sie ähnliche Verletzungen ihres eigenen Territorii, wenn fremde Schiffe auf demselben von kriegführenden Mächten gegen die sie selbst neutral waren, genommen wurden, angesehen und geahndet haben, nach dem Inhalte mehrerer über ähnliche Vorfälle abgestatteter rechtlicher Gutachten, und einer Erklärung des englischen Gouvernements von 1667. Auch wird bey dieser Gelegenheit erklärt, was die Engländer *the kings chambers* nennen. Die Unbestimmtheit der englischen Kaper- und Repressalien-Briefe in Rücksicht dessen, was als neutrales Territorium von ihnen respectirt werden soll, wird getadelt, — (wenn gleich die zur Aufbringung neutraler Schiffe berechtigten Engländer in diesen der blossen Erklärung der neutralen Civil- und Militair-Behörden unterworfen sind, und es insofern wenigstens an den Gouvernements-Verfügungen nicht liegt, wenn dergleichen Behörden in desfalls abzugebenden Erklärungen nicht offen und entscheidend genug sind, oder diesen Erklärungen den gehörigen Nachdruck zu geben versäumen; —) ferner wird mit Anführung von Entscheidungen des Prisengerichts über die auf den Watten gemachten Prisen behauptet, dass die Engländer in diesem Falle gegen fremde Territoria weit gelindere Grundsätze annehmen, als die sind, deren Befolgung sie von Fremden für das englische Territorium fordern. Bey Aufstellung der Grundsätze der Franzosen über diesen Gegenstand behauptet der Vf., die Kanonenschussweite vom Strande sey von ihnen in den wildesten Revolutionszeiten, auch gegen die kleinsten Staaten, z. B. die damalige Republik Genua respectirt, und diese Grenze des unbezweifelten neutralen Seegebiets sey durch eine spätere Erklärung des französischen Justizministers im VII oder VIII Jahre der Republik, zur Norm für die späteren Entscheidungen des Prisenconseils auf zwey Lieues ausgedehnt worden.

II. *Von denjenigen, die befugt sind, neutrales für feindlich gehaltenes Eigenthum anzuhalten und aufzubringen.* Bey den Engländern wird diese Befugniss nur Staatsschiffen und den mit Kaperbriefen versehenen Privatschiffen zugestanden. Den Ersteren in jedem Falle, den Letzteren nur in dem nicht, wenn die neutralen Schiffe sich unter Convoy von Kriegsschiffen befinden, wo den Ersteren dieses Recht (nach dem Vf.) nur reciproce in Hinsicht derjenigen Mächte zugestanden ist, die dem obenerwähnten petersburger Tractate beygetreten sind. Jedoch wird das Recht des Anhaltens und Aufbringens auch jedem anderen englischen Staats- und Privat-Schiffe, wenn es auch nicht dazu ausgerüstet und bemannt ist, offensiv oder defensiv zu agiren, zugestanden, sobald es von offenbaren oder versteckten feindlichen Gütern in neutralen Schiffen Nachricht hat. Feindliche Güter aber, deren es sich auf diese Weise bemächtiget, gehören dem Grossadmiral, der jedoch den Nehmern eine billige Vergütung wegen ihrer Mühe zugesteht, da in jedem anderen Falle die Prise dem Könige gehört. Beide, der König und der Grossadmiral, haben aber, wie in einer Note beyläufig erwähnt wird, längst ihren Rechten zu Gunsten der Nehmer entsagt, (und überdiess werden für

für das Nehmen und Aufbringen feindlicher Kriegsschiffe, besondere ansehnliche Belohnungen zugestanden, auch für alles vom Feinde eroberte Geschütz, Kriegs- und Schiffs-Geräthe, und andere Vorräthe, nach gewissen sehr zum Vortheile der Nehmer bestimmten Taxen, Prämien bezahlt.) Bey den Franzosen ist es bloss den Schiffen des Staats, und vom Staate dazu ausdrücklich autorisirten Privatschiffen erlaubt, feindliche Schiffe zu erobern und aufzubringen. Wenn Privatschiffe ohne ausdrückliche Autorisation dazu dieses thun, so ist alles feindliche durch sie genommene Eigenthum gesetz- und verfassungsmässig confiscirt; indessen wird ihnen gewöhnlich das Ganze, oder doch der beträchtlichste Theil desselben, als Belohnung für die dabey bewiesene Tapferkeit, Vigilanz, Patriotismus etc. zugestanden.

III. *Von der Verantwortlichkeit der Principalen und Bürgen der Captoren neutraler Güter, wenn diese sich Ungerechtigkeiten oder Verbrechen zu Schulden kommen lassen.* Die englischen mit mehr als 150 Mann bemannten Kaper haben 3000 Pf. Sterl. Caution zu stellen; die, deren Mannschaft unter dieser Zahl, beträgt 1500 Pf. Sterl. Der Vf. führt bloss solche Beyspiele an, die von den grossen Schwierigkeiten zeugen, zu einem Schadenersatze desfalls zu gelangen, insbesondere, wenn bey den in der ersten Instanz eingeleiteten und gepflogenen Verhandlungen nicht gleich vom Anfang an bestimmt mit darauf angetragen, oder irgend ein anderes leichtes Versehen gegen die verwickelte englische Gerichtsverfassung begangen ist. Hierauf wird angeführt, was nach den vormaligen *Ordonnances de la Marine* von 1674, 1680 und 1778 wegen dieser Bürgschaften in Frankreich verordnet war: dass während des republikanischen Gouvernements in Frankreich gegen Kaper und deren Rhedereyen nur insofern ein sehr unbestimmter und unsicherer Regress Statt fand, als die Kaperführer, Eigenthümer der Kaper und deren Bürgen selbstsolvendo waren, dagegen aber für die von Staatsschiffen begangenen Ungerechtigkeiten sehr oft von der Regierung selbst Vergütungen geleistet worden, ohne sie auf den sehr oft völlig unwirksamen Regress gegen die Captoren zu verweisen, wie diess in England in solchen Fällen gewöhnlich geschieht. Endlich wird der neueste Regierungsbeschluss vom 22 May 1803 als jetzige Norm für den Fall angezeigt. Nach dieser sind die mit weniger als hundert und funfzig Mann bemannten Kaper zu einer Caution von 37000 Franken, und die mit mehr als dieser Anzahl bemannten, zu einer solchen von 74000 Franken verpflichtet, wobey sie die Zahlungsfähigkeit wegen der zu bestellenden Caution zu beweisen haben.

IV. *Von Widersetzung und eigener Befreyung aus der kriegführenden Gewalt.* Diese ist bey den Engländern gegen die von Seiten des Staates autorisirten Captoren, selbst dann, wann Neutrale sich unter Convoy befinden, schlechterdings nicht erlaubt, und hat gesetzlich Confiscation zur unausbleiblichen Folge; doch lässt man nach Umständen Milderungen von der Strenge der Verordnung zu. Nach Anführung der älteren französischen, mit den englischen darüber völlig übereinstimmenden, Verordnungen wird der Umstand erwähnt: dass während des Revolutionskrieges, und zu den Zeiten des Directorii, neutrale Schiffe bloss wegen der Möglichkeit, sich zu wehren, weil sie Geschütz und Pulver am Bord hatten, aufgebracht worden. Am Ende wird die neueste Bestätigung der älteren Verordnungen über diesen Gegenstand vom 2 Prairial des XI Jahres, erwähnt.

V. *Von der Fahrt der Neutralen mit Schiffen, die von einer kriegführenden Macht genommen, mit Fahrzeugen, die in feindlichen Häfen aufgekauft sind, und mit Prisenschiffen.* Nach den englischen Gesetzen ist eine mehr oder weniger förmliche, in England selbst für legal anerkannte Condemnation von einem daselbst anerkannten Prisengerichte durchaus nothwendig, um eine Prise legal besitzen und veräussern zu können. Der Ankauf eines Prisenschiffes in einem Lande, dessen Regierung nicht förmlich anerkannt ist, oder gegen welches man von Seiten Englands die gewöhnlichen Gesetze des Kriegs nicht beobachten zu dürfen glaubt, und dessen Gerichte nicht für competent anerkannt werden, ist äusserst gefährlich. Für illegal werden alle Ankäufe von Prisenschiffen gehalten, wenn die Prise nicht in dem kriegführenden Lande selbst, sondern durch einen Agenten dieses Landes in einem neutralen Lande, condemnirt ist. Selbst dann, wann eine solche angekaufte Prise nachmals als neutrales Eigenthum nach dem kriegführenden Lande, in welchem sie ursprünglich zu Hause gehörte, gebracht, daselbst in der unteren Instanz condemnirt, in der oberen für neutrales Eigenthum gerichtlich anerkannt worden, kann sie, wenn der ursprüngliche Eigenthümer sie später wieder erkennt, noch der Confiscation unterworfen werden. Nur dann ist der Ankauf eines Prisenschiffes legal, wenn a) die Regierung des feindlichen Landes, in welchem die Prise aufgebracht und condemnirt worden, (so wie das Gericht, welches die Condemnation verfügte) völlig anerkannt ist; b) wenn die Condemnation durch richterlichen Ausspruch während einer Zeit erfolgt ist, als die Prise in einem der kriegführenden Macht selbst, oder einem ihrer alliirten zugehörigen Hafen aufgebracht lag; c) wenn bey dem Einfalle eines Feindes *jure belli* Schiffe genommen, und ohne förmliche Condemnationsacte auf Befehl des Höchstcommandirenden verkauft sind; d) wenn eine kriegführende Macht in dem Lande ihres Alliirten ein fremdes Schiff, welches in Rücksicht des alliirten Landes für neutral zu halten, durch dessen Delegirte hat condemniren lassen; e) wenn die Condemnation in einem kriegführenden Lande durch den Ausspruch eines anerkannten Prisengerichtes geschehen ist, wenn auch die Prise in einem neutralen Hafen aufgebracht lag. Wenn ursprünglich für englische anerkannte, zu Prisen gemachte Schiffe, an Neutrale unter

unter den in England nicht als legal anerkannten Umständen verkauft sind: so werden sie unter dem Kostenersatz, oder der Belohnung für das Aufbringen von ⅛ ihres Werthes an königl. Schiffe, und ⅙ dieses Werthes an Privatschiffe, der ursprünglichen Rhederey zurückgegeben. Selbst in dem Falle, wenn ein als Prise von einem in England nicht anerkannten Prisengerichte condemnirtes englisches Schiff später von einem höheren und in England unbezweifelt anerkannten feindlichen Prisengerichte für neutrales Eigenthum förmlich anerkannt worden, wird es von den Engländern nicht dieser letzten Anerkennung, sondern der ersten Verurtheilung gemäfs behandelt, und die Vindication desselben den ursprünglichen brittischen Eigenthümern zugestanden. Indessen hat man neutralen Käufern solcher Schiffe wohl die auf ihre Erhaltung und Reparaturen verwendeten Kosten, gegen Abrechnung dessen, was die Schiffe verdient haben, bewilligt; doch gleichsam nur immer als eine besondere Nachsicht der englischen Gerichte, und mit hinzugefügter Verwarnung: dafs, wenn Neutrale *unter dergleichen armseligen* Rechtstiteln fortführen, das Eigenthum von Schiffen zu erwerben, sie die Folgen ihrer Unbesonnenheit auf sich zu nehmen haben würden. Die Engländer sehen jedoch die Condemnation von für sie fremden, nicht englischen, weder ihnen noch ihren Alliirten ursprünglich gehörenden Schiffen, die von feindlichen Agenten in neutralen Ländern verfügt ist, insofern für legal an, dafs sie selbst sich keine Cognition darüber erlauben. Noch einige Fälle, bey denen von nicht competenten englischen Consulatgerichten, Adjudicationen von Prisenschiffen verfügt worden, die später zum Vortheil neutraler Reclamanten entschieden sind, machen den Beschlufs dieses so weitläuftigen als für Schiffsrhedereyen insbesondere wichtigen Kapitels. Nach französischem Seerecht im Reglement von 1778 können Schiffe, die in feindlichen Ländern gebauet sind, oder feindliche Rheder gehabt haben, nicht als neutrales oder alliirtes Eigenthum angesehen werden, wenn nicht die Cession des feindlichen Eigenthums vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten, durch die nach vorgeschriebenen Formalitäten abgefafsten Documente erweislich ist. Hierauf eine Betrachtung über die aus solchen Fällen entstehenden Assecuranzverpflichtungen; dann die Anführung, dafs durch eine königl. französische Erklärung von 1780 dieser strenge Grundsatz dahin gemildert sey, dafs von den Feinden Frankreichs eroberte, als Prisen condemnirte Schiffe ohne Molestation angekauft und gebraucht werden könnten, von deren Anwendung auf wirklich eingetretene Fälle dem Vf. noch keine Beyspiele vorgekommen sind, wohl aber von der Art, dafs man die Anwendung dieser neueren Erklärung verweigert hat; mit Erwägung der Wichtigkeit der Präjudicialfrage in solchen Fällen, über den Zeitpunkt des Ausbruches der Feindseligkeiten wird dieses gleich wichtige Kapitel geschlossen.

VI. *Von der Fahrt der Neutralen mit Schiffsgefässen, die im feindlichen Lande angekauft sind, und mit anderen ihrer Schiffe, von und nach feindlichen Häfen in Europa, und von der Beschäftigung neutraler Schiffe im feindlichen Handel, mit Ausnahme des Küsten- und Kolonie-Handels.* Nach der englischen Praxis erlaubt man jetzt, dafs in dem Hafen, in welchem sie aufgebracht werden, an Neutrale verkaufte Prisenschiffe, Ladungen einnehmen, um damit nach ihrer neuen Heimath zu segeln. Vormals erlaubte man ihnen nur ledig, mit Ballast, nach Hause zu fahren. Die in Feindes Lande aufgekauften Schiffe, welche von der Zeit dieses Ankaufes an einige Zeit einen solchen Handel von und nach feindlichen Häfen geführt haben, der den Neutralen in Friedenszeiten untersagt ist, und selbst diejenigen ursprünglich neutralen Schiffe die von einem neutralen Lande zur Betreibung eines solchen Handels, der ihnen in Friedenszeiten untersagt ist, gesandt werden, sind confiscabel; (z. B. die zur Betreibung des Wallfischfanges und anderer grofsen Fischerey ausgesandten;) so wie auch die, deren Eigenthümer sich zur Betreibung eines solchen Handels mit ihren Schiffen nach kriegführenden Ländern begeben. Die vormaligen strengen französischen Gesetze in dieser Rücksicht sind durch das von dem jetzigen Kaiser erneuerte Gesetz von 1778 sehr gemildert, nach welchem es allen französischen Kapern untersagt ist, neutrale, selbst aus einem feindlichen Hafen kommende oder dahin bestimmte Schiffe aufzubringen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche blockirten, eingeschlossenen oder belagerten Häfen Hülfe zu bringen intendiren. Die Bestimmung nach einem feindlichen Hafen, wird jedoch bey sonstigen Umständen, die das Aufbringen eines neutralen Schiffes rechtfertigen, als ein aggravirender Umstand angesehen.

VII. *Betreibung des feindlichen Küstenhandels.* Nach den Grundsätzen der Engländer kann jedes neutrale Schiff, welches an der feindlichen Küste Frachten von Hafen zu Hafen verfährt, allemal mit Recht aufgebracht werden, um die Ladung desselben in Rücksicht ihres Eigenthums einer näheren Untersuchung zu unterwerfen. Die auf diese Weise aufgebrachten neutralen Schiffe verlieren die Fracht, und haben in der Regel auch noch die Kosten des Aufbringens zu bezahlen, wenn nicht ganz besondere, dem Anschein nach mehr politische als Rechts-Gründe andere Veranlassungen zu Erkennung einer Entschädigung einleiten, wegen deren näheren Beschaffenheit Rec. auf das Buch selbst verweisen mufs, da ihre weitere Auseinandersetzung hier zu umständlich seyn dürfte.

(Der Beschlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 DECEMBER, 1805.

JURISPRUDENZ.

Hamburg, b. Perthes: *Handbuch über das praktische Seerecht der Engländer und Franzosen in Hinsicht auf das von ihnen in Kriegszeiten angehaltene neutrale Eigenthum, mit Rücksicht auf die englischen Assecuranz-Grundsätze über diesen Gestand*, von *Friedr. Joh. Jacobsen*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VIII. *Ueber die Betreibung des feindlichen Colonialhandels.* Nach den Instructionen für die Befehlshaber von Kriegsschiffen, auch die der mit Marquebriefen gegen Frankreich, Spanien und Holland versehenen englischen Schiffe von St. James den 25 Febr. 1798 ist der Handel der Neutralen nach feindlichen Colonieen von ihren eigenen Ländern aus, und zurück nach diesen, als erlaubt anerkannt, wenn das neutrale Eigenthum der in diesem Handel verschifften Güter erweislich ist. Indessen sind in der Folge manche Entscheidungen von den englischen Admiralitätsgerichten abgegeben worden, welche diese Freyheit blos auf diejenigen Arten des Handels beschränken, die auch in Friedenszeiten für Neutrale von diesen Colonieen aus frey waren; wodurch denn der der Schifffahrt der Neutralen günstige Inhalt der angeführten Instruction beynahe so gut wie aufgehoben, so dass das bestehende Verbot des Handels nach feindlichen Colonieen als Regel, und der seltenere Fall der Instruction als Ausnahme anzusehen ist. Die Illegalität der Reisen von den Colonieen des Feindes nach Europa, nach andern als englischen Häfen selbst, oder nach den Häfen in den Ländern der Nation, zu welcher der sie verfahrende Neutrale selbst gehört, ist völlig etablirt. Gleiche Grundsätze finden für den ostindischen Handel Statt, und werden bey diesem beynahe noch strenger befolgt, als bey dem westindischen. Es sind in diesem Abschnitte die Entscheidungsgründe des englischen Admiralitätsgerichts über die Confiscation der Güter der holländischen, ostindischen Compagnie, welche nach Contracten dänischen Kaufleuten verkauft waren, um in dänischen Schiffen von Batavia nach Europa gebracht zu werden, besonders merkwürdig. — Für diese beiden Abschnitte fehlen aus leicht ersichtlichen Gründen die Rechtsgrundsätze der französischen Prisengerichte.

IX. *Von simulirter (Aus-) Clarirung und unrechter Kurssteuerung.* Die Erste ist ein illegaler häufig praktisirter Nothbehelf der Neutralen, den Handel nach Häfen oder Colonieen kriegführender Mächte, blockirter Häfen und Küsten, oder auch Contrebandehandel zu maskiren. Sie wird nur in dem einzigen Falle, bey der Fahrt der Neutralen von dem Lande der Einen kriegführenden Macht zu dem einer Anderen jener feindlichen, tolerirt, indem es gewöhnlich in den Ländern kriegführender Mächte untersagt ist, Schiffe nach feindlichen Häfen auszuclariren. Die englischen Grundsätze darüber scheinen zu schwanken, indem dergleichen simulirte Ausclarirungen bisweilen mit grösserer Strenge geahndet, bisweilen mit Gelindigkeit übersehen worden sind. Desto strenger wird aber die Steuerung eines falschen Kurses in den englischen Gerichten angesehen. Beyläufig werden auch Fälle hier angeführt, welche sowohl in Rücksicht der Condemnation in den Prisengerichten, als auch wegen der Assecuranz einzig als rechtfertigend zugelassen werden. Gleiche Arten der simulirten Ausclarirung, welche die Engländer nicht strafen, scheinen von den Franzosen gleichfalls *tacite* zugelassen zu werden. Auch werden hier die französischen Grundsätze für die Fälle auseinandergesetzt, wenn bey Avantürreisen die Örter der Bestimmung des Schiffes nicht alle, sondern etwa nur der Erste, oder die zu befahrende See, oder gar nur die befahrende Weltgegend mit dem Zusatze: „*und weiter;*" oder in den lateinischen Seepässen: „*et ulterius ad ordinationem*" benannt sind.

X. *Von Blockaden.* Nach nicht ungegründeten Klagen über das Schwankende in den, nach dem Geständniss ihrer eigenen Admiralitätsgerichte, von den Befehlshabern der zum Blockiren stationirten Schiffe selbst, bey den erweiterten Grundsätzen über die Blockaden nicht deutlich eingenommenen Vorschriften, stellt der Vf. folgende Grundsätze, mit Beziehung auf die beygefügten Erklärungen, aus denen sie hergeleitet sind, auf. Nach englischen Grundsätzen sind neutrale Schiffe confiscabel: Wenn sie eine durch eine Notification an fremde Gesandte bekannt gemachte Blockade brechen, ohne Rücksicht darauf, ob diese Notification auch bestimmt bey den Obern dieser Neutralen, oder deren Gesandtschaften gemacht worden. Ferner: Wenn sie an Ort und Stelle, oder in der Gegend des blockirten Hafens, oder der blockirten Küste des Hafens ihrer dermaligen Bestimmung, oder sonst auf der Reise von der wirklich Statt-findenden Blockade benachrichtigt wurden, und dennoch intendiren, in den blockirten Hafen ihrer ursprünglichen Bestimmung, oder einen anderen blockirten Hafen, oder irgend ei-

einen auf einer blockirten Küste einzulaufen. Um nachfolgenden Kreuzern, oder blockirenden Schiffen gleich anzuzeigen, ob irgend einem Schiffe bey einer Statt findenden Blockade dieser Vorfall schon angezeigt, und dasselbe vor dem Versuche, die Blockade zu brechen, gewarnt worden, pflegt der Officier, welcher sie warnt, auf dessen Seepasse, oder irgend einem anderen in Kriegszeiten bey jeder Visitation des Schiffes zu producirenden wesentlichen Schiffsdocumente, dieses schriftlich zu bemerken; und jedes Schiff, das nach einer solchen Warnung einzulaufen versucht, oder nur eines solchen Versuches sich stark verdächtig macht, ist confiscabel, so wie alle nach einem durch förmliche Erklärung an ein diplomatisches Corps als blockirt notificirten Hafen bestimmten Schiffe, ohne alle Rücksicht auf die Entfernung von dem Orte der Bestimmung, auf welcher sie betroffen worden, so bald es sich nur erweislich annehmen läfst, dafs dem ein solches Schiff führenden Schiffer diese Notification habe bekannt seyn können. Eine von einem Befehlshaber allein für sich *de facto* erklärte Blockade wird jedoch nicht für rechtmäfsig gehalten, wenn sie nicht wirklich zu Stande gebracht ist; doch werden alle zu einer Blockade commandirten Schiffe, wenn sie sich auf ihren Stationen nicht halten, sondern beträchlich davon entfernen, immer noch als wirklich blockirend angesehen, und ihnen die gegen alle nach dem blockirten Hafen bestimmten, so wie gegen alle aus demselben kommenden Schiffe vergönnten Rechte zugestanden, welche sie sich nach weniger strengen Grundsätzen nur durch eine wirklich effectuirte Blockade und durch Haltung ihrer dazu erforderlichen Stationen hätten erwerben können. Aus einem blockirten Hafen darf kein Schiff auslaufen, wenn es nicht schon vor dem Anfange der Blockade in dem Hafen war; es darf nur *die* Ladung mitnehmen, die es erweislich vor der Notification der Blockade wirklich eingenommen hatte. Unter allen anderen Umständen ist die Confiscation die unvermeidliche Folge des Auslaufens während der Blockade; und selbst in den angezeigten Fällen sind die Schiffe einer Aufbringung zu näherer Untersuchung unterworfen, ohne desfalls Entschädigung hoffen zu dürfen. (Es sey denn, dafs sie sich, bey Blockirung von neutralen Häfen, durch Agenten oder Repräsentanten der blockirenden Macht Erlaubnifsscheine zum Auslaufen zu verschaffen wissen, — wie dieses nicht ganz selten geschieht, und bey der noch bestehenden Blockade der Elbe wenigstens der Fall gewesen ist, was dem Vf. nicht unbekannt seyn kann.) — Die Eigenthümer büfsen sogar das Betragen ihrer Schiffer und neutralen Commissionärs, insofern sich solche eine wirkliche, oder blofs eingebildete, oder scheinbare Verletzung der Blockade zu Schulden kommen lassen, ohne Regrefs gegen diese zu haben, als im Falle der Confiscation. Nur dann sind nach blockirten Häfen bestimmte Güter im Aufbringungsfalle der Confiscation nicht unterworfen, wann die Eigenthümer oder ihre Commissionärs die Ordre zum Verschiffen der Ladungen vor Bekanntwerdung der Blockade ertheilten, und die Zeit bis zu deren wirklicher Verschiffung zu kurz war, um diese Ordre zu widerrufen. Bey der in ihrer Art einzigen Blockade der Elbe und der Weser hat der Vf. sich bemühet, in Anführung von Fällen und Entscheidungen, welche auf die dabey beobachteten Grundsätze einigermassen näheren Bezug haben können, möglichst vollständig zu seyn; doch würde auch eine blofse Erwähnung derselben für diese Recension zu umständlich werden. — Rec. begnügt sich nur noch folgende allgemeine Grundsätze, die daraus abgeleitet werden, hier mitzutheilen. Europäischen Schiffen ist es nicht erlaubt, bey den blockirenden Schiffen Erkundigungen von der wirklich Statt findenden Blockade einzuziehen. Amerikanern, die aus ihrer Heimath kommen, hat man es connivendo zugestanden; bey beiden aber ausdrücklich erklärt, dergleichen Erkundigungen müfsten früher eingezogen werden. Der Fall, wenn neutrale Schiffe, durch neutrale nicht gesperrte Fahrwasser zu blockirten Häfen kommen, unterwirft sie keiner Confiscation: so wie auch über Land, durch inländische Schifffahrt, die durch eine Blockade von der Seeseite allein nicht gesperrt worden, nach anderen neutralen Häfen versandte, und von diesen aus verschiffte Güter keine Confiscation zu befürchten haben. Nur dringende Noth, die aus Umständen offenbar erhellt, kann die Intention des Einlaufens in einen blockirten Hafen rechtfertigen. Nach der französischen Verfassung, ist blofs der Handel nach wirklich blockirten, belagerten und umzingelten Plätzen untersagt, und dieses in dem Tractat mit Amerika vom 30 Sept. 1800 Art. 12, mit dem Zusatze geschehen: dafs diese Verfügung blofs, wirklich (*reellement*) blockirte Häfen betreffe. Eine Inhalts-Anzeige der Abschnitte, und ein Verzeichnifs der Schiffe, von denen Entscheidungen in Prisen- und Aufbringungs-Sachen angeführt worden, mit kurzen Bemerkungen der Veranlassung dieser Anführung machen den Beschlufs. Aus diesem Verzeichnisse erhellet, dafs aufser den vorkommenden unmittelbaren Gouvernements-Erklärungen etc. die Entscheidungen von ungefähr Einhundert und sechszig bis siebenzig gröfstentheils sehr merkwürdigen Prisensachen zur Darstellung und Belegung der obigen Grundsätze benutzt sind. Diese Sammlung allein mufs dem sehr reichhaltigen Buche, auch ohne alle Rücksicht auf die oft vorzüglichen Bemerkungen des Vf., wenn man sie auch nicht von aller Parteylichkeit gegen die englischen Prisengerichte ganz frey findet, Beyfall erwerben, und eignet dasselbe zu einem Handbuche jeder Rhederey, jeder Assecuranz-Compagnie, und zum unentbehrlichen Hülfsbuche eines jeden, der Geschäfte bey Entscheidung von Prisensachen haben kann, oder von diesen Geschäften genauere Kenntnifs zu erlangen wünscht. ...l. r.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GERMANIEN: *Haupt- und Staatssittenspiegel für Grofs' und Kleine*, oder: *offene Briefe des Freyherrn*

herrn Arminius von der Eiche und seines Leibjägers Hans Heidekraut, während ihres Leid- und Freudelebens in Frankreich, und: *der Rheingraf oder das kleine deutsche Hofleben. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen.* 1806. 192 u. 254 S. 8.

Was in Zeiten blühenden Friedens und Überflusses der Anblick eines Leichenzuges oder der Donner einer wohlberedten Sonntagspredigt oder eines erhabenen Trauerspiels hoher Zauber bewirkte, dass über dem lustigen Leben der gehörige Ernst nicht vergessen werde, das thut, eben so heilsam, in einem der dunkelsten Momente einer folgeschwangeren Zeit, ein Vf., welcher das traurige Nachdenken und Gefühl durch geistreichen Scherz ein wenig unterbricht, auf dass der Sinn, ungebeugt von dem, was man sieht und vorsieht, sich heiterer zu dem erhebe, was zu thun und wie die Sache zu nehmen ist. Man muss gestehen, dass der Herausgeb. dieser Briefe seinen Zweck vortrefflich zu erreichen weiss. Die grössten Thorheiten des Zeitalters hat er mit genauester Wahrheit von ihrer lächerlichen Seite geschildert: Solche Dinge haben im peloponnesischen Krieg die Athenienser sich von Aristophanes müssen sagen lassen. Gebessert (das ist leider wahr) wurden sie dadurch nicht: Soll man aber nicht *alle* Zugänge zum Herzen des entnervten Geschlechtes aufsuchen, ob es durch dieses oder das wohl noch erregt, noch Besinnung hervorgebracht werden könnte? Was dazu führt, ist allezeit gut. Sollte es endlich zu gar nichts dienen, als um zu trösten über das Schicksal von Leuten, an welchen alles vergeblich versucht worden, und welche nichts besseres werth sind, indem sie durchaus in ihrer Verblendung bleiben wollen! *Quid Paris? ut salvus regnet vivatque beatus, cogi posse negat.*

Der gute *Junker Herrmann von der Eiche* macht, wie so viele, eine Reise in jenes einzige Land, wo alles schöner und grösser ist, als bey uns. In der dreyfachen Überzeugung zieht er hin, dass 1) alles in der That und im Ernste so ist, und so gemeint ist, wie es die Zeitungen allen Geschlechtern auf Erden verkündiget haben; 2) dass der einmal angestimmte Ton derselbige bleibt; 3) dass an allen den Warnungen und Einreden gar nichts und auf solche gar nicht zu achten ist; sie sind Früchte des englischen Geldes, oder verruchten Neides, oder einer heillosen Beschränktheit der Ansichten. Unser ehrlicher Landsmann sucht also die eigentliche Blüthe der Menschheit; besonders den Einzigen, den Mittelpunkt aller Hoffnungen, so wie den Grössesten der Grossen, der den Sinn der Revolution allein ganz gefasst, und ganz in seinen Thaten ausspricht. ... Nachdem der Junker mit seinen metaphysischen Träumen überall etwa so angekommen, wie wenn er mit der Allongeperücke eines alten venetianischen Senators in der feinen Welt erschienen wäre, wollte das Schicksal, dass der Mann des Jahrhunderts ihn endlich auch sah, leider aber als einen verrückten Kopf, wo nicht einen Verschwornen, welches zu untersuchen Bicêtre der schicklichste Ort zu seyn schien. Eine in der That wohlthätige Verfügung, die ihn aus einem ungeheuren Gewirre von Prellereyen und Kupplereyen herausgebracht; möchte er nur nicht (wenn von Abenteuern eines deutschen Edelmannes erlaubt ist ein altdeutsches Sprichwort zu gebrauchen) aus dem Regen in die Traufe gekommen seyn! Die kunstvollen Massregeln der pariser Polizey verwickelten ihn bald in solche Verhältnisse, dass der letzte Betrug ärger als der erste ward. Jedoch, nachdem er mehrere Jahre das Einkommen vom väterlichen Gute vorausgenossen, auch wohl einige Zehenten und Grundstücke mobil gemacht, so erschien endlich die lohnende Glückssonne, da er den Gewalthaber, kurz vor seiner Erhöhung über alle Könige, in den Niederlanden sah, und vernahm, dass ihm angenehm seyn werde, ihn zu Paris zu sehen. Wie der Junker nun von Freyheitsschwindeley durchaus geheilt, im Gefolge und Genuss des prachtvollen Hofes das übrige deutsche Geld und die altfränkische Gesundheit des Stammes von der Eiche vollends dem Ton zum Opfer gebracht, ist gegen Ende des Büchleins erbaulich zu lesen. Für seine Friedrichsd'or und sein gesundes Blut ist er, was nicht jeder, doch zum Verstande gekommen. „Die Menschen," findet er, „sind nun einmal so klein und erbärmlich, dass sie nur immer im gegenwärtigen Augenblicke leben. Weiss man ihnen den, wenn auch nur mit leeren Hoffnungen, die ihrer Trägheit und Eitelkeit schmeicheln, zu versüssen, so lassen sie sich willig von einem Tage zum andern hinhalten, und verlieren bald das Ganze so aus den Augen, dass sie zuletzt gar nicht mehr wissen, was sie gewollt haben. Wenn denn andererseits solch ein Mann, der gewiss weiss, was er will, und der seinen Zweck immer nüchtern vor Augen behält, jeden Augenblick, den die andern verschlafen oder verschwärmen, klug und zweckmässig zu benutzen weiss, so folgt natürlich bald daraus, dass *sein* Wille, als der alleinige kräftige und wirksame, schaltet und waltet. — Wenn er nun einem solchen Volke nicht anders wohlthätig werden könnte, als dass er zur Befriedigung der Verblendeten, deren Augen seit einem Jahrtausend an falschen Schimmer gewöhnt worden sind, und zur Verblendung der kleinen Regenten Europa's, die für nichts anderes Achtung haben und Ehrfurcht bezeugen als für äussere blendende Macht und Grösse, wenn er nun also, zur Erreichung des Hauptzwecks, aus der zerrütteten entmannten Menge, vor den Augen des furchtsamen charakterlosen Europa's, eine sogenannte grosse Nation zu erkünsteln, auch alle die kleinen armseligen Kunstmittel von Titel und Orden, heiliger Schmiere und vergoldeten eisernen Kronen anwendet, wodurch Weiber und Kinder, Fürsten und ihre Edelknechte am sichersten ergötzt, geblendet und versteinert werden, — wer könnt' es, ihm verdenken? wer dürft' es tadeln" (S. 168 ff.)! Doch häufiger, herzlicher, muntrer spricht, gleich vom Anfang an, über alles, der Mutterwitz aus dem Jäger. Es ist nicht möglich, seine Briefe ohne die wohlthätigste Erschütterung

rung des Zwerchfelles zu lesen, ohne die ehrliche deutsche Haut zu lieben.

Das zweyte Stück, *der Rheingraf*, enthält nicht weniger Lehre über die lächerliche Jämmerlichkeit kleiner Herrschaften, welche, statt durch das Beyspiel vernünftiger Haushaltung, liebenswürdiger Cultur und edler Befähigung zu Verdiensten ums Vaterland vorzuleuchten, lieber durch die abgeschmackteste Carricatur eingebildeter Hoheit sich selbst zur Last, Auswärtigen zum Gespött, ihren Unterthanen und ihrem Hause verderblich werden.

Eine Menge der originellsten Scenen in beiden Schriften lassen wir unberührt, weil jeder gebildete Mann das Ganze lesen wird. Er wird unter der komischen Maske immer die gesunde Vernunft erkennen, der wir den Anspruch täuschenden Prunks gern aufopfern sollen, wenn *sie* uns lehrt, was ächt gross, und was es nur durch die Schlechtigkeit anderer ist. Ths.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Halle*, b. Hemmerde u. Schwetschke: *D. Martin Luthers Denkmal*, oder *Beyträge zur richtigen Beurtheilung des Unternehmens, diesem grossen Manne ein würdiges Denkmal zu errichten, von der vaterländisch-literarischen Gesellschaft der Grafschaft Mannsfeld.* Mit Luthers (schlecht verfertigtem) Bildniss. 1804. 82 S. 8. (8 gr.)

2) *Dresden*, b. Arnold: *Idee zu Luthers Denkmal*, von *Carl Schäffer*, Prof. der Baukunst zu Düsseldorf. Mit zwey Kupfertafeln. 1805. 18 S. 4. (9 gr.)

3) *Braunschweig*, b. Vieweg: *Entwurf zu einem Denkmale für D. Martin Luther*, von *Leopold Klenze*, Architekt. Mit drey Kupfertafeln. Zum Besten des Denkmals. 1805. 24 S. 4. (1 Rthlr.)

4) *Frankfurt a. d. O.*, in d. akad. Buchh.: *Über Luthers Denkmal*, von *Carl Dietrich Hullmann*, aus dem Mansfeldschen, Prof. zu Frankfurt a. d. Oder. *Zum Besten der Unternehmung des Denkmals.* 1805. 34 S. 8.

Es ist, durch den Reichs-Anzeiger besonders, ganz Deutschland das Unternehmen bekannt worden, von welchem hier die Rede ist. Überall feyerte man Jubiläen der Reformation; und die protestantische Kirche begeht jährlich ein Fest zum Andenken dieser der Menschheit so heilsamen Epoche. Der Mann aber, der kühn der betäubenden Dunkelheit des Aberglaubens mit der Fackel der Wahrheit entgegen trat, hat noch kein anderes von den gewöhnlichen Monumenten, als das, welches Druckerpressen ihm gaben; abgerechnet, was Kupferstecher, Panegyristen, für ihn gethan haben, oder thun wollten, was hie und da ein Epitaphium bewirken sollte etc. — Man kann sagen: „Luthers Werk selbst ist sein schönstes Denkmal, und wird es ewig bleiben; Er gehört der Geschichte an." — Gewiss, so ist es. Von jeher aber gingen Empfindungen reger Dankbarkeit in Handlungen über, und Nationen und Staaten errichteten dankbar edlen, grossen Männern, bey'm Leben und nach dem Tode Monumente: nur Luther, der Unvergessliche, fand noch nicht diese Dankbarkeit unter uns. Münzen hat man auf ihn geschlagen; viele Kirchen und Museen zeigen sein Bildniss: wo aber prangt ein eigentlich so genanntes öffentliches Monument der Monumente dieses grossen Mannes?

Diess soll nun in der Gegend bey Mansfeld ihm errichtet werden, von der genannten Gesellschaft, an deren Spitze der Prediger *Schnee* zu Gross-Oerner steht. — Nr. 1 enthält den Plan des Unternehmens, die Debatten, welche darüber, besonders im Reichs-Anzeiger, geführt worden sind, einige Briefe des Königs und der Königin von Preussen, der Kurfürsten von Würtemberg und Baaden, der Anhaltschen Fürsten u. a. nebst der Angabe ihrer Beyträge, und Meinungen über die Ausführung des Plans, wozu man Obelisken und Tempel vorgeschlagen hat. Eine Akademie soll darüber entscheiden; und reichen die eingehenden Beyträge hin, so will man von denselben auch ein wohlthätiges Institut gründen (S. 68), das gewiss dem Ganzen sehr angemessen seyn wird.

Etwas über das Unternehmen selbst, von mehreren Seiten betrachtet, über den Ort, *wo* eigentlich Luthers Denkmal stehen sollte, zu sagen, zu erörtern, ob der ganz zufällige Geburtsort eines grossen Mannes, oder schicklicher, der, wo er *handelte*, der Punkt seiner Entstehung, oder der Kreis seines Wirkens und Waltens, *gegründeteren* Anspruch darauf machen könnte, auch das ihm errichtete Denkmal, wie ihn einst selbst, vor sich zu sehen, — diess liegt ausserhalb den Grenzen der Anzeige vorstehender Schriften, welche jedem Stoff zum Nachdenken über dergleichen streitige Punkte reichlich genug geben werden. — Es haben die Hn. *Schäffer* und *Klenze* mit Einsicht und Wärme für das Ganze gesprochen, und besonders giebt die Schrift des ersten, auch über Monumente überhaupt, wohlüberlegte Winke. Als etwas beyfälliges ist noch zu erwähnen, dass Hr. *Kl.* zu Luthers Statue, in einem Tempel, (S. 17) das Kostum der Statue eines alten Philosophen vorschlägt, der man gewöhnlich den Namen Zeno giebt, und die jetzt im Museum zu Paris steht, Hr. *Sch.* hingegen (S. 8) wählte des Reformators Priesterornat, indem er dabey sagt: „Luthers Kostum eignet sich ausserordentlich für die christliche Mythe, da es so anspruchlos in seinen Formen ist; ob es sich wohl auch so gut für die Bildhauerey und ihre Einschränkungen schickt, mag die Zeichnung und die Sätze über Statuen beantworten. Viele Kleidungen aus *Holbeins*, *Dürers*, *Cranachs* Werken tragen so viel Kunstvolles in ihrem Schnitt, dass man sie wohl sehr gerecht den Antiken an die Seite stellen kann."

Die neuesten Nachrichten sagen uns, dass die Beyträge zu der Errichtung dieses Monuments, sich täglich und ansehnlich vermehren. Wir sind also berechtiget, auf eine baldige Ausführung eines Plans zu rechnen, der so wohl unterstützt wird.

Einen innigen Wunsch kann Rec. nicht bergen. Es ist der: *Herdern*, diesen denkenden Schätzer Luthers, bey Ausführung dieses Plans, noch am Leben, und zu Rathe gezogen zu sehen! Ihr fragtet ihn um eine Inschrift? — *Eine feste Burg ist unser Gott!* — Wie könnte sie einen Künstler verlegen machen! Was müsste sie ihm nicht sagen! Wozu könnte sie ihn nicht begeistern!

Wir setzen voraus, dass von einem Kunstdenkmale noch jetzt die Rede ist. Oder will man lieber dem Rathe des Vf. von Nr. 4 folgen, und Luthern „ein Denkmal in deutschem Originalstile: eine Anstalt zur Bildung der unteren Volkslehrer Mansfelds" errichten? — Es ist zu wünschen, dass die mit Wärme, nur in einem allzu oratorischen Stil abgefasste, und ihren Hauptsatz etwas weit herholende Schrift recht viele einlade, diesen Vorschlag zu beherzigen. L. P.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Die heiligen Weiber aus Palästina. Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung für edle deutsche Weiber.* Erster Theil. 1803. 172 S. 8. (16 gr.) Die heiligen Weiber, deren Geschichte hier nach der hebräischen Urkunde vorgetragen ist, sind *Ruth*, *Rebecca*, *Deborah* und die *Tochter Jephta's*. Es war dem Vf. hauptsachlich darum zu thun, sie in ihrer Zeit und ihren Umgebungen darzustellen, und sie so aus dem Schatten zu heben, in den einige von ihnen in neueren Zeiten gestellt worden waren. Wenn er nun auch auf diese Weise sie nicht von allen Fehlern und Mängeln hat frey machen können: so muss man doch so viel zugeben, dass er alles Mögliche aufgeboten hat, es zu thun. Gelehrsamkeit und Scharfsinn ist überall unverkennbar; ob aber unsere Weiber einen grossen Wohlgefallen an diesen heiligen Weibern finden werden, daran zweifelt Rec. Weit besser wird dabey der Ausleger des A. T. seine Rechnung finden, der auf manche scharfsinnige und treffende Bemerkung stossen wird. D.

Neue Auflagen.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, in d. Realschulbuchh.: *Der deutsche Kinderfreund, ein Lesebuch für Volksschulen*, von *F. P. Wilmsen*, Prediger an der Parochial-Kirche zu Berlin. 5te durchgesehene Aufl. 1805. VIII u. 246 S. 8. (4 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 DECEMBER, 1805.

MEDICIN.

Leipzig, b. Böhme: Dr. *Friedrich August Weiz anatomisch-chirurgischer Katechismus für Lehrlinge in der Wundarzneykunst.* Neue (dritte) verbesserte Auflage 3 Bdchen. Die Lehre von den Venen, den Nerven, lymphatischen Gefäfsen und Drüsen enthaltend. 1803. 212 S. 8. 4 Bdchen, die Chirurgie enthaltend. 1804. 200 S. 8. (16 gr.)

In dieser dritten Auflage sind nicht nur die in der zweyten befindlichen Sprach- und Druck-Fehler sämtlich stehen geblieben, sondern noch durch eine Menge neuer dermafsen vermehrt worden, dafs das Buch an Brauchbarkeit viel verloren, aber nichts gewonnen hat. Hier nur *einige* Beweise. S. 2 (wie in der 2 Aufl.): „Unter einem *Plexum venosum* versteht man u. s. w." statt, unter einem *Plexu venoso*, S. 40 ganz unten steht: „*Venae acygos*" st. *azygos*, und „m" st. *mit*. S. 46 „*Venae iliacae*" st. *iliacae*, S. 48. Z. 2, „*Venos sacrales*" st. *Venas*. S. 62 h. „Die *Venam labialem*" st. *Venam*. S. 66 steht (wie in der 2 Aufl.) zweymal: „*Venam subclaveam*" st. *subclaviam*. S. 84 „*Nervi oculorum notorii*" st. *motorii*. S. 94. Z. 6, „*Canalem pterige-palatinum*" st. *pterigo-palatinum* u. s. w. S. 200, wo die vier, fehr bedeutenden, Arterien der Schilddrüse ihrer Merkwürdigkeit halber genannt, und auch der muthmafsliche Nutzen dieser Drüsen angeführt zu werden verdiente, mufs es statt „*Musculo hytreo-hyoideo*" heifsen: *thyriohyoideo*. IV B. S. 180 steht: „*Peltoides*" für *Deltoides*; S. 197 *Furgus*, für *Fungus*, und *Furnuculus*, f. *Furunculus*; S. 198 *Hyosciamus*, f. *Hyoscyamus*; S. 199 *Pedarthrocace*, f. *Paederthrocace*, u. f. w. Übrigens hat Rec. in dem 3 Bändchen auch nicht Ein Jota verbessert gefunden; es sind alle Fragen und Antworten ganz dieselben, wie in der 2 Auflage, geblieben. Auch das 4 Bändchen hat wenige Verbesserungen und Zusätze erhalten, so vieler es auch noch bedurfte. Wir heben nur Einiges aus. S. 3 „Wie endigt sich eine jede (!?) Entzündung? *Antw.* Eine jede Entzündung zertheilt sich entweder gänzlich, oder sie verwandelt sich in eine chronische langwierige (giebt's denn auch eine chronische kurzwierige?) Entzündung, oder sie geht in Eiterung über." Der Vf. ist, in der Beantwortung dieser wichtigen Frage, offenbar von dem *Richter'schen* Lehrbuche, dem er sonst wörtlich folgt, und zwar zum Nachtheile seiner Lehrlinge abgewichen, indem er einige andere Ausgänge der Entzündung nicht angegeben hat. Rec. würde die Frage so beantwortet haben; Eine Entzündung wird entweder *zertheilt*, oder sie geht in *Eiterung*, oder in den *Brand*, oder in eine andere fehlerhafte Veränderung der organischen Structur, z. B. in *Verhärtung* über. Sehr unrichtig werden S. 4. Nr. 6 bey Entzündungen, wo viel Härte, wenig Schmerz, und wenig Röthe und Hitze vorhanden ist, oder wo die Gelegenheitsursache eine örtliche Stockung zum Grunde hat, *erweichende und besänftigende* Mittel empfohlen: denn solche Angaben charakterisiren eine asthenische Entzündung, und fodern daher reizende Mittel, wie auch der Vf. in der nächstfolgenden Frage, sich selbst widersprechend, einräumt. Unter die Zahl der *erweichenden* Mittel hat der Vf. jetzt auch den *Mehlbrey*, und unter die *zertheilenden* und *stärkenden* den *Salmiak* noch aufgenommen. Letztere Mittel will der Vf. ungewärmt aufgelegt haben; welches aber wohl in den wenigsten Fällen gut thun möchte. — Auch das Verzeichnifs der, am Ende einer Entzündung, anzuwendenden *stärkenden* Mittel hat hier S. 7 durch den *Spiritus saponis* und durch das *Linimentum volatile camphoratum* einen Zuwachs erhalten. — Zu den besten erweichenden Mitteln, um die Eiterung zu befördern, wird jetzt von dem Vf. S. 10 auch die *Herba hyoscyami* gezählt. — S. 17: „man mufs die Eiterung mit Charpie ausfüllen," es soll heifsen: *die Eiterhöle mit Charpie*. S. 22 werden, in der Beantwortung der 66 Frage, zur Verminderung einer zu starken Eiterung auch *gelinde Abführungen* genannt, ohne die Bedingungen zu erörtern, welche ihren Gebrauch zulassen. — Zu den Ursachen des Brandes im 3 Kap. hätte die gehemmte Einwirkung, oder Zernichtung der zur Belebung eines Gliedes unentbehrlichen Nervenkraft bestimmt angeführt werden sollen; damit der angehende, bisweilen nur allzu dreiste, Wundarzt auf Schonung der Nerven, besonders bey Operationen, Bedacht nehme. Rec. sah nach Ausrottung einer Balggeschwulst am Ellenbogen, wobey der *Nervus cubitalis* durchschnitten worden, schon den anderen Tag den Ring- und den Ohr-Finger derselben Hand brandig werden. S. 27 ist unter die Mittel zur Verhütung des brandigen Aufliegens auch das *Extractum Saturni*, und S. 28 *eine gut gegerbte Rehhaut und ein mit Öl bestrichenes grünes Wachstuch* aufgenommen worden. Indefs möchte das Bleyextract, *unverdünnt* angewandt, mehr Schaden als Nutzen stiften; das Öl aber auf dem Wachstuche, durch baldiges *Ranzigwerden*, offen-

fenbaren Nachtheil bewirken. Übrigens kann Rec. da, wo die Umstände des Kranken eine Veränderung seiner Lage *unmöglich* machen, ein ledernes, mit Rofshaaren wohl ausgestopftes Kranz-Kiffen, aus eigener Erfahrung, zur Verhütung sowohl, als zur Heilung des Durchliegens, nicht genugfam empfehlen. — S. 30 werden die *geriebenen rohen Kartoffeln* zu den Mitteln gegen den *erften* Grad der Verbrennungen gezählt, wogegen fich um fo weniger etwas fagen läfst, je mehr diefes empirifche Mittel durch die Autorität bejahrter Matronen geheiligt worden ift. Defto mehr aber verdient der nachtheilige Gebrauch erweichender Breye und Salben getadelt zu werden, welcher unter diefer Rubrik annoch beybehalten worden ift. Zu den Mitteln gegen den *dritten* Grad der Verbrennungen ift eine Salbe von *Eierdotter oder Eierweifs und Öl* noch hinzugekommen. Zu den innerlichen Mitteln wird auch Abends *Ein Gran Opium* empfohlen, welches Rec. (zumal in den gegenwärtigen Zeiten, in welchen das Opium fo fehr gemifsbraucht wird) dem Lehrlinge der Chirurgie nicht unbedingt anrathen möchte. — S. 31 will der Vf. im *vierten* Grade der Verbrennungen, wo der *kalte Brand* zugegen ift, ein oder mehrere Male eine Ader geöffnet haben. Diefs dürfte aber wohl nur in den feltenften Fällen räthlich feyn. — Im 5 Kap. *von den Erfrierungen*, vermifst Rec. ungern die Definition, fo wie die Eintheilung diefer Krankheit in ihre verfchiedene Grade. Den Mitteln gegen eiternde Froftbeulen ift das *Emplaftrum album coctum* zugefellet worden. S. 37 wird gefagt: „eine Hiebwunde fey *immer* mit einer Quetfchung verbunden." Diefs läfst fich jedoch nur dann behaupten, wann der Hieber ftumpf gewefen ift. Aufser den filbernen Sonden, welche S. 40 zum Unterfuchen der Wunden befonders empfohlen werden, find, nach Rec. langjähriger Erfahrung, die von *Fifchbein* verfertigten unftreitig die beften: weil diefe, vermöge ihrer elaftifchen Biegfamkeit, in jeden, fogar labyrinthförmigen, Wundcanal fanft und ohne allen Schmerz eingleiten, und überhaupt diejenigen Eigenfchaften in fich vereinigen, welche man von einem folchen Inftrumente verlangt. Nur allein zur Unterfuchung der Knochen-Wunden haben die *filbernen* Sonden den Vorzug. Aufserdem aber geht nichts über die lebendige Sonde — den Finger des Wundarztes, wo derfelbe applicabel ift! Diefs hätte unfer Vf. bemerken follen. Auch hätte S. 43, bey Benennung der verfchiedenen chirurgifchen Näthen (Suturen), die eigene Anlegung einer jeden befonders angegeben, und ihre Anwendung beftimmt werden müffen. — S. 52 find zu den Mitteln gegen *geringe* Quetfchungen auch noch *eine Auflöfung des Salmiaks* und der *Spiritus Mindereri* hinzugekommen. In der 10 Frage heifst es: „Was kann man fonft noch äufserlich thun? *Antw.* Man kann eine Binde etwas feft anlegen, oder das ganze Glied in eine Binde feft einwickeln u. f. w." Gegen *heftige* Quetfchungen wird, aufser *Thedens* Schufswaffer, noch eine Auflöfung des Salmiaks und *Spiritus Mindereri* empfohlen, auch Frage 14 wiederum gefragt: Was kann man fonft noch äufserlich thun? *Antw.* „Man kann noch äufserlich eine Binde anlegen, oder das ganze Glied in eine Binde einwickeln." — S. 62 ift ein *hyfteron proteron:* Es heifst: man bekomme völlige Gewifsheit von der Tollheit eines Hundes, „wenn an anderen Menfchen oder Thieren (ftatt, *an anderen Thieren* oder Menfchen) die er gebiffen hat, die übeln Folgen davon fich bereits äufsern." Übrigens ift in diefem Kapitel S. 65 das *Schufswaffer* (welches?) und *Goulards Bleywaffer* den Mitteln gegen Infecten-Stiche beygefügt worden. — S. 84 find die Mittel zur Verengerung und Stärkung der ausgedehnten Stelle einer Blutader, durch *eine Auflöfung des Salmiaks in Effig* vermehrt worden. Von den hartnäckigen varicöfen Gefchwüren, welche nicht felten Produkt der Blutaderknoten find, wird hier nichts erwähnt. — Gegen die Hautkrankheit der Warzen foll S. 89, aufser dem Queckfilber, auch das *Gummi ammoniacum* mit *Extracto taraxaci innerlich* angewandt werden. — Die S. 93 angegebene Methode, „das Hüneraugе mittelft einer Scheere abzukneipen," möchten fich wohl wenige Patienten gefallen laffen. S. 98 hat der Vf. feine äufserlichen Mittel gegen das Oedem durch *Salz* und *Afche* vermehrt. Die Urfachen der Waffergefchwulft find S. 97 ganz richtig als folche angegeben, welche entweder *allgemein* auf den ganzen Körper, oder *örtlich* auf den leidenden Theil des Kranken fchwächend wirkten. Um fo mehr mufs man fich aber wundern, wenn S. 99 bey folchen Fällen, wo das Übel unheilbar ift, unter andern der zeitige Gebrauch *kühlender Purgirmittel und entzündungswidrige* Diät, zur Verhütung hartnäckiger Gefchwüre und zur Abwendung des Brandes, angerathen werden. — Schwerlich wird *Richter* felbft diefen, auf feine Autorität hier nachgerühmten, Rath jetzt noch befolgen. Das 18 Kap. *von der Windgefchwulft* ift ganz unverändert. — Obzwar der Vf. bereits bey Erfcheinung der 2 Auflage wegen des fo unbedingt, und in fo grofsen Gaben empfohlenen *Sublimats* öffentlich getadelt worden ift: fo hat fich derfelbe dennoch nicht abhalten laffen, die alte Vorfchrift diefes heroifchen Mittels (ganz nach *Richter*) auch hier wieder beyzubehalten. Wenn der Vf. S. 128 zur Heilung fcrophulöfer Gefchwüre ein Chinadecoct, mit Kalkwaffer bereitet, äufserlich anwenden laffen will: fo würde er feinen Zweck beffer erreichen, wenn er die China nicht mit Kalkwaffer, fondern mit gemeinem Waffer erft abkochen, und dem erkalteten Decocte alsdann das reine unzerfetzte Kalkwaffer, jedesmal bey der Anwendung, zumifchen laffen wollte. — S. 129 werden zur Heilung der nach den Menfchenblattern zurückgebliebenen Gefchwüre, „*vorzüglich öftere Abführungen*" (jetzt noch) angerühmt. — Der S. 132, in der Beantwortung der 100 Frage, ertheilte Rath: „die ganze Oberfläche eines fehr unreinen Gefchwürs mit *gepulvertem Höllenftein* zu beftreuen," möchte, obgleich *Richter* ihn gab, doch für einen Lehrling viel

zu

zu gewagt seyn. S. 146 wird in der Beantwortung der 151 Frage der Schierling täglich dreymal zu *einem Scrupel* oder *einem halben Quentchen* (S. 176 sogar zu *mehreren Quentchen* täglich), die Belladonna aber Morgens und Abends zu 4—10 *Gran*, innerlich gegen bösartige Geschwüre empfohlen. Rec. würde beym innerlichen Gebrauche dieser Pflanzengifte behutsamer verfahren, und selbst bey Erwachsenen immer nur mit ein paar Granen anfangen, und nach und nach höher steigen lassen. Statt der, am Ende dieses Kapitels, gegen übelriechende Geschwüre empfohlenen Myrrhenessenz, würde feiner *Kohlenstaub* einzustreuen, als weit hülfreicher anzurathen seyn. Hnd.

Jena, in d. akad. Buchh.: *Beyträge zur Wundarzneykunst und gerichtlichen Arzneykunde.* Von *J. T. C. Bernstein*, Dr. der Arzneykunde und Wundarzneykunst, Amts- und Stadtphysicus zu Rofsla und Apolda. 1804. 318 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Beyträge sind mit ziemlichem Fleifse und nach geläuterten Grundsätzen bearbeitet. Ihr verschiedener Inhalt, so wie ihr Werth, wird aus folgender Anzeige hervorgehen: *Über Kopfverletzungen.* Der bisherigen verkehrten Behandlung und der zu späten Anwendung des Trepans schreibt der Vf. gröfstentheils den unglücklichen Ausgang der Kopfverletzungen zu. S. 50. Kalte Umschläge auf den Kopf können weder bey Fracturen und Extravasat, noch weniger bey Commotion und Entzündung des Gehirns und seiner Häute, Statt finden. Dafür ist zwar der reizende Heilplan, als warme Fomentationen, Frictionen etc. sehr richtig indicirt; allein je mehr diese Kurmethode sich durch die Erfahrung bewährt, desto weniger ist die Indication zur Trepanation aus unserer bisherigen Erfahrung herzuleiten, und die oft unbedingte Anrathung des Vf. zu derselben ist dann nicht consequent. Der Rath von *Richter*, dann erst zu trepaniren, wann bey einem Stich in oder durch die knöchernen Theile des Schädels Zufälle entstehen, wird ganz verworfen. So heifst es an einem anderen Ort: Nach jeder Hiebwunde, die den Knochen getroffen, sie penetrire nun oder nicht, mufs immer trepanirt werden (?). Selbst bey Depressionen an den Schädeln der Kinder räth der Vf. durchaus zu dem Trepan. Allein diese Methode, nicht auf die Zufälle Rücksicht zu nehmen, sondern schnell zu trepaniren, die besonders oft in der Militärpraxis befolgt wird, ist durchaus falsch; so wie die Behauptung, S. 27 dafs die Trepanation eine ganz unschädliche Operation sey, die auch nicht den geringsten Einflufs auf den gesunden und kranken Zustand des Menschen habe, viel Einschränkung erfordert. Es ist die vorzüglichste Pflicht des Operateurs, nur bey einer bestimmten Indication den Patienten einer Operation zu unterwerfen, deren Ausgang und Kur immer langwierig und nicht ganz ohne Gefahr ist; und in der Privatpraxis mufs der Wundarzt durchaus nach strengen bestimmten Gesetzen handeln. — *Einige Worte über den Gliedschwamm.* Den reizenden Heilplan, der hier vom Vf. empfohlen wird, sah Rec. schon lange, nur mit einigen Modificationen, mit dem glücklichsten Erfolg anwenden. — *Über vorzeitige und späte Geburten.* Mit vielem Fleifse hat der Vf. über den erwähnten Gegenstand eine grofse Menge Citaten wörtlich angeführt, die den gerichtlichen Arzt, dem Vergleichungen über den streitigen Punkt nothwendig sind, vorzüglich interessiren werden. — *Über die Amputation.* Aufser den Anzeigen zur Amputation, handelt dieser Abschnitt das Manuelle einer der Alansonschen in gewisser Hinsicht substituirten Operations-Methode ab, die zwar ihre Vorzüge hat, aber vielen Wundärzten schon genau bekannt ist. Den Vorzug, den der Vf., der Pincette vor dem Bromfieldschen Haken giebt, kann Rec. nicht finden. Er sagt S. 237: „Ich sah nach dem Gebrauch des letzteren Blutungen erfolgen, die aus einer kleinen Wunde über der Ligatur kamen, und beym Auffassen der Pulsader durch den Haken entstanden waren.“ Rec. kennt kein sichereres Instrument zu diesem Zweck, als den Haken. Wenn in dem Moment, da die Ligatur angelegt und gebunden wird, der Operateur das Gefäfs etwas hervorzieht: so ist die Folge einer Verletzung von obiger Art gar nicht zu fürchten. Sehr zweckmäfsig ist die S. 241 nach den Grundsätzen der Erregungtheorie angegebene innerliche Behandlung nach der Amputation. — *Merkwürdige Kopfverletzung des Hn. *, nebst Sectionsbericht und Gutachten.* Beides mit Gründlichkeit bearbeitet. — *Über die Zuverlässigkeit medicinischer Beobachtungen.* Betrifft vorzüglich einige Unrichtigkeiten, welche Hr. Dr. *Schlegel* in Ilmenau theils in seinen *Materialien für die Staatsarzneywissenschaft und praktische Heilkunde*, theils in einem Aufsatze in *Hufelands Journale* soll sich haben zu Schulden kommen lassen. Rec. betrachtet diesen Auffatz als eine für die meisten Leser dieser Beyträge sehr unnütze Zugabe. Hr. *Schlegel* hat sich, gegen die ihm hier gemachten Beschuldigungen, in der 4 Sammlung seiner *Materialien* in einem etwas heftigen Tone vertheidiget, auch einige nicht zu verwerfende Atteftate über manche streitige Punkte beygebracht, andere Punkte aber unbeantwortet gelassen. Die Wissenschaft gewinnt durch dergleichen Streitigkeiten, die nur durch eingeschränkte Local-Verhältnisse interessiren, sehr wenig; was die Streitenden dabey gewinnen, ist gewöhnlich sehr relativ. —d—

Breslau, b. Hamberger: *Geschichte der Kuhpockenimpfung in der Türkey, in Griechenland, in der Moldau, in Ostindien und in Persien*, von *Johann de Carro*, der Arzneykunst Dr. Mit vielen Actenstücken und Zusätzen des Verfassers bereichert, aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Friedrich Gotthilf Friese*, der Arzneyk. Dr., kön. Medicinalrath und Assessor des Colleg. Med. et Sanit. in Breslau. 1804. 176 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Man darf in diesen Bogen keine neuen Entdeckungen über die Kuhpockenimpfung erwarten, aber in historischer Hinsicht wird man dieselben mit desto gröfserem Vergnügen lesen, da die Authenticität der

Docu-

Documente, welche der Vf. hiebey zum Grunde legte, und die Gelegenheiten, welche ihm seine Correspondenz mit den diplomatischen Agenten und den Ärzten des Orients gegeben hat, die ihn dazu ersahen, ihnen die Mittel zur Einführung dieser wohlthätigen Methode an den Örtern, wo sie sich aufhalten, zu verschaffen, den erzählten Thatsachen ein unverkennbares Gewicht geben. Es ist merkwürdig, dass gerade in den Ländern, von welchen ehemals die Pockenseuche verderblicher in ihren Folgen, wie Pest und gelbes Fieber, zu uns herüber kam, nun von Europa aus ein so sicheres Gegenmittel gegen dieses fürchterliche Übel verbreitet wurde. Dass in manchen Gegenden die Anwendung dieser Erfindung, vorzüglich bey Völkern, die sonst allen Neuerungen so feind sind, so schnellen Eingang fand, ist allerdings zu bewundern. Am willfährigsten zur Aufnahme der Einimpfung der Kuhpocken zeigten sich die Indier, was besonders darauf zu beruhen schien, dass die Kuh, die Erzeugerin dieses wohlthätigen Stoffs, als ein Gegenstand religiöser Achtung von ihnen betrachtet wird. Ausser der in den zahlreichen Briefen und Actenstücken enthaltenen Geschichte der Kuhpockenimpfung, theilt uns der bekannte Vf. manche interessante Bemerkungen mit, die sich fast durchaus auf die lehrreichen Resultate beziehen, die durch seine frühere berühmte Schrift: *Observations et experiences sur la Vaccination*, mitgetheilt wurden. — Die bekannte Vermuthung, dass die Kuhblattern ursprünglich von der Mankekrankheit der Pferde abstammen, wird durch die späteren Beobachtungen der Ärzte jener Gegenden, die dem Vf. mitgetheilt wurden, noch viel wahrscheinlicher, wodurch der Werth dieser Blätter ohne Zweifel noch erhöhet wird.

Die Übersetzung dieser Schrift liest sich angenehm, und die beygefügten Bemerkungen sind grösstentheils nicht überflüssig. Das hinzugefügte saubere Bildniss des Hn. Dr. *de Carro* wird den Lesern nicht unwillkommen seyn.

Kps.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Cöthen*, b. Aue: *Gekrönte Preisschrift über die Einimpfung der Schaafpocken, nebst Anweisung, solche auf eine sichere und geschwinde Art zu verrichten.* Von *J. C. H. Salmuth*, Dr., Kammerrath und Physikus der Grafschaft Warnsdorf im Anhalt-Cöthenschen. 1804. XXII u. 53 S. kl. 8. (9 gr.)

Diese Schrift giebt zwar für die wissenschaftliche Seite der Thierarzneykunde keine besondere Ausbeute, verdient aber doch in Hinsicht ihrer empirisch-technischen eine dankbare Aufnahme. Ausser der gekrönten Preisbeantwortung der Frage: „*Hat die Inoculation bey den Schaafen wahren Nutzen, sichert sie wider die Ansteckung, und was für Regeln sind alsdann dabey zu beobachten?*" — welche die *kön. Societät der Wissenschaften zu Göttingen* 1798 aufgab, und die der Vf. in dem *neuen Hannöv. Magazin* von 1799 abdrucken liess, findet man zugleich in diesen Blättern die Erzählung neuerer Versuche, welche nicht allein das zuerst sich ergebende Resultat bestätigten, sondern auch zugleich den thätigen Vf. in den Stand setzten, bestimmte Verfahrungsregeln über diesen wichtigen Gegenstand anzugeben. — Man habe kein Beyspiel, dass sich die epidemischen Schaafpocken in hiesiger Weltgegend erzeugten, oder von selbst ausbrächen. Wer sie unter seine Heerden bekomme, wisse, von wo sie zu ihm gekommen seyen. Sie bleiben bey ihm, und morden so lange ungestört fort, als noch ein für die Krankheit empfängliches Thier übrig ist. Alsdann schleicht sie zum nächsten Nachbar über, wo sie wieder frische Nahrung und neuen Stoff sich fortzupflanzen findet. So geht sie in einem beständigen und fast genau zu bestimmenden Kreislauf, den sie binnen 5 6 Jahren beendigt, umher, kömmt auf demselben von Nordwest zu uns, nimmt nach Südost ihren Abzug, und fängt nach Verlauf der 6 Jahre da wieder an, wo sie vor dieser Zeit ihr Unwesen beendigte. Dieser unerklärliche Typus bey der Cirkulation mancher Epidemieen findet sich ebenfalls bey manchen epidemischen Krankheiten des Menschen, wie Rec. mehrere Male bey dem Stickhusten, Masern und Kinderblattern bemerkte. Der einfachste und ausführbarste Weg zur Ausrottung der Schaafpocken ist nach des Vf. Meinung folgender: Alle Lämmer, oder wenigstens den grösten Theil derselben, nach der Wollschur im May und Junius zu inoculiren, dadurch die Ansteckung der Mutterschaafe zu bewirken; ferner einen angemessenen Theil eines anderen Schaafhaufens zu impfen, und die Thiere dadurch einige Zeit des Nachts in den Ställen enge zusammen zu halten, um die Krankheit schnell und zu gleicher Zeit über sie zu verbreiten; das Übrige aber der natürlichen Ansteckung zu überlassen. Bey dieser Veranstaltung sterben nach den gemachten Erfahrungen nur sehr wenige, weil die Krankheit zur schicklichen Jahrszeit unter sie ausgebreitet ist. Die Impfung selbst geschieht nach den Versuchen des Vf. am zweckmässigsten an der inneren Seite des hinteren Oberschenkels der Thiere, zwischen dem Hüft- und Kniegelenke, und nach den neuesten Proben am zweckmässigsten mit einer Lanzetnadel, die auf der einen Seite etwas ausgehölt ist, um das Eiter desto sicherer unter die Oberhaut zu bringen. Der Verlauf der Impfwunden fordert eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie leicht in Brand übergehen. Das Impfgift heischt die vorsichtigste Auswahl, denn es kann zuweilen einen so hohen Grad von Bösartigkeit erreichen, dass die eingeimpften Thiere schon den dritten Tag nachher am Brande sterben. Am sichersten ist es, von muntern Schaafen es zu nehmen, deren Pocken noch im Wachsthume begriffen sind, und eine wässerichte Lymphe oder milchartiges Eiter enthalten. Was die Zeit betrifft, so ist die Impfung so einzurichten, dass Ausgangs Junius die Heilung vor sich gegangen seyn kann. Der Winter ist die ungünstigste Jahrszeit. Blut, Eiter aus stark schwärenden Pocken, Nasenschleim, u. s. w. die einige zum Impfungsstoff vorschlugen, sind unschickliche Mittel. Durch die natürlichen Schaafpocken gingen in den benachbarten Gegenden des Vf. von 13,000 Stücken 1600 verloren, und ausserdem waren auf jeder Schäferey eine beträchtliche Anzahl verkrüppelter und ungesund gewordener. Manche Schäferey verlor das fünfte, andere das sechste, eine dritte das zehnte, im Ganzen ging das achte Schaaf verloren. Hr. *S.* hingegen verlor bey seiner Inoculation von 500 Stück nur sechs, und diese durch Umstände, welche höchst wahrscheinlich bey künftigen Impfungen vermieden werden können. Merkwürdig ist das Resultat der Berechnungen des Vf. über den ohngefähren Schaden, welche die Schaafpockenseuche jährlich anrichtete. Nach diesen Berechnungen sterben nämlich in Deutschland, mit Inbegriff der preuss. und österreich. Lande, von 50,283,000 Stück Schaafen 1,047,555, welchen Schaden der Vf. nach einer sehr billigen Berechnung auf 2,095,110 Rthlr. anschlägt. Ein Schaden, wodurch zugleich alljährlich 314,250 Centner Fleisch verloren gehen, was dem Verluste von 62,937 feisten Stieren gleich kommt.

Mit Recht dürfen wir uns der Hoffnung überlassen, dass die meisten Gegenden von Deutschland in Kurzem mit Ausrottung eines Übels sehr lebhaft beschäftigt seyn werden, welches bey dieser Wichtigkeit die Aufmerksamkeit der Staatsökonomie, wie die des Privatbesitzers, dringend zu fordern scheint.

Kr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 DECEMBER, 1805.

MEDICIN.

Jena, b. Göpferdt: *Materialien für die Staatsarzneywissenschaft und praktische Heilkunde.* Herausgegeben von Dr. *Julius Heinrich Gottlieb Schlegel*, Herzogl. Sächs.-Weimar. Amts- und Stadt-Physicus zu Ilmenau. *Erste Sammlung.* 1800. 182 S. *Zweyte Sammlung.* 1801. 170 S. *Dritte Sammlung.* Mit Kupfern. 1803. 187 S. *Vierte Sammlung.* 1804. XXVI u. 164 S. gr. 8. (zusammen 2 Rthlr. 16 gr.)

Als die bedeutendsten Auffätze in der *ersten Sammlung* zeichnet Rec. folgende aus. V. *Diarrhoea chronica von einer ungewöhnlichen Ursache*, (einem Fingersdicken knorpelartigen Ringe vier Zoll ober- und innerhalb des Afters, der kaum die Spitze des kleinen Fingers aufnahm, höchstwahrscheinlich nicht gleich anfänglich als örtliche Krankheit vorhanden gewesen, sondern durch gröfseren Hämorrhoidalandrang, rheumatischen Stoff, und Krämpfe allmälich gebildet worden, und hier als ein fremder Körper zu einem immerwährenden Reize gedient hatte,) *und tödtlicher Ausgang derselben, besonders durch Ailhands schwarzes Pulver.* Von dem letzteren nahm der Kranke zwey (auf einmal?), und bekam von dem Augenblicke an Kolik und gänzliche Leibesverstopfung, die ihn am 13 Tage tödteten, nachdem er zwey Stunden vorher in der Gegend des Anfangs vom *intestinum caecum* plötzlich ein dumpfes Knallen und darauf ein gänzliches Nachlassen aller seitherigen Schmerzen gefühlt hatte. Bey der Section fand sich am Blindsack vom *Colon* ein über vier Zoll langer und einen halben Zoll breiter Rifs, der aus drey kleinen Brandflecken entstanden war. Die dünnen Därme waren einigermafsen, die dicken aber heftig, entzündet, besonders das *Colon transversum.* Mit Recht eifert der Vf. gegen den öffentlichen Verkauf jener Pulver, der noch „in vielen Städten, z. B. in Erfurt," etc. Statt finde. Ohne allen Zweifel ist jedoch seitdem durch die eingetretene Regierungsveränderung dieser so schädliche Handel an dem letzteren Orte gehemmt worden. VII. *Von einem heftigen Gesichtsschmerz.* Er war, nach zweywöchentlicher Dauer, mit Fieberbewegungen verbunden, und hatte seinen Sitz im Oberkinnladenbeine. Nach einem Pulver aus fünf Granen Belladonnablätter und drey Granen Rhabarber mit Zucker delirirte die Kranke, eine 48jährige Frau, warf sich unruhig hin und her, verliefs hastig das Bette, und wollte davon laufen, bis sie ermattete und in einen wohlthätigen Schweifs verfiel, worauf sie beym Erwachen früh Morgens sich fast ganz von ihrem Schmerze befreyt, und die Oberlippe dick und mit einem brennenden, juckenden, Ausschlage besetzt fühlte, dessen nähere Bestimmung und Dauer aber nicht angegeben wird. Abends darauf nahm sie noch zwey Gran Belladonna ohne alle Beunruhigung, und am folgenden Tage war keine Spur des Schmerzens mehr vorhanden. Gelinde diaphoretische und diuretische, endlich stärkenke, Mittel beförderten bald die gänzliche Wiederherstellung. X. *Heilsame Wirkung des Kirschlorbeerwassers*, 1) in Lienterie. Sechszig Tropfen davon zu vier Unzen von einem kalten *Infusum* der *Quassia* und zwey Unzen Pfeffermünzwasser gemischt, dreymal täglich zu einem Efslöffel voll *pro dosi*, in der Folge zu zwey Efslöffeln voll nebst einem täglichen Klystire aus anderthalb Quentchen Kirschlorbeerwasser und eben so viel in einem Pfunde lauwarmen Wasser aufgelöstem Stärkemehl; späterhin dreymal täglich zwey Efslöffel voll von einer Mischung aus achthalb Unzen eines kalten Aufguffes der *Quassia* und einer halben Unze Kirschlorbeerwasser; endlich eine Mixtur aus einer Unze des letzteren, eben so viel Rosmarinwasser, und sechs Unzen *infusum Quassiae*, wovon täglich drey bis viermal ein Efslöffel voll genommen wurde, — waren die Formeln, deren sich der Vf. mit dem glücklichsten Erfolge, neben gehöriger Diät, bediente. 2) In der Ruhr. Der Vf. erzählt sechs Fälle, wo diefs Mittel bey der Ursache der gewöhnlichen Ruhr von Erkältung im Herbste sehr Vieles zur Heilung beytrug. Er gab es immer zu sechszig Tropfen *pro dosi* in Klystiren von Amylum, und dabey innerlich Opiate; letztere doch in sehr schwachen Gaben. Die Wirkung war sehr schnell. Nur in dem letzten Falle liefs er innerlich eine Mischung aus einem Scrupel Pflanzensalz, einem halben Quentchen Zucker, anderthalb Unzen Brunnenwasser, einer halben Unze Zimtwasser, und dreyfsig Tropfen Kirschlorbeerwasser binnen einer Stunde auf zwey Hälften nehmen. Einige Minuten nach der ersten Gabe kam Ekel, Angst, eine wie siedend Wasser das Gesicht durchglühende Hitze, und dann ein einziger, gelinder, weicher Stuhl und ein Wohlgefühl über den ganzen Körper; nach der zweyten Gabe fühlte die Kranke keine Beschwerden mehr. Doch liefs der Vf. aus Vorsicht den folgenden Tag durch noch vier Gaben von dieser Mischung nehmen. 3) Im Tripper. Zwey günstige Erfahrungen von Injectionen aus Kirsch-

Kirschlorbeerwasser mit lauwarmer Milch oder *emulsio papaverina*; z. B. sechzig Tropfen von jenem zu sechs Unzen von dieser, u. s. w. Aufforderung an die Ärzte zu wiederholten Versuchen mit diesem Mittel, aber auch Warnung gegen seinen unzeitigen oder übermäfsigen Gebrauch. XV. *Fragmente über den Nutzen lauwarmer Bäder im Weichselzopf*. u. s. w. (vom Dr. *Justus Schlegel*, zu Sklow in Weifs-Rufsland.) Der Weichselzopf irrt sehr oft unter der Maske von Gicht und Rheumatismen im Körper umher, und scheint dem Vf. auch selbst nichts anderes zu seyn, als eine unvollkommene Krisis eines rheumatischen Stoffes, welche an und für sich einer eigenen Behandlung bedarf. Wurde er zu früh abgeschnitten: so sah er, wenn die Kranken nicht daran starben, Rheumatismen, Contracturen, Manie, Melancholie, fressende Geschwürchen auf den Augen, schwarzen Staar, erfolgen. Lag aber eine solche Materie im Körper: so kam sie oft nach wenigen Bädern zum Vorschein, und alle Schmerzen verschwanden. Grosse Unreinlichkeit und die zu tiefen und nassen Wohnungen der Polen sind wohl die wichtigeren Ursachen. Setzt man einen abgeschnittenen oder abgefallenen Weichselzopf einige Stunden ins Wasser: so werden die Haare ganz dick, jedes Haar wie ein dünner Bindfaden, an der Wurzel sowohl, als durchgängig. Diese zähe Materie, welche in den Haaren und Haarwurzeln aufgenommen worden, und nun stockt, dehnt die Haare aus: sie zerspringen und verwirren sich. Manche sind wie ein Packet Kuhhaare, die man in die Stühle pfropft, trocken, manche mit zäher, ausgetretener, dem Vogelleim ähnlicher, Materie verklebt. Auch die trockenen Weichselzöpfe fühlen sich nicht wie natürliche Haare an, sondern wie Stuhlhaare von Kühen, ohngefähr, als wenn man sie halb verbrannt oder geröstet hätte. Blutlassen schadet gröfstentheils. Behandelt man diese Krankheit wie Hypochondrie, (sehr unbestimmt ausgedrückt,) und nimmt man bey Frauenzimmern auf die monatliche Reinigung, auf Wohnungen, etc. Rücksicht: so wird man fast jedesmal in der Heilung glücklich seyn. Eine Wöchnerin, bey der durch Schreck die Lochien zurückgingen, litt bald an heftigem Kopfweh, und bekam dann einen Weichselzopf. Senfmolken, *decoctum mecerei*, Monate lang unterhaltene spanische Fliegen, Frictionen des Kopfes, *Sapo antimoniatus* nach *Kämpf* mit Extracten, z. B. *extr. aconiti*, *fumariae*, etc. verbunden, brachten sehr vielen Nutzen. *Mercurialia* scheinen dem Vf. unschicklich zu seyn, weil der Mercurius sehr schwächt. Zweckmäfsiger dürfte er aber wohl mit auflösenden stärkenden Mitteln vereinigt werden. Doch beym weiblichen Geschlechte mufs man sich besonders davor hüten, insofern durch den lang fortgesetzten Gebrauch desselben und anderer auflösenden Mittel leicht Hämorrhagieen entstehen.

Unter den übrigen Auffätzen ist der I. *Medicinisches Gutachten über einen complicirten Todtschlag*, hier aus *Loders* Journal f. Chir. wieder abgedruckt. Unbedeutend sind II. III. IV. XIV. *Gemüthszustandesuntersuchungen*; (!) *Gutachten über die Unschädlichkeit eines zur chemischen Untersuchung erhaltenen Tabacksfabrikates*; *Berichte über den Gesundheitszustand verschiedener Gefangenen; und von einer verbrannten Hornhaut.* Der VI. (von einer durch Opium und Alaun geheilten Bleykolik,) VIII. (Krankheiten von Versetzung psorischer Schärfen nach innen,) IX. (*Melaena*, *vomitus cruentus*, und *diarrhoea cruenta*: zwey Fälle, die ebenfalls zur Empfehlung des Kirschlorbeerwassers dienen,) XI. (Brand am männlichen Gliede, mit Blutsturz, Chancres und Phimosis; von Dr. *Schlegel* zu Sklow,) XII. (Geschichte einer glücklich geheilten Lungensucht; von *demselben*: worin besonders der Gebrauch des *tartarus emeticus* bey phthisischen und hektischen Personen gerühmt wird,) XIII. (Bluthusten und Faulfieber bey einer Schwangeren, von *demselben*,) XVI. (Geschichte einer Vergiftung durch Mohnsaft, vom Dr. *Pfündel*,) gestatten hier auch nicht den gedrängtesten Auszug. Der XVII und letzte Auffatz: Beobachtungen über die Lustseuche, vom Herausgeber, enthält vier Krankengeschichten, zum Beweise, dafs der Hahnemannische auflösliche Mercurius das venerische Übel wenigstens eben so gründlich heile, als andere Quecksilberpräparate, wenn er nur standhaft und anhaltend genug fortgesetzt werde.

In der *zweyten Sammlung* sind folgende drey Auffätze die wichtigsten. II. *Geschichte einer verheimlichten Schwangerschaft und Niederkunft*, von dem Herausg. An sich gehört der eigentliche Fall zu den gewöhnlichen; denn es kam blofs darauf an, ob die Beschuldigte ein todtgefundenes neugebohrnes Kind zur Welt gebracht habe oder nicht? Sie wurde dieses Verdachtes vollkommen entledigt, und die Inquisition nur dadurch so weitläuftig und verwickelt, dafs der Herausgeber, Rec. Bedünken nach, die ihm zur Beantwortung von den Gerichten vorgelegte Frage weit über ihre Grenzen ausdehnte, und wegen eines einzigen bey der Untersuchung am 2 Januar am Muttermunde gefundenen rinnenförmigen Risses im Obductionsberichte als *wahrscheinlich* angab, dafs die Inquisitin „vor ohngefähr 3 bis 4 Wochen, wohl *nicht ein ausgetragenes* Kind gebohren, doch aber abortirt *oder eine Mola von sich gegeben* habe," und dafs sie, wegen der sehr verkürzten vorderen und beträchtlich verlängerten, hinteren Lefze der Vaginalportion, „vermuthlich noch gegenwärtig schwanger sey." Es ist der Mühe werth, den ganzen Verfolg dieser Inquisition aufmerksam zu lesen: angehende gerichtliche Ärzte können Manches daraus lernen, und erfahrneren wird er zu allerley Betrachtungen Anlafs geben. Dafs die Section, nach dem am 17 August erfolgten Tode der Inquisitin, des Vf. Urtheil zum Theil bestärkte und einen todten *Foetus* von *fünf Monaten* nebst zwey gelben Körpern zeigte, entschuldigt doch keinesweges sein Verfahren. V. *Medicinisch-topographische Bemerkungen über das Thüringer Waldgebirg überhaupt und das Amt und die Stadt Ilmenau insbesondere*, vom Herausgeber. Eine schätzbare Abhandlung, aus welcher jedoch

doch auch nur die Hauptsachen auszuheben, die Grenzen dieser Anzeige verbieten. VI. *Wirkungen verschiedener Gifte*, vom Herausgeber. Die hier erzählten Krankengeschichten betreffen Opium, *Conium maculatum*, Barbeneyer, kaustischen Salmiakgeist und Pechöl. — Im VII und VIII Auffatze liefert der Herausgeber einige individuelle praktische Fälle, nämlich in jenem drey vom Millarischen Asthma, und in diesem einen von glücklich behandeltem *Catarrhus suffocativus*. — Unbedeutend sind die übrigen, nämlich: I. *Gutachten über eine beschuldigte Schwangerschaft und Geburt*, III. *Obductionsbericht über einen Selbstmörder*, beide vom Dr. *Krügelstein* in Ohrdruff. IV. *Gutachten über einen Gegenstand aus der Thierarzneykunst*, vom Dr. *Sulzer* in Ronneburg. Die Überschrift ist zu weitumfassend; sie sollte heissen: über das unrichtige Heilverfahren eines Curschmidts bey einem Pferde.

Die *dritte Sammlung* hebt an mit I. *Gutachten über ein Heilverfahren des k. k. Bergarztes A.*** zu S.**** in O. (ber-) St.** (eyermark, — im Jahre 1800 bey der Blatternkrankheit des bald fünfjährigen Knaben des Pastors P. in R. unter dem Criminalgerichte der Herrschaft W. zu J.) Der ganze, über 100 Seiten einnehmende, Auffatz ist höchst interessant, und verdient allgemein mit Aufmerksamkeit und Theilnahme, auch von Laien, gelesen zu werden. Rec. weiss nicht, was ihn mehr in Erstaunen gesetzt hat, ob die äusserste Arroganz, Dummheit, und so offenbare Bosheit des Arztes, oder ob die fast unbegreifliche Blindheit der Ältern, oder die, statt der Strafe, nachher erfolgte Versetzung des Arztes in eine andere Provinz der K. K. Staaten nach O. V. in O. K.. Es ist zu bedauern, dass der Herausgeber Bedenken getragen hat, die vorkommenden Eigen- und Orts-Namen auszuschreiben, damit der Mann doch wenigstens dem *literarischen* Schandpfahl nicht entgangen seyn möchte, wenn in der *politischen* Welt keiner für ihn da war.) III. *Über spastische Zusammenziehung der Gebärmutter*, vom Dr. *Justus Schlegel* in Moskau. Ein schätzbarer Auffatz, wozu wir noch praktische Bemerkungen in der nächsten Sammlung zu erwarten haben. IV. *Glückliche Versuche mit dem Freysamkraut*, (*Jacea*, *Viola tricolor* L.) *als antisyphilitischem Mittel*, von *demselben*. Er heilte in 18 bis 23 Tagen damit elf venerische Kranke, die nie diese Krankheit gehabt, noch Mercurialmittel gebraucht hatten, indem er eine halbe Unze von Kraut und Blüthen der *Jacea* in zwey Pfund Wasser bis zur Hälfte einkochen, und davon alle zwey Stunden eine halbe Tasse voll nehmen liess. Wo das Chankergift im Halse sehr um sich gefressen hatte, liess er das nämliche Quantum als Gurgelwasser täglich verbrauchen. Wo noch harte Ränder Statt fanden, die sich nach 10 bis 12 Tagen am Mundwinkel nicht ganz verlieren wollten, liess er sie einigemal damit waschen. Bey Tripperkranken liess er den *Penis* täglich öfters in dem lauen Decocte der *Jacea* baden, und von demselben, mit der Hälfte Milch versetzt, Einspritzungen machen. Bey allen Kranken zeigten sich folgende Wirkungen gleichförmig. Der Puls vermehrte sich um 10 bis 15 Schläge in einer Minute. In sehr eingewurzelter Krankheit wurden die ersten sieben, in minder überhand genommener nur die ersten drey oder vier, Tage hindurch die Schmerzen heftiger. Es sonderte sich der aussliessende Eiter bis zum vierten oder siebenten Tage, nach dem eben angegebenen Verhältnisse, in grösserer Menge ab. Der Umfang sämmtlicher Geschwüre entzündete sich stärker und wurde hochroth. Kurz, das Mittel wirkte reizend auf das System der lymphatischen Gefässe, und beförderte Absonderungen und Ausleerungen wässeriger lymphatischer Feuchtigkeiten. Ob die *Jacea* auch bey venerischem Knochenfrass, Knochenschmerz, und sehr eingewurzelten venerischen Zufällen brauchbar sey, darüber fehlen dem Vf. Erfahrungen. S. 142 erzählt er ein neues, sehr warnendes, Beyspiel von der Ansteckung des venerischen Gifts durch Küsse und gemeinschaftliche Trinkgeschirre. Dass die *Jacea* bey allgemeiner und örtlicher venerischer Krankheit, bey unterdrücktem Milchschorf und Krätze, einen stärkeren Ausfluss durch die Harnröhre und bey Kindern von vier bis sechs Jahren fast jedesmal, unter jenen Umständen, eine Blennorrhagie oder Leukorrhöe machte, sah der Vf. (S. 146) häufig, besonders bey Kindern weiblichen Geschlechts. Dagegen verschwindet der sogenannte gutartige weisse Fluss nicht selten beym Gebrauche der *Jacea*. — Die übrigen Auffätze eignen sich zu einer kürzeren Anzeige. II. *Beobachtungen von Polypen*, (einem Fleischpolypen in der Nase und dergleichen im Mastdarme,) vom Herausgeber. Hierzu gehören die beiden Kupfertafeln. V. *Unächte Schwangerschaft von Hydatyden*, (Hydatiden,) vom Dr. *Justus Schlegel* in Moskau. VI. *Geschichte einer* (durch partielle Ansteckung entstandenen, siebenzehn Jahre lang unheilbar gewesenen, und endlich durch *empl. canthar.* und *citrin. ana* gänzlich geheilten, örtlichen) *Menschenblatter und eines* (durch einen Breyumschlag aus der in Wasser gekochten *rad. hellebori albi* geheilten) *Lippenkrebses*, von *demselben*. VII. *Derselbe von sechs verschluckten Blutigeln*. Er liess die Kranke in eine stark geheitzte Badstube bringen und ihr in der grössten Hitze ein Stück Eis vor den Mund halten, wornach die Blutigel sich auf selbiges begaben. VIII. *Glückliche Heilung plötzlich in Suppuration übergegangener Hoden*, von *demselben*. IX. *Ausrottung einer grossen Balggeschwulst*, (unter dem Schulterblatte, die sich vom Brustbeine an über den ganzen Rücken erstreckte, und in der Gegend der siebenten falschen Rippe endigte,) von *demselben*. X. *Ein Stein in der Harnröhre eines zweyjährigen Kindes, durch den Schnitt geheilt*, von *demselben*. XI. *Einige Worte an gewisse Beurtheiler meiner Materialien f. d. St. A. W. etc.*, vom Herausg. Sie sind gegen den Vf. einer Recension in der N. Allg. Deutsch. Bibliothek gerichtet. I. π. o.

Vierte Sammlung. Von der *Vorerinnerung* gegen Hn. *Bernstein* hat Rec. in der vorhergehenden Recension

sion Nr. 292, S. 470 ein Wort gesagt. In der *Sammlung* selbst verdienen folgende Aufsätze ausgezeichnet zu werden. III. *Innerer Wasserkopf mit Wasser im Rückgrads-Kanale.* Das Kind hatte Zucken in den Gliedern, schrie sehr oft, und verrieth heftige innere Schmerzen. Wenn sich der Anfall einstellte, pflegte dasselbe gewöhnlich seine Hände mit Gewalt auf die Brust zu drücken, worauf sich dann der Unterleib nach dem Oberleib emporhob, die Schenkel stark bewegt, und die Füsse verzogen wurden. Öfters verdreheten sich Kopf und Arme nach hinten zu, der Mund seitwärts, die Pupille richtete sich immer nach oben, und das Kind schien sehr wenig unterscheiden zu können. Den Kopf konnte es nie ordentlich halten, konnte auch weder auftreten noch sitzen, auch gab es ausser dem gewöhnlichen Schreien keinen Laut von sich. In der Form des Schädels äusserte sich nichts widernatürliches. Das Kind starb 17 Monate alt. Von der Section hebt Rec. folgendes vorzüglich aus: Die harte Hirnhaut nach hinten fest mit dem Cranio verwachsen. Zwischen dem grossen und kleinen Gehirn hatte sich ein Sack gebildet, der eine obere Caffeetasse voll Wasser enthielt. Die Gehirnhöhlen ohne Wasser. Das Gehirn natürlich gesund. Die Lunge von gräulicher Farbe, wie bey alten Personen, und in der rechten Lunge ein Geschwür mit vielem Eiter. Im oberen Theile des Rückgrads ebenfalls Wasser. — VI. *Manifest die Ausübung der Arzneywissenschaft, Chirurgie, Parmacie und Geburtshülfe, im Departement Agogna in der italienischen Republik betreffend.* Dieses gegen den Unfug von unberufenen Ärzten, Aderlasshelden, Arcanenkrämern, Hebammen und dergleichen Charlatans mehr gerichtete Manifest hat zwar einen vortrefflichen Zweck; Rec. zweifelt aber, ob es länger in Kraft bleiben wird, als es leider der Fall mit dergleichen Verordnungen in Deutschland so häufig ist. VII. *Bemerkungen über die Frühlingsepidemie in Sklow in Weiss-Russland.* Von Dr. *Justus Schlegel* in Moskwa. Was hier S. 79 unter topischen Fiebern begriffen wird, kann Rec. nicht ganz billigen. Eine solche begrenzte Local-Affection eines Körpertheils ist nicht recht denkbar. Die Beobachtung ist folgende: Bey einer Ballettänzerin starb der Zeigefinger der linken Hand einen Tag um den anderen ganz ab, er wurde zur bestimmten Stunde plötzlich bleich und kalt, der Nagel blau, und alles Gefühl ging während des eine Stunde langen Paroxysmus ganz verloren. Nachher wurde er wieder röther, wärmer, und bis zur 2 Phalanx entstand ein heftiger stinkender Schweiss. VIII. *Erinnerungen an den äusseren Gebrauch der Cochlearia Armoracia L.* von demselben. Über die glückliche Anwendung dieses Mittels theilt der Vf. mehrere Beobachtungen mit. Dieser Aufsatz verdient alle Aufmerksamkeit. Möchte er dazu beytragen, manchen Arzt aufmerksam auf die jetzt mit unter vernachläsigte Anwendung mehrerer äusserlicher Reizmittel zu machen! IX. *Wahrnehmungen über wirklich venerische und nur scheinbar venerische Krankheiten*, von demselben. Enthält zwar nichts Neues, aber verdient doch sehr von dem Theil der Praktiker beherzigt zu werden, die hier Alles in Eine Klasse werfen. Folgende *Tripperarten* beobachtete der Vf.: *Haemorrhoidaltripper, Tripper von Gries und Steinen in den Nieren, gichtischer Tripper, Tripper aus Enthaltsamkeit; tripperartige Ausflüsse* etc. XII. *Winke für Ärzte und Paedagogen die Onanie betreffend*, von demselben. Specifische Schärfen verschiedener Art können zwar eine consensuelle Reizung der Geburtstheile oder Erection erzeugen, und dadurch Anlass zu onanitischen Vergehungen bey Kindern geben; allein zu den unwillkührlichen Handlungen kann man deswegen die letztere wohl nicht zählen, wie hier S. 121 geschieht, obwohl es alle Aufmerksamkeit verdient, bey allen Onaniten wohl Acht zu haben, ob nicht ähnliche Ursachen, als in einigen Krankheitsgeschichten hier angeführt werden, den Reiz zu ähnlichen Vergehungen erzeugten. XIII. *Kurze medicinisch-chirurgische Beobachtungen*, von demselben. Rec. hebt nur folgende Nr. aus: 1) *Caries der Tibia nach einem Beinbruche.* An sich interessant, aber unvollständig erzählt. Das cariöse Knochenstück wurde ausgesägt, der stark verkürzte Unterschenkel erhielt seine vorige Länge wieder; doch wird die Vorrichtung oder chirurgische Behandlung, wodurch diess erlangt wurde, gar nicht erwähnt. 4) *Tödtliche Wirkung der Einbildungskraft auf einen Wiedergenesenden.* Ein junger Mensch bekam einen Schnitt im Halse, Luft- und Speiseröhre waren beträchtlich zerschnitten, und mehrere wichtige (?) Blutgefässe verletzt. Der Mörder vergrub ihn in Schnee, und trat die Wunde davon voll, auf welche Art er die ganze Nacht lag, ehe er entdeckt wurde. Die Verletzung heilte in 14 Tagen gut. Als er aber seinen ihm unbekannten Mörder zu sehen bekam, erschrack er heftig, und starb im Moment. Die hier nothwendige Untersuchung der verletzten, ob zwar anscheinlich schon geheilten Theile, wäre hier sehr nothwendig gewesen. 5) *Würmer in den Lungen.* Der Patient hustete mehrere Male Ascariden aus, gewöhnliche Wurmmittel leisteten nichts; allein nach den Dämpfen von *Valeriana Semen Santon* und *rutae* gingen die Würmer todt ab. XIV. *Skizze einer Haemorrhagia activa arteriosa mit blutigem Schweisse*, von Dr. *Giuseppe Gautieri* in Novara. Ein 75jähriger Greis wurde von einem *allgemeinen* Blutsturze befallen. Am Kopfe, Gesichte, *Epigastricum* und an der Spitze des rechten Daumens sprützte das Blut ziemlich weit, an den übrigen Körpertheilen war blutiger Schweiss. Der Daumen musste gebunden werden, weil daraus binnen 7 Minuten 5 bis 6 Unzen arteriöses Blut ausfloss; der Patient genass nach 3 Tagen. XVI. *Fragmentarische medicinische Nachrichten*, von demselben. Mit dem glücklichsten Erfolg hat man die kohlensaure Potasche (den kohlensauren Kali) innerlich und äusserlich gegen den Vipernbiss angewendet.

—d—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 DECEMBER, 1805.

PHILOSOPHIE.

München, b. Lentner: *C. G. Bardilis und C. L. Reinholds Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation.* Herausgegeben von *C. L. Reinhold.* 1804. XII u. 302 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

In dieser Schrift sind neun Briefe von Hn. *Bardili* und acht von Hn. *Reinhold* enthalten, die theils ihres Inhalts, theils der Individualität dieser Philosophen wegen für das literarische Publicum ein nicht geringes Interesse haben.

Die Vorrede enthält Hn. *R's.* Geständniss, wie er mit Hn. *Bardilis* erster Logik bekannt geworden, und welche Vorurtheile er wegen der Darstellung dagegen gehabt; wie aber die Vergleichung des Denkens mit dem Rechnen ihn wieder angezogen und es dahin gebracht, dass er seiner kantisch-fichtischen *Denkweise* entsagt; diese sich *abgewöhnt*, und die Bardilische *Denkweise* angewöhnt habe. Er gesteht, dass es ihm schwer geworden, sich in der letzten zu orientiren; und dass Zurechtweisung und Belehrung des Hn. *B.* durch einen literarischen Briefwechsel ihm dazu ein sehr dienliches Mittel gewesen. Derselbe ward vom Decemb. 1799 bis den 3 May 1801 geführt.

I Brief von *R.*, hat beynahe mit der Vorrede gleichen Inhalt. Er zeigt, wie er *Denken* von Speculiren und Vorstellungen unterscheiden, und so das Grundgebrechen der Philosophie da gefunden habe, wo es keiner vermuthe, nämlich in der Logik. — II Br. Antwort von B. Er sagt, wie lieb ihm es sey, von ihm verstanden zu seyn; ob er gleich nur aus innerem Drange geschrieben habe. Die Lehrer der Philosophie wären ihm ungünstig, „weil S. 10 jeder neubestiegene Lehrstuhl neu seyn wolle und neu seyn müsse, weil alles, was unter ihm herumsitze, um des frischen Wassers willen hier vor Anker liege." Er zeigt, wie er auf den Inhalt seiner Logik gestossen. Indem er untersucht habe, was an der Erkenntniss, der Sinnlichkeit und der Vernunft angehöre, habe sich ihm, zugleich mit und aus dem zergliederten Gehalte unserer Erkenntniss, die ursprünglichen und stehenden Typen der Natur, nebst ihrem radicalen Prius emporgehoben, und er müsste alle Consequenz verleugnen, wenn er Vorstellungen von einer Welt hätte, und dabey *nur sich selbst* (wie die Idealisten) seinem Gemüthe vorstellen wollte. Gedanken über das System der Dinge zu hegen, und dabey nur an sich selbst zu denken, dünke ihm ein Gegenbild ohne ein Bildniss, eine Copie ohne Original, eine Antitypie ohne Typen. — So erscheint es auch dem klaren Aussagen des gesunden Menschenverstandes — (den aber die Philosophen zur Raison bringen wollen) zu seyn. Die stehenden Typen (Urbilder, Ideen) in der Natur formen als Regeln das vereinzelte Daseyn, ordnen als das Allgemeine auch das Besondere. — Nun kommt S. 12 ein Zusatz, der auf das Bardilische System ein helles Licht wirft. Er sagt: „Ich bedarf aber auch einer Mittheilung eben derselben Typen *an mich und meine Gattung*, einer gemeinschaftlichen Grundlegung derselben *bey und zu unserer Menschwerdung;* das heisst mit anderen Worten, ich bedarf eines Übergangs eben derselben Typen in die Urelemente unserer Existenz, damit es uns nur auch möglich werde, irgend ein vereinzeltes Daseyn unter und mit seiner Regel in uns zu wiederholen, oder, welches eins ist, damit wir im Stande seyen, auch nur irgend etwas von einer Welt in uns zu antitypiren, uns irgend etwas vorzustellen und zu erkennen. — Ich bemerke die Gesetze einer erforderlichen Coexistenz, einer Affinität und eines Gegensatzes, wenn eine Pflanze entstehen soll · ich bemerke aber eben diese Gesetze auch an meiner *Imagination;* und urtheile, dass, gleich wie sie dort die unerläfslichen Bedingungen *vom wirklichen* Organisirtwerden einer Pflanze waren, sie hier die unerläfslichen Bedingungen vom Nachorganisiren oder Nachbilden jener Pflanze in meinen Vorstellungen seyen. Ohne *diese Voraussetzung* (*quod sit demonstrandum*) begreife ich nicht, wie die Pflanze in ihrem Daseyn, mit mir in meinen Vorstellungen, möglicher Weise zusammen kommen könnte; ohne sie wären wir beide, meines Bedünkens, ewig geschiedene, durch keine lebendige Repräsentation des einen im anderen vereinbare Wesen; wir blieben uns fremd in einer unendlichen Divergenz, wenn das eigene Werden der Pflanze und ihr *Wiederwerden* (Hervorbringung im Bewusstseyn) in meinen Vorstellungen, nicht in gemeinschaftlichen Gesetzen des Werdens überhaupt, zusammenliefen, und zuletzt wohl gar auf *der identischen Basis eines und desselben Seyns* ruheten." Diese Meinung hat der Rec. der Bardilischen Logik in Nr. 170—174 von 1804 dieses Blatts sehr einleuchtend gemacht. Hier bemerkt der Beurtheiler vorliegender Stelle, dass sich der *Begriff des Denkens*, der sonst schwer zu begreifen ist, sich gehörig aufhellen lässt. A = A, heisst die göttliche Vernunft als Weltprincip und die menschliche Vernunft als Denkprincip ist *identisch*, obgleich beide *numerisch* verschieden sind; was jene geschaf-

fen

fen hat, kann diese begreifen, oder *nachbilden, nachschaffen, im Bewufstseyn die Welt aufnehmen*, und nach den *ewigen Regeln*, worauf die Natur beruht, *produciren*. So wie die Individuen unter Species, diese unter den Gattungen — diese alle unter einem *Genus absolutum* enthalten sind, als dem Realgrund, wodurch sie existiren: so sind bey der *Reproduction, im Bewufstseyn*, die Vorstellungen einzeln, im *Begriff*, dieser unter *Ideen*, diese *in der Vernunft* als ihrem *Realgrund* enthalten. Wenn A = A ist: so kann das *Genus* und die Idee, die *Species* und der Begriff (*notio*) das Individuum und die Vorstellung harmoniren. — Es ist *möglich*: Wenn die Harmonie *da* ist, dann hat der Mensch *gedacht, sequitur naturam*, die Copie stimmt mit dem Original, die Antitypie mit den Typen. — Ist sie nicht da, dann hat der Mensch *aufgehört zu denken*, nicht gedacht, oder nach der gemeinen Sprache, falsch gedacht, phantasirt. A kann nicht *non* A werden. Der Irrthum liegt in der Sinnlichkeit, die Vernunft irrt nicht; wer wahrhaft denkt, irrt nicht. Falsch denken, unrichtig denken sind trügerische Ausdrücke. — Die Vernunft des Menschen fängt mit individuellen Wahrnehmungen an, bildet *Species, Genera*; das heifst (S. 24) sie geht von dem (durch Sinne) *Wirklichen* zum *Möglichen*. Aber der Grund dieses Möglichen ist im Menschen und in der Welt das *Allerrealste*, das die von Sinnen bemerkte *Wirklichkeit* selber erst *möglich macht*. Wer S. 25 §. 4 die Möglichkeit der Natur untersucht, erforscht zugleich *das Wesen* und die *Natur des Denkens*, weil die Regeln des Denkens und die Gesetze der Natur, identisch, A = A ist. So weit wäre alles noch sehr klar und deutlich. Die Möglichkeit des Lehrens und Lernens von der menschlichen oder göttlichen Vernunft, welche mit jener identisch ist, wäre enthüllt. Aber damit begnügen sich die Philosophen nicht. Sie wollen demonstriren; das heifst, aus *dem Möglichen das Wirkliche erklären*. Aber scheitern nicht hier die Philosophen und fangen sie nicht hier an, undeutlich zu werden? Das Beginnen ist gigantisch, und Hr. *B.* bemerkt §. 8 S. 25: *Wüfste* der Mensch einmal die Möglichkeit von allem, so wüfste er den Grund von allem, so würde er ein jedes Ding zugleich, mit und unter der Nothwendigkeit erkennen, durch welche und unter welcher es, als diefs Ding gesetzt wird, das heifst, er würde es nach seinem Wesen oder als Ding an sich erkennen. Man vergleiche hiermit *Bardilis* Elementarlehre 1 Heft S. 89 bis 92. Also dabey wird es bleiben, dafs man in der Wesenlehre (Metaphysik) heraufsteigen, und den Grund der Möglichkeit enthüllen, aber nicht *herabwärts*, wie die Idealisten, wird demonstriren können. Eben so in der Logik, als Verstandeslehre, und zwar, weil beide zwey Stücke eines Ganzen sind, und also nur eine und dieselbe Behandlung erlauben. — Diefs verbreitet ein Licht über die dunkeln Flecke des *rationalen Realismus*, der oft sehr consequent, wie die Wissenschaftslehre ist, aber nicht auf diese Basis sich stützt. Hr. B. sucht in dem übrigens sehr langen Brief, von dem Standpunkt des gemeinen Menschenverstandes und der vorkantischen und kantischen Philosophie seine Vernunftlehre, welche Logik und Metaphysik identificirt, zu beleuchten. — III Br. von *R.* zeigt, wie schwer ihm das Vorstellen des Denkens nach *Bardili's* Sinn falle, und glaubt dafs ~~es anderen~~ nicht besser ~~gehen~~ werde. Er sucht aus der Natur des Rechnens das Wesen des Denkens zu entwickeln, wie es in seinen Beyträgen ausführlicher geschieht, und in diesen Blättern schon bemerkt worden ist. — Aber Rechnen und Berechnen ist nur eine Species des angewendeten Denkens. Da die Metaphysik und Logik als Wesen und Verstandeslehre identisch, die Typen und Genera früher als die Antitypen und Ideen sind, diese sich zu jenen, wie Nachbilder zu Vorbildern verhalten: so mufs erst die *Wesenlehre* abgehandelt, und aus dieser die *Verstandeslehre* entwickelt werden, wenn Dunkelheiten und Abwege vermieden werden sollen. Die Gesetze der Mechanik kann man, wie sie beym Gehen des Menschen Statt finden, auf mancherley Weise nachbilden; aber nur, wie sie in der Wirklichkeit Statt finden, und dieser gemäfs dargestellt werden im Bewufstseyn — *sind sie wirklich gedacht*, und die Denkregel und das Naturgesetz harmoniren *in diesem speciellen* Fall. Wahrheit kommt durch das wirkliche Denken, und nach der herkömmlichen Erklärung, durch Übereinstimmung des Begriffs mit der Sache, des Zeichens mit dem Bezeichneten. IV Br. Antwort von B. Hier wird Hn. *R.* Erklärung des Denkens beleuchtet. Am Ende S. 99 heifst es: „Zwar giebt das Denken der Materie Form, aber es producirt weder in der Phanthasie noch in der Natur, Materie als Materie." Bey diesem Satz mufs man wohl bemerken, dafs er in der Verstandeslehre richtig ist; nämlich nur die *Gesetze* begreift der Verstand, aber nicht diefs *Ens per se*. Aus dem einfachen Grunde, weil der Mensch nur das begreift, was er berechnen, produciren kann. Aber in der *Wesenlehre*, wo vom Princip aller Dinge gehandelt wird, mufs wohl das Erste alles bis aufs Letzte begründet haben, wenn anders *ein Princip* das *wirklich erste* und *der Grund von allem seyn soll*. Was über Abstraction und Reflexion und vieles andere gesagt wird, mufs Rec. übergehen. V Br. *R.* will wissen: 1) wie im Organismus sich die Form des Stoffes multiplicire; 2) wie das Object uns unter einem Denken, als unbeweglicher Mittelpunkt geworden. Der VI Br. von demselben zeigt, wie er Vorstellen und Denken verwechselt u. dgl. Der VII Br. von *B.* zeigt, dafs eine wahre *Idee* dem Genus entspreche, und wie dieses ein Seyn habe und Realität besitze, dafs die durch göttliches Denken entstandene Natur und deren Gesetze im Verstande sich beym wahren Denken wieder im Bewufstseyn auf gleiche Weise *abspiegeln*, reproduciren. Die Erörterungen über den Organismus dünken Rec. dunkel. Denn wenn man auch weifs, dafs die sich unter einem A denken (der Gottheit) die Form vervielfältigte, so weifs man nicht vielmehr, als wenn

ich

ich sage: Es ist ein organischer Körper, ein System, eine Welt im Kleinen, wo durch die Gottheit Zweck und Mittel zu einem Endzweck berechnet sind. — Das Object und das Genus sind identisch. Wer z. B. das Wesen einer Uhr erkennt, *das Zeitmessen*, kennt auch das unbewegliche *Genus* aller Uhren, sie mögen groſs, klein, eine Farbe und Gestalt haben, welche sie wollen. Aus Plato wird die Meinung erklärt. Der VIII Br. von *R.* an *Bardili* bezieht sich auf die von ihm verfertigte Recension und die Aufnahme der ersten Logik. Der IX Br. von *Bardili* an *R.* erklärt die Formel der Wesen B — B + b, Pflanzen, Thiere, Menschen haben ein Wesen, die ersteren in der ersten, die zweyten in der zweyten, die dritten in der dritten Potenz, wo A identisch mit A in der Natur ist. Stimmt schon vor aller Erfahrung das Princip des Denkens und der Natur: so wird auch der *Endzweck der Welt* im *Bewuſstseyn der Menschheit* aufgenommen werden können, und in Beziehung auf denselben ein System von Handlungen, Ethik, Moral Statt finden, das *sequi naturam, illi convenienter vivere* hieſse: also Gott ähnlich gesinnt seyn, in der erhabensten Bedeutung. Die näheren Expositionen obiger Formel muſs man nachlesen; Rec. merkt nur an: das b ist einem kleinen Zirkel, das B — B dem gröſstmöglichsten zu vergleichen, trotz der Verschiedenheit des Umfanges ist ersterer in und unter dem letzteren enthalten und auf gleiche Weise berechbar. Der X Br. von *R.* klagt über die Schwierigkeit, seinen Zuhörern die Logik nach dem Bardilischen Grundriſs vorzutragen. Das glaubt Rec. gern. Zuerst muſs die Wesenlehre und dann die Verstandeslehre kommen, wenn es hier gut gehen soll; und der *cursus academicus* verlangt zuerst Logik und dann Metaphysik; zuerst die Darstellung der Kopie und dann das Urbild selber. Hier ist guter Rath theuer. Hr. *R.* bemerkt sehr richtig, daſs nach S. 73 der Gedanke *Bardili's*, „daſs der Gebrauch der Form, zum Formgeben für allen und jeden beygehenden Stoff, sich daran äuſsere, daſs der Mensch alles zur Sprache bringen und ins Rechnen ziehen kann,“ sehr wichtig und der Beherzigung aller Denker werth sey. Ja wohl, eine allgemeine Sprachlehre müſste sehr gut die Verstandeslehre erhellen können: — denn der Verstand macht die Sprache möglich — giebt den Worten Sinn und Bedeutung — dieser Sinn ist nicht an einzelne Sprachen gebunden, sondern das Erbtheil aller, also nicht die Worte, sondern deren Verbindung, die Syntaxis ist die wahre Fundgrube für den Logiker. Hr. *R.* liefert aus einem Manuscripte: Prolegomenen über die Wissenschaftskunde, einige interessante Ideen. — Er meint S. 181: „ob Gott nur *moderator tanti operis* oder auch *ipsius materiae effector* sey, müſste die Philosophie dahin gestellt seyn lassen, und in diesem Geständniſs liege ihm die *letzte* und *eigentliche* Bewährung der Philosophie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer völligen Reife, als Wissenschaft. Rec. ist der Meinung nicht. Denn eben diesen Punkt auszumitteln, hat Hr. *R.* solche vielfache Begründungen des rationalen Realismus versucht: das Verhältniſs der Identität (göttliches Denken) zur Nichtidentität (zur sinnlich wahrnehmbaren Welt) soll ja, als *Wesenlehre* betrachtet, die freylich mit der Verstandeslehre am Menschen, *identisch* ist, eben deutlich machen, daſs die Identität mit der Nichtidentität, das Unmischbare aber auch Untrennbare in unzertrennlicher Vereinigung sey, und daſs die Vorstellung *des wahren Verhältnisses derselben, die Wahrheit allgemein und besonders begründe*; die Vorstellung des *unwahren Verhältnisses* beider hingegen den Widerspruch Katepochen herbeyführe. Nun kann A die Identität, C die Nichtidentät, in vielen Verhältnissen gedacht werden. Eins kann nur, mit *Ausschluſs der übrigen*, wahr seyn. Als A setzt das C und regelt dasselbe; das Princip begründet das System der Dinge (Gott schafft die Welt aus Nichts). Die Wahrheit desselben wird durch eine *deductio ad absurdum* bey allen übrigen Fällen dargethan. — Bezogen diese Wesenlehre auf die Verstandeslehre (die identisch mit jener als Copie und Urbild ist) giebt die Möglichkeit der logischen Principe im bisherigen Sinn, und erhellet die dunkelsten Gegenden der Logik. So viel gehört hieher. XI Br. von *B.* Er versichert, daſs *Reinholds* Zweifel ihm heller werden, und daſs er auf völlige Übereinstimmung ihrer philosophischen Denkweise *hoffe*. Der Inhalt beschäftiget sich, die Harmonie des Seyns und des wahren Denkens deutlich zu machen. Worte beziehen sich auf Sachen. Die Übereinstimmung beider bringt Wahrheit. Diese liegt im Sinn und Geist der Worte — der Sinn und der Geist gehört nicht den letzteren, sondern dem Vernunftwesen, das die Syntaxis bildet, das mittelst der Copula das Gegebene, nämlich das Prädicat und das Subject, worauf alle Urtheile und Schlüsse sich reduciren lassen, verknüpft. — S. 208 glaubt er, daſs sich die Existenz Gottes, als ein vom Stoff verschiedenes Wesen, das All der Dinge anordnendes, beherrschendes, keinem Wechsel unterworfenes, durch keinen Raum in seinem Seyn beschränktes, höchst einfaches und allerrealstes Wesen, nicht nur glauben, sondern auch *demonstriren* lasse. — Aber wenn dieſs möglich ist, so muſs doch wohl auch sich das Verhältniſs der Gottheit zur Materie mit Evidenz, wie oben angedeutet wurde, darthun lassen. XII Br. von *R.* Er versichert, der Hauptzweck des Schreibens sey erreicht, und er sey vollkommen überzeugt: daſs *das Denken* als Denken überhaupt, folglich auch als Philosophiren, eben so wenig durch Worte als durch Gefühle und Vorstellungen bedingt seyn und heiſsen könne, sondern daſs vielmehr die Worte, sowie die Vorstellungen und Gefühle, welche freylich *conditiones sine quibus non* der Anwendung des Denkens, als dieser Anwendung im menschlichen Bewuſstseyn sind, gleichwohl als Sinn und Geist enthaltend, als eigentliche Zeichen der Gedanken, durchs Denken als Denken in seiner Anwendung bestimmt, festgesetzt und begründet seyn müssen. Es sey ihm völlig deutlich geworden, daſs und wie die Philo-

sophie, als die wahre Erkenntnifs, das reine μάθημα νοήσεως, und die durch Gott bestehende Wahrheit dem Wesen nach Eins und dasselbe sey. Diefs setzt Hr. *R.* weiter aus einander. Zu besserem Verständnifs des Gesagten setzt Rec. hinzu. 1) Das Denken wird hier als Vernunft angenommen. Diese als reales Wesen macht erst Worte, Vorstellungen und Gefühle möglich. Aber umgekehrt entsteht nicht durch letztere das erstere. 2) Wenn aber eine Vernunft etwas denken will, was eine andere in Worten gedacht sich vorgestellt oder gefühlt hat: so sind die Worte die nothwendigen Bedingungen, um das Gedachte, Vorgestellte und Gefühlte zu erfahren. 3) Die von Gott hervorgebrachten Wesen und die im Bewufstseyn der Vernunftwesen damit harmonirenden Gedanken, d. h. die Wahrheit ist identisch mit ihnen im Allgemeinen und Besonderen. XIII Br. von *B.* erklärt den Widerspruch. Es heifst: wer A für non A nimmt, begeht einen Widerspruch. Diefs bedarf Erläuterung. Die Gottheit A producirt und regelt das C die Materie, als Princip aller Dinge; diefs gilt von dem ganzen Universum im Allgemeinen wie von den individuellen Wesen insbesondere. Wer also annimmt, A regele *nur* das C oder C regele das A, oder das C producire und regele das A: begeht einen Widerspruch — der die Quelle aller Irrthümer in der *Wesenlehre* ist. Da nun die Verstandeslehre identisch ist mit der Wesenlehre, so begründet das bestimmt ausgesagte Verhältnifs des A zum C, die *kategorische copula*, *principium identitatis*. Wenn A das C bestimmt, so kann C nicht das A bestimmen, es kann nur *ein* Verhältnifs des A zum C mit Ausschlufs *der übrigmöglichvorstellbaren* gedacht werden, *principium exclusi tertii*. Wenn A das C bestimmt, so ist es widersprechend, oder man begeht *einen Widerspruch;* ein anderes Verhältnifs, anzunehmen *principium contradictionis* — dieser Widerspruch in der Wesenlehre zieht alle Widersprüche herbey; weil unter den allgemeinen Wesen der Dinge jedes besondere, also in der Verstandeslehre das besondere unter dem allgemeinen enthalten ist. Wer anders denkt, wird aus A *denkend* ein non A blofs *vorstellend.* Sein Denken und göttliches Denken harmoniren nicht. Er hört auf zu denken. Gott ist der Urgrund jedes Grundes, die Ursache aller Ursachen — (weil er das Wesen aller Wesen ist). Die vorstellbaren und wahrnehmbaren Dinge sind blofs Bedingungen, die auf jenen Urgrund hinweisen. Wo man von diesem zu jenen hinauf steigt, schliefst sich die absolute Form an das Denken im Bewufstseyn an. S. 276. Ohne Zweck kann keine Vernunft handeln, als die Kantische, die da will und soll, weil sie will und soll — Und ohne einen Endzweck, der mit dem göttlichen harmonirt, ist keine Moral gedenkbar. XIV Br. von *R.* Er zeigt seine glückliche Wiedergeburt, dafs er nun einsehe, dafs die Vernunft, als Denkkraft, weit über das subjective *Ich* erhaben und universal, wie das göttliche Princip im Universum sey. XV Br. von *B.* Er erklärt, dafs er noch nicht einsehe, wie er das b' vermittelst der reinen Analyse, ohne etwas anderes vorauszusetzen, als allgemeine Grundsätze, demonstriren könne. — Hier giebt er einen Fingerzeig, dafs zwar die Gottheit, als Urmöglichkeit durch die Möglichkeit jede Wirklichkeit demonstrativ setze, und das Seyn das Werden begründe; dafs aber die philosophische Demonstration vom Werden zum Seyn, vom Wirklichen zum Möglichen, vom Besonderen zum Allgemeinen, aber nicht in umgekehrter Ordnung, wie Hr. *Reinhold*, gehen könne. Also nach altem Sprachgebrauch: Der Philosoph kann nur *die Möglichkeit der Dinge überhaupt*, aber nicht die *Wirklichkeit jedes einzelnen Dinges demonstriren;* also auch nicht das Wesen jeder Pflanze, jedes Thieres, jedes Menschen, sondern nur das Wesen überhaupt. Er verweiset auf den Grundrifs, Rec. auf die später erschienene Elementarlehre. Der XVI Br. sucht die Potenzirung der Wesen noch mehr aufzuhellen. Wir kennen nur drey Grade der Wesen, *aber aus Erfahrung*, Pflanzen, mit äufseren Empfindungen — beym Thiere kommen dazu innere Vorstellungen, beym Menschen (als A = A) Gedanken; aber diefs zu demonstriren kann *Bardili* nach seiner Elementarlehre S. 89—91 nicht wollen. Rec. empfiehlt die Lectüre dieser Briefe dem, der neue Ansichten des rationalen Realismus zu haben wünscht.

G. B. G.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Eisenberg*, b. Schöne u. Comp.: *Junker Oswald der Flachskopf, Herr auf Dachsburg, Scholau, Wendelingen, Sonnenberg, Kirchfeld und Heinsdorf. Keine Rittergeschichte, aber ein Liebesroman im neuesten Geschmack, doch in türkscher Manier.* Von *Ernst Bornschein.* 1804. 427 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.) Wenn Hr. *B.* in seinen Zueignungsversen an Hn. *Steinbeck* sich also ausgedrückt hätte:

Das Büchel hat
Gar viele schnaksche Sachen;
Mit unter ist's ein wenig matt,
Doch giebt's auch was zu lachen.
'S ist angefüllt mit Liebesdrang
Und Liebesavantüren,
Und wird auch wohl ein Stündchen lang
Lesluft'ge amusiren —

so hätte er sein Buch der Wahrheit gemäfs charakterisirt, und Rec. hätte nichts weiter hinzuzusetzen, als den Wunsch, dafs Hr. *B.* in Zukunft mit seinem Witze etwas haushälterischer umgehen, und lieber weniger, aber guten, geben möchte.

T. A.

Halle, b. Renger: *Federzeichnungen*, von *Ernst Scherzer. Erstes Bändchen.* 1805. 313 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) S. 16 „Wo soll ich die Geduld hernehmen, meine geschnittenen Federn bis zu der Rückkehr des Ministers ruhig liegen zu lassen?" — „Ey, wer verlangt denn das, bester Herzensfreund? Im Gegentheil: schreiben Sie immer darauf los. Schreiben Sie, so schnell Sie können." Nicht doch, meint Rec.; im Gegentheil: wenn es einmal geschrieben seyn mufs, so schreiben Sie langsam, und vergessen Sie die Feile nicht. Sie sind nicht ohne Talent. Machen Sie es mit Ihren Federzeichnungen, wie Sie es Ihrer verunglückten Kammerjungfer S. 66 mit dem Kleide ihrer gnädigen Frau machen lassen, und Ihre Arbeit wird dem guten Geschmack besser zu Gesichte stehen.

T. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 DECEMBER, 1805.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Gräff: *Beyträge zur Erziehungskunst, sowohl ihrer Grundsätze als ihrer Methode. Eltern und Erziehern gewidmet.* Herausgegeben von *Christian Weiss*, Prof. der Philos. und M. *Ernst Tillich.* 2 Bandes. 1 Heft. 1805. 214 S. 8. (12 gr.)

Die Herausgeber fahren in dem vorliegenden Hefte fort, die Erwartungen zu rechtfertigen, die sie in den vorigen Heften (s. J. A. L. Z. 1804. Nr. 98.) bey jedem Freunde der Erziehungskunst erregt hatten. Der neue Stoff, den diese Kunst erhalten hat, macht eine Zeitschrift zum wahren Bedürfniss, welche die Hauptmomente aufstellt, die wichtigsten Gesichtspunkte wissenschaftlich erörtert, die gehaltreichsten Ideen der Zeitgenossen in einem Brennpunkte sammelt, und die wesentlichsten Materialien zu einem vollständigen System der Pädagogik liefert. Freylich muss jeder, der in den Geist dieser neuesten Richtung eindringt, überzeugt seyn, dass für jetzt auch nur noch Materialien möglich sind, bis sich die allgemeine Fermentation geläutert hat, und ein höherer philosophischer Geist, was praktisch gewonnen zu seyn scheint, auch theoretisch entscheidend bestimmt und würdiget. Immer aber wird sich der Beobachter durch diese Beyträge befriedigend orientiren, in der grossen Angelegenheit des Tages, der Gründung eines künftigen besseren Geschlechts. Er wird, wenn er auch den höchsten Standpunkt vermissen, und über Manches eine andere Ansicht haben sollte, doch den Geist nicht verkennen können, der die wesentlichsten Aufgaben der Erziehungskunst ahndend und mit Bewusstseyn umfasst, und der allenthalben aus ihnen hervor leuchtet. Er wird sie in Beziehungen gesetzt sehen, in denen man sie bisher nur selten zu betrachten gewohnt war. Er wird endlich, auf die weitere Ausführung und Auflösung der Probleme höchst begierig, nebst dem raschen und glücklichen Fortgang des Unternehmens, wünschen, dass die Vff. sich immer allseitiger auf das Ganze ihres Gegenstandes und seiner gegenwärtigen Lage und Bedürfnisse erweitern möchten.

Was die Vff. mit edler und männlicher Bescheidenheit versichern, dass sie nur das Interesse der Wahrheit kennen, und einen wohlwollenden Zuruf nicht verschmähen, das kann allein den Rec. leiten, seine Bemerkungen vorzüglich über die zwey ersten Aufsätze zu geben, um eben sowohl neues Licht zu empfangen als zu verbreiten.

Der erste Aufsatz von Hn. *Tillich* enthält den Anfang einer *wissenschaftlichen Darstellung der arithmetischen und geometrischen Anschauung, mit Rücksicht auf den mathematischen Elementarunterricht.* Der hier erscheinende Theil beschäftiget sich besonders mit der Darstellung der Arithmetik. Diese geistvolle Abhandlung würde an Bestimmtheit und Deutlichkeit gewonnen haben, wenn der wissenschaftliche und elementarische Standpunkt gesondert, und jeder für sich behandelt worden wäre. Weder der Erzieher noch der wissenschaftlich gebildete Denker werden sie zwar ohne reichen Stoff zu weiteren Untersuchungen aus der Hand legen. Nur dürfte von den ersteren nicht jeder fähig seyn, dem Gange derselben zu folgen, und die durch die Deduction der Anschauung aus dem Begriffe der Grösse entstandene Verwirrung zu lösen. Die Abhandlung zerfällt übrigens in mehrere Abschnitte. In der Einleitung sucht der Vf. das Wesen der geistigen Entwicklung und den Stoff derselben zu bestimmen. Über Ersteres sind nur unbestimmte Winke gegeben. Desto vortrefflicher ist der Stoff der intellectuellen Entfaltung charakterisirt, den der Vf. mit Recht in dem Subjecte und in den Producten seiner ursprünglichen Thätigkeit selbst findet. „Der Mensch, so sagt er S. 4, trägt in sich selbst, ohne Zuthun einer fremden Kunst, die Elemente seiner geistigen Thätigkeit, so wie jedes Saamenkorn, das sich entfalten soll, in sich selbst die Elemente seiner so bestimmten organischen Thätigkeit trägt. Indem der Mensch diese zusammensetzt und trennt, so erzeugt sich in ihm ein Drittes, was durch diese Zusammensetzung einen eigenen Charakter empfangen musste, der zwar in Hinsicht auf die Qualität, die Stoffe von beiden Factoren in sich vereinigt, aber der Form nach durchaus nichts mehr von seinen Erzeugern an sich haben kann. Diese Operation, bis ins Unendliche fortgesetzt, ist das, was wir *Denken* nennen." Es liess sich hier erwarten, dass die Elemente selbst *aufgezählt*, und die allgemeine Form ihrer elementarischen Behandlung dargestellt wurde. Allein anstatt auf diese Weise die Anschauung und Construction derselben als Grundlage der praktischen Pädagogik zu erörtern, wird auf Raum und Zeit, und von diesen zur Bestimmung des Begriffs der *Grösse* übergegangen. Die Einseitigkeit dieser Deduction, die den Vf. im Gebiete des Formellen fest hielt, ergiebt sich klar aus dem von ihm aufgestellten Resultat: „Das Geben

ben der Qualität (S. 15) ist das Feld und die Schranke unserer rein geistigen Thätigkeit, und der wahre und einzig mögliche Übungsplatz für unsere gesammte Kraftäusserung. Rec. ist freylich nicht der Meinung derjenigen Philosophen, die vielleicht dem Geist ihres eigenen Systems zuwider behaupten, dass Form und Zahl den Menschen in Raum und Zeit fest rennen. Er ist vielmehr überzeugt, der Mensch gelange durch jene dahin, den Raum und die Zeit selbstthätig zu behandeln und zu beherrschen; der Verstand, der ihre Verhältnisse fasse und bestimme, sey nicht das Höchste, das bey ihrer Construction Statt finde, und der Mensch blicke durch sie wahrhaft ins Gebiet der übersinnlichen Welt, wie der Vf. sich ausdrückt, oder sie seyen mit anderen Worten der Ausdruck und das Symbol seiner ursprünglichen geistigen Natur. Allein obige Behauptung ist, im weitesten Sinne genommen, dennoch selbst nur insofern wahr, als das Gebiet der *Quantität* rein und ursprünglich zugleich Qualität in sich schliesst, und in den Elementen desselben nicht nur Grösse (Form) sondern Beschaffenheit (Stoff) gegeben und bestimmt ist. Das Wesen der Elemente selbst fodert auch beides nothwendig. Überdiess, wo bleibt die Sprache, ohne die nicht einmal Einheit, d. i. Ichheit oder Bewusstseyn, und folglich eben so wenig Entwickelung durch Form und Zahl möglich ist? Wo die eben so ursprüngliche Richtung aufs Innere, die weder rechnet noch misst, und ganz andere als Grössenverhältnisse schafft und schaut? Die Definition der Anschauung selbst (S. 16) empfiehlt Rec. allen Pädagogen zur Beherzigung, die in den Grundlagen der neuesten Pädagogik immer noch nichts anderes sehen können, als was Basedow und seine Nachfolger aufgestellt haben. Hier ist der Punkt über den sie erst zur Klarheit gelangen müssen, wenn sie auf die Befugnis Anspruch machen, mit Gültigkeit über den Gegenstand zu urtheilen. Die fruchtbaren Keime, die überhaupt an manchen Orten reichlich ausgestreut sind, kann Rec. hier nicht weiter berühren. Besonders unterschreibt er das (S. 23) über den pädagogischen Werth der Zahl Gesagte von Herzen. Desto weniger befriedigt ihn die aufgestellte Theorie im Ganzen. „Das arithmetische Verhältnis, heisst es S. 17, an sich ist bloss formal. Es selbst berücksichtiget gar nicht Grösseneinheit, oder ein Quantum, sondern nur die *Art des Vorhandenseyns* der Grössen. Wird diese Art des Vorhandenseyns *allein* ungetheilt ins Bewusstseyn aufgenommen, so entsteht eine rein *arithmetische Anschauung.*" Die arithmetische Anschauung in dem Sinn ist durchaus ein Unding. Wie sollen wir die Art des Vorhandenseyns einer Grösse schauen, die nicht selbst als vorhanden gesetzt wird? Wie kann ein Verhältnis Statt finden, ohne *so und nicht anders* bestimmte Factoren, aus denen es hervorgeht? Gesetzt indessen, der Begriff bringe diese Trennung zu Stande, was theoretisch allerdings gedenkbar ist: wird nicht die Anschauung, die nach dem Vf. *entstehen soll*, dadurch *unmittelbar ipso facto aufgehoben?* Dass er die Idee der Anschauung hier selbst nicht fixirt und ihr Wesen nicht im Auge behalten habe, wird noch deutlicher aus dem Folgenden, was er (S. 18) über Zahl sagt: „Die Zahl lässt sich *äusserlich* nicht fixiren, sondern nur *innerlich.* Sie ist die *durch die Anschauung fixirte Darstellung der Verhältnisse an sich, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Quantum.*" Hiemit bestünde die Zahl nicht in den Factoren, sondern in den reinen Verhältnissen, in die sie zu einander gesetzt werden? Und diese Verhältnisse selbst sollten sich nicht durch die Anschauung des Mehr oder Minder der Elemente der Factoren wirklich äusserlich fixiren lassen? Die Zahl und die Verhältnisse der Zahl wären identisch? Rec. gesteht, dass er den Vf. hier entweder gar nicht verstanden hat, oder dass sich dieser durch Subtilitäten in Widersprüche verwickelte, die er durch einen festeren Standpunkt vermieden hätte. Aus dem so und nicht anders bestimmten Quantum werden in der Construction die Verhältnisse so und nicht anders bestimmt. Das Quantum selbst aber wird nothwendig bestimmt durch die Zahl der Elemente, aus denen es besteht. Die Elemente sind daher die unmittelbaren Factoren der Zahl, die hinwiederum nichts anderes als das reine Factum derselben ist, insofern sie collectiv als Einheit ohne alle anderen Verhältnisse gedacht oder angeschaut werden. Nicht haltbarer ist das Räsonnement über die *absolute Einheit*, das Fundament aller Zahlenverhältnisse, von dem eigentlich hätte ausgegangen werden sollen. S. 24 heisst es: Die *absolute* Einheit ist nichts weiter als das *Princip des Zählens.* An und für sich selbst ist sie wie jedes Element *nichts*, weil ja Zahl nur durch Entgegensetzung, durch ein Zusammensetzen von Elementen sich erzeugt. Keine arithmetische Grösse lässt sich (S. 25) an sich durch sie bestimmen, sondern immer nur begrenzen. Sie erscheint (S. 27) nicht als Element des Zählens, sondern nur als Element der Combination, d. i. als Bedingung der Möglichkeit des Zählens. „Indessen sieht sich der Vf. (S. 28) genöthigt, sie doch zu etwas zu machen, und ihr ausser der Formalität auch eine Materialität zuzuschreiben. Diese findet er in der absoluten Selbstständigkeit, durch die sie geschickt werde, als Grenze eine reine innere Extension zu umschliessen und gleichmässig zu vertheilen." Als Grenze der Grösse, umschliesst sie (S. 29) ein Materiales, die Grösse selbst. Allein, die Grösse selbst ist ja nach seiner eigenen Definition (S. 7) *nur das Verhältniss irgend eines Begrenzten zu einem anderen Begrenzten, insofern bloss die Qualität der inneren Extension berücksichtigt wird.* Als Verhältniss müsste sie also nothwendig ausser dem Begrenzten, als seinen Factoren liegen. Der Grösse als Verhältnissbegriff, sagt er gleichfalls, fehlt die Selbstständigkeit, die sie erst von der Zahl sich erbitten muss (S. 29). Wie kann denn die absolute Einheit, als blosse Grenze der Grösse, ihr diese Selbstständigkeit geben? Wie kann die unselbstständige Grösse auf der anderen Seite wiederum das Materiale

riale jener ausmachen, und ihr geben, was sie erst von ihr erbetteln musste? Es ist auffallend, dass diese Widersprüche dem Scharfsinn des Vf. entgehen konnten; dass er durch diese Resultate seiner Folgerungen nicht die Prämissen, die Begriffe von Element und Grösse, schärfer ins Auge fasste. Rec. will seine Ansicht hier niederlegen, um etwas Besseres zu veranlassen. Bey Begründung der arithmetischen Anschauung kann der Begriff der Grösse füglich auf der Seite gelassen werden. Rein genommen ist sie, um uns der Terminologie des Vf. zu bedienen, wie Zeit und Raum, ein bloss formales, von jeder Zahl, jeder Form, jeder äusseren Anschauung überhaupt unzertrennliches *Schema* des Bewusstseyns. Das Bewusstseyn selbst ist aber auch nur ein Schema der geistigen Thätigkeit, das die Potenz der Vernünftigkeit überhaupt bezeichnet. Alle Schemata drücken nur den individuellen Charakter, oder das Unterscheidende der Producte der Selbstthätigkeit in der Existenz aus. Alle Deduction aus ihnen, als dem nothwendig Formellen, wird nie auf etwas Reales, weder für die Anschauung, noch für den Begriff, und am allerwenigsten für die Begründung einer praktischen Kunst führen. Das liegt einzig in den Elementen selbst, als dem nothwendig Materialen der geistigen Existenz, oder des thätigen Hervortretens des Geistes ins Bewusstseyn. Mit der Construction dieser werden jene als ihre Formen nothwendig zugleich construirt. Bey der Grösse, als dem gemeinschaftlichen Schema des Raums und der Zeit; geschieht diess durch die Construction von Form und Zahl schlechthin ohne weiteres Zuthun. Es ist daher ein verkehrter Weg, ganz die Anschauung der Zahl und ihrer Verhältnisse durch den Begriff der Grösse gründen zu wollen, da diese von jenen unbedingt abhängt, wenn gleich unzertrennlich mit ihnen verflochten ist. Die Construction der Zahl selbst ist die reale Construction der Zeit, die durch jene ins Bewusstseyn tritt, und in ihm existirt, wie die der Form nichts anderes als die des Raums selbst ist. Die absolute Einheit, als Element, ist an sich nur ursprünglich real und formal zugleich. Real, als absolutes und selbstständiges Product der Thätigkeit, die nicht produciren kann, ohne ein Etwas zu produciren. Formal, insofern sie das Schema der Grösse in sich selbst trägt, d. h. ins Gebiet der Qualität gehört. Aus dieser Ansicht ergiebt sich sowohl die Bedeutung der Zahl für die Pädagogik, als das Gesetz ihres Stufenganges für die Elementarbildung. Das Ganze, wie es (S. 30) bestimmt wird als Inbegriff der zur Einheit gewordenen Mehrheit, ist allerdings rein intuitiv. Allein dieser Begriff des Ganzen ist nichts anderes, als der Begriff der Zahl selbst. Als solcher ist dasselbe schlechterdings keiner Theilung ins Unendliche fähig, sondern nur einer Auflösung in seine Elemente, und findet in der absoluten Einheit eine unübersteigliche Grenze. Dieses Ganze kann daher so wenig, als die rein fixirte absolute Einheit, das Princip der Theilbarkeit werden. Die wirkliche Construction dieser Theilbarkeit ins Unendlichmögliche in der Anschauung ist indessen für die wahre Elementarbildung durchaus unentbehrlich. Das zu entwickelnde Subject muss die Einheit als absolut schauen, und sich ihrer als solcher bewusst werden. Diess geschieht durch die Entgegensetzung des Princips des Theilens, dem Princip des Zählens in der Anschauung. Die Form bietet für letztere dieses Princip der Theilbarkeit dar, von dem aus eine eben so continuirliche Progression ins Unendliche Statt findet. So zeigt sich hier schon in den Anfangspunkten der Bildung, die Absolutheit des Elements, die sich in der Idee des Absoluten als ihrem höchsten Punkte wiederum schliesst. Bey allen hier angezeigten Mängeln der Theorie verdient indessen die von S. 34 u. ff. an vorgetragene praktische Ausführung der Zahlenlehre des Hn. *T.* keine geringere Aufmerksamkeit. Da der Werth und der Gehalt des Ganzen nur aus der von ihm versprochenen Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse völlig erkannt und beurtheilt werden kann: so will Rec. hier nicht vorgreifen, und erlaubt sich nur noch einige, die Grundsätze des praktischen Ganges selbst betreffende Bemerkungen. Indem er übergeht, was er über die psychologische Entstehung der Zahl und die Erklärung vom Bewusstseyn (S. 34 und 35) zu erinnern hatte, fällt ihm besonders (S. 36) die Erinnerung auf: „Nicht mit Benennung des Gegenstandes werde das Zählen begonnen, sondern ein jeder Gegenstand werde vielmehr als Einheit bezeichnet." Sie ist eigentlich gegen *Pestalozzi* gerichtet, der die Benennung des Gegenstandes, um das Kind zum Bewusstseyn der Zahl und der Operation des Zählens zu bringen, zugleich fodert. Rec. glaubt, Letzteres mit Recht. Er findet überhaupt in *P.* psychologischem Gange auch noch in manchem anderen Punkte als in diesem, eine philosophische Tiefe, welche nicht überall ergründet und begriffen ist. Die Hauptsache, um sich recht zu verstehen, bleibt nur eine genauere Zeitbestimmung des Eintretens jeder neuen Stufenfolge, was *P.* selbst nicht gethan, und dadurch zu so vielen Missverständnissen Anlass gegeben hat. Fixirung der Objecte ist überhaupt der erste Act der sich in Raum und Zeit organisirenden geistigen Thätigkeit. Bey der einfachen Bezeichnung derselben ist dieses Vermögen im Allgemeinen zu Stande gebracht. Die ersten vernehmlichen Bezeichnungen sind Substantive, die das Kind in den Tönen, die es hervorbringt, sich schafft. Mit diesen bezeichnet es die Einheit zugleich. Als Einheit schaut es den Gegenstand, Einheit ist der Act des Anschauens, als Einheit charakterisirt er im Tone sich selbst. Bewusst wird es sich dieser Einheit durch die Wahrnehmung gleicher Objecte. Daher die Regel, nicht durch mannichfaltige, sondern gleiche Objecte die Zahl ihm zum Bewusstseyn zu bringen. Allein die Möglichkeit dieser Operation beruht darauf, dass es die Objecte wirklich fixire. Diess geschieht durch ihre Benennung. Durch sie wird der Zögling keineswegs durch Anschauung der Qualität zerstreut. Der Name ist nichts anderes als

als der Ausdruck der Fixirung des Objects an sich, wie schon der Gattungsbegriff ausweist, der ein collectiver oder Zahlbegriff ist. Versuche es jemand, ein 3 bis 4 jähriges Kind, ohne seine Aufmerksamkeit auf diese Weise fest zu halten, zum Zählen mit Bewufstseyn zu bringen. — Trefflich ist alles, was (von S. 38 bis 44) besonders über die bisherige Arithmetik gesagt ist. Desto mehr fällt die Behauptung (S. 43) auf: Es sey vergeblich, dem Kinde, das (vermittelst der Anschauung) zählt, gleich anfangs begreiflich zu machen, dass die zusammengesetzten Zahlen aus dem Wiederholen der Einheit entstehen. Der Vf. setzt hinzu: „Also nicht Eins und Eins ist Zwey, weil diese Reflexion erst erfolgen könne, nach dem die combinirte Zwey schon als solche fixirt sey.“ Rec. weifs gar nicht, was bey der Intuition begreiflich zu machen sey, oder welcher Reflexion es bedürfe. Das Kind *schaut* ja die zwey Einheiten als solche, und combinirt aus ihnen die Zwey. Der nämliche Fall tritt bey der Zusammensetzung combinirter Einheiten ein, ungeachtet (S. 46) behauptet wird, die Analyse könne nicht vor dem Auffassen des Totaleindrucks der Einheiten vollbracht werden. Diefs kann vernünftigerweise nichts anderes heissen, als die Synthesis müsse der Analysis, die Construction der Auflösung in Elemente vorausgehen. Allein eben hierin scheint die vornehmste Lücke des aufgestellten Systems zu seyn, und gegen den Organismus der Entwickelung eine einseitige Vorliebe zur Analyse darin zu herrschen. Das Auffassen des Totaleindrucks der Einheit beruht ja gänzlich auf dem Combiniren der Elemente als ihren Factoren. Der Unterschied zwischen der concreten und abstracten Zahl, und das Abstrahiren selbst, das (S. 51) noch eine so grosse Rolle spielt, kömmt in der reinen Anschauung der Zahl und ihrer Construction gar nicht vor, sondern ist durch sie völlig aufgehoben. Sie ist die *Darstellung und Fixirung des Abstracten selbst*, und es ist wunderbar, dass bey vorzüglichen philosophischen Köpfen hierin noch eine so allgemeine Täuschung Statt finden kann, über das innerste Wesen der Anschauung. Die Stufenfolge ist übrigens (S. 44—66) mit besonderer Klarheit auseinandergesetzt. Man erkennt, dass der Vf. seinen Stoff vielseitig bearbeitet hat, und wird mit wahrer Achtung gegen seine Talente durchdrungen. Vorzüglich verdient der Wink (S. 69) über die analoge Behandlung der Sprache Aufmerksamkeit. *Eine* Form ist es, nach der der Geist in allem ursprünglich operirt. Sie aufzufinden ist das grosse, jetzt schon nicht ohne Glück versuchte Problem, dessen Auflösung jedem Freunde des Geschlechts eben so willkommen seyn muss, als die Aufgabe für jeden, der sich fühlt, würdig ist. — Rec. sieht übrigens der Fortsetzung und Bearbeitung der geometrischen Anschauung mit Verlangen entgegen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

CHEMIE. *Berlin*, in der Schüppelschen Buchh.: *Chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen* von D. *David Ludw. Bourguet.* Fortgesetzt von D. *J. B. Richter*, Assessor an der königl. Berg- und Hütten-Administration etc. Dritter Band. 1803, 396 S. Vierter Band. 1803. 450 S. Fünfter Band. 1804. 392 S. gr. 8. (jeder Band 1 Rthlr. 8 gr.) Im J. 1798 erschien der erste Band dieses Werks, bearbeitet vom D. *Bourguet*, und erst im J. 1802 folgte der zweyte von demselben Vf. nach. Diese lange Verzögerung läfst uns nur zu sehr vermuthen, dass das Publicum sich für dieses Buch wenig interessirt hat. Hr. *Bourguet* liess es endlich liegen; Hr. D. *Richter* nahm auf Ersuchen des Verlegers den Faden wieder auf; seine Fortsetzung geht bis zum Worte *Verm.* — Man hat gewiss sehr selten Ursache zufrieden zu seyn, wenn ein literarisches Product von einem anderen beendiget wird; denn selten wird der Fortsetzer ganz den Gesichtspunkt seines Vorgängers auffassen, selten ganz mit dessen System übereinstimmen, und so entsteht eine allzu bemerkbare Ungleichheit. Wenn nun erst ein äusserst fehlerhaft angelegtes Werk von einem Manne fortgesetzt wird, der seinen Vorgänger weit an Kenntnissen übertrifft: so fällt die Ungleichheit noch mehr in die Augen. Diefs ist hier der Fall; und es ist sehr zu bedauern, dass Hr. *Richter*, statt sich zur Fortsetzung eines schlecht angelegten Werks verleiten zu lassen, uns nicht vielmehr ein eigenes lieferte.

Schon über den ersten Band hatte man ehemals ein sehr gegründetes Urtheil ausgesprochen, und Fehler des Plans angegeben, gegen die sich Hr. *B.* in der Vorrede zum zweyten Bande zu vertheidigen sucht. Aber seine Gründe sind seicht. So sagt er z. B. auf den Einwurf, dass das eingestreuete Pharmaceutische füglich hätte wegbleiben können: „ich hatte bey der Bearbeitung meiner Schrift den Zweck, meinen Zuhörern insbesondere zu nützen, und da diese gröfstentheils angehende Ärzte sind, so hielt ich es für zweckmäfsig, von der Pharmacie *so viel mitzunehmen*, als sich nur immer thun liefs, ohne diesem Zweige der angewandten Chemie zu viel Platz einzuräumen.“ Welcher Widerspruch! Und was sollen ganze Seiten von Arzneyformeln (s. 2 B. 176) in einem chemischen Wörterbuche? Was die zahlreichen Beschreibungen roher Arzneydroquen? Hätte der Vf. das Buch vorzüglich für Ärzte und Apotheker bestimmt, und es als ein pharmaceutisch-chemisches Wörterbuch angekündiget: so hätte er diese Dinge mit aufnehmen müssen, aber dann würde es auch nöthig gewesen seyn, weit mehr aufzunehmen. Dem Vorwurfe des weitschweifigen Drucks, wodurch der Raum ganz unnützerweise verloren geht, sucht er durch die Bemerkung zu begegnen, dass man für ein Buch gern ein baar Groschen mehr bezahle, um es bequemer lesen zu können. Ganz recht; aber ein Wörterbuch dient zum Nachschlagen, und weitläuftiger Druck erschwert nur das Aufsuchen. So hat sich auch der Vf. erlaubt, Verbindungen aufzunehmen, die noch nicht gemacht worden sind, und auch dadurch viel Raum versplittert. Demohngeachtet hoffte er das Werk in einigen Bänden beendigen zu können. — Hn. *Richters* Arbeit hebt mit dem Artikel *Laab* an. Er hat im Ganzen den vorigen Plan beybehalten; aber alle Artikel weit ausführlicher abgehandelt, vorzüglich was praktische Sachen anbelangt; und hier trifft man auf manche schätzbare eigene Erfahrungen. Übrigens ist die Literatur sehr vernachläfsiget worden. Hoffentlich wird mit dem sechsten Bande das Werk beendigt werden. Da in diesem der Artikel *Verwandtschaft* vorkömmt, so wünschen wir sehr, dass Hr. *R.* Berthollets neue Ansichten vorzüglich seiner Aufmerksamkeit würdige. Doch steht diefs kaum zu erwarten, da er noch fest von der Wahrheit seiner stöchyometrischen Sätze überzeugt ist, die nach dem Berthollet'schen System sich keineswegs behaupten können.

CB.

Neue Auflagen.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Lesebuch für Taubstumme*, von *E. A. Eschke*. 2te geänderte Aufl. 1805. VIII u. 162 S. 8. (8 gr.)

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1805.

PÄDAGOGIK.

Beschluss der Rec. über Weiss und Tillichs Beyträge zur Erziehungskunst etc.

Die 2 Abhandlung von Hn. *Weiss* enthält: *Gedanen über Nationalerziehung mit Hinsicht auf die verchiedenen Stände.* Diefer Auffatz wurde zum Theil lurch die Zöllnerifchen Ideen über Nationalerzieiung veranlasst. Es ist lehrreich, die Anfichten beiler Vff. mit einander zu vergleichen. Hr. *W.* unterscheidet fich von feinem Vorgänger befonders dalurch, dass er feinen Gegenftand von der Seite, von ler er ihn auffasst, genauer beftimmt, confequenter ind philofophifcher behandelt, feftere Gefichtspunke von der menfchlichen Natur felbst angiebt, und len öffentlichen Unterricht, als Sache der Politik ind des Staats, durch die Idee eines organifchen Ganzen begründet und verknüpft. Er verfucht die Deduction einer fcharfen Grenzlinie der verfchiedeien Stände in Hinficht auf intellectuelle Cultur und Bedürfniffe. Erft weist er die Verfchiedenheit dieer Cultur als eine Thatfache in der Wirklichkeit uf. Dann unternimmt er ihre Rechtfertigung aus lem Begriff der menfchlichen Individualität und iher Beftimmung felbft. Von diefem Standpunkte der dee des intellectuellen Unterfchiedes aus, leitet er ine Claffification der bürgerlichen Stände her; ftellt lann endlich Form und Inhalt des öffentlichen Unerrichts nach den fich für die aufgeftellten Stänle ergebenden Modificationen und Verfchiedenheien in einer ineinandergreifenden Stufenfolge dar. Der letztere Theil umfasst jedoch bisher nur die allemeine Grundlage oder die Elementarbildung. ichon diefe kurze Überficht beweist die äufserfte Leichhaltigkeit des hier zufammengedrängten Stoffs, em der Vf. fowohl durch Bündigkeit und logifche ichärfe, als durch Wärme und Würde des Vorrags, und eine Menge feiner pfychologifcher Beierkungen ein vorzügliches Intereffe zu geben wufse. Allein auch fie fchon zeigt die Einfeitigkeit der ufgeftellten Theorie, als einer Theorie der *Natioalbildung*, oder als Grundlage eines der Nation als olche umfaffenden *Erziehungsplanes.* Rec. erlaubt ch hier um fo mehr ein wenig ins Detail zu geen, nicht nur weil diefer Gegenftand jetzt an der Tagesordnung ift, fondern auch weil es ihm ein ringendes Zeitbedürfnis fcheint, dass das Wefen ler Nationalbildung beftimmter als bisher ins Auge efasst werde. Es ift zwar äufserst fchwierig diess zu beftimmen, und um fo weniger eine allgemeinere Übereinftimmung dabey zu erwarten, da die theoretifche, aufs Wiffen gehende Richtung der gegenwärtigen Cultur ihr in gewiffer Beziehung gänzlich entgegengefetzt ift. Die aus ihr entfpringende Anficht der bürgerlichen und politifchen Exiftenz konnte nicht anders als den Sinn für das eigentliche Nationelle fchwächen und auslöfchen. Gerade die heutigen Staatserziehungslehren, die Anftalten für Volksaufklärung, die Menge von Schriften und Verfuchen darüber find der fprechendfte Beweis davon. Sie drehen fich um Allgemeinheiten, in denen alles Individuelle des öffentlichen Verhältniffes feiner Berührungspunkte und Genüffe beynahe verfchwunden ift. Sie waren da nicht, wo die Nationalerziehung wirklich Statt hatte. Der hohe Werth von diefen charakterifchen Kennzeichen und Wirkungen der neueren aufklärenden Cultur darf nicht verkannt werden. Es ift den Völkern damit etwas anderes, vielleicht etwas Befferes gegeben. Nur dürfen die Worte niemand täufchen, als fey dadurch zu Stande gebracht, was der Hauptfache nach völlig mangelt. Wenn nicht Extreme fich berührten, und die Bildung der Menfchheit auch eine ächtnationelle Bildung wiederum zurückführen müfste: fo dürfte letztere mit Recht entfernter als je betrachtet werden. Überdiess ift zu vermuthen, es werde, bis der Genius einer höheren Gefetzgebung irgendwo fchöpferifch hervortritt, und eine reelle Nationalorganifation beginnt, was darüber gefagt, gefchrieben und verfucht wird, immer auf ein blofses Theoretifiren und Experimentiren hinauslaufen, das allein als Übung des Denkvermögens und Beobachtungsgeiftes einen formellen Nutzen haben kann, weil die Bafis, *die lebendige Darftellung der Idee der Nationalbildung*, fehlt. Rec. hofft diefe Bemerkungen auch durch vorliegenden Auffatz gerechtfertigt. Er verkennt nicht den eigenthümlichen und charakteriftifchen Standpunkt des Vf., noch feine guten Einfichten in die Natur des öffentlichen Unterrichts. Mit Vergnügen gefteht er, die Grenzen der Volkscultur nirgend fo richtig und beftimmt gezeichnet und ihren Inhalt fo confequent dargeftellt vorgefunden zu haben. Indeffen beweist der angegebene Gefichtspunkt, aus dem Hr. *W.* die Nationalerziehung betrachtet, dafs er von ihrem eigenthümlichen Merkmal und ihrem reellen Gegenftande keine Kunde nahm. Gleich im Anfang (S. 77) wird ihr Volksbildung als gleichbedeutend zur Seite gefetzt. Allein beide Begriffe weifen bey genauerer Zergliederung auf

auf eine völlig verschiedene Richtung. Letztere geht auf Absonderung des Volks von den höheren Ständen durch eine seiner individuellen Lage und Bedürfnissen angemessenen Unterricht; erstere auf die Verbindung und den Zusammenhang aller zu einem gemeinschaftlichen Ganzen. S. 78 wird die Nationalbildung auf folgende Weise charakterisirt. „Wir verbinden denn die Standpunkte des Menschen und des Bürgers mit einander, und wir fassen den letzteren so hoch und so weit, als es nur möglich ist. *Der Mensch soll Bürger werden und dabey nicht aufhören Mensch zu seyn?*" Hier hätten nothwendig beide Standpunkte genau bestimmt, und aus dem, was das Eigenthümliche eines jeden ausmacht, auch der unveränderliche Gegenstand und Inhalt der Bildungsmittel eines jeden aufgestellt werden sollen. Rec. hat noch immer gefunden, dass man darin allgemein beym Oberflächlichen stehen bleibt, und die wesentliche Verschiedenheit des Stoffs und der Richtungen, die bey der reinen Entwickelung der menschlichen Individualität überhaupt, und bey denen des bürgerlichen Sinnes und Handelns Statt findet, gar nicht berücksichtigt. Eben diese Vermischung des Menschen und des Bürgers richtet die vorhandene Verwirrung in der Theorie, und in der Praxis die Erscheinung an, dass wir im Ganzen weder eine ächt menschliche noch ächt bürgerliche Cultur und Erziehung haben. Die Erziehungskunst an sich hat den Menschen in seiner Gesammtanlage zu entwickeln. Er selbst, seine innere Vollendung ist einzig ihr Ziel. Sie hat von allem, was nicht zu seiner Persönlichkeit gehört, keine Kunde zu nehmen. Seine Thätigkeit auf ihn selbst zu richten, und ihn in allem, was ihn umgiebt, sich selbst bekannt und fühlend zu machen, ist der Mittelpunkt aller ihrer Anstalten. Die Nationalbildung giebt dieser kraftvollen und in sich selbst vollendeten Individualität die Richtung auf die Nation, damit er selbstständig in ihr sich, wie in sich selber fühle, und wie in ihm die Humanität entfaltet ist, sich anstrenge, dass die Menschheit in seinem Volke oder dem individuellen Staatsverhältnisse, in dem er lebt, allseitig dargestellt werde. Diese Idee läst sich wohl besser aussprechen. Wenn sie indessen ihrem Wesen nach ein Traum ist, so beweist diess nichts anderes, als dass es die Nationalbildung auch ist. Nicht ist diese dann anderswo zu suchen, sondern es kann von ihr überall nicht die Rede seyn. Näher wird die Bildung für das bürgerliche Verhältniss (S. 80 und 126) in den Worten angegeben: „Sie soll, wie die Natur jeden stellte, wie der Staat ihn aufnahm, und ihn zum Mitarbeiter an seinem Gebäude der Sicherheit durch Wohlseyn einladet, ihn führen und formen, so dass die Einzelnen sowohl ihrer psychologischen Individualität, als auch der Idee eines politischen Organismus gemäss, *zu der Lebensweise vorbereitet werden*, welche sie künftig erwartet." Allein die Standes und Berufs-Bildung drückt eben so wenig als die Volksbildung das Eigenthümliche der Nationalerziehung aus. Stände und Berufsarten gehören zwar zum individuellen und bürgerlichen Bedürfniss. Ihr gegenseitiger Verkehr ist ein nothwendiger Bestandtheil des Staats. Allein diese Gegenseitigkeit zwischen Bürger und Bürger, und zwischen diesem und dem Staate, wodurch dieser ihre Kräfte in Anspruch nimmt, und sie dafür wieder mit Wohlseyn und Sicherheit abbezahlt, und das daraus entspringende rechtliche Verhältniss, enthält wie Hr. *W.* S. 98 selbst sehr richtig bemerkt, keine Grundlage zur Nationalbildung. So wesentlich und heilig es in anderen Rücksichten sey, in Bezug auf Nationalität bringt es nur Krämer und Politiker hervor. Ohne den seelenvollen Begriff des Vaterlandes, der alles zur Einheit bildet, kommt durch sie kein nationeller Organismus, sondern nur ein gesellschaftlicher Mechanismus zu Stande. Nationalgeist deutet schon als *Sinn*, als *Geist*, auf ein innigeres und heiligeres Band hin, und kündigt sich an als ausgehend vom Gemüth, als in Liebe bestehend. S. 81 geht Hr. *W.* nach den gegebenen Erklärungen alsobald auf die bestehenden Anstalten zur Nationalerziehung über. Er nennt und charakterisirt die Einrichtungen für den öffentlichen Unterricht von den Volksschulen an bis zu den Universitäten. Diese Charakteristik ist zum Theil sehr gelungen. Rec. ist ganz einstimmig: „dass es nie nothwendig und selten tauglich sey, dass die niederen Volksclassen, denen die Übersicht der grösseren Verhältnisse fehlet, eigenmächtig *über diese Verhältnisse* vernünfteln." Allein die freye Reflexion über ihr *eigenes Thun und Lassen* S. 32 bestreiten, und sie *dadurch* freylich unter milderenden Beschränkungen zu Maschinen in ihrem eigenen Gewerbe in Hinsicht aufs Ganze zu verdammen, streitet gegen den ursprünglichen Charakter der Menschennatur, die persönliche Selbstständigkeit. Es ist selbst gegen die bestehenden Einrichtungen der gegenwärtigen Staaten. Gerade hier dürfte in praktischer Beziehung der Begriff des Vf. von der ursprünglichen Freyheit, auf den er seine Theorie baut, die erste Lücke verrathen. *Freyseyn*, heisst mit Bewusstseyn nach Zwecken handeln können. An dieses Bewusstseyn hat der Niedrigste wie der Höchste Anspruch. Und da lastet Geistesdruck und Sklaverey auf dem Volk oder dem Individuum, dem dazu die Mittel oder der Spielraum fehlet. Auch aus selbstständigem Bewusstseyn der nothwendigen Verhältnisse des Ganzen muss das Volk handeln können, sonst giebt es keine nationelle Existenz für dasselbe, und es ist dadurch factisch *ausser der Nation*. Der Begriff der Elementarbildung (S. 83 ff.) scheint dem Rec. zu weit und zu unbestimmt gefasst. Er möchte damit den vollständigen Umfang der dem Stoff und der Form nach rein subjectiven Entwickelung bezeichnen. Diese muss die Forderung der persönlichen Selbstständigkeit schlechterdings realisiren, sobald sie da ist. Sie ist nach diesem Begriff die allgemeine nothwendige Grundlage der Nationalbildung, und bringt das Kind dahin, die Würde der menschlichen Natur erst in sich selbst anzuschauen, damit es die Würde der Nation und

das

das Herrliche, in dem Verhältniſs mit derselben zu leben, schauen könnte. So lange sie das nicht leistet, kann sie nicht als vorhanden betrachtet werden. So lange existirt auch keine Pädagogik in der That und Wahrheit. Rec. hätte übergangen, daſs Hr. *W.*, indem er von dem für Nationalerziehung Vorhandenen ausgeht, bloſs auf die *Unterrichtsanstalten* Rücksicht nimmt, da er in der Folge eine Berücksichtigung des individuell als national Existirenden erwartet hätte. Allein (S. 134) erklärt der Vf. ausdrücklich, *daſs sich die Nationalerziehung in keinem Falle weiter erstrecke.* Schon das Resultat, das sich aus seinen Untersuchungen ergiebt, die absolut nothwendige Verschiedenheit des Unterrichts für die verschiedenen Stände, hätte ihn auf das Gegentheil führen können. Finde auch in der Idee dieses Unterrichts eine Stufenfolge Statt, die einen organischen Zusammenhang begründet, in der Wirklichkeit trennt er die Nation, und theilt ihre Interessen. Nimmer werden ähnliche Schranken, man mag sie in intellectueller oder physischer Hinsicht, als Mittel zur Wirksamkeit oder zu Genüssen aufstellen, den Kampf von Ständen gegen Stände, und eine leidenschaftliche Einseitigkeit aus dem Staate verschwinden machen. Von Seite der höchsten intellectuellen Cultur findet diese wie von Seite der niedrigsten Statt. Der Unterschied an Kenntnissen und Kräften muſs seyn. Aber das allgemeine öffentliche Gemüth, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, muſs ihn ausgleichen. Durch dieses allein wird die Einsicht und Gewalt der Hohen in einen sicheren Schutz für die Niedrigen verwandelt, und dadurch das natürliche Miſsverhältniſs aufgehoben. Dieſs allein bringt Gleichgewicht im Staate und jene öffentliche Gerechtigkeit hervor, die kein Staatsrecht und kein Unterricht zu organisiren vermögen, solche vielmehr an sich zu einem reellen Gegensatz damit führen. Der Unterricht nicht minder, als das Eigenthum, und als alles Positive im Staate sind, *sobald von Nationalbildung die Rede ist*, als todte Massen zu betrachten, die, an sich ohne Selbstständigkeit von der letzteren bloſs als nothwendiger Stoff in ihrem Organismus aufgenommen und bearbeitet werden. Keinem dieser einseitigen Standpunkte darf das Ganze untergeordnet werden, sondern jeder muſs sich diesem unterordnen. Nicht was trennt, sondern was in seiner Steigerung alle äusseren und inneren Bestandtheile der Gesellschaft zur Einheit verbindet, ist das Element des Nationalgeistes. Wollte man diesen Gesichtspunkt aus theoretischen Gründen widerlegen, so zeugt die Geschichte für ihn. Man erinnere sich nur an die Griechen. Weniger die Cultur des Wissens als das gemeinschaftliche und öffentliche Leben, in dem jeder sich als Glied des Ganzen der Nation und nur durch sie selbstständig, schaute, fühlte und handelte, bildete den spartanischen Gemeingeist. Nicht sowohl Unterrichts- als Übungs-Plätze waren ihre Gymnasien. Als durch die Trennung vom öffentlichen, die wissenschaftliche Cultur ein eigenes Leben für sich erhielt, lösste sie sich auch in den philosophischen Schulen bald völlig vom Staate ab, und erhielt, ihrer Natur gemäſs, eine kosmopolitische Richtung. Interessant, aber viel zu kurz und unbestimmt, ist der Wink, der S. 93 von dem Verhältniſs des Staats zur Nationalcultur gegeben wird. Hier wäre der Ort gewesen, zu zeigen, wie in Bezug auf die Frage der Staat wesentlich anders, kosmopolitisch, als Individuum der Menschheit selbst betrachtet erscheint, *so fern er die Beförderung der Entwicklung menschlicher Kraft überhaupt* (unwillkührlich und aus Naturnothwendigkeit) bezweckt; anders politisch, insofern er aus Klugheit und Berechnung das Volk erzieht, nur brauchbare Werkzeuge zu seinen Zwecken zu benutzen; anders als Nation, insofern er strebt, sich in jedem Individuum rein und herrlich darzustellen. Der bey weitem merkwürdigste Abschnitt ist S. 95—124, wo der Vf. aus mehreren Gründen, besonders aber aus dem Begriffe der Individualität, die Nothwendigkeit und Rechtlichkeit des Unterschieds der intellectuellen Cultur deducirt, und die wesentliche Rücksicht des Staats auf dieselbe bey der Organisation des Unterrichts rechtfertigt. *Individualität nennt der Vf. absolute Vereintheit des logisch (?) Allgemeinen zu einem Bestehen in Raum und Zeit.* Angewandt auf den Gegenstand heiſst es (S. 115): „Wir haben Vermögen in uns, diese Vermögen haben ihre Gesetze. Durch die Wirksamkeit der letzteren bildet sich allmählich in uns das, was die *geistige Individualität* eines jeden ausmacht; die Frage ist nun, wie viel von dieser Individualität aus der Energie jener Gesetze gefolgert sey? Und wir werden finden bey weitem das Wenigste. Nur die *Form* aber keineswegs die Materie unserer Individualität." Hier wäre vieles zu erinnern. Zuförderst, daſs Hr. *W.* die geistige Individualität bloſs formal durch die Wirksamkeit der Gesetze der geistigen Vermögen entstehen läſst. Allein wie konnte es ihm entgehen, daſs die Individualität ursprünglich schon in dem Vermögen und mit seiner Wirksamkeit da ist? Man redet wohl von der Individualität eines gegebenen Menschen. Allein diese, die sein Charakteristisches bezeichnet, muſs, als eine abgeleitete, von dem Begriff des Individuums an sich sorgfältig gesondert werden. Individualität an sich ist die Form zu existiren selbst. Das Logische ist ihr reiner Gegensatz, wie es der Gegensatz der Natur auch ist. Das Selbstständige, die Materie unserer Individualität, ist das geistige Vermögen an sich. Dieſs ist in allen Individuen identisch. Das Bewuſstseyn, der Verstand, die Vernunft, jedes ist als Kraft, als absoluter Charakter der Menschheit eine absolute Einheit. Nur ihre Art der Auſserung, um die Objecte, an denen sie sich thätig erzeigen, mit einem Wort, nur ihre Modification in der Erscheinung ist unendlich verschieden, wie dieſs in der Natur auch ist, die ihnen einen Urstoff in der Existenz in unendliche Gestalten ausprägt. Wenn also der Vf. (S. 166) sagt: Es gebe nirgend *eine Bildung von erkünstelter Identität:* so gilt diese Behauptung durchaus nicht von dem Wesen der menschlichen Individualität, sondern bloſs von

der

der Richtung ihrer Thätigkeit an einem gegebenen Orte; nicht von ihrer Bildung an sich, sondern von dem materiellen Stoffe, mit dem sie sich beschäftigt. Hätte Hr. *W.* diesen den ganzen Standpunkt verändernden Unterschied vor Augen gehabt, er hätte (S. 177) schwerlich geleugnet, dass es ein Vernunftgebot des Inhaltes gebe: *Mensch strebe theoretisch vollkommen zu seyn.* Diess ist ja wesentlich unter *dem* begriffen: Vervollkommne dich selbst, oder bilde deine Ichheit, jedes deiner Persönlichkeit eigenthümliche Geistesvermögen in dir aus. Er hätte gefunden, dass die Menschheit zur Erfüllung des zweyten: *Befreye dich von der Gewalt des Stoffes,* auf dem Wege der Cultur in einem beständigen Fortschreiten begriffen ist. Endlich, dass dieses Gebot nichts anders als die eigentliche bestimmteste Aufgabe der Elementarbildung selbst sey, die auch *Pestalozzi* schon ausdrückte: *Sie müsse das Kind der blinden Natur entreissen.* Hier sieht sich der Rec. auf dem Punkt, den eigentlichen Hauptvorwurf zu berühren, der das Wesen der Abhandlung selbst trifft. Es ist nämlich der doppelte Begriff der intellectuellen Cultur nicht genug berücksichtigt und gesondert, durch den der Streit über Volksaufklärung nach des Rec. Einsicht allein entschieden werden kann. Versteht man darunter die Cultur des Wissens und der Mittheilung allgemeiner und wissenschaftlicher Erkenntnisse: so bleibt das Volk durch seine Lage und Bedürfnisse davon ausgeschlossen. Die Aufklärung in dieser Rücksicht ist für den gegenwärtigen öffentlichen und Privatzustand ein Unding. Begreift man aber darunter den Anbau der geistigen Vermögen selber, so gebietet diesen nicht minder die Persönlichkeit selbst, als jedes Verhältniss, wenn der Mensch ihm gewachsen seyn soll, ihn fodert. Dieser Unterschied beruht ganz auf dem Grundsatz, dass es nicht auf Beschaffenheit der erkannten Objecte, oder den äusseren Stoff, sondern auf innere Thätigkeit des Menschen, bey seiner geistigen Cultur ankomme. Wodurch (S. 115) also der Sinn eines jeden bewegt, *wodurch* seine Einbildungskraft erweckt, *womit* sein Verstand erfüllt werden solle? das ist freylich in keinem Gesetzbuche des Inneren verzeichnet. Aber dass Sinn und Verstand da, die Einbildungskraft geordnet und lebendig, die Persönlichkeit vollendet sey, und in allem Thun und Treiben des Menschen nicht die Natur, sondern die Selbstthätigkeit mit Bewusstseyn herrsche, das ist die Forderung der menschlichen Individualität, durch sie beherrscht er sich und den Stoff, durch sie allein erfüllt jeder den Ort, auf welchem er gesetzt ist, *ganz.* So wird die Nationalbildung möglich, oder die Richtung der ganzen im Individuum entwickelten Menschheit aufs Vaterland, indem es sich, als in einer höheren Welt, bewegt. So wird kein natürliches Verhältniss der Dinge geändert, wohl aber alles an seinen Platz gestellt. So erscheint der Geist nicht in einer in der Natur begründet seyn sollenden Abhängigkeit von der Materie, sondern als *erhoben* von der Materie, und über sie erhaben, wie es seiner Würde zukommt, und wie er es in jedem, der durch Austrennung und Liebe die wahre Menschheit in sich entwickelt, *wirklich* ist. Nach dieser Ansicht müssten denn auch die (S. 124 ff.) aufgestellten Resultate wesentliche Modificationen erleiden, die, so geistvoll und frappant sie an sich sind, weder so fruchtbar noch so haltbar für die Anwendung seyn dürften, als sie es scheinen. Dass der Sinn und die Idee keinen eigentlichen Gegensatz bilden, erkennt Hr. *W.* selbst (a. a. O.) besonders auch durch seine Bemerkungen über die Idealität des Gefühls beym Weibe (S. 133) und die Moralität des eigenen Mannes (S. 135). Mit Bedauern sieht sich jedoch Rec. genöthigt, den Faden seiner Bemerkungen hier abzubrechen, da er die Grenzen einer Rec. schon so sehr überschritten hat. Er wiederholt nur noch mit Vergnügen, dass er das Ganze als einen wahrhaft bereichernden Beytrag zu den Schriften über die Volkscultur, oder wenn man will, Aufklärung ansieht, der dem Denker und dem Volksfreunde gleich willkommen seyn muss. Möge die Menge populär und oberflächlich über diesen Gegenstand räsonnirender Schwätzer sich an des Vf. wissenschaftlichem Ernst so wie an der Ruhe und Würde des Vortrags spiegeln!

Noch findet sich in diesem Hefte eine lebhaft und gut geschriebene Abhandlung über die Entstehung und Ausbildung der Mutterliebe, und ihren Einfluss auf die Bildung des Kindes, von Hn. *Tillich.* Pädagogisch wichtig sind besonders die Bemerkungen über die Ausartung der mütterlichen Liebe in blinden Trieb, und über seine Veredlung. Eben so eine Frage von *Wolke:* Wie lange wollen verständige Eltern noch Sprachmeister beybehalten und bezahlen? In den literarischen Anzeigen nimmt Hr. *Weiss,* die Oliviersche und Pestalozzische Methode gegen *Zoellners* Angriffe gründlich in Schutz. Den Beschluss macht eine Nachricht von *Tillich* über die Beschaffenheit und den Fortgang der Pestalozzischen Lehrmethode. Er erklärt „dass er damit sein Wort für P. Sache als solche ende."

J. N.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Göttingen,* b. Dietrich: *Novellen und Reflexionen. Aus den älteren Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar.* 1805. 360 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Von den vier Novellen, die dieses Bändchen enthält, ist nur eine, Graf Lilienstein, oder der Leichtsinn in der Klemme, neu; die übrigen drey standen schon in dem Romanen-Kalender. Hier erscheinen sie im eigentlichen Sinne verbessert, indem manche Auswüchse, die sie bey ihrer ersten Geburt entstellten, in dieser Wiedergeburt weggeschnitten sind. Glückliche Griffe in die Tiefen des menschlichen Herzens, Lebendigkeit der Darstellung und eine blühende Sprache sind Eigenschaften, die man des Vf. Schriften schon längst zugestanden hat, und die man auch in diesen Erzählungen wieder findet. Die Reflexionen am Ende zeugen von Menschenkenntniss und Scharfsinn. Ihre Einkleidung ist gefällig. Nur ein paarmal ist Rec. ihr Sinn etwas dunkel gewesen, z. B. „An einem Coeur-As muss dem Weltmanne mehr gelegen seyn, als an allen Herzen, auf die er nicht pointiren kann.

12 x 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 DECEMBER 1805.

GESCHICHTE.

Wien, b. Gassler: *Tiroler Almanach auf das Jahr* 1802. 223 S. in 8. mit vier Kupfern; *auf das J.* 1803. 229 S. 8; *auf* 1804; 296 S. 8. auch mit Kupfern (die aber unserem Exemplar fehlen).

Ebendas., b. Degen: *Tiroler Almanach auf* 1805. 232 S. in mittlerem Almanach-Format, mit dem Bildnisse Erzherzog Johann's und mehreren Kupfern (2 Rthlr. 12 gr.)

Nicht leicht ein Almanach verdient so sehr in gelehrten Blättern eine Anzeige als der, welcher zugleich der gelehrteste, in anderer Hinsicht aber auch der zweckmäsigste ist. Wie oft haben wir diese gute Gelegenheit, einem grosen oder bestimmten Publicum etwas an das Herz zu legen, zu elenden Romänchen und anderem seichten Geschwätz missbraucht gesehen! Der Herausgeber dieser Almanache und sein vornehmster Vf. ist der Freyherr *Joseph von Hormayr*, dessen Gelehrsamkeit wir aus seinen Beyträgen zu der tirolischen Geschichte kennen, der aber auch in dem Landsturm die Waffen und als Hoffecretär bey der Staatskanzley in Wien für andere Sachen die Feder mit gleichem Geschick und Eifer geführt hat, ein der grösten Auszeichnung und Ermunterung würdiger, noch junger Mann.

Der Hauptzweck dieses Almanachs ist Unterhaltung des Gemeingeistes in einem dafür bekannten Lande, welches die eigentliche Vormauer Österreichs ist. Zu dem Ende wird bald aus den ältesten Zeiten beygebracht, was die Entstehung und Natur der Verfassung erläutern, was Familien und Ortverhältnisse interessant machen kann, bald aus den neuesten Kriegen, welche Beyspiele von Muth, Biedersinn und Beharrlichkeit den Ruhm erneuert, und die in Wahrheit schöne Freyheit behauptet haben. „*Das Felsenland hat noch*," singt hier ein Dichter, hat noch, *was nicht besitzt manch mächt'ger Staat, sein Landbuch, seine Ehre*. Der deutschen Völkerschaften sind nicht viele in der physischen und politischen Lage gewesen, solche altgriechische oder schweizerische Scenen in unsere neueste Geschichte zu bringen. Ist aber für die Menschheit etwas wichtiger, als die Überzeugung, wie vielvermögend fester Wille allenthalben und allezeit ist?

Es würde zu weit führen, aus den älteren Jahrgängen alle einzelnen Stücke zu recensiren. Der Almanach des 1802 Jahrs ist besonders reichhaltig für die Geschichte des Landsturms von 1797, welche theils überhaupt und *urkundlich*, theils durch die Darstellung einzelner Vorfälle und vaterländischer Helden sehr anschaulich erzählt wird; so dass man sieht, wie viel ein gerader, mannhafter Sinn mit festem Blick auf Einen Zweck selbst gegen revolutionäre, siegtrunkene Schaaren vermag. Bald würde einer sagen, dass bey solchen Thaten im Vaterland nicht mehr so nöthig ist, an Alten und Fremden den Muth der Jünglinge aufzunähren, wenn nicht eben die Ewigkeit der Lorbeere von Marathon und Sempach das heilige Unterpfand wäre, dass der Tod fürs Vaterland nicht blofs in gleichzeitigen Schriften und nur bey Einem Volk sein Lob findet. Auch *P. Pirminius Berghofer* erscheint unter den Helden, der bey Lisignago seinen Pfarrkindern zurief: „Nur, wenn ich gefallen bin, werde ich euch fliehen lassen;" und allezeit am gefährlichsten Orte erschien — ein guter Hirte; er gab sein Leben für seine Schaafe.

Von anderen Sachen ist in diesem Jahrgang zu bemerken das Grundgesetz, das tiroler *Landlibell* von 1511. nebst der nach dem französisch-bayrischen Überfall abgefassten *Landzugsordnung* von 1704 am rechten Ort beide; die Landesordnung soll jeder wissen, seine Pflicht ein jeder so wie sein Recht.

Mannichfaltigeren Inhaltes ist der Almanach von 1803, obschon Scenen der Kriege von 1797 und 99 auch hier nicht fehlen. Eine Ballade über den Ehrenkampf Graf Albrechts vor Mailand 1158 beginnt, eine, zum Andenken des Weibes, dessen Warnung 1408 Bregenz vor den Appenzellern rettete, schliesst. Wir lieben diese heimischen Familienporträts, aber sie müssen die möglichste Ähnlichkeit behalten; sonst verwirren sie die Überlieferung, welche sie verewigen sollten. Warum die gute Hergothe, die für das Vaterland handelt, in eine Gräfin umgeschaffen, deren Motiv Zärtlichkeit für Einen ist! Hierauf erscheint zweckmäsig der bayrische Einfall 1703 (S. 11—43); man weiss, dass das damalige undeutsche Bündniss für Bayern einen glänzenden Anfang und schlechten Ausgang hatte. Bericht von dem zu Bozen 1508 vor dem Krieg des Cambraybundes, wider Venedig versammelten Landtage; die Stände waren freygebig, doch mit Sicherheit und kluger Umsicht. Es ist angenehm, einen seiner Zeit berühmten Ritter, einen der ältesten Dichter, von dem in Musik notirte Lieder sind, *Oswald'en von Wolkenstein* (S. 85—125; 1804: S. 127—159) auf das genaueste nach den urkundlichen Berichten beschrieben zu sehen. Er ist in Herzog Friedrichs romanhafte Geschichten ver-

verflochten, worüber viel fonst nicht bekanntes zu Tage kömmt (vgl. 1805 die Erklärung der Kupfer). Es ist dessen so viel in der Mittelaltersgeschichte, dafs ihre Bearbeitung zum Roman keine Entstellung nur Ausmahlung erfordert. Oswald's Werke sind in zwey Foliobänden in den Bibliotheken zu Insbruk und Wien: er (auch über die Kriegskunst einer der früheften) fingt mit rührender Einfalt die Natur, die Liebe, die schöne castilische Königin, welche ihm den Greifenorden und feine grofse goldene Kette gab. S. 126 bis 187 in Verbindung mit 1804 S. 46 bis 103 und 1805 S. 34 bis 129 ist eine ausführliche diplomatische Geschichte der Herzoge von *Meran* und ihrer Väter vom Huofigau, Norithal, Sundergau und von Andechs anzutreffen. Gewifs ist über dieses Haus nie mit gröfserem Fleifs, nie erschöpfender geschrieben worden. Ob aber diese Erörterungen nicht schicklicher in die diplomatischen Beyträge aufgenommen wären, ob für den gemeinen Lefer, dem Almanache bestimmt zu werden pflegen, dieses eine Speise, ob der durch dieses Buch sonst bezweckte politisch-moralische Nutzen hievon nahe liege, diefe Entscheidung überlassen wir dem Vf., welcher feine tirolischen Lefer kennen wird. Er ist an Urkunden und Geschichtsnotizen und an Phantasie zu ihrer Darstellung so reich, dafs wir diese eigentlich dem Geschichtforscher interessanten Untersuchungen mit Verwunderung *im Almanach* angetroffen. Die Urkunden sind populär merkwürdig, S. 186—192, wie ein armer Hirtenjunge, ein Findelkind, aus Mitleiden für die im Arlenberg erfrierenden Menschen daselbst im J. 1379 eine Rettungshütte errichtet, für die Unterhaltung eine Brüderschaft zusammengebracht, und wie freundlich die österreichischen Herzoge es unterstützt. (Dafs — im Vorbeygehen — der Vf. allezeit *Heerzog* schreibt, ist uns aufgefallen; weil Neuerungen in Kleinigkeiten eher bey Schriftstellern vorkommen, die fich durch nichts besseres auszuzeichnen wissen, und weil diese Schreibmanier nur für Eine Periode die wahre ist; bald waren die Herzoge nicht mehr Heerführer; auf mehrere spätere scheint so eine Rechtschreibung eher Satyre.) S. 201—215 gute Nachrichten über alte und neue Landesverwaltung; bis 228 über tirolische Künstler. Von Muheln war jener *Colin*, Urheber des ausserordentlich künstlichen Denkmals, welches Maximilian der Erste in der insprukschen Hofkirche hat. S. 229 wird in gleichzeitigen Versen die Bewirthung besungen, welche dieser Kaiser 1497 zu Stamms Gesandten des Padisha's Bajessid gab.

Auch der 1804 Jahrgang beginnt und schliefst mit Balladen zu Verewigung zwey edler Züge der älteren Historie tirolischer Männer. In diesem und folgendem Almanach sind mehrere Züge der Landesgeschichte in der naiven alten Schreibart *Canzlar Burglechner's* eingerückt. Man liefst fie mit Vergnügen. Da die Schreibart ohngefähr die Landesmundart ist, so wird man auch im Tirol sie ohne Mühe verstehen. Hier kömmt vor, was bey des Kurfürsten Moriz Einfall (1552) begegnet. Gewarnt wurde man, aber der Übermuth glaubte es nicht. Ein wichtiges Actenstück (zu erläutern aus einer folgenden Abhandlung über die von Fründsperg) ist *Margareth Maultasche's* Übergabe des Landes 1363, eine Vollziehung eigentlich der schon vor ihres Sohnes Tode 1359 beschlossenen. Da kommen auch ihre Liebesgeschichten mit dem Passeyr'er Bauern, mit den drey Brüdern Goldek, und ihre Dankbarkeit mit Ehren und Freyheiten zur Sprache. Übrigens wird aus einer Urkunde bewiesen, dafs ein Schlofs, wo fie (wegen der schönen Männer in der Gegend) besonders gern war, schon vor hundert Jahren Maulrasch hiefs; von dem kam ihr Zuname. Merkwürdige Abhandlung über die von Freundsberg (Frundsperg), Väter des deutschen Helden S. 160—211, wie auch über den Adel und über die Kriegsthaten der Freyherren von Madruz S. 220—243: Diese Erneuerung der berühmten Geschlechter ist so löblich als zu Erläuterung der Geschichte zweckmäfsig. Dann kommen wieder aus der neuesten Zeit, untermengt mit älterer, denkwürdige Männer. Endlich aus dem Protocoll eines ehrfamen Gerichtes zu Glurus und Mals der 1519 wider eine Art Feldmäuse, *Lutmäuse* genannt, geführte Procefs, worin auf Klag und Antwort, nach Kundschaft und Recht, sie von der Feldmark der klagenden Gemeinde zwar vertrieben, doch (wie diese Menschen gutmüthig waren) den allzu jungen, auch den schwangeren Thierlein der Aufenthalt für noch etwas längere Zeit erlaubt ward. Man sieht, wie die Gerichte das einfältige Begehren der Bauerfame zu eludiren wufsten, ohne ihrem Glauben zu widersprechen.

In dem Almanach für das laufende Jahr, dessen Äusseres, auch die Kupfer, viel besser in die Augen fallen, ist schon in Erklärung letzterer, z. B. über die Burgen von Greiffenstein und Firmian (Formigar), viele angenehme Gelehrsamkeit. Von den Balladen ist eine nach wahrer, andere sind nach fabelhafter Geschichte. Hierauf werden vornehmlich die Urkunden des Bauernkrieges 1525, in so weit er Tirol betraf, beygebracht. So interessant sie sind (wir werden es sogleich beweisen), so ist die Sprache von einigen für das gemischte Almanachspublicum doch wohl zu schwer: Es wird den tirolischen Lesern eine kaum zu erwartende Ehre machen, wenn dieses sie nicht abschreckt: Anders wenn der Vf. sie *bearbeitet*, und nur gewisse Kraftausdrücke beybehalten hatte. Indefs, unser Wunsch ist kein anderer, als die Aufrechthaltung feiner schönen Unternehmung. Die gröfstentheils mit urkundlicher Treue abgedruckten Plane der Bauern sind als Blüthen der im 15 und im Anfang des 16 Jahrhunderts aufgeweckten Denkungskraft dieses Bergvolks unerwartet merkwürdig. Ihr Blick ist so umfassend, manchmal so richtig, dann wieder so kühn herumirrend, dafs kaum zu unserer Zeit die durch nichts beschränkten Flüge revolutionärer Phantasie sich wilder haben herumtreiben können. „Es sollen" lautet *Michel Gaismayr's* für sie aufgesetztes Schreiben. „Es sollen alle Freyhei-

heiten (Privilegien) abgethan, und hinfür niemand vor dem andern bevortheilt werden. Man soll die Ringmauren an den Städten, dergleichen all Schlösser im Land niederbrechen, und hinfür nimmer Städt, sondern Dörfer seyn, damit nit Unterscheid der Menschen, also dass einer höcher oder besser weder der ander seyn wolle, daraus dan im ganzen Land Zerrüthlichkeit entstehen mag, sondern ein ganze Gleichheit im Stand seyn. Die Juristen soll man ausreuten und derselben Bücher verbrennen." Die Gerichte und Pfarreyen sollen nach der Bequemlichkeit und Wohlfeile vertheilt werden, jedes Gericht jährlich einen Richter und acht Geschworne wählen, mitten im Lande zu Brixen eine Regierung aufgerichtet werden, aus den Viertheilen des Landes; eben daselbst eine hohe Schule, welche drey gelehrte Leute bey der Regierung haben soll. Alle inneren Zölle sollten auf die Confinen verlegt werden. Aus den Zehenten Pfarrer und Arme zu erhalten, das übrige in eine Landnothdurftscasse. Man soll nicht länger wegen einiger eigennütziger Personen die Auen und Möser ungebaut liegen lassen; sie können gute Weide geben, und wenn man Wein und Korn gemischt anpflanzt, so werden die bösen Dämpfe vergehen, und das Land wird gesunder werden. Auch soll jede Gemeinde jährlich einmal ihren Wald reinigen. Handwerker in Seide und solchen Artikeln sollen zu Trident seyn, wo es wohlfeil ist, und ihre Waaren sollen (nach einem Maximum) unter polizeylicher Aufsicht im Land verkauft werden, damit sie jeder zu guten Preisen haben kann. Im ganzen Lande einerley Mass und Gewicht, und ein Jahrmarkt an der Etsch, einer am Inn. Dieses und mehr hatten sie vor, ehe Ferdinand mit fremdem Volk sie nöthigte, einzulenken. Aber noch liessen sie nicht alles fahren. Es ist in ihren *Artikeln* an ihn: dass sie für den Zehenten etwas bestimmtes geben möchten; jede Gemeinde ihren Pfarrer selbst ein- und absetze; jede einen Vorrath von Korn und Wein habe, um billige Preise zu unterhalten; die jetztlebenden Pfaffen anständig unterhalten, aber nicht wieder ersetzt werden sollen; Wald und Wasser frey sey; die Hirsche wolle man, seiner Jagd wegen, schonen, bis sie in die Felder kommen und Schaden thun. Haben unsere Revolutionärs diese Acten gehabt, oder hat übergrosses Bücherlesen diese Alten verführt? Keines von beiden. Es ist im Herzen des Menschen, gewisse Einrichtungen unnatürlich zu finden, weil man ihm ihre Natur und ihren Zweck fasslich zu erklären verschmäht, und es liegt in dem Verstand auch des Nichtlesenden, auf Gedanken zu gerathen, die darum nicht verwerflich werden, weil *er* sie sagt. Übrigens ist auch dazumal von beiden Parteyen alles leidenschaftlich, gewaltsam und *auf das unmenschlichste* getrieben worden: so hell auch der Ungelehrte bey ruhigem Nachsinnen denken mag, so ungleich wird sich der Mensch, sobald Auflösung der Ordnung den Teufel in ihm loslässt. Auch ist, wie gewöhnlich, wenn man Extreme sucht, dazumal alles ärger worden, als es zuvor war. S. 130 folgt eine schätzbare Abhandlung über römische Alterthümer. Die vornehmsten verewigen das Verdienst Kaisers Claudius um die Herstellung der zuerst von seinem Vater Drusus vom Po bis an die Donau gebahnten Strassen. Monumente des Dienstes der Isis und des Mithra. Es ist auffallend, noch zu Ehren Kaisers Moritz ein marmornes Denkmal anzutreffen. Das unbegreifliche Zeug S. 135 *über die Römer* hinauf zu datiren, ist wegen der Buchstaben, in deren einigen selbst der Vf. den Namen Augustus findet, unmöglich, und nicht weniger schwer dürfte seyn, erweislich hetruskische Denkmale im tirolischen Rhätien aufzutreiben. Dass übrigens der Vf., Hr. Pfarrer *Schranzhofer* zu St. Peter bey Tirol (dem Schlosse) für antiquarische Untersuchungen Fleiss und mannichfaltiges Talent habe, erhellet vornehmlich aus dem Auffatz S. 144 über die, auf Trümmer der altrömischen Maja erbauten, und durch ausgebrochene Bergwasser und Sandströme weggeführten oder überschütteten Stadt Mays bey Meran, deren Überbleibsel genauer ergründet zu werden verdienen. Es folgt, nach einigen biographischen Notizen über *Tartarotti*, den tirolischen Regierungskanzlar von *Hormayr* (des Herausgebers Grossvater) und über den Hofrath, Baron *Sperges*, eine eben so zweckmässige als vortreffliche statistische Darstellung sowohl der alten vorarlenbergischen Lande, Bregenz und Feldkirch, als der neuerworbenen Stadt Lindau und Grafschaft Rothenfels. Sie ist so reichhaltig, dass ein Auszug ohne Überschreitung unserer Grenzen wohl nicht möglich ist. Blos weil es einem auswärtigen Regierungsblatte gefallen hat, Lindau mit Genua in ohngefähr gleiche Linie zu setzen: so dient zur Nachricht, dass dieses schwäbische Genua mit aller seiner Zubehörde in der That *726 und ein Viertel Joch weniger als eine Quadratmeile* füllt. Nun überlassen wir anderen die Vergleichung des Bodensees mit dem mittelländischen Meer.

Fhs.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖRLITZ, b. Anton: *Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht.* Von *A. Lafontaine.* 4 Bände. 1804 u. 1805. 1 B. 376 S. 2 B. 392 S. 3 B. 337 S. 4 B. 328 S. 8. (6 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Laf.* sagt in der Vorr. zum 1 Band, der mit dem zweyten zugleich herauskam: „Ich übergebe dem Publicum das Museum für das weibliche Geschlecht, und einen Band von der Zeitschrift für Gattinnen, etc. die sich vergriffen haben, unter einer anderen und hoffentlich *verbesserten* Gestalt. Die Leserinnen werden für die weggeworfenen, *einige neue Erzählungen*, und die alten in *einer besseren Ordnung* wiederfinden." — Der Verleger erklärt in einer öffentlichen Ankündigung: „Wie bekannt enthalten der 1—3 B. alte und *neue* Erzählungen vermischt; der 4 aber enthält ganz neue Erzählungen. Dieser könne daher auch unter dem besonderen Titel abgelassen werden: *Neue moralische Erzählungen*

gen für Frauen und Mädchen (Töchter) *gebildeter Stände.*" 1 B. Beiden Erklärungen widerspricht, in Ansehung des 1 und 2 B., eine anonyme Anzeige, die zu seiner Zeit in einem berüchtigten Blatte stand, worauf, so viel Rec. weiss, nichts geantwortet worden ist, und die so lautete: „Der b. *Anton* in Görlitz erschienene Sittenspiegel für's weibliche Geschlecht, von *A. Lafontaine* ist *wörtlicher Abdruck* der schon vor 7 oder 8 Jahren erschienenen Aufsätze und Erzählungen desselben Vf., die man auch schon in seiner Monatsschrift fürs weibliche Geschlecht, von *Bahrdt* angefangen, gelesen hat." — Rec. ist nicht im Besitz des Museums und der Zeitschrift, hat sich beide auch nicht verschaffen können; er hält aber Hn. *L.* für einen rechtlichen Mann, der einen *wörtlichen Abdruck* älterer Arbeiten nicht unter der Firma: *verbessert* und durch *neue* die alten weggeworfenen ersetzt, wider an den Mann zu bringen versuchen wird. Was zwey bekannte Männer mit ihres Namens Unterschrift bezeugen, verdient mehr Glauben, als die Rüge eines Anonymus. Da nun aber Rec. nicht bestimmen kann, was in den 3 ersten Bänden alt oder neu, verbessert oder nicht ist: so glaubt er sich von der genaueren Beurtheilung derselben mit Recht dispensiren zu können, und hat es hier vorzüglich mit dem 4 Bande zu thun, der, nach der Versicherung jener Männer, lauter neue Erzählungen enthält. Nur einiges will er von den 3 ersten Bänden sagen. Die Leserinnen finden in ihnen Erzählungen, mit kleinen Abhandlungen, Briefen u. s. w. vermischt. Frauenzimmer sind ja in diesem Punkte sehr genügsam, das meiste wird sie also gewiss interessiren. Manche Artikel, wie *Anquetil du Perron* und Enthusiasmus im 3 Band sind Lückenbüsser, denn in einen *Sittenspiegel* fürs weibliche Geschlecht gehören sie, wie mehrere andere, nicht. Überhaupt möchte man wohl fragen, was sich der Vf. bey dem Titel, *Sittenspiegel* etc. eigentlich gedacht habe. Über die Anekdoten am Schluss des 1 Bandes, vom Vomiren der Römer bey Tische, und wie sich die *Omaguas* in Gesellschaft Klystire geben, müssen die jungen Damen schnell wegsehen, und zu dem 2 Band eilen, wo die erste im Ganzen treffliche Erzählung sie die kleine Unartigkeit des Hn. *L.* bald vergessen machen wird. Viele Aufsätze in diesem 3 Band sind Collectaneen, die der Vf. bey seiner Lectüre sich gesammelt hat; und manches davon, wie über öffentliche Lustbarkeiten, Kleidung und Putz älterer Zeiten, Tanz etc. ist in Almanachen und Journalen schon vielfältig von anderen benutzt worden. — Der 4 Band, der seinen Titel, Sittenspiegel, mit grösserem Rechte führt, hat drey Erzählungen: *Welch ein Herz! Der Lohn der Treue. Minchen.* Rec. muss es unterschreiben, was mehrmals Hn. *L.* vorgeworfen ist: dass er sich selbst ausschreibt, dass die Hauptcharaktere in der einen seiner Erzählungen sich mit wenigen Veränderungen in der anderen wiederfinden. — So wird z. B. den alten *Losse* und das Klärchen der ersten Erzählung, ein Leser der Lafontänischen Schriften als alte Bekannte, aber gewiss freundlich, begrüssen. — Dass es dem Vf. sehr um das Anbringen von Sentenzen und Reflexionen zu thun ist, und er oft deswegen Situationen herbeyführt; dass er überhaupt zu viel schreibt, um vortrefflich schreiben zu können, ist bekannt. Aber bey der unersättlichen Gier unseres Publicums nach dergleichen Lesereyen, die von vielen elenden Buchmachern benutzt wird, ihre, der Sittlichkeit oft so schädlichen Machwerke zu Tage zu fördern, muss man es weniger hoch anrechnen, dass ein Schriftsteller wie Hr. *L.* auf solche Weisse schreibt. Was er giebt, unterhält bey seiner lebhaften Darstellung, belehrt auch in mancher Rücksicht, rührt sein Publicum, erweckt schlummernde Gefühle fürs Gute und untergräbt die Sittlichkeit nie. „Nur das ewige lieben und geliebt werden!" — Aber man weiss warlich nicht, was man mit diesem Einwurf will. Für Kinder von 6 bis 10 Jahren kann man wohl interessant schreiben, ohne Liebe zum Thema zu nehmen; aber auch für Erwachsene in der Blüthe ihres Lebens? Und werden sie nicht die Liebe und vielleicht gefährlicher für sich kennen lernen, wenn sie auch nie Bücher dieser Art lesen? — Diess auf die vor uns liegenden Erzählungen angewandt, so zweifelt Rec. nicht, dass die Freunde Lafontainischer Darstellungen alle drey, auch die letzte, so unnatürlich, in gewisser Hinsicht, der Charakter der Heldin gezeichnet ist, mit Vergnügen lesen werden. — Eine Frage erlaube uns noch zum Schlusse dieser Anzeige der Vf.: Warum er nämlich in die letzte Erzählung — „den Mysticismus der *Religion*, den man jetzt so viel predigt" — hineingezogen hat. Wir sehen nicht ein, wie *dieser* Mysticismus hieher kommt; es müsste denn seyn, dass der Vf. so bey Gelegenheit, unseren neueren Mystikern einen Schlag geben wollte, den sie aber wohl kaum fühlen werden. — Die Kupfer, zu jedem Bande eins, welche das Mädchen, die Jungfer, die Gattin und Mutter, und die Matrone im Kreise ihrer Kinder und Enkel, vorstellen, also gar keinen eigentlichen Bezug auf den Inhalt dieser 4 Bände haben, sind von *Catel* in Berlin gezeichnet, und von *Veit* in Dresden und anderen gestochen, und verdienen einer sehr ehrenvollen Erwähnung. Papier und Druck sind ebenfalls gut.

T. T.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hamburg*, b. Vollmer: *Der fliegende Drache. Ein hanseatisches Wochenblatt zur Unterhaltung, Belehrung und Besserung des lesenden Publicums.* 1804. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) „Was man gewöhnlich fliegenden Drachen nennt, sagt der Herausgeber, ist eine glänzende Lufterscheinung, leicht brennende Dünste, die sich irgendwo entzünden, und geschwinde verzehrt werden." Eine Lufterscheinung ist diess Buch allerdings, aber keine glänzende; wie könnte ihm auch ein Herausgeber Glanz geben, der *Annologie* und *annologisch* schreibt? Es ist eine Art Wochenblatt für Hamburg und Altona, das die Begebenheiten des Tags in diesen beiden Städten erzählt, persiflirt und mit Anmerkungen begleitet. Unter sehr vielen schlechten, trivialen und mittelmässigen Gedanken, stösst man bisweilen auf einen erträglichen Einfall; aber der Styl ist durchaus höchst nachlässig und incorrect.

12 x 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER, 1805.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Bruchstücke zur näheren Kenntniss des heutigen Griechenlands, gesammelt auf einer Reise*, von *J. L. S. Bartholdy*. Im J. 1803 u. 1804. Erster Theil mit illuminirten Kupfern, Vignetten und Musikbeylagen. 1805. X u. 518 S. 8. mit einer Beylage der Kupf. u. Musik in länglichtem Format. (3 Rthlr. 16 gr.)

Eines der schönsten Geschenke, nicht für schwärmerische Bewunderer und Propheten, sondern zu richtiger Schätzung dessen, was ist und seyn kann. Hr. *Bartholdy*, welcher sein Tagebuch so gut als jemand in einer Reihe von Bänden hätte können abdrucken lassen, fand besser, die Beobachtungen über einerley Gegenstand unter gewisse Titel zu ordnen: Eine Art, welche viel Gutes hat, aber das Zutrauen voraussetzt, dass in die Zusammenstellung sich nichts eingeschlichen, das nicht in der Ansicht gewesen wäre. Hier wird solches durch die deutlichsten inneren Beweise gerechtfertiget. Der Vf. sah mit unparteyischem Blick, nicht ohne Wärme des Gefühls, aber so, dass der Verstand nie dadurch bestochen wurde, und was er sah, stellt er ohne Rücksicht auf Wünsche und Erwartungen dar, wie es sich ihm zeigte. Wir folgen ihm. Der erste Brief enthält eine Reise aus *Euböa* über Volo nach *Larissa*. Interessant durch Sitten, welche an die alte Zeit ungebildeter Einfalt und übel angewendeter Kraft erinnern. Griechen sind erkennbar, zumal das herrschende Volk sie ganz ihrer Natur überläfst; aber es ist, besonders in den Städten, ein durch Kalogeren mehr als durch Janitscharen herabgewürdigtes Geschlecht, *unter* den Albanesern, *unter* den Türken, gutmüthig, auch offener, liebenswürdiger, je mehr man sich von der Küste entfernt, nicht ohne Anlagen, aber ohne einige Reife zu allgemeinen Unternehmungen. Die thessalischen Bauern und Hirten mögen wohl Penesten seyn: die Pferdezucht steht allda der epirotischen nach; Rindvieh haben sie von erstaunlichem Wuchse, schöne grosse Heerden meist schwarzer Schaafe. Larissa, in der zwölf Stunden langen Ebene, Haupt eines Mussélimiks, wo auf 300 Quadratmeilen 150,000 Menschen, in der Stadt 25000, wohnen, ist ein Handelsort, in den Händen reicher Beys die höchste Macht, aber weit und breit Unsicherheit, und nirgend fahrbare Landstrasen: Wie denn überhaupt von den Unbequemlichkeiten sowohl des Reisens als der Lebensart, besonders der Langenweile, eine wenig einladende Schilderung entworfen wird. Eleganz vieler Janitscharen, die sich darauf legen, durch Männerliebe ihr Glück zu machen: von dieser Leidenschaft spricht man, als von einer angenommenen Sitte, zu Larissa ohne einigen Rückhalt; Muktar Pascha, Sohn des mächtigen Ali Wessir zu Jannina, zeigt mit Stolz und Lust seine Lieblinge, und der Knabentanz bey dem Aga von Kassaba Durguthli ist des alten Lydiens ganz würdig: Doch kömmt in dieser Art bey Hn. *Bartholdy* viel weniger von Griechen vor als von den Türken; vermuthlich, weil jene die Religion wenigstens zur Verborgenheit nöthiget, indess die Begierde letzterer keinen Zaum kennt. Nach einem Brief über das Reisen in Griechenland überhaupt S. 75—106, wovon wir den Hauptinhalt schon angegeben, folgt eine Beschreibung vom *Tempe*, S. 112—170, die wir nirgend besser gefunden. Zwischen schönen Bäumen in hohen Ufern fliesst schnell, nicht wild, der tiefe Peneus (bey dessen Anlass bemerkt wird, wie alles eher als die Flüsse Namen aus der alten Zeit behielt — welches die Untersuchung verdiente, ob nicht in der Sprache des Landmanns in isolirten Gegenden Spur von jenen zu finden sey; die neuen gehören den eingewanderten slawischen und anderen Stämmen, durch welche das Hellenenvolk unterdrückt worden ist), Peneus, sagten wir, fliesst in das dreyfache, in der Mitte enge Thal der Tempen. Man kann es einer zahmen Alpgegend vergleichen; die niedersten Abstufungen des Ossa und Olymp machen dasselbe. Noch werden an des heiligen Osman's Grabe die alten Pelorien gefeyert; wo Daphne's Tempelchen stand, ist der Lorbeer noch nicht ausgestorben. Der Strom fliesst endlich durch eine wohlangebaute Ebene zwischen Olbäumen. (Dass S. 146 von Pyrrhus auf Pompejus 120 Jahre gezählt werden, ist ein, unter der ausserordentlichen Menge unangezeigt gebliebener Druckfehler.) Erfreulich ist die Beschreibung von *Ambelaki*: Hier am Ossa leben unter selbstgewählten Obrigkeiten in grosem Fleiss und Wohlstand 6000 Griechen, deren wohl 200 deutsch verstehen, und einige mit gröster Zärtlichkeit sich an Jena und Halle erinnern. Auch Freymaurerey blühet in Tempe. Von da ist auf andere schöne Gegenden, überhaupt auf topographische Gemählde, natürlicher Übergang S. 170—230; sie sind aber zu einem Auszuge nicht geeignet. Sollen wir der turkmanischen Filzzelte über den Trümmern der grossen Diana von Ephesus erwähnen, oder der Camele und Rinder in den Gewölben des milesischen Theaters, oder

oder der Steingrube des Aga von Sala, welche der Tempel des olympischen Jupiters ist, und der Kalkbrennereyen zu Athen, in welche gegenwärtig die Säulen des Parthenon und der Propyläen verbraucht werden, oder wie öde, formlos, widrig, Delos nun sey, oder lieber Ida's herrliche Ströme und Wälder, die Annehmlichkeiten von Lesbos, von Chios, den übervölkerten Steinklumpen von Tine, Naxos hinter traurige Felsen verborgenen Garten, den reinlichen wohlgebauten Hauptort von Paros und seine Weinlauben, die reiche runde Ebene von Kos und den ihren Markt überschattenden Platanus, und bey Chrysida des Alcinous eine halbe Stunde weit duftende Gärten? Sollen wir den gewaltigen, verdunkelnden Boreas, die Geisel der ägäischen Wasser, die Ungesundheit vernachlässigter Inseln, die nassen traurigen Winter, oder eher die lustige Lebhaftigkeit der Insulaner und bey jedem Schatten der Freyheit ihre Freude beschreiben? Am reinsten, gesundesten, mildesten fand der Vf. die attische Luft: kahl zwar die Berge und gelb, den steinigen Boden wenig fruchtbar, aber auch nur die marathonische Ebene sumpfig, und von der Burg, vom Hymettus, von Phyle, überschwenglich schöne Aussichten; den Ölbaum nirgend vortrefflicher, noch sorgfältiger gebaut; vor wenigen Jahren noch trieb der Stamm des geheiligten auf der Cekropia Schöſslinge. So fand *Fauvel* den Stumpfen des Myrthenbaums in den Gärten der uranischen Venus, und kam in die räumliche Gruft hinter dem Tempel. Neuntausend Einwohner zählt Athen, fürchtet die albanesischen Horden, und ist in Unwissenheit versunken. Diese ist überhaupt unbeschreiblich groſs, und mag im achtzehenden Jahrhunderte zugenommen haben: Da ist eine solche Erbitterung der Kalogeren wider die lateinische Kirche und alles aufstrebende Denken, daſs *der erste Gebrauch von wiedererlangter Freyheit allerdings ein Religionskrieg* seyn würde; diese Mönche sind weit unter unseren Capucinern. Alles dieses nicht durch die Türken, welche von dem Gelehrtenwesen gar keine Notiz nehmen und nichts hindern. Der Adel, unsäglich eitel auf unerweisliche Vorfahren, versteht vortrefflich das Aussaugen der Länder. Nur nach und nach ist von den zunehmenden Handelsverbindungen zu hoffen, daſs die dicke Rinde, mit welcher der griechische Geist seit wenigstens anderthalbtausend Jahren durch geistliche und weltliche Unfälle gleichsam überzogen worden, endlich weicher werde und endlich springe. Arkadien, still, bey seinen Schaafheerden, schweizerisch, westwärts voll der üppigsten Vegetation; aber drey Viertheile der peloponnesischen Heerden sind von den Albaniern geraubt worden. Gewaltigere Natur in des Taygetus schroffen zerrissenen Höhen. Anderthalb Stunden von Misitra in der fruchtbaren lakonischen Ebene liegt (Sparta) *das alte Dorf* ohne bedeutende Denkmale, doch groſse Schönheit, Fülle, und angenehmer Farbeton der Landschaft. Auf dem ganzen Lande liegt die Furcht der Maïnotten. Von ihnen, von den Idrioten, gute Berichte. Man glaubt sich bisweilen in die älteste Zeit vor der Cultur zurückgeworfen. Was fehlte Zacharias, dem Helden der neuesten maïnottischen Lieder, der, wenn er aus den Eingeweiden und Knochen der Thiere den Willen des Schicksals erforscht, nicht minder behend und muthvoll Kriegslisten der Vorzeit erneuerte! Doch, ehe wir der tapferen Thaten gedenken, welche den griechischen Boden im neunzehenden Jahrhundert verherrlichet haben, ist von der Abhandlung über die Türken S. 253—300 etwas zu erinnern. Hr. *Bartholdy* beschreibt besonders die asiatischen als eine schöne kräftige Nation, unter der wenige Kranke, fast keine Verwachsenen sind, und ein hohes gesundes Alter nicht selten ist; Ruhe, Würde in den Zügen auch der geringsten; je gröſsere, schnellere Glückwechsel, desto mehr Gleichmuth. Dem heutigen Groſswessir schlug seiner Sclaven einer durch zufälligen Wurf ein Auge aus. Schnell gab er demselben die Börse: „Fliehe, du bist frey, auf daſs ich nicht einst bey unmuthiger Laune dich sehe und zürne.“ Es ist in ihnen sehr viel Naturgefühl: Schöne alte Bäume werden aufs zärtlichste gepflegt; in Troas bröckelte ein alter Mann Brod in einen Ameisenhaufen; als Athen von den Störchen vor der Zeit verlassen wurde, lieſs der Commandant auf der Burg die jungen aufnähren; wer weiſs, daſs sein Pferd die Hufeisen verloren, und er treibt es bis Abends durch rauhe Wege, bekömmt Stockschläge; der Jammer einer Schaafmutter um das weggenommene Lamm rührte den jetztregierenden Sultan so, daſs er vor einem gewissen Tage nach Ostern keine Lämmer mehr wollte verkaufen lassen. Überhaupt ist bedauernswürdig, daſs die Regierung dieser groſsen Nation, ihrer Natur nach, so zerstörend ist, daſs die herrlichen Länder sich immer mehr entvölkern, und alles Gute verfällt und sich auflöset. Aber das ist einmal die stäte unabwendbare Folge eines Weltreichs, das nicht anders als in sehr vollmächtige und verdorbene Proconsulate, Paschaliks oder Präfecturen zerfallen, und wäre die herrschende Nation auch die liebenswürdigste, nur das Unglück der Menschheit hervorbringen kann. Wir müssen überschlagen was vom Zustande der Cultur und Künste vorkömmt: der Landbau ist in Ansehung der Werkzeuge in die Kindheit zurückgefallen, Kunstsinn auch an Griechen wenig bemerklich, wenn man einige angeerbte schöne Formen, z. B. des Hausgeräthes ausnimmt. Die Wissenschaft besteht vornehmlich in dichterischem Ausdruck der Leidenschaften, in welchem Talent viele, auch Grosse, namentlich Veli Pascha, Ali Wessir's zweyter Sohn, sich hervorthut; Wollust ist Hauptgegenstand ihrer Lieder. Was anderes bleibt, wenn die Ehre der Selbstständigkeit hingewelkt ist! Wir haben aus dem Brief über die Griechen S. 301—456, vieles vorausgenommen. Unter anderem ist bey ihnen auch die Dichterey unerträglich matt; Reim und Klappen ist was gefällt: Bey den kriegerischen Stämmen in Ätolien und dieselbe Westküste hinauf sind allein noch männliche Lieder; und an den Tafeln

feln der Fischer von Salahora (am Nordufer der Artabucht) noch beym Wein Skolien, oft sinnreiche, zu hören. Lieber wenden wir uns zu den tapferen *Sulioten*, Bewohnern eines mit der Chimera zusammenhängenden Berges, welche nach vieljährigem Kampf, nicht gegen schläfrige Befehlshaber der Pforte, sondern wider die Macht und List eines neuen macedonischen Philippus, Ali Wessir's, des Pascha von Jannina, der Übermacht weichen mussten, so aber, dass sie unüberwunden genannt werden können, und das Gefühl alten Heldenruhms erneuert haben. Ihre Geschichte ist bis 1792 aus dem genauen Bericht, welchen *Eton* drucken liess, hierauf bis 1804, der Ausgang, nach des Vf. eigenen Erkundigungen beschrieben; eine Arbeit, welche vielen Dank verdient: vor unseren Augen, in Europa, geschehen Dinge, die alles Alte glaubwürdig machen, die zeigen, dass nicht die Natur, sondern *wir* anders sind, und über unsere fallenden Verfassungen ein gar nicht vortheihaftes Licht verbreiten. Tausend bis zwölfhundert Männer in vier Dörfern (von 66 hoben sie Zehendsteuer), Leute von mittlerer Grösse, stark, voll Schlauheit und Ausdauer, Krieger ausschliesslich (Viehzucht, Landbau, Hauswesen sind für die Weiber), wurden von Aly Wessir mit 20,000 Albanesern angegriffen; liessen den Feind hinauf. Auf Ein Zeichen wurde er von allen Seiten überfallen, bis fast 4000 fielen, und Ali in solche Flucht geworfen ward, dass er kaum hinter Jannina's Mauern sich sicher glaubte. Hierauf ruhmvoller Friede, und Bund mit Paramathia. Dort ist auch so ein Bergvolk, bey 20,000 stark: griechisch redend, aber mohammedanisch; doch dass es sich den Wein nicht verbieten lässt; jede Familie besteht für sich; auch zu Hause, auch Nachts ist keiner ohne Gewehr; welcher Fremde ohne Geleit zu ihnen kömmt, wird verkauft. Ali aber führte hierauf mit den Sulioten mancherley Fehde mit schlechtem Erfolg. Endlich waffnete er 28,000 Mann; fanatisirte sie: „Er wisse dass das Reich der Osmane fallen müsse; dann werde *sein* Volk 40 Jahre siegreich und hierauf frey und ruhig bleiben, wenn — diese Bedingniss sey unerlässlich — die Sulioten bezwungen werden.“ Hierauf Bestechungen; Blokade; in allen Scharmützeln das Bergvolk sieghaft; grosse Beyspiele: Als er mit 800 Beuteln *Dimos Zervas* zu gewinnen vermeinte; sprach dieser spartanisch: „Des Geldes ist mehr, als ich zu zählen vermag; um das ist mir das Vaterland nicht feil.“ Als Hassan Aga ihre Gefangenen losbitten wollte, schrieben ihm die Sulioten: „Die welche sich in der Gewalt des Tyrannen befinden, rechne man für Verstorbene.“ Pronion der Paramathier, voll Ehre und Muth, blieb ihr Freund. Monate lang lebten sie aus Brod von Baumrinde. Aber nach und nach nahm dieses ab, wurden die Quellen, die Müllen genommen. Endlich am 12 December 1803 capitulirte Fotos Giavella, der heldenmüthige Jüngling, Chaido der Heldin Geliebter: Freyen Abzug erhielten auch die, welche das Äusserste wagten. Als Samuel, der Kalogere, das letzte Pulver übergeben sollte, schoss er in das Magazin, dass es aufflog mit ihm und den Türken. Vom Felsen stürzten sich 39 Weiber und Kinder. 300 Mann, welche nach Thessalien flohen, wurden an der Brücke Korak umringt, und nahmen, nach entsetzlicher Rache, alle den Tod. Die übrigen haben sich durch das Gebirge und in die Inseln zerstreut: Denn, wahrlich, Männer, die das Vaterland verschmähen, sobald es das Joch der Ausländer trägt, finden ein ehrenvolleres Vaterland in der weiten Welt, überall wo Muth und Kraft etwas gilt. Der Vf. endiget mit Nachrichten von Ali Wessir: Er hat einen beträchtlichen starken Staat, worin vor ihm alles zittert; Laune ist sein Gesetz; nie sieht er sanfter als wenn er morden will, nie heiterer als im Kummer; er geniesst nach beiderley Geschmack, ohne sich beherrschen zu lassen, und ist, wenn er will, sehr liebenswürdig.

Dieser Auszug mag die Lesenswürdigkeit des (auch durch sein Äusserliches und die wohlgerathenen Kupfer) empfehlungswerthen Buchs genugsam beweisen, und den Wunsch baldiger Fortsetzung für Stimme des Publicums geltend machen.

Ths.

Hamburg, b. Hofmann: *Johann Friedrich Reichardt's vertraute Briefe aus Paris geschrieben in den Jahren* 1802 *und* 1803. Zweyte verbesserte Auflage. Drey Theile. 1805. XLVIII u. 1318 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Von einem Werk wie dieses, das bey seiner frühesten Erscheinung den Weg zu einem sehr zahlreichen Publicum sich selbst gemacht, und über dessen erste Bände ein grosser Schriftsteller sein Urtheil in unsere Blätter bereits niedergelegt hat, bleibt gegenwärtig nichts übrig anzuzeigen, als die Vorzüge des neuen Abdrucks und der dritte Theil, von dem die A. L. Z. noch keine frühere Erwähnung that. Die Veränderungen, die Zusätze sind weder unbedeutend noch selten; es wird sich jeder belohnt finden, der das Buch zum zweytenmal auch ihrentwegen durchliest. Bey der Unmöglichkeit, hierüber umständlich zu seyn, begnügen wir uns mit Erwähnung einer besonders merkwürdigen Stelle (Th. II, S. 50—54), worin die Frau von Stael mit solcher Wahrheit in so treffenden Zügen geschildert ist, dass, wer sie nie sah, nach diesem Gemählde sie am besten beurtheilen, und, wer das Vergnügen ihres Umgangs genossen und nun zu ruhiger Besinnung gekommen, seine Richtigkeit gewiss bezeugen wird. Überhaupt, je mehr die Leidenschaften sich legen, oder die Charakterzüge der aufgeführten Menschen sich unverkennbarer aussprechen, desto mehr wird man die Unparteylichkeit des Verfassers dieser Briefe ehren, welcher in der That nicht gleichgültig über Interessen der Freyheit und Humanität, in dem Augenblick da er schildert, doch alles vergisst ausser dem was sich ihm wirklich in der Person darstellt. Hiedurch werden solche Briefe nicht, wie viele ähnliche Schriften, blosse Befriedigung der Neugier, sondern der Nachwelt würdig, der es um die Unbefangenheit der Berichte vornehmlich zu thun ist.

Der

Der *dritte Band* enthält dreyzehn Briefe, deren vollständigen Auszug zu geben überflüssig ist: Wir begnügen uns, einige hervorstechende Züge der behandelten Gegenstände auszuheben. Der Vf. sah den Staatschef bey einer Privatmesse, die er wie ein anderes nöthig erachtetes Ceremoniel zu betrachten schien. Sehr thätig ist für *ihre* Sache die Geistlichkeit, besonders weil Andacht und Scheu ihre einigen Finanzquellen sind; aber bey der Nation scheint nicht sonderlich Empfänglichkeit für alten Katholicismus Der öffentliche Unterricht beschränkt sich immer mehr auf mechanische körperliche Dinge (Fertigkeiten ohne Theilnahme des Herzens, welches bey der ausschliesslichen Vorliebe der sogenannten höheren Wissenschaften eigentlich leer ausgeht). Die deutschen Blätter werden mit Widerwillen betrachtet, „weil sie überall philosophische und politische Ideen anbringen (S. 294)." Die Anstellung verschiedener Gelehrten bey Staatsämtern, wo bekanntlich der Spielraum ihrer Wirksamkeit sehr genau abgemessen ist, entreisst sie der Wissenschaft, so, dass sie (236) endlich nur die Kunst üben, Entdeckungen und Ausarbeitungen grosser, in der Stille fortarbeiten[illegible] Männer, bunt ausgeschmückt, nach ihrer und ihrer Lenker An- und Absicht, der Welt vorzulegen; und wie leicht wird anbey der berühmte Name als Autorität für schlechte Zwecke benutzt! Übrigens werden von *Condorcet*, *Suard*, *Morellet*, *Delille*, *Vauquelin*, *Chaptal*, *la Grange* und anderen Gelehrten interessante Züge erzählt, überhaupt aber von dem guten Geschmack geurtheilt, dass er auf dem Wege des Untergangs ist, weil man einer rohen geschmacklosen Menge zu gefallen suchen muss. War es anders bey den Römern des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung! Unter den Officiers waren die von Moreau's Heer die gebildetesten: bey anderen war das glänzendeste Aussere und die grenzenlose Ergebenheit die Hauptsache. Übrigens herrschte für eine solche Stadt viele Stille; über Sachen des anderwärts sogenannten gemeinen Wesens wurde nicht gesprochen; sobald es etwas dunkel ward, liess bey den Thuileries sich niemand mehr blicken; ausser dem Hofe und den Ministern waren keine grossen Gesellschaften; um eilf Uhr alles vorbey. Das Pantheon baufällig, Passy, Sèvres, öde, Bois de Boulogne meist ausgehauen. Unter dem Volk häufig Mord, auch an sich selbst. Malmaison's Hauptverdienst: die isolirte Lage; dortige Casernen, sechsmal so gross und weit ansehnlicher als die Wohnung; breite Graben und eine hohe Mauer. Häufiges Lob des Militärs: man sucht Friedrichs des Grossen Ordnung und Ernst. Mehrmals von Moreau, wie er in seinem braunen Frak, so freundlich und einfach, wie unbefangen und heiter er war, obschon sich damals die neue grosse Welt von ihm entfernte.

Alles dieses, wobey die besseren Seiten (die schönen Concerte, das Humane einiger Grossen) nicht vergessen werden, muste den Vf., welcher, wie wir wissen, nicht zum erstenmal Frankreich sah, auf den Contrast vormaligen Scheins mit der gegenwärtigen Realität aufmerksam machen. „Wäre," ruft er aus, „die Nation weise und gerecht genug gewesen, sich mit der Reform einer gemässigten constitutionellen Monarchie zu begnügen, und alle ihre grossen, so schändlich verschleuderten Kräfte wären für besseren Unterricht, echte Kunstbildung und Nationalmonumente im edlen Sinne der Römer und Griechen benutzt worden, was für ein begeisterndes Beyspiel! Jetzt sind durch den tollen Gang der Sache alle Begriffe mehr als je verworren, aller Eifer für weise Reformen erstickt, aller Muth und Geschmack für grosse, schöne, bleibende Unternehmungen erloschen. Das Eine Zerstreuungsmittel bleibt einem theilnehmenden Menschen das Theater, und wieder Theater, und immer wieder Theater (S. 186 f.)." Die Kritik desselben füllt einen guten Theil dieser Briefe, ist aber unterrichtend.

Einige in verschiedener Rücksicht merkwürdige Actenstücke sind ganz aufgenommen: Die Apologie des Abbé *Geoffroi* S. 133 wegen seines Urtheils über die Demoiselle *Duchenois* und *Georges*, deren Vorzug nun die Parteyen eben so ernstlich beschäftiget, wie vor wenigen Jahren die Monarchie und Republik; einige kleine Gedichte (Friedrich wird nun um seine Loblieder bestohlen, auf dass die erkälteten Musen unter veränderter Überschrift sie für den Helden unserer Jahre benutzen S. 160), der Küchenzeddul des Restaurateurs Very S. 198, lehrreich zeigend, wie man es machen muss, um sich vom Nachdenken zu zerstreuen, und durch physische Überladung den innern Sinn zum Schweigen zu bringen; ein Aufsatz über die Stereotypie.

Wenn eine so lebendige Nation, deren Feuer für die grössten Worte vor Kurzem das allgemeine Erstaunen erregte, durch Einen festen Willen so schnell auf *den* Grad um- oder heruntergestimmt wird: in welche wüste Barbarey müssten Menschen versinken, in deren Brust vollends kein so elektrischer Funke glühet! Doch, Maturität macht fester als Prunk; und so wenig andere so bezaubert haben, so vernünftiger ist die Hoffnung, dass sie sich nicht so täuschen, lähmen, und, lieber das rechte Wort, unterwerfen lassen werden.

Ths.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Matzdorff: *Moralische Anekdoten*, von *S. C. Wagener*. Dritter Theil. 1805. 295 S. 8. (1 Rthlr.) Dieses Product des Sammlerfleisses zeichnet vor so manchen anderen, nicht mühsamern, die Gemeinnützigkeit seines Inhalts aus. Daher Rec. auch dieses dritte Bändchen willkommen heisst, wiewohl er wünschen darf, der Vf. hätte, durch Ausschliessung dessen, was nicht wirklich moralische *Anekdote* ist (wie diessmal der längere, dem Ansehen nach nur erdichtete, *conte moral* von S. 88 bis 102, oder die Beschreibung der Einrichtung einer gemeinnützigen Anstalt S. 106, oder das, wenn auch gutgemeinte, Gelegenheitsgedicht, S. 267) oder durch Verminderung der Zahl analoger Fälle ein Bändchen erspart.

hm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 DECEMBER, 1805.

NATURGESCHICHTE.

Erlangen, b. Walther: *Der Schmetterlinge LII Heft.* Tom. IV tab. CXCIV Noct. 115 und tab. CXCV Noct. 116. Bogen Sss—Yyy als zum 4 Theils 2 Bandes 1 Abschnitte und J, zum 2 Abschnitt dieses 4 Theils 2 Band. 1804. LIV Heft. Tom. IV tab. CXCVII. Noct. 118 und tab. CXCVIII Noct. 119. Bogen LIII (Mmmm) bis Uuun, welche zu des 4 Theiles 2 Bandes 1 Abth., und Bogen K, L und M, welche zu des 4 Theils 2 Bandes 2 Abschn. gehören. 1805. gr. 4. (Jedes Heft 2 Rthlr.)

Hr. *Esper* fährt in dem 52 Hefte fort, den Text zu einigen bereits seit sehr langer Zeit ausgegebenen Tafeln zu liefern. Die vor uns liegenden fünf Bogen fassen die Beschreibungen von der auf tab. CLI Noct. 72 fig. 4 abgebildeten *N. radica*, bis zu der auf tab. CLIX Noct. 80 vorkommenden *N. brassicae* in sich. Die Bearbeitung ist nicht mehr als die einiger früheren Hefte zu loben; eine richtige und gesunde Kritik vermisst man nur zu oft. An Beweisen dieser freylich harten, aber wahren, Behauptung soll es nicht fehlen. Bey seiner *N. radica*, einer aus der gelieferten Figur nicht zu entziffernden Eule, führt der Vf. der *Wiener*, *Viewegs* und *Borkhausens N. rufina* als Synonym an. Allein *Viewegs rufina* ist die Linneische Eule dieses Namens, mithin *Espers catenata* und *Borkh. punica*, und daher gar nicht mit *radica* zu verbinden; *Borkh. rufina*, welche ohne Autopsie aufgenommen zu seyn scheint, darf schon um deswillen nicht von *Linnés* und *Viewegs rufina* getrennt werden, und endlich sind Andeutungen vorhanden, welche die *Wiener rufina* doch wenigstens hätten zweifelhaft machen sollen. Sollte wohl des Vf. *N. pulmonaris*, zu welcher er kein Synonym auffinden konnte, von *N. ochreago* Fab. verschieden seyn? Bey *N. concinna* hätte auch des Fabr. *N. picta* angeführt, und dagegen aus der Reihe der Synonymen der *Wiener birivia* weggelassen werden müssen. Die tab. CLII Nr. 73 fig. 2 unter dem Namen *N. lepida* abgebildete Eule ziehet der Vf. im Texte zu seiner *concinna* als Varietät des Männchens an. Dieses muss befremden, da, nach der gelieferten Abbildung zu urtheilen, *Borkhausen* nicht Unrecht hatte, diese *lepida* mit seiner *carpophaga*, wenn gleich nur fragweise zu verbinden. Hätte *Borkh.* aber auch wirklich geirrt, so bleibt es nicht weniger unbegreiflich, aus welchen Gründen Hr. E. eine so seltsame Vereinigung wagen konnte. *N. serina*, so schlecht die Abbildung derselben auch ist, scheint von *N. pistacina*, so wie *Schrank* selbige im Fueslenschen Magazine beschrieb, und *Hübner* sie in seinen Blättern abbildete, nicht im Mindesten verschieden, und *N. canaria* kömmt mit der Fabricischen Beschreibung der *pistacina* ganz überein. *N. rubecula* ist zwar wohl *Rottemburgs* und *Borkhausens circellaris*, keineswegs aber *Viewegs citrago*, sondern die *undosa* desselben, mit welcher *Hübners ferruginea* zu verbinden ist. Unter mehreren Abänderungen der *N. lambda Viewegs*, welche R. vor Augen hat, ist eine, welche gewiss einerley mit der *N. furva* des Hn. *E.* ist. *N. Deceptricula Hübners* ist die Eule, welche hier unter der Benennung *divisa* vorkömmt. Hn. E. ist von jeher der Vorwurf gemacht worden, dass er zu sehr auf die Unfehlbarkeit seiner Vorgänger gebauet habe; und da er nur zu oft alle Selbstprüfung vernachlässigte, so konnte es nicht fehlen, dass er ihre Fehler in seine Schriften übertrug, zu welchen denn auch noch die von ihm selbst begangenen kamen. Vorstehende Rügen beurkunden diess hinlänglich. Auf den beiden mit diesem Hefte ausgegebenen Tafeln sind abgebildet, und in dem zu diesen gehörenden Textbogen beschrieben: *N. amasia*, eine zur Familie X. des *Wiener* Systems zu rechnende, in Taurien entdeckte Eulenart, welche zwischen *promissa* und *pacta* zu stehen kommen müsste. *N. bimaculosa*. Diese Eule hat von jeher dem Vf. viel zu schaffen gemacht, obgleich bey Bestimmung derselben nie Schwierigkeiten bey Seite zu bringen waren; *Linné* beschrieb sie gut und kenntlich, und daher verkannte sie *Vieweg* so wenig, als *Borkhausen;* nun kennt *E.* sie endlich auch, will aber nicht mehr die von ihm tab. CLIII fig. 3 abgebildete Eule dafür gelten lassen, welche er daher jetzt *binubeculosa* nennt: allein dieses Verfahren hat keinen Grund, wie einem jeden Sachkundigen auf den ersten Blick einleuchten wird. *N. Velleda;* ein schöner *Hepiolus*, auf dem Harze entdeckt, aber auch in der Lausitz vorgefunden. Hier ist das Männchen abgebildet, eine gute Figur des weiblichen Schmetterlings lieferte *Hübner*. *N. purpurina;* himmelweit von der gleichnamigen Eule des *Wiener* Verzeichnisses verschieden, und doch von Hn. *E.* mit dieser vereinigt. *N. radiosa; Wällner* entdeckte sie in der Schweitz, sie gehört zur Familie *W.* des *Wiener* Verzeichnisses, und stehet in naher Verwandtschaft mit den Eulen *dipsacea*, *ononis*, *scutosa* und *cardui*. *N. Malvae;* früher und besser bildete *Hübner* sie ab, die Be-

Beschreibung dazu fehlt noch. — Eine literarische Unrichtigkeit steht noch S. 519: „*Der seelige Brahm.*“ *Brahm* aber lebt noch, wenigstens lebte er gewiss noch, als Hr. *E.* diess schrieb.

Das 54 Heft (denn von dem 53 ist, durch ein Versehen, die Recension schon Nr. 225 abgedruckt worden) beschliesst den 4 Theil, der in zwey Bände getheilt ist, von welchen der letztere wieder in zwey Abschnitte zerfällt. Wir liefern auch bey diesem Hefte die Resultate unserer auf die nicht immer angenehme Prüfung verwandten Aufmerksamkeit.

N. cinnamomea S. 637 tab. 92 fig. 4—6 erhielt durch Hn. *E.* ohne dringende Veranlassung den Namen *conica*; *Hübner* bildete sie unter der Benennung *N. persusa* tab. 8 fig. 37 ab, also führt nun mit Inbegriff der De Villersschen „*pigra*“ diese Eulenart vier Namen! *N. lancea* S. 663 tab. 95 fig. 5, ist der *Wiener* und *Hübners N. secalina*, welche bis zur Unkenntlichkeit variirt, von der aber Hn. *E.* Eulen *labecula*, *didyma* und *leucostigma*, wie die Zucht aus den Raupen es lehrt, nur Abarten sind. Ungegründet ist es, wenn es S. 671 heisst: „*Noch aber hat sich die N. flavago des Hn. Pr. Fabricius nicht vorgefunden*,“ da es unter den Entomologen eine längst entschiedene Sache ist, dass Hr. *E.* eben diese *flavago* mit dem Namen *togata* belegte, sie tab. 124 fig. 1 abbildete, und S. 336 beschrieb. *Hübners silago* nicht minder *Borkh. ochreago* gehören gleichfalls zu ihr. Ob *N. gilvago* S. 672 tab. 97 fig. 2 die gleichnamige Eule des *Wiener* Verzeichnisses sey, lässt Rec. unentschieden; gewiss ist sie aber von der Hübnerschen *gilvago* fig. 443 nicht verschieden, vielleicht gehört auch *N. sulphurago* Fabr. zu ihr. Unter den Synonymen zur *N. croceago* S. 674, auf der tab. 97 fig. 3—4 *N. fulvago* genannt, vermisst Rec. ungern des „*neuen fuesslinschen Magazins 2 Band S. 219*,“ weil *Schrank* uns dort zuerst diese Eule mit Zuverlässigkeit kennen lehrte. Zur *N. fuscago* tab. 97 fig. 5—6, S. 677 glaubte Hr. *E.* kein Synonym auffinden zu können; gleichwohl erkennt R. in ihr die *N. ochrago* Fabr. (in Suppl. Ent. Syst. S. 445) und was noch mehr ist, Hn. *E.* eigene *N. pulmonaris* tab. 72 fig. 5 S. 499, welche *Hübner* fig. 98 unter dem Namen *N. Pulmonariae* abbildete. Das Synonymen - Verzeichniss liesse sich noch ohne sonderliche Mühe verstärken. Dass die *N. ochreago* tab. 98 fig. 1, im Texte S. 678 *N. fulvago*, *Linnes fulvago* sey, hat auch nicht einmal einen schwachen Schimmer von Wahrscheinlichkeit für sich. *Hübner* in seinen Beyträgen trug diese Meinung zuerst vor, und verleitete Hn. *E.* ihm zu folgen, späterhin sah *Hübner* seinen Irrthum ein, verbesserte ihn, und nannte diese Eule *sulphurago* nach dem *Wiener* Verzeichnisse. — Dass in *N. depuncta* S. 683 tab. 98 fig. 3, die ächte Linneische Eule dieses Namens bestimmt sey, unterliegt keinem Zweifel; allein *Borkhausens depuncta* dürfte davon wohl verschieden seyn; in wie fern aber Hn. *E. N. schoenobaena*, tab. 78 fig. 2 und 3 zur linneischen *depuncta* gehören könnte, davon hätte doch Etwas, wenn auch nur muthmasslich, gesagt werden können. *Linnés N. litura* ist den Entomologen lange ein räthselhaftes Geschöpf geblieben; *Vieweg* glaubte in ihr die *N. bicolor* Hufn., und *Laspeyres* darin die *N. ditrapezium* des wien. Verz. zu erkennen; beide irrten gewiss, und höchst wahrscheinlich interpretirten *Borkhausen*, *Schneider* und *Esper* richtiger als jene, wenn sie die S. 686 unter dieser Benennung beschriebene, und tab. 98 fig. 4. 5 abgebildete Eule für die Linneische halten, welche aber sehr abändert, und auf deren wenigste Stücke *Linnés* Merkmale ganz passen. Sollte aber auch nunmehr die wahre *litura* wirklich ausgemittelt seyn, so bleibt dennoch in Ansehung der anzuführenden Synonymie eine grössere Vorsicht, als Hr. *E.* anwandte, sehr zu empfehlen. Wären Hn. *E.* des Fabricius Schriften geläufiger, so würde er nicht angestanden haben, dessen *N. capreae* und *P. Hattorfiana* mit unter die Synonymen der *N. retusa* S. 689 aufzunehmen. *N. calvaria* S. 692 ist von allen Classikern in der Glossatologie längst aus der Gattung der Eulen zu der der Zünsler verwiesen: vergebens nimmt daher Hr. *E.* zur ersteren Gattung ihre Rechte in Schutz, und was er unter andern von den Palpen sagt, wird von seinen Figuren, wenigstens von der des Weibes tab. 99 fig. 3 nicht unterstützt, denn an dieser blieben die Palpen in dem Pinsel des Malers. *P. Prothyralis* Vill. sollte auch mit unter den Synonymen stehen.

Rec. hat nicht geglaubt, sich noch näher einlassen und Numer für Numer den Inhalt der mit diesem Hefte ausgegebenen neun Textbogen nachweisen zu müssen; im Allgemeinen und zur Direction der Besitzer und Vergleicher des esperschen Werks bemerkt er nur summarisch, dass sie die Beschreibungen der 259 Eulenphalaene *N. pyramidea* Tab. 92, und der folgenden bis zur 280 *N. lucifuga* Tab. 99 fig. 8, in sich fassen.

Jetzt noch einige Worte über die Gegenstände der zu diesem Hefte gehörenden Tafeln 48 und 49 (118 und 119) und über die Beschreibungen derselben.

Die drey ersten Figuren der tab. 118 stellen die beiden Geschlechter und die Raupe einer Eule vor, welche Hr. *E. N. excusa* nennt (S. 70), und deren er schon vorher bey Gelegenheit der Beschreibung der *N. typica* als einer möglichen Abart dieser Eule gedacht hatte. Rec. erzog die *excusa* zwar noch nicht, allein er hat unbezweifelte Abarten der *typica* vor Augen, welche in Nichts von dieser *excusa* verschieden scheinen. Die 4 Figur dieser Tafel *N. bicolor*, zu welcher S. 70 und 71 gleich unrichtig sowohl *Hufnagels* als auch *Devillers* gleichnamige Eulen, welche mit einander auch nicht einen Punkt gemein haben, gerechnet sind, stellt nichts weiter als *Borkh. N. bipuncta* vor, welche *Linné* sehr gut unter dem Namen *P. duplaris* beschrieb, und *Hübner* trefflich unter der Benennung *undosa* abbildete. Also nicht einmal die leichte Mühe, *Hübners* Tafeln zu vergleichen, wollte Hr. *E.* sich geben. Noch ist hier zu bemerken, dass Hn. *E.* Figur nach einem schlechten verflogenen Exemplare entworfen ist. Die Arten Fig. 5—6 *N. monedula*, und 7 *N. coraci-*

na

na S. 73 und 74, beide Alpenbewohner, gehören offenbar nicht zur Gattung der Eulen im Linnéischen Sinne; erstere bildete *Hübner* in der 139 Figur seiner Zünsler unter dem Namen *rupicolalis* unbezweifelt ab, die letztere hingegen kömmt einigen der Hübnerischen Spannern nah, und namentlich der *trepidaria* Fig. 343. Hätte denn hiervon Hr. *E.* auch gar nichts anführen können? — In der 1 und 2 Figur der 119 Tafel werden die beiden Geschlechter einer im südlichen Rufsland einheimischen Bandeulenart vorgestellt, der S. 75 der Name *Neonympha* beygelegt wird, ein Name, den ihr auch *Hübner*, der sie Fig. 450 jedoch weit besser vorstellte, liefs. — *Borkhausens N. Saponariae* sollen die 3 und 4 Fig. dieser Tafel vorstellen; sie geben gleichwohl von ihr nur einen sehr unvollkommenen Begriff, und unter den S. 76 und 77 angeführten Schriftstellern wird das Citat aus dem „*tabellarischen Verzeichnisse der kurmärkischen Schmetterlinge*," woselbst *Vieweg* dieser Eule den Namen *N. Calcitrapae* gab, vermisst. In der *N. brecciaeformis* tab. 119 Fig. 5, kann Rec. nichts weiter als eine Abart der *N. luteago Fabr.* = *brunneago Esp.* erkennen. Wer begierig ist von den schönen Gründen, welche Hn. *E.* veranlafsten, diese Eule *brecciaeformis* zu nennen, sich zu unterrichten, lese sie S. 79 selbst nach.

Hr. *E.* beschliefst den Text dieses vierten Theils mit Aufzählung derjenigen Linnéischen Eulenarten von welchen Er keine Abbildungen liefern konnte. Es sind folgende: *N. ocularis*, *sanguinolenta*, *lucernea*, *narbonea*, *nivea*, *interrupta* und *plebeja*. Die Arten *nivea* und *interrupta*, welche Ausländer sind, kommen hier weiter nicht in Betrachtung. *N. ocularis* und *plebeja* hat im 2 Bande des Illiger'schen Magazins *Laspeyres*, wahrscheinlich genug, erstere für die *N. or. Borkh.* und letztere für einerley mit der *N. Parthenias Linn.* erklärt. *N. sanguinolenta* kennt Rec. so wenig als Hr. *E.*, allein des letztern Vermuthung, dafs sie zu seiner *B. flammea* gehören könnte, verdient einige Rücksicht. *N. lucernea* wird schon um desswillen stets problematisch bleiben, weil *Linnés* Beschreibung und *Clerk's* Abbildung derselben nicht übereinstimmen; *De Villers* und *Hübners* gleichnamige Eulen tragen hier zur Vermehrung der Verwirrung nicht wenig bey, da die des ersteren vermuthlich, die des letzteren aber gewifs nicht, *Linnés* Eule ist. *N. narbonea*, welche Rec. recht gut kennt, und eine Bewohnerin des südlichen Europas ist, mufs zur Gattung der Zünsler verwiesen werden.

Hr. *E.* hätte nunmehr durch die Beendigung dieses Theils, zu welchem, sowie zu den drey vorhergegangenen noch Nachträge auf dem Umschlage zum LIV Hefte verheifsen werden, sich seinem Ziele hinwiederum genähert, es gleichwohl noch lange nicht erreicht, denn es sind die Spanner nicht beendet, die auf diese folgenden Gattungen nicht angefangen, und endlich die ausländischen Arten nicht über einen Band hinaus vorwärts gebracht.

Bey seinem Entstehen hatte das Espersche Werk, als damals einzig in seiner Art, ein ungemein grofses Verdienst; allein, kurz nach der Ausgabe der ersteren Hefte desselben entstanden zwey andere von gleicher Tendenz *Bergsträssers Nomenclatur* und die *Papillons d'Europe*, von welchen jenes durch einen correcteren und minder weitschweifigen Text, dieses durch bessere Abbildungen Hn. *E.* Unternehmen in den Schatten zu stellen droheten. Allein beide erreichten ihr Ende nicht. Denn *Bergsträssers* Neigungen bekamen eine andere Richtung, und *Gigot d'Orcy's* unglückliches Ende führte auch das des hauptsächlich auf seine Kosten herausgegebenen französischen Werks herbey. Hn. *E.* Werk überlebte zwar beide, kroch aber langsam unter den Pressen hervor; und nun sahen wir abermals im südlichen Deutschlande ein Unternehmen entstehen, das durch Wohlfeilheit, Schleunigkeit der Herausgabe, und was noch mehr ist, durch ungleich bessere Abbildungen ganz darauf berechnet zu seyn schien, das Espersche entbehrlicher zu machen. Was *Bergsträsser'n* an Beharrlichkeit abging, um sein Unternehmen ganz auszuführen, was die Herausgeber der *Papillons d'Europe*, durch die Schrecknisse der Revolution gezwungen unvollendet aufgeben mufsten, brachte kein Gelehrter, kein öffentlicher Lehrer, nein! ein zu Augsburg in Eingezogenheit und Stille lebender Künstler geräuschlos zu Stande. *Hübner*, ohne die gelehrten Kenntnisse eines *Bergsträsser* und *Esper*, und ohne die grofsen Mittel eines *d'Orcy*, leistete was nur sich leisten liefs, lediglich auf die Bekanntschaft mit wackern Männern in seinem Fache, und die Hülfsmittel seines Künstler-Genies eingeschränkt. Der Vergleich zwischen dem Hübnerschen und Esperschen Werke fällt allemal zum Nachtheile des letzteren aus. *Hübner's* Werk ist als vollendet anzusehen, das Espersche ist es bey Weitem nicht. Enthält das Espersche auch einzelne Gegenstände, welche im Hübnerschen vermifst werden: so wimmelt dieses dagegen von neuen Arten, die man in jenem vergeblich sucht. Gerieth auch im Esperschen Werke hin und wieder eine einzelne Figur, so misglückte hingegen dem geschickten *Hübner* nur selten eine. Doch *Hübner* ist uns zu dem gröfsesten Theil seiner Tafeln den Text noch schuldig. Freylich, allein das Wenige, das Er bis jetzt davon lieferte, überzeugt, dafs dieser der minder wichtige Theil seiner schätzbaren Arbeit ist. Dieser Text soll aber auch weiter nichts als ein kurzer Commentar zu den gelieferten Abbildungen seyn, nur Vaterland und andere wissenswerthe Umstände kurz andeuten, und keineswegs in gedehnten Sätzen wiederholen, was der Pinsel treu und wahr dem Auge dargestellt hat. Vielleicht aber ist im Esperschen Werke der Text der Haupttheil, so wie im Hübnerschen die bildliche Darstellung es ist. Ach nein! Eine ermüdende Weitschweifigkeit, Sprachfehler ohne Zahl, Provincialismen, fade Höflichkeit und kleinstadtische Demüthigungen gegen „*hohe Gönner*," machen das Lesen desselben zum langwei-

weiligsten Geschäft. Wäre es sonst nur recht gehaltvoll, so ging man auch darüber weg; allein, strotzt es nicht von unrichtigen, von aller Wahrscheinlichkeit entkleideten, ja selbst von unsinnigen Deutungen? Finden sich nicht, beynahe auf einer jeden Seite desselben, die älteren oft gerügten Missgriffe Anderer mit des Vf. eigenen seltsam und oft widersprechend gepaart? Höchst undankbar würde die Mühe seyn, aus diesem Schlamme die wenigen darin vergrabenen Goldblättchen auswaschen zu wollen. Wo ist die Spur einer guten, gesunden Kritik sichtbar, wo im ganzen dickbeleibten Werke eine nahmhafte Zahl guter, vom Vf. selbst herrührender Synonymen zusammenzulesen? Ein blinder Glaube an Alles, was gedruckt sich vorfand, ist überall unverkennbar; zwischen Möglichkeit und unumstösslicher Gewissheit nicht oft die höchst nöthige Grenzlinie gezogen. Wie oft hat nicht ein irriges Citat *Linné's* der Hermeneutik Hn. *E's.* zum Führer, der ihn auf dürre Abwege leitete, dienen müssen? Ein stattliches, oft mehrere Seiten füllendes Schriftsteller-Verzeichniss prunkt an der Spitze so mancher Art; man ist anfänglich geneigt über die ungeheuere Belesenheit des Mannes zu staunen, allein, prüft man nun näher, so steht oft der Compilator in seiner Blösse da. Von Hn. *E.* schreibt sich die böse, seitdem so oft nachgeahmte Gewohnheit her, unnöthig den Raum durch Anführung mittelmässiger und seichter Schriftsteller zu füllen, und dadurch Namen auf die Folgezeit zu übertragen, die nicht früh genug der Vergessenheit übergeben werden konnten. Hätte Hr. *E.* nur die Classiker in seinem Fache nicht bloss durchblättert und angeführt, sondern Tag und Nacht recht durchstudirt: so hätten frühere Recensenten und auch der gegenwärtige nicht so oft gerechte Veranlassung gehabt, ihm Sorglosigkeit, Fehler, Missgriffe und irrige Deutungen vorzurücken. Wie hätte Hr. *E.* den für ihn so günstigen Umstand, dass ein grosser Theil des Textes zu seinen Tafeln lange nach diesen erschien, nutzen können! Wie er es aber gethan hat, darüber mögen mit Rec. alle Sachkundige urtheilen.

KURZE ANZEIGEN.

Naturgeschichte. *Halle*, b. Renger: *Handbuch der Naturgeschichte des Thierreichs für die oberen Klassen*, von *A. C. Buhle.* 1804. 447 S. 8. (1 Rthlr.) Ganz nach Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte eingerichtet; nur das Allgemeine mehr zusammengezogen, das Besondere etwas ausführlicher angegeben. Was sich erinnern liesse, träfe also eigentlich das Blumenbachische Handbuch. Eigenes findet man wenig. Wiesel und Hermelin sollen im Winter nicht weiss werden, sondern die röthliche sowohl als weisse Abart die Farbe behalten. *Anas segetum* wird nach *Naumann* als verschieden von *Anas Anser* angegeben, wovon sich Rec. ebenfalls überzeugt hat. Ein grosser Missgriff ist es, wenn *Anas cygnoides*, die türkische Gans, mit dem Singschwan, *Anas Cygnus*, verwechselt wird, welchen der Vf. von *Anas Olor* unterscheiden wollte. Rec. findet das ganze Werk sehr überflüssig. Die illuminirten Kupfer sind abscheulich. R L.

Vermischte Schriften. *Ohne Druckort.* (*Ulm*, b. Wohler): *Woher kommt es, dass so viele katholische Geistlichen den weisesten kirchlichen Verordnungen der Obrigkeit entgegen streben?* Von einem Freunde der Wahrheit beantwortet. 1805. 63 S. 8. Bey den neuen Fortschritten wahrlich nicht des Lichtes, sondern der finstern Hierarchie, sieht Rec. mit Vergnügen, dass sich doch immer Stimmen aus der Wüste erheben, welche der römischen Curie und ihren Anhängern entgegen rufen, und welche durch ihr Geschrey die Fürsten zu bewegen suchen, der wieder mächtiger wachsenden und der deutschen Kirchenfreyheit drohenden *römischen* ihre kräftige weltliche *Macht* entgegen zu setzen. Viele weise Obrigkeiten suchen der katholischen Kirche die so nothwendige und lang gewünschte Reformation zu geben. Der Vf. vorliegender Schrift behauptet, was auch ohnehin der Augenschein beweiset, dass ein sehr grosser Theil (Ehre den würdigen Ausnahmen!) der Geistlichkeit jenen wohlthätigen Absichten der Obrigkeiten öffentlich oder insgeheim entgegen strebe, und sie zu entkräften oder gar zu zernichten suche. Die Ursachen dieses Verfahrens sind die Unwissenheit und zweckwidrige Bildung des Klerus, (Rec. könnte, wenn es der Raum gestattete, zum Beleg eine Schilderung der geistlichen Erziehungs- und Priester-Häuser zu *Pfaffenhausen* in Schwaben, und zu *Dorfen* in Bayern liefern,) die Liturgie, die Wallfahrten, die finstere Theologie, die von den Concilien und Päbsten aufgestellten falschen Grundsätze in Rücksicht der unumschränkten geistlichen Macht, das Messelesen ums Geld, und der Cölibat, wider dessen Schädlichkeit, und für dessen dringend nöthige Aufhebung der Vf. mit Wärme eifert. Als weitere Ursachen, warum die Geistlichen sich den obrigkeitlichen Verordnungen so sehr entgegensetzen, giebt der Vf. an: Die Kränkung des Ansehens und ihrer bisherigen Herrschaft, und die Schmälerung ihrer Einkünfte, nicht eben ihrer bestimmten, sondern anderer, deren Quelle nach und nach ganz versiegt. Wider die Geldprellereyen, die sich die Geistlichen des Fegefeuers wegen, und an Wallfahrtsorten und in Klöstern erlaubten, wird zwar eine derbe Sprache geführt; aber jeder vernünftige Katholik wird Alles billigen, was in dieser kleinen Schrift gesagt wird. L M O.

Strassburg: Die verrätherischen Plane Englands und der Jacobiner wider das Leben des Kaisers und die Freyheit des französischen Volks. Aus Originalquellen und dem Briefwechsel Drake's, dargestellt von *Mehée.* Aus dem Französischen frey übersetzt. Mit einer illuminirten Karrikatur. 1804. 245 S. 8. (20 gr.) Ein interessanter Beytrag zu den neuesten, politischen Spuckgeschichten, deren es in der grossen Welt eben so viele giebt, als in der kleinen. Natürlich treibt dabey der Poltergeist, der Verwirrungen anrichtet, sein Spiel. Es ist angenehm zu sehen, wie er sich in dem Ankleidezimmer gebehrdet, und wie er sich zu seinen Rollen vorbereitet; ein Schauspiel, das den Liebhabern in diesem Buche angeboten, und von dem ihre Neugierde nicht unbefriedigt weggehen wird. L.

Altenburg u. *Erfurt*, b. Schnuphase: *Das Dorf Familienruh, in dem ferner keine Klagen über schlechtes Gesinde gehört werden; oder Anweisung, wie das Gesinde durch die Herrschaften verbessert werden könnte, diesen in Dorf und Stadt gewidmet*, von *Ernst Gottlob Winkler*, Pastor zu Neunheilingen bey Langensalza. 1804. VIII u. 184 S. 8. (12 gr.) Der Vf. hat zunächst die Landleute im Auge, aber er glaubt auch den Städtern nützlich seyn zu können. „Denn erstlich, sagt er, treibt man in den kleinern und mittlern Städten Deutschlands Ackerbau, und die dazu nöthigen Dienstboten unterscheiden sich in nichts von denen auf dem Lande. Dann kommt es hier nicht auf den Namen, den die männliche oder weibliche Dienerschaft in grösserem und grossem Range trägt, und wodurch sie sich vom Knecht und Magd unterscheidet. Diese und jene müssen vernünftig behandelt und geleitet werden, wenn sie gut seyn und werden sollen." Die Regeln, die er giebt, haben sich durch seine eigene Erfahrung bewährt gefunden, und Rec. glaubt, dass sie sich auch anderwärts bewähren werden. Besonders schön ist, was er von der Gerechtigkeit gegen das Gesinde sagt, und jeder Billigdenkende wird in seine Grundsätze einstimmen. Möchte das Buch doch von recht Vielen gelesen und beherzigt werden! G F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 DECEMBER, 1805.

BOTANIK.

KOPENHAGEN, auf Koften des Vf.: *Martini Vahlii*, Prof. Botan. Havn. *Enumeratio plantarum vel ab aliis, vel ab ipso observatarum, cum earum differentiis specificis, synonymis selectis et descriptionibus succinctis.* Vol. I. LX u. 381 S. gr. 8.

Gewifs fühlt jeder, der diefs Meifterwerk zur Hand nimmt, fich von Schmerz durchdrungen, dafs deffen trefflicher Vf. der Naturgefchichte fo früh entriffen ward. Mit welcher Ruhe und Gründlichkeit find alle feine Werke und vorzüglich diefes abgefafst, wie gerecht ift er gegen jeden! — Wahrlich, man mufste den Menfchen in ihm eben fo lieb gewinnen, als den Schriftfteller. Sollte diefe Schrift nach feinem Tode nicht fortgefetzt werden, fo wäre der Verluft unerfetzlich: denn über 26 Jahre hat er daran gearbeitet, und vielleicht hat keiner aller jetzt lebenden Botaniker fo viel zu fehen und felbft zu prüfen Gelegenheit gehabt. *Juffieu* beachtet hauptfächlich nur die Gattungen, und aufser ihm wäre fchwerlich jemand in Paris im Stande, ein folches Werk zu unternehmen; wer aber die dortigen Schätze nicht kennt, kann nie etwas ähnliches liefern. *Vahl* hat aber nicht blofs die Parifer Sammlungen benutzt, fondern bekanntlich felbft grofse Reifen gemacht; er ftand auch mit den mehreften Botanikern in Verbindung, und befafs ein Herbarium, dem an Reichthum und Ordnung wenige gleichkommen werden. Das Manufcript für die folgenden Bände, foll, wie Rec. fchon vor zwey Jahren hörte, beendet feyn; allein da der Vf. das Werk felbft verlegt hatte (wahrfcheinlich felbft verlegen *mufste*, wie man aus feinen Klagen in anderen Werken vermuthen möchte), fo ift allerdings zu fürchten, dafs die Fortfetzung unterbleibt, obgleich kein Buchhändler verlieren kann, der den Verlag unternimmt, da diefs Buch jedem Botaniker unentbehrlich ift.

Man kann es nicht als eine neue Ausgabe der *Species plantarum* von *Linné* anfehen, obgleich der Vf. im Ganzen *Linné's* Syftem folgt, und nur die *Dodecandria* und *Polygamia* wegläfst, auch die Gattungscharaktere nur kurz anführt, und fich übrigens ganz mit den Arten befchäftigt. Hier find nämlich fo viele Arten hinzugekommen, dafs die Linnéifchen beynahe dagegen verfchwinden, und bey jeder hat der Vf. eine Befchreibung hinzugefügt, die mehrentheils von ihm felbft, und wo fie nicht nach wilden, fondern nur nach in Gärten cultivirten Pflanzen abgefafst werden konnte, mit einem Stern bezeichnet ift. Diefe Fülle von mufterhaften Befchreibungen ift freylich der gröfste, doch nicht der einzige Vorzug des Werks. Alle nichts fagenden oder zweifelhaften Synonyme find mit Recht weggelaffen, da fie den Platz ganz unnöthig beengten; der Vf. führt mit Recht nur die Stellen bey jeder Pflanze an, wo man über diefe wirklich Belehrung findet, und nur folche Kupfer, die treu find. Sind Pflanzen von verfchiedenen Schriftftellern anders benannt, und hegt man Zweifel, ob es diefelben find: fo hat er darüber ausführlich gefprochen, und feine Gründe dargelegt. Denn nur Gründe find zu hören, nicht Machtfprüche. Man vergleiche z. B. die Stellen, wo er zeigt, dafs *Nematofpermum* und *Laciftema* eins find, dafs *Anciftrum* zu *Acaena* gehört, dafs *Salvia vulnerariaefolia* und *Habliziana* zur *Salvia fcabiofaefolia* gerechnet werden müffen, u. dgl. m. In Anfehung des Wohnorts der Pflanzen findet man ebenfalls viele Berichtigungen und neue Angaben, wobey er auch zugleich feine Gewährsmänner anführt. Eins bemerkt man aber ungerne, dafs nämlich die Arten in manchen Gattungen nicht zum beften geordnet find. So z. B. bey *Calceolaria*, wo 54, bey *Salvia*, wo 137 Arten aufgezählt werden, find gar keine Unterabtheilungen, und oft ftehen die Arten ziemlich bunt durch einander. Rec. gefteht gerne, dafs es nicht leicht ift, die Salvey-Arten gut abzutheilen; doch geben die Blätter und Blumenkronen immer Data dazu, und wenigftens müfsten die verwandten Arten neben einander gebracht feyn.

Der vorliegende Band enthält die Monandrie und Diandrie. Die erftere erfcheint hier fehr verändert. Die *Scitamineae* find zur Gynandrie gebracht, weil der Griffel bey ihnen einigermafsen mit dem Filament zufammenhängt, fo wie der Vf. auch anführt, dafs Anfänger fie fchon ein paar Mal für Gynandriften angefehen haben. Für fehr glücklich hält Rec. die Veränderung doch nicht, da jenes Zufammenhängen fehr gering ift, und dann mit eben dem Recht noch manche Pflanzen zur Gynandrie gebracht werden könnten. *Boerhaavia* und *Mniarum* find zur *Diandria* gebracht, auch find *Mithridatea* und *Cinna* nicht in der Monandrie aufgeführt. Dafür find hinzugekommen: 1) *Hoppea* (nach *Willdenow*, hier mit Unrecht *Hopea* genannt, da fie dem Botaniker in Regensburg zu Ehren genannt ift); 2) *Mangifera*; ob diefe Gattung hier mit Recht ftehe, will

will Rec. nicht entscheiden; *Vahl* wendet bey dieser und der vorigen Pflanze den Grundsatz an, dass er nur die fruchtbaren Staubfäden zählt, daher sind ihm die *Hoppea* und *Mangifera* Monandristen, obgleich jene zwey und diese fünf Staubfäden hat. Rec. findet bey seinen Exemplaren der *Mangifera* freylich auch nur einen Staubfaden länger als die Blumenkrone, und mit einer grossen Anthere versehen, allein die übrigen vier kleinen Staubfäden besitzen doch auch Staubbeutel, die auch sogar zuweilen geöffnet, also wohl nicht ganz umsonst da sind. *Vahl* führt ferner selbst an, dass *Röttler* zwey Staubfäden beobachtet hat, so wie *Lamark* der *M. laxiflora flores pentandros* zuschreibt. Weiterhin bleibt der Vf. auch noch dem Grundsatz treu; Rec. ist aber begierig zu sehen, wie dieser in der Decandrie wird befolgt werden können, wo bey den Caryophyllaten nicht selten nur fünf Staubfäden fruchtbar sind. 3) *Salmonea;* 4) *Zostera.* Diese sind die hinzugekommenen Gattungen; an Arten sind auch mehrere hier, als in den *spec. plan.* so z. B. sind deren 12 bey *Salicornia;* ausser *Zostera marina* sind hier noch 3 *Forskählsche* Arten, von denen freylich nur *Z. uninervis* dem Vf. in Hinsicht der Fructificationstheile bekannt ist.

Die Diandrie hat natürlich einen viel grösseren Zuwachs erhalten. Neue Gattungen sind: 1) *Forsythia* (*Syringa suspensa Thunb.* Die *Forsythia Walter* musste wegfallen, da sie *Linne's Decumaria* ist); 2) *Striga* nach *Loureiro;* 3) *Micranthemum Michaux;* 4) *Röttlera incana* (*Gratiola montana Röttler:* so schreibt nämlich *Vahl*, während die deutschen Botaniker stets *Rottler* schreiben; jener muss wohl wissen, wie sein Landsmann heisst, denn sonst möchte man zweifeln, da der Vf. bey *Hoppea* fehlte, und auch ein paar andere Namen zuweilen nicht genau geschrieben sind. Wenn der Vf. bemerkt, dass *Willdenow's Rottlera* wohl kaum von *Trewia Linn.* verschieden sey, so gilt diess allerdings von dessen *Rottlera indica;* Rec. kennt aber schon eine zweyte Pflanze, die *W.* mit dem Namen belegte (*R. bijuga*), als er in jener die *Trewia* erkannte); 4) *Caranga* nach *Jussieu;* 5) *Chaetochilus*, aus Brasilien, dem Vf. von Thouin mitgetheilt; 6) 7) *Sarmienta* und *Sanchezia* aus der *Flora Peruv.* 9) *Elytraria* nach *Michaux*; 10) *Schizanthus Fl. Peruv.;* 11) *Stachytarpheta*) (wozu die mit 2 fruchtbaren, 2 castrirten Staubfäden versehenen *Verbenae* gebracht sind); 12) *Hoslundia* (ein Strauch, den *Thonning* nach seinem Begleiter auf seiner naturhistorischen Reise nach Guinea *Olof Hoslund Smith* genannt hat); 13) *Columella Fl. Peruv.;* 14) *Maytenus Feuill.;* 15) *Margyricarpus Fl. Peruv.* Hieher versetzt sind *Fraxinus Gunnera* und *Boerhaavia. Paederota* ist zu *Wulfenia* gebracht, und *Aruna* zu *Dialium*. Von den in *Willdenow's* Ausgabe der *Spec. plant.* genannten Gattungen sind aus der *Diandria* weggebracht: *Phinia*, *Verbena*, *Globba* und *Crypsis.*

Die Arten sind in dieser Classe ausserordentlich vermehrt, so hat *Piper* bey *Willdenow* 52 hier 136 Arten, *Salvia* b. *W.* 76, hier 137, *Boerhaavia* b. *W.* 12, hier 23, *Utricularia* b. *W.* 11, hier 34, *Pinguicula* b. *W.* 5, hier 12, *Calceolaria* b. *W.* 9, hier 54, *Justicia* b. *W.* 89, hier 147, *Gratiola* b. *W.* 14, hier 31. Dieser Zuwachs ist indessen bey weitem nicht ganz nach der Herausgabe von *Willd. spec. plant.* hinzugekommen, sondern konnte nur zum Theil nicht von *Willdenow* benutzt werden, da *Lamark* und Andere ihre vielen neuen Pflanzen nicht gehörig beschrieben hatten, um sie aufnehmen zu können. *Vahl* hingegen konnte grösstentheils die Pflanzen selbst kennen lernen. Und doch bey dieser Menge von Arten ist noch lange nicht zu hoffen, dass wir am Ziel seyn werden. So besitzt Rec. selbst noch zwey Arten *Piper*, die er hier nicht findet. Unter den vielen interessanten Arten nennt Rec. nur *Fraxinus angustifolia* aus Spanien, die der Vf. wohl mit Recht von *Fr. excelsior* trennt, wohin sie andere brachten; Rec. hat aber bey *Link* eine Art aus Portugall gesehen, die wieder abzuweichen scheint. — Einige Zusätze, besonders aus *Schrader's Comm. super Veronicis*, und ein sehr willkommenes Register der hier genannten Arten und der vorzüglichsten Synonymen machen den Beschluss. J. K.

Wien, b. Schaumburg: *Leopoldi Trattinnick Thesaurus botanicus.* Fasc. I et II. 1805. 4 S. und 8. ausgem. Kupfertafeln. Fol. Jeder Fascikel in einem Umschlage, der einstweilen als Titel dient. (12 Rthlr.)

Wir gestehen, an diesem *Thesaurus botanicus* nichts schatzartiges finden zu können. Der Plan scheint durchaus übel gewählt, und die Ausführung hat viele Gebrechen. Das *in magnis voluisse sat est*, müsste also etwa auch hier, wie bey seinen früher erschienenen *Generibus plantarum*, dem Vf. zu Statten kommen. Über den Plan erklärt er sich also: „Dem praktischen Botaniker, dem Gartenfreunde, dem Technologen" u. s. w. soll eine Art von Handbuch über das Wissenswürdigste aus der Botanik geliefert werden. Luxus will man vermeiden, doch soll das Werk „den besten französischen und englischen Originalen an die Seite gestellt" werden dürfen. Monographisch sollen nebenbey Gattungen, wie *Protea, Verbera*, *Aster*, *Pelargonium*, *Mesembryanthemum* u. dgl. m. behandelt werden; auch soll der *Thesaurus* Supplemente zu *Jacquin's Flora austriaca* enthalten, und „es sollen endlich auch vorzüglich viele ganz neue Arten, oder solche Pflanzen hier dargestellt werden, welche in" — gar zu kostbaren — „Werken abgebildet sind, — vielleicht auch die wichtigsten technologischen, ökonomischen und medicinischen Pflanzen, — ja, — wenn die Käufer wollen, auch Kryptogamen und Schwämme *in der Vollständigkeit, wie sie sich noch in keinem anderen Werke finden.*" Welcher Plan! Soll der *Thesaurus* Laien, oder Gelehrten dienen? Dem ersteren ist bey weitem nicht mit allem Versprochenen gedient, wenn er sich auch nicht wohlfeiler zu berathen wüsste! Denn da jede Tafel $1\frac{1}{2}$ Thaler kostet, und Hr. *Tr.* „vor der Hand für eine äusserst interessante Auswahl von etwelchen (*sic!*) Tau-

Tausenden von Tafeln nicht verlegen ist:" so ist *vor der Hand* etwa eine Aussicht auf eine Ausgabe von 5000 bis 6000 Thalern. Sollten die Laien Lust haben? Dieser Preis muss auch diese abschrecken. Acht Groschen oder höchstens zwölf mag eine illuminirte Foliotafel bey einem Werk kosten, das *von allgemeinem Gebrauch seyn soll.* Dafür *kann* sie geliefert werden (vgl. *Willdenow's Hortus berol.* und viele andere Werke); was darüber ist, ist vom Übel. — Oder sollen die Gelehrten hier einen Zuwachs zu ihrem Bücherschatze haben? Allerdings auch: warum sollte man nicht Alles mit einemmale erreichen wollen? Es werden ja Monographieen und Supplemente zu *Jacquin's Flora* versprochen. Nun, daneben sollen — weil man manche Gewächse „nicht ohne einen besonderen Aufwand" (für 5000 bis 6000 Thaler läfst sich doch bey allem dem eine ziemliche *Auswahl* botanischer Bücher haben) „und seltenere nicht jedem zu Gebote stehende Hülfsmittel kennen zu lernen vermag," — „manche Werke zu theuer sind," — „auch in den botanischen Schriftstellern manche Pflanze wohl 20 und 30 Mal abgebildet ist," — hier hübsch recht allerley, 20 und 30 Mal abgebildete Arten wieder abgebildet; ja auch Copieen aus anderen Werken geliefert werden, wo denn das Original der Abbildung oftmals um ⅔ wohlfeiler seyn wird, als es hier im Nachstich erscheint. Vereinige das, wer da kann! Besehen wir nun den Inhalt dieser 2 Hefte: so wird, glauben wir, unser Urtheil den meisten gerecht scheinen. T. 1. *Statice mucronata L'Herit. stirpp. I.* t. 13 (nicht einmal dem Auge ganz gefällig); T. 2. *Dionaea muscipula* copirt; T. 3. *Dianth. deltoides;* T. 4. *Geran. striatum;* T. 5. *Parnassia palustris;* T. 6. *Parnass. asarifolia* aus dem *Jard. de la Malmaison;* T. 7. *Sagittaria sagittifolia;* T. 8. *Sagittar. lancifolia Andrews Botan. Repos.* Nr. 73. t. 333. Wichtige Bemerkungen sind uns bey allen diesen Pflanzen, die sämmtlich schon anderswo in Abbildung anzutreffen, und wovon kaum drey nicht jedem Anfänger in der Botanik höchst bekannt sind, nicht vorgekommen.

Wir fragen nun: zwingen nicht so planlose Spielereyen die Botaniker, darauf Verzicht zu thun, die Literatur ihres Fachs zusammenzuhalten? Rec. würde es fast für Pflicht achten, auf ein Werk dieser Art gar keine Rücksicht zu nehmen, um seinen Fortgang, der der Wissenschaft schadet, weil er anderes wirklich Nützliche aufhält, zu hindern. Sehr schön sind sonst wirklich die mehresten Kupfer. — h —.

Wien, b. Geistinger: *Fungi Austriaci ad specimina viva cera expressi descriptiones ac historiam naturalem completam. Österreichs Schwämme, nach lebendigen Originalen in Wachs gearbeitet, mit Beschreibung und einer ausführlichen Naturgeschichte,* von *Leopold Trattinnick,* Ehrenmitgliede der physikalischen Societät zu Göttingen. Erste Lieferung. 1804. 35 S. Zweyte Lieferung. 40 S. Dritte Lieferung 1805. 20 S. 4. (jede Lieferung 6 Thaler.)

Obgleich die Naturgeschichte der meisten Gewächse, welche im Linneischen System die 24 Klasse ausmachen, seit 15 Jahren durch die scharfsinnigen Entdeckungen berühmter Botaniker aufgehellt worden, und jede Ordnung dieser Classe eine eigene Literatur bekommen und ein wissenschaftliches Ansehen erhalten hat: so ist dennoch den künftigen Forschern Vieles übrig geblieben, und noch manche Lücke auszufüllen nöthig. Hr. *T.* fühlte daher einen besonderen Beruf, die Schwämme, einen mit vielen Schwierigkeiten verwickelten Theil der Gewächskunde, aus ihrer Dunkelheit hervorzuführen, und in ein helleres Licht zu setzen. Da man die Schwämme bey weitem nicht so leicht, wie Pflanzen mit deutlichen Geschlechtern, trocknen und zur weiteren Untersuchung in einem Herbarium aufbewahren kann: so entschloss sich unser Vf., die Arten und ihre Abänderungen nicht nur in lateinischer und deutscher Sprache genau zu beschreiben, sondern dieselben auch in Wachs abformen zu lassen, und in ihrer natürlichen Gestalt und Farbe darzustellen. Aus diesem Grunde wählte er zuerst die in Österreich wildwachsenden Schwämme, um dieselben an den natürlichen Standörtern, von der ersten Stufe ihrer Entwickelung bis zur völligen Ausbildung beobachten, und die Figuren darnach fertigen zu können. Ohne die verschiedenen Meinungen der Naturforscher zu berücksichtigen, folgt er seinen eigenen, durch Wiederholung begründeten Beobachtungen, bestimmt die Gattungen nach *Linné's* und *Persoon's* Anleitung, beschreibt die einer Gattung zugezählten Arten genau und deutlich, giebt Standort, Dauer und die Zeit ihrer Reife an, und zeigt endlich, in wiefern sie in technischer, ökonomischer und anderen Hinsichten gebraucht werden können. Jedes Heft begleiten sechs nach der Natur gefertigte Wachsfiguren in einem Kistchen mit der Aufschrift: *Mycologisches Cabinet;* dann folgen die Namen und Nummern der darin liegenden Figuren. Der Vf. verspricht alle Vierteljahre eine Lieferung von sechs Stücken, nebst dem dazu gehörigen Texte gegen Vorausbezahlung von 9 Gulden Wiener Courant, oder 6 Thalern Conventions-Geld erscheinen zu lassen. Auch soll die zu diesem Werke erfoderliche Einleitung, nebst dem Titelblatte, mit derjenigen Lieferung ausgegeben werden, welche den ersten Band beschliesst. Wenn der Künstler fortfährt, unter der Leitung des Hn. *T.*, der höchstwahrscheinlich selbst die Exemplare hiezu wählt, so vortreffliche Figuren zu liefern, als diese ersten Lieferungen enthalten: so können wir versichern, dass diese Unternehmung die strengsten Foderungen der Kenner befriedigt.

Die 1 Lieferung enthält folgende Schwämme: I. *Agaricus partella* (*A. campestris Linn.*) *Gemeiner Champignon* etc. Nach der vorausgeschickten Beschreibung und Geschichte dieses in den Küchen wohlbekannten Schwammes, giebt der Vf. denjenigen, welche die Unwissenheit der Schwammsammler fürchten, einen kurzen aber deutlichen Unterricht, die zur Familie der Blätterschwämme gehörenden Arten von dem ächten essbaren Champignon zu unterscheiden. Dann folgt eine Anweisung, den Cham-

Champignon mit Vortheil in den Gärten zu erziehen. II. *Agaricus pleuropus* (*A. stypticus Perf.*) Dieser an alten Weidenbäumen und faulem Holze hervorwachsende, an Vollständigkeit und Grösse verschiedener Blätterschwamm, welcher mit dem *Ag. alneus* und *Ag. variabilis* sehr nahe verwandt ist, variirt mit einem Centralstrunke, und seine zarten Lamellen anastomosiren sich abwechselnd miteinander; sein Geschmack ist anfänglich ekelhaft süsslich, dann styptisch. Er wird den Färbern empfohlen. III. *Daedalea quercina Perf.* (*Agaricus quercinus Linn.*) *Eichenlabrynthschwamm.* Hr *T.* sahe diesen an gefällten Eichbäumen, an Bretern etc. wachsenden Schwamm, fünf Fuss hoch über der Erde an einem Pfahl hervorkommen, und beobachtete die Fortpflanzung desselben aus Saamen. IV. *Daedalea suaveolens Perf. varietas pileo multifido imbricato — juvenilis.* Die Naturgeschichte von diesem Schwamme verspricht der Vf. dann zu liefern, wann er einmal ein reifes und in seiner gewöhnlichen Form entwickeltes Exemplar vorlegen kann. Das mit dieser Lieferung ausgegebene Exemplar soll einstweilen blofs zur Erklärung mancher kritischen Erläuterung dienen. Defswegen liefert er nur eine kurze Beschreibung seiner *Daedalea*, und giebt vorläufig die Gründe an, dafs der von *Persoon* in seiner *Synopsis* S. 530 aufgeführte *Boletus suaveolens* aus der Zahl der Arten ausgestrichen, und an seine Stelle der *Boletus salicinus* des *Boulliard* gesetzt werden müsse. Angemerkt wird noch, dafs, wenn man *Daedalea suaveolens* wegen seines Geruches in Gefäfsen aufbewahren will, das Sammeln in seinem jugendlichen Zustande geschehen müsse. V. *Boletus fumosus. Perf.* Der beräucherte *Löcherschwamm.* Er ist von *Persoon* zuerst beschrieben, aber noch nirgends abgebildet. Hr. *T.* glaubt ihn in die österreichische Flora einschalten zu müssen, weil er sich, wiewohl selten, doch an manchen Orten nahe bey der Hauptstadt findet. Das vorliegende Exemplar ist dem Künstler wohlgerathen. VI. *Boletus ungulatus Boulliardi*, der *Pferdehufpilz.* Dieser Schwamm wird mit dem gemeinen Zunderschwamm zur Bereitung des Zunders gebraucht.

II Lieferung. VII. *Agaricus* (*gymnopus*) *Austriacus. Der österreichische Blätterschwamm.* Dieser schöne Schwamm ist oft gesellig am Grunde verwachsen, hat einen schwarzrothen röhrigen Strunk, einen pomeranzenfarbigen, nach der Mitte zu braunen glänzenden Hut, und abgerundete Lamellen von dreyfacher Reihe. Der Vf. glaubt diesen Schwamm für eine neue Art erklären zu dürfen, da er sich von dem Schleierfuss, mit welchem er zunächst verwandt ist, in mehr als einer Rücksicht unterscheidet. VIII. *Agaricus* (*pleuropus*) *Ag. salignus Perf.* (*Ag. ochraceus Linn.*) IX. *Boletus scutiformis. Schildförmiger Zunderpilz.* Ein halbkugliger schildförmiger Löcherschwamm, von harter Substanz und graubrauner Farbe, welcher an cultivirten Obstbäumen, vornehmlich an den Ästen der Pflaumenbäume hervorkommt. Die verschiedenen Gestalten der Löcherschwämme, welche ehedem unter dem Namen des Feuerschwammes aufgeführt wurden, wollte Hr. *T.* mit *Persoon* für blofse Varietäten annehmen; allein durch genaue und oft wiederholte Betrachtung sah er sich genöthiget, den Zunderschwamm in mehrere selbstständige Arten zu unterscheiden, welche in diesem Werke allmählich abgehandelt werden sollen. Er bemerkt vorläufig, ob es nicht besser wäre, die Arten der Feuerschwämme, welche in einer faserigen, dichten, harten, perennirenden, schichtweise geordneten Substanz und in wiederkeimenden Löchern zu bestehen scheinen, zusammen als eine neue Gattung aufzustellen. X. *Sistotrema versicolor. Boletus versicolor. Linn et Perf. Bänderschwamm.* Diese Schwammart gehört zu den schönsten, aber auch zu den kritischen Arten ihrer Gattung. Da sie schon mehrmalen den Botanikern zu Irrungen Anlafs gegeben hat: so fand sich der Vf. bewogen, der Beschreibung eine etwas reichhaltigere Synonymie vorauszuschicken. Das vor uns liegende Exemplar macht dem Künstler Ehre; die gebänderte filzige Oberfläche, welche mit bunten concentrischen Bändern prangt, ist der Natur sehr getreu nachgebildet. Rec. fand auch bisweilen die Oberfläche dieses zierlichen Schwammes aschgrau mit braunen Bändern geziert. XI. *Morchella continua.* (*Phallus esculentus Linn.*) *Gemeiner Morchelschwamm.* XII. *Morchella patula. Perf. Bastardmorgel.* Beide Arten sind in den Küchen bekannt.

III Lieferung. XIII. *Agaricus* (*pratella*) *Vindobonensis. Der Wienerschwamm.* Diese neue Schwammart, welche Hr. T. zu Wien auf mageren Wiesen antraf, unterscheidet sich von *Ag. campestris Linn.* blofs durch einen nicht schuppigen Hut und durch die in drey Reihen geordneten, äufserst gedrängten Lamellen. Die Kennzeichen, wodurch er sich von anderen ähnlichen Arten unterscheidet, sind im 3 Hefte S. 79 angezeigt. XIV. *Agaricus* (*Lepiota*) *caudicinus. Perf. Stockschwamm.* Der Vf. bemerkt, dafs unter allen efsbaren Schwammarten, die man zu Markte bringt, keine in so groser Menge gekauft und verspeifst werde, als diese Art. XV. *Merulius cantharellus. Perf.* Der *Röthling:* wird auch in mehreren Gegenden Deutschlands häufig gesammelt und gespeifst. Das vorliegende Exemplar ist trefflich gearbeitet. XVI. *Boletus cinnamomeus Jacq.* Von dem perennirenden Löcherschwamm unterscheidet er sich durch einen regelmäfsigen Hut, und durch den Mangel der concentrischen Ringe. XVII. *Boletus luridus. Perf. Bol. bovinus Bolt.* XVIII. *Phallus impudicus.* Ein Prachtexemplar von 6 Zoll Höhe, dessen ziemlich dicker, hohler, aufserhalb zierlich gerunzelter Strunk aus einem weifsen Eye hervorsteigt und mit einem blafsgrünen, auswendig zelligen Hute gekrönt ist.

Auf dem Umschlage des zweyten und dritten Heftes ist noch angemerkt: „Für minder bemittelte Freunde der Botanik ist für eine äufserst sorgfältige Ausgabe der österreichischen Schwämme, in Kupfer gestochen und fein nach der Natur ausgemalt, auch einzeln für jede Lieferung in einem grünen Umschlag für 1 Rthlr. 20 gr. zu haben."

H. ch. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 DECEMBER, 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Herbsttage von Sophie von la Roche.* Mit einem Kupfer und mit Musik. 1805. 324 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebendas.: *Lohn der Tugend.* Von E. *Sophie Ludwig, geborne Fritsche.* 1805. 2 Thle. 248 u. 264 S. 8. (2 Rthlr.)

Ebend.: *Henriette, oder das Weib, wie es seyn kann. Aus der Familie Hohenstamm gezogen,* von E. *Sophie Ludwig, geb. Fritsche.* Zweyte verbesserte Auflage. 1805. 422 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Leipzig, b. Weigel: *Der Unglücksvogel, oder Begebenheiten eines Emigranten. Aus dem Französischen der Frau von Genlis.* 1803. 184 S. 8. (20 gr.)

Ebend.: *Therese, oder der Pallast und die Hütte; und die Liebenden als Nebenbuhler. Zwey Erzählungen. Der grüne Unterrock. Eine Anekdote. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis.* 1803. 184 S. 8. (12 gr.)

Ebend.: *Der Triumph der Herzensgüte, oder der brave Mann aus der Provinz. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis.* 1804. 156 S. 8. (12 gr.)

Ebend.: *Der Abtrünnige oder die Fromme. A. d. Franz. der Fr. v. Genlis.* 1804. 147 S. 8. (12 gr.)

Ebendas.: *Die Prinzessin Ursini. Eine Novelle. Weibervorurtheile und Darmanie und Herminie: Zwey Anekdoten. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis.* 1804. 134 S. 8. (12 gr.)

Ebend.: *Das Schloss Kolmeres und der Aufseher im Verborgenen, oder Liebe und Freundschaft. Zwey Erzählungen. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis.* 1805. 161 S. 8. (12 gr.)

Ebendas.: *Grabesblumen, oder Schwermuth und Phantasie. Eine Erzählung. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis.* 1805. 179 S. 8. (20 gr.)

Die letzteren sieben auch unter dem Titel:

Kleine Romane und Erzählungen. Aus d. Franz. d. Frau v. Genlis. Erstes bis siebentes Bändchen.

Frauen bleiben Frauen, und die Grundzüge ihres Wesens sind in Frankreich eben so unvertilgbar, als in Deutschland: auch die gebildetsten unter ihnen können ihr Geschlecht nicht verleugnen. Überall sieht mans ihnen an, dass die grosse Welt nicht für sie, und sie nicht für die grosse Welt sind; ihre Ansicht der Dinge, so wie ihre Darstellung bleibt in der Regel immer kleinlich und beschränkt: sogar ihren Gefühlen merkt man die engere Bestimmung an, und sie können nicht einmal fromm seyn, ohne zu frömmeln.

Die drey Damen, welche Rec. hier in Gesellschaft gebracht hat, werden ihm diesen Eingang nicht übel nehmen: es ist damit gar nicht auf ihre Herabsetzung abgesehen: denn was können sie dazu, dass sie Frauen sind? Nur das ist ihre Schuld, dass sie aus ihrem Kreise herausgetreten sind, und ein paar namentliche Belege mehr zu der allgemeinen Wahrheit gegeben haben. —

Die Französin, die sich hier am breitesten ausnimmt, hat, als Erzählerin, noch den besonderen Fehler, dass in ihren Erzählungen zu viel Erzähltes ist. Ihr Unglücksvogel ist ein wahres Additions-Exempel von Unglücksfällen, das zuletzt die Aufmerksamkeit und die Theilnahme ermüdet. Selbst die Empfindungen scheinen nur erzählt, und treffen daher auch so selten auf mitklingende Saiten. Liegt indess in dieser Art zu erzählen wirklich eine Kunst, so hat sie Fr. *v. G.* ganz in ihrer Gewalt. Führt sie uns mitunter auch einen langen Weg zum Ziele, so macht sie ihn doch wenigstens nicht auch noch schwer, und ist man eben nicht an eine geistreiche Unterhaltung gewöhnt, so ist man ohne Gefahr sich zu langweilen. Übrigens muss Rec. zu ihrer Entschuldigung hinzufügen, dass sich alle französischen Romane und Erzählungen ungleich gefälliger im Original ausnehmen, als selbst in der besten deutschen Übersetzung. (Die Übersetzung der Romane und Erzählungen der Fr. *v. G.* gehört zu den bessern). Die eigenthümliche Schwatzhaftigkeit und Wortflüssigkeit (*sit venia verbo*) der französischen Sprache, an die man, durch die Erlernung, wie an etwas Nothwendiges, gewöhnt wird, wird im Deutschen nur gar zu oft widernatürlich und lästig.

So wie bey mehreren Büchern es unumgänglich nothwendig ist, wenn sie gefallen und Interesse erwecken sollen, dass man die Vff. derselben persönlich kennt: so ist diess ganz vorzüglich der Fall bey den Herbsttagen der Fr. *v. la Roche.* Sie enthalten so viel Individuelles, dass man ihnen ohne diese Würze keinen rechten Geschmack abgewinnen kann. Sie scheint zu schreiben, wie sie spricht; nur Schade, dass Lesen und Hören nicht einerley ist, und dass man nicht immer lesen kann, als ob man hörte. Von ihrem edlen, gefühlvollen Herzen, das selbst

selbst in ihrem hohen Alter noch mit jugendlicher Wärme schlägt, ist indessen auch diese Schrift ein unverkennbarer Beweis; nur im Vortrage, der matter geworden ist, erkennt man die Spuren der überschrittenen siebenzig Jahre.

Wenn auch Madam *Ludwig* nicht der Kranz unter diesen dreyen gebührt, so verdient sie doch gewiss neben ihnen zu stehen. Dass sie eine Frau ist, merkt man freylich auch ihren Schriften an, aber auch, dass sie zu den Gebildeteren ihres Geschlechts gehört. Die Charaktere der Personen, die sie auftreten lässt, sind mit zarter Hand gezeichnet, und Sittlichkeit und Tugend weiss sie in das liebenswürdigste Gewand zu kleiden. Doch fehlt es auch ihrer Sprache bisweilen an Nachdruck, ihren Darstellungen an Leben, und ihren Entwickelungen an Leichtigkeit. Auch scheint es, als ob sie hie und da auf triviale Bemerkungen einen Werth legte, und als ob sie die Welt mehr in Büchern, als in sich selbst beobachtet hätte.

ϱϱ

Wien, b. Degen: *Le Peintre Graveur, par Adam Bartsch.* 1805. IV Vol. 424 — XV S. V Vol. 498 S. 8. Nebst *Copies faites d'après des Estampes tres rares de differens maitres decrites dans les Volumes I. IV. V.* du Peintre Graveur par *Adam Bartsch.* 1805. 8 Blätter kl. Querfol. (8 Rthlr.)

Es gab eine Zeit, da die Liebhaber und Sammler von Kupferstichen eigenhändige Blätter der Maler weniger schätzten und suchten, als nach dem inneren Kunstwerth derselben hätte geschehen sollen, indem diese Blätter beynahe wie Handzeichnungen zu betrachten sind. Gegenwärtig scheint man aber ihren Werth besser eingesehen zu haben, und die Sammler zeigen sich, zum Nachtheil der von eigentlichen Kupferstechern verfertigten Blätter, vorzüglich den eigenhändig von berühmten Malern radirten Stücken geneigt. Dieser Neigung nun kömmt das Werk des Hn. *Bartsch* trefflich zu Statten; auch zweifeln wir keineswegs, dass ernstgesinnte Liebhaber der Kunst viel Unterricht werden aus demselben schöpfen können. Der Vf. besitzt in dem Fache, welches er bearbeitete, nicht bloss oberflächliche Kenntnisse; überdiess wurde er noch in seinem Unternehmen durch die grossen Kupferstichsammlungen in Wien begünstigt; sein Werk ist daher sehr reichhaltig und wird, wenn es einst zur gänzlichen Vollendung gediehen ist, den Liebhabern und Sammlern unentbehrlich werden. Man findet in demselben viele, gute sonst nur wenig bekannte Meister angeführt und von den bekannteren viel seltene Werke. Acht der allerrarsten, radirten Blätter hat Hr. *B.* treu copirt und diese Kopien in einem eigenen Heft den vorliegenden beiden Bänden seines *Peintre Graveur* beygegeben. Sie verdienen um so mehr geneigte Aufnahme, weil man mit ihrer Hülfe theils die chalkographischen Seltenheiten kennen lernen, theils auch Lücken ausfüllen kann, in Sammlungen, wo die Originalblätter noch fehlen.

Göttingen, ohne Anzeige der Verlagshandl.: *Theoretisch-praktische Anweisung, Landschaften nach Kupferstichen, Gemälden, und nach der Natur zu zeichnen und zu coloriren,* von *C. Eberlein.* 1804. mit 19 Kupfertafeln und 69 Seiten Text in gr. 4. (2 Rthlr.)

Das Werk ist dem Kurprinzen von Bayern zugeeignet, und Hr. Prof. *Bouterwek* hat der Vorrede des Vf. eine empfehlende Nachschrift beygefügt. Hierauf werden allgemeine Ideen über Landschaftsmalerey vorgetragen, die nicht zu missbilligen sind; ferner erhalten die Anfänger im Landschaftszeichnen Kunde von den ihnen nothwendigsten Regeln der Perspective. Allerdings wäre Vortheil davon zu erwarten; wenn man beym Unterricht im Zeichnen jedesmal den ernsten gründlichen Weg einschlagen könnte; allein Rec. weiss aus Erfahrung, wie schwer und selten man hiezu gelangt. Ihm sind sogar geübte Landschaftsmaler bekannt, welche aus Scheu der Trockenheit, das Studium der Perspective ganz vernachlässigt haben. Andere aber, denen es nicht um die Meisterschaft in der Kunst zu thun ist, werden sich noch weniger gern dazu bequemen.

Die übrigen Abschnitte handeln von den Bäumen, vom Entwurf der Landschaft, vom Licht und Schatten überhaupt, vom Wiederschein, Schlagschatten etc. und sind bis auf wenige Stellen, deren Berichtigung wir um Weitläuftigkeit zu vermeiden, unterlassen müssen, befriedigend.

An den 19 radirten Kupfertafeln ist die Behandlung der Nadel grösstentheils lobenswerth, allein wenn Hr. *Eberlein* solche zum Nachzeichnen für Anfänger bestimmt hat, so wären Blätter von Lavirter- oder sogenannter Aquatinta-Manier zweckmässiger gewesen. Er selbst sagt S. 67: „Das Tuschen ist der Ausführung mit schwarzer Kreide vorzuziehen, weil man die Gegenstände sanfter und der Natur ähnlicher vorstellen kann, denn die Linien in den Schatten sind in der Natur nicht zu finden."

— y — H.

Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Terzette für drey Singstimmen mit Begleitung des Piano-Forte,* von *August Bergt.* Zweyte Auflage. I Heft. (gestochener Titel mit Vignette, 11 Bog.) II Heft. (Titelkupf. 14½ Bog.) kl. Fol. (2 Rthlr. 4 gr.)

Es würde dieses Werkchen seinen ausgezeichneten Werth bey allen geschmackvollen Kennern der Vocalmusik behaupten, auch wenn die schnelle Vergreifung desselben nicht auf dem Titel bemerkt wäre, die freylich bey Musikalien jetzt immer seltener zu werden pflegt. Vorher erschien diese Sammlung bey *Enoch Richter* in Leipzig. Der Componist hat sich durch diese Stücke ein ansehnliches Verdienst um die edle musikalische Unterhaltung erworben, und Rec., der sie von drey ausgezeichneten Terzettensängern, welche freylich dazu erfordert werden, exequiren hörte, gesteht, nichts vollkommeneres in dieser Gattung gehört zu haben. Ja, man möchte fast behaupten, dass der talentvolle Componist eine ei-

igene Methode mit dieser Art des Terzetts erfunen hatte. Sie zeigt sich in der Freyheit der Bearbeitung eines einzigen Textes, für *drey* verschieene Stimmen (entweder Sopran, Tenor und Bass, der 2 Soprane und Bass), welche im eigentlichen erstande concertiren, indem sie oft im canonischen Vechsel einander folgen, zuweilen als Solostimmen ervortreten, dann *bey* einem allgemeineren Ausruck sich vereinen, und in ihrer Verschiedenheit rieder durch eine zweckmäfsige, oft nur kurze, (in renigen Stellen ganz pausirende,) oft aber vollere ortepianobegleitung verschmolzen und getragen rerden. Der Bafs ist vorzüglich kräftig und manichfaltig.

Die Musik ist von seltener Gediegenheit; der atz gründlich, zuweilen auch gelehrt, ohne doch ı lebendiger Anmuth zu verlieren, wie z. B. der fugenähnliche Satz des ersten Terzetts S. 6. Der usikalische Ausdruck schmiegt sich meistens sehr mig an seinen Text, und bezeichnet das Einzelne, me das Ganze, durch jene Stimmenvertheilung zu erlieren; die Declamation ist sehr gedacht; keine ten Gesangsformeln sind hier anzutreffen; nur an *nigen* Stellen ist *zu viel* declamirt, der Gesang nicht eisend genug, und die Begleitung etwas abgebroıen. Gleich im 1 Gesange: „Warum sind der Thränn," wo das Thema sehr gut durchgeführt ist, so ıss, wie auch in den folgenden Gefängen, bey den erschiedenen einzelnen Sätzen die Einheit des ganın Liedes doch nicht leidet, ist S. 5 *jedes* Glück ı hart declamirt, so ist auch S. 6 die Wiederhong unangenehm. Der Charakter dieses meisterhafn Stücks ist ruhige Betrachtung, und freudige Hoffıng. Das Lied: „Zu des Lebens Freuden," Nr. 2 trägt anz den Charakter fröhlicher Unschuld, der auch ırch eine lebhafte, leichthüpfende Clavierbegleing gehoben worden ist. Die Declamation S. 20 ist orzüglich ausgezeichnet. Der 3 Gesang: „Freundhaft, Vaterland, Natur" ist voll Ernst und Würde. er Schluss nur ist zu ausgedehnt.

Der 1 Gesang des 2 Hefts ist das schönste Stück iefer Sammlung, und ein wahrhaft originelles Meirstück. Es füllt eine für drey Personen ganz eigen zu gedichtete Scene, den Abschied zweyer Neurmahlten von dem Vater, aus; die Charaktere der eliebten, des Bräutigams, und des Vaters sind in ioner Individualität verbunden, doch so, dafs der ın derselben nicht in den Operton verfällt, sonrn der schönen Wirklichkeit des häuslichen Lens näher ist. Wir rathen den Componisten, vorglich diese glückliche Idee zu verfolgen, und in meinschaft eines Dichters, dergleichen speciellere bensscenen, wie in dieser, hier von Rec. wenigstens erst gefundenen Art, durchzuführen. Denn so dringt eigentlich die Musik auch in das häusliche Leben ı, und wird durch Musik verherrlicht und veredelt rden. Dem sanften Charakter der innigen, mit ser Wehmuth von dem Vater scheidenden Braut, des tlichen aber männlichen Bräutigams, des mehr lectirenden, väterlichen Alten, der anmuthigen Verschlingung von Gewalt und Rührung kommt nichts bey Der erste feyerliche Satz hebt mit *Adagio* aus *Es dur* an, dann wird das Gefühl der Trennung im *Allegro* immer reger und lebhafter, und als es endlich bis zur höchsten Gewalt in den drey Stimmen vereinigt ist, schliessen einige Adagiotacte das vortreffliche Ganze.

Das darauf folgende; „*Wiedersehen!*" ist am wenigsten gelungen, es ist viel zu sehr *declamirt*, und durch die Vertheilung in Stimmen aus einander gerissen. Ein fliessender Gesang würde das Lied mit weit mehr Rührung begleitet haben. Auch die Begleitung des Fortepiano ist hier und da etwas leer; und der Schluss unbefriedigend.

Der 3 Gesang: „Wer wollte sich mit Grillen plagen," rollt sehr leicht und fröhlich dahin. Die Steigerungsfätze „noch rinnt" etc. — „noch ist die Laube" etc. — „noch scheint" etc. sind sehr schön in die wechselnden Stimmen vertheilt. Es folgt dann ein reiner Canon, auf die Worte: „O wunderschön; etc. der die innigste Bewunderung ausspricht. Darauf der schnelle, heitere Entschluss „darum will ich" etc. mit regerem Tempo. Nur S. 44 ist zu unbedeutend.

Die Gediegenheit dieses Werkchens verband uns zu dieser ausführlichen Beurtheilung. Durch Fortsetzung desselben wird sich der Vf. um musikalische Gesangsakademieen und freundliche Cirkel gewiss sehr verdient machen.

Sein Äusseres ist sehr elegant, nur folgende Hauptdruckfehler müssen verbessert werden. I Heft 2 S., Zeil. 10, 1 Note *es*, II Heft S. 8, Syst. 2 Tact 3, muss die erste Note *es*, und S. 54, Syst. 1, Zeil. 5, Tact 2, die erste Note *a* heissen. M.....s

Breslau, b. Graffes Erben u. Barth: *Schlesische musikalische Blumenlese: Zweyter Jahrgang.* I Heft. 22 S. II Heft. 24 S. III Heft. 25 S. IV Heft. 26 S. 1803. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Für den Gesang enthält diese Sammlung kleine Chöre von *Berner*, Lieder von *Ebell, Hurka, Knecht, Schnabel* und *F. D. Weber*, ein paar *Volkslieder*, die wohl nur für Handwerksbursche passen, mit modernen Compositionen von *Hensel*, und eine grössere Composition: *Das Echo auf dem Kynast* von *Knecht*, Wenn hiebey gleich die Wahl des Gegenstandes ein Missgriff seyn möchte, und die strenge und höhere Kritik gegen die Ausführung im Einzelnen manches zu erinnern fände: so zeichnet sich diese Composition doch vor allen anderen als ein sehr braves Musikstück aus. Unter den Liedern sticht ein *Trinklied* von *Ebell* besonders hervor, die anderen erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Für das Clavier findet man hier eine brave *Phantasie* von *Knecht*, und von eben diesem Componisten *Walzer, Quadrillen, Angloisen* und einen *Bauerntanz* mit *Variationen*, von sehr ungleichem Werthe. Ferner eine sehr schwache *Sonate* von *Hensel*, und *Walzer* von *Julie Merfort*, auch *Menuetten* und *Walzer* von *F. D. Weber* in Prag, die eben weiter nichts Neues haben,

haben, als dafs sie *Balli Tedeschi* überschrieben sind. Zur angenehmen Gemüthsergötzung der Käufer hat man auch ein musikalisches Räthsel, welches eben keinen grofsen Aufwand von Witz erfordert hat, und jedem Stück ein ziemlich schlechtes Küpferchen von schlesischen Gegenden und Anlagen beygefügt. Der Notendruck ist recht gut and leserlich, doch ist die Correctur eben nicht sorgfältig besorgt worden, und die grofse Nachläfsigkeit, dafs die Poesie auf die Rückseite der Composition (statt der gegenüberstehenden) abgedruckt ist, und man daher die Musik erst auswendig wissen mufs, ehe man die folgenden Strophen singen kann, findet sich nur zu häufig in dieser Sammlung.

Dafs diese im Ganzen doch sehr mittelmäfsige Sammlung in Schlesien so viel Beyfall und Unterstützung gefunden, wie man aus der zahlreichen Subscribentenliste ersieht, die fast nur schlesische Städte angiebt: diefs zeigt mehr von dem Eifer und der allgemeinen Musikübung der Schlesier, als von ihrem guten Geschmack. Man erkennt darin mehr die Nachbarschaft von Böhmen und Mähren, als von Berlin und Dresden. Tr.

1) Erfurt, b. Hennings: *Leiden des jungen Motz.* Vom Vf. des silbernen Kalbes. 1805. Erstes Bändchen. XVI u. 227 S. Zweytes Bändchen. 158 S. Drittes Bändchen. 181 S. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Der goldene Stier.* Eine Biographie. Herausgegeben von *Ludwig von Selbiger.* 1805. Erster Theil. 394 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. Der junge Werther litt, warum sollte der junge Motz nicht auch leiden dürfen, zumal da seine Leiden mit den Wertherschen in keinem Betracht etwas gemein haben? Der junge Motz stirbt auch, und dagegen wäre beynahe noch weniger einzuwenden, wenn wir nicht auf dem Sterbeblatte erführen, dafs wir es in diesen drey Theilen mit *einem grofsen Leben, ja einem Genie im höchsten Grade, der ein neuer Klopstock hätte werden können*, zu thun gehabt haben. Damit übrigens der Leser sich nicht über Gebühr rühren lasse, sind diese Leiden zuweilen sehr glücklich durch Festins gemildert. So werden z. B. B. 2. S. 86 *an Einem Tage bey dreyfsig Schweine abgestochen.* Zudem zeigen die politischen Meinungen eines modernen *Schweinhirten* Bd. 2. S. 108. wie sehr es dem Vf. darum zu thun gewesen, beyspielweise Aufklärung und gesunde Begriffe unter der niedrigsten Menschenclasse zu verbreiten, und so das Nützliche dem Angenehmen beyzufügen. Noch ist ein Gespräch über einige Kunstwerke der Nation und über *Engels Lorenz Stark* angehängt, welches in seiner Art ebenfalls merkwürdig zu nennen wäre.

Nr. 2 gehört zwar nicht zum Geschlecht der Motze, doch machen die neuesten literarischen Kälber einigen Anspruch darauf. Wie vor Kurzem das Weib, wie es seyn sollte, Männer und Knaben und alles mögliche ins Leben rief, so hat das goldene Kalb bereits ein silbernes, und nun sogar diesen Stier erzeugt. Dem ersten Theile nach, scheint er hauptsächlich vom Humör Profession zu machen. X.

Penig u. Leipzig, b. Dienemann u. Comp.: *Sappho. Monodram von Nöller*, in Musik gesetzt von *F. A. Kanne.* Oeuvre VII. (12 gr.)

Was den Dichter oder Componisten bewogen, diese Romanze *Monodram* zu nennen, sehen wir nicht ein. Der Componist hat sie durchcomponirt, aber dabey den Hauptgedanken, wie sichs gehörte, möglichst beyzubehalten gesucht. Der erzählende Theil ist indefs von dem eigentlich lyrischen gesungenen merklich abgesondert, doch aber ist der Ton der Erzählung an sich nicht bestimmt genug; auch ist der Umfang der Stimme, von anderthalb fast zwey Octaven für den erzählenden Ton zu grofs. Dieses wird jeder Sänger bey den Worten: *Sappho hiefs sie*, leicht fühlen; eine Anrufung wie: *Sappho höre mich!* könnte nicht stärker herausgehoben seyn. Das zwiefache Zurückkehren von f dur nach d moll ist auch dem erzählenden Charakter nicht angemessen, und überdiefs dem gebildeten Ohre widerlich, um so mehr da der Componist nachher wieder nach f zurückkehrt. In der dritten schildernden Strophe hat die Musik viele glücklich malende und ausdrückende Züge. Von ganz besonderer Innigkeit ist die Melodie zu den Versen: *Ja du kennst das Leiden* etc. Der Folge wäre nur weniger Schnelle in den Modulationen und weniger Transpositionen zu wünschen. Auch ist der Gesang der Oberstimme oft zu einförmig und fast trocken. Sehr gut wird mit der letzten Erzählung auch wieder die erste Melodie aufgenommen. Überall sieht man, dafs Hr. K. seinen Dichter durchdenkt, und seine Composition mit Verstand anordnet: in der Ausführung leuchtet nur zu oft die Mühe und das mühsam Gesuchte hervor. Von Seiten der Harmonie und der richtigen musikalischen Orthographie sind manche Härten und Nachläfsigkeiten, die der Componist bey genauerer Durchsicht leicht selbst finden wird; ihre genaue Nachweisung würde hier zu viel Raum einnehmen, und sich ohne Musikschrift nicht immer deutlich genug machen lassen. Tr.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Halle*, b. Hendel: *Beschreibung der Hendelschen Gemäldesammlung in Halle, wie auch einiger antiken, modernen, geschnittenen Steine und Zeichnungen berühmter Künstler.* 111 S. 8. mit illuminirter Titelvignette. (16 gr.) Nach Mafsgabe dieser Beschreibung enthält die Sammlung 226 Gemälde, 11 Zeichnungen und an Bildhauerarbeiten, geschnittenen Steinen etc. 22 Stücke, welche der Besitzer alle im Ganzen zu verkaufen wünscht. An berühmten Namen fehlt es in dem Verzeichnifs nicht. Z. B. *J. Both, H. Carracci, Albrecht Dürrer, J. Fyt, Holbein, Claude Lorain, C. Moratti, Metzu, Rubens, Ruysdael, Schwanefeld, Spagnoletto* u. a. Freylich ist die Hauptfrage, ob die diesen Meistern zugeschriebenen Bilder alle erweislich ächt und wohl erhalten sind. Wenn aber dieses der Fall ist, so verdient die Sammlung allerdings Aufmerksamkeit, und man mufs alsdann wünschen, dafs sie unzerstreut beysammen bleiben möge. —y—H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 19 DECEMBER, 1805.

CHEMIE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Auswahl vorzüglicher Abhandlungen aus den sämmtlichen Bänden der französischen Annalen der Chemie; zur vollständigen Benutzung derselben durch Ergänzung der von ihrem Anfange an den chemischen Annalen einverleibten Aufsätze für deutsche Scheidekünstler*, von D. *Lorenz von Crell*, Herz. Braunschw. Bergrathe, der Arzneygel. u. WW. ord. öff. Lehrer u. s. w. Erster Band. 1801. 430 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Auswahl gehört noch zur Ergänzung der mit dem J. 1803 geschlossenen *chemischen Annalen*. Hr. *v. Crell* hatte bekanntlich mehrmals versprochen, die französischen Annalen so vollständig als möglich in Übersetzungen und Auszügen zu benutzen, damit die Leser der deutschen Annalen des Originals nicht eben nothwendig bedürften. Bey allem Bestreben aber, sein Versprechen zu erfüllen, blieben ihm doch noch viele nützliche Abhandlungen zurück, die nun hier nachgeliefert werden. Abhandlungen, die schon in den *Annalen* oder in den *Beyträgen* zu denselben enthalten sind, findet man hier keinesweges wieder; indessen glaubte der Herausgeber auf andere Journale verwandten Inhalts, keine Rücksicht nehmen zu dürfen. Dieser Band enthält die rückständigen Abhandlungen aus dem 17 bis 21 Bande der französischen Annalen, und die vorzüglichsten Abhandlungen sind folgende: *Bläcks Zerlegung des Wassers von einigen warmen isländischen Quellen*, nämlich des Reykum- und Geyser-Wassers. 10000 Gr. enthielten 0,51 kaustisches Natron, 0,05 Thonerde, 3,73 Kieselerde, 2,90 Kochsalz, und 1,28 getrocknetes Glaubersalz, und 10000 Geyser-Wasser, 0,95 kaustisches Natron, 0,48 Tonerde, 5,40 Kieselerde, 2,46 Kochsalz, und 1,46 getrocknetes Glaubersalz. Die Verbindung der Thon-Kieselerde wird von dem vorhandenen Natron abgeleitet, was *Bergmann* vorher bloss dem kochenden Wasser zuschrieb; doch könne die Kieselerde, wenn man diesem Wasser eine Säure zusetzt, nicht gleich getrennt werden, indem sie noch immer mit durchs Filtrum gehe: so bald das Wasser aber abgedampft, und ruhig hingestellt werde, trübe sich das Wasser, und die Erde trenne sich. Wie konnte aber hier das Natron als kaustisch aufgeführt werden, und wer hat noch den kaustischen Zustand des Natrons in Verbindung mit der Kieselerde erkannt? Bey dieser Gelegenheit wurden noch einige Bemerkungen über das Nichtgelingen der Trennung der Schwefelsäure aus den Salzen, in welchen sie vorhanden ist, durch salpetersaures Silber, gemacht, und eine Methode angegeben, wie man kleine Portionen Niederschläge in einem Filtrum sammeln und wägen könne. Die Zubereitung bestehet im Eintränken des Randes eines kleinen Filtrums mit geschmolzenem Wachs oder Talg. *Über die Zerlegung der Galläpfel und ihrer Säure.* Von *Deyeux.* Zur Zeit, da diese Untersuchung der Galläpfel durch Wasser, Alkohol, durch ihre Destillation mit Wasser, für sich u. s. w. unternommen wurde, war die Gegenwart des Gerbetheils noch nicht entdeckt, worauf jetzt bey dergleichen Untersuchungen mit Rücksicht genommen werden muss; befand er sich etwa bey dem hier als Bestandtheil der Galläpfel mit aufgeführtem besonderem Harze, und dem grünfärbenden Stoffe, oder war er bey der Gallussäure geblieben? *Über das Bleichen der Seide, ohne zu bücken, so dass sie derjenigen ähnlich wird, die man unter dem Namen der chinesischen oder der Seide von Nankin kennt.* Von *Beaumé.* Die Hauptsache bey diesem Bleichen besteht darin, dass man die gelbe Seide mit einer Mischung aus Alkohol und Salzsäure behandelt, wovon aber letztere gar keine Salpetersäure enthalten darf. Es wird hier zugleich gezeigt, wie die Seide mit einer Mischung aus zwey Quentchen Salpetersäure, und einem Pfund Weingeist gelb gefärbt werden könne; das Gelbfärben durch Salpetersäure war den Deutschen schon früher bekannt. *Real, über die beste Weise, das Leder undurchdringlich für das Wasser zu machen, ohne seiner Stärke und Weichheit Abbruch zu thun, und den Preis merklich zu erhöhen.* Das Leder wird mit Öl oder Fett getränkt, wobey man es über gelindes Strohfeuer hält, um durch die Wärme das Eindringen des Fetts zu erleichtern; übrigens enthält dieser Aufsatz mehrere nützliche Winke über die Ledergerberey. *Vauquelin's Analyse der Salsola Soda L.* Es wird hier zu beweisen gesucht, dass die Soda, welche man aus der Salsola durch die Verbrennung erhält, nicht von der Zersetzung des Kochsalzes abzuleiten sey, sondern dass sie solche natürlich enthalte. Merkwürdig ist es, dass aus der Asche der Salsola ein beträchtlicher Antheil Talkerde geschieden wurde. *Untersuchungen der Abhandlung des B. Bonhomme, über die Natur und Behandlung des Rachitis.* Von *Hallé. Auszug einer Nachricht für die Eisenarbeiter, die Fabrikation des Stahls betreffend. Von dem B. Vandermonde, Monge und Berthollet. Auszug* eines

eines Berichts über die verschiedenen Mittel, um mit Vortheil die Soda (Natron) aus dem Kochsalze zu ziehen. Von *Lelievre*, *Dorcet* und *Girond*. Man soll entweder das Kochsalz durch Schwefelsäure oder Eisenvitriol zersetzen, um dadurch Glaubersalz zu erhalten, und solches mit Kohle und Kreide in hinlänglich hoher Temperatur zu behandeln, damit dadurch die Schwefelsäure in Schwefel umgewandelt werde, der sich dann mit dem Kalk zu Schwefelkalk verbinde; auch sucht man es aus Glaubersalz, Kohle und altem Eisen, und durch blosse Kohle zu bewirken. Ausserdem bediente man sich zur Zersetzung des Kochsalzes der Bleyglätte, des Ätzkalks, der Mennig und des Eisenkieses. *Leblau's* Verfahren aus Glaubersalz, Kohle und Kreide, giebt man hier unter allen diesen angegebenen Methoden den Vorzug. *Über das Mittel, die Bereitung der Pottasche in Frankreich zu vervielfältigen*. Vom B. *Pertuis*. *Auszug einer Anweisung zur Verbrennung der Vegetabilien, zu der Bereitung der Pottasche und der Waidasche, und über die Art, die Salpeterlauge zu sättigen*. Von *Vauquelin* und *Trusson*. Die Verbrennung der Pflanzen soll in kleinen Graben unter Schuppen geschehen; das übrige Verfahren der Pottaschenbereitung ist von der bey uns üblichen und hinlänglich bekannten, wenig verschieden. *Auszug aus der Anweisung, wie man es zu veranstalten habe, dass man das bedruckte und beschriebene Papier wieder umarbeiten könne*. Von *Deyeux*, *Molard*, *Pelletier* und *Verkaven*. Das bedruckte Papier wird mit Ätzlauge, und das beschriebene mit verdünnter Schwefelsäure behandelt; diess Verfahren zeigt den Deutschen nichts Neues. *Bericht über die Bereitungen der Seifen; über ihre, der Natur der Öle und Alkalien nach verschiedenen Arten; über die Mittel, sie aller Orten mit den verschiedenen, von der Natur dargebotenen Stoffen zu bereiten*. Von den B. *Darcet*, *Lelievre* und *Pelletier*. Es ist hier die Rede von der Baumölseife, Mandelseife, Talgseife, Schmalzseife, Butterseife, Pferdeölseife, Kohlsaatölseife, Rübölseife, Buchölseife, Mohnölseife, Hanfölseife, Nussölseife, Leinölseife, Fischölseife; auch wird Anweisung gegeben, Seife im Kalten durch Bewegung oder Quirlen der Ätzlauge mit geschmolzenem Fett zu bereiten. *Über die zu Romilli gemachten Versuche zur Feinmachung (affinage) des Glockenmetalls im Grossen, um das Kupfer daraus abzuscheiden*. Von *Pelletier* und *Darcet*. Die Hauptsache bey diesem Verfahren beruhet auf der Oxydation des Zinns, wozu hier das Braunsteinoxyd mit Vortheil angewendet wird. *Bericht über die neuen von B. Armand Seguin angegebenen Verfahrungsarten, das Leder zu gerben*. Vom B. *Lelivre* und *Pelletier*. Es bestehet diess Verfahren, was die Hauptsache betrifft, im Aufschwellen der Häute durch Schwefelsäure und Behandeln derselben in einer starken Lohbrühe, statt solches in der Lohgrube zu bewirken. Ein Kalbfell wurde nach diesem Verfahren in zwey Tagen, und ein Ochsenfell in 14 Tagen völlig gut gegerbt. Es sind des Hn. HR. *Hildebrandts* Versuche hierüber bekannt, der aber das Verfahren in Ansehung der angegebenen Zeit, vorzüglich was das Sohlleder betrifft, nicht ganz richtig fand, indem eine viel längere Zeit dazu gehörte, als hier angegeben ist. *Über die ausserordentliche Gewinnung des Salpeters in Frankreich, in dem zweyten und dritten Jahre der Republik, und über die neue Methode den Salpeter zu raffiniren*. Obgleich der Chemiker hier nichts Unbekanntes findet, so verdient dieser Aufsatz doch die Aufmerksamkeit des ausübenden Salpetersieders; die Reinigung des Salpeters geschiehet durch Auswaschen desselben mit Wasser, und beruhet auf der leichteren Lösbarkeit der fremden Salze im Wasser. *Beobachtungen über die Strontianerde*. Von *Pelletier*. *Hope* habe diese Erde zuerst entdeckt. Um zu erfahren, ob der kohlenstoffsaure Strontian Kalk enthalte, wurde die Flusssäure angewendet, welche aber dessen Gegenwart nicht anzeigte; denn zwey oder drey Tropfen der Lösung des salpetersauren Kalks, der Strontianauflösung zugesetzt, gaben sogleich mit der Flusssäure einen Niederschlag. 100 Theile kohlenstoffsaurer natürlicher Strontian, bestanden aus 62 Strontianerde, 30 Kohlenstoffsäure und 8 Wasser; zugleich wird hier die Verschiedenheit der Strontian- und Schwer-Erde gezeigt. *Über das Verbrennen des Phosphors in dem sogenannten leeren Raume der Luftpumpe*. Von *van Marum*. Der Phosphor entzündete sich im Sauerstoffgas nur dann, wann er in Baumwolle gewickelt, und mit gepülvertem Harz bestreuet worden; die Entzündung geschah aber auch beym Auspumpen der atmosphärischen Luft ohne Sauerstoffgas hinzuzuleiten. Andere Versuche zeigten, dass die Baumwolle an der Entzündung Theil habe, und zwar in wiefern sie die Verbreitung des Wärmestoffs hindere, und er aus dem Grunde an dem Phosphor zusammen gehalten werde, welches der Gebrauch eines Thermometers noch mehr versinnlichte. *Über die Wirkung der Kälte auf die flüchtigen Öle und die in mehreren derselben sich findenden Concremente*. Von *Margueron*. Die Versuche wurden mit dem Öle der Pfeffermünze, Pommeranzenblüthen, Citronenschaalen, so wie auch mit dem Bergamott-, Lavendel-, Thymian-, Terpentin- und Zimmt-Öle unternommen. Es bildeten sich in diesen Ölen, in dem einen mehr, in dem anderen weniger, krystallinische Concremente. Bey einer stärkeren künstlichen Kälte nämlich bey 22° R. entwickelte sich, was allerdings merkwürdig ist, eine gasförmige Substanz, wodurch die Stöpsel der Gläser gehoben, und ein auffallender Geruch der Öle verbreitet wurde. (Es hat diess Ähnlichkeit mit der Entwickelung der feinen Alkoholtheile aus dem Alkohol durch Erkältung nach *van Mons*.) *Untersuchungen der in Deutschland angestellten Versuche über die angebliche Verbrennung in Stickluft u. s. w. und die daraus gezogenen Ereignisse*. Von *Fourcroy* und *Vauquelin*. Die hier beschriebenen Versuche, sind eigentlich gegen die von *Göttling* und anderen, über das Leuchten des Phosphor im Stickstoffgas angestellten Versuche gerichtet, obgleich weder *Gött-*

lings

lings neuere Versuche noch die Bekmannischen dabey benutzt worden sind. Sie unternahmen ihre Versuche mit dem Stickstoffgas, welches sie durch die Behandlung des Fleisches mit verdünnter Salpetersäure erhielten, ohne zu bedenken, dass diess Gas von ganz eigener Natur und sehr von dem eigentlichen reinen Stickstoffgase verschieden ist. Überhaupt scheinen Rec. doch diese Versuche noch nicht hinlänglich zu seyn, die von *Göttling* angestellten zu widerlegen; vielmehr muss die ganze Verhandlung über diesen Gegenstand noch als ungeschlossen betrachtet werden. *Über Respiration und thierische Wärme.* Von *Armand Seguin.* *Nachricht von einigen von den B. Fourcroy und Vauquelin angestellten Versuchen über die Verpuffungen durch das Schlagen.* Die Versuche wurden mit dem oxydirt salzsauren Kali angestellt, und wurden theils in einem Metallmörser, theils auf einem Ambos durch Hammerschläge veranstaltet. Es wurde dem Salze gepülverter Schwefel, Kohle, Spiesglanz, Arsenikmetall, Eisenkies, Zinnober, Zucker, Gummiarten, Äther und Alkohol zugemischt; man konnte die Explosionen auch durch den elektrischen Funken bewirken. *Methode, das Leder gelb und roth zu färben, wie es in der Türkey geschieht; nebst Anleitung zum Zubereiten und Gerben der Felle. Auszug einer Abhandlung des Hn. Benedikt Prevost von Genf über die Ausdünstungen der riechenden Körper durch Hn. Fourcroy.* Nach *Fourcroy's* Meinung lassen sich die hier wahrgenommenen Erscheinungen auf die Verwandtschaft des riechenden Stoffs mit der Luft und dem Wasser und auf die in einem von beiden oder in beiden zugleich bewirkte Auflösung zurückbringen. **M.**

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Beyträge zur Erweiterung der Chemie und deren Anwendung auf Hüttenwesen, Fabriken und Ackerbau,* von *W. A. Lampadius,* Prof. der Chemie und der Hüttenkunde an der Bergakademie zu Freyberg, Oberhüttenassessor daselbst etc. Erster Band. Mit Kupfern und Tabellen. 1804. 339 S. 8. (1 Rthlr. 15 gr.)

Diese Schrift ist gewissermassen als eine Fortsetzung der vom Vf. herausgegebenen Sammlung chemischer Abhandlungen zu betrachten. Wir wollen hier unsere Leser mit dem Vorzüglichsten des Inhalts dieser interessanten Abhandlungen bekannt machen. *Geschichte der Entdeckung des neuen Schwefelprodukt's.* Schon 1796 erhielt der Vf. bey der Destillation einer Mischung aus 1 Pfund Schwefelkies und 4 Unzen Kohlenpulver, nachdem er eine mit Wasser zum Theil angefüllte Vorlage angekütter hatte, eine sich unter dem Wasser angesammelte blassweingelbliche sehr bewegliche Flüssigkeit. Er hielt solche anfangs für Schwefel, der sich durch einen Zufall unter dem Wasser flüssig erhalten. Aber die nähere Untersuchung dieses Produkts und seine ganz besonderen Eigenschaften, vorzüglich seine auffallende Flüchtigkeit, zeigten hinlänglich, dass es eine ganz eigene Schwefelverbindung sey. Durch wiederholte ähnliche Versuche gelang es dem Vf. nicht, dasselbe Produkt wieder darzustellen; er erhielt es aber wieder, als er verkiestes Holz aus einem Erdkohlen-Lager auf dieselbe Art behandelte, wobey sich zugleich ein Beträchtliches an Schwefelwasserstoff und etwas empyreumatisches Öl zeigte. Der Vf. nennt dieses merkwürdige Produkt Schwefelalkohol, wendet bey seiner Darstellung einen Woulfischen Apparat an, lässt aber in die erste Flasche von der Retorte aus eine 2 bis 3 Schuh lange Glasröhre treten, die er mit einem Kütt aus Kalk, Käse und Kieselpulver anküttet. Durch ein oder zwey Mal wiederholte Destillation mit Wasser, wird diess Produkt völlig gereinigt. Ein Pfund verkiestes Holz gab von diesem Produkt 2 bis 2½ Unze. Behandelte der Vf. ein Gemenge aus Schwefelkies und bituminösem Holz, oder statt letzterem Braunkohle, Steinkohle, Moortorf, fichtene Holzspähne oder Kohlenblende: so erhielt er immer dasselbe Produkt. Was nun die vorzüglichsten Eigenschaften des Schwefelalkohols betrifft, so findet man an ihm, ausser seiner Dünnflüssigkeit, eine ausserordentlich grosse Flüchtigkeit und eben deswegen eine starke Erkältungsfähigkeit, wodurch das Quecksilber zum Gefrieren gebracht werden konnte. Wurde Papier, Leinewand, Leder u. s. w. damit bestrichen, so trennte sich gleich alles darin vorhandene Wasser. Es hat einen eigenen Geruch und starken brennenden Geschmack, ändert weder die Farbe der Lackmus- noch Curcumätinktur, ist sehr entzündlich, und das Produkt seiner Verbrennung ist schweflichte Säure. Die Metalle laufen davon an, und der Phosphor verbindet sich sehr gern damit; bestreicht man Papier oder Leinewand mit dieser Phosphor-Auflösung, so entzündet er sich nach einiger Zeit von selbst. Über die eigentliche Zusammensetzung dieses Produkts haben die Untersuchungen noch nichts zuverlässiges entschieden; doch scheine der Kohlenstoff kein Hauptmischungstheil desselben zu seyn, und hierin scheine auch hauptsächlich die Verschiedenheit desselben von dem Schwefelkohlenstoff des *Clements* und *Desormes* gegründet zu seyn, wie hier durch Vergleichung gezeigt wird. Am Ende dieses Aufsatzes ist noch die Anwendung dieses merkwürdigen Produkts in der Arzneykunde und in den Künsten bemerkbar gemacht. *Versuche über die Scheidung des Goldes aus goldarmen Amalgamirsilbern auf trockenem und nassem Wege.* Diese Scheidung auf dem trockenen Wege geschiehet durch die Behandlung des Güldischen Silbers mit Schwefel und Niederschlagung durch Glätte und nicht durch Bley. Bey der feuchten Scheidung bestehet der Handgriff vorzüglich in der Anwendung des Woulfischen Apparats, um keine Salpetersäure zu verlieren. *Ökonomisch-chemische Versuche im Grossen unternommen in den Jahren 1801, 1802 und 1803 nebst einigen Witterungsbeobachtungen, in Bezug auf die Vegetation.* Die Versuche wurden mit dem Düngesalze, welches auf dem Siedewerke an der Halsbrücke verfertiget wird, mit Glaubersalz, das vorzüglich von einigen Engländern als

als ein gutes Düngungsmittel empfohlen worden, und mit oxydirter Salzsäure unternommen, und auf Graswuchs, Kartoffel- und anderes Feld angewendet. Es fand sich, dass das Düngesalz unter diesem Düngungsmittel den Vorzug verdiene. Um zu erfahren ob Arsenik in die Gewächse bey ihrer Vegetation eintrete, und dadurch ihr Genuss schädlich werde, wurde auch etwas Acker mit Arsenik bestreuet; aber die Untersuchung des darauf gewachsenen Getreides zeigte keine Spur von Arsenik, und auch die aus dem Mehl zubereiteten Nahrungsmittel waren der Gesundheit nicht nachtheilig, woraus erhellet, dass eigentlich bloss der von aussen auf das Getreide fallende Arsenik schädlich werden könne, wenn dergleichen nahe bey einer Hütte, wo Arsenikdämpfe entweichen, gebauet wird. *Versuche zur Erweiterung der Amalgamation. Über die Bearbeitung der Runkelrübe im Grossen zu Bottendorf in Thüringen.* Die Zucker- und Arakbereitung nebst Benutzung der Rückstände als Caffee, wurde in Bottendorf im Grossen betrieben, musste aber mehrerer eingetretener Nebenumstände wegen, und vorzüglich, weil es an Unterstützung fehlte, wieder aufhören. Das ganze hier beschriebene Verfahren ist lehrreich, und kann allerdings Gelegenheit geben, auch diesen Zweig deutscher Betriebsamkeit über lang oder kurz wieder aufblühen zu sehen. *Beschreibung der Erzeugung des Düngesalzes bey dem kurfürstl. sächs. Quiksalz-Siedewerke an der Halsbrücke bey Freyberg im Jahre 1804.* Bey Bereitung des Düngesalzes wird das Quiksalz (Glaubersalz) mit Kalk behandelt, wo sich der Kalk mit der Schwefelsäure des Glaubersalzes zu Gyps, und das Natron desselben mit der Salzsäure des Eisens verbindet; das freygewordene Eisen fällt mit dem entstandenen Gypse nieder. Das Düngesalz bestehet also, aus schwefelsaurem Kalk, Eisenoxyd und etwas Kochsalz. *Noch einige vermischte kurze Bemerkungen.* Verschiedene Erfahrungen über kohlenstoffhaltige Körper; über die wahrscheinliche Ursache der Verwitterung mancher Schwefelkiese: Ob das geschwefelte Wasserstoffgas wirklich den Namen Hydrothionsäure verdiene? (Der Vf. bereitete dieses Gas, indem er es durch sehr hohe Entwickelungsröhren treten liess, und die Lackmustinktur wurde dadurch keinesweges geröthet;) Classification der Salze nach ihren Bestandtheilen (sie werden eingetheilt in Säuren, Kalien, Säurekalien, Säureerden, Säuremetalle, Kalierden, Kalimetalle und gemischte Salze); Zerlegung des Krebsschiefers von *Menelmontant* in Frankreich; chemische Prüfung der Mineralquelle bey Schandau; über die Benutzung des Eyweiss-Kalks als Grundlage mancher Gattungen von Kütten und Bedeckungen.

x + y.

KURZE ANZEIGEN.

CHEMIE. *Hannover*, b. den Gebrüdern Hahn: *Handbuch der Apothekerkunst.* In sechs Abtheilungen. Erster Theil. Erste und zweyte Abtheilung. Mit Kupfern und Tabellen. Von *Johann Friedrich Westrumb*, Bergcommissair, Senator und Apotheker zu Hameln u. s. w. Dritte verbesserte Auflage. 1804. 388 S. Zweyter Theil. 3 und 4 Abtheilung. Mit zwey Tabellen. 1805. 508 S. Dritter und letzter Theil. 5 und 6 Abtheilung. Mit einer Tabelle. 1806 581 S. 8. (5 Rthlr.) Der Werth dieses Handbuchs ist entschieden, es braucht daher unserer weiteren Empfehlung nicht, und es ist hinlänglich, das Daseyn dieser dritten Auflage anzuzeigen. Die Verbesserungen und Zusätze konnte der Vf. nicht selbst an gehörigen Orten einschalten, weil ihn politische Geschäfte, worin er jetzt verwickelt ist, davon abhielten. Es ist daher durch den Rathsapotheker *Schröter* in Hannover und des Vf. vieljährigen Gehülfen, Namens *Bosse*, der dem pharmaceutischen Publicum schon durch einige nicht unwichtige Entdeckungen, z. B. durch die angegebene Bereitung der Salznaphte rühmlichst bekannt ist, geschehen. Sobald der Vf. Ruhe und Musse dazu erhält, sollen die Zusätze und Verbesserungen der zweyten und dritten Auflage für die Besitzer der ersten besonders abgedruckt werden. Dem dritten Bande dieser Auflage ist der Galvanismus und die Bemerkungen über pharmaceutische Nomenclatur hinzugekommen; letztere sind ebenfalls von *Schröter*. Das Register zu diesem Handbuche wird nachgeliefert.

x + y.

Koblenz, b. Lassaulx: *Synoptische Tabellen über den ganzen Umfang der Chemie als Leitfaden für die Vorlesungen über diese Wissenschaft in der Schule von Paris.* Von *A. F. Fourcroy*, Mitglied des National-Instituts, Staatsrath, Professor der Chemie am Museum der Naturgeschichte, in der politechnischen Schule und an jener der Medicin. Aus dem Französischen übersetzt. Neue unveränderte Auflage. 1805. fol. (1 Rthlr. 8 gr.) Beym Vergleich dieser zweyten Auflage mit der ersten ist es Rec. so vorgekommen, als wäre der älteren Auflage nur ein neues Titelblatt beygelegt worden. Übrigens ist die Einrichtung dieser Tabellen unter den Deutschen hinlänglich bekannt.

x + y.

Leipzig u. *Rostock*, b. Stiller: *Die Grundwahrheiten der neuen Chemie nach Fourcroy's philosophie chemique*, herausgegeben mit vielen Zusätzen von D. *H. F.* [illegible]*nk*, Prof. zu Rostock und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglied. 1806. 254 S. 8. (20 gr.) Diese Schrift ist bloss eine neue Übersetzung von *Fourcroy's philosophie chimique*, wovon wir schon eine sehr gute von *Gehler* besorgte Übersetzung, welche 1796 bey Crusius in Leipzig erschienen ist, haben. Von dieser Seite betrachtet, könnte man diese neue *auf den Wunsch des Verlegers veranstaltete Übersetzung* leicht für ganz überflüssig halten, wenn sie sich dadurch nicht gewissermassen rechtfertigen liesse, dass sie der Herausgeber bey seinen Vorlesungen zum Grunde legte, und die erste Übersetzung ganz ohne alle Anmerkungen und Zusätze geliefert worden war.

M.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Über die Darstellung der reinen Gallussäure aus den Galläpfeln, mit Hinsicht auf die Richtersche Scheidungsmethode.* Von D. *Joh. Barth. Trommsdorff*, Prof. der Chemie. 1804. 19 S. 8. und: *Über die Gewinnungsart des leichten Salzäthers nach Busses Vorschrift.* Von *Christian Friedrich Bucholz*, Apotheker zu Erfurt. 1804. 32 S. 8. (6 gr.) Hr. Prof. *Trommsdorff* wiederholte das Richtersche Verfahren durch den nach dessen Vorschrift gereinigten Weingeist eine reine Gallussäure darzustellen; doch gelang ihm diess nicht ganz nach Wunsch, weil es nach seiner Meinung der dabey ins Spiel kommende Gerbestoff hinderte. — Hn. *Bucholz* gelang die Darstellung eines leichten Salzäthers nur dann, wann er statt geschmolzenen salzsauren Natrons, bloss abgeknistertes oder stark getrocknetes wählte, und die Destillation kühl und mit ganz gelindem Feuer unterhielt.

M.

Berlin u. Frankfurt: Entdeckte Geheimnisse, alle Sorten der feinsten Breslauer, Danziger, Französischen, Italiänischer und anderer Liqueure selbst zu verfertigen. Zum allgemeinen Beste herausgegeben von *Friedrich Neubauer*, Chemist und praktischer Liqueurfabrikant. 1806. 48 S. 8. (6 gr.) Obgleich der Titel dieser Bogen ganz neu ist, so ist doch der Inhalt sehr alt, und man hat ihn schon nur zu oft aus einer Schrift in die andere übergetragen. Wie konnte der Abschreiber der hier gelieferten Vorschriften auf den Gedanken kommen sich als Chemist anzukündigen? — Wahrscheinlich ist er Chemist noch aus dem fünften Jahrhundert.

x + y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER 1805.

BOTANIK.

London, gedr. b. Taylor, zu haben b. d. Vf.: *The Heathery; or a Monograph of the genus Erica containing coloured en gravings, with latin and english descriptions, dissections etc. of all the known species of that extensive and distinguished tribe of plants. By H. C. Andrews, author of the botanist's repository and engravings of heaths in folio. To be continued in Monthly nombers, containing six coloured figures etc. Price* 3 S. 6 d. (deutsche Buchhändler nehmen für jedes Heft 1 Rthlr.) 1804. Nr. 1. 2. 3. 1805. Nr. 4. 5. 6. 8.

Da der ausführliche Titel die allgemeine Einrichtung des Werks enthält, so haben wir ihn hier ohne Abkürzung mitgetheilt. Der Vf., Hr. *Andrews*, ist durch seine früheren Schriften, besonders auch als Kenner der Heiden, so vortheilhaft bekannt, dass jeder Liebhaber dieser Gewächse, der Erscheinung eines neuen Werks über diesen Gegenstand von seiner Hand sich freuen wird, obwohl auch in Deutschland unser *Wendland*, von einer nicht geringen Sammlung unterstützt, diese Familie bearbeitet. Das grosse Foliowerk über die Gattung *Erica* von Hn. *A.* war den meisten Liebhabern zu kostbar; deshalb entschloss er sich, auf diese Weise um einen wohlfeilern Preis die bekannten Heiden in Abbildungen zu liefern, und alle während der Herausgabe des Werks bekannt werdende Arten schnell den Botanikern vorzulegen. Wie Rec. glaubt, so kann sich der Liebhaber oder Dilettant am meisten über dieses Werk freuen, und für solche scheint es auch hauptsächlich bestimmt. Für den wissenschaftlichen Botaniker ist es weniger geeignet; denn auf Synonymen- und Species-Kritik wird keine Rücksicht genommen. Der Vf. giebt auf dem zu jeder Abbildung gehörigen Blatte nur eine allgemeine lateinische und englische Beschreibung, das Vaterland, die Blüthezeit und die Erklärung der Analysen. Da sowohl der Name dessen, der die vorgestellte Art zuerst beschrieb, als auch Synonyme und Citate völlig fehlen: so wird die wissenschaftliche Benutzung dieses Werks sehr erschwert. Rec. wird versuchen, diesen Mangel desselben durch diese Anzeige, so viel wie möglich, zu ergänzen. Für den Dilettanten, besonders den brittischen, wird es indess genug seyn, nach einer schönen Abbildung in diesem Werke, die Art, die er etwa selbst cultivirt, nach *A.* Namen kennen zu lernen, und um einen mässigen Preis eine Menge vorzüglicher Kupfer zu bekommen. Hätte gleich der Vf. seinem Werke leicht einen höheren wissenschaftlichen Werth geben können, so ist es doch auch keineswegs zu leugnen, dass die Wissenschaft, durch die frühe Bekanntmachung neuer Arten in charakteristischen Abbildungen, von diesem Werk einigen Gewinn ziehen wird. Theils wird *W.* nicht im Stande seyn, die neuen Heiden, welche ihm doch grösstentheils aus England zukommen, so früh wie *A.* den Botanikern vorzulegen, theils stehen seine, obwohl in Hinsicht der Analysen deutlichen Abbildungen, doch bey weitem an Schönheit den hier gelieferten nach.

Die in den ersten sechs Heften abgebildeten Arten sind: *Heft I.* 1) *E. jasminiflora Andr.* Ein Synonym dieser Art ist *E. lagenaeformis Salisbury.* In der Beschreibung steht *folia erecta, patentia*, diess ist ein Widerspruch, Es soll wohl *erecto-patentia* heissen. 2) *E. conspicua Aiton.* Sowohl in der Abbildung als in der Beschreibung wird nicht angegeben, dass die *corolla pilosa* sey. *W.* Figur dieser Art Heft III, 4 drückt diesen Umstand gut aus. 3) *E. cernua Montin.* 4) *E. exsurgens Andr.* Diess ist die Heide, welche andere Autoren als Abart der *E. grandiflora* ansehen, und welche bey *W.* H. VII. abgebildet ist. *E. pharetraeformis Salisb.* gehört wohl als Synonym hieher. *Persoon* begeht in seiner *Synopsis plantarum* den Fehler, sie zweymal Nr. 116 und 231 aufzuführen. 5) *E. physodes Linn. W.* Abbildung dieser Art H. VII. 6 leistet, obgleich sie nicht so schön ist, in Rücksicht der genauen Zergliederungen doch mehr. Bey *Salisbury* (in *Linn. Transact. VI*), der leider viel neue Namen für bekannte Arten hat, heisst diese Heide *sequax.* 6) *E. viscaria Linn.* (*viscida salisb.*). Der *corolla Scabra* wird nicht erwähnt. S. *W.* H. XII. 4. *Heft II.* 1. *E. versicolor. Andr.* Weit schöner wie *W.* H. XI. 1. 2) *E. curviflora Linn.* Ebenfalls besser wie bey *W.* III. 3. 3) *E. droseroides Lamark.* Diese Art ward von *Linné* fälschlich zur Gattung *Andromeda* gebracht, von *Bergius* aber in der *Flora Capens.* zuerst als *Erica* unter dem Namen *E. glutinosa* beschrieben, welchen Namen auch *Thunberg*, *Aiton* und *Willdenow* beybehielten. *Lamark* in der Encyclopedie und unser Vf. zogen vor, den alten Trivialnamen herzustellen. Unrecht kann man ihnen hierin nicht geben. Die Abbildung ist gut. 4) *E. spicata Thunb.* Die hier gelieferte Abbildung ist die beste. Der älteste Name für diese Art ist *E. fissiliflora Linn. fil. Suppl.*, der neueste ohne Noth ge-

gemachte *E. favosa Salisbury* in *Linn. Transact. VI.* p. 365. 5) *E. pulchella.* Der Name *pulchella* ist an so manche Heide vergeben, dass es wohl der Mühe werth ist, auszumachen, wessen *pulchella* hier gemeint sey. *Thunberg* hat in seiner *Diss. de Erica* Nr. 24 eine *pulchella* beschrieben, und Tab. IV. Fig. 1 abgebildet, welche von dieser höchst verschieden ist. Ferner hat *Salisbury* l. c. p. 379 eine *E. pulchella* beschrieben, welches eine dritte Art ist. Nach der Meinung des Rec. ist die hier abgebildete die *E. pulchella Houttuyn*, die jezt unter dem Namen *E. retroflexa Wendl.* bekannter ist, und zu der auch *E. articularis Linn. et Thunb.* gehört. Bey *Salisbury* l. c. führt sie den Namen *E. caduceifera.* Dieser Schriftsteller giebt dabey an, dass es ihm an dieser Art zuerst deutlich geworden sey, dass die *aristae*, von denen man glaubte, dass sie ihren Ursprung aus den Antheren hätten, wie an dieser Art so an allen anderen, aus den Filamenten kämen. Hiernach ist es denn erklärlich, wie *A.* dieser Art *Antheras muticas* zuschreiben, und doch die *aristas* deutlich abbilden kann. Eine Rüge verdient bey dieser Art die sorglose Behandlung der Gattung *Erica*, so wie vieler anderen in *Persoons Synopsis plantarum*, wo unter dem Namen *pulchella* Nr. 109 *E. pulchella Thunb.* (*E. argutifolia Salisb.*) und *E. retroflexa Wendl.*, zwey sich gänzlich unähnliche Arten vereinigt werden, und dann Nr. 256 noch zum zweytenmal eine *E. pulchella* (welches die von *Salisbury* ist) aufgeführt wird. 6) *E. pinea Thunb.* Die hier abgebildete Heide ist die wahre *E. pinea Thunb.*, welche *W.* ehedem im ersten Hefte seiner Abbildungen mit *E. longifolia Ait.* verwechselte, welche letztere man dort unter dem Namen *E pinea Thunb.* abgebildet findet. Im dreyzehnten Hefte hat Hr. *W.* diesen Fehler auch selbst eingesehen, und von der wahren *E. pinea Thunb.* eine gute, doch nicht so schöne Abbildung, wie die hier gelieferte, gegeben. *Salisbury* zieht die *E. longifolia* zur *E. vestita.* *Heft III.* 1) *E. tubiflora Linn.*, hinreichend bekannt. 2) *E. caffra Andr.* Die *E. caffra Andr.* ist *E. strigosa Ait. Wendl* H. II. *E. persoluta Linn. Thunb.*, *E. subdivaricata Berg. Capers.* Über die schwierige *E. caffra Linn.* und den damit verwandten Arten vergleiche man Hn. Prof. *Rudolphi's* Bemerkungen in *Schraders* botanischem Journal von 1800. B. II S. 228 ff., so wie *Salisbury* l. c S. 323 unter *E. scaparia*, S. 327 unter *E. lamellaris* und S. 328 unter *E. procera.* 3) *E. melastoma Andr. Salisbury* zieht unter dem Namen *E. follicularis* diese *E. melastoma* und die *E. Petiveriana Andr.* zusammen. Ob es nur Varietäten oder verschiedene Arten sind, wagt Rec. nicht zu entscheiden. 4) *E. obliqua Thunb.* 5) *E. Archeria Donn. Andr. Antherae muticae, inclusae, stylo exserto. Corolla tubuloso-clavata, pollicaris, villosa, rubro-purpurea, viscosa. Folia sena, linearia, rigida, patentia, margine, serrato-ciliata. Caulis fruticosus, erectus, sesquipedalis. Rami erecti simplices.* Rec. findet diese schöne Art vom Kap der guten Hoffnung nur in *Donns horto Cantabrigiensi* ed. III. S. 71 erwähnt. Sie ist der *E. vestita coccinea* sehr nahe verwandt. 6) *E. quadriflora Willd.* Nr. 56. Rec. hält diese Art für *E. Bergiana Linn. Thunb.* und glaubt, dass *Willdenow* nur durch das Versehen der Schriftsteller, die bey *E. Bergiana folia terna* angeben, verleitet ward zu glauben, die mit *foliis quaternis* sey neu, weshalb er ihr den neuen Namen *quadriflora* gab. *W.* indess hat schon den Fehler seiner Vorgänger verbessert, und der *E. Bergiana folia quaterna* zugeschrieben. S. *W.* H. II. S. 29 c icone. *Salisbury* ist unserer Meinung, indem er unter dem Namen *E. Lamnaeflora* die *E. Bergiana Linn. et Thunb.* und die *E. quadriflora Willd.* verbindet. S. l. c. S. 377. *Heft IV.* 1) *E. depressa Andr.* Diess ist keineswegs die *E. depressa Linn. et Thunb.*, welche in *Thunbergs dissert. de Erica* Tab. VI abgebildet ist. Rec., dem die von *A.* abgebildete Art nicht bekannt ist, begreift nicht, was den Vf. bewogen haben mag, einen schon anderweitig gebrauchten Namen zu wählen. Die Beschreibung ist: *Antherae aristatae, inclusae, flores in ramulis terminales, subterni, subsessiles, bracteis adpressis, imbricatis. Corolla subcylindrica, subpollicaris, flava. Folia quaterna crassiuscula, obtusa. Caulis fruticosus, robustus. Rami divaricati flexuosi. depressi.* Vom Cap der guten Hoffnung. 2) *E. costata Andr.* Obgleich auch Hr. *Donn* l. c. diese Heide als eine eigene Art ansieht, so glaubt doch Rec. Hn. *Salisbury* beypflichten zu müssen, dass es nur eine Varietät von *E. versicolor Andr.* sey, welche im zweyten Hefte Nr. 1 abgebildet ist. *Salisbury* beschreibt l. c. S. 353 und 354 mehrere Varietäten, welche die Mittelglieder zwischen *E. versicolor* und *E. costata* bilden. 3) *E. barbata minor Donn.* S. 72. *Antherae cristatae, subexsertae, flores terminales, umbellati, cernui. Corolla urceolata, pilosa. alba, viscosa, calyce glanduloso-piloso. Pedunculi colorati. Folia quaterna, barbata, ovata, patentia. Caulis fruticosus. bipedalis. Rami filiformes. laxi, patentes.* Die hier gelieferte Abbildung ist die erste, welche Rec. kennt. 4) *E. lutea Berg.*, die bey *Salisbury*, so bekannt die Art auch ist, durch den neuen Namen *imbellis* unbekannter wird. Die hier gelieferte Abbildung ist habituell der von *W.* H. I. vorzuziehen, aber Hr. *A.* begeht den Fehler, diese Art als eine *mutica* anzusehen, da sie doch, obgleich die *aristae* nur klein sind, zu den *aristatis* gehört. 5) *E. empetroides Andr.* Diess ist die gemeine *E. empetrifolia Berg. Thunb.* 6) *E. radiata Andr.* Synonym ist *E. calamiformis Salisb.* l. c. S. 362. *Heft V.* 1) *E. obbata Donn. Antherae basi bicornes, inclusae. Flores terminales, quaterni, erecti, inflati, ore arctati, leviter striati. nitidi. Limbus maximus, glandulae octo. fauci circumpositae. Folia quaterna reflexa, rigida, ciliata. Caulis fruticosus. pedalis. ramosus.* 2) *E. verticillata Andr.* Hr. *Salisbury* zieht unter dem Namen *E. mammosa*, diese Heide mit der *E. mammosa Linn.* und *Andr.*, und mit der *E. abietina Willd.* zusammen S. l. c. S. 366. 3) *E. Bruniades.* S. über die Synonymenkritik dieser und der mit ihr verwandten Arten *Salisb.* l. c. S. 333 unter *E. bissina*, *E. velleriflora* und *E. carbosina.* 4) *E. filamentosa Andr. Anthe-*

therae muticae, inclusae, flores axillares sub apice ramorum verticillati, numerosi. Pedunculi longissimi. Corolla tubuloso-campanulata, purpurea. Folia sena, tremulentia, linearia, tenuia. Caulis erectus, sesquipedalis. Rami simplices verticillati. Vom Cap der guten Hoffnung. 5) *E. calycina L. Thunb* 6) *E. serratifolia Andr.* Synonym ist *E. cylindriflora Salisb. Heft VI.* 1) *E. rubens.* Es scheint doch die *E. rubens Thunb. (peduncularis Salisb.)* zu seyn. Der einzige Unterschied ist, dass *Thunberg folia terna, A. quaterna* angiebt. 2) *E. albens Linn.* Die Abbildung ist ziemlich gut. Synonym ist *E. viminalis Salisb* 3) *E. ignescens.* Rec. hält *E. ignescens Wend.* für verschieden. 4) *E. flammea.* Keineswegs die *E. flammea* der Gärtner, welches *E. curviflora Thunb. E. bibax Salisb.* ist. 5) *E. comosa Linn. var. corolla rubra.* Die *variet. corolla alba* ist *E. transparens Berg. Salisbury* giebt beiden zusammen den Namen *E. galiiflora* l. c. S. 383. 6) *E. acuta Andr. Antherae cristatae inclusae. Flores in apice omnium ramorum terni, cernui. Corolla urceolata, purpurea, nitida. Caulis erectus, pedalis, gracilis. Rami pauci, ramuli numerosi, brevii, erecti.*

Da die meisten Heiden mehrere Namen haben, und derselbe Name den verschiedensten Arten, von den verschiedenen Schriftstellern beygelegt ist: so würde die blosse Angabe der in diesen Heften enthaltenen Arten nach den Namen des Vf. allein, keinen Nutzen gehabt haben. Rec. unterzog sich daher gern der mühsamen Arbeit, die weniger bekannten Synonyme zusammen zu stellen, und hofft dadurch sowohl den Besitzern des Werks, als auch denen, die den wahren Inhalt desselben kennen zu lernen wünschen, einen Dienst geleistet zu haben.

— β —

OEKONOMIE.

Frankfurt a. M., b. Eslinger: *Allgemeines theoretisch-praktisches Wörterbuch über die Bienen und die Bienenzucht*, von *Johann Ludwig Christ*, Past. prim. zu Kronberg an der Höhe bey Frankfurt am Mayn etc. 1805. X u. 407 S. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Bey dem gewiss sehr ansehnlichen Vorrathe guter Bienenschriften, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, war es allerdings zu verwundern, dass bis jetzt noch Niemand den Gedanken gefasst hatte, das Ganze dieser Wissenschaft in der Form eines Wörterbuchs vorzutragen. Zwar hatte *Overbeck* bereits im J. 1765 ein Bienen-Wörterbuch herausgegeben; allein es war, seinem Zwecke gemäss, nichts weiter als ein Glossarium, d. h. es erklärte alle in der Bienenzucht vorkommenden Redensarten und Kunstausdrücke (auch aus griechischen und römischen Schriftstellern) nach ihrer wahren Bedeutung, liess aber die Sache selbst unerörtert. *Friedrichs* Anweisung zur praktischen Bienenzucht in alphabetischer Ordnung, Berlin 1800, kömmt zwar der Idee eines praktischen Bienenwörterbuchs schon näher, ist aber immer noch zu kurz und unvollständig, um in jeder Hinsicht brauchbar zu seyn; denn es begreift kaum die nöthigsten Artikel auf 8 Bogen. Ein vollständiges Wörterbuch über die gesammte Bienenzucht blieb daher gewissermassen noch ein Bedürfniss. Ein solches Wörterbuch aber müsste eben sowohl den Naturforscher als den praktischen Bienenvater zu befriedigen suchen, und daher alles in möglichster Kürze, aber doch vollständig, enthalten, was bisher in physikalischer und ökonomischer Hinsicht Wichtiges über die Naturgeschichte der Bienen, so wie über ihre Zucht und Wartung, erschienen wäre; auch müsste es die abgehandelten Artikel durch beygefügte Kupfer erläutern, und überall die nöthigen Literarnotizen beybringen, damit es solchergestalt zu einem Repertorium und praktischem Handbuche dienen könnte. Hr. Oberpfarrer *Christ*, längst als Pomolog und ökonomischer Schriftsteller rühmlich bekannt, hat nun in vorliegendem Buche diesem Bedürfniss abzuhelfen gesucht. Mit froher Erwartung nahm Rec. das Buch zur Hand, fand sich aber, was er ungern gestehen muss, aufs empfindlichste getäuscht. Schon die Vorrede liess ihm nichts Gutes ahnden. Ihr zu Folge nämlich haben drey verschiedene Vff. an der Arbeit Theil, *Eyrich*, *Christ* und *Wurster*. Der Erstere hatte bereits vor mehr als 20 Jahren den Plan dazu entworfen und den ersten Grund gelegt. Seine Arbeit kam in *Christs* Hände. Dieser änderte nun den Plan ab, und übertrug die Ausführung desselben dem Hn. Pfarrer *Wurster*, behielt sich jedoch die Direction dabey vor, und leistete auch noch selbst, so viel ihm seine Musse Zeit dazu verstattete, bey der Arbeit hülfreiche Hand. Unter diesen Umständen ist es daher keinesweges zu verwundern, wenn man vor lauter Planmachern keinen Plan in dem Buche gewahr wird, und am Ende nicht absehen kann, wem zum Besten es eigentlich da ist. Denn, so wie es ist, eignet es sich weder für den Naturforscher, dem doch wohl das *theoretisch* auf dem Titel gelten soll, noch für den Bienenvater, der sich nach dem Praktischen, das ihm hier versprochen wird, umsieht. Doch möchte vielleicht der letztere noch eher seine Rechnung dabey finden, als der erstere. Denn für jenen ist doch wenigstens etwas gethan, wenn gleich nicht alles; dieser hingegen wird seine Wissbegierde um so weniger daraus befriedigen können, je weniger *Swammerdamms*, *Albrechts*, *Kortums*, *Riems* und *Hübers* Beobachtungen benutzt worden sind. Diese Unvollständigkeit beweiset sich auch noch sonst. Einige Artikel fehlen ganz und gar, z. B. *Höseln*, *Spritze*, *Verspielen*, *Waage*, *Geschlechtstheile*, *Wermuth* u. a. m. andere sind nur obenhin, so recht mit flüchtiger Hand, bearbeitet, z. B. der Artikel *Fühlhörner*, wo mit keinem Worte der Versuche gedacht wird, welche man mit Bienen angestellt hat, die der Fühlhörner beraubt waren. Unter dem Artikel *Geschlechtsarten* der Bienen ist das einzige System des Cantor *Lukas* aufgeführt, alle übrigen aber mit Stillschweigen übergangen, was sie doch nicht verdienen. Dass die Arbeitsbienen weiblichen Geschlechts sind, wird ge-

geleugnet. Es muss also Hn. *Christ* unbekannt geblieben seyn, dass man bey einigen derselben einen Eyerstock entdeckt hat. Der Artikel *gemeinschaftliche Bienenstände* ist in 16 Zeilen abgefertigt worden, da er doch vor vielen einer grösseren Ausführlichkeit werth gewesen wäre; wenigstens hätte des Plans gedacht werden sollen, welchen Hr. CR. *Riem* darüber mit so vieler Einsicht entworfen hat, u. ff. Diese Unvollständigkeit ist um so auffallender, da diess Wörterbuch von der anderen Seite ganz unzweckmässig weitschweifig, und mit vielen unnöthigen Dingen überladen ist. Wozu z. B. die Artikel *Manna*, *Wachsbossiren*, *Wachsfärben* u. a. m. in einem *Bienenwörterbuche?* Auch sind der Wiederholungen zu viele, indem eine und dieselbe Sache mit wenigen Veränderungen und Zusätzen mehr als einmal vorgetragen worden ist. Man sehe nur *Bienensyrup*, *Fütterung*, *Malzsyrup*, *Syrup*, *Bienenstich*, *Stich der Bienen* u. ff., ingleichen was unter den Titeln *Bayerische*, *Kurländische*, *Engländische*, *Französische*, *Russische*, *Ungarische Bienenzucht* gesagt worden ist, welche Artikel allesammt unter dem einzigen: *Bienenzucht*, zusammengenommen werden konnten und mussten, um die Verschiedenheit derselben desto leichter darstellen zu können. Mit eben dem Rechte konnte ja auch die Kronbergische, Bennstädtische, Nischwitzer, Dresdner u. ff. Bienenzucht auf einen Platz hier Anspruch machen. Und was soll es, dass die Pflanzen, Bäume, Sträucher, deren Zahl hier überhaupt viel zu gross ist, so weitläuftig nach ihren botanischen Benennungen u. ff. angeführt, und von vielen Dingen vorgebracht worden sind, die keinen Bienenvater in der Welt, als solchen, interessiren können. Man kann sich daher des Gedankens fast nicht erwehren, dass so viele fremdartige Materien bloss darum herbeygezogen worden sind, um die Bogenzahl zu vermehren, und die ganze Arbeit unterscheidet sich wenig von der gewöhnlichen Buchmacherey. Besonders verdient das wörtliche Abschreiben ganzer Artikel aus sehr bekannten Schriften nachdrücklich gerügt zu werden. Fast jede Seite giebt dazu Belege, und Rec. fürchtet nicht, dass ihn Hr. *Christ* zu näherer Angabe derselben auffordern werde. Interessant ist es zu sehen, wie Hr. *Chr.* unter dem Art. *Fühlhörner* S. 135 nicht allein *Reaumur* (Geschichte der Bienen S. 56) und *Schirach* (Mellitotheologie S. 59) in eine artige Verbindung zu bringen, sondern auch aus Reaumurschem Sinn Christischen Unsinn zu bereiten weiss. Zum Beweis stellen wir beide neben einander:

Reaumur.	*Christ.*
Die Fühlhörner der Bienen haben nichts, das sonderlich merkwürdig wäre. Sie sind aus unterschiedenen hornartigen Theilen zusammengesetzt, und von einem Ende bis zum andern mit Gliedern versehen, und also beschaffen, dass sie können doppelt zusammengelegt werden, wie man sie auch allemal an den todten Bienen antrifft. Der untere Theil jedes Fühlhorns ist ein länglicher und glänzender röthlicher Knopf. Eine Spindel, welche brauner als der Knopf, hängt mit einem Gliede an demselben. Diese Spindel kann den erhabensten Theil des Kopfs erreichen. Der übrige Theil des Fühlhorns hängt mit einem Gliede an dieser Spindel, und macht gegen solche, bald einen engen, bald einen stumpfen Winkel. *Dieser Theil ist fast so lang, als der vordere Theil des Kopfs*, und besteht aus zehn Stücken etc.	*Fühlhörner:* — Diese finden sich, wie bey den meisten fliegenden Insecten vorwärts am Kopfe der Bienen, und sind zwey aus verschiedenen hornartigen Theilen zusammengesetzte, und von einem Ende zum andern mit Gelenken versehene Glieder, die so beschaffen sind, dass sie doppelt zusammengelegt werden können, wie man an den todten Bienen sehen kann. Der untere Theil eines jeden Fühlhorns ist ein länglicher und glänzender röthlicher, aber an der Spitze weicher Knopf. Eine Spindel, welche brauner als der Knopf, hängt mit einem Gliede an demselben. Diese Spindel kann den erhabensten Theil des Kopfs erreichen. Der übrige Theil des Fühlhorns hängt mit einem Gliede an dieser Spindel, und macht gegen solche bald einen engen oder scharfen, bald einen stumpfen Winkel. *Dieser Theil ist fast so lang, als der vordere Theil*, und besteht aus zehn Stücken etc.

Genug, um jeden zu überzeugen, dass zwar durch diese Schrift die Bienenwelt ein Buch mehr, aber keineswegs ein Bedürfniss weniger hat. Nur wenig Artikel sind mit Fleiss gearbeitet, z. B. *Ablegen*, *Honig*, *Recht der Bienen*, wenn sie nicht etwa auch aus Büchern, die Rec. nicht zur Hand hat, abgeschrieben worden sind.

—sch—

KLEINE SCHRIFTEN.

BOTANIK. *Göttingen*, b. Dieterich: *Verzeichniss der um Göttingen wildwachsenden (Sexual-) Pflanzen nebst Bestimmung des Standorts.* Als Einleitung zu der Flora von Göttingen, von *Friedr. Wilh. Lendes*, D. der Medicin und Privatlehrer. 1805. VIII u. 88 S. kl. 8. (8 gr.) Ein schlechterdings ganz unkritisches lateinisch-deutsches Namenregister von Göttinger Sexualpflanzen. *Veron. Teucrium*, *Aira montana*, die *Agrostides*, *Bromi*, *Menthae*, *Carices*, *Chenopod. viride et album* neben einander, 5 Myosotis-Arten „*scorpioid.*, *sylvat. arvens.*, *Lappula*, *collina*, *Ajuga pyramid.* statt *Aj. genevens. Salix monandra*“ *sive* „*purpurea*, *Sal. rosmarinifolia* mögen, unter unzähligen anderen Beweisen, dass der Vf., obwohl ein Göttingischer akademischer Lehrer, und also im Besitz aller literarischen Hülfsmittel — mit einem *Schrader* an Einem Ort lebend — von botanischer Kritik heutiger Zeit, die doch auf die Göttinger Flor eine so schöne Anwendung litte, auch keine Ahndung hat. Weiteres wird uns Hr. *L.* — wie seine Flora selbst, — hoffentlich erlassen.

— h —

SCHÖNE KÜNSTE. *Paris: Moreaus Reise aus Frankreich nach Amerika, in malerischen Briefen an seine Gattin.* Aus dem Französischen frey übersetzt. 1805. 219 S. 8. (16 gr.) So gut *Moreau* verstehet zu fechten, so gering ist hier seine Kunst, malerische Briefe zu schreiben. Aber *non omnia possumus omnes.* Eine kleine Probe ist hinlänglich, das Ganze zu charakterisiren. S. 99: „Ich habe den Landmann gesehen, und preise ihn glücklich. Wie üppig *grünen die Kinder*, wie blühen die Mädchen, wie erröthet *die Frucht ihrer Wangen*, die Schönheit des Mundes, die lächelnde Stirn. Natürlich und gut, springen sie leicht durch die Welt, treiben sich um, und schäkern mit *Söhnen der Jugend*. Sie liegen *in Liebe* am Abhang des Felsens, indess der Strom brausend und jählings herabstürzt, *indess Moos und sprossende Blumen dem Würger entgleiten.*“ Eine treffliche Malerey.

y = bd.

Neue Auflagen.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Vermächtniss an Helene von ihrem Vater.* Vom Verf. des Greises an den Jüngling. 3 verbesserte Aufl. 1805. 362 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Leipzig, b. Kummer: *Der Eremit auf Formentera*, ein Schauspiel mit Gesang in 2 Aufzügen, von *August von Kotzebue*. 3 Aufl. Mit 1 Kupf. 1805. 120 S. 8. (12 gr.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 DECEMBER, 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Kümmel: *Euripidis Hecuba*, ex recensione G. *Hermanni* cum animadversionibus, scholiis excerptis et indice copioso scholarum maxime in usum edidit *Guil. Lange*, Ph. D. et AA. M., Gymn. civ. Hal. collega, acad. Frider. Subbibliothecarius. 1805. XVI, 134 u. 87 S. 8. (22 gr.)

Die Ausgabe ist, dem Titel nach, für mehr als Eine Classe von Lesern bestimmt: dass sie für keine brauchbar sey, am wenigsten für Schulen, beweisen wir mit schlichter Darlegung des Inhalts.

Auf die Vorrede, worin Hr. *L.* mancherley erzählt, von der Unart jetziger Kritiker, von seiner Bedächtigkeit, von der Misslichkeit metrischer Gesetze, von dem Nutzen der Humaniora, von der Verwandtschaft des Griechischen und Deutschen, von dem Unterschiede zwischen Poesie und Malerey, von dem Abwechseln der Jamben mit melischen Massen — folgt der Abdruck des Hermannischen Textes. Dabey hat den Vf. die p. X als herrlichste Frucht des Alterthumsstudiums gepriesene *attentio in rebus minutissimis* so sehr verlassen, dass er nicht nur alte Druckfehler fortpflanzt, wie V. 36 τῆς δε, 443 ἄτε, 717 γάρ, sondern auch neue hinzuthut, wie 117 ἦν für ἠν, 424 σχαῖρ᾽, 489 ἠδ᾽ Πριάμου, 1248 σοῦ γ᾽ δόντος für σ. γ᾽ ἐμοὶ δ.

Die Animadversionen sind theils exegetische, theils kritische: jene verschiedenen Werthes, doch so, dass das wenige Gute Gemeingut scheint; diese fast nur bestimmt, die Vulgata zu vertheidigen, d. h. irgend einen Sinn oder Schein von Sinn hinein oder heraus zu erklären. Da eigentliche Discussion meist unmöglich ist — denn wer mag fest halten, was ergriffen in Luft zerfliesst? — so geben wir nur einige Proben.

V. 37 Hr. *L.* behauptet zuerst gegen *Hermann* ein Cenotaphium (nach seiner Orthographie *Coenotaphium*) des Achilles im Chersonesus; dann gegen *Musgrave* das Gegentheil; zuletzt kommt er zurück auf die erste Meinung. V. 45. Das Scholion δυοῖν καὶ δυεῖν γράφεται, δυοῖν ἐπὶ γενικῆς καὶ δοτικῆς, δυεῖν δὲ ἐπὶ γενικῆς gesteht er nicht zu verstehen, und darum streicht er καὶ δοτικῆς. Der Sinn ist aber offenbar, δυοῖν sey in beiden Casf. üblich, δυεῖν nur in dem einen. V. 107. Den Unterschied zwischen οἶσθ᾽ ὅτι und οἶσθ᾽ ὅτε hat *Hermann* ausführlich erläutert. Hr. *L.* aber meint, οἶσθ᾽ ὅτι und οἶσθ᾽ ὅτε sey dasselbe; ja er meint, *Hermann* selbst gebe das zu, indem er sage; οἶσθ᾽ ὅτε bedeute nie etwas anderes als *scis quando apparuit:* ihm entgeht also, dass ein anderes ist *scis quando apparuit*, ein anderes *scis quando apparuerit*. Sodann billiget er *Porsons* Bemerkung *plus est, si quis simul et rem ipsam et rei tempus, quam si rem solam memoret:* nur möchte er sie, besser und klarer, so fassen *idem est, si quis simul et rem ipsam et rei tempus, ac si rem solam memoret*, d. h. 2 = 1. V. 160. ποῖ δ᾽ ἥσω πόδα; Vor *Reiske* las man ποῖ δ᾽ ἥσω; ποῦ; — Das nichtige ἥσω findet Hr. *L.* den Sprachregeln gemäss; ableiten will er es von ἵημι, *Barnes* Ableitung von ἕω bespöttelnd. V. 186. σφάξαι σ᾽ Ἀργείων κοινὰ Συντείνει πρὸς τύμβον γνώμα Πηλείδα, γέννα. Den klaren Sinn hofft Hr. *L.* noch klarer zu machen, wenn er *abruptim s. singultim* liest σφάξαι — σ᾽ — Ἀργείων — κοινὰ — etc. Wir möchten ihn hören. Dergleichen Striche empfiehlt er auch sonst, und nennt sie *lineolas mentales*. — Σκύμνον γάρ μ᾽ ὥστ᾽ οὐριθρέπταν Μόσχον δειλαία δειλαίαν Εἰσόψει χειρὸς ἀναρπαστὰν Σᾶς ἄπο. Das übersetzt und construirt Hr. *L.* also, *videbis me regiae stirpis puellam* (σκύμνον οὐριθρέπταν) *tanquam miseram vitulam* (ὥστε μόσχον) *manibus tuis ereptam*. Dazu bemerkt er, *opponi sibi h. l.* σκύμνον οὐριθρέπταν *et* μόσχον δειλαίαν, *quarum illa melior sit et rarior, quam ut immoletur*. ὥστε stehe freylich nicht an seiner Stelle, aber das werde niemanden wundern *in poeta*. V. 234. σοὶ μὲν εἰρῆσθαι χρεών. *Musgrave* und *Brunck* übersetzten εἰρῆσθαι *dixisse;* Hr. *L.* damit unzufrieden, derivirt es von ἔρεσθαι, dem er 3 Bedeutungen beylegt, *fragen*, *anreden*, *antworten;* am Ende *equidem nihil hic desinio*. V. 238. ὀμμάτων θ᾽ ὑπὸ Φόνου σταλαγμοὶ σὴν κατέσταζον γένυν. Die alte Lesart ὀμμάτων τ᾽ ἄπο glaubt Hr. *L.* völlig gerechtfertigt, wenn man nur unter φόνου σταλαγμοὶ blutige Thränen verstehe. Deren aber gebe es 3 Arten: 1) gemengte aus Thränen und aus vom Kopf herunterfliessendem Blute, 2) aus Todesfurcht vergossene, 3) so heftige, dass sie Blut aus den Augen selbst pressen: die erste Sorte sey hier anzunehmen. V. 367. ἄγ᾽ οὖν, Ὀδυσσεῦ, καὶ διέργασαί μ᾽ ἄγων. Aus der Ald. ἄγ᾽ οὖν μ᾽ vermuthet Hr. *L.* μ᾽ ἄγ᾽ οὖν. Die letzten Worte übersetzt er *inter ipsum eundum interfice*, was denn ihm selbst wunderlich vorkommt. V. 424. χαῖρ᾽, ὦ τεκοῦσα. Χαίρουσιν ἄλλοι, μητρὶ δ᾽ οὐκ ἔστιν τόδε. *Kings* latinisirende Änderung χαίρωσιν gefällt Hn. *L.* ausnehmend; warum sie *Person* soloek nenne, gesteht er sehr naiv nicht zu wissen. V. 430. κόμιζ᾽ Ὀδυσσεῦ μ᾽ ἀμφιθεὶς

κάρα πέπλοις. Das sey sehr dunkel. Man frage: 1) ob Polyxena selber verhüllt seyn wolle, oder ob sie dem Ulysses diess zu thun rathe, 2) wenn sie, ob mit ihrem oder mit Ulysses Kleide, 3) warum. *Verba nihil definiunt; tu igitur considera*. V. 433. *ὦ φῶς, προσειπεῖν γὰρ σὸν ὄνομ' ἔξεστί μοι*. Gegen die treffliche Vertheidigung der Jacobsischen und Wakefieldischen Conjectur *ὄμμ'* erinnert Hr. L., *σὸν ὄνομα* umschreibe *σὺ* weit schicklicher als *σὸν ὄμμα*, da ja das Ding und des Dinges Name *prorsus idem* sey, und das Auge könne man nicht *προσειπεῖν*, sondern nur *προσείδειν* (*sic*). V. 591. *ἄνθρωποι δ' ἀεὶ Ὁ μὲν πονηρὸς οὐδὲν ἄλλο πλὴν κακός, Ὁ δ' ἐσθλὸς ἐσθλός*. So emendirte *Hermann* für *ἀνθρώποις*. Hr. *L.* nennt diesen *Nom.* einen *Nom. absolutus*, und findet den weit unpassender als den alten *Dat.*, den er *Dat. loci* betitelt: eins und dasselbe sey ja *inter homines* und *quod attinet ad homines* und *hominum*. V. 619. Das *εἶτα* der indignirten Verwunderung ist Hn. *L.* so befremdlich, wie 677 das *γὰρ* der Frage. Diess nennt er pleonastisch; für jenes möchte er *εἰκῆ* setzen. Nun fällt ihm freylich aufs Herz, der Spondeus *εἰκῆ* passe wohl nicht in die vierte Region (*τοῦ πρὶν στερέντες εἰκῆ δῆτ' ὀγκούμεθα*): aber von diesem Zweifel absolvirt er sich 1168, wo er kecklich fragt, warum denn nicht der Spondeus in gleichen sowohl als ungleichen Stellen stehen solle. V. 721. Warum *δύρεσθαι* für *ὀδύρεσθαι* gebraucht werde, war Hn. *L.* aufbehalten zu finden. Nämlich *δύρεσθαι* ist *facere δὺρ, δύρ, qui lusciniae lamentantis sonus est*, und wird nach Belieben zusammengesetzt oder nicht zusammengesetzt mit *ὦ*. V. 752. *πρὸς ἄνδρ', ὃς ἄρχει τῆσδε Πολυμήστωρ χθονός*. Damit das Metrum fliesse, möge man lesen *τῆσδ' Πολυμ.*, wie man auch 807, trotz *Valckenaer*, lesen könne *πρὸς σῇσι πλευρῆσ' παῖς*. V. 925. *ἐπεί με γᾶς ἐκ πατρίας ἀπώλεσεν*. Wenn das Metrum erlaubte, so würde Hr. *L.* *ἀπέλασεν expulit* emendiren. Um das zu begreifen, belehre man sich aus dem Index, dass nicht *ἀπελαύνειν*, sondern *ἀπολαύνειν* heisst *expellere*.

In diesem Index potenzirt sich die Planlosigkeit und Fehlerhaftigkeit des Ganzen. Nicht zu erwähnen, dass da sorgsam verzeichnet ist, was auch dem rohsten Anfänger bekannt seyn muss: auch alle apostrophirten Formen, alle augmentirten, alle mit *καὶ* verschmelzten blähen sich in eigenen Artikeln. Da spucken Präsentia, wie *ἀγάγω, λαβέω, πόνθω, σχῶ*; da wird *Αἰνόπαρις* abgeleitet von *αἶνος* (*sic*) *laus*, und *ἀνέστηκε* vom *α privat.*, und *ἔῤῥει* von *ἐξ* und *ῥέω*. *ἀριστερὸς* heisst *dexter* und *ἔστησε stabat*. *ἀνίστασ'* steht *pro ἀνίστασον*, *ἀπαλλάσσων* ist fut. von *ἀπαλλάττω*, *ἀφειμένος* part. praes., *διαβληθήσομαι* fut. pass. von *διαβλεθέω*. Da wird gelehrt, *ἢν* regiere Indicat. und Conjunct.; *μὴ* und *οὐ* werde verwechselt; *νῦν* und *νυν*, *οὔκουν* und *οὐκοῦν* seyen *in notione* nicht verschieden. Da wird endlich, in guter Absicht freylich, *βαίνειν* parallelisirt mit *beinen*, *βάλλειν* mit *ballen*, *κοίτη* mit *Kute*, *σπορὰ* mit *Spur*, *welche unter anderen hingestreute Körner machen.*

Hr. *L.* tröstet sich p. XV mit den so oft gemissbrauchten Worten *Galens*, *χαλεπὸν ἄνθρωπον ὄντα μὴ διαμαρτάνειν ἐν πολλοῖς, τὰ μὲν ὅλως ἀγνοήσαντα, τὰ δὲ κακῶς κρίναντα, τὰ δ' ἀμελέστερον γράψαντα.* Dass er auf alle drey Arten gesündigt habe, leidet keinen Zweifel: ob aber wohl schwer gewesen wäre, nicht so zu sündigen? Qk.

PARIS, b. Delanie u. Lesneur: *Liber ignium ad comburendos hostes, auctore Marco graeco*; ou *Traité des feux propres à détruire les ennemis composé par Marcus le Grec*. Publié d'apres deux Manuscrits de la bibliotheque nationale. An. XII. (1804) VI u. 17 S. 4.

Im Februarstück der *Aurora* v. J. 1804 hatte der Oberhofbibliothekar Freyherr *von Aretin* das Publicum auf die Entdeckung einer alten Handschrift in der Münchner Bibliothek aufmerksam gemacht, in welcher die verloren geglaubten Recepte zu den verschiedenen Arten des griechischen Feuers sich erhalten haben. Er versprach damals, in den *Beyträgen zur Geschichte und Literatur* dieses merkwürdige Denkmal, nebst einer vorgängigen historischen Abhandlung bekannt zu machen, welches aber bis jetzt unterblieben ist. Unterdessen hatte jene in mehreren Zeitschriften wiederholte Nachricht vorzüglich in Frankreich Aufmerksamkeit erregt, und bewog den damaligen Minister des Inneren, Hn. *Chaptal*, die in der Pariser Bibliothek vorhandenen Handschriften gleichen Inhalts näher untersuchen zu lassen. Diesem Auftrage verdanken wir die Erscheinung des obigen Werkchens, wovon man nur eine sehr kleine Auflage veranstaltet, oder die Exemplare bald darauf gänzlich unterdrückt zu haben scheint; wenigstens ist nichts davon in den Buchhandel gekommen.

Nach der kurzen Vorrede des Herausgebers, Hn. *la Porte du Theil*, folgen die Recepte des Marcus Graecus selbst (S. 1—13). Unter dem Text, der aus zwey Handschriften geflossen, stehen fortlaufende kurze Noten, in denen die Varianten und gleichlautenden Stellen aus dem bekannten Werke, *de Mirabilibus mundi*, angezeigt sind. (Letzteres war wahrscheinlich schon im XIII Jahrh. vorhanden, und also wenig von dem Zeitalter des angeblichen Verf., *Albertus Magnus* entfernt.) Den Schluss machen einige Nachrichten über das griechische Feuer, die in den Werken des *Hier. Cardanus* und *J. C. Scaliger* enthalten sind. Man hat uns also bey dieser Ausgabe so wenig über den Gegenstand selbst belehrende Aufschlüsse mitgetheilt, als man auf die historischen Notizen, die in älteren und neueren Schriften von der Erfindung und Anwendung des griechischen Feuers vorkommen, Rücksicht genommen hat. Was die letzteren betrifft, so findet man das meiste und wichtigste, vorzüglich aus griechischen und lateinischen Historikern des Mittelalters, in einer schon 1749 erschienenen Dissertation: *De igne graeco. Praes. M. C. Hanovio... tuebitur J. D. Titius. Gedani. typ. J. Schreiber.* 4.

Da

Da es dieser Abhandlung gar sehr an der nöthigen Vollständigkeit fehlt: so würde es zweckmäsig seyn, dasjenige, was der Vf. übersehen, oder was seitdem in anderen Schriftstellern über diese Materie berührt worden, nachzutragen; nur würde eine solche Vollständigkeit *hier* am unrechten Orte seyn. Rec. begnügt sich daher zu bemerken, dass der Vf. der Dissertation den *Marcus graecus* so wenig, als die hieher gehörigen Stellen des *Rogerius Bacon*, des *Aeneas Tacticus*, Kap. 25, des *Julius Africanus* beym *Is. Vossius* (*Observatt. var. Lond.* 685. p. 87) die Auszüge des *Vannuccio Biringoccio* (*Pirotechniae, Venet.* 1540. p. 164) u. a. m. gekannt habe. Wo der Vf. von der Naphtha spricht, hatte die umständliche Nachricht in *Plutarchs* Leben des *Alexand. p. 51 ed. Bryan.* benutzt werden sollen. Unter den neueren Versuchen mit dem griechischen Feuer verdient die interessante Nachricht in der *Abeille du Nord*, 1805. Vol. II. Nr. 53 hier angemerkt zu werden. Auch kann Rec. nicht ganz unberührt lassen, dass in einem der neuesten Hefte eines ausgezeichneten Journals der Ausdruck *Feu Gregeois* aus Unwissenheit in ein *gregorianisches* Feuer umgewandelt worden ist.

Die Erfindung dieses Feuers, dessen in den Schriftstellern des Mittelalters häufig Erwähnung geschieht, wird einem gewissen Militärarchitecten aus Syrien, Namens *Callinicus* zugeschrieben, der unter dem Kaiser *Constantinus Pogonatus* gegen das J. 678 lebte. Von dem Vf. des obigen Werkchens, der diese Geheimnisse späterhin bekannt machte, hat man nicht die geringste Nachricht; auch das vorgebliche griechische Original hat sich bis jetzt noch nicht vorgefunden; das Zeitalter desselben wäre Rec. indessen geneigt, dem XI oder XII Jahrh. anzuweisen. Ein eigentlicher Gelehrter scheint *Marcus* nicht gewesen zu seyn, und sich übrigens in Italien aufgehalten zu haben, wo er wahrscheinlich jene Zubereitungsarten niederschrieb, die Andere darauf ins Lateinische übersetzten. Rec. wenigstens scheint der Name *Marcus Graecus*, auf ein persönliches Verhältniss zu deuten, und wenn es wirklich das Interesse des byzantinischen Kabinets forderte, die Composition des flüssigen Feuers geheim zu halten, so wird Niemand so leicht der Gefahr sich ausgesetzt haben, unter den Griechen selbst jene Recepte zu publiciren. Auch ist nicht zu zweifeln, dass man das Werkchen des *Marcus Graecus*, wenn es allgemeiner bekannt gewesen wäre, wenigstens in einigen handschriftlichen Sammlungen griechischer Tactiker schon längst würde angetroffen haben. Doch wir halten uns bey dergleichen Conjecturen nicht auf, da sich gegenwärtig noch nichts gewisses darüber ausmachen lässt; wir kehren daher zu der vorliegenden Ausgabe des *liber ignium* wieder zurück.

Wie gesagt, hat der Herausgeber sich zweyer Handschriften bedient, von denen die ältere aus der letzten Hälfte des XIV Jahrh., die andere aber um hundert Jahre jünger seyn soll. Beide sind sehr unleserlich geschrieben, ihre Abweichungen bestehen bloss in der Verschiedenheit einzelner Wörter; dass der Text an vielen Orten corrumpirt ist, wird der aufmerksame Leser leicht bemerken. Die vom Hn. *von Aretin* entdeckte Handschrift hat zwar den Vorzug eines höheren Alters, denn sie ist ohne Zweifel aus der letzten Hälfte des XIII oder dem Anfange des XIV Jahrh., es fehlt aber in dem Codex, der aus mehreren physischen und medicinischen Tractaten besteht, das letzte Blatt, und, was sich erhalten hat, bricht mit den Worten — *quod cum vitellis* p. 10 der Ausgabe ab. Demungeachtet, wenn auch das Manuscript diesen unangenehmen Defect nicht hätte, lässt sich keineswegs behaupten, dass sodann das Werkchen des *M. Graecus* uns hier vollständig und unentstellt erhalten seyn würde; denn auch hier begegneten uns sinnentstellende Schreibfehler, Auslassungen u. dgl. in Menge. Merkwürdig indessen sind die häufigen Abweichungen dieses Exemplars von den Pariser Manuscripten, und es ist der Mühe werth, hierüber eine nähere Anzeige zu ertheilen. Von demjenigen abgesehen, was in beiden Exemplaren sich auf Schreibfehler reduciren liesse, finden wir hier eine solche Menge von Worten, die in der Ausgabe ganz verschieden lauten, von kleinen Zusätzen, umständlicheren Ausführungen, und sonstigen Verschiedenheiten, dass man leicht zu glauben veranlasst werden könnte, der Text der *M.* Handschrift und der Ausgabe seyen nicht aus derselben Urschrift geflossen, und dass wohl beide Exemplare für nichts anderes, als für verschiedene Übersetzungen des griechischen Originals, zu halten seyen. Zur deutlicheren Einsicht des Gesagten wollen wir die wichtigsten Varianten der Reihe nach anführen, und die Lesarten der Ausgabe jedesmal voransetzen: S. 1 *Liber ignium ad comburendos hostes.* Der Titel des Manuscripts, aber von etwas jüngerer Hand hinzugeschrieben, ist: *Iste est liber igneus a Marco Graeco descriptus.* Das. *Haec simil pista et in vase fictili vitrato et luto sapie (l. sapientiae) diligenter obturato dimitte, donec liquescat ignis subponatur. Liquoris vero istius haec sunt signa: ut ligno intromisso per foramen ad modum butiri videatur.* In der M. HS. lautet diese Stelle so: *in simul pista et in vase fictili vitreato et luto prudentiae obsturato, deinde quoque ignis, ut videbis ligno per foramen intromisso ad modum butiri appariat.* Das. IV. *Lib. de alkitran graeco. Ms.* 4. *Lib. alkitran graeci.* Das. — *quoniam periculum immineret. MS. si enim ad altiora ignis ascenderet, peric. immin. — si hostes prope fuerint, intromittes, si vero remoti fuerint plus mittes. MS. si h. p. sint, infunde; si vero remote, amplius remittatur. — Sub utre locabis. MS. sub utre localiter erunt. — Quidquid obviam fuerit. MS. quidquid sibi obviaverit. — Item (species) ignis qui comburit domos inimicorum in montibus sitas, aut in aliis locis similibus. MS. modo... ignis, et est secunda, quae comburit dom. inim. in mont. sitis (s.) aut in al. locis sublimibus. — Medullae cannae ferulae l. se. MS. medullam cannae ferulae l.* 5. S. 2 *pinguedinis arietinae liquef. l.* 1, *vel oleum terebintinae, sive de lateribus, vel anetarum. MS. ping.*

anetarum liquef. l. 5 unam. — *Sagittam quadrifidam faciens, de confictione praedicta. MS. Sagit. quae deferatur fac. de combustione praed.* — *Igne autem intus reposito in aere cum arcu dimittes. MS. igne aut intus mittens et reponens et in aerem cum arcu dimittens.* — *Alius modus ignis ad comburendos hostes ubicumque sitos. MS. modus comburendi per ignem, et est tertius, scilicet ad comburendos hostes, ubicumque fuerint, et ubic. sitos.* — *reposita in simo. MS. reposita vero in fimo ovium.* — *Oriente enim sole ubicunque id liquefactum fuerit, accendetur. MS. Or. en. sole, ubi tracti illi liquefacti fuerint, accendetur.* Hier findet sich am Rande von einer jüngeren Hand folgende Stelle beygeschrieben, die in der Ausgabe fehlt: *Ignis inextinguibilis: Re. sanguinem bovis rubei cum fleobotatus, in vas cupri et dum infrigidatus fuerit, effunde substantiam aqueam superiorem, quae icor vocatur, si quae fuerit, et postea sanguis cum vase ipso cupreo super carbones ardentes locetur, et tam diu cum virga cuprea commiscendo moveatur, quousque ignem emittat et etiam in vase vitreo ponatur, et carbonem quercinum impone, et videbis mirabilia: nunquam enim extinguetur nec consumetur, nisi carbo subtractus fuerit.* — *Ipsum est quod quaeris. MS. ipsum est quod sequaris.* — *Oleum scilicet sulfuris. MS. oleum valet* (soll vermuthlich heissen *videlicet*) *sulfuris.* — *Species ignis, cum quasi... hostiles domus vicinas. MS. spec. ignis alia, et est quarta, cum si... host. domos vicinas accendere poteris.* — *Quae quidem omnia commisceantur pista et ad prunas appone. MS. quae cum simul commisc. pista et a prunis pone.*

Um nicht in eine für die meisten Leser unangenehme Weitläuftigkeit zu verfallen, müssen wir diese Vergleichungstafel schon zu Anfange der *dritten Seite* abbrechen. Doch wollen wir noch bemerken, dass S. 6 bey den Worten: „*in scrophulis contra lapides*," der Herausgeber vermuthlich durch die Abbreviatur des Wörtchens *contra* irregeführt worden; unser Manusc. hat hier gewiss richtiger „*in scrophulis (S.) circa lapides.*" S. 10 heissen die Worte: „*modicum terrae de Mich'na dico messine*," in unserem Codex: „*modicum terrae rubeae de truclina dito (S.) Messinae*" — Dass in einzelnen Wörtern die Handschriften so sehr variiren, dass eben diese Wörter gewöhnlich so sehr corrumpirt und entstellt sind, lässt sich leicht erklären. Man weiss, dass dergleichen Recepte schon vor Alters von ihren Urhebern und den Eingeweihten durch die Menge abkürzender Charaktere und Zeichen, deren sie sich beym Aufzeichnen derselben bedienten, für die übrigen Leser unkenntlich und unzugänglich gemacht wurden. Daher konnte es leicht geschehen, dass das nämliche Original, wenn es verschiedenen Abschreibern, die jene Zeichen nicht kannten, und sie dennoch ganz ausschreiben sollten, in die Arbeit gegeben wurde, eine ganz verschiedene Gestalt in den verschiedenen Copieen annahm, und oft durch die Schuld eines ungeschickten Abschreibers gar viel von seiner Brauchbarkeit verlor. Rec. zweifelt nicht im mindesten, dass dieses der Fall bey dem *Liber ignium* gewesen; und wenn man noch überdiess bedenkt, dass bey dergleichen schriftlichen Sachen, wenn ein Mitkenner sie zu seinem Gebrauche sich aufzeichnet, nicht so genau auf den bestimmten Ausdruck und einzelne Wörter gesehen wird, und ein solcher von seiner eigenen Einsicht noch hin und wieder einiges hinzusetzen kann: so dürften uns die Verschiedenheiten der Ausgabe und der Münchner Handschrift nicht einmal zu der Annahme einer zwiefachen Übersetzung nöthigen; auch könnte nach allen diesen die Vermuthung wohl eben nicht ungereimt scheinen, dass das vorliegende Werkchen ursprünglich, nicht in griechischer, sondern gleich in lateinischer Sprache abgefasst worden sey.

Schliesslich muss Rec. erinnern, dass in der Münchner Centralbibliothek noch eine andere Handschrift des *liber ignium* verwahrt wird, welche aber etwas neuer ist. Sowohl hierüber, als über die anderen hier nur kurz berührten Gegenstände, wird das Publicum seiner Zeit in den Beyträgen zur Geschichte und Literatur eine ausführlichere Abhandlung erhalten. Rtn.

KURZE ANZEIGEN.

Orientalische Literatur. *Elberfeld*, im Compt. f. Literatur: *Über die muhammedanische Religion, deren Secten, Gebräuche, Feste, geistliche Orden* u. s. w. Ein Beytrag zur Religionsgeschichte allen Theologen und Liebhabern der Geschichte gewidmet von *Carl R.. e.* 1800. 296 S. 8. (20 gr.) Die Anzeige dieses Buchs verdient seiner ausgezeichneten Schlechtigkeit wegen nachgeholt zu werden — zur Warnung für jeden, der, durch den Titel verführt, Belehrung über den interessanten Gegenstand in diesem gehaltlosen Machwerk suchen möchte. Am Schluss der Vorrede sagt der Vf.: „Über Muhammed und den Koran habe ich die Auszüge aus dem *Herbelot* benutzt, um bey der Beschreibung der Secten des Muhammedaner und ihren (?) Mönchsorden habe ich die Nachrichten des *Herbelot*, *Ricaut* und *Businello* hierüber verglichen." Der Vf. hätte noch *Reland* und besonders *Navetter* hinzusetzen sollen, deren bekannte Schriften er, so wie die genannten, nicht „benutzt" und „verglichen" sondern plan- und zuweilen sinnlos abgeschrieben hat. Möchte er aber nur mehr aus *Herbelot*, *Reland* und anderen guten Schriftstellern abgeschrieben haben! So würde man doch nicht überall auf solche Erbärmlichkeiten und grobe Fehler stossen, dergleichen wir hier nur einige zur Schau ausstellen wollen. S. 84: „Was hatte Muhammed wohl vor eine Gestalt, Natur und welche Eigenschaften? Sein Bildniss sehe man in der *Histoire de le relig. de Turcs p. M. Baudier* L. I. S. 13. Er war nach der Beschreibung der Muhammedaner von starker gesetzter Natur (vierschrötig), weder zu lang noch zu kurz und von sehr gutem Ansehen" u. s. w. wenn auch die „starke und gesetzte Natur" durch einen Druckfehler aus der *Statur* hervorgegangen seyn sollte, so dient doch diese, so wie die folgenden Stellen dazu, die Natur unsers Autors zu charakterisiren. Wenn der Vf. S. 161 schrieb: „Eine andere Secte machen die *Kadariten* aus (von dem Worte *Kadar*, welches *können* oder *vermögen* bedeutet)": so hätte ihn jedes Wörterbuch belehren können, dass *Kadar* auch das *Verhängniss*, *fatum*, heisse, eine Bedeutung, die einzig hieher passt. S. 165: „die *Malumyten* (von dem Worte *Mülumy*, wissen, erkennen)." Woher wohl der Vf. das Zeitwort *mülumy* haben mag? Rec. kennt bloss ein Zeitwort *alam* (wissen), wovon das Participium *mâlûm* den *wissenden* bedeutet. Sollte vielleicht unser Autor zu der auf derselben Seite beschriebenen Secte gehören: „die *Medschhuliten* (wahrscheinlich von dem Worte *medschhul*, *unwissend*)? Ja wohl ein *medschhul*! M. Cor.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 DECEMBER, 1805.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Würzburg, b. Stahel: *Jakobi Bayer Paedagogus Latinus Germanae juventutis, sive Lexicon Germanico-Latinum et Latino-Germanicum.* Deutsch-lateinisches und lateinisch-deutsches Wörterbuch. Eilfte Auflage, durchaus von neuem umgearbeitet, vermehrt und verbessert von *C. Ph. Mayer*, Prof. der Grammatik am Gymnasium zu Würzburg. 1805. 1 Th. 948 u. Anh. XIV S. 2 Th. 486 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Vorrede versichert, dieses Wörterbuch sey „auf jeder Seite vielfach gebessert." Leider aber bedürfen die angeblichen Verbesserungen wieder eines Verbesserers, und das Buch konnte durch verständige Benutzung der vorhandenen guten Wörterbücher, namentlich *Schellers* und *Bauers*, bey gleicher Kürze zu weit gröfserer Vollkommenheit gebracht werden. Der deutsche Theil ist unstreitig als der wichtigere, auch nach der Absicht Hn. *M.*, zu betrachten. Aber er ist bey aller Stärke sehr mangelhaft, und will noch durch einen beträchtlichen Zuwachs bereichert seyn, damit er der Jugend gehörig zu Statten komme. Rec. vermisste gleich auf den ersten Blättern, ohne ein ähnliches Wörterbuch zu vergleichen, eine grosse Menge üblicher Bedeutungen. *Abenteuer* wird blofs durch *prodigium*, *monstrum*, *portentum* gegeben. Aber es heifst auch, und zwar eigentlich, *ein wundervolles Schicksal* (von dem späteren Lat. *adventura*, Franz. *aventeure*); mithin *mirabile fatum*, *casus* oder *fortuna prorsus inexspectata*. — Weiter fehlt *abgebrochen* (von der Rede gebraucht) *abruptus*, *mancus*. — *abnehmen* (etwas einem Kaufmann) *emere ab altero*. — *abputzen* (ein Gebäude von aufsen) *nova calce* oder *colere novo inducere*. — *abgesagt* (von einem Feinde) eigentlich *qui hostem se professus est*, dann *hostis acerrimus*. — *abschlagen* (von der Kälte gebraucht) *minui*. — *einen abtrumpfen*, *metaphorisch*, *gravi dicto refutare*, *acerbo responso excipere*. So giebt es auf jeder Seite zu ergänzen. Aber das Deutsche ist meist richtig auf Lat. gegeben, und nur kleinen Erinnerungen ist Raum gelassen: als wenn *abgedroschen* blofs durch *vulgaris* gegeben wird, da *pervulgatus* und *decantatus* besser ist. Die feinste Latinität findet man freylich nicht. *Vorzüge* und *Verdienste* drücken die Lateiner durch *virtutes* aus. Aber unter keinem von beiden Wörtern ist *virtus* mit beygebracht, sondern *principatus*, *meritum* und andere. Um für die nöthigen Ergänzungen Platz zu gewinnen, konnte so manches Überflüssige wegfallen, nämlich: 1) zuerst alle passiven Participia, *eingeladen* (*invitatus*), *durchgeschlagen* (*percolatus*), *eingelassen* (*intromissus*): denn die Verba im Infinitiv, *invitare* etc. sind hinreichend. 2) Die Präterita und Supina ganz regelmäfsiger Zeitwörter, wie auch die Participia präs. im Activ, *amans*, *labans*, *silens*, u. a. m. Hr. *B.* sagt in der Vorrede, dieses Wörterbuch sey für die Jugend besonders dadurch brauchbar, dass es im deutsch-lateinischen Theile mit solchen Erinnerungen aus dem etymologischen Theile der Grammatik versehen werden. Aber da in dem lateinisch-deutschen Theile dasselbe wieder vorkommt, so ist dieses kaum zu entschuldigen, geschweige, dass es für einen Vorzug gelten könnte. 3) Statt *pen. br.* und *long.* konnten die gewöhnlichen Zeichen der Quantität, ᴗ und — gesetzt werden. 4) Welche Wörter eigentlich griechisch sind, konnte der Vf. wohl bemerken; aber grofsentheils durch Hauptregeln, welche die durch die Präpositionen, durch die Vorsylbe eu und die Buchstaben y und ph an die Hand gegeben werden. Allein da wurde für jedes einzelne Wort das Zeichen *gr.* gewählt, welches doch durch eine ganz besondere Vernachlässigung bey einer sehr grofsen Menge griechischer Wörter fehlt. — Bedeutender ist der Fehler, dass so viele nur in gewissen oberdeutschen Provinzen gewöhnliche Wörter und Bedeutungen, die in der guten Büchersprache nicht vorkommen, geblieben und mit eingerückt sind; *ab* dem Wege gehen, *abbinden* (*paucis dicere*), *abfangen* (*intercipere*), *abgedroschen* (statt verabredet), *absetzen* (st. enthaupten), die Zufuhr *abstricken* (st. abschneiden), *angeben* (st. vorausbezahlen), *einhauen* (st. verleumden), ein *Fündchen* (st. eine betrügerische Rede), *Imbifs* (st. Frühstück).

Den lateinischen Theil verunstaltet der Hauptfehler, dass die Bedeutungen nicht gehörig gesondert, ohne logischen Grund vervielfältiget und durch einander geworfen sind. Es wird in einer besonderen Anmerkung zu Anfange dieses Theils gesagt, dass „die Ziffern 1. 2 u. s. w. die verschiedenen Bedeutungen des nämlichen lateinischen Wortes unterscheiden. Es werden also z. B. von *abducere*, 6 angebliche Bedeutungen aufgeführt, nach der Wahrheit aber nur zwey, die eigentliche und die metaphorische. *Persequi* soll deren zwölf haben, welche auch auf 2, höchstens 3, einzuschränken sind. Solche Wörter könnten wir in grofser Menge anführen, *abiicere*, *ostentare*, *recedere*, *remittere*, *respicere*,

cere, etc. Diese Unordnung führt zu Widersprüchen und Irrthümern. *Adolescens* soll seyn „1) ein Jüngling, Jungfrau; 2) ein junger Mann;" da es doch überhaupt nur eine junge Person ist, von einem Alter, dessen Grenzen der Sprachgebrauch nicht genau bestimmt hat. Bey *exherbare* heisst es: „1) Das Gras ausrupfen; 2) die Kräuter oder das Unkraut ausjäten;" als wenn nicht das Gras auch zu den Kräutern, oder zu den Kräutern auch das Gras gehörte. Im 1. Th. wird *einsetzen* erst tropisch gesetzt, dann eigenthümlich. Aber man findet es dort weniger anstössig, weil blofs Sätze durch * von einander abgesondert, nicht von einander abgeleitete Bedeutungen numerirt sind. — Zu anderen Verirrungen führt die wohlgemeinte aber übel verstandene Kürze. In Beziehung auf diese sagt der neue Herr ausg., er wisse aus vieljähriger Erfahrung, dass die meisten Schüler, wenn sie, wie gewöhnlich, sich selbst überlassen, eine schriftliche Übersetzung verfertigen, selten oder gar nicht bey Aufsuchung eines Wortes die grofsen Kolumnen im Wörterbuche, und die weitläuftigen Erläuterungen jeder einzelnen Bedeutung durchstudiren: hätte der Schüler nur etwas Talent, so könnte er bey Vergleichung der kurz angegebenen Bedeutungen des Wortes mit dem Contexte seines Satzes leicht die wahre herausfinden. Aber der Schüler soll nicht blofs schriftliche Übersetzungen verfertigen, sondern überhaupt die alten Schriftsteller verstehen lernen, und dazu ein gutes Handlexicon haben. Bey *agitare* steht, als 2 Bedeutung, *halten*, und kein Wörtchen weiter. Das wende nun der Schüler auf *spumantem agitabat equum* bey Virgil an! Vermuthlich ist gemeint *agitare ludos, festa*, Festlichkeiten *halten*. Von *labor*, die mühselige Arbeit, machen hier die 2te Bedeutung „*labores solis, lunae*, Finsternifs der Sonne, des Mondes;" und hiermit Punktum. Besser wäre gar nichts, als dieses Etwas, gesagt! Von *petere* werden als die ersten Bedeutungen angegeben, *begehren, bitten, bittlich anflehen; 2) anfallen; angreifen, nach jemanden oder etwas zielen; 3) hernehmen; 4) verberibus* etc. wie leicht läfst sich da Nr. 3 das *hernehmen* falsch anwenden! Dieses zu verhüten, konnte ein Beyspiel dazu gesetzt werden, wie *metaphora petita est a* etc. Dafür konnte manches wegfallen, z. B. ausser den oben angeführten Grammatikalien, alle unlateinischen Wörter, nebst den späteren juristischen, *inrotulatio, vexa, feudum, feudatarius* etc. — Dem ersten Theile ist angehängt ein Verzeichnifs von Ländern und Städten nebst ihren lateinischen Benennungen: dem anderen eins von wirklichen Personen aus der Geschichte, und von erdichteten aus der Mythologie, dieses sehr mangelhaft (es nimmt nur 13 Seiten ein); dann auch eins von geographischen Gegenständen, etwas reichhaltiger.

W. Amb.

BRESLAU, b. Graffe u. Barth: *Lectiones statariae ad usum scholarum accommodatae*. 1804. IV u. 334 S. 8. (20 gr.)

Gedike gab 1793 eine mit Beyfall aufgenommene lateinische Chrestomathie für die mittleren Classen heraus. Sein Zweck war noch nicht die Bildung des Stils, sondern blofs lehrreiche und angenehme Mannichfaltigkeit. Die Bildung des Stils, glaubte er, müsse in der ersten Classe betrieben werden, wo der Gebrauch der Chrestomathieen aufhöre, und die Lesung eines ganzen Schriftstellers höchst nützlich sey. Hr. Prof. *Etzler*, Herausgeber dieser Chrestomathie, hat die seinige gesammelt, um mit den verschiedenen Arten des lateinischen Stils bekannt zu machen. Die nothwendige *Vorbereitung* zur Bildung desselben ist das rhetorische Analysiren (man erlaube uns diesen Ausdruck) der kürzeren und zweckmäfsigsten Meisterstücke der besten Classiker in den verschiedenen Gattungen der Prose. Diese Meisterstücke müssen aber schlechterdings ein Ganzes seyn. Man sieht übrigens leicht ein, ob diese Vorbereitungen zum Schreiben cursorisch oder statarisch seyn müssen. Die Chrestomathie des Hn. *E.* ist offenbar ein solches Vorbereitungsbuch auf die Übungen im Schreiben. Nach den 4 Hauptgattungen der Prose hat er dasselbe auch in 4 Theile zerlegt, wovon der erste, *Briefe* aus *Cicero* und *Plinius*, der zweyte, *didactische Auffätze* aus *Cicero*, *Seneka*, dem älteren *Plinius*, *Quintilian* und *Gellius*, der dritte, *historische* aus *Cäsar*, *Livius*, *Tacitus*, *Suetonius*, *Valerius Maximus* und anderen, der vierte, *Reden* aus *Cicero*, *Livius* und *Sallustius* enthält. Der erste und letzte Theil entsprechen jenem Zwecke am meisten, weil man hier lauter Stücke, welche ein Ganzes ausmachen vorzulegen im Stande ist; der zweyte und dritte aber nicht, weil man in den meisten Fällen nur schöne Theile, welche freylich auch ein Ganzes seyn müssen, aber doch nur ein untergeordnetes Ganzes seyn können, zum Studium vorlegen kann. Wie gut nun aber auch die Auswahl des ersten Theiles getroffen ist, so würden wir doch mehrere solcher Briefe aus beiden Schriftstellern gewählt haben, welche auf gewöhnliche und bey jedem Menschen vorkommende Veranlassungen geschrieben wurden, *Plinius* hätten wir *Cicero* vorangehen lassen; er hat, unserer Erfahrung nach, mehr Unterhaltendes für junge Leute. Aus ihm hätten wir auch mehr Briefe, und zwar von der eben bezeichneten Art gewählt, und sie mit ähnlichen aus *Cicero* zusammengestellt. Hat doch der Herausg. eine solche nützliche Zusammenstellung in seinem dritten Theile angebracht, wo er in einem eigenen Abschnitte unter dem Titel: *Facta quaedam et dicta memorabilia a variis auctoribus varie relata*, einige Anekdoten, welche von mehreren erzählt sind, in der verschiedenen Einkleidung herfetzt, worin er sie bey den Schriftstellern angetroffen hat. Der übrige Theil dieser Chrestomathie ist eben so wohl gewählt, unterhaltend und lehrreich. Der Herausg. hätte aber auch die Ausgaben angeben sollen, welche seiner Chrestomathie zum Grunde liegen: man könnte alsdann da, wo man Verschiedenheiten im Texte antrifft, sehen, ob sie eigene Lesarten des Herausgebers, um seine Schüler, wie es zu Folge der Vorrede seine Absicht ist, in der Kritik zu üben, sind. So finden sich z. B. in den hier vorkommenden Briefen des Ci-

Cicero folgende Lesarten: S. 2 *ad Div.* 13. 66. *ut hominis omnibus mecum — — — conjunctissimi movere debebat;* Manut. und Korte *debeat.* S. 12 *ad Div.* 7. 12 *quis enim est bonus* mit Korte, Manut. und Graev. lassen *bonus* weg: S. 13. *ad Div.* 7. 16 *cenitarem.* ein Druckf. für *coenitarem.* Ebend. mit Graev. *qui coelo et terra frui possint;* Manut. und Korte *possunt.* In Plinius Briefen finden sich folgende verschiedene Lesearten: S. 72. lib. 1. c. 22. *In summa, non facile quis quemquam — — huic viro comparavit;* Gesn. *huic viro comparabis.* S. 74, 1. 24. *scholasticis porro dominis.* Schon vor Casaub. las man *schol. porro studiosis.* Casaub. erklärte es für eine Glosse, und für eben so abgeschmackt *dominis.* Gesn. hat es auch nicht. S. 76, 2. 10. Der Herausgeb. mit Casaub. *tibi maximam laudem: nobis, voluptatem?* Gesn. *maxima laude — — voluptate?* S. 77. 4. 8. Der Herausg. mit älteren Ausg. *videretur;* Gesn. *videatur.* S. 238. c. 3 *quid? tu dignitatis judicem putas esse populum?* Ältere Ausgaben lasen mit Lambin. *Quid? tune aequum dignitatis judicem putas esse populum?* eine Lesart, welche wir um folgender Stelle willen wieder aufnehmen würden: *Nam quod ad populum pertinet, semper dignitatis iniquus judex est, qui aut invidet aut favet.* S. 261 läfst unser Herausg. nach *Serranum* den Zusatz *non stultissimum hominem* aus. Schon Lamb. las *non stultissimum hominem;* Freigius *subtilissimum hominem.* Freigius Änderung ist Ciceros Zwecke, einen Antiklimax zu bilden, entgegen. Um deswillen aber ist das *non stultissimum hominem* des Lamb., welches auch die Zweybr. hat, noch nicht zu verwerfen, sondern vielleicht unentbehrlich, weil von *in summa familia nato, sapientissimo viro* auf *non solum ignobilem, verum sine virtute, sine ingenio,* etc. kein Übergang seyn würde. Wir übergehen mehrere minder erhebliche Änderungen, und berühren, nur noch folgende zwey. S. 298. c. 35 gegen das Ende macht unser Herausgeb. vor *At tota Italia convenerat* ein Punktum. In älteren Ausg. ist hier ein Komma. Die Zw. wagte ein Kolon. Unser Herausg. wählt mit Recht das Punktum, und zwar wegen der vorhergehenden Perioden *Aderat mecum senatus etc. Aderat mecum cunctus equester ordo; etc.* Die angeführten Worte fangen einen neuen Satz an, nur dafs ältere Ausgaben, und die Zw. *ac* lesen, der Herausg. aber *at.* Wir würden von beiden Ausdrücken lieber das *ac* wählen. Da uns aber beides, sowohl *ac* als *at* matt zu seyn scheinet, so würden wir die Periode anfangen *Tota Italia etc.* Dieses entspricht der Wärme des hier eitelen Redners mehr. Ebend. c. 36. der Herausg. hat den Anfang dieses Kapitels bis *citiorum fuisset* in viele kleine Sätze zerlegt. Wir zweifeln, dafs er daran wohl gethan hat, weil nach unserem Bedünken die rednerische *amplitudo* darunter leidet. O.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Nouvelle Grammaire Allemande, ou méthode pratique pour apprendre facilement et à fond cette langue, nécessaire à présent plus que jamais: à l'usage de (des) François et de ceux qui possèdent la langue françoise.* Avec des observations sur la grammaire allemande, des dialogues choisis et familiers, des morceaux tirés des ouvrages de deux auteurs allemands très-celèbres, un vocabulaire pour faciliter l'intelligence de ces morceaux, et enfin avec un recueil des mots les plus nécessaires pour parler. On a ajouté à chaque mot le genre et la déclinaison à laquelle il appartient. Par *C. B. Schade.* Quatrième édition. 1805. 547 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese hauptsächlich für Franzosen geschriebene, aber auch Deutschen zu empfehlende deutsche Sprachlehre fand schon nach der ersten Ausgabe Beyfall. Sie ist aber in der zweyten beträchtlich vermehrt worden. Die darin erklärten und behandelten deutschen Wörter und Formen aller Art sind ächt und rein hochdeutsch: und es kommt in dem ganzen Werkchen nichts vor, was sich nicht mit Beystimmung gelehrter Sprachforscher behaupten liefse. Die Introduction zwar erweckt kein gutes Vorurtheil. Die unnütze Weitläuftigkeit der Methode in Frage und Antwort (ohne katechetische Zergliederung), die überflüssige Bestimmung mancher als bekannt postulirter Begriffe, des *Wortes,* des *Redens,* des *Schreibens,* die Mangelhaftigkeit der Regeln von der Aussprache des Deutschen, liefsen den Rec. auch im Folgenden nicht viel Befriedigendes erwarten. Aber er söhnte sich mit dem Buche von Kapitel zu Kapitel mehr aus. Der Vf. zeigt übrigens die Quellen nicht an, aus denen er geschöpft hat. Er scheint aber ein Eklectiker, und wohl unterrichtet durch Lectüre und Umgang. Er zieht die Theile der Rede in der gewöhnlichen Ordnung von den Artikeln und Hauptwörtern an in Betrachtung, und setzt alles vollständig declinirt und conjugirt hin. Zur Ausübung der Regeln giebt er bey jedem Theile kurze niedliche *Thèmes,* gröfstentheils moralischen und historischen Inhalts; und unter denselben die zur deutschen Übersetzung nöthigen Wörter sehr vollständig. Er schränkt die Declinationen der Hauptwörter auf fünf ein, da *Adelung* deren acht annimmt. Mit mehrerem Rechte geht er auch in der Bestimmung des Adjectivs von ihm ab. *Adelung* hält nämlich (Lehrgeb. der d. Spr. 1 B. 608 S.) die Eigenschaftswörter, hinter gewisse Verba gesetzt, für Adverbia. „Der Wald ist grün" „da ist *grün*" sagt er, „das Adverbium." Dieses ist entschieden unrichtig, und wird schon durch die Analogie der Sprachen widerlegt. Hr. *S.* sagt also mit anderen richtiger, man brauche die Adjectiva auf eine doppelte Art; 1) *on s'en sert sans les joindre immédiatement à un substantif, on en les y joignant simplement au moyen d'un verbe. Par ex. bon,* gut; *le jardin est grand,* der Garten ist *grofs. C'est là ce qu'on peut appeller adjectif absolu, ou dans son état primitif:* S. 94. Da sind sie, wie er lehrt, *indeclinables.* 2) *On les joint immédiatement à un substantif, sans le secours d'acun verbe. Un grand homme,* ein *grofser* Mann. *C'est la meilleure manière,*

niere, es ist die *beste* Art. *C'est là ce qu'on peut appeller adjectifs construits:* S. 95. Unter den *Pronoms possessifs substantifs*, *der Meinige*, *der Deinige* etc. führt er *der Meine*, *der Deine* nicht mit an, und das mit Recht, besonders in einem Werke für Anfänger; so auch bey dem *rélatif welcher* nicht den Genitiv *welches*, sondern blofs *dessen*. Unter den *rélatifs* hat er vermuthlich auch mit Absicht *wer*, *was* und *so* übergangen. — Das Verzeichnifs der unregelmäfsigen Zeitwörter wird nach gewissen Radicalbuchstaben in alphabetischer Ordnung gegeben, Da kommen also erste *Verbes irréguliers ayant un a pour voyelle radicale à l'avant-derniere syllabe de l'infinitif*. aben. Graben, *creuser* etc. acken. *Backen*, *cuire*. Da heifst nach ihm das Imperfectum ich buck; so wie an seinem Orte von *erschrecken*, ich erschrack. Andere schreiben *ich buk*, *ich erschrak;* aber ohne hinreichenden Grund, blofs weil in vielen Gegenden, nach einer falschen Aussprache, die letzte Silbe gedehnt und wie circumflectirt wird. — Die Adverbia werden classificirt, und von jeder Klasse die Liste gegeben; *adverbes de temps*, *de lieu*, *de qualité* (wo wegen der zu grofsen Menge nur 3 zum Beyspiel angeführt werden) *de quantité* etc. Die, welche auch als Adjectiva im Gebrauche sind, werden durch * ausgezeichnet. — Aber zu verwundern ist, dafs S. 207 u. ff. von der methodischen Ordnung abgewichen wird; wo zwischen die Abhandlung von den Hülfszeitwörtern und die von den regelmäfsigen Zeitwörtern eingeschaltet werden, *régles sur la construction des phrases*. Da kommt nothwendig etwas von der Stellung der folgg. Redetheile (der *participes adverbes etc.*) mit vor, die man eigentlich noch nicht kennt. Ergänzungen dazu und zu anderen Theilen der ganzen Sprachlehre folgen erst in dem Zusatze S. 424 *Observat. sur la Syntaxe*. Aber diese gesammten *Observations* sollten besser geordnet seyn. Sie scheinen nicht von dem Vf. herzurühren. In dem Vorherigen, das ihm unstreitig zugehört, finden sich manche nicht ganz gemeine Bemerkungen, kurz und deutlich ausgedrückt. S. 127 sagt er, dafs einige Sprachlehrer auch das zweyte Zahlwort decliniren; nämlich *zween*, *zwo*, *zwey:* *zweener*, *zwoer*, *zweyer*, u. s. w. *Mais*, setzt er dann hinzu, *cette déclinaison n'est guère usitée ailleurs que dans leurs grammaires.* Und S. 367 *Allein s'emploie à-peu-près comme aber, pour exprimer une objection, mais non pas dans d'autres sens.* — Die auf dem Titel erwähnten deutschen Aufsätze sind 2 kleine Idyllen von *Gessner* und das Lied von *Gotter*, *Beruf zur Liebe.* Dann folgen auch noch einige Fabeln und Epigramme. Da findet sich auch eine gute Kupfertafel mit handschriftlichen deutschen Buchstaben. — Ein wesentlicher (manche werden sagen ein zweydeutiger) Vorzug des Buches ist auch der, dafs das Deutsche mit deutschen Buchstaben gedruckt ist. Anfängern ist diese deutliche Auszeichnung und Absonderung der fremden Sprache sehr willkommen, und dient ihnen zu wahrer Erleichterung. Auch Papier und Druck nehmen sich gut aus. — Aber auffallend war es uns, dafs die Vorrede dieser (angeblichen) *Quatrieme édition* sich so anfängt: „*La premiere edition de cette Grammaire s'étant ecoulee un peu de temps, nous croyons rendre un service à ceux qui étudient l'allemand en nous chargeant d'une seconde impression*" etc. Über diesen Widerspruch zogen wir Erkundigungen ein, und erfuhren, dafs die 2 Ausgabe zu Verhinderung des Nachdrucks in Frankreich veranstaltet worden ist, und dafs, weil das Buch auch in den *écoles centrales* eingeführt wurde, man sich dort genöthiget gesehen, noch 2 unveränderte Auflagen zu veranstalten. Aber ist dadurch die Sache gerechtfertiget? Sollte nicht wenigstens ein verständiger Setzer, wenn sonst niemand sich des Buches gehörig annehmen will, über eine solche (nicht *edition*, sondern blofs) *reimpression* wachen, um solche Zeichen gewinnsüchtiger Übereilung zu tilgen? Es soll nächstens wieder eine neue Auflage mit wesentlichen Verbesserungen angefangen werden. Dazu wird man hoffentlich einen Mann von Kenntnissen gewinnen, der das ganze Buch durchgehe. Wenigstens ist es zu wünschen: sonst wird das Werkchen, wie der Anfang schon mit dem zweyten Abdrucke gemacht zu seyn scheint, mit übelgeordneten und unnützen Zusätzen beschwert.

W. Amb.

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *Der Weihnachtsabend in der Familie Thalberg.* Für Kinder beschrieben von *J. A. C. Löhr.* Mit 15 Kupfern. 133 S. quer 4. (Mit illuminirten Kupfern und in einem geschmackvollen Einbande 4 Rthlr. 8 gr.) Hr. *L.* gehört zu den Wenigen, die Beruf haben für die Kinderwelt zu schreiben. Sein Wunsch in der Vorrede: „dafs dieses Werk eben die günstige Aufnahme wie seine übrigen Schriften für Kinder finden möge," ist erfüllt. Mit ungemeinem Beyfall ist dieser Weihnachtsabend aufgenommen worden, und hat besonders Kindern nicht blofs für einen Augenblick Freude gemacht, sondern gewährt ihnen, wenn sie von Zeit zu Zeit ihn wieder in die Hände nehmen — wie Rec. diefs bey seinen Kindern mit Vergnügen bemerkt — immer wieder eine ihnen sehr willkommene Unterhaltung. — Er enthält die Beschreibung der Weihnachtszeit — dieser für das junge Völkchen so interessanten Zeit — wie sie eine brave Familie froh unter einander und mit guten Freunden geniefst. Diefs Thema hat Hr. *L.* gut bearbeitet; hat von den Weihnachtsfreuden und von der Zeit, worin sie genossen werden, Gelegenheit genommen, bald manches minder Bekannte aus der Länderkunde, Geographie u. dgl. seinen Lesern vorzutragen; bald gute Gefühle und Gesinnungen in ihren Herzen zu erwecken oder zu stärken; bald durch Scherz und Spiel sie zu belustigen. Die Kupfer — warum haben sich die Künstler nicht genannt? ihre Arbeiten machen ihnen ja alle Ehre: — sind *con amore* gezeichnet, gestochen und illuminirt, oder vielmehr ausgemahlt. Die Verlagshandlung hat durch Papier und Druck und Einband für diefs Büchelchen gethan, was es verdient. Wollen bemittelte Ältern, denen dieser Weihnachtsabend noch unbekannt ist, ihren Kindern ein gehaltvolles, nützliches und schönes Weihnachtsgeschenk machen: so empfiehlt ihnen Rec. diefs Buch — das, da es keine Jahrzahl auf dem Titel hat, für jedes Jahr pafst — mit der Überzeugung, dafs sie es ihm gewifs danken werden. Der Preis ist für diefs Buch, das 15 grofse Kupfer hat, nichts weniger als unbillig. Es wird auch mit schwarzen Kupfern für einen geringeren Preis verkauft.

J. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 DECEMBER, 1805.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Quedlinburg, b. Ernst: *Kleines Übungsbuch zum Französischschreiben für die Jugend in Verbindung nützlicher Kenntnisse nach den Hauptstücken der Grammatik durchgeführt*, von *Alb. Chrstn. Meinecke*, Director der Schule zu Osterode am Harz. Dritte sehr verbesserte Auflage. 1804. 200 S. 8. (10 gr.)

2) Leipzig, b. Rein u. Comp.: *Zweyhundert Lectionen, ein brauchbares Hülfsmittel beym ersten Unterricht in der französischen Sprache.* Herausgegeben von *Chstn. Heinr. Pausler*, Rector an der höhern bürgerl. Stadtschule zu Neustadt bey Dresden. 1804. 72 S. 8. (3 gr.)

Von Aufgaben für die Jugend, um irgend eine Sprache praktisch mit ihr zu üben, besonders wenn man einen öffentlichen Gebrauch von denselben zu machen gedenkt, wird billigermaſsen verlangt, daſs sie 1) dem Fassungsvermögen der Jugend angemessen seyen, 2) weder durch Leerheit ermüden, noch wohl gar, während sie die eine Gemüthskraft beschäftigen, der anderen durch ihren Inhalt schaden, (die Meidingerschen sind leer und für den Geschmack verderblich), sondern durch Mittheilung von Sachkenntnissen der Jugend doppelt nützlich werden, 3) die Regel der fremden Sprache, von welcher die Rede ist, hinlänglich üben, ohne jedoch um ihretwillen der Muttersprache etwas zu vergeben, und 4) richtige, dem Genius und Gebrauch der zu erlernenden Sprache angemessene Ausdrücke angeben.

Daſs Nr. 1 diesen Forderungen gröſstentheils entspreche, darüber ist man in Deutschland einverstanden, und der zum dritten Male veranstaltete Druck dieser zweckmäſsigen Schrift beweist dem verdienten Vf. die Zufriedenheit des Publicums. Gegen die Faſslichkeit der einzelnen Stücke ist eben so wenig etwas zu sagen, als gegen ihren zweckmäſsigen Inhalt. Freylich könnte in dieser Rücksicht manches schärfer bestimmt seyn. Dahin rechnen wir unter anderen die gleich in den ersten Aufgaben vorkommende Definition der *Theologie*, daſs sie die *Lehre von Gott und von der Glückseligkeit des Menschen* sey, ferner die Bestimmung des Mondes, daſs er ein *Planet* seyn soll S. 127. Eben so ist der edle Stolz, der Franz I von Frankreich antrieb, alle seine Kräfte gegen den übermächtigen Karl V aufzubieten, S. 140 auf eine Art geschildert, die jungen Leuten eine Abneigung gegen diesen liebenswürdigen König einflöſsen muſs. Verkaufen denn nach S. 150 die Engländer rohe Wolle? In Rücksicht auf die dritte Forderung ist vielleicht am meisten gegen das Buch einzuwenden. Denn bald ist, um Fälle über die Regel anzubringen, das Deutsche holpericht, nachlässig, wohl gar ungrammatikalisch ausgefallen, bald sind Regeln entweder gar nicht, oder doch nicht zur Genüge geübt. Beyspiele von dem ersteren Fehler sind S. 105, „*würde* Frankreich nicht *gehabt* haben," anstatt hätte Frankreich nicht gehabt, S. 188 „*nachdem* man Dichter *gelesen haben wird*," S. 136 „haben das *Glück* genossen, daſs ihr Vorhaben *geglückt* ist." — Obgleich jeder Redetheil seine besonderen Übungen erhalten hat: so hätte man doch auch Aufgaben über die *Verbes Passifs* und *Pronominaux* erwartet, so wie man manche andere Regel, z. B. über den Gebrauch von *après*, nachdem, von *peut-être*, *aussi*, u. a. wenn sie vor dem *Verbe* stehen u. dgl. durch Beyspiele erläutert gewünscht hätte. Die irregulären Zeitwörter hingegen sind zu wenig geübt, denn die meisten kommen, anstatt daſs der Lehrling auf die Bildung der von der Regel abweichenden *Tems* hätte aufmerksam gemacht werden sollen, im bloſsen *Infinitif* vor. — Was endlich die vierte Foderung betrifft: so sind die vom Vf. gewählten französischen Ausdrücke nicht immer die richtigen. *Se rendre habile dans un art* ist nicht, wie es S. 103 heiſst, *rein* französisch, vielmehr redet kein Franzos so. Es muſs heiſsen *se perfectionner*, *avancer*. Eben so ist *contenir dans des bornes*, wie nach S. 115 die Redensart: in Schranken halten, ausgedrückt werden soll, unrichtig. Das bloſse *contenir* ist hinreichend; besser aber noch würde hier *reprimer* seyn. — Anstatt *on a pris cinq zones*, man hat fünf Zonen angenommen, muſs es S. 65 heiſsen *on a admis c. z.* In einem gewissen Sinne könnte auch *établi* gesagt werden. Auch hätte der Vf. sich nicht zu oft vorgreifen sollen. Warum wird z. B. gleich in den ersten Aufgaben über die Artikel gesagt, daſs *écrire*, *apprendre* u. a. *Verbes Irréguliers* sind? — Besondere Constructionen hätten in den Wortverzeichnissen nicht unerwähnt bleiben sollen. Z. B. S. 19 wird der Anfänger übersetzen *de structure merveilleuse*, da es *d'une st. m.* heiſsen muſs. Eben so sollte S. 33 bey *jouir* die Construction dieses Zeitworts angegeben seyn. — *suçent* S. 12, *suivera* S. 161 u. a. sind wohl nur Druckfehler.

Nr. 2 ist ein dürftiges, armseliges Büchelchen. Es enthält eine französische Grammatik *in nuce* und 110 deutsche Aufgaben, die zwar jeden Redetheil, aber

aber keinen befriedigend und vollständig erläutern. Überdiess sind sie grossentheils aus anderen Übungsbüchern zusammengestoppelt. Ganz recht! So lässt sich etwas in einer anderen Sprache oder für dieselbe schreiben, ohne dass man wegen des Ausdrucks in Verlegenheit geräth. Hierauf folgen 90 kurze französische Übersetzungsstücke, deren Inhalt grösstentheils eine, durch nichts versinnlichte, moralische Maxime ist. Ob sie daher gleich eben so gedankenreich, als die deutschen Aufgaben leer und nüchtern sind: so dürfte doch der Anfänger weder bey den einen, noch bey den anderen sonderlich seine Rechnung finden. — Auf den wenigen Bogen wimmelt es von Druckfehlern.

Nmh.

1) Leipzig, in allen guten Buchh.: *Angenehme Unterhaltungen nebst freundschaftlichen und Handlungsbriefen zum Übersetzen ins Französische und Italiänische*, mit den dazu gehörigen Wörtern und Redensarten versehen, von *Joh. Valent. Meidinger*, Lehrer der franz. und ital. Sprache zu Frankfurt am Main. Neueste durchaus verbesserte, mit vielen Briefen und einer neuen Sammlung von sehr gebräuchlichen französischen und italiänischen Redensarten vermehrte Ausgabe. 1805. 496 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Leichte Aufgaben zur Übung der Jugend im Französisch-Schreiben*, mit den dazu gehörigen Wörtern und Redensarten und einer kurzgefassten französischen Sprachlehre, von *Joh. Christian Wiedemann*, Director des Handlungsinstituts und Rector der lat. Schule in Hagen in der Grafschaft Mark. 1805. 200 S. 8. (9 gr.)

Beide Schriften sind brauchbar; die erste für Geübtere, die andere für Anfänger im Französischen. Ähnlich sind sie sich hauptsächlich durch leichte, kurze, zum Theil auch angenehme und pädagogisch nutzbare Aufsätze; welche in einigen Stellen zu reichlich mit den zum Übersetzen erfoderlichen Wörtern versehen sind. Der Druck ist in beiden sehr gut; das Papier besser von Nr. 1. Übrigens aber müssen wir besonders bemerken von Nr. 1. Hr. *M.* hätte sein Werk in etwas einschränken und dadurch wohlfeiler machen können, besonders da seine Aufgaben nicht geeignet sind, den Übersetzer zu aller Gewandheit zu bilden. Es sind grösstentheils Erzählungen und Beschreibungen. Nämlich auch in den Briefen kommen Beschreibungen von Städten und Ländern vor. Mit Nutzen würden kurze moralische, ökonomische und andere Bemerkungen nebst ausführlichen Betrachtungen und einige interessante Gespräche, etwa in sokratischer Manier, in dieser zweyten Ausgabe statt einiger sehr abgenutzten Anekdoten und erdichteten Briefe Platz genommen haben. Ein Lehrer muss auch in schriftlichen Anweisungen einzig den Nutzen der Lernenden vor Augen haben, und sie nicht mit einförmigen Arbeiten überhäufen. Aber Hr. *M.* versichert noch überdiess in dem Vorberichte, dass er dieses Werk, „wenn ein diebischer Nachdruck erscheinen sollte, sogleich beträchtlich vermehrt, herausgegeben werde." Sucht er dann nicht bloss seinen eigenen Nutzen? An der ersten Ausgabe hatte man mit Recht getadelt, dass er dem Übersetzer zu viel Wörter an die Hand gegeben und sie in verschiedenen Stellen wiederholt hätte. „Allein," sagt er, „diess that ich damals, und auch bey dieser Ausgabe wieder, mit gutem Bedacht. Denn wenn ein Schüler auch schon die französische Benennung eines Wortes etc. weiss, so ist er doch oft in Verlegenheit wegen der rechten Benennung und Rechtschreibung, und hat auch oft kein Dictionnaire zum Nachschlagen": (gegen diese sonderbare Ausflucht ist mehr einzuwenden, als eine Parenthese füglich aufnehmen kann) „Ferner nahm ich auch Rücksicht auf die Schwachen, die oft mit dem besten Dictionnaire die abscheulichsten Schnizzer machen." Dieses lässt sich schon hören: wenn nur bloss möglichen Irrthümern vorgebeugt würde! Aber nachdem schon S. 25 und 33 und wohl öfter „sterben, *mourir*, *morire*" vorgekommen war, stirbt S. 68 Sixtus V, und da wird das „sterben, *mourir*, *morire*," wieder in der besten Ordnung angebracht. Ja es fügt sich, dass unmittelbar darauf Carl V, als wäre das Übel epidemisch, wieder an *mourir*, *morire* stirbt. Dringt denn Hr. *M.* nicht darauf, dass seine Schüler die Ein Mal vorgekommenen Wörter merken? Ähnlicher Wiederholungen giebt es sehr viele. Die neue Sammlung von *besonderen* (so heisst es in der Überschrift; nicht, wie auf dem Titelblatte, *sehr gebräuchlichen*) Redensarten der Deutschen, Franzosen und Italiäner konnte wegfallen. Sie besteht aus Sätzchen und Phrasen ohne alle Ordnung zusammengerafft; meist figürlich oder sprichwörtlich in einer der drey Sprachen, einige trivial, so dass alles mögliche, was einen deutlichen Sinn enthält, mit gleichem Rechte darunter Statt finden könnte; z. B. „Er ist von geringem Herkommen, *il est de naissance obscure, egli e di bassa, (oscura) nascita*: Es ist trocken Wetter, *il fait sec, fà tempo secco*: Überlegt es, *faites réflexion là-dessus, riflettetelo*."

Dass jeder Deutsche, der bloss das Französische lernen will, dass Italiänische mitkaufen und bey dem Gebrauche Zeitverlust und Unbequemlichkeit sich gefallen lassen muss, darüber will Rec. nicht aburtheilen. Aber — dass in dem Drucke zwischen den 3 Sprachen nicht der geringste Unterschied gemacht wird, findet er von allen Seiten verwerflich, so sehr auch der Geschmack jetziger Zeiten dafür zu seyn scheint. Allerdings muss die Einheit der Formen beybehalten werden, wo kein Grund zu verschiedener Schriftart vorhanden ist. Aber wetten, parier, faire une gageurs, seomettere; und lass liegen, lass da, laisse là, lascia stare, oder lascia colà, wie S. 4 z. B. steht, kann das wohl der Einbildungskraft behagen, dem Gedächtniss zu Statten kommen, das Verständniss erleichtern? Überhaupt wäre

wäre zu wünschen, dass eine jede Sprache, die die lateinischen Buchstaben angenommen hat, sich so, wie die deutsche, durch etwas verschiedene Formen unterschiede. Muss man in diesem Buche nicht aller 3 Sprachen schon auf einen gewissen Grad kundig seyn, um nicht parier im obigen Beyspiele für Deutsch, lass da für Französisch, und das Wort oder für Italiänisch zu halten? Es ist schon unangenehm und kann dem Anfänger wenig Lust machen, wenn er in der Meinung, das Französische gehe weiter, ein oder das andere Wort von dem Italiänischen mit hinzu nimmt, oder von dem entgegengesetzten Irrthume zurückkommen muss. Der Geübtere findet sich wohl leicht: aber für diesen ist das Buch nicht geschrieben.

Weit bequemer ist von dieser Seite Nr. 2. Hier ist das Deutsche gehörig mit deutschen Buchstaben gedruckt. Der Vf. gebrauchte übrigens erst das im J. 1796 herausgekommene *kleine Übungsbuch* zum Französisch-Schreiben von *A. Ch. Meineke;* fand aber sehr bald, wie die Unfleissigen dadurch, dass sie die Wörter unter jeder Aufgabe fanden, in ihrer Trägheit bestärket wurden. Die Knaben liessen es nämlich an den gehörigen Vorbereitungen fehlen, und der Lehrer konnte diese Vernachläsigung kaum merken. Er liess also hier die zu jeder Aufgabe erforderlichen Wörter in besonderen Absätzen, nach der Folge der Aufgaben numerirt, zuletzt folgen, und machte auch sonst einige Veränderungen. Die Aufgaben folgen den Theilen der Rede in der gewöhnlichen Ordnung. — Die *kurzgefasste französische Sprachlehre* ist ein Abriss grösstentheils nach *Daulnoy;* ziemlich mangelhaft, weil von der Aussprache und der Syntax gar nichts gesagt wird. Wenigstens sollten, unseres Bedünkens, die Hauptregeln dieses letzten Theils Platz finden. Füglich konnten sie an die Stelle des angehängten Einmaleins (*livret*) treten, welches gar nicht in das Buch gehört. Aber auch die Regeln der Aussprache sind nicht überflüssig. Freylich kann man den Ton nicht malen (aus welcher Ursache Hr. *W.* dieselben vielleicht übergangen hat): aber sie sind doch ein Anhalt, ein Erinnerungsmittel; für den Lehrer, um nichts Nöthiges zu übergehen; für den Schüler, um alle Töne für sich zu üben, die der Lehrer hat hören lassen.

W. Amb. +.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Köhler: *Leonhard von Werneck.* Ein Roman in Kapiteln ohne Überschrift. (ohne Jahrzahl) 253 S. 8. (20 gr.)

2) Altenburg, b. Schnuphase: *Luise, Gustav, Hermann.* 1805. 166 S. 8. (16 gr.)

3) Zwickau u. Leipzig: b. Schumann: *Blumenberg und Julie,* eine unterhaltende und lehrreiche Geschichte. 1805. 187 S. 8. (16 gr.)

4) Bonn (ohne Angabe der Verlagsh.): *Hermann, Bastard von Orleans.* Ein romantisches Gemälde aus der neueren Zeit. 1805. 262 S. 8. (18 gr.)

5) Leipzig u. Elberfeld, b. Büschler: *Michel Mort der Kreuznacher.* Eine romantische Ausstellung aus der vaterländischen Geschichte mit historischen Farben gezeichnet. Vom Vf. der Henriette von Detten. 1805. 220 S. 8.

Armer Adel! der Vf. von Nr. 1 scheint dir den Tod geschworen zu haben. Armer Verfasser! deine Kränkungen werden in den Wind gesagt seyn, nur die *letzte* Volksklasse wird mehr als die ersten Seiten deines Buches lesen!

Nr. 2 könnte vielleicht bis zum Mittelschlage der Leser steigen, ja, dieser Roman würde sich vor manchem auszeichnen, wenn die Begebenheiten pikant wären, und der Vf. neue Ansichten der Dinge und einen lebendigen Vortrag hätte.

In Nr. 3 stirbt *Julie, und Blumenberg* erschiesst sich auf ihrem Grabe. Es ist diess das interessanteste in diesem Buche, wir müssten denn ein Gedicht des glücklich verewigten Blumenberg, S. 165 dafür ansehen.

Nr. 4, wird durch seinen Helden, einen höchsttugendhaften Spizbuben, Mordbrenner und Spieler, der ein natürlicher Sohn des letzten Herzogs von Orleans ist, weniger langweilig, als die drey ersten Numern; daher es am meisten verdient, sich eine Bahn durch den Haufen zu machen. Auf *gebildete* Leser wird der ungebildete Verf. wohl nicht gerechnet haben. *Hermann* endigt als republikanischer General in der Vendee,

Wenn Nr. 5 sich in Ansehung der kriegerischen Scenen dem vorstehenden Bastard anschliesst, so nähert sich dieses Buch, in Ansehung des Langweiligen, den drey zuerst angezeigten Werkchen noch weit mehr.

X.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. Wien, b. Rehms Wittwe: *Kurze französische Sprachlehre für Anfänger in Schulen.* Von *Aloys Bayrhammer,* Lehrer der franz. Sprache an der Schulanstalt am Bauernmarkte in Wien. 1803. 111 S. 8.

Ebendas., b. Ebenders.: *Französisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einer kurzgefassten französischen Sprachlehre zum Gebrauche für Schulen.* Verfasst von Ebendemselben. Erstes Bändchen für die Schüler der ersten und zweyten Classe. 68 S. Zweytes Bändchen für die Schüler der dritten Classe. 120 S. 8. (beide 12 gr.)

Diese drey in einander greifenden Werke sind ein Gewinn für den französischen Sprachunterricht in Deutschland, und gereichen im Allgemeinen zum Lobe ihres denkenden Vfs. Obgleich derselbe sich in der Vorrede nicht über das Eigenthümliche seines Elementarwerks auslässt, so sieht man doch den Plan desselben sehr bald ein. Man hat lange genug nur zwey Methoden, junge Leute zur Kenntniss des Französischen zu führen, in Deutschland gekannt. Nach der einen betete man ihnen bloss Worte und Phrasen vor, und ohne Regeln vorausgeschickt zu haben, übte man sie in neuen Fügungen und Zusammensetzungen derselben, aus denen man es ihnen selbst überliess, sich Regeln zu abstrahiren. Dieser elende Unterricht, der die Sache als einen blossen Mechanismus betrachtete, rächte sich durch das ganze Leben der Letzteren; sie konnten kein Buch periodisch übersetzen; sie redeten das Französische wohl mit Fertigkeit, allein sie begingen im Sprechen der Fehler so viele, dass sie kaum verstanden wurden, und noch weniger ihre Gedanken schriftlich ausdrücken konnten. Kurz, man hatte alle Ursache,

mit

mit der Methode der *Bonnes* unzufrieden zu seyn, und der Unterricht durch grammatische Regeln trat an ihre Stelle. Allein dieser Weg ist lang und verdrüsslich; am Ende desselben ist der Schüler wohl mit den Sprachgesetzen, aber nicht mit der Sprache bekannt geworden; auch musste er bisher, wenn er endlich nach vieler Beschwerde zu den *Verbes Irreguliers* oder wohl gar zu den *Interjections*, als dem letzten Redetheile, gekommen war, und nun alles im Rücken zu haben glaubte, noch einmal von vorn anfangen. Wenn die Gouvernante den Körper ohne Geist gab: so gab der philosophischere Lehrer gewöhnlich den Geist ohne Körper. Es liegt am Tage, dass ein planmäsiger Unterricht die Coexistenz beider bewerkstelligen müsse, und auf diesen Zweck arbeitet Hr. *B.* in seinem Werke mit vieler Besonnenheit hin.

In seinen französischen Lesebüchern wechseln daher Aufgaben über die grammatikalischen Regeln mit solchen, die über blosse Worte gegeben sind, um diese dem Gedächtniss einzuprägen, ab. Von den Aufgaben der letzteren Art beschäftiget sich, der guten Ordnung willen, eine jede nur mit einem Grundbegriffe und mit seinen Theilen oder mit den Dingen, die mit demselben in der nächsten Beziehung stehen. Vor einer jeden gehen die Worte, die in derselben vorkommen, in einem genauen Verzeichnisse voraus, so dass sie der Schüler bereits memorirt haben muss, wenn er sie anwenden soll. Diese Wortverzeichnisse sind nicht nur reichhaltiger, als in den gewöhnlichen *Vocabulaires*, sondern sie enthalten auch zum Theil bessere Worte, und verbreiten sich über mehr Materien. So enthält eins die bey der Musik gewöhnlichen französischen Ausdrücke, ein anderes die Benennungen der in den mechanischen Künsten gebräuchlichen Werkzeuge u. dgl. Bey den Aufgaben über die grammatikalischen Regeln liegt die vom Vf. besonders herausgegebene Sprachlehre zum Grunde. Jede Bemerkung, die in derselben ertheilt wird, verweist, um den Lehrling vertrauter damit zu machen, auf die in den beiden Lesebüchern beygebrachten Fälle, in denen in der That eine jede ihre Erläuterung durch Beyspiele erhält. Was die Sprachlehre selbst betrifft: so ist auch diese mit deutscher Sorgfalt und Genauigkeit bearbeitet. Dass der Vf. z. B. die französischen Declinationen verwirft, das hat er mit vielen anderen gemein, aber darin unterscheidet er sich von ihnen zu seinem Vortheil, dass er anstatt der abgebrochenen Stützen dem Anfänger neue giebt, und an eben der Stelle, wo vorher in den Grammatiken die Artikel paradirten, im Voraus ziemlich bestimmte Regeln über den Gebrauch der Präpositionen *de* (*du*, *des*) und *à* ertheilt. Eben so hat es uns sehr zweckmäsig geschienen, dass *être* nicht bloss in der Bedeutung *seyn*, sondern auch in der Bedeutung *werden* conjugirt ist, dass gleich nach der Conjugation der beiden Hülfszeitwörter S. 48 Regeln über ihren Gebrauch ertheilt sind, dass die eigentlichen Conjugationen, die in der That wegen ihrer Leichtigkeit den grossen Raum nicht verdienen, den ihnen andere Sprachlehren geben, nur eine kurze Abfertigung gefunden haben, u. dgl. mehr.

Bey allen diesen unleugbaren Vorzügen hat doch aber auch dieser *Cours de la langue Françoise* mancherley, zum Theil beträchtliche Unvollkommenheiten. Denn um nichts von einzelnen Unrichtigkeiten in dem französischen Ausdruck und von süddeutschen Provinzialismen zu sagen, sind alle drey Werke durch Druckfehler entsetzlich verunstaltet, und diese in dem angehängten Verzeichnisse nicht einmal alle berichtiget worden. In der Sprachlehre ist der Vf. häufig zu weitläufig. Wir wollen diesen Tadel nicht einmal auf die 13 Seiten lange Aufzählung der Adverbien gründen, die er für nothwendig erachtet haben mag, weil es ihm um Wortkenntniss zu thun war. Allein dass er sich bey Ausnahmen zu lange aufhält, und sie durch eine Menge Beyspiele in den Lesebüchern erläutert, das kann um so weniger nachgesehen werden, da die Sprachlehre für Anfänger bestimmt ist, und eine solche Weitläufigkeit sie nicht nur verwirrt, sondern ihnen auch die Sprache verleidet. Am meisten muss man mit der Lehre von der Aussprache unzufrieden seyn. In der That, wenn diese Anfängern nach den Regeln, welche der Vf. aufstellt, beygebracht wird: so ist zu befürchten, dass sie von keinem Franzosen verstanden werden. Wen muss es nicht befremden, zu vernehmen, dass *e* wie e in geben, *oi* wie *oê*, *oeil* wie Höll (?) gelesen wird u. s. w.? Die Methode des Vf., alle Formen, unter denen ein Laut vorkömmt, (z. B. *oi*, *oid*, *oit*, *ois*, *oix*, *oids*) zusammen zu stellen, ist offenbar der nachgebildet, nach welcher Hr. *Olivier* das Deutsche lesen lehrt, ist aber, wie diese, zu gelehrt, und läuft zu sehr auf eine grammatische Minutienlehre hinaus, als dass sie für Anfänger sehr fruchtbar seyn sollte. Überdiess hat er sich in derselben Fehler zu Schulden kommen lassen, die unbegreiflich sind. Um nur einen Beweis anzuführen, wen wird er wohl überreden, dass in den Formen *oie* (in *voie*), *ouet*, *ouhaits*, *ouoient* ein und derselbe Laut vorkomme? — Sehr zweckwidrig ist es auch, dass die Schüler des Vfs. in der ersten und zweyten Classe nur mit den Substantiven, Adjectiven und Zahlwörtern bekannt werden, und dass man sie erst in der dritten zu den *Pronoms* und *Verbes* führt. Der Unterricht soll in Cursus getheilt werden; aber unrecht ist es und offenbar falsche Methodik, wegen derselben die Wissenschaft zu zerstückeln, in welcher bloss Gradationen Statt finden sollen. Schon in den ersten Classen muss eine völlige französische Sprachlehre gegeben werden; allein der besonnene Lehrer trägt in denselben von jedem Redetheile nur das Unentbehrlichste vor, und unterscheidet stets das Bedürfniss des ersten Anfängers von dem des Schülers, der schon weitere Fortschritte gemacht hat. Dagegen fängt er mit dem letzteren die Sprache wieder von ihren ersten Fundamenten an, um überall das einzuschalten, was er beym ersten Vortrage zu übergehen genöthiget war. Ja, mechanische Übungen, wie die der Conjugationen sind, eignen sich aus mehr, als einem Grunde, für das frühere Alter gerade am meisten.

Es würde nicht nur vortheilhaft für die Käufer des Buchs gewesen seyn, sondern auch in den Schulen viele Zeit ersparen, wenn in den Aufgaben über die Regeln der Grammatik zugleich die Wörter, die der Schüler behalten soll, vorkämen. Dadurch würden nicht nur besondere Aufgaben über diese Wörter unnöthig gemacht worden seyn, sondern jene ersteren würden auch den Vorwurf, dass sie in Absicht auf ihren Inhalt ganz leer sind, und keine Sachkenntnisse geben, nicht mehr in dem Grade verdienen, in welchem er wirklich auf ihnen haftet. Diese Aufgaben, die zu lang sind, folglich dem Schüler zu wenige Ruhepunkte darbieten, und das Auffinden der Beyspiele zu den grammatischen Regeln (von denen immer eine Menge durch eine einzige Aufgabe erläutert sind) erschweren, hätten nicht durchaus französisch seyn sollen. Allerdings sollten zwar französische Beyspiele vorausgehen, um die Regel zu verdeutlichen; aber dann mussten Übungen in deutscher Sprache folgen, um durch das Übersetzen die Nachahmung zu erleichtern, auf welche bey einer Sprache, die man erlernt, um sie zu reden, alles ankömmt. Dass unter den Verzeichnissen von Wörtern auch eins von den Kunstausdrücken (*Termes Techniques*) vorkömmt, ist für Anfänger wohl etwas zu gelehrt, und dürfte schwerlich von grossem Nutzen seyn.

Nmh.

Berlin, b. Schöne: *Erster Unterricht in der französischen Sprache für die Jugend.* 1804. 124 S. 8. (4 gr.) Eine alte Schrift mit neuem Titel. Sie ist ganz planlos, sowohl in Rücksicht auf Form, als Materie. Die Aufsätze sind an keine Regel gebunden, und es findet demnach keine grammatische Folge, kein Übergang vom Leichteren zum Schwereren Statt. Historische, selbst philosophisch seyn sollende Stücke wechseln mit Erzählungen in dem Tone, in welchem sie in *Campens* Kinderbibliothek vorgetragen werden. Unter jeder Aufgabe stehen einige wenige französische Worte. Dazu erfährt man in dem Werkchen, dass Socrates vom *Apollonius* für den Weisesten erklärt worden, S. 14, dass die Rhetorik eine zusammenhingende, die Dialektik aber eine abgebrochene Redekunst sey, S. 20. u. dgl. Sächelchen mehr. Nach S. 22 war Aristipp ein Verschwender, Plato *mittelmäsig*, und Diogenes ein Bettler. Auch schreibt der Vf. *Tales* st. *Thales* S. 27, *Jahrkuche* st. *Gurküche* S. 23, er spricht S. 5 ihm nektet, S. 7 in der Schule, *darin* er ging, ebendas. seinen Schnupftuch S. 10. *frug*, S. 23 dass, wenn er an jemand was auszusetzen hatte, *so* fiel er u. s. w. S. 27 man beschuldigte ihm u. d. gl.

Nmh.

Druckfehler. In Nr. 303. S. 558 Z. 10 v. u. *Vorspielen* st. *Verspielen*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 25 DECEMBER, 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände* von *A.* Zweyte vermehrte Ausgabe. 1804. VIII u. 364 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Interessante Bemerkungen, voll Sach- und Menschen-Kenntniss, grösstentheils sehr wahr und beherzigenswerth. Die Bemerkungen von *A.* sind voll Witz, der indessen zuweilen gesucht ist, die Beyschriften von *B* und *C* zwar auch nicht ohne diese Würze, jedoch mehr von einem ruhigen und bedächtigen Verstande dictirt: alle drey aber gewähren eine höchst anziehende Lectüre. Wir geben zuförderst einige Beyspiele, demjenigen, welcher mit diesem Buche noch nicht bekannt seyn sollte, zur Probe; dem damit bereits vertrauten Leser aber zur angenehmen Erinnerung.

„Der Dienst bey Hofe ist kein wahrer Staatsdienst, er ist nur eine Melodie davon, welcher aber niemals ein Text untergelegt wird, bey dem sich etwas vernünftiges denken liesse, und die daher in langweiliges Trallern ausartet" (§. 7). „Sobald Rang und Gehalt sich zu der Arbeit wie 3 zu 1 verhalten, so ist die Stelle eine verkappte Sinecure, und wer Augen hat zu sehen, wird dergleichen auch unter uns finden, ohne dass ich diese Dienstdomherrn nenne (§. 38). Die wahre Weihe empfängt die Polizey von der Moralität, die bey ihrer Dienerschaft so nothwendig und heilig seyn muss, wie bey den Kassenbedienten, wo es auch keine Kontrolle giebt, bey fehlendem moralischen Charakter des Rentanten die Kasse zu sichern, indem sogar Visitationen und Caution nur leidige Tröster sind (§. 55). „Der Staat mag immerhin die Augen haben *auf* alles, nur nicht die Hände *in* allem (§. 53)." Aus dem Abrichten entspringt die Routine, der ich zwar keineswegs allen Werth abspreche, allein ich möchte solche Routinemänner neben die Genies setzen, wie man Stangen neben junge Bäume stellt, ihren geraden Wuchs zu befördern, und sie vor mancher Windbeschädigung zu sichern" (§. 60). Da jedes, der einen Unterschied zwischen seinem bloss gegebenen Wort und dem beschwornen macht, *eo ipso* undienstfähig ist, so würde es gewiss gut seyn, alle Diensteide abzuschaffen" (§. 66). „Dirigiren heisst die Gabe besitzen, jedes Mass von Kräften in die ihm möglichste thätige Anwendung zu bringen (§. 73).

Von den Conduiten-Listen heisst es S. 152 sehr wahr: allgemeine Urtheile sind falsch — unnütz, (denn wer die einzelnen Facta vor sich hat, aus denen der Chef seines Collegii sein allgemeines Urtheil zieht, wird eben so gut wie er, oder wegen völliger Unparteylichkeit noch besser daraus urtheilen können) und gefährlich, wenn die obere Behörde nicht von selbst so klug ist, den Angaben in den Conduitenlisten zu misstrauen. — „Das Moralisiren in Collegiis, heisst es S. 335, sieht nach Furchtsamkeit aus, wenigstens nicht nach wahrem Ernst mit Abschaffung der Fehler."

Wir fügen einige Beyspiele aus den Bemerkungen über andere den Dienst nicht angehende Gegenstände hinzu. S. 218 „Das Gewissen ist der treueste und klügste Rath des Verstandes, das Herz ist sein Günstling; kommen Rath und Günstling in Collision, so tritt der Verstand mehrentheils auf die Seite des letzteren und tröstet sich mit dem Sprichwort: der Klügste giebt nach." — „Das Herz ist die ältere Schwester, und als solche hat es immer die erste Stimme. Der Verstand ist der jüngere Bruder, der, wenn er zu Jahren gekommen ist, ein Recht erhält mit zu reden und als Freund zu rathen. Aus der Übereinstimmung beider geht das hervor, was man eine schöne Seele nennt (S. 288)." — Den Enthusiasmus, der zu den heldenmüthigsten Aufopferungen sich erhebt, immer exaltirten Egoismus zu nennen, halte ich für eine Sünde wider den heiligen Geist, und nicht für eine der kleinsten."

Rec. theilt nunmehr von seiner Seite einige Beyschriften zu verschiedenen Bemerkungen dieses interessanten Buches mit. §. 40 wird die Frage aufgeworfen, ob es besser sey, die sämtlichen Regierungszweige einzelner Provinzen nur Einem Minister unter der Bedingung der strengsten persönlichen Verantwortlichkeit anzuvertrauen, oder besonderen Ministern ihre Geschäfte durch alle Provinzen anzuweisen? Wir sind der Meinung, dass diese Frage nicht unbedingt, sondern bey diesem Staate so, bey jenem anders beantwortet werden müsse, nach der Verschiedenheit der ursprünglichen Verfassung, nach der Lage und Grösse des Staats und nach seinem Verhältniss zu anderen Staaten. Die Organisation des französischen Kaiserreichs giebt in dieser Hinsicht den Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen, auf welche wir aber nur hindeuten mögen. Wir halten übrigens dafür, es sey nicht nothwendig, dass der General-Minister Einer Provinz gerade für alle ihm untergebene Fächer ein ganzer Mann sey. Er braucht eben so wenig als der Monarch, selbst alles zu verstehen,

stehen, selbst alles zu thun; aber er muss einen richtigen Überblick über alles haben, seine Leute gehörig zu wählen verstehen, und die Unterbehörden sowohl in genauer Aufsicht und Ordnung zu erhalten, als mit Eifer und Patriotismus zu beleben wissen. In denjenigen Staaten, wo es specielle Departements und Departements-Minister giebt, sind zwey Dinge dringendes Bedürfnis. Einmal ein weises Ressort-Reglement, und zweytens Ein gemeinschaftlicher Geist. Es werden sonst Geschäfte, die zusammen gehören und die zusammen deutlicher übersehen und geschwinder abgethan werden könnten, getheilt, die Expeditionen vervielfacht, und der Geschäftsgang kostspieliger und langsamer. Dazu kommt die Eifersucht der verschiedenen Departements gegen einander, und die Sucht des einen seine Wirksamkeit zum Nachtheil des anderen zu erweitern. Wie viele unangenehme Collisionen giebt es nicht zwischen den Regierungen und Finanz-Kammern, zwischen beiden und den Justizhöfen! Wie traurig ist es nicht, wenn in Ermangelung eines gemeinschaftlichen Geistes Massregeln, welche das Regierungs-Collegium für nothwendig zum besten des Landes hält, die Zustimmung des Kammer-Collegii nicht erhalten können! Der Vf. tadelt §. 57 die Versorgung dienstunfähiger Soldaten durch Civil-Ämter. Der Rec. möchte jedoch diese Maxime dann in Schutz nehmen, wenn entweder jenes Civilamt eine Sinecure ist, oder wenn die Bedienung so einträglich ist, dass der zu den Geschäften eigentlich gesetzte Secretär oder Commissarius an den Invaliden eine mässige Pension abgeben kann, und selbst dabey mit den Seinigen das gehörige Einkommen und den erforderlichen Lohn für seine Dienste behält. Ohne diese Einschränkung hat freylich jene Maxime sehr nachtheilige Folgen für den Dienst und für die Moralität. Über die Vermehrung der Dienerschaft findet sich manches wahre Wort in diesem Werke. Rec. setzt einiges aus seiner Erfahrung hinzu. An manchen Orten werden mehr neue Diener angesetzt aus Eitelkeit, an anderen Orten, weil der Regent der Intercession eines Günstlings, der Jemanden gern placiren will, nichts abschlagen kann. Gewöhnlich wird dann diesem neuen Diener ein so kleiner Gehalt ausgeworfen, dass er sich nicht für verbunden hält, dafür viel zu thun, und dass daher auch von seinen Vorgesetzten seiner Unthätigkeit und Unordnung durch die Finger gesehen wird: nicht zu gedenken, dass er sich nun für berechtigt hält, auf unrechten Wegen das Fehlende zu ersetzen. So wenig indess Rec. für die Errichtung neuer Ämter und die Vermehrung der Dienerschaft ist, so kann man dagegen nicht genug vor dem entgegengesetzten Extrem warnen. Wir schweigen von dem Geize, welcher dem einzelnen Arbeiter so viele Lasten aufbürdet, unter denen dieser zuletzt erliegen muss, wir berühren einen anderen Fall. Mancher Regent hat die gute Absicht, alles mit eigenen Augen zu sehen, er lässt sich sogar die unbedeutendern Vorfälle berichten, er will die Verwaltung simplificiren und mehrere Zweige derselben verbinden, er lässt sich über alles die detaillirtesten Tabellen verfertigen, und bürdet diese neuen Arbeiten, (deren Nutzen oft noch darzu sehr problematisch ist) den alten Dienern auf, die vielleicht vorher die wenige Musse, die ihnen von den gewöhnlichen Dienstverrichtungen übrig blieb, zu Nebenarbeiten anwenden mussten, um einen Zuschuss für ihre und ihrer Familien Erhaltung zu verdienen. — Eines der wichtigsten und nothwendigsten, aber auch der schwersten Talente eines Chefs ist dieses, die Geschäfte zu kennen, und zu wissen, wie viel man von dem einzelnen Beamten billig fordern könne. Der Staatsdiener soll nicht müssig gehen, er soll eben so wenig die schönsten Arbeitsstunden am Spieltische und in Zerstreuungen hinbringen; allein er soll auch bey voller Arbeit sein volles Brod haben, und wenn ihm bereits jene zugetheilt ist, nun aber neue Gattungen von Arbeiten eingeführt werden, so spare man doch nicht ein paar hundert Thaler zu Besoldung eines eigenen hierzu bestimmten Mannes. Im 67 §. heisst es sehr wahr: Keiner, wes Standes und von welcher Geburt er auch sey, sollte zu höheren Stufen gerufen werden, wenn er nicht einige Zeit ganz im Ernst auf den niedrigeren gestanden hätte. Zu diesem frommen Wunsche fügen wir noch den hinzu: möchte doch alsdann bey der Beförderung zu höheren Stellen die Unparteylichkeit auswählen! Es giebt Köpfe, welche am besten stets auf einer niedrigen Stufe bleiben und in einem eingeschränkten Wirkungskreise nützlich sind. Die Natur hat aber hierzu nicht immer den Bauers- oder Handwerkerssohn bestimmt.

Wenn der Vf. die Wahl hätte zwischen Collegien oder einzelnen Officianten, so würde er sich für die letzteren erklären (§. 83). Allein man darf nicht vergessen, dass die Collegien unter gewissen Umständen unentbehrlich sind. Sie wirken gewöhnlich dem Nepotismus kräftig entgegen. In kleinen Staaten würde besonders die Gerechtigkeitspflege selbst den Schein von Unparteylichkeit verlieren, wenn nur Ein Officiant angestellt wäre, indem es nicht fehlen könnte, dass entweder der Kläger, oder der Beklagte, oder der Anwald der einen oder der anderen Partey mit dem Richter verwandt wäre. In dem Collegio dagegen kann doch das verwandte Mitglied sich seines Voti enthalten: auch hat der unter Collegen so oft eintretende Mangel an Übereinstimmung in den Gesinnungen seine nützliche Seite. In einem Collegio kommt es nur hauptsächlich darauf an, dass der Präsident ein gewiegter Mann sey, der seine Leute kenne, einem jeden zutheile, was sich am besten für ihn eignet, und darauf genau halte, dass kein Mitglied sich auf das andere verlasse, und dem Voto seines Vorgängers blindlings beytrete. Ist diess nicht der Fall, so kann man freylich zuweilen die Entschuldigung: „Ich dachte, Sie hätten es durchgesehen, Herr College!" hören, und Decrete im Namen des Collegii erscheinen sehen, worüber dieses selbst in der Folge, wenn es angefochten wird, sich wundert, und

und Mühe hat es für das seinige zu erkennen. §. 92 wird der Vorschlag gethan, dass wenn in einem Collegio ein Mitglied krank würde, oder eine eigene Geschäftsreise unternähme, ersterer ¼ letzterer ½ des auf jeden Abwesenheitstag treffenden Gehalts unerlässlich bezahlen solle. Wir finden dieses hart und ganz gegen die Natur der collegialischen Verbindung, die es mit sich bringt, dass Krankheit eines Mitglieds den Geschäftsgang nicht aufhalten kann, ohne dass demselben ein weiterer Nachtheil zuwächst. Die Krankheit selbst ist schon ein Übel, soll es noch dadurch verschlimmert werden, dass man während derselben seines Gehalts verlustig geht? Nie bedarf man mehr des Geldes als in kranken Tagen. Und wie, wenn man nun in und durch das Amt die Krankheit bekommen hat? Diese Fälle sind eben nicht so selten. — Was die Privat-Reisen anlangt, so wird es nicht leicht geschehen, dass ein Rath zu Reisen in eigenen Angelegenheiten oft und auf lange Zeit Urlaub erhält. Sollte es aber doch geschehen und die Abwesenheit lange dauern, so ist es billig, dass eine zweckmässige Einrichtung getroffen wird, damit nicht die übrigen Räthe umsonst fremde Arbeiten übernehmen müssen, und dafür pflegt derjenige, welcher um Urlaub bittet, vorher immer selbst zu sorgen. Ist es nicht, heisst es im §. 93, eine auf Dienstvernachlässigung gesetzte, wenigstens dazu weckende Prämie, wenn man ein schweres Departement dem, der es verabsäumt, nimmt, und es einem bekannt fleissigen zutheilt, ohne ersterem an seinem Gehalt etwas zu kürzen? Rec. setzt hinzu: Man sieht ja zuweilen Beyspiele, dass Jemand in einem Dienste, zu welchem er nicht die hinlänglichen Kenntnisse besitzt, angestellt, und hernach, wenn eine bessere Stelle offen wird, unter dem Vorwande, dass er zu jenem nicht recht passe, zu dieser befördert wird, anstatt dass man von ihm verlangen sollte, sich zu jenem Amte gehörig zu qualificiren. Wahrlich Etwas sehr niederschlagendes für den fleissigen, bescheidenen, von Gönnern entblössten Candidaten.

Nicht ohne Bedauern haben wir in diesem interessanten Buche über die *Bezahlung* der *Staatsdiener* sehr harte und ungerechte Äusserungen gefunden, die vielleicht hin und wieder um so leichter Eingang finden könnten, je wahrer und richtiger die meisten übrigen Beobachtungen der Vff. sind, und je mehr unsere Machthaber zum Ökonomisiren in diesem Punkte geneigt sind. Wohl den Dienern, die der Vf. im Auge zu haben scheint, deren Gehalt mehr als hinreicht, zu ihrer und der Ihrigen standesmässigen Erhaltung und Versorgung! Dem Rec., der auch nicht ohne Erfahrung in Dienstsachen ist, sind dergleichen Beyspiele nur als eben nicht häufige Ausnahmen von der Regel vorgekommen. Es ist nicht nöthig auf die traurig genug lautenden und öffentlich bekannt gewordenen Berechnungen der Einnahme des Kanzley-Personals bey dem höchsten Reichsgerichte in Wetzlar hinzuweisen; ein jeder Leser wird ohne Mühe in seiner Nachbarschaft die nöthigen Beobachtungen darüber, wie die Staatsdiener gewöhnlich bezahlt werden, anstellen können. Unser Zeitalter hat allerdings — Rec. erkennt es mit inniger Dankbarkeit an — mehrere Beweise von grossmüthiger Unterstützung gegen verdiente und kärglich bezahlte Diener des Landes aufzuweisen. Allein sollte die Bemerkung des mit der Welt und dem Geschäftsleben wahrlich nicht unbekannten *Schlosser* jetzt gar keine Anwendung mehr finden, der von dem Gesichtspunkte spricht, aus welchem manche Fürsten ihre Civildiener ansehen, — sie betrachten dieselben als ein nothwendiges Übel, als einen Haufen von Leuten, die ihnen nichts eintragen, wie ihre Pächter thun, die sie nicht amusiren, wie ihre Jäger und Sänger und Mätressen thun, die ihnen keinen Glanz und Ansehen geben, wie ihr Hofstaat thut, die nichts zu ihrer Bequemlichkeit beytragen, wie ihre Kammerdiener thun, und die so selten aufs Commandowort pariren, wie ihre Officiere und Schildwachten thun. — Dem Rec. sind wohl einzelne reich dotirte Ämter bekannt, die mehr als Einen Mann ernähren könnten, Sinecuren wo sich die Arbeit zum Verdienst verhält wie 1 zu 3. Er würde auch herzlich wünschen, dass diesen das zuviel abgenommen würde, wenn man dadurch anderen schlecht bezahlten Dienern etwas zulegen, und schlechte Stellen verbessern wollte. Aber nur selten wird eine solche Rücksicht beobachtet. Zwar geschieht es häufig genug, dass der neu angestellte Officiant nicht die ganzen Emolumente seines Vorgängers bekommt, indem die Stellen oft wie an den Mindestbietenden gegeben werden, und bey der grossen Menge Menschen, welche sich um jeden, seys auch noch so geringen Dienst, in Hoffnung besserer Zeiten, die den Menschen immer begleitet, bewerben, es nie an Candidaten dazu fehlt. Wie wird aber zuweilen dasjenige verwendet, was dem Posten von seinen vorigen Einkünften abgebrochen wurde? — Aus diesen Ursachen würde Rec. nicht so unbedingt anrathen, einer Stelle das anscheinende Zuviel wegzunehmen, da ein so einträglicher Posten wenigstens manchmal einem alten treu verdienten Officianten, der lange in einer geringen Stelle darbte, zur Belohnung gegeben wird, auch der Wunsch zu derselben befördert zu werden, ein Sporn zu seyn pflegt, der zu grösserem Diensteifer antreibt. S. 82 wird behauptet: da beym Dienstantritt jeder weiss, was er einzunehmen hat, wird es ihm nicht dadurch erleichtert, seinen Ausgabeetat zu machen, und von Nahrungssorgen ununterdrückt zu bleiben? „Ja wenn nur, fügen wir hinzu, der Staat die Garantie übernehmen wollte, dass die Preise der Lebensbedürfnisse sich inzwischen nicht ändern würden, oder dass, wenn diess geschähe, er dem Diener diese Differenz ersetzen wollte, so dass er zu jeder Zeit ganz gewiss so viel einzunehmen hätte, und mit seinem Gelde so weit ausreichen könnte, als damals, da er den Dienst übernahm. Besonders ist nicht zu vergessen, dass ein Diener, der zwanzig und mehrere Jahre im Dienste gewesen ist, in zwey Artikeln, in wel-

welchen er schlechterdings nicht sparen kann, nicht sparen darf, — in den Krankheits-, und in den Erziehungs-Kosten, einen unermesslichen Unterschied zwischen Jetzt und Sonst findet, woran diejenigen Chefs gewiss nicht denken, die so streng über dem einmal festgesetzten Etat halten." Eine Krankheit von wenigen Monaten nimmt nicht selten bey den hohen Preisen der Medicamente, unter welchen mancher Arzt, in dessen Hände man gefallen ist, gerade die theuersten auswählt, und bey den von dem Staate selbst gesetzten taxmäfsigen hohen Honorare (das wirklich, beyläufig gesagt, in keinem Verhältnisse mit der Taxe der Arbeiten eines gewöhnlichen öffentlichen Officianten ist,) eine einzige Krankheit sagen wir, nimmt die Einkünfte von mehr als Einem ganzen Dienstjahre weg Ferner, was kostet nicht jetzt der Unterricht mehr, als vor zwanzig Jahren? Der Unterricht in der Religion ist freylich wohlfeil genug, aber dagegen — was gegenwärtig zu dem Fortkommen eines jungen Menschen in der Welt fast nothwendig ist, — kostet der Unterricht in den lebenden Sprachen, in der Musik und in den mathematischen Wissenschaften weit mehr als sonst, so wie auch die Subsidien des Unterrichts viel theurer geworden sind. — Der Trost, den wir S. 91 lesen, dass wer sich anderweitig vortheilhafter zusetzen wisse, den Dienst ja niederlegen könne, ist erbärmlich und grausam. Ist es denn so leicht aus einem Gewerbe in das andere überzutreten, wo man nicht die nöthigen Vorkenntnisse, Übung, Bekanntschaften, oft nicht den ersten erforderlichen Verlag hat? Ist nicht der Übertritt selbst durch die Staatsverfassung in den meisten Fällen, durch schwer zu überwindende Schwierigkeiten verhindert? Und wehe dem Lande, in welchem es Maxime, von oben herab gutgeheissene Maxime wäre, den Staatsdienst nur als einen Nothbehelf zu betrachten, mit welchem man sich nur zu befassen brauchte, so lange als man keinen einträglicheren Erwerb wüsste, und den man natürlich nur als Miethling treiben könnte, weil das ganze Augenwerk darauf gerichtet seyn würde, eine ergiebigere Erwerbsquelle auszuspähen, und sich zu einem einträglicheren Gewerbe geschickt zu machen!

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Altdorf: Nachricht von der Anstalt für arme Kranke zu Altdorf vom May 1802 bis dahin 1803 nebst einigen medicinisch-chirurgischen Bemerkungen und Erfahrungen.* Herausgegeben von D. *Christian Erich von Fabrice*, Prof. der Anatomie und Chirurgie, Physicus des Pflegamts Altdorf etc. 1803. 60 S. gr. 8. (4 gr.) Diese Nachricht scheint vorzüglich dazu bestimmt, eine öffentliche Rechenschaft von der Verwendung der zum Besten kranker Armen eingegangenen Beyträge abzulegen. Man tadelt jene Wohlthätigkeitsanstalten mit Recht, welche diese öffentliche Rechenschaft vernachlässigen; und die Öffentlichkeit der Rechnungen ist als eines der sichersten Mittel der Erhaltung solcher Anstalten anerkannt; vorzüglich wird hiedurch das öffentliche Zutrauen geweckt, und der Zufluss freywilliger Beyträge vermehrt. Es muss daher nicht wenig auffallen, wenn von anderen deutschen Provinzen, welche viel kostspieligere Krankenanstalten für Arme unterhalten, gar keine Nachricht ins Publicum kommt. Die Vortheile solcher Nachrichten beziehen sich nicht bloss auf die Anstalt selbst, sondern sie geben, besonders bey volkreichen Städten, eine Übersicht der Succession der Krankheitsformen, eine nähere Bekanntschaft mit den allgemeinen Schädlichkeiten und vorzüglich denen, welche von der Örtlichkeit abhängen, daher sind diese Nachrichten für den thätigen Gesundheitsbeamten von gröfster Wichtigkeit. Die zweckmässig behandelte Anstalt ist eine reichliche Quelle der Belehrung für den angehenden Armenarzt, er sieht, wie man mit geringen Ausgaben doch vieles leisten könne, und lernt die bey Armenanstalten so nöthige Ersparniss. In Hinsicht der Medikamente wird in manchen Orten zu sehr auf die Armenkasse hinein gestürmt, so dass Belehrungen über diesen Gegenstand, welche aus guten Mustern zu schöpfen sind, keineswegs überflüssig scheinen. Die vorliegende Nachricht ist zwar keineswegs so vollständig, dass sie in dieser Hinsicht lehrreich seyn könnte, denn wir erfahren nur im allgemeinen den Kostenbetrag für Arzneyen, welcher in Beziehung auf die Summe der Kranken sehr gering ist. Allein in Hinsicht der Verpflegung und Wartung der Kranken scheint wenig oder nichts geschehen zu seyn, da die Rechnung gar nichts über diesen Punkt enthält, und doch ist diese das wichtigste bey der Heilung. Die Anstalt besorgte in einem Jahre 233 Kranke, wovon 201 genesen, 5 gestorben sind, 24 keine fernere Nachricht ertheilten, und 3 in der Kur verblieben. Der Betrag für Arzneyen ist 204 Guld., 42 kr. rhein. Unter den beygefügten medicinisch-chirurgischen Bemerkungen sind die über die Wasserscheue vom Hundsbiss und ihre Heilung die interessantesten. Unter den äusseren Mitteln gegen die Wunde giebt der Vf. den Ätzmitteln und dem Ausbrennen durch Schiesspulver den Vorzug, unter den inneren bestätigt er das bisherige Lob der Belladonna. Mit der Inoculation der Krätze machte er einen Versuch, der, so empirisch er scheint, alle Aufmerksamkeit verdient. Er sah nämlich auf den Ausbruch dieses Ausschlages die Zufälle der anfangenden Wasserscheue wieder verschwinden, diess veranlasste ihn in einem Falle, wo die Vorboten der herannahenden Wasserscheue ziemlich deutlich wären, die Inoculation der Krätze zu versuchen, und die Zufälle verschwanden. nt.

Erfurt, b. Hennings: *Bemerkungen über die Krankheiten des Zahnfleisches mit und ohne Entzündung, für Zahnärzte*, von *Friedrich Hirsch* jetzt *Hirschfeld*, Königl. Grossbritt. und Kurf. Hannöver., Herzogl. Sächsisch-Weimarischem, u. s. w. Hof-, wie auch wirklichem Göttingischen Universitäts-Zahnarzte. 1804. 101 S. 8. (10 gr.) Hr. *H.* der sich schon in einer früheren Schrift über die Krankheiten der Zähne rühmlichst bekannt gemacht hat, handelt in der vor uns liegenden von den vorzüglichsten Krankheiten des Zahnfleisches, die gewiss eben so sehr den Beyfall der Kenner erhalten wird. Die Entzündung des Zahnfleisches theilt er in die umgrenzte und unbegrenzte, und räth bey letzterer, wenn sie in Eiterung übergegangen, die Geschwulst durch einen grosen Stich zu öffnen, damit der Eiter und das Blut hinlänglich ausfliessen könne. Die Diagnosis der beiden Arten von Zahngeschwüren, wovon die eine sich durch das Zahnfleisch öffnet, bey der anderen hingegen der Eiter zwischen dem Zahnfleische und dem Zahne abfliesst, ist sehr genau. Beym complicirten Zahngeschwüre ist entweder noch ein schadhafter Zahn vorhanden, oder eine Stelle am Kinnbackenknochen, oder ein Zahnhöhlenfortsatz cariös; zuweilen sind auch andere Eiterquellen zugegen, oder es liegen andere entfernte Ursachen zum Grunde. Beym empfindlichen Zahngeschwüre empfiehlt der Vf. besonders geistige Auszüge aus fixen Roborantien, z. B. *Ess. Chin. Ess. Serpentar.* Fixe und flüchtige Reizmittel sind bey dem ichorösen Zahnfleischgeschwüre heilsamer, als das Messer. Die Zahnfistel, das cariöse Zahngeschwür, das gangränöse Zahngeschwür, die polypöse Zahnfleischgeschwulst, der schmerzhafte Schwamm-Auswuchs des Zahnfleisches, sind sehr gut in pathologischer und diagnostischer Hinsicht geschildert, sowie die Heilung derselben nach der Erregungs-Theorie deutlich bestimmt wird. Im letzten Kapitel handelt Hr. *H.* von der nicht entzündeten Zahnfleisch-Geschwulst, deren Grund gewöhnlich in einem cariösen Zahne, oder in einer cariösen Stelle an der Kinnlade zu suchen ist, deshalb auch der nächste Zahn gewöhnlich herausgezogen werden muss. Will demohngeachtet die Stelle nicht heilen, so ist etwas Vitriol-Cupri, in Kalkwasser aufgelöst, und Rosenhonig beygemischt, das wirksamste Mittel.

M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 26 DECEMBER, 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände*, von *A.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir verbinden hiermit wegen der Verwandtschaft des Gegenstandes die Beurtheilung einer weiter unten vorkommenden Stelle. Es wird daselbst S. 131 behauptet: „Kants Argument, dass ein Dienstmann, sofern er, um sich zu dem Dienst geschickt zu machen, Zeit und Mühe hat anwenden müssen, die er statt dessen zu Erlernung eines anderen Berufs hätte verwenden können, dafür eine Vergeltung oder ein Äquivalent fordern könne, passt nur in höchst wenigen Fällen. Dem Kanzellisten gebührt dafür, dass er schreiben gelernt hat, keine Vergeltung, denn das hätte er doch gelernt, kann es auch zu anderen Dingen brauchen. — Eben so unrichtig ist Kants Satz, dass der Staat darum keinen Officianten seines Amts entlassen könne, weil sonst niemand sich zu Ämtern vorbereiten würde. Fehlt es doch bey Wahlämtern in Republiken nie an geschickten Subjecten, selbst wenn die Ämter nur auf ein Jahr gelten." Wir sind keineswegs derselben Meinung, sondern behaupten, dass die Vergeltung des Dienstes die Regel, das unentgeltliche Dienen die durch besondere Verhältnisse herbeygeführte Ausnahme sey, und dass die Staatsklugheit es erfordere, denjenigen, der sich einmal dem öffentlichen Dienste gewidmet hat, wenn er sich nur nicht dessen unwürdig machte, lebenslänglich angemessen zu placiren und zu versorgen.

Wir erinnern zuförderst, dass hier nicht die Rede sey von denjenigen durch die gesellschaftliche Verbindung herbeygeführten Diensten und Ämtern, die keine besonderen wissenschaftlichen Vorbereitungskenntnisse, sondern nur die bey allen wohlerzogenen und verständigen Gesellschafts-Mitgliedern vorauszusetzenden Kenntnisse, Einsichten, Fähigkeiten und Rechtschaffenheit erfordern, die man mit einem passenden lateinischen Worte *munera civica* nennt, z. B. Vormundschaften, die Ämter der Kirchen-Schulen-Armen-Vorsteher u. s. w. Diese Dienste beruhen auf besonderen Verhältnissen, und hierauf leidet das Nachfolgende keine Anwendung. — Es giebt allerdings eine Verpflichtung von Seiten der Bürger des Staats, dem Rufe desselben, wenn er sie zu gewissen Diensten für fähig hält, zu folgen. Allein man kann dem Einen nicht anmuthen, dass er seine Dienste umsonst und ohne Vergeltung zum Besten der Anderen leiste. In unseren dermaligen Staatsverfassungen giebt es zudem fast lauter solche Ämter, welche eine eigene Vorbereitung erfordern, Kenntnisse und Wissenschaften mancherley Art voraussetzen, die nicht nur mit vielen Kosten erworben werden müssen, sondern, welches die Hauptsache ist, bey deren Erlernung und Übung der junge Bürger in einer Lage sich befindet, wo es ihm sehr schwer ist, für einen anderen Beruf sich mit Erfolge geschickt zu machen. Wären die öffentlichen Ämter ohne Äquivalent für die geleisteten Dienste, wären sie nur auf kurze Zeit: so würde es zwar nicht an Dienern wohl aber an geschickten, gelehrten, eifrigen und redlichen Dienern fehlen; ja, die genannten Eigenschaften würden nicht einmal von einem Staatsdiener mit Strenge zu fodern seyn, und die Bestechlichkeit und Habsucht würde Entschuldigung verdienen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass unter einem Volke von ganz einfachen Sitten, dessen Land klein ist, und welches mit anderen Völkern eben so wenig in Verbindung lebte, als die innere Verfassung des Landes wenig zusammengesetzt und die Bedürfnisse wenig künstlich wären, die öffentlichen Ämter in der Reihe herum von allen Bürgern unentgeltlich verwaltet werden könnten; allein diess passt nicht auf unsere künstlichen, aus so mannichfachen Theilen zusammengesetzten Staatskörper. Lehrt nicht die Geschichte, dass in den grossen Republiken, wo die gewählten Staatsbeamten ihr Amt nur Ein oder einige Jahre bekleideten, die grössten Erpressungen und Schlechtigkeiten vorfielen, sobald als der Luxus auf einen gewissen Punkt gestiegen war, und dass der Staatsbeamte sichs erlaubte, sein Amt in Einem Jahre so zu nutzen, dass er nach seiner Abdankung auf lange Zeit genug hatte? Es passen aber überhaupt die von Rom und Griechenland hergenommenen Beyspiele gar nicht auf unsere jetzigen bürgerlichen Verfassungen, in welchen nun einmal eine vielseitige gelehrte Bildung bey den meisten Civilämtern unumgänglich nöthig ist. — Der Kanzellist, um auf das von dem Vf. gebrauchte Beyspiel zurück zu kommen, hat ein ganz anderes und besonderes Schreiben zum Behuf der Kanzley-Arbeiten gelernt, als dasjenige, das in dem gemeinen Leben gebraucht wird. Und dann, wenn er in der Kanzley schreibt, arbeitet er nicht für andere, die kein Recht haben von ihm zu fordern, dass er, anstatt seine eigenen Geschäfte zu betrei-

treiben und für sich zu sorgen, für sie, die Müssigen, ohne Vergeltung arbeite?

Rec. hat oben behauptet, dass es die Staatsklugheit erfodere, denjenigen, der sich einmal den Staatsgeschäften gewidmet hat, wenn er sich anders dessen nicht unwürdig machte, lebenslänglich angemessen zu placiren und zu versorgen. Daraus folgt aber nicht, dass jeder Staatsdiener ein unbedingtes Recht habe in dem einmal übertragenen Amte lebenslänglich zu bleiben. Die Erfahrung zeigt, dass nicht immer in der angestellten Prüfung, so streng sie auch seyn mag, die wirkliche Brauchbarkeit des Candidaten für das bestimmte Amt mit Untrüglichkeit erkannt wird. Findet sich in der Folge, dass dieser Diener seinen Posten nicht gehörig ausfüllt, so muss er sichs gefallen lassen, in einen anderen passendern versetzt zu werden, wenn derselbe auch weniger einträglich seyn sollte. Ist zu derselben Zeit gerade kein solcher offen, so gebührt ihm von Rechtswegen ein angemessenes Wartegeld oder eine hinlängliche Pension, bis dass er auf eine nützliche und angemessene Art wieder placirt werden kann. Eine grosse Ungerechtigkeit ist es, wenn eine Regierung, weil eine beliebte Veränderung des Administrations-Systems gewisse Landes-Stellen überflüssig macht, und dagegen andere neugeschaffen werden, die treuen und geschickten Diener, welche in jenen vorher angestellt waren, durch einen Machtspruch absetzt, und grossmüthig genug gewesen zu seyn glaubt, wenn sie denselben eine dürftige Pension zuwirft. Sie thun ja nichts dafür, heisst es, und ist es nicht Gnade genug, einen Gehalt zu bekommen, ohne Dienstleistung? Aber wie gering sind oft diese Pensionen, und wie übel ist der vielleicht schon bejahrte Diener daran, der ohne anderswo eine neue Anstellung erwarten zu können, weil er nicht mehr in seiner vollen Manneskraft ist, jetzt in seinem Alter, welches der Bedürfnisse so viel hat, zu darben genöthiget wird, ohne sein Verschulden, bloss darum, weil sein Amt oder auch vielleicht seine Person nicht in das neue Regierungs-System passen.

Rec. hat es für seine Pflicht gehalten, über diesen Gegenstand, der das Wohl und Wehe manches braven Mannes, mancher braven Familie so nahe angeht, der selbst auf die öffentliche Wohlfahrt einen so entschiedenen Einfluss hat, sich ausführlich zu erklären. Lehren der Art, wie sie das beurtheilte, übrigens so interessante Buch enthält, und die Rec. bestritten hat, finden nur allzu leicht Eingang bey mancher Kammer und Finanzbehörde, so dass es von der grössten Wichtigkeit ist, die Meinung des Publicums nicht irre zu leiten. Denn welche andere Controlle der Regierungen giebt es, als die öffentliche Meinung, und die Stimme des verständigen Publicums!

Rec. beschliesst seine Beyschriften mit einer Anmerkung über die Einrichtung der Secretariate. Im §. 94 wird die Meinung geäussert, das Secretariat könne wohl ganz entbehrt werden. Wenn man unsere heutigen Secretäre, besonders in den Obercollegiis, betrachtet, so muss man sie für wahre Zwitter halten, halb Schreiber, halb Räthe. Das erstere sind sie in Ansehung der Ausfertigung der Decrete, und der meisten Expeditionen, die sich auf den Schlendrian des gewöhnlichen Geschäftsganges beziehen. In so weit bedürfen sie durchaus keiner gründlichen gelehrten Kenntnisse. Allein der Secretär hat auch Arbeiten von sehr grosser Wichtigkeit. Die Berichte, die Anschreiben an andere in- oder ausländische, gleiche oder höhere Behörden, in welchen nicht selten Deductionen streitiger Rechte und die Darstellung dunkler verwickelter Materien enthalten sind, erfordern einen die Sache selbst gründlich verstehenden und die Gabe des Vortrags besitzenden Mann. Zwar sind die Vota der Räthe das Material, das der Secretär zu bearbeiten erhält; allein wer in diesem Fache durch eigene Erfahrung bewandert ist, wird wissen, wie viel einem geschickten Secretär immer noch zu thun übrig ist, und dass er selbst an der Entscheidung der Sache keinen geringen Antheil hat. Und wäre es auch weiter nichts, als die Form und die Darstellung: wie viel kommt nicht darauf an! — Da dem Secretär so wichtige Arbeiten zugleich mit obzuliegen pflegen, so hat man hin und wieder dem Secretär ein Votum gegeben, und ihn zum wirklichen Mitgliede des Collegii gemacht. Ist die Wahl dabey auf einen Mann von erprobter Uneigennützigkeit, Redlichkeit und Ordnungsliebe gefallen: so hat Rec. nichts dagegen, wenn die Geschäfte des Secretärs in der That grossentheils solche sind, welche die Kenntnisse eines wirklichen Mitglieds des Collegiums voraussetzen. Da indessen die Secretariats-Geschäfte zugleich subalterne Arbeiten enthalten, die schnell und mit Pünktlichkeit besorgt werden müssen, wesshalb eine strenge Aufsicht nöthig ist; da ferner der Secretär oft auch das Sportulwesen unter sich hat, in Ansehung dessen die Kontrolle ebenfalls nicht streng genug seyn kann: so ist die Verbindung des Secretariats mit dem Amte eines wirklichen Mitglieds des Collegii bedenklich, und nur als Ausnahme zuzulassen, wenn man seinen Mann gehörig und genau kennt, und die Aufsicht und Controlle über ihn, jener Verbindung unbeschadet, streng genug geführt werden kann.

Aus allen den bisher entwickelten Ursachen dürfte also gefolgert werden, dass diejenigen Arbeiten des Secretärs, welche bloss mechanisch sind, den in der Registratur und Kanzley eigends zur Haltung und Ordnung der Acten, so wie zum blossen Schreiben bestellten Subalternen zugetheilt; die Berichte und wichtigeren schriftlichen Ausarbeitungen aber entweder von dem Referenten und Decernenten, oder bey collegialisch behandelten Sachen, von demjenigen Mitgliede des Collegiums, den der Vorsitzende hierzu bestimmen würde, abgefasst werden könnten. Dabey wäre freylich ein Unterschied zu machen, und dem einen dieser, dem anderen jener Gegenstand, je nachdem die Gegenstände sich am besten für den einen oder den anderen eigneten, zu übertragen.

Der Raum dieser Blätter erlaubt dem Rec. nicht, seine Erinnerungen auch über die anderen, den Dienst nicht angehenden Betrachtungen mitzutheilen. Sie sind

find ebenfalls interessant, und wenn fich auch darunter mancher halbwahre Satz befindet, fo wird doch der Lefer durch die vielen geiftreichen Gedanken und treffenden Beobachtungen zur Genüge entfchädigt. E. i.

PÄDAGOGIK.

Braunschweig, b. Vieweg: *Über die Fehler in der Erziehung vorzüglich in Hinficht auf die gefellfchaftlichen Übel.* Von *Joh. Jofeph Prechtl.* 1804. XXVI u. 332 S. 8.

Der Vf. fängt mit dem Begriffe des ifolirten Menfchen an, und zeigt, wie im Laufe der Zeiten die Cultur erwachen mufste. Er leugnet die Pflichten aufserhalb des gefelligen Zuftandes. Zuerft entftanden nämlich Pflichten durch die häusliche Gefellfchaft, und diefe ift die erfte Epoche des gefellfchaftlichen Vereins. Noch leitet hier der Naturtrieb alles, er leitet durch den Vater den Sohn. Aber bald vermehren fich die Bedürfniffe und Widerftreite, und nunmehr erft giebt es mit dem Eigenthum auch Pflichten, und damit vermehrt fich auch der Unterricht. Das Eigenthum und das Recht haben die Liebe verfcheucht, und Eigennutz und Hafs und taufendfältiges Unheil herbeygeführt, dabey aber auch den Luxus, die Herrfchaft über die Erde, höhere Bildung und Gefühle, mit einem Worte Cultur. Man hat fich mit Bequemlichkeit in die vielfachen gefelligen Verhältniffe diefes Zuftandes gefunden, und in allem hat fich das Bewufstfeyn des inneren Werthes als des gröfsten Gutes entwickelt. Dadurch ift nun auch die Erziehung fchwieriger geworden. Die philofophifchen Syfteme haben den Menfchen in Hader mit fich felbft gefetzt; und weil man leider den jetzigen Culturftand zum Mafsftabe bey der Beurtheilung der Kinder angenommen hat, fo fah man in den Kindern ein Verderben der menfchlichen Natur, das nicht vorhanden ift. Die Erziehung ift alfo nothwendig jetzt „die den jedesmaligen inneren und äufseren Verhältniffen, den Bedürfniffen und Umftänden der gefellfchaftlichen Vereinigung, fowie den Privatverhältniffen der Individuen fo viel möglich angemeffene Leitung des Menfchen und feiner Anlagen zur Würde und Glückfeligkeit.“ Sie verbindet die Bildung der Klugheit mit der Sittlichkeit; keines von beiden darf einfeitig betrieben werden. Die Gefellfchaftlichkeit fodert als Tribut die Rückficht auf den aufseren Kreis bey der Entwickelung der Anlagen. Ganz falfch ift es dagegen, dafs diefe Entwickelung ihr eigener Zweck fey. Denn fonft wäre fie für die Humanität des Menfchen wefentlich, und ihre Unmöglichkeit, die fich doch fo häufig findet, müfste das Wefen des Menfchen vernichten, müfste ihn zum Thiere machen; der Begriff eines ifolirten Menfchen widerfpräche fich alsdann felbft, und etwa zwey Drittheile der Menfchen wären blofs Embryonen der Menfchheit. (Ein bedeutendes Sophisma. Der gradweife Unterfchied in der Bildung der Menfchen ift in einen fpecififchen verwandelt. Die Humanität ift nämlich die *fortgehende* Entwickelung zum Ideale hin, da giebt es nun Stufen, und die niedrigfte ift die des Naturmenfchen. Sie ift in der Anlage fchon da, nur nicht in dem Grade, wie in der Ausbildung; durch die Tendenz diefer Anlage zur Ausbildung befteht die Würde und die Humanität auch des ifolirten Menfchen, der aber freylich nicht weit über die Anlage hinaus kommen würde, alfo insoferne allerdings nur als Embryo der Menfchheit anzufehen wäre. Sonach hat der Vf. das gar nicht widerlegt, dafs die Entwickelung an fich, d. i. die Vortrefflichkeit, ihr eigener Zweck fey.)

Alfo, fährt er fort, kann eine menfchliche Erziehung nicht blofse Ausbildung der Anlagen an fich beabfichtigen wollen, fie ift vielmehr befchränkt und bedingt dadurch, dafs fie dem gefellfchaftlichen Kreife angemeffen feyn foll. (Alfo wäre die *Brauchbarkeit* förmlich als Erziehungszweck erklärt!) Diefe Angemeffenheit zur Gefellfchaft wird bey jedem Volke die Angemeffenheit für diefes Volk. Daher mufs jedes Volk feine eigene Erziehungsart haben. Durchaus foll man alfo Rückficht nehmen auf den Zuftand des Volks, auf die Privatverhältniffe, und auf den künftigen Stand, fowohl in der Körper- als Geiftes-Bildung. Die Gymnaftik z. B. darf keineswegs allgemein feyn. Auch die Unwiffenheit ift etwas Relatives. „Ein Bauer, der fein Gefchäft gut verfteht, ift fo gelehrt als der Präfident einer gelehrten Gefellfchaft.“ „Die Aufklarung ift der dem individuellen Wirkungskreife angemeffene Kenntnifsvorrath.“ Weil nun von den Übeln in der Welt weder die Staatsverfaffungen noch die Religion Urfache find (?), fo fallt die Schuld lediglich auf die Erziehung, und fo hängt das Heil der Welt nur ab von der Verbefferung der Erziehung.

Da fällt es aber nun fogleich als ein Grundfehler in die Augen, dafs eine Nation die Cultur der anderen nachahmt; *die gepriefene Nachahmung der Griechen und Römer führt uns vollends ganz irre.*

Hierzu nun noch andre Hauptfehler, nämlich die Vorausfetzung einer natürlichen Bösartigkeit der menfchlichen Natur, die Strenge der Behandlung überhaupt, insbefondere der körperlichen Züchtigungen, fo manche Vernachläffigungen der zarten Kindheit, z. B. auch, dafs man keinen fchönen Namen für das Kind auswählt, und daffelbe nicht genug zur Zufriedenheit mit der Welt gewöhnt; insbefondere die Unterdrückung der Vaterlandsliebe. Diefer letztere Fehler und alles Unheil in der Welt, das liebende Seelen zu erleiden haben, ift die Folge jener Strenge in der Behandlung. Die wilden Nationen können zum Mufter dienen (!), wie viel beffer die Milde wirke, wie auch England, welches jetzt mit einer befferen, d. i. milderen Erziehungsart eine beffere Vaterlandsliebe bewirkt hat. „Auch find ja die fogenannten Mutterfohnchen gröfstentheils immer beffer geworden, als die unglücklichen Knaben, denen ein unaufhörlicher Thränenbach die Wangen furchte.“

Weil nun unter uns, wegen der Angemeffenheit mit dem äufseren Kreife, fo viele Kenntniffe nothwendig geworden find, und die häusliche Erziehung gewöhnlich zu fchlecht ift: fo find öffentliche Schulen nothwendig, hauptfächlich in Städten. Sie find zweyer-

zweyerley: Volksschulen und höhere Schulen (Gymnasien). In beiden finden sich noch jene Fehler in Absicht der Volkserziehung. Die Gymnasien nämlich, statt sich nach den Bedürfnissen des Staats zu richten, geben sich hauptsächlich mit dem *leidigen Lateinlernen* ab (hierbey eine ganze Litaney über dieses Unheil, freylich nach der Methode beurtheilt, welche lateinische Verse erarbeiten läfst u. dgl.) *Auch ist es schlimm genug, dass man die alte Geschichte der neuen vorzieht*, da muss der Patriotismus des Schülers nun ganz unterliegen, denn „die Helden des Alterthums verkleinern seine neuen Vaterlandsvertheidiger." Die Haupttriebfeder in den Gelehrtenschulen ist der von den Griechen und Römern eingesogene Ehrgeiz, und damit wird das Übel vollendet. Dafür sollte man ganz andere Triebfedern wirken lassen, z. B. Freundschaft, Dankbarkeit, Liebe. Diese sanfteren Gefühle, ja selbst die Geschlechtsliebe kann man nicht genug erwecken, denn aus diesen, nur aus diesen, entwickelt die Erziehung eine bessere Menschheit. „Daher zeugt die jetzt so eifrig betriebene Trennung der Geschlechter in den Schulen von geringer Kenntniss des menschlichen Herzens." Was würde es denn schaden, wenn Knaben und Mädchen frühe schon in der Schule den süsen Zug gegen einander empfinden lernten? Haben doch unsere Landleute mehr Sittengüte, weil sie mehr Geschlechtsliebe haben, und werden doch die Europäer von allen anderen Nationen aus demselben Grunde an häuslichen Tugenden, an sittsamer Ruhe und an Gelassenheit übertroffen u. s. w. Doch wir können nicht umhin, eine Stelle hierher zu setzen. Nachdem der Vf. aus St. Pierre eine Beschreibung der nächtlichen Zusammenkünfte der Liebenden auf Isle de France angeführt hat, welche sich damit schliesst, dass diese vor Tages Anbruch so voll Kraft und so munter als jene, die gut geschlafen haben, zurückkommen, und dass die Nacht des Liebenden Reiz giebt dem Tagwerk des Sclaven, fährt er fort: „Wie schön und edel würde nicht auch die liebende Anstrengung eines munteren Knaben, die Augen seiner kleinen Gespielin auf sich zu ziehen, ihn zum Fleisse ermuntern! Wie sehr ist diese Auszeichnung, durch Liebe und unschuldige Empfindungen bewirkt, von jener, welche Ehrgeiz oder Wetteifer hervorbringt, verschieden! Jene füllt das Herz mit schönen, sanften, der Humanität eigenen Empfindungen; diese mit Neid und Unruhe. Welche Mühe wird sich nicht der kleine Schüler geben, um den Beyfall des Lehrers zu erhalten, wenn er weiss, dass seine kleine Gespielin ihn beobachtet; und wie wird sich im Gegentheil die kleine unschuldige Julie bemühen, die Augen ihres unruhigen Carls auf sich zu ziehen."

Was über die Fehler der Mädchenerziehung gesagt wird, unstreitig das Beste des Buchs, übergeht Rec., weil es bekannte Gedanken von *Kant* sind, welche dort auch namentlich in ganzen Stellen angeführt sind. Dieses Werk, dessen Inhalt wir hier in seinem Zusammenhange dargestellt haben, empfiehlt sich, auf den ersten Anblick, durch seine freundlichen Winke bey den Klagen über das Weltverderben, durch seine tiefscheinenden Blicke in die Menschheit, durch seinen gebildeten und unterhaltenden Vortrag, der mit manchen Anekdoten aus der Völkerkunde durchwebt ist, selbst durch seinen Rousseauischen Ton, und ganz vorzüglich, einige zum Theil von uns angemerkte Sophismen abgerechnet, durch die gehaltene Consequenz des Ganzen für eine dem Anscheine nach so menschenfreundliche Art der Erziehung.

Aber bey genauerer Betrachtung wird eben diese Consequenz immer bedenklicher, und endlich steht dem Leser in derselben ein System ganz helle vor den Augen, das gefährlich genug unter jenem Farbenschimmer der Menschheit droht. Dass der Vf. dieses selbst mag im Bewusstseyn gehabt haben, ist Rec. nicht geneigt zu glauben, (so wenig er glauben kann, dass die berühmte Verlagshandlung diesen Geist des Werks gekannt haben mag;) dieses interessirt uns hier nicht zunächst: wir haben hier nur das System vor Augen, das gleichsam eine wirkende Idee geworden ist; und hierauf musste Rec. das Publikum aufmerksam machen. Er fand daher eine ausführliche Darstellung nöthig, weil er sich nicht erinnert, diese Denkart irgendwo besser dargelegt gefunden zu haben, als in dem vorliegenden Buche. Man bedenke nämlich folgende Hauptsätze: 1) Jedem Volke gebe man seine angemessene Portion Aufklärung; 2) diese besteht in den Kenntnissen, welche ihm für seine Lage dienen, um es der Ruhe, Gelassenheit, und dem Genügenlassen mit seiner Beschränktheit zu übergeben; 3) aus dieser Ruhe störe man es doch ja nicht auf, etwa durch Vorhalten der gebildeteren Menschheit anderer Völker; 4) was das Volk seyn und werden soll, darüber haben hiernach lediglich keine Erzieher zu verfügen; 5) diese Erzieher, welche in dem gelehrten Stande gebildet werden, dürfen ja nicht durch fremde Cultur, am wenigsten durch die Grösse der Alten zu einem Trachten nach Höherem aufgeregt werden; auch sie müssen sich zur gelassenen Hingebung und zu der dem Volke angewiesenen Portion der Aufklärung gewöhnen; 6) man unterhalte die sanften Gefühle, die Weichlichkeit der Geschlechtsliebe, und überall die Stimmung zum ruhigen Hingeben; 7) man befördere im Ganzen den Patriotismus, d. h. die blinde Unterwerfung unter den Geist, welcher das Volk leitet; 8) man setze das Höchste der Menschheit darin, auf solche Art von fremdem Geiste unter dem Namen der angemessenen Volkscultur theils bey der bisherigen Weise festgehalten, theils nach fremder Absicht geleitet zu werden. Man bedenke dieses, und mehreres andere, was damit zusammenhängt (weshalb Rec. die Lectüre dieses Buches empfiehlt), ob man etwas anderes darin finden kann, als ein Festhalten der Menschen bey der *Gemeinheit*, so dass man sorgfältig ihnen jene Ideale grosser Menschen vorenthält; und eine tiefe Begründung der *Passivität*, welche sich völlig fremder Willkühr hingiebt; mit einem Worte: eine neue unter dem Scheine der verbesserten Erziehung und Aufklärung fein geschmiedete aber mit geheimer Macht die Menschheit bindende und, so die Götter wollen, lähmende Fessel.

F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 DECEMBER 1805.

MEDICIN.

Erfurt, b. Hennings: *Kunst, die Krankheiten der Menschen zu heilen, nach den neuesten Verbesserungen in der Arzneywissenschaft.* Von dem Hofrath und Prof. *Hecker* zu Erfurt (jetzt in Berlin). *Erster Theil.* Die Theorien, Systeme und Heilmethoden der Ärzte seit Hippokrates bis auf unsere Zeiten. Allgemeine Grundsätze der Kunst Krankheiten zu heilen. Fieber; Entzündungen. 1804. 671 S. *Zweyter Theil.* Ausschlagsfieber, hektische und phthisische Fieber; chronische Krankheiten. 1805. 808 S. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

Ein gutes Handbuch, welches die Kunst, die Krankheiten der Menschen zu heilen, jungen Ärzten vorträgt, muss kurz, bestimmt, und in bündiger Ordnung alle die Kunstregeln enthalten, die durch Vernunft und Erfahrung sich wahrhaft nützlich und statthaft erwiesen haben. Fern von hypothetischen und schwankenden Lehren, soll es nur die ewig bestehenden, durch Erfahrung gereiften und erprobten Grundsätze, und auch nur diejenigen Gemälde der Natur aufstellen, die der junge Künstler an dem Krankenbette sogleich erkennt, wahr findet, und die seine Schritte sicher zu leiten vermögen. Zur Abfassung einer solchen praktischen Vorschrift wäre Niemand besser geeignet, als ein Collegium vorzüglicher praktischer Ärzte, die es sich zum Gesetz machten, alle einmal bestätigten Regeln der Kunst rein und unverbrüchlich zu erhalten, und diesem einmal geschriebenen Gesetze nichts beyzusetzen, was nicht durch die reinste Erfahrung ächter Heilkünstler sich als unumstösslich erprobt hätte.

So gewiss aber ein solches Unternehmen nur ein frommer Wunsch ist, und vermuthlich auch bleiben wird: so dankbar muss man die Bemühungen derjenigen Ärzte aufnehmen, die sich einzeln an diese Arbeit wagten, und uns den Kern der Heilkunst, wiewohl nach ihren eigenen Ansichten und Anordnungen, folglich auch mit ihren Irrthümern, zusammentrugen. Hr. *Hecker* zeichnet sich unter denselben vortheilhaft aus; sein Werk dient gewiss angehenden Ärzten als ein sicherer Leitfaden in ihrem schweren Wirkungskreise. Er erklärt sich in der Vorrede ganz für die *rationelle Empirie*, die aber das Resultat aller Kenntnisse seyn muss, die von Anbeginn bis auf diesen Tag zur Begründung und Erweiterung der Kunst beygetragen haben. Diesem Grundsatze getreu, giebt er von 1 bis 272, eine fast zu ausführliche Übersicht aller bisher vorzüglich bekannten Theorien und Systeme, um zu zeigen, wie die Erfahrung sich immer gleich blieb, indessen jene immer sich abänderten, wie eine Entdeckung der anderen die Hand bot, und wie aus diesen zahlreichen wissenschaftlichen Fortschritten, aus diesen Arbeiten aller Zeiten und aller Völker die hippokratische Wahrheit sich immer bestätigte: *vanam esse, quae ex observationibus non deducatur, doctrinam.* Diese Zusammenstellung der Theorien hat der Vf. schon vor 2 Jahren, besonders abgedruckt, dem Publicum vorgelegt: Rec. muss deswegen erinnern, dass, obwohl diese Arbeit als einzelner Band angezeigt und verkauft wurde, nichts desto weniger derselbe hier diesem Buch, ohne eigenen Titel, wieder vorgesetzt, und mancher Käufer also in die Nothwendigkeit versetzt sey, dasselbe zweymal zu bezahlen.

Der Vf. äussert auch im 2 Theile seines Werks, dass man hier keine theoretischen Untersuchungen verlangen könne. Dagegen muss man gestehen, dass die technische Anwendung, die Praxis sehr gewagt sey, wenn die theoretischen Grundsätze nicht festgesetzt, und bestimmt vorangeschickt werden. Wenn sich aber ein praktisches Handbuch nicht mit der Bestimmung und Würdigung der Theorien abgeben kann: so hat auch hier die Kritik dem Vf. alles zu erlassen, und nicht darauf einzugehen, ob er wohl eine solche Erregungstheorie, wie sie auf dem gegenwärtigen Standpunkt unseres Wissens *möglich* sey, aufgestellt habe. Man hat dem Vf. schon anderswo gesagt, dass er diese Pflicht nicht streng genug erfüllt habe, und es ist zu hoffen, dass er bey der versprochenen Umarbeitung des Handbuchs der Therapie über seine hier vorgetragenen Lehren genauere Rechenschaft geben werde. Die Verhältnisse der Factoren bey der Erregbarkeit in sthenischen und asthenischen Krankheiten überhaupt sind einmal nicht für so gewiss anzunehmen, wie sie der Vf. mit so vielen anderen Schriftstellern angenommen, und als oberstes Princip einer allgemeinen Eintheilung untergelegt hat. *Reil* und *Harles* haben diess schon früher bemerkt, und Rec., der die Eindrücke des Zeitgeistes auf seine Wissenschaft wohl zu würdigen weiss, hofft mit Zuversicht von der kritischen Scharfsicht und dem praktischen Blick des Vf., dass er hierauf die nöthige Rücksicht nehmen, und manches ändern werde, was dem System zu Liebe hier stehen blieb.

1 Th. S. 1—46 giebt der Vf. die *allgemeinen Grundsätze der Kunst, Krankheiten zu heilen.* Wie billig

lig geht er hier von der Grundursache des Lebens aus, und gesteht als ein Eklektiker: Was Leben an sich sey, wisse man nicht; von der demselben zum Grunde liegenden Mischung und Organisation wisse man ebenfalls noch wenig, man kenne alles diess blofs durch Erscheinungen, und die Bedingungen, unter denen das Leben sich äussere, seyen die inneren und äusseren Reize. Wie dieselben auf die Erregbarkeit wirken, die Mischung und Organisation der thierischen Materie verändern, wisse man eben so wenig. Doch werde sicher diese Erregbarkeit (so wie auch mit derselben das im verkehrten Verhältniss stehende Wirkungsvermögen) dadurch bald vermehrt, bald vermindert, verstärkt, geschwächt, angehäuft, erschöpft etc. Dann wird erklärt, wann die Erregung stark, direct, oder indirect schwach, oder gemischt sey. Das Verhältniss zwischen der Erregbarkeit und den Reizen mache also Gesundheit oder Krankheit. Die Anlage zu Krankheiten wird dann erklärt, und der Charakter der sthenischen und asthenischen Krankheiten überhaupt ausgemittelt. Sehr gut sagt der Vf., dass zwar alle örtlichen und allgemeinen Krankheiten unter diesen Gesichtspunkt gebracht werden; aber es sey immer schwer, in manchen Fällen Sthenie von Asthenie, und örtliche von allgemeinen Krankheiten zu unterscheiden. *Krankheiten heilen* heisst, nach dem Vf., das der Gesundheit angemessene Verhältniss aller Einflüsse auf unseren Körper, zu seiner Mischung, Organisation und Erregbarkeit herstellen. Da wir aber diese Verhältnisse nach des Vf. eigenen Angabe nicht kennen: so kann keine vollkommene Theorie zur Heilung der Krankheiten existiren; wir müssen uns an die Empirie halten, und das allgemein gültige Princip, die Erregbarkeit derselben unterlegen. Mit Recht spricht der Vf. der Heilkraft der Natur, den Krisen, das Wort. Diess bestimmte Gesetz der thierischen Ökonomie: *naturae morbis medentur*, wird immer bestehen; und wenn man auch einerseits zu viel auf dieselben gerechnet hat, so ist es andererseits eben so unbillig, wenn man dieselben als Chimären gar nicht beachtet. Die *sthenischen, entzündlichen Krankheiten* heilt man durch Verminderung der Reize und durch Schwächung der Erregbarkeit. Letztere wird durch die anhaltenden Reize von selbst herabgestimmt und ins Gleichgewicht gebracht; auch kann, was *Brown* gar nicht verstehen wollte, durch die Entziehung solcher Nahrungsmittel, wodurch dieselbe ersetzt wird, die Erregbarkeit geschwächt werden. Die *antisthenische*, reizende, stärkende Methode besteht nach dem Vf. in solchen Mitteln, die nicht nur als Reize erregen, sondern auch die thierische Materie, folglich auch die geschwächte, verminderte, erschöpfte Erregbarkeit ersetzen. Allerdings kann hier nicht immer die Rede von Reizen seyn; es muss auch der Stoff selbst wieder ersetzt werden, der wieder verschiedene Mischungen eingehen und zu erregbarer organischen Materie werden muss; die dadurch veranlassten Abänderungen können nicht als Reize angesehen werden. Die Blutverminderung auf einer, und die eigentlich reizlosen aber kräftig nährenden Speisen auf der anderen Seite zeigen diess jedem Praktiker auffallend.

Diess sind nach dem Vf. die allgemeinsten Eintheilungen der meisten Krankheitsformen, und müssen denselben folglich auch alle untergeordnet werden. Doch ist er weit entfernt, allen Formen des Übelseyns geradezu schwächende oder reizende Mittel entgegen zu stellen. Auch die Kenntniss des Grades der Sthenie und Asthenie, wenn er auch zu bestimmen wäre, giebt noch keinen sichern Plan zur Heilung der Krankheiten. Diess kann nur eine genaue Diagnose. Sie beruht aber 1) auf der verschiedenen Beschaffenheit der verschiedenen allgemeinen Einflüsse, welchen der Kranke ausgesetzt war; 2) auf der Entstehung der Krankheiten aus eigenthümlichen specifischen Ursachen; 3) auf der bestimmten Form der Krankheit, auf dem Eigenthümlichen ihrer Erscheinungen, ihres Verlaufs, Ausganges etc. die sich mehr oder weniger immer gleich bleiben, die der praktische Arzt unter den nämlichen Umständen immer wahrnimmt, indess er die verborgenen Ursachen, und ihre Einwirkungen auf die thierische Ökonomie nie kennt; 4) auf den einzelnen Symptomen der Krankheit. Das Studium derselben, so weit man auch dasselbe wegwarf, ist für die Diagnose eben so nothwendig, als der Stock für einen Blinden; 5) endlich auf den individuellen Verhältnissen eines jeden Kranken, die jeder praktische Arzt wohl kennt. — Sodann werden allgemeine Bemerkungen über die Heilmethode vorgetragen. Von der schwächenden Diät das Bekannte. Zwischen Reizen und Stärken macht der Vf. den gehörigen Unterschied, und giebt hier manche sehr nützliche praktische Regel, die Rec. seinen jungen Amtsbrüdern, welche sich etwa zu sehr an die bequeme Heilmethode der Erregungstheorie hielten, so wie manchen Alten, die nicht aus Überzeugung, sondern aus unüberlegter Nachahmungssucht ihre ganze Praxis in Asthenie und flüchtige Reize setzen — um so mehr empfehlen will, als gerade hierin eines der wichtigsten Hülfsmittel einer glücklichen Praxis liegt. S. 47—83. *Von Fiebern überhaupt* Der Vf. begnügt sich mit der empirischen Kenntniss der vielfachen Einflüsse, welche laut der Erfahrung Fieber erzeugen. Die Eintheilung aller Fieber nimmt der Vf. aus der Erregungstheorie, und benennt sie sthenisch oder asthenisch, *Entzündungsfieber* oder *Typhus*. Rec. findet freylich bey Hippokrates *lib. de affect.*) dass die Seitenstiche im Winter gewöhnlich *sehr heftig* und *stark* ισχυροτατοι, im Sommer aber *weich* μαλακοτεροι gewesen wären. Die συνοχα und συνοχος der Griechen ist hoffentlich noch in aller Ärzte Andenken, und selbst *Hofmann*, vorzüglich aber die scharfsichtigen Beobachter der Epidemien, *Sydenham, Huxham, Baglid, Raymond, Cloture, Graut, Stoll* etc. haben diese zwey klassischen Verschiedenheiten eines und desselben Fiebers laut und bestimmt ausgesprochen: daher nimmt auch der Vf. hier die Synocha als sthenische, und den Typhus als asthenische

che Fieber-Ordnung an, in jener ist das Wirkungs-Vermögen geschwächt, die Erregung aber erhöht, und in dieser umgekehrt. Den Typhus theilt der Vf. in *Faul-* und *Nerven-Fieber* ein. Die gastrischen Fieber, die Wechselfieber, die Fieber mit Entzündungen einzelner Organe, die Ausschlags- und hektischen Fieber nehmen ja nach der Verschiedenheit der äusseren Einwirkungen, und der individuellen körperlichen Beschaffenheit bald die sthenische, bald die asthenische Form an, und erfordern auch die dadurch bestimmte Heilmethode, die aber doch nach den eigenthümlichen Verhältnissen jedes Kranken möglichst durch den Arzt individualisirt werden muss, zumal da auch manche zufällige Verbindungen sich mit einfinden, die nicht immer ihr nosologisches Kennzeichen deutlich darbieten. Diese Individualisirung empfiehlt der Vf. vorzüglich, und Rec. ist um so mehr dieser Meinung, weil gerade hierin der praktische Tact und das Gefühl liegt, das jeder Arzt selbst erlernen muss; und weil nur zu oft die ganze Diagnose und Heilmethode einer Krankheit bloss von der Beschaffenheit der äusseren Einflüsse hergenommen wird. Rec. sah mehrmal sthenische Lungenentzündungen mit allem Apparat von Reizmitteln behandeln, bloss weil *dieselben durch Kälte* entstanden!!

Was hier von der Vorhersagung, so wie von der Heilung in Fiebern überhaupt gesagt wird, unterschreibt Rec. grösstentheils. Doch glaubt er nicht, dass bey Wechselfiebern nur die einzige Rücksicht auf Sthenie und Asthenie zu nehmen sey. So wie bey örtlichen Entzündungen, gastrischen und hektischen Fiebern der Arzt immer noch die örtliche Behandlung zu berücksichtigen hat: eben so wenig darf er bey Wechselfiebern die Baucheingeweide, und bey Ausschlagskrankheiten das Hautorgan vernachlässigen, wenn er bald und sicher heilen will. Auch wird der Vf. hier es nur *überhaupt* gemeint haben, wenn er sagt: „Es kann daher nie eine gleichzeitige Verbindung der sthenischen und asthenischen Methode statt finden, und es würde die gröbste Empirie verrathen, in verwickelten Fällen stärkende und schwächende Mittel zu verbinden." Denn oben wenigstens hat der Vf. selbst das Aderlassen in gewissen Asthenien als zulässig erklärt, und Rec. sah sich doch öfter in der Nothwendigkeit, gegen diesen Ausspruch handeln zu müssen, wenn es um die ernstliche Würdigung *einzelner Fälle* zu thun war.

Das *einfache, entzündliche, sthenische Fieber* (S. 5—109). Der Vf. zeichnet hier ein Ideal dieses Fiebers, welchem sich die in der Natur vorkommenden Fälle mehr oder weniger nähern. Die Aufstellung aller einzelnen individuellen Verschiedenheiten ist eben so unmöglich, als die Individualisirung der Heilart gelehrt werden kann. Angegeben sind folglich hier die Anlage, die Zufälle, die Diagnose, die Dauer, die Ausgänge, die nächsten und entfernten Ursachen, die Prognose, und endlich die Heilung dieser Synocha. Rec. bemerkt, dass ihm bey der Bestimmung einer nächsten Ursache dieser und der asthenischen Fiebergattung immer glaubwürdig sey, dass die Afficirung irgend eines vorzüglich erregbaren Theiles durch eine schädliche Einwirkung, durch einen rheumatischen, arthritischen Stoff, durch Congestion, oder Entzündung irgend eines sehr empfindlichen, oder durch seine Function unentbehrlichen Theiles, z. B. des Herzens, der Blut- und Schlagadern, der Nerven, vielleicht der Lymphengefässe etc. Fieber erzeugen könne. Auch ist gewiss, dass die Einwirkung der Atmosphäre, die Beschaffenheit der Säfte, z. B. die Galle abändere, und dem Blut eine sthenische oder asthenische Eigenschaft mittheile. Richtige Schätzung der Kräfte ist bey diesen Fiebern überhaupt der vorzüglichste Punkt des Arztes, und bey der Heilung jeder Synocha hängt es auch eigentlich von diesem Meisterblick ab, dass man immer seinen antisthenischen Apparat nach der Höhe der Sthenie berechne. Dem *Typhus* (von S. 109 bis 153) liegt verminderte Erregung und erhöhte Reizbarkeit der Organe zum Grunde. Daher die Heftigkeit in den Actionen derselben; daher die Neigung zu Mischungsveränderungen und Verderbnissen der Säfte. Alles, was nicht Synocha ist, zählt der Vf. also in diese Reihe, und vom gewöhnlichsten remittirenden, rheumatischen oder katarrhalischen Fieber bis zum höchsten Grade der Pest ist bey ihm alles *Typhus*. Diesen Typhus theilt er jedoch sogleich in *Faul-* und *Nerven-Fieber* ein. Ersteres ist ein Typhus mit überwiegender Neigung zur Zersetzung der Säfte, insbesondere des Bluts, das seiner natürlichen Gerinnbarkeit mehr oder weniger beraubt ist. Sehr gut werden die Symptome beschrieben. Über die nächste Ursache des Faulfiebers glaubt der Vf. nichts Gründliches sagen zu können; desto mehr hält er sich hier bey den entfernten auf. Dauer, Verlauf der Krankheit, Vorhersagung, Heilung sind durchaus gut vorgetragen. Bey der Empfehlung des Weins als Vorbauungsmittel, welchen der Vf. bis zu einem mässigen Rausch zu trinken räth, glaubt Rec. den Ausdruck so abändern zu müssen, dass man, wie der Vf. selbst von Leidenschaften sagt, des Weines sich so bediene, dass er eine heitere Gemüthsstimmung unterhält, die Kranken nicht kleinmüthig und furchtsam werden lässt, und dadurch die Erregung des Körpers mächtig hebt. Rausch ist schon Überreizung, und die Abmessung des Grades immer eine sehr missliche Sache. Brechmittel werden hier nicht unbedingt empfohlen; ob aber ansteckende Krankheitsstoffe niemals weggebrochen werden können, bezweifelt Rec. — Bey der zweyten Heilanzeige werden die reizenden Mittel, um die Kräfte zu heben, und das Fieber zu mindern, sehr fasslich und gut angegeben. Hier liegt allerdings alles daran, dass man den Grad des Fiebers, den Zeitpunkt der Krankheit, und die Kräfte gehörig zu schätzen weiss; dass man das Fieber, ohne die Erregung noch tiefer herabzusetzen, vermindere, diese erhebe, ohne jenes zu vermehren, und endlich sich in alle individuellen Verhältnisse seines Kranken einzustudiren bemühe.

Das

Das *Nervenfieber* (S. 156—180) zeichnet sich vor dem Faulfieber darin aus, dafs die Fieberbewegungen vorzüglich auf dem Nervenfysteme in den Empfindungs- und Bewegungs-Organen liegen; das Herz und die Blutgefäfse find weniger gereizt, und die Säfte äufsern weniger Hang zur Entmifchung. Die Symptome find durchaus Nervenzufälle, erfcheinen ohne Stetigkeit und ohne Ordnung, und ftehen fogar mit fich meiftens im Widerfpruch. Über die nächfte Urfache deffelben wird hier aufser der Afthenie nichts Beftimmtes angegeben, und die Eintheilung in das hitzige und fchleichende Nervenfieber angenommen. Erfteres hat oft den Schein einer Synocha, Die entfernten Urfachen find fchwächende Einwirkungen aller Art. Der Verlauf, Ausgang, die Leiden, Vorherfagung find hier durchaus unficher, und eben fo fchwer die Heilung, weil die verftimmten Nerven bey der höchften Afthenie auch immer ungewöhnliche Wirkungen auf die gegebenen, angezeigten Mittel äufsern, und die Krankheit ebendeswegen faft niemals gehörig beurtheilt werden kann. Die Heilung diefer Fieber unterfcheidet fich von jener der Faulfieber vorzüglich durch die Anwendung der Brechmittel, wenn denfelben reizende Mittel bald nachgetragen werden. Der Vf. empfiehlt hier vorzüglich die oben genannten flüchtigen Reizmittel, nebft dem Wein, dem Mohnfaft, und dem Phosphor, flüchtige Laugenfalze, Kanthariden innerlich und äufserlich, geiftige Fomentationen und Bäder. Die Peft ift nach dem Vf. aus einem Faul- und Nerven-Fieber zufammengefetzt, und die Heilung richtet fich nach denfelben.

Hierin befteht alfo nach dem Vf. die Haupteintheilung aller Fieber. Alle übrigen Fieberarten ftehen entweder unter einem oder dem anderen, haben entweder den Charakter der Synocha, oder des Typhus, und unterfcheiden fich blofs durch die leidenden Organe.

Von S. 181—244 werden nun, als Unterarten, die *gaftrifchen Fieber* aufgeführt, die der Vf. fogleich in *Gallen-Schleim-Wurm-* und *Saburral-Fieber* eintheilt. Sie ftehen fammtlich mit dem allgemeinen Charakter des Fiebers in Verbindung, und find nur als örtliche Krankheit der Verdauungswege, oder zufallig oder als Folge deffelben anzufehen. Rec. erinnert hiebey, dafs diefe örtlichen Krankheiten nicht immer als Folgen, fondern ganz ficher zu Zeiten auch als Urfachen eines Fiebers anzufehen find. — Die *Wechfelfieber* (S. 245—309) haben ebenfalls einen entzündlichen oder typhöfen Charakter, und find mit gallichtem, fchleimichtem Zuftand, mit Würmern und Saburra der erften Wege, Ausfchlägen, und anderen örtlichen Krankheiten verbunden. Durch lange Erfahrung, die Rec. in einem Orte fammelte, in welchem die Wechfelfieber endemifch waren, glaubt er bemerkt zu haben, dafs die nächfte Urfache des Typhus und feiner Verfchiedenheit bey Wechfelfiebern, nicht von gaftrifchen Unreinigkeiten, doch aber allerdings von einer eigenen Affection diefes oder jenes Baucheingeweides herkomme. Eine Sache, die der Vf. S. 273 etc. bey gaftrifchen Fiebern felbft einzugeftehen fcheint. Ohne defswegen die gaftrifche Methode unbedingt angewendet zu haben, hielt fich Rec. fchon vor 20 Jahren an die von dem Vf. hier vorgefchlagene Heilart, und heilte beynahe alle Wechfelfieber ohne Chinarinde und ohne Mohnfaft, durch bittere und reizende Mittel, fehr viele durch Abführungen, fehr wenige durch fchwächende Mittel, und gar keines durch Gifte.

Die *Entzündungen* trägt der Vf. (S. 310—560) hier befonders vor; er zeigt ihre wichtige Eintheilung in *fthenifche* und *afthenifche*, und ihre Verbindung mit den oben angeführten Fiebergattungen. Unter den örtlichen Entzündungen wird die *Pneumonie* als Mufter etwas umftändlicher behandelt.

(*Der Befchlufs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Ohne Druckort und Verleger: *Unterfuchung einiger medicinifch-gerichtlichen Fragen.* Von D. *A—Z.* 1804. 2 Bogen 8. (3 gr.) Nach der Vorrede zu urtheilen, wird die Aufgabe diefer Fragen, fo wie die gelehrte Löfung derfelben, dem Veranlaffer nur wenig nützen können, wenn er nicht durch irgend einen anderen Weg fich diefes, ihm läftig fcheinenden, Glückes entziehen kann. Die in der Phyfiologie und der gerichtlichen Medicin noch immer fehr unbeftimmten Lehren über das Wefen der Empfängnifs, die in der täglichen Praxis, felbft durch richtige Erfahrungen noch immer fchwankender werden, laffen hierüber nur fehr felten eine Entfcheidung zu. Auch find die angegebenen Data in folchen Fällen fo unficher, dafs man, in den Gerichtsftuben fchon daran gewöhnt, nur vorzüglich bemerkt: Ob die Zeit der Geburt mit jener der Begattung übereintrifft; und fo lange übrigens dann der Befchuldigte keinen gegründeten Verdacht auf einen Anderen zu bringen weifs, fo werden fich die Richter immer an ihn halten, weil er durch die Begattung, fruchtbar oder nicht! doch immer der wahrfcheinlichfte Vater bleibt. Dafs das Wort *Beyfchlaf*, für den Begriff, den man gewöhnlich damit verbindet, nicht gut gewählt fey, zeigt die Veranlaffung diefer Schrift deutlich. Während die Tochter fich mit einem jungen Menfchen *begattete*, *fchlief* der Vater im Wagen neben ihnen. Was die eigentlichen medicinifchen Gründe betrifft, die der Vf. hier, nach feiner Idee, phyfiologifch bearbeitet zu haben glaubt, fo mufs Rec. geftehen, dafs fie ihm nicht genugthun. Die *erfte Frage*, die fich mit den Hinderniffen befafst, wodurch die jungfräulichen Zeugungsorgane die Begattung erfchweren, ftellen die Zeichen der Jungfraufchaft genau dar, aber wie diefelben im gegenwärtigen Fall befchaffen waren, wird nicht erwiefen, und dient im Grunde auch zu nichts. Denn nicht immer beweifen diefe fehlenden Zeichen die verlorne Jungfraufchaft oder gar Schwangerfchaft; find fie aber auch gegenwärtig, fo dürfte vielleicht der Kampf bey Überwindung derfelben nicht mehr Lärm machen, als ihn der Vf. p. 13 nach Abraham a St. Clara angiebt. Endlich, was würde der Vf. fagen, wenn man ihm in der Gefchichte Schwangerfchaften bey unverletztem Jungferhäutchen nachwiefe? Was hier von der Lage, der Schwere, und der Unbeholfenheit des Mädchens gefagt wird, das weifs die Natur von allen Seiten gut zu machen, und in diefem Drang erreichen die thierifchen Kräfte auf eine oft unglaubliche Art ihren Zweck. Ob der in der Chaife dabey fitzende beraufchte Vater wirklich, oder nur fcheinbar fchlief, wer will diefs entfcheiden?

Bey der zweyten Frage hat der Vf., troz der anatomifch erwiefenen Hinderniffe, den lebenden Organism und die Phyfiologie der Liebe nicht genug beherzigt. Dafs die bedeutende Schwere des auf dem Schofs fitzenden Mädchens die Erectionen bey dem vermuthlich liebenden Jüngling phyfifch hindern follte, *hoc credat Judaeus Apella!* So bedarf auch die Natur zur Erzielung einer fruchtbaren Begattung weder des Zirkels, noch des Lineals der Anatomiker; zumal bey ganz gefunden, jungen, fich liebenden Leuten, wo fie nur zu oft gegen alle Erwartungen ihren Zweck erreicht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER, 1805.

MEDICIN.

Erfurt, b. Hennings: *Kunst, die Krankheiten der Menschen zu heilen, nach den neuesten Verbesserungen in der Arzneywissenschaft.* Von dem Hofr. und Prof. *Hecker*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Anordnung des *zweyten Theiles* scheint mit der es Selleschen Handbuchs der medicinischen Praxis nige Ähnlichkeit zu haben. Nur sind hier die Krankeiten der Schwangern, Gebärenden, der Kinder ne eigentliche Eintheilung geblieben, und alle chirgischen, so wie die örtlichen venerischen Krankeiten weggelassen worden; auch ist am Ende eine uswahl und nähere Bestimmung der Arzneymittel eygefügt. Die Krankheiten, die noch in die Classe er *Fieber* gehören, machen hier (S. 1—504) den Ang; den übrigen Raum nehmen die chronischen rankheiten ein. Die einzelnen Krankheiten sind er durchaus sehr gut gelehrt: ihre Darstellung verent jungen Ärzten sehr empfohlen zu werden.

Von den Ausschlagfiebern überhaupt. Die Hautsschläge für sich sind blosse Localkrankheiten, die sser ihrem eigenthümlichen Verlauf nicht so vie- Aufmerksamkeit, als das Fieber selbst erfodern. ey Gelegenheit der gastrischen Fieber erinnert der ., dass man ehedem die Quelle der Ausschläge in n ersten Wegen suchte, und die gastrischen Fieber ne Grund mit Ausleerungsmitteln behandelte. Dass n hierin zu viel that, weiss Rec. gar wohl; inss haben die besseren Beobachter immer, und ch Rec. sich durch viele hundert Beobachtungen erzeugt, dass manche Ausschläge durch Vernachligung dieser Rücksicht, eben so viele durch fehhafte Behandlung, und vorzüglich durch die uneckmässig angewandte reizende Heilart entsten. Die Wirkungen der gastrischen Reize auf die ut sind nicht genug bekannt. Ein Quaksalber in r Gegend des Rec., der die Idee hat, dass bey n Weibern überall ein versteckter Friesel die Kranktsursache sey, giebt ebendesswegen eine uneure Menge Kampfer und andere schweisstreiben- Mittel, wodurch er den vorerwähnten Ausschlag ch fast immer zum Nachtheil des Kranken herrbringt. Dergleichen Ausschläge sind daher, wie bst der Vf. bald darauf sagt, Folgen animalischnischer Processe, die theils durch das Fieber, ils durch die gastrische Krankheit, theils durch Heilmethode veranlasst werden. Gerade desswegen hätte Rec. in praktischer Rücksicht nützlich gefunden, wenn der Vf. die specifischen, ansteckenden Ausschläge von jenen getrennt hätte, die nur Folgen eines Fiebers, oder eines gastrischen Zustandes sind, indem sie in ihrer pathologischen Eintheilung sowohl, als in ihren Folgen und der Heilmethode, wichtige Verschiedenheiten und Ansichten darstellen.

Diese Ansichten, den Fiebergrad, die Complicationen desselben, und den richtigen Verlauf der Ausschlagskrankheiten betreffend, sind hier vortrefflich angegeben. Die *Pocken* geht der Vf. (S. 35—124) sehr gut, aber etwas weitläuftig durch. Wenn er nicht dadurch die wesentlichen Vorschriften, die man mit den erforderlichen Veränderungen bey allen anderen Ausschlagskrankheiten von specifischem Ansteckungsstoff anwenden muss, gegeben, und aller Verhältnisse der Fieber mit dem Ausschlag hier zum Muster erwähnt hätte, so hätte diese Weitläuftigkeit dem Vf. zum Vorwurf gereichen können, indem man jetzt der völligen Ausrottung der natürlichen Pocken schon beynahe mit Zuversicht entgegensieht, und die Ärzte hoffentlich bald der wirklich oft sehr schwierigen Behandlung derselben ganz überhoben seyn dürften. Die *Schutzpocken* sind vortrefflich behandelt. Doch findet Rec. die Lehre, den Impfstoff zwischen dem 5 und 10 Tag zu nehmen, allzu unbestimmt, und würde wenigstens zwischen dem 6 und 9 diess zu thun empfehlen, weil meistens schlechte Pocken entstehen, wenn der Stoff einen Tag zu früh oder zu spät genommen wird. Das Kapitel der *Masern* und des *Scharlachs* hat Rec. vorzüglich gefallen. Nach seinen Erfahrungen wäre er geneigt, die *Rötheln* nicht als selbstständigen Ausschlag anzuerkennen, indem dieselben immer eine bald zu den Masern, bald zum Scharlach gehörige Modification ausmachen. Auch *Nessel-Blasen-* und *Frieselausschlag* sind ganz gewiss blosse Symptome verschiedener Fieber und allgemeiner Krankheitsformen, Producte des herrschenden Krankheitsgenius, der Heilmethode, oder des schlechten Verhaltens, wie diess Rec. seit 3 Monaten häufig zu beobachten Gelegenheit hat, wo er nichts als rheumatische, katharrhalische und gastrische Krankheiten, und auch allerley davon abstammende Hautausschläge sah. Die Ansteckung des Friesels zählt der Vf. mit Recht auf jene des Typhus, und die erdrückende Beängstigung vor dem Ausbruch des ersteren ist dem Rec. immer ein pathognomonisches Symptom gewesen. Auch dem *Pemphegus* dürfte man seine eigene Form streitig machen. Rec. duldete ihn selbst als gastrische

sche Folge, so wie er denselben auch den höchsten Typhus begleiten sah. Unter allen Formen berücksichtigte er immer nur die allgemeine Krankheit. Bleymittel aber widerräth Rec. aus Erfahrung. *Petechien* sind, wie die *Vibices*, symptomatische Sugillationen, und dienen dem Arzt zur Bildung der Diagnose sowohl als der Vorhersagung. Die *Aphten* zählt der Vf. auch hieher; sie sind nie selbstständig, sondern immer das Product einer anderen Krankheitsform, meistens der gastrischen Krankheiten und der Asthenie. Noch nie sah Rec. dieselben bey Kindern, die bloss mit Muttermilch erzogen, und reinlich gehalten werden. 4 Gran ätzendes salzsaures Quecksilber in 4 Unzen Chinadecoct, ist ein Mittel, womit Rec., aus Furcht des Abschlingens, den Mund nicht ausspülen möchte. Das *Rothlauf* hätte Rec., nach *Selle*, lieber zu den Entzündungen der Haut gezählt, und dort abgehandelt: so wie dann auch die Rose der Füsse und Brüste, die Verbrennungen, Frostbeulen, und Rothlauf der Kinder dort besser gestanden hätten, als hier unter den Ausschlägen. Ist nicht das verhärtete Zellgewebe bey Kindern dieses Ursprunges? Überhaupt sieht Rec. das Rothlauf bey Erwachsenen und Kindern, so geringe dessen Anfälle sind, im Grund doch immer als bedeutend an, zumal wenn es öftere Perioden macht.

Von hektischen und phthisischen Fiebern (S. 291 bis 404). Die Eintheilung derselben ist sehr gut, und die Ausmittelung der Ursachen der Erfahrung gemäss. Nur glaubt Rec. nicht, dass die *allgemein* angezeigte Methode hier die reizend stärkende sey. Es giebt sehr viele Fälle, wo gerade diese Mittel wie Gifte, schwächende hingegen, geringe Gaben Salpeter, selbst kleine Aderlässe vortrefflich wirken. Aber es fordert allerdings einen geübten Blick, um den sthenischen Localzustand der Lunge mit der Asthenie des übrigen Körpers zu vergleichen. Nicht jede verletzte Integrität des Organism schliesst, wie der Vf. hier sagt, den sthenischen Zustand aus. Sagte er vielleicht desswegen hier nichts von den Blutanhäufungen und ihren Folgen auf der Lunge? Von S. 404—478 handelt der Vf. von den *Fiebern, die durch andere örtlich bestimmte Krankheiten eine eigenthümliche Form erhalten*, z. B. *Katarrhe*, *Rheumatismen*, *Gicht*, *Ruhr*, etc. die sich so, wie die Entzündungen und Ausschläge zu den oben aufgestellten Fiebergattungen verhalten. Die *Influenza* sah Rec. im J. 1800 oft mit Typhus, und im März 1805 immer mit gastrischem Zustand. Die *Gicht* unterscheidet sich von dem Rheumatism nach des Vf. lichtvoller Angabe durch ihre Ursache sowohl als die Heilmethode sehr genau. Die arthritischen Metastasen hätte der Vf. einer näheren Untersuchung würdigen sollen, da die Theorie derselben auf die Praxis gar so entschiedenen Einfluss hat. Die Organe werden dabey mit Congestionen, und schnell tödtenden Entzündungen befallen. Woher entstehen dieselben? Was bestimmt sie da oder dorthin? Die Schwäche eines Organs? Ist es der phosphorsaure Kalk, der sich dort absetzt? Und wäre diess nicht Gichtmaterie, nicht eine pathologische Schärfe, die man freylich jetzt nur *Entmischung* nennt? Bey *der Ruhr*, deren Heilung hier sehr gründlich angegeben ist, vermisst Rec. eine genauere Angabe der örtlichen Symptome, welche die sthenische, asthenische, rheumatische, und die mit örtlichen Entzündungen verbundene Ruhr begleiten; denn gerade diese Auffindung der Diagnose wird jungen Leuten schwierig, und sie kann nicht immer mit Sicherheit vom Charakter des Fiebers hergenommen werden. Weiter sagt der Vf.: „eine bestimmte Heilmethode der Ruhr giebt es nicht, noch weniger irgend ein bestimmtes Mittel gegen die örtliche Krankheit.“ Allerdings muss das mit derselben verbundene Fieber, und der allgemeine Zustand nach seinem Charakter behandelt werden; aber nichts destoweniger lässt sich hier auch für die Ruhr selbst, für die örtliche Krankheit vieles thun, und Rec. glaubt sogar, dass dieser Rücksicht auf das Localübel der glückliche Praktiker viel zu verdanken hat. Weiss er nebst den allgemeinen Rücksichten die Gedärme zu besänftigen, und die Tendenz der Säfte auf die Haut zu lenken: so hat er den grössten Schritt zur Heilung gethan. — *Unter den hervorstechenden Fiebersymptomen* macht der Vf. vorzüglich und mit grossem Recht auf die *Schwäche* aufmerksam, die als Symptom des Fiebers sehr genau von jener Schwäche zu unterscheiden ist, die man als Grundcharakter des Typhus angiebt. Rec. hätte gewünscht, dass dieser Gegenstand tiefer erforscht, und genauer auseinandergesetzt worden wäre. So lange Unkundige, wie der Vf. selbst sagt, bey wahrer und grosser Schwäche, einen sehr kraftvollen Zustand annehmen können: so lange ist hierin die Semiotik zu unvollkommen, und um so gefährlicher, als Rec. leider, jetzt noch täglich von Ärzten asthenische Krankheiten behandeln sieht, die auch von weitem nicht als solche anzuerkennen sind.

Chronische Krankheiten (S. 505 — 764) leitet der Vf. überhaupt nur *von Schwäche veränderter Mischung* und *Structur der Organe* her, und sagt (S. 507): *einen sthenischen Zustand bey chronischen Krankheiten giebt es nicht.* Rec. glaubt, dass, wenn Schlagflüsse, gewisse Geisteszerrüttungen und Blutflüsse, dann Engbrüstigkeiten, Koliken etc. hieher gezählt werden, jeder Praktiker dieselben gar oft mit allgemeinem, oder doch mit örtlich - sthenischem Zustand beobachtet, und als solche vorzüglich mit asthenischen Mitteln behandelt habe. Nimmt doch der Vf. selbst active Congestionen und Blutflüsse von Vollblütigkeit an, und Rec. getraut sich zu behaupten, dass *alle Ursachen*, die den lebenden Organism in Unordnung bringen können, bey chronischen Krankheiten *als Ursache* angesehen werden müssen. So bequem es auch immer wäre, dem System und der Übersicht zu Liebe *nur Schwäche* als vorwaltende Ursache aufzustellen: so dürfte einmal diess zur glücklichen Heilung nur wenig praktischen Nutzen haben. Lieber lehre man die jungen Leute nach einer soliden Semiotik bey jedem Individuum mittelst einer genauen Diagnose das Wesen der Krankheit zu erkennen.

nen, und durch praktischen Scharfblick zu entscheiden, ob man sich an die nächste Ursache des Übels, oder blofs an die entfernten bey der Heilung zu halten habe. Die Complicationen der allgemeinen und örtlichen Sthenie oder Asthenie, mit der veränderten Mischung der Säfte, und Structur der Organe, und was eben so oft geschieht, mit der Fortpflanzung heftiger Reize durch Consensus, mit Congestionen etc. machen die Diagnose und auch die Therapie meistens so schwierig, und fodern das strengste Individualisiren so dringend, dafs man gewiss mit dem hier aufgestellten Grundprincip der Schwäche vielleicht eher eine schädliche Routine als eine schulgerechte Praxis befördert. Daher kommt es auch, dafs Rec. so eben einen Hypochondristen sieht, der jetzt für seine Übel ein Graswurzeldecoct mit Seife und Weinstein mit Nutzen braucht, das ihm auf einer Universität empfohlen ward, indessen er ein Jahr zuvor auf einer anderen Schule bey demselben Übel vor lauter Moschus, Öther und Bibergeil fast zu Grunde ging! Daher glaubt Rec. in dieser Hinsicht von den *Nervenkrankheiten* das nämliche behaupten zu müssen, wo es, nach des Vf. eigener Angabe (S. 537), bey vorausgesetzter erhöhter Erregbarkeit des Nervensystems keinen Einfluss auf den Organism, und keine Veränderung desselben giebt, die nicht unter gewissen Verhältnissen eine solche Krankheit hervorbrächte. Wie oft ist der ganze Körper, und selbst der Nervenbau ganz gesund, und eine kleine reizende Ursache erregt irgendwo durch Mitleidung, durch Wechselerregung eine chronische oder Nervenkrankheit, selbst bey sthenischer Anlage! — *Geisteszerrüttungen.* Die Heilung wird nebst der gastrischen und psychischen Methode durch stärkende Mittel bezweckt. Aber so wie es auch manche Fälle giebt, wo schwächende Mittel angezeigt sind, eben so bedürfen z. B. die *Schlagflüsse* derselben weit häufiger, als der Vf. hier angiebt. Wenn auch die Grundursache der Schlagflüsse, und ihre Folgen von Asthenie zeugen: so kann der Praktiker im Anfall sich nicht mit der nächsten Ursache, sondern nur mit den entfernteren befassen, z. B. das Blut vom Gehirn ableiten, oder abhalten, gastrische Reize entfernen, Wechselerregungen anfachen u. s. w. Wie oft schon hat ein Aderlass, ein Abführmittel, zur rechten Zeit gegeben, diess Übel verhütet, oder vermindert! Und wie viel Unheil ist mit der Idee von Asthenie, mit der immerwährenden Anwendung berühmter Reizmittel nicht hierin schon gestiftet worden! Ob der Biss eines *wasserscheuen* wüthenden Menschen ansteckend sey, ist noch nicht erwiesen. Gewifs aber ist, und dafür bürgt des Rec. eigene Erfahrung, dafs Blut, Speichel, Schweifse eines Wüthenden durch die Berührung bey unverletzter Haut nicht anstecken. Wahre Hydrophobie kann nur durch chirurgische Localbehandlung verhütet — die ausgebrochene vielleicht nie geheilt werden. *Die Kopfschmerzen* werden hier unter den Krankheiten des allgemeinen Gefühls aufgezählt, vermuthlich weil der Vf. für dieselben in seinem System keine andere Stelle fand! Die Heilung *aller Krämpfe und Convulsionen*, abnormer Bewegungen verweist der Vf. auf die Heilart der Nervenkrankheiten, und zählt hier nur die Reizmittel auf, die man von jeher entweder aus rationeller Anzeige, oder Empirie anwandte. Von Aderlässen, Abführungen, erschlaffenden, besänftigenden und anderen in der That asthenischen Mitteln, mit denen *Friedr. Hofman*, *Pomme*, *Tissot*, und so viele hundert praktische Ärzte Nervenkrankheiten heilten, wird der Nutzen nur auf irgend ein örtliches Übel bezogen!!

Sthenische *Blutflüsse* sollen und müssen nach der Erregungstheorie selbst aufhören, sobald der gehörige Grad der Schwäche eintritt. Das ist: sie hören auf sthenisch zu seyn, und das Blut wird, wenn z. B. eine andere determinirende Ursache vorwaltet, immer aus Schwäche fortfliessen. Aber woher kömmt es denn, was Rec. so eben sieht, dafs nach einem 4jährigen Mutterblutflufs, an dem die Kranke dem Tode ganz nahe war, nachdem Rec. den dortsitzenden Polyp unterband, schon am andern Tag, ohne alle Medicin, durch 5 — 6 Löffel voll Wein der Puls sich wie in einem sthenischen Zustand erhob, während man den höchsten Grad directer Schwäche und Erschöpfung aller Erregbarkeit hatte vermuthen sollen? Die örtlichen Ursachen werden bey dieser Theorie immer kurz abgefertigt, obwohl gerade die Blutflüsse fast immer durch mechanische Ursachen, durch Congestionen, durch consensuelle Reize, bey vorausgesetzter örtlicher Disposition der Organe, erzeugt werden. Der Vf. giebt nur eine *Plethora ad vires* zu; auch über die in Praxi noch immer cultivirte Revulsionslehre spricht der Vf. verneinend ab. Übrigens denkt Rec. bey Blutflüssen, wie bey den Schlagflüssen. Es ist nicht immer um die nächste Ursache, sondern auch um die *Symptomata causae* zu thun. Eine durch gastrische Reizung erzeugte Congestion auf der Brust wird in einem tauglichen Subject einen Blutfluss erzeugen, dem ein Aderlass und ein Abführungsmittel mit Nutzen entgegengesetzt werden können, wenn anders der Kranke nicht vorher schon zu sehr geschwächt ist. Reizend stärkende Mittel sind hier früher gegeben nachtheilig, und nur angezeigt, wo in einem übrigens gesunden Organism erschöpfte Kräfte die Ursache des Übels sind. *Reine Schwäche* ist in der Pathologie eine seltene Sache, und durch die Lehre, dafs alle Blut- und Schlagflüsse an sich asthenisch seyen, und als solche behandelt werden müssen, werden junge Leute sehr leicht irre geleitet, und veranlasst, überall lieber empirisch zu Reizmitteln zu greifen, als einer richtigen Diagnose des Übels mühsam nachzuforschen. Rec. sagt diese praktischen Wahrheiten hier nur deswegen, weil sie als eine äusserst wichtige Sache jedem praktischen Arzt täglich vorkommen, und weil von der Entscheidung derselben Leben und Tod abhängt. Bey *Hämorrhoiden* und anderen blutigen Congestionen im Bauch hat Rec. wie der Vf. die Mittelsalze in kleinen Gaben immer zuträglich, aber auch dabey gefun-

funden, dass bittere, gewürzhafte reizende Mittel auch in Verbindung mit jenen nachtheilig waren, sobald der Eretismus etwas bedeutender ist. Das Gefühl und Bedürfniss magenstärkender Mittel, welches solche Kranke immer vorzüglich bemerklich machen, ist in diesen Fällen meistens trüglich.

Von *Wassersuchten*, vom *Scharbock*. Sollte diese Krankheit wirklich mit dem Faulfieber die nächsten und entfernten Veranlassungen gleich haben? Wenn bey *Atrophie*, *Rachitis* und *Skrofeln* eine Identität der Ursachen Statt hat: so glaubt Rec. die Abweichungen der Krankheitsformen in den Entwickelungsperioden zu finden. Vor dem Zahnen Atrophie, bey demselben Rachitis, und von dort bis zur Mannbarkeit Skrofeln. Die Behandlung *venerischer Krankheiten* verweist der Vf. auf seine hierüber verfasste sehr gute Schrift, übergeht daher hier alle örtlichen Übel als chirurgische Gegenstände, und behandelt nur die eigentliche Lues. Bey der *Harnruhr* verdient das Kalkwasser empfohlen zu werden. Bey der *Krätze* huldiget der Vf. der Milbentheorie.

Beiden Theilen sind Formeln und Vorschriften angehängt, die der Vf. durch sein Buch in den verschiedenen Krankheiten empfiehlt, und auch nähere Bestimmungen darüber in seinem Geist und in seiner Manier ertheilt. Dieselben sind durchaus gut, zweckmäsig gewählt, und für Anfänger so eingerichtet, dass sie dieselben zwar allgemein zur Richtschnur nehmen, am Krankenbette aber durch eigenes Urtheil nach dem Grade und der Form der Krankheit, so wie nach allen verschiedenen Verhältnissen, abändern können. Doch könnten sie etwas einfacher seyn; manches Mittel könnte entbehrt werden, das, auch um der Abänderung willen, noch überflüssig ist. Z. B. *lac sulphuris*, die *Anagallis*, die Maywurm-Lattwerge, dann die giftigen *Laurocerasus*, *Rhus toxicodendron*. Auch würde Rec. den Löwenzahn und die Graswurzel nicht unter die bitteren, reizverstärkenden Mittel (Th. I) gezählt haben. Die Formel CXXXII Th. II ist nicht angezeigt. Warum hat übrigens der Vf. die neue Nomenclatur nicht gewählt, oder der alten beygesetzt, da dieselbe doch in Deutschland sicher das Bürgerrecht erhält? Im ersten Theil werden nach jeder Abhandlung die vorzüglichen praktischen Schriften angeführt; im zweyten sind sie weggelassen, und der Vf. verspricht dieselben bey einer anderen nahen Gelegenheit nachzutragen. Das Papier ist gut, der Druck correct.

— —

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Steinacker: *Der Kaffee in seinen Wirkungen.* Nach eigenen Beobachtungen von *Samuel Hahnemann*, d. A. D. 1803. 56 S. 8. (brosch. 6 gr.) Das Verdammungsurtheil, welches Hr. *H.* in diesen Blättern dem Kaffee spricht, gehört zu den vielen einseitigen und übertriebenen, von denen die Geschichte der Arzneykunst, und der Diätetik insbesondere, voll ist. Aus der neuesten Zeit führen wir nur die Jeremiaden über die Bleyglasur und den Brantwein an. Bedächte man doch, dass durch solche, wenn auch im Eifer für das Gute, dennoch viel zu allgemein ausgedrückten, einseitigen Behauptungen der Sache selbst weit mehr geschadet als genützt wird; dass das Publicum gar zu leicht misstrauisch wird gegen das Urtheil überhaupt, und spöttisch lächelt, wenn es z. B. sieht, dass auf der einen Seite Tausende beym Genuss des Kaffees und des Brantweins sich wohl befinden und alt werden, und auf der anderen *Hufeland* und *Hahnemann* vor beiden Dingen, wie vor schrecklichen Giften warnen, und beynahe das ganze physische Elend aus dem Gebrauche derselben ableiten. Hr. *H.* giebt in diesen Blättern sogar die geistige Erschlaffheit, den kleinlichen Egoismus unserer Tage, und den Mangel an grossen Tugenden dem Kaffeetrinken Schuld; welche Übel wohl in weit höher liegenden Quellen zu suchen sind.

Da wir uns hier in keine besondere Widerlegung der von dem Vf. dem Genuss des Kaffees zu reichlich aufgebürdeten Beschuldigungen einlassen können: so bemerken wir nur, dass er zum obersten Grundsatz seiner Schrift aufstellt: „Um gesund und lange zu leben, bedarf der Mensch Speisen, welche bloss nahrhafte, aber keine reizenden, arzneylichen Theile enthalten, und Getränke, welche entweder bloss anfeuchtend und nahrhaft zugleich sind, aber keine arzneylichen und reizenden Bestandtheile enthalten, wie das reine Quellwasser und die Milch." Dieser Satz, wie er hier steht, ist viel zu allgemein und auch wieder unvollständig ausgedrückt, und leidet grosse Ausnahme. Leben kann man allerdings auch bey Wasser und Brod, oder bey Wasser und Wurzeln, welche Diät eigentlich die natürlichste wäre; ob aber auch unter körperlichen Anstrengungen und Beschwerlichkeiten, denen sich doch eine Menge Menschen unterziehen muss, oder bey grosser, fortgesetzter Geistesthätigkeit, welche der Staatsmann, der Gelehrte, der Künstler (im höheren Sinne des Wortes), der Geschäftsmann zu ihrer Bestimmung nöthig haben? Ob in diesen Fällen nicht gerade geistige, reizende Mittel erforderlich sind, um den Lebensprocess in seiner vielfachen, verzehrenden Äusserung zu unterhalten, ob nicht überhaupt durch solche eine höhere Geistesthätigkeit, ein regeres Leben geweckt wird: das sind Fragen, die zuvor zu beantworten sind, ehe sich jener Satz mit allen seinen Folgerungen begründen lässt. Und besteht denn, fragen wir Hn. *H.*, das thierische Leben, der Organismus des Menschen in der blossen Ernährung? Bedarf es denn keiner anderen Reize zu seiner Erhaltung, Wirksamkeit und Dauer, als Speise und Trank? — Hätte der Vf. bloss vor dem Missbrauch des Kaffeetrinkens gewarnt, so würde man ihm allen Beyfall geben müssen. Aber dann hätte er eben so gut über das Brod, das allgemeinste Nahrungsmittel, viel Böses sagen können, wovon uns *Linguet* ein Beyspiel aufstellte; wie denn auch der übermäsige Genuss desselben, besonders bey Kindern, sehr leicht Atrophie und Kachexie herbeyführt.

J. C.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Unterricht für Landhebammen zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen.* Dritte von neuem durchgesehene und verbesserte Auflage. 1804. II u. 136 S. 8. (6 gr.) Die Verbindung der Materien und der Vortrag selbst in diesem Buche sind so beschaffen, dass man auch für eine mittelmäsige Fassungskraft davon Nutzen absehen kann, wenn gleich bey manchen einzelnen Punkten sowohl, als auch bey der Form des Ganzen, einiges zu erinnern seyn möchte. Z. B. bey dem Recepte: Nr. 3. S. 97: „Man nimmt 1 Loth Fieberrindenpulver, ½ Quentchen gestossenen Zimmt, 1 Quentchen Anissaamenpulver, 2 Loth weissen Zucker, 1 Loth weisse Magnesien, mische dieses unter einander, und gebe der Schwangern Morgens und Abends eine gute Messerspitze in einem Löffel voll Wasser." Es müssen sonderbar starke Messer seyn, wenn eine Spitze voll derselben von dieser Mischung irgend etwas leisten soll, und wozu Recepte in einem Landhebammenbuche? Entweder enthalten sie wirksame Mittel und dann passen sie nicht zu der Urtheilskraft solcher Personen, oder sie sind unwirksam und nur gleichsam der Form wegen hingestellt, und dann können sie begreiflicherweise nicht nutzen, da sie doch auch dann durch den Dünkel, womit sie eingeschränkte Köpfe aufblähen, allemal schaden. So, wenn S. 82 auf die aufgeworfene Frage: woher entstehen die Würmer, was für Übel können daraus entstehen, wie müssen dieselben aus dem Leibe gebracht werden? die ganze Wurmcur durchgegangen wird, ist es doch offenbar ausser der Sphäre dieser Schrift, Laxiermittel von Jalappenharz vier Gerstenkorn schwer u. dgl. allgemeine Vorschriften, die so viele Nebenbestimmungen erleiden, zu rathen.

Nimr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 DECEMBER, 1805.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Über den Ursprung und die vornehmsten Schicksale der Orden der Rosenkreutzer und Freymaurer.* Eine historisch-kritische Untersuchung von *Johann Gottlieb Buhle.* 1804. 418 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Geschichte jedes geheimen Ordens kann in einer doppelten Hinsicht versucht werden. Da der Charakter einer solchen Verbindung nicht immer durch das Geheimnifs ihrer Existenz, sondern durch die Unbekanntschaft der Nichteingeweihten mit dem Streben oder Zwecke desselben bestimmt wird: so theilen sich die historischen Untersuchungen in die der inneren und äusseren Geschichte. Das Gebiet der letzteren nimmt da seinen Anfang, wo die geheime Gesellschaft den Profanen bekannt wurde, und ihre Aufmerksamkeit erregte, indess die innere, nur dem Orden selbst bekannte, Geschichte vielleicht noch mehrere Jahrhunderte zurückgeführet werden mufs, um die Begründung des Instituts zu entwickeln. Wie der Standpunkt, von welchem beide Wege ausgehen, verschieden ist: so sind es auch die Quellen, aus welchen geschöpft werden mufs. Die innere Ordensgeschichte kann die Data nur aus den Ordensarchiven und Ordensdocumenten, die äussere aber aus der allgemeinen Völker- und Cultur-Geschichte entlehnen; jene bleibt ein Eigenthum des Ordens, indefs sich diese der Notiz jedes Wifsbegierigen darbietet. Dieser Unterschied mufs bey jeder Würdigung von Ordensschriften dieser Art um so fester gehalten werden, da er immer die Norm ist, nach welcher das Geleistete und das, was zu leisten war, gehörig bestimmt werden kann.

Das vorliegende Buch hat, wie schon der Titel sagt, zwey in sich verschiedene Ordensinstitute zum Gegenstand, deren einem der Name eines geheimen Ordens in einer von dem zweyten ganz separirten Bedeutung zukommt. Die Rosenkreutzer machten allgemein den Zweck ihrer Verbindung und die anzuwendenden Mittel zur Erreichung desselben — die Auffindung eines Geheimnisses — bekannt; ja sie wiesen sogar dem gesuchten Geheimnisse die bestimmtesten Grenzen an, innerhalb welcher dasselbe als Princip wirken sollte. Die Freymaurer hingegen, man mag annehmen, dafs sie ihr Geheimnifs noch suchen, oder dafs sie dasselbe bereits gefunden haben, begründen mit demselben den Zweck ihrer Ordensverbindung, und verhüllen dem Uneingeweihten die Absicht ihrer inneren Wirksamkeit. Hieraus ergiebt sich, dafs der historische Charakter beider Institute auch an sich ganz verschieden seyn mufs; selbst wenn man, wie wir in der Folge sehen werden, beide auf einen gemeinschaftlichen Punkt zurückführt.

Sowohl das wirkliche Entstehen des Freymaurerordens, als der Zeitpunkt, in welchem er der gegenwärtigen Form nach bekannt wurde, hat in der zweyten Hälfte des 18 Jahrhunderts eine Menge von Untersuchungen veranlafst, unter welchen *Lessings* Ernst und Falk, *Nicolai's* Werk über die dem Tempelherrn gemachten Beschuldigungen, und die von demselben veranlafsten, in dem neuen Mercur abgedruckten Briefe von *Herder* die meiste Sensation erregten. *Lessing* theilt in der leichten Form des Gespräches die Notizen mit, welche er gelegentlich über diesen Gegenstand gefunden hatte, und verbindet damit die Andeutung dessen, was der FM. Orden vielleicht hätte seyn sollen, oder wenigstens werden könnte. *Nicolai* berichtigte, von vielen historischen Excerpten unterstützt, manchen Irrthum *Lessings* und war glücklich in dem süfsen Gefühl, *Lessings* Lehrer zu seyn, aber desto unglücklicher da, wo er als Kritiker Quellen beurtheilen, Dunkelheit aufklären, kurz den pragmatischen Geschichtsforscher zeigen wollte. Obgleich selbst diesem Gegenstande nicht gewachsen, und mehr in den Gefilden der Phantasie in seiner eigenthümlichen Sphäre, wiefs *Herder* dennoch mit vielem Scharfsinn Hn. *Nicolai*, der durch seine Worte jeden Zweifel beendet zu haben wähnte, in Hinsicht mehrerer Irrthümer zurecht. Diese und alle folgenden Bemühungen leisteten genau betrachtet wenig, da sie keine historische Wahrheit fest begründeten; selbst die unermüdete Thätigkeit, mit welcher ein Mann, wie *Bode*, den besten Theil seines Lebens diesem Gegenstande widmete, wurde weder der inneren, noch äusseren Geschichte des FM. Ordens erspriefslich, da ihn der Tod vor der Beendung seiner Untersuchungen von der Lebensbahn abrief; das von ihm gesammelte Archiv aber, vom verstorbenen Herzoge von Sachsen-Gotha erkauft, unter der sorgfältigsten Aufsicht jeder Bekanntwerdung entzogen wurde.

Hr. B., dessen Thätigkeit zur Ergründung des Entstehens der beiden genannten Orden schon aus den *Göttingischen Anzeigen* (1803. St. 7. 8.) bekannt ist, entwickelt in dem vorliegenden Werke die Resultate seiner Bemühungen mit kritischer Gründlichkeit,

keit, und muss die Aufmerksamkeit der Freymaurer um so mehr auf sich ziehen, da er den FM. Orden aus dem der Rosenkreutzer entstehen lässt, und also jenen mit diesem in eine nahe Verwandtschaft bringt, welches die Freymaurer oft so mühsam von sich abzulehnen suchten. Der Gang, welchen Hr. B. bey dieser Untersuchung wählt, ist der, dass er zuerst die wesentlichen inneren und äusseren Merkmale beider Orden entwickelt. Er findet sie in der Gleichheit der persönlichen Rechte ihrer Mitglieder in Beziehung auf ihren Zweck, in der Entfernung der Weiber, Kinder, Nichtchristen und Unfreyen von der Ordensweihe, in dem Anspruche auf Geheimnisse, in den allgemein eingeführten Zeichen, Gebräuchen, Symbolen, Mythen und Festen, in dem Streben nach Wohlthätigkeit, und endlich, ausser einigen negativen allgemeineren Ordensvorschriften, in der Freyheit der Mitglieder, sich zu jeder Zeit von der Verbindung wieder trennen zu können. Es ist dem aufmerksamen Leser auffallend, wenn der Vf., vielleicht aus zu groser Vorliebe für die nachher aufgestellten Resultate, nun nicht die Beleuchtung der charakteristischen Verschiedenheit beider Verbindungen folgen lässt, sondern diese unter dem Vorwande, dass sie die historische Untersuchung des ursprünglichen Verhältnisses beider erfordern, zurückweisst. Hr. B. lässt vielmehr sogleich die Beurtheilung der ersten historischen Spuren von der Existenz jener Orden folgen, indem er zuförderst zeigt, dass sie mit den orphischen und eleusinischen Mysterien, mit der geheimen Hieroglyphen-Lehre der Ägypter, mit den neu-platonischen Verbindungen, wie auch mit den Magiern, Esseern, Therapeuten u. s. f. gar nichts ähnliches haben, woraus eine wechselseitige Verwandtschaft in Rücksicht des Entstehens jener neueren Institute gefolgert werden könne; vielmehr findet er in dem Anfange des 17 Jahrhunderts die erste zuverlässige Spur von dem Daseyn beider Orden. In Rücksicht des Rosenkreutzer-Ordens möchte diese Behauptung auch mit der grösten Wahrscheinlichkeit aus der im dritten und vierten Kapitel enthaltenen Darstellung ihres Entstehens und aus der Beurtheilung der dahin gehörigen historischen Urkunden hervorgehen. Wenn aber Hr. B. in den rosenkreutzerischen Ideen, welche in England durch Fludd's Schriften um das J. 1630 so viele Anhänger fanden, und geschlossene Gesellschaften bildeten, zugleich die ersten Spuren der Maurerey nach jetziger Form findet; wenn er zeigt, wie diese aus jenen hervorging, und daraus den Schluss macht, dass der FM. Orden erst durch die Rosenkreutzer veranlasst wurde, und seine ganze Existenz jenen zu verdanken habe: so verwechselt er offenbar die *innere* und *äussere* Geschichte desselben.

In folgenden vier Punkten ist unseres Vf. Resultat dieser Untersuchung über den *Ursprung* und Charakter der ächten Freymaurerey bis zum Meistergrade zusammen gefasst: 1) Die ältesten FM. waren eine Gesellschaft, welche sich während des Decenniums von 1630—1640 bildete, und deren Mitglieder den Zweck hatten, die Philosophie der Natur, in cabbalistischer und alchimistischer Bedeutung gemeinschaftlich zu suchen, und einander unter eidlicher Verpflichtung zur Verschwiegenheit gegen Profane mitzutheilen. Dieses ist das *Licht aus dem Orient*, welches dem Maurer leuchtet, und welchem er nachgeht. 2) Das Symbol dieses Zweckes war der salomonische Tempel, der erbauet werden sollte, mit welchem die wahre christliche Kirche, deren Fundament und Eckstein Christus ist, bezeichnet wird. Das Studium und die Übung der *wahren Magie* ist das Mittel zur Erreichung des Zweckes. 3) Die ältesten FM. betrachteten sich als lebende Steine, welche sich zur christlichen Kirche vereinigten. Daher ahmten sie die äussere Form der wirklichen Maurerzunft nach, daher versammelten sie sich in den Herbergen derselben, benutzten Zunftattribute, Symbole, Legenden u. s. f. und traten auch mit der Maurerzunft in nähere Verhältnisse. 4) Aus dem Maurergewerke sind die drey Ordensgrade, die des Lehrlings, des Gesellen und Meisters entlehnt. Mit dem Letzteren ist die vollendete Kenntniss des wahren Zweckes der Maurerey geschlossen. Der grosse Meister Christus ward getödtet, als er den Tempel der Menschheit begründen wollte, von welchem der babylonische Thurmbau und der Salomos-Tempel geheimnissvolle prophetische Vorbilder sind. Der grosse Meister ist wieder auferstanden, lebt und wird ewig triumphiren. Christus und Hiram haben hier gleiche Bedeutung. Der Liebling des grossen Meisters, Johannes, ist der gefeierte Lehrer und Schutzpatron der FM.

Wenn Hr. B. diese Ansicht aus dem Gesichtspunkte aufgestellt hätte, dass sie nach den Quellen der profanen Geschichte das Bekanntwerden des FM. Ordens in seiner gegenwärtigen Form, mithin die äussere Geschichte desselben, enthielte: so würde gewiss der aufmerksame Leser diesem gelehrten Werke seinen unbedingten Beyfall gegeben haben. Da er aber glaubt, dass hiermit auch die innere Ordensgeschichte der FM. aufs Reine gebracht sey, so begeht er ohnstreitig einen Irrthum. Um jenen recht offenbar an den Tag zu legen, wäre es vor allen Dingen erforderlich, hier einige Facta der inneren Ordensgeschichte anzugeben, und deren Richtigkeit kritisch zu erweisen; aber die anfänglich gegebene Nachweisung von den der inneren Geschichte gehörigen Quellen, zeigt von den Schwierigkeiten, denen die Erfüllung dieser Forderung unterworfen ist. Um nur eines anzuführen, erwähnen wir der bekannten alten Handschrift über Freymaurerey, welche durch eine Copie von der Hand Königs Heinrichs VI von England auf uns gekommen seyn soll, und nun bereits mehrere Jahrhunderte hindurch für authentisch gehalten ist. (s. Magazin für FM. St. 1. S. 70 ff.)

Nach dieser allgemeineren Beurtheilung der vorliegenden Schrift, mögen hier noch einige auf specielle Äusserungen Bezug habende Bemerkungen folgen. — Nach dem vierten Punkte der aus derselben aus-

ausgehobenen Resultate, wähnt Hr. B., dass der von den FM. verehrte Johannes der Evangelist sey; es ergiebt sich aber aus allen Urkunden, dass es Johannes der Täufer ist. — Wenn Hr. B. äussert, dass die FM. zur Verbreitung allgemeiner philosophischer Religionsansichten bedeutend gewirkt haben, so verdient es einer grossen Beherzigung für die gegenwärtige Generation, ob nicht die Thätigkeit des Ordens, wenn sie auf die festere Begründung unserer in den neuesten Zeiten so sehr in Verfall gerathenen positiven Religion gerichtet wäre, für häusliches und Staatenglück die erspriesslichsten Früchte erzeugen könnte?

Ungern liest man S. 345 folgende Stelle: „Der verstorbene *Herder* urtheilte freylich oft mit erstaunlicher Anmassung über Dinge, die er nicht verstand; und kein Schriftsteller hat sich in so hohem Grade, wie dieser, der Kunst bemächtigt, seichte oberflächliche Kenntnisse in Feldern des Wissens, die ihm fremd waren, für tiefe Einsicht bey dem grossen Haufen der Gelehrten geltend zu machen. Er bestritt auch *Nicolai's* Untersuchungen über die Tempelherrn und die FM. meistens mit schlechten Waffen, mit sophistischen, nicht selten hämischen Luftstreichen und Ausfällen, ohne ihre Gründe und Resultate für die unbefangenen Wahrheitsforscher wirklich zu widerlegen, und die Gegenstände des Streites besser in's Licht zu setzen. Er hat die Züchtigung vollkommen verdient, die er nachher von seinem Gegner erfuhr." Wenn man bey diesem parteylichen Räsonnement nicht annehmen darf, dass Hr. B. die Namen beider Gelehrten verwechselt habe und da *Herders* Namen nannte, wo *Nicolai* gemeint war, so liegt gewiss eine persönliche Ursache zum Grunde, die solch ein einseitiges Urtheil veranlasste. Das *Bene de mortuis* verdient wohl keiner mehr, als *Herder*, der das Gute schätzte, wo er es fand, und bey vielen Kenntnissen und herrlichen Talenten so vieles leistete.

Möchte die Aufmerksamkeit, die Hr. B. dem FM. Orden in der Darstellung dieser äusseren Geschichte geschenkt hat, ihn auch bestimmen, die innere Geschichte desselben mit eben so vielem kritischen Scharfsinne zu bearbeiten! Der Erfüllung dieses Wunsches kann man mit desto grösserer Erwartung entgegen sehen, da er gewiss von dem Orden selbst, dessen Mitglied Hr. B. ohnstreitig ist, mit der grössten Bereitwilligkeit bey einem solchen Unternehmen unterstützt werden würde.

CRR.

PHILOSOPHIE.

ERFURT, b. Rudolphi: *Neues, philosophisches, allgemeines Real-Lexicon, oder Wörterbuch der gesammten philosophischen Wissenschaften, in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln, aus verschiedenen Schriftstellern gezogen*, von *Joh. Christ. Lossius*, Prof. zu Erfurt. Erster Band. 1803. XIV u. 759 S. Zweyter Band. 1804. 701 S. Dritter Band. 1805. 732 S. gr. 8. (9 Rthlr.)

Ein *neues philosophisches Real-Lexicon*, zu einer Zeit, und unter einem Volke, wo, seit vielen Jahren, von der Philosophie selbst, in Schulen und Schriften, nur die Erscheinung als *Realität*, und alle und jede Realität nur als *Erscheinung*, öffentlich verkündiget ward, erregt wirklich eine grössere Erwartung, als frühere Arbeiten dieser Art, an welchen wenigstens wir Deutsche gar häufig nichts anderes, als eine philosophische Trödlerbude, wahrnahmen, worin man veraltete Kleider unvermögenden Leuten um herabgesetzte Preise feil bot.

So sehr nun aber auch Hr. L. manche andere Erwartungen zu erfüllen, oder zu übertreffen, fähig gewesen seyn möchte: so wenig scheint ihm, zufolge vorliegender Urkunde, sein Genius berufen zu haben, der bescheidensten Erwartung *da* zu entsprechen, *wo* von irgend etwas *Realem* in der Philosophie die Rede ist.

Schon das bunte Allerley, das sich, in einem, *der Philosophie gewidmeten*, Wörterbuche doch wohl bey jedem gemeinen Leser von selbst rügen muss, verspricht für die Behandlung der Hauptsache nicht viel erspriessliches, und läst bereits die ersten Blicke in diess Buch diejenige Dürftigkeit seines zugesagten, *wesentlichsten* Inhalts befürchten, von welcher sich die schärfere Prüfung überzeugt. Vermuthlich sollte durch fragmentarische Beyziehung *mathematischer, militärischer, politischer, kaufmännischer* Begriffe, wie z. B. *Basteyen, Batterie, Brustwehr, Kastell, Banko*, — durch die, sechszehn Seiten einnehmende, Zerfaserung des Begriffes der *Achtung*, so wie durch die Predigt über das *Allmosen!?* der Titel eines *Real-Lexicons* gerechtfertigt werden. Allein auf was hätte da den Vf. der gutwillige Leitfaden des Alphabets noch führen müssen, wenn er sich mit der unabsehbaren Mannichfaltigkeit solcher, in die besondersten Bedürfnisse und Verhältnisse des Lebens einschlagenden, Dinge, nur auch etwas mehr als oberflächlich, und nicht bloss unter der willkührlichsten Auswahl, befassen wollte? — Freylich wäre, von einer anderen Seite her, ungemein zu wünschen gewesen, diess Real-Lexicon, — wenn es ja selbst *je erscheinen* musste, — hätte sich, mit gänzlicher Beseitigung alles *Abstracten*, jene *concrete* Art von Erscheinungen ausschliessend zum Ziele gesetzt. Der Philosophie würde dadurch kein Abbruch geschehen seyn; und das Verdienst einer höchst durchsichtigen Fasslichkeit, welches man dem Vortrage des Vf. zugestehen muss, würde sich an jenen Artikeln ausnehmend haben verherrlichen können. Allein es sollte nun einmal die Philosophie selbst seyn, die man, in dieser vermischten Gesellschaft, abermal vor dem deutschen Publicum aufzuführen gedachte, und der erste bedeutende Begriff aus ihrem höheren Gebiete, durch dessen Zergliederung sie sich hier, nach der Ordnung des Alphabets, empfiehlt, ist der Begriff der *Abstraction*. Was *Plato, Aristoteles, Poiret, Crusius* u. s. w. von der

Ab-

Abstraction und den *abstractis* gelehrt haben *sollen*, findet man theils hier, theils unter dem Artikel: *Angebohrne Begriffe*: — und zwar an letzterem Orte mit einem noch reicheren Verzeichniss *klassischer* Denker! nach des Vf. Ansicht zusammen getragen. Was hingegen die *Abstraction* sey, sagt vielleicht Uneingeweihten ihr natürlicher Verstand schon vorher bestimmter, als sie es hier erfahren. Hier wird sie nämlich bald für nichts anderes, als für einen Behelf, für eine Krücke des beschränkten Verstandes erklärt, wodurch er sich der vergeblichen Mühe überhebe, von allen einzelnen Dingen sich Begriffe zu bilden; bald *schaut* gar der Verstand durch die Abstraction *gleichsam an*, und zwar so an, dass er in einem Klassennamen eine Menge einzelner Dinge erblickt, die er, unter der Ähnlichkeit ihrer Merkmale, in jenem Klassennamen begriffen hat; bald heisst es: „*Abstraction sey die Verrichtung des Verstandes, nach welcher er die Eindrücke des Mannichfaltigen, das sonst mit einander verbunden ist, im Gedanken trennt, um jeden besonders zu denken.*" Ob sich wohl ein Mensch hiebey etwas denken kann, und, wenn er sich ja etwas dabey denken will, ob er im Stande ist, den Sinn, den er diesen Worten unterschiebt, mit obiger Behauptung zu vereinigen, dass die Abstraction vom *Einzelnen* und *Besonderen* an den Dingen absehe, und auf das Gemeinsame an denselben hinsehe? — Diess letzte scheint auch wirklich der vorherrschende Begriff des Vf. von der Abstraction zu seyn; denn, ungeachtet sich seine Anhänglichkeit an den *Kantischen* Buchstaben in keiner, zur höheren Philosophie gehörigen, Materie verbirgt: so läst er sich doch „die *abstracta*, die sich der Verstand vorerst im Allgemeinen gedacht hatte, auch wieder an den Dingen selbst, *als solchen*, (laut S. 71 des ersten Bandes) einfinden, wenn man sich diese in der Erfahrung, als *einzelne* Dinge vergegenwärtige." Und gerade an diese richtige Vorstellung des Vf. hätte sich, däucht Rec., der zwar misskannteste, aber *naturmässigste* und *einfachste* Begriff von der Abstraction vollends anknüpfen lassen. Sie ist nämlich die, sich in dem Bewusstseyn verständiger Wesen, *als solcher*, von selbst einstellende Scheidung, Disjunction, Beseitigung *einzelner* sinnlicher Merkmale an einem Sinnengegenstande, nicht um, wie die Kantianer sprechen, diese aus dem Bewusstseyn *auszustossen*; sondern um sich dieselbe vielmehr sogleich wieder an das, durch ihre Disjunction hervorgehobene, *Allgemeine*, der Gattung u. s. w. *worunter sie in der Natur selbst stehen*, auch im Gemüthe des verständigen Menschen anschliessen zu lassen. Was in der Natur das *Erste* (*natura prius*) seyn musste, damit nur auch irgend eine *Individualität*, in welchem ihrer Reiche es sey, *werden* konnte, — *das Allgemeine nämlich* — diess macht sie, durch die sogenannte Abstraction, bey Verstandeswesen ebenfalls wieder zum *prius*, unter welchem sofort das Einzelne und Besondere *naturgemäss* begriffen, seiner Urheberin *nachgebildet*, *erkannt* werden kann und soll. Darum, und nur auf diese Weise allein, wird begreiflich, wie der Mensch mit der Lossiussischen Krücke der Abstraction in der Welt so grosse Schritte macht, warum er z. B. mit ihr über Planeten und Sonnen hin, bis zum allgemeinen Weltverband fortschreitet. Die Natur selbst hat ihm ihre Krücke geliehen; und diese ist, Gott sey Dank, noch nicht in allen Köpfen zur subjectiven Stelze geworden.

Ganz nach demselben Mass und Zuschnitt, wie die Lehre von der Abstraction, sind auch die übrigen *philosophischen* Artikel in diesem Wörterbuche behandelt. Es sind Collectaneen aus der früheren und späteren Lectüre des Vf., hier und da untermischt mit eigenen Bemerkungen, welche die gute Meinung des Publicums von dem richtigen Sinne des Vf. für *empirische* Ansichten grösstentheils bestätigen. Vorzüglich gut, obgleich bey weitem nicht erschöpfend, schien Rec. die hier gegebene Erörterung der *Association*, theils nach psychologischen, theils nach kritischen Gesichtspunkten. Cr.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Rom: Bruder Jonas der Mennonit. Herausgegeben vom Verfasser des Fürsten von Schwabenburg oder der neuesten privatisirenden Fürsten.* 1805. Zwey Thle. XVI, 221 u. 208 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Gewöhnliche Romanenleser werden das Buch bald auf die Seite legen; es ist keine Nahrung für sie. Es sind Briefe, in welchen ein Mennonit (freylich von ganz eigenem Schlage) seine Ansichten von allerley Gegenständen und Begebenheiten, hauptsächlich unserer Tage vorträgt. Sind nun auch diese, wie auch der Herausg. selbst gesteht, nicht immer neu, so sind sie doch grösstentheils richtig, und mit Wärme und Eifer für die gute Sache dargestellt. Der fromme Bruder läst sich besonders über Angelegenheiten der Religion vernehmen; doch bekömmt auch die Politik ihren Theil. Nur ein paarmal hat der Briefsteller ins Blaue geschossen: z. B. Thl. I. S. 55: „Hätte Frankreich und Preussen besiegt unterliegen müssen; hätte Österreichs System triumphirt, was würde dann aus der Welt geworden seyn! Ach! ich glaube, ein einziges grosses Kloster würde sich gewiss auf den Ruinen des Protestantism, blutroth wie der Dom zu Mainz, empor gehoben haben." 12 x 37

Glogau, b. Günther: *Der Dichterfreund. Eine Auswahl der besten Stücke deutscher Dichter. Zum Behuf orthographischer, declamatorischer und Leseubungen, vorzüglich aber zur Umarbeitung in Prosa, für Schulen, Erziehungsanstalten und Privatunterricht. Erster Theil, Fabeln, Erzählungen und Romanzen enthaltend.* 1804. 296 S. 8. (20 gr.) Der ausführliche Titel giebt den Inhalt und die Absicht dieses Dichterfreundes deutlich genug an, die Sammlung ist nicht ohne Werth, aber sie läst noch manches zu wünschen übrig. Hauptsächlich ist es zu tadeln, dass die Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, besonders für die Umarbeitung in Prosa, nicht streng genug beobachtet worden ist, und dass in dieser Hinsicht zu wenig Erzählungen, ächt poetisch vorgetragen, aufgenommen wurden, bey denen die Umsetzung in Prosa vorzüglich nützlich wird. Es sind auch Anmerkungen zur Erklärung schwerer Wörter beygebracht, die sich aber hie und da bey zu bekannten Wörtern verweilen, auch wohl unrichtig sind. So z. B. ist das Wort *Heimath* erklärt, und bey dem Worte *Mikromegas* findet man die Anmerkung: „so nennt man jeden kleinen Menschen." AN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 DECEMBER, 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Isis. Eine Monatsschrift von deutschen und schweizerischen Gelehrten.* Januar bis October 1805. 952 S. 8. (Pränum. Preis für den ganzen Jahrgang 4 Gulden 30 kr. Ladenpreis 6 Gulden 45 kr. den Carolin zu 10 Gulden.)

n den zwey letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrunderts war bey denselben Verlegern eine, zwar ı Deutschland weniger bekannte, aber gehaltreiche lonatsschrift: *Das schweizerische Museum, sechs Jahrgänge* 1783—1792 *und das neue schw. M., zwey Jahringe und dritten Jahrgangs* 1—5 *Stück* 1793—1796, erausgegeben von *Heinrich Füfsli*, erschienen; sie 1thielt, theils Auffätze über die Schweiz von Ausndern und Eingebohrnen, theils andere Auffätze ɔer die mannichfaltigsten Gegenstände von schweierischen Verfassern, und erwarb sich durch ihren ihalt die Achtung und den Dank der Kenner und iebhaber alter vaterländischer Geschichten, und berhaupt des gebildeteren Theils der deutschen Beohner der Eidesgenossenschaft. Dafs sie aufhörte, klärt sich durch die Zeitumstände. Während der :lvetischen Revolutionsperiode verschlangen die ɔlitischen Angelegenheiten jedes andere Interesse; r Flugschriften, die in dem Sinne der einen oder r anderen Partey geschrieben waren, machten auf ırze Zeit einiges Glück, und die Musen und Graen wurden durch den leidenschaftlichsten Factionsist verscheucht. Eine bey Steiner zu Winterthur schienene *helvetische Monatsschrift* suchte zwar das ssere Publicum zu sammeln; woran es aber auch legen haben möge, schon mit dem 7 Hefte ging ein, und die in unseren Blättern (1804 Nr. 30) gezeigte *schweizerische Minerva* konnte sich noch eniger behaupten; schon mit dem 2 Hefte ward r der Mund auf immer verschlossen. Die Herausber vorliegender Monatsschrift scheinen den Zeitnkt der Ankündigung und Mittheilung ihrer *Isis* sser gewählt zu haben, und was wir in den, bis hin erschienenen zehn Heften lesen, scheint derben, wenn ihr nicht der leider wieder ausgebroene Krieg schadet, nicht nur ein längeres Daseyn versprechen, sondern wir glauben auch, dafs jene r auf dem betretenen Wege fortwandeln dürfen, ı dieser Zeitschrift in ganz Deutschland Aufmerknkeit und Einführung in alle Lesecirkel zu verɔaffen.

Diese Blätter haben durchaus kein blofses Localinteresse, und obgleich die Schweiz, als Vaterland, nicht ganz aus dem Gesichte verloren wird, so schränkt sich doch der Plan bey weitem nicht auf diefs einzelne Land ein. Die Vff. schreiben als Weltbürger, denen nichts, was die Menschheit angeht, fremd seyn soll; dem Nützlichen und Schönen jeder Art sind ihre Arbeiten geweiht; jeder haben sie einen Altar bestimmt und ein Opfer zugedacht; insbesondere bemühen sie sich, Ereignisse der neueren Geschichte gut darzustellen und unbekanntere Anekdoten aus den Urkunden der Vorzeit auszuheben; Übersetzungen aus so eben erschienenen, anziehenden und durch die Ereignisse des Tages merkwürdig gewordenen Schriften erlauben sie sich (nur nicht zu oft) mitzutheilen; sonst aber sollen keine schon gedruckten Abhandlungen vorkommen; auch wird versprochen, dafs diese Zeitschrift nie in ein polemisirendes Institut ausarten solle; höchstens soll zuweilen von Werken, welche in mehreren Rücksichten die ganze Aufmerksamkeit des Lesers verdienen, eine solche Nachricht gegeben werden, die den Leser, der die erfoderlichen Vorkenntnisse hat, in den Stand setzt, den Gehalt derselben selbst zu würdigen.

Nun eine kurze Nachricht *von einigen* sich auszeichnenden Auffätzen. Die nachher in *Zschokke's Denkwürdigkeiten* (Th. III) aufgenommene Schilderung des Schultheissen *Niklaus Friedr. v. Steiger* ist mit *Ith's Trauerrede* über diesen Staatsmann von grofsen Fähigkeiten, „dessen Sinn sich nicht beugen konnte unter der Gewalt der Umstände, und der den *Kampf* mit Frankreich wollte, um ehrenvoll vor Europa und beklagt von der Menschheit unterzugehen,“ zu vergleichen. — Reich an neuen interessanten Bemerkungen ist *v. Bonstettens*, eines Mannes, der mit vielseitigen Kenntnissen die zarteste Beobachtungsgabe verbindet, *Gemählde des heutigen Roms* (aus dessen *Voyage sur la scene des six derniers livres de l'Eneide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne.* f. *Jen. A. L. Z.* 1805. Nr. 15.) Gott, welches schreckliche Elend hat der vollkommen glaubwürdige Vf. noch in der neuesten Zeit selbst gesehen! „Wenn dem Papste zu Paris, schrieb ein französisches Journal, zufällig *v. Bonstettens Reise durch Latium* in die Hände fällt, so kann er — *allerley daraus lernen.*“ — Aus *Heinrich Meister's études sur l'homme dans le monde et dans la retraite* sind Bruchstücke eingerückt, welche ungemeine Unterhaltung gewähren. Bewunderungswürdig ist, was

der Vf. aus *Diderot's*, eines sehr unparteyischen Zeugen, Munde, der es ihm mehr als Einmal erzählte, als Beyspiel der Macht einer lebhaften *grossen Empfindung* anführt. „Einem Ordensgeistlichen sollte der Stein geschnitten werden. Man bat ihn, sich die Beine und Arme halten zu lassen. Er wollte sich nicht dazu verstehen. Ich weiss wohl, sagte er zum Bruder *Kosmus*, ich bin höchst empfindlich; *aber geben Sie mir nur das Crucifix, und, ich flehe Ihnen dafür, ich werde nicht zucken.* Man musste nachgeben. Und wirklich, indem er das heilige Bild seines Erlösers an die Brust drückte, sank er in eine so innige stille Verzuckung des Geistes, dass er keinen Schmerz zu empfinden schien; und als man ihm die Vollendung der Operation anzeigte, sah man auf seinem Gesichte nur den schönsten Ausdruck des Vertrauens, der Anbetung, des Danks und der Liebe." — Unverkennbar ist der mit Recht gepriesene humoristische Vf. der Schrift: *Auch ich war in Paris*, (S. Jen. A. L. Z. 1804. Nr. 8 und 267.) Hr. Landschreiber *Hegner* zu Winterthur, in *Fragmenten aus dem Tagbuche einer Reise in das bernersche Oberland im Sommer* 1804. (Warum mögen wohl nur *Fragmente* mitgetheilt seyn? Ist etwa die Cantons-Censur zu schwierig, als dass das Ganze erscheinen dürfte?) — Vorzüglich zeichnet sich in dem Aprilhefte ein origineller Aufsatz aus, betitelt: *Homilie über ein Wort des Diogenes von Sinope:* (Ich suche *Menschen*). Was die Herausgeber in einer Vorerinnerung davon sagen, unterschreiben wir ganz. „Unverkennbar ist dieser Homilie das Gepräge der *Genialität* aufgedrückt; ein immer reicher, nie versiegender Strom von sinnvollen, launigen, witzigen Einfällen zieht durch das Ganze. Bald sollte man glauben, der Vf. habe sich die Manier *Jean Pauls*, bald die des Satyrikers *Swift* annehmen wollen; und doch kannte er diesen nur aus einer alten Übersetzung, und jenen gar nicht, sondern *was er ist, ist er ganz durch sich selbst ohne Vorbild.* (Er heisst *Dennler*, und ist ein Apotheker zu Langenthal im Canton Bern.) Mag immerhin dem Kunstrichter noch eine gewisse Rohheit und Derbheit in diesem Producte missfallen, der Mann, der es hervorbrachte, bleibt eine merkwürdige neue Erscheinung in der literarischen Welt, und verdient, dass man nach ihm frage. (Ein ungerechtes Urtheil über *Ulrich Zwingli* wird dieser Homilet hoffentlich zurücknehmen, wenn er sich die Mühe nimmt, sich näher zu erkundigen, wie es sich mit der Cappeler-Schlacht, und *Zwingli's* daselbst erlittenem Tode eigentlich verhielt) — Eine äusserst anziehende Sammlung von Briefen *Klopstocks* an *Bodmer*, betreffend seine Liebe zu *Fanny* (Demoiselle *Schmidt* zu Langensalza) dürfen wir eben so wenig mit Stillschweigen übergehen. Wie zart liebte *Kl.* diese seine Cousine! Wie rein, edel und innig! „Ich weiss nicht, sagt er, ob der, dessen Schicksal mir so viel Schmerz ordnet, hier keine Glückseligkeit für mich sieht, wo ich so viel Glückseligkeit sehe, oder ob er vorher sieht, dass ich die Freuden der ersten Umarmungen auszuhalten noch nicht fähig seyn würde, und ob er mich also erst ruhiger werden lassen will. Ich weiss nur, dass ich auf seinen ewigen Tafeln nicht den leisesten Zug hindern kann, und dass ich viel Beruhigung darin finde, dass ich mich ihm unterwerfe; und dass ich derjenigen, die ich so unbeschreiblich liebe, die allerreinste Glückseligkeit, auch wenn sie mich nicht wieder liebt, aus vollem Herzen wünsche." So schrieb *Kl*, nachdem er einen Monat vorher an *B.* lateinisch geschrieben hatte: „*Scias, me, hominem tranquillum antea animi et firmi, uno improvisi amoris impetu tam esse perculsum, ut respirare vix queam. Certo nemo ante me amavit sic, aut si ita quis amaverit, illius memoria amoris nullo in libro extat.*" Wie viel Einfluss diese Liebe auf seine Dichtungen hatte, bedarf keiner Erinnerung. Aber auch ein drey Jahre jüngerer Brief des sel. Oberhofpr. *Sack* an *Klopstock*, der sich damals (1751) zu Zürich aufhielt, ist merkwürdig. Ein Missverständniss war zwischen *B.* und *Kl.* entstanden; hierüber schreibt *Sack* an *Kl.*: „Wie? *B.* und *Kl.* lieben einander nicht mehr! Ich möchte fast *an eine gewisse poetische Erbsünde* glauben, wenn ich nicht annähme: *B.* und *Kl.* sind schon wieder ausgesöhnt und lieben einander stärker, als jemals. Nie werden die Vff. des *Messias* und des *Noah* dem besten und frömmsten Theile des menschlichen Geschlechtes den betrübenden Anstoss und dem Unglauben die Freude geben, zu sehen, dass man von Tugend und Religion sehr hoch und einnehmend, ja begeisternd schön denken und doch sich entzweyen könne. Mein Herz blutet, wenn der Gedanke mir einfällt: Nun wird der *Messias* und der *Noah* nicht mehr erbauen. Nein! *Kl.* muss das Herz seines *B.* wieder gewinnen, und nie wieder verlieren; er muss hingehen, und wäre er auch der Beleidigte und Thränen der zärtlichsten Wehmuth weinen, die ich so oft weinte, wenn ich den Messias las. *Kl. muss* diess thun, er muss, als *B's. Freund* aus Z. reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben, und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen des Messias lese. Ja *Kl.* muss als *B's. Freund* aus Z. reisen, oder kein Mensch fühle mehr die Stärke seiner Gedichte, sein *Messias* werde ein mittelmässiges Stück und seine *Oden* kriechen, und *Schmiedtinn* gedenke nicht mehr an ihn; *Kl.* muss B. wieder lieben, oder die ganze Welt müsse glauben: *Kl.* hat Unrecht und *B.* hat Recht." — Eine Parallele: *Batavien und die Schweiz*, und ein *Beytrag zur geheimen Geschichte des achtzehnten Fructidors in Frankreich* wird die Freunde der neueren Zeitgeschichte unterhalten. — *Friederike Brun* erzählt mit Phantasie und Gefühl, was ihr auf einer Reise von Genf bis Villeneuve und Martigni im Walliserlande begegnete. — Die Freunde von Sprachforschungen finden bey einer sehr schätzbaren Probe eines *schweizerischen Idiotikons*, deren Vf. Hr. *Stalder* zu Escholzmatt ist, ihre Rechnung. — Briefe aus Paris vom März und April 1801, in denen man die Feder des Hn. *Meisters* auch in der Übersetzung nicht ver-

verkennen kann, schildern diese Hauptstadt, wie sie damals war, in Vergleichung mit früheren Zeiten, in denen der Briefsteller sie genau kennen gelernt hatte. — *Pestalozzi's Leben und Lehre*, mit viel Kenntniss dargestellt, verdient auch eine rühmliche Erwähnung, so wie ein Aufsatz über Doctor *Mosmer* zu Paris und aus *Marmontels Geschichte der Regentschaft* ist ein sich sehr auszeichnender Abschnitt: *die Pest zu Marseille i. J.* 1720 in einer Übersetzung aufgenommen. So ist für mancherley Leser gesorgt, und vollkommen bewiesen haben wir, dass es dieser Zeitschrift nicht an *Mannichfaltigkeit* fehle.

Aber um so strenger müssen die Herausg. in der Wahl der Aufsätze seyn, je leichter oft durch wenige übelgewählte Beyträge ihrer Mitarbeiter der Ruf einer Zeitschrift auf immer verscherzt werden kann, und je schwerer das Publicum von einer, gegen ein Buch einmal gefassten ungünstigen Meinung wieder zurückkömmt. Auch die *Isis* hat Aufsätze, die ihrem Ruhme nachtheilig werden könnten. Zu diesen rechnen wir vorzüglich eine kleinliche und schiefe Kritik von *Schillers Wilhelm Tell*, die man aus der Schweiz am wenigsten erwartet hatte, und die das neunte Heft durch einen Schillern rühmlichen Aufsatz, wie es scheint, wieder hat vergüten sollen. Mit der lebhaftesten und dankbarsten Freude sollten die Schweizer, zumal unter den jetzigen Zeitumständen, diess Schauspiel aufnehmen, und, wenn sie nicht im Stande sind, etwas Besseres zu liefern, über die etwanigen kleineren Fehler einer durch so hohe Schönheiten glänzenden Dichtung von so ächtrepublikanischer, und Tyrannenhass so zeitgemäss unterhaltender Tendenz hinwegsehen. Es thut uns für die Schweizer in der That sehr leid, wenn sie (S. 212) *den Schillerschen Tell ohne Enthusiasmus (!) aufnahmen*, und sogar hin und wieder „*etwas mittelmässig*" fanden; leid auch für den ungenannten Kritikus, der von diesem Kunstwerke, das so viel Studium erfoderte, das Urtheil fällen konnte, „es gehöre zu den *mittelmässigsten* Werken dieses Dichters." Seine Beurtheilung in allen Stücken zu controlliren, würde zu weit führen; allein wir können uns nicht enthalten, wenigstens *Einen* Punkt zu berichtigen, weil der Ungenannte in Ansehung desselben das Vorurtheil *besserer Ortskenntniss* für sich haben könnte. *Schiller* wird nämlich S. 224 getadelt, dass er zu *Treib* den *Seppi* sagen lässt: „*Des Landvogts Reuter kommen angesprengt.*" Wahr ist hier zwar, dass vom Thal *Unterwalden* bis nach *Treib* nie ein ordentlicher Weg ging, der *reitbar* gewesen wäre; allein es bleibt darum doch immer das Wahrscheinlichste, dass *Gesslers* Knechte dem *Baumgarten* in *höchster Eile* und am wahrscheinlichsten *durch Unterwalden aufwärts* nachgesetzt haben. Das dringende Verlangen des Fliehenden nach dem jenseitigen Ufer des Sees ist darum sehr natürlich, weil es den Leuten des Landvogts mehr Zeit kostete, wenn sie erst über den See setzen mussten, und weil man jenseits in dem Canton Schwytz noch nicht wissen konnte, was diesseits vorgefallen war. Die mikrologische Kritik S. 226 über den *Mytenstein* nöthigt ein unwilliges Lächeln ab. Als ob der Dichter nicht gewusst hätte, dass der *Myten* (*Schwytzer-Haken*) einige Stunden vom *Grütli* entfernt läge, was schon jede Special-Landkarte der Schweiz deutlich zeigt! Aber wie, wenn er noch mehr gewusst hätte als dieser kundige Kritikus? Dass nämlich gerade beym *Grütli* draussen im See ein einzelnes Felsstück hoch hervorragt, welches *Coxe* (S. dessen Briefe aus dem Englischen übersetzt, Zürich 1781 S. 89. 90) mit folgenden Worten beschreibt: „Gleich zur Rechten fiel uns ein abgerissenes Felsstück in einer kleinen Entfernung vom Ufer in die Augen. Es hebt sich auf ungefähr 60 Fuss empor, ist mit Gebüsch und Stauden bedeckt, und erinnert mich einigermassen an den Felsen, der mitten in dem Rheinfalle bey Schafhausen steht. Dieses Felsenstück ward einem unserer Correspondenten, der in der Schweiz wohl bewandert ist, von Schiffleuten *Mytenstein* genannt," und weil wir diess schon früher gehört hatten, so glaubten wir beym Lesen des Schillerschen Schauspiels bey dieser Stelle nur einen Druckfehler zu finden. S. 227 breitet sich der Anonyme tadelnd darüber aus, dass *Tell* nach dem *nächsten Wege nach Küssracht* fragt. Allein gerade hier wäre die Ortskenntniss des Dichters zu bewundern gewesen. In alten Zeiten ging nämlich die eigentliche Strasse von *Brunnen* und *Schwytz* über *Steinen* nach *Art*; diess war aber ein Umweg, um zugleich als Strasse in die bewohntesten Ortschaften zu dienen. *Tell*, dem diess bekannt seyn musste, dachte, es müsse irgendwo ein näherer Weg seyn, der nur für Fussgänger brauchbar sey, und nach diesem fragt er den Fischer. Der jetzt für Fussgänger allgemein bekannte Weg war höchst wahrscheinlich vor 400 Jahren noch nicht vorhanden, weil die Waldung noch ganze Thäler ausfüllte. *Gessler* war gewohnt, sich der Strasse über Steinen zu bedienen, und konnte schon darum keinen anderen Weg nehmen, weil er zu Pferde war. An dieser Strasse war auch Staufachers Haus, bey welchem er einst still stand, sich ärgernd, dass Bauern so schöne Häuser hätten. *Tell*, der dem Landvogte zuvorkommen wollte, fragt nicht nach dem gewöhnlichen, sondern *nach dem nächsten Wege*. „*Nennt mir den nächsten Weg nach Art und Küssracht.*" Es ist gut, dass hier der Ungenannte endet; es war an dem Gegebenen schon zu viel, und eine sonst so gute schweizerische Zeitschrift hätte diese schielende Kritik nicht aufnehmen sollen. — Eben so wenig kann sich die *Isis* durch den Aufsatz: *Über Deutschlands Lieblingsschriftsteller*, empfehlen; denn da wird in vollem Ernste behauptet, man sey auch den *mittelmässigen* Schriftstellern, wenn deren Werke nur *gelesen* würden, *Achtung* schuldig, und Werke von geringem ästhetischem Gehalte seyen, wenn sie bey dem grossen Haufen Beyfall finden, *nicht minder ehrwürdig (!!)* als die Schriften der grössten Genies u. s. w.— Auch dem Übersetzer von Hn. *Heinrich Meisters* Aufsätzen ein Wort! Er ist der deutschen

schen Sprache noch nicht genug mächtig; durch seine nicht selten gar zu steife Übersetzung verliert das zierliche Original oft mehr, als verziehen werden kann. S. 438 läßt er z. B. Hn. *M.* sagen: „Die Gräfin hatte sich von ihrem Verführer getrennt, *welchem eine unbegreifliche Verwirrung des Verstandes sie alle ihre Pflichten hatte aufopfern lassen.*" Wie schülerhaft ist hier die französische Wortfügung beybehalten! Ein anderer hätte gesagt: „welchem sie, unbegreiflich verblendet, alle ihre Pflichten aufgeopfert hatte. Auch sagt man in Deutschland nicht: *Der gleiche Lärmen, die gleiche — gleiche — gleiche*, sondern: *derselbe Lärm, dieselbe* u. s. w. nicht *Sackuhr*, sondern *Taschenuhr*" u. dgl. m. (Das Wort: *Meisterlosigkeit*, um diess beyläufig noch zu bemerken, kömmt irgendwo in der Isis vor; man vermuthet aber in Deutschland den Sinn nicht, den man in der Schweiz damit verbindet, wo es so viel als *Leckerhaftigkeit* sagt.) — Die Herausgeber werden endlich gebeten, der *Auszüge* aus neuen französischen Werken nicht zu viele zu veranstalten. Gewöhnlich erscheinen *dieselben* Auszüge aus anziehenden französischen Schriften, die gerade den Reiz der Neuheit haben, in *mehreren* deutschen Monatsschriften, z. B. der *Minerva*, dem Journale: *Frankreich*, den *europäischen Annalen*, u. a. m. und der Leser wird dann zuletzt verdriesslich, dasselbe vielleicht zum dritten, vierten Male lesen und resp. bezahlen zu sollen. Diess ist z. B. der Fall mit den Auszügen aus *Neckers* Handschriften, die seine Tochter, Fr. v. *Stael* herausgab. Wer freylich bey der starken Concurrenz der Monatsschriften das Glück hat, der *erste* zu seyn, der solche Auszüge aus neuen fremden Schriften mittheilt, der verpflichtet sich das Publicum; allein selten dürfte die zu Zurich erscheinende *Isis* in der Lage seyn, sich diesen Vortheil in Ansehung der grossen *deutschen* Lesewelt verschaffen zu können, ob sie gleich diessfalls ihr kleineres *helvetisches* Publicum befriedigen kann.

Bn.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. M.*, b. Guilhauman: *Le nouveau Robinson, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans*, par *M. Campe*. Traduction revue et corrigée d'après la derniere édition originale, enrichie de notes allemandes et d'un vocabulaire complet par *J. B. Engelmann*. Seconde édition entierement retouchée. 1804. XIV. 376 u. 94 S. 8. (1 Rthlr.) Die getreue und gut-französische Übersetzung bedarf bey dieser neuen Auflage keiner neuen Empfehlung. Die kleine Vorrede des Autors zur 4 Auflage 1789 hätte mit übersetzt werden sollen, wenn die Übersetzung, wie der Titel sagt, nach der letzten Originalausgabe verbessert ist. Doch hat Rec. bey genauer Vergleichung mehrerer Stellen aus der 4 Auflage mit der Übersetzung keine Misshelligkeit gefunden. Spät besann er sich, dass die in der Ausgabe der letzten Hand gemachten Veränderungen, nach Hn. *Campen's* eigener Versicherung, bloss in einigen Sprachberichtigungen und in Vertauschung einiger Redensarten bestehen. Beiderley Veränderungen können so beschaffen seyn, dass der Übersetzer davon gar keine Notiz nehmen darf. Indessen war es so rathsam, als billig, dass Hr. *E.* dieses erinnerte. — Den in dieser Ausgabe hinzugekommenen deutschen Noten und dem angehängten Wörterbüchlein traut Hr. *E.* zu viel zu: *l'écolier*, sagt er, *peut faire maintenant usage de cet ouvrage sans maitre et même sans dictionnaire.* Keins der beiden Hülfsmittel giebt mehr, als Verdeutschung, ohne einige weitere etymologische oder sonstige Erläuterung. Wer also nicht alle biegsamen Wörter mit allen ihren Anomalien zu decliniren und zu conjugiren weiss, der ist nebenbey noch einer genauen Anweisung gar sehr bedürftig. — Der Druck des Buches ist gut, und die eingeschlichenen wenigen Druckfehler sind am Ende bemerkt.

W. Amb. +

Gotha, b. Becker: *Abendstunden im Familienkreise gebildeter und guter Menschen.* Herausgegeben von *Carl Stille*. Erster Band. 1804. 350 S. Zweyter Band. 1805. 348 S. 8. (2 Rthlr.) Durch diese Abendstunden sollen dem Publicum „Beyträge zu einer durchaus reinen und schuldlosen Unterhaltung, an welcher auch Jünglinge und Jungfrauen Theil nehmen dürfen," in die Hände gegeben werden. Die hier gelieferten Aufsätze, welche grösstentheils in Erzählungen bestehen, haben sich eben so rein von moralischer als ästhetischer Befleckung erhalten, und entsprechen somit ihrem Endzwecke, *gute* und *gebildete* Menschen zu unterhalten. Besonders aber sind es die Beyträge des Herausg., die sich durch die in ihnen herrschende Wahrheit und Zartheit der Empfindung, und durch eine eigene Lieblichkeit der Darstellung auszeichnen. Auch hat Rec. die Selbstliebe von *Collenbusch*, Karl und Ida von *Schuderoff*, und mehrere der *Schollmeyerischen* Beyträge mit Vergnügen gelesen. Mehr Simplicität und stille Anmuth wäre wohl der Erzählung Nr. 3 im zweyten Bande: *Die Sieger in den olympischen Spielen* zu wünschen, welche den Hn. Prof. *Mörlin* in Altenburg zum Vf. hat.

NZ.

1) *Nürnberg*, b. Endter: *Kleine Tugendlehren, oder Abschilderung der Tugenden und Laster, in welche der Mensch gerathen kann, und welche auf Erden herrschen; nebst den Quellen aus welchen sie entspringen; der Darstellung des Glücks und Unglücks, in welche der Mensch durch sie gerathen kann, und den Mitteln sich erstere (?) eigen zu machen, letztere (?) aber erstlich fliehen zu lernen; mit belehrenden Regeln aus den Werken guter Schriftsteller gezogen und für die Jugend bearbeitet* von *Chr. Ph. Fr. Beyer.* 1804. 230 S. 8. (6 gr.)

2) *Bremen*, b. Seyffert: *Der Weg zur Weisheit. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend aus dem Englischen* von *S. In zwey Theilen.* 1803. 252 und 242 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Zwey Versuche, die Kleinen und Grossen unter den Menschen tugendhaft, weise und glücklich zu machen.

Der Versuch Nr. 1 ist höchst unglücklich ausgefallen; es müsste denn seyn, dass Unsinn die Menschen zur Tugend bekehren könnte. Hr. *B.* schreibt geradezu, ohne zu wissen, was er schreibt. Man lese z. B. S. 85: „Die *Hoffnung* können wir eine *Tugend*, aber auch ein *Laster* nennen, je nachdem sie beschaffen ist. Sie ist auch im Grunde *keines von beyden* u. s. w." oder S. 164: „Die *Ungeschicklichkeit* ist ein Laster, wenn er *bey demjenigen*, was er wissen sollte und könnte, *vernachlässiget*, und eine Handlung, die von der Übung der Gliedmassen seines Leibes hauptsächlich abhängt, auf eine sehr unvollkommene Art und Weise verrichtet." Solchen sinnlosen Schnickschnack findet man fast auf jeder Seite.

Der Vf. von Nr. 2 hat, um den Weg zur Weisheit zu finden, seine Zuflucht zu dem englischen Zuschauer genommen. Man kennt die Manier dieser Zeitschrift. Sein Buch ist ein Auszug aus der Berliner Übersetzung desselben, der keinen Schaden stiften wird.

AN.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

December 1805.

Verzeichniss der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

L.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Decembers.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

v. Klein

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Universitäten- und Schul-Chronik

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

